Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Allgemeine deutsche Real-Encyclopaedie für die gebildeten Stände (Conversations-Lexicon) ; in zehn Baenden

Bd.: 6

Leipzig 1822

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Polym.57(6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11112621-0

Kreisbibliothek Regensburg

8° Polym. 57/6

Real=Encyklopädie

Real=Encyclopädie

oder

Converſations = Lexicon.

Fünfte Original=Auflage.

(Dritter Abdruck.)

Sechster Band.

M und N.

Nachricht für die Herren Buchbinder.

Die Titel ſind ſo zu falzen, daß der Schmutztitel vor und nicht nach dem Haupttitel zu ſtehen komme. — Nach dem letzteren folgt bei jedem Bande das Königl. Würtemb. Privilegium. Wegen des friſchen und engen Drucks iſt beim Binden alle Vorſicht anzuwenden, daß ſolcher nicht abſchwärze.

A n z e i g e.

Von der fünften Original-Auflage dieſes Werks ſind fünf verſchiedene Ausgaben veranſtaltet, und zwar in folgender Art und zu den dabei bemerkten Pränumerations-Preiſen, zu welchen es bei dem Herausgeber ſelbſt und in allen Buchhandlungen in Deutſchland zu erhalten iſt.

No. 1. F. Druckp. in ord. 8. Prän. Pr. für alle 10 Bde. 12 Thl. 12 gr. (Fl. 22. 30 Xr.)

No. 2. F. Schreibp. in ord. 8. Prän. Pr. für alle 10 Bde. 18 Thl. 18 gr. (Fl. 33. 45 Xr.)

No. 3. Weiß Med. Druckp. in Med. F. Prän. Pr. für alle 10 Bde. 22 Thl. (Fl. 39. 36 Xr.)

No. 4. supra-fein Berliner Med. Druckp. Prän. Pr. für alle 10 Bde. 28 Thl. (Fl. 50. 24 Xr.)

No. 5. supra-fein engl. Vel. Pap. Prän. Pr. für alle 10 Bde. 45 Thl. (Fl. 81.)

Man beliebe noch zu bemerken:

1) daß einzelne Theile nur zur Ergänzung abgelaſſen werden, und außerdem das Werk nur im Ganzen verkauft wird;

2) daß Privat-Perſonen, welche ſich direct an den Verleger nach Leipzig wenden und ſechs Expl. zuſammen nehmen, das ſiebente frei erhalten, oder ⅐tel des Betrags in Abzug bringen können;

3) daß für die Beſitzer der vier erſten Auflagen das Neue dieſer fünften in beſonderen Supplementen geſammelt worden, die in vier Abtheilungen (jede von 30 Bogen) ausgegeben ſind. Alle vier Abtheilungen dieſer Supplemente (124 Bogen zuſammen), die nicht getrennt werden, koſten im Pränumerationspreiſe auf Druckpapier 2 Thlr. 16 Gr. (4 Fl. 48 Xr.) und auf Schreibp. 3 Thlr. 8 Gr. (6 Fl.)

Allgemeine deutſche
Real-Encyclopädie
für
die gebildeten Stände.

(Converſations-Lexicon.)

In zehn Bänden.

Sechster Band.
M und N.

Fünfte Original-Auflage.
(Dritter Abdruck.)

Wie ſie der Verfaſſer ſchrieb,
Nicht wie ſie der Diebſtahl druckte,
Deſſen Müh' iſt, daß er richte
Andrer Mühe ſtets zu Grunde.
Calderon.

Mit Königl. Würtembergiſchen Privilegien.

Leipzig:
F. A. Brockhaus

1822.

Kreisbibliothek Regensburg

M.

M, der dreizehnte Buchſtabe des deutſchen Abc, welcher durch eine leichte Ausſtoßung des Hauches, wobei man die Lippen ſchließt, hervorgebracht wird. Er iſt ein Lippenbuchſtabe und der zweite der ſogenannten Halblauter oder fließenden Buchſtaben.

Mäander, jetzt Meinder, einer der bedeutenſten Flüſſe Aſiens. Er entſpringt in Phrygien auf dem Berge Celanus, fließt dann zwiſchen Carien und Lydien, wo er die Grenze macht, hindurch, und fällt zwiſchen Priene und Miletus ins Aegeiſche Meer. Der Mäander war bei den Alten wegen ſeiner vielen Krümmungen und Wendungen berühmt; und ſie benannten nach ihm die künſtlich in einander verſchlungenen Purpureinfaſſungen an den Mänteln und Gewändern, auch auf Urnen und Gefäßen. Daher figürlich Mäandriſche Wege, Mäandriſche Worte, d. i. künſtliche Wendungen und Umſchweife u. ſ. w.

Maas (franz. la Meuse), ein großer ſchiffbarer und beſonders für die Niederlande wichtiger Fluß. Er entſpringt im Departement der obern Marne (in der ehemaligen Champagne) bei dem Dorfe Meuſe, 5 Meilen von Langres, wird bald ſchiffbar, nimmt bei Namur die Sambre, bei Lüttich den Durth, und überhaupt in ſeinem über 110 Meilen langen Laufe 20 nahmhafte Flüſſe auf. Bei dem bekannten Schloſſe Löwenſtein fließt die Maas mit der Waal zuſammen, und wird nun die Merwe genannt, erhält aber, nachdem ſie ſich bei Dortrecht in zwei Arme getheilt hat, bei Rotterdam ihren alten Namen wieder. Beide Arme vereinigen ſich bei Vlaardingen. Bei Briel iſt die Maas eine deutſche Meile breit und ergießt ſich nicht weit davon mit ſolcher Gewalt in die Nordſee, daß das Seewaſſer in einer beträchtlichen Weite ſeinen ſalzigen Geſchmack verliert. Es liegen an der Maas 72 größere oder kleinere Städte und Feſtungen. So viele Vortheile indeſſen die Maas für den Handel gewährt, ſo iſt dieſer doch bisher nicht mit der gehörigen Lebhaftigkeit betrieben worden, woran die häufigen und ſtarken Zölle Schuld ſind.

Maaß heißt das beſtimmte Verhältniß der Theile eines Dinges zum Ganzen, und daher auch die Einheit (Maaßſtab im weitern Sinne), welche man annimmt, um andere Dinge derſelben Art auszumeſſen, d. i. daß Verhältniß ihrer Theile zu beſtimmen, und auszuſprechen, wie ſich ein Gegenſtand in Hinſicht ſeiner Größe zu dieſer angenommenen Größe verhalte. Es giebt daher noch Verſchiedenheit der Größen 1. Längenmaaße, deren Einheit eine gerade Linie iſt. Die Größe der Längenmaaße in Deutſchland iſt an verſchiedenen Orten verſchieden. Man unterſcheidet hier die Ellenmaaße, die Fusmaaße, die Ruthenmaaße und die Meilen- oder Wegemaaße. Die Benennungen und Eintheilungen, welche hieher gehören, ſind folgende: 1 Ruthe iſt zuweilen = 2 Klaftern, zuweilen = 8 Ellen (wie beim Straßenbau) oder auch wohl $7\frac{1}{12}$ Elle (eine ſächſiſche Landruthe) u. ſ. w.; 1 Klafter = 3 Ellen; 1 Elle = 2 Fuß; 1 Fuß = 12 Zoll; 1 Zoll = 12 Linien. Im Ellenmaaße

giebt es groſe Verſchiedenheiten. So z. B. enthält die leipziger Elle 250⅞ franz. Linien (den pariſer Fuß zu 14,400 Linien gerechnet), die hamburger Elle 254 franz. Linien, die brabanter Elle 306 franz. Linien, die berliner Elle 296 franz. Linien ꝛc. (Uebrigens ſ. Fuß und Meile.) 2. Flächen- oder Quadratmaaße, welche nebſt der Länge auch die Breite angeben, beſtimmen die Größe gewiſſer Theile der Oberfläche der Erde, als: ganzer Länder oder kleinerer Theile, wie Felder, Wieſen, Huthungen, Teiche, Hölzer ꝛc. Auch die Oberflächen anderer Körper, als Dächer, Wände, Fußböden, gewebter Zeuge ꝛc. werden als Flächen betrachtet und die Größe ihrer Ausdehnung als ſolche berechnet. Eine Fläche von 1 Zoll lang und 1 Zoll breit, heißt ein Quadrat (□) Zoll; 12 Zoll Länge und 12 Zoll Breite geben einen Quadratfuß von 144 □Zoll. Auch dieſe Maaße ſind ſehr verſchieden. Beſondere Benennungen ſind Juchart Morgen Landes, Acker, Arpens, Tonne, Ausſaat ꝛc. 3. Körper- oder Cubikmaaße welche nebſt der Länge und Breite auch die Höhe oder Tiefe angeben, werden zur Beſtimmung des körperlichen (cubiſchen) Inhalts der Größen gebraucht, beſonders anwendbar im Leben beim Ausmeſſen trockner (z. B. Getraide, Salz, Kohlen ꝛc.), oder flüſſiger Waaren (z. B. Wein und Branntwein, Oel, Bier ꝛc.). Zum Meſſen der erſtern hat man Laſt, Wiſpel, Malter, Säcke, Scheffel, Simmer, Faß, Himten, Spint, Tonne, Viertel, Metzen, Mäßchen ꝛc. Sie ſind nach Verſchiedenheit der Gegenſtände und Orte ſehr verſchieden. So ebenfalls die Maaße flüſſiger Sachen. Hierher gehören die Benennungen Gallon, Maaß (im engern Sinne), Pinte, Fuder, Oxhoft, Ohm oder Ahm, Anker, Faß, Eimer, Viertel, Stübchen, Kanne, Quart, Oeßel, Schoppen u. ſ. w. Die Größe der Einheit des Cubikmaaßes iſt der Würfel. Ein Körper, der 1 gemeinen Fuß lang und 1 gemeinen Fuß tief iſt, heißt ein Cubikfuß. — Im figürlichen Sinne iſt Maaß die Beſchränkung auf das Natürliche und Regelmäßige.

Maaßſtab iſt das als Einheit gebrauchte Werkzeug, womit der Raum einer gewiſſen Größe beſtimmt wird. Der verjüngte Maaßſtab iſt ein ſolcher, welcher die gewöhnlichen Längenmaaße einigemal verkleinert vorſtellt. Man bedient ſich ſeiner, um große Gegenſtände in richtigem Verhältniſſe ins Kleine zu bringen und abzuzeichnen. Transverſalmaaßſtab wird insbeſondere derjenige verjüngte Maaßſtab genannt, wo die Unterabtheilungen deſſelben ſicherer und genauer als auf dem Längenmaaßſtabe längs einer Diagonallinie abgenommen werden können.

Mabillon (Jean), ein gelehrter Benedictiner, geboren im J. 1632 zu Saint-Pierre-Mont, einem Dorfe in der Diöceſe von Rheims, trat 1653 in die Benedictiner-Congregation von Saint-Maur. Im J. 1663 ſchickten ihn ſeine Obern nach Saint-Denis, um den Fremden den Schatz und die Denkmähler dieſer Abtei zu zeigen und zu erklären. D'Achery, einer der gelehrteſten Geiſtlichen des Benedictiner-Ordens, foderte ihn zur Theilnahme an ſeinem Specilegium (einer Sammlung wichtiger, noch ungedruckter Urkunden und Nachrichten) auf, und hatte Urſache, ſeinen Fleiß und ſeinen Forſchungsgeiſt zu rühmen. Als die Congregation von Saint-Maur den Entſchluß gefaßt hatte, neue Ausgaben von den Kirchenvätern zu beſorgen, wurde ihm der heilige Bernhard (S. Bernardi opera, 2 Vol. fol. 1667.) zugetheilt, und er entledigte ſich dieſes Auf-

trags mit eben ſo viel Fleiß als Glück. Colbert, der von ſeinen Verdienſten hörte, bot ihm eine Penſion von 2000 Livres an; Mabillon aber ſchlug ſie aus, und begnügte ſich, des Miniſters Schutz für ſeinen Orden zu erbitten. Colbert ſchickte ihn im J. 1683 nach Deutſchland, um hier in Archiven und Bibliotheken Alles zu ſammeln, was zur Geſchichte Frankreichs dienen könnte. Mabillon brachte mehrere merkwürdige Documente und Urkunden in ſeinem Reiſejournal ans Licht. Da dieſe gelehrte Reiſe allgemeinen Beifall erhalten hatte, ſchickte ihn der König zwei Jahre nachher auch nach Italien, wo man ihn mit Auszeichnung aufnahm und ihm alle Archive und Bibliotheken öffnete. Auch hier fand er eine reiche Ausbeute, die er in ſeinem Museum Italicum bekannt machte. Für die königliche Bibliothek zu Paris hatte er gegen 3000 Bände ſeltener Bücher und Handſchriften geſammelt. Von allen Gegenſtänden, die ſeine Neugierde reizten, zog keiner ihn ſo ſehr an, als die Catacomben von Rom. Seine Schriften zogen ihm einige Streitigkeiten zu. Dom Rancé, Abt von la Trappe, griff in einer Schrift die Studien der Mönche an, und behauptete, daß ſie ihnen mehr ſchädlich als nützlich ſeien; Mabillon widerlegte dieſe paradoxe Behauptung im Auftrag ſeiner Congregation durch ſeinen Traité des études monastiques mit einer einfachen, aber kräftigen Beredtſamkeit. Mabillons größtes Verdienſt iſt ſein gelehrtes und ſchätzbares Werk über die Diplomatik (de re diplomatica, 2 Bücher, 1681. fol,) Dieſe Wiſſenſchaft verdankt ihm ihren Glanz. Mit großem Scharfſinn und ausgebreiteter Gelehrſamkeit ſtellte er ſichre diplomatiſche Regeln zur richtigen Beurtheilung der Urkunden auf. Dennoch fanden einige ſeiner Behauptungen Widerſpruch, beſonders von Seiten der Jeſuiten. Mabillon widerlegte dieſe durch die Supplementa, die er 1704 zu ſeinem Werke herausgab. (Eine neue Ausgabe des ganzen Werks erſchien 1709.) Liebe zum Frieden, Aufrichtigkeit und Beſcheidenheit waren die Hauptzüge in dem Charakter Mabillons. — Er ſtarb zu Paris am 27. Decbr. 1707. Die Akademie der Inſchriften hatte ihn zu ihrem Mitgliede aufgenommen. Außer den angeführten Werken hat er herausgegeben: Acta sanctorum ordinis sancti Benedicti, 9 Foliobände; Analecta, 4 Bände; ſein Museum Italicum in zwei Bänden, das er mit Germain gemeinſchaftlich herausgab, und Annales ordinis St. Benedicti, von deren 4 erſten Bänden er allein Verfaſſer und Herausgeber iſt. Außerdem hat er mehrere Werke in franzöſiſcher Sprache geſchrieben. Seine Oeuvres posthumes hat Dom Thuillier 1724 zu Paris in drei Quartbänden herausgegeben.

Mably (Gabriel **Bonnet de**), Abbé, älterer Bruder des Abbé de Condillac, war 1709 zu Grenoble geboren und ſtarb zu Paris 1785. Seine erſten Studien machte er bei den Jeſuiten zu Lyon. Als Gelehrter und Verwandter fand er Zutritt bei der Madame Tencin, die durch ihre Intriguen wie durch ihre Geiſtesgaben ſich einen Namen gemacht hatte, und eine Auswahl von gebildeten Perſonen um ſich verſammelte. Mably hatte eben ſeine Parallèle des Romains et des Français herausgegeben, welche gelobt wurde. Madame Tencin, die den jungen Abbé über öffentliche und politiſche Angelegenheiten mit vielem Scharfſinn ſprechen hörte, glaubte in ihm den Mann gefunden zu haben, deſſen ihr Bruder, der ins Miniſterium getreten war, bedurfte. Um dieſen in ſeinen Wirkungskreis einzuweihen, ſchrieb Mably ſeine Ueberſicht der ſeit dem weſtphäliſchen Frie-

den geſchloſſenen Verträge. Dies war nicht der einzige Dienſt, den er ihm leiſtete. Der Cardinal, der ſeine Schwäche fühlte, bat den König um die Erlaubniß, ſeine Meinung jedesmal ſchriftlich übergeben zu dürfen, und ertheilte Mably den Auftrag, die Berichte und Denkſchriften abzufaſſen. Er war es, der 1743 mit dem Miniſter des Königs von Preußen heimlich zu Paris unterhandelte, und den Vertrag aufſetzte, den Voltaire dieſem Fürſten überbrachte; er war es ferner, der die Schriften abfaßte, welche den Verhandlungen des 1746 zu Breda eröffneten Congreſſes zur Grundlage dienen ſollten. Dieſe verſchiedenen Urkunden beweiſen ſeinen Beruf für die Politik. Dennoch zog er ſich bald darauf, als er ſich mit dem Cardinal veruneinigt hatte, von dieſer Laufbahn zurück und widmete ſich ganz den Wiſſenſchaften. Der Marſchall Richelieu konnte ihn nicht bewegen, daß er ſich um eine Stelle in der Akademie bewarb. Eben ſo verfuhr er bei der Herausgabe ſeiner Werke mit ſeltener Uneigennützigkeit. Es hieß, man wolle ihm die Erziehung des Thronerben einer großen Monarchie antragen. Mably erklärte laut, daß die Baſis ſeines Unterrichts ſein werde: die Könige ſind um der Völker willen da, und nicht die Völker um der Könige willen. Er kannte den Zuſammenhang der Ereigniſſe ſo wohl, daß er manche wichtige Begebenheiten der Zukunft vorherſagen konnte. Seine vorzüglichſten Werke ſind: 1, Parallèle des Romains et des Français; 2. Le droit public de l'Europe; 3. Observations sur les Romains; 4. Observations sur les Grecs, ſpäter unter dem Titel Observations sur l'Histoire de la Grèce, ein wegen ſeiner lichtvollen Ordnung und Gründlichkeit empfehlenswerthes Werk: 5. Des principes des négociations; 6. Entretien de Phocion, worin der Verfaſſer ſeine Ideen von der Tugend der Vaterlandsliebe und von den Pflichten aufſtellt, die Staat und Bürger gegen einander haben; 7. Observations sur l'Histoire de France; 8. Entretiens sur l'Histoire; 9. De la manière d'écrire l'Histoire; 10. Lettre à Mad. la Marquise de P . . . sur l'opéra. — Sein Styl iſt lichtvoll, correct, zuweilen elegant, aber etwas kalt. Der Abbé Brizart hat der Sammlung ſeiner Werke, welche 1794 zu Paris in 15 Octavbänden erſchien, eine Lobrede auf ihn vorgeſetzt.

Macao, portugieſiſche Niederlaſſung in der chineſiſchen Provinz Quang tong, worüber aber die Chineſen die Oberherrſchaft haben, und einen jährlichen Tribut von den Portugieſen erhalten. Sie begreift die Südſpitze einer Halbinſel im Meerbuſen von Canton, auf welcher 34,000 Menſchen, darunter 30,000 Chineſen, leben. Die Zahl der Portugieſen iſt ſehr gering. Eine zum Theil verfallene, bis an beide Seiten des Meeres reichende Mauer trennt dieſes den Portugieſen überlaſſene Territorium von dem übrigen China. Die Stadt Macao, der Sitz des Gouverneurs, hat eine Citadelle, einen ſichern Hafen mit einer ſehr mühſamen Einfahrt, eine portugieſiſche Beſatzung von 400 Mann, größtentheils Neger und Mulatten, und 12,000 Einwohner. Ehemals war der Handel von Macao weit blühender; noch jetzt laufen jährlich 30 große Schiffe aus Liſſabon, Madera, Malacca, Bengalen, den Sunda-Inſeln ꝛc. ein, welche vorzüglich Opium nach China einführen, und dagegen Thee eintauſchen. Auf einer Anhöhe bei der Stadt findet man eine Grotte, in welcher Camoens ſeine Luſiade gedichtet haben ſoll, und die daher auch die Grotte des Camoens heißt.

Macartney (Georg Earl of), geb. 1737 zu Liſſanoure in Irland, erhielt in ſeiner Jugend eine ſorgfältige Erziehung, trat in ſeinem 13. Jahre in das Trinity-College auf der Univerſität Dublin, und wurde 1759 Magiſter. Darauf ging er nach London, wo er mit Burke, Dodswell, Bacon und andern ausgezeichneten Köpfen bald vertraute Freundſchaft ſchloß. Er machte nachher eine Reiſe durch die vorzüglichſten Länder des Continents. Als er nach England zurückgekehrt war, bewirkten ſeine Gönner, die Lords Holland und Sandwich, zuerſt ſeine Wahl zum Parlamentsglied, und dann ſeine diplomatiſche Sendung nach Petersburg, um die Kaiſerin Catharina zu Abſchließung eines Allianz- und Handelsvertrags mit England zu bewegen. Im Jan. 1765 kam Macartney in Petersburg als außerordentlicher Bothſchafter an, und brachte nach ſchwierigen Unterhandlungen glücklich einen Handelsvertrag zu Stande. Aber die brittiſchen Miniſter, die nicht ſowohl den Inhalt, als einige Unweſentlichkeiten mißbilligten, verſagten ihre Genehmigung, und erſt nach langen höchſt mühſeligen Verhandlungen gelang es Macartney, deſſen Ausdauer faſt noch mehr, als ſeine Geſchicklichkeit Bewunderung verdiente, einen zweiten abgeänderten Vertrag abzuſchließen. Er verließ Petersburg mit Zeichen der beſondern Achtung der Kaiſerin; der König Stanislaus von Polen, dem er am Petersburger Hofe ebenfalls weſentliche Dienſte geleiſtet hatte, gab ihm ſeine Dankbarkeit durch Ueberſendung des weißen Adlerordens zu erkennen. Macartney folgte nach einiger Zeit als Secretär dem Lord Townſend nach Irland, wohin dieſer als Vicekönig ging. Er wurde nach und nach Mitglied des Parlaments, Ritter des Bathordens und Gouverneur von Granada und Tabago. Auf dieſem Poſten blieb er bis zur Eroberung dieſer Inſel durch die Franzoſen im J. 1779. Er fiel ſelbſt in franzöſiſche Gefangenſchaft und verlor einen großen Theil ſeines Vermögens. Im J. 1780 erhielt er das Gouvernement von Madras, welches er mit ſo viel Klugheit und Uneigennützigkeit verwaltete, daß das Miniſterium beſchloß, ihn zum Generalgouverneur von Bengalen zu ernennen. Er lehnte jedoch dieſe Ehre ab und kam 1792 nach England zurück. Die Regierung beſchäftigte ſich damahls mit dem Plane, den Abſatz der engliſchen Waaren in China eine größere Ausdehnung zu verſchaffen, um nicht jährlich ſo bedeutende baare Summen dieſem Lande für Thee zufließen laſſen zu müſſen. Man hielt Macartney für den fähigſten Mann, dieſe Geſandtſchaft auszuführen, und er ließ ſich bereit dazu finden. Man überließ ihm ſelbſt die Ernennung aller Perſonen, die ihn begleiten ſollten, ſo wie alle übrigen Beſtimmungen. Der König erhob ihn zum Viscount Macartney. Am 26. Sept. 1792 ſegelte die Expedition von Spithead ab, und erreichte glücklich ihre Beſtimmung. Aber weder die mitgebrachten Geſchenke, deren Werth die Chineſen nicht verſtanden, noch die, ſelbſt manche Demüthigung nicht achtende Nachgiebigkeit des Geſandten, konnten ihn zu ſeinem Zwecke führen. So kam er 1794 unverrichteter Sache wieder nach London zurück, und wurde zum Zeichen der königl. Zufriedenheit mit ſeinem Eifer im Dienſte des Vaterlandes, zum Earl (Grafen) of Macartney erhoben. Der Geſandtſchafts-Secretär, G. L. Staunton, hatte bereits einen Theil der merkwürdigen und lehrreichen Beſchreibung dieſer Geſandſchaftsreiſe dem Publicum übergeben, als ſein Tod das Werk unterbrach; ſie erſchien in der Folge vollſtändig von Barrow. Beide Reiſebeſchreibungen ſind vielfältig überſetzt worden. Im J. 1795 ging Macartney als Geſandter nach Verona zu dem Bruder Ludwigs XVI. und 1799

als Gouverneur nach dem Cap. Er ſtarb zu London 1806 mit dem Ruhm eines eben ſo geſchickten Diplomatikers, als redlichen, uneigennützigen, für ſein Vaterland raſtlos thätigen Mannes.

Macbeth (zuſammengeſetzt aus Mac, der Nachkomme, und Beth, einer der berühmteſten ſchottiſchen Könige, und zwar der Reihe nach der 85ſte. Als Feldherr unter ſeinem Vetter Donald VII. bekämpfte und unterdrückte er die Inſelbewohner und Irländer mit vielem Glück. Gegen die Dänen geſendet, ließ er den Anführern, während der angefangenen Friedenstractate, bei einem Gaſtmahl einen Schlaftrunk einmiſchen, überfiel die übrigen in ihrem Lager und richtete ein großes Blutbad unter ihnen an; nur wenige konnten ſich nebſt dem Könige durch die Flucht retten. Macbeth, bald übermüthig durch ſein Glück, ſtrebte nun ſelbſt nach der Krone. Ein Traum, in welchem drei übermenſchliche Weiber ihn als Than von Angus, von Murray, und als König von Schottland begrüßten, beſtärkte ihn in dem Vorſatz, ſeinen ſchwarzen Plan auszuführen, und den König im 7ten Jahre der Regierung zu ermorden. Des Königs Söhne mußten flüchten und Macbeth wußte theils durch Geſchenke an den Adel, theils durch ſtrenge Gerechtigkeitspflege das Volk auf ſeine Seite zu bringen Zehn Jahre lang ſchien er durch gute Geſetze und Einrichtungen unter den guten Regenten eine Stelle behaupten zu wollen, als er ſich auf einmal zum treuloſen, grauſamen Tyrannen umwandelte. Das erſte Opfer war Banco, der ihm beim Königsmorde beigeſtanden hatte, und den er jetzt bei einem Gaſtmahle tödten ließ. Bald ließ er unter erdichteten Urſachen mehrere Große des Reichs hinrichten, von deren Vermögen er ſich eine Leibwache unterhielt. Dadurch noch nicht ſicher genug, ließ er auf dem Berge Dunſinan ein Caſtell erbauen, von wo aus er das ganze Land überſehen konnte, und zu deſſen Bau ihm die Thans die Leute ſchicken, ja ſie ſelbſt die Aufſicht führen mußten. Empört über dieſe Tyrannei, ging einer der bedeutendſten Männer, der Than von Fife, Macduff, nach England, und foderte hier Malcolm, des ermordeten Königs Donald Sohn, zur Rache auf. Unterſtützt vom König Eduard von England, kamen ſie zurück, und Macbeth, von dem die Schotten meiſtens abfielen, wurde, nachdem er ſich in ſein Caſtell geflüchtet hatte, 1057, im 17ten Jahre ſeiner Regierung, getödtet. — Dieſen Stoff hat Shakſpeare in ſeinem berühmten Trauerſpiele Macbeth benutzt.

Maccabäer, ſ. Juden.

Maccaroni, Macheroni, eine beſondere Art italieniſcher Nudeln, welche aus dem feinſten türkiſchen Weizenmehle mit Waſſer durch eigne Mühlen oder Maſchinen bereitet werden. Ihre eigentliche Form iſt röhren- oder ſtengelförmig, doch gibt es auch platte, viereckige und gewundne. Sie ſind eine Lieblingsſpeiſe der Italiener, und auch unter den niedern Volksclaſſen, freilich aber von geringerer Maſſe, ſehr gewöhnlich. Die beſten kommen aus Neapel, dann aus Aix in Frankreich. In Deutſchland fabricirt man ſie zu Wien, Magdeburg, Halle, Dresden. Sie müſſen, damit ſie nicht dumpfig werden, an trocknen Orten aufbewahrt werden.

Maccaroniſche (Macheroniſche) Gedichte, eine beſondre Gattung ſcherzhafter lateiniſcher Gedichte, in denen eine Menge italieniſcher Worte mit lateiniſchen Biegungen eingemiſcht ſind. Der Urheber dieſer, blos in Italien bekannten Gattung komiſcher Gedichte war Teofilo Folengi, unter dem angenommenen Namen Merlino Coccajo, ein gelehrter und witziger Benedictiner, gebür-

tig aus Mantua, ein Zeitgenoſſe und Freund des Sannazar. Folengi war 1484 geboren, ſtudirte zu Bologna, und trat in den Benedictiner=Orden. Ferdinand von Gonzaga, bei welchem er ſich 10 Jahre hindurch in Sicilien aufhielt, war ſein großer Gönner und Beſchützer, daher er auch öfters deſſen Lob ſingt. Den Reſt ſeiner Tage brachte er in einem Kloſter bei Baſſano, im ehemaligen venetianiſchen Gebiete, zu, wo er am 9. December 1544 ſtarb. Man hat von ihm verſchiedene italieniſche und lateiniſche ernſthafte und religiöſe Gedichte, die nicht ganz ohne Werth ſind. Unter den italieniſchen Dichtern wird er für den Schöpfer der komiſchen Epopöe gehalten. Sein Hauptgedicht in dieſer Gattung nannte er Phantaſien oder Maccaronea, weil er, ſo wie zu den Maccaroni verſchiedene Ingredienzien genommen werden, in ſeinem Gedichte Lateiniſch und Italieniſch vermiſchte. Den Helden ſeines aus 25 Geſängen beſtehenden Gedichts, Beldus, führt er, wie Virgil den Aeneas, durch mancherlei Begebenheiten und zuletzt in die Hölle, wo er unter andern die Strafen der Dichter ſieht, denen von beſonders dazu beſtellten Teufeln für jede Unwahrheit oder Uebertreibung, die ſie geſagt haben, ein Zahn ausgeriſſen wird, der aber alle Tage wieder wächſt. Dieſes Gedicht, das viele ſatiriſche Schilderungen der Sitten jener Zeit, mitunter auch ſchöne Stellen in ächt lateiniſchen Verſen enthält, hat keinen eigentlichen Nachahmer gefunden. Außer demſelben ſind von Folengi noch ein kleineres komiſches Gedicht: Moschea, oder der Krieg der Mücken und Ameiſen, ein jugendlicher Verſuch, ferner Eclogen und Epiſteln, ſämmtlich in der Maccaroniſchen Versart, vorhanden.

Mac=Carthy Reagh. Dieſer aus Schottland gebürtige Graf, der ſeit beinahe 40 Jahren Toulouſe zu ſeinem Wohnorte gewählt hatte, war einer der größten Bibliomanen unſrer Zeit. Sowohl durch die Aneignung ganzer Sammlungen, als durch bedeutende Käufe in den berühmteſten Verſteigerungen ſammelte er ſich eine Bibliothek, welche wegen der Seltenheiten, welche ſie enthielt, ſo wie durch ihre Koſtbarkeit und Pracht allgemeine Bewunderung erregte. Den vorzüglichſten Gegenſtand ſeines Sammlerfleißes machten Exemplare auf Pergament aus, deren wohl nie eine Bibliothek mehrere beſeſſen hat, als die ſeinige (602 Werke in 826 Bänden). Zugleich zeichnete ſie ſich durch eine Sammlung der ſeltenſten alten Drucke, ſo wie der älteſten Producte der franzöſiſchen Literatur, welche ſeit der Valliereſchen Verſteigerung nicht wieder in ſolcher Vollſtändigkeit geſehen worden ſind, und durch eine bedeutende Anzahl von Exemplaren auf groß Papier, durch koſtbare Einbände und überhaupt durch die ausgeſuchteſten und ſchönſten Exemplare aus, zu deren Verzierung der Beſitzer mehrere Perſonen in ſeinem Hauſe hielt, und ſogar einen eignen Buchbinder von London aus kommen ließ. Dieſe treffliche Sammlung, deren Andenken der von Debure gefertigte Catalog (Par. 1815, II. 8.) nicht untergehen laſſen wird, ward zu Paris im J. 1817 verſteigert und gab mit Ausſchluß der von der Familie zurückerſtandenen Werke einen Ertrag von 404,746 Fr. 50 C.

Machiavelli (Niccolò). Aus den Werken eines Schriftſtellers Gemüth und Charakter deſſelben zu erkennen, iſt ſchwer. Wenn aber, wie es im Alterthum und in dem italieniſchen Mittelalter der Fall war, die Schriften ſelbſt nicht ſowohl als ein Geſagtes, ſondern als eine Handlung erſcheinen, da läßt aus ihnen die Perſönlichkeit des Schreibenden ſich wohl beurtheilen, — ja über allen Zweifel erheben, wenn die Handlungen des Autors in Uebereinſtimmung ſtehen zu ſei-

nen hinterlaſſenen Werken. Das letztere iſt mit Niccolò Machiavelli, dem berühmten florentiniſchen Staatsſecretär der Fall. Der große Mann hat der einſeitigen Beurtheilung ſeines Tractats, welcher der Fürſt überſchrieben iſt, das Unglück zu verdanken, als der Erfinder einer abſcheulichen Politik (Machiavelliſtiſche Politik, Machiavellismus) genannt zu werden, welche lehren ſoll, wie der Despotismus durch die ſcheußlichſten Gewaltthätigkeiten dauernd zu begründen ſei. Dieſe nachtheilige Meinung über Machiavelli iſt vorzüglich durch Bayle, der ihn in ſeinem Wörterbuche als den größten Böſewicht darſtellt, allgemein worden. Mehrere, ſelbſt Friedrich d. Gr. in ſeinem Antimachiavell, haben ihn zu widerlegen geſucht; aber er hat auch unter ſehr einſichtsvollen Männern Vertheidiger wegen ſeiner eigentlichen Abſicht gefunden. Niccolò Machiavelli ward den 3. Mai 1469 aus einem edlen Geſchlecht, deſſen Vorfahren die höchſten Würden in der florentiniſchen Republik bekleidet hatten, zu Florenz geboren. Von den frühern Begebenheiten ſeiner Jugend iſt wenig bekannt. Marcellus Virgilius war ſein Lehrer in den Wiſſenſchaften, denen er ſich mit dem glücklichſten Erfolge widmete. Seiner ausgezeichneten Talente wegen wurde er im erſten Mannsalter Cancelliere der Republik, und nicht lange nachher erhielt er den weit wichtigern Poſten als Staatsſecretär derſelben. In den Tagen, wo die Florentiner ihre politiſche Freiheit gegen die vertriebenen Mediceer wieder erlangt hatten (ſ. d. Art. Mediceer) und aus Furcht vor dieſen in die vergrößerungsſüchtigen Fehden und Händel Carls VIII. verwickelt wurden, wo daher die höchſte Klugheit in politiſchen Unterhandlungen und der echt republikaniſche Sinn der Unterhändler erfodert ward, da wurde Machiavelli von einem wichtigen geſandtſchaftlichen Poſten zum andern berufen. So war er zu verſchiedenen Zeiten viermal Bevollmächtigter der Republik am franzöſiſchen und zweimal am päpſtl. Hofe; auch beim Kaiſer Maximilian bekleidete er die nämliche Würde. Die Republik erkannte Machiavellis große Verdienſte, belohnte ſie aber nur kärglich; bisweilen mußte er die oberſte Behörde (Signoria) mit Bitten angehen, ihn aus der Dürftigkeit zu reißen. Von höchſtem Nutzen waren der Republik ſeine Rathſchläge, als ſich die Bewohner von Val di Chiana empörten. Nach den vielen Briefen, welche von ihm in den florentiniſchen Archiven aufbewahrt werden, waren folgende die vorzüglichſten Maximen ſeiner politiſchen Rathſchläge: Friedliche und freundſchaftliche Auseinanderſetzungen, ſtrenge und durchgängige Gerechtigkeitspflege, das Volk möglichſt ſchonende Abgaben und ſorgſame Berückſichtigung der geringfügigſten Umſtände, wenn ſie in irgend einer Beziehung zu den öffentlichen Angelegenheiten ſtanden. Auch in militäriſcher Hinſicht war die Republik ſo feſt von der Gründlichkeit ſeiner Einſichten überzeugt, daß ſie im Kriegsweſen vor allen ſeinen Rathſchlägen folgte; unter andern ward nach ſeiner Angabe eine toscaniſche Legion gebildet, welche ſich ſpäter unter Johann von Medicis Anführung auf das rühmlichſte auszeichnete. Als es dem Papſte Julius II. gelang, der franz. Uebermacht in Italien ein Bündniß entgegen zu ſtellen, ſuchte Ludwig XII., um ſich an dem Papſte zu rächen und ihn, wo möglich ſeiner Würde zu entſetzen, ein Concilium in Italien zu Stande zu bringen, und verlangte, daß die Florentiner Piſa, welches damahls wieder unter ihre Oberherrſchaft gekommen war, dazu hergeben möchten. Machiavelli fürchtete die römiſchen Bannſtrahlen und rieth, jenen Antrag abzulehnen. Er ging ſelbſt in dieſer Abſicht als Geſandter an den König

ab; allein vergeblich. Nach ſeiner Rückkehr wurde er nach Piſa geſendet, um das Concilium zu beobachten, und wo möglich deſſen Auflöſung zu bewirken. Nichts deſto weniger war der Papſt auf die Florentinern ſo erzürnt, daß er in Vereinigung mit Ferdinand König von Aragonien, ihnen die Freiheit raubte, und die Mediceer wieder einſetzte. Da Macchiavelli durch That und Wort unermüdlich für die Republik zu wirken bemüht geweſen war, ſo hatte der Mediceer Lorenzo, welcher die Dictatur über Florenz übernahm, nichts angelegentlichers zu thun, als ihn kraft öffentlichen Decrets ſeiner ſämmtlichen Würden zu entſetzen. Bei der Verſchwörung des Boscoli und Capponi gegen den Cardinal Giovanni dei Medici ward er, der Theilnahme verdächtig, eingekerkert und der Tortur unterworfen, welche er, ſo wie die darauf folgende Verbannung, mit kaltblüthigſter Standhaftigkeit ertrug. Als der Cardinal Papſt ward, erhielt er die Freiheit wieder; nach ſeiner Rückkehr in das Vaterland ſchrieb er die Discorsi (Abhandlungen) über die zehn erſten Bücher des Livius, und ſeinen Principe, welchen er dem Lorenzo von Medici dedicirte. Dafür von der mächtigen Familie wieder in Gnaden angenommen, ward er vom Cardinal Julius, der in Leo's X. Namen Florenz verwaltete, bei einer angeblich beabſichtigten Reform der daſigen Angelegenheiten, zur Dämpfung mannichfacher Unordnungen und Gährungen als Rathgeber gebraucht. Der Verdacht, in welchen Macchiavelli bei einer neuen Verſchwörung gegen die Mediceer kam, hatte für ihn blos die nachtheilige Folge, daß er in die dunkle Dürftigkeit des Privatlebens zurückkehren mußte. Als Julius unter dem Namen Clemens VII. den päpſtlichen Stuhl beſtiegen hatte, erhielt Macchiavelli wieder öffentliche Aufträge; beſonders wurde er zu den vereinigten Truppen des Papſtes und der Florentiner geſendet, um zur Vertheidigung Toskana's gegen Carls V. Heer zu wirken. Das zuletzt von den Mediceern ihm bewieſene Zutrauen hatte ihm die Florentiner abgeneigt gemacht, und ſo ſtarb er nach ſeiner Rückkehr nach Florenz den 22. Juni 1527 verkannt und verſchmäht. Seine vorzüglichſten Schriften, politiſchen Inhalts, ſind die Discorsi oder Abhandlungen über die Geſchichte des Livius, und der Principe. In beiden (in Hinſicht der gedrängtern Eleganz des Styls möchte dem Principe der Vorzug zu geben ſein) beweiſte er ſich als den gründlichſten Kenner der alten Geſchichte und der Geſchichte ſeiner Tage, und als den größten Staatsmann, indem er den Charakter jeder öffentlichen Verfaſſung auf das lebendigſte durchdrungen hatte und zugleich, mit einzig practiſchem Geiſte begabt, die deutlichſten Einſichten beſaß, wie die glückliche Fortdauer, wie der Untergang jeder Verfaſſung bedingt ſei. Die Discorsi ſind das Reſultat ſeines Studiums der alten Geſchichte, der Principe des gleichzeitigen italieniſchen politiſchen Lebens. Auf unſere Zeiten, die Zeiten conſtitutioneller Monarchien, ſind die in dem Principe aufgeſtellten Erfahrungslehren nicht anwendbar; und wenig müſſen daher diejenigen den Principe und die neueſte Geſchichte unſerer Monarchien (das Bonapartiſche Syſtem war nur eine freche Epiſode) begriffen haben, die von jenem ein Verderbniß dieſer befürchten konnten. Welche Zeiten dem Macchiavelli die liebſten, ſeinem Gemüth am meiſten zuſagenden waren, leuchtet aus den Discorsi ein, wo er, von Enthuſiasmus für freie volksmäßige Verfaſſungen hingeriſſen, oft ſeine ſonſt ganz ruhig ſyſtematiſche Darſtellung vergißt und ſelbigen begeiſterte Lobreden hält. Als Seitenſtück zu ſeinem Principe iſt der kurze hiſtoriſche

Aufſatz zu betrachten: Ueber das Verfahren des Herzogs von Valentino (Ceſare Borgia) bei Ermordung des Vitellozzo Vitelli, Olivetotto da Fermo, Signors Pagolo und Herzogs di Gravina Orſini, welches das einleuchtendſte Beiſpiel von der Verfahrungsart der damahligen italieniſchen Tyrannen angibt (ſ. d. Art. Borgia). Sein Dialog über die Kriegskunſt eifert gegen das Verderbniß des italieniſchen Kriegsweſens durch den Gebrauch gemietheter Banden und dringt auf die Bewaffnung der eignen Bürger jedes Staates und jeder Gemeinheit. Die bei Veranlaſſung ſeiner Geſandtſchaften von Machiavelli geſchriebenen Briefe und Schilderungen Frankreichs und Deutſchlands ſind, ungeachtet der Kürze der letzteren, höchſt intereſſante hiſtoriſche Denkmähler jener Zeiten und der hellen Beobachtungsgabe ihres Verfaſſers. Das Leben des Caſtruccio Caſtracani von Lucca muß für ein Jugendwerk gelten, das als eine mißverſtandene Nachahmung der alten zu betrachten iſt. Sein vorzüglichſtes Werk iſt die florentiniſche Geſchichte, worin er ein Muſter italieniſcher Proſa in einem unvergleichlichen pragmatiſchen Geſchichtswerk aufgeſtellt hat. Es beſteht aus neun Büchern, wovon das erſte vom Untergange des weſtrömiſchen Kaiſerthums anhebt, und mit der Zeit ſchließt, wo Florenz eine ſelbſtſtändige politiſche Wichtigkeit erhielt. Das Ende machen die Begebenheiten, welche auf die Verſchwörung gegen die Mediceer Lorenzo und Giuliano folgten. Seine hiſtoriſchen Fragmente ſind meiſterhafte Skizzen. Der Dialog über den Zorn iſt ein Jugendwerk, das eigentlich mehr nicht als eine ſtyliſtiſche Uebung in Ciceronianiſchen Perioden iſt. Die Beſchreibung der Peſt dagegen, welche in Florenz während der zwei Jahre 1522 und 1523 wüthete, darf ſich neben die ähnliche Thucydideiſche Beſchreibung ſtellen. Auf echt italieniſche Weiſe endet ſie mit einem Liebesverſtändniß. Außerdem hat man noch von Machiavelli eine Sammlung Sentenzen und Verordnungen für eine geſchloſſene Geſellſchaft (compagnia di piacere). Letztere geben keinen übeln Beweis für die Lebensluſtigkeit des Verfaſſers. Von den Komödien des Machiavelli ſ. d. Art. Italieniſches Theater. Ihre geiſtreiche Frivolität beweiſt, wie ein ſo eminenter Menſch ohne allen Sinn für wahre Poeſie ſein konnte. Wie wenig er überhaupt für ſogenannte ſchöne Literatur geboren war, ergibt ſich aus ſeinem Aufſatz über die italieniſche Sprache, worin er den florentiniſchen Dialect als italieniſche Schriftſprache gegen Dante's Angriff auf eine höchſt ſeichte und unglückliche Weiſe vertheidigt. Sammlungen ſeiner Werke ſind herausgekommen zu Florenz 1782 und zu Baſel 1803 in 8 Bänden. Die vollſtändigſte iſt diejenige, welche in 10 Bänden, Mailand 1805 in 8., in der Sammlung der ſämmtlichen claſſiſchen italieniſchen Autoren erſchienen iſt. Von ſeinen Schriften iſt das Buch vom Fürſten am häufigſten in andere Sprachen, ins Deutſche zuletzt von Rehberg, Hannover 1810, überſetzt worden. Dm.

Macdonald (Stephan Jacques Joſeph Alexandre), Marſchall und Pair von Frankreich, Herzog von Tarent, von ſchottiſcher Herkunft, aber in Frankreich geboren, nahm Kriegsdienſte in der Legion des Generallieut. Grafen von Maillebois im J. 1784, die nach Holland beſtimmt war, um die antioraniſche Partei gegen den Erbſtatthalter zu unterſtützen. Im J. 1787 wurde er beim 87. Linien-Infanterieregiment angeſtellt. Er widmete ſich mit ſeltenem Eifer dem Studium der Kriegskunſt, und machte ſich durch ſeine Talente ſo bemerkbar, daß ihn die Republik im J. 1793 zum Brigadegeneral er-

nannte. Als ſolcher diente er 1794 ffg. mit Auszeichnung unter Pichegru bei der Nordarmee in Holland. Er war es, der die Poſten von Cammines Nord, Warneton und Warwik wegnahm und nachher in Oſtfriesland eindrang. Im J. 1796 führte er als Diviſionsgeneral den Heerbefehl zu Düſſeldorf und Cöln, kam dann zur Rheinarmee und endlich nach Italien, wo er unter Bonaparte ſeinen Ruf als Feldherr gründete. Nach dem Frieden von Campo Formido ſtand er bei dem Heere unter Berthier, das Rom und den Kirchenſtaat beſetzte. Er wurde zum Gouverneur des Kirchenſtaats ernannt, und leitete die Verwandlung Roms in eine Republik unter Conſuln. Aber Neapel griff zu den Waffen und Mack drang mit 50,000 Mann nach Rom vor. Alſo mußte Macdonald mit ſeinen Truppen ſich zu dem Heere des franz. Obergenerals Championnet zurückziehn. Doch bald war dieſer ſtark genug, um angriffsweiſe zu verfahren, und Macdonald trug viel bei zu den Siegen bei Trento, Monteroſi, Baccano, Calvi und Civita Caſtellana. Schon am 14. December zog Macdonald zum zweitenmal in Rom ein. Nach Championnets Abſetzung im Frühjahr 1799 erhielt er den Oberbefehl über die franzöſiſche Armee zu Neapel. Während er hier gegen den Cardinal Ruffo und die Calabreſen focht, hatten Suwarow und Melas die Lombardei erobert und waren bis Turin vorgedrungen. Nur Moreau deckte damals durch kluge Märſche die Gränze Frankreichs und die Päſſe von Genua. Hierauf zog er Macdonald entgegen, welcher Unteritalien räumte, um ſich an Moreau anzuſchließen. Aber ſtatt den Seitenmarſch ins Genueſiſche gleich anfangs zu wählen, zog Macdonald, um den Feind allein zu ſchlagen, über Modena, Parma und Piacenza auf die Straße von Voghera. Zwar warf er am 12. Juni 1799 die Oeſterreicher unter Hohenzollern aus ihrer Stellung bei Modena zurück; allein Suwarow und Melas drängten ihn am 17. Juni über den Tidone, und ſchlugen ſein durch Märſche und Kämpfe erſchöpftes Heer den 18. und 19. Juni gänzlich an der Trebia unweit Piacenza. Macdonald mußte ſich, verwundet, mit ſeinem bis auf 22,000 Mann geſchwächten Heere ins Toscaniſche zurückziehen. — Da nun Moreau den kühnen Sieger vom weitern Verfolgen abhielt, ſo gelang es Macdonald, ungehindert die Appenninen zu überſteigen, und auf dem Wege la Corniche durch das öſtliche Küſtenland im Genueſiſchen zu Moreau zu ſtoßen. Er ſelbſt ging, um ſeine Wunden zu heilen, nach Frankreich. Bald darauf vereinigte er ſich mit dem aus Aegypten zurückgekommenen General Bonaparte, und unterſtützte die Revolution vom 18. Brumaire. Vorzüglich wirkte er durch die Bändigung der Jacobiner, deren Club in Verſailles er aufhob, zur Gründung des neuen Conſulats mit. Den 1. Dec. 1800 führte er die Reſervearmee in Graubünden über die beſchneiten Alpen des Splügen, und drang in das Veltlin ein. Nach dem Frieden von Lüneville war er franzöſiſcher Geſandter in Dänemark, bis 1803. Darauf wurde er Großoffizier der Ehrenlegion, blieb jedoch ohne Commando, weil er im Verdacht ſtand, an Moreau zu hängen. Erſt in dem Feldzuge von 1809 ward er wieder angeſtellt. Er drang mit dem rechten Flügel des Vicekönigs über die Piave vor, nahm Laybach, und entſchied den Sieg bei Wagram, ſo daß der Kaiſer, indem er ihn zum Marſchall erhob, zu ihm ſagte: „Ihnen und meiner Garde-Artillerie danke ich vorzüglich dieſen Sieg." Im J. 1810 bekam er das Commando von Augereau's Corps in Catalonien, und behauptete auch hier, ſo wie 1812 in dem Kriege gegen Rußland, ſeinen Feldherrnruhm. Die Capitulation

der Preußen unter York, die unter ſeinem Befehle ſtanden, zwang ihn zum Rückzug, den er über Königsberg (3. Jan. 1813) ausführte. Im Mai 1813 nahm er Merſeburg, focht ehrenvoll bei Lützen und Bautzen, ward aber an der Katzbach (ſ. d. Art.) von Blücher geſchlagen. Bei Leipzig (18. Okt.) commandirte er das 11. Armeecorps. Auch bei Hanau focht er mit, ſo wie in dem blutigen Feldzuge zwiſchen der Marne und Seine. Als im Anfange des Aprils 1814 Napoleons erſte Cataſtrophe eintrat, hatte er verſchiedene Audienzen bei Alexander, um für Napoleon zu unterhandeln. Er war es auch, der dieſen zur Thronentſagung bewog, worauf er Ludwig XVIII. ſeine Unterwerfung zuſandte. Der König ernannte ihn zum Mitglied des geh. Kriegsraths und St. Ludwigsritter. Während Napoleons Rückkunft 1815 blieb er auf ſeinen Gütern. Nach deſſen Sturz ward er Kanzler der Ehrenlegion und erhielt den Oberbefehl über die Loire-Armee, deren Auflöſung er bewirkte. Als Pair von Frankreich hat er in der Kammer durch Rechtlichkeit und liberale Geſinnung ſich eben ſo ſehr als durch Treue gegen die Conſtitution und den König ausgezeichnet. Sein Vorſchlag aber, die Emigranten wegen des Verluſtes ihrer Güter theilweiſe zu entſchädigen, ward nicht angenommen.

Macedonien (jetzt Comenolitari), der nördliche Theil der öſtlichen Halbinſel in Europa, von Griechen bewohnt, ein bergiges und wälderreiches Land, deſſen Hauptreichthum in Gold- und Silbergruben beſtand, das aber an den Küſten auch viel Getraide, Oel, Wein und Baumfrüchte trug. Die Bewohner deſſelben lebten von der Jagd und Ackerbau. Die Grenzen waren zu verſchiedenen Zeiten verſchieden. Sehr beſtimmt waren ſie im Süden durch den Olympus und die kambuniſchen Gebirge (jetzt Monte di Voluzzo), wodurch es von Theſſalien, und im Weſten durch den Pindus (jetzt Stymphe), wodurch es von Epirus getrennt wurde. In Anſehung der Oſt-, Nord und Nordweſtgrenzen muß man die Zeiten vor und nach Philipp (dem Vater Alexanders) unterſcheiden. Vor ihm gehörte alles Land jenſeit des Strymon (Strumona) und ſelbſt die macedoniſche Halbinſel von Amphipolis bis Theſſalonica zu Thracien, desgleichen auch das Land der Päonier gegen Norden; im Nordweſten aber machte der See Lychnitis (Achrida) die Grenze Macedoniens gegen Illyrien. Philipp eroberte jene Halbinſel und alles Land bis zum Fluſſe Neſſus oder Neſtus (Kara Soa) und dem Rhodope-Gebirge, ferner das Land der Päonier und Illyrier jenſeit des Sees Lychnitis. Seiner größten Ausdehnung nach erſtreckte ſich alſo Macedonien vom Gebirge Orbelos (Sumonizza) bis an die kambuniſchen Gebirge, den Pindus und Olymp und wieder vom Fluſſe Neſſus und dem Aegeiſchen Meere bis zum Joniſchen, wo der Drino die Grenze machte. Die Provinzen waren ihrem Namen nach größtentheils ſchon vor Herodots Zeiten bekannt. Zu Philipps Zeiten waren deren neunzehn. Die Römer theilten das Land in vier Striche; den öſtlichen am Strymon und Neſtus, Hauptſtadt Amphipolis; die Halbinſel, Hauptſtadt Theſſalonica; den ſüdlichen über Theſſalien, Hauptſtadt Pella; und den nördlichen, Hauptſtadt Pelagonia. Illyrien trennten ſie davon. — Macedonien wurde eigentlich durch zwei Völkerſtämme beſetzt, durch die Thracier, zu denen die Päonier und Pelagonier gehörten, und durch die Dorier, zu denen ſich ihrer Sprache und Lebensart nach die Macedonier bekannten. Plinius ſpricht von 150 verſchiedenen Völkerſchaften, die in älteſter Zeit das Land bewohnt haben ſollen; wovon aber keine Nachrichten

zu uns gekommen ſind. Die Einwohner Macedoniens wurden eher cultivirt, als die übrigen Griechen, welche ſogar von ihnen lernten, in der Folge aber blieben ſie ſo weit hinter den Griechen zurück, daß dieſe ſie zu den Barbaren rechneten. Sie waren in mehrere kleine Staaten getheilt, welche mit den Illyriern und Thraciern unaufhörlich Krieg führten, bis Philipp und Alexander einem dieſer Staaten das Uebergewicht über die andern gaben und ihn zum mächtigſten der Welt erhoben. Ohne dieſen Staat genau zu kennen, wiſſen wir nur, daß ſeine Regierungsform eingeſchränkt monarchiſch war, daß er lange klein und ohnmächtig blieb, den Illyriern, Thraciern und Perſern Tribut zahlte und den Atheniensern ſeine Seehäfen zu Handelsniederlagen überlaſſen mußte. Die Reihe ſeiner Könige fängt mit dem Herakliden Caranus an, wird aber erſt mit Philipp (ſ. den Art.) für die Geſchichte wichtig. Dieſer wußte die Kräfte des Landes und ſeine kriegeriſchen Bewohner ſo wohl zu benutzen, daß er das unter ſich uneinige Griechenland ſeiner Herrſchaft unterwarf. Sein noch größerer Sohn Alexander (ſ. Alexander d. Gr.) beſiegte Aſien und erhob Macedonien auf eine kurze Zeit zur Beherrſcherin der halben Welt. Nach ſeinem Tode ſank Macedonien von ſeiner Höhe herab. Die ungeheure Monarchie, die jener durch mehrjährige Eroberungen gebildet hatte, wurde zerſtückelt, Macedonien erhielt ſeine alten Grenzen und verlor ſogar nach einigen Kämpfen ſeine Herrſchaft über Griechenland. Den Anlaß dazu gab das Bündniß, das Philipp II. während des zweiten puniſchen Kriegs mit Carthago geſchloſſen hatte. Die Römer verſchoben damals ihre Rache, ohne ſie aufzugeben. Die Gelegenheit, ſie zu äußern, gab die Belagerung Athens durch Philipp. Dieſe Stadt rief die Römer zu Hülfe, welche ſogleich gegen Macedonien den Krieg erklärten. Philipp wurde genöthigt, um Frieden zu bitten, und mußte, um ihn zu erhalten, ſeine Schiffe ausliefern, ſeine Truppen auf 500 Mann reduciren und die Kriegskoſten bezahlen. Macedonien ſtand ſchon jetzt gleichſam unter dem Schutze der Römer; unter Philipps Nachfolger, Perſeus, aber wurde es eine Provinz derſelben. Der entſcheidende Sieg bei Pydna, den Aemilius Paulus über den Perſeus erfocht, vollendete die Unterjochung derſelben. Gereizt durch die Bedrückungen der Römer, machte der macedoniſche Adel einen nochmaligen Verſuch, ſich von dem verhaßten Joche zu befreien. Die ganze Nation ſtand unter Andriscus auf, wurde aber nach einem langen Kampfe durch Q. Cäcilius Macedonius abermahls beſiegt, und der römiſche Senat zwang den Adel des Landes zur Auswanderung. Jetzt gehört Macedonien zur europäiſchen Türkei und iſt von Walachen, Türken, Griechen und Albanern bewohnt. Der Hauptort iſt Salonica, das alte Theſſalonich, eine wichtige Handelsſtadt mit 70,000 Einw.

Macedonius, Macedonianer, ſ. Geiſt (heil.).

Mäcenas (C. Cilnius), der bekannte Günſtling Auguſts und Gönner des Virgil und Horaz, leitete ſeine Abkunft von den alten etruſciſchen Königen oder Lucumonen ab. Er iſt bis auf den heutigen Tag von den Gelehrten aller Zeiten mit Lobſprüchen und Verehrung genannt worden. Sie ſchildern ihn als das Muſter aller Regenten- und Miniſter-Tugenden und als den erhabenſten Beſchützer der Wiſſenſchaften, ohne eine ganz richtige Vorſtellung von ſeinem Charakter und von der Rolle zu haben, die er unter Auguſt ſpielte. Mäcen war kein Staatsmann oder Miniſter, ſondern ein vertrauter Freund des Octavius; öffentliche Aemter bekleidete er nie, denn

ſelbſt die Präfectur über Rom und Italien, die er nach dem Siege bei Actium einige Zeit verwaltete, war nur eine Privatcommiſſion. Er begnügte ſich ſtets mit dem Anſehn, das ihm ſein perſönliches Verhältniß zu Auguſtus gab. Eben ſo ſcheinen auch die Vorſtellungen, die man von ihm als **Beſchützer der Gelehrten** hat, und die ſeinen Namen zu einem Ehrentitel geſtempelt haben, ſehr übertrieben zu ſein. Daß er Dichter, witzige Köpfe und Gelehrte aller Art (wenn ſie gute Geſellſchafter waren) an ſeinen Tiſch zog, ihren Umgang ſuchte, und ſie gelegentlich dem Auguſt empfahl, das hatte zunächſt einen politiſchen Grund, denn er erwarb dadurch dem Auguſt ſelbſt Freunde und verbreitete deſſen Ruhm; außerdem aber, was that er mehr, als was noch jetzt jeder Reiche und Vermögende thut, den Neigung und Laune für einen ſolchen Umgang empfänglich machen? Allerdings ſchenkte er dem Horaz ein Landgütchen, wirkte ihm Verzeihung und Freiheit aus, und verhalf Virgilen zu dem Seinigen; aber für einen Mann, den Auguſtus unermeßlich reich gemacht hatte, war das Geſchenk an Horaz eine Kleinigkeit, und Virgil verdankte ihm nicht mehr, als nur Gerechtigkeit. Mäcen beſaß keine großen Eigenſchaften. Deſto mehr verdankte er dem Glücke, das ihn gerade in die Umſtände verſetzte, worin er ſich am meiſten geltend machen konnte. Sein größtes Verdienſt war, dieſe günſtige Lage klug zu benutzen. Fern von ſtarken Leidenſchaften und Ehrgeiz, wie Wieland ſeinen Charakter ſchildert, mit feinen Sinnen und hellem Kopfe begabt, klug und kaltblütig genug, um alles, was er that, recht und ganz zu thun; ſanguiniſch genug, um vor keinen Schwierigkeiten zu erſchrecken und ſich immer einen guten Erfolg zu verſprechen; aber doch zu bequem und wollüſtig, um Geſchäfte zu lieben und zu ſuchen, wenn es nicht nothwendig war; angenehm von Perſon, jovialiſch im Umgange, mit einem guten Theil Gefälligkeit und Bonhommie; geneigt, über Andre zu ſcherzen und über ſich ſcherzen zu laſſen; oft auf eine angenehme Art höchſt ſonderbar in Kleinigkeiten, aber deſto gründlicher in wichtigen Dingen; fein und geſchmeidig, um Andre zu ſeinen Abſichten zu gebrauchen; geſchickt, jeden Menſchen zu benutzen; behutſam in der Wahl ſeiner engern Freunde, aber treu und ſtandhaft, wenn er gewählt hatte, und im Nothfall jeder Aufopferung fähig — alle dieſe Eigenſchaften machten ihn vollkommen geſchickt, ſich des Auguſtus Zutrauen zu erwerben, welches — eine einzige kleine Disharmonie ausgenommen — bis an ſeinen Tod in immer gleicher Stärke fortdauerte. Bei ihm fand Auguſt alles, was ihm gerade fehlte: Rath, Auswege, Entſchloſſenheit, guten Muth, frohe Laune, und auch etwas, womit er ſeinen Freund ſcherzend aufziehen konnte. So ſpottete Auguſt gern über Mäcens Weichlichkeit, Liebe zu Seltenheiten, Edelſteinen, Gemmen, über ſeine Affectation, alte etruriſche Worte ins Römiſche zu miſchen und neue Worte zu machen. Dafür durfte ſich dieſer auch ein freies, ja ſelbſt hartes Wort erlauben, wie er denn einſt, als Octavius noch während des Triumvirats zu Gericht ſaß und viele Todesurtheile ausſprach, ihm ſeine Schreibtafel hinreichen ließ, worauf er die Worte geſchrieben hatte: Surge tandem carnifex! (Steh endlich auf, Henker!) welcher Weiſung jener folgte, ohne beleidigt zu ſein. Als Auguſt mit Agrippa und Mäcen überlegte, ob er die Obergewalt beibehalten oder niederlegen ſolle, war es Mäcen, der, dem Agrippa entgegen, zur Beibehaltung der Herrſchaft rieth. Er bewies dadurch, daß er, fern von heroiſchen Tugenden, das Nütz-

liche dem Edeln vorzog. Dagegen rühmt man mit Recht ſeine Gutherzigkeit und Unſchuld. Immer rieth er zur Gelindigkeit und Milde, empfahl und wirkte Gnaden aus. So viel von Mäcens Verhältniſſen zu Auguſt, minder achtungswerth erſcheint er als Privatmann. Die reichen und vornehmen Römer glichen damahls mehr Fürſten als Privatleuten; ihre Häuſer wetteiferten mit den prächtigſten Hofhaltungen. Mäcen aber hatte auf dem eſquiliniſchen Berge einen mit den prächtigſten Gärten umgebenen thurmartigen Palaſt, wie ihn vielleicht kein anderer Römer, ſelb nicht Auguſt, beſaß. Hier überließ er ſich nach Beendigung der Bürgerkriege, in einem Alter von ungefähr vierzig Jahren, ſeinem Hange zur Ruhe und zu Vergnügungen. Ueppigkeit und Frivolität bezeichnen den Charakter ſeiner liebſten Ergötzlichkeiten. Unter allen Schauſpielen liebte er am meiſten die pantomimiſchen Tänze, welche er erſt in Rom einführte. Der wegen ſeiner Kunſt und Schönheit berühmte Bathyll (ſ. d.) war ſein Liebling. Nicht minder liebte er den Gaumenkitzel; er erfand ſelbſt eine neue leckerhafte Speiſe. Die durch wollüſtigen Müßiggang ihm natürlich gewordene Schlaffheit des Geiſtes zeigte ſich nicht nur in ſeiner Kleidung, ſeinem Gange, ſeiner Haltung, ſondern auch in ſeinen Verſen und in ſeiner Proſa. Gegen ſeine letzten Lebensjahre wurde Auguſtus etwas kaltſinnig gegen ihn, weil er, wie Einige vermuthen, den Umgang des Kaiſers mit ſeiner Gemahlin Terentilla nicht gern ſah. Sein Tod verſöhnte den Auguſt wieder, der ihn mehrmals ſchmerzlich vermißte. Er ſtarb nach Einigen kurz vor, nach andern kurz nach Horaz, im Jahre Roms 745. Von ſeinen Schriften, deren Seneca, Iſidor und Andere erwähnen, iſt nichts auf uns gekommen.

Machara, ſ. Aeſculap.

Mächtig heißt in der bergmänniſchen Sprache ſo viel als **breit**, wenn von Gängen die Rede iſt (ſ. d. Art. **Gang**); bei Flötzen bezeichnet **Mächtigkeit** die Dicke derſelben. Flötze, die über 12 Zoll hoch ſind, heißen eigentlich mächtige Flötze.

Machtvollkommenheit, plenitudo potestatis, iſt die Staatsgewalt in ihrer höchſten Ausdehnung, wenn ſie kraft des ihr zuſtehenden **äußerſten Rechts** (jus eminens) die Rechte des Einzelnen dem Staatszwecke aufopfert; was jedoch nie ohne angemeßne Entſchädigung geſchehen darf.

Macis iſt der franzöſiſche Name der bekannten aromatiſchen Schale der Muscatennuß, die man ſehr uneigentlich Muscatenblumen nennt (ſ. d. Art. **Muscatennuß**). — **Macisbohnen**, ein erſt ſeit 1778 durch die Holländer bekannt gewordenes Gewürz, das in Oſt- und Weſt-Indien wächſt, ganz wie eine Eichel gebildet iſt, und, wenn es gerieben wird, einen ſchwachen aromatiſchen Geruch gibt. Sie haben eine Zeit lang als Surrogat der Muscatennüſſe gedient, und kommen jetzt nicht mehr im Handel vor.

Mack (Carl Freiher von). Dieſer durch ſeine Unglücksfälle allgemein bekannt gewordene öſterreichiſche Feldherr wurde 1752 zu Neußlingen in Franken geboren, und wohnte ſeit dem ſiebenjährigen Kriege mehreren Feldzügen bei. Er trat als Fourier in kaiſerliche Dienſte. Seine ausgezeichneten Talente zogen bald die Aufmerkſamkeit des Grafen Laſcy auf ihn, der ihn zum Unter-Lieutenant machte. Im Türkenkriege erwarb er ſich das volle Zutrauen des Generals Laudon und wurde von dieſem dem Kaiſer Joſeph empfohlen, der ſchon früher Gelegenheit gehabt hatte, ſeine Thätigkeit kennen zu

lernen. Er ernannte ihn noch kurz vor ſeinem Tode zum Chef des Generalſtabes, um ihn in einem etwanigen Kriege gegen Preußen zu gebrauchen. Da aber die an der ſchleſiſchen Grenze verſammelte Armee 1790 aus einander ging, ſo erhielt Mack einen Zeitpunct der Erhohlung, deren ſeine durch anhaltendes Arbeiten geſchwächte Geſundheit bedurfte. Der Prinz Coburg rief ihn jedoch ſchon 1793 zu ſeiner Armee in die Niederlande, um verſchiedene Operationen von ihm dirigiren zu laſſen. Mack entwarf den Plan zur Ueberumpelung der franz. Cantonirungen an der Rör, zum Entſatze von Maſtricht und zur Stürmung des Lagers bei Famars. Bei der letztern Gelegenheit erhielt er eine Schußwunde, die ihn nöthigte, ſich auf ſein kleines Gütchen in Böhmen zurückzuziehen. Allein der Feldzug von 1794 führte ihn auf den Kriegsſchauplatz zurück. Er entwarf den ſo berühmt gewordenen Plan dazu, und begab ſich damit ſelbſt nach London. Dieſer Plan, an welchem auch andere Antheil gehabt haben ſollen, iſt in der Folge ſehr getadelt worden, und es iſt wohl nicht zu bezweifeln, daß manches von demſelben, unter den damaligen Umſtänden, nicht ausführbar geweſen ſein würde. „Macks, auf zweckmäßige Ueberſchwemmungen und auf raſche offenſive Operationen calculirter Plan" — ſagt Archenholz im 12. Bande der brittiſchen Annalen — „war kühn; allein er ſchien ſehr richtig überdacht, und vielleicht hätte deſſen Befolgung Belgien und Holland gerettet, ja dem Kriege eine ganz andere Geſtalt gegeben. Allein es mußten deshalb andere, von vornehmerer Hand kommende Plane, verworfen werden; man calculirte die Waſſerſchäden und daß auch bei minder großen Planen muthmaßliche Waffenglück; überhaupt war dabei ein mannichfaltiges Intereſſe zu vergleichen: alles das verurſachte, daß der Mackſche Plan bei Seite geſetzt wurde." — Nachdem Coburg das Commando niedergelegt hatte (den 28. Aug. 1794), ging auch Mack wieder nach Böhmen. An ſeine Stelle trat der Prinz von Waldeck. Nach dem Abgange des Erzherzogs Carl zur italieniſchen Armee wurde Mack bei der Rheinarmee angeſtellt. Er war inzwiſchen bis zum Grade eines Feldmarſchall-Lieutenants geſtiegen. Nach dem Frieden von Campo Formio, als die Revolutionirung des Kirchenſtaats und der Fall von Mantua ſich ereigneten und ein neuer Krieg gegen Frankreich bevorſtand, begab ſich Mack im Oktober 1798 nach Neapel, um auf den Wunſch des Königs Ferdinand das Commando über die neapolitaniſche Armee gegen die Franzoſen zu übernehmen. Sein Plan zu dem neuen Feldzuge war, nach dem Urtheile der Kenner ſo wohl entworfen, daß, hätte ſich Mack an der Spitze einer öſterreichiſchen Armee befunden, kein Feind entkommen ſein würde. Er ſiegte auch anfangs in mehreren Gefechten und nahm den 27. Nov. das Tags zuvor von den Franzoſen verlaſſene Rom ein, mußte es aber, da die Truppen nicht mehr ihre Pflicht thaten, den 13. Dec. wieder verlaſſen und ſich zurückziehen. Er nahm eine feſte Stellung bei Capua, und ſchloß in Vereinigung mit dem Prinzen Pignatelli, Vicekönig von Neapel, am 10. Jan. 1799 einen Waffenſtillſtand ab. Aber jetzt brach bei der unerwarteten Wendung der Dinge ein Aufſtand der Lazzaroni zu Neapel aus, welche einen Theil der Truppen unter Mack entwaffneten, die Offiziere der Verrätherei beſchuldigten und ihren König ſelbſt vertheidigen wollten. Um ihrer Wuth zu entgehen, mußte ſich Mack mit ſeinem ganzen Generalſtabe dem feindlichen Generale Championnet in die Hände liefern. Nach Frankreich als Kriegsgefangener abgeführt, entwich er

1 o heimlich aus Paris. Im J. 1804 erhielt er das Commando über ſämmtliche Truppen in Tyrol, Dalmatien und Italien, und entwarf einen Plan zur neuen Organiſirung der öſterreichiſchen Truppen. Endlich nahte ſich 1805 die merkwürdige Epoche, wo beim abermahligen Ausbruche des öſterreichiſch-franzöſiſchen Kriegs, nachdem die Oeſterreicher am 14. und 15. October an der Iller geſchlagen und Memmingen übergeben worden, Mack, welcher in Deutſchland en Chef befehligte, nach dieſen Unfällen ſich in die Stadt Ulm warf, und, obgleich anfangs zur äußerſten Gegenwehr entſchloſſen, ſchon am 17. October mit Napoleon eine allerdings ſchimpfliche Capitulation abſchloß, vermöge welcher die 20.000 Mann ſtarke Beſatzung kriegsgefangen nach Frankreich geführt, er ſelbſt aber auf Ehrenwort entlaſſen wurde. Mack kehrte nach Oeſterreich zurück, wurde als Staatsgefangner nach Brünn gebracht, und vor ein Kriegsgericht geſtellt, das die Todesſtrafe über ihn ausſprach. Die Gnade des Kaiſers milderte aber dieſes Urtheil auf Caſſation und zweijährigen Feſtungsarreſt. Im Auguſt 1808 wurde ihm auch die übrige Strafzeit erlaſſen. Er lebt jetzt (1818) zu St. Pölten, in deſſen Nähe er eine kleine Beſitzung hat, iſt ſchon längſt in den Genuß ſeiner Penſion wieder eingeſetzt, und erſcheint zu Wien öffentlich. Nach dem Urtheile von Männern, die mit ihm gedient und ihn in der Nähe beobachtet haben, iſt Mack ein durchaus rechtlicher Mann, deſſen Entwürfe aber äußerſt kühn waren, und der nichts für unmöglich hielt. Mehr Theoretiker, als wirklich practiſcher Strateg, war er ein vortrefflicher General Quartiermeiſter der aber von dem commandirenden General bisweilen zurückgehalten werden mußte. Sein Unglück fing dann an, als er ſelbſt General en Chef wurde. Der Umſtand, daß er ſich von der unterſten Stufe emporgeſchwungen hatte, war ihm vielleicht auch bisweilen nachtheilig. Seinen Talenten und ſeiner Arbeitſamkeit läßt man jedoch alle Gerechtigkeit wiederfahren.

Mackintoſh (Sir James), Baronet, Mitglied des brittiſchen Parlaments, einer der berühmteſten engliſchen Rechtsgelehrten, der ſich zugleich als juriſtiſcher und politiſcher Schriftſteller ausgezeichnet hat, ward im Kirchſpiel Dores in der Landſchaft Inverneß geboren. Er wurde auf der Schule zu Fortroſe erzogen, und auf dem Königs-Collegium zu Aberdeen widmete er ſich der Heilkunde. 1787 wurde er Doctor der Arzneiwiſſenſchaft. Nach dem Tode ſeines Vaters widmete er ſich in Lincolns Collegium der Rechtswiſſenſchaft, wo er bei dem Ausbruche der franzöſiſchen Revolution mit Godwin und andern ausgezeichneten Perſonen ſich zur warmen Vertheidigung der republikaniſchen Freiheit und der Staatsreformen verband. Späterhin ließ aber Mackintoſhs Eifer für jene Sache nach, und auf Pitts Empfehlung wurde ihm aufgetragen, Vorleſungen über die Geſetze und die Verfaſſung Großbritanniens in Lincolns-Inn zu halten, in welchen er ſo heftig gegen die Grundſätze ſeiner alten Freunde ſprach, daß er ſich dadurch den Vorwurf einer politiſchen Apoſtaſie zuzog. Als Peltier (ſ. d. Art.) wegen eines Libells über den Charakter Bonaparte's (damahligen erſten Conſuls) in Unterſuchung kam, zeigte Mackintoſh bei der Vertheidigung ſeines Clienten eine bewunderswürdige Beredſamkeit. Dies verſchaffte ihm beſonders die Anſtellung als Advocat bei dem Gerichtshofe zu Bombay, wo er wegen ſeiner redneriſchen Talente ſo oft von Europäern und

Eingebornen bewundert wurde. Während dieſes Verhältniſſes ſoll er ſeine Mußeſtunden der Abfaſſung einer Geſchichte Englands von der Revolution an bis zur jetzigen Regentſchaft und der Stiftung einer literariſchen Geſellſchaft gewidmet haben. Nach ſeiner Zurückkunft nach England wurde er zum Parlamentsrepräſentanten für die Landſchaft Nairn erwählt, erfüllte aber nicht die Erwartungen, welche man im Unterhauſe von ſeinen Kenntniſſen und Rednertalenten hegte.

Maçon, Maçonnerie, der franzöſiſche Name der Freimaurer und der Freimaurerei. S. d. Art.

Macpherſon (James), durch die Bekanntmachung der Gedichte Oſſians berühmt, ſtammte aus einer angeſehenen Familie in dem ſchottiſchen Hochlande, und war 1738 zu Ruthven in der Grafſchaft Inverneß geboren. Er ſtudirte auf den Univerſitäten Aberdeen und Edinburgh. Auf der letztern ließ er 1758 ein Gedicht, The Highlander, drucken, worin er viel Feuer und Phantaſie verrieth, dem es jedoch noch an Geſchmack fehlt. Er hatte Theologie ſtudirt, war aber nie als Geiſtlicher angeſtellt. Im J. 1759 lebte er als Privaterzieher in der Familie Graham, und überraſchte um dieſe Zeit die literariſche Welt durch die Herausgabe einer Sammlung altſchottiſcher Balladen und Geſänge, die er auf Home's Verlangen überſetzt hatte. Die Aufnahme, welche dieſelben fanden, Macpherſons abermahlige Reiſen in die Hochländer in den Jahren 1760 und 1761, auf welcher er mehrere ſolcher Gedichte, theils durch mündliche Ueberlieferungen, theils in alten Handſchriften ſammelte, wovon er bald nachher den Fingal und Temora herausgab, ſo wie die Streitigkeiten, welche ſich über die Echtheit und den Werth dieſer Gedichte erhoben, ſind unter Oſſian erwähnt worden. Macpherſon, der auch für das Geſchäftsleben Talente beſaß, wurde 1764 von dem Gouverneur Johnſon nach Penſacola in Florida als Secretär mitgenommen. Er beſuchte nachher verſchiedne weſtindiſche Inſeln und einige nordamerikaniſche Provinzen, und kehrte 1766 in ſein Vaterland zurück. Hier nahm er ſeine literariſchen Beſchäftigungen wieder vor, und gab 1771 ſeine wohlgeſchriebene und gehaltvolle Introduction to the History of Great Britain and Ireland heraus. Der Beifall, den ſein Oſſian gefunden, verleitete ihn zu einer Unternehmung, die ihm völlig mißlang, einer Ueberſetzung des Homer, 1773. Spott und Kritik nahmen ihn ſo hart mit, daß ſeine Arbeit bald in gänzliche Vergeſſenheit kam. Seitdem beſchäftigte ſich Macpherſon nur mit hiſtoriſchen und politiſchen Gegenſtänden. Sein Fleiß war ſo groß, daß ſchon 1775 ſeine History of Great Britain from the Restoration to the Accession of the House of Hanover in 2 Quartbänden erſchien; ein Werk, in dem zwar eine gewiſſe Vorliebe für die Stuarts durchblickt, das aber, nach dem unparteiiſchen Urtheil eines engliſchen Kritikers, großen Werth hat und vieles, was bisher unbekannt oder ungewiß war, ins Licht ſetzt. Als die Sache der Nordamerikaner die Gemüther beſchäftigte, trat er gegen ſie auf, und verfaßte im Sinne der Regierung einige Pamphlets, die ſich durch Kraft des Inhalts und der Schreibart großen Beifall erwarben. Zur Belohnung ſeiner Dienſte erhielt er den einträglichen Poſten eines Agenten des Nabobs von Arcot, und trat 1780 als Repräſentant des Fleckens Camelford ins Unterhaus; er wurde auch 1785 und 1790 wieder gewählt. Da aber ſeine Geſundheit abnahm, kehrte er in ſeine Heimath zurück, wo er 1796 auf einem Landſitze bei Inverneß, den er erbaut und Bellevue benannt hatte, ſtarb. Von ſeinem anſehnlichen Vermögen,

daß er durch ſeine Arbeiten erworben hatte, beſtimmte er 1000 Pfd., um das ganze, von ihm überſetzte Original des Oſſian im Druck herauszugeben, und 300 zur Errichtung eines Monuments für ihn in Bellevue. Seine Gebeine wurden, was bei einem Ueberſetzer befremden muß, in Weſtminſterabtei in dem ſogenannten Poet's-corner beigeſetzt, wie er es verordnet hatte. Spätere Nachforſchungen und Entdeckungen haben Marphersons Charakter gegen den Vorwurf der Täuſchung gerechtfertigt; doch ſind noch nicht alle Zweifel in Anſehung der Oſſianiſchen Gedichte dadurch gehoben worden.

Macrobius (Ambroſius Aurelius Theodoſius), von deſſen Herkunft nur ſo viel gewiß iſt, daß er kein Römer war, bekleidete wahrſcheinlich in der erſten Hälfte des 5. Jahrhunderts das Amt eines kaiſerl. Kammerherrn am abendländiſchen Hofe, und war vorher auch Conſul geweſen. Ohne allen Grund haben ihn Einige für einen Chriſten gehalten. Seine Schriften beſtehen aus einem für die Geſchichte der Philoſophie und für die Mythologie nicht ganz unwichtigen Commentar über Cicero's Traum des Scipio, in zwei Büchern, aus welchem man zugleich ſieht, daß er Platoniker war; aus einer grammatiſchen, blos im Auszuge eines gewiſſen Johannes (vielleicht des ſchottiſchen Johannes Erigena) vorhandenen, Abhandlung von der Verſchiedenheit und Verwandtſchaft des lateiniſchen und griechiſchen Zeitworts; und aus ſeinen Saturnalien oder Tiſchgeſprächen in ſieben Büchern, welche, ganz den compilirenden Charakter ihrer Zeit an ſich tragend, meiſt philologiſche Gegenſtände behandeln, und vorzüglich aus dem Gellius und Plutarch zuſammengetragen ſind. Dieſe Werke ſind von Jac. Gronov (Leiden 1670, 8., nachgedruckt London 1694, 8.), Joh. Carl Zeune (Leipzig 1774, 8., mit guten Anmerkungen, aber incorrect gedruckt) und zu Zweibrücken (1788. 2 Bde. 8), herausgegeben worden, aber einer neuen Bearbeitung noch ſehr bedürftig. A—s.

Madagascar, die größte Inſel in Afrika, an der Oſtſeite dieſes Welttheils, durch den Canal von Mozambik von dem feſten Lande getrennt. Sie ſoll, nach franzöſiſchen Berichten, 168 Meilen lang ſein, 60 Meilen in der größten Breite haben, und mehr als 10,000 QM. enthalten. Durch die Franzoſen, die ſich zu Colberts Zeiten und in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, aber immer ohne bleibenden Erfolg, hier niederließen, ſind einige Nachrichten über dieſe Inſel bekannt geworden; doch kennt man das Innere des Landes noch viel zu wenig. Madagascar wird durch eine von Norden nach Süden laufende hohe Bergkette getrennt, an deren Fuß viele Bäche und Flüſſe entſpringen, die das Land hinreichend bewäſſern. Die Berge ſind mit Waldungen bedeckt, und bieten die größte Mannichfaltigkeit von Bäumen und Kräutern dar. Die Ebenen ſind außerordentlich fruchtbar, und es herrſcht überhaupt hier größtentheils, mit Ausnahme der Küſten, eine üppige, faſt nie unterbrochene Vegetation. Die vorzüglichſten Producte, die faſt ohne Arbeit erbaut werden, ſind: Reiß, Bataten, Südfrüchte, Indigo, Seide; auch hat die Inſel einige, ihr eigenthümliche, Balſam und Gummi-Gewächſe. Elephanten und Raubthiere giebt es hier nicht, dagegen viel Hornvieh und Schafe. An Mineralien finden ſich Edelſteine, Eiſen und Salz. Faſt giebt es kein Land auf der Erde, daß ſo geſchickt ſcheint, eine glückliche Welt für ſich auszumachen, als Madagascar. Die Einwohner dieſer merkwürdigen Inſel beſtehen theils aus Ureinwoh-

nern, theils aus Eingewanderten. Die Ureinwohner, Madegaſſen oder Malegaſchen genannt, ſind von ſchwarzer Farbe, mittlerer Größe, wohlgebildet, munter und kraftvoll. Die Fremdlinge ſcheinen größtentheils arabiſchen Urſprungs zu ſein. Sie bewohnen das Innere der Inſel, und ſind in verſchiedene Stämme eingetheilt, die von kleinen Fürſten beherrſcht werden, welche ſich häufig bekriegen. Ihre Religion hat etwas ähnliches mit der Muhamedaniſchen. Auf der Nordoſtſeite der Inſel lebt ein Volk jüdiſcher Abkunft, das die Beſchneidung und die Feier des Sabbaths beobachtet. In den Gebirgen ſoll ein Zwergvolk Kimos wohnen. Die größten Männer derſelben ſollen nur vier Fuß hoch ſein. Die ganze Bevölkerung der Inſel wird von Flacourt auf 1,600,000, von Benjowsky auf 2½, von Rochon auf vier, von Andern auf drei Millionen angegeben. Die Portugieſen entdeckten Madagascar 1506. Engländer und Holländer machten vergebliche Verſuche, ſich da niederzulaſſen. Die Franzoſen legten 1665 eine Colonie daſelbſt an, konnten ſich aber, ſo wenig als im vorigen Jahrhunderte, lange behaupten. Doch treiben ſie noch Handel mit der Inſel, und holen von dort Reiß für ihre afrikaniſchen Colonien.

Madai (David Samuel von), ein practiſcher Arzt und bekannter Numismatiker, geboren 1709 zu Schemnitz in Ungarn, ſtudirte Medicin zu Wittenberg und Halle, erhielt am letztern Orte 1732 die mediciniſche Doctorwürde, und wurde in der Folge Arzt und Director der Medicamenten-Expedition des halliſchen Waiſenhauſes. Seine Nebenſtunden widmete er der Münzwiſſenſchaft, beſaß ſelbſt ein bedeutendes Münzcabinet, und gab das bekannte numismatiſche Werk: Vollſtändiges Thaler-Cabinet in drei Theilen, Königsberg 1765—1767, heraus, wozu in der Folge drei Fortſetzungen gekommen ſind. Madai wurde vom Fürſten zu Anhalt-Cöthen zum Hofrath ernannt, vom Kaiſer Joſeph II. 1766 in den Adelſtand erhoben, und ſtarb am 2. Juli 1780 auf ſeinem Gute Benkendorf unweit Halle.

Madame, ohne Zuſatz, wird in Frankreich des Königs Bruders Gemahlin, des Königs Vaters Schweſter oder des Königs Mutter Schweſter, oder die erſte fille de France (d. i. Tochter des Königs oder des bei ſeinen Lebzeiten verſtorbenen Dauphins) genannt. Mesdames de France heißen überhaupt die Töchter des franzöſiſchen Könige. — Mademoiſelle, ohne Zuſatz, war ein Ehrentitel, welcher in Frankreich des Königs Bruders Töchtern, des Königs Vaters Bruders Töchtern oder des Königs Mutter Bruders Töchtern gegeben wurde. Im J. 1734 wurde verordnet, daß dieſer Titel nur der erſten Prinzeſſin von Geblüte gegeben werden ſollte.

Made heißt die Larve einiger Inſecten, z. B. der Fliegen. Sie iſt dadurch von der Raupe unterſchieden, daß ſie keine Füße hat. (S. Inſecten.)

Madera, Madeira, eine den Portugieſen gehörige afrikaniſche Inſel, weſtlich von dem feſten Lande Afrika's und nördlich von den canariſchen Inſeln, wurde 1519 von den Portugieſen entdeckt, und von ihnen, wegen des großen Holzreichthums (denn Madeira heißt auf Portugieſiſch Holz), Madeira genannt. Ihre Größe beträgt gegen 25 Quadratmeilen. Die Inſel iſt eigentlich ein ausgebrannter Vulkan, der ſich mit ſeiner höchſten Spitze 5000 Fuß über das Meer erhebt, und von Regenſtrömen in tiefe Schluchten zerriſſen, den Anblick eines aus mehreren einzelnen Theilen beſtehenden Ganzen dar-

ſtellt, zwiſchen welche tiefe Thäler ſich herabziehen, in welchen gröſsere und kleinere Bäche herabſtrömen, die eine reichliche Bewäſſerung gewähren, und dadurch, nebſt dem herrlichen, einem immerwährenden Frühlinge gleichenden Clima, eine groſse Fruchtbarkeit und eine äuſserſt üppige Vegetation des aus vulkaniſcher Erde beſtehenden Bodens verurſachen. Ebenen gibt es nicht. Die Luft iſt äuſserſt geſund. Das ganze Jahr hindurch wachſen Blumen und Früchte. Das Hauptproduct, der Wein, iſt unter dem Namen Madera-Wein ſehr berühmt. Weinbau macht daher die Hauptbeſchäftigung der Bewohner aus. Allenthalben, wo es nur der Boden erlaubt, findet man herrliche Weinpflanzungen, und man ſchlägt den jährlichen Ertrag auf 30,000 Pipen oder etwa 90,000 Ohm, davon die Hälfte ausgeführt wird. Jedoch iſt auch der hieſige Wein von ſehr verſchiedener Güte. Die beſte Sorte iſt der Madera-Malvaſier. Die Weinberge ſind meiſt Pachtgüter, und werden immer nur auf ein Jahr verpachtet. Vier Zehentheile des reinen Ertrages gehören dem Pächter, vier andere dem Eigenthumsherrn, eines dem Könige und eines der Geiſtlichkeit. Die groſsen Waldungen, die zur Zeit der Ankunft der Portugieſen dieſe Inſel bedeckten, ſind nicht mehr vorhanden, ſtatt derſelben findet man viele Kaſtanien-, Pomeranzen-, Citronen-, Aprikoſen- und Pfirſichbäume ꝛc., deren Früchte durchgehends auf dieſer Inſel einen ſüſseren Geſchmack haben. In den Gärten zieht man, auſser mancherlei Küchengewächſen, auch Ananas, Graven und andere tropiſche Gewächſe. Auch Zuckerrohr gibt es hier, das man blos zum Syrup benutzt. Getreide wird zwar gebaut, aber es reicht nicht zum Bedarf der Einwohner hin; daher man das fehlende durch auswärtiges Getreide und durch Arumwurzeln, Bataten und Kaſtanien erſetzt. Aus Europa hat man Rindvieh, Schafe und Pferde hieher gebracht, welche von kleiner Art ſind. Reiſsende wilde Thiere, Schlangen und überhaupt giftige Thiere fehlen ganz. Die Zahl der Einwohner beträgt 80,000, meiſtens portugieſiſche Abkömmlinge; auch Mulatten und Neger finden ſich hier. Portugal hält hier einen General-Gouverneur, und bezieht von dieſer Inſel beträchtliche Einkünfte, welche die Ausgaben für die Beſoldung der Beamten und Unterhaltung der Truppen überſteigen. Der Handel iſt ziemlich lebhaft, doch meiſtens in den Händen der Engländer. Die Hauptſtadt der Inſel, der Sitz des Gouverneurs und des Biſchofs, heiſst Funchal, welche ſich auf der Südküſte der Inſel, im Hintergrunde einer Bay, ſehr ſchön amphitheatraliſch erhebt, aber deren Inneres nicht dem ſchönen Anblick entſpricht, den die Stadt von auſsen gewährt. Sie hat einen von vier Forts vertheidigten Hafen und 15,000 Einwohner, welche einen nicht unwichtigen Handel treiben.

Madiſon (James), ehemaliger Präſident der vereinigten Staaten von Nordamerika. Er verwaltete dieſe Stelle zweimal nach einander; er war dazu am 4. März 1809 zum erſtenmale, und am 4. März 1813 zum zweitenmale gewählt worden, wie es früher mit ſeinem Vorgänger, Thomas Jefferſon, geſchehen war, unter welchem er das wichtige Amt eines Staatsſecretärs bekleidete, nachdem er vorher in diplomatiſchen Angelegenheiten gebraucht worden war. Er gehörte zu der Partei der Republikaner, die ſich auf die Seite der Franzoſen neigte. Den Grundſätzen dieſer Partei gab man die Veranlaſſung zu dem Kriege mit England Schuld, der im J. 1812 ausbrach, zu welchem aber freilich auch Englands Anmaſsung und Uſurpation zur See viel beitrug. Dieſer Krieg ſtörte den aufblühenden Wohlſtand der vereini-

ten Staaten außerordentlich, und ſchien ihnen ganz verderblich zu werden. So viel Vortheile die Amerikaner auch zur See über die Engländer erhielten, ſobald die Kräfte gleich waren, ſo groß war dagegen ihr Verluſt zu Lande, beſonders in der erſten Hälfte des Jahres 1814, da es den Engländern möglich wurde, ſelbſt die Bundesſtadt Waſhington (am 24. Auguſt) einzunehmen und die öffentlichen Gebäude daſelbſt zu zerſtören. Die Fehler, welche die amerikaniſchen Generale aus Unfähigkeit oder Feigheit begingen, wurden dem Präſidenten zugeſchrieben. Es entſtand daher ein großes Mißvergnügen über ihn, das ſich beſonders bei der Gegenpartei, den Föderaliſten (engliſche Partei), laut äußerte und die Abſicht merken ließ, einen andern Präſidenten zu wählen. Mit männlichem Muthe benahm ſich Madiſon in dieſem kritiſchen Zeitpunete. Gleich nach dem Abzuge der Engländer verſammelte er zu Waſhington den Congreß, eröffnete die Sitzung deſſelben mit einer kriegeriſchen Rede, und nahm ſo kräftige Maaßregeln, daß die Amerikaner in kurzer Zeit ein Uebergewicht, beſonders durch einige glückliche Vorfälle in Canada, erhielten. Die Folge davon war, daß der am 24. Dec. 1814 zu Gent mit England geſchloſſene Friede den Zuſtand vor dem Kriege wieder herſtellte. Die darauf folgenden Friedensjahre wendete Madiſon an, den Wohlſtand der vereinigten Staaten zu heben, und daß dieſe Bemühungen nicht vergeblich geweſen, erhellt aus den in den Jahren 1816 — 1817 dem Congreſſe vorgelegten Schilderungen von dem innern Zuſtande des Landes. Eine der letzten öffentlichen Handlungen Madiſons war die Unterzeichnung der Navigationsacte am 1. März 1817. Drei Tage nachher legte er ſeine Stelle nieder, und hatte den bisherigen Staatsſecretär, James Monroe zum Nachfolger.

Madonna. Mit dieſem italieniſchen Worte, welches gleichbedeutend mit dem franzöſiſchen Madame iſt, wird vorzugsweiſe die Mutter Maria bezeichnet. Daher Madonnengeſicht, Madonnenbild u. ſ. w. (Vergl. Maria).

Madras, eine wichtige brittiſche Stadt in der oſtindiſchen Landſchaft Karnatik, auf der Küſte von Coromandel, die Hauptſtadt einer Präſidentſchaft der brittiſchen Beſitzungen in Oſtindien, liegt in einer ſandigen Gegend, am Fluſſe Palier und am Meere. Sie beſteht aus der weißen Stadt oder Neu-Madras und aus der ſogenannten ſchwarzen Stadt, und hat 800,000 Einwohner. Die weiße Stadt, mit einer Mauer umgeben, iſt blos von Europäern bewohnt und enthält ſchöne Häuſer und regelmäßige Straßen. Hier findet man die Wohnungen der reichen Kaufleute, ungeheure Waarenmagazine, Kaufmannsgewölbe und Kramladen. Mitten in derſelben, am Geſtade des Meeres, liegt das Fort oder Caſtell St. Georg, einer der feſteſten Plätze in Oſtindien, worin der prächtige Gouvernementspallaſt und ein Arſenal ſich befindet, aus welchem in wenigen Stunden 40,000 Mann bewaffnet werden können, und das mit einem großem Vorrathe von ſchwerem Geſchütz angefüllt iſt. Vor dem Gouvernementsgebäude iſt der ſchöne, große, viereckige Paradeplatz, und dieſem gegenüber ſteht das hübſche Rathhaus; die andern Seiten des Platzes nehmen die übrigen Compagniegebäude ein. Durch eine Esplanade getrennt von der weißen Stadt liegt die ſchwarze Stadt, ein großer feſter Ort, worin die ſchönſten Paläſte mit den elendeſten Hütten, breite Straßen mit engen Gaſſen wechſeln, und worin, außer Europäern, Armenier, Bengaler, Chineſen,

Peguaner, ſchwarze Juden und Mauren (muhamedaniſche Araber) wohnen. Madras hat Kirchen von verſchiedenen Religionsparteien, Klöſter, Moſcheen, Pagoden, eine lutheriſche Miſſionsanſtalt, die mit dem trankebariſchen Miſſionsinſtitute in Verbindung ſteht, eine Sternwarte, eine Buchdruckerei, eine Waiſenverſorgungsanſtalt, ein Irrenhaus, mehrere Lehranſtalten. Man verfertigt viele weiße und bunte Baumwollenwaaren, allerlei Glasarbeiten zum Putz für die Hindu's Frauenzimmer und unterhält erhebliche Töpfereien, Ziegelbrennereien und Salzſiedereien. Wichtiger noch als die Manufacturen und Fabriken, iſt der Handel, obgleich die Stadt keinen Hafen, ſondern nur eine mittelmäßige Rhede hat. Den Mangel des guten Trinkwaſſers erſetzt eine in neuern Zeiten angelegte Waſſerleitung, welche das Trinkwaſſer aus der umliegenden Gegend in alle Theile der Stadt führt. Madras ſteht an der Stelle, wo vor ältern Zeiten das Städtchen Tſchinnapatnam ſtand, welches dem Könige von Bisnagar gehörte, von dem es die Britten 1645 bekamen und hier die Stadt und das Fort St. Georg erbaueten. — Die Präſidentſchaft Madras begreift den öſtlichen Theil der Halbinſel dieſſeit des Ganges vom Cap Komorin bis Balaſore, oder vom 8° bis 22° der Breite, iſt in 21 Diſtricte eingetheilt, und enthält an 6000 Quadratmeilen und nach Colquhoun 10.862,000 Einwohner. Derſelbe ſchätzt die Einkünfte auf 5.400,000 Pf. Sterling.

Madrid, die Hauptſtadt Spaniens, liegt im Mittelpuncte desſelben, in dem Königreiche Neu-Caſtilien, auf einem unebnen, mit Hügeln umgebnen Boden, an den Ufern des Manzanares, und enthält in ungefähr 7500 Häuſern über 140.000 Einwohner. Die Bevölkerung der Stadt wurde ehemahls weit höher angegeben, aber ſie iſt hier, wie in Spanien überhaupt, ſeit 1804 vermindert worden. Die Stadt bildet ein unregelmäßiges Viereck, iſt blos mit einer Mauer umgeben, hat ungefähr 3½ Stunde im Umfange und in der größten Länge 1¼ Stunde. Die Häuſer ſind zum Theil ſehr altväteriſch; die neuern ſind in gutem Geſchmack gebaut. Die Unreinlichkeit, über die ſonſt ſehr geklagt ward, hat in neuern Zeiten etwas abgenommen; die Stadt iſt des Nachts erleuchtet und die Straßen ſind ziemlich gut gepflaſtert. Die Menge der Kirchen und Klöſter (77 Kirchen und faſt eben ſo viel Klöſter) darf in der Hauptſtadt des religiöſen Spaniens nicht auffallen. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnet ſich das ſeit dem Brande im J. 1734 neu aufgeführte königliche Reſidenzſchloß aus. An der entgegengeſetzten Seite iſt das ehemahlige Reſidenzſchloß Buen-Retiro, deſſen großer und ſchöner Park während der Revolution ſehr gelitten hat. Die königliche Porcellanfabrik, die ſonſt in dieſem Schloſſe war, iſt eingegangen. Der große Marktplatz (Plaza mayor) iſt nicht vorzüglich ſchön; ein andrer kleinerer öffentlicher Platz, la Puerta del Sol (Sonnenthor) wird am häufigſten beſucht, und iſt der Sammelplatz von Leuten aus allen Ständen. Der berühmteſte Spaziergang in Madrid iſt der ¾ Stunden lange, aus mehrern Alleen beſtehende **Prado**, der die Stadt durchſchneidet, und durch den verſchiedene Straßen gehen. Die Gegend um Madrid iſt angenehm und gut angebaut. Das Trinkwaſſer muß mehrere Stunden weit hergeleitet werden. Es befinden ſich in Madrid die oberſten Staatsbehörden, das Ober-Inquiſitionsgericht, eine im J. 1770 erneuerte Univerſität, und verſchiedne königliche Akademien der Wiſſenſchaften, der Geſchichte, der Medicin ꝛc. Auch gibt es hier mehrere Fabriken, und man hält Madrid für den Mittelpunct des ſpaniſchen Fabrikweſens; doch iſt darin noch

viel Unvollkommenheit, und es fehlt an einer Menge Bequemlichkeiten, die man in andern Ländern ſich leicht verſchaffen kann. Seit der Regierung Philipps II. war Madrid der gewöhnliche Aufenthalt der Könige von Spanien, welche ſich abwechſelnd in der Stadt ſelbſt und in dem nahe gelegenen Schloſſe von Aranjuez aufhielten. — In der Geſchichte unſerer Tage iſt Madrid hauptſächlich dadurch berühmt geworden, daß hier zuerſt das Volk am 2. Mai 1808 durch einen wüthenden Aufſtand gegen die Franzoſen, welche der damahlige Großherzog von Berg, Prinz Murat, befehligte, ein Beiſpiel gab, welches bald die geſammte ſpaniſche Nation mit eben ſo vielem Muthe als Beharrlichkeit nachahmte, und dadurch ſich den unvergänglichen Ruhm erwarb, das erſte Volk in Europa geweſen zu ſein, das dem franzöſiſchen Despotismus einen kräftigen, mannhaften Widerſtand entgegenſetzte.

Madrigal (ital. madrigale), eine Art kurzer, aus freien und ungezwungenen Verſen beſtehender Gedichte, denen ein zärtlicher artiger Einfall zum Grunde liegt. Die Zahl der Verſe eines Madrigals iſt in der Regel ungerade; die Reime ſind ziemlich willkührlich verſchränkt; der erſte Vers aber reimt gar nicht. Anfangs wurden dieſe Poeſien von den Provençalen in ihrer weichen Mundart Madrials genannt, weil man ſie zu materiellen, das heißt zu gemeinen und niedrigen Gegenſtänden brauchte; doch gibt man auch noch andere Ableitungen an. Die erſten Madrigale hat man von Lemmo aus Piſtoja, welche von einem gewiſſen Caſella, deſſen Dante Erwähnung thut, in Muſik geſetzt wurden. Der dabei gebrauchte muſikaliſche Styl war urſprünglich ein tactmäßiges Recitativ; nachher wurde es geſangreicher und verwandelte ſich endlich gar in einen ausgearbeiteten Fugenſtyl. Gewiſſermaßen ſind die Motetten an deren Stelle getreten. Auch auf Inſtrumente wurde der Madrigalgeſang übertragen, und man findet daher aus dem 16. und 17. Jahrhundert auch Madrigale für die Orgel und andere Inſtrumente.

Maffei (Franceſco Scipione Marcheſe), war 1675 zu Verona aus einer angeſehenen adlichen Familie geboren. Er ſtudirte im Jeſuitercollegium zu Parma, und ging 1698 nach Rom, wo er ſich ganz auf die Dichtkunſt legte, und unter die Arkadier aufgenommen wurde. Später nahm er Kriegsdienſte, machte im ſpaniſchen Succeſſionskriege einige Feldzüge in Italien und Deutſchland mit, und wohnte im J. 1704 der Schlacht von Donauwerth als Freiwilliger bei. Aber die Liebe zu den Wiſſenſchaften rief ihn bald wieder nach Italien zurück. Hier gerieth er bei Gelegenheit eines Streites, worein ſein älteſter Bruder verwickelt wurde, in einen harten Kampf, und ſchrieb ein Buch voll gelehrter Unterſuchungen über die Gebräuche der Alten, die Streitigkeiten zwiſchen Privatperſonen zu ſchlichten, in welchem er darthut, daß das Duell der Religion, der geſunden Vernunft und dem Intereſſe des bürgerlichen Lebens zuwider ſei. Darauf richtete er ſeine Aufmerkſamkeit auf das Theater ſeines Vaterlandes, welches er ſowohl durch eine Sammlung der beſten italieniſchen Luſtſpiele und Trauerſpiele (Teatro italiano 1723. 3 Vol.), als auch durch ſeine Merope bereicherte (ſ. Ital. Theater). Kaum hat eine Tragödie je einen ſo glänzenden und dauernden Beifall gefunden. Auch ſchrieb er eine Komödie, La Ceremonia, die ebenfalls mit Erfolg auf die Bühne gebracht wurde. Maffei's Ruhm war allgemein anerkannt, als er 1732 ſich nach Frankreich begab. Er verweilte hier vier Jahre, beſuchte ſodann England, Holland, und kehrte über Wien,

wo Carl VI. ihn auf das ſchmeichelhafteſte aufnahm, nach Italien zurück. Hier beſchloß er ſein, den Wiſſenſchaften und der Poeſie gewidmetes Leben im J. 1755 in ſeiner Vaterſtadt Verona, die ihm aus Dankbarkeit ein Ehrendenkmahl ſetzen ließ. Unter ſeinen zahlreichen Schriften ſind die vorzüglichſten: 1. Rime e prose, Venez. 1719. 4.; 2. La scienza cavalleresca (gegen das Duell); 3. Merope; 4. Istoria diplomatica; 5. Degli Anfiteatri e singolarmente del Veronese; 6. Museum Veronense; 7. Verona illustrata, und viele andere Schriften, beſonders über ſeine Vaterſtadt. Eine Ausgabe ſeiner ſämmtlichen Werke erſchien zu Venedig 1790, in 13 Bd. 8.

Magdalena oder Maria von Magdala, einer Stadt am galiläiſchen See in Paläſtina, wird nach einem alten exegetiſchen Irrthum die Luc. 7. ohne Angabe ihres Namens erwähnte Sünderin genannt, die für ihre Reue und Anhänglichkeit gegen Jeſum der Vergebung ihrer Sünden von ihm verſichert ward. Weil ſie durch Uebermaß in der Liebe geſündigt hatte und aus einer Buhlerin eine Heilige wurde, ergriff die Andacht und mit ihr die religiöſe Poeſie und Kunſt, den aus ihrer Verehrung und den Lebensumſtänden jener mit ihr verwechſelten Maria von Magdala (ſ. d. Art. Maria) zuſammengeſetzten geſchichtlichen Stoff, um ſich das heilige Magdalenenbild zu ſchaffen, das zu den anziehendſten Gegenſtänden der ſchönen Kunſt gehört und wie es die Frommen rührt, beſonders gefallnen, bußfertigen Frauen und Mädchen ungemein tröſtlich iſt. Mit der Hoffnung, wie Magdalena begnadigt zu werden, vereinigten ſich ſolche Bekehrte zu einem geiſtlichen Orden, der in Deutſchland ſchon vor 1215 beſtand, in Frankreich, Italien und Spanien aber noch im 13. Jahrhunderte viele Häuſer erhielt. Sie nannten ſich Kloſterfrauen von der Buße der Magdalena, Büßerinnen, Pönitentierinnen, in Frankreich Magdelonetten, nahmen die angebliche Regel des h. Auguſtinus an, und theilten ſich in mehrere durch Farbe der Kleidung (weiß, grau oder ſchwarz), und mannichfaltige Grade der Strenge in ihrer Lebensart verſchiedene Congregationen. Dieſer Orden, der anfangs nur gefallne Mädchen und Buhlerinnen aufnahm, hat ſich weit, ſelbſt bis in beide Indien verbreitet, und, obgleich ſeine Nonnen, nur zu gemeinſchaftlichen Andachtsübungen verpflichtet, ſich ſonſt nicht gemeinnützig machen, auch durch Aufnahme ehrbarer Jungfrauen von ihrer urſprünglichen Beſtimmung abgewichen ſind, bis in die neueſte Zeit erhalten. Die in proteſtantiſchen Ländern noch übrigen catholiſchen Magdalenenſtifter haben ſich jetzt zur Krankenpflege bequemen müſſen, z. B. das zu Lauban in der Oberlauſitz. E.

Magdeburg, berühmt und wichtig als Feſtung und alter (ſeit Carl d. Gr.) Handelsplatz. Sie theilt ſich in die Alt- und Neuſtadt, wozu noch die Vorſtädte Sudenburg und Friedrichsſtadt kommen. Mitten in der Elbe vor dem Brückenthore liegt die ſeit 1680 erbaute Citadelle, worin ein großes Proviant- und Zeughaus und die catholiſche Soldatenkirche anzutreffen ſind. Unter den Außenwerken iſt die Sternſchanze vor dem Sudenburger Thore mit ihren vielen Gallerien und Minen beſonders merkwürdig. Das Fürſten- oder Commandantenhaus ſteht auf dem Fürſtenwalle, an der Elbe. Am alten Markte ſteht das ſeit 1691 neuerbaute große Rathhaus, am neuen Markte oder Domplatze aber das Schloß oder ſogenannte prinzliche Haus; ferner ſind die Domprobſtei, das Landſchaftshaus, das Poſthaus, die

Acciſe, die Innungshäuſer, der Kaufhof, das Waarenlager der auswärtigen Güter an der Elbe, die neue Hauptwache, die alte Bildſäule Kaiſers Otto I., die ſchöne Waſſermühle und Waſſerkunſt u. ſ. w. beſonders ſehenswerth. Die Einwohner ſind größtentheils Lutheraner und Reformirte; die Catholiken halten ſich zu der Ciſterzienſerkirche St. Agnes in der Neuſtadt. Unter den acht lutheriſchen Pfarrkirchen iſt die vornehmſte die von Quaderſteinen mit zwei Thürmen erbaute Domkirche zu St. Moritz. Das Capitel beſtand aus einem Domprobſt, ſechzehn wirklichen Domherren (Majoren) und neun Expectanten (Minoren). Zur Aufnahme waren ſechzehn Ahnen erfoderlich. Außerdem gab es noch andere Canonicos an einigen hieſigen Collegiatſtiften. Lutheriſche Schulen ſind: die Domſchule, das Pädagogium des evangeliſchen Kloſters U. L. F., das Stadtgymnaſium, die Schule in Neuſtadt und eine Handlungsſchule. Zum Vortheil des Handels iſt 1743 ein Canal angelegt worden, der mittelſt der Ihle und Stremme die Elbe und Havel verbindet. Unter den vier Jahrmärkten iſt die ſogenannte Heermeſſe vor Michaelis am berühmteſten. Sehr anſehnlich ſind die hieſigen Manufacturen von wollnen Strümpfen, feinen Handſchuhen, Linnen- und Wollenband, Wollenzeugen, Seidenband, Fayence u. ſ. w. Der Handel auf der Elbe iſt bedeutend, beſonders in Speditionsgeſchäften. Es kommen jährlich über 200 Fahrzeuge an, welche hier ausladen müſſen, weil die hieſige Schiffergilde allein das Privilegium hat, die Waaren durch das Herzogthum und bis nach Hamburg zu verführen. Die Einwohnerzahl beträgt ohne die Garniſon, jedoch mit Inbegriff der Vorſtädte, über 30,000. Eine halbe Stunde davon liegt das berühmte lutheriſche Kloſter Bergen. Zur Geſchichte der Stadt gehört, daß ſie 1631 von Tilly und Pappenheim mit Sturm genommen und größtentheils zerſtört worden. Seitdem iſt Magdeburg bis 1806 nicht wieder erobert worden. Damahls übergab es der altersſchwache Commandant, General von Kleiſt, nach der jenaer Schlacht ſchon am 11. Nov. an Ney auf eine höchſt unrühmliche Weiſe, und im tilſiter Frieden wurde es an Frankreich überlaſſen, welches die Feſtung zum Königreich Weſtphalen ſchlug, ſich aber das Beſatzungsrecht vorbehielt. Im Befreiungskriege 1813 wurde es nicht förmlich belagert, ſondern von einem Corps unter Tauenzien blos eingeſchloſſen, und nach dem pariſer Frieden an Preußen zurückgegeben.

Magellan (Fernando de), eigentlich Magelhaens, ein berühmter Seefahrer. Er war von Geburt ein Portugieſe aus einer guten Familie, diente mit Ruhm fünf Jahre unter Albuquerque in Oſtindien und that ſich beſonders bei der Eroberung von Malacca im J. 1510 hervor. Da er aber ſeine Dienſte für ſchlecht belohnt von ſeinem Hofe hielt, verließ er ſein Vaterland und begab ſich zu König Carl V. von Spanien. Nach andern Angaben bewogen ihn Veruntreuungen, die er ſich zu Schulden hatte kommen laſſen, zu dieſem Schritt. Ein anderer Portugieſe, Ruy Falero, der in der Geographie und Aſtronomie gute Kenntniſſe hatte, begleitete ihn. Beide faßten den kühnen Plan, einen neuen Weg von Weſten nach den Molukken aufzufinden, von denen ſie zu beweiſen ſich erboten, daß ſie auf die vom Papſte der Krone Caſtilien zugetheilte Seite fielen. Sie ſollen das Unternehmen zuerſt dem Könige Emanuel von Portugal angeboten, dieſer ſie aber zurückgewieſen haben, um nicht andern Nationen jenen Weg nach Oſtindien zu öffnen, deſſen Handel damals ausſchließlich von den Portugieſen geführt wurde. Der König von

Spanien dagegen nahm ihren Vorſchlag an, und am 20. Sept. 1519 ſegelte Magellan mit 5 Schiffen und 236 Mann unter ſeinem Befehl von San Lucar ab. Bald erhob ſich Murren unter den Offizieren, welche unzufrieden waren, einen abtrünnigen Portugieſen gehorchen zu ſollen; und als zu Oſtern des folgenden Jahres die Flotte in dem von ihnen San Julian genannten Hafen von Südamerika lag, zettelten drei derſelben eine Verſchwörung an. Sie ward jedoch entdeckt und von Magellan durch kräftige und ſtrenge Maßregeln unterdrückt. Er befand ſich damahls an der Küſte von Patagonien und ſeine erſte Reiſe enthält Nachrichten von der Rieſengröße der Einwohner, worüber in der Folge ſo viel geſtritten worden. Gegen Ende Oktobers erreichten ſie ein Vorgebirge, das ſie de las Virgines nannten, und das am Eingange der Meerenge liegt, welche nachher den Namen der Magellaniſchen Straße erhalten hat. Der Befehlshaber mußte ſein ganzes Anſehen anwenden, um ſeine Mannſchaft zu bewegen, ſich in dieſe unbekannte Straße zu wagen, mit der Ausſicht, jenſeit einen weiten Ocean zu finden, in dem ihre, nur noch für drei Monate hinreichenden Lebensmittel ausgehen möchten. Wirklich verließ ihn auch eins ſeiner Schiffe und ſteuerte nach Europa zurück. Die übrigen fuhren weiter und entdeckten am 27. Nov. die Südſee. Sie begaben ſich in dieſes jetzt zum erſtenmal von den Europäern beſuchte Meer und waren nahe daran, die gefürchteten Uebel einer Hungersnoth zu empfinden. Zufällig entdeckten ſie von den zahlreichen Inſeln dieſer Gewäſſer nur zwei, und dieſe waren wüſt und unfruchtbar. Das Wetter war indeß ſo anhaltend mild und ruhig, daß ſie dem Meere den Namen des ſtillen Ocean beilegten. Am 6. März wurden ſie der Ladronen anſichtig, ſo von ihnen benannt wegen der diebiſchen Neigung der Bewohner. Von da kamen ſie zu dem Archipelagus von St. Lazarus, nachher die Philippinen genannt. Auf einer dieſer Inſeln, Namens Zebu, erlangte Magellan die Bekehrung des Königs zum Chriſtenthum durch das Verſprechen, ihn zum Sieger ſeiner Feinde zu machen. Unter der fernern Bedingung, ein Vaſall von Spanien zu werden, halfen ihm die Spanier einige benachbarte Fürſten ſich unterwerfen und pflanzten das Kreuz über einigen verbrannten Dörfern auf. Das Oberhaupt einer benachbarten Inſel, Namens Matan, weigerte ſich aber, den Spaniern Tribut zu zahlen und ſich dem Könige von Zebu zu unterwerfen. Gegen den Rath ſeiner Offiziere und des Königs ſelbſt, beſchloß Magellan, ſeinen Ungehorſam zu beſtrafen. Er landete am 26. April 1521 mit ungefähr 58 Mann auf Matan und ward von den Einwohnern angegriffen. Man focht faſt den ganzen Tag; endlich ſtockte das Feuer der Spanier aus Mangel an Munition; ſie ſahen ſich zum Rückzug genöthigt. Magellan bekam dabei einen Schuß mit einem Pfeil im Schenkel; die Seinen, die in der Unordnung flohen, unterſtützten ihn ſchlecht, und ſo ward er durch einen Lanzenſtich getödtet. Ohne dies unglückliche Ereigniß würde Magellan den Ruhm des erſten Weltumſeglers erworben haben, den jetzt Cano ſich zueignete, welcher ſein Schiff über Oſtindien glücklich zurückbrachte, und am 7. Sept. 1522 wieder in San Lucar einlief. Indeß hat auch Magellan durch den Beginn des großen Unternehmens, deren Opfer er ward, ſich unter den Entdeckern zur See unſterblich gemacht. Ein Auszug aus Magellans Reiſetagebuch ſteht in Ramuſio's Sammlung; vollſtändig iſt ſeine Reiſebeſchreibung erſt 1811 vom Abt Amoretti zu Mailand herausgegeben worden.

Magen, dasjenige Eingeweide der Thiere und des Menſchen, welches zur Aufnahme und Verdauung der Nahrungsmittel beſtimmt iſt. Er liegt bei dem Menſchen unter dem Zwergmuskel und den falſchen Rippen der linken Seite, bildet einen länglich runden Sack, der am weiteſten an der linken Seite, wo die Speiſeröhre in ihn übergeht (den Magenmund genannt), etwas enger gegen das rechte Ende iſt, wo der Magen in den Zwölffingerdarm (das Duodenum) übergeht (der Pförtner genannt). Wenn der Magen leer iſt, ſo bilden ſich zwiſchen beiden Enden deſſelben zwei Ränder oder Bogen, der obere kleinere und der untere größere. Der obere iſt concav, und nimmt einen Theil der Leber auf, der untere größere liegt dem Grimmdarm zunächſt. Wird über der Magen angefüllt, ſo hebt er ſich in die Höhe, ſo daß der untere Bogen vorwärts gegen die Bauchmuskeln, der obere Bogen hinterwärts gerichtet wird. Der Magen beſteht aus einer vierfachen Lage von Häuten. Die äußere Hülle deſſelben wird von der Bauchhaut gebildet, welche den ganzen Umfang des Magens bedeckt, aber an den Bogen deſſelben ſich entfernt, theils um die Netze, theils die Bänder zu ſeiner Befeſtigung zu bilden. Dann kommt die fleiſchige oder Muskelhaut, welche aus mehreren Lagen ſich kreuzender Muskelbündel beſteht. Die dritte, die Gefäßhaut, iſt ſehr feſt und von weißer Farbe. Die vierte, die innere Haut, iſt ſehr gerunzelt, ſo daß mehrere Falten nach verſchiedenen Richtungen entſtehen, in deren Zwiſchenräumen ſich wieder kleinere Falten bilden. Aus der innern Seite dieſer Haut beſteht die innere Fläche des Magens, welche aber nicht glatt iſt, denn es zeigen ſich eine unzählbare Menge kurzer Hervorragungen, welche ihr ein ſammtartiges Anſehen geben, und lauter Enden zarter Gefäße ſind, welche zwiſchen der dritten und vierten Haut liegen und unter der letztern hervorſtehen. Auch ſind an der innern Fläche der Haut eine Menge äußerſt feiner Oeffnungen befindlich, welche theils Mündungen der einſaugenden Gefäße, theils Ausgänge der aushauchenden kleinen Arterien und der kleinen Schleimdrüſen ſind, welche alle in dem zellichten Gewebe zwiſchen beiden letztern Häuten liegen. An dem rechten Ende des Magens, wo er in den Zwölffingerdarm übergeht, bilden die zwei innern Häute durch ringförmige Verlängerung der Falten eine Art von Klappe, welche mit Muskelfaſern verſehen iſt und die Oeffnung verſchließen kann, ſo daß der Speiſebrei aus dem Darm nicht wieder in den Magen zurückkommen kann. Der Magen iſt mit vielen Blutgefäßen verſehen, welche theils an dem kleinen, theils an dem großen Bogen deſſelben hinlaufen, ihn von allen Seiten umgeben, ſich netzartig mit einander verbinden, und zwiſchen ſeinen Häuten ein Gefäßnetz bilden, aus welchem ſich die zur Verdauung nothwendigen Flüſſigkeiten (der Magenſaft, ſo auch der Schleim in den Schleimbälgen,) abſondern, die ſich durch die ſchon bemerkten feinen Hautöffnungen in den Magen ergießen. Auch mit Nerven iſt der Magen reichlich verſehen, welche theils mit den Arterien laufen und die Abſonderungen in den Capillargefäßen beherrſchen, theils ſich in der Muskelhaut verlieren, und die Bewegungen derſelben erregen. Dieſe Bewegung nennt man die wurmförmige Bewegung (motus peristalticus), indem der Magen ſich unaufhörlich, beſonders aber während und kurz nach der Verdauung, wechſelsweiſe nach der verſchiedenen Richtung der ſich zuſammenziehenden Muskelbündel, bald verkürzt, bald verengert (ſ. d. Art. Verdauung). Die Magenkrankheiten ſind ſolche, welche den Magen ganz allein betreffen, oder

doch urſprünglich von ihm ausgehen. Sie ſind verſchieden, je nachdem ein Syſtem deſſelben vorzüglich leidet. Iſt das arterielle Gefäßnetz deſſelben in entzündlichem Zuſtande, ſo entſteht Magenentzündung, die ſich durch heftigen brennenden Schmerz mit ſtetem Ausbrechen alles Genoſſenen, ſelbſt des mildeſten Getränkes, äußert. Iſt das Nervengewebe bei Schwäche (Laxität) der Muskelfaſern des Magens in zu empfindlichem erregten Zuſtande, ſo gibt dies Veranlaſſung zum Magenkrampf, der ſich durch ein Gefühl von ängſtlicher Zuſammenziehung in der Magengegend äußert. Iſt das abſondernde Capillargefäßnetz zwiſchen den Häuten des Magens in normwidrigem geſchwächten Zuſtande, ſo entſteht fehlerhafte Abſonderung des Magenſaftes, welcher meiſtens als Magenſäure erſcheint. Iſt der Zuſtand einer fehlerhaften Abſonderung oder einer mangelhaften und verdorbenen Verdauung mit allgemeinem Fieber verbunden, ſo nennt man es Magenfieber, oder gaſtriſches Fieber; wiewohl die letztere Benennung mehrere Fieberarten umfaßt, welche in dem Syſtem des Unterleibes ihren Centralpunct haben. Magenſchwäche: der Mangel an Energie des ihm zugehörigen Nervenſyſtems, ſo daß die Abſonderungen des Magenſaftes und die Verdauung der Nahrungsmittel nicht gehörig von Statten gehen. Unter Magenmitteln verſteht man insgemein ſolche, welche der geſchwächten Thätigkeit des Magens aufhelfen, und die Verdauung befördern ſollen. Hierunter gehören vorzüglich die Magenelixire, welche bittere, gewürzhafte, gemeiniglich in geringer Gabe ſchon wirkſame Mittel, z. B. Auflöſung von bittern Extracten, mit bittern und aromatiſchen Tincturen ſind. Vor Zeiten gebrauchte man auch die Magenbürſte, um den Magen von ſeinen angehäuften Unreinigkeiten, unverdauten Speiſen, oder von Schleim zu reinigen, und ihn im eigentlichen Sinne des Wortes auszubürſten. Sie wurde von zarten Bocksbaaren gemacht, war ungefähr einer halben Hand lang, eirund und an einem ausgeglühten doppelt zuſammengedrehten und mit Seide umwundenen Draht befeſtigt. Vor ihrer Anwendung trank der Kranke ein Gläschen voll Branntwein und alsdann ein Nößel Waſſer, hierauf fuhr man mit der Bürſte durch den Schlund in den Magen, bewegte ſie hin und her, machte auch verſchiedene Bewegungen des Körpers, bis Erbrechen erfolgte, worauf man die Bürſte wieder herauszog, und wenn noch nicht genug ausgeleert war, dieſelbe Operation wiederholte. Dieſes Inſtrument und ſein Gebrauch war ſchon im Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts und vielleicht noch früher in italieniſchen Klöſtern bekannt, und iſt wahrſcheinlich eine Erfindung der Mönche, welche in jenen Zeiten ſich noch immer ſehr mit der Arzneikunde beſchäftigten. Sie hielten ihr Mittel lange geheim, bis es durch einen deutſchen Miniſter, der auf einer Reiſe in Italien erkrankte, und von Mönchen in einem Kloſter durch die Anwendung der Magenbürſte wiederhergeſtellt worden war, bekannt gemacht wurde. In Deutſchland wurde ſie zuerſt 1711 von Berlin aus als ein überaus wohlthätiges, ein hohes Alter beförderndes Mittel empfohlen, und eine Zeit lang wurden die deutſchen Magen fleißig ausgebürſtet, bis endlich der Reiz der Neuheit verloſch, einige Erfahrungen den Schaden, welcher aus dieſer Operation entſpringen konnte, bewieſen, und die Aerzte ſich und das Publicum überzeugten, daß der Nutzen, der allenfalls von ihr zu erwarten wäre, durch zweckmäßigere Mittel hervorgebracht werden könne. H.

Magie. Magier. Magismus. Maja, die ewige Mutter der Dinge, iſt in der Mythologie der Inder zugleich Göttin der Liebe und ſowohl der geiſtigen als auch der ſinnlichen Zuneigung. In einer andern Bedeutung iſt ſie Muſe, Göttin der Weiſſagung und der Dichtkunſt, aber auch Göttin der Täuſchung und des Truges. Verwandt mit jener mehrſeitigen Wurzel erſcheint in Hinſicht auf ſeine urſprüngliche Bedeutung das Wort **Magie**. Perſien und ſeine vormahls durch Aſtrologie berühmten Nachbarländer werden uns vorzüglich als die Heimath jener Magier genannt, deren Lehre zum Theil aus den älteſten Zeiten fortgeerbt ſcheint. Nach jener alten Lehre des **Magismus** war der Gegenſatz, oder wie ſich Heraklit ausdrückt, der Streit-Vater und Urgrund aller Dinge, und nachdem ſich einmal der Gegenſatz zwiſchen Licht und Finſterniß — Ormuzd und Ahriman — entzündet, geht aus ihrem Kampfe die ganze Reihe der endlichen Weſen, die ganze Sinnenwelt hervor, indem ſich einer ſegensreichen Schöpfung des Lichts immer auf der andern Seite eine Schöpfung der Finſterniß entgegenſtellt. So ſchafft Ormuzd zuerſt 24 ſegnende Izeds — wohlthätige Dämonen oder Naturkräfte, denen Ahriman auf der andern Seite 24 ſchädliche, dem Menſchengeſchlecht verderbliche Dews, feindſelig entgegenſetzt. Jene wohlthätigen und verderblichen Dämonen ſtellen ſich in der äußern Natur als Tage und Nächte des Monats dar, und ſind dann an der Zahl 30. Der Wechſel zwiſchen Tag und Nacht, Licht und Finſterniß, die ganze Aufeinanderfolge der Zeiten iſt ſodann ein Abbild des unaufhörlichen Kampfes zwiſchen den Kräften des Guten und des Böſen, eines Kampfes, in welchem der Sieg bald auf der einen Seite, bald auf der andern erſcheint, bis zuletzt das Licht auf immer ſiegt über die Finſterniß. Und nicht blos Abbild jenes Kampfes iſt der Wechſel der Zeiten, ſondern die Zeit entſteht in einem höhern Sinne ſelbſt aus jenem Kampfe, und beſteht durch denſelben. Entgehen konnte es einem tiefer in die Natur eindringenden Alterthume nicht, in wie weit alles endliche in Hinſicht auf Form und Weſen von dem Einfluſſe der Zeit, in welcher es entſtanden und gebildet worden, abhänge. Nicht nur erſcheinen die verſchiedenen Monden und Tage des Jahres als wohlthätige Genien, deren ein jeder ſeine eignen beſondern Gaben mit ſich bringt, ſondern jede Zeit drückt ihr eigenthümliches Gepräge den Weſen auf, die in ihr entſtehen, oder nach aſtrologiſchem Ausdrucke: das vorherrſchende Geſtirn iſt von Einfluß auf das Naturell und hierdurch auf das Schickſal der neuentſtehenden Weſen. Selbſt Buffon deutet darauf hin, daß die verſchiedenen Spielarten und Varietäten der Thiergeſchlechter dadurch entſtänden, daß man (künſtlich) ihnen die ſonſt feſt beſtimmte Zeit der Begattung und ſonach der Geburt verändere; — die äußern Formen, Geſtalt und Farbe blieben unverändert, ſo lange die Zeiten der Zeugung und Geburt dieſelben blieben. Beobachtungen dieſer Art können das Entſtehen der Aſtrologie und des alten Sterndienſtes in Etwas begreiflich machen, welcher mit der Magie aufs engſte zuſammen hängt. Es hat allerdings eine höhere und beſſere Magie gegeben, die ſich noch jezt uf eine ganz andere und ernſtere Weiſe vertheidigen ließe, als jene, die der übrigens treffliche De Haen noch in neuerer Zeit in Schutz genommen. Jene beſſere Magie gründete ſich auf den Satz: daß der Menſch mit Hülfe und im engen Verein mit ſeinem höheren und göttlichen Urſprung, in ſich und außer ſich einer höheren Wirkſamkeit fähig werde, die ihn zum Herrſcher über

ſeine eigne und die äußere Natur mache. Die Waffenrüſtung des beſſern Magiers war (man ſehe Kleuker in ſeinem Anhang zum Zend-Aveſta) das Gebet; Gebet und die Kraft des lebendigen Wortes ſind es, durch welche der Menſch mit zwingender und löſender Gewalt auf die Geſammtregion der höhern und niedern Natur zu wirken vermag; ohne jene Waffenrüſtung, welche der wachſame Magier niemahls von ſich legt, vermag derſelbe nichts, mit ihr hilft er als treuer Streiter dem väterlichen Lichte das Reich der Finſterniß beſtreiten, wird Retter und ſegnender Schützer der Zeiten und Völker. Noch in jenem beſſern Sinne ſcheinen die ſpätern Eſſäer das aufgehende Geſtirn jedes neuen Tages mit Gebet begrüßt, und ſeinen Lauf mit Gebet begleitet zu haben; und in dieſem Sinne, nicht im niedern, waren wohl auch Pythagoras und andere Weiſe jener Zeiten Magier. Indeſſen iſt es nicht zu läugnen, daß ſchon von den älteſten Zeiten, parallel mit jener höhern Magie, eine niedere und ſchlechtere entſtanden, an welcher ſich übrigens hie und da die beſſere Abſtammung nicht verkennen läßt. Wenn nach dem Vorhergehenden alle endliche Dinge unter dem Einfluſſe der ſegnenden Izeds und ſchädlichen Dews — erhaltender und zerſtörender Naturkräfte; unter dem Einfluß der Zeit und des Geſtirns ſtehen; ſo darf der Menſch nur ſich zum Herrſcher ſeiner Kräfte oder Dämonen machen, um mittelſt derſelben auf die unter ihrem Einfluß ſtehenden Dinge zu wirken. In ſo fern hat die Lehre von den Dämonen, deren Hülfe ſich der Menſch bedienen könne, von den älteſten bis in die neueſten Zeiten in Verbindung mit der ſogenannten Magie geſtanden. Wählen wir andere Worte, welche den urſprünglichen Sinn ſelbſt jener untergeordneten Magie etwas deutlicher machen können. Wenn ſich in der alten Lehre des Magismus (von Maja hergeleitet) alles auf Liebe und Haß, auf den Streit günſtiger und widerlicher Kräfte gründet: ſo muß es für den echten Magier von großer Bedeutung ſein, jene wechſelſeitige Neigung und Abneigung, die Geſetze jener Liebe und jenes Haſſes zu kennen. Wie jeder äußere Ton in der ihm verwandten Saite ein Mittönen, ſo ruft, vermöge des allgemeinen Naturgeſetzes der gegenſeitigen Neigung und Abneigung, jede Naturwirkung die ihr verwandten und hülfreichen, ſo wie auch auf der andern Seite die ihr widerſtrebenden und feindſeligen Kräfte hervor. Der Magier wirkt demnach mittelſt jener Geſetze der Neigung und Abneigung auf und in die ganze ihn umgebende Natur. — So waren die Magier zuvorderſt an ſich und Andern ſtrenge Diätetiker und Aerzte. Bekannt iſt es, daß ſelbſt die geiſtige Stimmung des Menſchen, und in gewiſſem Grade der Wille, durch manche äußere körperliche Einwirkungen inficirt zu werden vermöge; daß z. B. die Dämpfe des Schierlingskrautes faſt unwiderſtehlich zur Zankſucht, die Saamen der Datura Stramonium auf eine unwiderſtehliche, aber lebensgefährliche Weiſe zur thieriſchen Luſt aufreizen. Dem Magier, der ſich, ſeiner Lehre getreu, nach allen Seiten von den Weſen einer guten und böſen Natur umgeben ſahe, deren jene als Ausgeburten des Lichtes ihm im höhern Beruf ſeines Lebens hülfreich beiſtanden und begünſtigten, dieſe ihm feindlich entgegenwirkten und widerſtanden; deſſen Pflicht es ſelbſt war, ſeiner Seits die böſe Natur zu bekämpfen und zu vernichten, die beſſere zu pflegen, konnte es nicht gleichgültig ſein, welche natürlichen Dinge er durch tägliche Berührung, oder in Speiſe und Trank mit ſich in innigſte Gemeinſchaft ſetzte. Wachſam enthält er ſich vieler Dinge, und bedient ſich anderer aus

entgegengeſetztem Grunde. — Die Magie, in jener alten Herleitung des Wortes, von Maja, Muſe, prophetiſche Begeiſterung, lehrte aber auch, im Hinblick auf jene waltenden höhern Kräfte, aus denen die Welt der endlichen Dinge hervorgeht, von denen dieſe in Hinſicht ihres Weſens und Schickſals abhängen, in die Zukunft und verborgene Vergangenheit ſchauen, und es gab hier ein höheres und niederes Hellſehen, höhere und niedere Magie, je nachdem der ewige Urſprung der Dinge als etwas Höheres und Geiſtiges, oder ſinnlich, als körperlich waltendes Geſtirn aufgefaßt wurde. Die Magier waren ferner, nach der Anſicht des Alterthums, bekannt mit jenen Naturwirkungen, welche gleich harmoniſchen Tönen alle verwandten Saiten im Innern der umgebenden Natur aufregen; Gebieter und Herrſcher auch der außermenſchlichen Natur, die ſie, wie Orpheus durch ſeine Zaubertöne, durch die Kraft des lebendigen Wortes zu ihrem Dienſte nöthigten. Beſonders traute man den Magiern einen Einfluß auf Witterung zu, und noch bis in die neueſten Zeiten herunter finden wir unter den wilden und halbwilden Völkern der verſchiedenſten Welttheile, Prieſter und Zauberer, welchen ein Vorherſagungsvermögen in Beziehung auf Witterungsveränderungen und Gewalt über dieſelben zugeſchrieben wird. Auch noch in den aufgeklärteſten Zeiten der Römer gab es Vorſteherinnen über den Hagel, Abwehrerinnen deſſelben, welche die Regierung auf öffentliche Koſten erhielt, und auch in andern Ueberlieferungen aus jener untergeordneten und unechten Magie finden wir vieles Aehnliche. Die Magier waren ferner, ſo wie die Strahlen der alten und echten Lehre des Magismus ſich immer mehr entſtellten und verloſchen, bösartige, täuſchende Zauberer. Unter andern ſpielten in der Magie, gemäß der Bedeutung des Wortes, in ſeiner Verwandtſchaft mit der Liebesgöttin Maja, die Liebestränke und Liebeszauber eine ausgezeichnete Rolle, und die Magier und Magierinnen der untergeordneten Art bedienten ſich zur Aufregung wilder Geſchlechtsbegierden ſchon damahls zum Theil ſolcher natürlichen Mittel, die noch jetzt den Aerzten und Naturforſchern in jener Beziehung als wirkſam bekannt ſind, unter andern wahrſcheinlich gewiſſer Pflanzengifte. Außer dieſen wurden Gegenſtände von zweifelhafterer Natur, z. B. Theile von jungen Thieren, welche in heftiger Begierde nach Luſt oder Futter geſtorben waren, Körper, welche von dem Speichel eines hungrigen, nach Fraß begierigen Hundes befleckt waren, und andere noch ekelhaftere Dinge zur Bereitung jener Philtren oder Liebestränke gewählt, deren ſpätere Wirkung allezeit, wie die der Stechapfelſaamen und anderer narcotiſcher Gifte lebensgefährlich, oder wenigſtens gar leicht wahnſinnerregend war. Andere Kunſtſtücke jener untergeordneten Magie — das Hervorrufen der Todten, das Wahrſagen aus der Hand, das Beſprechen des Blutes bei Verwundungen und Blutflüſſen, und andere noch jetzt zum Theil gebräuchliche ſympathetiſche Arzneimittel, noch mehr jenes geglaubte Vermögen der Zauberer, ſich unſichtbar zu machen, oder in andere Geſtalten zu verwandeln, die Wirkſamkeit der Amulete, die Gewalt über einen andern Menſchen, deſſen wächſernes Abbild der Zauberer beſitzt, gehören zum großen Theil in jene dunkle Kammer der Magie, wo es, wie in jenem Mährchen beim Lucian, gar leicht möglich iſt, die falſche Büchſe zu finden, die uns, ſtatt in einen leichten ſcharfſichtigen Vogel, in einen Eſel verwandeln könnte, ein Loos, welches der Schreiber dieſes gern vermeiden möchte, indem er über jene Gegenſtände ſchweigt. Wer die-

ſes Gebiet der Magie von ſeiner poetiſchen Seite kennen lernen will, der leſe Tauſend und eine Nacht und andere orientaliſche Mährchen, Oelenſchlägers Aladdin und de la Motte Fouqué's zarte Dichtungen. Uebrigens gibt nicht blos die höhere Magie, von der wir hier ſprachen, ſondern auch die Geſchichte des thieriſchen Magnetismus über einige jener Gegenſtände befriedigende Auskunft, und es bleibt wohl eine ausgemachte Thatſache, daß die alte Magie ſich zum großen Theil auf eine tiefere Kenntniß der Naturkräfte gründete, als vielleicht die glauben möchten, welche ſo gern alles der Art für bloße Gaukelei und Taſchenſpielerei halten wollen. Nicht blos gehört die Geſchichte des Magnets, wie ſchon der Name Magnes oder Zauberſtein in ſeiner Verwandtſchaft mit Magie zeigt, in das Gebiet dieſer Lehre, und mit ihr, wie es ſcheint, eine Menge verwandter Erſcheinungen, beſonders das Schlagen der metallnen Becken, deſſen ſich die Magier bei ſehr verſchiedenen Gelegenheiten bedienten, das Verſchränken der Finger und Hände, das ſtarre Anblicken deſſen, auf welchen der Magier wirken will, erinnern ſehr an gewiſſe aus der Lehre des Galvanismus und des thieriſchen Magnetismus bekannte Erſcheinungen. (M. ſ. dieſe Artikel ſelbſt.) Wer ſich übrigens tiefer über das Syſtem des echten Magismus unterrichten will, der leſe Kleukers Zendaveſta und noch mehr ſein Magikon, welches die Geſchichte der meiſten Geheimlehren, bis herunter auf die der Freimaurerei enthält, ferner das, was Creuzer in ſeiner Symbolik und Mythologie über dieſen Gegenſtand geſagt hat, und ein eben erſcheinendes Werk von Windiſchmann. Auch Schuberts Symbolik des Traums enthält im letzten Abſchnitte einige Beiſpiele der höhern und echten Magie.

Magie (natürliche). Unter dieſem Namen werden ſeit geraumer Zeit Beſchreibungen und Aufzählungen ſogenannt natürlicher, theils phyſikaliſcher und mechaniſcher, theils chemiſcher Kunſtſtücke verſtanden, welche den Ununterrichteten in Erſtaunen ſetzen können. In ſo fern iſt demnach eine ſolche natürliche Magie verſchieden von der Magie der Natur, deren zum Theil im vorhergehenden Artikel erwähnt worden, und wohin z. B. die unwillkührlich herbeiziehende Wirkung der Klapperſchlange auf kleinere Thiere u. ſ. f. gehören. Unter andern haben Wiegleb, Funk, Eberhard, Roſenthal, Halle, Hellmuth in ihren Werken über natürliche Magie den Liebhabern eine Menge ſolcher naturgeſchichtlicher und ökonomiſcher Kunſtſtücke erzählt, von denen viele unter den Handgriffen der gewöhnlichen Taſchenſpieler bekannt ſind. Noch im vorigen Jahrhundert machte z. B. in Paris ein Chemiker großes Aufſehen, welcher eine Palingeneſie ganz verbrannter Naturkörper aus ihrer Aſche, in feſt verſchloßnen durchſichtigen Gefäßen als möglich zeigen wollte. Die natürliche Magie lehrt wenigſtens theilweiſe jenes Kunſtſtück nachmachen, wenn dieſe Nachahmung gleich etwas hinkt. Der angebliche Magicus hält nämlich auf einem eigens dazu gefertigten Bretchen einige Abbildungen von jenen natürlichen Körpern (z. B. Blumen, Pflanzenblättern u. ſ. f.) bereit, welche verbrannt und dann aus ihrer Aſche wieder erzeugt werden ſollen. Jene Abbildungen ſind mit einer fürs erſte unſichtbaren, klebrigen ſympathetiſchen Tinte gefertigt, und unter dem Bretchen, worauf ſie ſtehen, befinden ſich verborgene Magnete. Unſer Magicus bittet nun die Umſtehenden, aus den mitgebrachten Naturkörpern einen auszuwählen, der verbrannt und palingeniſirt werden

ſoll. Dies geſchieht. Nach dem Verbrennen ſammelt er die Aſche, miſcht ſie geſchickt unter Eiſenfeilſpäne, rückt die Magnete unter die Abbildung des verbrannten Körpers, und ſetzt nun im Hinabſtreuen und Umſchütteln die Eiſenfeilſpäne in die Lage, von den Magneten angezogen und von der klebrigen ſympathetiſchen Tinte feſtgehalten zu werden, und der verbrannte Körper wird dann auf einmal in ſeinem Schattenriß wieder erkannt. So verwandelt unſer Magier ein Spiel Karten in einen lebendigen Vogel, indem er neben dem eigentlichen Spiel Karten noch ein nachgemachtes, inwendig hohles, oben und unten mit zwei Kartenblättern, an den Seiten mit Kartenblattſchnitzchen zuſammengeleimtes hat, in deſſen Innerm ein lebendiger Vogel ſitzt, der durch einige kleine Oeffnungen Luft hat. Darauf wird das nachgemachte Spiel Karten ſtatt des echten in eine unten offne blecherne Büchſe geſchoben, in die es genau und eng hineinpaßt, das untere, nur leicht angemachte Blatt weggeriſſen, und — ſtatt der Karten kommt ein Vogel aus der Büchſe. Unſer Magicus läßt auch, mittelſt eines Hohlſpiegels, deſſen Bilder auf den häufigen Dampf der Räucherungen fallen, Geiſter erſcheinen, durch bekannte acuſtiſche Apparate ſie Fragen beantworten u. ſ. Ein anderer Theil jener ſogenannten natürlichen Magie beſchäftigt ſich mit der Angabe zur Bereitung ſympathetiſcher Tinten, mit allbekannten elektriſchen Kunſtſtücken, wie man z. B. durch den elektriſchen Funken ein Thier tödten, einem Menſchen unvermuthet einen Schlag verſetzen könne u. ſ. w. In dieſer Art beſchäftigt ſich denn die ganze ſogenannte natürliche Magie mit Kunſtſtücken, die zur geſellſchaftlichen Unterhaltung ſehr angenehm ſind, die aber nichts weniger als den Namen Magie und natürliche Magie, ſondern höchſtens den einer ſcheinbaren und falſchen, den Namen Taſchenſpielerei verdienen. Unter Magie im engern Sinne ſollte man bloß jene geiſtige (gute oder ſchlimme) verſtehen, die ſich auf eine Gewalt des Geiſtes über Geiſt und Körper — den eignen ſowohl als fremden — und über die äußere Natur gründet. Jene Krankenheilungen, die durch den Glauben, jene Einwirkung auf den Willen eines Fremden und Entfernten, durch Fixirung des eignen Willens auf jenen (m. ſ. den Art. **Magnetismus**) das ganze Gebiet des Hellſehens, z. B. das Wiſſen um fremde Zuſtände und Gedanken, Vergangenheit und Zukunft, die anſteckende Gewalt des Enthuſiasmus, der Verzückung und anderer guten und ſchlimmen Zuſtände dieſer Art und alles Verwandte, gehört in das Gebiet der eigentlichen Magie, denn alle jene Erſcheinungen gründen ſich auf die Geſetze der in der geiſtigen Region herrſchenden Liebe oder Abneigung, ſind Wirkung einer geiſtigen Liebe (Abneigung, Verwandtſchaft) oder eines geiſtigen Haſſes. In das Gebiet der natürlichen Magie gehörten dann ſolche Erſcheinungen der organiſchen und anorgiſchen Natur, welche ſich auf das Geſetz einer körperlichen Verwandtſchaft (Liebe oder Abneigung) gründen, wie z. B. das Mittönen der angeſpannten Saiten, wenn außer ihnen und in ihrer Nähe der gleichlautende und verwandte Ton angeſchlagen wird. Natürliche Magie alſo iſt es, wenn in einem lebenden menſchlichen oder thieriſchen Körper, durch den Gebrauch gewiſſer natürlicher Mittel, z. B. aus dem Pflanzenreich, irgend eine ſinnliche Begierde u. ſ. w. erregt wird, oder ein beſtimmter Zuſtand des Nervenſyſtems. Natürliche Magie iſt es ferner, wenn die Infection eines Thieres (z. B. eines Hundes, der Tauben, Bienen) durch die Ausdünſtung und den Schweiß eines Menſchen, Zuneigung zu dem Letztern erregt, ein ma-

giſche Geheimniß, das ſich ſelbſt öfters unter zwei verſchiedenen Menſchen erprobt hat, wie die plötzlich entſtandene Leidenſchaft jenes franz. Königs zu einer Prinzeſſin, welche auf ſolche Weiſe erregt worden, beweiſt. (Man ſehe Kluge über thieriſchen Magnetismus). In das Gebiet jener natürlichen Magie gehörten ferner Erſcheinungen wie jene bekannte, wo ein Aal durch Berührung eines Magnets oder großen Stücks Eiſen zum großen Theil ſeiner Muskelſtärke beraubt wird, wo ein Gewächs beſſer und üppiger gedeiht, wenn es in der Nähe einer beſtimmten Art von Pflanzen ſteht, wo ſich Nervenzufälle von einem Menſchen auf einen andern, oder auf ein berührtes zartes Thier fortpflanzen und ſo ſich lindern, oder wo umgekehrt, heftige Nervenzufälle durch die ſelbſt unbemerkte Annäherung eines widerlichen Thieres, z. B. einer Katze, erregt werden; Furcht und Zittern ſelbſt in ganz unerfahrnen, erſt kürzlich aus Europa z. B. nach Afrika gebrachten Thieren, bei dem Brüllen eines Löwen, und eine Menge Erſcheinungen, die ſich auf natürliche Sympathien und Antipathien gründen. Eine natürliche Magie dieſer Art würde aus Naturkunde und ſelbſt Heilkunde und Phyſiologie vieles Intereſſante und manches minder anerkannte umfaſſen, bei denen der Name Magie (den man in gewiſſer Hinſicht Liebeskunde, Verwandtſchaftslehre höherer Art überſetzen könnte) nicht ſo ganz am unrechten Orte ſein würde. Auch über dieſen Gegenſtand geben Windiſchmanns eben erſcheinendes Werk und ſelbſt das des De Haen, ſo wie verſchiedne von der Sympathie handelnde Schriften, weitere Belehrung. C. G.

Magier (Magi), die Prieſterclaſſe der Meder und Perſer. Die Magier waren im Beſitz der wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe und übten die heiligen Gebräuche der Religion aus. Zoroaſter war nicht ihr Stifter, ſondern ihr Reformator. Er theilte ſie in Lehrlinge, Meiſter und vollendete Meiſter. Da nur durch ſie dem Ormuzd Gebete und Opfer dargebracht werden konnten, nur ihnen dieſer ſeinen Willen offenbarte, nur ſie in die Zukunft blickten, kurz da ſie für Mittelsperſonen zwiſchen der Gottheit und den Menſchen galten, ſo mußten ſie nothwendig in großem Anſehen ſtehen. Später hat man Magier überhaupt Zauberer, Wunderthäter, Goldmacher und dergl. genannt. (S. **Magie**.)

Magiſche Quadrate nennt man ein ſinnreiches und ſchwieriges Kunſtſpiel, welches darin beſteht, daß man die Felder eines ſchachbretartig eingetheilten Quadrats mit den Zahlen der natürlichen Zahlenreihe oder irgend einer arithmetiſchen Progreſſion ſo ausfüllt, daß die Horizontal- und Verticalreihen, nach Befinden auch die Diagonalen, gleiche Summen geben. Mehrere ausgezeichnete Mathematiker als Euler, Kircher, Franklin und kürzlich Mollweide haben Unterſuchungen darüber angeſtellt.

Magismus, die Lehre der Magier. (S. Magie.)

Magiſter, eine akademiſche Würde, welche die philoſophiſche Facultät, nach einer vorausgegangenen Prüfung in den allgemeinen beſonders philoſophiſchen, philologiſchen, mathematiſchen, phyſikaliſchen und hiſtoriſchen Wiſſenſchaften, ertheilt. Mit einer nähern Beſtimmung verbunden, erſcheint dieſes Wort ſchon bei den Römern als Ehrentitel (z. B. Magister equitum, General der Cavallerie), die jetzt übliche Bedeutung hingegen ſchreibt ſich aus den älteſten Zeiten der Errichtung der Univerſitäten her. Auf den früheſten Univer-

ſitäten kannte man das ſpäter erſt ausgebildete Facultätsweſen noch nicht, am wenigſten dachte man an die drei ſogenannten höhern Facultäten der Theologie, Jurisprudenz und Medicin. Den ganzen Kreis der akademiſchen Thätigkeit beſchränkte man auf die ſchon vorher bekannten ſieben freien Künſte (ſ. d. Art. Kunſt) und nannte die Lehrer derſelben Artiſten, die ganze Verſammlung derſelben artiſtiſche Facultät, und diejenigen, welche nach völliger Beendigung ihres Studiencurſes wegen ihres Fleißes und ihrer Kenntniſſe öffentlich ausgezeichnet werden ſollten, und den Grad eines Baccalaureus ſchon erlangt hatten, Magistros artium (Lehrer, Meiſter der freien Künſte), womit in der Folge noch der Titel eines Doctors der Philoſophie verbunden wurde. Weil dieſe Würde ihrem Urſprunge nach älter iſt, als die eines Doctors, ſo wird ſie noch jetzt in öffentlichen Anſchlägen und Bekanntmachungen der meiſten deutſchen Univerſitäten den Doctoren vorgeſetzt. (Auf der Univerſität zu Berlin iſt der Titel eines Doctors der Philoſophie noch ein höherer, und ſetzt eine zweite Prüfung voraus). Das Jahr ihrer Entſtehung läßt ſich nicht beſtimmen, aber ſchon im 12ten und 13ten Jahrhundert ſtand ſie in Frankreich in ſo großer Achtung, daß ſelbſt die angeſehenſten Männer ſich um dieſelbe bewarben. Seit jener Zeit iſt ſie theils durch Einführung der Facultätsverhältniſſe, theils durch die große Vermehrung der Univerſitäten, theils auch durch manche dabei eingeriſſene Mißbräuche in ihrem frühern Anſehn geſunken. Von dem gewöhnlichen Magiſter iſt der Magister legens zu unterſcheiden, d. h. der, welcher ſich durch öffentliche Disputation das Recht, Vorleſungen zu halten, erworben hat. A — s.

Magiſter equitum hieß bei den Römern der Befehlshaber der Reiterei. Er gehörte zu den höhern außerordentlichen Magiſtratsperſonen, und wurde vom Dictator, unmittelbar nach deſſen Wahl, gewählt. Er war der höchſte Befehlshaber bei dem Heere nach dem Dictator, hatte faſt eben die Ehrenzeichen wie dieſer und durfte ſelbſt in der Stadt ein Pferd beſteigen.

Magister matheseos, ſ. d. Art. Pythagoras.

Magiſtratus, Magiſtrat, bedeutet theils ein öffentliches Amt (als Conſulat, Prätur), theils diejenige Perſon, die ein ſolches verwaltet. Von den obrigkeitlichen Perſonen bei den Griechen und Römern iſt überhaupt folgendes zu merken. Athen hatte von Cecrops bis auf Codrus ſiebzehn Könige; von Medon bis Alcmäon dreizehn lebenslängliche, von Charops bis Eryxias ſieben zehnjährige und ſeit dem nur einjährige Archonten. Jetzt war die republikaniſche Verfaſſung Athens gegründet, aber nicht ſo feſt, daß keine Unterbrechungen erfolgt wären. Die kaum von Solon feſtgeſtellte Demokratie verwandelte ſchon Piſiſtratus wieder in eine Alleinherrſchaft und vererbte ſie auf ſeine Söhne Hippias und Hipparchus. Aber bald trat die vorige Demokratie wieder ein, welche bis zum unglücklichen Ausgange des peloponneſiſchen Krieges fortblühte, durch die Regierung der dreißig Tyrannen nur auf ein Jahr und durch die Tyrannei der Zehnmänner nur auf kurze Zeit unterbrochen wurde. Unter den macedoniſchen Königen, wie ſpäter unter den Römern, behielt Athen mit einigen Unterbrechungen nur eine Scheinfreiheit. Antipater verordnete, daß neuntauſend der vornehmſten Bürger die Regierung verwalten ſollten, und Caſſander ſetzte den Demetrius Phalerus zum Präfecten der Stadt ein. — In Lacedämon gehörten zu den obrigkeitlichen Perſonen die Könige, die Senatoren

Ephoren u. ſ. w. Sie wurden durch Stimmenmehrheit gewählt und verwalteten ihr Amt theils lebenslänglich, wie die Könige und Senatoren, theils eine beſtimmte Zeit lang. — Bei den Römern gab es zu verſchiedenen Zeiten auch verſchiedene Magiſtrate. Zuerſt regierten Könige; nach Vertreibung des Tarquinius Superbus (im J. der Stadt 244) zwei Conſuln, welche jährlich gewählt wurden. In gefahrvollen Zeiten wählte man einen Dictator mit unumſchränkter Gewalt, und wenn keine Magiſtrate vorhanden waren, einen Interrex. Dieſe Einrichtung währte mit einigen Unterbrechungen bis zum J. der Stadt 672, wo Sulla ſich als immerwährender Dictator einer unumſchränkten Gewalt anmaßte. Nachdem er aber nach drei Jahren der Herrſchaft freiwillig entſagt hatte, dauerte die conſulariſche Regierung fort bis auf Julius Cäſar, der ſich im J. Roms 706 auch zum immerwährenden Dictator ernennen ließ. Von dieſer Zeit an wurde die conſulariſche Gewalt nie wieder ganz hergeſtellt. Die Ermordung Cäſars half nichts dazu, da bald hernach die Triumvirn Octavius, Antonius und Lepidus, ſich einer noch unumſchränktern Gewalt anmaßten, endlich aber Octavius unter dem Titel Princeps oder Imperator, Beherrſcher des römiſchen Reichs wurde. Nur zum Schein behielt Auguſtus die republikaniſchen Magiſtratswürden bei. Im Anfange der Republik ſcheinen die Conſuln die einzigen beſtändigen Magiſtrate geweſen zu ſein. Wegen der unaufhörlichen Kriege aber, die ihre Gegenwart bei der Armee nothwendig machten, wurden nach und nach verſchiedene andere Magiſtrate gewählt, als Prätoren, Cenſoren, tribuni plebis (Volkstribunen) u. ſ. w. Verſchiedene neue Magiſtrate kamen unter den Kaiſern auf. Die römiſchen Magiſtrate wurden verſchiedentlich eingetheilt: in ordentliche und außerordentliche, höhere und niedere, curuliſche und nicht curuliſche, patriciſche und plebejiſche, ſtädtiſche und Provincialmagiſtrate. Der Unterſchied in patriciſche und plebejiſche Magiſtrate kam erſt im J. Roms 260 auf; der in ſtädtiſche und Provincialmagiſtrate erſt, als die Römer ihre Eroberungen über die Grenzen Italiens ausdehnten. Die ordentlichen Magiſtrate zerfielen in höhere und niedere; zu erſtern gehörten die Conſuln, Prätoren und Cenſoren, zu letztern die Volkstribunen, Aedilen, Quäſtoren u. ſ. w. (ſ. dieſe Art.) Die wichtigſten außerordentlichen Magiſtrate waren der Dictator mit ſeinem Magiſter equitum und der Interrex. Der Unterſchied zwiſchen curuliſchen und nicht curuliſchen Magiſtraten beruhte auf dem Rechte, ſich der Sella curulis bedienen zu dürfen, welches nur der Dictator, die Conſuln, Prätoren, Cenſoren und curuliſchen Aedilen hatten. — Die Wahlen der Magiſtrate geſchahen zur Zeit der Republick in den Comitien, beſonders in den centuriatis und tributis, in erſtern die Wahlen der ordentlichen höhern Magiſtrate, in letztern der ordentlichen niedern. Unter den Kaiſern iſt die eigentliche Beſchaffenheit der Magiſtratswahlen ungewiß.

Magliabecchi (Antonio), einer der größten Literatoren ſeiner Zeit, war zu Florenz am 28. October 1633 geboren. Seine Mutter brachte ihn nach dem frühzeitigen Tode ſeines Vaters zu einem Goldſchmidt in die Lehre, vermochte aber nicht, ſeine Liebe zur Literatur zu unterdrücken, und ihr Tod, welcher 1673 erfolgte, bewog ihn, ſich nun ganz dem Studium der Sprachen und der ſchönen Literatur zu widmen. Bei einem eiſernen Fleiße und einem ungeheuren Gedächtniß erwarb er ſich in kurzer Zeit eine Maſſe

von Kenntniſſen, welche ihn allgemein berühmt und dem Großherzog Cosmus III. bekannt machte, der ihm zum Bibliothekar an der von ihm errichteteten Bibliothek ernannte. Dieſer Poſten entſprach ſeinen Neigungen und Kenntniſſen völlig. Seine Bereitwilligkeit, Einheimiſchen und Auswärtigen mit den Schätzen ſowohl ſeiner eignen beträchtlichen, als auch der ihm anvertrauten Bibliothek, zu dienen, kannte keine Grenzen. Innig zufrieden mit ſeiner Lage, beſchloß er ſein Leben am 14. Juli 1714 in dem hohen Alter von 81 Jahren. Die ſtete Treue, welche er durch ſein ganzes Leben den Großherzogen bewieſen hatte, beſiegelte er noch nach ſeinem Tode in einem Vermächtniſſe, durch welches er ihnen nicht nur ſeine eigene, eben ſo zahlreiche als ſchätzbare Bibliothek, ſondern auch ſein ganzes in ihrem Dienſte erworbenes Vermögen (welches er zur Vermehrung der Bibliothek beſtimmte) zuwendete. Die von ihm hinterlaſſene, unter dem Namen der Magliabecchiſchen bekannte, zum öffentlichen Gebrauch beſtimmte Bibliothek, in deren Local die Florentiner Akademie der Wiſſenſchaften ihre Sitzungen hält, iſt beſonders der Handſchriften und alten Drucke wegen berühmt, wovon ein Catalog zu Florenz 1793 erſchienen iſt. Ob er gleich unter ſeinem Namen nichts herausgegeben hat, ſo hat er doch theils mehrere ſeltene Werke anonym wieder drucken laſſen, theils zu unzähligen Büchern, z. B. in den Actis sanctorum, die zahlreichſten und wichtigſten Beiträge geliefert. Von den zahlreichen an ihn geſchriebenen Briefen hat Joh. Targioni zu Florenz (1745 ff.) mehrere Bände herausgeben. A — s.

Magna Charta, ſ. Charta magna.

Magnaten, ein verdorbenes lateiniſches Wort, die Großen, hießen in Polen und heißen noch jetzt in Ungarn angeſehene Reichsſtände, welche an der Regierung des Staats Theil nehmen. In Polen waren es die geiſtl. und weltl. Senatoren oder Reichsräthe und der hohe Adel; zu den Senatoren rechnete man die Erzbiſchöfe von Gneſen und ehedem auch von Lemberg, die Biſchöfe, Woiwoden, Caſtellane und Reichsbeamten oder Miniſter. In Ungarn verſteht man nicht alle Reichsſtände, ſondern nur die Reichsbarone darunter. Dieſe ſind: 1. die größern, nämlich der Palatin, Reichs- und Hofrichter, Ban oder Statthalter von Croatien, Slavonien und Dalmatien, Schatzmeiſter und die höchſten Hofbeamten; 2. die kleinen, oder Grafen und Freiherren. — Den Prälaten, niedern Edelleuten und königl. Freiſtädten kommt dieſe Benennung nicht zu.

Magne, ſ. Nordiſche Mythologie.

Magneſia. Man verſteht darunter am gewöhnlichſten eine eigene Erde, die weiß, leicht, für ſich unſchmelzbar, geſchmacklos, unauflöslich im Waſſer iſt, ſich aber in Säuren klar auflöſ't und einen Beſtandtheil der Bitterwaſſer (des Bitterſalzes) ausmacht. Sie bekommt auch die Namen: Talkerde, Bitterſalzerde, Bittererde, und iſt als ſäuredämpfendes Mittel im Arzneigebrauch; man bezieht ſie aus England und Böhmen in vorzüglicher Güte (Edinburgher Magneſia). Sie wird durch Gyps und Sand häufig verfälſcht. Magnesia vitriarorum, beſſer Mangeneſe, iſt ſchwarzes Braunſteinerz, das Oxyd eines Halbmetalles. Unter rother Magneſia verſtand man ehedem ein braunes Eiſenoxyd.

Magneſia, in der alten Geographie der Name einer Landſchaft und Stadt in Theſſalien und Macedonien und mehrerer Städte,

z. B. in Kleinaſien, und zwar Magneſia am Sipylus in Lydien, eine wichtige Handelsſtadt, wo Antiochus der Große von den Scipionen 190 v. Chr. geſchlagen wurde; Magneſia am Mäander in Jonien, wo Themiſtokles ſtarb.

Magnet heißt zunächſt ein Eiſenerz, welches in Menge in dem Magnetberge von Werchoturien in Newyork, im Spitzberge am Harz und in allen reichhaltigen Eiſengruben gefunden wird. Dieſes Eiſenerz hat einen der Farbe des Eiſens ähnlichen Anſtrich, kommt meiſtens in unregelmäßigen Stücken, ſeltner in kleinen pyramidaliſchen Cryſtallen vor, iſt hart, ſpröde und zeichnet ſich durch die merkwürdigen Eigenſchaften aus, daß es das Eiſen anzieht, ſich in einer freiſchwebenden Lage nach den Polen richtet und dieſe beiden Kräfte dem Eiſen mittheilt. Dieſes Erz heißt natürlicher Magnet, zum Unterſchiede von denen, welche durch die Kunſt, d. i. durch Mittheilung oder durch Erweckung der magnetiſchen Kraft im Eiſen und Stahl, hervorgebracht werden. Nicht Eiſen allein, wie man bisher geglaubt hat, ſondern auch das allerreinſte Kobaltmetall wird von dem Magnet angezogen; ja man weiß, daß der Kobalt wiederum den Magnet anzieht und ſelbſt magnetiſch wird. Ferner entdeckte A. v. Humboldt bereits vor ſeiner amerikaniſchen Reiſe eine Gebirgskuppe von Serpentinſtein in der obern Pfalz, welche einen ſtarken Magnetismus zeigte, und auf ſeiner Reiſe in Südamerika fand er auf dem Chimboraſſo einen Porphyr von gleicher Eigenſchaft. Zwar ziehen beide Steinarten kein Eiſen an, aber ſie zeigen die polariſirende Kraft, oder die Neigung, mit dem einen Ende ſich nach Norden und mit dem andern nach Süden zu kehren. — Gewöhnlich laſſen ſich an allen Magneten zwei gerade einander entgegenſtehende Punkte bemerken, wo die Anziehungskraft am ſtärkſten zu wirken ſcheint. Dies zeigt ſich, wenn man einen Magnet über Eiſenfeilſpäne hinwälzt, welche ſich zwar allenthalben, am meiſten aber an den erwähnten beiden Punkten anſetzen, wo ſie gleichſam einen Bart bilden. Dieſe beiden Punkte werden die Pole des Magnets genannt; die Neigung aber, ſich mit den Polen nach der Gegend der Erd- und Himmelspole zu richten, welche Eigenſchaft die Erfindung des Compaſſes veranlaßt hat (ſ. d. Art.), heißt ſeine Polarität. Der nach Süden gekehrte Punkt führt den Namen Südpol, der nach Norden wird der Nordpol genannt; die gerade Linie von einem zum andern heißt die Axe des Magneten. Bisweilen findet man unter den natürlichen Magneten einen, welcher mehr als zwei entgegengeſetzte Pole hat. Ein ſolcher ſcheint aus mehrern in einander verwachsnen Magneten zu beſtehn und heißt ein zuſammengeſetzter oder anomaliſcher. Seine Anziehung gegen das Eiſen beweiſt der Magnet dadurch, daß er daſſelbe in einer gewiſſen Entfernung ſich, oder, wenn er mehr Beweglichkeit hat, ſich ſelbſt dem Eiſen nähert, und es mit merklicher Kraft feſt hält. Je ſtärker der Magnet iſt, in deſto größerer Entfernung wirkt er und deſto mehr Kraft gehört dazu, ihn von dem Eiſen wieder zu trennen. Weiches reines Eiſen wird nach Muſſchenbroek am ſtärkſten, hartes Eiſen und Eiſenerze, desgleichen Stahl ſchwächer angezogen. Iſt das Eiſen mit andern Materien vermiſcht, oder verkalkt, ſo erſcheint der Grad der Anziehungskraft gegen daſſelbe immer ſchwächer. Mehrere Phyſiker, welche ſich bemühten, den Grad der magnetiſchen Anziehung zu beſtimmen, fanden das Geſetz, daß ſich die anziehende Kraft eines jeden einzelnen Theilchens des Magnets direkt wie ſein Abſtand vom

Mittelpunct, und verkehrt wie die Quadratzahl der Entfernung vom angezogenen Puncte verhalte. Sauſſure entdeckte, daß die Kraft des Magnets an verſchiedenen Orten der Erde veränderlich ſei. Verſtärkt wird die Kraft des Magneten, wenn man die Seiten, woran die Polpuncte befindlich ſind, glatt abſchleift, und dünne eiſerne Platten, die in dicke fußähnliche Enden auslaufen, genau daran anlegt. Dieſe Belegungen, welche man die Armirung oder Bewaffnung des Magnets nennt, ziehen das Eiſen ſtärker an, als der bloße Magnet. Man will gefunden haben, daß ein armirter Magnet 16 bis 40, ja 320mahl mehr Gewicht trägt, als ein unarmirter. Farbe, Geſtalt und Härte, ſo wie Größe oder Schwere haben keinen Einfluß auf die Kraft eines Magnets. Oft beſitzt ein kleines, aus einem größern Stück herausgeſchnitten, mehr Kraft, als zuvor das Ganze. Die Wirkung des Magnets auf das Eiſen wird durch einen dazwiſchen befindlichen Körper nicht gehindert, nur muß letzterer ſelbſt nicht gegen die magnetiſche Kraft empfindlich ſein. Merkwürdig iſt es, daß man die Stärke des Magnets dadurch erhöhen kann, daß man ihm (bis zu einer gewiſſen Grenze) immer mehr und mehr zu tragen gibt, und daß dagegen ſeine Kraft verloren geht, wenn man ihn unbeſchäftigt läßt. Ebenfalls verliert ſie ſich durch Glühen und Selbſterkalten, durch Schlagen auf Steinen mit Steinen, und durch öfteres Fallenlaſſen; auch iſt ihr der Roſt, der Blitz und überhaupt die Electricität nachtheilig. In Anſehung ſeiner Polarität bietet der Magnet nicht weniger merkwürdige und zugleich räthſelhafte Erſcheinungen dar. Wenn man eine ſtählerne, auf einer Spitze frei und beweglich ruhende Magnetnadel, an deren beiden Spitzen ſich die Pole derſelben befinden, an den Pol eines Magnets hält, ſo wird die Nadelſpitze von einem derſelben angezogen, von dem andern aber abgeſtoßen; der andere Pol des Magnets wird entgegengeſetzt; und dieſelben Erſcheinungen zeigen ſich ſämmtlich umgekehrt an der andern Spitze der Nadel. Die einander anziehenden Pole hat man freundſchaftliche, die ſich abſtoßenden hingegen feindliche genannt; auch nennt man Nordpol und Südpol ungleichnamige, Nordpol und Nordpol aber, ſo wie Südpol und Südpol, gleichnamige Pole. Das magnetiſche Abſtoßen läßt ſich in ein Anziehen verwandeln, wenn ein ſehr ſtarker einem ſehr ſchwachen Magnet ſo nahe gebracht wird, daß die ſüdliche Polarität durch Null in die nördliche übergeht. Hieraus hat man mit einiger Wahrſcheinlichkeit auf zwei verſchiedene magnetiſche Materien geſchloſſen, wovon die eine die andere ſchwächt, und die ſich überhaupt in ihren Wirkungen eben ſo verhalten, wie die poſitive und negative Electricität. Man nennt auch die nördliche Polarität wirklich die poſitive, ſo wie die ſüdliche die negative, obgleich zwiſchen der Natur der magnetiſchen und electriſchen Materie ein großer Unterſchied iſt. Damit ſoll aber nicht die wirkliche Exiſtenz von zwei verſchiedenen magnetiſchen Materien behauptet werden. In der einſtweiligen Vorausſetzung derſelben bezeichnet man die eine + M, die andere — M; jenes iſt die nördliche, dieſes die ſüdliche. Wenn wir nun unſere Erde als einen Magnet betrachten, welcher ſich in den ſüdlichen Theilen als + M, in den nördlichen aber als — M zeigt, ſo läßt ſich daraus die Richtung der Pole eines Magnets nach Norden und Süden erklären. Auffallend iſt auch an dem Magnet die Eigenſchaft, daß er ſeine Kraft dem Eiſen mittheilt, wodurch die künſtlichen Magnete entſtehn. Wenn ein Stückchen Stahl oder Eiſen eine Zeit lang an einem Magnet gehan-

gen hat, oder auch nur mit demſelben beſtrichen worden iſt, ſo wird es ſelbſt magnetiſch und zieht anderes Eiſen an. Man darf dies nicht für eigentliche Mittheilung der magnetiſchen Materie halten, da der Magnet dadurch nichts an ſeiner Kraft verliert, und überdies das Stück Eiſen oder Stahl auch nicht das empfängt, was der Magnet hat, ſondern jedesmahl das Gegentheil. Vielmehr ſtellt man ſich, wie bei der Electricität, vor, daß die (vorausgeſetzten) beiden magnetiſchen Kräfte + M und — M im gemeinen Eiſen gebunden und, da ſie ſich im Gleichgewicht befinden, nicht bemerkbar ſind; in dem magnetiſirten Eiſen aber durch die Kraft des Magnets das Gleichgewicht aufgehoben, eine Vertheilung der magnetiſchen Kraft bewirkt und dadurch Polarität hervorgebracht werde. Jeder Pol eines Magnets wirkt auf das Eiſen ſchon in einer gewiſſen Entfernung. Der Raum, durch welchen ſich dieſe Wirkung erſtreckt, nennt man den magnetiſchen Wirkungskreis oder die magnetiſche Atmoſphäre. Bei dieſer Wirkung findet das nämliche Geſetz ſtatt, wie bei der Electricität. Ein jeder magnetiſcher Pol ſucht in demjenigen Eiſen oder eiſenhaltigen Körper, der in ſeinen Wirkungskreis kommt, eine der ſeinigen entgegengeſetzte magnetiſche Kraft zu erwecken, woraus das allgemeine Geſetz folgt: ungleichnamige Pole der Magnete ziehen ſich an, gleichnamige ſtoßen ſich ab. Wenn man einen unmagnetiſchen Stab von Eiſen oder Stahl in den magnetiſchen Wirkungskreis eines Pols bringt, welcher freies + M hat, ſo trennt dies beide bisher gebundne, alſo im Gleichgewicht befindliche und unmerkliche M des Eiſenſtabes, in dem es — M ſchon in der Ferne anzieht, und daher in dem Theile des Eiſens, der ihr am nächſten iſt, — M hervorbringt, das + M hingegen zurückſtößt, welches das andere Ende des Eiſens empfängt. Stärker und dauerhafter als durch Erweckung theilt man einem Eiſen- oder Stahlſtabe die magnetiſche Kraft durch das Streichen mit. Dies geſchieht entweder durch den einfachen Strich, indem man den Stab von ſeiner Mitte aus nach der einen Seite mit dem einen, und nach der andern Seite mit dem andern Pole des Magnets in einerlei Richtung mehrmals ſtreicht; oder durch den Doppelſtrich, wenn man den armirten Magnet mit ſeinen beiden Polen der Länge nach aufſetzt und ſo mehreremahle von dem einen bis zum andern Ende ſtreicht, und zuletzt den Magnet wieder von der Mitte des Stabes abführt. Dieſe und andere merkwürdige Erſcheinungen erklärt man aus dem Geſetze der Vertheilung der magnetiſchen Materie auf dieſelbe Weiſe, wie bei der Electricität. Aber auch ohne Mittheilung oder Erweckung der magnetiſchen Kraft laſſen ſich Eiſen und Stahl dadurch magnetiſiren, daß man ſie entweder lothrecht, oder noch beſſer im magnetiſchen Meridiane gegen den Horizont unter einem Winkel, den die Neigung der Magnetnadel angibt, eine Zeit lang aufſtellt. Indeß währt die magnetiſche Kraft nur ſo lange, als man das Eiſen oder den Stahl in keine horizontale Lage bringt. Eine eiſerne Stange wird dadurch magnetiſirt, daß man ſie vertical in der einen Hand hält, und mit der andern mittelſt eines Hammers oder Schlüſſels der Länge nach herab gelinde anſchlägt. Das untere Ende wird der Nord- und das obere der Südpol; kehrt man aber die Stange um, ſo verwechſeln ſich die Pole. Durch Hämmern, Feilen, Bohren und überhaupt durch Operationen, welche mit Reiben verbunden ſind, läßt ſich das Eiſen gleichfalls magnetiſiren. Auch zeigt glühendes, im Waſſer abgelöſchtes Eiſen Polarität. — Die Summe dieſer magnetiſchen Erſcheinungen nennt man mineraliſche

Magnetiſmus, im Gegenſatz des animaliſchen. (S. den folg. Art.) Erſt nachdem man die Abweichung der Magnetnadel entdeckt hatte, fing man an, die magnetiſchen Erſcheinungen von der Erde abzuleiten und ſich an Erklärung derſelben zu wagen. Wir übergehen die Hypotheſen des Descartes, Dalance, Euler, du Tour, Apinus, Wilke, Burgmann, der Bernouilli, Krotzenſteins, Gaylers und Prevoſts, von denen keine genügt. Alles, was wir von der magnetiſchen Materie wiſſen, beſteht darin, daß ſie in der Natur weit verbreitet iſt, und bei vielen Operationen derſelben mitwirkt.

Magnetiſmus, thieriſcher oder animaliſcher, auch Lebensmagnetiſmus genannt, iſt 1. der Zuſtand einer durch beſondere Erſcheinungen ſich äußernden Erregung und Leitung der Lebensthätigkeit im Innern eines Menſchen, von einem andern Menſchen mittelbar oder unmittelbar bewirkt; 2. die einwirkende, jenen Zuſtand hervorbringende Urſache, die dabei Statt findende Handlungsweiſe des einen auf den andern wirkenden Menſchen ſowohl als die wirkende Kraft ſelbſt. Dieſe hält man für das innere Weſen eines feinen und unſichtbaren, aber auf das Nervenſyſtem und das Lebensprincip des Menſchen unmittelbar und kräftig einwirkenden Stoffes (Fluidums), welches von einem Menſchen auf den andern, mittelſt kunſtmäßig eingerichteter Behandlung des Körpers deſſelben, übergehen könne. Der Magnetiſmus iſt ähnlich dem Electricismus der äußern Natur, indem bei dieſem das Eindringen eines feinen wirkſamen Fluidums in den Körper Statt findet; verſchieden von demſelben dadurch, daß bei dieſem durch den eindringenden, aber nicht verweilenden, der organiſchen Natur nach ungleichartigen Stoff nur ein vorübergehender Reiz hervorgebracht wird, bei jenem aber durch einen bleibenden Uebergang und durch innige Beimiſchung eines dem innern Lebensprincip ganz gleichartigen Stoffes der Körper einen wirklichen Zuwachs der ihm inwohnenden Lebenskraft erhält. Der Name wurde dem Magnetiſmus von Mesmern (vergl. dieſen Art.), ſeinem Finder, deswegen mitgetheilt, weil bei dem mineraliſchen Magnet gleichfalls ein wirkliches Aus- und Einſtrömen eines feinen Fluidums nach gewiſſen Geſetzen Statt finden ſoll. (Vergl. d. Art. Magnet). Worin nun das Weſen des animaliſchen Magnetiſmus eigentlich beſtehe, iſt bis jetzt noch nicht genügend erklärt, inzwiſchen läßt ſich aus den Erſcheinungen deſſelben vermuthen, daß das hier Wirkende entweder das nervenbelebende Princip ſelbſt, oder doch ſehr nahe mit ihm verwandt ſei (S. den Art. Nervenſyſtem). Die Uebertragung deſſelben von einem Körper auf den andern und die Erregung der verſchiedenen magnetiſchen Zuſtände geſchieht auf verſchiedene Weiſe. Nicht jeder, ſondern nur derjenige kann auf einen andern Menſchen mit Nutzen magnetiſch einwirken, welcher in phyſiſcher Hinſicht ein Uebergewicht der Energie über den zu Magnetiſirenden beſitzt und vollkommen geſund iſt, in pſychiſcher Hinſicht aber auch ein unverdorbenes und kräftiges Gemüth hat. Ein unlauteres und verderbtes Gemüth wird von dem im magnetiſchen Zuſtande befindlichen Kranken, bei welchem überhaupt ein erhöhtes Gefühl Statt findet, das Innere ſtärker und lebendiger als gewöhnlich anſpricht, und eine ſolche Klarheit und Verfeinerung des innern Sinnes eintritt, daß die magnetiſirte Perſon in der Seele des Magnetiſeurs lieſt, um ſo leichter und ſchneller erkannt, und es wirkt nicht wohlthätig, ſondern verderblich auf ihn. Auch Charakterfeſtigkeit wird von dem Magnetiſeur erfodert, nicht nur weil jede heftige Gemüthsbewegung deſſelben widrige Wirkung bei dem Kranken veranlaßt, und er entweder ganz oder zum Theil ſeinen Einfluß auf den Kranken ver-

ſiert, wodurch die magnetiſchen Criſen geſtört werden, ſondern auch weil ungewöhnliche Vorfälle und Erſcheinungen, die nicht ſelten bei dem Magnetiſiren ſich einſtellen, Gegenwart des Geiſtes, Ruhe und Beharrlichkeit erfodern. Endlich aber gehört auch lebendiger Glaube und feſter Wille dazu, um die magnetiſche Einwirkung ganz in ſeine Gewalt zu bekommen. Die magnetiſche Behandlung ſelbſt iſt theils einfach, wo der Magnetiſeur allein wirkt, theils zuſammengeſetzt, wo er ſich noch äußerer Hülfsmittel bedient. Die einfache Behandlung beſteht theils in dem nach gewiſſen Regeln bewirkten Anhauchen (das Adſpiriren), in dem mit Feſtigkeit beharrlichen Fixiren der Augen und der Gedanken, bei ſchon in magnetiſcher Gemeinſchaft (in Rapport) ſtehenden Kranken; theils wird ſie mit der Hand verrichtet (Manipulation) und beſteht in einem nach gewiſſen Regeln vorzunehmenden Streichen oder Verweilen mit der Hand, entweder mit wirklicher Berührung des Kranken verbunden (mit Contact), mit angebrachtem Drucke (das Maſſiren); oder es geſchieht in einiger Entfernung von dem Körper, zwei bis ſechs und mehrere Zoll (Manipulation in Diſtanz). Alle dieſe verſchiedenen Manipulationsarten haben ihre verſchiedenen Wirkungen, und werden nach beſtimmten Anzeigen von dem Magnetiſeur mit einander verbunden oder einzeln angewandt, je nachdem die Umſtände, die Reizbarkeit der Kranken und die ſich ereignenden Zufälle es erfodern. Der Magnetiſeur muß alſo genau mit der Individualität des Kranken bekannt ſein, den Grad der Nervenempfindlichkeit deſſelben und ſeiner Empfänglichkeit für den Magnetismus prüfen, mit dem kunſtmäßigen Verfahren, den einzelnen Arten des Magnetiſirens und ihren verſchiedenen Effecten ganz vertraut ſein, um nach Umſtänden ſchwach oder ſtark, reizend und erregend oder beruhigend, allgemein oder örtlich auf den Kranken zu wirken. Magnetiſche Kranke ſind wegen ihrer erhöhten Nerventhätigkeit (Senſibilität) mehr, als andere, gegen gewiſſe ſchädliche Einwirkungen empfindlich, daher ſie eine vorzüglich regelmäßige und vorſichtige Lebensweiſe führen, und vorzüglich heftige Gemüthsbewegungen, Gram, Schreck, ferner Diätfehler, Erkältungen u. ſ. w. vermeiden müſſen. Die Zeit der Behandlung und ihre Dauer iſt verſchieden, je nachdem die Art und Heftigkeit der Krankheit es erfodert. Sie muß ſo lange fortgeſetzt werden, bis alle durch ſie veranlaßten Erſcheinungen gänzlich wieder verſchwunden ſind. In der Regel hören mit dem Eintritt der Geſundheit nach und nach alle magnetiſche Erſcheinungen auf, und die Manipulation wird unwirkſam. Die zuſammengeſetzte magnetiſche Behandlung nimmt gewiſſe Mittel zu Hülfe, welche entweder die Wirkung des animaliſchen Magnatismus bloß verſtärken, oder ſelbſt magnetiſch wirken, und die Manipulation mehr oder weniger erſetzen (Subſtitute). Unter den erſtern ſind vorzüglich die Conductoren, eiſerne Stäbe von ungefähr 8 Zoll Länge und ½ Zoll Durchmeſſer, deren eines Ende der Magnetiſeur ergreift und mit deren anderem er die zu Magnetiſirenden berührt (vergl. auch den Art. Perkinismus); das magnetiſche Iſolatorium, welches nach denſelben Regeln erbaut wird, wie das electriſche (die Electricität wird ſelbſt auch als Verſtärkungsmittel während des Magnetiſirens angewandt), endlich auch der Spiegel und die Muſik. Der Gebrauch der magnetiſchen Subſtitute kam durch die Erfahrung auf, daß durch die magnetiſche Behandlung auch in unorganiſchen Körpern Veränderungen hervorgebracht werden können, welche zwar an ſich nicht in die Sinne fallen, aber ſich doch durch Zurückwirkung auf Menſchen, die

in Verbindung mit ſolchen Subſtituten kommen, offenbaren, indem dieſe bei denen, welche Empfänglichkeit dafür haben, dieſelben, obgleich ſchwächere Erſcheinungen veranlaſſen. Da es auch hier, wie bei der Electricität, iſolirende und leitende Körper gibt, ſo laſſen die iſolirenden Körper die magnetiſche Kraft in ſich anhäufen, und verwahren ſie ſo lange, bis ein andrer Körper, welcher mehr Anziehung zu ihr hat, in ihre Atmoſphäre kommt, und ihnen das Uebertragne wieder entzieht. Nach dem thieriſchen Körper ſind das Eiſen, das Glas und das Waſſer die empfänglichſten dafür. Man bedient ſich daher dieſer magnetiſirten Subſtitute als Hülfsmittel bei der magnetiſchen Behandlung, ſowohl um die Wirkung der Manipulation zu verſtärken, als auch dieſe ſelbſt zuweilen zu erſetzen. Die Erſcheinungen des magnetiſchen Zuſtandes ſind verſchieden, nachdem der Grad der magnetiſchen Wirkung auf eine Perſon höher oder niedriger iſt. Die allgemeinen Wirkungen des Magnetismus ſind faſt allezeit überhaupt Erweckung und Verſtärkung der Lebensthätigkeit in allen Theilen des Körpers, ohne bedeutende Reizung ſowohl in dem Nervenſyſtem, als auch in allen übrigen Syſtemen des Organismus. Perſonen, die ſich in der größten Schwäche befanden, wurden durch den Magnetismus wieder aufgerichtet. Puls und Athemholen werden durch denſelben beſchleunigt, mehr Wärme und Röthe des Körpers, erhöhtes Gemeingefühl und Heiterkeit der Seele hervorgebracht. Alle Functionen des Organismus werden befördert, beſonders die des Unterleibes: Verdauung, Abſonderungen und Ausleerungen. Er wirkt beruhigend und beſänftigend auf das Nervenſyſtem, hebt jede Störung der Harmonie und Gleichmäßigkeit der Nervenwirkung, beſänftigt daher die heftigſten Krämpfe und überſpannten Anſtrengungen der Lebenskräfte. Die beſondern Wirkungen des Magnetismus äußern ſich nicht nothwendig bei jedem Kranken, ſondern nur bei manchen nach ihrer verſchiedenen Empfänglichkeit, Geiſtes- und Körperbeſchaffenheit, nach beſtimmten Graden der magnetiſchen Einwirkung und nach gewiſſen Perioden. Dieſe Wirkungen aber ſind höchſt mannichfach und erſcheinen zuweilen in einem wundervollen Lichte, weil ſie das eigenthümliche innerſte Leben des Menſchen in Bewegung bringen, vorher nie gekannte Kräfte aufſchließen, und als leuchtende Blitze eine bisher mit undurchdringlichem Dunkel verhüllte Region der Natur und des menſchlichen Seins auf Augenblicke erhellen. Dieſe Wirkungen laſſen ſich am beſten durch Feſtſetzung derjenigen Grade, in welchen ſich die magnetiſchen Zuſtände darſtellen, beſtimmen. Je höher der Kranke in dieſe Grade hinaufrückt, deſto mehr entfernt er ſich von der Sinnenwelt: die äußern Sinne verſchließen ſich, der innere Sinn erwacht, und ſteigt bis zur höchſten Klarheit, wo er auch gleichzeitig wieder der Außenwelt ſich zuwendet. Man unterſcheidet jetzt vorzüglich drei Grade. Die beiden unterſten finden im phyſiſchen, der dritte hat in dem pſychiſchen Magnetismus Statt. Im erſten Grade zeigen ſich außer den allgemeinen Wirkungen des Magnetismus noch beſondere örtliche Reactionen, z. B. Kälte, Schwere, Spannen, flüchtige Stiche und Schmerzen, Beklemmung und dergl. m. Die Sinnesthätigkeit wird zum Theil unterdrückt, die Function des Geſichtsſinnes zurückgedrängt: der Halbſchlaf oder die unvollkommene Criſe. Die Wärme nimmt mehr zu und verbreitet ſich, dem Gefühle des Kranken nach, von dem Magen aus, wie aus dem Centralpuncte, über den ganzen Körper. Der Kranke empfindet eine Schwere in den Augenliedern und einen unwiderſtehlichen Trieb, ſie zu ſchließen, wor-

auf ſie wie feſtgeklebt an einander hängen, und von dem Kranken während der ganzen magnetiſchen Einwirkung nicht von ſelbſt wieder geöffnet werden können. Der Kranke bemerkt bisweilen eine Helligkeit vor den Augen oder lichte Scheine, den Blitzen gleich, ein Stechen in den Spitzen der Finger, ein Weheſein um die Magengegend, Uebelkeiten u. ſ. w., Schweiße, ſelbſt Fieberanfälle, örtliche und allgemeine Krämpfe, Lähmungen, Catalepſie, nebſt mehreren auffallenden Nervenzufällen. Verſteht der Magnetiſeur dieſe Zufälle gehörig zu leiten, zu beruhigen und zu ſeinem Zwecke zu beſtimmen, ſo wirken ſie für den Kranken als heilſame Revolutionen, auf welche Ruhe und Erleichterung folgen. Die magnetiſirte Perſon hat endlich keine Wahrnehmung der Außenwelt durch die Sinne, und kommt in den Zuſtand einer Ruhe, dem Schlafe ganz ähnlich: magnetiſcher Schlaf. Zu den beſondern Erſcheinungen dieſes Grades gehören vorzüglich Ohnmachten, allgemeines, convulſiviſches Zittern, Krämpfe, cataleptiſche und ſogar zuweilen dem Schlagfluß ähnliche Zufälle. Dieſer magnetiſche Schlafzuſtand zeigt ſich immer, ſelbſt dann, wenn der Magnetiſirte in einen höhern Grad übergeht. Dies geſchieht, wenn er in dem magnetiſchen Schlafe, nicht aus ihm, erwacht, wobei ihm das Bewußtſein wie aus einem verworrenen Traume zurückkehrt und er ſich und ſeinen Zuſtand allmählig deutlich erkennt. Er iſt dabei immer im Schlafe, den er nicht willkührlich aufzuheben vermag, allein es iſt keine Betäubung mehr, und ſelbſt der Schlaf iſt nur eine leichte Feſſel für ihn, welche das innerlich erwachende Bewußtſein, einem ſehr lebhaften Traume ähnlich, nicht mehr zu beſchränken vermag. Da es aber kein natürlicher, ſondern ein magnetiſcher Schlaf iſt, ſo iſt auch das Erwachen in ihm nur innerhalb der magnetiſchen Sphäre möglich, in deren Abhängigkeit er jetzt lebt. Dieſe Abhängigkeit bezieht ſich vorzüglich auf den Magnetiſeur, durch welchen er gewiſſermaßen empfindet, handelt, denkt, welcher darum gleichſam das Organ für ihn iſt, durch welches die Außendinge wieder auf ihn wirken. Dieſer zweite (nach Kluge der vierte) Grad iſt alſo ein Schlafwachen, oder das ſogenannte Schlafwandeln, und wird mit dem Namen der vollkommenen Criſe oder des einfachen Somnambulismus belegt. Der in ſich ſelbſt erwachte, äußerlich aber doch ſchlafende Menſch gelangt wieder zu ſeinem vorigen Bewußtſein, aber ſein Verhältniß zu der Außenwelt iſt abgeändert, die äußern Sinne bleiben gänzlich geſchloſſen, oder treten unter einer andern Form hervor. Doch geſchieht dies nicht plötzlich, ſondern nach und nach in mehreren auf einander folgenden magnetiſchen Behandlungen, und dem gemäß entwickeln ſich nun auch die dieſem Zuſtande entſprechenden wunderbaren Erſcheinungen. Es kommt dem Kranken anfangs vor, als wenn er in Nebel gehüllt ſei, der in ſich vollkommen erwachte Somnambul unterſcheidet aber auch in der Folge nichts mit den Augen als Licht und Finſterniß. Gewöhnlich ſind die Augen geſchloſſen, wenn ſie aber auch in ſeltnen Fällen geöffnet ſind, ſo ſieht er doch nichts mit ihnen; denn der Augapfel iſt krampfhaft in die Höhe gezogen oder ſtarr, die Pupille erweitert und unempfindlich. Weder der Kranke, noch ein Anderer kann das Oeffnen der geſchloſſenen Augen bewirken; will man die Augenlieder mit Gewalt aus einander ziehen, ſo erfolgen convulſiviſche Bewegungen der Geſichtsmuskeln. Deſſen ungeachtet entwickelt ſich das Wahrnehmungsvermögen auf einen hohen Grad und zwar zuerſt im Gefühle, ſo daß der Somnambul durch daſſelbe die feinſten Geſichtsgegenſtände, ſowohl ihren Umriſſen als Farben

nach, deutlich unterſcheiden kann. Am vorzüglichſten wird die Magengegend, dem Sonnengeflechte des Nervenſyſtems des Unterleibes entſprechend, der Mittelpunct dieſer neuen Wahrnehmung. Der Somnambul erkennt alles, was man ihm an die Herzgrube hält; in der Folge, wenn dieſes Wahrnehmungsvermögen erſt geübt iſt, ſogar, wenn es dieſe nicht berührt, ſondern man es nur in einiger Entfernung der Herzgrube gegenüber hält, ja weiterhin ſogar, wenn Körper dazwiſchen gehalten werden; nur dürfen dieſe keine iſolirenden ſein. So wußte z. B. eine Somnambule genau, was der Magnetiſeur in der verſchloſſenen Hand hatte, ſobald er den Rücken derſelben auf ihre Herzgrube legte. Sie erkannte jede feſte oder flüſſige Subſtanz, die in einem Behältniſſe verſchloſſen, ihr auf dieſelbe Stelle gelegt wurde. Einen auf dieſelbe Weiſe verwahrten Brief konnte ſie eben ſo leſen. Bei weiterer magnetiſcher Behandlung kann das Wahrnehmungsvermögen des Somnambuls noch höher geſteigert werden, es beſchränkt ſich dann ſogar nicht mehr auf das Getaſtete und die Herzgrube, ſondern es verbreitet ſich über die ganze Oberfläche des Körpers, tritt als erweitertes Gemeingefühl über das Hautorgan hinaus und verſchafft dem Somnambul auch von fernen Umgebungen eine Wahrnehmung. Es drückten ſich Somnambule hierüber ſelbſt auf folgende Art aus, „daß ſie die Außendinge ſähen, aber mit keinem beſtimmten Organe, ſondern ſo, wie man im Traume ſieht; oder als wenn alles hell vor den Augen wäre, zuweilen gleichſam Blitze vorbeiſchößen; ſie ſähen nichts mit den Augen, bemerkten aber doch alles; es wäre als wenn ſie es auf andere Art, als durch das Geſicht wahrnehmen.“ Der Somnambul weiß daher während ſeines magnetiſchen Schlafes bei ſeinem Herumwandeln allen im Wege ſtehenden Hinderniſſen, im Hellen ſo gut als im Finſtern, ſo geſchickt auszuweichen, daß er nirgends anſtößt, läßt ſich auch durch niemand gern führen. Am deutlichſten offenbart ſich das Wahrnehmungsvermögen des Somnambuls in Rückſicht ſeines Magnetiſeurs; andere Perſonen müſſen erſt mit dieſem in Verbindung geſetzt werden, wenn der Somnambul ſie ſehen ſoll. Dieſes Wahrnehmungsvermögen kann ſo erhöht werden, daß der Somnambul Dinge bemerkt, die wegen ihrer Feinheit außer der gewöhnlichen Sphäre unſerer Sinne liegen, wie z. B. manche einen von dem Magnetiſeur ausgehenden Glanz wahrnehmen, der von dem Körper deſſelben, beſonders den Augen, Haaren und Fingerſpitzen, wie electriſches Feuer ausſtrömt. Auch das Gehör des Somnambulen erwacht wieder, aber es iſt auch dies kein Hören mit den Ohren, ſondern nur ein in der Herzgrube Statt findendes Wahrnehmen deſſen, was der Magnetiſeur, oder eine mit dieſem in Verbindung geſetzte Perſon, ſpricht. Das erhöhte Gefühl des Somnambulen äußert ſich noch auf manche beſondere Weiſe. Die innigſte Verbindung findet zwiſchen ihm und dem Magnetiſeur Statt; die Annäherung fremder Perſonen empfindet er ſogleich, ſchon auf 10 — 15 Schritte, auf unangenehme Art, nur wenn ſie in Verbindung mit dem Magnetiſeur (in Rapport) ſtehen, kann er ihre Gegenwart ertragen. Auf die Berührung von einer fremden Perſon bekommt der Somnambul Lähmungen oder Krämpfe. Am widrigſten wirken Metalle auf denſelben; ihre Berührung verurſachen ihm mancherlei unangenehme Empfindungen. Beinahe alle Somnambule haben den freien Gebrauch ihrer Sprache, oder ſie bedienen ſich doch der Schrift- oder Geberdenſprache: manche ſprechen in ganz ungewohnten, ſehr veredeltem Dialect. Hat der Kranke dieſen Grad erſt einigemal erreicht,

ſo wird er in der Folge um ſo leichter in dieſe Criſe verſetzt, wenn ihn der Magnetiſeur nur anhaucht, oder ihn mit dem Blicke fixirt; ſogar von ſelbſt erfolgt dieſer Zuſtand nach gewiſſen Veranlaſſungen und Perioden. Die Dauer eines ſolchen magnetiſchen Zuſtandes iſt gewöhnlich nur eine oder einige Stunden; er kann aber auch länger, ſelbſt einige Tage, anhalten, mit dazwiſchen laufendem natürlichen Schlafe, ſo daß der Somnambul ſogar mancherlei Geſchäfte verrichten kann. Aber auch in dieſem Grade können heftige Reactionen, Krämpfe und Convulſionen eintreten, beſonders auf widrige Einwirkungen oder Störungen der Criſe. Im dritten (nach Kluge fünften und ſechsten) Grade erwacht das Selbſtbewußtſeyn der Seele des Magnetiſirten, wendet ſich frei nach innen und außen. Dies iſt der pſychiſche Magnetismus, der jedoch auch verſchiedene Stufen der Entwickelung hat. Der Magnetiſirte bleibt Somnambul, allein er bekommt zunächſt eine helle Erkenntniß ſeines innern Körper- und Gemüthszuſtandes, die als nothwendige Folge eintretender Krankheitserſcheinungen auf das pünktlichſte vorausberechnet, und die wirkſamſten Mittel zu ihrer Beſeitigung beſtimmt: *Selbſtbeſchauung*, das *Hellſehen*, *Clairvoyance*; der Somnambul heißt nun Hellſehender Clairvoyant. Das innere Hellſehen erſtreckt ſich auch auf die durch magnetiſchen Rapport in Verbindung mit ihm ſtehenden Perſonen, beſonders auf den Magnetiſeur. Krankheitsgefühle, welche dieſen afficiren, fühlt der Clairvoyant mit; eine Taſchenuhr, welche z. B. der Magnetiſeur gegen ſein Ohr hielt, glaubte die Kranke vor ihrem eignen Ohre zu hören, dagegen ſie nichts vernahm, ſobald die Uhr wirklich gegen ihr Ohr gehalten wurde. Es können ſogar nicht bloß die Krankheitsgefühle, ſondern wirkliche Unpäßlichkeiten ſelbſt auf den Magnetiſirten übertragen werden, auch Gemüthsaffecte des Magnetiſeurs wirken auf ihn. Iſt der Clairvoyant ſchon weit in dieſem Grad vorgerückt, ſo bedarf es nicht mehr der unmittelbaren Berührung, um einen andern Kranken mit ihm in Rapport zu ſetzen, ſondern beide können Meilen weit von einander entfernt ſein, und dennoch kann der Magnetiſeur vermittelſt beſtimmter Zwiſchenkörper einen ſolchen Rapport zu Stande bringen, daß der Clairvoyant die innern Zuſtände des entfernten Kranken deutlich fühlt und erkennt. So iſt auch bei dieſem Grade die Gegenwart des Magnetiſeurs nicht erforderlich, ſondern ein magnetiſcher Subſtitut verſetzt den Kranken ſchon in den Zuſtand des Somnambulismus. Auf der höchſten Stufe dieſes Grades (der *allgemeinen Klarheit*, *Ecſtaſe* oder *Desorganiſation*) tritt der Kranke wieder aus ſich heraus, und in eine höhere Verbindung mit der geſammten Natur. Das, was vorher bloß innere Selbſtbeſchauung war, verbreitet ſich nun über das Nahe und Entfernte, wird weder durch Raum noch durch Zeit mehr beſchränkt. Mit einer ungewöhnlichen Deutlichkeit durchblickt er das Verborgne in der Vergangenheit und das in ſeinem Keime noch liegende Zukünftige. Was der Kranke auch nicht ſo deutlich erblickt, drängt ſich ihm dunkel als Ahnungsgefühl auf. Die Geiſtesthätigkeit ſteigt hier noch höher, die Sprache des Kranken veredelt ſich, die Fähigkeit, ſeinen innern Körper zu ſchauen, erweitert ſich ſowohl aus vergangenen Zeiten zurück, als auch auf künftige Erſcheinungen der Krankheit oder ſeiner magnetiſchen Zuſtände voraus. Um mit einem entfernten Kranken in Rapport geſetzt zu werden, braucht nur der Magnetiſeur ihn lebhaft zu denken. Auf dieſe Weiſe haben Clairvoyants von entfernten Perſonen, die ſie vorher nicht kannten,

augenblickliche Kunde bekommen. Die Größe der Entfernung ſcheint hierbei keinen Einfluß zu haben. Die Verbindung mit dem Magnetiſeur iſt ſo innig, daß der Clairvoyant es nicht allein augenblicklich weiß, wenn die Gedanken deſſelben zerſtreut ſind, ſondern daß er auch in deſſen Seele zu leſen, und deſſen Vorſtellungen und Gedanken auf das deutlichſte zu erkennen vermag. Selbſt der fixirte Wille des Magnetiſeurs wirkt beſtimmt auf den Clairvoyant. In dieſem Zuſtande ſcheint der Körper dem Geiſte auf das innigſte angeeignet und mit ihm zur reinſten Harmonie verſchmolzen zu ſein. Allem Gröbern, Sinnlichen iſt er entrückt und in den Zuſtand einer ruhigen, ernſten und höhern Selbſtbetrachtung verſetzt. Das Gefühl des höchſten Wohlbefindens und der Zufriedenheit mahlt ſich auf dem Geſichte ab. Jede Unlauterkeit eines Fremden, ſich ihm Nahenden, ſtört dieſe Ruhe und Harmonie auf eine ſehr widrige Art, oftmals zum größten Nachtheil des Kranken. Als Heilmittel iſt der phyſiſche Magnetiſmus hinreichend; der pſychiſche, zumahl die höhere Stufe deſſelben ſcheint dem irdiſchen Leben und der Geſundheit eher nachtheilig zu ſein. — Dies iſt ungefähr die gradweis auf einander folgende Reihe der magnetiſchen Zuſtände. Indeſſen gelangt nicht jeder in die höhern Grade, auch iſt die Zeit, in welcher der Kranke die untern durchläuft, nicht beſtimmt, ſondern der Eine verweilt längere, der Andere kürzere Zeit in ihnen; keiner aber gelangt zu den höhern Graden, ohne zuvor die niedern durchlaufen zu haben. Eine in allen Stücken genügende Erklärung dieſer Erſcheinungen kann hier nicht gegeben werden, indem eines Theils überhaupt manche derſelben nur hypothetiſch erklärt werden können, andern Theils aber der Raum es nicht erlaubt. Hier nur einige Andeutungen darüber. Die geſammte Lebensthätigkeit des menſchlichen Organismus wird durch das Nervenſyſtem vermittelt. Die Verrichtungen deſſelben theilen es in das vegetabiliſche und animaliſche. (Vergl. den Artikel Nervenſyſtem.) Das vegetabiliſche Nervenſyſtem iſt durch das Ganglienſyſtem größtentheils iſolirt, vom Gehirnſyſtem unabhängig und hat ſeine eigene Region im Unterleibe, wo es verſchiedene Nervengeflechte bildet, unter denen das Sonnengeflecht in der Gegend des Magens oder der Herzgrube das größte und prädomirende iſt. Das Cerebral- und das Ganglienſyſtem ſtehen gewiſſermaßen im entgegengeſetzten Wechſelverhältniß, ſo daß im Wachen das erſtere, im Schlafe das letztere vorherrſcht. Durch Erhöhung der Thätigkeit des Ganglienſyſtems wird die Thätigkeit des Cerebralſyſtems herabgeſetzt, es entſteht der Schlaf. In dieſem ruht die Sinnesthätigkeit, aber das dem vegetativen Nervenſyſtem entſprechende Gemeingefühl wird erhöht: daher von dieſem durch die, beide Syſteme in Verbindung erhaltenden, Nerven (vorzüglich den mit beiden in Gemeinſchaft ſtehenden ſympathiſchen Nerven) als Halbleiter, Empfindungen zum Gehirn kommen, welche Vorſtellungen erregen können, die, wenn ſie lebhaft werden, als Träume ſich bemerkbar machen, und zum Bewußtſeyn kommen. Wird die Phantaſie durch dieſelben ſo ſehr erregt, daß die dadurch entſtehenden Vorſtellungen den Schein der Wirklichkeit erhalten, und das Begehrungsvermögen aufreizen, ſo daß von dieſem die Muskelthätigkeit in Bewegung geſetzt wird, ſo entſteht ein Handeln im Traum (wie bei den Nachtwandlern), und wenn zugleich die ſenſible Nervenatmoſphäre des Menſchen vergrößert wird; ſo wird das Gemeingefühl zugleich ein neues Organ für Wahrnehmungen, das dem Gehirn einen Erſatz der ſchlafenden Sinnesorgane darbietet, und

durch noch weitere Erhöhung, ſogar außer ſich heraustreten, und von äußern Gegenſtänden Wahrnehmungen verſchaffen kann. Durch die magnetiſche Einwirkung wird die Nerventhätigkeit des Gangliensyſtems, vielleicht durch Ueberſtrömung des Nervenfluidums von Seiten des Magnetiſeurs, und durch Aufnahme und Aſſimilirung von Seiten des dafür empfänglichen Kranken ſo erhöht, daß in verſchiedenen Graden erſt der magnetiſche Schlaf, dann das Uebertreten der Empfindungen zum Gehirn, die Erhöhung des Gemeingefühls zu einem Wahrnehmungsorgan bis zum Hellſehen, das Außerſichtreten deſſelben bis zur allgemeinen Klarheit hervorbricht. Das Anhäufen des Nervenfluidums in dem Ganglienſyſtem, und die Steigerung der Thätigkeit deſſelben in den Unterleibsgeflechten erhöht das vorzüglichſte derſelben, das Sonnengeflechte, zu einem Centralorgane, welches, dem Gehirn ähnlich, die Senſationen in einem Puncte ſammelt, wodurch ſie die Klarheit der Sinnesanſchauungen erhalten können; daher in der Herzgrube der Somnambulen das Wahrnehmungsvermögen gleich als in einem Brennpuncte concentrirt erſcheint. — Die Anwendung des Magnetismus als Heilmittel iſt bis jetzt noch blos auf Krankheiten beſchränkt geweſen, die dem Nervenſyſtem eigenthümlich, und noch mit keinen bedeutenden materiellen Fehlern des Organismus begleitet ſind. Er bewirkt ſowohl eine Verſtärkung der geſammten Lebensthätigkeit durch Uebertragung des belebenden Nervenfluidums aus einem Körper in den andern, als auch eine geregelte Vertheilung der Lebensthätigkeit durch Ableitung jenes ätheriſchen Stoffes von einzelnen Organen zu andern. Er kann daher in Krankheiten von zu ſchwacher Nerventhätigkeit, und von exaltirter Reizbarkeit mit Mangel an Energie, und von unregelmäßiger Vertheilung der Nervenkraft, heilſam ſein. Seine beſtimmte Anwendung iſt indeſſen noch vielen Schwierigkeiten unterworfen und bedarf der größten Vorſicht, da er in die verborgenſten Tiefen des organiſchen Lebens eingreift, und eben ſowohl heilſame Wirkungen, als in der Hand des Unkundigen, Unvorſichtigen oder Unreinen furchtbare Zerſtörungen hervorbringen kann. Eine intereſſante Geſchichte des Magnetismus beſitzen wir von Dr. Ennemoſer. Von den deutſchen Zeitſchriften über den Magnetismus nennen wir: Kieſers Archiv für den Magnetismus, und Wolfarts Jahrbücher für den Lebens-Magnetismus, welche beide fortgeſetzt werden. H.

Magnetnadel iſt die in dem Compaß befindliche nadelähnliche Stahlplatte, welcher die magnetiſche Kraft mitgetheilt worden. (Man vergl. die Art. Compaß und Magnet.) Man nimmt dazu den feinſten und beſten Stahl, am liebſten das engliſche Stahlblech, vermeidet daran alle Hervorragungen und unregelmäßige Verzierungen, weil ſonſt die Pole nicht immer genau in die Axe fallen, und zieht die pfeilähnliche Form vor, weil ſie bei gleicher Länge, Dicke und Gewicht ein größeres magnetiſches Moment beſitzt, als die ſonſt gewöhnliche Form eines Parallelbogens. Die gewöhnliche Länge einer Nadel zu Seecompaſſen beträgt vier bis fünf Zoll; man macht aber auch längere. Außer den beiden Arten des Beſtreichens kann man den Magnetnadeln die magnetiſche Kraft auch durch Armirung (ſ. Magnet) mittheilen. Jede Nadel iſt indeß nur eines beſtimmten Grades von dieſer Kraft fähig, welcher nicht überſchritten werden kann. Viel kommt auf die ganz horizontale und völlig freiſchwebende Lage der Nadel an. Um alle Reibung zu verhüten, welche bei dem gewöhnlichen Auflegen der Nadel auf den Stift nicht ganz vermieden

werden kann, hat man das Aufhängen derſelben mit glücklichem Erfolge verſucht. Nach Cavallo dient dazu eine feine Kette von Pferdehaaren, nach Bennet ein Faden aus dem Gewebe einer Kreuzſpinne am beſten. Ferner muß der Apparat, worin die Nadel hängt, ſo beſchaffen ſein, daß die Luft nicht auf den feinen Faden wirken kann. Auch hat man bemerkt, daß Kälte, Hitze, Blitze, überhaupt atmoſphäriſche Electricität und das Nordlicht Einfluß auf die Magnetnadel haben. Doch hat die vielfältige Erfahrung bei dem Gebrauche des Compaſſes gelehrt, daß, wenn auch alle dieſe Umſtände gänzlich entfernt bleiben, die allgemeine Regel: die beiden Enden der Magnetnadel richten ſich jederzeit nach den Polen der Erde, ihre großen Ausnahmen leidet. Bei der Umſeglung der Erde ſtößt man auf viele Stellen, wo die Nadel nicht mehr genau die Polgegenden anzeigt, ſondern merklich nach beiden Seiten abweicht. Dieſes merkwürdige Phänomen iſt unter dem Namen der Abweichung oder Declination der Magnetnadel bekannt. Sie iſt eigentlich der Winkel, welchen die Richtung dieſes Inſtruments mit der Mittagslinie eines Orts macht, wenn die Mittellinie eines Compaſſes genau über dem Meridian deſſelben ſteht. Bald iſt ſie öſtlich, bald weſtlich, bald größer, bald geringer, in den meiſten Fällen aber findet ſie Statt. Man hat bereits eine ſo große Menge von Beobachtungen über dieſe Abweichung auf der ganzen Erde gemacht, daß man Abweichungs- oder Declinationskarten hat entwerfen können. Aber dieſe Karten ſind nur für einige Zeit brauchbar, da ununterbrochene, eine lange Reihe von Jahren hindurch fortgeſetzte Beobachtungen zu London und Paris dargethan haben, daß die Abweichung an einerlei Ort veränderlich iſt. Sehr wahrſcheinlich iſt die Witterung, namentlich die Abwechſelung zwiſchen Wärme und Kälte und inſonderheit die Electricität dabei wirkſam. Faſt unwiderſprechlich führen darauf Sauſſure's meteorologiſche Beobachtungen und daraus gezogene Reſultate. — Eine andere ſonderbare Erſcheinung bei der Magnetnadel iſt ihre Neigung oder Inclination, welche ſich dadurch zeigt, daß die eine Spitze, bei völligem Gleichgewicht der Nadel, ſich gegen den Horizont neigt. Man nimmt ſie an den meiſten Orten der Erde, doch nicht überall auf gleiche Art und unter gleichem Winkel, wahr. Sie zu beobachten, hat man eigene Neigungscompaſſe. In dem größten Theil der nördlichen Halbkugel unſrer Erde iſt es der Nordpol der Magnetnadel, welcher ſich gegen den Horizont neigt. Dieſe Neigung, wobei ſich der Südpol hebt, wird die nördliche genannt. Sie nimmt zu mit der Annäherung an den Pol. In der ſüdlichen Halbkugel hebt ſich der Nordpol der Nadel, indem ſich der Südpol gegen den Horizont neigt. Dieſe Neigung heißt die ſüdliche. Sie nimmt ebenfalls zu, je mehr man ſich dem Südpol nähert. Es giebt Oerter auf der Erde, wo ſich die Magnetnadel gar nicht neigt; dieſe fallen zwar nicht, wie man aus dem bisherigen ſchließen möchte, unter den Aequator, doch aber in deſſen Nähe. Sie iſt ebenfalls veränderlich, aber nicht in dem Grade, wie die Abweichung. Die Urſache der Neigung der Magnetnadel leiten die Phyſiker aus der magnetiſchen Kraft der Erde, die Urſach ihrer Veränderlichkeit aber aus dem Umſtande her, daß die magnetiſchen Pole der Erde ſich nach und nach in andere Stellen verrücken, welches allerdings auch aus der Abweichung der Magnetnadel zu erhellen ſcheint.

Magnificat, der ſogenannte Lobgeſang Mariä, welcher in

der Vulgata anfängt Magnificat anima mea dominum. Er wird häufig in Muſik geſetzt und als Kirchenmuſik aufgeführt.

Magnificenz (eigentlich Herrlichkeit, Hoheit) iſt ein Titel der Rectoren und Kanzler der Univerſitäten, auch in den freien Städten der Bürgermeiſter. Ein Fürſt, der die Würde eines Rectors übernimmt, wird magnificentissimus genannt.

Magus, ſ. **Magie**.

Magyaren (**Madſcharen**), der urſprüngliche Name der heutigen **Ungarn**, den ſie ſich ſelbſt geben, und mit welchem ſie noch jetzt ſich am liebſten benennen laſſen. Ihre älteſte Geſchichte iſt dunkel, erſt um das Jahr 626 fingen ſie an bekannt zu werden Sie ſtammen zuverläſſig aus Aſien ab, aber über ihren urſprünglichen Wohnſitz ſind die Meinungen getheilt. Die wahrſcheinlichſte iſt, daß ſie in der Gegend des caspiſchen Meeres, zwiſchen dem Fluſſe Kama und dem Gebirge Ural gewohnt haben. Eine gewiſſe Aehnlichkeit, die man zwiſchen der Sprache der Finnen und der Magyaren zu entdecken geglaubt, hat die Vermuthung veranlaßt, daß dieſe letztern finniſchen Urſprungs wären. Nach verſchiedenen Zügen in Aſien wanderten ſie zu Ende des 7. Jahrh. aus Aſien in Europa ein, und beſetzten die Gegenden zwiſchen dem Dnepr und Don am Ingulfluſſe, im heutigen Catharinoslawſchen Gouvernement. Hier blieben ſie über 200 Jahre, bis ſie den andringenden Petſchenegen weichen mußten. Sie drangen nun unter ihrem Anführer Arpad, in der letzten Hälfte des 9. Jahrh., nach Dacien vor, ſetzten ſich im J. 896 in Pannonien feſt, und errichteten da ein Reich. Die ältern Annaliſten nennen ſie bisweilen Türken, gewöhnlich aber Ygner, Ungarn; das Land ſelbſt wurde nach ihnen Ungarn benannt. Die ganze erſte Hälfte des 10. Jahrh. hindurch beunruhigten ſie die benachbarten Länder, beſonders aber Deutſchland, durch öftere Einbrüche und Verheerungen; ſie bewieſen ſich dabei als die ſchrecklichſten Feinde. Ihre beſondre Art zu fechten verſchaffte ihnen eine entſcheidende Ueberlegenheit über die Deutſchen. Sie ließen ſich gewöhnlich in der Nähe in kein Treffen ein; gegen ihre zahlreiche, ſich leicht bewegende Reiterei konnten die ſchwer bewaffneten Deutſchen nicht viel ausrichten. Durch die weiſen Veranſtaltungen Heinrichs I., wurde ihren räuberiſchen Einfällen zuerſt widerſtanden, und im J. 955 ſchlug Otto d. Gr. ſie bei Augsburg ſo, daß ſie Deutſchland nie wieder zu verheeren wagten. (Vergl. d. Art. **Ungarn**.) A—s.

Mahagony, **Mahoni**, richtiger **Mahogani**. Unter den drei bis jetzt bekannt gewordenen Baumgattungen dieſes Namens zeichnet ſich der gemeine Mahagonibaum ſeines ſchätzbaren Holzes wegen aus. Sein Vaterland ſind die wärmern Länder des mittägigen Amerika's, Jamaika, Cuba, Eſpannola und Domingo. Das Holz iſt ein wichtiger Handelsgegenſtand. Es giebt davon viele Sorten. Man hat gewäſſertes, marmorirtes, gemaſertes und ganz glattes. Die anfangs gelbröthliche Farbe wird mit der Zeit braun und endlich ganz ſchwarz. Will man die eigenthümliche Farbe länger erhalten, ſo darf man es nicht zu ſtark mit Wachs bohnen, noch weniger aber mit Oel beſtreichen. Sein ſchönes Anſehen, die treffliche Politur, deren es fähig iſt, die ausnehmende Härte und die beſondere Eigenſchaft, daß es nicht fleckt und der Wurm nicht hineinkommt, verſchaffen dem Mahagonyholz einen der erſten Plätze unter den koſtbarſten Hölzern und machen es zu Meubeln ſehr geſchickt. Die Spanier und Portugieſen in Amerika bauen Schiffe daraus, wozu es ſich beſſer

ſchickt, als das Eichenholz. Das falſche Mahagonyholz, bekannt unter dem Namen Madeiraholz, von dem Baume Bigmatico, hat vor dem echten den Vorzug, daß es die Farbe beſſer behält. Die Rinde des Mahagonybaums iſt von mediciniſchem Gebrauche, unter andern gegen Wechſelfieber und periodiſches Kopfweh.

Mahlerei oder Mahlerkunſt, Theorie, Beſtandtheile der Mahlerei, Gattungen der Mahlerei, Geſchichte der Mahlerei und Mahlerſchulen. I. Mahlerei oder Mahlerkunſt nennen wir diejenige ſchöne, und zwar bildende Kunſt, welche das Schöne in ſichtbaren Geſtalten mittelſt der Farben auf Flächen darſtellt; und ein Kunſtwerk dieſer Art ein Gemählde (ſ. d. Art.) Als ſchöne Kunſt hat ſie den Zweck, etwas Vollendetes für die Anſchauung hervorzubringen (ſ. Kunſt). Sie ſetzt alſo Genie voraus, welches durch harmoniſche Verſinnlichung der Ideen das Vollendete hervorbringt. Iſt aber das innere Bilden nach Ideen Dichten, ſo muß jeder Mahler in gewiſſem Sinne Dichter ſein, d. h. er muß das Vollendete vorher in ſeiner Einbildungskraft erſchaffen haben, was er durch ſeine Kunſt äußerlich darſtellen will, und es muß das Dargeſtellte das innere Weſen, den lebendigen Charakter der Dinge (kurz das Idealiſche) ernſt oder ſcherzend ausdrücken. Daher man von poetiſchen oder unpoetiſchen Gemählden redet, und die poetiſche (oder äſthetiſche) Erfindung und Anordnung (oder die Compoſition) von der eigentlich mahleriſchen oder techniſchen Compoſition und Anordnung unterſcheidet. Selbſt bei den eigentlichen Copien der Natur ſollte nicht der einzelne Gegenſtand, als ſolcher, dargeſtellt oder der Natur lediglich nachgeahmt werden; ſelbſt das Porträt ſollte nur den intereſſanten Geiſt, den eigenthümlichen Charakter in eigenthümlich vollendeter Form darſtellen. Indeſſen hat die techniſche Fertigkeit in Behandlung eines Stoffs, namentlich die Behandlung der Farben, für die Meiſten einen ſo blendenden Reiz, daß über dieſem techniſchen Werthe der innere oder äſthetiſche, welcher ſich auf das Poetiſche des Gegenſtandes bezieht, ganz vergeſſen wird, und man oft den Werth des Gemähldes nach ſeiner unmittelbaren Beziehung auf einzelne wirkliche Gegenſtände der Natur, deren Formen der Künſtler ſich bedient, nicht nach ſeiner Beziehung auf die durch dieſelben darzuſtellenden Ideen beſtimmt. Daher gibt es auch eine techniſche und eine äſthetiſche Theorie dieſer Kunſt. Letztere gehört in der Kürze hieher. II. Als bildende Kunſt ſtellt die Mahlerei das Schöne in ſichtbaren Geſtalten für das Auge ruhend dar. Der Künſtler ſoll alſo etwas Vollendetes für die äußere Anſchauung des Auges hervorbringen, iſt aber im Verhältniß zu dem Dichter dadurch beſchränkt, daß er das Sichtbare in einem beſtimmten Raume und zwar ſo darſtellt, wie ein Augenblick es zeigt, manches daher, weil er dieſen Moment feſthalten muß, nicht darſtellen kann und darf, was die in Bildern wechſelnde Darſtellung des Dichters wohl aufnehmen kann, z. B. das Schrecklichſte, das Schnellbeweglichſte, die kühnſten Contraſte. Dagegen iſt die Mahlerei als bildende Kunſt der Dichtkunſt darin überlegen, daß ſie die gleichzeitigen Gegenſtände und Eigenſchaften mit erſchöpfender Kraft, Treue, Beſtimmtheit und Anſchaulichkeit aufzufaſſen und mitzutheilen vermag, ja in noch eigentlicherem Sinne ſichtbare Gegenſtände darſtellt (ſ. Darſtellung); dahingegen der Dichter nur die bedeutſamſten und bezeichnendſten Merkmahle des Gleichzeitigen heraushebt, und durch Nennung derſelben die Phantaſie zur ſelbſtthätigen Schöpfung des Bildes anzuregen ſucht. Am ſinnlichle-

bendigſten ſtellt unter allen bildenden Künſten die Mahlerei das individuelle Leben der Gegenſtände dar. Zwar bildet ſie nur ſcheinbare Körper, indem ſie durch Farben ſchildert, welche — vorzüglich in der Darſtellung lebendiger Weſen — nur auf der Fläche die Wirkungen einer ſchönen Kunſt hervorzubringen fähig ſind; ſie zeigt mithin die Körper, wie ſie dem Auge von einer einzigen Seite erſcheinen; aber ſie weiß durch Licht und Schatten und durch die Perſpective das Auge über dieſe Abweſenheit der Raumerfüllung ſo zu täuſchen, und durch Nachbildung der ätheriſchen Reize der Lichtwelt ihren Scheingeſtalten ein ſo lebendiges Daſein zu verleihen, daß man ihr unter allen bildenden Künſten die meiſte Illuſion (ſ. d. Art.) zuſchreibt, und daher dem Ausdruck Gemählde die Bedeutung der ausführlichſten Schilderung der Gegenſtände nach ihren eigenthümlichen ſinnnlichen Beſchaffenheiten und Zügen (mit Unrecht nur dann, wenn man dies auf einzelne Naturerſcheinungen bezieht) beilegt. Dieſe Bedeutung wird nachher auf Werke der Dichtkunſt und Muſik, aber nur figürlich, übergetragen, und man redet von einem poetiſchen Gemählde oder mahleriſchen Gedichte, ſo wie von einem Tongemählde. Erſteres kann nur eine ausgeführtere, in ſich abgeſchloſſene poetiſche Schilderung, oder poetiſche Charakteriſtik heißen (z. B. eine Idylle, ein Familiengemählde, nur daß man bei letzterm zu ſehr auf die gemeine Wirklichkeit und ihre Nachahmung zu ſehen pflegt), da überhaupt die Poeſie mehr das Innere und ſeine unmittelbaren Aeußerungen ſchildert, in der ausführlichen Beſchreibung des Gleichzeitigen aber ihre natürlichen Gränzen überſchreitet. Aus letzterem Grunde gibt es keine eigentliche beſchreibende oder mahleriſche Poeſie als Dichtungsart (ſ. Poeſie), und jedes beſchreibende Gedicht hört auf, ein freies Werk der Phantaſie zu ſein, indem es vergeblich ſeinen Bildern die Beſtimmtheit zu geben ſtrebt, die nur den Sinnengegenſtänden möglich iſt, und dadurch in ein ängſtliches Nachbilden oder Herzählen der ſinnlichen Eigenſchaften verfällt, wobei kein poetiſches Ganzes und kein Totaleffect möglich iſt, ſondern die Freiheit des Leſers zu ſclaviſchem Dienſte gezwungen wird, und wobei, wie Jean Paul ſich ausdrückt, die Bühne handelt und die Perſonen zum Schauplatz werden. (Man vergleiche über die Art, wie der Dichter mahlt, die trefflichen Bemerkungen des Letzteren in ſeiner Vorſchule der Aeſthetik. N. Ausg. im XIV. Progamm.) Eben ſo kann ein Tonſtück nur analog oder vergleichungsweiſe, und zwar als charakteriſtiſche und lebendige Schilderung gewiſſer Gefühle, ein Tongemählde genannt werden; keinesweges aber als Nachahmung der hörbaren Klänge in der Natur, weil die Nachahmung der Natur überhaupt das Weſen der Kunſt nicht umfaßt, das Tonſtück aber ganz vorzüglich, als das Vollendetere (als eine Harmonie von Tönen), durch Nachahmung des Unvollendeten und Unharmoniſchen, d. i. einzelner hörbarer Veränderungen und Bewegungen in der Natur, nothwendig ins Kleinliche verfallen, und ſich unter die Würde der Kunſt erniedrigen würde; noch weniger als Nachahmung des Sichtbaren, welches unmittelbar durch Töne niemahls dargeſtellt werden kann. Den Fortſchritten, welche in der neuern Zeit die Tonkunſt gemacht hat, haben wir es zu verdanken, daß das eben gefällte Urtheil über die muſikaliſche Mahlerei jetzt faſt allgemein geworden, und die muſikaliſchen Compoſitionen einer Schlacht von Jena, Austerlitz ꝛc. wie überhaupt die geſammte muſikaliſche Mahlerei mehr ein Gegenſtand der ſcherzenden Darſtellung, oder der Perſiflage ge-

worden iſt. — Doch wir kehren zur Mahlerei zurück. Die Mahlerei kann Körper nur dadurch auf der Fläche darſtellen, daß ſie dieſelben nach ihren perſpectiviſchen Umriſſen auf der Fläche zeichnet; ihr liegt alſo die Zeichenkunſt gleichſam zum Grunde, und ein Grundbeſtandtheil jedes Gemähldes iſt die Zeichnung. Die Mahlerei unterſcheidet ſich von der Zeichenkunſt nur dadurch, daß ſie die Gegenſtände mit ihren eigenthümlichen Farben darſtellt, mithin durch das Colorit (ſ. Farbengebung), oder die Farbengebung und die höhere Vollkommenheit des Helldunkels, (ſ. Zeichnungskunſt); ſie iſt eine Zeichnung durch Farben, und man darf daher die Farbe in einem Gemählde nicht als etwas erſt Hinzukommendes anſehen (hierdurch unterſcheidet es ſich auch von einer illuminirten Zeichnung oder dem illuminirten Kupferſtich), ſondern die Zeichnung wird durch das Weſen der Farbe modificirt, wenn gleich Farbengebung ohne Zeichnung nicht möglich iſt. Die Zeichnung wird in der Mahlerei zu einem vollkommen belebten Ganzen, ſie beſtimmt den Charakter der Formen und giebt ihnen Beſtimmtheit, die Farbe giebt ihnen Leben und Seele; denn Licht und Farben ſind ja ſelbſt etwas Geiſtiges und Aetheriſches. Sie verhalten ſich alſo wie Objectives und Subjectives. Das Colorit hat, wie die Stimmung, aus welcher die Darſtellung hervorgeht und nach der herrſchenden Idee, eine Hauptfarbe, oder einen herrſchenden Grundton, welcher die Harmonie des Ganzen bewirkt, und die mannichfaltigen Localfarben verbindet. Hierauf beruht die Verwandtſchaft der Mahlerei mit der Muſik. Zeichnung und Colorit aber müſſen Eins und harmoniſch ſein, dahingegen, wo die Zeichnung vorherrſcht, der Styl hart und ſtreng, wo das Colorit zu ſtark hervor tritt, der Styl weich und unbeſtimmt wird. Beide Erfoderniſſe ſind einem Gemählde und dem Mahler gleich nothwendig, und es iſt irrig, wenn man oft das Weſen der Mahlerei lediglich in die Zeichnung geſetzt hat: wenn gleich das Colorit und der Coloriſt ohne Zeichnung nichts iſt (in dieſer Beziehung hat der Ausdruck Mahlerei ſogar eine üble Nebenbedeutung erhalten) indem die Zeichnung doch abgeſondert von dem Colorit noch beſteht, und wenn gleich viele große Meiſter bald in dieſem, bald in jenem Elemente der Mahlerei herrſchen, (z. B. Titian und die venetianiſche Schule im Colorit). Mit der Zeichenkunſt aber hat ſie gemein, daß ſie mittelſt ihrer perſpectiviſchen Darſtellung das Entfernteſte wie das Nächſte in ihre, durch Hintergrund und äußere Abſchließung begränzte, Schilderung aufnehmen kann. Sie übertrifft daher im Umfange ihrer Gegenſtände die Baukunſt, wie die Sculptur (oder Plaſtik im engern Sinn) indem ſie nicht nur die Gegenſtände dieſer Künſte ebenfalls in ihre Darſtellung aufnehmen kann, ſondern auch Gegenſtände darzuſtellen vermag, welche keine andere bildende Kunſt darzuſtellen im Stande iſt; Gegenſtände namentlich, welche nur durch Farben, oder Perſpective darſtellbar ſind. Hierdurch aber iſt die Mahlerei insbeſondere von der Plaſtik verſchieden, daß in dieſer das Raumerfüllende, die Maſſe und die reine Form vorherrſchend ſind, weßhalb ſie auch nur das Feſte, Unbeweglichere darzuſtellen vermag und das Nackte liebt, in jener die Maſſe nur angedeutet wird, der ſeelenvolle Ausdruck der Form. Dagegen das Herrſchende, und das Feine, Leichtbewegliche und Schwebende leichter darſtellbar iſt, weil ſie die Bewegung nicht ſo materiell, als die Plaſtik fixirt. Das Hauptgeſetz der Mahlerei könnte demnach heißen: der Mahler ſtelle Ideen durch ſichtbare Bilder anſchaulich dar, welche durch Farbe Reiz und Bedeutung erhalten. Mahleriſch (pittoresk) iſt daher, was

namentlich durch Farbenreiz und Farbenſtellung in der Anſchauung gefällt. Was nicht durch Farbe gefällt, oder durch dieſelbe ſogar mißfällt, z. B. Geißelungen, der Tod, ſollte daher auch nicht dargeſtellt werden. III. Eintheilungen der Mahlerei in verſchiedene Gattungen. Die Eintheilungen der Mahlerei ſind nach verſchiedenen Beziehungen verſchieden. Zuerſt nach Verſchiedenheit der ſichtbaren Gegenſtände, welche in dem Gemählde die herrſchenden ſind, kann man die Gemählde eintheilen in Menſchendarſtellungen, Thierſtücke, und Darſtellungen der lebloſen Natur. Erſteren pflegt man gewöhnlich den Namen der hiſtoriſchen Gemählde beizulegen, wenn auch ihr Stoff nicht aus der Geſchichte entlehnt iſt, und man rechnet zur Hiſtorienmahlerei eben ſowohl allegoriſche, mythologiſche als eigentlich geſchichtliche (hiſtoriſche) Darſtellungen, ja ſelbſt Bataillenſtücke, Converſationsſtücke, Charakterbilder und Portraits (ſ. d. Art. Hiſtoriſch). Die umfaſſendſte Gattung der Mahlerei iſt die Hiſtorienmahlerei; denn ſie zeigt den Menſchen, die höchſte uns bekannte Geſtalt der Schöpfung, nach ſeinen ſichtbaren Aeußerungen, Zuſtänden oder Charakteren, und ſie iſt es am meiſten dann, wenn dieſe Menſchendarſtellung eine Handlung, durch Zuſammenſtellung mehrerer Perſonen, obſchon auf einen ſprechenden und anſchaulichen Moment zuſammengedrängt, ſchildert. Wie ſehr muß daher der Hiſtorienmahler die Menſchengeſtalt nach ihren verſchiedenen, ja den flüchtigſten geiſtigen Ausdrücken und mahleriſchen Situationen kennen, um beſtimmte Ideen durch Menſchengeſtalten in Ruhe und Bewegung mannigfach auszuſprechen! Wie gegenſtändlich und klar müſſen vor ſeiner Phantaſie dieſe Gebilde ſtehen, um ſie mit Hülfe der techniſchen Fertigkeit auch äußerlich zu einem anſchaulichen und ſprechenden Ganzen zuſammenzureihen, welches Gefühl und Geiſt intereſſirt! Welchen poetiſchen Sinn und welche lebendige Erfahrung muß er beſitzen, um den Geiſt der hiſtoriſchen Begebenheit, oder den Geiſt der Sage nicht bloß aufzufaſſen, ſondern auch wahr, ſprechend und harmoniſch in den Geſtalten und ihrer Umgebung feſtzuhalten; wenn auch das poetiſche und mahleriſche Intereſſe jeder geſchichtlichen Nebenbeziehung vorgehen muß! Welchen tiefen Blick, um den Charakter des Individuums in dem Portrait frei von allem Wechſel und zufälligen Modificationen hinzuſtellen! — Der Hiſtorienmahlerei ſtehen dem Umfange und der Würde nach am nächſten die mahleriſchen Darſtellungen der Naturgegenden, oder die Landſchaftsmahlerei im weitern Sinne, zu welcher auch die Stadtproſpekte und Seeſtücke gerechnet werden (nur ſollen dieſe nicht proſaiſche Nachbildungen der Natur ſeyn). Dem Landſchaftsmahler ſind die Gegenſtände der Natur mehr Mittel, ſein innerſtes Gefühl harmoniſch und anſchaulich auszuſprechen; dahingegen die Hiſtorienmahlerei wegen der größern individuellen Bedeutſamkeit der Menſchengeſtalt, weit objectiver und charakteriſtiſcher iſt. Der Mahler fixirt gleichſam ſein Gefühl in der Anſchauung und Darſtellung der mannigfaltigſten Naturerſcheinungen. Dadurch und in ihrer Wirkung iſt die Landſchaftsmahlerei vorzüglich der Muſik, und in der Poeſie der Lyrik zu vergleichen; doch darf das durch die Naturerſcheinung objectiv werdende Gefühl nicht unbeſtimmt bleiben, ſondern der Mahler muß die einzelnen Partien der Landſchaft ſo in Einklang zu bringen wiſſen, daß ſie eine herrſchende Stimmung ſicher und beſtimmt ausſprechen, wie ſie gleichſam durch die Natur in einem ihrer vollendetſten Erſcheinungsmomente angeregt wird. Dieſe Darſtel-

lungen ſind übrigens ſo verſchieden, als der Charakter der Naturgegenden und die dadurch erregten Stimmungen des Gemüths, denen gemäß auch die Staffirung und Beiwerke der Landſchaft eingerichtet und angeordnet ſein müſſen. Auch allegoriſch und hiſtoriſch kann die Landſchaft werden durch Staffirung mit Figuren; — von erſtere hat der noch lebende Landſchaftsmahler Friedrich, von dem letztern die größten Landſchaftsmahler, Claude Lorrain und Pouſſin, glänzende Beiſpiele aufgeſtellt; — nur dürfen die Figuren nicht durch zu große Wichtigkeit der Handlung dem Eindrucke der Landſchaft ſchaden. Das vorzüglichſte Studium des Landſchaftsmahlers iſt die vegetabiliſche Natur, und keiner kann, wie er, des ganzen Reichthums der Farben zu einem magiſchen Ganzen ſich bedienen; auch iſt der Landſchaft das Helldunkel vorzugsweiſe eigen. Uebrigens würden wir die ſchöne Gartenkunſt eine lebendige Landſchaftsmahlerei nennen. Blumen- und Fruchtſtücke, Stillleben und Arabesken ſchließen ſich an die genannten umfaſſenden Claſſen der Mahlerei mannichfaltig an. In jenen iſt Naturwahrheit und Meiſterſchaft in der feinſten Farbengebung und Beleuchtung größtentheils Hauptzweck; ſie ſtehen daher in äſthetiſcher Hinſicht ſehr tief; dieſe ſind als freie Spiele der ungebundnen Phantaſie und eines unüberwindlichen Form-, und Bildungstriebes bedeutend, und eine liebliche Zugabe zur Kunſt. Die dritte Hauptgattung der Mahlerei iſt die Thiermahlerei, beſchränkter als jene und nur dadurch von Intereſſe, daß ſie nicht einzelne individuelle Thiere, ſondern den Charakter der Thierkraft entweder in Ruhe, oder gleichſam handelnd (durch Zuſammenſtellung mehrerer Thiere oder in Begleitung des Menſchen) mit ſprechender Treue und mahleriſcher Mannichfaltigkeit darſtellt; der Fabel zu vergleichen, welche den Thiercharakter dem menſchlichen analog darſtellt. Außerdem werden die Thiere auch als Beiwerke in hiſtoriſchen und landſchaftlichen Gemählden gebraucht. — Andere Eintheilungen beziehen ſich auf das Aeußere dieſer Kunſt. Die Mahlerei iſt in eigentlich techniſcher Beziehung, nämlich in Hinſicht auf das Material und die äußere Behandlungsart verſchieden, und zwar enkauſtiſche oder eingebrannte Mahlerei (auch Enkauſtik), die, wie ſie bei den Alten üblich war, nicht mehr bekannt iſt, obwohl die neuere Wachsmahlerei, oder Enkauſtik (ſ. d. Art.) ihr nahe kommt, ferner die ihr verwandte Email- oder Schmelzmahlerei, nebſt Glas- und Porzellanmahlerei, Moſaik oder muſiviſche Mahlerei (muſiviſche Kunſt, muſiviſche Arbeit) verſchiedener Art. nebſt der Mahlerei durch Sticken, Weben und Stricken. In Beziehung auf das Farbenmaterial iſt ſie Waſſermahlerei (wozu die Frescomahlerei oder die Mahlerei mit Waſſerfarben auf naſſem Kalkgrunde und die Miniaturmahlerei gehört); Paſtellmahlerei und Oelmahlerei. Ferner in Beziehung auf die Flächen, worauf die Farben aufgetragen werden, iſt ſie Tapeten- oder Wandmahlerei, Glas- und Porzellanmahlerei ꝛc., in Beziehung auf den Ort und die Beſtimmung der Gemählde Decken- oder Plafondmahlerei, ferner Stubenmahlerei, Theatermahlerei, u. ſ. w. IV. Die Geſchichte der Mahlerei hat zwei Hauptperioden. Sie zerfällt nämlich in die Geſchichte der alten (antiken), und der neuern oder chriſtlichen Kunſt; denn nach den vorherrſchenden und wichtigſten Erſcheinungen der Kunſt wird eine Geſchichte derſelben eingetheilt, wenn man auch von einer orientaliſchen Mahlerei vor der Zeit der griechiſchen und römiſchen Kunſt, und von den Mahlereien nichtchriſtlicher Völker in

der neuern Zeit ſprechen möchte, von welchen nicht viel zu ſprechen iſt. — Ueberhaupt iſt die Mahlerei der früheren Völker gleichſam nur als Vorbereitung auf die Kunſt der Griechen anzuſehen. Wahre Kunſt, ſagt ein Kenner, kann nur den idealiſirenden Völkern griechiſcher Abſtammung zugeeignet werden; jenſeit dieſer Gränze finden wir nur Farbenſpiele zu Belebung größerer Maſſen, oder als Ergänzungen der Bilderſchrift, immer aber auf einen ſtumpfen, nur für das Grelle und Schreiende offenen Sinn berechnet, und den Foderungen des Herkommens und des Cultus unterworfen. Aber die Mahlerei fängt erſt da an, wo die Farbe ſelbſt Zeichnung wird und mit ihr ſich die Bedeutung ſelbſtſtändiger Formen verbindet. Nur in den Ländern, wo eine Buchſtabenſchrift beſtand, konnte die Mahlerei ſich zur Freiheit der Kunſt erheben. Die Bilderſchrift aber ging durch Verkürzung und Verallgemeinerung der Zeichen zur Hieroglyphe, von dieſer zur Buchſtabenſchrift über. Aber wo ſie ihrer urſprünglichen Beſtimmung als Mittlerin der Sprache treu blieb, mußte ſie, über dem Beſtreben nach dem möglichſt bedeutſamen Ausdruck, der Schönheit der Form entſagen. So bei den Völkern, die, ſchon früh im Beſitz eines leicht zu behandelnden Papierſtoffs, die Kunſt nur aus Bedürfniß mehr oder weniger als eine ſymboliſche Sprache übten, oder ſich wenigſtens nie zur Freiheit der Darſtellung erhoben. In Aegypten und Mexico ſcheint die Mahlerei nur auf das Bedürfniß nothdürftiger Verſtändlichkeit berechnet worden zu ſein. Der ungebildete Sinn der Hindu fand ſich durch den bunten Glanz ſeiner einheimiſchen Farben leicht für den Mangel an Reinheit und Richtigkeit der Zeichnung entſchädigt. Auch bei den Perſern war die Mahlerei unſtreitig, was ſie noch jetzt unter ihnen iſt, ein regelloſes Farbengemiſch, abenteuerliche Bilder ohne Contour und Haltung. Bei den Aegyptern, welche namentlich auf die Cultur der Griechen wirkten, wurde insbeſondere die Mahlerei durch religiöſe Bedürfniſſe veranlaßt und bedingt, und ſtand zur Sculptur und Architektonik immer in einem zwar engen, aber untergeordneten Verhältniſſe, beide auf Dauer ſowohl, als allgemeine Bedeutſamkeit berechnet. Man findet ägyptiſche Mahlereien aus der älteſten Zeit an Tempelwänden und in Begräbnißkammern, auf griechiſchen Reliefs, auf Mumiendecken und Mumienſärgen, und auf Papyrusrollen. Die erſteren (hieroglyphiſche oder hiſtoriſche Schildereien) ſind bemahlte Bildhauereien, in vertieften, mit Farben oder Metallen ausgelegten Umriſſen, wie die ſogenannte Iſistafel, das wichtigſte Denkmahl dieſer Gattung. Die Wandgemählde in Tempeln und Catacomben ſind coloſſale bemahlte Figuren mit eingegrabenen Umriſſen, mit kleineren Wandgemählden eingefaßt. Auch hier erſcheinen die Foderungen des Geſchmacks dem Streben nach bildlicher Bedeutſamkeit untergeordnet, Dauerhaftigkeit der Farben ohne kunſtgemäße Behandlung, ohne Halbtinten und Schatten. Das Ausführlichere über die ägyptiſche Mahlerei, welche ſpäterhin zu Verzierungen in Rom wieder Mode ward, ſiehe in C. A. Böttigers Ideen zur Archäologie der Mahlerei (1. Th. Dresden 1811). Die älteſte griechiſche Mahlerſchule finden wir an den kleinaſiatiſchen Küſten auf den Inſeln. Ein Zuſammentreffen vieler glücklicher Umſtände macht die frühe Blüthe der Kunſt in dieſen geſegneten Ländern begreiflich, die ſchon im Homeriſchen Zeitalter durch vorbereitende Verſuche in gefärbten Teppichen und Geweben begonnen wurde. Als das erſte nahmhafte Gemählde wird eine Darſtellung des Bularchus von der Schlacht der Magneter (719 vor Chr. Geb.) angeführt. Doch ſind wahr-

ſcheinlich die Nachrichten davon übertrieben. Von hier aus ſollen auch die griechiſchen Pflanzſtädte an der Küſte von Italien und in Sicilien die Keime ihrer Kunſt empfangen haben. Auch in dem eigentlichen Griechenland finden wir die Mahlerei urſprünglich als Begleiterin der Sculptur und Plaſtik zu religiöſen Zwecken angewandt. Gewohnt von Alters her, die rohen Idole, denen der alte Grieche ſeine Andacht weihte, mit einem bunten Farbenanſtrich auszuſchmücken, glaubte man noch ſpäterhin, dieſes Hülfsmittels zur Belebung des farbloſen Stoffes ſich bedienen zu müſſen; zuletzt pflegte man noch die Augen zu mahlen, oder aus Schmelz oder Steinen künſtlich einzuſetzen. Aber unabhängig von der Plaſtik in heiligen Tempelgemählden zeigte ſich die Mahlerei erſt ſpät. Auch die Friſe der Tempel, die Reliefs an den Frontons, die Gallerien und Seitenhallen wurden früher gemahlt, oder vielmehr bemahlt. Die eigentliche Mahlerei ging natürlich von der Zeichnung und dieſe von Schattenriſſen aus, die man bald auszuzeichnen anfing: Skiagramme und Monogramme. Von dieſen ſchritt man zu Monochromen fort. Zunächſt fing man an, die Umriſſe mit einer Farbe (geriebnem Scherbenſand) auszumahlen, dann die Rundung der Körper durch Licht und Schatten mittelſt Abſtufung der Farbe genauer auszudrücken. Aelteſte Ueberreſte dieſer einfarbigen Mahlerei ſind die ſogenannten Vaſengemählde mit ſchwarzen ſilhouettenartigen Figuren auf ungefärbtem Grunde. Auch ſpäter erhielt ſich dieſe Manier. Für die Linearzeichnung (die nach der Anekdote von dem Wettſtreit des Apelles und Protogenes [ſ. Apelles] unter den Griechen zu großer Vollendung gedieh) und für die einfarbige Mahlerei reichte der Griffel aus, mit welchem man gefärbte Wachstafeln, zubereitete Thierfelle und geglättete Buchsbaumtafeln bearbeitete. Das Polychrom, die mehrfarbige Zeichnung, ſetzte ein künſtlicheres Werkzeug voraus, — den Pinſel, welchen die Hand freier und kräftiger bewegte. Unter den wenigen bekannten Künſtlern aus dieſer Periode iſt Panäus merkwürdig, der Vetter und Gehülfe des Phidias. Er war der erſte, der in den öffentlichen Spielen zu Corinth und Delphi um den Preis warb, welchen man für den Wettkampf in der Mahlerei angeordnet hatte. Seine Wandgemählde im Athenäum zu Elis, ſeine Gemählde im Jupiterstempel zu Olympia, die Ausmahlung der Pöcile in Athen mit der Schlacht von Marathon, nebſt den ioniſchen Bildniſſen der griechiſchen und perſiſchen Anführer, in mehreren Gemählden haben ſeinen Namen erhalten, weniger vielleicht die Colorirung und Ausſchmückung der Statue des Jupiter. (Ueberhaupt macht der Einfall und die Beſiegung der Perſer in Griechenland in der Mahlerei, wie in aller Kunſt, Epoche.) Früher vielleicht noch mahlte Micon, der Nebenbuhler des Polygnotus, welcher ebenfalls die Pöcile, ſo wie das Theſeum zu Athen mit Schilderungen der Amazonen und Centaurenkämpfe ausſchmückte. Aber erſt durch Polygnotus (ungefähr 420 vor Chr. Geb.) aus Thaſos erhob ſich die Kunſt zur Selbſtſtändigkeit. (S. Polygnotus.) Sein Verdienſt war erhöhte Lebendigkeit des Ausdrucks und die Charakteriſtik, ferner Mannichfaltigkeit der Draperie und ſymmetriſche Vertheilung der Figuren. In der Vertheilung des Lichtes und Schattens ſcheint Apollodor aus Athen (404 v. Chr. Geb.) die Kunſt weiter gebracht zu haben. Zur Schönheit aber erhob dieſe Kunſt der berühmte Zeuxis aus Heraklea (ungefähr 378 v. Chr. Geb.); einen Canon derſelben ſtellte er in ſeiner berühmten Helena auf (ſ. d. Art. Zeuxis). Sein Nebenbuhler Parrhaſius aus Epheſus neigte ſich mehr zur

Anmuth, oder zum weiblichen Ausdruck der Schönheit hin. Seine reinen Proportionen machten ihn nicht minder berühmt, als ſein anmuthiges Colorit. Das Höchſte im *Ausdruck* und in der ſinnigen Erfindung erreichte *Timanthes* aus Samos. *Apelles* aus Cos (ſ. d. Art.) verband mit äußerſter Naturwahrheit ein ſchmeichelndes Colorit, und wird als Meiſter im Portrait genannt. Nach ihm verfiel die Kunſt in Zierlichkeit, Künſtlichkeit und Trockenheit, ja ſie wendete ſich ſelbſt auf Darſtellung gemeiner Gegenſtände (Thparographie). Andrer Künſtler zu gedenken würde hier nicht am Orte ſein. Unter den Römern fand dieſe Kunſt nur geringe Theilnahme. Früher kannten ſie nur die Mahlereien der *Hetrusker*, und Fabius, der den Beinamen pictor erhielt, ſteht einzig in den Kunſtannalen Roms. Späterhin wurden die Griechen Lehrer der Römer, als deren Bürgertugend ſchon verſchwunden war und weichliche Ueppigkeit an deren Stelle trat. Viele Denkmahle der alten Mahlerkunſt hat man in den Gräbern und Bädern von Rom und an andern Orten Italiens aufgefunden, welche größtentheils aus Frescomahlereien und muſiviſchen Arbeiten beſtehen. Ueberhaupt aber iſt die Anzahl der noch vorhandnen Denkmähler der griechiſchen und römiſchen Mahlerei ſo gering, daß die Archäologie dieſer Kunſt oft nur bei Vermuthungen ſtehen bleiben kann, welche in der Vergleichung mit den Werken dieſer Nationen in *andern* bildenden Künſten, und durch Zeugniſſe der claſſiſchen Schriftſteller einige Beſtätigung finden. Doch ſcheinen folgende Reſultate über die antike Mahlerei von den gelehrten Kennern des Alterthums allgemein anerkannt zu werden. *Erſtens*, daß die Mahlerei überhaupt in dem claſſiſchen Alterthum, ſowohl in Hinſicht ihres Gebrauchs, als in Beziehung auf ihre Vollendung, der *Plaſtik* immer nachſtand und untergeordnet geblieben iſt. Daher die bekannte Behauptung, die Mahlerei ſei damahls mehr *plaſtiſch* geweſen. Die *Flächendarſtellung* mußte ſich, als die abſtractere, überhaupt ſpäter entwickeln. Aber noch mehr mögen hierzu mechaniſche Hinderniſſe, in Beziehung auf die Bearbeitung der Farben, beigetragen haben; vorzüglich aber auch der Umſtand, daß die öffentliche Ausſtellung der Mahlerwerke beſchränkter war. Die Griechen namentlich ſtrebten, ihrem Charakter zufolge, nach *reiner Objectivität*; dieſe fanden und erreichten ſie am vollkommenſten durch die Plaſtik, die vollkommenſte *Verkörperung* der ſinnlichen Gegenwart, welche zugleich die impoſanteſten Symbole einer ſinnlichen Religion aufzuſtellen und der Verehrung zu widmen vermag, indem ſie die menſchliche Form, als die gottähnlichſte, am vollkommenſten ausbildet. Was Wunder, wenn ſich die Mahlerei nach dieſer, der Nationalreligion ſo innig verwandten Kunſt, richtete? Die Religion alſo veranlaßte ganz vorzüglich jenen Vorzug und jene Herrſchaft der Plaſtik über die Mahlerei. *Zweitens* ſcheint unter den Beſtandtheilen der letztern Kunſt die Zeichnung der *Contoure* (als mit der Plaſtik am meiſten verwandt) und das *Localcolorit* in der antiken Mahlerei zu vorzüglicher Vollkommenheit gediehen zu ſein; weniger die *Perſpective*. Ja man hat bei der Dunkelheit der Berichte hierüber ſogar gezweifelt, ob die Alten die Perſpective *gekannt* haben. Da aber die Perſpective von einer Flächendarſtellung gar nicht getrennt, und die Bekanntſchaft der Alten mit Geometrie und Optik nicht geläugnet werden kann, auch dieſelbe unbezweifelt in andern zeichnenden Künſten angewandt werden mußte; ſo ſcheint dieſe Behauptung nur auf einen ſehr unvollkommnen Gebrauch der Perſpec-

tive in der Mahlerei beſchränkt werden zu müſſen. Mit mehr Gewißheit läßt ſich behaupten, daß die Alten das Helldunkel, dieſe Poeſie des Colorits, gar nicht gekannt haben. Hiermit hängt zuſammen, daß ihre Mahlerei ſich größtentheils auf Darſtellung hiſtoriſcher Situationen und Thiermahlerei beſchränkte, — die Landſchaft aber nicht cultivirt wurde, deren Natur, wie oben geſagt worden, mehr lyriſch und ſentimental iſt, und deren Ausbildung auf die Vollendung des Colorits und des Helldunkels führen mußte. Ueber die Geſchichte der alten Mahlerei ſind übrigens zu vergleichen: Junius de pictura veterum, ed. Graevius 1694. Roterod.; Durand Histoire de la Peinture ancienne (nach Plinius), Lond. 1725; Turnbull treat on ancient painture etc. Lond. 1740; Vinc. Requeno saggi sul ristabilimento dell' antica arte de' Greci e de' Romani pittori. N. ed. Parma 1787. 2. Vol. 8.; And. Riem über die Mahlerei der Alten. Berlin 1787. 4; Grund über die Mahlerei der Griechen. Dresden 1810 und 11. 2 Bde; und Böttigers oben angeführte Schrift. Abbildungen, vorzüglich römiſcher Gemahlde findet man in Bartoli's und Bellori's Werken (z. B. recueil des peintures antiques, Paris 1757, und 1784 vermehrt), worin mehrere, z. B. in der casa di Pito gefundene Frescomahlereien beſchrieben und abgebildet ſind; ferner in Carletti's und Pance's Beſchreibungen der Bäder des Titus, und in der Sammlung der herculaniſchen Alterthümer. — Größere Vollendung erreichte dagegen die Mahlerei in der neuern, chriſtlichen Zeit, ja ſie erlangte ſogar über die Plaſtik die Oberherrſchaft, welche man, wie den Geiſt der neueren Poeſie und Kunſt überhaupt, im Gegentheil der antiken oft pittoresk genannt hat. „Als ſich," ſagt Jacobs in ſeiner trefflichen Rede über den Reichthum Griechenlands an plaſtiſchen Kunſtwerken, „die Kunſt an der Liebe zu dem göttlichen Stifter der Religion emporhob, mußte ſie ſich in neue Geſetze fügen. Ihr Streben mußte zunächſt auf Bedeutſamkeit gehen, und da dieſe in der Mahlerei leichter zu erreichen war, ſo ſtieg die Kunſt ſchon darum über die Plaſtik hinauf." In den chriſtlichen Zeiten, wo das Gemüth die herrſchende Richtung nach innen gewann, wo es in dem äußerlich Hervorgebrachten mehr ſeine Empfindung abgeſpiegelt ſehen wollte, wurde daher die Mahlerei, als die ſich unendlich mehr dem Ausdruck der Empfindung eignet, als die Plaſtik, mit der größten Liebe gepflegt, und zur höchſten Vollkommenheit gebracht. Die neugriechiſche Schule oder Kunſt wird gewöhnlich für den gemeinſchaftlichen Stamm der ganzen neuern Mahlerei in Europa, oder richtiger für die Kunſtſtufe angeſehen, durch welche die ältere und neuere Mahlerei mit einander in Verbindung ſtehen. Mit Conſtantin wandelte die Kunſt in das neue Rom, das er an der Stelle des alten Byzanz (330 nach Chr. Geb.) gründete, und viele Kunſtwerke der Plaſtik und Mahlerei wanderten mit. (Vergl. Heyne in den Comment. Soc. Gotting. T. XI.) Sehr richtig ſagt Fiorillo von den ſpätern griechiſchen Mahlern: die Werke der Mahlerei aus den Zeiten Juſtinians müſſen uns freilich elend vorkommen; indeſſen erhielt ſich doch immer noch das Handwerk, wenn auch nicht die Kunſt. Muſiviſche Arbeiten werden in dieſer Zeit häufig erwähnt, z. B. eine Verklärung Chriſti in Moſaik für eine Kirche beſtimmt. Doch ſcheint auch die enkauſtiſche Mahlerei noch im Gange geweſen zu ſein, (Fiorillo Geſchichte der Mahlerei 1. Bd. S. 30). Im vierten Jahrhundert, noch mehr im fünften, ver-

breitete ſich der Gebrauch heiliger Gemählde in den Kirchen im Morgen- und Abendlande allgemeiner. Und dieſer heilige Gebrauch entflammte die Künſtler zu neuem Eifer, die chriſtliche Religion ward die Mutter der neuern Mahlerei; oft empfahl auch die Mahlerei jene bei ihrer Ausbreitung. Aber vieles mußte die Kunſt unter der Herrſchaft barbariſcher Nationen leiden. Doch hörte ſie nie ganz auf. Die Päpſte und Biſchöfe beförderten ſie ſehr. Vorzüglich aber wurden Gemählde religiöſer Art im Occident geſchätzt und viele Legenden von ihrem übernatürlichen Urſprung damit in Verbindung geſetzt. Von 726 an aber erhoben ſich im Orient die zerſtörenden Verfolgungen gegen die heiligen Bilder, und viele griechiſche Künſtler wanderten nach Italien. Hier wurde die Kunſt vorzüglich bewahrt, jedoch wurden ſeit dem neunten Jahrhundert die Mahler ſeltner. Gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts aber beginnt in Italien eine neue Kunſt, die man, da ſie in einem gleichſam abgeſchloſſenen Cyclus (als deſſen Repräſentanten Michel Angelo, Correggio, Rafael, Titian und Guido Reni angeſehen werden können) einen eigenthümlichen Charakter entwickelte, im Gegenſatz der Mahlerei der übrigen Nationen die italieniſche Mahlerei oder Schule nennt. Ihr Streben war, die Schönheit in den edelſten Formen zu offenbaren und das Ideal der Antike auf die Mahlerei überzutragen (ſ. Italieniſche Kunſt). Ihr ſetzen mehrere die niederländiſche, deutſche, franzöſiſche, ſpaniſche und engliſche Schule entgegen. Andere behaupten, es gebe nur zwei (von einander weſentlich verſchiedene) Schulen, die italieniſche und die niederländiſche; die deutſchen, franzöſiſchen und engliſchen Künſtler aber gehörten durch den Charakter ihrer Werke bald dieſer, bald jener an. Die Tendenz der niederländiſchen Schule, welche ſich wiederum in die flamändiſche und holländiſche theilt, iſt Naturwahrheit und Lebendigkeit des Colorits (ſ. darüber den Artikel Niederländiſche Schule), und hierin entwickelte ſie ſich früher als die deutſche (ſ. Deutſche Mahlerei), in welcher Albrecht Dürer einzig ſteht in ſeiner Eigenthümlichkeit. Die neuern Beſtrebungen aller der genannten europäiſchen Nationen bilden kein ſo zuſammenhängendes Ganzes, wie wir in den Kunſtwerken der Griechen finden. Auch iſt jetzt faſt überall die Mahlerei mehr zur Stubenverzierung herabgeſunken, wobei die Landſchaft und das Portrait das herrſchende ſind, und vielfältige Kupferſtiche die Werke früherer Productivität vervielfältigen. In der Theorie der Mahlerei iſt der techniſche Theil, d. i. die Lehre von der Zeichnung, von der Perſpective, dem Colorit u. ſ. w., mehr als der äſthetiſche, deſſen Grundzüge wir im Obigen angedeutet haben, ausgebildet worden. Beiträge zu dem letztern findet man in Leonardo da Vinci's und Mengs Werken. Auch haben Algarotti, de Piles, Watelet, Du Bos, Richardſon, Reynolds, Dan. Webb, Hagedorn, Leſſing (in ſ. Laokoon), Winckelmann, Füßly, Fiorillo, Falk (in ſeinen kleinen Abhandlungen, die Poeſie und Kunſt betreffend, Weimar 1803), Fernow, Göthe (in ſ. Propyläen, und beſonders in ſ. Winckelmann und deſſen Jahrhundert, Tübingen 1805) manches hierin vorgearbeitet. T.

Mahlerfarben ſind theils Naturproducte, theils werden ſie durch Kunſt dargeſtellt. Hauptſächlich liefert ſie das Mineralreich (Mineralfarben), und wenn ſie ihr Colorit den Thieren oder Pflanzen verdanken, ſo iſt dieſes doch immer an etwas mineraliſches (eine Erde oder einen Metallkalk) gebunden, weil die reinen thieriſchen oder ve-

getabiliſchen Farbeſtoffe (Saftfarben) für ſich keinen Körper haben, ſondern ihn erſt durch den mineraliſchen Zuſatz erhalten. Der Färber kann jene im Waſſer auflöslichen Farbeſtoffe ſehr wohl ohne mineraliſchen Zuſatz benutzen, weil ſeine Kunſt darauf hingeht, die Zeuge mit der Farbe zu durchdringen; der Mahler aber erreicht ſeinen Zweck durch Auftragen auf die Oberfläche, und zwar um ſo beſſer, je weniger die Farben ſich in den unterliegenden Grund einziehen. Die Farben werden in der Mahlerei mit irgend einer Flüſſigkeit, die leicht trocknet und die Farbe nicht verändert, angerieben und aufgetragen; dieſe Flüſſigkeit iſt entweder wäßrig (Gummiwaſſer, Seifenſpiritus), oder fettig (austrocknende Oehle des Mohnſaamens, Leinſaamens), und ſonach erfodern die verſchiedenen Zwecke eine beſondere Auswahl der Farben. Für die Oehlmahlerei taugen daher die mineraliſchen beſſer, als die an mineraliſche Körper gebundenen Saftfarben (Lackfarben), indem letztere durch Beimiſchung von Oel ſtets dunkler werden. Dieſe Mineralfarben beſtehen alle in metalliſchen Kalken (Oxyden oder Sauerſtoffverbindungen) oder in Metallſalzen und Schwefelverbindungen. Doch haben erſtere vor letztern, ihrer Unveränderlichkeit wegen, den Vorzug. Zu den Metalloxyden, welche als Farben benutzt werden, gehören: vom Blei die rothgelbe Mennige und das gelbe Maſſicot, vom Eiſen die verſchiedenen Ocher, Erden von Siena, Umbra, die durchs Glühen ihre Farbe ins dunklere ändern, vom Kupfer das Bergblau, vom Kobalt die Smalte. Andere ſalzig und ſalzähnliche Metallverbindungen ſind vom Blei das (kohlenſaure) Bleiweiß und Kremnitzer Weiß, daß (ſalzſaure) Caßler Gelb, vom Eiſen das (blauſaure) berliner Blau, vom Kupfer die (eſſigſauren) Grünſpanblumen, das (kohlenſaure) Berggrün, das (ſalzſaure) Braunſchweiger Grün, das (arſenikſaure) Scheelſche Grün. Schwefelhaltige Metallfarben ſind, der Zinnober (vom Queckſilber), das gelbe Auripigment (vom Arſenik). Lackfarben haben Zinn oder Alaunerde zur körperlichen Grundlage und verdanken ihre Farbe einem thieriſchen oder vegetabiliſchen Farbeſtoffe. Hieher gehören die rothen Lacke aus Cochenille mit Alaun oder Zinn, aus Krapp und die ſchlechtern aus Fernambuck bereiteten Sorten, die gelben aus Gelbholz, Scharte, Wau; die braunen aus mehrern anderen färbenden Rinden; endlich der Indig, obgleich er ſeiner Entſtehung nach ganz vegetabiliſch iſt. Bei der Porzellan- und Glasmahlerei ſind nur metalliſche Farben anzuwenden, die im Feuer nicht flüchtig und nicht ſehr veränderlich ſind. Hier dient zinnhaltiges Gold zum Purpur, Nickel zum Grün, Blau giebt Kobalt, Schwarz wird vom Eiſen und Braunſtein, eben ſo Braun erhalten, Uran macht eine gelbe, Chrom eine grüne Farbe. F.

Mahlergold, ſo viel als **Muſivgold**, ſ. d. Art.

Mahleriſch, ſ. **Mahlerei**.

Mahlerſchulen, ſ. **Mahlerei**.

Mahlmann (Siegfried Auguſt), königl. ſächſ. und herzogl. ſ. gothaiſcher Hofrath, des kaiſerlich ruſſiſchen St. Wladimir-Ordens Ritter, als Schriftſteller und Dichter durch mehrere Erzeugniſſe bekannt, in denen ſich eine blühende Phantaſie mit tiefem und zartem Gefühl vereinigt, ward den 13. Mai 1771 in Leipzig geboren, und erhielt, da er ſchon im frühen Knabenalter beide Aeltern verloren hatte, durch den trefflichen Rector **Korbinsky** in Borna, bei dem auch Seume und Chriſt. Aug. Fiſcher erzogen wurden, ſeine erſte Bildung. Im J. 1785 bezog er die Fürſtenſchule in Grimma,

und 1789 die Univerſität Leipzig. Im J. 1792 nahm er in einem adlichen Hauſe in Liefland eine Hofmeiſterſtelle an, und beſuchte in den Jahren 1794 — 97 als Führer eines jungen Liefländers die Univerſitäten Leipzig und Göttingen, durchreiſ'te in den Jahren 1798 und 1799 das nördliche Europa und kam nach einem Aufenthalte in St. Petersburg im J. 1799 nach Leipzig zurück, wo er jetzt privatiſirt. Seine lyriſchen Gedichte, ſowohl religiöſen und ernſten als ſcherzenden Inhalts ſind noch nicht geſammelt. Viele derſelben haben Matthiſſon, Vetterlein, Pölitz und A. in ihre Sammlungen deutſcher Claſſiker aufgenommen. Die meiſten ſind von den beſten Tonſetzern componirt (z. B. das Vater Unſer von Himmel, mehrere Lieder von Reichard, Kunze, Winter, Zumſteeg). Seine Erzählungen und Mährchen in 2 Bändchen ſind zweimal aufgelegt; ſein Herodes vor Bethlehem, eine ſcherzhafte Parodie der Hußiten von Kotzebue, hat fünf Auflagen, ohne die Nachdrucke, erlebt. Er entwarf im J. 1800 in Gemeinſchaft mit Spatzier den Plan zu der Zeitung für die elegante Welt, die er auch nach Spatziers Tode bis zum J. 1810 allein, und dann in Verbindung mit dem jetzigen Herausgeber derſelben, dem Hofrath Methuſ. Müller bis zum J. 1816 redigirte.

Mahlſchatz iſt das Geſchenk, welches ſich Verlobte zum Zeichen des eingegangenen Eheverlöbniſſes geben.

Mahomet, eigentlich Mohammed, der Stifter einer Religion, die ſich über einen großen Theil des Orients verbreitet hat, und unter allen die meiſten Anhänger zählt, war in Arabien gebürtig. Er war ein Sprößling des Stammes Koreiſh und der Familie Haſchem, berühmt in ihrem Vaterlande als die Fürſten der heiligen Stadt Mecca und die Wächter der Caaba. Seine Geburt wird am wahrſcheinlichſten in das J. 569 nach Chr. geſetzt; Mecca war ſein Geburtsort. Sein Großvater, Abdul Motalleb, war ein reicher und edler Bürger, Vater von dreizehn Söhnen. Einer derſelben, Abdallah, der von ausgezeichneter Schönheit war, heirathete Amira und ſtarb, als ſein Sohn Mahomet noch ein Kind war. Da er ein geringes Vermögen hinterließ, ward Mahomet erſt von ſeinem Großvater, und nach deſſen Tode von ſeinem älteſten Oheim Abu Taleb erzogen. Dieſer, ein Kaufmann, beſtimmte ihn für denſelben Stand und nahm ihn jung auf einer Handelsreiſe nach Syrien mit ſich. Bei dieſer Gelegenheit beſuchte er ein Neſtorianiſches Kloſter, wo er beſonders von einem der Mönche bemerkt wurde und Eindrücke empfing, die für ſeine ſpätere Entwickelung vielleicht wichtig waren. Die Mohammedaniſchen Schriftſteller ſind ſehr weitläuftig in ihren Beſchreibungen von den bewundernswürdigen Geiſtes- und Körpereigenſchaften, die ihren Propheten ſchon von Jugend auf auszeichneten; indeß theilte er die allgemeine Unwiſſenheit ſeiner Landsleute. Sein Oheim hatte ihn einer reichen Wittwe Namens Khadijah zum Factor empfohlen und er erwarb ſich ihre Zufriedenheit ſo ſehr, daß ſie ihn heirathete und dadurch in eine gemächliche Lage verſetzte. Sie war funfzehn Jahr älter als er, dennoch lebte er, aus Dankbarkeit oder Klugheit, in glücklicher und treuer Ehe mit ihr und enthielt ſich bis an ihren Tod der ſinnlichen Neigungen, denen er ſpäter folgte. Er war noch Kaufmann und machte eine zweite Reiſe nach Syrien, wo er wiederum mit Neſtorianiſchen Mönchen Umgang hatte. Indeß ſcheint er von Jugend auf eine Neigung zu religiöſer Beſchaulichkeit gehabt zu haben; denn er pflegte alljährig

während des Monats Ramadan ſich in eine Höhle bei Mecca zu begeben und dort einſam und zurückgezogen zu verweilen. Wann der Gedanke zu einer neuen Religion ihm in den Sinn gekommen, woher er mitten unter einem götzendieneriſchen Volke die Ueberzeugung von der Einheit Gottes genommen, und in wie weit er mit dem Ehrgeiz des prophetiſchen Charakters das Streben nach perſönlicher Größe verband: dies ſind Puncte, worüber die Meinungen ſehr verſchieden ſind, und die wir nur durch Vermuthungen aufklären können. Daß ein ungelehrter Araber eine hohe Anſicht von dem damahligen Zuſtand der Menſchheit gefaßt, und weite Entwürfe darauf gegründet habe, iſt nicht wohl glaublich; wahrſcheinlich beſchränkten ſeine erſten Plane ſich auf ſeine Landsleute. Daß er aufrichtig in ſeinem Eifer, den Götzendienſt abzuſchaffen und eine reinere Lehre zu verbreiten, verfuhr, obgleich er dieſe Abſicht durch Täuſchung und Betrug zu erreichen ſuchte, wird man leicht glauben, wenn man ſich an die vielen Beiſpiele einer ähnlichen Verbindung bei Geſetzgebern und Religionsverbeſſerern erinnert. Mahomet begann ſeine vorgebliche Sendung im J. 609 in ſeinem vierzigſten Lebensjahre. Er bekehrte zuerſt ſeine Gattin Khadijah, der er eine Unterredung mit dem Engel Gabriel, von dem er für einen Apoſtel Gottes erklärt worden, mittheilte. Durch ſie ward ihr Oheim oder Vetter Waraka gewonnen, der ein Chriſt und mit dem alten und neuen Teſtamente genau bekannt geweſen ſein ſoll. Auf dieſe folgten Mahomets Diener Zeid, dem er die Freiheit ſchenkte, und ſein junger Neffe, der feurige Ali. Sehr wichtig war der Beitritt Abubekrs, eines Mannes von achtungswerthem Charakter, der in großem Anſehen ſtand und zehn der vornehmſten Bürger von Mecca nachzog. Sie alle wurden von Mahomet in den Lehren des Islam (wie die neue Religion vorzugsweiſe genannt ward) unterrichtet, deſſen erſter Grundſatz war: „Es gibt keinen Gott außer Gott (d. h. nur einen Gott) und Mahomet iſt ſein Prophet.“ Dieſe Lehren wurden für ſucceſſive Mittheilungen des göttlichen Willens mittelſt des Engels Gabriel ausgegeben und in dem Coran (ſ. d. Art.) geſammelt. Drei Jahre waren unter ſtillen Fortſchritten verfloſſen. Im vierten Jahre verſammelte Mahomet ſeine Verwandten vom Geſchlecht Haſſem zu einem Gaſtmahl, verkündigte ihnen offen ſeine prophetiſche Sendung und fragte, wer von ihnen das Amt ſeines Veziers oder erſten Miniſters übernehmen wolle. Alles verſtummte, bis der jugendliche Ali mit dem ganzen Feuer des Enthuſiasmus ſeine Bereitwilligkeit dazu und zugleich ſeinen Entſchluß erklärte, jeden, der ſeinem Meiſter ſich zu widerſetzen wagte, niederzuſchlagen. Umſonſt mahnte ſie Abu Taleb, der Vater Ali's, von ihrem Beginnen ab. Aber wiewohl dieſer ſelbſt unbekehrt blieb, ſo war er doch der neuen Lehre dadurch ſehr förderlich, daß er Mahomet gegen ſeine Feinde ſchützte und ihm in Zeiten der Gefahr eine Zuflucht gewährte. Mehrmahls ward Mahomet von den Anhängern des Götzendienſtes mit offener Gewalt angegriffen und gezwungen, ſeine Wohnung zu verändern; aber oft hatte er auch die Genugthuung, ſeine erbittertſten Feinde zu bekehren. Einen großen Verluſt erlitt er im zehnten Jahre ſeines Prophetenamts durch den Tod Abu Talebs und der treuen Khadijah. Ihres Beiſtandes beraubt, war er genöthigt, ſich auf einige Zeit nach der Stadt Tayef zu begeben. Dagegen fand er bei den Pilgrimmen, welche die Caaba beſuchten, vielen Eingang, und gewann unter den benachbarten Stämmen zahlreiche Anhänger. In dieſe Zeit fällt Ma-

dem iſ berühmte nächtliche Reiſe in den Himmel auf dem Thiere Borak unter Gabriels Leitung, worüber der Coran dunkle Winke enthält. Im zwölften Jahre breitete ſich der Islam auch unter den Einwohnern von Medina (Yathreb) aus, deren mehrere dem Propheten Treue ſchwuren und ihren Beiſtand anboten. Mahomet faßte jetzt den Entſchluß, ſeinen Feinden Gewalt entgegenzuſetzen. Dieſe, dadurch nur noch mehr erbittert, ſchloſſen ein Bündniß, ihn zu ermorden. Er, von der drohenden Gefahr unterrichtet, verließ, allein von Abubekr begleitet, Mecca und verbarg ſich nicht weit davon in einer Höhle. Drei Tage verweilte er hier, von ſeinen Verfolgern unentdeckt, und gelangte dann glücklich, wiewohl nicht ohne Gefahr, nach Medina. Dieſe Begebenheit iſt unter dem Namen der Hegira (ſ. d. Art.) bekannt. In Medina fand Mahomet die ehrenvollſte Aufnahme; viele ſeiner Anhänger folgten ihm von Mecca dahin. Mahomet nahm jetzt die fürſtliche und prieſterliche Würde an, vermählte ſich mit Abubekrs Tochter Ayeſſha, und erklärte, da die Zahl der Gläubigen immer mehr zunahm, ſeinen Entſchluß, mit dem Schwert ſeine Lehre zu verbreiten. Die Hoffnung auf Beute erhöhte noch den religiöſen Enthuſiasmus ſeiner Anhänger. Die erſte große Kriegsthat, welche ſie ausführten, war das Auffangen einer reichen Caravane, geführt von Abu Sophian, dem Oberhaupt der Koreiſchiten, mit einer ſtarken Bedeckung. Mohamet überfiel ſie mit geringer Mannſchaft im Thale Beder und ſchlug ſie gänzlich nieder. Er machte große Beute und eine Menge Gefangener. Andere günſtige Unternehmungen folgten, aber im dritten Jahre der Hegira traf die Moslemitiſchen Waffen ein ſolcher Unfall, daß ſie dadurch dem Untergange nahe kamen. Abu Sophian griff mit dreitauſend wohlbewaffneten Streitern Mahomet mit 950 am Berge Ohud unfern Medina an. Ein erbitterter Kampf erfolgte, in welchem der Prophet verwundet wurde und kaum das Leben rettete. Seine Leute wurden zur Flucht genöthigt, nachdem ſiebzig geblieben waren. Dieſer Vorfall erſchütterte natürlich das Anſehn desjenigen, deſſen vorgeblich von Gott ihm gegebener Auftrag ihm den Sieg hätte ſichern ſollen. Dadurch indeß, daß er die Schuld den Sünden der Moslemim beimaß, den Gebliebenen ein mit allen ſinnlichen Freuden und Genüſſen ausgeſtattetes Paradies verſprach, und eine unbedingte Vorherbeſtimmung lehrte, gelang es ihm, das wankende Vertrauen wieder herzuſtellen. Er bedurfte deſſelben im folgenden Jahre, 625, wo Abu Sophian mit 10,000 Mann vor Medina erſchien. Mahomet beſchränkte ſich klüglich auf die Vertheidigung; aber als nach zwanzigtägiger Belagerung die unter ſich uneins gewordenen Feinde abgezogen waren, kam er heraus und führte, unter dem Vorgeben eines göttlichen Befehls, die Seinen gegen den jüdiſchen Stamm von Koreidha, der mit ſeinen Feinden gemeinſchaftliche Sache gemacht hatte. Nach 25 Tagen mußten die Juden ihre Hauptfeſtung des Siegers Willkühr übergeben, der die blutigſte Rache nahm indem er die Männer, 6 bis 700, niedermachen, und die Weiber und Kinder in die Gefangenſchaft führen ließ. Einige Jahre ſpäter nahm er auch Chaibar, den Hauptſitz der jüdiſchen Macht in Arabien, ein, wodurch er ſeinen Sieg über dies unglückliche Volk vollſtändig machte. Es iſt wahrſcheinlich, daß die vielen an ſeinen Feinden verübten Mordthaten und Grauſamkeiten mit ſeiner göttlichen Sendung von ſeinen Anhängern für hinlänglich gerechtfertigt gehalten wurden; aber höchſt

anſtößig mußte ihnen die Verletzung alles Rechts und Anſtandes ſein, die er ſich bei ſeiner Leidenſchaft für Zeinab, der Gattin ſeines freigelaſſenen Dieners und Adoptivſohns Zeid, zu Schulden kommen ließ. Er hatte ſie einſt in einem reizenden Nachtkleide erblickt und dabei eine Neigung gefaßt, welcher Zeid aus Dankbarkeit oder Politik nachgeben zu müſſen glaubte. Er trennte ſich von Zeinab, und Mahomet, durch ein eignes ihm offenbartes Capitel im Coran dazu bevollmächtigt, nahm ſie öffentlich zum Weibe, mit Nichtachtung eines Verwandtſchaftgrades, den bisher die Araber als unverletzlich angeſehen. Dieſe Schwäche in Beziehung auf das weibliche Geſchlecht nahm bei Mahomet mit den Jahren und dem Anſehen, das er gewann, zu. Außer den zahlreichen Weibern, die er nach und nach nahm, erlaubte er ſich mehrere vorübergehende Liebſchaften, wie ſein eignes Geſetz ſie verbietet. Eine ſeiner Frauen fand ihn einſt in ihrem eignen Zimmer mit einer coptiſchen Sclavin Marie; ſie zu beruhigen, verſprach er, die Kränkung nicht zu wiederholen. Da aber der Vorfall ſeinen übrigen Weibern bekannt geworden war, und ſie alle ihn übel empfanden, enthielt er ſich von allen während eines Monats, den er in Mariens Umgang hinbrachte, ſeine Untreue durch ein neues Capitel des Corans beſchönigend. Daß ſo unverſchämte Vorwände, deren er ſich zu wiederholtenmalen bediente, Wirkung haben konnten, iſt ein größerer Beweis von der Gläubigkeit und dem Fanatismus des Volks, als von ſeinem Talent zu täuſchen. Zu derſelben Zeit breitete ſich ſeine Lehre und ſein Anſehen unter den benachbarten Stämmen aus. Die Raubzüge ſeiner Offiziere verfehlten ſelten eine anſehnliche Beute. Er ſelbſt war von ſeinen Anhängern mit einer faſt göttlichen Verehrung angeſehen. Immer mehr erweiterten ſich ſeine Anſichten und im ſiebenten Jahre der Flucht ſandte er eine Einladung zur Annahme der neuen durch ihn geſchehenen Offenbarung des göttlichen Geſetzes an die vornehmſten ihn umgebenden Fürſten, namentlich an Chosru Parviz, König von Perſien, Heraclius, Kaiſer von Conſtantinopel, Mokawkas, Beherrſcher von Aegypten, den König von Aethiopien und die Fürſten verſchiedener Landſchaften Arabiens. Die Aufnahme dieſer Botſchaft war verſchieden nach der Macht und dem Stolz derer, an die ſie gerichtet war. Die entferntern und mächtigern achteten nicht darauf; dagegen hatten die nähern und ſchwächern, die von ſeiner wachſenden Macht hörten, ſeine Waffen zu fürchten. Vorzüglich wichtig war es ihm, nicht länger ein Verbannter von Mecca zu ſein, der heiligen Stadt, auf welche die Verehrung der Araber ganz beſonders gerichtet war. Er erſchien daher an der Spitze von 1,400 Mann, in der angeblichen Abſicht, den Tempel von Mecca friedlich zu beſuchen. Die Koreiſchiten ließen ihm ſagen, daß ſie ſich ſeinem Einzug widerſetzen würden. Dies nöthigte Mahomet, deſſen Macht zu gering gegen die ihrige war, einen Vertrag vorzuſchlagen, der endlich nicht ohne demüthigende Umſtände für ihn (im ſiebenten Jahre der Flucht) zu Stande kam. Es ſollte zehn Jahre lang Waffenſtillſtand ſein, und Mahomet auf drei Tage die Caaba beſuchen dürfen. Begleitet von ſeinen Anhängern, welche in einiger Entfernung von Mecca die Waffen abgelegt hatten, zog er auf einem Kameel in die Stadt ein, die von ihren meiſten Bewohnern verlaſſen worden war, verrichtete ſeine Andacht in der Caaba, und verließ ſie, dem Vertrage gemäß, wieder am vierten Tage. Die wichtigſte Frucht dieſes Beſuchs war die Bekehrung dreier Perſonen von großem Anſehn unter den Koreiſchiten und von noch größerm Ruhm unter den Moslemin, des Caled, Amru

und Othman. Im achten Jahre der Hegira waren Mahomets Truppen zuerſt mit dem Kaiſer Heraclius in Streit gekommen. Ein Corps unter Zeids Anführung rückte gegen die Stadt Muta in Paläſtina vor, deſſen Statthalter einen der Moslemitiſchen Abgeſandten ermordet hatte. Zeid blieb nebſt zwei andern Anführern und nur der Muth Caleds, der bei dieſer Gelegenheit den Beinamen Schwert Gottes erhielt, hinderte die Niederlage. Ein unbeſonnener Treubruch der Koreiſchiten gab Mahomet erwünſchte Gelegenheit, ſeine Waffen gegen Mecca zu kehren. Sein Heer beſtand aus 10,000 wohlbewaffneten, von frommem Eifer begeiſterten Kriegern. Die Koreiſchiten, von Schrecken gelähmt bei ihrer Annäherung, thaten nur geringen Widerſtand. Mahomet rückte in Mecca ein, deſſen Bewohner unter der Bedingung, den Islam anzunehmen, Leben und Freiheit behielten. Die Götzenbilder der Caaba wurden zerſtört, aber der ſchwarze Stein ward durch des Propheten andächtige Berührung aufs neue Gegenſtand der tiefſten Verehrung. Der Tempel ward das größte Heiligthum der Religion Mahomets, und nur den Bekennern derſelben ward der Eintritt in die heilige Stadt Mecca verſtattet. Dies wichtige Ereigniß fand im achten Jahre der Hegira Statt. Die Zerſtörung einiger berühmten Götzenbilder und die Unterwerfung verſchiedener arabiſcher Stämme beſchäftigten zunächſt die Moslemitiſchen Waffen. Im Thale Honain unweit Mecca kam es zwiſchen den Götzendienern und Mahomets Anhängern zu einer blutigen Schlacht, in der Mahomet perſönlich in große Gefahr kam und nur nach den äußerſten Anſtrengungen den Sieg errang. Die Feinde zogen ſich in ihre Feſtung Tayef zurück, wo ſie zwar vergebens belagert wurden; ſpäter aber ſich freiwillig unterwarfen. Das folgende Jahr nennen die Mahomedaner das Jahr der Geſandtſchaften, weil eine Menge arabiſcher Stämme durch Abgeordnete ihre Unterwerfung und Bekehrung ankündigten. Jetzt beſchloß Mahomet, der ſich an der Spitze eines zahlreichen Heeres befand, mit 30,000 Mann, worunter 10,000 Reiter waren, den feindlichen Planen des Kaiſers Heraclius zuvorzukommen. Er rückte in Syrien ein und kam bis Tabuc, auf dem halben Wege nach Damascus. Da er aber die Kaiſerlichen entfernt von jedem Angriffe auf Arabien fand, kehrte er nach Medina zurück und begnügte ſich, einen zweiten Brief an den Kaiſer Heraclius zu ſchreiben und ihn darin zur Annahme ſeiner Lehre aufzufodern. Nach ſeiner Rückkehr machte er ein neues Capitel des Coran bekannt, widerrief alle Verfügungen zu Gunſten der Götzendiener und vernichtete alle mit ihnen geſchloſſenen Verträge. Er konnte jetzt als Herr von ganz Arabien angeſehen werden, obgleich nicht alle Bewohner ſeine Religion angenommen hatten; vielmehr verſtattete er den Chriſten die freie Ausübung ihres Gottesdienſtes gegen einen Tribut. Im zehnten Jahre der Hegira unternahm Mahomet die Abſchiedswallfahrt nach Mecca; er war dabei mit dem höchſten Glanz umgeben und von 90,000, nach Andern von 150,000 Anhängern begleitet. Das Ceremoniel, das er beobachtete, hat für alle Folgezeit zum Muſter gedient. Dies war aber zugleich die letzte glänzende Handlung ſeines Lebens. Er ſtarb bald nach ſeiner Rückkehr nach Medina, in den Armen ſeiner Gemahlin Ayeſſha, im 11ten Jahre der Hegira, in ſeinem 63ſten Lebensjahre. Von allen ſeinen Weibern hatte ihm nur die erſte Kinder geboren, und von dieſen überlebte ihn nur ſeine Tochter Fatima, die Gemahlin Ali's. — Die Mahomedaniſchen Schriftſteller erheben ohne Zweifel

mit Uebertreibung die körperlichen und geiſtigen Eigenſchaften ihres Propheten; indeß iſt es ſehr glaublich, daß er von einnehmender Majeſtät in der Erſcheinung war, und viel natürliche Beredſamkeit mit einem entſchloſſenen und unternehmenden Geiſte verband. Durch dieſe Gaben gelang es ihm, ſich über ſeines Gleichen zu erheben und Vertrauen und Zuneigung zu gewinnen. Unter ſeinen Landsleuten ragt er als ausgezeichnet hervor; im Vergleich mit andern Geſetzgebern und Völkerbeherrſchern nimmt er nur einen niedrigen Platz ein. Ob er ſelbſt ehrlich geglaubt, was er vortrug als göttliche Offenbarung, iſt eine ſchwer zu beantwortende Frage. Am wahrſcheinlichſten hält man ihn für einen religiöſen Schwärmer, der ſich wirklich für inſpirirt durch die Gottheit hielt, dadurch aber doch nicht ſo ganz verblendet wurde, daß er die Mittel überſah, wodurch er ſeine Lehre dem Volke annehmbar machen, und ſeine Herrſchaft über die Gemüther ſichern könnte. Daher die Dichtung von ſeiner Unterredung mit dem Erzengel Gabriel; daher ſeine erträumte Reiſe durch die ſieben Himmel des Paradieſes; daher ſeine Nachſicht gegen die ſinnlichen Begierden eines ſinnlichen Volks. Der erſte Grundſatz ſeines Lehrſyſtems war: Nur einer (Allah) iſt Gott und Mahomet ſein Prophet. Dabei galten ihm Moſes und Chriſtus als gottbegeiſterte Lehrer der Vorwelt und er taſtete keinesweges die Glaubwürdigkeit der heiligen Geſchichten und Offenbarungen des alten Judaismus und Chriſtianismus an, die er nur für verfälſcht hielt. Das Paradies, welches er ſeinen treuen Anhängern verhieß, war ein ſinnlicher Freudenhimmel; er ſelbſt ahnete vielleicht keinen andern. Seine Moral war aus der altjüdiſchen und chriſtlichen zuſammengeſetzt. Treue Verehrung Allahs, als des einigen Gottes, unverbrüchlicher Gehorſam gegen des Propheten Gebote; Nothwendigkeit des Gebets, Wohlthätigkeit gegen Arme, Reinlichkeit und Enthaltſamkeit von verbotenen Genüſſen (beſonders ſtarker Getränke — dies Verbot ward von ihm bei entſtandenen Zänkereien unter ſeinen Anhängern gegeben), Tapferkeit und ausharrender Muth für Gottes Sache bis zum Tode, und völlige glaubensvolle Ergebung in das unabwendbare Schickſal ſind die Hauptcapitel ſeiner Sittenlehre. An Ceremonien, Faſten und Gebräuchen durfte es einer ſolchen Religion für ein ſinnliches Volk nicht fehlen; das Gebot der Wallfahrt nach Mecca und Medina war aber unſtreitig eine politiſche Maaßregel, um den Stammſitz des Islam für immer zu heiligen, und Arabiens politiſch-religiöſe Bedeutenheit dauernd zu ſichern. Dieſe Lehre iſt in dem Coran enthalten, dem man bald eine zweite Sammlung Sunna (zweites Geſetz von Lebensregeln, die ſich auf Mahomets Beiſpiel gründen) an die Seite ſetzte. Nicht alle Mahomedaner nehmen jedoch die letztere an; diejenigen, welche ſie annehmen, heißen daher Sunniten. (Vgl. über die Mahomedaniſche Religion. Elberfeld, 1800, 8. Aeltere Schriften ſind von Adr. Reland de rel. Mohammedica. Ultraj. 1717, 8.; Haekspan, H. Hottinger etc.) Eine der Haupturſachen der ſchnellen und gewaltſamen Verbreitung ſeiner Lehre und Herrſchaft lag in der Waffengewalt, indem alle, welche ſich nicht gutwillig ihr unterwerfen wollten, mit der Schärfe des Schwerts dazu gezwungen wurden. Seltſam genug findet man in ſeiner Geſchichte keine Spur, daß er zur Ausführung ſeiner Plane ſich der Weiber bediente, obgleich er die Vielweiberei mit einiger Einſchränkung, und die Kebsweiberei ohne alle Gränzen zuließ. Daß er ſeiner erſten Frau vorſpie-

gelte, die Anfälle von Fallſucht, welche er hatte, ſeien Entzückungen ins Paradies, und daß ſie durch Verbreitung dieſer Fabel ihm zuerſt Anhänger verſchafft habe, ſcheint von chriſtlichen Gegnern erſonnen zu ſein, um Verachtung gegen den Lügenpropheten zu bewirken. Gewiß iſt es, daß er ſelbſt erklärte, er thue keine Wunder. Gleichwohl ſchrieben ihm ſeine Jünger die allerunſinnigſten Wunderwerke zu, z. B. daß ein Theil des Mondes in ſeinen Aermel gefallen und er ihn wieder an den Himmel geworfen habe; daß Waſſer aus ſeinen Fingern geträufelt; daß Steine, Bäume und Thiere ihn für Gottes wahren Propheten laut anerkannt u. ſ. f. — Tugendhaft im chriſtlichen Sinne war Mahomet keineswegs; denn er predigte nur Toleranz, wo man ſich ihm unterwarf, Mord und Zerſtörung aber, wo man die Waffen gegen ihn ergriff. — Er war dabei unläugbar ein Wollüſtling. Nie kann er in moraliſcher Hinſicht mit dem göttlichen Stifter des Chriſtenthums verglichen werden. Dagegen hat ſein politiſch-religiöſes Syſtem eine weitere Ausdehnung gewonnen, als die chriſtliche Lehre: denn unſtreitig iſt ein größerer Theil des bekannten Erdbodens von Mahomedanern, als von Chriſten bewohnt. Auch iſt die Ehrfurcht, welche die rechtgläubigen Moslemim dem Propheten und allem, was ihm aufs entfernteſte angeht, beweiſen, eben ſo groß, als nur irgend in der Chriſtenheit die Verehrung der Reliquien geweſen ſein mag. So z. B. iſt die Decke in der Moſchee zu Mecca, welche alle Jahre erneuert wird, noch jetzt ein Gegenſtand der heiligſten Verehrung; das Kameel, welches den Coran zur Caaba trägt, wird als ein heiliges Thier verehrt, und in dem Gebiet von Mecca giebt es eine unzählige Menge von Tauben, die nicht einmal von den Früchten verſcheucht, noch weniger getödtet werden dürfen, weil ſie von derjenigen Taube abſtammen ſollen, die ſich des Propheten Ohr näherte!!! Niemand als der blinde wunderſüchtige Pöbel glaubt indeſſen das Mährchen: Mahomets Grab hange in der Luft. Mahomet liegt vielmehr zu Medina begraben, wo er ſtarb, und eine in der heiligen Capelle verſchloſſene Urne ſtellt ſein Grabmal vor, das mit eiſernem Gitterwerk umgeben iſt, wozu aber niemand gelaſſen wird. So iſt auch das ſogenannte Teſtament Mahomets nichts als ein untergeſchobenes Machwerk ſpäterer Zeiten, und es ging mit Mahomets Lehre, wie mit der des Chriſtenthums: ſie war die fruchtbare Mutter vieler Secten, unter welchen die Sunniten und Shiiten als die vorzüglichſten noch jetzt unter Perſern und Türken den heftigſten Religionshaß erhalten.

Mahomet II. (oder Mohammed II.), türkiſcher Kaiſer, mit dem Beinamen Bujuk, der Große, war zu Adrianopel 1430 geboren und folgte 1451 ſeinem Vater Amurat II. Er erneuerte zwar den von ſeinem Vorfahren mit dem griechiſchen Kaiſer geſchloſſenen Frieden, faßte aber den Plan, die Eroberung des ſchon ſehr geſchwächten griechiſchen Kaiſerthums durch die Einnahme von Conſtantinopel zu vollenden. Die chriſtlichen Mächte in Europa blieben dabei müßige Zuſchauer. Am 6. April 1453 erſchien Mahomet vor Conſtantinopel, das er zu Lande mit einem Heere von 300,000 kühnen Streitern, und zu Waſſer mit 300 Galeeren und 200 kleinen Fahrzeugen zu belagern anfing. Die Belagerten hatten ſtarke eiſerne Ketten vor den Hafen gezogen, und vertheidigten ſich tapfer, ungeachtet ſie der ſo ſehr überlegenen Macht des Feindes nur etwa 10,000 Mann entgegenzuſtellen hatten. Als aber Mahomet einen Theil ſeiner Flotte nicht ohne große Anſtrengungen über Land in den Ha-

ſen ſchaffen, eine Schiffbrücke ſchlagen und mit Kanonen beſetzen ließ, unterlag die Tapferkeit der Griechen nach einer 53 Tage hindurch fortgeſetzten Vertheidigung, und das morgenländiſche Reich hatte ein Ende. Die Stadt wurde am 29. Mai mit Sturm eingenommen, und der Plünderung Preis gegeben. Der Kaiſer Conſtantinus Drageſes fiel gleich anfangs mit den Waffen in der Hand. In wenigen Stunden war die Eroberung der ganzen Stadt vollendet. Die zügelloſen Sieger überließen ſich allen Gräueln und Ausſchweifungen. Während der Plünderung wurde eine junge Fürſtin, Namens Irene, vor Mahomet gebracht. Ohne die Thränen und die Unſchuld der Unglücklichen zu achten, überließ er ſich drei Tage lang in ihren Armen den Ausſchweifungen der roheſten Sinnlichkeit. Unwillig murrten einige Janitſcharen und ein Vezir wagte ſogar, ihm darüber Vorwürfe zu machen. Sogleich ließ Mahomet die Gefangene holen, ergriff ſie bei den Haaren und ermordete ſie vor den Augen der Unzufriedenen mit den Worten: „Alſo behandelt Mahomet die Liebe." — Als Mahomet ſeinen Einzug in die eroberte und geplünderte Stadt hielt, fand er nichts als eine traurige Einöde. Da er Conſtantinopel zum Hauptſitz ſeines Reichs beſtimmte, ſo wünſchte er neue Einwohner dahin zu ziehen. Daher ſicherte er den Griechen, die ſich darin niederlaſſen wollten, völlige Religionsfreiheit zu, und gab ihnen die Erlaubniß, ſich einen neuen Patriarchen zu wählen, deſſen Würde er ſelbſt noch mehr auszeichnete. Conſtantinopel wurde unter ihm bald wieder eine blühende Stadt. Mahomet ſtellte die Feſtungswerke wieder her, und ließ, zu mehrerer Sicherheit, am Eingange des Helleſponts die unter dem Namen der Dardanellen bekannten Schlöſſer anlegen. Mahomet ſetzte ſeine Eroberungen fort. Eine Zeit lang hemmte ſie, mit einem nicht ſehr zahlreichen, aber gut disciplinirten Heere, und durch die bergige Beſchaffenheit ſeines Landes begünſtigt, der bekannte Fürſt von Albanien, Scanderbeg. Mahomet ſchloß endlich Frieden mit ihm, aber nach Scanderbegs Tode (1467) unterwarf er ſich Albanien bald. Sein weiteres Vordringen in Ungarn hielt der berühmte Johann Hunyad auf, der ihn (1456) nöthigte, die Belagerung von Belgrad aufzuheben, bei welcher Mohamet 25,000 Mann verloren hatte, und ſelbſt ſchwer verwundet worden war. Auch der Sohn des großen Hunyad, König Matthias Corvinus, hielt die Türken von Ungarn ab, und entriß ihnen ſelbſt Bosnien wieder. Dagegen eroberte Mahomet in kurzer Zeit Servien, Albanien, Griechenland und den ganzen Peloponnes, auch die meiſten Inſeln im Archipel. Das im Anfange des 13ten Jahrhunderts an der Küſte von Kleinaſien zu Trapezunt errichtete griechiſche Kaiſerthum der Comnenen wurde ebenfalls eine Beute des Siegers. Die chriſtlichen Mächte Europa's fingen an, wegen der Fortſchritte dieſer Eroberungen beſorgt zu werden, und es wurde, auf Veranlaſſung Papſtes Pius II. 1459 zu Mantua ein Kreuzzug gegen die Türken beſchloſſen, der aber, wegen der ſchlechten Verfaſſung der meiſten europäiſchen Staaten, unterblieb. Den größten Verluſt erlitt die Republik Venedig, welcher Mahomet, außer mehrern andern Beſitzungen, auch (1470) Negropont und (1474) Caffa entriß. Die öftern Kriege mit den Perſern hinderten Mahomet, ſein Kriegsglück gegen die chriſtlichen Mächte weiter zu verfolgen. Im J. 1480 griff er die Inſel Rhodus an, wurde aber von den Rittern, welche die Inſel vertheidigten, mit großem Verluſte zurückgetrieben. Die Türken wendeten hierauf ihre Waffen gegen Italien, nahmen Otranto

ein und würden wahrſcheinlich ihre Eroberungen in dieſem Lande weiter fortgeſetzt haben, aber Mahomets Tod (1481) machte ſeinen Unternehmungen ein Ende. Man ſagte von ihm, daß er während ſeiner 39jährigen Regierung zwölf Reiche und mehr als zweihundert Städte erobert habe. Auf ſein Grab hatte er die Worte zu ſetzen befohlen. „Ich wollte Rhodus einnehmen und Italien erobern;" wahrſcheinlich, um damit ſeinen Nachfolgern ihre Pflicht einzuſchärfen. Wenn glückliche Eigenſchaften und umfaſſender Ehrgeiz, beſonnener Muth und glänzende Erfolge einen großen Fürſten, unmenſchliche Grauſamkeit, ſchändliche Treuloſigkeit, niedrige Ausſchweifungen, ſtetes Hohnſprechen aller Geſetze dagegen einen Böſewicht machen; ſo muß man geſtehen, daß Mahomet II. beides geweſen. Er ſprach griechiſch, arabiſch und perſiſch, verſtand lateiniſch, zeichnete und mahlte, hatte Kenntniß in der Geographie und Mathematik und war mit der Geſchichte der größten Männer des Alterthums bekannt. Kurz, er würde mit dem erhabenſten Helden zu vergleichen ſein, wenn ſeine Grauſamkeiten nicht ſeinen Ruhm befleckt hätten. Die Politik hemmte zuweilen den Ungeſtüm ſeines Charakters, aber nur zu oft wurde er von ihm hingeriſſen, doch ſind nicht alle Thatſachen, die man von ſeiner Unmenſchlichkeit anführt, beglaubigt.

Mahomet IV. (oder Mohammed IV.), geboren 1642, wurde, nachdem ſein Vater Ibrahim in einem Aufſtande der Janitſcharen erdroſſelt worden war, als ein Knabe von 7 Jahren auf den Thron erhoben. Seine Großmutter, ein herrſchſüchtiges Weib, führte die Regierung, wurde aber in einer von der Gegenpartei im Serail ſelbſt bewirkten Revolution umgebracht. Der berühmte Großvezier Mahomet Kuperli wurde nun an die Spitze der Regierung geſtellt. Dieſem großen Miniſter, und ſeinem eben ſo großen Sohne und Nachfolger hatte das türkiſche Reich das Anſehn zu danken, in welchem es ſich noch bis gegen das Ende des 17. Jahrhunderts erhielt. Mahomet IV. ſelbſt war nur ein unbedeutender Regent, deſſen vorzüglichſte Leidenſchaft die Jagd war. — Kuperli wendete ſeine meiſte Sorge auf die Herſtellung der innern Ruhe des Reichs, welcher er eine große Anzahl Menſchen opferte. Daher wurde auch der ſchon im J. 1645 angefangene Krieg gegen die Venetianer, beſonders wegen der Inſel Candia, nur ſchwach fortgeſetzt. Aber im J. 1667 unternahm Achmet Kuperli, einer der größten türkiſchen Feldherrn, die Belagerung der Stadt Candia. Dieſe Belagerung, welche durch die auf beiden Seiten angewendeten Mittel des Angriffs und der Vertheidigung in der Kriegsgeſchichte berühmt geworden iſt, koſtete den Türken mehr als 100,000 Mann, dauerte 2 Jahre 4 Monate, und endigte durch eine Capitulation, die am 5. September 1669 zugleich mit den Friedensbedingungen zwiſchen Venedig und den Türken unterzeichnet wurde. Früher (1660) war wegen Siebenbürgen ein Krieg zwiſchen dem Kaiſer Leopold und den Türken entſtanden. Die letztern hatten bereits beträchtliche Fortſchritte in Ungarn gemacht, als ſie am 3. Auguſt 1664 von der, von dem berühmten Montecuculi commandirten kaiſerlichen und alliirten Armee, bei welcher auch 6000 Franzoſen waren, bei St. Gotthard völlig geſchlagen wurden. Aber ungeachtet dieſes entſcheidenden Sieges nahm der Kaiſer Leopold, zum Erſtaunen Aller, den von den Türken angebotenen zwanzigjährigen, für die letztern vortheilhaften Frieden, der zu Temeswar abgeſchloſſen wurde, an. Noch nie hatten die Türken ſich den Grenzen Deutſchlands ſo ſehr genähert, als jetzt. — Die Anarchie, welche unter dem

König Michael in Polen herrſchte, und die Unruhen der Koſacken veranlaßten 1672 einen Krieg der Türken gegen Polen, welches den Frieden unter ſchimpflichen Bedingungen erkaufen mußte. Aber der große polniſche Feldherr Johann Sobieski rächte die Schmach ſeiner Nation durch einen entſcheidenden Sieg bei Choczim (1673) und erzwang (1676) von den Türken einen ehrenvollen Frieden. Auch trug Sobieski das Meiſte zu dem Entſatze von Wien bei, das in dem (1683) durch die Mißvergnügten in Ungarn veranlaßten Kriege von dem Großvezier Cara Muſtapha mit 200 000 Mann, wider den Rath der Verſtändigern, länger als 6 Wochen belagert wurde. Die Türken wurden in ihrem Lager am 2. Sept. von dem verbündeten chriſtl. Heere angegriffen und mit außerordentlichem Verluſte geſchlagen. Der Großvezier mußte ſeinen allerdings großen Fehler mit dem Kopfe büßen. Der Kaiſer, Polen, Rußland und Venedig ſchloſſen nun ein Bündniß wider die Türken, die faſt überall Verluſt erlitten. So wurden ſie unter andern am 12. Auguſt 1687 bei Mohacz von dem Herzog Carl von Lothringen gänzlich geſchlagen. Da man alle dieſe Unfälle der Weichlichkeit und Trägheit des Sultans Mahomet IV. zuſchrieb, ſo wurde er 1687 abgeſetzt. Er ſtarb im Gefängniſſe 1691.

Mährchen, ſ. Feenmährchen.

Mähren, eine Markgrafſchaft und deutſche Provinz des öſterreichiſchen Staates, gränzt (ohne das öſterreichiſche Schleſien, welches demſelben gänzlich einverleibt iſt, und mit demſelben eine Provinz bildet) gegen Norden an die preuß. Grafſchaft Glatz und das öſterreichiſche Schleſien, gegen Oſten an Ungarn, gegen Süden an Niederöſterreich und gegen Weſten an Böhmen. Nach dieſem Umfange enthält Mähren 418 Quadratmeilen. Es wird von vielen Flüſſen bewäſſert, von welchen nur die March eine Strecke ſchiffbar iſt. Dieſes Land iſt im Oſten, Norden und Weſten durch Gebirge eingeſchloſſen, und nur gegen Süden offen. Gegen Norden an der Grenze von Glatz iſt das Glatzer Schneegebirge, deſſen höchſter Punct, der Spieglitzer Schneeberg, ſich 4380 Fuß erhebt. Oeſtlich von dieſem Gebirge ziehen ſich wieder Gebirge und ſchließen ſich an die Karpathen an, welche an der mähriſchen und ungariſchen Grenze zwiſchen den Flüſſen Waag und March hinlaufen. Von dem nördlichen Schneegebirge Mährens dehnt ſich ein anderer Gebirgsarm über den weſtlichen Theil des Landes zwiſchen Mähren und Böhmen aus. Die Gebirge Mährens ſind Fortſetzungen theils der Sudeten und theils der Karpathen. Die höchſten Gebirgsgegenden befinden ſich in dem nördlichen Theile, von da ſich der Boden gegen Süden verflacht. Auch durch das Innere Mährens erſtrecken ſich Bergketten von mittlerer Höhe; doch fehlt es auch nicht an ſchönen Ebenen und Thälern. Der Boden iſt daher in Hinſicht auf Fruchtbarkeit von ſehr verſchiedener Beſchaffenheit. Die höhern Gebirgsgegenden ſind wenig fruchtbar; dagegen iſt der Boden in der ſogenannten Hanna (wo die Hannaken wohnen) und in den an Ungarn angrenzenden ſüdlichen Gegenden ungemein fruchtbar. Die Viehzucht wird durch die fetten Wieſen und Weiden begünſtigt, ſteht aber mit dem Ackerbau in einem bei weitem zu geringen Verhältniſſe. Die Federviehzucht, beſonders die Gänſezucht, wird ſtark getrieben. Die Bienenzucht reicht nicht für den Bedarf des Landes zu; die Fiſcherei iſt einträglich, wozu die vielen Flüſſe und häufigen Teiche beitragen. Der Getraidebau wird ſtark getrieben; am ergiebigſten iſt er in der Hanna, am Marchfluſſe, um

Brünn, und in den ſüdöſtlichſten Gegenden des Znaymer Kreiſes. Auch der Obſt- und Gartenbau ſind nicht unbedeutend. Ferner bauet man vielen Flachs, etwas Hanf, Anis, Senf, Fenchel, Safflor, Krapp und Süßholz. In verſchiedenen Gegenden Mährens wird ein ziemlich ſtarker Weinbau getrieben, wiewohl das Clima denſelben nicht ſehr begünſtigt, daher ſind auch die meiſten mähriſchen Weine in keinem vorzüglichen Rufe. Auch hat Mähren anſehnliche Waldungen und zwar mehr Laub als Nadelwälder. Ehemals baute man in Mähren auf Silber und Gold. Kupfererze findet man zwar, aber es wird nicht darauf gebaut. Man baut blos auf Eiſen, Schwefel, Steinkohlen und Alaun. Am wichtigſten ſind die Eiſenbergwerke. Unter den vielen Gewerbsanſtalten zeichnen ſich durch ihre große Wichtigkeit vorzüglich die Tuch-, Wollenzeug- und Leinwandmanufacturen aus. Die Leinwandmanufactur beſchäftigt gegen 200,000 Spinner und 13,000 Webermeiſter; die Verfertigung der Wollenzeuge und Tücher mehr als 100,000 Menſchen auf 10,000 Stühlen. Auch die Baumwollenfabriken verdienen einer Erwähnung. Der Handel Mährens, ſowohl der, welcher im Lande ſelbſt Statt hat, als auch der Verkehr mit andern Ländern, iſt von großer Wichtigkeit, indem man die bedeutenden Natur- und Kunſterzeugniſſe ausführt und fremde Befriedigungsmittel der Bedürfniſſe der daſigen Einwohner einführt. Den Gewinnhandel dieſer Provinz, welcher aus dem größern Werthe ſeiner Ausfuhrartikel über jenen der Einfuhr entſteht, vermehrt noch ein ſehr wichtiger Tranſitohandel, begünſtigt durch die guten Kunſtſtraßen. Mähren wird unumſchränkt regiert, wiewohl es Landſtände hat, die ſich in den Prälaten-, Herren und Ritterſtand und in den Stand der königlichen Städte theilen. Mit den Geſchäften der innern Landesverwaltung iſt das zu Brünn beſtehende Landesgubernium beauftragt, und es ſtehen die 6 Kreisämter Mährens und die 2 des öſterreichiſchen Schleſiens unter demſelben. Die geiſtlichen Angelegenheiten dirigiren die Biſchöfe von Olmütz und Brünn. Die Landeseinkünfte ſchätzt man auf 6 — 7,900,000 Gulden. Die Zahl der Einw. beträgt 1,372,000, darunter 29,000 Juden und 23,000 Proteſtanten. (Vgl. d. Art. Oeſterreich.) Ihrer Abſtammung nach gehören die Einwohner nicht zu einem Volksſtamme, und ſind theils Slaven, wozu die Hannaken (ausgezeichnet durch ihre Gaſtfreundſchaft) und die Slowaken (ausgezeichnet durch ihre Anlage zu den Wiſſenſchaften und Künſten, durch ihren Witz und ihre Beredſamkeit) gehören, theils Deutſche, wozu noch Juden kommen. Das Land wird in 6 Kreiſe getheilt, in den Olmützer, Brünner, Iglauer, Znaymer, Hradiſcher und Prerauer Kreis. Die Hauptſtadt des ganzen Landes iſt Brünn. — Von der Geſchichte des mähriſchen oder großen Reichs führen wir folgendes an. Das Land der alten Quaden, welches nach deren Abzuge nach Spanien die Scyren, die Rugier, die Heruler, und zuletzt bis um 548 die Longobarden eingenommen hatten, ward endlich von einer Colonie donauiſcher Slavonen, die von den Walachen (Bulgaren) vertrieben wurden, und von dem Fluſſe Morava den Namen Moraver bekamen, auf's neue bevölkert. Bei dem nachmaligen Verfalle des avariſchen Staates konnten ſich die mähriſchen Slaven weiter ausbreiten und nach und nach ein Königreich errichten, welches unter dem Namen von Großmähren weit mehr Länder als das heutige Mähren in ſich begriff. Carl der Große überwand die Mährer und nöthigte ihren König Samoslav, ſich taufen zu laſſen, wiewohl erſt um das Jahr 856 Cyrillus (ſiehe den Artikel) der wahre Apoſtel der Mährer wurde.

Ludwig der Fromme legte dem König Megomir Tribut auf; Ludwig der Deutſche machte den König Radiſlav zum Gefangnen. Arnulph vergrößerte anfangs und ſtürzte hernach den mähriſchen Staat, denn er gab dem Zuatoblick (Swjatopulsk) nicht nur Böhmen, ſondern auch andre Länder, auf der einen Seite bis an die Oder, und auf der andern gegen Ungarn bis an den Fluß Gran; allein, da ſich dieſer hernach empörte griff ihn Arnulph mit Hülfe der Böhmen und Ungarn mit ſolchem Erfolge an, daß das mähriſche Reich außerordentlich geſchwächt und endlich unter Swjatobog, Swjatopulsk Sohne (908), völlig zu Grunde gerichtet wurde. Seitdem wurde es nach und nach ein Raub der Ungarn, Polen und Deutſchen. Im J. 1056 erhielt Mähren ungefähr den heutigen Umfang und wurde böhmiſch, was es zum Theil ſchon zuvor war. Im J. 1085 bekam es den Titel einer Markgrafſchaft und wurde ſeitdem (bis auf Matthias Zeiten 1611) von den böhmiſchen Königen unter dieſem Titel von Zeit zu Zeit ihren Söhnen und Anverwandten zum Lehn gegeben.

Mähriſche Brüder, ſ. Böhmiſche Brüder.

Maifeld, ſ. März- und Maifeld.

Mailand (Mediolanum), ein ehemahliges Herzogthum in Oberitalien, das zu den ſchönſten und fruchtbarſten Ländern von Europa gehört. Es grenzt gegen Weſten an Piemont und Montferrat, gegen Süden an das genueſiſche Gebiet, gegen Oſten an das Parmeſaniſche, Mantuaniſche und Venetianiſche, gegen Norden aber an die vier italieniſchen Vogteien der Schweizer und an Graubünden. Die Größe beträgt 180 Quadratmeilen und die Einwohnerzahl eine Million. Die Hauptproducte ſind Getreide, Reiß, Wein, Früchte und Seide. — Der erſte Herzog von Mailand war Gian Galeazzo Visconti, welchen Kaiſer Wenzel im J. 1395 dazu ernannte; der Hauptfond des Herzogthums beſtand aus einer Menge der ſchönſten und blühendſten lombardiſchen Städte, in welchem die Visconti theils durch Fehden, theils durch Begünſtigungen der Bürger und des Kaiſers die höchſte Macht erhalten hatten. Der Mannsſtamm der Visconti ſtarb aber bald aus (1447), und wiewohl nun Frankreich die nächſten Anwartsanſprüche auf Mailand hatte, ſo gelang es doch dem Francesco Sforza, dem Gemahl einer natürlichen Tochter des letzten Visconti (1450), dieſes ſchöne Land für ſich und ſeine Familie zu erhalten. Doch behauptete ſich dieſelbe nur bis zu Ende des 15. Jahrhunderts ununterbrochen darin: denn ſeit Ludwig XII. von Frankreich ſeine Anſprüche 1499 geltend zu machen anfing, die ſein Nachfolger Franz I. noch eifriger verfocht, war Mailand wechſelsweiſe im Beſitz der Franzoſen und der Sforza's. Als Franz I. im Madrider Frieden (1526) alle italieniſchen Beſitzungen aufgeben mußte, und 1535 mit Maximilian Sforza (welcher Mailand vom Kaiſer als Reichslehn erhielt) der Sforzaiſche Mannsſtamm ausſtarb, gab Carl V. daſſelbe ſeinem Sohn Philipp II. von Spanien, bei welcher Krone es auch bis auf den ſpaniſchen Succeſſionskrieg (1700) blieb. Durch denſelben kam es an Oeſterreich. In dem Wiener Frieden 1735 und dem Wormſer Tractat 1745 wurden Stücke davon an den König von Sardinien überlaſſen. Im J. 1797 bemächtigten ſich die Franzoſen des Landes und erklärten es für einen Theil der ciſalpiniſchen Republik. Und obgleich in der Folge die Oeſterreicher und Ruſſen Herren des Landes wurden und die gemachten Verfügungen vernichteten, ſo blieb doch Bonaparte durch die Schlacht bei Marengo abermahls Gebieter von Italien, änderte 1801 den Namen in italieniſche Re-

publik und 1805 in italieniſches Königreich um, von welchem das Herzogthum Mailand einen wichtigen Theil ausmachte, bis die Ereigniſſe des J. 1814 daſſelbe auflöſten. In dem Pariſer Frieden kam das Mailändiſche zum größten Theil an Sardinien. Den kleinern Theil mit der Hauptſtadt Mailand vereinigte Oeſterreich mit dem lombardiſch-venetianiſchen Königreich.

Mailand, die Hauptſtadt des lombardiſchen Gouvernements der öſterreichiſchen Staaten in Italien, iſt eine der reichſten, prächtigſten und volkreichſten Städte in Oberitalien, und hat trotz aller, durch Zeit, Kriege und andere feindlichen Schickſale, erlittenen Unfälle ihren alten Glanz bis auf dieſen Tag gerettet. Von den Denkmählern ihres Alterthums hat ſie jedoch nichts weiter als einen Reſt von Thermen erhalten, die man gewöhnlich le Colonne di S. Lorenzo nennt. Deſto reicher iſt Mailand an Monumenten neuerer Zeit, unter welchen der berühmte Dom die erſte Stelle einnimt. Dieſer im J. 1386 gegründete Bau iſt nach St. Peter in Rom die größte Kirche in Italien. Ganz aus weißem Marmor erbaut, gewährt er von innen und außen einen unbeſchreiblichen Eindruck. Seine älteſten Meiſter, deren man ſehr viele zählt, führten ihn im ſpätern gothiſchen Style auf; um die Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts aber baute Pellegrino Tibaldi die Vorderſeite in mehr antikem Geſchmacke aus, und zerſtörte auf dieſe Weiſe die Einheit und Eigenthümlichkeit des Ganzen. Napoleon ließ endlich mit ungeheuren Koſten das bisher immer erſt halbfertige Gebäude ſo weit fortführen, daß nur ſehr wenig zu ſeiner Vollendung fehlt. Wenn von außen der helle Glanz des Marmors, die gothiſchen Verzierungen und Statuen (man zählt 4,000) den Beſchauer blenden und überraſchen, ſo wird er dagegen im Innern des Domes, der ſich auf 52 Säulenpfeiler ſtützt, von dem ehrwürdigen Helldunkel der heiligen Räume gewiß lebendig ergriffen werden. — Eine der älteſten Kirchen Mailands iſt St. Ambrogio, in deren Inneres einige Stufen hinabführen. Sie iſt mehrerer Alterthümer wegen merkwürdig, übrigens aber finſter und unanſehnlich. Von den übrigen zahlreichen, zum Theil prächtigen Kirchen erwähnen wir blos noch das ehemalige Dominikanerkloſter Madonna delle Grazie, in deſſen Refectorium ſich das berühmte, jetzt leider halb vernichtete Frescogemählde des L. da Vinci befindet, das Abendmahl Chriſti; aber aller Verſtümmelung ungeachtet noch bewunderungswürdige Reſte ſeiner urſprünglichen Schönheit aufweiſt. — Das ehemalige Jeſuitencollegium Brera, ein äußerſt prächtiges und durch ſeine Sternwarte merkwürdiges Gebäude, enthält jetzt mehrere Inſtitute für Künſte und Wiſſenſchaften, namentlich eine ſehr ſchöne Gemähldegallerie und eine Bibliothek. Die erſte iſt beſonders reich an Werken Lombardiſcher und Bologneſer Meiſter, die andere ſehr anſehnlich und unter andern im Beſitz des Hallerſchen Büchernachlaſſes. Die Ambroſianiſche Bibliothek; bei welcher der durch ſeine literariſchen Entdeckungen bekannte Abbate Angelo Majo angeſtellt iſt, beſitzt außer den Büchern noch einen Schatz von Handſchriften (worunter beſonders die Manuſcripte des Leon. da Vinci), Gemählden, Zeichnungen (u. a. den Carton der Schule von Athen von Raphael), Antiken und Gypsabgüſſen. Unter den Wohlthätigkeitsanſtalten behauptet das große Hoſpital den erſten Rang, durch ſeine Bauart, Größe und die Pflege, die den ſehr zahlreichen Kranken daſelbſt zu Theil wird. Das Lazaretto, ein ungeheures, viereckiges Gebäude, früher in Peſtzeiten gebraucht, hat

jetzt eine andere Beſtimmung. Nächſt dem Theater S. Carlo in Neapel iſt das Mailändiſche della Scala eines der größten in Italien und vielleicht in Europa. Es wurde 1778 von Piermarini erbaut und zeichnet ſich vor allen andern durch die vielen Bequemlichkeiten aus, die es enthält. Die Opern und Ballete daſelbſt dürften in Italien an Glanz und Vollkommenheit der Darſtellung nicht übertroffen werden. Außerdem beſtehen noch die Theater Re, Canobiana, Carcano u. m. a. Mailand beſitzt eine große Anzahl von Paläſten und andern gut ins Auge fallenden Gebäuden, die Straßen indeß ſind meiſtens nicht ſehr breit und gerade. Ausgezeichnet ſchön iſt der Corſo (die Porta orientale), neben welchem die öffentlichen Gärten einen herrlichen Spaziergang gewähren; doch ſind ihre Schatten lange nicht ſo beſucht wie der Corſo, auf welchem jeden Abend die ſchöne und vornehme Welt zu Fuß und zu Pferde, gröſtentheils aber in den prächtigſten Equipagen, ſich auf und abbewegt. Allenthalben ſpricht ſich der Wohlſtand der Einwohner aus, deren Zahl man auf 120,000 angiebt. Bedeutend iſt der Handel, der mit Getraide, Reiß, Seide und trefflichem Käſe getrieben wird; ſehr anſehnlich die Zahl der Fabriken und Manufakturen, die ein rühmlicher Gewerbfleiß belebt, Künſte und Wiſſenſchaften genießen eifrige Verehrung, wie überhaupt Bildung, Feinheit und Herzlichkeit den Charakter des Mailänders bezeichnen. Die Umgebung der Stadt iſt heiter und wird von den fruchtbarſten Fluren gebildet; den fehlenden Fluß erſetzen zwei große Canäle, die mit dem Teſſino und der Adda in Verbindung ſtehen; den Horizont gegen Norden begränzen die Alpen der Schweiz und gewähren an heitern Tagen den erhabenſten Anblick. F—r.

Maimon (Moſes Ben) oder Maimonides, einer der berühmteſten jüdiſchen Gelehrten, geb. zu Cordova in Spanien im J. 1139 (nicht 1131). Mit dem mündlichen Unterricht der Araber Thophail und Averroes in der Medicin und Philoſophie verband er ein fleſſiges Studium der Werke der alten Philoſophen, beſonders des Ariſtoteles, machte ſich aber dadurch ſeinen Glaubensgenoſſen ſo verdächtig, daß er, um ihren Verfolgungen zu entgehen, ſich nach Aegypten begab, wo er ſich anfangs für einen Juwelirer ausgab, bald aber zum Leibarzt des Sultan Saladin von Aegypten ernannt wurde, unter deſſen Schutz er eine ſehr beſuchte Lehranſtalt zu Alexandrien ſtiftete. Neue Nachſtellungen ſeiner Neider und Verfolger nöthigten ihn, Alexandrien wieder zu verlaſſen. Im ſteten Herumziehen verſtrich ihm der übrige Theil ſeines Lebens, welches er im J. 1205 zu Kahira oder in Paläſtina beſchloß. Unter ſeinen Schriften iſt die bekannteſte Moreh Nevochim (doctor perplexorum, Lehrer der Verwirrten oder Wankenden), ein Verſuch, die Lehren des A. T. mit der Vernunft in Uebereinſtimmung zu bringen, oder eine Art von Religionsphiloſophie, welche von ſeinem hellen Verſtande und ſeinem Scharfſinn auf das rühmlichſte zeugt. Dieſe Schrift war urſprünglich arabiſch geſchrieben, und wurde von einem Juden ins Hebräiſche und von Buxtorf ins Lateiniſche überſetzt (1629, 4.). Außerdem verdient genannt zu werden: 2. ein trefflicher Commentar über die Miſchna, hebräiſch und lateiniſch, Amſterdam in 6 Fol. Bdn; 3. Jad Chazakha (die ſtarke Hand), ein Abriß des Talmud, Venedig, 4 Fol. Bde; 4. Sepher Hammiſoth (das Buch der Lehren), hebräiſch und lateiniſch, Amſterdam 1640. 4., eine Erklärung der 613 affirmativen und negativen Lehren des Geſetzes. Ferner, ein Buch über den Göt=

zendienſt, von Voſſius, ein andres über Chriſtus, überſetzt von Genebrard, mehrere medicinische und andere Werke, Briefe und Abhandlungen. Die Juden nennen ihn den wahrhaften Meiſter, den großen Adler, den Ruhm des Morgenlandes, das Licht des Abendlandes, und betrachten ihn als das größte Genie nach dem Geſetzgeber Moſes. Sie bezeichnen ihn, ihrer Sitte gemäß, oft mit den vier Buchſtaben R. M. B. M. (Rabbi Moſes Ben Maimon), woraus man Rambm gemacht hat. Man hat es jedoch der Moral dieſes geiſtreichſten und ausgezeichnetſten Lehrers der Juden nicht zur Ehre angerechnet, wenn er in ſeinem Sepher Miſchpotim (oder das Buch von den Rechten) die Erläuterung giebt: Leute von anderer Religion ſoll man fleißig mahnen, denn es iſt ein verdienſtvolles Werk, dieſelben zu ſchinden und zu plagen, nach dem Befehl der Schrift: den Fremden ſollſt du drängen.

Maimon (Salomon), ein um die Philoſophie ſehr verdienter jüdiſcher Gelehrter, geb. zu Neſchwitz in Litthauen 1753. Er war der Sohn eines armen Rabbinen, der ihn zum eifrigen Studium des Talmud anhielt. Nachdem er lange in äußerſter Dürftigkeit gelebt hatte, ging er, von Wißbegierde getrieben, nach Deutſchland. In Berlin, wohin er in den armſeligſten Umſtänden kam, fand er bei Mendelsſohn Unterſtützung. Raſtlos betrieb er ſeine Studien, vornehmlich im Gebiete der Philoſophie, lernte einige Zeit die Apothekerkunſt, wandte ſich nach Hamburg, Amſterdam, Breslau, endlich wieder nach Berlin und lebte zuletzt auf dem Kalkreuthſchen Gute Siegersdorf in Niederſchleſien, wo er 1800 ſtarb. Wir beſitzen eine Lebensgeſchichte von ihm ſelbſt (Berl. 1792—93, 2 Thle. 8.) und Maimoniana, oder Rhapſodien zur Charakteriſtik Salomon Maimons, aus ſeinem Privatleben geſammelt, von S. J. Wolff, Berlin 1813 herausgegeben, in welchen ein Auszug jener Biographie enthalten iſt. Nur einige ſeiner Schriften wollen wir anführen, als: Verſuche über die Transſcendentalphiloſophie, Berlin 1790; Verſuch einer neuen Logik nebſt Briefen an Aneſidemus ꝛc. Berl. 1794, durch welche er Kants transſcendentale Logik zu berichtigen und näher zu beſtimmen ſuchte; ferner über die Kategorien des Ariſtoteles, ebend. 1794; und kritiſche Unterſuchungen über den menſchlichen Geiſt, Leipzig 1797, 8. — in welchen Schriften er die Lehren der kritiſchen Philoſophie mit großem Scharfſinn entwickelte und beſtimmte.

Main, ein anſehnlicher deutſcher Fluß, welcher aus der Vereinigung des weißen und rothen Mains entſteht, wovon der letztere bei dem Marktflecken Lindenhardt entſpringt, und der erſtere im Fichtelgebirge am öſtlichen Abhange des Ochſenkopfes, an der ſogenannten Weißmannsleiten, in einer mit Felſenruinen bedeckten, wilden Gegend, in der Nähe des Hofes Karges ſeinen Urſprung hat. Seine reichfließende Waſſerader ſprudelt, ſo rein wie Cryſtall, am Fuße einer Buche aus einer Granitſpalte hervor, und ſtürzt ſich ſogleich den ſteilen Bergabhang hinab. Der weiße Main fließt bei Culmbach, der rothe Main bei Baireuth vorbei, und eine Stunde von Culmbach, bei dem Dorfe Steinhauſen, vereinigen ſich beide, und erhalten nun den Namen **Main**. Im Obermainkreiſe des Königreichs Baiern, wo der Main entſteht, nimmt er die Itz und die Regnitz auf, und wird bei Bamberg ſchiffbar. Hierauf tritt er in den Obermainkreis deſſelben Königreichs, und nimmt daſelbſt die fränkiſche Saale auf. Hierauf vereinigt ſich bei Werthheim im Großherzogthum Baden die Tauber, bei Hanau die Kinzig und im Herzogthum Naſ-

ſau bei Höchſt die Nidda mit dem Maine. Nach einem Laufe von 60 Meilen ergießt ſich der Main bei Mainz in den Rhein, wo er ungefähr eine Breite von 400 Schritten hat, und Güterſchiffe von 1,500 bis 1,800 Ctr. Ladung trägt. Die wichtigſten Städte, welche an dem Main liegen, ſind: Schweinfurt, Kitzingen, Würzburg, Werthheim, Aſchaffenburg, Hanau, Offenbach und Frankfurt. Die Lande, welche er durchfließt, ſind das Königreich Baiern, das Großherzogthum Baden, Churheſſen, das Großherzogthum Heſſen, das Gebiet der freien Stadt Frankfurt und das Herzogthum Naſſau.

Maine (Anne-Louiſe-Bénédictine de Bourbon, Ducheſſe de), 1676 geboren, war eine Enkelin des großen Condé, und eine Prinzeſſin von großem, aber herrſchſüchtigem Geiſte. Sie wurde im J. 1692 mit dem Duc de Maine, einem natürlichen Sohne Ludwigs XIV. und der Frau von Monteſpan, vermählt, den ſie in der Folge beherrſchte. Ludwig XIV. erklärte ſowohl den Duc de Maine, als ſeinen zweiten Sohn von der Monteſpan, den Grafen von Toulouſe, im J. 1714 durch ein Edict für fähig, auf dem franzöſiſchen Throne zu ſuccediren, und man ſchrieb der Herzogin einigen Antheil an dieſem außerordentlichen Entſchluſſe zu. Aber während der Minderjährigkeit Ludwigs XV. wurde dieſes Edict 1717 von dem Regenten, dem Herzog von Orleans, wieder aufgehoben. Die Herzogin von Maine wurde darüber aufgebracht, und nahm an der, von dem ſpaniſchen Geſandten am franzöſiſchen Hofe, dem Prinzen von Cellamare, wider den Herzogregenten eingeleiteten Verſchwörung Antheil. Sie wurde 1718 verhaftet und nach dem Schloſſe Dijon, ihr Gemahl aber nach dem Schloſſe Dourlens gebracht; erſt im J. 1720 erhielten ſie ihre Freiheit wieder. Der Herzog ſtarb 1736, ſeine Gemahlin 1753 zu Sceaux, wo Gelehrte und Künſtler eine freigebige Beſchützerin an ihr gefunden hatten. „Nie hat jemand," ſagt Frau von Staël von ihr, „ſo genau, zierlich und geſchwind und zugleich ſo edel und natürlich geſprochen. Ihr Geiſt, der lebhaft von den Gegenſtänden getroffen wurde, war ein Spiegel, der ſie zurückwirft, ohne etwas hinzuzufügen, ohne ſie zu verſchönern, ohne ſie zu verändern." — Sie hinterließ zwei Söhne, die ohne Erben ſtarben. — Im Jahre 1805 erſchienen Lettres de Madame la Duchesse de Maine et de Madame la Marquise de Simiane. Voran ſtehen hiſtoriſche und biographiſche Nachrichten.

Mainotten. Maina iſt ein Gebirgsdiſtrict in der türkiſchen Landſchaft Morea, zur Sandſchak Miſitra gehörig, deren Bewohner Mainotten heißen. Fälſchlich leitet man ihren Namen von dem griechiſchen Worte μανια (Wahnſinn) ab, weil ſie ſich, Unſinnigen gleich, unter ihre Feinde ſtürzen ſollen. Vielmehr iſt der Name Maina mehreren Gebirgsgegenden in der Türkei eigen. Auch hat man die Mainotten für die Nachkommen der alten Lacedämonier gehalten; aber es iſt wahrſcheinlich, daß ſie Flüchtlinge aus allen Gegenden Griechenlands ſind, die zur Zeit der Unterjochung hier Schutz ſuchten und fanden. Sie ſind griechiſche Chriſten und haben ſich, ob ſie gleich kaum etwa 12,000 Bewaffnete ſtellen können, in beſtändiger Unabhängigkeit von der türkiſchen Herrſchaft erhalten. Hierzu trägt, außer ihrer Tapferkeit, beſonders die gebirgige Beſchaffenheit ihrer Gegend bei, indem unerſteigliche Felſen dieſelbe bedecken. Sie ſind wild, kühn, abergläubiſch, freiheitliebend und räuberiſch. Uebrigens leben ſie unter ſich in einem geſellſchaftlichen Zuſtande, halten die Gaſtfreundſchaft heilig, und ſind einfach, mäßig und ſtrenge in ihren

Sitten. Wer ihnen von einem Gaſtfreunde empfohlen wird, kann mit vollkommener Sicherheit unter ihnen wohnen. Die Bewohner ihrer Hauptſtadt, welche Maina heißt, ſind Kaufleute, und europäiſche Handelsſchiffe können ohne Gefahr in ihrem Hafen landen. Die Regierung befindet ſich in den Händen der Befehlshaber, welche von ihnen ſelbſt aus den älteſten Familien des Landes erwählt werden. Sie gebieten in den Dörfern ihrer Hauptmannſchaft, üben daſelbſt die Lehnsrechte aus, und erheben die Abgaben von ihren Vaſallen.

Maintenon (Françoiſe d'Aubigné, Marquiſe de), bekannt als Geliebte Ludwigs XIV. ſtammte aus einer adelichen Familie, und wurde am 28ſten November 1635 im Gefängniſſe zu Niort, wo ihr Vater, Conſtant d'Aubigné, ein wahrer Abenteurer, eingeſchloſſen war, geboren. Sie ſchien beſtimmt zu ſein, alle Launen des Glücks zu erfahren. Als ein dreijähriges Kind wurde ſie nach Amerika geführt, blieb durch die Nachläſſigkeit eines Domeſtiken am Ufer liegen, wo ſie faſt von einer Schlange getödet worden wäre, kam als zwölfjähriges Mädchen nach Frankreich zurück, wurde mit größter Härte bei einer Verwandten, Madame de Neuillant, erzogen, und mußte ſich glücklich ſchätzen, des mißgeſtalteten Scarron (ſ. d. Art.) Gattin zu werden, der in ihrer Nachbarſchaft wohnte, und auf die Nachricht von ihrer bedrückten Lage ſich erboten hatte, entweder die erfoderliche Summe für ſie zu bezahlen, wenn ſie Nonne werden wollte, oder ſie zu heirathen, wenn ſie ſich zu verheirathen wünſche. Sie wählte das letztere, und gab als ein ſechzehnjähriges Mädchen dem berühmten Burleskendichter ihre Hand. Dieſer ſonderbare Mann war nicht reich und an allen Gliedern gelähmt, aber ſeine Familie ſtand in hohem Anſehen und ſein Haus bot allem, was der Hof und die Stadt Liebenswürdiges und Ausgezeichnetes beſaß, einen Vereinigungspunkt dar. Seine Gattin, die ihm eigentlich nur Freundin und Geſellſchafterin ſein konnte, erwarb ſich durch ihre geſellſchaftlichen Talente, durch Geiſt und Beſcheidenheit allgemeine Liebe und Achtung. Nachdem Scarron 1660 geſtorben war, ſank ſeine Wittwe in die vorige Noth zurück, und ſie war ſchon entſchloſſen, Frankreich zu verlaſſen, als die Frau von Monteſpan, Geliebte Ludwigs XIV., ihr eine Penſion beim Könige auswirkte. In der Folge ſchlug ſie die Monteſpan zur Erzieherin ihrer beiden, mit dem Könige erzeugten Kinder, des Duc de Maine und Grafen von Toulouſe, vor. In dieſer Stelle hatte ſie Gelegenheit, dem Könige näher bekannt zu werden, der ſie anfangs nicht leiden konnte, weil er ſie für eine Scheinheilige hielt, ſie aber nachher wegen ihres Verſtandes und der Sorgfalt, mit welcher ſie beſonders den Duc de Maine erzog, ſchätzte. Er machte ihr ein Geſchenk von 100,000 Franken, wofür ſie im J. 1674 das Gut Maintenon kaufte, von welchem ſie nachher den Titel als Marquiſe von Maintenon führte. Der König, der ſich nur langſam an ſie gewöhnte, ging von der Abneigung zum Vertrauen und vom Vertrauen zur Liebe über. Frau von Monteſpan ſelbſt trug durch ihren ungleichen, ſonderbaren, herrſchſüchtigen Charakter viel zur Erhebung der Frau von Maintenon bei, die, indem ſie dem König von dieſer Verbindung abzog, ſich in ſeinem Herzen des Platzes bemächtigte, den Frau von Monteſpan einnahm. Ludwig XIV. war damals in dem Alter, wo Männer einer Frau bedürfen, in deren Bruſt ſie ihre Leiden und Freuden niederlegen können, und wünſchte die Beſchwerden der Regierung durch die unſchuldigen Annehmlichkei-

ten des Privatlebens zu verſüßen. Der geſchmeidige Geiſt der Frau von Maintenon, die von Jugend auf gelernt hatte, ſich fremden Charakteren anzupaſſen, verſprach ihm eine angenehme Gefährtin und zuverläſſige Vertraute. Ueberdies hatte ſie einen Hang zur Andacht, und der König neigte ſich bei herannahendem Alter ſelbſt nach dieſer Seite hin. Der Pater La Chaiſe, ſein Beichtvater, ſchlug ihm vor, ſeine Neigung durch die unauflöslichen Bande einer geheimen, aber mit allen Kirchengebräuchen vollzogenen Ehe zu legitimiren. Dies geſchah gegen das Ende des Jahrs 1685. Der Erzbiſchof von Paris, Harlay, traute beide in Gegenwart des Beichtvaters und zweier Zeugen. Ludwig XIV. war damals 48, die Maintenon 50 Jahre alt. Am Hofe erſchien die Ehe immer räthſelhaft, obgleich tauſend Anzeichen ſie verriethen. Doch war das Glück der Frau von Maintenon von kurzer Dauer. Sie ſelbſt äußerte ſich darüber ſo: „Ich war ehrgeizig geboren, ich bekämpfte dieſe Neigung. Als die Wünſche, die ich nicht mehr hatte, erfüllt waren, hielt ich mich für glücklich; aber dieſer Rauſch währte nur drei Wochen.“ — Sie lebte ſeit ihrer Erhebung in einer Art von Abgeſchiedenheit von der Welt. Ludwig XIV. beſuchte ſie täglich einigemale, und arbeitete bei ihr mit ſeinen Miniſtern, während ſie las oder ſich ſonſt beſchäftigte. Wiewohl ſie dem Anſchein nach von den Staatsgeſchäften nichts wußte, noch wiſſen wollte, ſo hatte ſie doch oft den entſchiedenſten Einfluß auf dieſelben. So geſchah die Aufhebung des Edicts von Nantes nicht ohne ihren Einfluß. Auch wurde durch ihre Mitwirkung Chamillart zum Miniſter, Marſin zum Oberbefehlshaber der Armee in Deutſchland (1703) ernannt, Vendôme und Catinat aber exilirt. Das Publikum machte ihr einen Vorwurf aus ihren Fehlern, die ihre angeblich guten Abſichten nicht immer entſchuldigen konnten. In allem Uebrigen dem Willen Ludwigs XIV. unterworfen, war ſie einzig mit der Sorge beſchäftigt, ihm gefällig zu ſeyn: und dieſe Sklaverei in einem ſchon hohen Alter machte ſie unglücklicher als die Dürftigkeit, in welcher ſie ſich in ihrer Jugend befunden. Ihre Briefe enthalten darüber die merkwürdigſten Aeußerungen. „Welche Marter,“ ſagte ſie einſt zu Frau von Bolingbroke, ihrer Nichte, „einen Mann zu unterhalten, der der Unterhaltung nicht fähig iſt!“ — Der König, der ſie zuweilen mit übler Laune plagte, glaubte ſie durch Beweiſe von Hochachtung zu entſchädigen, wie er ſie nie einer Frau gegeben. Aber dieſe äußern Zeichen ſtillten nicht ihren innern Gram. Die Mäßigung, die ſie ſich vorgeſchrieben hatte, vermehrte das Unglück ihrer Lage. Sie that für ihre Familie nicht, was ſie hätte thun können, weil ſie die Blicke des Publikums zu ſehr auf ſich und auf die Ihrigen zu ziehen fürchtete. Sie ſelbſt beſaß nichts als das Landgut Maintenon und ein Jahrgeld von 48,000 Livres. Auch weigerte ſie ſich, mehr anzunehmen. Dagegen ſorgte ſie für ihre Freunde und für die Armen. Die Wohlthätigkeit, die ſie üben konnte, erleichterte ihr manche Beſchwerde, welche mit ihren Verhältniſſen verbunden war. So entwarf ſie den Plan zu einer Anſtalt für unbegüterte Mädchen von Stande. Auf ihre Bitte ſtiftete Ludwig XIV. im J. 1686 in der Abtei von St. Cyr (eine Stunde von Verſailles) eine Anſtalt, worin dreihundert junge Mädchen von 36 Nonnen und 24 Laienſchweſtern unentgeldlich erzogen und unterrichtet und beim Austritt mit 1000 Thlrn. ausgeſtattet wurden. Die Maintenon gab dieſer Anſtalt ihre ganze Einrichtung. Sie entwarf die Reglements, die auch gedruckt erſchienen ſind. Die

Erziehung von Saint-Cyr wurde unter ihren Augen muſterhaft, und die Anſtalt ihr um ſo werther, je glücklicher der Erfolg derſelben war. Nach dem Tode des Königs (1715) zog ſie ſich ganz nach Saint-Cyr zurück, wo ſie ſelbſt an dem Unterricht, wie an den Spielen und Unterhaltungen der Zöglinge Theil nahm, und endlich 1719 ſtarb. Ein Denkmal bezeichnet ihre Grabſtätte daſelbſt. La Beaumelle hat die Briefe der Madame Maintenon nach ihrem Tode, jedoch mit vielen willkührlichen Veränderungen, herausgegeben (Amſterdam 1756, 9 Bände 12.). Sie ſind mit Geiſt geſchrieben, aber auch mit ſo vieler Zurückhaltung, als hätte ſie das Bekanntwerden derſelben vorausgeſehen. Ihre trockne, präciſe und ſtrenge Schreibart iſt ein Bild ihres Charakters. Dennoch ſind dieſe Briefe ſehr intereſſant. Die Ausgabe von 1807 in 6 Bänden 12. iſt unvollſtändiger als die vorhergehenden. Auch hat La Beaumelle Mémoires pour servir à l'histoire de Madame de Maintenon et du Siècle passé in 6 Duodezbänden herausgegeben, die aber manche Unrichtigkeiten und bisweilen ſelbſt Erdichtungen enthalten. Briefe und Memoiren ſind 1778 in 16 Duodezbänden erſchienen. Man muß damit ein kleines ſeltenes Buch, Entretiens de Louis XIV. et de Madame de Maintenon sur leur mariage, Marseille 1701, verbinden. Auch ſind Maintenoniana erſchienen. Der bekannte Marquis Caraccioli gab La vie de Madame de Maintenon Paris 1786, heraus, es iſt darin das Inſtitut von St. Cyr ſehr genau beſchrieben. Die Biographien der Maintenon von Regnault-Warin und der Madame Genlis ſind Romane. Eine nach den Handſchriften verbeſſerte und um zweihundert Briefe vermehrte Ausgabe ihrer Briefe iſt in ſechs ſtarken Duodezbänden erſchienen (Paris 1812). Die neueſte Schilderung der Maintenon iſt von Bredow in dem Taſchenbuche Minerva a. d. J. 1814 und 15.

Maire, die erſte obrigkeitliche Perſon einer Commune in Frankreich. Vormals führten dieſen Titel nur die erſten Magiſtratsperſonen einiger Städte, wie Paris, Bordeaux u. ſ. w. Auf ähnliche Weiſe heißen in England die Bürgermeiſter der vornehmſten Städte Mayor, und der Bürgermeiſter von London Lord-Mayor (ſ. d. Art.).

Maittaire (Michel), ein berühmter Literator und Bibliograph. Er war 1668 in Frankreich geboren, ging aber, nach der Aufhebung des Edicts von Nantes 1685 nach England, und ſtudirte zu Oxford, wo er auch Magiſter wurde. Im J. 1695 wurde er als Unterlehrer an der Weſtminſterſchule zu London angeſtellt, erhielt aber nach einigen Jahren eine höhere Lehrerſtelle, die er bis zu ſeinem Tode (den 18ten September 1747) bekleidete. Er hat viel für die alten Schriftſteller und für die Literatur geleiſtet, und war ein äußerſt fleißiger und unermüdeter Schriftſteller. Die gelehrte Welt dankt ihm eine Folge von guten Ausgaben der lateiniſchen Claſſiker, welche in 28 Duodezbänden von 1711—1719 zu London erſchienen; ferner die bekannten Annales typographici, ab artis inventae origine ad 1557, cum appendice ad annum 1664. Dieſes ſchätzbare Werk hat Panzer in einer neuen Geſtalt in 5 Bänden (Nürnberg 1793—1797) herausgegeben, ohne es jedoch durch ſeine Bearbeitung überflüſſig zu machen, denn mehr als die Hälfte deſſelben beſteht aus Abhandlungen und Anmerkungen, von denen Panzer keinen Gebrauch gemacht hat. Im J. 1789 erſchien von Denis ein Supplement zum Maittaire, worin über ſechstauſend im funfzehnten Jahrhundert gedruckte Bücher nachgetragen ſind. Die übrigen Werke Maittaire's,

als ſeine Historia Stephanorum, ſeine Historia typographorum aliquot Parisiensium, ſeine Graecae linguae Dialecti u. ſ. w., können hier nicht weiter berührt werden.

Maja, die älteſte Tochter des Atlas und der Pleione, mit welcher Jupiter in einer Grotte des Berges Cyllene in Arkadien den Merkur zeugte. Sie wurde zuletzt mit ihren übrigen 6 Geſchwiſtern unter die Sterne verſetzt, wo ſie den gemeinſchaftlichen Namen der Pleiaden führen. — Auch die Römer verehrten eine Maja, welches jedoch die Mutter Erde, Cybele, war. Die Tusculaner nannten ihren höchſten Gott Majus; ſo daß alſo hier die beiden höchſten Naturweſen in männlicher und weiblicher Geſtalt erſcheinen. Von ihnen ſoll der Monat Mai den Namen erhalten haben. (Vgl. d. Art. Magie.)

Majeſtät, Majeſtätsrechte, Majeſtätsverbrechen. Majeſtät im eigentlichen Sinne die höchſte Würde im Staate, welche auf demjenigen ruht, dem die Obergewalt im Staate übertragen iſt, — oder die Würde des Regenten, als ſolchen. In der äußern Anerkennung dieſer Würde beruht das Majeſtätsrecht, welches mehrere Beziehungen hat, die man Majeſtätsrechte nennt. Zu letztern gehört hauptſächlich die perſönliche Unverletzlichkeit der regierenden Perſonen. Denn es iſt natürlich, daß diejenigen vor allen geehrt werden, deren Thätigkeit das Beſtehen und Wohl des Ganzen bezweckt; auch würde ohne dieſes die höchſte Gewalt, deren Repräſentanten ſie ſind, ohne Wirkung ſein. Ein Verbrechen daher, durch welches man die regierenden Perſonen und ihre Würde verletzt (crimen laesae majestatis, Verbrechen der beleidigten Majeſtät genannt) iſt eines der ſchwerſten Criminalverbrechen, und zu jeder Zeit und überall hart beſtraft worden. Einige nennen auch die Hoheitsrechte überhaupt, insbeſondere die abgeleiteten oder Regierungsrechte, Majeſtätsrechte. (S. d. Art. Hoheit, Hoheiten.) Da in der Demokratie die Geſammtheit des Volks, in der Ariſtokratie ein Ausſchuß oder eine Claſſe deſſelben, in der Monarchie Einzelne regieren, ſo ſind hiernach auch die Majeſtätsrechte auf mehrere oder wenigere Perſonen verbreitet. Den größten Glanz hat die Majeſtät, wo ſie ſich auf eine Perſon gleichſam concentrirt, daher in den monarchiſchen Verfaſſungen die Majeſtätsrechte und Majeſtätsverbrechen von vorzüglicher Bedeutung ſind. (Vgl. Hochverrath.)

Majeſtätsbrief, ſ. Calixtiner.

Majo (Angelo), Abt, ehemals Jeſuit, jetzt einer der Aufſeher der Ambroſianiſchen Bibliothek zu Mailand, hat ſich durch Entdeckung mehrerer Schriften des römiſchen und griechiſchen Alterthums ſehr verdient gemacht. Schon im J. 1814 gab er die in einem Codex von ihm entdeckten Fragmente dreier noch ungedruckter Reden des Cicero und im J. 1815 einige bisher unbekannte Schriften des Cornelius Fronto nebſt einigen Briefen der Kaiſer Marcus Aurelius und L. Verus, und andern kleinen Ueberreſten alter Schriftſteller heraus, ſo wie in demſelben Jahre anſehnliche Fragmente von acht Reden des Q. Aurel. Symmachus (eines berühmten lat. Redners um die Mitte des 4. Jahr.) mit kritiſchen und geſchichtlichen Anmerkungen. Auch ſtellte er ungefähr 60 noch unedirte Verſe aus der Vidularia des Plautus und Gemählde zu Terenz Luſtſpielen nebſt altem Commentar, die vollſtändige Rede des Iſäus über die Erbſchaft des Kleonymus, und eine Rede des Philoſophen Themiſtius ans Licht. Im J. 1816 entdeckte er einige bisher noch fehlende Bücher der römiſchen Alterthü-

mer der Dionyſius von Harlicarnaß, welche den Theil der röm. Geſchichte ergänzen, der in den verloren gegangenen Büchern des Livius (XI—XVI) enthalten geweſen iſt. Kürzlich erſt entdeckte er in derſelben Bibliothek die möſogothiſche Ueberſetzung der 13 protocanoniſchen Briefe Pauli, und eine Handſchrift der Beſchreibung der Züge Alexanders, die von einem unbekannten Verfaſſer unter dem Kaiſer Conſtantius, dem Sohne Conſtantins d. Gr., geſchrieben worden ſind. Auch erwartet man von ihm die Herausgabe der von ihm ebenfalls aufgefundenen 56 Homeriſchen Bilder mit 600 Verſen der älteſten Homeriſchen Handſchrift. Einen Ruf als Bibliothekar bei der vaticaniſchen Bibliothek zu Rom hat er abgelehnt. — s.

Majolika, eine ältere Benennung der Fayence, welche Einige von dem Namen des Erfinders, Andre aber von der baleariſchen Inſel Majorka, Mallorka, ableiten wollen. (ſ. Fayence.)

Major, in der Logik der Oberſatz, der allgemeinere Satz in einem Syllogismus (ſ. d. Art.). Beim Militär heißt Major derjenige Offizier, welcher auf den Oberſtlieutenant folgt, der 3. Staabsoffizier, bei der Reiterei der Oberſtwachtmeiſter.

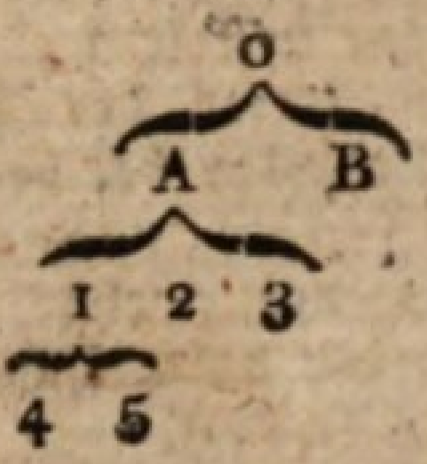
Major Domus, der Titel des angeſehenſten Hofbeamten im alten fränkiſchen Reiche. (S. Pipin u. Frankreich.)

Majorano (Gaetano). Dieſer unter dem Namen Caffarelli ſo berühmte Sopraniſt, war gegen das J. 1703 in der Provinz Bari im Königreich Neapel, wo ſein Vater ein Landmann war, geboren. Er zeigte ſchon in ſeiner Kindheit einen entſchiedenen Hang für Muſik. Ein Muſiker der Kathedralkirche zu Bari bemerkte die vortreffliche Stimme des Knaben, ging zu ſeinem Vater und beredete ihn, den Sohn auf die Schule nach Norcia zu ſchicken, nahm ihn dann in ſein Haus und in ſeinen Unterricht, und ſendete ihn darauf nach Neapel zu Porpora. Fünf Jahre lang beſchäftigte ihn dieſer ununterbrochen mit den erſten Elementen; erſt im ſechsten lehrte er ihm die Articulation, Ausſprache und Declamation. Am Ende dieſes Jahres überraſchte ihn Porpora mit der Erklärung, daß er ihn nichts mehr zu lehren habe, indem er nun der erſte Sänger Italiens und der Welt ſei. — Gegen das Jahr 1730 begab ſich Caffarelli nach England, wo er alle Zuhörer in Erſtaunen ſetzte. Nach ſeiner Rückkehr in ſein Vaterland, ſang er auf mehreren Theatern mit außerordentlichem Beifall, und verbreitete den verzierten italieniſchen Geſang. Im J. 1740 ſang er zu Venedig; man führt an, daß er für einen einzigen Abend 700 Zechinen erhielt. Er brachte in kurzem ein ſo bedeutendes Vermögen zuſammen, daß er die Herrſchaft Santo Dorato kaufen konnte, von welcher er den Titel Duca annahm. Nichts deſto weniger fuhr er fort, in den Klöſtern und Kirchen zu ſingen, und ſich theuer bezahlen zu laſſen; auch beſuchte er Paris. Bei ſeinem Tode, welcher 1783 erfolgte, hinterließ er ſeinem Neffen 12,000 Ducaten jährl. Einkünfte und jene Herrſchaft. Seine Anmaßung war eben ſo groß, als ſeine Virtuoſität.

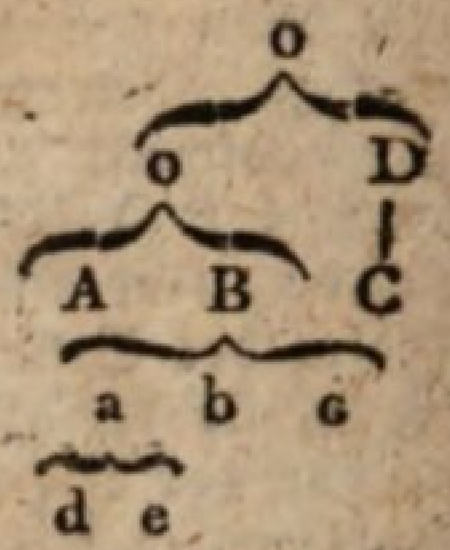
Majorat, im weiteſten Sinne, bezeichnet jede Erbfolgeordnung, die ſich nach dem Alter beſtimmt und das Vorzugsrecht, welches hiernach dem älteſten zukommt. Es giebt davon dreierlei Arten: 1. die Primogenitur oder das Erſtgeburtsrecht, nach welchem allemal der Aelteſte der älteſten Linie zur Succeſſion gelangt. Von dieſer Art ſind die Majorate der Lords in England; überhaupt iſt nach dieſem Geſetz faſt in allen europäiſchen Reichen die Thronfolge

geordnet; 2. das Majorat im engern Sinne ruft unter denjenigen Verwandten, die dem Grade nach am nächſten ſind, den älteſten zur Erbfolge; 3. das Seniorat gewährt dieſelbe, ohne Rückſicht auf die Nähe der Verwandtſchaft, allemal dem älteſten in der ganzen Familie. Folgende Tafeln werden den Unterſchied dieſer Erbfolgeordnungen am beſten zeigen.

I.



II.



I. Unter Deſcendenten. Stirbt A, nachdem ſein älteſter Sohn (1) vor ihm geſtorben, ſo ſuccedirt nach dem Erſtgeburtsrecht ſein älteſter Enkel (4), nach dem eigentlichen Majorat ſein zweiter Sohn (2), nach dem Seniorat ſein Bruder (B). II. Unter Seitenverwandten. Stirbt A, nachdem ſein Bruder (B) und deſſen älteſter Sohn (a) vor ihm geſtorben, ſo ſuccedirt nach dem Erſtgeburtsrecht der älteſte Großneffe (d), nach dem Majorat der zweite Neffe (b), nach dem Seniorat der Vaters-Brudersſohn (C), wenn nämlich der Oheim (D) früher geſtorben; lebte dieſer, ſo würde ihm nicht nur nach dem Seniorat, ſondern auch nach dem Majorat die Erbfolge gebühren. Das Majorat betrifft alle oder die vornehmſten Güter der Familie, ſie heißen Majoratsgüter, Majorate, und können in der Regel nicht veräußert oder verpfändet werden. H. L.

Majorennität, Volljährigkeit, Mündigkeit, iſt dasjenige Alter, welches man nach zurückgelegter Minorennität erreicht, und in welchem man nach den Geſetzen berechtigt iſt, ohne Zuziehung eines Vormundes ſeine Angelegenheiten ſelbſtſtändig und nach eigner Willkühr zu beſorgen. (S. Minorennität.)

Majorka (Mallorka), die größte von den baleariſchen Inſeln. (S. Balearen.) Sie zählt auf 92 Quadratmeilen gegen 140,000 Einwohner, welche ſich durch ihre Arbeitſamkeit und Tapferkeit vortheilhaft auszeichnen. Die Hauptproducte ſind Wein, Getraide, Salz, Oel, Safran, Vieh und Wildpret. Die Nordküſte iſt gebirgig. Hin und wieder finden ſich an den Küſten Corallen. Die Hauptſtadt der Inſel heißt gleichfalls Majorka (Mallorka und ehemals Palma), iſt befeſtigt, hat einen Hafen, eine Univerſität und ein Biſthum, welches unter Valencia gehört. Auch iſt ſie die Reſidenz des General-Capitains über die baleariſchen und pityuſiſchen Inſeln, die zuſammen das Königreich Mallorca ausmachen. Die Zahl der Einwohner beträgt 23,500. Man verfertigt hier grobes Tuch, Taffent und ſehr feine eingelegte Tiſchlerarbeiten. Der Hafen Porto Pi iſt trefflich und wird durch das Fort St. Carlos gedeckt.

Maitre des requêtes, ſ. Requetenmeiſter.

Makler, ſ. Senſal.

Makrobiotik (aus dem Griechiſchen zuſammengeſetzt von μακρος, lang, βιος, das Leben, biotica [ars], die Kunſt zu leben), die Lebensverlängerungskunſt. Das Leben zu verlängern, iſt nur auf

bedingte Weiſe möglich. Die abſolute Lebensdauer iſt dem Menſchen beſtimmt nach den Geſetzen der Natur (ſ. den Art. Leben); allein höchſt ſelten erreicht er das Ziel des möglich längſten Lebens, ſondern durch mancherlei dem Leben feindliche Einflüſſe wird ſein Daſein verkürzt. Gleichwohl kettet ſchon der von Natur eingepflanzte Trieb den Menſchen an das Leben, ſo daß der Wunſch, es ſo lange als möglich feſt zu halten, in eines Jeden Seele lebt. Von jeher war das Beſtreben der Menſchen dahin gerichtet, dieſen Wunſch in Erfüllung zu bringen; alle Nationen haben nach ihrem verſchiedenen Grad von Cultur, nach ihren Kenntniſſen und Sitten hierzu Anleitung zu geben verſucht. Erfahrung lehrte die feindlichen und günſtigen Einflüſſe auf das Leben kennen, jene vermeiden, dieſe befördern. Da man zur Erhaltung und Verlängerung des Lebens ſchon die Erhaltung der Geſundheit für hinlänglich hielt, ſo faßte man dieſe beſonders ins Auge, und glaubte alles gethan zu haben, wenn man nur keine Krankheit aufkommen ließ, und jede eingetretene ſo ſchnell als möglich entfernte. Die Aerzte bemächtigten ſich daher ganz dieſes Feldes der Wiſſenſchaft, und betrachteten ſie als einen Anhang zur Medicin. Es entſtand daher die mediciniſche Diätetik, wozu man nach und nach ſehr viele Anleitungen hatte, die jedoch anfangs blos eine Zuſammenſtellung verſchiedener Regeln, die Geſundheit zu erhalten, war. Dieſe Diätetik umfaßte aber noch nicht das Ganze der Makrobiotik, ſondern war nur ein einzelner Theil derſelben, welcher unter den höhern Standpunct derſelben geordnet werden mußte. Die mediciniſche Diätetik umfaßt blos den gegenwärtigen individuellen Geſundheitszuſtand des Menſchen, und ſucht blos deſſen relative Geſundheit zu erhalten. (S. Geſundheit) Die Makrobiotik geht weiter, ſie ſucht das Leben ſelbſt bis zu ſeiner abſoluten Dauer hin zu verlängern, alle Feinde des Lebens zu erkennen und zu vermeiden, die der Lebensdauer günſtigen Einflüſſe auf den menſchlichen Körper zu befördern, und beſchränkt in ſo fern zuweilen ſelbſt die Medicin in Anwendung mancher heroiſchen, der künftigen Lebensdauer nachtheiligen Mittel, oder in zu ſchneller Entfernung und Unterdrückung mancher Krankheiten.

Makrele, Makrele, Scomber scomber L., ein Fuß langer Seefiſch, der wegen ſeines angenehmen Geſchmackes friſch und geſalzen häufig geſucht wird. Kopf und Leib ſind rund und ohne Schuppen, der Bauch ſilberfarbig, der Rücken blau. An den Küſten von Frankreich und England, vorzüglich bei Dieppe, wird die Makrelenfiſcherei im Junius und Julius mit Angel und Netz häufig betrieben, ſtärker noch an den Küſten von Nordamerika in Neuſchottland und Connecticut, in Oſtindien im bengaliſchen Meerbuſen. Dieſer Fiſch gehört zu denjenigen, die ſich jährlich wegen ihrer ausgezeichneten Fruchtbarkeit in gewaltigen Zügen im Meere anhäufen.

Malabar, der Name des ſüdlichſten Theiles der weſtlichen Küſte der indiſchen Halbinſel dieſſeits des Ganges, welchen die arabiſchen Geographen auch oft mit der Benennung Pfefferland zu vertauſchen pflegen. Der Name Malabar kommt von den Perſern und Arabern, die ſchon frühe dieſe Küſte beſchifften, und heißt ſo viel als Land oder Küſte Mala oder Male. Der wahre Name aber, den die Eingebornen ſelbſt ihrem Lande beilegen, und welcher in der malabariſchen Sprache gegründet iſt, lautet Malayalam oder Bergland, indem es von allen Seiten, ausgenommen gegen Weſten, wo es an das Meer gränzt, von hohen Gebirgen der

weſtlichen Ghats umgeben iſt. Im weitern Sinne verſteht man unter Malabar die ganze weſtliche Küſte der Halbinſel vom Kap Komorin bis Surate, ja bis zum Meerbuſen von Kambaja oder bis zum Fluſſe Nerbudda; im engern Sinne, in welchem es die Geographen gewöhnlich nehmen und wir es jetzt beſchreiben, erſtreckt es ſich ungefähr vom 8 bis zum 11° der nördl. Breite, d. h. vom Kap Komorin bis an die ſüdl. Grenze von Kanara, oder bis zur Stadt Dekla und dem Fluſſe Neliſſuram, und hat in der größten Breite höchſtens 15 Meilen und in der Länge 50 geograph. Meilen. Der Flächeninhalt beträgt 540 Quadratmeilen. Weſtlich iſt es vom arabiſchen Meere, einem Theile des indiſchen Ozeans und öſtlich von den Ghatsgebirgen eingeſchloſſen. Das Land wird von vielen Flüſſen bewäſſert, die alle von den Ghatsgebirgen kommen; in einigen Gegenden iſt der Boden ſumpfig. Es iſt fruchtbar an den meiſten Producten Oſtindiens, beſonders an Reiß, Pfeffer, eine Hauptwaare dieſer Küſte, Kardamomen, Indigo, Kaſſia, Sandelholz ꝛc. In den Umgebungen der Gebirge ſind große Wälder, welche treffliches Schiffsbauholz (Teakholz) liefern und welche der Aufenthalt von Elephanten, Königstigern, Büffeln und unzähligen Affen ſind. Malabar begreift nach dieſem angegebenen Umfange die drei Königreiche Kalikut, Kochin und Travankor. Alle dieſe Malabarenſtaaten ſind gegenwärtig Vaſallenſtaaten der Britten, die auch hier mehrere Plätze unmittelbar beſitzen, und in den wichtigſten Städten Beſatzungen unterhalten. In Kochin, beſonders in der gleichnamigen Hauptſtadt, haben die Niederländer Handlungsfactoreien, wiewohl mit großer Beſchränkung von Seiten der Britten. Dieſe Staaten beſtehen theils aus größern Naiken Fürſtenthümern oder Königreichen, theils aus einer Menge Naiken-Bezirken und kleinen Naiken-Herrſchaften, nebſt einem kleinen Ueberreſte eines ältern Staats der Mapulets (Muhamedaner aus Arabien, die hieher im 8. Jahrhundert der chriſtlichen Zeitrechnung kamen, und deren Staat noch gegen die Mitte des verfloſſenen Jahrhunderts blühend war). Die Nairen gehören im Allgemeinen zu der vierten edlen Claſſe der Hindus, zu den Schudriers (Kaſte der Künſtler und Handwerker); ein großer Theil aber gehört zu der zweiten edlen Kaſte (Kſchetrier, Könige und Krieger), und heißen dann, beſonders die Fürſten, Befehlshaber und Krieger derſelben, Naiken. Der Regent von Kalikut, unter dem viele ſolcher kleinen Nairenherrſchaften ſtehen, führen zwar noch den Titel Sſamorin, d. h. Kaiſer, iſt aber jetzt ein ohnmächtiger Vaſall der Britten. Der mächtigſte Fürſt iſt der König von Travankor, deſſen Staatsgebiet zwei Millionen Einwohner enthält, der aber auch Vaſall der Britten iſt. Außer der Hindureligion findet man Bekenner der chriſtlichen, der mahomedaniſchen und der jüdiſchen Religion. Die malabariſche Sprache gehört zu den wohlklingenſten unter den Hinduſprachen, und wird am meiſten von den Europäern in Oſtindien erlernt.

Malacca, eine größtentheils ſchmale Halbinſel, welche den ſüdl. Theil der indiſchen Halbinſel dieſſeit des Ganges ausmacht und ſich vom 1 — 11° der nördl. Br. erſtreckt. Gegen Norden hängt ſie durch eine Landenge mit dem übrigen Hinterindien zuſammen; gegen Oſten beſpült ſie das chineſche und gegen Weſten das indiſche Meer; gegen Südweſten ſcheidet eine Meerenge, die Straße von Malacca genannt, dieſe

Halbinſel von der Inſel Sumatra. Eine Fortſetzung der Gebirge Siams läuft mitten hindurch bis zum Vorgebirge Romania, der ſüdlichſten Spitze vom feſten Lande Aſiens, und nur einen Grad von dem Aequator entfernt. Dieſe ungefähr 3000 Quadratmeilen große Halbinſel wird von vielen Flüſſen durchſchnitten, welche nur Küſtenflüſſe ſind; doch ſoll der Fluß bei der Stadt Malacca ſich funfzig Meilen weit ins Land hinein erſtrecken. Das Innere des Landes enthält undurchdringliche Wälder, die mit reißenden Thieren und giftigem Ungeziefer angefüllt ſind; daher ſelbſt die Einwohner es nicht wagen hineinzudringen. Uebrigens hat das Land ein ſehr angenehmes Clima, deſſen Hitze faſt täglich durch leichte Regen oder durch die Seewinde abgekühlt wird. Ein ewiger Frühling blühet in dieſen geſegneten Gegenden, und bringt zu jeder Jahreszeit Früchte aller Art und ohne Zahl hervor. Der lieblichſte Geruch von tauſend gewürzhaften Blumen und Bäumen erfüllt die Luft. Köſtliche Früchte, welche alle andere in Indien an Wohlgeſchmack übertreffen, als der Rambe, Rambutan, Mangus-tan, ferner Sagobäume, Kokospalmen, Aloeholz, Sandelholz, überhaupt viele Farbehölzer, Teakholz, kurz die Gewächſe Indiens und der Philippiniſchen Inſeln wachſen hier. Wilde Thiere, als Elephanten, Tiger, Büffel ꝛc. bewohnen die Wälder; von zahmem Vieh hat man viele Schweine und Federvieh, aber nur wenig Rindvieh. Es gibt hier auch Gold- und Silberminen, die aber nicht bearbeitet werden, das hieſige Zinn gehört zu dem feinſten der Welt, und jährlich werden von den Niederländern mehr als 40,000 Centner Zinn ausgeführt, davon der größte Theil nach China verhandelt wird. Die Küſtenbewohner ſind Malayen, (ſ. den Art.) im Innern und in den Wäldern aber leben wilde Menſchen, unter denen es auch Menſchenfreſſer gibt. Malacca beſteht aus mehreren kleinen Staaten, davon einige dem Reiche Siam zinsbar ſind, andere unabhängigen Fürſten gehorchen. Die Niederländer beſitzen hier die Stadt und den Hafen Malacca, worin etwa 800 Familien wohnen, theils Niederländer und Portugieſen, theils Maleyen, Chineſen, Malabaren und Mogolen. Zu dieſem niederländiſchen Gouvernement Malacca werden auch ihre Handelsfactoreien auf der Sundainſel Borneo gerechnet.

Malachias, ſ. Maleachi.

Malaga, eine Stadt in der ſpaniſchen Provinz Granada, in einer herrlichen Gegend in einem Thale, am Meere und am Ausfluſſe des Guadalmedina, iſt mit einer doppelten Mauer eingefaßt, und hat zu ihrer Vertheidigung eine auf einem Felſen liegende Citadelle. Die Häuſer, deren Zahl 5500 beträgt, ſind hoch, die Gaſſen ſchmal, enge und meiſtens ſchmutzig. Die Domkirche iſt das merkwürdigſte Gebäude der Stadt. Die Zahl der Einwohner beträgt 52,000, welche ſich weniger von der Induſtrie als von dem äußerſt wichtigen Handel ernähren, durch welchen ſehr viele ſpaniſche Producte, vorzüglich Wein (der berühmte Malagawein, ſ. den Art. **Wein**), Roſinen, Südfrüchte, Oel, Pataten ausgeführt werden. Jährlich laufen in den hieſigen trefflichen Hafen, welchen ein ſich weit ins Meer erſtreckender Damm einfaßt, und in welchem 400 Kauffahrteiſchiffe und 10 Linienſchiffe Raum haben, über 3000 Schiffe ein. In der umliegenden Gegend befinden ſich an 7000 Weinberge, welche jährlich an 900,000 Arroben oder etwa 90,000 Ohm Wein liefern, wovon über die Hälfte ausgeführt wer-

den. Auch treibt man ſtarke Oelbereitung; daher ſich in einem Umkreiſe von 20 Meilen über 700 Oelpreſſen befinden. Malaga gehört zu den wenigen Städten Spaniens, die während der franzöſiſchen Occupation nie von den Franzoſen beſetzt worden ſind.

Malagrida (Gabriel), ein fanatiſcher Jeſuit, der den 21. Sept. 1761 zu Liſſabon in einem Auto da - Fé verbrannt wurde. Er war zu Turin geboren, und ward von ſeinen Obern als Miſſionär nach Liſſabon geſchickt, wo ſein ſtürmender Eifer und ſeine feurige Beredſamkeit ihm bald ein glänzendes Anſehen verſchafften. Alles wollte ihn zum Beichtiger haben, Alles verehrte ihn und betrachtete ihn als ein Orakel. Aber bei der, nie ganz aufgeklärten, Verſchwörung des Herzogs von Aveiro gegen den König von Portugal, Joſeph, im J. 1758 ward er nebſt zwei andern Jeſuiten als Mitſchuldiger angeklagt, doch wurde er nebſt ſeinen beiden Gefährten nicht dem wegen dieſer Verſchwörung niedergeſetzten weltlichen Gerichte, ſondern der Inquiſition übergeben. In dem Urtheile, welches dieſes Tribunal über ihn fällte, ſind nicht eigentlich Beſchuldigungen des Hochverraths, ſondern mehr Ketzerei, falſcher Prophezeihungen und Viſionen, und nur einige entfernte Winke von Anreizungen zum Königsmord enthalten. Vielleicht hielt man es auch für unſchicklich, einen Geiſtlichen wegen eines Staatsverbrechens anzuklagen. Er wurde verurtheilt, auf dem Richtplatze erdroſſelt und dann verbrannt zu werden. Dieſes Urtheil wurde am 21. September 1761 mit allem Gepränge eines Auto - da - Fé an ihm vollzogen. (Vergl. den Art. Pombal.)

Malayen, ein aſiatiſches Volk, deſſen Urſpruug ſich nicht mit Gewißheit angeben läßt. Im dreizehnten Jahrhunderte finden wir Malayen auf der indiſchen Halbinſel Malacca, wo ſie die Stadt gleiches Namens erbauten, und ein Reich ſtifteten, deſſen Sultane durch Heirathen und Eroberungen daſſelbe erweiterten. Sie unterwarfen ſich einen Theil von Sumatra (wo die Malayen ſchon früher gewohnt zu haben ſcheinen, ehe ſie ſich in Malacca niederließen), und ſetzten ſich auf den übrigen Sundainſeln, den Philippinen, den Molucken und in einigen Inſelgruppen Auſtraliens feſt, in welchen Gegenden man noch malayiſche Stämme findet, die in ihrer körperlichen Bildung, Religion und politiſchen Verfaſſung Aehnlichkeit mit den Malayen in Malacca haben. Sie bildeten damals eine anſehnliche Nation, die in Aſien eine glänzende Rolle ſpielte. Sie trieben den Handel zum Theil mit eignen Schiffen, und ſchickten Coloniſten aus. Eine große Anzahl Schiffe aus China, Cochinchina, Hindoſtan und Siam belebte die Häfen der Malayen in Malacca. Jedoch jetzt iſt die Macht der Malayen ſehr herabgekommen; ſie ſind in verſchiedene Stämme getheilt und ohne gemeinſchaftliches Oberhaupt. Die Urſachen dieſes Verfalles liegen zum Theil in dem Uebergewichte, welches die Europäer, beſonders die Niederländer, in den indiſchen Gewäſſern erhalten haben, zum Theil in dem Lehnsſyſtem der Malayen, wodurch die Nationalkraft getheilt und durch die zunehmende Macht der Vaſallen Einigkeit und Gemeingeiſt unmöglich wurde. Die großen Vaſallen gehorchen dem Oberhaupte oder Sultan nur, wenn ſie wollen, und haben wieder Untervaſallen, die es gegen jene eben ſo machen. Der größte Theil der Nation beſteht aus Sclaven, ihre Herrn ſind die Oramlai oder der Adel, der unabhängig iſt und ſeine Dienſte demjenigen verkauft, welcher ſie am beſten bezahlt. Die Malayen ſind ein von den Hindus,

Birmanen und Siameſen verſchiedenes Volk. Sie ſind ſtark, nervig, haben eine ſehr dunkelbraune Farbe, langes glänzend ſchwarzes Haar, eine große platte Naſe und große, feurig glänzende Augen. Heftigkeit, die an Wuth gränzt, Treuloſigkeit, Ungezähmtheit, Raub- und Mordſucht charakteriſiren die Malayen in Aſien; jedoch die malayiſchen Stämme auf den Inſeln Auſtraliens ſind größtentheils ſanfter, gutmüthig, geſellig, offen und redlich, und zeichnen ſich durch die ſchönſten, regelmäßigen Formen ihres Körpers aus. Die aſiatiſchen Malayen, wohin die Malayen in Malacca, in Sumatra, Java, die Eidahans und Darat in Borneo, die Biadſchuhs (einer der wildeſten Malayenſtämme), und die Makaſſen in Celebes, die Haraſoren auf den Molucken, die Subanos in Magindanao, die Tagalen und Pampangos in Manila, die Biſſayer auf den kleinern Philippinen gehören, haben alle große Uebereinſtimmung in ihrer körperlichen Bildung, in ihrer politiſchen Verfaſſung, einer Art von Lehnſyſtem, und in der ihnen eigenen raſenden Wuth und Grauſamkeit. Sie bekennen ſich meiſtens zur Mohammedaniſchen Religion, lieben Schiffahrt, Kriege, Plünderung, Auswanderungen, und überhaupt kühne Unternehmungen. Mehr für die unſinnigen Geſetze ihrer Ehre eingenommen, als für Gerechtigkeit und Menſchlichkeit, ſieht man, daß bei ihnen ſtets der Stärkere den Schwächern unterdrückt. Ihre Friedensſchlüſſe und ihre Freundſchaft dauern nur ſo lange, als der Eigennutz, der ſie erzeugte, ſeine Rechnung dabei findet. Sie ſind ſtets bewaffnet, in ſtetem Kriege unter ſich, oder beſchäftigt, ihre Nachbarn zu plündern. Die raſende Wuth der Malayen hat die Europäer zu dem Geſetze genöthigt, welches jedem Schiffscapitän verbietet, einen Malayen als Matroſen zu nehmen; denn man hat geſehen, daß einige von ihnen, wenn ihre Anzahl auch noch ſo klein war, mit ihren Dolchen unverſehens über die Schiffsmannſchaft hergefallen ſind, und ehe man ſich ihrer bemächtigen konnte, bereits mehrere getödtet hatten. Malayiſche Schiffe, mit 25 Mann beſetzt, greifen europäiſche Schiffe von 40 Kanonen an, entern und ermorden, den Dolch in der Hand, immer die erſten Matroſen, die ſie erreichen können. Alle freien Malayen laſſen ſich nie ohne Dolch ſehen, und überhaupt ſind ſie in Verfertigung der Waffen, beſonders der Dolche, ſehr geſchickt. Der häufige Gebrauch des Opiums trägt vorzüglich zu ihrer an Wuth gränzenden Heftigkeit bei. Die Malayen ſind blos thätig im Kriege, wo es Raub und Mord gilt, zu Hauſe ſind ſie faul, überlaſſen die Arbeit den Sclaven und verachten den Ackerbau. Der Sclave, der ſeinen Lebensunterhalt aus der Cultur des Bodens gewinnen muß, wird von ſeinem Herrn demſelben häufig entzogen, muß in den Krieg gehen und die Heimath verlaſſen. Daher iſt der gemeine Malaye ein armes unglückliches Geſchöpf, das unter der Laſt des Lehnſyſtems keinen Wohlſtand und keine Bildung erlangen kann.

Malchus (Carl Auguſt), Graf von Marienrode, Miniſter der Finanzen und des Innern im ehemaligen Königreich Weſtphalen, iſt 1770 in Mannheim geboren. Sein Vater war herzogl. zweibrückiſcher Burgvoigt und Oberaufſeher aller herrſchaftlichen Gebäude. Der Herzog Carl, ſein Taufpathe, bemerkte Anlagen in dem Knaben, und ſorgte mit Theilnahme für deren Ausbildung. Im 15ten Jahre bezog er das bei dem Mannheimer Gymnaſium befindliche Convictorium. Nach zwei Jahren ging er auf die Akademien zu

Heidelberg und Göttingen. 1790 ward er, auf Pütters Vorſchlag, Privatſecretär bei dem zum Staatsminiſter in Mainz ernannten Grafen von Weſtphalen. Hier bekam er wenigſtens durch die verſchiednen politiſchen Correſpondenzen eine ſehr gut vorbereitende Anſicht des Geſchäftsganges. Nützlicher war für ihn ſeine Beſchäftigung als Legationsſecretär bei dem Grafen, als dieſer 1791 zum k. k. bevollmächtigten Miniſter am Churhofe zu Coblenz ernannt worden, indem das doppelte Verhältniß des Wiener Hofes als Reichsoberhaupt und als ſouveraine Macht, der Aufenthalt der franzöſiſchen Prinzen in Coblenz, der Reichstag und mehrere andre, durch die beſondern Zeitereigniſſe herbeigeführte Umſtände dieſer Miſſion einen hohen Grad von Wichtigkeit gaben. Er begleitete den Miniſter nach Niederſachſen und nach Wien, und kehrte dann nach Hildesheim zurück, um den wegen der Neutralität des nördlichen Deutſchlands verſammelten Convent zu beobachten, da, wegen Mißbilligung deſſelben von Seiten des kaiſerl. Hofs, der Miniſter ſelbſt ſich hatte entfernen müſſen. Er verfaßte während dieſer Zeit auf offizielle Veranlaſſung mehrere kleine, auf die damahligen Umſtände und Ereigniſſe Bezug habende Schriften. Im J. 1799 trat er als Domſecretär, Schatzactuar und Hofgerichts-Aſſeſſor in einen neuen Wirkungskreis. Mit der erſten Stelle war zugleich die Verwaltung des Vermögens des Domcapitels verknüpft, und als Schatzactuar war er deſſen Conſulent in den landſchaftlichen Angelegenheiten. Als ſolcher führte er den bekannten Hildesheimer Bauernprozeß, den er, vorzüglich durch ſeine Schrift; „Ueber die Hochſtift-Hildesheimſche Staatsverwaltung," glücklich beendete. Im Laufe deſſelben ſchrieb er auch noch zwei andre Werke, über den Prozeß ſelbſt und über die Acciſe. Durch die Einrichtung des Schulden- und Steuerweſens der Exemten erwarb er ſich ebenfalls ein Verdienſt um die Verwaltung dieſes kleinen Staats. Jene Schrift hatte ihn auch dem Berliner Cabinet bekannt gemacht und er wurde, bei der Einverleibung dieſes Staats in die preußiſche Monarchie, zum Mitglied der Special-Organiſations-Commiſſion ernannt. Durch dieſe Auszeichnung, ſo wie durch die von ihm vollzogene Aufhebung der Klöſter und Stifter, und endlich dadurch, daß ſeine Commiſſionsacten loco instructionis an die Organiſations-Commiſſionen der übrigen Provinzen geſchickt wurden, machte er ſich in ſeinem Wirkungskreiſe ſehr bemerkbar. Er bewirkte die Auseinanderſetzung des Staats mit den Exemten wegen der Landesſchulden nach den neuen Verhältniſſen, regulirte das Steuerweſen, und leitete die Errichtung eines ſtabilen, bei den Landwirthen ſelbſt etablirten Landmagazins ein, wodurch dem Lande die freie Kornausfuhr erhalten wurde. Der König von Preußen ernannte ihn hierauf zum wirklichen Kriegs- und Domainenrath bei der Kammer in Halberſtadt, welche Stelle er ſeit 1803 mit gewohnter Thätigkeit verwaltete. Noch mehr Gelegenheit, dieſelbe zu entwickeln, erhielt er nach der Schlacht bei Jena, indem ihm alle durch die feindliche Occupation der Kammer entſtandene Geſchäfte allein übertragen waren. Auch führte er dieſelben zum Vortheil des Landes aus, zumal bewirkte er, daß daſſelbe von der Uebernahme eines Theils der Koſten, die Braunſchweig ihm zuwälzen wollte, verſchont blieb. Mit Errichtung des weſtphäliſchen Königreichs begann die wichtigſte Periode ſeiner politiſchen Wirkſamkeit. Er ward 1808 zum Staatsrath erwählt,

und war nebſt dem Magdeburger Kammerpräſidenten v. Bülow unter allen Mitgliedern der Finanzſection der einzige, der durch frühere Arbeiten im Finanzfache practiſche Kenntniſſe darin beſaß. Auch beſiegte er glücklich die unendlichen Schwierigkeiten, welche ſich der Organiſirung eines neuen Staats ſtets entgegenſtellen. Er ward in kurzer Zeit General-Director der Steuern, General-Liquidator der Staatsſchuld und General-Director der Amortiſationscaſſe; die beiden letzten Stellen legte er jedoch bald darauf wieder nieder. In dieſer Zeit verfaßte er alle auf dieſe Verwaltungszweige Bezug habende Decrete und Inſtructionen, und wirkte überhaupt zur Begründung des ganzen Finanzſyſtems auf das thätigſte mit. Auſſerdem ward er mit mehreren Miſſionen beauftragt: 1808 nach Berlin, wegen Theilung der reſervirten Domainen; 1810 nach Hannover, zur Einleitung der Organiſation der dortigen Provinzen; 1810 — 1811 nach Paris, wegen Ausgleichung der Domainenſtreitigkeiten; und endlich 1813 an den Kaiſer Napoleon, erſt nach Mainz, und dann nach Magdeburg, wo er dieſem über die unbedingte Fortſetzung der Requiſitionen zwar vergebliche Vorſtellungen machte, aber durch ſeine Feſtigkeit die Aufhebung der Sequeſtrirung des Elbe-, Saale-, Ocker- und Aller-Departements, ſo wie die Erlaſſung einer bedeutenden Requiſition erhielt. 1811 mußte er, trotz ſeiner Gegenvorſtellungen beim Könige, die Finanz-Miniſterſtelle annehmen, mit der 1812 die Leitung aller Truppenverpflegungen, und 1813 das Miniſterium des Innern verbunden wurden. In dieſem Jahre ward er auch Commandeur des Ordens der weſtphäliſchen Krone und in den Grafenſtand erhoben. Als nach Auflöſung des weſtphäliſchen Königreichs ſeine Verwaltung und ſeine Perſönlichkeit auf das heftigſte angefallen wurde, vertheidigte er ſich durch die Schrift: „Ueber die Verwaltung der Finanzen des Königreichs Weſtphalen, beſonders ſeit dem Monat April 1811," welche bis jetzt unwiderlegt geblieben iſt. Er begab ſich nach Heidelberg, wo er den Wiſſenſchaften lebte, ward 1817 vom König von Würtemberg zum Chef des Finanzfachs ernannt, gegen das Ende des Jahres 1818 aber mit einer Penſion von 4000 Gulden wieder entlaſſen, worauf er ſich abermals nach Heidelberg zurückzog. Genauere Nachrichten, die er ſelbſt von ſich gegeben hat, findet man in den Zeitgenoſſen (1. Bande 3. Heft, im Verlage des Herausgebers des Conv. Lex.)

Maleachi oder **Malachias**, der letzte von den kleinen Propheten der Hebräer. Nach einer Ueberlieferung war er aus dem Geſchlecht Zabulon und zu Sopha nach der Rückkehr aus der babyloniſchen Gefangenſchaft geboren und ſtarb ſehr jung. Wahrſcheinlich war er gleichzeitig mit Nehemias. Seine Prophezeihung beſteht in Vorwürfen gegen die Juden wegen ihrer Undankbarkeit, womit ſie die beſondere Gunſt Gottes erwiederten, wegen ihrer Nachläſſigkeit, womit ſie den Dienſt im Tempel verrichteten, und wegen der Ehen, welche ſie dem Geſetz zuwieder mit fremden Weibern ſchlöſſen. Auch enthält ſie Drohungen des göttlichen Gerichts gegen die Unbußfertigen und eine Vorherverkündigung der Ankunft des Meſſias und ſeines Vorgängers, Johannes des Täufers, unter dem Namen Elijah. Sein Ausdruck verräth das Sinken der hebräiſchen Poeſie ſeit der babyloniſchen Gefangenſchaft.

Malebranche (Nicolas), wurde am 6. Auguſt 1638 zu Paris geboren, wo ſein Vater königlicher Secretär und Schatzmeiſter

war. Sein kränklicher Zuſtand wurde die Urſache ſeiner Menſchenſcheu und Liebe zur Einſamkeit. Im 22ſten Jahre ſeines Alters begab er ſich in die Congregation des Oratoriums, wo er ſich ganz dem Studium der bibliſchen Geſchichte und der Kirchenväter widmete. Die Lectüre der Schrift des Descartes de Homine, welche ihm durch einen Zufall in die Hände gerieth, erweckte wegen der Klarheit ihrer Schreibart und wegen der Neuheit und ſcheinbaren Gründlichkeit des Vortrags in ihm die entſchiedenſte Neigung zur Philoſophie. Er wandte zehn Jahre auf das Studium der Carteſianiſchen Grundſätze, und ſtellte endlich ſein berühmtes Werk de la Recherche de la Vérité (von Erforſchung der Wahrheit) ans Licht, welches durch ſeine tiefſinnige Originalität und die Eleganz der philoſophiſchen Schreibart großes Aufſehen erregte, ihm aber auch manchen Gegner verſchaffte, unter welchen Antoine Arnauld (des vraies et des fausses Idées, Cologne 1683, 8.) war. Der Zweck dieses, in sechs Bücher getheilten, Werkes war, die allgemeinen Urſachen der Irrthümer, denen die menſchliche Erkenntniß unterworfen iſt, pſychologiſch zu unterſuchen, aber auch zugleich zu beſtimmen, was in derſelben Wahrheit ſei, und worauf ſich dieſe zuletzt gründe. Es iſt dieſes Werk ein ehrwürdiges Denkmahl eines tiefen, ruhigen, durchſchauenden Geiſtes, und enthält eine große Mannichfaltigkeit intereſſanter pſychologiſcher Beobachtungen und Winke. Das Prinzip ſeiner Vernunftkenntniß, welche er mit der Offenbarung zu verbinden ſuchte, war der Satz: wir erkennen alle Dinge in Gott. Daß ſeine moraliſche Theorie noch nicht ganz geläutert war, ſieht man daraus, daß er die Furcht vor der Hölle für ein eben ſo gutes Motiv zur Tugend erklärte, als den Wunſch nach Glückſeligkeit. Die erſte Ausgabe erſchien Paris 1674, 12., wiederholt ebendaſelbſt 1700, 3 Bde. 12. 1712, 2 Bde. 4. und 4 Bde. 12. lateiniſch von Lenfant, Genf 1753, 2 Bde. 4., deutſch Altenburg 1776—86. 4 Bde. 8. mit Anmerkungen. Außerdem ſchrieb er noch: Traité de la Nature et de la Grace, Rotterd, 1684: Traité de Morale, ebendaſelbſt 1684. 12. u. ſ. w.; Oeuvres, Paris 1712. 11 Bde. in 12. Er war übrigens ein Mann von dem edelſten Charakter und von einer faſt überſpannten Frömmigkeit. Nachdem er 1699 Ehrenmitglied der Akademie der Wiſſenſchaften geworden war, ſtarb er am 13. Oct. zu Paris in ſeinem 77ſten Jahre. A—s.

Malesherbes (Chretien Guillaume Lamoignon), ſ. Lamoignon.

Malfilâtre (Jacques-Charles Louis), geboren zu Saint-Jean de Caen im J. 1733, ſtudirte mit Auszeichnung bei den Jeſuiten dieſer Stadt, und entwickelte frühzeitig ſein Talent zur Dichtkunſt, durch welches er bei einem längern Leben ſich einen noch entſchiedenern Ruhm erworben haben würde. Er ſtarb in der Blüthe ſeiner Jahre zu Paris 1767. Sein Gedicht: Narcisse dans l'île de Vénus, empfiehlt ſich durch Eleganz, Harmonie und Reinheit der Sprache; in der Anlage bleibt manches zu wünſchen, aber die Details ſind geiſtreich und anmuthig. Seine Oden zeichnen ſich ſo wie ſeine Ueberſetzungen durch einzelne gelungne Stellen vortheilhaft aus; unter letztern ſind Ovids Metamorphoſen in Proſa die wichtigſte. Malfilâtre lebte in der größten Dürftigkeit; aber keine äußere Bedrängniß war im Stande, ſeinen von Natur ſanften, leutſeligen und heitern Charakter zu verändern. Seine Werke ſind in einer vollſtändigen Ausgabe erſchienen.

Malherbe (François de), ein Mann, den die Franzoſen als

den erſten ihrer claſſiſchen Lyriker verehren, geboren zu Caen gegen das Jahr 1555 in einer alten adelichen Familie, hatte zuerſt in ſeiner Vaterſtadt, dann zu Heidelberg und Baſel die Rechte ſtudirt, trat aber, als ſein Vater zur proteſtantiſchen Kirche überging, wie es ſcheint, aus Eifer für den catholiſchen Glauben, in Kriegsdienſte, und diente unter der Ligue. Nachher wurde Heinrich IV. der Gegenſtand ſeiner Lieder. Er ſelbſt aber ſtarb als Kammerherr Heinrichs IV. im Jahre 1628, nachdem er unter ſechs franzöſiſchen Königen gelebt hatte. Malherbe wird als der erſte Dichter ſeiner Zeit angeſehn. Er arbeitete mit außerordentlicher Sorgfalt und Langſamkeit, und pflegte zu ſagen, daß man nach einem Gedicht von hundert Verſen, oder einer Rede von drei Bogen Jahre lang ausruhen müſſe. Auch ſind ſeine Poeſien, größtentheils Gelegenheitsgedichte, nicht zahlreich. Sie beſtehen in Oden, Stanzen, Sonnets, Epigrammen, Chanſons u. ſ. w. (Oeuvres 1666. Paris; und mit ſeinem Leben Poésies de Malherbe. etc. Paris 1764. 8.) Malherbe hat es zuerſt verſucht, die franzöſiſche Sprache zur Majeſtät der Ode zu erheben. Die Nettigkeit ſeiner Gedanken, die glückliche Wendung ſeiner Phraſen, die Wahrheit ſeiner Beſchreibungen, die Richtigkeit und Auswahl ſeiner Vergleichungen, die ſinnreiche Anwendung der Fabel, die Mannichfaltigkeit ſeiner Bilder machen ihn zu dem Schöpfer dieſer Gattung. Bleibende Verdienſte hat er um die Reinheit, den Wohlklang und die Verſification der franzöſiſchen Sprache.

Mallet du Pan (Jacques), geboren zu Genf im Jahr 1750, genoß in ſeiner Vaterſtadt des trefflichſten Unterrichts. Voltaire, der ihn früh kennen lernte und lieb gewann, verſchaffte ihm eine Profeſſur der ſchönen Wiſſenſchaften zu Caſſel. Mallet legte jedoch nach einiger Zeit ſein Amt nieder und warf ſich in die Politik. Er ging nach Paris, wo er zuerſt die Annalen von Linguet fortſetzte. Panckouke übertrug ihm bald darauf den politiſchen Theil des Mercure de France. So lange es ruhig blieb, gefielen die unparteiiſchen Anſichten und Bemerkungen des Journaliſten allgemein. Aber ſobald die Revolution ausgebrochen war, fingen die Republikaner an, ihn zu verfolgen, obgleich ſeine entſchiedne Neigung für eine gemiſchte Verfaſſung den Royaliſten nicht gefiel. Er verlebte vier Jahre, wie er ſelbſt erzählt, ohne zu wiſſen, wenn er ſich Abends niederlegte, ob er noch am nächſten Morgen leben oder frei ſein würde. Da er weder in Frankreich, noch in der Schweiz mehr ſicher war, ging er nach London, wo er den brittiſchen Merkur herausgab. Dieſes Journal, das ein Gleichgewicht zwiſchen allen Parteien bewirken ſollte, mißfiel allen, ſo eifrig es auch geleſen wurde. Die Jacobiner erbitterte er durch die beſtändige Darſtellung ihrer Zügelloſigkeiten; nicht minder erzürnte er die Emigranten durch ſeine Bemerkungen über die falſchen Maßregeln, die man ergriffen, um eine Gegenrevolution zu bewirken. Diejenigen, die ihm Unparteilichkeit abſprachen, geſtanden ihm wenigſtens große hiſtoriſche und politiſche Kenntniſſe und einen Styl zu, der bei mancher Incorrectheit und Unbehülflichkeit doch im Ganzen edel und kräftig ſey. Die Unparteiiſchen ſahen in ihm die Unabhängigkeit des Charakters, die jeder haben ſoll, der von öffentlichen Angelegenheiten ſpricht. Er hatte eine Bitterkeit gegen die Welt angenommen, die ſeine Geſundheit untergrub. Er ſtarb 1800 zu Richmond bei ſeinem Freunde Lally-Tolendal.

Malmesbury (James Harris, Graf von), der einzige nachgebliebene Sohn des berühmten Schriftſtellers James Harris (ſ. d.

Art.), wurde den 9. April 1746 zu Salisbury geboren, und im Merton Collegium zu Oxford erzogen, wo er nachher die Würde eines Doctors der Rechte erhielt. Seine diplomatiſche Laufbahn fing er früh an. Schon 1771 war er bevollmächtigter Miniſter an dem Hofe zu Madrid, 1772 zu Berlin, 1776 zu Petersburg, und 1787 außerordentlicher Geſandter im Haag. 1777 vermählte er ſich mit Henriette Marie, Tochter des verſtorbenen Sir George Amayand, Baronets, von der er mehrere Kinder hatte, unter denen Viscount Fitzharris, welcher zu Petersburg geboren, zu Eton und Oxford erzogen, und jetzt Mitglied des Parlaments für Herytesbury iſt. 1788 wurde Lord Malmesbury zum Ritter des Bathordens ernannt, und im folgenden Jahre erhielt er den preuß. Adlerorden wegen ſeines Benehmens während der holländ. Inſurrection. Nachher begleitete er die Prinzeſſin von Wales nach England, da er vorher zur Unterzeichnung und Schließung des Heirathscontracts bevollmächtigt geweſen war. 1797 kam er nach dem Continent, um zu Lille und Paris mit den Miniſtern der franzöſiſchen Republick über den Frieden zu unterhandeln. Ungeachtet durch dies Geſchäft die Beilegung der Zwiſtigkeiten nicht bewirkt wurde, ſo zeichnete ſich doch Lord Malmesbury als ein einſichtsvoller Staatsmann aus, und ward zum Lohn ſeiner Dienſte (20. Dec. 1800) zum Grafen ernannt. Seine ſelbſt verfaßten und herausgegebenen Schriften ſind. Introduction to the History of the Dutch Republic for the last ten Yaers from 1777. 8. 1788. ; und Works of James Harris Esquire with an account of his Life and Character, by his Son. 2 Voll. 4. 1801.

Malone (Edmund), ein geborner Irländer, hat ſich vorzüglich durch eine mit ſeltnem Fleiße und beharrlicher gründlicher Kritik beſorgte Ausgabe der ſämmtlichen Werke Shakſpeares (Lond. 1790. XI, 8.) bekannt gemacht, welche in England ungeachtet der ſpätern Arbeiten von Steevens und Reed noch immer ſehr geſchätzt wird und ziemlich ſelten geworden iſt. Man ſieht einer neuen Auflage derſelben entgegen, zu welcher er bedeutende Materialien hinterlaſſen hat. Sein Historical Account of the rise and progress of the english stage (Bâle, 1800, 8.) ſteht ebenfalls in großem Anſehen, aber ſeiner Ausgabe von J. Dryden's critical and miscellaneous prosa works (Lond. 1800, III. 8.) wird der Vorwurf der Weitſchweifigkeit und einer unnöthigen Freigebigkeit mit Erläuterungen gemacht. Auch verdankt man ihm die Sammlung der Werke Joshua Reinolds (Lond. 1797. II. 4.)

Malpighi (Marcello), ein durch ſeine anatomiſchen und phyſiologiſchen Unterſuchungen berühmter Phyſiker, geb. im J. 1628 in Crevalcuore im Gebiet von Bologna. Er ſtudirte Philoſophie und Medicin auf der Univerſität zu Bologna, und genoß vornehmlich Maſſari's anatomiſchen Unterricht. Darauf ward er Doctor der Phyſik, und 4 Jahre nachher Lehrer der Medicin zu Bologna. Sein wachſender Ruhm bewog den Großherzog von Toscana, ihm die Profeſſur der theoretiſchen Arzneikunde auf der Univerſität Piſa anzutragen, welche er auch annahm, aber ſchon nach drei Jahren wieder aufgab, da die dortige Luft ihm nicht zuſagte. Er kehrte daher 1660 auf ſeinen Lehrſtuhl nach Bologna zurück. Hier ſetzte er ſeine Forſchungen mit großem Eifer fort, und war der erſte, der ſich zur Unterſuchung des Blutumlaufs des Mikroſkops bediente. Die dadurch gewonnenen Reſultate legte er in zwei Briefen an Borelli, da prä-

monibus, dem Publikum vor. Im J. 1662 ging er als Profeſſor der Medicin nach Meſſina; allein er gerieth bald mit den Galeniſten und Arabern in Streitigkeiten, die ihn zur Rückkehr nach Bologna bewogen. Er ward 1669 Mitglied der königl. Geſellſchaft zu London, die in der Folge ſeine Werke auf ihre Koſten drucken ließ. Als der Cardinal Pignatelli im J. 1691 unter dem Namen Innocenz XII. Papſt geworden war, berief er Malpighi nach Rom, und ernannte ihn zu ſeinem Arzte und Kammerherren. Dieſer aber ſtarb ſchon im Sept. 1694. Die Werke Malpighi's ſind zahlreich. Außer der oben angeführten Schrift über die Lunge gab er einzelne Abhandlungen heraus, über das Gehirn, die Zunge, die Netzhaut, das Taſtorgan, die Structur der Eingeweide, die Nerven, die Milz, den Uterus u. ſ. w.; ferner über den Seidenwurm, die Bildung des Jungen im Ei und über die Drüſen. Auch ſchrieb er über die Anatomie der Pflanzen und theilte darüber viele feine und lehrreiche Beobachtungen mit. Wiewohl er nicht ganz frei von Irrthümern blieb, ſo trug er doch viel zur Vervollkommnung der neuern Phyſiologie bei, und verdient einen ausgezeichneten Platz unter den Entdeckern. Eine Sammlung ſeiner Schriften erſchien zu London 1686 in 2 Foliobänden und correcter zu London 1687 in Quart; ferner ſeine nachgelaſſenen Schriften zu London 1697 in Folio, und wiederholt zu Venedig und Leiden. Seine Consultationum medicarum Centuria gab Gasparini 1713 zu Padua heraus. Als Practiker iſt Malphighi nicht ausgezeichnet, da er chemiſchen Theorien ſeiner Zeit anhing; indeß verdient er Lob, den Nachtheil des Aderlaſſens bei den damals in Italien herrſchenden Epidemien gezeigt zu haben.

Malplaquet (Schlacht bei), den 11. Sept. 1709; die blutigſte im ſpaniſchen Erbfolgekriege, welche Marlborough und Eugen, die Heerführer der Verbündeten, gegen die Franzoſen unter Villars gewannen. Jene wollten, nach der Eroberung von Tournay (Dornick), Mons (Bergen, die Hauptſtadt von Hennegau) einſchließen. Um dies zu verhindern, zog ihnen Villars entgegen; unter ihm diente aus freier Wahl ein älterer Marſchall, der edle tapfre Boufflers. Das franzöſiſche Heer war 70,000 Mann ſtark und hatte 80 Stück Geſchütz. Die Verbündeten aber, welche gegen 80,000 M. zählten und 140 Kanonen mit ſich führten, kamen dem Feinde zuvor und griffen ihn bei dem Gehölz in der Nähe der Dörfer Blangies und Malplaquet an. Marlborough commandirte die Engländer und die deutſchen Truppen im engliſchen Solde auf dem rechten Flügel; Eugen befehligte den Mittelpunct des Heeres; Tilly und ein Graf Naſſau den rechten Flügel, wo die Holländer ſtanden. Den feindlichen rechten Flügel führte Villars an, den linken Boufflers. Die Franzoſen hatten eben Brot gefaßt, warfen aber einen Theil davon weg, um leichter in den Kampf zu gehen. Bald war der linke Flügel der Verbündeten geſchlagen und in die Flucht getrieben; mit der größten Anſtrengung kämpfte Marlborough auf den rechten; zwölfmal hatte der Prätendent, Jacobs II. Sohn, der Ritter St. Georg, an der Spitze der franzöſiſcher Reiterei den Angriff erneuert: da entblößte Villars etwas den Mittelpunct ſeines Heeres, um ſeinen linken Flügel zu verſtärken. In dieſem Augenblick griff Eugen das feindliche Centrum an, nahm die Verſchanzungen, die daſſelbe deckten, mit Sturm, und ſchlug die Garden zurück. Raſch eilte zwar der Marſchall von dem linken Flügel herbei, um den Mittelpunct zu retten, vergebens: er ward verwundet, ſein Centrum durchbrochen und

die beiden Flügel getrennt. Die Schlacht war verloren. Gegen dreißigtauſend Todte und Sterbende, meiſtens Holländer, bedeckten die Wahlſtadt. Die Franzoſen hätten kaum zehntauſend, die Verbündeten mehr als 20,000 Mann verloren. Der Sieger erbeutete weder Gefangene noch Kanonen; Boufflers führte das Heer in guter Ordnung zwiſchen le Quesnoy und Valenciennes zurück. Hierauf belagerten die Verbündeten Mons und eroberten dieſe Stadt. K.

Malta, eine im mittelländiſchen Meere zwiſchen Sicilien und der afrikaniſchen Küſte gelegene Inſel, 4½ deutſche Meilen lang, 2¼ breit und 6 Quadratmeilen groß. Der Boden iſt verwitterter Felſen, der erſt durch Kunſt, indem man Erde aus Sicilien herbeigeholt hat, fruchtbar gemacht worden iſt. Eigentliche Berge ſind auf der Inſel nicht, aber viele Hügel und Steinklippen, die mit Mühe zum Anbau tauglich gemacht werden müſſen. Flüſſe hat die Inſel nicht, nur Bäche, welche ſie hinlänglich bewäſſern. Da es nur ſelten regnet, ſo müſſen ſich die Einwohner viele Mühe geben, um ihre Baumwollenpflanzungen zu begießen. Das Clima iſt heiß, doch durch Seewinde abgekühlt. Es friert niemals, und Zimmerheizung iſt hier überflüſſig. Nirgends bleibt der Boden unbearbeitet, ſondern wird jedes Jahr beſäet, jeder Zoll Landes iſt benutzt; jedes Feld mit Mauern eingefaßt, und ſelbſt Felſen zerklopft man, um ſo eine Art von Sandboden hervorzubringen. Das heiße Clima bringt alles, was gepflanzt wird, reichlich hervor, und zu einer großen Vollkommenheit. An Vieh, Geflügel, Fiſchen und Honig fehlt es nicht. Ungeachtet der wenigen Erde, die den Felſenboden Malta's bedeckt, bringt es doch Getraide (aber nicht hinreichend für den Bedarf der Einwohner; das fehlende wird aus Sicilien geholt), Hülſenfrüchte, Gemüſe, Sodapflanzen, Baumwolle, Zuckerrohr, Wein, ſchönes Obſt und edle Südfrüchte hervor. Die Pommeranzen, Zitronen, Feigen, Granatäpfel übertreffen an Süßigkeit die italiehiſchen; der Wein kommt dem ſpaniſchen gleich, wird aber wenig gebaut; die Trauben ſind ſehr ſchmackhaft, und werden meiſt ſo gegeſſen, oder gedörrt, ſelten zu Wein benutzt. Die hieſigen Pommeranzen werden ſelbſt nach andern italieniſchen Ländern geführt, beſonders nach Genua und Venedig. Die Blumen ſind hier weit geruchreicher und ſtärker, beſonders waren die hieſigen Roſen ſchon im Alterthum berühmt. An Waldungen fehlt es faſt ganz; nur der ſüdweſtliche Theil der Inſel enthält etwas Wald. Auf die Baumwolle wenden die Einwohner allen Fleiß, weil ſie das Hauptproduct und den Hauptnahrungszweig der Einwohner ausmacht. Sie wird im März geſäet und reift im September. Man hat hier dreierlei Gattung, die indiſche, die Landbaumwolle und die gelbe. Sie wird entweder ganz roh ausgeführt oder geſponnen, und geht jetzt nach England. Jährlich wird für 80,000 Gulden Baumwolle ausgeführt. Von Mineralien gibt es Salz, welches aus dem Seewaſſer bereitet wird, Marmor, Alabaſter und gute Bauſteine. Fabriken und Manufacturen findet man nicht, alles ſchränkt ſich auf Baumwollenbereitung und das Spinnen derſelben ein; man verfertigt bloß aus Baumwolle etwas Zeug und Strümpfe. Der Handel und die Schifffahrt ſind bedeutend, und werden durch die häufigen Häfen ſehr befördert. Die Einwohner, deren Zahl 80,000 beträgt, — eine äußerſt beträchtliche Bevölkerung für ein ſo kleines und von Natur nicht begünſtigtes Ländchen, — ſtammen von den Arabern oder Saracenen ab, welche von 818 bis 1090 im Beſitz dieſer Inſel waren, und ſind mit Italienern und Griechen untermiſcht. Sie reden einen aus dem Italie-

niſchen und Arabiſchen vermiſchten Dialect, ſind geſchickte Handelsleute, Fiſcher und Seeleute, und bekennen ſich zur katholiſchen Religion. Die Hauptſtadt heißt La Valetta (ſ. d. Art.), und iſt eine der ſtärkſten Feſtungen der Welt. Sie beſteht eigentlich aus 5 Städten, welche zuſammen 3500 Häuſer und 32,000 Einw. enthalten. Die drei Häfen der Stadt ſind eben ſo geräumig als bequem und können eine ganze Flotte aufnehmen. — Zu Malta gehören auch die zwei kleinen Inſeln Gozzo und Comino mit 2 Quad. Meil. und 14,000 Einw. Malta wurde im J. 1530 von Carl V. dem Johanniter Orden als ein Lehen des Königreichs Sicilien zugetheilt. Die Ritter hatten in ihrem neuen Sitze 1565 einen furchtbaren Angriff der Türken auszuſtehen, nöthigten ſie aber endlich nach großem Verluſt zum Abzug. Malta war bis zum J. 1798 im Beſitz des Ordens. Damals nahm Bonaparte auf ſeinem Zuge nach Aegypten die Inſel ein; Valetta ergab ſich verrätheriſcher Weiſe ohne Widerſtand. Im Jahre 1800 mußte ſich die franzöſiſche Beſatzung an die Engländer ergeben, welche durch eine ſtrenge Blokade die Inſel ausgehungert hatten. Im Frieden von Amiens war zwar die Rückgabe der Inſel an den Orden unter neutraler Garantie verſprochen, allein die Engländer trugen Bedenken, dieſe Bedingung zu erfüllen. Im Frieden von Paris verblieb ſie den Engländern, welche dadurch das mittelländiſche Meer völlig beherrſchen. Großbritannien hat den Einwohnern ihre Rechte, Freiheiten und Religion zugeſichert, und in der innern Verfaſſung wenig geändert; die Inſulaner erwählen ihre Obrigkeiten und Rechtsbehörden aus ihren eignen Mitteln. Es unterhält hier einen Gouverneur, einen Commendanten und eine Beſatzung von 6000 Mann. Die Koſten dieſer Beſitzung überwiegen bei weitem die Einnahme, welche Großbrittannien von dieſer Inſel zieht.

Malter wird vorzüglich ein Getreidemaaß genannt. In Oberſachſen und Thüringen beträgt es die Hälfte eines Wiſpels, mithin 12 Scheffel; in Preußen und Polen 16, am Rhein 4 Scheffel. In Hammerwerken und Kohlenbrennereien iſt es ein Holzmaaß, und beträgt etwa 64 Cubikfuß.

Malteſerritter, ſ. **Johanniterritter**.

Malz iſt Gerſte (Weizen, Hafer), die durch Einweichen im Waſſer bis zum Keimen gebracht und nachdem vorher die Keime abgerieben worden, im Luftzuge (Luftmalz) oder durch Feuerhitze (Darrmalz) ſchnell getrocknet worden iſt. Durch dieſen anfangenden Vegetationsprozeß des Keimens wird ein großer Theil Kleber oder Eiweißſtoff der Körner mit ihrem Mehle in zuckerähnliche Subſtanz verwandelt, welche bewirkt, daß die Abkochung des Malzes (Würze) in geiſtige Gährung übergehen und Bier liefern kann. Viele Seeſtädte (Danzig, Stralſund, Königsberg) treiben mit Malz ſtarken Handel, und in Stralſund bilden die Malzarbeiter ſogar ein eignes Gewerbe. F.

Mälzl oder **Mälzel** (J.), Mechaniker in Wien, bekannt als der Erfinder des Panharmonicons, iſt aus Regensburg gebürtig (ungefähr 1776 geb.) und erhielt den Titel eines k. k. öſter. Hofmechanikers. Das von ihm erfundne Inſtrument ahmt mittelſt mehrerer Walzen und Blasbälge ein ziemlich vollſtändiges Orcheſter nach, indem es durch dieſe die Inſtrumente ſelbſt in Bewegung ſetzt; beſonders iſt von Kennern die Kraft und Präciſion der Blasinſtrumente, z. B. der Trompeten, bewundert worden. Mälzl hat ſich damit an vielen Orten hören laſſen, namentlich 1807 zu Paris, wo er täglich mit allgemeinem Beifall der Muſikfreunde und Kenner Concerts d'har-

monie gab. Im J. 1808 war er ebenfalls dort, um ein neues Kunſtwerk, einen Trompetenautomaten, hören zu laſſen.

Mameluckem (Mamlucken, von dem arab. Memalik, ein Sklav), nannte man ſchon früh die aus den Gegenden des Caucaſus herſtammenden Sklaven, die bei ihren Herren ehrenvolle Hausämter verwalteten und ſich hernach zu den wichtigſten Staatswürden emporſchwangen. Sie machten jedoch kein beſonderes Corps aus. Als aber im 13. Jahrhundert Dſchingischan den größten Theil Aſiens verheerte und eine Menge Einwohner als Sklaven wegführte, kaufte Nodſchmaddin, Sultan von Aegypten, deren 12,000, Mingrelier, Tſcherkaſſen, meiſtens aber Türken aus dem Kaptſchak, ließ ſie in allen kriegeriſchen Geſchicklichkeiten unterrichten und bildete aus ihnen ein Corps, welches bald zügellos und rebelliſch wurde. Schon unter ſeinem Nachfolger miſchten ſie ſich in Regierungsangelegenheiten, ermordeten den Sultan Turan Shah, und ernannten (1254) einen aus ihren Mitteln, den Mameluſken Ibegh, zum Sultan von Aegypten. Die Herrſchaft der Mamelüken in Aegypten dauerte 263 Jahr hindurch, bis der türkiſche Sultan Selim I. ihr (1517) ein Ende machte. Während dieſer Zeit war die Oberherrſchaft gewöhnlich dem Kühnſten unter den Mameluchen zu Theil geworden. Auch hatten die Mameluchen während dieſer Zeit verſchiedene Eroberungen in den benachbarten Provinzen gemacht, und die Franken (1291) ganz aus dem Orient vertrieben. Selim I. ſtürzte dieſes mächtige Reich, nachdem er die Hauptſtadt deſſelben, Cairo, am 17. Jan. 1517 mit Sturm eingenommen hatte. Er ſetzte zwar einen türkiſchen Statthalter (Paſcha) über Aegypten, ſcheint aber doch durch die Umſtände genöthigt geweſen zu ſein, die 24 Beys, welche die verſchiedenen Provinzen des Landes als Statthalter regierten, fortbeſtehen zu laſſen. Dieſe Verfaſſung hat, ohne beſondre Veränderung, über 200 Jahre beſtanden. Aber ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts erlangte das Anſehen der Mameluchen durch ihre Anzahl und ihre Reichthümer ein ſolches Uebergewicht über die Regierung der Osmanen in Aegypten, daß die Macht der letztern völlig in nichts verſank, und der von der Pforte ernannte Paſcha ganz nach dem Willen der Mameluchen handeln mußte. Dieſes Uebergewicht verſchaffte ihnen vorzüglich ſeit 1766 Ali Bey, welcher mit unumſchränkter Gewalt regierte und 1773 ermordet wurde. Auch zur Zeit der franzöſiſchen Invaſion ſpielten die Mamelukenbeys, namentlich Murat Bey, eine wichtige Rolle. Die Mameluken, die durch ganz Aegypten zerſtreut ſind, und deren Anzahl vor mehreren Jahren 10—12 000 Mann betrug, gegenwärtig aber ſehr vermindert iſt, pflanzen ſich meiſtens durch Sklaven fort, die aus den Gegenden zwiſchen dem ſchwarzen und caspiſchen Meere nach Cairo gebracht werden. Man zwingt ſie zum Glauben Mahomeds und bildet ſie zu Kriegern. Sie gelangen nachher zu Staatsämtern und werden oft ſelbſt Beys; denn nur Mameluchen können dieſe Stelle erhalten. Die Mameluchen bilden eine gute Cavallerie, ſie ſind ſehr gut bewaffnet und beritten. Sie griffen die Franzoſen, als dieſe in Aegypten gelandet waren mit der größten Wuth an, konnten aber dem europäiſchen Artilleriefeuer nicht lange widerſtehen, und mehrere gingen von ihnen bald zu den Franzoſen über. Dem jetzigen Paſcha von Aegypten, Mohamed Aly, iſt es ſeit einigen Jahren gelungen, ſich ein Uebergewicht über die Beys zu verſchaffen, und ſie größtentheils aus Aegypten zu verdrängen (ſ. Aegypten).

Mammuth (bei Blumenbach Elephas primigenius, der Ele-

phant der Vorwelt) iſt ein jetzt nicht mehr bekanntes Thier der Urwelt, deſſen Ueberreſte noch gefunden werden. Rußland, beſonders Sibirien, iſt das Vaterland dieſer Thiergattung, wie das Gemeingrab derſelben. Denn hier findet man die meiſten Knochen und Zähne von dieſem großen Thiere, die für die Ruſſen einen nicht unbedeutenden Handelsgegenſtand abgeben. Nach Cuvier iſt das Mammuth eine Gattung des Elephanten geweſen und nimmt unter den 48 Arten ausgeſtorbener Thiere, von deren ehemaligem Daſeyn er verſichert iſt, den zweiten Platz ein. Es hat Hauer und einen Rüſſel, wie der Elephant. Man findet die Knochenüberreſte des Mammuth in der niedrigen aufgeſchwemmten Erde an den Ufern großer Flüſſe. Im Eiſe der Lena entdeckte Adams vor einigen Jahren ein noch mit Haut und Haar verſehenes Thier dieſer Art. Es hatte zwiſchen den ſteifen Haaren auch ein gelbliches Wollhaar, war 16 Fuß lang und 9 Fuß hoch; jedes Horn war 9 Fuß lang, der Kopf allein wog über 400 Pfund. Auch in Frankreich und Deutſchland, namentlich bei Braunſchweig und 1816 bei Cannſtadt hat man Mammuthsknochen ausgegraben. Einer in Virginien entdeckten Gattung von Kranichen von 15 Fuß Höhe hat man den Namen Mammuth Kranich beigelegt.

Mänaden (von μαίνομαι, ich raſe), hießen die Bacchantinnen, die Prieſterinnen des Bachus, ſ. d. Art.

Mancando (abbrevirt manc.), abnehmend, bezeichnet in der Tonkunſt, daß das Zeitmaaß eines Tonſtücks immer langſamer werden, und der Ton allmählig ſchwinden ſoll.

Mancheſter, große und wichtige Fabrikſtadt Englands, 37 Meil. von London, in der Shire Lancaſter, in einer ſehr hügeligen Gegend, am Bridgewatercanale und am ſchiffbaren Fluſſe Irwel, an deſſen linkem Ufer Salford, eine Vorſtadt von Mancheſter, liegt, und durch eine ſchöne ſteinerne Brücke von zwei Bögen mit der Stadt verbunden iſt ꝛc. Die Stadt iſt unregelmäßig; der neuere Theil derſelben iſt ſehr freundlich gebaut, hingegen iſt der ältere Theil, der Sitz der Fabriken, altmodiſch. Einer der ſchönſten Theile von Mancheſter iſt der Crescent, eine in Form eines halben Mondes angelegte ſchöne Häuſerreihe mit einer Terraſſe, von der man auf den vorbeifließenden Fluß hinabſieht. Die Stadt enthält 16,400 Häuſer und 98,600 Einw., welche vorzüglich von den wichtigen Fabriken ihren Unterhalt ziehen; denn ſie iſt der Mittelpunct der engl. Baumwollenfabrikation, welche die ganze Gegend und auch benachbarte Grafſchaften beſchäftigt. Es befinden ſich daher hier mehr als 200 Fabriken von Mancheſter, Nanquin, Piqué, Kattun, Muſſelin, gedruckten Halbtüchern und Band; dann Fabriken in grober Leinwand und Hüten, und 5 Eiſengießereien. Der Reichthum an wohlfeilen Steinkohlen und die vortrefflichen Canalverbindungen, beſonders der Canal des Herzogs von Bridgewater verbunden mit der vortrefflichſten Maſchinerie, tragen zur Beförderung der Induſtrie ſehr viel bei. Auch befinden ſich zu Mancheſter große Handelshäuſer und eine Börſe. Unter den öffentlichen Gebäuden bemerken wir die Collegiatkirche, ein ſchönes gothiſches Gebäude, das in 2 Theile getheilt iſt, wovon der neuere Theil ſehr geſchmackvoll eingerichtet iſt. Merkwürdig iſt auch die große nach dem Lancaſterſchen Syſteme eingerichtete Freiſchule in einem Gebäude, zwar nur von einem Stockwerk, aber von einer anſehnlichen Länge. Mancheſter hat mehrere Wohlthätigkeitsanſtalten, eine öffentl. Bibliothek von 18,000 Bd. und eine philoſophiſche Geſellſchaft, welche ſich durch die Herausgabe mehrerer gemeinnütziger Abhandlungen ſehr verdient gemacht hat.

Manco=Capac, der Stifter und erſte Inca des peruaniſchen Reichs, deſſen Bewohner noch zu der Zeit, als die Spanier mit ihnen bekannt wurden, ſein Andenken in hoher Verehrung hielten. Er hatte ſie civiliſirt und mit verſchiednen nützlichen Beſchäftigungen, namentlich mit dem Ackerbau, bekannt gemacht. Er war unter ihnen aufgetreten als ein Sohn der Sonne, und lehrte innerlich und als höchſte aber unbekannte Gottheit, Pachacamac, d. h. die Seele oder Stütze der Welt, äußerlich aber und als eine untergeordnete, ſichtbare und bekannte Gottheit, die Sonne, ſeine Mutter, verehren, und befahl, letzterer für die Wohlthaten, womit ſie die Menſchen überhäufte, Opfer darzubringen.

Mandarin iſt eigentlich ein portugieſiſches Wort (von mandare), und bezeichnet jeden öffentlichen Militär= oder Civil=, geiſtlichen oder weltlichen Beamten im chineſiſchen Reiche, ſeine Würde ſei groß oder klein. Das chineſiſche Wort dafür iſt Quang oder Quang=fu. Man erkennt den Grad der Würde an der Farbe der Knöpfe, welche die Mandarinen auf der Mitte ihrer Hüte tragen: roth iſt die erſte, dann folgen blau, weiß, vergoldet und verſilbert. Roth und blau haben Unterabtheilungen in dunkel und durchſichtig. Außer den Knöpfen und Pfaufedern an den Hüten, aus denen man den Rang eines jeden Mandarinen erkennen kann, ſieht man bei Hofe noch zwei andre Kennzeichen der höhern Würde. Die Staatsgewänder aller Mandarinen haben auf der Bruſt und auf dem Rücken viereckige reiche Stickereien; aber Unterkönige, Colao's (d. i. Cabinetsminiſter) und Prinzen haben runde, nicht nur auf der Bruſt und dem Rücken, ſondern auch auf den Schultern ihrer Gewänder. Ferner ſieht man viele in Gelb gekleidet, eine Farbe, die blos von den Vornehmſten und von ſolchen getragen wird, denen der Kaiſer Erlaubniß dazu ertheilt, als Miniſtern, Vicekönigen, Verſchnittenen.

Mandat, 1. Bevollmächtigungsvertrag, Vollmacht, Auftrag; 2. eine landesherrliche Verordnung, oder auch eine richterliche Verfügung, durch welche auf des Klägers Anbringen der Gegenpartei etwas anbefohlen oder verboten wird. Daher ein Prozeß, der mit einem ſolchen Mandat anfängt, Mandatsprozeß heißt. 3. Hießen Mandaten, Territorial=Mandaten, eine Gattung Papiergeld, daß zur Zeit der republikaniſchen Verfaſſung in Frankreich in Umlauf geſetzt wurde. Nachdem die Aſſignaten (ſ. d. Art.), denen Robespierre einen gezwungenen Cours zu erhalten gewußt hatte, nach deſſen Hinrichtung durch die Gewalt der öffentlichen Meinung zu nichts herabgeſunken und dadurch die Nationalgüter, die man als eine Hypothek für ihre Einlöſung angewieſen hatte, wieder frei geworden waren; nachdem ferner die Regierung vergebens eine Anleihe zur Beſtreitung der Kriegskoſten und andrer dringenden Staatsausgaben eröffnet hatte, ſchuf ſie dieſes neue Papiergeld unter dem Namen der Mandaten, die im Grunde nichts anders als ebenfalls Aſſignaten waren, denn auch ſie waren Anweiſungen auf den künftigen Verkauf der Nationalgüter, hatten jedoch vor den Aſſignaten einen doppelten Vorzug. Erſtlich hatten die Mandaten eine ſpecielle Hypothek auf einzelne, auf einer Tafel namentlich aufgeführte Güter, da die Aſſignaten nur im Allgemeinen auf die Nationalgüter fundirt waren; zweitens konnten die Mandaten jeden Augenblick realiſirt werden, indem deren Inhaber, ohne alle Weigerung und Formalitäten, in jedes auf der Unterpfandstafel verzeichnete Gut, ſobald er ſich deßhalb meldete und den vierten Theil

des Preiſes hinterlegen würde, ſofort eingeſetzt werden ſollte. Es wurden ihrer anfänglich für 600 Mill., aber bald darauf — den 18. März 1796 — für 2,400 Mill. erſchaffen. Man gab ihnen zwar einen allgemeinen gezwungenen Cours, wodurch es zwar der Regierung gelang, die Koſten des bevorſtehenden Feldzugs damit zu beſtreiten, allein kaum war dies geſchehen, als ſie ebenfalls faſt zu nichts herabſanken; ſie wurden daher theils eingewechſelt und vernichtet, theils verſchwanden ſie von ſelbſt. Statt unter ſeiner Laſt zu erliegen, verdankte Frankreich dieſem Papiergelde ſeine Rettung. Das Uebel trug durch ſein Uebermaaß ſein Heilmittel zugleich in ſich, und auch hier wie im ganzen Laufe der Revolution waren die Wirkungen immer im Gegenſatz mit ihren Urſachen.

Mandeln, Amygdalae, (franz. Amandes), ſind die Kerne der Steinfrucht des Mandelbaumes, Amygdalus, L. Die ſüßen ſind wegen ihres fetten und milden Oeles ſehr nährend, von angenehmem Geſchmack und dienen ſowohl zur Speiſe, als zur Arznei. Die bittern enthalten noch außerdem ein flüchtiges Oel, was ihnen den unangenehmen Geſchmack und die betäubende Eigenſchaften giebt. Dieſe äußern ſich bei Thieren, als Hunden, Katzen, Vögeln ꝛc., oft ſehr ſtark und lebensgefährlich. Der Mandelbaum iſt in Aſien und in dem mittägigen Europa einheimiſch, auch hin und wieder in Deutſchland, gleich dem Pfirſichbaum, wegen ſeiner zeitigen und ſchönen rothen Blüthen angepflanzt, bringt jedoch hier ſelten reife Früchte. Die beſten Mandeln von langer Form kommen aus Malaga, eben ſo geſucht werden die aus Valenzia und die italieniſchen Ambroſinmandeln. Sicilianiſche und Provençaler ſind eine Mittelſorte und mehr rund als lang. Die bittern kommen aus der Türkei. Knackmandeln in dünnen zerbrechlichen Schaalen (Mollese, Sottile) dienen zum Deſſert.

Mandeville (Bernard de), ein holländiſcher Arzt, welcher zu Dortrecht 1670 geboren war, in England lebte und 1733 ſtarb, iſt durch ſeine irreligiöſen Schriften berüchtigt, welche der Abdruck ſeines Lebens waren. Unter dieſen iſt am meiſten bekannt ſeine **Fabel von den Bienen** (the fable of the Bees or private vices made public benefits. Lond. 1714. 6 Ed. 1732. 2 Vol. 8; franz. Ueberſ. 1740. 8. Der zweiten Ausgabe iſt eine Enquiry into the origin of moral virtus als Apologie beigefügt). Er behauptete hier, daß die Tugend nur ein künſtliches Product der Klugheit und Eitelkeit ſei, auch der Luxus und die Laſter der Einzelnen zum Wohl und Vortheil der Geſellſchaft gereichten, und ſelbſt die Verbrechen nützlich feien, in ſo fern ſie dazu dienten, eine gute Geſetzgebung einzurichten; 2. freie Gedanken über die Religion, die Kirche und das Glück der Nation. 3. Unterſuchungen über den Urſprung der Ehre und über den Nutzen des Chriſtenthums im Kriege, in welchem Werke er vielen ſeiner frühern Ideen und Anſichten widerſpricht.

Mandoline (italieniſch Mandola, Mandora), ein kleines mit vier Saiten bezognes lautenartiges Inſtrument, welches ſowohl mit einem Federkiel, als mit einem Finger der rechten Hand geſpielt wird. Man hat auch dergleichen Inſtrumente mit ſechs und mehr Saiten, welche, da ſie der Laute noch ähnlicher ſind, Mandores luthées genannt werden.

Mandſchu, Mandſchuren oder Bogdier. Zwei Nationen, die eigentlichen Mandſchuren und die Tunguſen, deren gemeinſchaftlicher Urſprung an ihren Traditionen, ihrer Sprache und Körperbildung zu erkennen iſt, gehören zu dem mandſchuriſchen Völker-

ſtamm, der im öſtlichen Sibirien und in der nördlichen Mongolei weitläuftige Länder und Wüſten bewohnt, und auch noch jetzt ſehr mächtig iſt, da eine mandſchuriſche Fürſtenfamilie über China herrſcht. In den älteſten Zeiten waren ſie unter dem Namen Kin oder Njudſchen bekannt; ſeit 926 den Kitanen zinsbar, und wohnten im Norden von Corea in der öſtlichen Tatarei bis ans Oſtmeer und den Amur. Sie empörten ſich 1114 unter Okta gegen die Kitanen und ſtifteten 1118 das Reich der Kin in China, das von dem Namen des Stifters der Dynaſtie ſo genannt wird, indem ſie jenen einen Theil ihrer Länder abnahmen. Taitſong machte 1125 dem Reiche der Kitanen in Nordchina ein Ende, griff aber hernach die Song, die ihn zu Hülfe gerufen hatten, ſelbſt an, entriß ihnen Petſcheli und Chenſi und zwang Weytſong, ihm einen Theil von China, und deſſen Nachfolger, ihm das übrige Nordchina abzutreten, ſo daß dieſem nur noch Südchina verblieb. Die Mongolen, bisher Vaſallen der Kin, fielen unter Thaitſongs Nachfolgern ab, und nöthigten ſie, ihnen ein Stück Landes einzuräumen. Im J. 1208 verweigerte Dſchingischan ihnen den Tribut, ſchlug ſie 1212 und 1213 völlig, machte ſich von der Abhängigkeit los und legte dagegen den Kin Tribut auf. Dieſen verſagte nun auch 1215 Ningtſong, China's Beherrſcher aus der Dynaſtie Song. Durch Dſchingischan verlor jenes Volk Chenſi 1221; Oktai ſetzte den Krieg gegen daſſelbe fort (1230) und eroberte ihr Reich unter Gnaitſong. Nach der Vertreibung der Kin aus China erſchienen ſie erſt im ſechzehnten Jahrhundert wieder (1556), unter dem Namen der Mandſchu. Sie hatten in dem angeführten Jahre in Leatong (einem Erblande der kaiſerlichen Familie in Pina, zwiſchen der Scharra-Mongolei und Corea) Aufnahme gefunden, aber ſchon 1616 fielen ſie unter Tienming in China ein und machten hier große Eroberungen. Die Zerrüttungen zu vermehren, trat der Empörer Li auf, griff den Kaiſer Whaytſong 1643 in ſeiner Reſidenz an, und beſiegte ihn. Der Kaiſer erhängte ſich und in ihm erloſch die Dynaſtie Ming, die letzte eingeborne Regentenfamilie in China. Jetzt verglich man ſich mit den Mandſchu. Tſonte vertrieb den Li aus Peking, ſtarb aber mitten unter ſeinen Eroberungen, welche ſein Sohn 1644 vollendete, ſeit welcher Zeit die Mandſchu Regenten dieſes Landes ſind. — Unter ruſſiſcher Herrſchaft ſtehen keine Mandſchu, denn als die Ruſſen nach Sibirien kamen, verließen ſie zum Theil ihre Wohnplätze, die ſie in Oſtſibirien vom Baikal bis an das mongoliſche Gebirge und um den Amurfluß inne hatten, und zogen hinab nach dem Amur und China, die aber blieben und ſich der ruſſiſchen Herrſchaft unterworfen hatten, kamen vermöge des Friedens von Nertſchinsk an China, in welchem Rußland den ganzen Amur und alle ihm unterworfene Mandſchuren abtrat. Jetzt macht das Gebirge Stannowoi Chrebet die Grenze, in welchem Tunguſen wohnen, die theils China, theils Rußland zinsbar, theils auch frei ſind.

Manelli (Pietro), ein berühmter komiſcher Sänger Italiens, der gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts lebte. Er trug beſonders zu der Revolution bei, welche um dieſe Zeit mit der alten franzöſiſchen Muſik zu Paris vorging, indem er zuerſt den Geſchmack der Franzoſen für die neue italieniſche Muſik empfänglich machte. Manelli ſtand um das J. 1750 als erſter Sänger an der Spitze einer Geſellſchaft von Sängern italieniſcher Intermezzo's. Sein komiſches Talent zog unaufhörlich das Publicum in ſeine Vorſtellungen und erwarb ihm einen ſolchen Anhang, daß eine Art von Bürgerkrieg daraus entſtand.

Er debutirte mit der Serva Padrona von Pergoleſi, die einen ungemeinen Enthuſiasmus erregte Bald bildete ſich eine Gegenpartei, welche die alte franz. Muſik gegen dieſe Neuerer in Schutz nahm. So entſtanden die Bouffoniſten und Antibouffoniſten. Unter den Schriftſtellern und Schöngeiſtern, die an dieſem Streit Theil nahmen, bemerkte man vornehmlich J. J. Rouſſeau und Grimm.

Manes, ſ. Mani.

Manen (Manes), bei den Römern die Seelen der Verſtorbenen. Man nannte ſie auch Laren, wenn ſie wohlthuend, Larven oder Manien (Larvae vel Maniae), wenn ſie ſchädlich waren. Einige hielten ſie auch für die böſen und guten Genien der Menſchen, welche dieſe bei ihrem Leben begleiteten. — Man zählte die Manen zu den unterirdiſchen Göttern, glaubte aber, daß ſie bisweilen auf der Erde erſchienen und als Geſpenſter ſichtbar würden. Insbeſondere ſollten ſie an drei Tagen des Jahres, den 30. Aug., 4. Okt. und 7. Nov. die Oberwelt beſuchen; daher dieſe Tage bei den Römern für unglücklich galten. Der allgemeine Volksglaube, daß die Geiſter der Verſtorbenen auf das gute oder böſe Schickſal der Lebenden, beſonders derer, mit denen ſie ehemals genau verbunden geweſen, den mächtigſten Einfluß hätten, flößte eine allgemeine Furcht vor ihnen ein, und man hütete ſich ſehr, ſie zu beleidigen. Da man annahm, daß ſie jeden Störer der Ruhe des Leichnams verfolgten, ſo verehrte man die Begräbniſſe ſehr und brachte den Manen Opfer (inferiae) und Libationen; ja man errichtete, wenn man nicht wußte, ob ein Todter begraben wäre, ein Cenotaphium, und lud die Manen deſſelben unter feierlichen Ceremonien ein, ſich dahin zur Ruhe zu begeben, aus Furcht, daß ſie außerdem noch lange auf der Oberwelt zur Qual der Lebendigen herumirren und den Körper ſuchen möchten. Man glaubte ferner, daß ſie an Blut Wohlgefallen hätten, ſchlachtete ihnen daher beim Scheiterhaufen verſchiedene Thiere, beſonders ſolche, die dem Verſtorbenen lieb geweſen waren, und verbrannte ſie mit dem Leichnam.

Manetho, Manethon, aus Diospolis in Aegypten, um das Jahr v. Chr. Geb. 270, Oberprieſter zu Heliopolis, Verfaſſer einer ägyptiſchen Chronik in 3 Büchern, deren noch vorhandne Bruchſtücke wichtig ſind. Man findet ſie in Scaligers Werke de emendatione temporum. Das ihm beigelegte Gedicht vom Einfluß der Geſtirne (ἀποτελεσματικά, ed. Gronov. Leiden 1693. 4.) gehört in die folgende Periode und iſt, wie das ihm beigelegte Buch von den Königen von Aegypten untergeſchoben. A—s.

Manichäer, ſ. Mani.

Mani, Manichäer. Von dem Stifter dieſer merkwürdigen Secte, den die Orientalen Mani, die Kirchenväter Manes und ſeine Anhänger Manichäus nannten, hat die Geſchichte zwei verſchiedene Nachrichten; doch zuverläſſiger, als die arabiſche aus dem 10. Jahrh., die ihn zu einem vornehmen Magier, kunſtreichen Mahler und chriſtlichen Prieſter macht, übrigens aber nichts merkwürdiges neues von ihm ſagt, ſcheint die viel ältere, in den chriſtlichen Kirchenſchriftſtellern aufbehaltene Erzählung zu ſein. Nach dieſer kam er im Knabenalter als Sklav unter dem Namen Kubrikus, zu einer begüterten Wittwe in Perſien, bei der er die 4 Bücher des Scythianus, eines ſonſt nicht bekannten ägyptiſchen Schwärmers, deſſen Schüler Terebinthus oder Buddas ſie ihr hinterlaſſen

hatte, unter den Titel Geheimniſſe, Hauptſtücke, Evangelium (Arzeng) und Schatz vorfand und daraus eine aus chaldäiſch-dualiſtiſchen Ideen und gnoſtiſchen Mythen gewobene Welt und Geiſterlehre ſchöpfte. (Vergl. d. Art. Dualismus und Gnoſis.) Nach dem Tode ſeiner Herrin ihr Erbe, nannte er ſich Mani und verſuchte, ähnlich dem ſpätern Mahomed, auf den Grund dieſer Bücher eine neue Religionsphiloſophie zu bauen, für die er Jünger gewann. Durch den Ruf ſeiner Weisheit an den Hof Sapors (Schabours), Königs von Perſien, geführt, mußte er, da der ihm anvertraute kranke Sohn dieſes Königs unter ſeiner Behandlung ſtarb, dafür mit Gefängniß büßen. Seine vorher ausgeſendeten Schüler brachten ihm dahin Kunde von dem Widerſtande, den das Chriſtenthum ihnen entgegengeſetzt habe. Ueber dem Leſen der heil. Schriften der Chriſten kam er nun auf den Gedanken, zur Reinigung des Chriſtenthums von jüdiſchen und hierarchiſchen Verunſtaltungen und zur Ausbreitung einer von den Apoſteln verſchwiegenen Geheimlehre berufen, ja ſelbſt der im N. T. verheißne Paraklet oder Tröſter zu ſein. Nachdem er ſich der Haft entzogen und auf Arabion, einer Feſte an den Grenzen Meſopotamiens, neue Jünger geſammelt hatte, ſuchte er unter dem Namen eines Apoſtels Jeſu Chriſti, nach der arabiſchen Erzählung auch begünſtigt von Sapors (272 n. Chr.) Nachfolger Hormisdes (Hormuz), die Chriſten in jenen Gegenden zu ſeiner Lehre zu bekehren. Bei dieſen Bemühungen ſoll er von Archelaus, einem chriſtlichen Biſchofe zu Kaskar (Charrä) in Meſopotamien, in zwei Disputationen überwunden, bald auch wieder am perſiſchen Hofe verdächtig und 277 n. Chr. auf Befehl des Königs Baracces (Baharam) hingerichtet (die chriſtliche Nachricht ſagt geſchunden) worden ſein. Von einem ewigen Gegenſatze des Guten und Böſen ausgehend, die Philoſopheme Zerduſchts mit willkührlich gedeuteten bibliſchen Lehren verſchmelzend, hat ſein Syſtem vom Chriſtenthum wenig mehr als die Sprache. Es nimmt zwei von einander unabhängige Grundweſen an, das Gute, den geſtaltloſen Gott im Reiche des Lichts, das Böſe, Hyle oder Teufel, von coloſſaler Menſchengeſtalt in der Finſterniß der Materie, jenes verſtärkt durch zwei anfänglich erzeugte Ausflüſſe, Sohn und Geiſt, und ſtärker als dieſes; jedes von unzähligen aus ihm emanirten gleichartigen Aeonen oder Elementarkräften umgeben, die in fünf Elementen oder wie Stockwerke über einander gethürmten Sphären wohnen, im Reiche des Guten Licht, klares Waſſer, heitre Luft, mildes Feuer und reiner Aether, im Reiche des Böſen Finſterniß oder Erde, trübes Waſſer, ſtürmiſche Luft, verzehrendes Feuer und Rauch, aus deren jedem wieder ihm angemeſſene Creaturen hervorgingen. Während eines innern Krieges der immer zwieträchtigen Kräfte der Finſterniß gewahrte die geſchlagene Partei auf hohen Grenzgebirgen das dem Teufel vorher ganz unbekannte Lichtreich. Um es zu erobern, machte der Teufel Friede mit den Seinigen, dagegen der gute Gott die Mutter des Lebens und aus dieſer den Menſchen erzeugte, um ſeine Heere gegen die Böſen anzuführen. Dieſer Aeon wollte ſie durch Liſt und Liebe bezwingen, wobei viele Lichtſeelen, ſelbſt ſein eigner Sohn, der leidensfähige Jeſus, vom Teufel und ſeinen Aeonen verſchlungen wurden. Der heilige Geiſt, von Gott zu Hülfe geſendet, feſſelte zwar die Feinde und ſchuf das Weltgebäude (die Erde), das auf den Schultern der Rieſen Omophorus und Splenditenes ruht, welche die Manichäer verehren. Dafür erzeugte der Teufel, um das Böſe in die Welt zu bringen,

die Menſchen, deren Körper und ſinnliche Seele ſeinem Reiche angehört, deren vernünftige Seele aber von dem in jenem Kampfe vom Teufel verſchlungenen Lichtſtoff genommen iſt. Nun ſehnten ſich die Menſchen aus den Feſſeln des Körpers und der Sinnlichkeit hinaus nach dem Lichte. Der Sohn Gottes (Chriſtus, den Mani vom leidensfähigen Jeſus unterſcheidet), deſſen Kraft in der Sonne, deſſen Weisheit im Monde wohnt, mußte daher in die Welt kommen, um die noch von der Finſterniß gehaltenen Lichtſeelen zu befreien. Dieſer Erlöſer wurde nicht Menſch; was das neue Teſtament von dem Menſchenleben Jeſu erzählt, war nur Schein und Schattenſpiel, ſelbſt ſein Tod und ſeine Auferſtehung; aber ſeine Leiden ſind Sinnbilder der an den verderbten Menſchen nöthigen Läuterung durch Entſagung, Tod und neues Leben, inſonderheit ſeine Kreuzigung eine Allegorie von der Qual der Seelen, die an der Materie hängen, wie am Kreuz. Dieſe Erlöſung geſchieht nur durch den Unterricht, den der Paraklet (Mani) als Stellvertreter des heiligen Geiſtes aus den Reden Chriſti und ſelbſt empfangenen Offenbarungen kund macht. Mani's Chriſtenthum iſt daher ein blos moraliſches Inſtitut, indem das alte Teſtament ganz verworfen, das neue aber nur nach ſeiner Deutung gebraucht wird. Nach dem Tode nimmt er Reinigungen der Seelen durch Feuer und Waſſer, doch keine Auferſtehung des Leibes an. Die Vollkommenen ſollen bald darauf zur Seligkeit im Licht gelangen, die Unvollkommenen erſt nach Wanderungen durch mancherlei Thiere, in denen ſie büßen und ſich läutern, die Unverbeſſerlichen aber, obſchon auch zur Seelenwanderung beſtimmt, ewige Höllenſtrafen leiden. Auch die nicht belebte Schöpfung durchdringt das Licht des leidensfähigen Jeſus, das, aus den Aeonen der Finſterniß wieder herausſtrömend, auf die Erde fällt und ſie befruchtet, und der lebendige Geiſt reiniget auch die Vegetation, indem ihre Früchte durch den Genuß, den ſie den Menſchen geben, ſich im Dienſte des Lichtes verzehren, daher auch die Manichäer kein Brot, ſondern nur Geld als Almoſen an Nichtmanichäer ſpenden durften. Erzürnt über dieſen Erfolg erregen jene teufliſchen Kräfte Ungewitter und andere phyſiſche Uebel. Das ganze Drama beſchließt ein allgemeiner Weltbrand, die Wiederkehr der erlöſten Seelen in das Reich des Lichts und der Fall des Teufels in Ohnmacht und ewige Feſſeln. Zwiſchen ſeinem Gebiet und dem Reiche des Lichts halten die Seelen der nicht völlig Geläuterten ewig Wache, daß beides geſchieden bleibe, wie es vom Anfang war. Mit dieſem Religionsſyſteme, das in den Büchern des Scithianus und Mani's eignen Zuſätzen, Briefen und apocryphiſchen Schriften enthalten war, aber nur noch in Bruchſtücken, welche man in alten Schriftſtellern, beſonders des heiligen Auguſtinus gegen die Manichäer findet, vorhanden iſt, hängt die Manichäiſche Sittenlehre genau zuſammen. Sie theilte die *Manichäer* in zwei Claſſen. Die *Auserwählten* ſollten ſich des Weines, des Fleiſches und aller animaliſchen Nahrung, der Ehe, des Beiſchlafs, der Muſik, des Beſitzes irdiſcher Güter und jeder Ueppigkeit, dabei aber auch des Krieges, der Arbeit und jeder Beſchädigung der Pflanzenwelt, ja ſelbſt des Pflückens der Baumfrüchte enthalten, kein Thier, außer Ungeziefer, tödten und ihr Leben der frommen Contemplation widmen. Mehr war den *Zuhörern* oder Unvollkommneren erlaubt; durch ihre Arbeit mußten ſie ſich und die Aus-

erwählten ernähren, in der Ehe das Kinderzeugen verhüten und ihr Glück in der Armuth ſuchen. Aller Oberhaupt war Mani mit zwölf von ihm gewählten Apoſteln, unter denen Thomas, Buddas und Acuas, nach dem die Manichäer auch Acuaniten genannt wurden, Erwähnung verdienen. Den Manichäiſchen Gemeinden ſtanden Biſchöfe (Mani hatte 72 dazu geweiht) Aelteſte und Diaconen vor, ſämmtlich aus der Claſſe der Auserwählten, in der es auch heilige Jungfrauen gab. Doch galten dieſe Geiſtlichen nur als Lehrer, da das Kirchenregiment von den Gemeinden demokratiſch ausgeübt wurde. Tempel, Altäre, Bilder, Opfer und andre ſinnliche Hülfsmittel des Cultus hatten ſie nicht; ihre Gottesverehrung beſtand aus Geſang, Gebet, Vorleſung ihrer heiligen Bücher und Lehrvorträgen. Die Abendmahlsfeier hielten ſie ohne Wein, die Taufe verſchoben ſie, wie die Chriſten der erſten Jahrhunderte, oft ins reifere Alter. Von den Feſten der Chriſten begingen ſie nur das Gedächtniß des Todes Jeſu und den Sonntag, dieſen mit ſtrengem Faſten. Im März feierten ſie Mani's Todestag (Bema), an dem in ihren einfachen Verſammlungsſälen ein auf fünf Stufen erhabner prachtvoller Lehrſtuhl für den im Geiſte anweſenden Mani ſtand. Sie wollten für Chriſten gehalten ſein, mußten aber, ungeachtet des ihnen ſelbſt von Gegnern zugeſtandenen Ruhmes vorzüglicher Sittenreinheit, doch ſeit der Mitte des vierten Jahrhunderts härtere Verfolgungen erdulden, als andre Ketzer. Bis zu dieſem Zeitpunct hatten ſie ſich ſchnell genug aus Perſien, ihrem Vaterlande, durch Syrien und Kleinaſien nach Aegypten, der römiſchen Provinz Afrika und ſelbſt bis Italien ausgebreitet. Der heilige Auguſtinus, der ihre Irthümer am eifrigſten beſtritten hat, war in ſeiner Jugend neun Jahre Zuhörer unter ihnen geweſen. In Nordafrika, wo ſie viele, obwohl nicht zahlreiche Gemeinden mit eignen Biſchöfen hatten, wurden ſie im 5. Jahrhunderte von den Vandalen, im römiſchen Reiche, beſonders in Italien, wohin einzelne Haufen derſelben ſich aus Afrika geflüchtet hatten, durch die Verfolgungsdecrete chriſtlicher Kaiſer und durch biſchöfliche Bannflüche ausgerottet. Endlich auch in Perſien unterdrückt, zogen ſie ſich ſeit dem Anfange des 6. Jahrhunderts theils in das noch heidniſche öſtliche Aſien, wo ſie auf die Ausbildung des Lamaismus Einfluß gehabt zu haben ſcheinen, theils in das Dunkel geheimer Verbrüderungen zurück und traten in ſpätern Jahrhunderten nur unter andern Namen wieder auf. Die Priscillianiſten, Paulicianer und Katharer hatten viel mit den Manichäern gemein (vergl. dieſe Art.), doch iſt ihr Name im Mittelalter ketzeriſchen Parteien und Geſellſchaften, wie den 1022 zu Orleans verbrannten Canonicis, oft ohne hinlänglichen Grund und nur, um den Volkshaß aufzuregen, beigelegt worden.

E.

Manier und **Manierirt.** Mit dieſen Ausdrücken im weiteſten Sinn bezeichnet man in den Künſten vorzüglich diejenigen Eigenſchaften eines Kunſtwerks, die nicht aus ſeinem Weſen ſelbſt, ſondern aus der Individualität des Künſtlers hervorgegangen ſind, mithin tadelhafte Eigenſchaften, da, gewiſſe Fälle ausgenommen, die Kunſt nach möglichſter Objectivität ſtreben ſoll; im engern Sinn ſind ſie gleichbedeutend mit Künſtelei und gekünſtelt, doch wird das Wort Manier auch oft mit Styl gleichbedeutend gebraucht. In einem andern Sinne ſpricht man von Manieren

in der Muſik und verſteht alsdann diejenigen Verzierungen darunter, die entweder durch ein angenommenes Zeichen über den Noten, oder vermittelſt kleinerer Noten zwiſchen den gewöhnlichen Noten vorgeſtellt werden. Dahin gehören der Triller, Pralltriller, Mordent, Doppelſchlag, Schleifer, Vorſchlag, Nachſchlag, Bebung u. ſ. w. Oft theilt man die Manieren auch ein in Setz- und Spielmanieren. Zu jenen gehören alle diejenigen Noten, die aus der Zergliederung der melodiſchen Hauptnoten uud aus der Vermiſchung derſelben mit Nebennoten entſtehen, und von welchen man einige mit beſondern Namen bezeichnet hat, wie z. B. den Laufer, die Walze, den Schwärmer u. ſ. w. Zu dieſen gehören theils die vorhin angezeigten beſtimmten Manieren, theils auch Veränderungen der Melodie von unbeſtimmter Form, womit die Melodie einer Soloſtimme, beſonders in Adagioſätzen, oft verziert wird.

Manifeſt. Mit dieſem Namen pflegt man die Erklärungen zu bezeichnen, welche vornehmlich im Anfange eines Krieges von den ſtreitenden Mächten öffentlich bekannt gemacht werden, um die rechtfertigenden Urſachen des Krieges darzuſtellen. Es ſind dieſe Erklärungen gewöhnlich an das geſammte Publicum gerichtet und ſollen das Unrecht des Gegners und die eignen Beſchwerden gegen denſelben ins Licht ſtellen. Die Form, in der die Manifeſte abgefaßt werden, iſt die der offnen Briefe, das heißt, ſie beginnen mit einer kurzen Anrede an das geſammte Publicum und ſind mit der einfachen Unterſchrift des Regenten verſehen. Verſchieden von ihnen ſind die Deductionen und Darſtellungen der Beweggründe, und die ſogenannten Exposés des motifs; erſtere ſind gleichfalls officielle, an das geſammte Publicum gerichtete, aber nur ſelten im Namen des Regenten abgefaßte, und von ihm nicht unterſchriebne Schriften in Form eines juriſtiſchen Libells; wogegen ſich dieſe, die gewöhnlich in franzöſiſcher Sprache abgefaßt ſind, durch ihre weniger juriſtiſche Form unterſcheiden; letztere ſind, mit Ausnahme von Deutſchland, beinahe allein noch in den letztern Zeiten im Gebrauche geblieben. Der Gebrauch der Manifeſte dagegen hat ſich allgemein bis auf unſere Tage bei allen Mächten erhalten; nur Frankreich, das ſich über ſo viele bis dahin allgemein für nothwendig geachtete Formen hinwegſetzte, erließ auch in den letzten Zeiten keine Manifeſte mehr, ſondern es erfolgten nur Botſchaften des Kaiſers an den Senat, Proclamationen an die Armee und oft ſehr pöbelhafte Ausfälle im Moniteur; denn freilich was konnte die franzöſiſche Regierung auch der Welt ſagen, das dieſe nicht ſchon längſt wußte, da ſelbſt der Verſuch, ein ſo heilloſes Syſtem zu beſchönigen, vergeblich war.

C. 2.

Manilius (Marc.) ein römiſcher Dichter, wahrſcheinlich aus dem Zeitalter des Auguſtus, deſſen übrige Lebensumſtände unbekannt ſind. Merkwürdig iſt er weniger als Dichter überhaupt, als wegen des Gegenſtandes, den er beſungen. Er iſt nämlich der Einzige unter den Römern, der, mit dem Aratos wetteifernd, es verſucht hat, ein aſtronomiſches Lehrgedicht zu verfertigen. Was wir noch davon haben, beſteht aus 5 Büchern unter der Aufſchrift: Astronomica, iſt aber nicht das Ganze. Als ein ſolches hat es keinen hohen poetiſchen, aber wohl einen wiſſenſchaftlichen Werth; doch finden ſich manche einzelne wirklich ſchöne und gelungene Stellen, wohin beſonders die Eingänge gehören, auch

die Stelle von der Milchſtraße im 2. B. Hauptausgaben ſind von Bentley, London 1739, 4. und von Stöber (Straßburg, 1767, 8.).

Manipel, manipulus. ſ. Legion.

Manipulation, Behandlung, beſonders die magnetiſche, ſ. Magnetismus.

Manlius (Titus), mit dem Beinamen Torquatus, ein berühmter römiſcher Conſul und Feldherr, ein Sohn des Manlius Imperioſus. Bei einem lebhaften Geiſte gebrach ihm das Talent gut zu ſprechen. Sein Vater, der ihn nicht in die Stadt zu bringen wagte, hielt ihn auf dem Lande unter den Sklaven zurück. Dies Verfahren ſchien dem Volkstribun Marcus Pomponius ſo ungerecht, daß er ihn vorladen ließ, um ſich deßhalb zu verantworten. Der Sohn, der mit Unwillen ſeinen Vater ſeinetwegen verfolgen ſah, eilte mit dem Dolche in der Hand zum Tribun und ließ ihn ſchwören, von ſeiner Anklage abzuſtehen. Dieſe Kindesliebe rührte das Volk, welches ihn im nächſten Jahre zum Tribunus militaris erwählte. Er zog mit dem Heere gegen die Gallier, deren einer den tapferſten Römer zum Zweikampf foderte. Manlius nahm die Ausfoderung an, erlegte ſeinen Gegner und ſchmückte ſich mit der goldnen Halskette deſſelben. Davon erhielt er den Beinamen Torquatus, der auf ſeine Nachkommen überging. Einige Jahre nachher wurde er zum Dictator ernannt; er war der erſte Römer, der, ohne Conſul geweſen zu ſein, dieſe Würde bekleidete. Darauf ward ihm mehrmals das Conſulat ertheilt; unter andern war er Conſul im J. 340 v. Chr. Geb. während des Krieges der Lateiner. Gegen die ausdrückliche Verordnung des Manlius, daß ohne Befehl und außer ſeinem Gliede ſich kein Römer in ein Gefecht einlaſſen ſolle, nahm ſein Sohn, eingedenk des Sieges ſeines Vaters, einen Zweikampf an, zu dem einer der feindlichen Anführer ihn herausfoderte. Er war ſiegreich und legte die Beute des Feindes ſeinem Vater zu Füßen. Dieſer aber wendete ſich unwillig von ihm, übergab ihm einen Siegerkranz, und befahl zugleich dem Lictor, die Todesſtrafe, in die er verfallen ſei, an ihm zu vollziehen. Dieſes Beiſpiel der Strenge verſchaffte dem Manlius den pünktlichſten Gehorſam. Er beſiegte wenige Tage darauf die Feinde am Viſiris, während ſein Mitconſul, Decius Mus, ſich für das Vaterland dem Tode widmete. Der Senat bewilligte ihm die Ehre des Triumphs. Er trat darauf in den Privatſtand zurück, den er bis an ſeinen Tod nicht verließ. Man nannte nach ihm ſprichwörtlich Manliana edicta alle Verordnungen, in denen eine ſo ſtrenge Gerechtigkeit gehandhabt wurde.

Mann, ſ. Geſchlecht.

Manna heißt der eingetrocknete klebrige, blaßgelbe, durchſichtige, ſchleimichtſüße Saft, den einige Gattungen der Eſche im ſüdlichen Europa, beſonders in Calabrien und Sicilien, liefern. Man könnte eine ähnliche Subſtanz auch aus verſchiednen andern Gewächſen, z. B. aus den Runkelrüben, gewinnen. In den Morgenländern giebt es dieſer Manna liefernden Gewächſe mehrere, welche man zum Theil noch nicht einmal näher kennt. Eine dieſer Pflanzen gehört zum Geſchlecht des Hahnenkopfs (Hedysarum) und man vermuthet, daß ihr Manna dasjenige geweſen ſei, welches die Israeliten auf ihren Wanderungen in der arabiſchen Wüſte genoſſen. Auch

in Amerika giebt es Gewächſe, die Manna liefern. Die Manna von Briançon kommt vom gemeinen Lerchenbaume.

Mannbarkeit, ſ. Pubertät.

Manngericht, Mannengericht, ſ. Mannrecht.

Mannheim, ehemals die Hauptſtadt der Pfalz am Rhein, jetzt die zweite Reſidenz des Großherzogs von Baden und die Hauptſtadt des Neckarkreiſes des Großherzogthums Baden, liegt beinahe in der Mitte der Ebene zwiſchen den dies- und jenſeitigen Rheingebirgen, an dem Einfluſſe des Neckars in den Rhein, über welche beide Flüſſe jetzt Schiffbrücken führen, wovon die Neckarbrücke auf 23 Kähnen ruht. Die Stadt enthält 6 öffentliche Plätze, 10 Kirchen, überhaupt 57 öffentliche Gebäude, 1540 Wohnhäuſer und 18,000 Einw. Sie iſt eine der regelmäßigſten Städte Deutſchlands, bildet einen länglichen Zirkel, und wird durch 11 längs- und 10 querlaufende Straßen von gehöriger Breite in 112 Quadrate zerſchnitten. Die Straßen ſind ſchnurgerade, reinlich und mit ſchönen Häuſern beſetzt. Die Straße, welche von dem nun abgebrochenen Heidelbergerthore bis zum Rheinthore führt, iſt zum Theil mit einer doppelten Reihe von Acazien, die mit Ketten umſchloſſen ſind, verſehen. Sonſt hatte Mannheim Feſtungswerke, aber nach dem Lüneviller Frieden wurden ſie geſchleiſt, und an die Stelle der Wälle und Graben ſind blühende Gärten gekommen. Auf dem mit einer doppelten Reihe von Bäumen bepflanzten Paradeplatze iſt ein marmorner aber waſſerleerer Springbrunnen mit meiſterhaft von Crepello gegoſſenen Statuen. Der ſchöne große Marktplatz iſt mit einer vortrefflich in Stein gehauenen Gruppe von der Meiſterhand des van der Brand geziert. Das weitläuftige und prächtige, 750 Fuß lange Schloß nimmt die ganze am Rhein gelegene Seite der Stadt ein. Es iſt in Anſehung ſeines Umfanges eines der bedeutendſten in ganz Deutſchland, und beſteht eigentlich aus drei ſehr großen Vierecken. Der linke Flügel des Schloſſes enthielt ehemals die Gemächer der Churfürſtin, die Capelle, ein phyſikaliſches Cabinet, den großen Opernſaal und das Ballhaus, allein bei dem Bombardement 1795 hat er ſehr gelitten, ſo daß ein großer Theil abbrannte, und nur noch die äußern Mauern ſtehen geblieben ſind; der rechte Flügel, von dem Churfürſten Carl Theodor erbauet, war der Kunſt und den Wiſſenſchaften eingeräumt, und enthält noch jetzt die Bildergallerie, doch bei weitem nicht ſo bedeutend als ſonſt, wo ſie neun Säle füllte, ein Naturaliencabinet, welches durch den Regierungswechſel auch etwas verloren hat, eine Sammlung von Gypsabgüſſen der bedeutendſten Antiken, eine Antiquitätenſammlung, welche außer den in der Pfalz gefundenen römiſchen Steinen auch eine Anzahl, größtentheils im Lande ausgegrabener kleiner Bronzen enthält, und eine nicht unbedeutende Bibliothek. Die in dem Schloſſe für die Landesherrſchaft eingerichteten Zimmer ſind ſehr geſchmackvoll decorirt und möblirt. Unter allen geiſtlichen Gebäuden in Mannheim macht das vormalige Jeſuitencollegium nebſt der Hof- oder Jeſuitenkirche den größten Eindruck. Der mit Säulen vom feinſten pfälziſchen Marmor gezierte hohe Altar iſt äußerſt geſchmackvoll und die in Fresco gemahlte Decke eine von den ſchönſten in Deutſchland. Dieſe Kirche hat zwei Thürme, zwiſchen welchen die hohe Kuppel emporragt. Die Höhe der Kuppel ſoll vom Boden an 250 Fuß betragen; von den 250 Fuß ihrer Länge nimmt das Schiff der Kirche allein 200 ein. Nach dem Schloſſe iſt das ſchönſte weltliche Gebäude in Mannheim das Zeug-

haus, von impoſanter Größe und geſchmackvoller Einfachheit. Es hat 650 Fuß im Umfange, eine Höhe von 92 Fuß, und enthält vier Stockwerke. Die Decke des erſten Stocks ruht auf zwei Reihen von 28 Fuß hohen ſteinernen doriſchen Säulen. Hinter dem Zeughauſe iſt ein von einer Mauer umſchloſſener großer Kugelgarten. Auch das Kaufhaus iſt ein ſchönes Gebäude, welches ein ganzes Quadrat einnimmt. Es ruht auf 72 ſteinernen Pfeilern, die 72 Schwibbogen machen, auf welchen der zweite Stock ruht. In dieſem Bogengange werden die Meſſen gehalten, und hinter ihm befinden ſich mancherlei Kaufläden. In dieſem Gebäude befinden ſich auch das Hofgericht, das Stadtamt, das Polizeibureau, eine Commiſſions- und eine Leihanſtalt, die Mehlwage und der Packhof. Das Komödienhaus iſt ein großes Gebäude von 3 Stockwerken und 900 Fuß im Umfange. Die daran befindliche ſchöne Bilderarbeit iſt von der Hand des van der Brand. Hinter dem Theater enthält das Haus den ſchönen Redoutenſaal. Von wiſſenſchaftlichen Anſtalten findet man beſonders ein Gymnaſium nebſt einer Bibliothek, eine Handlungsſchule, einen botaniſchen Garten und eine Sternwarte, ein in Form eines Achtecks, 107 Fuß hohes Gebäude, und mit Inſtrumenten ſehr reichlich verſehen. Von Fabriken ſind hier bloß eine Stückgießerei, eine Steindruckerei, eine Krapp-, eine Tapeten-, eine Leim- und 6 Tabaksfabriken. Bekannt iſt auch das ſogenannte Mannheimer Waſſer, eine Art von Liqueur. Obgleich einige hieſige Handelshäuſer bedeutende Geſchäfte machen, ſo iſt Mannheim doch keine eigentliche Handelsſtadt. Der Speditionshandel iſt von einiger Wichtigkeit, und wird durch die Rhein- und Neckarſchiffahrt begünſtigt. Man zählt hier 100 Handelsleute und 5 Buchhandlungen. Die Arbeiten der Handwerker und Künſtler ſtehen in der ganzen Gegend in großem Anſehen. Auch die hieſigen Bleichanſtalten verdienen eine Erwähnung. Die Stadt iſt mit vielen ſchönen Gärten umgeben, und der Gartenbau iſt hier ſehr vollkommen; beſonders wird ein ſtarker Hopfenbau getrieben. Unter den öffentlichen Spaziergängen ſind vorzüglich zu bemerken der Schloßgarten, eine neue ſchöne engliſche Anlage von dem Schloſſe bis zum Rhein, und die Mühlaue, eine beim Ausfluſſe des Neckars in den Rhein gelegene Inſel mit freundlichen Anlagen. — Wo jetzt die Stadt Mannheim ſteht, lag ſonſt ein bloßes Dorf gleiches Namens, wo Churfürſt Friedrich IV. 1606 ein feſtes Schloß Friedrichsburg und eine Stadt anlegte, welche vorzüglich von Niederländern, die wegen Religionsbedrückung ihr Vaterland verlaſſen hatten, bevölkert wurde. Der dreißigjährige Krieg, vorzüglich die Jahre 1622, 1631 und 1644, bedrohte dieſe neu entſtehende Stadt mit dem Untergange und verurſachte ihr vielen Schaden. Nach dem erfolgten weſtphäliſchen Frieden kehrten die vertriebenen Einwohner wieder zurück, die zerſtörten Gebäude wurden wieder aufgerichtet, aus Schutt und Aſche erhob ſich eine neue Stadt. Allein 1688 wurde durch die Franzoſen die ganze Stadt Mannheim der Erde gleich gemacht. Die unglücklichen Einwohner flüchteten nach allen Gegenden hin. In dieſem traurigen Zuſtande verblieb die Stadt zehn ganze Jahre, bis 1699 der Churfürſt Friedrich Wilhelm die herumirrende Bürgerſchaft wieder zuſammenbrachte. 1720 wurde Mannheim von dem Churfürſten Carl Philipp zur Reſidenz erwählt. Von da an erhob ſich Mannheim zur bedeutendſten Stadt in der Pfalz. 1777, als Baiern an den Churfürſten von der Pfalz als Erben gefallen war, wurde die Reſidenz nach München verlegt. Im franzöſiſchen Revolutionskriege

litt Mannheim durch Belagerung und Beſchießung. Durch den 1801 zu Lüneville geſchloſſenen Frieden fiel es an das Haus Baden.

Mannrecht hieß ehedem dasjenige Recht, nach welchem adeliche Vaſallen gerichtet wurden — das Lehnrecht. Dann bezeichnete man auch damit und mit dem Worte **Manngericht**, **Mannengericht** das aus den Vaſallen eines Lehnsherrn beſtehende Gericht, vor welchem ſich der Vaſall, wenn zwiſchen dem Lehnherrn und ihm Streit entſtanden war, ſtellen mußte. Daher rühren auch die Benennungen: **Mannrichter**, der Richter bei einem ſolchen Gericht; **Mannbote**, **Manntag** u. ſ. w. Doch ſind dieſe Ausdrücke jetzt nicht mehr gebräuchlich.

Manus, einer der berühmteſten Helden der alten Deutſchen, ein Sohn Thuiskons, welcher nach ſeinem Tode als Schutzgott verehrt wurde. Er war der **Mars** der Deutſchen. Sein Bildniß, in der Rieſengeſtalt eines altdeutſchen Kriegers, mit einer Thierhaut bekleidet, einen Schild an der Seite, und unter einer Eiche, dem Symbol der Stärke, ſtehend, wurde lange bei den Rugiern verehrt. Kritiker haben ihn bald für den Adam, bald für den Noah in der bibliſchen Geſchichte gehalten. Von ihm bedeutet das Wort **Mann** einen mit Kraft und Muth ausgerüſteten Menſchen.

Manomēter, ſ. **Daſymeter**.

Manſard (François), ein berühmter Baumeiſter, geboren zu Paris 1598. Auch ſein Vater, Pierre François, war Baumeiſter, ſtarb aber ſo frühzeitig, daß er den Unterricht ſeines Sohnes nicht vollenden konnte. François erwarb ſich durch ſein Genie bald großen Ruf; ſeine Arbeiten ſchmücken nicht nur Paris und deſſen nächſte Umgebungen, ſondern auch die Provinzen. Die Kirche Val de Grace iſt nach ſeinen Zeichnungen bis an das große Geſims (Corniche) aufgeführt worden; und es iſt zu bedauern, daß es ſeinen Neidern gelang, ihn ſpäter davon zu entfernen. Manſard ſtarb als erſter königlicher Baumeiſter 1666, und ward in der Kirche St. Paul beigeſetzt. Die Prachtgebäude, die nach ſeinen Zeichnungen aufgeführt wurden, ſind eben ſo viele Denkmale ſeiner Talente. Er entwickelte in ſeinen Entwürfen edle und prächtige Ideen, einen feinen Geſchmack, und eine genaue Kenntniß aller einzelnen Theile ſeiner Kunſt, dabei war er ſehr ſtreng in ſeinen Foderungen an ſich. Colbert foderte ihn auf, einen Plan für den Palaſt des Louvre zu entwerfen, und fand die Arbeit Manſards ſo vortrefflich, daß er das Verſprechen von ihm verlangte, ſeinen Entwurf ohne Abänderung auszuführen. Manſard aber verweigerte dieſe Zuſage, um ſich die Freiheit vorzubehalten, ſeine Arbeit noch verbeſſern zu können. Das Luſtſchloß Maiſons wird für ſein Meiſterwerk gehalten. Von ihm haben die **gebrochnen Dächer**, die er zuerſt angab, den Namen **Manſarden**.

Mansfeld, eines der älteſten gräflichen Geſchlechter in Deutſchland, das von dem Schloſſe Mansfeld ſeinen Namen hatte. Es war in 2 Haupt- und mehrere Nebenlinien abgetheilt, die aber 1780 im männlichen Erben ganz ausgeſtorben ſind, und hat mehrere verdienſtvolle Helden und Staatsmänner erzeugt. Unter den alten mansfeldiſchen Grafen hat ſich **Hoyer**, der 1115 in dem Treffen bei Welfsholz blieb, um den Kaiſer Heinrich V. verdient gemacht. **Albrecht**, Graf von Mansfeld, erklärte ſich für Luthers Sache und war in dem Religionskriege eine der vornehmſten Stützen der Pro-

teſtanten. **Volrath**, Graf von Mansfeld, ſein fünfter Sohn, zeichnete ſich als Krieger aus, und rettete im Treffen von Montcontour durch einen ſchönen Rückzug einen Theil der deutſchen Reiterei. Er ſtarb den 30. Dec. 1578. **Peter Ernſt**, Graf von Mansfeld, war Statthalter von Luxemburg und Brüſſel, und ſtarb 1604 in ſeinem 87. Jahre mit dem Titel eines Fürſten des römiſchen Reichs. **Carl**, Prinz von Mansfeld, ſein rechtmäßiger Sohn, that ſich im flandriſchen und ungariſchen Kriege hervor, und ſtarb 1595 ohne Nachkommen. **Peter Ernſt** von Mansfeld, des Letztern natürlicher Bruder, den Peter Ernſt von Mansfeld mit einem Frauenzimmer von Stande zu Mecheln erzeugte, wurde von ſeinem Taufpathen, dem Erzherzog Ernſt von Oeſterreich, in der katholiſchen Religion erzogen, und leiſtete, nebſt ſeinem Bruder Carl, dem Könige von Spanien in den Niederlanden und dem Kaiſer in Ungarn wichtige Dienſte, daher ihn Kaiſer Rudlph II. legitimirte. Weil man ihm aber die Würde ſeines Vaters und die Güter, die er in den ſpaniſchen Niederlanden beſeſſen hatte, gegen das gegebene Verſprechen vorenthielt, ward er ſo mißvergnügt darüber, daß er ſich 1610 zu den proteſtantiſchen Fürſten ſchlug, die reformirte Religion annahm, und einer der gefährlichſten Feinde des Hauſes Oeſterreich wurde. Dem Widerſtand, den er und einige kleine Reichsfürſten leiſteten, iſt es vorzüglich zuzuſchreiben, daß Oeſterreichs damahliger Plan, ganz Deutſchland zu unterjochen vereitelt wurde. Mansfeld vereinigte ſich 1618 mit den mißvergnügten Böhmen, denen er ſelbſt geworbene Truppen zuführte, focht lange in Böhmen und am Rhein für die Sache des geächteten Churfürſten Friedrichs von der Pfalz, verwüſtete dabei beſonders die Staaten geiſtlicher Fürſten, wurde öfters geſchlagen, aber nie überwunden. Als General in engliſchen Dienſten, warb er mit engliſchem und franzöſiſchem Gelde (1625) eine Armee, mit welcher er eine Diverſion in die öſterreichiſchen Erbſtaaten machen ſollte. Er ward (am 25. April 1626) bei Deſſau von Wallenſtein geſchlagen, ſetzte aber doch ſeinen Marſch bis Ungarn fort, um ſich mit dem Fürſten von Siebenbürgen, Bethlen Gabor zu vereinigen. Als dieſer aber ſeine Geſinnung änderte, entließ Mansfeld ſeine Truppen, und wollte, mit einem kleinen Gefolge, auf einem Umwege über Venedig nach England gehen. Er ward aber in einem Dorfe unweit Zara krank, ſtarb am 20. November 1626 im 40. Lebensjahre, und wurde zu Spalatro begraben. Mansfeld gehörte unter die außerordentlichen Menſchen, und war einer der größten Generale ſeiner Zeit. Aus ſeinen erlittenen Niederlagen ging er immer furchtbarer als vorher hervor. Er trotzte kühn allen Gefahren und Beſchwerden. Mit großem Verſtande, der ſich beſonders in ſeinen Unterhandlungen zeigte, verband er eine hinreißende Beredtſamkeit und eine unerſchöpfliche Liſt. Er war der Schrecken ſeiner Feinde. Den Condottieren der Italiener in frühern Zeiten nicht unähnlich, nährte er ſeinen Truppen, nach der Sitte des Jahrhunderts, durch Raub und Plünderung. Man verglich ihn daher mit Attila. Er ſelbſt verſchwendete die geraubten Schätze wieder, und blieb arm. Er erwartete den letzten Augenblick ſeines Lebens völlig gewaffnet und ſtehend, auf zwei ſeiner Adjutanten geſtützt. (Siehe Hofmanns Ehre des Hauſes Mansfeld. Leipzig 1718.) **Wolfgang**, Graf zu Mansfeld, hatte ebenfalls an den Angelegenheiten des dreißigjährigen Krieges bedeutenden Antheil. — Von den beiden Linien des Hauſes Mansfeld ſtarb die **Eislebiſche** oder Lu-

theriſche 1710 aus. Von der catholiſchen Linie erhielt Graf Heinrich Franz 1690 vom K. Carl II. von Spanien das Fürſtenthum Fondi im Königreiche Neapel, und Kaiſer Leopold I. ertheilte ihm 1711 die reichsfürſtliche Würde. Heinrich Paul Franz, letzter Graf von Mansfeld und Fürſt von Fondi, verkaufte das Fürſtenthum Fondi und ſtarb 1780 ohne männliche Erben. Seine einzige Tochter brachte ſeine Allodialgüter durch Heirath an das fürſtliche Haus Colloredo, welches daher den Namen Colloredo-Mansfeld führt.

Manſo (Johann Caſpar Friedrich), geboren zu Zella im Herzogthume Gotha, im J. 1759, erhielt den erſten Unterricht, der ſich größtentheils auf die alten Sprachen beſchränkte, im väterlichen Hauſe von Privatlehrern. Dadurch wurde er früh mit den römiſchen Claſſikern vertraut. Noch vor ſeinem ſiebzehnten Jahre hatte er die meiſten von ihnen mehrmals durchgeleſen, und im Griechiſchen, welches er meiſtens durch eignen Fleiß erlernen mußte, den Heſiod und Theokrit überſetzt. Zu frühen Verſuchen in der Poeſie weckten ihn theils die romantiſchen Umgebungen der Natur, theils die Bekanntſchaft mit J. Fr. Schmidt, dem bekannten Ueberſetzer des Horaz, der ihm durch Rath und Kritik nützlich wurde. Im ſiebzehnten Jahre beſuchte er das Gymnaſium zu Gotha. In Jena, wo er 4½ Jahr, zuletzt als Erzieher im Hauſe des berühmten Rechtsgelehrten Hellfeld lebte, ging er von der Theologie zur Philologie und Philoſophie über. Am meiſten wirkten hier auf ihn Schütz und Ulrich, und nächſt dieſen einige geiſtreiche Jugendfreunde, als die beiden Jacobs, Grabner und Schatz. Von der Univerſität kehrte er früh zurück nach Gotha, wo er eine Hauslehrerſtelle annahm und zugleich ſeit 1783 am Gymnaſium, zuerſt als Collaborator, ſpäter als Profeſſor, lehrte. Im J. 1790 wurde er als Prorector an das Maria-Magdalenen-Gymnaſium in Breslau berufen, und übernahm drei Jahre darauf, als erſter Profeſſor und Rector, die Leitung dieſer Anſtalt. In wie engen Freundſchaftsverhältniſſen er hier mit Garve lebte, erhellt vorzüglich aus den Briefſammlungen, die nach Garve's Tode erſchienen ſind. Manſo iſt als Dichter und Proſaiker, als Ueberſetzer, Humaniſt und äſthetiſcher Kunſtrichter bekannt. Von ſeinen Ueberſetzungen ſind die bekannteſten Virgils Landbau, Bion und Moſchus, der König Oedipus des Sophokles und das befreite Jeruſalem; letzteres unvollendet. Wenn auch dieſen Ueberſetzungen das Verdienſt der Treue nicht beigelegt werden kann, ſo ſind doch in denſelben gelehrte Kenntniſſe und ein empfängliches Gemüth nicht zu verkennen. Unter ſeinen eignen Gedichten iſt ſeine Kunſt zu lieben, ein Lehrgedicht in drei Büchern, das bedeutendſte, die Epiſtel an Garve über die Verleumdung der Wiſſenſchaften iſt als philoſophiſches Gedicht nicht ohne Verdienſt. Auch in den zwei Bänden ſeiner vermiſchten Schriften finden ſich unter dem Namen, poetiſche Wälder, zwei Bücher vermiſchter Gedichte. Es ſind didaktiſche und lyriſche Stücke, Elegien, Madrigale und Epigramme, theils Originale, theils freie Nachbildungen, unter denen manches durch Zartheit und Innigkeit anſpricht. Von Manſo's proſaiſchen Schriften nennen wir ſeine Verſuche über einige Gegenſtände aus der Mythologie der Griechen und Römer; Sparta, ein Verſuch zur Aufklärung der Geſchichte und Verfaſſung dieſes Staats und ſein Leben Conſtantins des Großen.

Manſon (Mad. Marie Françaiſe Clariſſe), geboren 1785 zu Rhodez (im Departement Aveyron, im ſüdlichen Frankreich), Tochter des daſigen Prevotal-Gerichtspräſidenten Enjalran, lebte zu Rhodez, getrennt von ihrem Gatten, Antoine Manſon, einem geweſenen Offizier, den ſie aus Gehorſam gegen ihren Vater geheirathet hatte. Dieſe geiſtvolle und liebenswürdige, aber ſchwärmeriſch reizbare und überſpannte Frau ſtand, ungeachtet ſie durch Romanenlectüre verſchroben, aus Stolz und Liebe zur Unabhängigkeit viele Eigenheiten angenommen hatte, in einem guten Rufe, als ſie auf einmal in einen Prozeß von Mördern und Räubern verwickelt wurde, wodurch ihr Name in ganz Europa eine tragiſch-romantiſche Berühmtheit erhielt. Dies war der Prozeß Fualdes; ein Mord, aus Habſucht begangen von Männern, die ſtraflos gebliebene frühere Verirrungen bis zur kühnſten Bosheit fortgeriſſen hatte. Als ein Beitrag zur Sittenkenntniß des verwilderten Theils der franzöſiſchen Nation verdient dieſe Sache hier eine Erwähnung. — In der gewerbſamen Fabrikſtadt Rhodez, die etwa 6,500 Einwohner hat, lebte ein ſehr geachteter reicher Privatman, Fualdes, ehemals königlicher Procurator beim dortigen Criminalhofe. Er machte Geldgeſchäfte, und ſtand mit dem Mäkler Jauſion und mit Baſtide-Grammont, die ſeine nahen Verwandten und Hausfreunde waren, ſo wie mit andern reichen und angeſehenen Männern ſeines Wohnorts in wichtigen Geſchäftsverhältniſſen. Jauſion hatte ſeinen Credit durch Fualdes Darlehn ſehr erweitert, und ſich daher gegen ihn reverſirt; Baſtide war an Fualdes 10,000 Franken ſchuldig. Letzterer drang jetzt auf Abrechnung und Aufhebung der Verbindung; denn er hatte eben ſeine liegenden Gründe verkauft und wollte von Rhodez wegziehen. Er und Baſtide geriethen deshalb noch am 19. März (1817) des Morgens in einen heftigen Wortwechſel, und es ward eine Zuſammenkunft auf den Abend verabredet, um das Geſchäft abzuthun. In dieſer Abſicht ging Fualdes den 19. März um 8. Uhr Abends aus, ward aber in der Straße des Hebdomadiers von Menſchen, die ſich poſtenweiſe vertheilt hatten und durch Pfeifen einander Zeichen gaben, angehalten, und mit verſtopftem Munde in das übelberüchtigte Haus Bancal geſchleppt, wo man ihn, nachdem er mehrere Wechſel hatte unterſchreiben müſſen, auf eine gräßliche Weiſe ermordete. Die Kinder der Bancal, welche ſchon zu Bette gegangen waren, eine verſchleierte Dame und eine andere in Mannskleidern hörten Alles in einer Seitenkammer mit an. Bei dem Morde ſelbſt waren zwei Weiber und wenigſtens zehn Männer, wie ſich ſpäterhin ergab, als Theilnehmer zugegen. Darauf packte man den Leichnam wie einen Ballen Kaufmannswaaren, trug ihn durch mehrere Straßen und warf ihn in den Aveyron. Aber ſchon am folgenden Morgen um 6 Uhr ward der Körper gefunden, und um 7 Uhr kam Jauſion nebſt ſeiner Frau und Schwägerin, Theilnahme bezeugend, in das Haus des Ermordeten. Hier erbrachen ſie ein Pult in Fualdes Cabinet, und nahmen einen Sack mit Geld, Rechnungsbücher und andere Effecten an ſich. Um 10 Uhr kam auch Baſtide, und unterſuchte die vorhandenen Papiere. Der Sohn des Ermordeten war abweſend — Die Behörden ſtellten ſofort die nöthigen Unterſuchungen an. Man entdeckte die Spuren des Mordes in Bancals Hauſe, wo die zehnjährige Tochter der Bancal, Madelaine, die man in tiefem Schlafe

geglaubt, Alles mit angehört und davon geſprochen hatte. Darauf ließ der junge Fualdes Baſtiden am 25ſten Tage nach dem Morde, auch Jauſion verhaften. Noch wurden als Theilnehmer an der That eingezogen das Bancal'ſche Ehepaar, Collard, Bousquier, Bach, Miſſonnier und Anne Benoit. Bancal, der Wirth des Hauſes, ſtarb aber ſchon nach zwei Monaten im Gefängniſſe. Den 18. Auguſt eröffnete das Aſſiſengericht ſeine Sitzungen. Die Mörder läugneten; es fehlten Augenzeugen. Madame Manſon, die in der Lebhaftigkeit des Geſprächs gegen Verwandte und andre Perſonen, namentlich gegen einen Offizier, Namens Clemandot, der durch unverſchämte Zudringlichkeit und Verleumdung ſie ängſtigte, ſo genaue Umſtände von der That erzählt haben ſollte, als ob ſie ſelbſt zugegen geweſen wäre, geſtand vor dem Präfecten und vor ihrem Vater, daß ſie am 19. Abends in männlicher Kleidung auf der Straße des Hebdomadiers ſich befunden, und von dem Lärm, da jemand hinter ihr überfallen worden, erſchreckt, ſich in das erſte offne Haus geflüchtet habe; dies ſei Bancals Haus geweſen. Hier habe man ſie in ein Cabinet geſchoben, wo ſie vor Entſetzen über den Mord in Ohnmacht gefallen, durch dieſes Geräuſch aber den Mördern verrathen worden ſei. Schon habe Einer von ihnen ſie erwürgen wollen, da ſei ein Anderer dazwiſchen getreten; ſie habe dann auf dem Körper des Ermordeten den Eid des Stillſchweigens ſchwören müſſen, und ſei hierauf von einem Dritten der Mörder in Sicherheit gebracht worden. Man wußte ſehr bald in der Stadt von dieſer Ausſage, und die weiblichen Verwandten der Mörder thaten Alles, um Madame Manſon zu bewegen, ihr Geſtändniß vor Gericht zurückzunehmen. Sie erhielt Briefe von Unbekannten; „Dolch und Gift drohe ihrem und ihres — einzigen — Kindes Leben, wenn ſie ſpräche.“ Baſtidens Familie ſtand im größten Anſehn, und hatte im ganzen Departement einen mächtigen Anhang. So geſchah es, daß ſich der zart organiſirten Frau eine unnennbare Angſt bemächtigte, die ihre Sinne verwirrte, als ſie den 22. Auguſt das erſtemahl als Zeuge vor Gericht erſchien. Sie fiel beim Anblick der Mörder in Ohnmacht; darauf nahm ſie ihre frühern Geſtändniſſe wieder zurück, und läugnete hartnäckig, daß ſie am 19. März im Hauſe der Bancal geweſen ſei; „ſie könne die Wahrheit nicht ſagen; ſie habe jene Umſtände einem andern Frauenzimmer nacherzählt, die ſich dort befunden habe;“ doch gab ſie nicht undeutlich zu verſtehn, daß dies Roſe Pierret geweſen ſein könne. Durch Fragen in dem öffentlichen Gerichtsſaale, vor einer Menge Zuhörer (an 3000), unaufhörlich geängſtigt, rief ſie endlich am Schluſſe des Verfahrens, am 5. September aus: „Ach, noch ſind nicht alle Schuldige in Feſſeln!“ Indeß blieb ſie bei der Erklärung: „die Wahrheit kommt nicht über meine Lippen!“ Darauf wurden am 12. September von den Geſchwornen faſt einſtimmig die Witwe Bancal, Baſtide, Jauſion, Bach und Collard zum Tode, Miſſonnier und Anne Benoit zeitlebens zu den Galeeren, und Bousquier zu einjährigem Zuchthauſe verurtheilt; Mad. Manſon aber auf den Antrag des Generalprocurators wegen falſchen Zeugniſſes in Verhaft genommen. Die Verurtheilten wandten ſich an den Caſſationshof, und dieſer ſprach am 10. October über die Verhandlungen des Aſſiſengerichts von Rhodez wegen nicht beobachteter Förmlichkeiten des Geſetzes die

Richtigkeit aus, ordnete aber zugleich an, daß der Prozeß, nebſt der Sache der Madame Manſon, aufs neue vor dem Aſſiſenhofe zu Alby, dem Hauptorte des Departements Tarn, vorgenommen werden ſollte. In dieſer Zeit (Dec. 1817) ſchrieb die gefangene Manſon zu Rodez ihre Mémoires, die den 12. Januar 1818 in Paris erſchienen. Nach Verlauf einiger Stunden war die ganze 4000 Exemplare ſtarke Auflage vergriffen, und noch in demſelben Jahre 1818 hatte das mit Geiſt und Empfindung geſchriebene Buch die 7te Auflage erlebt. Das Ganze iſt eine an ihre Mutter, die ſie, nebſt ihrem dreijährigen Sohne, auf das zärtlichſte liebt, gerichtete vertrauliche Erzählung. Gleichwohl betheuert ſie (S. 7.) auf das feierlichſte, daß ſie den 19. März Abends ſich aus ihrer Wohnung nicht entfernt habe! Wie künſtlich ſie damit ihr Geſtändniß vor dem Präfekten, daß ſie in Bancals Hauſe Zeuge des Mords geweſen ſei, als durch Umſtände ihr gegen die Wahrheit abgepreßt, zu vereinigen weiß, muß man in den Mémoires (S. 49) ſelbſt nachleſen, in welchen überhaupt mehrere durch die öffentlichen Verhöre bekannt gewordenen Thatſachen oder Anzeigen, z. B. die wiederholten Drohungen, daß ſie ſchweigen ſolle, nicht eingeſtanden werden. Deſto mehr wurde ſie erſchüttert, als man ihr, während ſie im Gefängniſſe ſaß, in Folge eines von ihrem Manne erhobenen Scheidungsprozeſſes, das geliebte Kind nahm. Endlich eröffnete das Gericht zu Alby (den 25. März 1818) ſeine Sitzungen. Es wurden an dreihundert Zeugen verhört, und unter dieſen das ſchöne Mädchen, Roſe Pierret, von der Madame Manſon einmal behauptet hatte, ſie ſei die verſchleierte Dame im Bancalſchen Hauſe geweſen. Aber auch dieſe widerſprach; und eine Dritte, Charlotte Arlaboſſe, wurde für die verſchleierte Unbekannte gehalten. Die Anklageacte gegen Mad. Manſon ſetzte als erwieſen voraus, daß ſie ſich im Bancalſchen Hauſe im Augenblicke der (von Bousquier und Bach, die man zum Fortragen des Leichnams gedungen hatte, bereits eingeſtandenen) Mordthat befunden habe, und beſchuldigte ſie wegen ihrer hartnäckigen Weigerung, ihr früheres Geſtändniß zu beſtätigen, daß ſie mit gutem Vorbedacht den Urhebern des Mordes Beiſtand geleiſtet habe! Unter den abgehörten Zeugen erklärte ein Fiſcher, daß er den 19. Abends um 11 Uhr von den Männern, welche am Aveyron den Körper in den Fluß geworfen hätten, Jauſion, Baſtide, Bancal und Bach deutlich erkannt habe. Baſtide ſelbſt konnte den Beweis ſeines Anderswo (Alibi) am 19. Abends, durch die von ſeiner Familie, wie es ſchien, gewonnenen Zeugen nicht führen; zuletzt geſtand auch die Bancal, daß in ihrem Hauſe die Mordthat begangen worden ſei. Nun gab Mad. Manſon, unter vielen ſchwankenden und ſich widerſprechenden Aeußerungen, abermals zu, daß ſie ſich zur Zeit des Mordes verkleidet im Bancalſchen Hauſe befunden, doch ihren Retter nicht gekannt habe. Endlich kam es zu einer furchtbaren Erklärung, die das dramatiſche Intereſſe des ganzen Verfahrens auf den höchſten Grad ſteigerte. Bezahlte Stenographen ſtanden an allen Ecken des Gerichtsſaals, um jedes Wort der Verhandlungen für die Pariſer Welt aufzuſchreiben. Baſtide, welcher mit trotzigem Gleichmuthe, wie in einem Schauſpiele, allen ihn zu Boden werfenden Anzeigen Kälte, ja Spott und Ironie entgegengeſetzt hatte, erhob ſich eines Tages mit kühner Feſtigkeit, und foderte Madame

Manſon auf, die Wahrheit zu ſagen. „Unglücklicher!" rief ſie erſchüttert aus. — Er: „Nichts da, keine Sylbenſtecherei mehr! Stehn Sie Rede, Madame!" — Da trat die bebende Frau, wie vom Geiſte der Wahrheit ergriffen, raſch und muthig ihm entgegen, drängte die Gensdarmen auf die Seite, und fragte ihn mit durchbohrendem Blick: „Baſtide, ſehen Sie mich an, kennen Sie mich?" Kalt erwiederte er: „Nein, ich kenne ſie nicht." Auf dieſes freche Wort ſtampfte ſie mit dem Fuße, ihre Augen funkelten, und mit furchtbarem Tone rief ſie: „Elender, Du kennſt mich nicht mehr, und wollteſt mich erwürgen!" — Erſchöpft, ſank ſie bewußtlos nieder. Nunmehr geſtand ſie dem Richter: „Ich log zu Rhodez, in Alby geſtehe ich die Wahrheit." So ward ihre vom Eide gelähmte Zunge entfeſſelt, und ihre Memoiren erſcheinen jetzt als das künſtlichſte Truggewebe des Witzes und der Angſt, durch das je die Verzweiflung eines ſtolzen und geiſtvollen Weibes vor der richterlichen Gewalt die furchtbare Wahrheit der Schuld zu verhüllen geſucht hat. Jetzt vollendete auch Bach durch freiwilliges Geſtändniß die Kenntniß des Verbrechens. Beim Morde waren, nach ſeiner Ausſage, zugegen Baſtide, Jauſion, Bancal, Collard, Beſſieres Veynac, Yence d'Iſtournet, Louis Baſtide, René und drei Frauen. Fualdes mußte zwölf bis funfzehn Wechſel (Indoſſements) unterzeichnen, die Jauſion zu ſich nahm. Darauf ſagte Baſtide-Grammont zu Fualdes: „Du mußt ſterben!" und warf ihn nieder. Er flehte um eine Minute Zeit, um zu beten. „Mit dem Teufel dich zu verſöhnen," rief Baſtide. Beide rangen, Fualdes ward übermannt, Jauſion und Baſtide-Grammont ſtießen ihm ein Meſſer in die Gurgel, die Bancal fing in einem Gefäße das Blut auf. Da hörte man in der Seitenkammer ein Geräuſch. Es war ein verkleidetes Weib. Baſtide wollte ſie erwürgen, doch Bach und Jauſion hielten ihn ab. Sie ſchwur zu ſchweigen, und ward von Jauſion fortgebracht. — Damit war die Unterſuchung geendigt. Nur die Angeklagten, Baſtide und Jauſion, betheuerten noch in ihrer letzten Vertheidigungsrede ihre Unſchuld; jener kalt und ſtolz, dieſer mit dem Anſtande eines gebildeten, vom Unglück überwältigten Mannes. Merkwürdig war die Rede der Mad. Manſon. Mit Feſtigkeit und Zuverſicht geſtand ſie: Eine Uebereilung führte mich in die Straße des Hebdomadiers; der Zufall warf mich in das Bancalſche Haus, wo ich alles vernahm! — Aus Furcht hatte ich Baſtides Verwandte (Madame Pons, ihrer Wohlthäterin) verſprochen, mein Geſtändniß zu widerrufen u. ſ. w. — Ihr Unglück verſöhnte jetzt auch die weibliche Welt mit der ſo vielfach gefolterten Frau. Die heilige Huberta von Aveyron, wie man ſie nannte, erhielt Beſuche von den erſten Damen der Stadt. Darauf ſchloß der Gerichtshof (den 4. Mai) ſeine Sitzungen, und die Geſchwornen ſprachen einſtimmig aus: Die Bancal iſt mitſchuldig am Morde aus Vorbedacht: Baſtide und Jauſion ſind es aus Vorſatz, beide zugleich ſchuldig des Diebſtahls mit Einbruch; Collard und Bach ſind ſchuldig der Theilnahme am Morde; Anne Benoit ſchuldig ohne Vorbedacht; Miſſonnier (wie Bousquier) ſchuldig als Theilnehmer an dem Fortſchaffen des Leichnams. Die Bancal, Baſtide, Jauſion, Collard und Bach wurden zum Tode verurtheilt, Anne Benoit zeitlebens zur Karrenarbeit, Miſſonier zu zweijährigem Gefängniß und 50 Franken Geldſtrafe; Bach je-

doch der Gnade des Königs empfohlen. Mad. Manſon aber ward als unſchuldig ſogleich in Freiheit geſetzt. Der Caſſationshof in Paris beſtätigte das Urtheil, und der König verwandelte Bachs Lebensſtrafe in zwanzigjährige Zwangsarbeit. Hierauf wurden am 3. Juni 1818 Baſtide, Jauſion und Collard in Alby hingerichtet. Sie ſtarben ihrer Anſtands- und Charakterrolle bis zum letzten Augenblicke treu, unter Betheuerungen ihrer Unſchuld. Die Hinrichtung der Bancal ward aufgeſchoben. Das Vermögen der Verurtheilten war während des Prozeſſes, deſſen Koſten weit über 100,000 Franken betrugen, größtentheils darauf gegangen; auch der junge Fualdes, dem die Richter 60,000 Franken Entſchädigung aus dem Vermögen der Verurtheilten zugeſprochen hatten, war durch dieſen Prozeß arm geworden. Mad. Manſon hatte eine unglückliche Berühmtheit erlangt; doch lehnte ſie das wiederholte Anerbieten von 120,000 Franken ab, das ihr ein Pariſer Speculant machte, wenn ſie nach Paris kommen und ſich zu Tivoli den Neugierigen zeigen wollte. Sie lebt jetzt in Alby, wo ihre Gegenwart nöthig iſt, bis zur Beendigung des zweiten Prozeſſes, welcher jetzt gegen die neuentdeckten Mitſchuldigen des Mordes, den ehemahligen Polizeicommiſſär Conſtans, den Notar Yence, den Notar Beſſiere Veynac u. A. durch die Anklageacte vom 27. October 1818, vor dem königlichen Gerichtshofe zu Toulouſe, von dem königl. Gen. Procurator Gary eingeleitet worden iſt. Den Bruder des Hingerichteten, Leuis Baſtide, hat Wahnſinn befallen. Bald muß ſich, was noch dunkel in dieſer Sache iſt, vollends aufklären. Die Wahrheit iſt eine Tochter der Zeit. K.

Mantegna (Andrea), einer der berühmteſten italieniſchen Mahler, geboren zu Padua 1431. Seine großen Talente bewogen ſeinen Lehrer Squarcione ihn an Kindesſtatt anzunehmen. Er übte ſich vorzüglich im Zeichnen nach antiken Statuen, mahlte ſchon in ſeinem ſiebzehnten Jahre ein großes Altarblatt in der Kirche der heiligen Sophia zu Padua, und erregte bald die Eiferſucht ſeines Meiſters. Von Padua begab er ſich in den Dienſt des Marcheſe Lodovico Gonzaga nach Mantua, und eröffnete hier eine große Schule. Hier mahlte er auch ſeinen großen Triumph des Julius Cäſar, ein Gemählde, für welches in Mantua ein eigner Palaſt erbaut wurde, um es gehörig aufſtellen und bewundern zu können. Es kam nachher in die Gallerie des Hofes, ging nach der Eroberung und Plünderung von Mantua verloren, und befindet ſich jetzt in dem königl. Palaſt Hamptoncourt bei London. Der Marcheſe ernannte den Künſtler zur Belohnung zum Ritter. Mantegna wurde hierauf vom Papſt Innocenz VIII. nach Rom berufen, um im Belvedere zu mahlen. Hier mahlte er eine Menge vortrefflicher Bilder. Eines ſeiner ſpäteſten und vorzüglichſten iſt die Madonna della Vittoria, auf welchem Gemählde er die Schutzheiligen von Mantua nebſt dem Marcheſe Giov. Franc. Gonzaga abbildete, der es für den Sieg, welchen er 1496 gegen Carls VIII. Armee erfochten, gelobt hatte. Es wurde von den Franzoſen weggeführt. In der Dresdner Gallerie findet man von ihm eine Verkündigung der Maria. Mantegna ſtarb im J. 1506; ſein Grabmal iſt in der Kirche des heil. Andreas zu Mantua. Seine Schule kann als ein Zweig der des Squarcione angeſehen werden. Mantegna war ſtark in der Perſpective, welche damals ſelten

war; ſeine Behandlung war ſtets ſtreng und trocken. Er war mit einer Tochter des Jacob Bellin verheirathet; ſein Sohn Francesco Mantegna war ebenfalls Mahler, und mahlte die Capelle, in welcher ſein Vater begraben wurde. Wahrſcheinlich waren Bartolomeo und Carlo Mantegna ihm verwandt. Zu ſeinen Schülern ſoll auch Correggio gehören. —s.

Mantinea, Stadt in Arkadien an der Gränze von Argolis, ward während des peloponneſiſchen Kriegs von den Spartanern zerſtört, aber nach der Schlacht von Leuctra wieder aufgebaut, und ward berühmt durch den Sieg, welchen Epaminondas (ſ. d. Art.) über die Spartaner bei ihr erfochten.

Mantua, italieniſch Mantova, ein ehemaliges Herzogthum in der Lombardei, welches, mit Einſchluß der kleinen Fürſtenthümer Caſtiglione und Solferino, auf einem Flächenraum von 46 Quadratmeilen über 200,000 Einwohner zählte. Es hatte als ein kaiſerliches Reichslehn ſeine eignen Herzoge aus dem Hauſe Gonzaga. Der letzte Herzog, Carl IV., wurde, weil er in dem ſpaniſchen Succeſſionskriege die franzöſiſche Partei gehalten, 1703 von dem Kaiſer in die Acht und Oberacht erklärt, und ſtarb bald hernach zu Padua ohne Erben. Seit dieſer Zeit blieb Oeſterreich in dem Beſitz des Landes, und vereinigte es zu Anfang des Jahres 1785 ganz mit den mailändiſchen Landſchaften, mit denen es die öſterreichiſche Lombardei bildete. Im J. 1797 wurde es von Bonaparte mit zur cisalpiniſchen Republik gezogen, und machte nachher den größten Theil vom Departement des Mincio im Königreich Italien aus, bis Oeſterreich 1814 wieder Beſitz davon nahm. Die Hauptſtadt Mantua liegt in einem großen See, welchen der Mincio bildet. Man gelangt nur vermittelſt zweier Dämme oder Hauptbrücken in die Stadt, beide aber können von eben ſo viel Forts und andern aufgeworfenen Werken beſtrichen werden. Die Stadt ſelbſt umgiebt eine ſtarke Mauer, und überdies iſt ſie durch eine Citadelle gedeckt. So iſt Mantua durch Natur und Kunſt eine Feſtung vom erſten Rang. Die Gaſſen ſind meiſtens breit und gerade, und zum Theil mit ſchön gebauten Häuſern beſetzt. Der Biſchof ſtand ehemals unmittelbar unter dem Papſt und wurde 1770 für ſich und ſeine Nachfolger in den Reichsfürſtenſtand erhoben; nachher ſtand er unter dem Erzbiſchof von Ferrara. Die ehemalige Kirche und Bibliothek der Franciscaner, die Kirche der vormaligen Jeſuiten mit ihrem zum aſtronomiſchen Obſervatorio eingerichteten Thurme, der ehemalige herzogliche Palaſt und Palazzo della Giustizia, die Gebäude der 1625 geſtifteten Univerſität, das Zeughaus, die Judenſynagoge, die Mühle der zwölf Apoſtel, der in Geſtalt eines T erbaute Palaſt Pitti mit ſeiner Gemähldegallerie, die Akademie der Wiſſenſchaften und Künſte, und die damit vereinigte Mahler- und Bauakademie gehörten und gehören zum Theil noch zu den Merkwürdigkeiten der Stadt. Die blühende Stadt wurde äußerſt verwüſtet, als durch Verſchulden Balduins del Monte die Kaiſerlichen im J. 1630 in dem damaligen Erbfolgeſtreit ſich mit ſtürmender Hand ihrer bemeiſterten. Nachher erholte ſich Mantua wieder, ſeitdem aber kein Hof mehr daſelbſt war, hat es an Einwohnern und Fabriken ſehr abgenommen. Die Zahl der Einwohner, welche ſich 1780 auf 30,000 belief, verminderte ſich in dem letzten Jahrzehend des vorigen Jahrhunderts um ein ganzes Drittel, weil die wichtige Feſtung Mantua damals

eine große Rolle in den Kriegen zwiſchen Frankreich und Oeſterreich ſpielte. Im J. 1796 eroberten ſie die Franzoſen durch eine enge Blokade, indem ſie Wurmſer zwangen, ſich wegen Mangels an Lebensmitteln zu ergeben. Im J. 1799 wurde ſie den Franzoſen von den Oeſterreichern unter Kray durch eine förmliche Belagerung wieder entriſſen, aber im Anfange des J. 1801 in Folge des nach der Schlacht von Marengo geſchloßnen Waffenſtillſtandes wieder übergeben. Nach dem Pariſer Frieden räumten ſie die Franzoſen ohne Belagerung.

Manual oder Memorial, ſ. Buchhalterei.

Manufacturen heißt man Werkſtätte, wo Waaren im Großen verfertigt werden, und wobei eine Theilung der verſchiedenen Arbeiten Statt findet. Man macht eigentlich einen Unterſchied zwiſchen Fabrik und Manufactur (ſ. Art. Fabrik) und nennt dergleichen Werkſtätte, wo das Artefact vorzüglich durch Feuer und Hammer hervorgebracht wird, Fabrik, die, wo es mehr durch Hände und Maſchinen geſchieht, Manufactur. Im gemeinen Leben wird indeſſen dieſer Unterſchied oft vernachläſſigt, und man ſpricht hier ſo gut von einer Schuhfabrik, als von einer Eiſenwaarenmanufactur. Die Manufacturarbeiten haben ihre größte Vollkommenheit in England durch die möglichſte Theilung der Arbeit erreicht. Denn je weiter die Theilung der Arbeit geht, deſto vollkommner wird nicht nur jeder Arbeiter in ſeiner Beſchäftigung, ſondern es wird auch mehr Product in ein und derſelben Zeit geliefert und der Erzeugungspreis muß mithin geringer ſein. Dazu kommt noch, daß ſich nur bei der in den Manufacturen und Fabriken möglichen Theilung der Arbeit Maſchinen am beſten und vortheilhafteſten anwenden laſſen, welche ebenfalls nicht blos zur Vollkommenheit der Erzeugniſſe, ſondern auch zur Niedrigkeit ihres Preiſes beitragen. Man kann übrigens ſämmtliche Manufacturen und Fabriken eintheilen, entweder nach den Erzeugniſſen, die ſie liefern, oder nach den darin wirkenden Kräften. BC.

Manumiſſion, bei den Römern der feierliche Act, durch welchen ein Sclave freigelaſſen wurde, ſ. Freigelaßne.

Manuſcripte (Handſchriften). Aus der Lehre von ihnen, welche einen Haupttheil der Diplomatik ausmacht, kann hier nur das Hauptſächlichſte erwähnt werden. Alle noch vorhandenen Manuſcripte ſind entweder auf Pergament oder Papier geſchrieben. Das Papier iſt theils ägyptiſches (aus der eigentlichen Papyrusſtaude verfertigtes), theils Baumwollen- oder Seidenpapier (charta bombycina, ums Jahr 706 nach Chr. Geb. im Orient erfunden, das bis zu Einführung des Linnenpapiers gebraucht wurde, und ſich in Gemeinſchaft mit dieſem noch bis in die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, jedoch mehr in griechiſchen und lateiniſchen Handſchriften, erhalten hat), theils Linnenpapier (deſſen Erfindungszeit, welche man in die erſte Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts ſetzt, indem man ſich auf ein auf daſſelbe geſchriebenes Document vom Jahr 1243 ſtützt, noch immer ſtreitig iſt.) Die früheſte Erwähnung der Schreibfedern findet man im ſiebenten Jahrhundert. Von den Dinten war die ſchwarze die gewöhnlichſte, und iſt ſehr alt; nur war die älteſte nicht mit Vitriol verſetzt, wie die unſrige, ſondern ſie beſtand gewöhnlich aus Ofenſchwärze, Ruß von Harz und Pech, gebranntem Elfenbein, geriebenen Kohlen u. ſ. w. Auch rothe Dinte findet man ſchon in alten Zeiten in den Hand-

ſchriften von einer blendenden Schönheit. Mit ihr wurden die Anfangsbuchſtaben, die erſten Zeilen und die Inhaltsanzeigen (daher Rubrik, und der Schreiber Rubricator) geſchrieben. Etwas ſeltner, doch häufig genug, findet man in alten Handſchriften auch blaue Dinte; noch ſeltner grüne und gelbe. Auch mit Gold und Silber ſchrieb man entweder ganze Handſchriften (welche jedoch wegen ihrer Koſtbarkeit unter die größten Seltenheiten gehören), oder man belegte doch die Anfangsbuchſtaben damit. In Anſehung der äußern Geſtalt theilen ſich die Manuſcripte in Rollen (Volumina, die älteſte Art, auf welche in ſpätern Zeiten noch die Troubadours in Frankreich ihre Gedichte ſchrieben) und in geheftete Bücher oder Bände (eigentliche Codices). Die Schreiber der Manuſcripte waren bei den Alten meiſtentheils Freigelaßne oder Sclaven (scribae, librarii), in den folgenden Zeiten die Mönche; unter welchen vorzüglich die Benedictiner durch ihre Ordensregel dazu verpflichtet waren. Correctoren und Rubricatoren beſſerten und ſchmückten nachher die Handſchriften aus. Aber von weit größerer Wichtigkeit als dieſe äußern Umſtände und Merkmale ſind für die Beurtheilung des Alters, Werthes u. ſ. w. einer Handſchrift die innern, und namentlich die Züge der Schrift und der Buchſtaben, mit denen ſie geſchrieben ſind. Die Beurtheilung des Alters der griechiſchen Manuſcripte nach den Schriftzügen iſt ſchwerer, als die der lateiniſchen. Nur ſo viel läßt ſich von ihnen hier im Allgemeinen bemerken, daß die Züge einer griechiſchen Handſchrift deſto leichter, gefälliger und flüchtiger ſind, je älter ſie iſt, daß ſie aber im Fortgehen der Jahrhunderte immer ſteifer werden. Der Mangel oder das Daſein der griechiſchen Accente iſt unbeſtimmt und entſcheidet nichts. Uebrigens wird man nicht leicht ältere griechiſche Handſchriften, als aus dem 7ten, höchſtens 6ten Jahrhunderte finden. Die Schriftzüge der lateiniſchen Manuſcripte hat man theils nach der Größe oder Kleinheit derſelben (Majuskeln, Minuskeln), theils nach der verſchiedenen Geſtalt und dem Charakter, welche ſie bei verſchiedenen Völkern oder in gewiſſen Zeiträumen annahmen (scriptura Romana antiqua, Merovingica, Longobardica, Carolingica etc., wozu ſeit dem 12ten Jahrhunderte die ſogenannte gothiſche kam, welches eine künſtlich abgeſchärfte und eckige Minuskel iſt), eingetheilt, und bei jeder dieſer Schriftarten wieder einzelne Regeln feſtgeſtellt, nach welchen man das Alter einer Handſchrift beurtheilen kann. Wegen ihrer Menge können nur folgende allgemeinere hier erwähnt werden. Vor dem 8ten Jahrhunderte wird man ſelten Interpunctionen antreffen, auch nach eingeführter Punctation können aus dem 13ten und den folgenden Jahrhunderten noch Manuſcripte ohne Interpunction, aber mit Abſetzen der Worte vorkommen, Handſchriften, die keine Capitel- oder andere Abtheilungen haben, ſind immer alt; der ſogenannte Cuſtos, Wurm, oder die Wiederholung des erſten Worts des folgenden Hefts am Ende des vorhergehenden, gehört in das 12te und ſpätere Jahrhunderte. Je weniger und leichtere Abbreviaturen eine Handſchrift hat, deſto älter iſt ſie. Endlich hängen in den älteſten Handſchriften die Worte gewöhnlich ohne alle Abtheilung ununterbrochen an einander; erſt ſeit dem 9ten Jahrhundert iſt das Abtheilen der Worte zum allgemein herrſchenden Gebrauch geworden. Auch die Geſtalt der arabiſchen Ziffern, welche man im Allgemeinen zuerſt in Manuſcripten aus

der erſten Hälfte des 13ten Jahrhunderts findet, trägt zur Beurtheilung des Alters einer Handſchrift bei. Verſchiedene Manuſcripte haben am Ende eine deutliche Beſtimmung, wann, gewöhnlich auch, durch wen ſie geſchrieben worden ſind (datirte Codices). Doch muß man die Richtigkeit dieſer Unterſchriften nicht gleich für erwieſen annehmen, da ſie oft blos die Abfaſſung des Buchs anzeigen, oder ſich blos auf einen Theil der Handſchrift beziehen oder gar erdichtet ſind. Welches die älteſte noch vorhandene Handſchrift ſei, läßt ſich nicht beſtimmen; nur ſo viel iſt gewiß, daß, auch ſeitdem wir die Proben der herculaniſchen Manuſcripte haben, alle unſere Handſchriften nicht über das erſte chriſtliche Jahrhundert hinausreichen. Uebrigens iſt noch zu bemerken, daß man im Mittelalter ganze auf Pergament geſchriebene Bücher auslöſchte und abkratzte, um neue darauf zu ſchreiben, die unter die Seltenheiten gerechnet werden (codices rescripti, rasi). Doch hörte dieſer Gebrauch im 14ten Jahrhundert auf, wahrſcheinlich weil nun das Papier mehr aufkam. — Das beſte Handbuch über dieſe ganze Materie iſt: Dr. Aug. Friedr. Pfeiffer über Bücherhandſchriften überhaupt. Erlangen, 1810, 8. A—s.

Manutius (Aldus, Paulus und Aldus), eigentlich Manuzio oder Manuzzi, Vater, Sohn und Enkel, drei in der Geſchichte der Buchdruckerkunſt und Gelehrſamkeit höchſt ausgezeichnete Männer. Ausgerüſtet mit weitverbreiteten gelehrten Kenntniſſen und unermüdlicher Thätigkeit haben ſie in den Zeiten, wo die Wiſſenſchaften wieder erwachten und die Buchdruckerkunſt zu wirken anfing, eine Folge von vortrefflichen Ausgaben der griechiſchen und römiſchen Claſſiker, die faſt alle Meiſterwerke der alten Literatur umfaßt, und eine Menge, theils eigener, theils fremder Werke herausgegeben, und dadurch zur Erleichterung und Verbreitung der Studien in ganz Europa mächtig gewirkt. — Aldus Pius Manutius Romanus, auch Aldus der Aeltere genannt, war 1446 zu Baſſano geboren, ſtudirte hier und zu Ferrara, und ward Erzieher des jungen Fürſten zu Carpi, Albertus Pius, der ihm neben andern Gunſtbezeigungen den Beinamen Pius ertheilte. Erſt im männlichen Alter ſtudirte er das Griechiſche zu Verona unter Guarini und legte 1488 in Venedig eine Druckerei an. Die Buchdruckerkunſt wurde durch ihn ungemein vervollkommnet. Er ſchaffte die bisher gebräuchliche Mönchsſchrift ab und führte die ſogenannte Antiqua ein, erfand die Curſivſchrift, verbeſſerte die Unterſcheidungszeichen und gebrauchte zuerſt das Colon und Semicolon. Auch ließ er ſich ſehr angelegen ſein, nicht nur ſchön und correct, ſondern auch richtig in Abſicht auf den Text zu drucken. Zu dem Ende unterhielt er in ſeinem Hauſe eine gelehrte Geſellſchaft, in welcher über die abzudruckenden Schriftſteller und über die Verbeſſerung des Textes geſprochen wurde. Die griechiſche Grammatik von Conſtantinus Laſcaris und das Gedicht des Muſäus waren 1494 die erſten griechiſchen von ihm gedruckten Bücher; auf dieſe folgte eine beträchtliche Reihe griechiſcher und römiſcher Claſſiker, die noch gegenwärtig ſehr geſchätzt werden. Von ſeinen eignen Schriften ſind, außer Anmerkungen und Vorreden zu mehrern Schriftſtellern, bemerkenswerth: Institutt. grammat. gr. 1515, 4.; Dictionar. gr. 1497 (und Basil. 1519) Fol.; Institutt. gr. lat. 1501. 1508, 4.; Introduct. perbrevis ad hebr. ling. zuerſt bei Laſcaris Grammatik, 1501, 4. Er verlor ſein

leben 1516 durch drei Mörder, die ihn tödtlich an dem Kopf verwundeten. In die Fußtapfen des Vaters trat ſein Sohn, Paulus Manutius, geboren zu Venedig den 1. Juli 1512. Er ſtudirte beſonders die lateiniſche Sprache, die er vortrefflich ſchrieb, hatte in Rom die Aufſicht über die apoſtoliſche Druckerei beim Druck der Kirchenväter und wurde auch bei der venetianiſchen Bibliothek gebraucht. In der Folge beſorgte er ſeines Vaters berühmte Buchdruckerei, lieferte viele treffliche Ausgaben griechiſcher und römiſcher Claſſiker und ſtarb 1574. Seine Editionen, beſonders der Werke des Cicero, werden überaus hochgeſchätzt, und unter ſeinen eignen Schriften zeichnen ſich, außer den Anmerkungen zu verſchiedenen lateiniſchen Autoren ſeine Epistolae et Praefationes aus (1558 und oft wiederholt). — Gleich rühmlich zeigte ſich ſein Sohn, Aldus Manutius der Jüngere, geboren 1547. Schon in ſeinem vierzehnten Jahre ſchrieb er einen Tractat von der lateiniſchen Orthographie, lehrte dann die alten Sprachen zu Venedig, Bologna, Piſa und Rom und ſtarb daſelbſt 1597 ſehr arm, nachdem er die väterliche Buchdruckerei eine Zeitlang fortgeführt, dann aber verkauft hatte. Man hat von ihm Anmerkungen zum Vellejus Paterculus, Horaz, Salluſt, Cäſar, Eutrop und mehrere Abhandlungen über römiſche Alterthümer, welche ſich in Grävius und Sallengre's Theſaurus finden u. ſ. w. Das Zeichen der von den Manutiern gedruckten Bücher iſt ein Anker, um den ſich ein Delphin ſchlingt, bisweilen mit der Beiſchrift: Sudavit et alsit. Die Ausgaben der griechiſchen und römiſchen Schriftſteller, welche aus der Aldiniſchen Druckerei bis 1574 hervorgingen, und welche in ſolchem Werthe ſtehen, daß ſie faſt den Handſchriften gleich geachtet werden, heißen Aldinen. Zur genauern Kenntniß derſelben iſt nothwendig A. A. Renouard Annales de l'imprimerie des Aldes. Paris 1803. 2 Voll. gr. 8.; und Serie dell' edizioni Aldine etc. Padova 1790, 12.

Mappiren, Mappirungskunſt, iſt die Kunſt, Landcharten zu zeichnen, insbeſondere Kriegscharten aufzunehmen und zu zeichnen.

Mara (Gertrud Eliſabeth), geborne Schmehling, geboren zu Caſſel, unſtreitig eine der größten und ausgezeichnetſten Sängerinnen unſerer Zeit. Ihr Vater, ein Tonkünſtler, brachte ſie in ihrer zarteſten Kindheit nach London, wo ſie die Cither lernte, und ſich in ihrem zehnten Jahre vor der Königin hören ließ. Auf Anrathen einer Hofdame legte ſie dieſes Inſtrument bei Seite und wurde dem Unterricht eines alten Sopraniſten, Paradiſi, übergeben, unter deſſen Leitung ſie ſich ſchon im vierzehnten Jahre als Sängerin bei Hofe mit großem Beifall hören ließ. Nach einigen Jahren reiſte ihr Vater mit ihr nach Caſſel zurück, wo man ſie keiner beſondern Aufmerkſamkeit würdigte, und von da im J. 1766 nach Leipzig, wo ſie bei dem neu errichteten Concert als erſte Sängerin engagirt und bald der Gegenſtand allgemeiner Bewunderung wurde. Im J. 1767 erhielt ſie den Ruf nach Dresden, um in einem am Geburtstage des Churfürſten aufzuführenden Stücke eine Rolle zu übernehmen. Die verwitwete Churfürſtin, Maria Antonia, ſelbſt eine große Kennerin der Muſik, übernahm es, ſie zuvor in der Action zu unterrichten. Nach dieſer Vorſtellung reiſte Dem. Schmehling zu Anfang des J. 1768 geehrt und belohnt nach Leipzig zurück. Hier

bildete ſie ſich noch einige Jahre unter Hillers Anleitung, und ward zugleich Virtuoſin auf dem Clavier. Im J. 1770 wurde ſie nach Potsdam berufen. Friedrich II., welcher gegen deutſche Sänger und Sängerinnen eingenommen war, hatte ſich durch ihre Bewunderer bewegen laſſen, ſie zu ſich einzuladen, erwartete jedoch ſo wenig, daß er das Concert nur im Nebenzimmer abzuwarten Willens war. Kaum aber hatte der Geſang begonnen, als der König näher rückte und nach und nach bis dicht an die Sängerin vorſchritt. Nach geendigter Arie lobte er laut ihren Geſang, und fragte, ob ſie ſich eine andere Arie vom Blatte zu ſingen getraue. Auf ihr Bejahen ſuchte er ihr eine der ſchwerſten Arien aus, die ſie, wie alle übrigen, die er ihr vorlegte, mit der größten Fertigkeit ſang. Sie wurde ſogleich mit 2000 Thalern Gehalt engagirt, trat 1771 in Haſſens Intermezzo Piramo e Tisbe zum erſtenmale in Berlin auf, und wetteiferte mit dem großen Virtuoſen Concialini um den Preis. Neben dieſem und unter Porpora's Anleitung bildete ſich die Schmehling zugleich zur empfindungsvollen Adagioſängerin und guten Actrice, und genoß allgemeine Bewunderung. Aber durch ihre Verbindung mit dem Violoncelliſten Mara (1774) wurde ſie in unzählige Verdrüßlichkeiten verwickelt. Zwar wußte ſie mit ihrem Gatten, der ſich durch ſeine Unbeſonnenheiten oft des Königs Ungnade zuzog, durch ihre Virtuoſität ſich immer wieder zu behaupten; doch kam es endlich ſo weit, daß ſie der König, nachdem ſie einige vergebliche Verſuche gemacht hatte, den Abſchied zu erlangen, 1780 im höchſten Unwillen entließ; worauf ſie wieder nach Leipzig, und 1782 nach Wien, von da durch die Schweiz und 1783 nach Paris reiſte. Hier trat ſie als die überwiegende Nebenbuhlerin der von den Franzoſen faſt vergötterten Todi auf, und erhielt den Titel einer erſten Concertſängerin der Königin. Im J. 1784 ging ſie wieder nach London, wo ſie mit dem höchſten Enthuſiasmus aufgenommen wurde, und gleich anfangs für dreizehn Abende im Pantheon-Concert 1000 Guineen erhielt. In dem berühmten Concert, das jährlich zu Ehren Händels veranſtaltet wird, trat ſie als erſte Sängerin auf; auch wurde ſie im Winter 1785 und 1786 am Londner Operntheater engagirt. So einſtimmig aber die Lobeserhebungen über ihre Kunſt, ſo groß ſind auch die Klagen über ihren Eigenſinn geweſen, den man, wenigſtens in England, beſonders in Oxford nachdrücklich geahndet hat. Nach einem kurzen Aufenthalte zu Turin und Venedig (1788) kehrte ſie wieder nach England zurück, ging 1802 nach Paris und 1803 nach Deutſchland. Sie ließ ſich an mehrern Orten, als Frankfurt, Gotha, Weimar, Leipzig, Berlin hören, und entzückte allenthalben durch den Zauber ihres ausgebildeten Geſanges. Sie wandte ſich darauf nach Petersburg, von wo ſie wieder nach England zu gehen gedachte. Im J. 1808 befand ſie ſich aber noch zu Moskau, wo ſie nach dem Tode ihres längſt von ihr getrennten Mannes, der in demſelben Jahre bei Rotterdam im Elende ſtarb, ihren bisherigen Begleiter, Florio, geheirathet haben ſoll. — Der Ruhm dieſer großen Sängerin gründet ſich nicht blos auf die Stärke und Fülle ihres Tons, und auf den außerordentlichen Umfang der Stimme (der ſich vom geſtrichnen G bis zum dreigeſtrichnen F in völliger Gleichheit erſtreckte), ſondern auch auf die bewundernswürdige Leichtigkeit, Schnelligkeit und Rundung, womit ſie die ſchwierigſten

Paſſagen vorträgt, und endlich auf ihren einfachen und hinreißenden Ausdruck im Adagio. Vorzüglich berühmt iſt ihr Vortrag Händel'ſcher Arien, z. B. der Arie: Ich weiß, daß mein Erlöſer lebt (aus Händels Meſſias).

Maranen, ſ. Mauren.

Maranhon, Marañon, der Amazonenfluß, ſ. d. Art.

Marat (Jean Paul). Dieſer mit verdienter Schmach gebrandmarkte Böſewicht, deſſen Blutdurſt und Mordluſt ein heldenmüthiges Mädchen zu dem Entſchluß brachte, ſich ſelbſt aufzuopfern, um ihr unglückliches Vaterland von ihm zu befreien, war 1744 zu Baudry in dem Fürſtenthum Neufchatel geboren. Sein unruhiger Charakter bewog ihn, ſeine Familie und Heimath zu verlaſſen. Er kam ohne Mittel zum Unterhalt nach Paris, ſtudirte die erſten Anfangsgründe der Medicin und Chirurgie, zog dann als Charlatan umher, und verkaufte dem Volke öffentlich Kräuter. Bald ſtieg ſein Ehrgeiz; er bereitete ein Waſſer, das er für eine Univerſalmedicin ausgab, und verkaufte das Fläſchchen um zwei Louisd'or. Bei dieſem hohen Preiſe fanden ſich wenige Abnehmer. Um ſich dem Elende zu entreißen, ſchmeichelte er auf das demüthigſte den Großen und brachte es durch viele Bitten dahin, daß ihn der Graf Artois zu ſeinem Roßarzte ernannte. Einige Werke, in denen er ſonderbare mediciniſche und phyſikaliſche Sätze behauptete, machten ihn bekannt. Dahin gehört ſeine Schrift De l'homme ou des principes de l'influence de l'ame sur le corps et du corps sur l'ame, welches Voltaire einer derben Kritik würdigte; ſeine Découverte sur le feu, l'électricité et la lumière (deutſch von Weigel) und einige ähnliche Werke, welche dieſelben Gegenſtände behandeln. Ja er verkündigte ſogar, daß er mit einer Schrift beſchäftigt ſei, nach deren Erſcheinung man alle Werke Newtons ins Feuer werfen werde. Er beſuchte England, wo er mit dem ſich in London aufhaltenden Duc d'Orleans in enge Verbindung trat, und kam zu Anfang der Revolution nach Paris zurück. Hier gab er einige Pamphlets zu Gunſten des Grafen Artois, dann Monſieurs, heraus, und ergab ſich nach ihrer Abreiſe aus Frankreich ganz der Orleaniſchen Partei. Sein erſtes Journal: Le Publiciste Parisien, griff die erſten Beamten, namentlich Necker, an, den er einen Induſtrieritter nannte. Dieſem Journal folgte L'ami du peuple, worin er jeden Tag Mord, Plünderung und Aufruhr gegen den König mit einer Kühnheit predigte, wovon man noch kein Beiſpiel hatte. Er ſuchte die conſtitutionelle Garde und die Bürger zu entzweien, verfolgte den General Lafayette, den Gegner des Duc d'Orleans; er foderte die Armeen auf, ihre Generale umzubringen, die Armen, über das Vermögen der Reichen herzufallen. Sein Journal wurde die Urſache der Ermordung des Commandanten von Caen, Belſunce. Er wurde mehrmals denuncirt, entging aber jedesmal, bald durch die Flucht, bald durch Kühnheit und Unverſchämtheit dem Gericht. Im J. 1789 machte er bei der Nationalverſammlung Reclamationen gegen die Gewaltthätigkeiten, die, wie er ſagte, wegen Herausgabe ſeines Journals an ihm verübt wurden. Im J. 1790 verfolgte ihn die Gemeinde von Paris; der Diſtrikt der Cordeliers nahm ihn in Schutz. Bald darauf belagerte La Fayette ſein Haus, um ſich ſeiner zu bemächtigen. Er flüchtete zu einer Schauſpielerin und von da zu dem Pfarrer von

Verſailles. Den 1. Auguſt 1790 übergab er der Verſammlung einen Plan zu einer Criminalgeſetzgebung; den 22. wurde er von Malouet denuncirt, weil er geäußert hatte, man ſolle in den Tuilerien achthundert Galgen errichten, und alle Verräther daran hängen, zuerſt aber den ältern Mirabeau. Aber dieſer ließ voll Verachtung zur Tagsordnung ſchreiten. Im Mai 1792 denuncirten mehrere Deputirte der Girondepartei die Aufforderungen, welche Marats Blätter anfüllten. Damals faßte er den unverſöhnlichſten Haß gegen die Gironde und gegen diejenigen, welche er Staatsmänner nannte. Das Haus des Fleiſchers Le Gendre und die unterirdiſchen Räume der Kirche der Cordeliers dienten ihm zur Zuflucht, um ſich ſeinen Verfolgern zu entziehen. Von dort aus fuhr er fort, ſeine Blätter in die Welt zu ſchleudern. Dantons Schutz und der Club der Cordeliers verſchafften ihm ſtets den Triumph. Umſonſt ließ die Obrigkeit ſeine Preſſen aufheben; er erlangte einen Befehl, daß ihm vier in der königlichen Druckerei eingeräumt wurden. Bald that er ſich aufs neue am 10. Auguſt 1792 hervor, welcher über die Monarchie entſchied. Marat wurde damals Mitglied der nach dieſem Tage benannten Municipalität, und Präſident jenes ſchrecklichen Ausſchuſſes, der ſich bald aller Gewalt bemächtigte. Er gab zuerſt den Rath zu den ſchrecklichen Blutbädern am 2. und 3. September 1792. Er ſchlug ein Umlaufsſchreiben an alle Stadträthe Frankreichs vor und unterzeichnete es, um ſie zur Nachahmung dieſer Mordſcenen einzuladen. Zwar waren damals zwei Anklagedecrete gegen ihn vorhanden, dennoch wurde er zum Deputirten von Paris für den Convent ernannt und nahm ſogleich ſeinen Platz ein. Als er am 25. September die Rednerbühne beſteigen wollte, wurde er von mehrern Mitgliedern angegriffen und nach Verdienſt behandelt; aber von andern unterſtützt, griff er mit Kühnheit ſeine Feinde an, rechtfertigte Dantons und Robespierre's Vorſchlag einer Dictatur, geſtand, daß er darauf angetragen, und bot mit eherner Stirn allem Hohn und Spott, womit ihn faſt der ganze Convent überhäufte, Trotz. Am 24. October wurde er angeklagt, unaufhörlich Anarchie gepredigt und noch 200,000 Köpfe verlangt zu haben. Weit entfernt dieſen ſcheußlichen Antrag abzuläugnen, geſtand er öffentlich, daß dieſes ſeine Meinung ſei. Am 6. December machte er die Motion, „daß man den König durch namentlichen Aufruf richten und eine Ueberſicht der Abſtimmung öffentlich anſchlagen ſolle, damit das Volk die Verräther im Convent kennen lerne." Er denuncirte zugleich die Exiſtenz einer großen Verſchwörung, um den König zu retten, „deren Häupter," wie er ſagte, „Volksrepräſentanten, Geiſtliche, Journaliſten, Edelleute und ſogar Conventmitglieder wären." Unzufrieden mit dem Bericht, den am 10. ein Deputirter gegen den König erſtattete, beſtieg er die Bühne, ſtrömte die größten Schmähungen über den König aus und widerſetzte ſich am folgenden Tage dem Vorſchlage, dem Könige Rathgeber zu bewilligen, indem er hinzuſetzte: „Ich verlange, daß das Urtheil und die Hinrichtung nicht mehr vier und zwanzig Stunden verſchoben werden." Auch fuhr er fort, in einem Journale die Wuth des Volks gegen die Regierung anzureizen. Als es ihm am 2. Januar 1793 nicht gelingen wollte, die Permanenz der Sectionen decretiren zu laſſen, ſchalt er die Mehrzahl Schurken, ſchändliche Lumpenhunde u. ſ. w. Am 26. Februar klage-

ten ihn die Deputirten der Gironde an, weil er zum Raube aufgefordert habe. Er, wie gewöhnlich, rühmte ſich ſeiner Verbrechen und antwortete mit den gröbſten Schmähungen. Mit Erſtaunen hörte man ihn am 12. März Dumouriez vertheidigen. Als er aber am 21. alle Anführer als Verräther, und alle Armeen als unfähig, dem Feinde zu widerſtehen, denuncirte, verlangte ein Deputirter, daß man ihn für toll erklären ſolle. Am 4. April drang er auf die Bildung des allgemeinen Sicherheitsausſchuſſes, um die Verdächtigen zu arretiren, und erklärte ſeinen Collegen nach vielen Vorwürfen, daß ſie ſich betrögen, als ob ſie dem Irrenhauſe entſprungen wären. Am 6. verlangte er, man ſolle 100,000 Anverwandte von Emigranten als Geißeln für die Sicherheit der von Dumouriez dem Feinde ausgelieferten Comiſſarien ausheben. Am 11. trug er darauf an, auf die Köpfe der flüchtigen Bourbons einen Preis zu ſetzen, welchen Vorſchlag er in der Folge erneuerte. Bald darauf präſidirte er in dem Jacobinerclub und unterzeichnete als Präſident die berüchtigte Adreſſe an das Volk, um es gegen die Mehrzahl des Convents zur Inſurrection zu reizen. Die Girondiſten griffen ihn deßhalb an und bewirkten ſogar am 13. ein Anklagedecret. Marat verbarg ſich damals und erklärte dem Convente ſchriftlich, daß er ſich ſeinem Decrete nicht unterwerfe. Nachdem er indeſſen ſeine Banden abgerichtet und alles in Bereitſchaft geſetzt hatte, erſchien er am 18. vor dem Tribunal, wurde losgeſprochen, im Triumph in den Convent getragen, und erſchien mit Lorbeern gekrönt auf der Tribune. Jetzt ſuchte er an ſeinen Feinden Rache zu nehmen; ſo wurden zu Anfange des Junius 27 Deputirte auf ſeinen Antrieb verhaftet und nachher enthauptet. Aber der Tod, den er am 14. Julius 1793 von Charlotte Corday's Hand empfing (ſ. Corday), machte endlich ſeinen Ruchloſigkeiten ein Ende; auch ohnedies würde ſein durch frühere Ausſchweifungen zerrütteter Körper in Kurzem haben unterliegen müſſen. Als einem Märtyrer der Freiheit wurde ihm faſt göttliche Ehre erwieſen. Triumphbogen und Mauſoleen erhoben ſich auf allen Plätzen von Paris. Man erkannte ihm das Pantheon zu, und Dichter verherrlichten ihn. Als aber dem berauſchten Volke die Vernunft zurückkehrte, zerſchlug man ſeine Büſten, riß ſeine Aſche aus dem Pantheon und warf ſie in die Cloake Montmartre. Marat war nur fünf Fuß hoch und übel gebaut; ſein Kopf war unförmlich dick, ſein Blick wild, ſeine Stimme krächzend, ſein Geſicht häßlich und durch ſinnliche Ausſchweifungen entſtellt. Seine ſchmutzigen Kleider und fettigen Haare, ſo wie der Name Ami du peuple, den er ſich ſelbſt gab, vermehrten nur ſeine Gunſt beim Volke.

Marathon, ein Flecken in Attika, 140 Stadien von Athen entfernt, berühmt durch den Sieg, welchen hier im 3ten Jahre der 72ſten Olympiade die Athenienſer unter Miltiades über die Perſer erfochten. (S. **Miltiades**.)

Maratten (Mahratten) ein Volk in Oſtindien, auf der Halbinſel dieſſeits des Ganges, das erſt ſeit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts uns bekannt, und ſeit etwa funzig Jahren berühmt geworden iſt. Ihre ältere Geſchichte iſt dunkel. Sie ſollen von den Rasbutten, einem alten kriegeriſchen Volke, abſtammen. Von den Mongolen aus den Provinzen Hindoſtans, wo ſie wohnten, vertrieben, flüchteten ſie ſich in die Gebirge, die ſich

von Surate bis Goa erſtrecken. Die verſchiedenen Völkerſchaften, aus denen ſie beſtanden, wurden in einen monarchiſchen Staat vereinigt, deſſen Stifter Sewadſchi (Sewagi), ein Mann von vielen Talenten und Glück, war, der 1680 ſtarb. Die Hauptſtadt des Reichs war Settarah. In ihren Gebirgen bildeten ſich die Maratten zu einer kriegeriſchen Nation. Abgehärtet gegen alle Beſchwerden des Kriegs, an geringe Nahrung, Reiß und Waſſer, gewöhnt, mit trefflichen Säbeln bewaffnet, bildeten ſie mit ihren unanſehnlichen, aber dauerhaften Pferden, gleich den Koſaken, eine Cavallerie, die ihren Nachbarn, in deren Gebiete ſie öftere Streifereien unternahmen, furchtbar wurde. Als Aurengzeb (ſ. d. Art.) die Küſte Coromandel angriff, ruften die Bewohner dieſes Landſtrichs die Maratten zu Hülfe, und jener furchtbare Eroberer fand es gerathen, mit den Maratten einen für dieſe vortheilhaften Vertrag zu ſchließen, der ihren Muth vergrößerte. Sie benutzten die nach Aurengzebs Tode entſtandenen Unruhen, welche das mongoliſche Reich erſchütterten, und breiteten ihre Beſitzungen weiter aus. Die Macht der Maratten vergrößerte ſich dadurch beträchtlich; ihr Staat, freilich meiſtens wüſte und unangebaut, umfaßte gegen 28,000 deutſche Quadratmeilen mit einer verhältnißmäßig ſtarken Bevölkerung, und war bis 1739 eine mächtige Monarchie. Die Beherrſcher derſelben, Sewadſchi's Nachkommen, die den Titel Maha Ragah (Großfürſt) führten, hatten das Schickſal der Merovinger in Frankreich; ſie überließen die Regierung ihren Miniſtern, und wurden von dieſen als Staatsgefangene gehalten. Als der letzte Abkömmling der regierenden Familie, Ram Rajah, 1740 in einem Alter von acht Jahren auf den Thron kam, benutzte ſein erſter Miniſter, der Peiſchwah (Großvezier) Bajirow, die Minderjährigkeit des Regenten, bemächtigte ſich zugleich mit einem andern Miniſter, Rajojei, der Regierung, und hielt den Ram Rajah bis zu ſeinem Tode (1777) als einen Gefangnen, dem er jedoch einen äußern Schein der Würde ließ. Nach Ram Rajahs Tode wurde die Würde eines Maha Rajahs völlig aufgehoben. Bajirow theilte das Reich mit ſeinem Gehülfen, behielt die weſtlichen Provinzen für ſich, und nahm ſeinen Sitz zu Punah. Man nennt dieſes das Reich der Punah-Maratten. Rajojei bemächtigte ſich der öſtlichen Provinzen, machte Naugpur zu ſeiner Reſidenz, und gründete das Reich der Berar-Maratten. Bajirow, der 1750 ſtarb, machte die Würde eines Peiſchwah in ſeiner Familie erblich. Doch bildete ſich 1777 ein, aus zwölf Braminen beſtehender Regierungsrath, welcher dem Peiſchwah nur noch die vollziehende Gewalt ließ. Jene Theilung des ganzen Marattenſtaates konnte nicht ohne Einwilligung der vornehmſten Statthalter in verſchiedenen Theilen des Reichs geſchehen; man befriedigte dieſe durch größere Macht und mehrere Einkünfte. Daher ſind mehrere Marattenfürſten entſtanden, von denen einige nur zum Schein von den Regenten der größern Länder abhängen, faſt ſo wie in frühern Jahrhunderten die Fürſten Deutſchlands von dem Kaiſer. — Folgendes iſt ein kurzer Abriß der Geſchichte der beiden Marattenſtaaten: 1. Der Staat der Punah-Maratten. Er nahm die ganze Küſte von Goa bis Camboja ein, und war von Myſore, Golconda, Berar und den marattiſchen Fürſtenthümern Guzerate, Ugein und Endore umgeben. In demſelben lagen die vornehmſten Beſitzungen der Präſidentſchaft Bombay. Die jährlichen Einkünfte

des Peiſchwah betrugen über 30 Millionen Thaler. Bajirow machte verſchiedne Eroberungen. Sein Sohn Ballagi, der ihm 1759 folgte, ſetzte dieſe Eroberungen bis zu den Ufern des Indus fort. Aber durch dieſe Vergrößerung des Punahſtaats kam er in Berührung mit den von Abdallah, einem vormahligen Generale Nadir-Schahs, regierten Ländern. Der Peiſchwah beſchloß, alle Mahomedaner zu vertreiben, und die Marattenherrſchaft über ganz Indien zu verbreiten. Das ganze Land theilte ſich (1759 — 1761) in zwei Parteien zu einem allgemeinen Kampfe: die Mahomedaner ſchloſſen ſich an Abdallah an, und erſchienen 150,000 Mann ſtark in den Ebnen von Carnawl und Pannipur; die Maratten, in Verbindung mit den Jats, führten 200,000 Mann dahin. Nach langem mörderiſchen Kampfe wichen die letztern, und mit dieſer Schlacht verloren ſie die Oberherrſchaft über Indien, wonach ſie ſtrebten. Seitdem erholten ſich die Maratten nie wieder ganz. Ballagi ſtarb darauf, ſein Sohn Maderow ſchon im J. 1772 und ſein Enkel Narain Row ward das Jahr darauf von ſeinem Oheim Ragobah ermordet. Doch gelangte dieſer nicht zur Peiſchwahwürde, weil der Knabe, den die Wittwe des ermordeten Narain nach ſeinem Tode geboren haben ſollte, für deſſen Sohn erkannt wurde. Nun bot Ragobah der Präſidentſchaft Bombay die Inſel Salſette an, wenn ſie ſeine Abſichten gegen ſeine Gegenpartei unterſtützen würde. Aber der Rath zu Bengalen mißbilligte einen Krieg mit den Maratten und ſchloß 1776 einen Vertrag, nach welchem Ragobah ſeinen Foderungen entſagte, die Engländer aber im Beſitz von Salſette blieben, und außerdem einen Diſtrict von drei Lak Rupien jährlicher Einkünfte erhalten ſollten. Ragobah blieb zu Bombay; die Engländer behaupteten, der ihnen eingeräumte Strich bringe nicht die bedungne Summe ein; Ragobahs Freunde hatten die Partei des jungen Peiſchwah zu Punah geſtürzt, und die Räthe von Bombay ſchickten mit Einwilligung des Raths von Bengalen den Ragobah (1778) mit einer engliſchen Armee nach Punah. So brach der zweite Krieg zwiſchen England und den Maratten aus (von 1778 — 1782). Die Engländer erfochten große Vortheile und drangen weit vor; dennoch war ihnen der Friede, des Kriegs mit Hyder Ali wegen, wünſchenswerth. Sie ſchloſſen ihn 1782 und gaben alle Eroberungen, bis auf Salſette und die benachbarten Inſeln, zurück. Maderow, der Sohn des ermordeten Narain Raw, geboren 1774, wurde 1783 als Peiſchwah anerkannt, und ſtand einige Zeit lang unter der Vormundſchaft eines andern Marattenfürſten. Der jetzige Peiſchwah Bajirow, der vor funfzehn Jahren von einem engliſchen Heere unter dem Befehle des jetzigen Herzogs Wellington (Marquis Wellesley) in ſeine Würde eingeſetzt worden war, und, mit dem Beiſtande der Engländer, ſich verſchiedne empörte Marattenſtämme unterworfen hatte, fing im Jahr 1817 Feindſeligkeiten gegen die Engländer an. Er wurde aber am 16. Nov. von dem Oberſten Smith ſo geſchlagen, daß er ſeine Reſidenz Punah verlaſſen, und ſich nach einer Bergfeſtung flüchten mußte. Im Jahr 1818 unterwarf er ſich, und lebt jetzt von einem Jahrgelde, unter brittiſcher Aufſicht, als Privatmann. 2. **Der Staat der Berar-Maratten.** Er ward weniger in auswärtige Kriege verwickelt, aber deſto häufiger durch innere Unruhen zerrüttet. Die Provinz Berar, ſein Hauptgebiet, iſt 200 indiſche Meilen lang und 170 breit. Einige Jahre nach der Strei-

ſerei, die Ragogi mit dem Peiſchwah nach Bengalen unternahm, entriß er dem Uſurpator von Bengalen, Aliverdy, den beſten Theil von Oriſſa. Von Bengalen nur durch einen ſchmalen Fluß getrennt, ſtreiften die Berar Maratten häufig in die Grenzprovinzen dieſes ſchönen Landes. Erſt nachdem Choſſim Ali, Nabob von Bengalen (1761), die Provinzen Burdwan und Midnapur den Engländern abgetreten hatte, hörten dieſe Plünderungen auf, wiewohl ſie ihre Anſprüche auf den ihnen nach Aurengzebs Tode in Bengalen verwilligten Chout von 16 Laks Rupien (1,200,000 Thlr.) nicht aufgegeben haben. Es fehlt jedoch an der Erhebung, und ſelbſt während des faſt allgemeinen Krieges 1780 wurde nur ſchwach auf die Entrichtung des vierten Theiles gedrungen. Ragogi, der erſte Berar-Rajah, hinterließ nach einer langen Regierung vier Söhne. Der älteſte folgte dem Vater, ſtarb aber kinderlos; die beiden folgenden, Sebagi und Mobagi, bekriegten ſich über die Erbfolge. Der erſte fiel, worauf der zweite Rajah wurde. Auch dieſer hat ſich, da er im Kriege der Britten mit den Punah-Maratten 1817 auf die Seite der letztern erſt heimlich, dann öffentlich trat, durch einen Vergleich den Engländern unterworfen und ſeine Feſtungen ihnen einräumen müſſen. — Unter den übrigen Marattenfürſten ſind die beiden mächtigſten, Scindiah und Holkar. Jener iſt Rajah von Ugein (Udſen) und hatte ſich eine bedeutende Macht verſchafft. Um dieſer Grenzen zu ſetzen, wurde er von den Engländern (1802) bekriegt, und am 23. Sept 1803 von Wellesley (Wellington) geſchlagen, worauf er einen nachtheiligen Frieden ſchließen mußte, der jedoch nachher mehreremale wieder gebrochen worden iſt. — Holkar, Beherrſcher von Indus, deſſen Einkünfte jährlich 4½ Million Pf. Sterling betragen ſollen, iſt bald Alliirter, bald Gegner der Engländer geweſen. Schon im Kriege 1805 wurde er zu einem nachtheiligen Frieden genöthigt. Im J. 1817 ergriff er aufs neue die Waffen, wurde aber am 21. Dec. von dem General Hislop gänzlich geſchlagen und zur Unterwerfung genöthigt. (S. den Art. Holkar.) Die Maratten ſind übrigens Anhänger der Religion des Brama, von ſtarkem feſtem Körperbau, in der Farbe verſchieden, indem ſie vom Schwarzen bis zum Hellbraunen ſchattirt ſind. Ihre Lebensart iſt einfach, ſie kennen wenig Bedürfniſſe. Ihre Erziehung iſt kriegeriſch, ihr Charakter grauſam und wild. Zum Gefecht berauſchen ſie ſich oft durch eine Art Opium, oder durch wilden Hanf, den ſie als Taback rauchen. In dem letzten Kriege hat ihre Artillerie eben ſo viel Geſchicklichkeit als Muth bewieſen. Den Britten ward die Unterwerfung der Marattenſtaaten dadurch erleichtert, daß die Kriegerkaſte der Rajahs allgemein verhaßt war, weil ſie die übrigen Hindukaſten despotiſch wie Sklaven behandelte. Die letztern fanden den Schutz der Geſetze und des Eigenthums allein unter brittiſcher Hoheit. Daher rotteten ſich die Krieger aus den brittiſchen Provinzen in Räuberhaufen (Pindarees) an dem Nerbudda zuſammen, und ſuchten Schutz bei den auf die Britten eiferſüchtigen kleinen Marattenfürſten. So entſtand der letzte allgemeine Kampf der Europäer mit der alten und ſtolzen Kriegerkaſte, welche ſich mit der gänzlichen Auflöſung ihres Bundes und mit dem Verluſt der Unabhängigkeit ihrer Fürſtenfamilien im Jahre 1818 endigte.

Maratti (Carlo), ein berühmter italieniſcher Mahler und Kupferſtecher, geboren 1625 zu Camerino in der Mark Ancona. Er ver-

tieth ſchon in frühſter Kindheit große Liebe zur Mahlerei, indem er mit dem Safte von Kräutern und Blumen allerlei Figuren, die er auf die Mauern des väterlichen Hauſes zeichnete, ausmahlte. In ſeinem 11. Jahre kam er nach Rom. Hier blieb er bis zu ſeinem 19. Jahre in der Schule des Sacchi, ſtudirte die Werke Raphaels, der Caracci und des Guido Reni und bildete ſich nach ihnen eine eigenthümliche Manier, mit der er großen Ruhm erwarb. Vorzüglich fanden ſeine ſchönen Madonnenbilder großen Beifall. Für Ludwig XIV. mahlte er ſein berühmtes Bild der Daphne. Clemens IX., der ſich von ihm mahlen ließ, bewilligte ihm eine Penſion und ernannte ihn zum Aufſeher der vaticaniſchen Zimmer, welches er auch unter Innocenz XII. blieb. Er ſtarb zu Rom 1713 in einem hohen und geehrten Alter. Beſcheidenheit und Gefälligkeit waren die Hauptzüge ſeines Charakters. Nicht zufrieden, zur Erhaltung der Mahlereien Raphaels im Vatican und Carraccis in dem Farneſiſchen Pallaſte beigetragen zu haben, ließ er dieſen Meiſtern Denkmäler in der Kirche della Rotonda ſetzen. Als Künſtler verdient Maratti den ihm von Richardſon gegebenen Namen des letzten Mahlers der römiſchen Schule. Er war ein großer Zeichner; ſeine Gedanken waren erhaben, ſeine Anordnung war ſchön, ſein Ausdruck gefällig, ſeine Behandlung verſtändig und ſein Colorit lebhaft. Er verſtand die Geſchichte, Architektur und Perſpective, und wußte in ſeinen Gemählden einen guten Gebrauch davon zu machen. Vornehmlich bewundert man die Grazie, die in allen ſeinen Werken herrſcht, und die herrliche Zeichnung in ſeinen Händen und Füßen. Seine Hauptwerke ſind in Rom; auch ſieht man ein ſchönes Gemählde von ihm in dem Palaſt Michaïlow zu Petersburg. Die Dresdner Gallerie hat zwei Gemählde von ihm, liebliche Madonnenbilder. Er hat auch mehrere treffliche Blätter geätzt, unter andern das Leben der Maria in zehn Vorſtellungen. Von ſeinen Schülern ſind die bekannteſten Chiari, Berettoni und Paſſori.

Maravedi (Maravedi de Vellon), eine kleine ſpaniſche Kupfermünze, etwas über 1 Pfennig am Werthe.

Marbod, ſ. **Marcomannen**.

Marburg, die Hauptſtadt in Oberheſſen mit ungefähr 5500 Einw. und einem Schloſſe an der Lahn gelegen. Sie hängt gleichſam an einem Berge, auf welchem oben das Schloß liegt. Im J. 1527 wurde hier die erſte proteſtantiſche Univerſität von dem Landgrafen Philipp dem Großmüthigen geſtiftet, welche unter der Regierung des jetzigen Churfürſten anſehnliche Unterſtützungen erhalten hat. Sie beſteht gegenwärtig (1816) aus 28 ordentlichen und 5 außerordentlichen Profeſſoren, (unter welchen die Philologen Wagner und Hartmann, die Philoſophen Tennemann, Juſti, Rommel, der Mathematiker Lorenz, die Aerzte und Naturforſcher Wurzer, Buſch, Stein), hat unter andern ein (1789 geſtiftetes) ſtaatswirthſchaftliches und ein (1808 geſtiftetes) chirurgiſches Inſtitut, ein anatomiſches Theater mit einer Sammlung auserleſener Präparate, welche ſchon Sömmerring beſchrieben hat, desgleichen ein zootomiſches Theater, ein nach des verſtorbenen Steins Angabe 1792 eingerichtetes Entbindungshaus und eine anſehnliche Bibliothek, welche durch die Bibliothek der Commende Luclum vermehrt worden iſt. Die Anzahl der Studierenden betrug 1809 135, und 1810 175. Unter den lutheriſ. Kirchen iſt die St. Eliſabethkirche mit ihren ſchönen Denkmälern

die ſehenswertheſte. Die Stadt hat einige Manufacturen. Im J. 1529 wurde hier auch zwiſchen den wittenberger und ſchweizeriſchen Reformatoren das bekannte Marburger Religionsgeſpräch gehalten. Im J. 1757 beſetzten die Franzoſen das Schloß; die Alliirten nahmen es ihnen aber durch Belagerung 1759 wieder ab. Im J. 1760 eroberten es die Franzoſen von neuem und behaupteten ſich 1761 gegen einen heftigen Angriff der Alliirten. Während der Dauer des Königreichs Weſtphalen war Marburg die Hauptſtadt des Werra-Departements

Marc Aurel, ſ. Antonius.

Marcard (Heinrich Matthias), ein ſehr geachteter Arzt, war 1747 zu Walsrode im Lüneburgiſchen geboren, erhielt ſeine Bildung in Göttingen (1769 — 71), beſuchte dann auf längere Zeit England, Frankreich und Italien, ward 1776 ausübender Arzt in Pyrmont, 1778 Hofmedicus in Hannover, 1786 Brunnenarzt in Pyrmont, und 1788 oldenburgiſcher Leibmedicus. Nach 21 jährigem Dienſt zog er ſich, mit Beibehaltung der ihm beſonders lieb gewordenen Geſchäfte in Pyrmont, in ſein Vaterland zurück und ſtarb 1816. Er hat ſich nicht nur als practiſcher Arzt, ſondern auch als Gelehrter, deſſen Kenntniſſe ſich über die verſchiedenſten Zweige des menſchlichen Wiſſens erſtreckten, viele und große Verdienſte erworben. Als mediciniſcher Schriftſteller iſt er in zwei Hauptwerken, der Beſchreibung von Pyrmont (1785), und dem über die Natur und den Gebrauch der Bäder (1790) als claſſiſch anerkannt. Im Felde der Politik legte er, zwar anonym, aber mit deſto mehr Kraft und Nachdruck, ſeine wohlbegründeten Beſorgniſſe während der Periode des allgemeinen Schwindels, der ihn nie ergriff, und auch noch ſpäterhin eine Charakteriſtik der franzöſiſchen Nation dem Publicum vor. Preußens Neutralitätsſyſtem, deſſen Urſachen und wahrſcheinliche Folgen (1799); Was haben die Mächte von Bonaparte zu erwarten, (1801); Reverien eines deutſchen Patrioten (1806), und endlich der Franzoſenſpiegel (1815) beurkunden noch jetzt die Richtigkeit ſeiner Urtheilskraft Er war zugleich ein deutſcher Biedermann und ſtand mit vielen ſeiner ausgezeichnetſten Zeitgenoſſen in genauer und freundſchaftlicher Verbindung.

Marcaſit wird eine metallartige Subſtanz genannt, von welcher es vielerlei Gattungen giebt. Am häufigſten benennt man damit einen metalliſchglänzenden, ins Goldgelbe, wohl auch ins Stahlgraue ſpielenden Schwefelkies, welcher meiſtens ſo hart iſt, daß er am Stahle Funken giebt, und außer dem durch Schwefel vererzten Eiſen, zuweilen auch Gold, Silber, Arſenik u. ſ. w. hält. Uebrigens nennen die Materialiſten und Apotheker auch den Wismuth Marcaſit, ſo wie endlich die Alchymiſten allem unreifen Metall denſelben Namen beilegen.

Marcellinus (Ammianus), ſ. Ammianus Marcellinus.

Marcello (Benedetto), ein berühmter Muſiker und trefflicher Dichter, geboren von adelichen Aeltern zu Venedig im J. 1680. So leidenſchaftlich er die Muſik liebte und ſich ihr widmete, ſo entzog er ſich doch auch nicht dem Dienſte der Republik. Mehrere Jahre bekleidete er das wichtige Amt eines Richters unter den Vierzigern. Hierauf wurde er Provveditor zu Pola und endlich Schatzmeiſter

zu Brescia, wo er 1739 (nach Fabroni 1732) ſtarb. Seine Motetten, Cantaten, Pſalmen und übrigen Werke erlangten einen ungemeinen Ruf, und verdienten ihn wegen ihrer edeln Simplicität und Erhabenheit. Aber ſein Geſang iſt von faſt unüberſteiglichen Schwierigkeiten, und erfodert eine Stimme vom weiteſten Umfang, welche die ungewöhnlichſten Intervallen nicht ſcheut. Er hat für die Kirche, das Theater und die Kammer componirt, und außerdem verſchiedne theoretiſche und andre Werke geſchrieben. Zu ſeinen Schülerinnen gehörte die berühmte Fauſtina Bordoni, nachmalige Haſſe. Auch ſeine Gemahlin war eine treffliche, von ihm gebildete Sängerin.

Marcellus (M. Claudius), ein berühmter römiſcher Feldherr, der im zweiten puniſchen Kriege zuerſt glücklich gegen Hannibal focht. Schon früher hatte er während ſeines Conſulats im J. Roms 531 die größten Proben von Muth und Tapferkeit gegeben, indem er den Anführer der Gallier, Viridamarus, der ihn zum Zweikampf foderte, beſiegt und dadurch die überlegene galliſche Armee ſo muthlos gemacht hatte, daß ſie vor dem kleinen Römerheer die Flucht ergriff. Die Folge dieſes Sieges war die völlige Beſiegung Ober-Italiens. Marcellus triumphirte, weil er, ſo lautete der Senatsbeſchluß, die Inſubrier und Germanen bezwungen habe. Das iſt das erſtemal, daß in der römiſchen Geſchichte die Germanen genannt, und das letztemal, daß des perſönlichen Zweikampfs der Feldherren erwähnt wird. Als bald darauf der zweite puniſche Krieg ausbrach, trat er nach der unglücklichen Schlacht bei Cannä gegen den Hannibal auf, indem er als Prätor das Commando über die übriggebliebenen Truppen zu Canuſium an des Terentius Varro Stelle übernahm. Auf die Nachricht, daß Hannibal ſich gegen Nola wende, eilte er ihm zuvor, und warf ſich in die Stadt, ſie zu vertheidigen. Er zwang die Carthaginienſer, ſich mit Verluſt zurückzuziehen. Seine Wahl zum Conſul, die inzwiſchen erfolgt war, wurde auf Anſtiften der eiferſüchtigen Patricier von den Augurn für ungültig erklärt. Marcellus blieb daher zu Nola, welches Hannibal aufs neue und mit aller Macht beſtürmte, und beſchloß, als der Ort unhaltbar wurde, eine Hauptſchlacht in freiem Felde zu wagen. Sein an Zahl geringeres Heer hatte den Vortheil längerer Speere. Nach einem harten Kampfe wurde Hannibal gezwungen, ſich in ſein Lager zurückzuziehen. Endlich wurde er im J. Roms 539 zugleich mit dem berühmten Fabius Maximus Cunctator zum Conſulat erhoben. Er vereitelte einen dritten Verſuch Hannibals auf Nola und bot demſelben eine Schlacht an, die dieſer nicht anzunehmen wagte. Eine Krankheit unterbrach auf einige Zeit ſeine Thätigkeit. Nachdem er geneſen war, ging er in ſeine Provinz Sicilien, wo er mehrere tapfere Thaten verrichtete, unter denen die Belagerung von Syracus die merkwürdigſte iſt. Nachdem er vergebens ſeit 540 alles verſucht hatte, ſich dieſer Stadt, welche Archimedes (ſ. den Art.) durch ſeine kunſtreichen Maſchinen mit ſiegendem Erfolge vertheidigte, mit Gewalt zu bemächtigen, beſchränkte er ſich auf die Blokade, vereitelte alle Verſuche der Carthaginienſer, ſie zu entſetzen, und war ſo glücklich ſich ihrer nach und nach theils durch Liſt, theils durch die Waffen zu bemächtigen (542). Da die Stadt ohne Bedingung übergegangen war, konnte er die Plünderung nicht verhindern, doch befahl er, keinen Syracuſaner zu tödten. Dennoch wurden von den erbitterten Solda-

ten viele Einwohner ermordet; unter dieſen auch Archimedes. Marcellus bedauerte ſehr den Tod deſſelben, verlieh ſeinen Anverwandten große Vorrechte und ließ ihn feierlich beſtatten. Nachdem er den größten Theil der Inſel (543) unterworfen und noch einen vollſtändigen Sieg über die Carthager davon getragen hatte, kehrte er nach Rom zurück, wo er die Ehre einer Ovation erhielt. Im J. 543 wurde er mit dem M. Valerius Lävinus zum Conſulat erhoben und ſollte wieder das Commando in Sicilien erhalten; aber die Syracuſaner ſandten Abgeordnete nach Rom, welche ſich über ſeine Grauſamkeit beſchweren und einen andern Feldherrn erbitten mußten. Marcellus wurde zwar freigeſprochen, tauſchte aber die Provinzen freiwillig und blieb in Italien. Als dies ſpäter die Syracuſaner bereuten und fußfällig Verzeihung von ihm erbaten, vergab er ihnen nicht nur, ſondern bewirkte auch, daß ihnen ihre alten Freiheiten zurückgegeben und ſie als Bundesgenoſſen Roms angeſehn wurden. Jene erklärten ſich aus Dankbarkeit für Clienten des Marcelliniſchen Hauſes. Marcellus führte indeß in Italien den Krieg gegen Hannibal. Bei Numiſtrum lieferte er eine unentſchiedne Schlacht; im folgenden Jahre wurde er bei Canuſium von Hannibal geſchlagen, erneuerte aber, die Flüchtlinge ſammelnd und mit Muth befeuernd, den Tag darauf den Kampf und ſiegte, wiewohl mit großem Verluſt. Im J. Roms 545 erhielt er das Conſulat zum fünftenmal mit T. Quintius Criſpinus. Beide Conſuln vereinigten ſich am Liris, aber Hannibal lehnte die von ihnen angebotne Schlacht ab. Die Römer waren im Begriff, einen kleinen Berg zur bequemen Lagerſtätte zu beſetzen, als ſie ſich plötzlich von Feinden umringt ſahen. Dennoch würden ſie ſich vielleicht durchgeſchlagen haben, wenn nicht die Hetrurier, welche den größten Theil der Cavallerie ausmachten, ſich ſogleich ergeben hätten. Marcellus ſelbſt blieb; ſein Sohn und der andere Conſul ſchlugen ſich durch. So ſtarb dieſer große von Hannibal ſelbſt gefürchtete Feldherr, der das Schwert Roms genannt wurde, wie Fabius der Schild deſſelben hieß. Hannibal zog ſeinem Leichnam den Ring vom Finger, ließ den Körper unter den größten Ehrenbezeigungen verbrennen, und die Aſche dem Sohne in einer koſtbaren Urne überbringen. Sein Geſchlecht blühte lange, und zählte mehrere conſulariſche Männer, bis es mit dem Sohne der Octavia, der Schweſter Auguſtus, den Virgil verherrlicht hat, ausſtarb.

Marcheſi (Luigi), auch Marcheſini genannt, einer der berühmteſten Sopraniſten, um das Jahr 1755 zu Mailand geboren. Schon in der zarteſten Kindheit zeigte er ſich als Virtuoſen auf dem Waldhorn; allein von Kunſtverſtändigen aufgefodert, verließ er heimlich ſeinen Vater, ging nach Bergamo und unterwarf ſich hier der Operation. Ungeachtet er hier vielfältigen Unterricht genoß, ſo ſcheint er ſeine höchſte Bildung doch in Deutſchland, und zwar in München wohin er von 1775 — 1777 ging, erhalten zu haben; denn als er von dort in ſein Vaterland zurückgekehrt war, erregte er allenthalben Erſtaunen und Entzücken. Beſonders wurde er 1779 zu Florenz und 1780 zu Mailand mit dem höchſten Enthuſiasmus aufgenommen, und 1782 mit einer Denkmünze beehrt, welche die Akademie zu Piſa ihm hatte prägen laſſen. In Turin, wohin er mit 1000 Ducaten Gehalt berufen wurde, bot ihm der Kaiſer von Rußland als Großfürſt bei ſeiner damahligen Anweſenheit 5000 Ducaten Gehalt,

wenn er ihm nach Petersburg folgen wollte; dennoch ſcheint er dieſen Ruf erſt 1786 (nachdem er ſich zu Rom, Lucca und auch 1785 zu Wien hören laſſen) gefolgt zu ſein. Berlin hörte ihn 1787. Im folgenden Jahre trat er zu London auf, wo er von den Unternehmern der italieniſchen Oper für einen Winter 1500 Pf. Sterl., eine Beneſizvorſtellung, und freie Station erhielt. Seine Stimme wurde als überaus rein und hell bewundert; in Anſehung des Vortrags zog man ihn noch dem Farinelli vor. Dabei rühmte man ſeine Declamation und Action, ſo wie auch ſeine Einſichten in der Muſik. Er ſtarb 1792 zu Mailand.

Marchetti-Fantozzi, Sängerin bei der ehemahligen ital. Oper zu Berlin, jetzt in Moskau, geb. zu Venedig 1763; eine der größten Künſtlerinnen, mit tiefer Muſik begabt und Meiſterin in der Ausführung. Ihr Ausdruck iſt bewundernswürdig und von wahrhaft tragiſcher Gewalt ſowohl im Geſange ſelbſt, als in der großartigen Declamation und Action, worin ſogar Fleck der eifrige Bewunderer ihrer Meiſterſchaft war.

Marcion, Marcioniten, ſ. Gnoſis.

Marco da Siena, eigentlich Marco Pino, ein berühmter italieniſcher Mahler. Sein Lehrer war ein gewiſſer Macherino in Siena, ſein Muſter Michel Angelo; er begab ſich 1556 nach Neapel und erhielt daſelbſt das Bürgerrecht. Da ihm ſein Zeitgenoß Vaſari nicht erwähnte, ſo entſchloß er ſich, ſelbſt ein Buch über die neapolitaniſchen Mahler zu ſchreiben. In Neapel arbeitete er ſeine vorzüglichſten Werke. Er ſtarb 1586.

Marcolini (Camillo, Graf), königl. ſächſiſ. Cabinetsminiſter und Oberſtallmeiſter, Ritter des ſächſiſchen Ordens der Rautenkrone, des kaiſ. ruſſiſ. St. Andreas-Ordens, Großadler der Ehrenlegion und Commandeur des toscaniſchen St. Stephansordens, geboren zu Fano im Kirchenſtaate am 1. April 1739, ſtarb den 10. Juli 1814 zu Prag. Als Günſtling des Königs Friedrich Auguſt von Sachſen hatte er Einfluß auf den Hof und das ganze Land. Je höher er ſtieg, und je länger er das Vertrauen ſeines Souverains beſaß, deſto ſtrenger beurtheilte ihn die öffentliche Stimme. Aber ſelbſt ſeine Feinde bekennen, Graf Marcolini war ein Mann von natürlichem Verſtande, richtiger Urtheilskraft, vieler Erfahrung, ſichrem Takt, treuer Ergebenheit gegen den König, und ohne Falſch; für einen Günſtling wahrlich ein großes Lob. Den ſeinen Landsleuten nicht ohne Grund vorgeworfnen Fehler, Rachſucht, kannte er durchaus nicht. Er ſtammte aus einem alten italieniſchen Geſchlechte, von welchem mehrere Mitglieder angeſehene Stellen bekleidet hatten. Als jüngſter Sohn des Hauſes war er ohne Vermögen. Er kam ſehr jung nach Dresden, wurde hier im Pagenhauſe erzogen, und in der Folge zu dem Hofſtaate des damahligen Churprinzen, jetzigen Königs Friedrich Auguſt, verſetzt. Seine äußere Bildung, ſein geſundes Urtheil und ſein gerades Weſen, verbunden mit jener freien Biegſamkeit des Italieners, gewannen ihm bald die Zuneigung des Churprinzen. Er machte nachher die am ſächſiſchen Hofe gewöhnliche Carriere als Kammerjunker und Kammerherr; in der Folge wurde er Kämmerer, mit dem Charakter eines wirklichen Geheimen-Raths, und Oberkammerherr. In beiden Stellen hatte er die Oberaufſicht über den beſondern Hofſtaat des Regenten und über die wiſſenſchaftlichen und Kunſtgallerien. Auch wurde er Direc-

jor der Porzellanmanufactur und Generaldirector der Künſte und Kunſtakademien in Sachſen. Im J. 1799 wurde er zum Oberſtallmeiſter ernannt, er legte aber dagegen die Stelle als Oberkammerherr nieder, welche er jedoch nachher von 1807 an länger als 5 Jahre interimiſtiſch, und ohne Gehalt dafür zu beziehen, verwaltete. Im J. 1809 erhielt er den Titel als Cabinetsminiſter — eine Auszeichnung, die ohne Beiſpiel war — es war jedoch bloßer Titel, ohne Einkünfte oder beſondere Geſchäftsführung. Am Hofe ſelbſt war, ſchon ſeit vielen Jahren, ſein Einfluß nicht zu verkennen. Der König hörte und achtete ſeinen Rath; und ſeit des Miniſters Gutſchmid Tode beſaß kein Miniſter in dem Grade die perſönliche Achtung und das Vertrauen des Königs. Um ihn herum bildete ſich daher ein beſonderer Hof; und verſchiedne der erſten Staats- und Militärbeamten ſchloſſen ſich an den klugen und mächtigen Hofmann an. Seine Meinung wurde zwar oft vernommen, aber deswegen nicht immer befolgt. Auch war er ſelbſt zu klug und zu wenig anmaßend, um über Angelegenheiten entſcheiden zu wollen, die außer ſeiner Sphäre lagen. Weil man ihm mehr Einfluß zutraute, als er wirklich hatte oder ſich verſchaffen wollte, ſo wurde er unaufhörlich mit einer Menge von Geſuchen beſtürmt, die er nicht immer befriedigen konnte, und die öfters von der Art waren, daß ihm die Bittenden nicht bloß läſtig, ſondern bisweilen ſelbſt verächtlich werden mußten. Daher entſtand mancher Groll gegen ihn, und auch er hatte das gewöhnliche Schickſal, daß Leute, die er begünſtigt hatte, ihn in der Folge anfeindeten. Er kannte die Menſchen, wurde aber doch nicht ſelten hintergangen. Eine gewiſſe Gutmüthigkeit war ein Hauptzug ſeines Charakters. Er verſtand die Kunſt, ſich ſelbſt zu beherrſchen, und handelte nie leidenſchaftlich, noch weniger zeigte er einen Günſtlingsſtolz. Er war ein Feind der Ungerechtigkeit und der Cabale, widerſetzte ſich derſelben nöthigenfalls mit allen Kräften. Eine Art von Gleichgültigkeit gegen gewiſſe Dinge, die bisweilen in Kälte überzugehen ſchien, wurde an ihm von einigen, doch nicht immer mit hinreichendem Grunde, getadelt. Er war in ſeinem Umgange ſehr zurückgezogen, um ſich von allen Einwirkungen möglichſt zu entfernen. Fremde fanden immer Aufnahme bei ihm. Daher ſchrieb man ihm eine Vorliebe für ſie, beſonders für Italiener zu, aber er kannte ſeine Landsleute zu gut, um ſie ſehr zu begünſtigen. Die Geiſtlichkeit hatte durchaus keinen Einfluß auf ihn. Sein Aeußeres war einfach und ſchlicht, aber nicht ohne Würde. Er liebte den Luxus nicht, unterhielt aber einen bedeutenden Hausſtand, und verwendete viel auf Gebäude und ökonomiſche Verbeſſerungen. Daher kam es auch, daß er kein ſo anſehnliches Vermögen hinterließ, als man geglaubt hatte. Was er beſaß, hatte er rechtmäßig erworben. Die Einkünfte ſeiner verſchiedenen Stellen betrugen jährlich gegen 12,000 Thaler. Nach dem Tode ſeines ältern Bruders erbte er im J. 1793 zwei ſehr einträgliche Majoratsherrſchaften bei Fano und Ancona im Kirchenſtaate. Die letzten Kriegsjahre verminderten durch die große Einquartirungslaſt, die er für ſeine verſchiednen Beſitzungen zu tragen hatte, ſein Vermögen beträchtlich. Auf das politiſche Syſtem des Königs hatte er Anfangs vielen Einfluß; doch war er zu erfahren, als daß er nicht im Frühjahr 1813 ſelbſt geſchwankt und die Trennung von Frankreich und dem Rheinbunde für nothwendig erachtet hätte. Die ihn genau beobachteten, verſichern, er ſei dem Syſtem Napoleons nicht aufrichtig ergeben geweſen. Als der Fürſt

Repnin (1814) die Verwaltung des Königreichs Sachſen antrat, gab er dem Grafen Marcolini den Befehl, ſich nach Bautzen zu begeben, und von da die Erlaubniß, in Prag ſeinen Aufenthalt zu wählen. Marcolini hatte den Charakter ſeines Königs ganz ſtudirt, und richtete ſich in der Regel ſtets nach deſſen Anſichten; daher liebte er keine Neuerungen und ließ alles ſo lange als möglich in dem gewohnten Gange fortgehen; doch war er einleuchtenden Verbeſſerungen, vorzüglich im Oekonomiſchen, nicht entgegen. In den letzten Jahren machten ſein Alter und die ſchwierigen Verhältniſſe des Staats durchgreifende Abänderungen in allem, was unter ſeiner Direction ſtand unmöglich. Seine Geſchäftskenntniß war bloße Erfahrung. Er kannte Sachſen, die Rechte und die Verfaſſung des Landes nicht genau; er hatte blos den gewöhnlichen Schulunterricht, aber keine gelehrte Bildung erhalten. Er hörte gern die Meinung anderer, und konnte Widerſpruch vertragen. Daß er ſich bisweilen irrte oder getäuſcht wurde, hatte er mit jedem andern gemein. Manches wurde auf ſeine Rechnung geſchrieben, woran er keine Schuld hatte. So hing es z. B. nicht von ihm ab, die durch die Zeitumſtände herbeigeführte ungünſtige Lage der unter ſeiner Direction ſtehenden Meißner Porzellanmanufactur zu ändern, die in den letzten Jahren durch bedeutende Zuſchüſſe aus der Staatscaſſe unterſtützt werden mußte. Wenn aber auch mancher Verwaltungszweig unter ſeiner Leitung wenig gedieh, ſo bleibt doch ſtets die Rechtlichkeit ſeines Verfahrens, das entfernt von Stolz und Willkühr und frei von Familienrückſichten war, bei ſeinem bedeutenden Einfluſſe, den er nie mißbrauchte, ſein größtes Verdienſt. Ein Denkmal ſeines Namens iſt noch jetzt die Cultur eines großen ſandigen Landſtrichs vor Neuſtadt an der Bautzner Straße, wo er eine ſchöne Meierei und andere Anlagen mit vielen Koſten einrichtete. Dp.

Marcus, der Evangeliſt, iſt nach der Angabe alter Kirchenſchriftſteller, den man aus der Apoſtelgeſchichte unter dem Namen Johannes Marcus als den vieljährigen Begleiter der Apoſtel Paulus und Petrus auf ihren Reiſen kennt. Seine Mutter Maria war gewöhnlich im Gefolge Jeſu und ſein Haus zu Jeruſalem die Herberge der Apoſtel. Er hatte daher theils ſelbſt erlebt, theils von Augenzeugen erfahren, was er in ſeinem Evangelio von Jeſu erzählt und es verdient nicht weniger Glauben als die übrigen. Offenbar ſchrieb er für Chriſten aus dem Heidenthume, jedoch iſt es nicht ausgemacht, ob ſein Evangelium zuerſt zu Rom oder zu Alexandrien, wo er Gemeinden geſtiftet hatte, oder zu Antiochien geleſen worden iſt. Es unterſcheidet ſich von den übrigen durch eine bündige Kürze, die vieles, was mit der Meſſiaswürde Jeſu zuſammenhing und zunächſt nur den Judenchriſten wichtig ſein konnte, mit Stillſchweigen übergeht. Seine Echtheit iſt niemals mit einigem Grunde bezweifelt worden. E.

Marcus (Adalbert Friedrich), fürſtl. Bambergiſcher und ſeit 1795 fürſtl. Würzburgiſcher Hofrath und Leibarzt, auch erſter dirigirender Arzt des allgemeinen Krankenhauſes zu Bamberg, Director des Medicinalausſchuſſes, wurde den 21. Nov. 1753 zu Arolſen in Weſtphalen von jüdiſchen Aeltern geboren. Der berühmte Baldinger ahnete ſchon bei ſeinem Aufenthalt auf der Univerſität den ungewöhnlichen Geiſt in ihm. 1778 kam Marcus nach Bamberg, wo er bald dem vortrefflichen, um dieſe Stadt ſo vielfach verdienten

Fürſtbiſchof Franz Ludwig von Erthal bekannt wurde und die catholiſche Religion annahm. Als Leibarzt des Fürſten erwarb er ſich um zweckmäßigere Einrichtung des Medicinalweſens in den Fürſtenthümern Bamberg und Würzburg große Verdienſte. Ihm verdanken die Bäder von Kiſſingen und Bocklet ihre Wiederherſtellung, und er war es vorzüglich, der den Fürſten zur Errichtung des nach ſeinen Ideen erbauten berühmten Krankenhauſes in Bamberg bewog. Als Arzt mit ſeltenem, oft bis ans Wunderbare gränzenden diagnoſtiſchen Blick ausgerüſtet, und in ſeinem Heilverfahren eben ſo ſehr vom Glück als vom unbedingten Vertrauen der Kranken begünſtigt, war er einer der erſten Aerzte Deutſchlands, der das Browniſche Syſtem ins Leben einführte und in Verbindung mit Röſchlaub zu deſſen Verbreitung beitrug, ſo wie er in der Folge, in Verein mit Schelling, Steffens u. A. die Medicin nach den neueren naturphiloſophiſchen Anſichten umzugeſtalten ſuchte. Am 26. April 1816 ſtarb dieſer große Arzt, dem Bamberg, außer dem ſchon erwähnten muſterhaft organiſirten Krankenhauſe, ſeine mediciniſch-chirurgiſche Schule, das Irrenhaus, das Haus der Unheilbaren, und viele andre, theils practiſch nützliche, theils die höhere Geiſtesbildung und die Anmuth des geſelligen Lebens bezweckende Anſtalten verdankt. Marcus Verdienſte um die Heilkunde wird die Nachwelt vielleicht erſt völlig würdigen, wenn ſo Manches, was in den Augen gemeiner Empirie den Schein des Paradoxen trägt, von mehrjähriger Erfahrung geprüft und beſtätigt ſein wird. Wer den Zuſtand der Medicin kennt, muß jeden Verſuch, Licht und Einheit in dieſes Chaos zu bringen, dankbar anerkennen. Marcus vorzüglichere Schriften ſind: Prüfung des Browniſchen Syſtems der Heilkunde durch Erfahrungen am Krankenbette; Magazin für ſpecielle Therapie, Klinik und Staatsarzneikunde nach den Grundſätzen der Erregungstheorie; Beiträge zur Erkenntniß und Behandlung des gelben Fiebers; Jahrbücher der Medicin als Wiſſenſchaft betrachtet, von Schelling und Marcus; über die Natur und Behandlung der heutigen Bräune; Entwurf einer ſpeciellen Therapie, 3 Bde.; Ephemeriden der Heilkunde, 7 Bde.; über den jetzt (1813) herrſchenden Typhus; der Keichhuſten. S. Adalbert Friedrich Marcus, nach dem Leben und Charakter geſchildert von Jäck, Erlangen 1818.

Marcusplatz, ſ. Venedig.

Marechauſſée, die ehedem in Frankreich zur Sicherheit der Straßen unterhaltene Reiterei, eine Sicherheitswache zu Pferde, an deren Stelle die Gensdarmerie getreten iſt.

Marée heißt in Frankreich jeder friſche, nicht geſalzene Seefiſch.

Marengo, ein Flecken in der Ebne zwiſchen Aleſſandria und Tortona, im königl. ſardiniſchen Herzogthum Montferrat, iſt durch die hier am 14. Juni 1800 vorgefallne Schlacht höchſt merkwürdig geworden. **Bonaparte** war, was man für unmöglich hielt, mit 60,000 Mann vom 16. bis zum 27. Mai über die Alpen gegangen; und zwar er ſelbſt und **Berthier** mit dem Hauptcorps über den großen St. Bernhard, die Diviſion **Chabeau** über den kleinen St. Bernhard gegen Aoſta, die Diviſion **Tourreau** über den Mont Cenis, die des Generals **Bethencourt** über den Simplon, und die des Gen **Moncey** über den St. Gotthard nach Piemont. Zu ſpät erkannte der öſterr. Feldherr **Melas** die Gefahr. Denn ſchon hatte

Bonaparte am 2. Juni das Felſenſchloß Bardo am Eingange des Thals von Aoſta erobert, Murat rückte darauf nach Mailand vor, Suchet nahm Nizza, und Berthier ſchlug bei Monte Bello den Feldmarſchall-Lieutenant von Ott. Am 13. Juni kam Deſaix aus Ägypten in Bonapartes Hauptquartier an; die Hauptcorps waren bei Marengo vereinigt; Deſaix commandirte die Conſulargarde. So kam es am 14. Juni zu der blutigen Schlacht, worin der heldenmüthige Deſaix den Tod fand, und das öſterr. Heer unter Melas mit einem Verluſt von 7000 Gefangnen und 1200 Todten, bis über die Bormida zurückgetrieben wurde. Napoleon, deſſen Eiferſucht lieber den Ruhm der Todten ertrug, als den der Lebenden, ſchrieb dem Gen. Deſaix die Entſcheidung des Sieges zu. Allein dieſes Verdienſt gebührt nach Matthieu Dumas Précis des événemens militaires V. dem General Kellermann; und dieſer General hat in ſeinem Schreiben (Paris, den 8. Okt. 1818) an die Herausgeber der Bibl. hist. 4. Vol. p. 127. die Umſtände eben ſo wie Dumas erzählt. Um Mittag mußten nämlich am Tage der Schlacht bei Marengo die franzöſiſchen Heerhaufen unter Lannes und Victor, um die Hälfte geſchwächt und ohne Munition das Schlachtfeld räumen. Sie zogen ſich gedeckt von der Cavalleriebrigade des Generals Kellermann zurück, und das langſame Vorrücken der Oeſterreicher, ſo wie die falſche Richtung, welche ihre zahlreiche Cavallerie nahm, ließ den Trümmern des franzöſiſchen Heeres Zeit, ſich hinter dem Corps von Deſaix zu ſammeln. Der erſte Conſul hatte dieſes Corps ſchon nach Novi beordert, um dem Feinde den Rückzug auf Genua abzuſchneiden. Jetzt ward Deſaix eiligſt zurückberufen, und er hatte eben ſeine Stellung bei St. Juliano, links der Straße von Tortona nach Aleſſandria, genommen, als Kellermann mit ſeiner Cavalleriebrigade daſelbſt anlangte, wo er vom Adjutanten Savary den Befehl erhielt, den Angriff des Gen. Deſaix zu unterſtützen. So ward die Schlacht erneuert. Kellermann hatte nur 400, von einem achtſtündigen Kampfe ſehr ermüdete Reiter; das Fußvolk unter Deſaix mochte 3 — 4000 Mann ſtark ſein. Der Feind war ſeines Sieges gewiß. Deſaix war gleich anfangs tödtlich verwundet. Seine an Zahl ſo ſchwachen Truppen konnten dem feindlichen Angriff nicht widerſtehen, und ergriffen die Flucht. Kellermann ſah hinter Weingärten, die ihn deckten, wie 6000 ungariſche Grenadiere im Verfolgen der Franzoſen ihre Glieder trennten. Sogleich ſtürzte er ſich mitten unter die Feinde, die beſtürzt über den unerwarteten Angriff und von ihrer Reiterei abgeſchnitten, da ſie ſich umzingelt glaubten, vor dem kleinen Haufen das Gewehr ſtreckten. Die Maſſe des öſterreichiſchen Heeres glaubte, der Feind habe eine große Verſtärkung erhalten, und zog ſich übereilt und in Unordnung nach der Bormida zurück. So entſchied Kellermann den Sieg, welcher Napoleons Macht gründete. Die unmittelbare Folge dieſer Niederlage war die Waffenſtillſtands-Convention zu Aleſſandria zwiſchen Bonaparte und Melas, nach welcher die öſterreichiſche Armee binnen 14 Tagen die Citadellen von Aleſſandria, Tortona, Mailand, Turin, Pizzighetona, Arona und Piacenza, nebſt den Feſtungen Genua, Coni, Cova, Savona und Urbino räumte, und ſich über Piacenza zwiſchen dem Po und Mincio zurückzog. Von der Schlacht erhielt das Departement, in welchem Aleſſandria der Hauptort war,

ſo lange das Land zu Frankreich gehörte, den Namen Departement von Marengo. An der Stelle, wo Deſaix fiel, iſt ein Denkmal errichtet. K.

Maret (Hugues Bernard), Herzog von **Baſſano**, Napoleons Staatsſecretär und Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Pair und Großkreuz der Ehrenlegion, iſt 1758 zu Dijon geboren, und hatte ſich früh der Diplomatik gewidmet. Er war Departementschef im Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten, als er zu Ende des J. 1792 nach England geſchickt wurde, um Englands Beitritt zur Coalition zu verhindern. Allein er erhielt im Febr. 1793 ſeine Depeſchen vom Lord Grenville uneröffnet zurück, und zugleich den Befehl, das Königreich binnen drei Tagen zu verlaſſen. Der ſchnelle Wechſel der Begebenheiten in Frankreich hatte die Gunſt, die er unter dem Miniſter Lebrun genoſſen, vermindert, weshalb er auch ſeine Stelle verlor. Doch ernannte man ihn bald darauf zum Bothſchafter am neapolitaniſchen Hofe. Als er ſich dahin begeben wollte, wurde er den 25. Juli im Dorfe Novate im Graubündnerlande, nebſt Sémonville, durch öſterreichiſche Truppen in Verhaft genommen und nach Kufſtein gebracht, von wo er einige Monate darauf mit den von Dumouriez den Oeſterreichern überlieferten Deputirten zu Baſel gegen die Tochter Ludwigs XVI. ausgewechſelt wurde. Für den bei dieſer Gefangenſchaft erlittenen Verluſt geſtand ihm nochmals (1793) der hohe Rath zu Mailand eine Entſchädigung zu. Im Juni 1797 ernannte ihn das Directorium zu einem der 3 Commiſſäre, welche mit Malmesbury zu Lille unterhandeln ſollten. Nach der Revolution vom 18. Fructidor ward er zurückberufen; und im December 1799 wurde er Staatsſecretär der Conſuln. Er gewann bald Napoleons Vertrauen, und begleitete ihn auf allen ſeinen Reiſen und Feldzügen. Er half die Friedenstractaten von Preßburg, Tilſit und Wien ſchließen; und erhielt 1811 das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten. Auch in dem ruſſiſchen Kriege von 1812 — 1813 war er um die Perſon des Kaiſers. Den 1. Jan. 1813 ſchlug er eine Aushebung von 350,000 Conſcribirten zum Erſatz des in Rußland erlittenen Verluſtes im Senate vor. Er iſt hauptſächlich an der Fortſetzung dieſes Krieges Schuld geweſen, welches ihn auch bewogen haben ſoll, im Anfange des J. 1814 das Miniſterium dem Herzoge von Vicenza zu überlaſſen. Napoleon brauchte ihn nun zu verſchiedenen Privatunterhandlungen, bis er im April mit dieſem vom Schauplatz abtreten mußte, und erſt bei deſſen Rückkehr 1815 wieder Miniſter-Staatsſecretär und Pair von Frankreich ward. Er iſt mehr Hofmann als Staatsmann, und weniger ein guter Miniſter als ein guter Secretär. Er fügte ſich in Allem unbedingt in Napoleons Willen. Dies war ſein Verdienſt. Die königliche Verordnung vom 24. Jan. verbannte ihn aus Frankreich. Er lebt jetzt zu Linz in Oeſterreich. Seine Gemahlin war bei der Kaiſerin Luiſe Palaſtdame.

Marforio, eine ziemlich große, in etwas verſtümmelte, ſteinerne Statue, welche in dem Hofe des einen Flügels von Campidoglio an der Wand ſteht, und an welcher ſonſt häufig, wie am Pasquino, allerlei Pasquinaden angeheftet wurden. (S. **Pasquill**.)

Margarethe, Waldemars III., Königs von Dänemark, Tochter, und Hakons VIII., Königs von Norwegen, Gemahlin, beſtieg 1387 nach ihres Sohnes Olaus Tode, der Norwegen und

Dänemark in ſeiner Perſon vereinigt hatte, den Thron beider Königreiche. Da noch von Waldemars Zeiten her Dänemark mit Schweden in Krieg verwickelt war, ſetzte ſie, von den unzufriednen Ständen dieſes Reichs aufgefordert, denſelben fort, und war ſo glücklich, den ſchwediſchen König Albrecht nach einer ſiebenjährigen hartnäckigen Gegenwehr zu beſiegen und in der Schlacht bei Falköping gefangen zu nehmen, worauf ſie im J. 1394 auch den Thron von Schweden einnahm. Als ſie ſo in ihrem 34. Jahre die Kronen der drei nordiſchen Reiche auf ihr Haupt geſetzt hatte, dachte ſie nun auch darauf, die Vereinigung derſelben dauernd zu machen. Sie berief die däniſchen, ſchwediſchen und norwegiſchen Stände im J. 1397 nach Calmar zuſammen, und bewog ſie, ein feierliches Geſetz zu geben, das alle drei Königreiche zu einer einzigen Monarchie vereinigte. Dieſe berühmte Urkunde, die unter dem Namen der Calmariſchen Union bekannt iſt, beruhte auf drei Hauptpuncten. Nach dem erſten ſollte der König ein Wahlkönig bleiben: nach dem zweiten ſollte der Regent verpflichtet ſein, abwechſelnd in den 3 Reichen zu reſidiren; nach dem dritten ſollte jedes Reich ſeinen Senat, ſeine Geſetze und ſeine Privilegien behalten. — Dieſe auf den erſten Blick ſo vortheilhafte Verbindung der drei Reiche wurde die Quelle ihrer Unterdrückung und ihres Unglücks. Margarethe ſelbſt verletzte alle Bedingungen der Vereinigung und reizte beſonders die Schweden zu gerechten Beſchwerden. Nach ihrem Tode (1412) folgten langwierige Kriege, durch welche endlich die Union vernichtet wurde. Ihr nächſter Nachfolger war ihr Neffe Erich XIII., Herzog von Pommern. Margarethe vereinigte mit den Talenten einer Heldin einige Herrſchereigenſchaften. Sie ließ das Geſetz mit lobenswerther Feſtigkeit beobachten, ſo lange es nicht ihrem Intereſſe und ihren Planen entgegen war. Ihre Politik war gewandt, und oft ränkevoll. Ihre Sitten waren eben nicht ſtreng; aber ſie ſuchte die Meinung des Volks durch reiche Geſchenke, die ſie der Kirche machte, zu gewinnen. Ihr Geiſt würde ſich weiter ausgedehnt haben, wenn er gebildeter geweſen wäre. Sie ſprach mit Kraft und Anmuth, und bediente ſich mit Vortheil der ihr von der Natur verliehenen Gaben, der weiblichen Schönheit und des männlichen Muths. Verſchwenderiſch in ihren Luſtbarkeiten und prachtvoll an ihrem Hofe, hatte ſie ſich den Beinamen der nordiſchen Semiramis erworben. Im Ganzen gebührt ihr mehr der Ruhm einer großen als einer tugendhaften Königin.

Margarethe von Anjou, Tochter Rénés von Anjou, Königs von Sicilien, und ſeit 1443 Gemahlin Heinrichs VI., Königs von England, aus dem Hauſe Lancaſter. Dieſe Fürſtin vereinigte einen männlichen Charakter und großen Verſtand mit ſeltner Schönheit. Sie verband ſich eng mit der Partei, die ſie auf den Thron berufen hatte; dagegen wurde ſie eine Feindin des Herzogs von Gloceſter, und kam ſogar in den Verdacht, in die Ermordung deſſelben im J. 1447 eingewilligt zu haben. Es war geheime Bedingung bei der Vermählung Margarethens geweſen, daß ihr Oheim, Carl von Anjou, wieder in den Beſitz der Grafſchaft Maine eingeſetzt würde, die in den Händen der Engländer war. Dies geſchah gleich nach Gloceſters Tode; die Leichtigkeit, mit welcher die Franzoſen nunmehr in die Normandie eindringen konn-

ten, verurſachte 2 Jahre darauf den Verluſt dieſer Provinz. Die Officiere und Soldaten, welche ſie vertheidigt hatten, kehrten mißvergnügt, daß man ſie ohne Unterſtützung gelaſſen, nach England zurück. Sie ſchrieben der Schwäche des Königs und der Herrſchaft, die Margarethe unter ſeinem Namen ausübte, die erlittenen Unfälle zu, und der größte Theil ihrer Landsleute war derſelben Meinung. Dieſe Stimmung der Gemüther bewog die Communen, den Herzog von Suffolk, Margarethens Lieblingsminiſter und Unterhändler der Heirath, des Hochverraths anzuklagen. Der König rief die Sache vor ſein Conſeil und verbannte Suffolk auf einige Zeit; aber der Herzog wurde, noch ehe er England verlaſſen, ermordet, und ſein Tod blieb ungerächt. Die Revolte, welche im J. 1450 Statt fand, ſchreckte die Miniſter, die in Heinrichs Namen regierten, und erweckte einigen Argwohn gegen Richard, Herzog von York, welcher frühere Rechte auf die Krone hatte; dennoch wurde dieſer im J. 1454 an die Spitze des Königreichs geſtellt, in einem Augenblicke, wo Heinrichs Geiſtesſchwäche noch durch Krankheit vermehrt wurde. Als der König im folgenden Jahre wieder hergeſtellt war, widerrief er die dem Herzoge von York ertheilte Vollmacht. Dieſer griff zu den Waffen, ſchlug Heinrichs Truppen, nahm ihn ſelbſt gefangen und zwang ihn, die Macht wieder in ſeine Hände zu legen. Dies war der Anfang vieler folgenden Kriege zwiſchen den Häuſern York und Lancaſter. (S. England.) Im J. 1456 benutzte Margarethe die Anweſenheit des Herzogs, und führte den König in die Kammer der Pairs, wo er aufs neue die dem Herzog von York ertheilte Vollmacht vernichtete. Der Krieg brach wieder aus, und wurde mit wechſelndem Erfolg geführt. Endlich wurden 1460 die Lancaſtriſchen zu Northampton durch den berühmten Grafen von Warrick geſchlagen und Heinrich abermals gefangen genommen. Margarethe floh mit ihrem noch unerwachſenen Sohn in das nördliche England, und wußte durch ihr Unglück einen ſolchen Enthuſiasmus zu erregen, daß ſich, obgleich London und das Parlament ihr entgegen waren, der Adel für ſie erklärte und in kurzem ein Heer von 20,000 Mann verſammelt war. Der Herzog von York marſchirte nur mit 5000 Mann gegen ſie, und fand ſich zu Wakefield umringt. Sein Heer wurde in Stücken gehauen und er ſelbſt in dem Gefecht erlegt. Margarethe ließ ſeinen Kopf mit einer Papierkrone auf das Thor von York aufſtecken. Im J. 1461 ſchlug ſie den Grafen Warwick in einer zweiten Schlacht bei St. Albans, und befreite ihren Gemahl. Aber ſie befleckte ihren Sieg ſpäterhin durch blutige Hinrichtungen. Trotz der Niederlage ſeiner Partei war indeſſen der älteſte Sohn des Herzogs von York unter dem Namen Eduard IV. zu London als König proclamirt, und Margarethe genöthigt worden, ſich in den Norden von England zurückzuziehen. Alles ſtrömte unter ihre Fahnen, wo die größte Zügelloſigkeit und Ungebundenheit herrſchten; ſie ſtand in kurzem an der Spitze von 60,000 Mann. Aber dieſes Heer wurde bei Towtown vernichtet. Margarethe und ihr Gemahl flohen nach Schottland; Eduard berief ein Parlament, ließ ſeine Rechte auf die Krone anerkennen, und Heinrich VI., ſeine Gemahlin, ihren Sohn und alle Anhänger des Hauſes Lancaſter proſcribiren. Margarethe eilte, da ſie in Schottland keine Unterſtützung erlangen konnte, nach Frankreich und bewog Ludwig XI. durch das Verſprechen, ihm Calais zu überliefern, ihr ein Hülfs-

corps von 30,000 Mann zu geben, womit ſich einige Schotten und die Anhänger ihrer Partei in England vereinigten. Dieſes Heer wurde 1464 bei Exham geſchlagen. Margarethe, von Allen verlaſſen, ſuchte mit ihrem Sohne Zuflucht in einem Walde, wurde hier von Räubern überfallen, ihrer Koſtbarkeiten beraubt, entkam ihnen aber glücklich, während ſie über die Theilung der Beute in Streit gerathen waren. Hunger und Ermattung hatten ſie aufs äußerſte gebracht, als ein andrer Räuber mit entblößtem Schwert auf ſie zukam. Entſchloſſen ging ſie ihm entgegen und übergab ihm den Prinzen mit den Worten: „Ich vertraue euch den Sohn eures Königs an.“ — Der Räuber, erſtaunt und gerührt, nahm ſie in Schutz, hielt ſie verborgen und verſchaffte ihr die Mittel, nach Flandern zu entkommen. Heinrich VI., minder glücklich, wurde Eduard IV ausgeliefert und in den Tower geſetzt. Bald nachher erregte Eduards Vermählung mit Eliſabeth Gray die Unzufriedenheit des Grafen von Warwick und des Herzogs von Clarence. Sie empörten ſich im J. 1470, mußten aber, da ſie ſich verlaſſen ſahen, nach Frankreich flüchten, wo Ludwig XI. ſie mit Achtung aufnahm und einige Vereinigung zwiſchen ihnen und Margarethen zu Stande brachte, kraft welcher ſie vereinigt alles anwenden wollten, Heinrich VI. wieder auf den Thron zu ſetzen. Noch in demſelben Jahre landete Warwick, von dem Herzog begleitet, in England und eroberte es in eilf Tagen. Eduard IV. floh nach Holland, Heinrich beſtieg den Thron, und Warwick und der Herzog von Clarence führten die Regentſchaft. Aber ſchon nach ſechs Monaten erſchien Eduard, unterſtützt von Carl dem Kühnen, Herzog von Burgund, wieder in London und nahm den unglücklichen Heinrich gefangen. Warwick wurde bei Barnet durch den Verrath des Herzogs von Clarence geſchlagen und blieb im Handgemenge. An demſelben Tage landete Margarethe und ihr achtzehnjähriger Sohn mit Hülfstruppen zu Weymouth. Ihr Muth verließ ſie zum erſtenmale, als ſie Warwicks Niederlage und Tod erfuhr. Als indeß die Trümmer ihrer Partei ſich um ſie ſammelten, fing ſie wieder an zu hoffen. Eduard zögerte nicht zu erſcheinen. Es kam bei Tewkesbury zur Schlacht. Margarethe wurde vollkommen geſchlagen und nebſt ihrem Sohne gefangen. Der junge Prinz wurde faſt unter ihren Augen von Eduards Brüdern durchbohrt, Margarethe aber in den Tower geſetzt, wo einige Tage darauf ihr Gemahl von Mörderhänden ſtarb. Erſt nach 4 Jahren erlangte Margarethe durch den Tractat von Pecquigny ihre Freiheit wieder. Ludwig XI. löſte ſie mit 50,000 Thalern. Sie kehrte nach Frankreich zurück, wo ſie 1482 ſtarb, nachdem ſie als Königin, Gattin und Mutter großes Unglück erfahren, und mit bewunderungswürdiger Standhaftigkeit ertragen und bekämpft hatte.

Margarethe von Frankreich, Tochter Heinrichs II., geboren im J. 1552, wurde 1572 an den Prinzen von Béarn, ſpäter berühmt unter dem Namen Heinrich IV., vermählt. Dieſe mit Pracht vollzogne Vermählung war der Vorläufer der ſchrecklichen Bartholomäusnacht, die mitten unter den Luſtbarkeiten verabredet wurde. Die junge Fürſtin war damals in der Blüthe der Jahre und Reize; aber nicht ihr Gemahl, ſondern der Herzog von Guiſe beſaß ihr Herz. Heinrich ſchenkte das ſeinige verſchiednen Geliebten. Zwei Gatten von ſolcher Denkart konnten nicht

in gutem Einverſtändniß leben. Margarethe, die 1582 an den Hof von Frankreich gekommen war, überließ ſich frei der Galanterie. Die Mißbilligung ihres Bruders, Carls IX., bewog ſie jedoch, ſich für einige Zeit zu mäßigen. Heinrich verbarg ſeine Geſinnungen nicht gegen eine Frau, die er ihrer Zügelloſigkeit wegen verachtete. Margarethe dagegen nahm den von Sixtus V. gegen ihren Gemahl geſchleuderten Kirchenbann zum Vorwand, und ließ ſich zu Achen nieder, von wo ſie ihrer Sittenloſigkeit und ihrer Bedrückungen wegen verjagt wurde. Sie floh nach Auvergne und führte ein unſtetes, unregelmäßiges Leben, bis ſie auf dem Schloſſe Uſſon feſtgeſetzt wurde, deſſen ſie ſich jedoch bemächtigte, nachdem ſie das Herz des Marquis von Canillac, der ſie daſelbſt feſtgenommen, gewonnen hatte. Nachdem Heinrich König geworden, ließ er ihr vorſchlagen, zum Wohle des Staats ihre kinderloſe Ehe trennen zu laſſen. Sie willigte unter der einzigen Bedingung ein, daß ihre Schulden bezahlt und ihr ein anſtändiges Jahrgeld ausgeſetzt würde. Die Trennung geſchah 1599 durch Clemens IX. Margarethe verließ Uſſon im Jahre 1605 und ließ ſich in Paris nieder, wo ſie in der Rue de Seine ein großes Schloß mit weitläuftigen Gärten längs des Fluſſes erbaute. Hier lebte ſie im Umgange mit Gelehrten und in frommen Uebungen, und ſtarb 1615 als der letzte Sprößling des Hauſes Valois. Abgeſehn von ihren jugendlichen Verirrungen, hatte Margarethe ein edles Herz, viel Verſtand und ſeltne Reize. Sie ſchrieb und ſprach beſſer als irgend eine Frau ihrer Zeit. Ihr Haus war der Sammelplatz der ſchönen Geiſter, die ſie mit Wohlthaten überhäufte. Aber oft war ſie ungerecht, um großmüthig zu ſein; ſie borgte ohne zu bezahlen und hinterließ ungeheure Schulden. Sie hatte zu Paris das Kloſter der Petits-Auguſtins erbaut und dotirt; in der Kirche deſſelben wurde ihr Herz beigeſetzt. Im Jahre 1790 wurde dies Gebäude zu einem Muſeum hiſtoriſcher Denkmäler Frankreichs eingerichtet. Man ſieht daſelbſt noch einen ſchwarzen Marmor, in welchen Verſe der Königin, worin ſie ihr Unglück ſchildert, eingegraben ſind. Wir beſitzen von ihr Poeſien und Memoiren von 1565 — 1582. Sie ſchildert ſich in letztern als eine Veſtalin. Der Styl iſt naiv und angenehm und die Anekdoten anziehend und unterhaltend.

Margarethe von Valois, Königin von Navarra, Schweſter Franz I. und Tochter Carls von Orleans, Herzogs von Angoulême und Luiſens von Savoyen, war zu Angoulême 1492 geboren, vermählte ſich 1509 mit Carl, letztem Herzog von Alençon, erſtem Prinzen von Geblüt und Connetable von Frankreich, der zu Lyon nach dem Ueberfall von Pavia 1525 ſtarb. Sie empfand den tiefſten Schmerz bei der Nachricht von dem Tode ihres Gemahls und der Gefangennehmung des Königs. Aus zärtlicher Liebe zu letzterm begab ſie ſich ſelbſt nach Madrid, um ihn während ſeiner Krankheit zu pflegen, und trug durch ihre Vorſtellungen dazu bei, daß ihm mit der ſeinem Range gebührenden Hochachtung begegnet wurde. Nach ſeiner Rückkehr nach Frankreich bezeigte ihr Franz ſeine Dankbarkeit auf das freigebigſte, und bewilligte ihr ſehr große Vortheile, als ſie ſich mit Henri d'Albert, König von Navarra, vermählte. Jeanne d'Albert, die Mutter Heinrichs IV., war die glückliche Frucht dieſer Ehe. Ihre Maßregeln

auf dem Throne waren eines großen Fürſten würdig. Sie hob den Ackerbau, ermunterte die Künſte, beſchützte die Gelehrten, verſchönerte und befeſtigte die Städte. Aus Begierde, ſich von allem zu unterrichten, lieh ſie auch einigen proteſtantiſchen Theologen ihr Gehör und machte ſich mit ihren Grundſätzen bekannt. Sie legte dieſelben im J. 1533 in einer kleinen Schrift, Miroir de l'ame pécheresse betitelt, nieder, welche von der Sarbonne verurtheilt wurde. Dieſe Strenge flößte ihr nur mehr Intereſſe für die Ketzer ein, welche ſie als Unglückliche und Verfolgte betrachtete. Sie ſchenkte ihnen ihr Vertrauen und wandte ihr ganzes Anſehn an, um ſie der Strenge der Geſetze zu entziehn. Auf ihre Empfehlung ſchrieb Franz I. zu Gunſten mehrerer ihrer Religionsmeinungen wegen verfolgter Gelehrten an das Parlament. Doch kehrte ſie gegen das Ende ihres Lebens zur katholiſchen Religion zurück. Sie ſtarb 1549 auf dem Schloſſe Odos in Bigorre. Margarethe verband einen männlichen Geiſt mit theilnehmender Güte und ſehr umfaſſende Kenntniſſe mit aller Anmuth ihres Geſchlechts. Sie war ſanft ohne Schwäche, prachtliebend ohne Eitelkeit, den Geſchäften wie dem geſelligen Vergnügen freund, ohne eins über das andere zu vernachläſſigen, gegen Franz I. eine eben ſo zärtliche Schweſter als ihm unterwürfig und ergeben. Sie liebte die Künſte und ſchrieb ſelbſt mit Leichtigkeit in Verſen und in Proſa. Ihre Poeſien und ihre Schönheit erwarben ihr den Namen der zehnten Muſe und der vierten Grazie. Sie hat folgende Werke hinterlaſſen: 1. Heptameron ou les Nouvelles de la reine de Navarre, Erzählungen im Geſchmacke des Boccaz, deren Freiheit mit der damaligen Sitte übereinſtimmte und keinesweges zu falſchen Schlüſſen auf den Charakter der Verfaſſerin verleiten darf. 2. Les Marguerites de la Marguerite des Princesses, geſammelt von ihrem Kammerdiener, Jean de la Haye. Man findet in dieſer Sammlung von Gedichten vier religiöſe Komödien und zwei Farcen, nicht ohne Naivetät; ferner ein langes Gedicht: Le triomphe de l'Agneau etc.

Marggraf (Andreas Sigismund), ein berühmter Chemiker, 1709 in Berlin geboren. Sein Vater war Hofapotheker. Er gewann früh Geſchmack an der Chemie, die er 5 Jahre unter dem berühmten Prof. Neumann, dann unter Spielmann in Straßburg, unter Junker in Halle und unter Henkel in Freiberg, wo er ſich vorzüglich in Experimenten übte, mit dem größten Erfolge ſtudirte. Im J. 1735 kam er nach Berlin zurück, ward 1738 Mitglied der dortigen wiſſenſchaftlichen Geſellſchaft, und 1744, bei Stiftung der königl. Akademie der Wiſſenſchaften, in die Claſſe der Experimental Philoſophie aufgenommen, deren Director er 1760 ward, nachdem ihm ſchon 6 Jahre vorher das Laboratorium anvertraut worden war. Auch die Akademien zu Paris und Erfurt nahmen ihn zum Mitgliede auf. Durch ſein emſiges Studiren hatte er ſeine Geſundheit untergraben. Er ſtarb im Auguſt 1782. Die chemiſche Unterſuchung über die Metalle verdankt ihm viele Fortſchritte. Er iſt der erſte, der eine vollſtändige Analyſe der harten Steine geliefert hat; auch hat er zur Einführung einer einfachen, klaren, von allem Syſtem- und Hypotheſengeiſt freien Methode in den chemiſchen Operationen beigetragen. Nachdem er lange die Platina bearbeitet, bereicherte er die Mineralogie mit der Entdeckung des Braunſteins und vielen an-

dern höchſt wichtigen Entdeckungen. Seine verſchiednen chemiſchen Schriften befinden ſich ſämmtlich in den Memoiren der Berliner Akademie.

Maria; die Mutter Jeſu (in der Kirchenſprache U. L. F. d. h. Unſre Liebe Frau, franz. Notre Dame, ital. Madonna), iſt der Nachwelt nur durch wenige, aber die Achtung, mit der ſie genannt wird, hinlänglich begründende Züge bekannt. Die evangeliſche Geſchichte gedenkt ihrer zuerſt als einer Jungfrau aus dem verarmten Stamme Davids, die zu Nazareth, einem galiläiſchen Städtchen, in ſtiller Verborgenheit lebte und mit einem Zimmermanne, Namens Joſeph, verlobt war. Daß ſie zu den edelſten ihres Geſchlechts gehörte, zeigt ihr Benehmen bei dem Vorgange der Verkündigung Jeſu, in dem wir lieber eine höhere, wenn auch wunderbare Wirklichkeit, als die poetiſche Ausſchmückung einer für ſie und ihren Sohn entehrenden Thatſache erkennen mögen. Ein Himmelsbote tritt mit dem Gruße der ehrfurchtsvollſten Huldigung in ihre Einſamkeit und ſie erſchrickt jungfräulich über die ungewohnte Erſcheinung; ihr beſcheidner Sinn weiß ſich den auszeichnenden Gruß nicht zu deuten. Der Engel verkündigt ihr, ſie ſei Gott wohlgefällig, und werde einen Sohn gebähren, der Gottes Sohn heißen und der Retter ſein werde, welchen das jüdiſche Volk erwartete. Aber nicht die Größe des ihr hier verheißnen Glücks, welches einer Jüdin das Höchſte ſein mußte, nur die Seltſamkeit der Anmuthung, als Jungfrau Mutter zu werden, erſchütterten ihr unſchuldiges Herz. „Wie ſoll das zugehen," antwortet ſie, „da ich von keinem Manne weiß?" Beruhigend fährt der Engel fort, die Allmacht Gottes werde ſie befruchten und das Unmögliche wirklich machen, wie es bei ihrer betagten, als unfruchtbar bekannten Freundin Eliſabeth geſchehen ſei. Und demüthig unterwirft ſie ſich dem Willen des Höchſten. „Ich bin des Herrn Magd, mir geſchehe, wie du geſagt haſt." Die Sprache der wahren Natur, der reinſten Jungfräulichkeit und des unbeſchränkteſten Gottesvertrauens, die aus Mariens Antworten redet, bedarf keiner Auslegung. Ihr Herz iſt durch das Gefühl der höchſten und wunderbarſten Beſtimmung über jede Bedenklichkeit erhoben und der Lobgeſang, in den ſie ſich beim Zuſammentreffen mit ihrer Freundin Eliſabeth ergießt, drückt die freudige Begeiſterung aus, mit der ſie den Segen dieſer Beſtimmung vorempfindet. Das Wenige, was weiter bei der Geburt Jeſu, da die Hirten ihn begrüßen, und bei ſeiner Darſtellung im Tempel von ihren Empfindungen geſagt wird, beſtätigt nur, wie lebendig jenes durch die Verkündigung angeregte Gefühl bei ihr blieb. Sie ſieht den Zuſammenhang der Engelerſcheinung, die die Hirten erzählen, mit dem, was ſie ſchon wußte, und Simeons ahnungsvoller Segen ſetzt ſie nicht in Erſtaunen, wenn auch bei dem Gedanken, daß der Göttliche, den ſie an der Bruſt trug, nicht ohne harte Leiden durch das Leben gehen werde, ein Schwert des herbſten Schmerzes in ihr Mutterherz dringt. Als eine zärtlich beſorgte, doch weiſe und ſchonende Mutter zeigt ſie ſich, da der zwölfjährige Jeſus von ihrer Seite gewichen und in Jeruſalem zurückgeblieben war. Sie beſtürmt ihn beim Wiederfinden nicht mit Vorwürfen, nur ſeine kindliche Liebe ſpricht ſie mit den Worten an: „Warum haſt du uns das gethan?" Da er nun Mann geworden, und auf die Höhe der öffentlichen Wirſamkeit getreten iſt, beſcheidet

ſie ſich willig, daß er der Welt mehr als ſeinen Verwandten angehören müſſe, und bei der Hochzeit zu Cana, wo ſie mit weiblicher Beſorglichkeit ſeine Wunderkraft in Anſpruch nimmt, um den Neuvermählten eine Beſchämung zu erſparen, beleidigt ſie es nicht, ſich ſeiner tiefern Einſicht zu unterwerfen; auch wird ſie darum nicht an ihm irre, daß er, einſt im Lehren begriffen, ſie und ſeine Brüder nicht zu ſich ließ. Ohne Zweifel hat ſie ihn auf dem gefahrvollen Wege ſeines Berufs mit zärtlich wachſamen Augen begleitet; denn endlich unter ſeinem Kreuze finden wir ſie im ſtummen Schmerze neben Johannes wieder. An der Hand dieſes Jüngers, den ihr Jeſus zum Sohne gab, verſchwindet ſie aus der Geſchichte, die nur von den hier berührten Auftritten und Zügen aus Mariens Leben, aber nichts von ihren fernern Schickſalen und von der Himmelfahrt weiß, mit der die Legende ihren Tod ausgeſchmückt hat. Doch wer kann zweifeln, daß ſie in den Himmel, in dem ihr Sinn ſchon auf Erden war, eingegangen ſei! Schon gegen das Ende des 4. Jahrh. erhoben ſich unter den Chriſten Parteien, welche ihr entweder zu viel oder zu wenig Verehrung erwieſen. Thraciſche und ſcythiſche Weiber, die kaum zum Chriſtenthum übergetreten, noch voll von heidniſchen Gefühlen für eine Mutter der Götter nach Arabien gekommen waren, führten daſelbſt einen förmlichen Cultus der Jungfrau Maria ein. Als einer Göttin dienten ſie ihr mit Gebeten, Prozeſſionen und Opfern, wobei ſie auf einem ihr geheiligten Stuhlwagen kleine Kuchen (griechiſch Kollyris) darbrachten und daher Kollyridianerinnen hießen. Auch fingen die orthodoxen Theologen ſelbſt an, die Meinung, daß Maria ewig Jungfrau geblieben ſei, als Glaubenslehre zu verfechten und nannten eine in Arabien aufgekommene Partei, die Marien als wirkliche Ehefrau Joſephs und Mutter mehrerer mit ihm erzeugter Kinder betrachtete, Antidikomarianiten, d. h. Widerſacher der Maria. Wegen deſſelben Irrthums wurden am Ende des 4. Jahrh. Helvidius in Paläſtina und der Biſchof Bonoſus in Illyrien verketzert. Leicht konnte die Poeſie und mit ihr die katholiſche Kirche das Bild Mariens zu einem Ideale der Weiblichkeit geſtalten; denn wenn Frauen Heilige ſind, ſo wird immer eine Maria an Unſchuld, Demuth und Frömmigkeit die erſte unter ihnen ſein. Mit der Heiligenverehrung kam natürlich auch der Mariendienſt auf, und von jeher haben ſich chriſtliche Frauen am liebſten an dieſe Fürbitterin gewandt. Man kann es der Andacht auch verzeihen, daß ſie in der verklärten Maria eine Himmelskönigin, ja etwas Aehnliches von einer Göttin ſieht und ſie die Mutter Gottes nennt. Aber die Ehre, die ſchwärmeriſche Mönche, beſonders die Franciscaner und Jeſuiten, ihr durch die Behauptung, ſie hätte Jeſum ohne Verletzung ihrer Jungfrauſchaft geboren, anthun zu müſſen glaubten, bekommt doch nur dann einen Sinn, wenn von der ewigen Jungfräulichkeit ihres Gemüths die Rede iſt; denn dieſe konnte auch durch die nachfolgenden Geburten der Söhne, die Joſeph nach einer noch jüngſt von Herder unterſtützten Meinung mit ihr gezeugt haben ſoll, und die daher die Brüder Jeſu heißen, nicht verletzt werden. Hinausgerückt aus dem Felde der Geſchichte und emporgehoben in das Gebiet der Religion erſcheine ſie daher immer als die Krone und Sonne der Frauen, und jede übe ſich eben ſo fleißig in der Nachahmung ihrer Tugenden, als die Künſtler wetteifern, uns das Bild ihrer Holdſeligkeit vor Augen zu ſtellen. Aber auch den Männern

bleibt ſie um des Sohnes willen, den ſie groß erzogen, an die Quellen der ältern Offenbarungen Gottes geführt und mit ihren Tugenden, die ſo mild an ihm wiederſtrahlen, ausgeſtattet hat, heilig und der Verehrung werth. (Vergl. den Art. Jeſus.) Schon im 6. Jahrh. hat die chriſtliche Kirche angefangen, Feſte zur Ehre der Jungfrau Maria zu feiern, von denen das der Reinigung (des Kirchganges zum Tempel in Jeruſalem), das der Verkündigung und das der Heimſuchung (Beſuch Mariens bei Eliſabeth) in mehrern proteſtantiſchen Ländern beibehalten worden ſind. Die griechiſchen und katholiſchen Chriſten, auch die ſchismatiſchen Kirchen im Orient begehen außer dieſen mehrere Marienfeſte, z. B. Mariä Geburt, Mariä Himmelfahrt, d. h. ihres Todes und ihrer Aufnahme in den Himmel (in der katholiſchen Kirchenſprache Assumtio). Das Feſt der unbefleckten Empfängniß Mariens feiert nur die katholiſche Kirche. Es kam 1145 auf, wurde aber ſpäter wegen des Widerſpruchs der Dominicaner gegen dieſe Lehre nicht allgemein angenommen, und noch jetzt ſträubten ſich dieſe Schüler des heil. Thomas von Aquinum (ſ. d. Art.) einzugeſtehen, das Maria ohne Erbſünde empfangen und geboren worden ſei. Die Tridentiſche Kirchenverſammlung ließ dieſen oft heftig erneuerten Streit unentſchieden. Der Mariendienſt hat die Meinung von der wunderthätigen Kraft mehrerer alten Marienbilder aufgebracht, von denen vorzüglich die zu Loretto in Italien und zu Czenſtochau in Polen (ſ. d. Art.) noch jetzt im Rufe wundervoller Kräfte zur Heilung aller Leibes- und Seelenſchäden ſtehen. Die katholiſchen Gläubigen wallfahrten zu ſolchen Gnadenbildern, um zugleich den Ablaß, der den Beſuchern durch päpſtliche Bullen verheißen iſt, zu erlangen. Mehrere geiſtliche Orden ſind zu Ehren der Jungfrau Maria errichtet worden, zu denen der Bettelorden der Serviten, (ſ. den Art.) und alle die weiblichen Orden gehören, die ſich nach U. L. F. nennen, z. B. die Nonnen von der Empfängniß, von der Verkündigung (ſ. den Art Annunciaden), von der Heimſuchung (ſ. d. Art. Saleſtanerinnen) U. L. F. — Als Sterne des zweiten Ranges erſcheinen neben ihr in der evangeliſchen Geſchichte noch mehrere Marien. 1. Maria von Bethanien, die Schweſter des Lazarus, Jeſu gelehrigſte Schülerin und zärtlichſte Verehrerin, die er ſelbſt ſeiner Freundſchaft würdigte und mit unvergänglichem Ruhme belohnte, Matth. 26, 13. 2. Maria von Magdala oder Magdalena, die Jeſu ihre Heilung von einer ſchweren Krankheit ſchuldig war und ihren Dank durch die treueſte Anhänglichkeit gegen ihn bewies. Sie diente ihm mit ihrem Vermögen, ſie begleitete ihn auf ſeinen Reiſen, ſie weinte unter ſeinem Kreuze, ſie iſt die letzte bei ſeiner Beerdigung und die erſte, die am Oſtermorgen zu ſeinem Grabe eilt und den Auferſtandnen wiederſieht. Ein verjährter, durch die Kunſt wie durch die Kirche geheiligter Irrthum verwechſelt ſie mit der nicht genannten Sünderin zu Nain, die Jeſus für ihre Reue und für die Aufopferung, mit der ſie ſeine Füße ſalbte, der Vergebung ihrer Sünden verſicherte, Luc. 7, 36 — 50. 3. Maria des Cleophas Frau, die Mutter des Apoſtels Jacobus und 4. Maria, die Schweſter der Mutter Jeſu, die wir beide unter dem Kreuze und beim Grabe Jeſu ſehen, in deſſen Gefolge ſie wahrſcheinlich ſchon früher geweſen waren. Vergl. Die bibliſchen Frauen von Greiling, 1815, 1. Th.

E.

Maria I., Königin von England, geboren 1515, die Tochter Heinrichs VIII. und Catharinens von Aragon. Ihre, wiewohl kurze, Regierung macht Epoche in der Geſchichte Englands. Als die Tochter einer verſtoßnen Königin hatte ſie früh das Unglück kennen gelernt, ohne davon gebeugt zu werden; ſie war, wie ihre Mutter, dem Proteſtantismus abgeneigt, von ihrem Vater hatte ſie den finſtern, argwöhniſchen, blutdürſtigen Charakter. Mit dieſen Eigenſchaften beſtieg ſie nach ihres Bruders, Eduards VI. Tode, in ihrem 37. Jahre den Thron. Außer ihr machten noch drei Prinzeſſinnen Anſprüche darauf, nämlich Eliſabeth, die zweite Tochter Heinrichs, und in der Linie Heinrichs VII., Johanna Gray und Maria Stuart; die erſtere eine Proteſtantin und durch Eduards Teſtament zur Erbin beſtimmt, die zweite eine Katholikin, deren Recht jedoch eben ſo ſchwach war als ihre Mittel, es geltend zu machen. Maria, als Heinrichs VIII. älteſte Tochter, hatte unſtreitig die gültigſten Anſprüche auf den Thron; dennoch beſtieg ſie ihn erſt, nachdem ſie ſich feierlich zur Aufrechterhaltung der proteſtantiſchen Religion verpflichtet hatte, die unter Eduard als herrſchende Religion eingeführt worden war (1553). Der erſte Gebrauch, den ſie von ihrer Gewalt machte, war, daß ſie ihre Schweſter Eliſabeth einkerkern, und die unglückliche Johanna Gray, die wider ihren Willen 10 Tage lang den königlichen Titel angenommen, ſammt denen, die ſie dazu gezwungen hatten, hinrichten ließ. Gleich darauf öffnete ſie die Gefängniſſe der Catholiken und verſtattete ihnen Gewiſſensfreiheit. Dies war zwar gerecht; aber gegen ihre ausdrückliche Verpflichtung, gegen das politiſche Intereſſe und höchſt verdammlich wegen der Mittel, die ſie dazu anwandte, war es, daß ſie die römiſch-katholiſche Religion förmlich wiederherſtellte. Nach Hume's Angabe wurden binnen 3 Jahren 5 Biſchöfe, 21 Geiſtliche, 8 Edelleute, 84 Bürger, 100 Landleute, Dienſtboten und Handwerker, 55 Frauen und 4 Kinder der Religion willen verbrannt. Aber auch in Fällen, wo nicht der Religionseifer ſie hinriß, verfuhr ſie nicht minder tyranniſch. Eine Jury hatte wegen Mangels an Beweis einen angeblichen Anſtifter einer Verſchwörung losgeſprochen; Maria ließ die Geſchwornen einkerkern, belegte ſie mit 1000 und 2000 Pfund Sterling Strafe und hielt den Losgeſprochnen zwei Jahre lang gefangen. Ihre Vermählung mit Philipp II. (ſ. d. Art.) 1554 ſtimmte weder mit dem Intereſſe der Nation und Europa's, noch mit ihrer Perſönlichkeit überein, da Maria um mehr als zwölf Jahre älter als dieſer Fürſt war. Aber ſein Beiſpiel feuerte ſie noch mehr zur Verfolgung der Proteſtanten an. Ueberdies machte ſie Anleihen, zum Theil gezwungene, und erlaubte ſich Erpreſſungen aller Art, um die Ausbeute davon nach Flandern zu ſchicken, wohin Philipp 1554 zurückgekehrt war. Sie ſchrieb Liebeselegien und vergoß Thränen über die Abweſenheit und Kälte ihres Gemahls, während dieſer, der nur ein Jahr mit ihr verlebt hatte, ſie ſelten einer Antwort würdigte. Maria ſtarb, ohne Kinder geboren zu haben, 1558, in einem Alter von 43 Jahren, nachdem ſie während einer fünfjährigen Regierung gegen 800 Menſchen um ihres Glaubens willen hatte hinrichten laſſen. Calais wurde ihr von dem Herzoge von Guiſe entriſſen, und ſo verloren in wenigen Wochen durch Mariens Schuld die Engländer alles, was ihnen von ihren alten Eroberungen in Frankreich noch übrig geblieben war.

— Betrachtet man alle Leiden, die ſie ihrem Vaterlande in dem kurzen Zeitraume von fünf Jahren theils zugefügt, theils vorbereitet hat, ſo findet man wenige verabſcheuungswerthere Tyrannen. Die gemäßigten Geſchichtſchreiber behandeln ſie mehr mit Verachtung als mit Haß. „Sie vereinigte in ſich alles,“ ſagt der geiſtreichſte, „was eine abergläubige Andächtlerin macht; ihre äußerſte Unwiſſenheit machte ſie eben ſo unfähig, Meinungen zu bezweifeln, die ſie gefaßt hatte, als Nachſicht mit Andrer Meinungen zn haben.“ Und an einer andren Stelle ſagt derſelbe Schriftſteller:„ Um dieſe Fürſtin zu ſchildern, bedarf es nicht vieler Worte; ſie hatte wenige liebens- oder achtungswerthe Eigenſchaften, und ihre Perſon ſtimmte mit ihrem Charakter würdig überein. Eigenſinnig, abergläubig, heftig, boshaft, rachſüchtig, tyranniſch, verrieth ſie in allen ihren Neigungen und Handlungen ihr böſes Naturell und die Beſchränktheit ihres Geiſtes.“

Maria Stuart, die Tochter Jacobs V., Königs von Schottland, und der Maria von Lothringen. Sie war erſt 8 Tage alt, als ihr Vater (1542) ſtarb, und ihr als ſeiner einzigen Erbin das Reich hinterließ. Heinrich VIII., König von England, wollte ſie mit ſeinem Sohne Eduard vermählen, um beide Reiche zu vereinigen. Die Abneigung, die man gegen dieſe Verbindung in Schottland hatte, machte, daß Maria, erſt fünf Jahre alt, nach Frankreich geſchickt, am daſigen Hofe erzogen, und (1558) mit dem Dauphin, nachmahligen Könige Franz II., vermählt wurde. Das ſchönſte Loos ſchien einer Fürſtin beſchieden, die das Glück wie die Natur mit Gunſtbezeugungen überhäufte. Sie verband mit hoher Schönheit einen gebildeten Geiſt und ein edles, großmüthiges Herz, war geliebt von ihrem Gemahl, und verehrt von einem Hofe, der bei der Neigung für die Wiſſenſchaften noch die feine Sitte und Galanterie bewahrte, die Franz I. eingeführt hatte. Die franzöſiſchen Dichter prieſen wetteifernd die bezaubernde Anmuth, die ſanften Tugenden, den Geiſt und die Talente der jungen Königin und erblickten für ſie in der Zukunft eine lange Verkettung von Glückſeligkeiten. Dieſe Täuſchung verſchwand nach achtzehn Monaten. Franz II. ſtarb 1560. Sein minderjähriger Bruder Carl IX. folgte ihm in der Regierung, unter der Vormundſchaft ſeiner herrſchſüchtigen Mutter Catharina von Medicis. Maria Stuart erkannte bald, daß ſie nur noch in Schottland Königin ſei, und war genöthigt, dahin zurückzukehren. Sie hatte ihren Schmerz über den Tod ihres Gemahls in einer rührenden Elegie ausgelaſſen; bei ihrer Abreiſe drückte ſie ihren Kummer und ihr banges Vorgefühl in den bekannten Verſen aus:

Adieu, plaiſant pays de France!
O ma patrie
La plus chérie,
Qui a nourri ma jeune enfance,
Adieu, France! adieu nos beaux jours!
La nef qui desjoint nos amours,
N'a eu de moi que la moitié,
Une part te reste, elle eſt tienne:
Je la fie à ton amitié,
Pour que de l'autre il te ſouvienne.

Nach ihrer Rückkehr in Schottland verheirathete ſie ſich 1565 mit Heinrich Stuart Darnley, ihrem Vetter, von welchem ſie den nachmaligen König von England und Schottland, Jacob I., gebar. Maria hatte ſich durch Darnley's Schönheit blenden laſſen, ſie fand aber bald, daß er ein ſchwacher verächtlicher Mann war, und zog ſich von ihm zurück. Dies, und die große Gunſt, in welcher ein italieniſcher Sänger, David Rizzio, bei der Königin ſtand, reizte ihren Gemahl ſo, daß er, durch üble Rathgeber verleitet, eine gewaltſame Handlung unternahm. Er drang mit einigen Bewaffneten in das Zimmer, wo ſeine Gemahlin allein mit dem Sänger und der Gräfin Argyle ſpeiſte; Rizzio wurde vor den Augen der Königin getödtet, die, ſeit fünf Monaten ſchwanger, den Unglücklichen zu retten ſich umſonſt bemühte. „Ich will nicht mehr weinen," ſagte ſie nach dieſer ſchrecklichen Scene, „ich will nur auf Rache denken." Rizzio war vielleicht nur der Vertraute Mariens geweſen. Ein gefährlicherer Mann nahm ſeinen Platz ein, der Graf Bothwell. Dieſe neue Verbindung mit einem heftigen und laſterhaften Manne wurde die Urſache zum Tode des Königs, der zu Edinburg in einem einzeln ſtehenden Hauſe in die Luft geſprengt wurde. Maria vermählte ſich darauf mit ihrem Liebhaber Bothwell, der allgemein für den Mörder ihres Gatten galt. Dieſe unglückliche Verbindung brachte Schottland wider ſie auf. Die ſchottiſchen Stände nöthigten die Königin, die Krone an ihren unmündigen Sohn Jacob, unter der Regentſchaft des Grafen Murray, abzutreten. Maria fand zwar noch Anhang, und wollte ſich mit den Waffen auf dem Throne behaupten; aber ihr kleines Heer wurde (1568) bei Glasgow geſchlagen, und ſie ſelbſt genöthigt, nach England zu flüchten. Eliſabeth ließ ſie zwar ehrenvoll in Carlisle empfangen, ihr aber gleich darauf andeuten, daß, da die öffentliche Stimme ſie der Ermordung ihres Gemahls anklage, ſie ſich deshalb zu rechtfertigen habe. Man ernannte Commiſſarien und brachte ſie in Haft nach Tewksbury, um den Prozeß gegen ſie einzuleiten. Daß ſie in ihrem Leiden theilnehmende Freunde hatte, vermehrte ihr Unglück. Es entſtanden verſchiedene Verſchwörungen gegen Eliſabeth, um die Königin Maria zu befreien, und ſie vielleicht ſelbſt auf den engliſchen Thron zu ſetzen. Aber dieſe Anſchläge wurden entdeckt, und mehrere der Verbündeten wurden hingerichtet. Mariens Schickſal, welche die Vermittelung des Papſtes und des Königs von Spanien ohne Erfolg geſucht hatte, wurde dadurch nur verſchlimmert. Eliſabeth hielt ſich nicht mehr für ſicher auf dem Throne, oder gab wenigſtens vor, dieſe Beſorgniß zu haben. Es wurde ein großes Gericht über Marien in ihrem Gefängniſſe zu Fotheringay, wider welches ſie vergebens proteſtirte (den 5. Febr. 1587), gehalten. Nie gab es wohl ein incompetenteres Gericht, nie ein unregelmäßigeres Verfahren. Man legte ihr Copien von ihren Briefen vor, nie die Originale. Man machte das Zeugniß ihrer Secretäre gegen ſie geltend, aber man ſtellte ſie ihr nicht gegenüber. Man gab vor, daß ſie durch Ausſagen dreier Verſchwornen überführt worden, die man hingerichtet hatte, und deren Tod man hätte aufſchieben müſſen, um ſie mit ihr und vor ihr zu befragen. Kurz, wäre man in den Formen verfahren, welche die Billigkeit für den geringſten Menſchen fodert, und hätte man auch beweiſen können, daß Maria ſich um Hülfe und Rath bemühe, ſo würde man ſie doch nicht haben des

Todes ſchuldig erklären können. Eliſabeth hatte kein gültiges Richteramt über ſie; ihr Recht war das Recht des Stärkern über den Schwachen und Unglücklichen; aber ihre Politik foderte dies Opfer. Maria wurde zum Tode verurtheilt, und dieſes Urtheil wurde von dem engliſchen Parlamente beſtätigt. Auch ein Theil der ſchottiſchen Nation widerſetzte ſich der Befreiung Mariens, und die nachdrücklichen Vorſtellungen ihres Sohnes zu ihrem Beſten waren vergebens. Mit der größten Standhaftigkeit ertrug Maria ihr Schickſal. „Der Tod, der meinem Leben ein Ende machen wird," ſagte ſie, „iſt mir willkommen. Ich halte die Seele für unwerth der himmliſchen Herrlichkeit, die zu ſchwach iſt, den Körper auf dem Hinübergange in die Wohnung der Seligen zu unterſtützen." In ihren letzten Tagen zeigte ſie ſtandhafte Ergebung in ihr Schickſal, innige Religioſität und die zärtlichſte Sorgfalt für ihre Diener. Sie mußte noch mancherlei Kränkungen erfahren. Statt ihr einen kathol. Beichtvater zu geben, den ſie verlangte, ſchickte man ihr einen proteſtant. Geiſtlichen, der ſie mit der ewigen Verdammniß bedrohte wenn ſie nicht ihrer Religion entſagte. „Beunruhigen ſie ſich darüber nicht," ſagte ſie ihm mehreremale mit Lebhaftigkeit, „ich bin in der katholiſchen Religion geboren, ich habe darin gelebt, ich will darin ſterben." — Man erlaubte nur wenigen von ihren Dienern, ſie bei ihrer Hinrichtung zu begleiten. — Am 18. Febr. 1587, an ihrem Todestage, ſtand ſie ſehr zeitig auf, und kleidete ſich mit mehr Sorgfalt als gewöhnlich an. Sie legte ein ſchwarzes Sammetkleid an, um auch äußerlich wie eine Königin zu erſcheinen, und ging darauf in ihr Betzimmer, wo ſie nach einigem Gebet ſich ſelbſt das Abendmahl reichte, mittelſt einer geweihten Hoſtie, welche der Papſt ihr geſandt hatte. Als die Commiſſarien eintraten, dankte ſie ihnen für ihre Sorgfalt und ſetzte hinzu: „Die Engländer haben mehr als einmal ihre Hände in das Blut ihrer Könige getaucht. Ich bin aus demſelben Blute; ſo iſt denn in meinem Tode und ihrem Betragen nichts ungewöhnliches." — Man führte ſie in einen Saal, wo ein ſchwarz ausgeſchlagenes Blutgerüſte aufgerichtet war. Die Zuſchauer ſahen mit Erſtaunen die Faſſung dieſer Königin, die in einer ſo vieljährigen Gefangenſchaft noch einen Theil ihrer Schönheit behalten hatte. Sie erlaubte nicht, daß der Scharfrichter ſie entkleidete, da ſie nicht gewohnt ſei, zu dergleichen Dienſte Männerhände zu gebrauchen. Nachdem ſie noch gebetet hatte, bot ſie ihren Hals dar, ohne die mindeſte Furcht zu zeigen. Erſt auf den zweiten Streich fiel ihr Haupt, das der Scharfrichter von dem Blutgerüſte herab zeigte, als den Kopf einer Verbrecherin. Dies war das tragiſche Ende einer der ſchönſten Fürſtinnen Europa's, die faſt die Hälfte ihrer Lebenszeit im Gefängniſſe geſchmachtet hatte. Außer ihrem einzigen Sohne, dem nachmaligen König von England, Jacob I., hinterließ ſie von ihrem dritten Gemahl, Bothwell, eine Tochter, die in Notre-Dame von Soiſſons Nonne wurde. Ihre Anhänglichkeit an der katholiſchen Religion und ihre Rechte auf den engliſchen Thron waren in Eliſabeths Augen ihre Hauptverbrechen. Ihre Schönheit, ihre Talente, der Schutz, den ſie den Wiſſenſchaften angedeihen ließ, der Erfolg, womit ſie ſelbſt ſich ihnen widmete, ihre Feſtigkeit in ihren letzten Augenblicken, ihre Frömmigkeit haben über ihre Fehler einen Schleier gezogen, und die Nachwelt bedauert nur ihr Unglück. — Die Urtheile der Geſchichtſchreiber über

Maria Stuart ſind ſehr verſchieden. Der Schotte Buchanan, der Lehrer Jacobs I., ſchildert ſie ſehr ſchlecht. In zu vortheilhaftem Lichte haben dagegen katholiſche Geiſtliche ſie aufgeſtellt. Am unparteiiſchſten ſcheinen de Thou und Hume, aus denen vorſtehende Erzählung entnommen, ſie beurtheilt zu haben. Eine gut geſchriebene Schutzſchrift für ſie iſt: Mary Queen of Scotland vindicated by J. Whitaker. London 1787. 3 Vol. Dieſes Werk iſt vorzüglich gegen Robertſon gerichtet. Es werden darin, unter andern, die der Maria zugeſchriebenen Briefe an Bothwell für untergeſchoben erklärt. — Die beſte hiſtoriſche Darſtellung ihres Lebens und Charakters iſt von Gentz (in dem bei Vieweg in Braunſchweig herauskommenden Taſchenbuch (Jahrg. 1799). — Ueber die dramatiſche Benutzung dieſes Stoffs, namentlich von Schiller, ſiehe die Kupfererklärungen zum Taſchenbuche Minerva J. 1813.

Maria von Medicis, die Tochter Franz II. von Medicis, Großherzogs von Toscana, geb. zu Florenz 1573, wurde 1600 an Heinrich IV., König von Frankreich, vermählt. Nach Heinrichs Tode trat ſie 1610 als Regentin an die Spitze des Königreichs. Der Duc d'Epernon hatte das Parlament gezwungen, ihr die Regentſchaft zu ertheilen, ein Recht, das bisher nur die Generalſtände gehabt hatten. Maria, zugleich Regentin und Vormünderin ihres minderjährigen Sohns, Ludwigs XIII., verabſchiedete den großen Sully und ließ ſich von italieniſchen und ſpaniſchen Günſtlingen leiten. Der Staat verlor ſein Anſehn von Außen und wurde im Innern von den mächtigen Großen zerrüttet. Ein im J. 1614 geſchloßner Vertrag bewilligte den Mißvergnügten Alles, was ſie foderten; dennoch erwachte der Parteigeiſt aufs neue, da man allgemein mit dem Betragen Mariens unzufrieden war, die ſich ganz dem Marſchall d'Ancre und ſeiner Gemahlin Galigai, den unverſchämteſten Günſtlingen, die je einen Thron umgaben, hingab. Der Tod des Marſchalls, der auf Befehl Ludwigs XIII. ermordet wurde, erſtickte den Bürgerkrieg. Maria wurde nach Blois verwieſen, von wo ſie nach Angoulême ging. Richelieu, damals Biſchof von Luçon und ſpäter Cardinal, verſöhnte 1619 die Mutter und den Sohn. Aber Maria, unzufrieden mit der Nichtvollziehung des Vertrags, entzündete einen neuen Krieg, mußte ſich aber bald unterwerfen. Nach dem Tode des Connetables de Luynes, ihres Verfolgers, ſtand ſie an der Spitze des Staatsraths. Um ihr beginnendes Anſehn zu befeſtigen, führte ſie Richelieu, ihren Günſtling und Oberintendanten, in denſelben ein. Kaum aber hatte der Cardinal den Gipfel der Größe erreicht, als er ſeiner Wohlthäterin zeigte, daß er nicht mehr von ihr abhange. Dieſe verſäumte nicht, ihn wieder zu ſtürzen, und als Ludwig XIII. zu Lyon gefährlich krank geworden, entriß ſie ihm das Verſprechen, den Cardinal zu entfernen. Um ſich dieſem Verſprechen zu entziehn, ſuchte der König nach ſeiner Geneſung beide zu verſöhnen. Maria war nicht zu bewegen. Dieſe Hartnäckigkeit mißfiel dem König, welcher einwilligte, ſie aufzuopfern. Es wurde ein geheimer Staatsrath gehalten, deſſen Seele der Cardinal war. Dieſer zeigte in einer langen, aber nicht wohl abgefaßten Rede, daß entweder die Königin oder er entfernt werden müſſe; dann ſprach er von den Gefahren, welche dem Staate von außen und innen drohten, und wußte dem Könige ſo bange zu machen, daß ſich dieſer ohne die Stütze ſeines erſten Miniſters für verloren hielt. Alle, die der Berathſchlagung beiwohnten, beſtärkten

theils aus Schmeichelei, theils aus Furcht den König in ſeiner Meinung, welcher auch um ſo feſter darin beharrte, da der Cardinal ihm vorgeſpiegelt hatte, daß ſeine Mutter ihren zweiten Sohn Gaſton auf den Thron heben wolle. Demzufolge wurde ihr im J. 1631 das Schloß zu Compiegne zum Aufenthaltsorte angewieſen, alle ihre Freunde und Anhänger aber exilirt oder in die Baſtille geſetzt. Sie fühlte bald, daß ſie zu Compiegne in einer wahren Gefangenſchaft lebe, entfloh noch in demſelben Jahre nach Brüſſel, foderte mehreremale vom Parlament Gerechtigkeit, und ſtarb 1642 in großer Dürftigkeit zu Cöln. — Paris verdankt ihr das prächtige Palais Luxemburg, ſchöne Waſſerleitungen, und die öffentliche Promenade Cours-la-Reine. — Das Mißgeſchick dieſer Fürſtin entſprang aus ihrem eiferſüchtigen, hartnäckigen und ehrgeizigen Charakter. Sie war unter Heinrich IV. nicht glücklicher geweſen, als unter Ludwig XIII. Die Liebſchaften ihres Gemahls verurſachten ihr den größten Kummer, und die Eiferſucht führte oft die heftigſten Scenen herbei. Mit einer unbegrenzten Leidenſchaftlichkeit verband ſie alle Schwächen des Weibes. Sie war ehrgeizig aus Eitelkeit, vertrauend aus Mangel an Einſicht, rachſüchtig aus Eigenſinn und geizte mehr nach Anſehn als nach Macht. — Ihre Lebensgeſchichte iſt 1774 zu Paris in 3 Bänden erſchienen.

Maria Thereſia, ſ. Thereſia (Maria).

Maria Antoinette, ſ. Antoinette (Maria).

Mariana (Juan), ein berühmter ſpaniſcher Geſchichtſchreiber, geb. zu Talavera im J. 1536. Er widmete ſich früh dem geiſtlichen Stande und trat in den Jeſuitenorden. Seine Studien vollendete er auf der berühmten Univerſität zu Alcala; hier erwarb er jenen reinen Geſchmack, jene Beredſamkeit und Genauigkeit, welche man vorzüglich in ſeinen Schriften wahrnimmt. Dieſe Eigenſchaften befeſtigten ſich in ihm durch den Beſuch der Schulen mehrerer ausgezeichneten Gelehrten, unter andern des P. Cyprian de Huerga, eines beſonders in den orientaliſchen Sprachen ſehr bewanderten Ciſterzienſers. Mariana ging ſodann auf Reiſen und lehrte die Theologie mit Auszeichnung in Rom, Sicilien und Paris. Da jedoch die Beſchaffenheit der Luft in letzterer Stadt, noch mehr aber der anhaltende Fleiß, womit er ſeinen Geſchäften oblag, ſeine Geſundheit erſchütterten, kehrte er 1574 nach Spanien zurück, und nahm ſeine Wohnung in dem Jeſuitencollegium zu Toledo, nachdem er 13 Jahre ſeines Lebens dem öffentlichen Unterricht im Auslande gewidmet hatte. Er ſchrieb jetzt ſeine Historia de rebus Hispaniae, ein Werk, wie es ſeinem Vaterlande noch fehlte. Er verfaßte es in lateiniſcher Sprache, damit der Ruf von den Großthaten ſeiner Nation allen Völkern bekannt werden möchte. Die erſte Ausgabe, Toledo 1592, enthält 20 Bücher, zu denen er in den beiden folgenden Ausgaben noch 10 Bücher hinzufügte. Die günſtige Aufnahme, die ſein Werk allgemein fand, die wiederholten Auffoderungen ſeiner Freunde, die Furcht vor einer fremden ſchlechten Ueberſetzung, alle dieſe Rückſichten bewogen Mariana, ſein Werk ſelbſt ins Spaniſche zu überſetzen. Vier Ausgaben der Ueberſetzung erſchienen bei Lebzeiten des Verfaſſers, jede mit neuen Veränderungen, Zuſätzen und Berichtigungen. Mariana's übrige Schriften ſind 1. ſeine berühmte Abhandlung De rege et regis institutione, welche 11 Jahre nach ihrer Erſcheinung als aufrühreriſch von dem Parlament zu Paris zum Feuer verurtheilt wur-

de, und auch in Spanien ihm viele Unannehmlichkeiten zuzog. Mariana behauptete in dieſem Werke, daß es erlaubt ſei, ſich eines Tyrannen zu entledigen. Die Originalausgabe dieſes Buchs iſt ſehr ſelten geworden. 2. De ponderibus et menſuris; 3. Sieben Abhandlungen, welche zuſammen in einem Foliobande 1609 in Cöln erſchienen ſind. Die letzten Lebensjahre widmete Mariana ſeinen Scholien über das alte und neue Teſtament, deren Beendigung Krankheit und Altersſchwäche verhinderten. Dennoch ließ er ſie 1619 zu Madrid drucken. Er ſtarb 1623 zu Toledo in einem Alter von 87 Jahren.

Maria Louiſe Leopoldine Caroline, Erzherzogin von Oeſterreich, auf Lebenszeit Herzogin von Parma, älteſte Tochter des Kaiſers Franz I. aus zweiter Ehe mit Maria Thereſia, Tochter des Königs Ferdinand von Neapel, geb. d. 12. Dec. 1791, vermählt zu Paris mit dem Kaiſer Napoleon d. 1. April 1810. Man empfing ſie in Frankreich mit den glänzendſten Feſten, und dieſe Verbindung ſchien Napoleons Glück und den Continentalfrieden zu befeſtigen. Ihr Gemahl führte ſie gleichſam im Triumph durch die Provinzen ſeines Reichs; aller Orten empfing ſie Bewunderung und Verehrung, ein ſchützender Genius ſchien ſogar die Flammen in Schwarzenbergs Ballſaale von ihr abgewandt zu haben, und ſchon am Ende des Jahrs verkündete Napoleon ſeinen Völkern, daß Maria Louiſe den erſehnten Thronerben gebähren würde. Am 20. März 1811 gebar Maria Louiſe einen Sohn, dem Napoleon ſchon vor der Geburt den Titel König von Rom ertheilt hatte. Welche Zukunft ſchien die Wiege dieſes Kindes zu umſtrahlen! Der Hofſtaat der Kaiſerin wurde nun noch glänzender als zuvor; er zählte allein 26 Palaſtdamen u. ſ. f. — Im folgenden Jahre begleitete Maria Louiſe ihren Gemahl nach Dresden, von wo ſie mit ihren kaiſerl. Aeltern die geliebte Heimath beſuchte. Dann kehrte ſie nach Paris zurück, wo unter den ſich drängenden Siegsberichten von der großen Armee ihr Mallets verfehlter Contre-Revolutionsverſuch und die Erſcheinung des 29. Bulletins die erſten ängſtlichen Augenblicke verurſachten. Doch als Napoleon ſelbſt erſchien, war alle Furcht verſchwunden. Vor ſeiner Abreiſe zu dem neuen Kampfe ernannte er ſeine Gemahlin zur Regentin des Reichs, jedoch unter vielen Beſchränkungen. Sie erfüllte ihre Pflichten mit gewiſſenhafter Treue, wovon die Reden, welche ſie in der großen Rathsverſammlung nach der unglücklichen Schlacht bei Leipzig hielt, und ihr Aufruf an die Franzoſen, Blois d. 7. April 1814, Beweiſe ſind. In dem Unglück ihres Gemahls kann man ihr das Lob eines edlen, würdigen Betragens nicht verſagen. Sie mußte mit ihrem Sohne Paris den 29. März 1814 verlaſſen, und begab ſich auf Befehl ihres Gemahls d. 1. April nach Blois. Hierauf wollten ſie Joſeph und Hieronymus zwingen, ihnen jenſeit der Loire zu folgen; allein ſie weigerte ſich. Am 8. April brachte ihr der Graf von Schuwalow von allen Ereigniſſen Kunde. Ihr Gemahl war abgeſetzt, und hatte den 11. April abgedankt. Sie ſelbſt verfügte ſich nach Orleans, und von hier in Begleitung des Fürſten Eſterhazy den 12. April nach Rambouillet, von wo ſie den 16. April zu Klein Trianon mit ihrem Vater eine Unterredung hatte, die ihren Entſchluß beſtimmte. Ihrem Gemahl zu folgen, ward ihr nicht vergönnt. Sie begab ſich mit ihrem Sohne durch die Schweiz im Mai nach Schönbrunn, und übernahm den 17. März 1816 die Regierung der ihr im Vertrage zu Fontainebleau (d. 11. April 1814) zugeſicherten Herzogthümer Parma, Piacenza und Guaſtalla. Den 20. April 1816 hielt ſie ihren Einzug

in Parma. Im Mai 1816 erklärte ſie ſich zur Großmeiſterin des von ihr geſtifteten conſtantiniſchen St. Georgenordens. Da Spanien ſich weigerte, der Wiener Congreßacte beizutreten, ſo ward endlich den 28. Juni 1817 zu Paris von Oeſterreich, Rußland, Frankreich, Spanien, England und Preußen eine Uebereinkunft geſchloſſen, nach welcher die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guaſtalla nach dem Tod der Erzherzogin Maria Louiſe, (die jetzt den Titel Kaiſerin nicht mehr führt, ſondern nur J. Majeſtät heißt) an die Infantin Maria Louiſe, ehemalige Königin von Hetrurien (gegenwärtig Regentin von Lucca), und ihre männlichen Nachkommen zurückfallen, Lucca aber alsdann an Toscana kommen wird. Oeſterreich behielt jedoch die am linken Poufer vom lombardiſchen Königreiche eingeſchloſſenen parmeſaniſchen Bezirke, ſo wie das Beſatzungsrecht in den Feſtungen Piacenza. Napoleons und Maria Louiſens Sohn, der bisherige Erbprinz von Parma, heißt im Staatscalender nicht mehr Napoleon, ſondern blos Franz Carl Joſeph. Er erhält nach demſelben Vertrage, wenn ſeine Mutter ſtirbt, und Parma an das Haus Bourbon zurückfällt, die Apanage Herrſchaft des Großherzogs Ferdinand von Toscana in Böhmen, deren Einkünfte auf 1,200,000 Gld. geſchätzt werden. Im J. 1818 ertheilte Kaiſer Franz dieſem Prinzen, ſeinem Enkel, den Titel Herzog von Reichſtadt (Stadt, Schloß und Herrſchaft in Böhmen), mit dem Prädicate Durchl. und mit dem erſten Range nach dem Prinzen des Erzhauſes Oeſterreich. Als ſein Vater im März 1815 von Elba nach Paris zurückgekehrt war, ſollte der Prinz von Schönbrunn, wo er damals unter der beſondern Aufſicht der aus Frankreich mitgekommenen Gräfin Montesquiou ſtand, entführt werden. Auch hatte die Kaiſerin Maria Louiſe Briefe von ihrem Gemahl erhalten, die ſie einluden, mit ihrem Sohne nach Frankreich zu kommen; allein dieſe Briefe blieben unbeantwortet, und jene von dem Sohne der Gräfin Montesquiou vorbereitete Entführung des Prinzen ward im Augenblicke der Ausführung, am 19. März 1815, entdeckt. Der Prinz wurde darauf in die Hofburg nach Wien überbracht und deutſcher Aufſicht übergeben; doch ſchon am 29. Mai gab man ihn ſeiner Mutter wieder. Als ſie nach Parma ging, blieb der Prinz in Wien zurück, wo er ganz von Deutſchen umgeben iſt. Der Kaiſer hat den Herrn von Collin zu ſeinem Lehrer und Erzieher ernannt. Der Prinz zeigt glückliche Anlagen, und iſt der Gegenſtand einer eben ſo großen Theilnahme als Beſorgniß. K.

Marie Louiſe (Königin von Spanien), Herzogs Philipp von Parma Tochter, geb. den 9. Dec. 1751, ward mit Carl IV. wider deſſen Willen, auf ausdrücklichen Befehl ſeines Vaters, vermählt den 4. Sept. 1765. Sie war eine kluge, höchſtgewandte und ihrem Gemahle an Geiſteskraft weit überlegene Frau. Frühzeitig wußte ſie es dahin zu bringen, den ſtürmiſchen Sinn ihres Gemahls, der anfänglich ſogar in thätliche Beleidigungen gegen ſie ausbrach, ſich unterthänig zu machen und ſelbſt die ſpaniſche Etikette ſo zu mildern, daß ſie ſich dem Könige zu jeder Zeit nahen durfte. Von allem, was in Staatsangelegenheiten vorging, war ſie bald gut unterrichtet; oft wohnte ſie der Ausfertigung geheimer Staatsacten im geheimen Rathe bei und nicht ſelten mußten die Miniſter Beförderungsdecrete, welche zur Unterſchrift ſchon bereit lagen, zurücknehmen, wenn ſie einen Andern ernannt wiſſen wollte. Sie war nämlich klug genug, ihre Günſtlinge nur von ſolchen Seiten zu empfehlen, die den König am meiſten einnahmen, und auch dann erſt ſich öffentlich zu dem Empfohl-

nen hinzuneigen, wenn Carl IV. ihm ſchon ſeine Gunſt geſchenkt hatte, und ſie alſo nur dem Befehle ihres Gemahls und ihres Gebieters Gehorſam zu leiſten ſchien, wenn ſie den von ihm Begnadigten gleichfalls auszeichnete. Auf dieſem Wege erhielt ſie völlige Herrſchaft über ihren Gemahl und ſchon als Prinzeſſin von Aſturien hatte ſie eine Intrigue mit dem ältern Godoy. Allein dieſer mußte auf Befehl des Königs Carl III., der das Liebesverhältniß ſeiner Schwiegertochter entdeckte, Madrid verlaſſen. Bald kam jedoch in die offne Stelle ſein jüngerer Bruder Don Manuel Godoy, damals Leibgardiſt, ein ſchöner Mann und trefflicher Guitarrenſpieler (ſ. Alcudia). Maria Louiſe wußte ihre neue Liebe dem ſcharfſichtigen Schwiegervater zu verhehlen und den Don Manuel bei ihrem Gemahle dergeſtalt in Gunſt zu ſetzen, daß er bald deſſen erſter Liebling wurde. Nachdem alſo Carl IV. den Thron ſeines Vaters beſtiegen, rückte Godoy ſchnell von einer Stufe der Macht zur andern. Maria Louiſe und der 1795 zum Fürſten de la Paz erhobene Godoy regierten Spanien unumſchränkt; ihr beiderſeitiges Streben ging darauf hin, den Kronprinzen Ferdinand beim alten Könige verdächtig zu machen. Aus dieſen Hofcabalen, an welchen unläugbar Maria Louiſe aus unnatürlichem Widerwillen gegen ihren eignen Sohn thätigen Antheil nahm, entſpann ſich der Prozeß vom Escorial vom 29. Oct. 1807, wobei der alte König ſeinen Sohn und Thronfolger des Verbrechens beleidigter Majeſtät und projectirter Empörung öffentlich anklagte. Doch wurde dieſer Handel, weil Maria Louiſe und ihr Liebling des Volks Stimme fürchteten, beigelegt und der Prinz, welcher auf Godoy's dringende Vorſtellung einen demüthigen Brief an Vater und Mutter geſchrieben, zu Gnaden angenommen (ſ. d. Art. Ferdinand VII.). Doch bald nachher den 18. März 1808 brach die Revolution von Aranjuez aus. Carl IV. dankte ab; ſein Sohn beſtieg den Thron, und ſchien entſchloſſen, ſeiner Mutter Aufführung einer ſtrengern Unterſuchung zu unterwerfen. Maria Louiſe hatte jetzt, da Godoy verhaftet und der wildeſten Volkswuth Preis gegeben war, keinen andern Rückweg, als ſich dem Kaiſer Napoleon und ſeinem Oberfeldherrn, Joachim Murat, der ſchon mit beträchtlicher Heeresmacht nach Madrid vorgerückt war, in die Arme zu werfen. Carl IV. mußte daher ins geheim (21. März) gegen ſeine Thronentſagung proteſtiren, und durch Murats Adjutanten, Demouthion, wurde jene Correſpondenz mit Murat geführt, die ein ewiger Schandfleck für Maria Louiſe bleiben wird, indem ſie in einem eigenhändig am 18. März geſchriebenen Briefe ihren Sohn beſchuldigte, er habe ein ſehr ſchlechtes Herz, ſei blutdürſtig und habe Vater und Mutter nie geliebt, während ſie in den zärtlichſten Ausdrücken für den geliebten Godoy Schutz erflehte. Murat mußte mit Gewalt den Liebling der Königin aus den Händen ſeiner Feinde retten. Carl IV., Maria Louiſe und Godoy erſchienen, von franz. Truppen escortirt, ſämmtlich zu Bayonne vor Napoleon, als Ankläger Ferdinands VII., und die ſchändliche Intrigue, wobei Duroc ein thätiger Mitgehülfe war, entwickelte ſich alſo, daß Ferdinand durch Todesdrohung zur feierlicher Entſagung des ſpaniſchen Throns zu Gunſten der Verfügung Napoleons gezwungen und als Gefangner nach Valençay abgeführt, Carl IV., Maria Louiſe, Godoy und die Königin von Etrurien aber mit königl. Pompe nach Frankreich geführt wurden. Anfangs lebten ſie in Compiegne, dann zu Marſeille und zu Nizza. Von hier reiſten ſie nach Rom,

wo Maria Louiſe zu Anfang des Jahrs 1819 ſtarb. (S. auch d. Art. Carl IV.)
zz.

Marienbad in Böhmen, das neben Töplitz, Carlsbad und Franzensbrunn einen Rang zu behaupten ſucht, liegt bei dem Stifte Tepl unweit Carlsbad, in einer nicht beſonders angenehmen waldigen Gegend. Obſchon die vielen Quellen längſt ſchon als mineraliſch gekannt und auch beſucht waren, ſo fand dies doch nur bei den Landleuten der Nachbarſchaft Statt. Seit dem Jahre 1781 war der Abt des Stifts zuerſt darauf aufmerkſam gemacht, und verwendete ſeit dieſer Zeit mehreres zur Empotbringung und Verſchönerung des Bades. Jetzt quellen alſo an dem Abhange eines Granitberges die Heilwaſſer von Carlsbad, Töplitz, Pyrmont ꝛc. an einer Stelle nachbarlich vereint hervor. Der Salz- oder Kreuzbrunnen, der gewöhnlich getrunken wird, hat nach Bramms Analyſe in 1 Wiener Commercialpfunde: Schwefelſaures Natrum 14,76 Gr., kohlenſaure Kalkerde 6,72 Gr. kohlenſaures Natrum 5,48 Gr., kohlenſaure Talkerde 3,53 Gr., ſalzſaures Natrum 3,22 Gr., Kieſelerde 1,27 Gr., Eiſenoxyd 0,23 Gr., Extractivſtoff 0,42 Gr., Thonerde 0,22 Gr., und in 100 Kub. Zoll Waſſer 139 Kub. Zoll kohlenſaures Gas. Dieſes Waſſer iſt folglich ein kaltes Carlsbader Sprudelwaſſer. Nur 200 Schritt davon quellen die Stahlbrunnen hervor, deren Miſchung der des Driburger und Pyrmonter Waſſers gleich iſt. Der Ambroſianer Brunnen enthält: Kohlenſaure Kalkerde 1,84 Gr., ſchwefelſaures Natrum 0,77 Gr., kohlenſaure Talkerde 0,68 Gr., kohlenſaures Natrum 0,56 Gr., Kieſelerde 0,53 Gr., ſalzſaures Natrum 0,46 Gr., Eiſenoxyd 0,44 Gr., Extractivſtoff 0,25 Gr., Thonerde 0,68 Gr., und in 100 Kub. Zoll. Waſſer 134,10 K. Z. kohlenſaures Gas. — Ebenfalls nicht weit davon ſprudelt aus ſumpfigem Torfgrund das Marienbad in unzähligen Quellen. Es ſammelt ſich in einem 11 Klafter langen und $3\frac{1}{2}$ Klafter breiten viereckigen Behältniſſe. Was nur dieſem auf $1\frac{1}{2}$ Elle tief von lebenden kleinern Thieren, z. B. Mäuſen, Vögeln, Hühnern ꝛc. nahe kommt, wird ſchnell von dem aufſteigenden Gaſe getödtet. Es enthält dies Waſſer an Beſtandtheilen: Schwefelſauren Kalk 0,72 Gr., ſchwefelſaures Natrum 0,60 Gr., Kieſelerde 0,40 Gr., Extractivſtoff 0,23 Gr., Eiſenoxyd 0,05 Gr., Schwefel 0,04 Gr., und in 100 K. Z. Waſſer 80 K. Z. kohlenſaures und geſchwefeltes Waſſerſtoffgas. Vorzüglich nützlich iſt es in äußerlichen Geſchwüren, Hautausſchlägen, in kalten örtlichen Geſchwülſten, topiſch zugezogener Schwäche, in chroniſchen, gichtiſchen und rheumatiſchen Geſchwüren, in Hemmung der monatlichen Reinigung, und den daraus entſtehenden Krämpfen, in kolikähnlichen Schmerzen des Unterleibes, in Verſtopfung der Eingeweide, Lähmungen ꝛc. Aus dieſem Brunnen wird das Waſſer in die 17 wohl eingerichteten Zimmer des nahen Badehauſes geleitet, wo man durch Ziehen der Hähne kaltes und warmes Waſſer haben kann. Der Abt Reitenberger hat bereits viel dafür gethan, und allerhand Anlagen geſchaffen, die dem ganzen ſehr förderlich ſein werden. Wie viele bereits geneſen ſind, beweiſen die Menge von Krücken, welche man zum Dank in der Ortskapelle aufgeſtellt.

Mariengroſchen, Mariengulden, Marienthaler ſind Münzen mit dem Marienbilde; erſteres eine Silber- und Rechnungsmünze in Niederſachſen und am Niederrhein, ungefähr 8 Pf. am Werthe; die zweite Münze ungefähr 13 Gr. 4 Pf. (nach dem Wiener Guldenfuß); die dritte gewöhnlich eine Gedächtnißmünze.

Mariette (Jean), Zeichner, Kupferſtecher und Buchdrucker, geſtorben zu Paris 1742 in einem Alter von 82 Jahren. Er ſtudirte die Mahlerei mit Erfolg unter ſeinem Schwager Jean Baptiſte Corneille; aber der Rath ſeines Freundes Lebrun ließ ihn die Kupferſtecherkunſt vorziehn, in welcher er vortreffliche Arbeiten geliefert hat. Sein Sohn Pierre-Jean, welcher 1774 in einem Alter von 80 Jahren zu Paris ſtarb, war von ſeinem Vater in der Kupferſtecherkunſt unterrichtet worden und hatte ſich auf ſeinen Reiſen durch Deutſchland und Italien vervollkommnet. Er verkaufte 1750 ſeinen Bücherverlag, kaufte ſich die Charge eines königl. Secretärs und Kanzleicontroleurs, und beſchäftigte ſich einzig mit Vervollkommnung ſeiner Kupferſtichſammlung. Wir beſitzen von ihm: 1. Traité du cabinet du roi, Paris 1750, 2 Fol. Bde. voll gelehrter Unterſuchungen; 2. Lettres à M. de Caylus; 3. Lettres sur la fontaine de la rue de Grenelle; 4. die Beſchreibung in der Sammlung von Kupferſtichen von Cazots Gemählden, 1729, 2 Foliobde.; 5. Description sommaire de statues, figures, vases etc. deſſelben Cabinets, Paris 1750, 8. 6. Description du recueil d'estampes de M. Boyer d'Aguilles. Paris 1755, Fol. Mariette's Talente und liebenswürdiger Charakter hatten ihn in Geſchäftsverbindung und nachher in Freundſchaft mit Caylus, Barthelemy und La Borde gebracht, von denen er den Auftrag bekam, bei der Herausgabe des Recueil des peintures antiques, nach den Zeichnungen des Pietro Santo Bartoli die Aufſicht zu führen. Außerdem hat Mariette mehrere wichtige Werke, z. B. die Beſchreibung der Arbeiten bei dem Guß der reitenden Statue Ludwigs XV., herausgegeben.

Marine. Das Wort Marine wird oft überhaupt mit dem Ausdrucke Flotte gleichbedeutend gebraucht; man ſpricht von einer Handels- und einer Kriegsmarine. Vornehmlich werden unter Marine die Flotten von Kriegsſchiffen verſtanden, die gegenwärtig in Europa von mehrern Mächten ausſchließlich zum Kriege gehalten werden. Ihr Urſprung datirt ſich im Allgemeinen von der Entdeckung von Amerika und der Auffindung des Seewegs nach Oſtindien. Hatten gleich ſchon vorher die Staaten Europa's Kriege zur See geführt, ſo hatten ſie doch noch keine ausſchließlich zu dieſem Endzwecke beſtimmten Flotten unterhalten; man bediente ſich gewöhnlicher Handelsſchiffe, die man für den Augenblick bewaffnete. So beſtanden die erſten Flotten der Spanier und Portugieſen, mit denen ſie die entfernten Meere befuhren, aus Handelsſchiffen, die zugleich zum Kriege gerüſtet waren. England und Holland waren es, die zuerſt eine eigene Kriegsmarine in Europa errichteten; ein Beiſpiel, das die übrigen ſeefahrenden Staaten nachahmten. Die engl. Marine, vom Anfange an eine königliche, entſtand ſchon unter Heinrich VIII., ward aber erſt unter Eliſabeth von Wichtigkeit, während die holländiſche ſich in dem Kriege mit Spanien bildete und ſeit der directen Fahrt nach Oſtindien einen nicht unwichtigen Zuwachs durch die Seemacht der oſtind. und übrigen großen Compagnien erhielt. In der Folge erhielt die Seemacht, jemehr ſich das Mercantilſyſtem über Europa verbreitete, eine immer ſteigende Wichtigkeit. Durch Colbert trat auch Frankreich in kurzer Zeit als eine neue furchtbare Seemacht auf, die auf dem Wege, eine entſchiedene Superiorität zu erlangen, nur durch den Seeſieg der Britten bei La Hogue im J. 1692 gebrochen ward, und in der Folge nie wieder auf eine gleiche Stufe der Macht ſich erhob. Der Zeitraum Ludwigs XIV. war es zugleich, der die politiſche Wichtig-

keit der Seemächte als ſolcher dauernd begründete. Im Anfange des 18. Jahrh. ward zugleich Rußland im Norden von Europa, wo bisher Schweden bei dem Verfalle der Hanſe einen beinahe unbeſtrittenen Principat zur See geübt hatte, als Seemacht wichtig; Peter errang mit ſelbſtgebauter Flotte die Herrſchaft der Oſtſee. Doch blieben die Seemächte England und Holland fortdauernd die erſten in Europa, bis ſeit der Mitte des 18. Jahrh., vorzüglich ſeit der Epoche des ſiebenjährigen Krieges, das rüſtige England eine allmählig immer entſchiednere Superiorität über ſeine alten Nebenbuhler, die Holländer, errang, die durch alle folgende Kriege befeſtigt und durch den franz. Revolutionskrieg vollendet, England in unſern Tagen zur herrſchenden Seemacht in Europa gemacht hat. — Um überhaupt eine beträchtliche Kriegsmarine halten zu können, wird vorausgeſetzt, daß ein Staat eine ausgedehnte Handelsſchiffahrt beſitze und, was davon größtentheils abhängt, ſich die zur Erbauung und Ausrüſtung von Schiffen erfoderlichen Materialien leicht verſchaffen könne. Die erſte dieſer Bedingungen ſetzt ihn allein in den Stand, zu jeder Zeit viele, und worauf es hier vorzüglich ankommt, geübte Seeleute zu haben. So lange daher ein Staat größtentheils nur Paſſivhandel treibt, wie z. B. Rußland, werden auch alle ſeine Verſuche, eine Seemacht zu werden, nur theilweiſe Erfolge haben können. Die zweite unerlaßlich nothwendige Bedingung hängt theils von ausgedehnten Handelsverbindungen, theils und vorzüglich von der geographiſchen Lage des Landes ab. In beiden Rückſichten beſitzt England unläugbar große Vorzüge vor den übrigen europäiſchen Staaten. Was den Nutzen einer Seemacht betrifft, ſo gewährt dieſelbe, ſo wie der Gewinn von Seeſchlachten, mehr einen negativen als poſitiven Vortheil. Eine tüchtige Seemacht dient zum Schutze des Handels und der Colonien, ungleich weniger aber zu Eroberungen; gewonnene Seeſchlachten mögen drohende Gefahren abwenden, werden aber nicht leicht zu wichtigen poſitiven Reſultaten führen. Schon hieraus ergiebt ſich, daß ein Principat der Seemächte nie die Unabhängigkeit und Selbſtſtändigkeit der Nationen des Continents von Europa ſo gefährden könne, wie dies von einer vorherrſchenden Continentalmacht zu fürchten iſt.

Cz.

Marini oder **Marino** (Giambattiſta), war 1569 unter dem ſchönen Himmel Neapels geboren. Dem Willen ſeines Vaters zuwider, der ihn zu einem Juriſten bilden wollte, folgte er ſeiner Neigung zur Dichtkunſt. Er verkaufte ſeine juriſtiſchen Bücher, um ſich Gedichte anzuſchaffen, und ward ſelbſt ſeiner Liebhaberei nicht untreu, als ſein erzürnter Vater ihm ſein Haus verbot und ihm jede Unterſtützung verſagte: denn er hatte ſich durch mehrere Arbeiten bereits ſo vortheilhaft bekannt gemcht, daß er wegen ſeines Fortkommens unbeſorgt war. Es fanden ſich auch bald Bewunderer ſeiner Talente, die ſeine Liebe zu den Muſen nährten. Der Herzog Bovino gab ihm eine Wohnung in ſeinem Palaſt, und bald nachher nahm ihn der Prinz von Conca, Großadmiral des Reichs, in ſeine Dienſte. Hier lernte er Torquato Taſſo kennen, der ſich in der letzten Periode ſeines Lebens zu Neapel aufhielt. Der Umgang mit dieſem großen Dichter war für ſeine Bildung nicht ohne Vortheile, ſo ſehr auch Unglück bereits deſſen Geiſt abgeſtumpft hatte. Er hatte ſich verſchiedne Jahre in dieſer Lage befunden, als eine jugendliche Unbeſonnenheit ihn ins Gefängniß brachte. Obwohl ſeine Freunde ihn bald wieder befreiten, verließ er doch Neapel und ging nach Rom, wo er in dem

Cardinal Pietro Aldobrandini einen Beſchützer fand. Im Gefolge deſſen kam er nach Turin, wo er ſich durch ein ſchmeichelhaftes Gedicht auf den Herzog von Savoyen, unter dem Titel: il ritratto, eine günſtige Aufnahme zu verſchaffen wußte. Unter andern Beweiſen, die ihm Carl Emanuel von ſeinem Wohlwollen gab, erhielt er den Orden des heiligen Mauritius und Lazarus, und den Titel eines herzoglichen Secretärs. Seine Eitelkeit und ſatiriſche Laune verwickelten ihn aber bald in allerlei verdrießliche Händel, die ihn endlich nöthigten, auch Turin zu verlaſſen. Er begab ſich nach Paris, wohin ihn Margaretha, die geſchiedne Gemahlin Heinrichs IV. eingeladen hatte. Da dieſe unterdeß verſtorben war, fand er eine Beſchützerin an Maria von Medicis, der zweiten Gemahlin dieſes Königs, die ihm einen Jahrgehalt von 2000 Kronthalern ausſetzte. Er bezeigte ihr ſeine Dankbarkeit durch ein Gedicht Il Tempio, wofür er neue Belohnungen erhielt. Die Sehnſucht nach ſeinem Vaterlande zog ihn gegen das Ende des Jahrs 1622 nach Italien zurück. Er hielt ſich erſt einige Zeit zu Rom auf, wo ihn die Academia degli Umoristi zu ihrem Vorſteher ernannte, und begab ſich dann nach ſeinem Geburtsorte. Hier wählte er den ſchönen Hügel von Poſilippo zu ſeinem Aufenthalt, und hoffte, ſeine erworbnen Güter in Ruhe zu genießen, als der Tod ihn 1625 wegraffte. Er wurde in der Kirche der Theatiner zu Neapel begraben, und die Humoriſten feierten ihm Exequien, die eines Fürſten würdig waren. Marino's berühmteſte Arbeit iſt ſein heroiſches Gedicht Adone in zwanzig Geſängen, das mit eben ſo vielem Enthuſiasmus bewundert, als bitter getadelt worden iſt. Getadelt hat man Anlage und Ausführung, und manche wollüſtige Gemählde, wegen deren der Adone in Italien zu den verbotenen Büchern gehörte. Ferner hat man ihm vorgeworfen, daß er, die edle Einfachheit der frühern Dichter verlaſſend, ſeine Schreibart durch Schwulſt, erkünſtelte und übertriebene Metaphern und überfeine Pointen und Wortſpiele (ſogenannte Concetti) entſtellt habe. Letzterem Vorwurf liegt zum Theil Einſeitigkeit und Pedantismus zum Grunde. Zwar wollen wir es nicht übernehmen, den Marino allenthalben zu rechtfertigen, geſchweige denn als Muſter aufzuſtellen, wozu nur die einfache Größe ſich eignet; aber wir ſchätzen und bewundern oft ſeinen Scharfſinn, die geiſtreichen Spiele des Witzes, und ſeine kühnen Verknüpfungen und Vergleichungen, wodurch er auch dem Alltäglichen neue Reize zu leihen weiß. Nicht ſowohl er ſelbſt, als ſeine Nachfolger verdienen Tadel, welche ohne Geſchmack und Geiſt ihn zu copiren glaubten, wenn ſie ſich bis zum Abenteuerlichen verirrten. — Werthes hat die ſchönſten Stellen des Adone im Auszuge zuſammengeſtellt. — Die übrigen Werke Marino's beſtehen in einem erzählenden Gedichte, La strage degli innocenti, und einer großen Anzahl vermiſchter Gedichte, die theils unter dem Titel: La Lira, theils unter der Ueberſchrift: La Zampogna verſchiedentlich gedruckt ſind, ferner aus Lettere grave, argute, facete und andern Sachen in Proſa und Verſen. Die meiſte Aufmerkſamkeit verdienen noch ſeine Sonette, worunter einige zu den vorzüglichſten gehören, welche die italieniſche Sprache beſitzt.

Marino (San), eine kleine Republik in Italien, die kleinſte in Europa, im Herzogthume Urbino im Kirchenſtaate, deren Gebiet aus einem ſehr ungleichen Berge und einigen Anhöhen beſteht, und auf 1½ Quadratmeile, eine Stadt, zwei Dörfer und 7000 Einwohner enthält. Sie ſoll auf folgende Art entſtanden ſein. Ein Mauer-

meiſter, Marino, begab ſich auf den einſamen Berg und führte ein einſiedleriſches Leben. Er kam dadurch in den Ruf großer Heiligkeit, und die damalige Beſitzerin des Berges ſchenkte ihm denſelben. In der Folge bauten ſich mehrere Leute hier an, die nach und nach einen eigenen Staat bildeten, und denſelben nach jenem Einſiedler nannten. Im J. 1100 kaufte die Republik das Schloß Pennaroſta in der Nachbarſchaft und im J. 1170 ein anderes, Caſolo. Ungefähr 290 Jahre nachher leiſtete ſie dem Papſte Pius II. Beiſtand, der ſie dafür anſehnlich beſchenkte. Damals war ſie im größten Flor. Später wurde ſie ganz unbedeutend. Im J. 1739 ſtand ſie in Gefahr, auf Veranlaſſung bürgerlicher Zwiſtigkeiten und Partheien, durch den bekannten Cardinal Alberoni, als Legaten zu Genua, ihre Freiheit zu verlieren. Aber Clemens XII. (1740) und Benedict XVI. (1748) beſtätigten ihre Freiheit wieder. Seitdem hat dieſe kleine Republik allen Veränderungen der Zeit widerſtanden, und faſt vierzehn Jahrhunderte hindurch — alſo länger als die nun untergegangene Republik Venedig — ihre alte Verfaſſung erhalten. Sie hat das Glück gehabt, ſelbſt bei Eroberern eine wohlwollende Theilnahme zu finden. Die Regierung beſteht aus einem Rathe von 300, zur Hälfte adelichen, zur Hälfte bürgerlichen Perſonen. Bei wichtigen Angelegenheiten verſammelt ſich der große Rath, wozu jede Familie eine Perſon giebt. Die vornehmſten Beamten ſind zwei Capitani, die ihr Amt ſechs Monate verwalten, und der Commiſſarius oder Civil- und Criminalrichter, der, den Capitani zugegeben, allemal ein auswärtiger Rechtsgelehrter iſt, und auf drei Jahre angenommen wird. Alle waffenfähige Mannſchaft ſteht unter einem Kriegstribun, den das Volk wählt, und der unabhängig von dem Capitani iſt. Das Militär des Staats beſteht jedoch nur aus etwa 40 — 50 Mann. Die Stadt S. Marino, die ungefähr 6000 Einwohner enthält, hat, außer einigen guten Gemählden, keine Meiſterwerke der Kunſt aufzuweiſen. Aber ihre Lage und ihre ganz eigne politiſche Beſchaffenheit reizt immer die Neugier der Reiſenden. Niemand wird hier nach einem Paſſe befragt, und es iſt vielleicht der einzige Ort, wo ein Paß überflüſſig iſt. Seit undenklichen Zeiten iſt zu San Marino Niemand mit dem Tode beſtraft worden. Das Wappen der Republik iſt ein Berg, auf dem drei Caſtelle ſtehn.

Marionetten, Marionetten-Theater. Marionetten ſind eine Gattung künſtlicher Puppen, welche an verborgnen Fäden, Schnüren oder Drahten gezogen und gelenkt werden, und mit welchen man auf kleinen dazu erbauten Theatern (Marionettentheatern) Schauſpiele aufführt, indem die hinter den Couliſſen befindlichen Perſonen die Worte dazu ſprechen. Gewöhnlich ſpricht der Marionettenſpieler, der die Bewegung der Figuren leitet, auch mit veränderter Stimme den Dialog. Sie waren ſchon bei den Griechen und Römern bekannt, indem Herodot, Xenophon, Ariſtoteles u. A. ſolcher hölzernen Figuren, die durch Fäden in Bewegung geſetzt werden u. ſ. w. Erwähnung thun. Man brauchte auch öfters dergleichen, um den Kindern Schrecken einzujagen, den Pöbel aus einander zu treiben u. ſ. w. (S. Beckmanns Geſchichte der Erfindungen.) In neuern Zeiten haben die Marionettenſpiele, namentlich in Frankreich, großen Beifall gefunden; ja man wollte ſogar die Erfindung derſelben einem Franzoſen, Brioché, einem Zahnausreißer zu Paris, in der Mitte des 17ten Jahrhunderts zuſchreiben, der ſie aber nur vervollkommnet hatte. Selbſt eine **Marionetten-Oper** gab es 1674 zu Paris, welche vielen Beifall

fand. In mehreren großen Städten Italiens befinden ſich noch gegenwärtig Marionettentheater (z. B. in Mailand das Teatro Girolamo), welche regelmäßig mit den übrigen Schaubühnen ſpielen und von den erſten Ständen beſucht werden. Die Figuren ſind hier ſo künſtlich eingerichtet, daß die Unternehmer mit ihnen große Stücke und Opern auszuführen im Stande ſind. Auch in Deutſchland gibt es herumziehende Marionettentheater, die zum Theil durch ihre mechaniſche Fertigkeit, zum Theil durch ihre derben, aber oft ächtkomiſchen, aus dem Leben gegriffenen Späße ſelbſt ein gebildetes Publicum zu ergötzen vermögen. Doch iſt hier das Marionettenſpiel zu einer der niedrigſten Volksbeluſtigungen herabgeſunken; es wird von den nichtswürdigſten Landſtreichern, die mit den unanſtändigſten Zweideutigkeiten den Beifall des großen Haufens zu erhaſchen ſuchen, oft nur als ein Hülfsmittel gebraucht, um ſich in Länder einzuſchleichen, in welche ihnen ſonſt der Eintritt verſagt ſein würde, und den Beutel des unwiſſenden und leichtſinnigen Pöbels zu fegen. Daher in mehreren Staaten, namentlich im Preußiſchen und im Däniſchen, ſtrenge Geſetze gegen die Zulaſſung der unbefugten Kunſt- und Marionettenſpieler ergangen ſind.

Mariotte (Edme), Prior von St. Martin ſous Beaune, wurde 1666 in die franzöſiſche Akademie aufgenommen und ſtarb den 12. Mai 1684. Er hat die **Phyſik** und **Mechanik** mit vielen Entdeckungen bereichert und verſchiedene geſchätzte Schriften herausgegeben. Er beſaß ein beſonderes Talent im Experimentiren, wiederholte die Verſuche Paſcals über die Schwere, und machte Beobachtungen, die jenem großen Genie entgangen waren. In der Hydraulik machte er eine Menge von Entdeckungen über das Maaß und den Abgang der Gewäſſer nach der verſchiedenen Höhe der Behälter. Er ſtellte ſodann Unterſuchungen über die Leitung des Waſſers an, und über die Stärke, welche die Röhren haben müſſen, um dem Druck zu widerſtehn. Auch beſtimmte er die Geſetze des Gleichgewichts flüſſiger Körper. Von ihm hat der in der Lehre von der Luft allgemein angenommene Grundſatz, daß die Dichtigkeit derſelben ſich wie das Gewicht, das ſie trägt, oder wie die zuſammendrückende Kraft verhalte, den Namen das **Mariottiſche Geſetz**. Die von Ch. Wren zuerſt bearbeitete Lehre vom Stoße bearbeitete er genauer und vollſtändiger. Seine Werke ſind 1717 zu Leyden in 2 Quartbänden erſchienen. Die wichtigſten derſelben ſind: Traité du choc des corps; Essai de physique; Traité du mouvement des eaux; Nouvelles découvertes touchant la vue; Traité du nivellement! Traité du mouvement des pendules; Expériences sur les couleurs.

Marius (Cajus). Dieſer berühmte Römer war aus dem Lande der Arpiner im Gebiete der Volſcer gebürtig und ſtammte von geringen Aeltern. Ohne ſeinen Geiſt durch wiſſenſchaftlichen Unterricht, noch ſelbſt ſeine Sitten durch Erziehung zu bilden, hielten dieſe ihn von Jugend auf zu harten Landarbeiten an. Aber er beſaß bei einem kraftvoll entwickelten Körper viel natürlichen Verſtand, Entſchloſſenheit und Unternehmungsgeiſt. Aber ſein Charakter war rauh und wild, unbiegſam und ehrgeizig. Mit dieſen Eigenſchaften wählte er die kriegeriſche Laufbahn, und legte die erſten Proben ſeines Muthes unter Scipio dem Afrikaner vor Numantia ab. Sein Verdienſt hob ihn von Stufe zu Stufe, und Scipio ahnte ſchon den

großen Feldherrn in ihm. Unter dem Conſulat des Cäcilius Metellus und L. Aurelius Cotta bewarb er ſich um das Tribunat und erhielt es auf des Metellus Verwendung. Mit welcher Energie er zu handeln geſonnen ſei, zeigte er ſchon hier. Um die Mißbräuche beim Votiren der Comitien zu verhindern, ſchlug er vor, den Weg zu dem Stimmungsplatze zu verengern, und dadurch die hinaufgehenden Bürger vor dem Andringen der Candidaten und ihrer Freunde zu ſichern (lex Maria). Die Patricier, über ein Geſetz erbittert, das ihnen Eintrag that, foderten von Marius Rechenſchaft vor dem Senate. Beide Conſuln erklärten ſich gegen ihn: er aber drohte unerſchrocken, ihnen die Gewalt ſeines Amts zu beweiſen, und gab, ohne Rückſicht, daß er dem Metellus dieſes Amt verdankte, dem Lictor Befehl, den Conſul ins Gefängniß zu führen. Seine Standhaftigkeit ſiegte und gewann ihm eben ſo ſehr die Liebe des Volks, als die Patricier in ihm einen Feind ihres Anſehens zu haſſen anfingen. Bald aber lernten ſie ihn auch achten, als er gegen den Vortheil des Volks, aber zum Beſten der Staatscaſſe, den Vorſchlag des Gracchus wegen der Austheilung des Getraides an die armen Bürger milderte. Um die Aedilwürde bewarb er ſich vergebens. Dagegen erhielt er im J. der Stadt 638 die Prätur. Von der Beſchuldigung, daß er ſich der Beſtechung dabei bedient habe, wurde er freigeſprochen. Er verwaltete ſein Amt faſt zu allgemeiner Zufriedenheit, indem er den Mangel an gelehrten Kenntniſſen durch natürlichen Verſtand zu erſetzen wußte. In der Proprätur von Spanien, die ihm auf das folgende Jahr ertheilt wurde, erwarb er ſich ebenfalls großen Beifall. Er ſäuberte das Land von Straßenräubern und ſuchte die noch wilden Einwohner zu einem geſitteten Leben zu führen. Nach ſeiner Rückkehr widmete er ſich wieder den Angelegenheiten des Staats und verband ſich durch Heirath der Julia, einer Tante des Julius Cäſar, mit dem angeſehenen Geſchlechte der Julier. Endlich kam die Zeit, wo ihm eine größere Laufbahn eröffnet wurde. Der Conſul Q. Cäcilius Metellus nahm ihn als Legaten in den Jugurthiniſchen Krieg mit. Seine Tapferkeit, ſeine Standhaftigkeit in Ertragung aller Beſchwerden, worin er ſich dem gemeinſten Soldaten gleich ſtellte, erwarben ihm eben ſo ſehr die Achtung des Metellus, als die Liebe des Heers. Bald aber hatte Metell Urſach, ſeine Wahl zu bereuen; denn Marius war undankbar genug, den Mann, der ihn aus der Dunkelheit auf die Bahn des Ruhms geführt hatte, zu verkleinern, um ſich durch ſeinen Sturz zu heben. Die Erbitterung zwiſchen beiden ſtieg immer höher. Marius bat endlich den Metell, ihn nach Rom zurückkehren zu laſſen, wo er ſich um das Conſulat bewerben wolle. Nicht ohne Spott griff dieſer ſeine hochſtrebenden Plane an und verweigerte ihm die Erlaubniß. Jener aber ſetzte dem Widerſtand Ausdauer entgegen und ließ nicht ab, bis er, noch wenige Tage vor der Wahl der neuen Conſuln, jenem die Erlaubniß zur Abreiſe abgedrungen hatte. In ſechs Tagen eilte er nach Rom, und wußte theils durch Verleumdungen des Metellus, theils durch große Verheißungen von ſich ſelbſt das Volk dergeſtalt zu gewinnen, daß er nicht nur einmüthig zum Conſul erwählt, ſondern auch (ob man gleich den Metellus ſchon in dem Proconſulate von Numidien für das dritte Jahr beſtätigt hatte) zum Oberbefehlshaber in dieſer Provinz ernannt wurde. Dies geſchah im J. Roms 646; ſein Mitconſul war L. Caſſius Longinus. Da Marius wohl einſah, daß er als ein Plebejer nicht hoffen dürfe ſich die Gunſt der Patricier zu erwerben, und er ſein Anſehn nur

auf einen mächtigen Anhang im Volke gründen könne, trat er als ein entſchiedener Gegner der Vornehmen auf; denn ſchon dadurch war er des Beifalls der Menge gewiß. Je heftiger ſeine Reden den Adel angriffen, deſto mehr gewannen ſie beim Volke Beifall. Er rüſtete ſich unverzüglich zum Kriege und verſammelte ein Heer. Um bei der Abneigung der Reichen, ſich anwerben zu laſſen, ſeine Legionen vollzählig zu machen, nahm er ſeine Zuflucht zur letzten Bürgerclaſſe, den capite censis, welche man bisher nur im äußerſten Nothfall gebraucht hatte und lehrte den römiſchen Pöbel ſich durch Kriegsdienſte bereichern. Mit Blitzesſchnelle erſchien er bei Utica und begann den Feldzug. Noch immer war der numidiſche Krieg nicht ſeinem Ende nahe. Vielmehr hatte Jugurtha an dem König von Mauritanien, Bocchus, einen neuen Bundesgenoſſen bekommen. Sie ſtanden mit zwei Heeren den Römern entgegen. Marius vermied im erſten Sommer eine Hauptſchlacht, bis die Unzufriedenheit der Soldaten ihn dazu nöthigte. Dann drang er auf einmal durch die numidiſchen Wüſten gegen Capſa, die Hauptſtadt des Landes, vor, erſtürmte und zerſtörte ſie. Erſchreckt durch dieſes Beiſpiel barbariſcher Strenge, unterwarf ſich alles, wohin er kam, den Römern; was widerſtand, wurde mit Gewalt der Waffen gezwungen. Während Marius dieſen Krieg fortſetzte, kam L. Cornelius Sylla als Quäſtor mit der Reiterei zur Verſtärkung an, und erwarb ſich ſchnell durch Tapferkeit, Ausdauer bei Widerwärtigkeiten und ſtrenge Lebensweiſe die Freundſchaft des Oberfeldherrn, der anfangs über ſeine Erſcheinung mißvergnügt geweſen war. Nach der Eroberung von Mulucha zog Marius ſich an die Meeresküſte zurück, um ſeine Truppen in die Winterquartiere zu führen. Auf dieſem Marſche griffen ihn Bocchus und Jugurtha an, und ſchloſſen ihn, als er ſich auf zwei Berge zurückgezogen und dort verſchanzt hatte, ein. Die Römer ſchienen verloren, als Marius die von Tanzen und Schmauſen ermüdeten Feinde im erſten Schlafe überfiel und faſt gänzlich aufrieb. Auf dieſe Niederlage verſöhnte ſich Bocchus mit den Römern und lieferte ihnen den Jugurtha aus; Marius aber theilte einige Länder deſſelben unter den Bocchus, Hiempſal II. oder Mandreſtal und machte die andern zur römiſchen Provinz. Sylla, der die Friedensunterhandlungen betrieb, und ſich auf den öffentlichen Denkmälern die Beſiegung Numidiens zuſchrieb, reizte dadurch die Eiferſucht des Marius ſehr. Dieſer war noch nicht nach Rom zurückgekehrt, als er mit der freudigen Nachricht überraſcht wurde, daß er zum zweitenmal zum Conſul erwählt ſei. Das Volk, durch die andringenden Cimbern und Teutonen geſchreckt, hatte dieſe Wahl gegen die Geſetze durchgeſetzt. Marius eilte nach Rom, wo er triumphirend einzog. Unverzüglich ging er darauf zu ſeinem Commando nach Gallien jenſeit der Alpen ab und ſein Mitconſul, C. Fulvius Fimbria, nach Oberitalien. Da aber die Cimbern und Teutonen, ſtatt nach Italien zu gehn, nach Gallien und Spanien gegangen waren, ſo mußte ſich Marius begnügen, ſeine Armee durch ſtrenge Kriegszucht zu bilden. Das Lob, das er ſich dadurch erwarb, und die fortdauernde Furcht vor den Cimbern machten, daß er hinter einander noch zum dritten- und viertenmale das Conſulat erhielt. Nur nach einer ſcheinbaren vergeblichen Weigerung nahm er die Wahl an. Jetzt aber waren die Barbaren von ihrem Zuge nach Spanien zurückgekehrt und drohten, von zwei Seiten in Italien einzudringen. Marius nahm mit ſeinem Heere eine Stellung am Zuſammenfluß der Rhone und Iſere, während ſein Mit-

conſul, Luctatius Catulus, am Fuße der noriſchen Alpen daſſelbe thun ſollte. Da die Mündung der Rhone die Paſſage der Schiffe nicht erlaubte, ſo legte er einen Canal, die bekannte Foſſa Mariana, an, durch den er das Waſſer der Rhone leitete, ſo daß er nun Lebensmittel vom Meere aus bekommen konnte. Kaum war dieſe Arbeit vollendet, als das fürchterliche Heer der Teutonen und Cimbern erſchien und ſich den Römern gegenüber lagerte. Marius blieb unbeweglich in ſeiner Stellung, denn er trug Bedenken, ſo überlegnen Feinden in offnem Felde zu begegnen, und hoffte ſie durch Abſchneidung der Lebensmittel, wo nicht aufzureiben, doch zuvor zu ſchwächen. Die Barbaren aber, des Wartens überdrüſſig, beſchloſſen, ihren Marſch, ohne des römiſchen Heers zu achten, fortzuſetzen. Marius folgte ihnen und holte ſie bei Aquä Sextiä ein. Er griff zuerſt die Ambronen, und zwei Tage nachher die Teutonen an, deren er 200,000 erſchlug und 90,000 zu Gefangnen machte. Auf die Nachricht von dieſem großen Siege brachten ihm Geſandte aus Rom die Botſchaft, daß ihm ein fünftes Conſulat und die Ehre des Triumphs zuerkannt worden. Letztere wollte er nur annehmen, wenn er ſich durch Beſiegung der Cimbern ihrer würdig würde gemacht haben. Dieſen, die von der Oſtſeite in Italien eingedrungen waren, zu begegnen, vereinigte er ſich mit Luctatius. Die Cimbern, welche den Römern gegenüber gelagert, die Ankunft der Teutonen und Ambronen erwarteten, foderten durch eine Geſandtſchaft, daß man ihnen Ländereien zu Wohnplätzen anweiſen ſolle; Marius gab ihnen Nachricht von der gänzlichen Niederlage ihrer Bundesgenoſſen. Statt muthlos zu werden, ergrimmten die Barbaren nur noch mehr, und ihr König Bojorix foderte den Marius auf, Zeit und Ort zu einer entſcheidenden Schlacht zu beſtimmen. Dieſer wählte eine Ebne Campi Raudii genannt, unweit Verona, die dem cimbriſchen Heere, das aus 300,000 Mann Fußvolk, und 15,000 Reitern beſtand, nicht erlaubte, ſich gehörig auszubreiten, und beſtimmte den dritten Tag zur Schlacht. Das Römerheer war 52,000 Mann ſtark. Obgleich Marius aus Ehrgeiz ſich ſelbſt den Hauptangriff vorbehalten hatte, ſo fügte es doch der Zufall, daß Luctatius und Sylla die eigentliche Entſcheidung bewirkten. Die Niederlage der Barbaren war vollſtändig; 150,000 blieben, 60,000 ergaben ſich, die übrigen zogen einen freiwilligen Tod der Sklaverei vor. Marius und Luctatius zogen triumphirend in Rom ein, und erſterer erbaute einen Tempel der Ehre und Tapferkeit. Seine Bewerbung um das ſechste Conſulat konnte dem gefeierten Sieger nicht fehlſchlagen, obgleich der große Metellus Numidicus ſein Nebenbuhler war. Er verband ſich jetzt mit den vorjährigen Tribunen, Apulejus Saturninus und dem Prätor Servilius Glaucia, und dieſe drei ſuchten alle Mittel hervor, das Volk zu gewinnen und die Patricier ihrer Vorrechte und ihrer Gewalt zu berauben. Dies geſchah beſonders durch das Geſetz, daß jede Volksverordnung fünf Tage nach ihrer Bekanntmachung vom Senat beſtätigt werden ſolle. Die Senatoren mußten dies Geſetz beſchwören, und Metellus, der ſich deſſen weigerte, wurde ins Exil geſchickt. Indeß hatte Marius ſich durch ſeine Zweizüngigkeit beiden Parteien verdächtig und verhaßt gemacht, und wurde bei der neuen Conſulwahl übergangen; Saturnius und Glaucia aber kamen in einem Volksaufſtand um. Aus Verdruß über die Zurückberufung des ihm verhaßten Metellus verließ Marius Rom und ging nach Aſien, unter dem Vorwande, der Cybele dort ein Opfer zu bringen, eigentlich aber, um durch Anzette-

lung eines neuen Kriegs neue Wichtigkeit zu erlangen. Mit Erſtaunen fand er bei ſeiner Rückkehr ſich faſt vergeſſen und den Sylla in hohem Anſehn beim Volke. Dies entflammte ſeinen Haß, der ſchon jetzt einen Bürgerkrieg entzündet haben würde, wenn nicht die Conſuln ihn im Keime erſtickt hätten. Bald darauf brach der Bundesgenoſſenkrieg aus, in welchem Marius als Unterfeldherr zwar einige Siege erfocht, im Ganzen aber weniger Ruhm einerntete, als man hätte erwarten ſollen. Alter und Kränklichkeit hatten ſeine Kraft geſchwächt; er legte daher ſeine Feldherrnſtelle noch im Laufe des Kriegs nieder. Kaum war dieſer gefährliche Krieg beendigt, als der Bürgerkrieg zwiſchen Marius und Sylla begann. Beide bewarben ſich um den Oberbefehl gegen Mithridat, und da die Conſuln ſich auf des ruhmgekrönten Sylla Seite neigten, überfiel der Volkstribun P. Sulpitius, der dem Marius anhing, ſie mit bewaffneter Hand, und trieb den Sylla aus der Stadt. Jetzt erhielt Marius das Commando und benachrichtigte davon durch Abgeordnete das Heer. Dieſes aber, dem Sylla anhängend, ſetzte ſich unter Anführung deſſelben nach Rom in Marſch, wo Marius an Syllas Freunden alle Gewaltthätigkeiten ausübte. Ohne Widerſtand zu finden, zog Sylla in Rom ein, aus dem Marius mit ſeinem Sohne geflohen war, und erklärte beide in die Acht. Dieſer hatte auf ſeiner Flucht mit tauſend Gefahren und Widerwärtigkeiten zu kämpfen. Von ſeinem Sohne getrennt, irrte er an der Küſte Italiens, von allem entblößt, umher, und war mehrmals ſeinen Verfolgern entgangen, als endlich ein Trupp Reiter ihn aus einem Sumpfe hervorzog, in welchem er ſich vor ihnen zu verbergen gehofft hatte. Sie führten ihn nackt nach Minturnä, wo der Magiſtrat nach einigem Bedenken beſchloß, dem Befehle Sylla's und des Senats zu gehorchen. Aber der Soldat, dem die Vollziehung aufgetragen war, ließ bei des Marius Anblick und Anrede das Schwert fallen, und kehrte unverrichteter Sache zurück. Dies bewog die Minturner zum Mitleid; ſie widerriefen ihr Urtheil, und brachten ihn an die Seeküſte, von wo ein Schiff ihn nach Afrika hinüberführte. Er landete in dem Hafen des zerſtörten Carthago, und vereinigte ſich hier mit ſeinem Sohne, der vergebens in Numidien Hülfe geſucht hatte. Beide verlebten den Winter auf der Inſel Cercina, als ſie die Nachricht erhielten, das durch Cinna die Marianiſche Partei wieder den Sieg in Italien gewonnen habe. Er eilte dahin zurück, lehnte die ihm angetragnen Ehren ab, und vereinigte ſich mit Cinna und Sertorius. Sie beſchloſſen einen Angriff auf Rom, welches Octavius vertheidigte. Da es in der Stadt an Lebensmitteln und Soldaten fehlte, erbot ſich der Senat gegen das Verſprechen, daß kein Römer ohne Urtheil getödtet werden ſolle, die Thore zu öffnen. Dies geſchah. Anfangs wollte Marius nicht vor Aufhebung ſeines Exils die Stadt betreten, und ſchon waren die Bürger dazu verſammelt, als er mit ſeinem zügelloſen Anhange eindrang, und ein fürchterliches Blutbad anrichtete, dem endlich Cinna und Sertorius ſelbſt ein Ende machten. Er hatte alle zu morden befohlen, deren Begrüßung er nicht auf gleiche Weiſe erwiedern würde. Alle Senatoren, die ſich der Volkspartei widerſetzt hatten, wurden ermordet und ihr Vermögen confiscirt. Nur wenige entkamen dem allgemeinen Blutbade. Als Cinna's Conſulat zu Ende war, ernannte dieſer ſich und den Marius eigenmächtig zu Conſuln. Marius, jetzt 70 Jahre alt, bekleidete dieſe Würde zum ſiebentenmal, aber er ſtarb ſchon nach den erſten ſiebzehn Tagen, erſchöpft von den überſtandenen Beſchwerden, und

niedergebeugt von den Sorgen, die des herbeieilenden Sylla Drohungen in ihm erwecken mußten. Rom freute ſich des Todes ſeines Tyrannen, ward aber nur zu bald die Beute nicht minder ehrgeiziger Bürger.

Marivaux (Pierre Carlet de Chablain de) franzöſiſcher Roman- und Theaterſchriftſteller, geboren zu Paris 1688, erhielt von ſeinen wohlhabenden Aeltern eine ſorgfältige Erziehung, die ſeine Talente früh entwickelte. Das Theater feſſelte ſeinen Geſchmack; da er aber im Felde der Charakterſtücke nichts Neues mehr liefern zu können glaubte, widmete er ſich dem Intriguenſtück. Er faßte die Naivetät unwillkührlich ſich verrathender Regungen glücklich auf. Feinheit iſt ihm nicht abzuſprechen, doch iſt ſie mit einer gewiſſen Kleinlichkeit des Geiſtes gepaart. Charakter weiß er eigentlich eben ſo wenig zu ſchildern als Intriguen zu erſinnen. Jenen fehlt Leben, dieſen Mannichfaltigkeit. Die Verwickelung iſt gewöhnlich ſo loſe und durchſichtig, daß man ihre Auflöſung ſchon im erſten Augenblick erwartet. Dabei iſt er in ſeinen Motiven ſo einförmig und manierirt, daß die Franzoſen eine eigne Benennung (marivaudage) dafür erfunden haben. Bei ihrer Erſcheinung fanden Marivaux Stücke vielen Beifall, aber nur einige haben ſich auf dem Theater erhalten. Sie ſind geſammelt in 5 Duodezbänden 1758 erſchienen. Außerdem hat Marivaux geſchrieben: 1. Le spectateur françois, welcher jedoch dem engliſchen Zuſchauer weit nachſteht; 2. Vie de Marianne, einer der beſten franzöſiſchen Romane, reich an intereſſanten Situationen, wahren Schilderungen und zarten Empfindungen, aber etwas zu wortreich (Friedr. Schulz hat dieſen Roman unter dem Titel Joſephe abgekürzt überſetzt); 3. Le paysan parvenu (der emporgekommene Landmann, überſetzt von Mylius), geiſtreich und luſtig, aber eben ſo wenig wie der vorgenannte Roman von ihm beendigt; 4. L'Homère travesti; 5. Le philosophe indigent; 6. Pharsamon, ſämmtlich von geringerm Werth. — Im Ganzen gebührt ſeinen guten Romanen der Vorzug vor ſeinen Theaterſtücken. Sie drehen ſich nicht, wie dieſe, in dem engen Kreiſe einer ſich verbergenden Liebe; aber ſeine Gemählde von Leidenſchaften haben mehr Zartheit als Energie, gehen oft ins Kleinliche und werden dadurch ermüdend. Seine Schreibart in den Romanen iſt eben ſo tadelhaft wie in den Komödien, koſtbar und witzelnd. — Uebrigens war Marivaux angenehm im Umgange und von großer Rechtſchaffenheit, Uneigennützigkeit und Beſcheidenheit. Nothleidenden half er mit der größten Aufopferung. Die Gunſt der Großen ſuchte er nie; aber eben ſo wenig ſcheute er ſich anzunehmen, was ihm das Glück darbot. Er ſtarb zu Paris im J. 1763.

Mark, ein altdeutſches Wort, bedeutete eigentlich ſo viel als Erinnerungszeichen, Mahl — daher Brandmark; dann zeigte es, wie Markung, die Gränze eines Landes oder Bezirkes an. Ehemals wurde dieſe Bennennung von den Gränzen größerer Länder gebraucht, jetzt iſt ſie nur noch bei kleinen Bezirken üblich, z. B. Dorfmark, Feldmark, Holzmark, die Gränze eines Dorfes, Feldes, Gehölzes. In jenem weitern Sinne hießen die Gränzprovinzen des deutſchen Reichs, welche gegen die Angriffe der Wenden, Ungarn und anderer feindlichen Nachbarn in Vertheidigungsſtand geſetzt und durch Markgrafen (ſ. d. Art.) befehligt wurden, Marken, Markgrafthümer, z. B. Meißen, Lauſitz, Brandenburg, Mähren, Steiermark ꝛc. Vorzugsweiſe und ohne Beiſatz führt den Namen Mark eine Grafſchaft im weſtphäliſchen Kreiſe, welche gegen Norden an das Fürſtenthum Münſter, gegen Oſten an das Herzogthum

Weſtphalen und gegen Süden und Weſten an das Herzogthum Berg gränzt. Sie hat einen Flächeninhalt von 31 Quadratmeilen und wird durch die Ruhr in den Hellweg, den größern nördlichen, und in das Sauerland, den kleinern ſüdlichen Theil, getheilt. Jener iſt äußerſt fruchtbar, hat auch ſtarken Getraidebau und Viehzucht; dieſer iſt rauh, felſicht, und wenig fruchtbar, hat aber viele Eiſenerze und vorzüglich einen großen Vorrath ſehr guter Steinkohlen, welche bei den vielen Manufacturen deſto willkommner ſind, da es wenig Holz giebt. Die Manufacturen im Sauerlande, welche Metallwaaren aller Art liefern, ernähren über 5000 Menſchen. Im J. 1801 betrug die Einwohnerzahl 138,000, deren größter Theil lutheriſch iſt; die Einkünfte ſchätzte man auf 400,000 Thaler. Die gemeinſchaftliche cleviſch-märkiſche Regierung befand ſich zu Cleve, nachher zu Münſter, die Kriegs- und Domainenkammer aber zu Hamm. Die Grafſchaft Mark fiel aus der jüdiſchen Erbſchaft an Churbrandenburg; der große Churfürſt verſprach den Einwohnern, daß ſie ſtets bei ſeinem Hauſe bleiben ſollten. Seitdem befand ſich das Land ſehr glücklich und als 1805 und 6 verſchiedene Ländertauſche Statt fanden, erinnerten die getreuen Einwohner, beſorgt, daß ihnen ein gleiches Schickſal bevorſtehe, Friedrich Wilhelm III. an das Wort ſeines großen Ahnherrn, der daſſelbe auch feierlich beſtätigte. Nur die eiſerne Nothwendigkeit konnte ihm im Tilſiter Frieden die Abtretung der Grafſchaft Mark abnöthigen. Sie wurde zum Großherzogthum Berg geſchlagen und machte den beträchtlichſten Theil des Ruhrdepartements aus, bis ſie 1813 von den Preußen wieder in Beſitz genommen und nachher zur Provinz Weſtphalen geſchlagen wurde.

Mark heißt in der Phyſiologie einmal die fettige Subſtanz, welche ſich inwendig in den Knochen befindet und durch die allenthalben in derſelben eindringenden Arterien abgeſetzt wird; dann aber auch das zellichte Gewebe, welches man bei Gewächſen in der Mitte des Stammes und der Aeſte antrifft. Dieſes Pflanzenmark verbreitet ſich auch noch durch andere Theile der Gewächſe, und hat mit dem zellichten Gewebe der Rinde die größte Aehnlichkeit. Es beſteht aus den feinſten Fäſerchen der Gewächſe, die nach allen Richtungen durch einander laufen und ſo ein feines Gewebe bilden, in welchem ſich ſehr kleine Höhlen oder Zwiſchenräume befinden. Dieſe Höhlen erſcheinen nicht nur in verſchiedenen Pflanzen, ſondern auch in den verſchiedenen Theilen derſelben Pflanzen in veränderter Geſtalt. Mit dem zellichten Gewebe der Rinde ſteht das eigentliche Mark in Verbindung. Bei Bäumen dringt es durch das Holz in den Splint, und macht einen Theil des netzförmigen Gewebes der Rinde ſelbſt aus. Es verbreitet ſich bis in die Blätter und Blüthen und endigt ſich gleichſam im Saamen, mit welchem die Pflanze ihre äußerſten Markſpitzen abwirft. Das Mark ſcheint der weſentlichſte Theil der Gewächſe zu ſein, der zum Wachsthume unentbehrlich iſt. Vermindert es ſich, ſo wird auch das Wachsthum geſchwächt, und wenn die Pflanze oder ein Theil derſelben abſtirbt, ſo verſchwindet das Mark gänzlich. Wegen ſeiner zellichten Bildung iſt das Mark zur Einſaugung und Bewegung des Nahrungsſtoffes der Vegetabilien ganz beſonders eingerichtet. Wenn die Gefäße ohne Mark wären, ſo würde auch die Ernährung nicht von Statten gehen; dies erhellt, wenn ſich das Mark zuſammenzieht und an den innern Wänden der Gefäße anlegt; das Wachsthum der Pflanze iſt ſodann zu Ende. Die Halme des Getraides bilden zur Zeit der Reife leere Röhren. Bei den Bäumen ver-

lirt ſich das Mark in den innern Holzringen und wird hart. Seine Faſern vereinigen ſich genauer mit einander, und dadurch werden die Holzringe nicht nur feſter, ſondern auch enger mit einander verbunden, während das Mark in den äußern Ringen noch ſeine Dienſte thut, bis der Baum gänzlich abſtirbt.

Mark heißt auch ein Gewicht, womit beſonders Gold und Silber gewogen werden. Die Mark Gold wird in 24 Karat (ſ. d. Art.) eingetheilt. Die Mark Silber in 16 Loth, das Loth in 6 Gran. In frühern Zeiten machte eine Mark Silber 8 Unzen, und eine Unze 1 Thaler. Im 14ten Jahrhunderte aber änderte ſich die Rechnung, und eine Mark löthigen Silbers oder die löthige Mark betrug nur 3 Gulden. Gegenwärtig beträgt die feine Cölniſche Mark 13 Thlr. 8 Gr. ſächſiſch oder 14 Thlr. preußiſch. Feine Mark nennt man reines Gold oder Silber, das nicht mit unedlern Metallen vermiſcht iſt. Dann iſt Mark auch eine Metall, oder Rechnungsmünze, jedoch von verſchiedenem Werth. Die Mark Banco beträgt 11 Gr. 4 Pf., eine Mark däniſch 4 Gr. 8 Pf.; eine Mark Courant 9 Gr. 4 Pf., eine Mark lübiſch 8 Gr., jetzt aber über 9 Gr. oder 41 Kreuzer Reichsgeld. Die engliſche Mark iſt ⅔ Pfund Sterling. Eine Mark löthigen Goldes macht 36 Ducaten. (Vergl. Almarco.)

Markbriefe (franz. lettres de marque) ſind eigentlich Erlaubnißſcheine, welche die Seemächte beim Ausbruche eines Kriegs ihren Unterthanen ertheilen, Repreſſalien gegen die Kauffahrer der feindlichen Macht zu gebrauchen, und dieſelben wegzunehmen. (S. auch den Art. Caper.)

Marketender, ein Mann, der den Soldaten im Felde Lebensmittel verkauft. Die Benennung kommt wahrſcheinlich von dem italieniſchen Worte Mercatante, ein Handelsmann, her.

Marketerie, ſ. Marqueterie.

Markgraf (marchio) war urſprünglich ein Befehlshaber an der Gränze (Mark) oder in einem Gränzlande, um ſolches gegen Auswärtige zu beſchützen. Obgleich ſchon zu Carls des Großen Zeiten Marken und Markgrafen vorkommen, ſo gab es deren in Deutſchland doch erſt im 10ten Jahrhundert durch Kaiſer Heinrich I. Ordentlicher Weiſe ſtanden ſie unmittelbar unter den deutſchen Königen und Kaiſern und nicht unter den Herzogen, zu deren Land die ihnen anvertraute Gränze gehörte; doch gab es auch Markgrafen, die von Herzogen abhingen. Insgemein wurden ſolche Herren zu Markgrafen beſtellt, die ſelbſt in den ihnen zur Beſchützung übergebenen Diſtricten anſehnliche eigenthümliche Güter hatten. Nach und nach wurde die markgräfliche Stelle erblich und endlich reichsfürſtlich, ſo daß ein Markgraf in Anſehung ſeiner Würde über dem Grafen und unter dem Herzoge ſtand, und einen Fürſten eines Landes bedeutete, welches ehedem eine Mark geweſen war.

Markig, im Franz. moëlleux, nennt man in der Mahlerei das Fließende in den Umriſſen, das Sanfte in den Strichen; ein markiges Colorit dasjenige, in welchem die fetten und wohlverſchmolzenen Farben die Friſche und Zartheit des Fleiſches nach Beſchaffenheit des Alters und Geſchlechts ausdrücken; im Gegenſatz des Harten, Trocknen. Einen markigen Pinſel nennt man denjenigen, welcher die Farben wohl in einander vertreibt.

Markland (Jeremiah), Mitglied des Collegiums St. Peter zu Cambridge, deſſen Senior er zuletzt wurde, und einer der berühm-

teſten engliſchen Kritiker. Er war 1693 geboren, erhielt ſeinen Unterricht zu Cambridge, bekleidete nie ein Amt, da er es vorzog, in gelehrter Muße zu leben, und ſtarb, nachdem er lange an der Gicht gelitten hatte, im J. 1776. Als Kritiker verband er tiefe und ausgebreitete Gelehrſamkeit mit einer glücklichen Combinationsgabe. Im J. 1728 erſchien von ihm eine Ausgabe des Statius, worin er gegen 500 Stellen durch ſcharfſinnige Conjecturen herſtellte. Ferner ſind von ihm anzuführen: Lysiae Oratt. 1763, 4; Max. Tyrii Dissertatt. 1740, 4.; Epistola critica ad Franc. Hare, in qua Horatii et all. loca illustr. 1723, 8.; De Graecorum quintâ declinatione etc.; Remarks on the Epistles of Cicero to Brutus, 1745. 8., welchen eine Diſſertation angehängt iſt, worin er die Echtheit von vier Ciceronianiſchen Reden mit vielem Scharfſinn angreift. Im J. 1763 gab er ſehr ſchätzbare Anmerkungen zu den beiden Iphigenien des Euripides heraus. Außerdem hat er Antheil an der Ausgabe des Lyſias und Demoſthenes von Taylor, an der Ausgabe des Hippolyt von Musgrave und des Sophokles von Bowyer.

Markomannen, eine der vornehmſten altdeutſchen Völkerſchaften, deren Namen ſo viel als Gränzvolk bedeutet. Sie wohnten ſeit Cäſars Tode zwiſchen der Donau und dem Rhein. Nachdem die Römer Noricum und Pannonien erobert hatten und den Markomannen durch ihre Nachbarſchaft zu gefährlich wurden, zogen ſich dieſe vom Rhein weg, und bemächtigten ſich unter ihrem berühmten König Maroboduus (Marbod) des einſt ſo mächtigen Reichs der Bojer im heutigen Böhmen, Bojenheim von den Deutſchen genannt. Die Markomannen wurden von Zeit zu Zeit durch neue Ankömmlinge aus den innern Ländern verſtärkt; Maroboduus aber vereinigte bald eine Menge Völker mit Liſt und Gewalt und machte ſich zum Oberhaupt eines den Römern äußerſt gefährlichen Völkerbundes, der 70,000 Mann wohl diſciplinirter Truppen ins Feld ſtellte. Die Römer wurden durch einen Aufſtand der Pannonier gehindert, ihn anzugreifen, daher ſchloß Tiberius im ſechsten Jahre nach Chr. einen Vergleich mit ihm; ſpäter aber ſchlugen ihn die Cherusker unter Hermann im J. 19 nach Chr., und er floh nach Italien. Gleiches Schickſal hatte ſein Nachfolger, der Gothe Catualda. Beide flüchteten zu den Römern, welche ihnen Ravenna und Aquileja zum Wohnort anwieſen, ihre Begleiter aber in Ober-Ungarn unter dem Quaden Vannius ſich anſiedelten. Anverwandte des Maroboduus beherrſchten die Markomannen, die ſich bis auf Domitian aller Feindſeligkeiten gegen die Römer enthielten, obgleich dieſelben von Auguſta Vindelicorum bis Carnuntum keine Feſtungen hatten. Seitdem wagten ſie Einfälle in das römiſche Gebiet. Trajan und Hadrian hielten ſie in Schranken; unter Aurelius brachen ſie gegen Pannonien ein, und nur nach einem langen Kampfe wichen ſie über die Donau zurück und ſchloſſen Frieden. Sie hielten ihn aber nur ſo lange, als man ihnen ihre Jahrgelder zahlte, oder Rom einen entſchloßnen Regenten hatte; ſonſt verheerten ſie Noricum und Rhätien, und drangen ſelbſt durch die Alpenpäſſe. Unter Aurelian ſetzten ſie ganz Italien in Schrecken. Dieſe Angriffe dauerten im dritten und vierten Jahrhundert fort. Aber im fünften hörten ſie auf und der Name der Markomannen verſchwand. Die Völkerwanderung, die immer neue Völker in dieſe Gegenden vordrängte, brachte die Namen der alten Bewohner in Vergeſſenheit. Nach der Zerrüttung der großen Monarchie des Attila finden wir in den Ländern der zeitherigen Markomannen die Ru-

gier, Heruler, Scyren, Turcillinger. Dagegen finden wir ein mächtiges Volk, die Bajoarier, in den Bergen von Noricum und Rhätien, welches Mannert aus ſehr triftigen Gründen mit den Markomannen, die von Rugiern, Longobarden u. ſ. w. gedrängt, hier einwanderten, für einerlei hält. Die Bajoarier ſind die Vorfahren der Bayern (ſ. d. Art.). Sie lebten lange als ein freies Volk unter eignen Fürſten, die ſich Könige nannten. Theuderich, der Oſtgothen König, ſtand mit ihnen im Bunde. Aber mit dem oſtgothiſchen Reiche ſank auch ihr Anſehn, bis die Franken ſie unterwarfen, und endlich ihr letzter Herzog, wie ihre Könige jetzt hießen, mit Namen Thaſſilo, gezwungen wurde, ſich in ein Kloſter zurückzuziehen. Sie gehörten ſeitdem zum fränkiſchen Reiche.

Markſcheide heißt im Bergbau ein gewiſſes Merkmal, womit man die Orte bezeichnet, wo die Gänge und darauf gemutheten Fundgruben einer Zeche aufhören; um ſie von angränzenden Grubengebäuden einer andern Zeche abzuſondern, auch dieſer Ort ſelbſt. Dieſer Ort wird am Tage, d. h. auf der Oberfläche der Erde, gewöhnlich durch einen Lochſtein, in der Grube aber oder unter der Erde durch ein Zeichen, welches in das feſte Geſtein eingeſchlagen wird, und auch die Markſcheideſtufe heißt (gewöhnlich †) bezeichnet.

Markſcheidekunſt (Geometria subterranea) nennt man die Anwendung der Geometrie und Trigonometrie auf den Bergbau, oder die Kunſt, die Grubengänge auf der Oberfläche richtig zu beſtimmen und zu bezeichnen. Ihre Benennung iſt unſtreitig aus den altdeutſchen Worten Mark oder Mar (Gränze) und ſcheiden (theilen) entſtanden. Sie iſt eine dem Bergmanne unentbehrliche Kunſt und von dieſem auch zuerſt erfunden worden. So wie viele andere nützliche Künſte dem Deutſchen ihre Entſtehung verdanken, ſo iſt dies auch hier der Fall. Das erſte Werk über Bergbau, worin auch dieſe Kunſt abgehandelt wird, erſchien 1556 von G. Agricola in lateiniſcher Sprache. Am vollſtändigſten ſchrieb jedoch über dieſe Kunſt zuerſt N. Voigtel 1686. Seit dem hat ſie ſich ſo wie die Bergbaukunde überhaupt, ſehr ausgebildet und vervollkommnet.

BC.

Marlborough (John Churchill, Herzog von) geb. 1650 zu Aſh in Devonſhire, einer der größten brittiſchen Feldherren und Staatsmänner, erwarb ſich ſchon in einem Alter von 12 Jahren die Gunſt des Herzogs von York. In ſeinem 16. Jahre machte ihn dieſer zum Fähndrich. Die erſte kriegeriſche Unternehmung, der er beiwohnte, war die Entſetzung von Tanger, welches die Mohren belagerten. Im J. 1672 zeichnete er ſich unter dem Herzog von Monmouth im niederländiſchen Kriege, vorzüglich bei Nimwegen, aus, und bei der Eroberung von Maſtricht erwarb er ſich ſo glänzenden Ruhm, daß ihm der König von Frankreich im Angeſicht der Armee für ſeine Tapferkeit dankte. Er ward Oberſter und beſorgte für den Herzog von York mehrere wichtige Aufträge in Flandern und Schottland. Als dieſer 1685 unter dem Namen Jacob II. den engliſchen Thron beſtieg, ſchickte er den Baron Churchill als Botſchafter nach Frankreich. Dies hinderte ihn nicht, gleich nach der Landung des Prinzen von Oranien 1688 zu dieſem überzugehen, auch riß er Jacobs II. Tochter Anna, über die er ſchon damals durch ſeine Gemahlin viele Gewalt hatte, mit ſich fort, daß ſie auf ihres Schwagers Seite trat. Wilhelm III. erkannte Churchills große Fähigkei-

ten und Dienſteifer; daher ernannte er ihn zum Generallieutenant, 1689 zum Mitgliede des Geheimenraths und zum Grafen von Marlborough. Im J. 1690 zwang er, als Befehlshaber der Armee von Irland, die ſtarken Beſatzungen von York und Kinſale zur Uebergabe. Allein ſeine Thaten machten den Neid rege und Wilhelm wurde ſo ſehr gegen den Helden eingenommen, daß er ihm alle ſeine Stellen nahm, und ihn als eines Majeſtätsverbrechens verdächtig in den Tower ſetzen ließ. Doch mußte er, da ſich kein Beweis gegen ihn fand, wieder in Freiheit geſetzt werden. Erſt nach dem Tode ſeiner Gemahlin, der Königin Marie (1694), fand Wilhelm III. es rathſam, die einzige Schweſter derſelben, Anna, als künftige Thronerbin mit Güte zu behandeln, und wandte daher auch ihrem Freunde Marlborough ſeine Gnade wieder zu. Er rief ihn an den Hof zurück, und ernannte ihn 1698, unter den ſchmeichelhafteſten Ausdrücken, zum Gouverneur des Sohnes der Prinzeſſin Anna, des Herzogs von Glouceſter. Hierauf machte er ihn zum Lordrichter von England, 1701 zum General der Infanterie, zum oberſten Anführer der engliſchen Macht in Holland, und zum außerordentlichen Geſandten im Haag. Als Anna 1702 den Thron beſtieg, ertheilte ſie ihm den Hoſenbandorden, und beſtätigte ihn in allen ſeinen Würden. Er und ſeine Gemahlin bemächtigten ſich jetzt ganz des Vertrauens der Königin; und mit ihnen verbanden ſich ihre Schwiegerſöhne, der Großſchatzmeiſter, Lord Godolphin, und der Staatsſecretär, Lord Sunderland. Marlboroughs Talente wurden bereits ſo allgemein anerkannt, daß alle Alliirte Englands ihre Truppen ſeinem Befehl unterordneten. In dem Feldzuge von 1702 mußten die Franzoſen, die ſeit einem Jahrhundert immer ſiegreich geweſen, vor Marlborough fliehn, und ihm ihre Feſtungen überlaſſen. Im nächſten Jahre eroberte er Bonn, und endigte den flandriſchen Feldzug. Im J. 1703 marſchirte er nach Deutſchland, um den Churfürſten von Baiern zu hindern, ſich auf den deutſchen Kaiſerthron zu ſetzen. Da kam es bei Donauwerth mit den Franzoſen und Baiern zu einer entſcheidenden Schlacht, in welcher die Engländer und Oeſterreicher ſiegten. Im Auguſt 1704 vereinigte ſich Marlborough mit dem Prinzen Eugen, und beide ſiegten den 13ten Auguſt in der großen Schlacht bei Höchſtädt oder Blenheim, bei welchem Dorfe Marlborough den Marſchall Tallard und 12,000 Franzoſen gefangen nahm. Der Feind verlor über 40,000 Mann, 121 Standarten und 179 Fahnen; das deutſche Reich war gerettet und ganz Baiern erobert. Nachdem hierauf Marlborough die Franzoſen über den Rhein zurückzugehn gezwungen hatte, reiſte er nach Berlin und legte durch eine kurze Unterhandlung die Streitigkeiten zwiſchen dem Könige von Preußen und den Holländern bei. Dann ging er nach London, wo er mit dem glänzendſten Jubel empfangen und zum Herzog von Marlborough erhoben wurde. Aber ſchon im März 1705 eilte er wieder nach Holland und führte mehrere wichtige Unternehmungen aus. Im Herbſte machte er eine Reiſe an die Höfe von Wien, Berlin und Hannover. Kaiſer Joſeph I. belohnte ſeine Verdienſte durch Ertheilung des Fürſtenthums Mindelheim. In den folgenden Jahren erfocht er die wichtigen Siege 1706 bei Romillies und 1709 bei Malplaquet (S. d. Art.) Aber unterdeſſen verlor ſeine Gemahlin Sara durch ihren unerträglichen Stolz alle Liebe der Monarchin; ſie beleidigte die von ihr ſelbſt bei der Königin eingeführte Hofdame, Eliſabeth Masham, welche bald die Gunſt der Monarchin ausſchließend gewann. Zugleich wandte ſich die Neigung

des Volks von den Whigs zu den Torys. Die Königin ernannte aus den letztern ein neues Miniſterium, und das Volk wählte lauter Torys für das neue Unterhaus. Beide wollten den Frieden. Dadurch wurden die Whigs geſtürzt, welche auf Fortſetzung des Kriegs drangen und zu welchen Marlborough vorzüglich gehörte, dem alle Vorſchläge Ludwigs XIV. nicht genügten. Die Königin Anna willigte in einen Separatfrieden, der 1713 zu Utrecht zu Stande kam. Marlborough wurde ſchon 1712 aller ſeiner Stellen entſetzt, der Unterſchlagung von Geldern und anderer Verbrechen beſchuldigt, und wählte ein freiwilliges Exil. Erſt nach Annens Tode 1714 kehrte er in ſein Vaterland zurück, bekam von Georg I. alle ſeine Aemter wieder, ſtarb aber ſchon 1722 zu Windſorledge im 73ſten J. ſeines Lebens. Graf Cheſterfield ſagt treffend über Marlborough: Er glänzte nicht durch blendenden Witz und überraſchende Ideen; aber an geſundem Urtheil und eindringendem Scharfſinn übertraf ihn Niemand. Mit der glücklichſten Geſichtsbildung vereinigte er in allem, was er that, eine unwiderſtehliche Anmuth. Mit dieſer Unterhandlungskunſt gelang es ihm, alle Mächte in dem großen Bunde für den Hauptzweck zu gewinnen, ſo verſchieden übrigens ihre beſondern Zwecke und ſo mißtrauiſch ihre eignen Anſichten waren. Wurde ein Hof wankend oder gleichgültig gegen den Bundeszweck, ſo wußte Marlborough ihn ſogleich durch ſeine Perſönlichkeit und Ueberredungskraft zurückzubringen. In ſeiner Staatskunſt leiteten ihn ganz die Liebe zu ſeinem Vaterlande, der Haß gegen Ludwig XIV., der keine Verträge achtete und daher gänzlich geſchwächt werden mußte, und der eigne Ruhm. Doch war dieſer große aber eitle Feldherr nicht frei von Habſucht und Eigennutz. Die engliſche Nation ließ ihm in dem ihm wegen ſeines Sieges bei Blenheim geſchenkten Flecken Woodſtock den Palaſt Blenheim-Houſe erbauen. Auf der Ebene daſelbſt ſteht ein Obelisk mit einer Bildſäule des Herzogs. Die beſten Nachrichten über ſein Leben hat William Cove aus Familienpapieren und andern Quellen herausgegeben, unter dem Titel: Memoirs of John Duke of Marlborough, with his original correſpondance. Lond. 1818. 4. I. Vol. mit Kupfern und Charten.

Marly, ehemals mit dem Beinamen le Roi (nachher Marly la Machine genannt), ein franzöſiſches prächtiges Luſtſchloß und Flecken von 320 Feuerſtellen und 1227 Einwohnern an der Seine, mitten in einem Luſtwalde, eine franzöſiſche Meile von Verſailles. Man bewunderte daſelbſt die Waſſermaſchine, mittelſt welcher das Waſſer nach Verſailles geleitet wurde. Ludwig XV. ließ Marly mit großen Unkoſten ausbeſſern. Während der Revolution war das künſtliche Werk faſt gänzlich verfallen, man hat es aber in neuern Zeiten durch eine weniger zuſammengeſetzte Maſchinerie wieder in brauchbaren Stand geſetzt.

Marmont (Vieſſe de), Herzog von Raguſa, Marſchall von Frankreich, geb. um das J. 1770, ſtammt aus einer adelichen Familie und empfing eine gute Erziehung. Man widmete ihn dem Artilleriedienſt. Er diente in der Armee von Italien, als Bonaparte ihn zu einem ſeiner General-Adjutanten wählte. Muth und Einſicht erwarben ihm das Vertrauen des Oberbefehlshabers, deſſen oft ſchwierige Aufträge er mit vollzog. Er war noch Bataillonschef, als er 1796 nach Paris geſandt wurde, um dem Directorium 22 den Oeſterreichern unter Wurmſer abgenommene Fahnen zu übergeben. Zur Zeit der Gründung der italieniſchen Republik überbrachte er die

Beſchlüſſe Bonaparte's bem Congreß von Reggio. Auch befand er ſich bei der Expedition gegen Rom. Nach dem Frieden von Campo Formio kehrte er nach Paris zurück, und verheirathete ſich mit der einzigen Tochter des durch Reichthum und Rechtſchaffenheit gleich ausgezeichneten Banquiers Peregaux. Als Bonaparte nach Aegypten ging, folgte ihm Marmont. Bei der Einnahme von Malta commandirte er eine der gelandeten Colonnen, ſchlug die Malteſer zurück, erbeutete die Ordensfahne, und ward dafür zum Brigadegeneral ernannt. Bei dem Angriffe auf Alexandria und auf dem Marſche nach Cairo leiſtete er weſentliche Dienſte. Zur Zeit der Expedition nach Syrien löſte er den General Kleber in dem Commando von Alexandria ab. Er hatte hier nicht nur die Vertheidigung der Küſten gegen jeden Landungsverſuch der Türken, ſondern auch die Correſpondenz mit Frankreich und ins geheim die Vorbereitungen zur etwanigen Abreiſe Bonaparte's zu beſorgen. Letzterer Auftrag iſt ein Beweis der großen Vertraulichkeit, die damals zwiſchen Beiden Statt fand. Nachdem er mit Bonaparte nach Frankreich zurückgekehrt war, beförderte er aufs thätigſte die Revolution vom 18ten Brumaire. Er erhielt vom erſten Conſul das Commando der Militärſchule, ward zum Staatsrath für das Kriegsdepartement und zum Diviſionsgeneral ernannt und erhielt den Oberbefehl der Artillerie bei der Reſervearmee, die zur Wiedereroberung Italiens beſtimmt war, ſich bei Dijon verſammelte und zu Anfang Mais 1800 zu Gent eintraf. Bei dem Uebergang über den Bernhard entwickelte er eben ſo viel Kenntniſſe als Entſchloſſenheit. Er leitete den höchſt beſchwerlichen Transport des Geſchützes und der Munition über dieſen Berg, befand ſich allenthalben, wo die Schwierigkeiten am größten waren, perſönlich, und führte glücklich eine der außerordentlichſten Unternehmungen in der neuern Kriegsgeſchichte aus. In der Schlacht von Marengo und in dem ganzen Feldzug bewies er ſich gleich thätig. Darauf wurde er General-Inſpector der Artillerie und General en Chef der Armee von Holland. Von jetzt an zeigte ſich eine große Veränderung in ſeinem Charakter. Stolz und übermüthig, als einer der reichſten und von dem erſten Conſul am meiſten begünſtigten Feldherren, machte er ſich ſeinen Soldaten eben ſo ſehr als den Holländern verhaßt, welche froh waren, als er 1805 zur großen Armee berufen wurde, um das zweite Corps zu befehligen. Er nahm an den Begebenheiten von Ulm Theil. Während der Schlacht bei Auſterlitz ſollte er in Steyermark die Armee des Erzherzogs Carl im Rücken beunruhigen. Nach dem Frieden wurde er zum Herzog von Raguſa ernannt. Er blieb mit ſeinem Corps in Oberitalien ſtehn. Beim Ausbruch des Kriegs im J. 1809 ſtand er in Dalmatien, und ſchien verloren, als die Unfälle bei Regensburg den Erzherzog Johann in Italien zum Rückzug zwangen. Er konnte ſich hierauf mit der italieniſchen Armee vereinigen, mit welcher er ſiegreich gegen die Donau vordrang. In der Schlacht von Wagram befand er ſich mit ſeinem Corps im Centrum. Nach Maſſena's Rückzug aus Portugal wurde ihm an deſſen Stelle der Oberbefehl übertragen. Seine Vereinigung mit Soult nöthigte Wellington, die Belagerung von Badajoz aufzugeben, aber die Franzoſen vermochten nicht, ihre Vortheile zu verfolgen. Selbſt als Marmont ſich mit Dorſenne unter den Mauern von Ciudad Rodrigo vereinigt hatte, wagte er nicht, den Engländern eine Schlacht anzubieten, die ſich in der Folge freiwillig zurückzogen. Als ſpäter Wellington wieder vorrückte, kam es am 22. Juli 1812 zu einer blu-

tigen Schlacht bei Salamanca, welche Marmont, der ſelbſt verwundet wurde, verlor. Er war noch nicht ganz wieder hergeſtellt, als er 1813 zur Armee nach Deutſchland berufen wurde, wo er ſich bei Lützen, Bautzen, Dresden und Leipzig auszeichnete. Als endlich die feindlichen Armeen immer weiter in Frankreich vordrangen, wurden Marmont und Mortier den 25. März 1814 bei la Fere Champenoiſe, mit einem Verluſte von 8000 Mann und 100 Kanonen, von Schwarzenberg und Blücher gänzlich geſchlagen, Napoleon aber dadurch von Paris abgeſchnitten, welches Marmont und Mortier, nachdem ihr Corps von 40,000 Mann bei Bondy auseinander geſprengt worden war, den 30. mit Capitulation übergaben. Hierauf zog er ſich hinter die Seine zurück, nahm den 3. April 1814 Schwarzenbergs Vorſchläge an, und trennte ſich, unter der Bedingung, daß die Alliirten Napoleon im Falle ſeiner Gefangennehmung anſtändig behandeln möchten, mit ſeinem 12,000 Mann ſtarken Corps von Napoleon. Er war einer der erſten, die ſich für Ludwig XVIII. erklärten, der ihm das Commando einer Compagnie Garde du Corps gab, und ihn zum Pair von Frankreich machte. Während Napoleons Uſurpation 1815 folgte er dem Könige nach Gent, und ward nach deſſen Rückkehr Präſident des Wahlcollegiums des Côte-d'or-Departements. Napoleon hatte ihn damals des Verraths von Paris beſchuldigt, wogegen er ſich eben ſo bündig als nachdrucksvoll vertheidigte. Indeß verlor er bei der Armee viel von ſeinem Anſehn. Ludwig XVIII. ſetzte viel Vertrauen in ſeine Rechtlichkeit und ſandte ihn daher im J. 1817 nach Lyon, um die daſigen Vorfälle zu unterſuchen. Die Ultras hatten nämlich Unruhen, die ſie zuvor ſelbſt angeſtiftet, mit grauſamer Strenge unterdrückt. Marmont deckte in einem Briefe an den Herzog von Richelieu das ungerechte und übereilte Verfahren der Behörden auf (ſ. d. Art. Lyon [Unruhen zu] im J. 1817) fiel deshalb bei Hofe in Ungnade und mußte ſich auf ſein Landgut begeben; ward aber im J. 1818 wieder zurückberufen und von Ludwig XVIII. mit Güte empfangen.

Marmontel (Jean François), einer der claſſiſchen Schriftſteller der Franzoſen, Mitglied der Akademie françaiſe, war 1719 zu Bort in Limouſin geboren. „Ich habe das Glück gehabt," ſagt er, „an einem Orte geboren zu werden, wo die Ungleichheit des Ranges und Vermögens nicht fühlbar war. Ein kleines Eigenthum, einige Induſtrie oder ein kleiner Handel war der Nahrungszweig faſt aller Bewohner. Daher wurde der Muth, die Freiheit des Charakters, durch keine Art von Demüthigung unterdrückt. Ich kann ſagen, daß ich während meiner Kindheit, obgleich ich in der Dunkelheit geboren worden, nur meines Gleichen gekannt habe, daher vielleicht etwas Unbiegſames, das ich in meinem Charakter behalten habe, und das ſelbſt Vernunft und Alter nie gehörig gemildert haben." Sein Vater war ein Schneider und beſaß ein Landhaus. Hier verlebte Marmontel ſeine Kindheit, und lernte die Natur lieb gewinnen. Seine glücklichen Anlagen bewogen ſeine Aeltern, um einen Freitiſch für ihn anzuhalten, den ſie auch auf dem Collegium von Toulouſe erhielten. Als Jüngling zeichnete ſich Marmontel durch ſein bündiges Raiſonnement und eine genaue Ideenfolge aus; aber er nahm dabei einen ſteifen und pedantiſchen Ton an, den der Umgang mit der Welt und ſein langer Aufenthalt in der Hauptſtadt nie ganz vertilgen konnten. Obgleich ihm ſein erſter Verſuch eines Preisgedichts mißlang, fuhr er doch, beſonders durch Voltaire, dem

er ſeine poetiſchen Arbeiten ſendete, aufgemuntert fort, und nachdem er einige Preiſe in den Blumenſpielen (jeux floraux) von Toulouſe gewonnen und einige Zeit das Abbékleid getragen hatte, kam er 1745 nach Paris. Hier lebte er in mäßigen Glücksumſtänden, und wohnte mit einigen ebenfalls unbegüterten Schriftſtellern zuſammen, mit denen er die Einrichtung getroffen hatte, daß jeder der Reihe nach einen Tag für die gemeinſchaftlichen Ausgaben ſorgte. Voltaires Empfehlungen führten ihn in anſehnliche Häuſer. Sein erſtes Trauerſpiel, Denis le Tyran, machte ihn als Theaterdichter bekannt. Durch Begünſtigung der Pompadour ward er Secretair bei dem Bauweſen zu Verſailles (historiographe des bâtimens du roi) mit 1500 Livres Penſion, und erhielt auf zwei Jahre das Privilegium des Mercurs. Er gewann damit 40,000 Livres. Eine ſehr luſtige Parodie einer Scene aus Cinna, worin ein Vornehmer angegriffen war, wurde ihm fälſchlich zugeſchrieben; um ihn dafür zu beſtrafen, verlor er das Privilegium und wurde auf einige Zeit in die Baſtille geſetzt. Er hatte ſeine literariſche Laufbahn mit Tragödien und Opern eröffnet. Seine Contes moraux, die bald darauf erſchienen, erwarben ihm Ruf; er behauptete ihn durch andre Werke. Nach Duclos Tode erhielt er die Stelle eines Hiſtoriographen von Frankreich, und ward 1783 an d'Alemberts Stelle Secretair der Akademie. Bei dem Ausbruche der Revolution verlor er ſeine Stellen. Während der erſten Stürme zog er ſich auf ein Landhaus, einige Stunden von Paris, zurück, wo ſein edles und ſanftes Herz die Uebel beſeufzte, deren Zeuge er ſein mußte. Was er erworben hatte, ging ihm verloren. Seine Ehe mit einer liebenswürdigen Nichte des Abbé Morelet linderte einigermaßen ſeine Leiden und gewährte ihm Troſt in ſeiner Abgeſchiedenheit. Doch ernannte man ihn 1796 zum Mitglied des neuerrichteten Nationalinſtituts. Im Mai 1797 wurde er von dem Departement de l'Eure in den Rath der Alten gewählt, und entging glücklich den damit verbundenen Gefahren, obwohl man ihn 1798 in St. Aubain, aber nur aus Irrthum in der Perſon, auf kurze Zeit verhaftete. Nach dem 18ten Fructidor des Jahres V. wurde ſeine Wahl caſſirt; er zog ſich nach Abbeville im Departement der untern Seine zurück, und ſtarb daſelbſt 1799 unter einem Strohdach, wo er einſam, arm und vergeſſen gelebt hatte. Marmontel hat ein bedeutendes ſchriftſtelleriſches Talent in ſeinen zahlreichen Werken entwickelt, welche in 32 Bänden (in 8. und 12.) erſchienen ſind. Seine berühmteſten ſind Contes moraux, 3 Bände, welche Muſter der Erzählung, voll Anmuth und Feinheit, und daher auch vielfältig gedruckt und überſetzt, (deutſch von Schütz, Leipzig 1794. 2 Bde. 8.) worden ſind; Bélisaire, zu trocken und ermüdend (dieſes Buch, in welchem er den Fürſten gute Lehren geben wollte, verwickelte ihn in Streitigkeiten mit der Sorbonne, welche ſich bei dieſer Gelegenheit lächerlich machte); Les Incas ou la destruction de l'Empire de Pérou, wenigſtens theilweiſe intereſſant und anziehend; Élémens de littérature, eins der beſten didaktiſchen Werke in der franzöſiſchen Sprache; Nouveaux contes moraux, wiewohl minder berühmt als die frühern, doch nicht ohne großes Verdienſt. Seine Poétique française, in einem trefflichen Styl geſchrieben, iſt reich an Paradoxien. Unter ſeinen hiſtoriſchen Werken iſt das ausgezeichnetſte: Régence du Duc d'Orléans (Oerv. posth. T. V. et VI. Paris 1805.)

Marmor, jeder Kalkſtein, der wegen ſeiner Dichte und Härte Politur annimmt. Man verarbeitete ihn daher ſchon zeitig zu allerhand Kunſtwerken, wovon der auf der Inſel Paros vorkommende Beweiſe giebt, indem die mehrſten Werke der antiken Bildhauerkunſt, welche auf uns gekommen ſind, aus dieſem Marmor gearbeitet ſind. Er iſt weiß, wie gebleichtes Wachs und hat ſeines Anſehens und matten Glanzes wegen viele Vorzüge. Jetzt ſchätzt man den von Carrara in Italien am höchſten, weil er ſich gut bearbeiten und in großen Blöcken ohne Klüfte brechen läßt. Außerdem kommen in Italien, Frankreich, Deutſchland viele farbige und bunte Marmorarten vor, wie unter den italieniſchen der ſchwarzliche parangono, der bunte misto, der graue bardiglio, bigio antico, der rothaderige broccatello etc.; unter den franzöſiſchen der röthlich bunte serancolin, der ſchwarz und weiß geaderte barbasan, der grüne campan, aus dem Bisthum Bertrand; unter den deutſchen iſt der von Blankenburg, (wo es auch eine Marmormühle giebt), welcher von allen Farben vorkommt, der beſte. Gewöhnlich iſt der weiße Marmor, welcher ſich in Deutſchland findet, von grobem Korn. Einfarbig grauer Marmor iſt ſelten und theuer. Am häufigſten iſt der bunte, der ſich mit allerlei Farben geſtreift, gefleckt, geädert, gewölkt ꝛc. in vielen Ländern, und beſonders auch in Deutſchland findet In vielen Marmorarten finden ſich dendritiſche, d. i. baumartige, Zeichnungen, andere, wie der Florentiner Ruinenmarmor, zeigen mitunter Umriſſe von Gebäuden, Ruinen und allerlei andre Figuren (Bildermarmor), noch andere Sorten enthalten verſteinerte Seethiere, Muſcheln (Muſchelmarmor), auch Abdrücke von Pflanzen. Spröder Marmor iſt von feinem Korn und ſpecifiſch leichter als der weiche, der, wegen beſſerer Bearbeitung, jenem vorgezogen wird. Fehler am Mormor ſind, wenn er Knoten, oder ſogenannte Nägel, Schmirgelſtellen u. ſ. w. hat, welche ſchwarze Flecken bilden oder Ungleichheiten hervorbringen, welches beſonders beim weißen Statt findet. In Sachſen, Coburg und Meiningen verfertigt man viele Millionen kleiner Marmor- und Steinkugeln auf beſondern Mühlen, die als Ballaſt nach Indien gehen, und obgleich ſie am Orte der Verfertigung ſehr wohlfeil ſind, doch einen Handelszweig für jene Gegend geben. Künſtlicher Marmor wird aus Gyps bereitet. Zu dem Ende wird eiſenfreier Gyps gebrannt, mit reinem Leimwaſſer und den beliebigen Farben zum Teige eingeknetet, an die zu überziehenden Wände angeworfen, glatt gerieben, nach dem oberflächlichen Trocknen ſtark genäßt und mit feinem Kalkpülver mittelſt weicher Pinſel geglättet und polirt. F.

Marmorchronik (Arundelianiſche oder Pariſche), oder auch Arundeliſcher Marmor. Dieſe Chronik, das einzige Originalwerk der Art aus dem Alterthume, in der 129. Olympiade (263, nach Selden 262 v. Chr. Geb.) verfertigt, und auf eine große Marmortafel eingegraben, wurde nach den meiſten Schriftſtellern, die ihrer erwähnen, zu Paros (daher Pariſche Chronik), nach andern zu Smyrna ausgegraben. Sie umfaßte unverſtümmelt einen Zeitraum von 1318 Jahren. Sie fing nämlich von Cecrops 1582 v. Chr. Geb. an und endigte 264 v. Chr. Geb. Das erhaltene, unleſerliche Bruchſtück reicht nur bis 354 v. Chr. Thomas, Graf Arundel (daher auch Marmora Arundeliana) erkaufte ſie 1627

und ſein Enkel, Heinrich Howard, ſchenkte ſie 1667 der Univerſität Oxford, wo ſie ſich ſeitdem befindet. Von Johann Selden (1628), Humphrey Prideaux (1676), M. Maittaire (1732), R. Chandler (1763 ſehr prachtvoll) und Wagner (überſetzt und erläutert, nebſt Bemerkungen über ihre Echtheit nach dem Engliſchen von Robertſon und Hewlett) Göttingen 1790 herausgegeben.

Marmotte, ſ. Murmelthier.

Marocco, eine große Landſchaft oder ſeit 1670 ſogenanntes Kaiſerthum im nordweſtlichen Afrika, nach den beiden vorzüglichſten Provinzen, die dazu gehören, das Reich Feß (Fez) und Marocco genannt. Es gränzt an das mittelländiſche und atlantiſche Meer, an die Wüſte Sahara, und an den Staat von Algier. Einige ſchätzen die Größe deſſelben auf 7425 Quadratmeilen, mit ohngefähr 3½ Millionen Einwohnern. Jackſon nimmt auf 13,000 Quadratmeilen 15 Millionen Einwohner an. Das Land iſt ſchön, und von der Natur begünſtigt, das Clima vortrefflich, und die Fruchtbarkeit des Bodens ſehr groß. Die Küſten ſind zwar ſandig, und daher weniger angebaut, deſto fruchtbarer und angebauter aber iſt das Innere des Landes. Eine große Plage ſind die Heuſchrecken, welche bisweilen (zuletzt im J. 1816) die Felder fürchterlich verwüſten. Die Producte, welche am häufigſten erbaut werden, ſind Getraide, Oel, Mandeln, Datteln und Gummi. Die ſchönen und zahlreichen Schaafheerden liefern gute Wolle; es giebt viel Hornvieh, und die Pferde von Fes werden für die beſten in der Barbarei gehalten. An Mineralien findet ſich vorzüglich Kupfer, wovon jährlich mehrere hundert Centner ausgeführt werden, etwas Gold, auch Silber und Eiſen. Die vorzüglichſten Fabrikate ſind Saffian und Corduan, der beſonders in den Städten Marocco (daher die franzöſiſche Benennung Maroquin, ſ. d. Art.) und Fes bereitet wird, auch werden in der letztern Stadt ſeidene Zeuge verfertigt. Mit allen dieſen Producten, wird ein bedeutender Handel getrieben, und die Europäer führen beträchtliche Quanditäten derſelben aus den marroccaniſchen Häfen, Sale, Mogador, Laraſch, Tetuan, Tanger u. a. aus. Vorzüglich werden die ſpaniſchen und franzöſiſchen Küſtenländer in Zeiten des Mangels mit Getraide von daher verſorgt. Die Maroccaner ſtören dieſen für ſie einträglichen Handel nicht durch Capereien, wie ihre Nachbarn die Algierer. Der jetzige Beherrſcher von Marocco ſucht vielmehr den Handel mit den europäiſchen Nationen auf alle Art zu begünſtigen. Doch müſſen letztere dieſe Gunſt gewöhnlich durch jährliche Geſchenke erkaufen. Der Beherrſcher von Fes und Marocco (Sherif, Kaiſer) regiert ganz unabhängig von dem türkiſchen Sultan, und völlig despotiſch; die Perſonen und Güter ſeiner Unterthanen ſieht er als Gegenſtände an, mit denen er nach Willkühr ſchalten könne. Seine Einkünfte werden auf zwei Millionen Gulden angegeben, ſie fließen aus der Kopfſteuer der Juden, dem Tribut einiger ihm unterwürfigen kleinen Fürſten, dem Zehnten von den Producten und dem Vermögen der Unterthanen, aus den Zöllen in den Häfen und aus den Geſchenken der Europäer. Seine Armee beſteht in Friedenszeiten nur aus einigen tauſend Mann, kann aber im Fall eines Kriegs bis auf 100,000 Mann vermehrt werden. Seine Seemacht hat bisher blos aus 24 Fahrzeugen, darunter einige Fregatten, beſtanden. So fried-

lich und geneigt der jetzige Beherrſcher dieſes Reichs ſich bisher gegen die Europäer bewieſen, ſo hat er doch am Ende des Jahrs 1817 die Abſicht gezeigt, in ein allgemeines Schutz= und Trutzbündniß mit den benachbarten Räuberſtaaten zu treten. Nur die Peſt, welche in Algier ausbrach, ſcheint die Verbindung geſtört zu haben; auch möchten England und das Handelsintereſſe die Mahomedaner von einer ſolchen für ſie neuen politiſchen Idee bald abziehen. — Die Einwohner des Landes beſtehen 1. aus Mauren, urſprünglich Araber (ſ. den Art. Mauren); ſie wohnen in den Städten und treiben Handel. 2. Arabern, die auf dem Lande in Dörfern oder Hütten wohnen. 3. Berbern (Breber, Amazig), die älteſten Bewohner des Landes. (S. d. Art. Barbaresken.) 4. Negern, die als freie Leute durch das ganze Land zerſtreut ſind, und einen Theil des ſtehenden Heeres ausmachen. 5. Juden, größtentheils aus Spanien, von Ferdinand dem Catholiſchen vertrieben; ſie ſind äußerſt verachtet und gedrückt. 6. Renegaten, von Juden und Chriſten, vorzüglich Spanier. 7. Chriſten, die als Kaufleute, Künſtler oder auch als Sklaven da leben. — Ueber die ältere Geſchichte ſ. d. Art. Mauretanien und Mauren. Im J. 1557 wurde Mehemed, ein Sherif oder angeblicher Abkömmling des Propheten Mahomet, Beſitzer von Fes und Marocco, und ſeine Familie behauptet noch jetzt dieſen Thron, um deſſen Beſitz jedoch ſehr häufig zwiſchen Brüdern oder Vettern blutige Kriege, nicht ohne gewaltſame Erſchütterung des Staats, geführt worden ſind. Die meiſten dieſer Regenten waren grauſame Despoten; der wildeſte von allen, das Ungeheuer Mulei Ismael, ſtarb nach einer langen Regierung 1727. Die unzähligen, oft von ihm ſelbſt vollzognen Hinrichtungen erregen Schaudern. Seine Söhne, die gegen das Ende ſeiner Regierung ſich wider ihn empört hatten, ſtritten lange um den Thron, welchen zuletzt Mulei Abdallah behauptete. Dieſem folgte 1757 ſein Sohn Mulei Sidi Mahomed, der gegen Frankreich, Spanien und Portugal Krieg führte, aber mit andern Mächten Verträge ſchloß. Er regierte nicht ſo despotiſch wie ſeine Vorgänger, war wißbegierig und haushälteriſch, und ſtarb 1790. Nach ſeinem Tode entſtanden wegen der Thronfolge neue Kriege unter ſeinen Söhnen. Der jetzige Kaiſer Mulei Soliman folgte 1797 ſeinem ältern Bruder Jezid in der Regierung, und behauptete ſich dabei gegen ſeine übrigen Brüder, die, nach der Gewohnheit des Landes, Statthalter in verſchiedenen Provinzen waren. In dem Kriege, den die Türken in Aegypten gegen die Franzoſen führten, gab er zu dem Heere der erſten ein Contingent, ſchickte aber ſpäter (1807) einen Geſandten an den kaiſerl. franzöſiſchen Hof zu Paris. — Marocco, die Hauptſtadt und gewöhnliche Reſidenz des Kaiſers, im 11ten Jahrh. erbaut, liegt in einer angenehmen, mit vielen Palmen bewachſenen Gegend, zwiſchen Gebirgsketten des Atlas, hat eine Stunde im Umfange, über 20,000 Einwohner und iſt ſehr unreinlich und größtentheils ſchlecht gebaut. Die Nähe des Gebirges Atlas bewirkt im Sommer die größte Hitze und im Winter mehr Kälte als in andern Theilen des Landes; man findet bisweilen das Waſſer vor Aufgang der Sonne mit einer dünnen Eisrinde bedeckt. Das kaiſerliche Schloß iſt ſehr weitläuftig, befeſtigt und macht eine Stadt für ſich aus. Der Kaiſer hält ſich auch oft zu Mekines auf, einer Stadt, die in

einer ſchönen, fruchtbaren Ebne liegt, und 15,000 Einwohner hat. Fes, die Hauptſtadt des Reiches dieſes Namens, liegt am Fuße des Atlas in einem Thale, iſt groß, hat 70,000 Einwohner, 50 Moſcheen, eine für Afrika ſehr bedeutende Bibliothek, Lehranſtalten, und verſchiedene Leder- und Seidenfabriken. Die Feſtung Ceuta (mit 7,400 Einwohnern) und die feſten Plätze (Preſidio's) Melilla, Penon und Alhucemas, im Gebiete von Marocco gehören den Spaniern. Vergl. d. Art. Barbaresken und Feß.

Marocco, ein Schnupftabak aus maryländiſchen Blättern; er wird feiner gemahlen, als der Rappée, und wird zu Offenbach und Frankfurt a. M. bereitet.

Maronen nennt man die italieniſchen eßbaren Kaſtanienfrüchte. Sie ſind größer als die in Frankreich und Deutſchland erbauten, und zeichnen ſich durch angenehmern Geſchmack aus. Toscana und Corſica treiben damit ſtarken Handel. Der Kaſtanienbaum (Castanea vesca) iſt ſehr fruchtbar und kann binnen wenig Jahren ſehr groß werden. Am Aetna ſieht man den berühmten Castagno de cento Cavalli, deſſen hohler Stamm 204 Fuß Umfang hat, und den C. del Galea von 76 Fuß.

Maroniten heißt eine Partei orientaliſcher Chriſten, deren Entſtehung eine Folge der monotheletiſchen Streitigkeiten war. Im 7ten Jahrhundert war die Meinung, daß Chriſtus nur mit einem Willen gewirkt habe (Monotheletismus), unter den Orientalen aufgekommen und ſelbſt von einigen Kaiſern, namentlich Heraclius, unterſtützt worden. Da aber ihr letzter Beſchützer, der Kaiſer Philippicus Bardanes, 713 ſtarb, wurden die Monotheleten (d. i. die, welche nach Vereinigung beider Naturen in Chriſto nur einen Willen annahmen) feierlich verdammt und von ſeinem Nachfolger Anaſtaſius II. vertrieben. Ueberreſte dieſer Partei erhielten ſich in den Maroniten, einer Mönchsgeſellſchaft in Syrien um den Berg Libanon, welche ſchon im 6ten Jahrhundert erwähnt wird, und von ihrem Stifter Maron dieſen Namen führte. Ein gewiſſer Mönch, Johannes Maro oder Marum, hatte dort im 7ten Jahrhundert den Monotheletismus verbreitet. Von den Melchiten oder kaiſerlich geſinnten Chriſten gedrängt und als Rebellen behandelt, wuchſen ſie in der Gegend des Gebirges Libanon, die jetzt Kesruan heißt, zu einem kriegeriſchen Bergvolke zuſammen, das ſeine politiſche wie ſeine kirchliche Selbſtſtändigkeit auch gegen die Mahomedaner tapfer zu vertheidigen wußte und ſie bis jetzt unter türkiſcher Oberherrſchaft gegen Erlegung eines Tributs, wie die Druſen, behauptet. Die politiſche Verfaſſung der Maroniten iſt die eines militäriſchen Freiſtaats; von alten Gewohnheitsrechten regiert, gegen Angriffe von außen bewahrt, nähren ſie ſich zwiſchen ihren Bergen vom Ackerbau und vom Ertrage des Weinſtocks und Maulbeerbaums. Gemeingeiſt hält ſie zuſammen. An Einfalt der Sitten, Frugalität und Gaſtfreiheit gleichen ſie den alten Arabern; auch gilt unter ihnen noch die Blutrache, und zum Zeichen ihres Adels tragen ſie den grünen Turban. Ihre kirchliche Verfaſſung erinnert ſehr an die Gebräuche der alten griechiſchen Kirche. Seit dem 12ten Jahrhundert haben ſie ſich mehremale dem Papſte unterworfen und an die römiſche Kirche angeſchloſſen, ohne ihre Eigenheiten aufzugeben. Endlich erlangte es Clemens XII., daß ſie bei einer in ihrem Stammkloſter Mar-Hanna auf dem Libanon 1736 gehaltnen Synode die

Beſchlüſſe der tridentiniſchen Kirchenverſammlung annahmen. Bis dahin hatten ſie das Abendmahl unter beiderlei Geſtalt genoſſen, und ſich dabei, wie die Griechen, ſchlichter Brode bedient; nach dieſer Synode blieb ihnen noch die Prieſterehe nach Art der griechiſchen Kirche und der Gebrauch der arabiſchen Landesſprache beim Gottesdienſte, nur die Meſſe wird in altſyriſcher Sprache geleſen. Ihr Oberhaupt nennt ſich Patriarch von Antiochien, ob er gleich im Kloſter Kanobin auf dem Libanon reſidirt, und legt dem Papſte allemal nach 10 Jahren Rechenſchaft von dem Zuſtande der Maronitiſchen Kirche ab. Unter ihm ſtehen die Biſchöfe und übrigen Kleriker, die in ſieben Graden aufſteigen. In Kesruan ſind über 200 Maronitiſche Manns- und Frauenklöſter, die der angeblichen Regel des heiligen Antonius folgen und ſich durch Feld- und Gartenbau nützlich machen. Zur Bildung der Kleriker beſteht ſeit 1548 ein Maronitiſches Collegium zu Rom; doch iſt es bis jetzt weder durch dieſe Anſtalt, noch durch die Sendung päpſtlicher Nuntien gelungen, dieſer Partei den Geiſt der römiſchen Kirche ganz einzuflößen, und ſowohl die in Kesruan, als auch die zahlreich in Aleppo, Damask, Tripolis und auf Cypern lebenden Maroniten ſind immer bei ihren alten Gewohnheiten und ſelbſt hier und da bei der alten Liturgie geblieben. E.

Marot (Clément), ein franzöſiſcher Dichter, der ſich beſonders im Epigramm und im leichtern Liede ausgezeichnet hat. Er war 1405 zu Cahors geboren und kam früh nach Paris, wo er, wie ſein Vater, Kammerdiener Franz I. und Page der Herzogin von Alençon, Margarethe von Frankreich, wurde. Er folgte 1525 dem König nach Italien, und wurde in der Schlacht von Pavia verwundet und gefangen. Nach ſeiner Rückkehr nach Paris kam er in den Verdacht, ein Anhänger Luthers zu ſeyn, mußte Gefangenſchaft und Verfolgungen erdulden, floh endlich 1543 nach Genf und ging von da nach Turin, wo er 1544 ſtarb. Marot beſaß bei einem ernſten und philoſophiſchen Aeußern eine angenehme und fruchtbare Phantaſie und einen lebhaften Witz. Man hat von ihm Briefe, Elegien, Rondeaux, Balladen, Sonette und Epigramme. Alle ſeine Gedichte, ſo wie auch ſeine in Geſellſchaft des Beza verfertigte Ueberſetzung der Pſalmen, die lange in den proteſtantiſchen Kirchen Frankreichs gebraucht worden iſt, ſind im epigrammatiſchen Style abgefaßt. Natur und Naivetät ſind der Charakter dieſes Styls, der unter dem Namen Style Marotique eine eigne Gattung der poetiſchen Schreibart bei den Franzoſen bildet, in der verſchiedene der beſten Köpfe gearbeitet haben. Seine Werke ſind mit den Werken ſeines Vaters Jean und ſeines Sohnes Michel, die ebenfalls Dichter waren, zuſammen erſchienen. (Oeuvres à la Haye 1731. 3 Voll. 4. und 6. Voll. 12.)

Marpurg (Friedrich Wilhelm), unſer erſter muſikaliſcher Literator und Tonlehrer, war 1718 zu Seehauſen geboren. Er verband mit dem Studium der Wiſſenſchaften ein gründliches Studium der Muſik, welcher er ſeine meiſte Zeit widmete, auch nachdem er 1763 die Stelle eines Kriegsraths und Lottodirectors zu Berlin erhalten hatte, welche er bis an ſeinen Tod 1795 bekleidete. Er war ein eben ſo ſcharfſinniger als fruchtbarer muſikaliſcher Schriftſteller, der alle Theile der muſikaliſchen Wiſſenſchaften gründlich bearbeitete, beſonders aber die Lehre von der Harmonie auf-

klärte. Von ſeinen ſehr zahlreichen Schriften nennen wir ſeine Anleitung zum Clavierſpielen in zwei Bänden, ſeine Abhandlung von der Fuge, ſeine hiſtoriſch kritiſchen Beiträge zur Aufnahme der Muſik, ſein Handbuch bei dem Generalbaß und der Compoſition, ſeine Anfangsgründe der theoretiſchen Muſik, ſeine Anleitung zur Singcompoſition, ſeine kritiſche Einleitung in die Geſchichte und Lehrſätze der alten und neuen Muſik, ſeine kritiſchen Briefe über die Tonkunſt und ſeinen Verſuch über die muſikaliſche Temperatur. Seine Geſchichte der Orgel, die ihn in ſeinen letzten Lebensjahren beſchäftigte, blieb unvollendet. Als Componiſt war er weniger ausgezeichnet.

Marqueterie iſt eine Art der moſaiſchen oder muſiviſchen Arbeit, da man mit Hölzern, die theils von Natur verſchiedene Farben haben, theils mit Farben gebeizt, theils zum Schattiren an den Seiten in warme Sand oder Kalk angelaufen oder angebrannt ſind, ganze Gemählde zuſammengeſetzt. Dieſe Kunſt war ſchon den Alten bekannt und wurde theils durch Filippo Brunelleſchi (ſ. d. A.), theils durch Giuliano da Majano (geb. zu Neapel 1387, geſt. 1457) wieder hergeſtellt. Letzterer verfertigte in verſchiednen Kirchen Italiens mit Giuſto und Minore viele von farbigem Holz eingelegte Arbeit, wobei ihn ſeine Schüler Guido del Servellino und Dominicus di Mariotto unterſtützten. Benedetto da Majano (geb. zu Florenz 1444, geſt. 1498) übertraf in der mit Holz eingelegten Arbeit alle Künſtler ſeiner Zeit; er verfertigte Perſpectiven, Laubwerk und Figuren von eingelegter Arbeit auf Möbeln, und wurde dazu ſelbſt ins Ausland berufen. Giovanni da Verona (geb. 1469, geſt. 1537), der bei Filippo Brunelleſchi gelernt hatte, wurde zu Rafaels Zeit in Rom durch ſeine eingelegten Arbeiten von Holz berühmt. Er erfand die Kunſt, dem Holze mit durchdringenden Oelen und ſiedendheißen Farben jede Art der Färbung zu geben, und mit dieſen gefärbten Hölzern beſonders Häuſer, Perſpektive und andere Malereien täuſchend nachzuahmen. Auch in neuern Zeiten hat man dergleichen Arbeiten ausgeführt. So wurden zu Neuwied Holztapeten für den Prinzen Carl von Lothringen verfertigt, welche den Sabinerinnenraub vorſtellten.

Marquis (ital. Marchese), iſt ein Titel, welchen ohne alle weitere Veränderung ſeiner Verhältniſſe jeder von niederm Adel erhalten kann, und welcher folglich mit der Würde eines Markgrafen in deutſchem Sinne nicht zu verwechſeln iſt. Er ſtand in Frankreich zwiſchen dem hohen und niedern Adel; in England folgte ſonſt der Marquis nach den Herzogen; in Italien hat der Marchese ſeinen Rang vor dem Grafen. Marquiſe heißt die Gemahlin eines Marquis; denſelben Namen führt ein vor den Fenſtern angebrachtes Dach von Leinwand, als Schutz gegen die Sonnenſtrahlen.

Marroquin, marokkaniſches Leder, iſt ſo viel als Saffian, deſſen Zubereitung bei den Türken ein Geheimniß iſt. Man hat jetzt auch in Deutſchland viele Fabriken, welche in Marroquin allerhand niedliche Arbeiten (Chatouillen, Etuis u. ſ. w.) arbeiten; eben ſo in Marroquinpapier, welches das Anſehen des Marroquins nachahmt. Der Marroquin wird vorzüglich in Syrien, auf der Inſel Cypern u. a. kleinaſiatiſchen Orten von verſchiedenen Farben bereitet.

Mars, Mavors, bei den Griechen Ares, der Gott des Krieges. Nach den älteſten Dichtern war er ein Sohn des Jupiter und der Juno, nach ſpätern der Juno allein, der wildeſte der Götter. Eigentlich iſt Mars eine pelasgiſche Gottheit, welche in Thracien urſprünglich verehrt wurde, und von da aus zu den Griechen kam. In den früheſten Zeiten war er das Symbol der Macht der Gottheit, und bei den Griechen das Symbol des Krieges, in ſo fern nur Stärke, Kühnheit und Brutalität dazu gehören; dahingegen Minerva als Kriegsgöttin das Symbol der mit Ueberlegung und Kenntniß des Kriegsweſens verbundenen Tapferkeit iſt. In ſpätern Zeiten wird er immer menſchlicher gebildet, als Retter der Unſchuld ꝛc. Die Römer erhielten ſeinen Dienſt ſchon in den früheſten Zeiten von den Griechen. Die Stifter ihrer Stadt, Romulus und Remus, waren von ihm mit der Rhea Sylvia erzeugt worden. Außer mehrern Tempeln war ihm zu Rom auch das Marsfeld (ſ. Märzfeld) gewidmet. Seinen Dienſt verrichteten beſondre ihm gewidmete Flamines und das Collegium der Salier (ſ. d. Art.), welche ſeinen vom Himmel gefallnen Schild (ancile) aufbewahrten. Auch war ihm der Monat März geweiht. Am 1ſten März und am 12ten October wurden ihm Feſte gefeiert. Ihm waren bei den Römern das Feuer, die Soldaten und Fechter, desgleichen auch die Pferde, die Stoßvögel, Geier, Hähne, Spechte und Wölfe heilig; auch die Suovetaurilia wurden ihm dargebracht. In Friedenszeiten nannten ſie ihn Quirinus, gradivus, der Schreitende im Kriege. Seine Gemahlin und Schweſter war bei ihnen die Bellona. Die Griechen hingegen ſchreiben ihm keine eigentliche Gemahlin zu; aber er erzeugte einige Kinder mit der Venus und verſchiednen andern Geliebten. Die Umarmung der erſtern wurde vom Helios dem Vulkan verrathen. Dieſer verfertigte ein künſtliches, überaus feines Netz, warf es über beide, die er eben auf dem Lager beiſammen fand, rief ſodann alle Götter herbei und gab die beſchämten Gefangenen dem Spotte der Olympier Preis. Venus gebar ihm die Harmonia (Eintracht); Deimos (Schreck) und Phobos (Furcht) ſind ſeine Söhne. Simonides nennt noch den Eros als einen Sohn des Mars und der Venus. — Phobos iſt ſein ſteter Kriegsgefährte, er und Deimos ſpannen ſeinen Kriegswagen an und lenken ihn im Gefechte; Enyo, die Städteverwüſterin (Bellona) und Eris wandeln im Kampfe neben ihm her. -- Die Fabel erzählt verſchiedne einzelne Thaten von ihm. Im Gigantenkriege kommt er nur bei den ſpätern Dichtern vor. Nach Claudian griff er die Rieſen zuerſt an und erlegte Pelorus und Mimas. Vor dem Typhoeus mußte er aber, wie die andern Götter, fliehen, und um verborgen zu bleiben, verwandelte er ſich in einen Fiſch. Im Gefechte mit den Aloiden Otus und Ephialtes wurde er von ihnen gefangen genommen und in ein ehernes Gefängniß gelegt, wo er 13 Monate ſchmachten mußte. Die Mutter der Aloiden verrieth aber ſeinen Aufenthalt dem Hermes und dieſer befreite ihn wieder. Mit dem Hercules gerieth er zweimal in Kampf, indem er ſeinen Söhnen gegen ihn beiſtehen wollte. In dem einen Kampfe wurde der Gott ſelbſt verwundet, den andern trennte Jupiter, indem er ſeinen Blitz zwiſchen die Fechtenden ſchleuderte. Dagegen tödtete Mars den Halirrhotius, Neptuns und der Nymphe Euryte Sohn, weil er ſeiner Tochter Alcippe Gewalt anthun wollen. Neptun

verklagte ihn deshalb bei den zwölf Göttern, welche ihn auf einem Hügel bei Athen (Marshügel) richteten und losſprachen. Da Mars der erſte war, über den hier ein Gericht gehalten wurde, ſo bekam daſſelbe nach ihm den Namen Areopagus. Im trojaniſchen Kriege ſtand Mars den Troern gegen die Griechen bei. Diomedes verwundet ihn, daß er gleich zehntauſend Männern ſchreit. Auch kämpfte er gegen die Minerva, in deren Aegide er ſeinen Speer ſchleuderte, wogegen ſie ihn mit einem Steinwurfe zu Boden ſchmetterte, daß er ſieben Hufen Landes mit ſeinem Körper bedeckt. Abgebildet wird Mars als ein junger männlicher Krieger in voller Rüſtung, von kräftigem Körperbau, mit gedrungenem Geſicht, breiter Stirn, tiefliegenden Augen, kleinem Mund, dichtem, aber kurzem Haar, Helm, Speer, Schwert und Schild ſind ſeine Attribute. Den Namen Mars führt auch ein Planet (ſ. Planeten); in der Chemie bedeutete dieſer Name ſonſt auch das Eiſen, in beiden Fällen wird er durch ♂ bezeichnet.

Mars (Demoiſelle), die erſte komiſche Schauſpielerin beim Theatre Français in Paris, ſpielt Charakterrollen, zärtliche Liebhaberinnen, Koketten, naive Mädchen und Kammermädchen. Sie iſt jetzt (1819) ungefähr 48 Jahr alt, und eine vollendete Künſtlerin. Schon Kotzebue erwähnt ihrer in ſeinen Erinnerungen aus Paris 1804 mit vielen Lobeserhebungen, beſonders als Lottchen in Les deux frères (die Verſöhnung von Kotzebue) und in der Epreuve nouvelle (von Mariveaux). Er nennt ſie ſogar „die jüngſte der Grazien.“ Damals war jedoch ihr eigentliches Künſtlerthum noch nicht zu der gediegenen Reife gelangt, als es ſich Kennern ſeit einigen Jahren gezeigt hat. Eine völlige Auseinanderſetzung ihres Spiels liegt außer unſern Gränzen, wir wollen hier nur mit einem Kenner, der ſie in Rückſicht ihrer rein künſtleriſchen Darſtellungen mit Iffland vergleicht, ſagen, „daß ſich bei dem Spiele der Dem. Mars auch nicht eine einzige lockere Verbindung, eine einzige, wenn noch ſo leiſe, Nuance von Mangel an Zuſammenhange entdecken laſſe; es herrſche vielmehr darin eine ſo möglichſt vollkommene künſtleriſche Geſtaltung, eine ſo bis in die innigſten Elemente der Darſtellung dringende Einheit derſelben, daß auch die ſcharfſinnigſte Abſtraction nichts Vollendeteres zu erdenken im Stande ſein möchte.“ Die Grandes Coquettes ſind ihr Hauptfach und im Naiven und Launigen wird die Suſanne in Figaro's Hochzeit als ihr Triumph genannt.

Marſch iſt ein kurzes Tonſtück von ernſthaftem und feierlichem Charakter, in einer geraden Tactart und einem gemäßigten Zeitmaße, welches vorzüglich zu militäriſchen Aufzügen beſtimmt iſt. Weil der Marſch nicht blos die Abſicht hat, den Aufzug feierlicher zu machen, ſondern auch zugleich die Gleichförmigkeit der Schritte zu erleichtern, ſo muß der Rhythmus dabei ſehr ſtark markirt und herausgehoben werden. Leider wird der charakteriſtiſche Marſch der Deutſchen in der neuern Zeit durch Tänze verdrängt.

Marſchall, alt **Marſchalk**, franz. Maréchal. Man hat vielerlei Meinungen über die Etymologie dieſes Worts. Manche haben es von Mars, dem Kriegsgotte, und Schalk, einem feinen, liſtigen Diener, hergeleitet, ſo daß es gleichſam einen im Kriege wohlerfahrnen Diener bezeichne; Andre, mit größrer Wahr-

ſcheinlichkeit, von dem alten Mar oder Mähre, ein Pferd edlerer Art, ein Streitroß und Schalk, alſo, der bei den Pferden angeſtellt wäre, Stallmeiſter, (daher auch im Franzöſiſchen Maréchal, der Hufſchmid); endlich noch Andre von Mehrer oder Mayer (einem Vorſteher, Verſorger) und Saal, Hof, um damit einen oberſten Vorſteher des Hofs, einen Oberhofmeiſter anzudeuten. Die letztere Bedeutung ſcheint allerdings mit der, welche man heutiges Tags mit dem Hofmarſchall verbindet, übereinzukommen, welcher an fürſtlichen Höfen einen der vornehmſten Hofbedienten ausmacht, von welchem die ganze innere Haushaltung des Hofs, der Küche, des Kellers u. ſ. w. und die Aufſicht über die Hofbedienten abhängt, ſo daß er den gewöhnlichen Aufgang, die vorfallenden Gepränge beim Empfang fremder Gäſte, bei beſonderen Feierlichkeiten und Feſten beſtreiten und beſorgen muß; daher es auch ein beſondres Hofmarſchallamt giebt, welches jenem untergeordnet iſt. — So iſt denn auch der Reichsmarſchall, Land-Erbmarſchall auf einem Reichs- oder Landtage derjenige unter den Reichs- oder Landſtänden, welcher auf die äußre Ordnung bei den Verſammlungen der Stände ſieht, den Vorſitz dabei führt, den Vortrag hält u. ſ. w. Er heißt Erbmarſchall, in ſo fern dies Amt bei einem gewiſſen Geſchlecht erblich iſt. — Bei öffentlichen Feierlichkeiten, Aufzügen und dergl. pflegen Marſchälle gewählt zu werden, welche den Zug oder Abtheilungen deſſelben anführen, für Ordnung ſorgen, und zum Zeichen ihrer Würde einen Marſchallſtab tragen. — Der Feldmarſchall iſt der oberſte Befehlshaber bei den Landtruppen. — Endlich erwähnen wir noch der ehemaligen Würde eines Reichs-Erzmarſchalls des deutſchen Reichs, welcher als ein vornehmer Erzbeamter für die Ordnung bei Reichstagen und außerordentlichen Feierlichkeiten ſorgen mußte, und ſein Amt wieder durch einen Erbmarſchall verwalten ließ. Dieſes Erzamt kam dem Churfürſten von Sachſen zu.

Marſchallstafel, eine Nebentafel bei Hofe, für diejenigen, welche nicht an die fürſtliche Tafel ſelbſt gezogen werden.

Marſchländer nennt man tiefliegende, beſonders an Meeresufern befindliche Ländereien, die ſich durch einen ſehr fruchtbaren, gewöhnlich ſchwarzen, tiefen, feuchten, aber doch ſtark zuſammenhängenden Erdboden auszeichnen. Dergleichen Ländereien ſind gewöhnlich der Rückſtand ausgetrockneter Gewäſſer, daher auch die große Fruchtbarkeit derſelben. Aehnliche Ländereien finden ſich an den Ufern der größern Ströme entweder natürlich ausgetrocknet, oder durch Deiche (Dämme) trocken gelegt. Dieſe nennt man aber nicht ſowohl Marſchländer, welche Benennung nur an den Meeresküſten üblich iſt, ſondern Bruchland. An der Nordſee ſind die Dittmarſchen die bekannteſten. BC.

Marſeille, die Hauptſtadt des franzöſiſchen Departements der Rhonemündungen, eine der anſehnlichſten Städte Frankreichs und wichtige Handelsſtadt, in einer ſchönen, gegen Norden mit Bergen umgebenen, nur gegen das Meer hin offenen Ebene, an einem Buſen des mittelländiſchen Meeres, deſſen äußerſte Spitze den Hafen bildet, liegt in Geſtalt eines Hufes um den Hafen herum, und hat 12,000 Häuſer und 96,000 Einwohner. Die Stadt iſt nicht mehr feſt; denn die Wälle ſind geebnet und in ſchöne Spaziergänge verwandelt. Marſeille beſteht aus der Alt- und Neuſtadt, welche durch eine ſchöne, eine Stunde lange Straße, le Cours genannt, ge-

ſchieden werden. Dieſe Straße iſt mit doppelten Alleen beſetzt, unter welchen in dichten Reihen Boutiken ſtehen und einen immerwährenden Jahrmarkt bilden. Die Häuſer an dieſer Straße haben bei einer Höhe von fünf Stockwerken platte Dächer, welche mit eiſernen Geländern eingefaßt, und mit wohlriechenden Orangenbäumen und allen andern Arten vorzüglicher Blumen beſetzt ſind. Die Altſtadt, welche den größern Theil der Stadt ausmacht, zieht ſich auf der Nordſeite an einer Anhöhe gegen den Hafen hinunter, und iſt zwar der volkreichſte Theil, hat aber enge, ſteile und winklige Straßen und meiſtens unanſehnliche Häuſer; die auf der Süd- und Oſtſeite liegende Neuſtadt dehnt ſich um den Hafen herum, und iſt ſchön gebaut; die Straßen ſind breit, ſchnurgerade und äußerſt reinlich, und die Häuſer maſſiv und ſchön. Zu den vornehmſten Gebäuden der Stadt gehören: das Stadt- oder Rathhaus, die Börſe, die Domkirche, das neue Theater, das alte und neue Arſenal, das große Lazareth mit muſterhaften Quarantäneanſtalten. Unter den öffentlichen Plätzen zeichnen ſich der neue Platz mit vier Springbrunnen und der St. Michaelisplatz aus. Der Hafen, vor welchem die Rhede liegt, ſeit 1815 zu einem Freihafen erklärt, iſt ein Meiſterwerk der Natur und Kunſt; er iſt zu beiden Seiten mit Steindämmen eingefaßt, und bildet ein längliches Viereck, das eine Viertelſtunde weit in die Stadt hineindringt. Er hat eine 16 bis 22 Fuß betragende Tiefe, aber eine wegen der verborgenen Klippen etwas beſchwerliche Einfahrt, iſt gegen alle Winde geſchützt, und kann 900 Kauffahrteiſchiffe faſſen. Für Kriegsſchiffe iſt er nicht tief genug. An und bei dem Hafen befinden ſich die Magazine für die ankommenden Schiffe nebſt den Schiffswerften. An der rechten Seite des Hafens, liegt das Fort St. Jean, welches dreifache über einander liegende, mit ſtarkem Geſchütz beſetzte Feſtungswerke hat, an der linken Seite liegt das Fort Louis auf einem hohen Felſen. Von beiden Seiten des Hafens läuft eine Felſenkette tief ins Meer, welche auch mit Vertheidigungswerken verſehen iſt. Eine halbe Stunde vom Hafen ragt ein großer Felſen aus dem Meere hervor, welcher gleichfalls mit Feſtungswerken beſetzt iſt. Es fehlt Marſeille nicht an mancherlei literariſchen Anſtalten, wohin beſonders das königliche Collegium, eine Akademie der Wiſſenſchaften und Künſte, ein Muſeum von Alterthümern, Gemählden rc., eine mediziniſche Geſellſchaft, ein botaniſcher Garten, eine Sternwarte, eine Schifffahrts- und eine Zeichnenſchule gehören. Der Kunſt- und Gewerbfleiß iſt hier ſehr blühend, und die Zahl der Fabriken beträchtlich. Am wichtigſten ſind die Seifefabriken, ferner die Fabriken in Stärke und Puder, Corallen, Kattun, rothen tuneſiſchen Mützen, türckiſchem Rothgarn rc. Wichtiger iſt der Handel, welcher beſonders nach der Levante, Italien, Spanien und Nordafrika getrieben wird; noch blühender war er vor der Revolution, zu welcher Zeit jährlich 5000 Schiffe in den Hafen einliefen. Wegen des Handels, des ſchönen Clima's und der angenehmen Gegend halten ſich immer viele Fremde hier auf, und finden hier alle Arten von Vergnügungen; auch ſind die Einwohner fröhliche, geſellige, gaſtfreie und das Vergnügen liebende Menſchen. An den die Stadt umgebenden Anhöhen liegen mehrere tauſend blendend weiße Landhäuſer zwiſchen blaßgrünen Oel- und Mandelpflanzungen. (S. den Art Baſtiden.) Die Straße von Aix bis Marſeille iſt eine der ſchönſten in Frankreich. Sie führt über

eine kleine Bergkette, welche ſich durch ein ſieben Stunden langes Thal erſtreckt. Aus den am Wege liegenden Wieſen ſteigt unaufhörlich ein balſamiſcher Wohlgeruch in die Luft; Lavendel, Salbei, Meliſſe und Rosmarin wachſen hier als wildes Geſträuch. Immer blühende Roſen ſchmücken den Rand der Heerſtraße. Kleine Wäldchen von Myrthen und Lorbeeren laden den ermüdeten Wanderer unter ihre duftenden ſchattigen Zweige zur Ruhe und Erquickung ein. An beiden Seiten des Weges liegen eine Menge Gärten und Weinberge mit ſchönen Landhäuſern.

Marſer. Mit dieſem Namen wurden zwei verſchiedene Völker bezeichnet: einmal ein kriegeriſches Volk in Mittelitalien, das ſich in dem Bundesgenoſſenkrieg, der auch nach ihm der marſiſche heißt, hervorthat; zweitens ein deutſches Volk, vom Stamme der Iſtävonen, das nach der Niederlage des Varus in die Gegenden am Rhein vordrang, und ſich beſonders an beiden Ufern der Lippe niederließ, bei den folgenden Kriegen der Römer aber ſich wieder in das Innere zurückzog. Es ſcheint, daß die Marſer zu den Cheruskern gehörten, und nur kurze Zeit als ein eignes Volk auftraten.

Marsfeld, ſ. Märzfeld und Rom.

Marſh (Herbert), einer der berühmteſten und fruchtbarſten politiſchen und theologiſchen Schriftſteller Englands, iſt Doctor und Profeſſor der Theologie zu Cambridge und Mitglied der königlichen Societät. Er ward zu London geboren, und zeichnete ſich ſchon als Schüler durch ſeine mathematiſchen und andern Kenntniſſe auf dem St. John's College vortheilhaft aus. Nachdem er in ſeinem Vaterlande eine Collegiatur und akademiſche Würden erhalten hatte, ging er nach Deutſchland, um ſich in neuern Sprachen zu vervollkommnen. Er hielt ſich einige Jahre in Göttingen, und zuletzt in Leipzig auf, und ſetzte ſich ſo in Stand, eines der gelehrteſten deutſchen Werke (Michaelis Einleitung in das Neue Teſtament) mit Anmerkungen ins Engliſche zu überſetzen (erſchien 1792 — 1801, 4 Voll. 8.). Zugleich theilte er die wichtigſten politiſchen Nachrichten, die er ſich dort zu verſchaffen wußte, der Regierung ſeines Vaterlandes mit. Pitt ertheilte ihm wegen dieſes weſentlichen Verdienſtes um ſein Vaterland eine Penſion. Als die franzöſiſchen Kriegsheere Deutſchland überſchwemmten, ging Marſh nach England zurück, und erhielt 1807 die obige Profeſſur. Mit einem löblichen Eifer in der Erfüllung ſeines neuen Berufes hielt er ſeine theologiſchen Vorleſungen, ſtatt, wie vordem üblich war, in lateiniſcher, jetzt in engliſcher Sprache. Dadurch gewannen dieſelben an Gemeinnützlichkeit, da jetzt Perſonen jedes Standes ſie verſtehen und beſuchen konnten. Es ſind drei Theile davon gedruckt worden. Er hatte das Schickſal, in viele gelehrte Streitigkeiten verwickelt zu werden, und zwar zuerſt mit einem Archidiaconus Tarvis über einen Gegenſtand der theologiſchen Kritik. Darauf ſuchte er in dem Werke: Patie's Essay on the English national Credit, or an attempt to remove the apprehensions of those, who have money in the English Funds; translated from the German, 8. 1797, die Hülfsquellen und die Ehre Britanniens gegen die Verkleinerer derſelben zu vertheidigen, und ſeine Landsleute über den Zuſtand ihres Vaterlandes zu beruhigen. Späterhin vertheidigte er ſeine in ſeiner Dissertation on the origin and composition of the three first Gospels, 8. 1802 aufgeſtellten Hypotheſen in

mehreren Schriften, beſonders gegen eine ſcharfſinnige, anonyme Schrift, welche die allgemeine Meinung dem damaligen Biſchof von Oxford zuſchrieb. Hierauf ward er in einen Federkrieg über das Erziehungsſyſtem des Doctors Bell und Joſeph Lancaſters verwickelt. Mit dieſer Fehde war eine andere in Rückſicht der Bibelſocietät verbunden, wegen welcher Marſh von einem Schwarm erhitzter Köpfe mit einer Bitterkeit angefallen wurde, die des Gegenſtandes durchaus unwürdig waren. Während er ſich auf dieſe Weiſe herumſtritt, ward er ſchon wieder von einer andern Seite herausgefodert. Einer der beliebteſten catholiſchen Geiſtlichen in London, von dem Wunſche beſeelt, einen ſo großen Streiter zur Mutterkirche zu bringen, ſuchte den theologiſchen Ritter zu überzeugen, daß er mehrere ſeiner ſchärfſten Pfeile aus des Papſtes Köcher genommen habe (1813). Aber der Ausgang lehrte, daß der catholiſche Bekehrer ſeinen Kräften zu viel, und der Stärke ſeines Gegners zu wenig getrauet hatte: denn er mußte auf eine lächerliche Weiſe abziehen.

Marſham (Sir John), ein gelehrter Schriftſteller, geboren zu London 1602, geſtorben zu Buſhyhall in der Grafſchaft Oxford am 25ſten Mai 1685 als Kanzleiſchreiber, Ritter und Baronet, hat in ſeinem Canon chronicus aegyptiacus, hebraicus, graecus, (Lond. 1672. Fol. Franeker 1696. 4.) zuerſt Licht und Ordnung in die ägyptiſche Chronologie gebracht. Ungeachtet ſeiner zu großen Vorliebe für das Anſehen der hebräiſchen Nachrichten, und ſeines zu gewagten Vordringens in Zeiten, welche keine hiſtoriſch-kritiſche Genauigkeit zulaſſen, ſind ſeine Reſultate über die verſchiedenen Dynaſtien und über die Regentenfolge in Aegypten im Weſentlichen als die bewährtern gültig geblieben. A—s

Marſigli (Lodovico Fernando, Graf von), geboren zu Bologna im J. 1658, wurde für das Militär beſtimmt, zeigte aber von Jugend an für die Wiſſenſchaften eine große Neigung, die durch den Umgang mit den berühmteſten Gelehrten Italiens vermehrt wurde. Eine Reiſe, die er im J. 1679 mit dem venetianiſchen Geſandten nach Conſtantinopel machte, verſchaffte ihm Gelegenheit, ſich von dem Zuſtand der ottomaniſchen Kriegsmacht zu unterrichten, und am thraciſchen Bosporus phyſikaliſche Beobachtungen anzuſtellen. Nachdem er elf Monate in der Türkei verweilt hatte, kam er nach Bologna zurück, ſammelte dort die auf ſeiner Reiſe über das Kriegsweſen der Türken und in der Naturkunde gemachten Beobachtungen, und gab ſie nachher in beſondern Werken heraus. Bei dem im J. 1683 zwiſchen dem Kaiſer Leopold und den Türken ausgebrochenen Kriege trat Marſigli in öſterreichiſche Dienſte, und zeigte ſich als einen geſchickten Ingenieur. Er hatte das Unglück, in türkiſche Gefangenſchaft zu gerathen, aus welcher er erſt im folgenden Jahre befreit, dann zum Oberſten ernannt, und zweimal nach Rom geſendet wurde, um Innocenz XI. und Alexander VIII. die Siege der chriſtlichen Waffen zu melden. In der Folge wurde Marſigli mit zu den Gränzbeſtimmungen gebraucht, welche in dem 1699 zu Carlowitz geſchloſſenen Frieden verabredet worden waren. Bei dem 1701 ausgebrochenen ſpaniſchen Erbfolgekriege wurde Marſigli Unterkommandant der Feſtung Alt-Breiſach, welche ſich am 6ten September 1703 nach einer kurzen Gegenwehr an den Herzog von Bourgogne ergab. Durch den Ausſpruch eines Kriegsgerichts wurde der eigentliche Commandant,

Graf Arco, zum Tode verurtheilt, Marſigli aber aller Ehren und Würden entſetzt und ihm der Degen zerbrochen. Marſigli hatte in ſeinem Unglück den Troſt, das man allgemein dieſes Urtheil für eine Wirkung der Politik hielt, welche, um die Ehre des Oberbefehlshabers, des Prinzen von Baden, zu retten, Arco und ihn aufopferte, auch gab er eine Vertheidigung ſeines Betragens in Breiſach heraus. Er nahm ſeine Zuflucht zu den Wiſſenſchaften, mit denen er ſich, auch während des Kriegsgetümmels, beſtändig beſchäftigt hatte. Er bereiſte die Schweiz, um die Gebirge kennen zu lernen, und das ſüdliche Frankreich, um Unterſuchungen über das Meer anzuſtellen. Im J. 1708 berief ihn Papſt Clemens XI. zu ſich, um ihm das Commando einer kleinen Armee zu geben, die er gegen den Kaiſer Joſeph in Bewegung ſetzen wollte. Der Krieg brach jedoch nicht aus, ſondern wurde durch einen Vergleich beigelegt. Marſigli hielt ſich hierauf in Bologna auf, machte nachher eine Reiſe durch die Niederlande, England und Frankreich, und ſtarb zu Bologna am 2ten November 1730. Sein Vaterland verdankte ihm die Errichtung der unter dem Namen des Inſtituts von Bologna bekannten Akademie, welche 1710 entſtand und 1714 eröffnet wurde. Den Grund zu dieſem Inſtitute legte Marſigli, indem er ſeine eignen beträchtlichen Sammlungen dazu hergab. Der Senat räumte demſelben ein Haus ein. Es wurde eine zahlreiche Bibliothek, ein phyſikaliſches Naturalien- und Antiquitäten-Cabinet, auch ein chemiſches Laboratorium angelegt, auch wurden einige Profeſſoren angeſtellt, die über Phyſik, Mathematik, Chemie ꝛc. Vorleſungen halten ſollten. Dieſes Inſtitut hat ſich in den neuern Zeiten von dem urſprünglichen Zwecke des Stifters entfernt, und viel von ſeinem Anſehen verloren. Außer einer Schrift über das Meer, einer andern über den Caffée, über den militäriſchen Zuſtand der ottomaniſchen Pforte und verſchiednen andern, hat Marſigli ein prächtiges und theures Werk, welches Kaiſer Leopold I. thätigſt unterſtützte, herausgegeben unter dem Titel: Danubius Pannonico-Mysicus, cum observationibus geographicis, astronomicis u. ſ. w. 6 Foliobände, Haag und Amſterdam 1726, mit 288 Kupfern. Er beſchreibt darin die Donau von dem Kalenberg in Oeſterreich bis zur Verbindung mit der Jantra in der Bulgarei. Der erſte Band enthält geographiſche, aſtronomiſche und hydrographiſche Gegenſtände und eine Generalkarte der Donau von ihrem Urſprung bis zu ihrer Mündung. Der zweite Band enthält die Alterthümer an der Donau; der dritte beſchreibt die Mineralien in der Gegend der Donau; der vierte die Fiſche der Donau, nebſt ihren Abbildungen; der fünfte liefert eine Beſchreibung der Vögel, welche die Donauufer beſuchen, mit 74 Kupfern; der ſechste endlich enthält vermiſchte Beobachtungen, ein Verzeichniß der Pflanzen, der vierfüßigen Thiere u. ſ. w., welche ſich in der Nähe der Donau finden.

Marſyas, ein Sohn des Olympus, Oeagrus oder Hyagnis. Die Fabel erzählt: Als Minerva die von ihr erfundene Flöte unwillig, daß ſie das Geſichte beim Spielen entſtelle, weggeworfen, und den, der ſie wieder aufnehmen würde, mit dem härteſten Fluch belegt habe, ſey zufällig Marſyas der Finder dieſes Inſtruments geweſen, auf dem er durch Uebung bald eine ſolche Vollkommenheit erlangt, daß er es gewagt habe, den Apoll zum Wettkampf herauszufodern. Zu Kampfrichterinnen ſeyen die Muſen herbeigerufen

worden. Anfangs habe wirklich der ſtärkere Flötenton die ſanften Töne der Lyra, welche der Gott geſpielt, übertäubt, und ſchon ſey Marſias im Begriff geweſen, den Sieg zu gewinnen, als Apollo die Zither umgewandt und ſein Spiel mit Geſang begleitet habe. Dies habe ihm Marſyas mit ſeiner Flöte nicht nachthun können, und die Muſen darauf für Apollo entſchieden, welcher dem Vermeſſenen lebendig die Haut abgezogen und ihn ſo getödtet habe. Alſo ſey der Fluch der Minerva in Erfüllung gegangen. Dieſe Mythe bezeichnet wohl den Sieg, welchen die Citharödik (Kunſt zur Lyra zu ſingen) vor der Auletik (Flötenſpielerkunſt) bei den Erfindern dieſer Mythe erhielt. S. Böttiger im alt. Muſeum 1. Bd. S. 235. u. ff. — Viele Künſtler der alten und neuen Zeit haben den Wettkampf, ſo wie die Strafe des Marſyas dargeſtellt.

Martens (Georg Friedrich von), geboren 1756 zu Hamburg, wurde 1784 zum Profeſſor der Rechte in Göttingen ernannt und 1789 in den Adelſtand erhoben, bekleidete von 1808 — 1813 die Stelle eines Präſidenten der Finanzſection des kön. weſtphäliſchen Staatsraths, und war ſeit 1814 kön. hannöverſcher geheimer Cabinetsrath und ſeit 1816 Bundestagsgeſandter zu Frankfurt und ſtarb daſelbſt 1821. Er hat dem Staats und poſitiven Völkerrecht zuerſt eine wiſſenſchaftliche Form gegeben, und durch Sammlungen wie durch eigne gediegne Schriften, beide Wiſſenſchaften gleich verdienſtlich gefördert. Von ſeinen Schriften verdienen vorzügliche Erwähnung: Recueil des principaux traités d'alliance, de paix etc. depuis 1761. Gött. 1790 — 1818. 8. 14 Bde. Einleitung in das poſitive europäiſche Völkerrecht, Gött. 1796, 8. Erzählungen merkwürd. Fälle des neuern europ. Völkerrechts. Gött. 1800, II, 4. Cours diplomatique ou tableau des relations extérieures des puissances de l'Europe. Berl. 1801. III, 8. Grundriß einer dipl. Geſchichte der europ. Staatshändel u. Friedensſchlüſſe ſeit d. 15. Jahrh. Berl. 1807, 8.

Martialis (Marcus Valerius), der berühmteſte römiſche Epigrammendichter, war zu Bilbilis in Celtiberien (dem heutigen Bubiera in Aragonien) 40 Jahr nach Chr. Geb. geboren, kam als ein zwanzigjähriger Jüngling unter Nero's Regierung nach Rom, und verlebte dort unter Galba's und der folgenden Kaiſer Regierung, deren einige ihm Freundſchaft und Achtung bewieſen, fünfunddreißig Jahre. Domitian ernannte ihn zum Tribun. Martial vergötterte den Kaiſer während ſeines Lebens, brandmarkte ihn aber nach ſeinem Tode. Man findet in den Anmerkungen eines alten Commentators des Juvenals ein Epigramm von ihm, das alſo lautet:

Flavia gens, quantum tibi tertius abstulit haeres,
Paene fuit tanti non habuisse duos.

Trajan, der die Satiriker nicht liebte, bewies ihm nicht gleiches Wohlwollen, und dies bewog ihn, ſich in ſein Vaterland zurückzuziehn. Er, der Rom, den Mittelpunkt der Künſte, verließ, um fortan in einer kleinen Stadt zu leben, wo weder Geſchmack noch Gelehrſamkeit einheimiſch waren, empfand daſelbſt lange Weile und Ueberdruß. Auch wurde er von Eiferſüchtigen und Tadlern angefeindet. Um die Reiſe machen zu können, hatte ihm Plinius eine Summe Geld gegeben. Dies beweiſt ſeine Armuth, die er auch ſelbſt bekennt.

Sum fateor, semperque fui, Callistrate, pauper.

Später verheirathete er ſich mit einer Spanierin, die ihm ein beträchtliches Vermögen zubrachte:

Has Marcella domos parvaque regna dedit.

Er ſtarb im J. 101. Als ein Beweis der Achtung, worin er zu Rom ſtand, wird angeführt, daß ein Patricier, Stertinius, ihm eine Bildſäule in einer Bibliothek ſetzen ließ. Schmeichelhafter noch war es für den Dichter, daß der Kaiſer Verus ihn ſeinen Virgil nannte, wiewohl man die Aehnlichkeit zwiſchen beiden Dichtern nicht einſieht. — Martials Ruhm gründet ſich auf 14 Bücher Epigrammen, von denen er ſelbſt mit Beſcheidenheit ſagt:

Sunt bona, sunt quaedam mediocria, sunt mala plura.

In der That giebt die Menge und der verhältnißmäßige Werth ſeiner Epigramme einen hohen Begriff von dem faſt unerſchöpflichen Witz des Dichters. Die meiſten derſelben ſind ungemein ſcharfſinnig und treffend, viele voll Anmuth und attiſchen Salzes, viele aber auch, in denen er die Laſter ſeiner Zeit beſpottet, nach unſern Begriffen höchſt unzüchtig und ſchamlos. — Eine Auswahl Martialiſcher Epigramme hat Ramler ins Deutſche überſetzt mit dem lat. Text herausgegeben 1787—93, in 5 Theilen. Hauptausgaben ſind v. Schrovel (1670) u. Rader (1627).

Martin (der heilige), der berühmteſte dieſes Namens, war zu Subaria in Pannonien (jetzt Stain in Nieder-Ungarn), um das J. 316 von heidniſchen Aeltern geboren. Sein Vater, Tribunus militum, nöthigte auch den Sohn mit dem 15ten Jahre die Waffen zu ergreifen. Schon früh ſoll er ſeinem Vater entflohen ſein und ſich in einer chriſtl. Kirche haben unterrichten laſſen. Er diente unter Conſtantius und Julianus und ging nach Gallien, wo er als ein Muſter aller Tugend erſchien. Er theilte unter andern ſein Kleid mit einem Armen, der ihm an den Thoren von Amiens begegnete. Die Legende ſagt, daß Chriſtus ihm in der folgenden Nacht, mit der Hälfte dieſes Kleides bedeckt, erſchienen ſei. Martin ließ ſich bald nach dieſer Erſcheinung taufen, 337, entſagte ſeinem Stande und verlebte mehrere Jahre in der Zurückgezogenheit, bis der heilige Hilarius, Biſchof von Poitiers, ihn in den Orden der Exorciſten aufnahm. In Pannonien, wohin er auf einen vorgeblichen Befehl der Gottheit im Traume zurückreiſte, bekehrte er ſeine Mutter und widerſetzte ſich mit Eifer den Arianern, die in Illyrien herrſchten. Bei ſeiner Rückreiſe gerieth er unter Mörder, welche er bekehrte. Doch mußte er dafür eine öffentliche Geißelung erdulden, wobei er die Standhaftigkeit der erſten Märtyrer zeigte. Er ließ ſich darauf bei Poitiers nieder, wo er eine Menge von Religioſen unter ſeiner Leitung verſammelte, und viele Wunder verrichtet, z. B. einen ſeiner Lehrlinge von dem Tode erweckt haben ſoll. Im J. 374 wurde ihm das Bisthum von Tours übertragen. Um ſich mehr der Welt zu entziehn, erbaute er zwiſchen der Loire und einem ſteilen Felſen das berühmte Kloſter von Marmoutiers, wo er 80 Mönche verſammelte, und im J. 400 ſein mäßiges Leben beſchloß. Man hält dies Kloſter für die älteſte Abtei Frankreichs. Der heilige Martin iſt der erſte, dem die röm. Kirche öffentl. Verehrung erwieſen hat. Er machte ſich durch ſeinen Eifer für die Ausbreitung des Glaubens und für die Ausrottung des Heidenthums um Frankreich ſehr verdient. Die Anekdote, daß einſt der Kaiſer Maximinus bei einem Gaſtmahle, wo er ihn zu ſeiner Rechten ſitzen ließ, ihm den Becher zuerſt habe reichen laſſen, um ihn aus ſeiner Hand nach ihm zu empfangen, hat ihn

zum Schutzpatron der Trinker gemacht; ſein Feſt, das auf den 11. Nov. fällt, wurde ehemals durch Schmauſereien und Trinkgelage, wobei es eben nicht mäßig zuging (wie die alten Ausdrücke Martiner und le mal Saint Martin für zu viel Trinken und Trunkenheit beweiſen), gefeiert. Es ſchreiben ſich die Martinsgänſe und Martinshühner daher, die das Volk zu dieſem Tage den Geiſtlichen zu ſchenken pflegte, ſo auch die Martinsfeuer, welche das abergläubiſche Volk in der Martinsnacht ſonſt auf Bergen und Feldern anzündete, in dem Wahne, daß die erleuchtete Gegend vor Wetterſchaden behütet werde. — Die dem heiligen Martin beigelegte Professio fidei de trinitate wird für ein untergeſchobnes Werk gehalten.

Martin iſt der Name von fünf Päpſten, unter denen folgende zwei die wichtigſten ſind. — Martin I., aus Todi in Toscana gebürtig, genoß einer ſorgfältigen Erziehung und wurde 649 zum Papſt erwählt. Er hielt ſogleich eine Synode von italieniſchen Biſchöfen in der Laterankirche zu Rom, und ließ die Monotheleten und den Kaiſer Heraclius feierlich verdammen. Zur Beſtrafung dieſes Schrittes wurde er gefangen nach Conſtantinopel geführt, und daſelbſt als ein Majeſtätsverbrecher zum Tode verurtheilt. Auf die Bitte des Patriarchen Paulus verwandelte man die Todesſtrafe in Verbannung. Martin wurde aller Zeichen ſeiner Würde beraubt, dem Hohne des Volks und der Soldaten Preis gegeben, und ſodann nach dem Cherſones verwieſen, wo er 655 ſtarb. Wegen dieſer beſtandenen Leiden wurde er unter die Heiligen verſetzt. Man hat von ihm achtzehn Briefe von geringer Wichtigkeit. — Martin V., aus dem alten Geſchlecht der Colonna, wurde im November 1417, nach Gregors XII. Entſagung und Benedicts XIII. Abſetzung, während der coſtnitzer Kirchenverſammlung zum Papſte erwählt. Keiner ſeiner Vorgänger oder Nachfolger iſt je mit ſolcher Feierlichkeit geweiht worden. Er ritt auf einem weißen Roſſe, das der Kaiſer und der Churfürſt von der Pfalz, beide zu Fuß, beim Zügel führten. Eine Menge von Fürſten und eine ganze Kirchenverſammlung bildete den Zug. Sein erſtes Geſchäft war, eine Bulle gegen die Huſſiten zu erlaſſen. Dieſe Bulle iſt darum merkwürdig, weil darin der Papſt die Obergewalt der Concilien anzuerkennen ſcheint. Im Jahre 1418 ſchloß er das coſtnitzer Concilium, obgleich eine Menge von Beſchwerden noch nicht abgeſtellt waren. Die Spaltung in der Kirche war noch nicht beendigt. Benedict XIII. lebte noch, und als er 1424 ſtarb, wurde ein neuer Gegenpapſt in Clemens VIII. gewählt, welcher erſt 1429 ſeinen Anſprüchen entſagte und als Entſchädigung das Biſthum von Majorka erhielt. Eine Kirchenverſammlung, welche Martin V. nach Pavia berief und von da nach Siena verlegte, wurde aufgelöſt, ohne etwas feſtgeſetzt zu haben. Bald darauf ſtarb er (1431). Er hatte das Verdienſt, die Einheit in der Kirche wiederhergeſtellt und Italien beruhigt zu haben. Wir beſitzen von ihm einige Werke.

Martin (Louis Claude St.), ein franzöſiſcher Myſtiker im guten Sinne des Worts. Er war von adelichem Herkommen (Marquis), geboren zu Amboiſe in Touraine 1743, trat als Jüngling in Kriegsdienſte, und widmete ſeine Mußeſtunden dem Studium alter und neuer Sprachen, religiöſen Betrachtungen, der Tonkunſt und der Natur. Um ſeine Anſichten ungeſtörter auszubilden und ſeine

Kenntniſſe zu erweitern, verließ er den Dienſt, durchreiſte Deutſchland, die Schweiz, England und Italien, und fand durch ſeinen Charakter überall Freunde und Verehrer. Während der franz. Revolution, an welcher er keinen beſondern Antheil nahm, verſah er ſeinen Dienſt bei der Nationalgarde, bis ihn das gehörige Alter frei ſprach, ward dann Mitglied der erſten Wahlverſammlung ſeines Departements, zog ſich hierauf in die Einſamkeit zurück und ſtarb zu Autray bei Chatillon den 14. Okt. 1803. Er war voll Beſcheidenheit und Demuth, ſtiller Wohlthätigkeit und tiefem religiöſen Sinn. Letzterer ſpricht ſich in allen ſeinen Werken größtentheils unter der Geſtalt ſymboliſcher Fragmente aus, in welchen er oft die ſchwerſten Gegenſtände der Naturlehre und Metaphyſik mit einem genialen und religiöſen Blicke beleuchtet. Doch ſind dieſelben auch nicht frei von Paradoxien und überſpannten Einfällen. Die Seltenheit eines ſolchen theologiſchen Geiſtes in Verbindung mit der Milde und anziehenden Kraft ſeiner Werke erwarben ihm eine Menge Verehrer, ſo daß ſich in Frankreich eine beſondere theoſophiſche Secte bildete, welche ſich Martiniſten nannte. St. Martin überſetzte auch die Morgenröthe des ihm geiſtig verwandten Jacob Böhme, ſchrieb ſein berühmtes myſtiſches Werk des erreurs et de la vérité, Lion 1775. 8. und öfter (deutſch von Mathias Claudius, Hamb. 1782, 8.), Tableau naturel des rapports qui existent entre Dieu, l'homme et l'univers, Edinb. Vol. II. 1782. 8.; de l'esprit des choses, 1800. Vol. II. 8. (vom Geiſt und Weſen der Dinge oder philoſophiſche Blicke auf die Natur der Dinge und den Zweck ihres Daſeins, wobei der Menſch überall als die Löſung des Räthſels betrachtet wird, aus d. Franz. von D. G. H. Schubert. 2 Thle. Lpz. 1811 8.); Ecce homo; le nouvel homme, 1796. 8.; Ministère de l'homme d'esprit, 1802. 8.; l'homme de désir, nouv. édit. Metz. Vol. II. 1802. 8. (des Menſchen Sehnen und Ahnen überſetzt v. Ad. Wagner, 1813.); le Crocodil, ou la guerre du bien et du mal, poëme épico-magique en CII. chants, 1800. 8., de Dieu et de la Nature; titre rouge etc. Man hat in der neueſten Zeit, der Zeit der Rückkehr zu der durch Verſtandesaufklärung verdrängten Religion unter den Deutſchen ſich von dieſen Schriften vorzüglich angezogen gefühlt, um ſo mehr, da die theoſophiſchen Fragmente des St. Martin auf eine wunderbare Weiſe mit den wiſſenſchaftlichen Forſchungen der neuen Philoſophie übereinſtimmen.

— v.

Martin, Sänger bei der königl. Opera-Comique (oder Theatre Feydeau) und erſter Tenoriſt der Capelle zu Paris. Sein Fach ſind komiſche Bediente von der leichten witzigen Gattung und einige Caricaturen. Er iſt 1770 in Paris geboren, lernte früh Mahlerei, Muſik und Tanzkunſt, und ſang anfangs den Sopran in Geſellſchaftsconcerten. Als ſeine Stimme im Uebergange zur Mannbarkeit ſich verlor, lernte er die Violine, machte die ausgezeichnetſten Fortſchritte darauf, und ſuchte vergeblich in das Orcheſter der Oper zu kommen. Nachdem ſeine Stimme ſich geſetzt hatte, erwarb er ſich den Ruf eines guten Baritoniſten, und wünſchte als ſolcher in die Oper zu kommen; man fand aber, wiewohl mit Unrecht, ſein Organ zu ſchwach, und er betrat im 20. Jahre, als Marquis Tulipane, die ſich eben bildende Oper von Monſieur. Sein Geſang entzückte allgemein, vorzüglich durch die außerordentliche Biegſamkeit ſeiner Stimme. Die

Arien: Je croyais, ma belle; Pauvre d'atours; Je le jura à toute la terre, hörte man allenthalben ertönen. Martin war der erſte, der in Paris den italieniſchen Geſang bei franzöſiſchen Texten anwandte. Er iſt der Schöpfer einer neuen Geſangsmethode, die ſeinen Namen auch auf ſein Rollenfach übergetragen hat. Sie beſteht meiſtens in einem das Ohr angenehm treffenden Auf- und Abhüpfen der Töne, und führt dieſe durch unmerkliche Uebergänge leicht und gefällig aus der Bruſt — in die Fiſtelſtimme. Sein Spiel war in frühern Zeiten weniger bedeutend; doch ſchon im Nouveau Don Quixotte zeigte ſich ſein komiſches Talent ſehr deutlich, noch mehr als die Oper Les Visitandines erſchien, und jetzt wo er im Theater Feydeau der erſte Sänger iſt, gilt er auch für einen ſehr guten Komiker. Doch wirft man ihm etwas Gedehntes im Geſang und Spiel und das zu undeutliche Ausſprechen des Textes im Singen vor. Seine Kenntniß in der Compoſition, die er unter Candeile ſtudirte, hat er durch mehrere Romanzenſammlungen und eine komiſche Oper: Les oiseaux de mer, welche 1796 auf dem Theater Feydeau gegeben worden, gezeigt.

Martin (Vincenzo), einer der beliebteſten italieniſchen Componiſten, zeichnete ſich ſchon um 1782 durch verſchiedene Opern und Balletcompoſitionen aus, welche man auf italieniſchen Theatern aufführte. Hierauf kam er nach Wien, wo er um 1785 ſeinen von Kennern ſehr geſchätzten Burbero ſchrieb. Den meiſten Ruf und Beifall erwarb er ſich jedoch durch ſeine Oper Cosa rara (Lila, oder Schönheit und Tugend), welche Muſik wegen ihrer Lieblichkeit und Anmuth auf allen italieniſchen und deutſchen Theatern noch jetzt gern gehört wird, und einen bleibenden Werth hat (italieniſch im Clavierauszuge, und als Violinquartet, Wien, bei Artaria; deutſch von Streicher, Mannheim). Sie ward zum erſtenmale bei Gelegenheit der Vermählung des königl. ſächſ. Prinzen Anton aufgeführt. Auch ſein Arbore di Diana (Baum der Diana), zuerſt 1787 zu Wien aufgeführt, hat ihm viele Freunde verſchafft (italieniſch im Clavierauszuge, Wien, bei Artaria; mit ital. und deutſ. Text vom Verf. Bonn 1796). Im J. 1788 ging er nach Petersburg, wo er als Capellmeiſter und Componiſt bei der ruſſ. Oper angeſtellt wurde; im J. 1798 ward er zum ruſſ. kaiſerl. Hofrath ernannt. Er ſtarb im J. 1816. Außer den genannten Tonſtücken haben wir in derſelben leichten und gefälligen Manier XII Canoni per Cembalo; XII Ariette italiane con accomp. di cemb. etc.; beide in Wien geſtochen; il Sogno (der Traum), eine Cantate für drei Stimmen für das Clavier ausgeſetzt mit deutſ. und ital. Text, von Schicht, Leipz. 1798. Aus ſeiner Oper gli Sposi in contrasto iſt nur die Ouverture und einige Arien, geſt. zu Wien, 1794 erſchienen. Bekannter iſt ſeine Oper la Capricciosa corretta (die gebeſſerte Eigenſinnige) geſt. bei Simrock 1800.

Martin (San), Oberbefehlshaber der Armee der vereinigten Provinzen am Plataſtrom, iſt um das Jahr 1772 geboren zu Buenos-Ayres. Er erhielt ſeine erſte Erziehung in Madrid, bildete in dem letzten Kriege Spaniens gegen Frankreich ſeine militäriſchen Talente aus, und erhielt in der Schlacht bei Albufera den Oberſten-Rang. In der Folge ward er von Ferdinand VII. ungerecht behandelt, er verließ daher Spanien, und trat in die Dienſte der Inſurgenten am La Plata. Die Republick Bue-

nos-Ayres ernannte ihn im J. 1814 an die Stelle des geſchlagnen Generals Belgrano zum Oberbefehlshaber. Als ſolcher ſchuf er das kleine Heer, mit welchem er im Januar 1817 den berühmten Zug über die Anden nach Chili — das erſte Unternehmen dieſer Art — ausführte. 5000 Mann mußten ſich den Weg weit über ungeheure Bergrücken 120 deutſche Meil. weit bahnen. Von 18 000 Mauleſeln kamen 12 000 dabei um. In 12 Tagen hatte San Martin die Cordilleren überſtiegen. Darauf vertrieb er die Royaliſten aus den Bergpäſſen, und ſchlug ſie unter dem ſpaniſchen Generalcapitän Marco in ihrer feſten Stellung zu Chacabuco den 12. Feb. 1817. Marco nebſt 80 Officieren und 2000 Mann wurden gefangen. Ungeachtet nun dieſer Marco in ſeiner Hofzeitung erklärt hatte, er werde den San Martin, wenn er in ſeine Hände fiele, wie einen Straßenräuber aufknüpfen laſſen, ſo behandelte ihn dennoch der Sieger mit Menſchlichkeit und ſeinem Range gemäß. Seinen Maßregeln und ſeiner Thätigkeit verdankten die Inſurgenten den glorreichen Erfolg des Feldzugs, durch welchen ganz Chili wieder in den Beſitz der Patrioten kam. Der Congreß von San Jago erklärte hierauf den 1. Januar 1818 Chili, das bereits ſeit dem 10. Sept. 1810 für ſeine Freiheit gekämpft hatte, zu einer ſelbſtſtändigen Republik, und wollte den General San Martin zum oberſten Director des von ihm befreiten Landes ernennen; allein dieſer lehnte dieſe Stelle ſo wie jedes andre Geſchenk ab. Im Februar 1818 verſuchten die Spanier in Lima, 6000 Mann ſtark, unter dem General Oſorio, von der kleinen Halbinſel Talcahuana aus (die ſie allein noch in dem Umfange des neuen Freiſtaates beſitzen), die Eroberung von Chili aufs neue. Oſorio ſchlug ſogar am 19. März in einem nächtlichen Ueberfalle die Generale O'biggins (den Director von Chili), Belcorce und Brayer; allein San Martin zog ſogleich alle Reſerven zuſammen, und lockte durch Rückmärſche den übermüthigen Oſorio in die Ebenen am Mairo. Hier griff er ihn den 5. April um 10 Uhr des Morgens mit ungefähr 7000 Mann an, und erfocht nach einem 8ſtündigen Kampfe einen entſcheidenden Sieg. Die Independenten eroberten 20 Kanonen und machten 2500 Gefangene, darunter 170 Officiere und alle Generale, bis auf Oſorio, der mit wenig Truppen nach Talcahuana entfloh. Der Sieg am Mario kann für Südamerika werden, was der Tag von Saratoga für Nordamerika geworden iſt, und San Martin heißt vielleicht künftig Südamerika's Washington. K.

Martin (D. Juan), genannt el Empecinado (der Pechſchwarze), ein ausgezeichneter Guerilla-Anführer im letzten ſpaniſch-franzöſiſchen Kriege, und faſt der einzige unter ſeinen Waffengefährten, der in Spanien Ehre und Anſehen behauptet hat, iſt gegenwärtig ſpaniſcher Marechal de Campo. Im Jahre 1818 erhielt er von König Ferdinand VII. die Erlaubniß, jenen Beinamen, welchen er durch ſeine Unerſchrockenheit verherrlichte, auf ſeine Nachkommen zu verpflanzen.

Martini (Giam Battiſta), ein geſchickter Componiſt und ſehr gelehrter Muſiker, geboren zu Bologna 1706. Er trat ſchon in ſeiner Jugend in den Franziscanerorden. Ob er vor oder nach dieſem Schritt mehrere Länder von Europa und ſelbſt Aſien beſuchte, um ſeine Kenntniſſe zu erweitern, wiſſen wir nicht genau. Nach ſeiner Rückkehr widmete er ſich der Muſik und ſtudirte dieſe Kunſt namentlich unter dem berühmten Ant. Perti. Seine Fortſchritte in

der Compoſition waren ſo ſchnell, daß er ſchon 1725 in einem Alter von 19 Jahren zum Capellariſten des Franciscanerkloſters zu Bologna ernannt wurde, welches Amt er bis an ſeinen Tod verwaltete. Zuletzt eröffnete er eine muſikaliſche Schule, damals die gelehrteſte in Italien, aus welcher eine um ſo beträchtlichere Anzahl großer Componiſten hervorging, da ſchon anerkannte Künſtler ſich beeiferten, ſeinen Unterricht zu benutzen, unter andern der berühmte Jomelli. Mit dem Talent, gute Schüler zu bilden, verband Martini das Talent des Componiſten. Seine Kirchenmuſiken, noch mehr aber ſeine Duetten und Canons für das Clavier oder die Orgel, werden trotz einiger Kälte, wegen ihrer Reinheit, Gründlichkeit und ihres guten Geſchmacks hochgeſchätzt. Aber den meiſten Ruhm erwarb er ſich durch ſeine Schriften über die Muſik, vornehmlich durch ſeinen Saggio fondamentale pratico di contrappunto und ſeine Storia della Musica, wiewohl beide Werke für uns einen großen Theil ihres Werths verloren haben. Für das zweite Werk, von welchem er nur 3 Bände vollendete, hatte er eine muſikaliſche Bibliothek von 7000 gedruckten und 300 geſchriebnen Werken geſammelt, wobei der berühmte Farinelli ihn ſehr freigebig unterſtützt hatte. Martini wurde wegen ſeiner gründlichen theoretiſchen Kenntniſſe auch außer ſeinem Vaterlande als Schiedsrichter in der Tonkunſt anerkannt. Er fiel durch ſein anhaltendes Studieren in eine Schlafſucht, in welcher er oft 30 Stunden zubrachte und ſtarb 1784 an der Bruſtwaſſerſucht.

Martinique, eine Inſel unter den kleinen Antillen (ſ. d. A.) oder caraibiſchen Inſeln, die wichtigſte Beſitzung, welche die Franzoſen in Weſtindien haben. Die Spanier entdeckten ſie zuerſt, nahmen ſie aber nicht in Beſitz und ſie wurde fortdauernd von Caraiben bewohnt. Im J. 1635 ließen ſich 150 franz. Coloniſten, die von der Inſel St. Chriſtoph herüberkamen, in einem Theil der Inſel Martinique nieder. Die urſprünglichen Einwohner, die Caraiben verließen, nach verſchiedenen mit den neuen Coloniſten geführten Kriegen, im J. 1658 die Inſel auf immer. Die Niederlaſſung auf Martinique gehörte damals noch einer Geſellſchaft von Privatleuten Colbert kaufte ihnen (1664) die ganze Inſel für 40,000 Thaler ab. Die Engländer haben, in ihren Kriegen mit Frankreich, dieſe Inſel 1761, 1794 und 1809 erobert, aber ſie auch jedesmal beim Friedensſchluß an Frankreich zurückgegeben, dem ſie noch jetzt gehört. Die Inſel hat 16 Stunden in der Länge, und, ohne die vielen ſich in die See erſtreckenden Vorgebirge, 45 Stunden im Umfange, oder, nach andern Angaben, 17 QM. Flächeninhalt. Sie hat im Innern verſchiedene, zum Theil hohe und mit Waldungen bedeckte Berge, von denen einige die Merkmale ausgebrannter Vulcane zeigen. Aus dieſen Bergen kommen viele kleine Flüſſe und Bäche, welche das Land hinreichend bewäſſern. Die Fruchtbarkeit des Bodens iſt groß. Man baut hier vorzüglich Caffee, auch Zucker, Cacao, Indigo, Baumwolle und Taback. Im J. 1718 wurden aus dem königl. botaniſchen Garten zu Paris zwei junge Caffeebäume nach Martinique geſendet, die ſich ſo außerordentlich vermehrten, daß man im J. 1778 8 Mill. Caffeebäume zählte, welche jährlich gegen 68,000 Centner Bohnen lieferten. Die Ausfuhr der Producte dieſer Inſel iſt ſehr bedeutend, ſie betrug im J. 1812 als die Engländer noch die Inſel beſaßen, weit über eine Mill. Pf. Sterl. Der Handel mit Martinique iſt daher für Frankreich äußerſt wichtig. Das Clima der Inſel iſt nicht geſund, und heftige Orkane richten bisweilen große Verwüſtungen an.

Die Bevölkerung betrug im J. 1788 über 90,000 Seelen, unter denen etwas über 10,000 Weiße waren; ſie hat ſeitdem zugenommen, und mag jetzt wohl über 100,000 betragen. Die Hauptſtadt der Inſel iſt St. Pierre von 30,000 Einwohner mit einem Fort und Hafen. Zwei andere Feſtungen und Häfen ſind Fort Royal und la Trinité.

Martyn (John), ein ausgezeichneter botaniſcher Schriftſteller, wurde zu London 1699 geboren. Früh widmete er ſich ſeinem Lieblingsſtudium, und gab ſchon 1720 ſeine Ueberſetzung von Tourneforts Geſchichte der Pflanzen, die in der Gegend von Paris wachſen, heraus. Um ein ähnliches Werk über die Flora von London zu ſchreiben, machte er mehrere Fußreiſen in der Nachbarſchaft dieſer Hauptſtadt. Späterhin unternahm er weitere Reiſen. 1727 ward er zum Mitgliede der königl. Societät ernannt, und 1730 trat er in das Emanuel-Collegium zu Cambridge, um ſich ganz der Arzneikunde zu widmen; aber häusliche Verhältniſſe und ſeine Vorliebe für die Kräuterkunde hielten ihn davon ab. Er hielt übrigens ſowohl in London, als in Cambridge Vorleſungen über Botanik und Materia medica, und wurde 1733 zum Profeſſor der Botanik auf der gedachten Univerſität ernannt. Da er das Clima von London ſeiner Geſundheit nicht zuträglich fand, begab er ſich nach Chelſea und 1752 nach Streatham. 1761 legte er ſeine Profeſſur nieder, welche darauf ſeinem Sohne (ſ. unten) übertragen wurde. Seine ſchriftſtelleriſchen Arbeiten ſind folgende: Tabulae synopticae ad Methodum Raianum dispositae, fol. 1725 — Methodus plantarum circa Cantabrigiam nascentium. 12. 1727; — Historia plantarum rariorum decades quinque. Er ſtarb 1768. — Thomas **Martyn**, d. Vorigen Sohn, geb. 1735. Seine frühere Erziehung erhielt er zu Chelſea, ward darauf in das Emanuel-Collegium zu Cambridge als Schüler aufgenommen, und erlangte auf dem Gymnaſium zu Sidney den Grad eines Baccalaureus der Künſte, und folgte endlich ſeinem Vater als Profeſſor der Botanik zu Cambridge, in welchem Amte er eben ſo viel Thätigkeit als Talente zeigte. Außer dem Müllerſchen Gartenlexicon, daß er vermehrt und verbeſſert, 1802—1807, 4 Bde. Fol. herausgab, bemerken wir von ſeinen zahlreichen Schriften: Plantae Cantabrigienses, or a Catalogue of Plants, which grow in the Country of Cambridge. 8. 1763. — English Connoisseur. 2 Vol. 12. 1766. — The Gentlemans Guide in his Tour through France. 8. 1787. — A Tour through Italy 8. 1791. — The Language of Botany, being a Dictionary of the Terms madense of in that Science 8. 1793. 3d. edition 1807. — Flora rustica. 4 Vol. 8. 1792-94 etc.

Marum (M. van), einer der berühmteſten jetzt lebenden Naturforſcher Hollands. Er lebt als Vorſteher der Teylerſchen Muſeen zu Harlem und iſt im Beſitz einer der größten Electriſirmaſchinen, die er ſelbſt erbaut hat. Er hat dieſes merkwürdige Inſtrument in einem eignen Werke beſchrieben. Von ſeinen übrigen Schriften ſind ſeine Abhandlungen über das Electriſiren und ſeine Beobachtungen über Rettungsmittel Ertrunkener auch ins Deutſche überſetzt. Er iſt Herausgeber der naturhiſtoriſchen Abhandlungen der bataviſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Harlem, die ebenfalls überſetzt ſind.

Märtyrer, Zeugen, werden vorzugsweiſe diejenigen Bekenner des Chriſtenthums genannt, die in den Zeiten der Verfolgung ſich lieber umbringen ließen, als daß ſie ihren Glauben verläugnet hätten. Der Enthuſiasmus, den der Glaube, wo er Widerſpruch findet und

unterdrückt werden ſoll, in edlen Gemüthern erzeugt, hat der chriſtl. Kirche viele heroiſche Vorbilder dieſer Art gegeben, und in allen Zeiten und Gegenden haben Religionsbedrückungen den Muth zum Märtyrerthum, d. h. zur Aufopferung des Lebens für den Glauben, wieder erweckt. Die Schilderung des Lebens, der Verfolgungen und Martern der chriſtl. Martyrer, worin ſich viele Unwahrheiten und Irrthümer finden, wird Martyrologia genannt. Ueber die Verehrung der Märtyrer vergl. d. Art. Heilige. E.

Maryland, ſ. Vereinigte Staaten.

März= oder Maifeld. Der Campus Martius war ein großes Wieſen= und Ackerfeld im alten Rom an der Tiber, in der Nähe des heutigen Ponte Molle. Es wurde nach Vertreibung des letzten Königs, deſſen Eigenthum es war, dem Mars geheiligt. Zugleich diente es der röm. Jugend zu kriegeriſchen Uebungen. Auch verſammelte ſich daſelbſt das Volk, um ſeine Obrigkeiten zu wählen; daher ſchmückte man dieſe Gegend mit Prachtgebäuden und Bildſäulen. In der Nähe befanden ſich Auguſts Grabmal und das Pantheon, jetzt Maria rotonda. Als die Franken (486) Gallien erobert hatten, hielten ſie nach germaniſcher Sitte unter freiem Himmel Volksverſammlungen, die im 5. und den folgenden Jahrhunderten, nach der Zeit der Zuſammenkunft, Märzfelder genannt wurden. Im 8. Jahrh. verlegte ſie Pipin der Kleine, Carls d. Großen Vater, auf den Monat Mai. Nun hießen ſie Maifelder; doch wurde die Ebene, wo die franz. Könige jährlich ihr Heer muſterten, das Marsfeld genannt. Auf den Verſammlungen des Maifeldes erſchienen der König mit ſeinem Hofſtaate, die Biſchöfe, die Großen und das Volk, welches aber ſpäterhin von dieſem Rechte keinen Gebrauch machte, und es daher verlor. Die Beſchlüſſe über die öffentlichen Angelegenheiten, über Krieg, Friede und Geſetze wurden durch die Stimmenmehrheit entſchieden. Pipin berief noch den Adel und die Geiſtlichkeit; aber Carl d. Gr. verordnete, daß jeder Graf 13 Schöppen, oder an deren Stelle eben ſo viel der angeſehenſten ſeiner Unterthanen zur Reichsverſammlung mit ſich bringen ſollte, welche das Volk repräſentirten. Doch die erſten Capetinger gingen hiervon auch wieder ab, bis Philipp IV. den dritten Stand (durch die Deputirten der Städte) wieder herſtellte, der vorher la Roture genannt wurde. — In der neuern Zeit hieß in Paris Champ de Mars ein weiter, von Gräben eingefaßter, mit einer vierfachen Reihe Bäume auf beiden Seiten geſchmückter Platz, wo die franz. Leibwache und die Zöglinge der Kriegsſchule ihre Waffenübungen hielten. Den 27. Aug. 1783 ließ daſelbſt Profeſſor Charles den erſten Aëroſtaten von ſeiner Erfindung ſteigen; und Blanchard erhob ſich den 25. März 1784 das erſtemal mit einem Ballſchiff in die Luft. Während der Revolution wurden hier öffentliche Feſte gefeiert, Wettrennen gehalten u. ſ. w. Selbſt Ludwig XVI. und ſeine Familie nahmen an den Arbeiten Theil, als man zu dem großen Bundesfeſte im J. 1790 hier Zubereitungen traf. Dann aber fielen auch blutige Auftritte vor. — Im J. 1815 wählte Napoleon Bonaparte dieſen Platz zur Schaubühne eines Maifeldes für die Franzoſen des 19. Jahrhunderts. Er wollte ſeine, nach der Rückkehr von Elba entworfene, Zuſatz=Verfaſſungs=Urkunde, in der Form fränkiſcher Capitularien, der Nation in ihren Stellvertretern vorlegen und dabei durch ein großes Staats=ſchauſpiel ſeiner zweiten Thronbeſteigung in den Augen von ganz Europa den Charakter der Rechtmäßigkeit geben. Dieſes Maifeld

wurde den erſten Junius 1815 gehalten. Von ſeinen Brüdern Lucian, Joſeph und Hieronymus, und von den Marſchällen Soult, Ney, Jourdan und Grouchy begleitet, fuhr Napoleon um 11 Uhr Morgens aus den Tuilerien nach dem Marsfelde. Nach einer feierlichen Meſſe las Dubois, einer der 500 Abgeordneten der Centralausſchüſſe der Wahlcollegien, die vor den Stufen des Thrones durch den Reichs-Erzkanzler Cambaceres vorgeſtellt worden waren, im Namen des franz. Volks, eine Huldigungsanrede vor. Darauf machte der Reichs-Erzkanzler die Abſtimmung der Nation über den Zuſatzbeſchluß zu den Grundverfaſſungsgeſetzen bekannt. Ob nun gleich von 40 Departements keine Abgeordnete erſchienen waren, ſo rief dennoch der Waffenherold aus, daß jener Beſchluß von dem franz. Volke angenommen ſei. Sofort unterzeichnete ihn Napoleon, und erklärte in einer Anrede an die Verſammlung, daß er als Kaiſer, Conſul und Soldat vom Volke alles habe u. ſ. w. Hierauf ſchwur er, die Grundgeſetze des Reichs zu beobachten und beobachten zu laſſen. Die ganze Verſammlung, ungefähr 20,000 Perſonen, erwiederte dieſen Eid. Nun folgte ein Te Deum. Sodann vertheilte Bonaparte von ſeinem Thron, Adler an die Nationalgarden und die Soldaten der Land- und Seemacht, welche Bataillons- und Escadrons-weiſe vor ihm aufzogen. Sie machten mit Inbegriff von 27,000 Nationalgarden, 50,000 M. aus. Nach dieſem politiſch-militäriſch-religiöſen Schaufeſte rief Napoleon feierlich die Kammern der Pairs und der Volksdeputirten zuſammen. So begann ihre erſte Sitzung, die nach 3 Wochen ſeine Thronentſagung annahm.

Maſaccio, mit ſeinem eigentlichen Namen Tommaſo Guidi, einer der älteſten und berühmteſten Meiſter der Florentiniſchen Mahlerſchule. Er war von S. Giovanni im Val d'Arno gebürtig, und ſoll 1402 geboren ſein. Er führte die Kunſt durch eignen Schwung ſo weit, daß man in den Bewegungen des Körpers nicht mehr blos den Schein des Lebens, ſondern auch die Bewegungen der Seele erblickte. In der Kirche del Carmine zu Florenz befinden ſich einige vorzügliche Werke von ihm; hier hat er die Apoſtel Petrus und Paulus, wie ſie zum Gefängniſſe verdammt werden, voll ſprechendem Ausdruck dargeſtellt. Baldinucci hat ſein Leben genau beſchrieben, und den Vaſari in mehrerem berichtigt. Beide ſetzen ihn unter die erſten Künſtler, durch welche die Härte, Unvollkommenheit und Schwierigkeit der Kunſt vermindert, und Leben und Ausdruck verkörpert wurde.

Maſaniello, eigentlich Tommaſo Aniello, war zu Amalfi geboren und nährte ſich als Fiſcher und Fiſch- und Obſthändler zu Neapel. Obgleich er in der größten Armuth lebte, ſo hatte er doch einen hohen, ſtolzen und unternehmenden Geiſt. Liebe zur Freiheit und öftere lebhafte Aeußerungen über den grenzenloſen Druck, den das Königreich Neapel ſeit langer Zeit von Spanien erleide, hatten ihm einen großen Anhang unter dem gemeinen Volke verſchafft, welches ſeine Kühnheit bewunderte. Es bedurfte nur eines Anlaſſes, ihn, dem es ſo wenig an Beredſamkeit, als an Muthe fehlte, als Haupt des großen Haufens auftreten zu ſehn, und dieſer Anlaß ereignete ſich im J. 1647. Maſaniello hatte einen Korb Früchte zur Stadt gebracht, von dem die Einnehmer den Impoſt verlangten. Er weigerte ſich, und da ſie ihn bedrängten, warf er ſich auf die Erde und rief das Volk zu Hülfe gegen die Gewaltthätigkeit der Einnehmer. Sogleich verſammelte ſich eine aufrühreriſche Menge, an deren

Spitze er mit dem Ausruf: „Es lebe der König, aber zum Teufel mit der ſchlechten Regierung!“ auf das Accis-Bureau drang. Von da liefen die Aufrührer zum Schloſſe des Vicekönigs, Duca di Arcos, und verlangten von ihm, daß er Maſaniello zum Collegen annehmen ſolle. Umſonſt ſuchte der Cardinal Filomarini, Erzbiſchof von Neapel, die Wüthenden zu beruhigen, umſonſt erſchien Johann von Oeſterreich, ein natürlicher Sohn Philips II., mit 22 Galeeren im Hafen; der Aufruhr ſtieg nur noch höher und wüthete auch gegen den Adel. Maſaniello, welcher Gouverneur der Stadt geworden war, ließ 60 der anſehnlichſten Paläſte in Aſche legen, ohne daß man das geringſte rettete. Alle Zeichen des Königthums verſchwanden. Der Mordbrennerei folgte bald das Blutbad. Alles war Maſaniello verdächtig, und der Tod folgte ſeinem leiſeſten Argwohn auf den Fuß. Sieben Tage verfloſſen unter dieſen Schreckniſſen, bis man endlich von Capitulation ſprach. Man kam überein, daß die Fruchtzölle abgeſchafft und die alten Freiheiten wieder hergeſtellt werden ſollten. Die Genehmigung des Königs von Spanien wurde binnen einer gewiſſen Zeit verſprochen. Maſaniello legte hierauf die Waffen nieder, und kehrte, ohne irgend eine Belohnung oder Auszeichnung zu fodern, in ſeinen vorigen Stand zurück. Allein da er wegen ſeines immer noch großen Anhanges dem Vicekönig, der ſein Verſprechen keinesweges zu erfüllen gemeint war, gefährlich ſchien, faßte dieſer den Entſchluß, ihn aus dem Wege zu räumen. Er lud ihn zu ſich und miſchte ihm wahrſcheinlich Gift unter den Wein. Dieſes tödtete ihn zwar nicht, aber machte ihn raſend, wozu jedoch auch ſeine Leidenſchaft für hitzige Getränke beigetragen haben mag. So rannte der Unglückliche durch die Straßen von Neapel, erſchoß ſeine beſten Freunde und beging die äußerſten Ausſchweifungen. Das Volk, das in ſeinem Retter einen neuen Unterdrücker zu ſehen glaubte, und durch ſeine Gegner wider ihn aufgebracht wurde, ſtrömte haufenweiſe gegen ihn, jauchzte dem Vicekönig Beifall zu und verlangte Maſaniello's Tod. Er floh in ein Carmeliterkloſter; aber vier Verſchworner, ehemals ſeine Freunde, ſtürzten ſich auf ihn und ſtreckten ihn mit einer Kugel zu Boden (1647). Der Leichnam wurde von dem wüthenden Pöbel gemißhandelt. Bald aber äußerten ſich die wahren Geſinnungen des Vicekönigs, und als eines Tages die Brote ungewöhnlich klein waren, fing das Volk, Erneuerung der vorigen Bedrückung fürchtend, die Unruhen von neuem an. Man gedachte jetzt des Märtyrers der Freiheit, den man ſelbſt aufgeopfert hatte. Maſaniello's Mörder wurden ein Opfer der Volkswuth, ſein Körper aber mit den höchſten Ehrenbezeigungen und unter dem ſchrecklichſten Tumult begraben, ja ſelbſt einige Zeit für heilig gehalten. Neapel blieb noch länger der Schauplatz unruhiger Auftritte; aber das Volk richtete nichts weiter aus. — Meißner hat dieſe Begebenheit in der Form eines Romans behandelt.

Maſchine, jedes künſtlich zuſammengeſetzte Ding ohne Leben und eigne Bewegung, welches als Mittel zur Erreichung eines äußern Zwecks dient; beſonders wenn ihm durch mechaniſche Geſetze äußerlich eine Art von Bewegung mitgetheilt iſt (wie der Uhr); im engſten Sinne, ein zuſammengeſetztes Werkzeug (dem einfachen entgegengeſetzt) — (wie z. B. eine Getriebe, eine Waſſerkunſt) — welches zu Hervorbringung oder Erleichterung einer Bewegung dient. Maſchinerie iſt die künſtliche Einrichtung ſolcher Triebwerke. Man trägt dieſes Wort auch auf Menſchen und deren geiſtige Erzeugniſſe und

Anſtalten über, und nennt einen Menſchen, der nur durch äußere Triebe, und gleichſam durch äußern Anſtoß, mithin ohne Selbſtthätigkeit des Geiſtes, denkt und handelt, ein Werk, welches keinen innern und gleichſam organiſchen Zuſammenhang hat, eine Anſtalt, welche nicht durch eigenthümlichen und innern Geiſt belebt wird, eine **Maſchine**, und eine ſolche Wirkſamkeit ohne freie Bewegung **mechaniſch** oder **maſchinenmäßig**. — Die Theorie des **Maſchinenweſens** macht die practiſche Mechanik aus. Hierüber hat man eine treffliche Anleitung in Poppe's Encyclopädie des geſammten Maſchinenweſens oder vollſtändiger Unterricht in der practiſchen Mechanik in 6 Theilen.

Maſchinen in Fabriken. Die Brodloſigkeit ganzer Claſſen von Staatsbürgern, welche die Einführung von Fabrikmaſchinen hin und wieder veranlaßt, hat in unſern Tagen, beſonders beim großen Haufen, Vorurtheile dagegen ſelbſt in fremden Ländern erweckt, welche, wie z. B. England, dieſen Maſchinen gerade den gegenwärtigen Flor ihrer Induſtrie verdanken. Die Nützlichkeit der Maſchinen ſpricht ſich vorzüglich dadurch aus, daß hier die Natur vom menſchlichen Geiſte beherrſcht ſcheint und zur Mitarbeit gleichſam gezwungen wird; ſeit deren Einführung kann durch lebloſe Körper vollkommner und mit geringerm Koſtenaufwand hervorgebracht werden, was ſonſt nur durch Menſchenhände und zwar weniger vollendet und brauchbar zur Erſcheinung kommen konnte. Man kann Baumwolle mit Fingern und mit Maſchinen ſpinnen, allein die Finger können dem Faden nie einen ſolchen Grad von Feinheit und Gleichheit geben, als die Spinnmaſchinen, letztere können daher nicht blos bei weitem mehr Arbeit und zu geringerm Preiſe als die Spinner liefern, ſondern auch Producte verfertigen, die alle Spinner der Welt auf gleiche Art hervorzubringen nicht im Stande wären. Die Hälfte von Englands Bevölkerung würde kaum hinreichen, wenn Hände alles das ſpinnen ſollten, was gegenwärtig von ungefähr 150,000 bei den Maſchinen angeſtellten Perſonen geliefert wird; denn 100 Perſonen bei der Maſchinenſpinnerei liefern, nach **Nemnichs** Angabe, mehr und beſſere Waare als 3000 der geübteſten Spinner. Blos dem Mangel an ſolchen nützlichen Maſchinen haben wir es zuzuſchreiben, daß unſere deutſchen Fabriken in ſo manchen Zweig des menſchlichen Gewerbfleißes gegen die engliſchen nicht aufkommen können. Es iſt zwar unläugbar, daß durch deren Einführung viele mit der induſtriellen Production beſchäftigte Arbeiter brodlos werden und bei ermangelnder Gelegenheit zu anderweitem Verdienſt in Verlegenheit gerathen müſſen, aber dies Uebel kann nur vorübergehend ſein und wird durch die Vortheile, welche daraus der Nation erwachſen, weit überwogen; denn die vermittelſt der Maſchinen hervorgebrachten niedrigen Preiſe der Waaren haben gewöhnlich auf den ſtärkern Verbrauch derſelben einen ſo wichtigen Einfluß, daß binnen kurzem nicht blos die Anfangs außer Brot geſetzten, ſondern noch viele andere, eben durch dieſelben Verdienſt erhalten. Die Erfahrung aller Zeiten hat dies beſtätigt, einen ſchönen Beleg dazu liefert insbeſondere die Maſchine, welche die Copien einer Schrift zu vervielfältigen beſtimmt iſt, nämlich die Druckerpreſſe. In dem Augenblicke, da ſie zuerſt angewendet wurde, mußten eine Menge Abſchreiber brotlos werden; denn man kann annehmen, daß ein einziger Buchdrucker ſo viel Arbeit liefert, als 200 Abſchreiber, man muß daher glauben, daß 199 derſelben unbeſchäftigt blieben. Aber die Leichtigkeit, mit welcher man die gedruckten Bücher vorzugsweiſe vor den

geſchriebenen leſen konnte, der niedrige Preis, auf den dieſelben herabſanken, und die Aufmunterung, welche dieſer Umſtand den Schriftſtellern gab, eine größere Anzahl davon herauszugeben, dies alles zuſammengenommen verurſachte, daß in ſehr kurzer Zeit mehr Buchdrucker angeſtellt waren, als es vorher Abſchreiber gegeben hatte; und könnte man gegenwärtig die Anzahl nicht allein der Buchdrucker, ſondern auch aller Perſonen, welche die Buchdruckerkunſt in Thätigkeit ſetzt, wie z. B. Stempelſchneider, Schriftgießer, Papiermacher, Kupferſtecher, Fuhrleute, Correctoren, Buchbinder und Buchhändler erfahren, ſo würde man vielleicht die mit der Bücherfabrikatur beſchäftigte Menſchenzahl tauſendmal größer finden als vor Erfindung der Druckerpreſſe. — Eine Regierung, welche aus Beſorgniß der Brotloſigkeit eines Theils ihrer Unterthanen der Einführung von Fabrikmaſchinen Hinderniſſe in den Weg legen oder dieſelbe gar verbieten wollte, würde nicht allein ihren Zweck gänzlich verfehlen, ſondern ſogar das Uebel noch ärger machen; denn eine ſolche Maaßregel könnte doch auf keinen Fall den Gebrauch der Maſchinen im Auslande verhindern, die ausländiſchen Waaren würden daher bald vermöge ihres niedrigen Preiſes und beſſerer Güte die vaterländiſchen vom Markte verdrängen, und weil alsdann ſelbſt die Arbeiter wegfallen würden, die außerdem bei den Maſchinen wären angeſtellt worden, ſo müßten dadurch noch weit mehr Unterthanen außer Brot kommen. Einer weiſen und thätigen Regierung kann es übrigens nicht an Mitteln fehlen, die Uebel, welche bei der Einführung von Maſchinen anfangs ganz unvermeidlich ſind, gleich im Keime zu erſticken. Da die bisherige Beſchäftigung der hierdurch außer Brot geſetzten Staatsbürger größtentheils in Handarbeit beſtanden, ſo bietet ſich der Staatsverwaltung immer ein weites Feld zur Benutzung ihrer productiven Kräfte dar; denn wo wäre das Land zu finden, in dem nicht noch neue, das Gemeinwohl befördernde, Anſtalten, z. B. Canäle, Chauſſeen ꝛc. zu errichten wären? Immerhin mögen dann die Summen, welche der Staat in dieſer Hinſicht aufzuopfern genöthigt iſt, beträchtlich ſein, es ſind ja nur Vorſchüſſe, welche dereinſt mit Wucherzinſen zurückkehren, und weit entfernt, den Nationalreichthum zu ſchwächen, wird dieſer Aufwand das kräftigſte Mittel, ihn zu erhöhen.

K. M.

Maſchinen nennt man in den Werken der epiſchen und dramatiſchen Poeſie alle jene auſſerhalb des Kreiſes unſerer Erfahrung hergenommene Weſen, als da ſind Götter, Engel, Teufel, abgeſchiedne Geiſter, Zauberer, Feen u. ſ. w., durch deren Einführung theils das Wunderbare der Darſtellung erhöht, theils der ſonſt nicht lösbare Knoten gelöſt werden ſoll. Der Ausdruck ſchreibt ſich von der griechiſchen Bühne her, auf welcher zu ſolchem Behuf Götter und Göttinnen gewöhnlich in Flugmaſchinen erſchienen. So z. B. in dem Ion und in dem Hippolytos des Euripides. Horaz ſchon gab den dramatiſchen Dichtern ſeiner Zeit den guten Rath: Auch ſoll kein Gott ſich in die Handlung miſchen, wofern der Knoten ſeine Zwiſchenkunft nicht unvermeidlich macht, und deſſen würdig iſt. Wenn man daraus ſchließt, daß ſich, was die Aeſthetiker Maſchine nennen, eigentlich nur auf die Entwickelung des Knotens durch eine ſolche äußere Einwirkung beziehe, ſo hat man ganz Recht. Indeß hat man den Ausdruck weiter ausgedehnt, und ihn beſonders auf das epiſche Gedicht bezogen, worin man alle darin mitwirkenden höheren Weſen Maſchinen nennt. Man hat gefragt, ob dieſe dem

Epos weſentlich ſeien oder nicht. Weil ſie in den epiſchen Gedichten Homers vorkamen, glaubte man ſo feſt an ihre Unentbehrlichkeit, daß man, allem Volksglauben zuwider, lieber durch die kälteſten perſonificirten Abſtracta Kälte über die ganze Darſtellung hauchte, als ſie wegließ. Daß dies geſchehen könne ohne alle Beeinträchtigung, ja zum Vortheil eines epiſchen Gedichtes, hat uns Göthe's Herrmann und Dorothea gezeigt. Nur würde man wieder zu weit gehen, wenn man behaupten wollte, ſie müßten überall wegbleiben. (S. d. Art. Wunderbar.) Ob Maſchinen im Drama gebraucht werden dürfen, hängt wohl von dem behandelten Stoffe ab, ob dieſer aus dem Kreiſe der Religion, der romantiſchen oder natürlichen Welt genommen iſt. In Stoffe aus der natürlichen Welt ſie einzumiſchen, wird immer etwas Anſtößiges behalten. Aber auch in andern Stoffen dürfen ſie der innern und pſychologiſchen Wahrſcheinlichkeit nicht ermangeln und nicht ohne Vorbereitungen eingreifen. d d.

Maſchiniſt, iſt bei großen Theatern derjenige, welcher das Maſchinenweſen, Verwandlungen, Verſenkungen, Decorationen ꝛc. zu beſorgen hat, und dieſelben erfindet. Eine ſatiriſche Darſtellung deſſen, was der Maſchiniſt ſein ſoll, ſiehe in den Phantaſieſtücken in Callots Manier, 1. Bdchen.

Maſcov (Johann Jacob), ein berühmter Publiciſt und Hiſtoriker, wurde zu Danzig 1689 geboren, ſtudirte zu Leipzig die Rechtswiſſenſchaft, ging dann mit zwei jungen Grafen von Watzdorf auf Reiſen, ward nach ſeiner Rückkehr 1719 zum außerordentlichen Profeſſor zu Leipzig ernannt, noch in demſelben Jahre in den daſigen Rath aufgenommen, wurde darauf ordentlicher Profeſſor der Rechte und der Geſchichte, und zog durch ſeinen Vortrag viele Studirende aus hohen Ständen nach Leipzig, und ſtarb am 22. Mai 1761 als ſächſiſcher Hofrath, Proconſul der Stadt Leipzig und Dechant des Stifts Zeitz. Unter den deutſchen Staatsrechtslehrern behauptet er einen ausgezeichneten Rang. Seine principia juris publici R. G. (5 Auflagen 1729 — 1769) empfahlen ſich durch Gründlichkeit, lichtvolle Ordnung, reife Auswahl und einen gewählten Ausdruck ſo allgemein, daß ſie lange Zeit auf den meiſten Univerſitäten als Lehrbuch gebraucht wurden. Aber nicht minder ehrenvolle Erwähnung gebührt dem Verdienſte, welches er ſich um die deutſche Geſchichtſchreibung erwarb. So wenig wir begehren, ſeine unvollendete Geſchichte der Deutſchen bis zu Anfang der fränkiſchen Monarchie (Leipzig 1726, 1737, II. 4. auch engliſch, franzöſiſch und holländiſch überſetzt) als Muſter hiſtoriſcher Compoſition zu preiſen, ſo iſt es doch nicht zu verkennen, daß er richtigere Ahnungen von dem Weſen der Geſchichte hatte, als es ſich von ſeiner Zeit erwarten ließ. Während in allen deutſchen Geſchichtsbüchern die Idee des Rechts vorwaltete, und ſämmtliche deutſche Hiſtoriker blos entweder Reichs- oder Kaiſergeſchichten lieferten, unternahm er es, die Geſchichte der Nation zu ſchreiben. Gelang es ihm auch in dieſem Werke nicht immer, ſich alles Einfluſſes ſeiner Zeit zu entäußern, ſo darf man nicht vergeſſen, daß es ſelbſt zu unſerer Zeit noch Hiſtoriker giebt, welche in der deutſchen Geſchichte nichts als die Geſchichte des Staatsintereſſe zu erblicken vermögen, und daß ſein Werk auch von Seiten der höchſt ſorgſam und verſtändig angeſtellten Forſchung, und ſelbſt auch der freien, ungezwungnern Darſtellung Aufmerkſamkeit verdient. Als Fortſetzung gehören zu dem letztern Werke drei lateiniſche Commentarii de rebus imperii romano-germanici, Lips. 1741, 48 et 53.

Außerdem ſchrieb er einen Abriß einer vollſtändigen Hiſtorie des deutſchen Reichs, Lpz. 1722—30. 4. und Einleitung zu der Geſchichte des röm. deutſ. Reichs, Lpz. 1752, 4. u. a. A—s.

Maſern, eine fieberhafte Krankheit mit einem an Farbe, Geſtalt und Verlauf beſtimmten Ausſchlage (ſ. Exantheme) auf der Haut verbunden. Es iſt eine fremde Krankheit, welche aus dem Süden zu uns gekommen iſt (ſ. Blattern), und ſich nun blos durch Anſteckungsgift fortpflanzt. Jeder Menſch iſt ihr ausgeſetzt, hat wenigſtens Empfänglichkeit dafür; jedoch hat auch dieſe Krankheit wie die Blattern u. a. m., das Eigenthümliche, daß ſie die Empfänglichkeit für ſich ſelbſt verlöſcht, und den Menſchen nur einmal befällt. In der Regel iſt ſie zwar gelind, doch hat man auch Maſerepidemien gehabt, welche ſehr tödtlich geweſen ſind. So ſollen z. B. nach engl. Todtenliſten im J. 1670, 295 Perſonen, im J. 1674, 795 Perſonen, im J. 1742 bis auf 981 geſtorben ſein. Eine bösartige Maſerepidemie herrſchte 1732 in Wien, wo bei den meiſten Kranken der Brand im Halſe entſtand, und ſie am dritten oder vierten Tage ſtarben. In Edinburg ſtarb der zwölfte Menſch daran, ob man gleich dieſe Epidemie noch für gelind hielt. Sehr oft kommt auch bei gelind ſcheinenden Fällen die meiſte Gefahr erſt hinterher, indem Zufälle zurückbleiben, welche oft noch in ſpäter Folge tödtlich werden. Die Maſern kündigen ſich an durch trocknen Huſten, Nieſen, Augenentzündung, Schnupfen und Fieber. Andere Zufälle ſind nicht weſentlich und hängen von der Eigenthümlichkeit der jedesmal herrſchenden epidemiſchen Conſtitution ab. Nach drei Fieberanfällen, gewöhnlich am vierten Tage, kommen zuerſt im Geſicht kleine rothe Flecken von verſchiedener Geſtalt, die ſich in den drei folgenden Tagen von da über den ganzen Körper verbreiten. Nachdem ſie drei Tage geſtanden haben, verſchwindet die Röthe, die Haut ſchält ſich in kleinartigen Schuppen ab. Weder bei dem Vorhandenſein des Exanthems, noch nach deſſen Verſchwinden hört der Huſten und das Fieber auf. Sehr oft wird das Letztere wieder ſtärker, Bruſtzufälle nehmen zu und ein hektiſcher Zuſtand folgt. Das Maſergift ergreift vorzüglich die pneumatiſche Seite des Hautſyſtems, ſetzt ſich bis in das Innere der Luftröhre und Lunge fort, erhöht die Reizbarkeit des Lungenſyſtems, und giebt daher nicht ſelten zu Lungenentzündung Veranlaſſung. So gelinde daher auch die Krankheit erſcheint, ſo iſt doch immer ein genaues Verhalten, gelinde Wärme, gute Diät, und vorzüglich die zeitige Hülfe eines Arztes nothwendig, um gleich anfangs übeln Folgen vorzubeugen. H.

Maſiniſſa, ein berühmter König der Maſſylier in Numidien, des Königs Gula Sohn. Er wurde in Carthago erzogen. Schon als Jüngling von 17 Jahren bewies er eine heldenmüthige Tapferkeit gegen den numidiſchen König Syphax, der ſich mit den Römern verbunden hatte. Nachdem er denſelben aus dem Felde geſchlagen, ging er mit den Carthaginienſern nach Spanien über, um mit ihnen gegen die Römer zu fechten. Anfangs war ihm das Glück günſtig. Nachdem er aber nebſt dem Asdrubal und Mago bei Bätula von Scipio Africanus gänzlich geſchlagen worden, unterhandelte er mit den Römern und trat in Folge eines Bündniſſes zu ihnen über. Inzwiſchen war des Maſiniſſa Vater geſtorben und Mezetulus, ein Feind ſeines Hauſes, hatte ſich der Herrſchaft unter dem Namen eines Vormundes bemächtigt. Auf die Nachricht davon eilte Maſiniſſa nach Afrika zurück und war ſo glücklich, das väterliche Reich zu er-

gern. Carthago und Syphar hatten ſich während der Zeit mit einander verſöhnt, und Asdrubal ſeine Tochter Sophonisbe, die vorher dem Maſiniſſa verſprochen geweſen, dem Syphar gegeben. Dieſer griff auch, von Asdrubal angereizt, den Maſiniſſa an und ſchlug ihn dergeſtalt, daß er ſich mit wenigen Reitern auf dem Berg Balbus flüchten mußte, eroberte ſodann ganz Maſſylien, und beorderte ſeinen Feldherrn Bochar gegen Maſiniſſa, der ihn dergeſtalt in die Enge trieb, daß er nur mit vier ſeiner Begleiter ſchwer verwundet entkam, indem er über einen reißenden Strohm ſetzte. Da zwei von ſeinen Begleitern dabei ertranken, ſo glaubte man, Maſiniſſa habe ein gleiches Schickſal gehabt. Dieſer aber hatte ſich mit den zwei noch übrigen in einer Höhle geborgen, wo er, bis ſeine Wunde geheilt war, vom Raube lebte. Dann begab er ſich an die Grenzen von Maſſylien, wo viele der Einwohner ſich zu ihm ſchlugen, mit deren Hülfe er nicht nur ſein Erbe eroberte, ſondern auch in Maſſylien einfiel. Syphar rückte abermals gegen ihn an und ſchlug ihn ſo vollkommen, daß Maſiniſſa nur mit 70 Reitern nach der kleinen Syrtis entkam. Hier verweilte er bis zur Ankunft der Römer, ſeiner Bundesgenoſſen, in Afrika. Carthago in ſeiner Bedrängniß bewog zwar den Syphar, dem Maſiniſſa ſein Reich zurückzugeben, um ihn für ſich zu gewinnen; allein dies gelang nicht. Maſiniſſa ſtieß zwar zum Schein mit ſeiner numidiſchen Reiterei zum Asdrubal, hielt aber von Zeit zu Zeit geheime Unterredungen mit dem Scipio und verrieth dieſem die feindlichen Plane, bis er öffentlich auf ſeine Seite trat. Jetzt wurde es ihm vergönnt, an dem Syphar Rache zu nehmen. Er ſchlug ihn in Verbindung mit den Römern mehreremale, verfolgte ihn in ſein eignes Land, und nahm ihn endlich nebſt ſeinem Sohne gefangen. Durch die Beſitznahme der Hauptſtadt vollendete er die Eroberung. Hier fiel auch ſeine ehemalige Geliebte Sophonisbe in ſeine Gewalt. Obgleich er beſchloſſen hatte, ſie für ihre Untreue zu beſtrafen, erwachte doch ſeine erſte Liebe, als ſie zu ſeinen Füßen um den Tod flehte, der ſie allein von der ſchimpflichen Gefangenſchaft der Römer befreien könne. Er wählte ſie zu ſeiner Gemahlin, in der Meinung den Römern dadurch alles Recht auf ſie zu nehmen. Allein Scipio verlangte ſie als Gefangene der Römer. Der unglückliche Fürſt, der ſich ganz in der Gewalt der Römer befand, und kein andres Rettungsmittel für ſie als den Tod ſah, ſandte ihr den Giftbecher, den ſie mit der Aeußerung leerte, daß ſie gern ſterbe, da es auf ſeinen Befehl geſchehe, und daß er ihre erſte und ſtets einzige Liebe geweſen. Scipio ehrte den Schmerz des Maſiniſſa und ſuchte ihn durch glänzende Ehrenbezeigungen zu mildern. Er ernannte ihn vor dem verſammelten Heere feierlich zum Könige, übergab ihm eine goldne Krone, einen curuliſchen Stuhl u. ſ. w. und bewirkte die Beſtätigung der Königswürde vom Senat. Maſiniſſa blieb bei dem römiſchen Heere und erwarb ſich in der Schlacht bei Zama gegen Hannibal neue Lorbeeren. In dem Frieden mit Carthago bekam er nicht nur alle frühern Beſitzungen zurück, ſondern auch einen Theil von dem Reiche des Syphar. Sein Haß gegen Carthago dauerte fort und er machte auf Koſten deſſelben noch manche Eroberungen, worin die Römer ihn beſtätigten. Einige Jahre vor dem Ausbruche des dritten puniſchen Krieges kam es zum öffentlichen Bruch zwiſchen Maſiniſſa und Carthago. Der rüſtige König blieb trotz ſeines achtzigjährigen Alters Sieger. Gegen das Ende ſeines Lebens fing der dritte puniſche Krieg an; als Maſiniſſa die Annäherung ſeines Todes fühlte,

ließ er den jungen Scipio Aemilianus zu ſich kommen und gab ihm Vollmacht, mit ſeinem Reiche ſolche Verfügungen zu treffen, als er zum Beſten ſeiner Kinder für nöthig erachten würde. Er ſtarb in einem Alter von 90 Jahren und hinterließ den Ruhm eines tapfern und aufgeklärten Fürſten. Seine Unterthanen machte er geſitteter und lehrte ſie die Vortheile des Ackerbaues kennen.

Maske (die eiſerne), oder der Mann mit der eiſernen Maske. Mit dieſem Namen bezeichnet man einen unbekannten Gefangenen, der unter der Regierung Ludwigs XIV. unter dem größten Geheimniß auf das Schloß von Pignerol und von da nach der Inſel St. Margarethe gebracht wurde. Er war ein Mann von mehr als gewöhnlicher Größe und ſehr wohlgeſtaltet. Seine Haut war ſehr weich, aber etwas braun. Er liebte feine Wäſche, Spitzen und Flitterſtaat, ſpielte die Guitarre, und verrieth eine ſehr gute Erziehung. Seine Stimme war einnehmend, Ueber ſeinen Zuſtand klagte er nie, noch ließ er merken, wer er eigentlich ſei. Wenn er krank war, ſo daß ihn ein Arzt oder Wundarzt beſuchen mußte, und wenn er von einem Orte zum andern gebracht wurde, trug er eine ſammetne Maske, die dergeſtalt mit Federn eingerichtet war, daß ſie ihm zu eſſen und zu trinken erlaubte. Es war Befehl gegeben, ihn zu tödten, wenn er ſich demaskire; dies durfte er nur, wenn er allein war. Dann unterhielt er ſich damit, ſich die Barthaare mit einer ſtählernen Zange, auszuraufen. Er blieb zu Pignerol, bis der Commandant des Schloſſes Saint Mars mit Namen, ein vertrauter Officier, die Statthalterſchaft der Inſeln unter dem Winde erhielt, und ihn dorthin mitnahm. Als derſelbe ſpäter Commandant der Baſtille wurde, folgte ſein Gefangner ihm auch dorthin. Er bekam in dieſem Gefängniß eine möglichſt gute Wohnung. Man verſagte ihm nichts, was er verlangte. Man gab ihm die ſchönſten Kleider, das köſtlichſte Eſſen, und der Gouverneur, der mit abgezogenem Hut mit ihm ſprach, ſetzte ſich ſelten in ſeiner Gegenwart. Der Marquis Louvois, der ihn vor ſeiner Abreiſe nach Paris auf St. Margarethe beſuchte, betrug ſich mit einer Achtung gegen ihn, die an Ehrfurcht grenzte. Bewundernswürdig iſt es, daß nach ſeiner Verhaftung in Europa kein Mann von Bedeutung vermißt wurde. Auf Margarethe trug der Gouverneur ihm die Speiſen ſelbſt auf, und entfernte ſich, nachdem er ihn ſorgfältig eingeſchloſſen hatte. Eines Tages ſchrieb der Gefangene auf einen ſilbernen Teller mit einem Meſſer, und warf den Teller aus dem Fenſter nach einem Fahrzeuge hin, das am Ufer, nahe am Fluſſe des Thurms, lag. Der Fiſcher, dem das Fahrzeug gehörte, nahm ihn auf und trug ihn zum Gouverneur. Erſchrocken fragte dieſer, ob er geleſen, was darauf ſtehe, und ob es irgend jemand geſehen habe. Ich kann nicht leſen, antwortete der Fiſcher, und niemand hat es geſehen. Der Mann wurde erſt freigelaſſen, nachdem ſich der Gouverneur von der Wahrheit ſeiner Ausſage überzeugt hatte. La Grange-Chancel erzählt in einem Briefe an den Verfaſſer der Année litteraire, als Saint-Mars die eiſerne Maske nach der Baſtille führte, habe der Gefangne gefragt: „Will mir der König ans Leben?„ jener aber geantwortet: „Nein, mein Prinz, ihr Leben iſt geſichert, Sie dürfen ſich nur führen laſſen.“ — Ich habe, ſetzt jener hinzu, von einem gewiſſen Dubuiſſon, der ebenfalls in der Baſtille und auf St. Margarethe gefangen war, erzählen hören, daß er ſich mit einigen andern Gefangnen in einem Zimmer gerade unter dem Unbekannten

befunden, und daß ſie mittelſt der Kamineſſe mit einander hätten ſprechen können. Auf die Frage von ihrer Seite, warum er ihnen ſo hartnäckig ſeinen Namen und ſeine Schickſale verſchweige, habe er geantwortet, daß dieſe Mittheilung ihm und ihnen das Leben koſten würde. Alles beweiſt, daß die eiſerne Maſke ein höchſt wichtiger Gefangner war. Die Verhaftnehmung deſſelben fällt nach Vergleichung mehrerer Thatſachen zwiſchen die Jahre 1666 und 1671. Von der Zeit bis 1687 war er zu Pignerol, dann bis 1693 auf St. Margarethe in einem eigens dazu erbauten Gefängniß, und vom 18 Sept. 1698 bis an ſeinem Tode, den 19. Nov. 1703, in der Baſtille gefangen. Er ſtarb nach einer Krankheit von wenigen Stunden. Der todte Körper wurde dergeſtalt verſtümmelt, daß es unmöglich war, etwas daran zu erkennen. Um alles zu vertilgen, was er hätte verbergen können, um eine Nachricht oder Auskunft über ſich zu geben, verbrannte und zerſtörte man alles, was er im Gebrauch gehabt hatte, unterſuchte den Fußboden und weißte die Decke und die Wände ſeines Gefängniſſes. Im Todtenſchein wurde er Marchiali genannt und 45 Jahre alt angegeben. Er ſelbſt hatte kurz vor ſeinem Tode dem Arzt geäußert, er glaube, daß er 60 Jahre alt ſei. Die Regiſter der Baſtille, die ſeinen Eintritt in dieſes Schloß conſtatirten, nahm man weg, ob ſie gleich, wie man aus einer Copie erſieht, die ſich davon erhalten hat, kein Kennzeichen angaben. Die Frage, wer dieſer Gefangne geweſen und welche Gründe Ludwig XIV. bewogen haben, ihn mit einer faſt beiſpielloſen Sorgfalt und mit einer ſo ſtrengen Verheimlichung ſeines Standes zu bewachen, ohne ihn ermorden zu laſſen, iſt auf verſchiedne Weiſe beantwortet worden. Erwägt man aber eben dieſe Umſtände, und wirft man einen Blick auf das Verhältniß, das zwiſchen Ludwig XIII. und ſeiner Gemahlin Anna Statt fand, und berückſichtigt dabei, daß beide die erſten 23 Jahre in kinderloſer Ehe und 12 Jahre außer aller ehelichen Gemeinſchaft lebten, daß die Königin eine galante Dame war, die mit mehrern Männern, namentlich mit dem Bruder ihres Gemahls, mit Buckingham, Montmorency, Mazarin, in Vertraulichkeit ſtand; ſo wird es mehr als wahrſcheinlich, daß der Gefangne ein älterer Bruder Ludwigs XIV. war. Der Verfaſſer einer 1790 erſchienenen Abhandlung über die eiſerne Maſke hat dies bis zur Evidenz dargethan. Minder bündig iſt ſein Beweis, daß Buckingham der Vater geweſen ſei. Andere halten die Maſke für einen bedeutenden Staatsmann, der ein Opfer des Hofdespotismus geworden ſei, noch andre für einen Miniſter des Herzogs von Mantua. Endlich giebt es auch Perſonen, welche die ganze Erzählung für eine Erdichtung gehalten haben. Wohl nicht der unwichtigſte Umſtand dieſer merkwürdigen Erſcheinung iſt es, daß trotz der langen Gefangenſchaft des Unbekannten, und trotz der nothwendigen Mitwiſſenſchaft einer und der andern Perſon um das Geheimniß, doch niemand es gewagt hat, eine Aufklärung darüber zu geben oder zu hinterlaſſen.

Maſkeline (Nevil), ein berühmter engliſcher Gelehrter und Aſtronom, war 1731 geboren und ſtarb 1811. Nachdem er ſchon früh Beweiſe ſeiner Geſchicklichkeit als Mathematiker und Aſtronom gegeben hatte, wurde er nach Barbadoes geſchickt, um Harriſons Marine-Zeitmeſſer, wofür der Erfinder den vom Parlament ausgeſetzten Preis in Anſpruch nahm, zu prüfen. Sein erſtes Werk war The British Mariner's Guide 1763, wodurch er ſeinen Ruf ſo vollkommen begründete, daß er nach Nathanael Bliß Tode 1765 zum

königlichen Aſtronomen ernannt wurde. Im J. 1767 erſchien ſein Bericht über Harriſons Uhr. Im J. 1774 gab die königliche Geſellſchaft in einem Foliobande ſeine Tabellen heraus, um den ſcheinbaren Ort der Fixſterne zu berechnen und die Beobachtungen der Planeten zu reduciren. Von ſeinen aſtronomiſchen Beobachtungen, ſeit 1765 auf der königlichen Sternwarte zu Greenwich angeſtellt, erſchien der erſte Band 1776, und dieſes wichtige Werk wurde ſeitdem auf des Königs Befehl fortgeſetzt. Im J. 1792 beſchenkte Maskelyne das Publicum mit den ſchätzbaren Logarithmentafeln, welche der unermüdliche Michael Taylor bis auf wenige Blätter vollendet hatte. Er fügte eine meiſterhafte Einleitung hinzu, wodurch das Werk ein treffliches Ganzes wird. So ausgezeichnet Maskelyne als Gelehrter war, eben ſo achtungswerth war er als Menſch wegen ſeiner Redlichkeit, Gefälligkeit und Anſpruchloſigkeit.

Masken. Die Masken oder Larven (ſ. d. Art.) ſuchen ihren Urſprung in dem graueſten Alterthume. Hier wurden ſie beſonders bei den Prozeſſionen und Einweihungen in die Orgien des Bacchus gebraucht. Wie es bei den Einweihungen in die Orgien drei Grade gab: den Grad des Satyrn, der Silenen und des bärtigen Bacchus, ſo hatte auch jeder dieſer Grade ſeine eigenthümliche, ihn charakteriſirende Maske. Man findet dieſelben ausgezeichnet häufig auf den alten Vaſen dargeſtellt. Bei dieſer religiöſen Bedeutſamkeit, welche den Masken im Alterthume eigen war, iſt es nicht auffallend, daß die Masken, in Verbindung mit dem Phallus, dem Symbol der Fruchtbarkeit, als ein wirkſames Mittel gegen Zaubereien gebraucht wurden. Ein alter Schriftſteller erklärt die zauberabwehrende Kraft der Masken dadurch, daß ihre lächerliche Verzerrtheit, den ſchädlichen Blick der Zaubernden auf ſich ziehend, ihn von den Perſonen abwendete, die jene an ſich trugen. Daher läßt ſich auch vielleicht die ſchauerliche Mißgeſtaltung, der widerwärtig weit geöffnete Mund der älteſten Masken erklären. Unmöglich war es aber dem Griechen, deſſen Höchſtes in allem Seyn und Wirken die Schönheit war, nicht auch auf die Masken ihren veredelnden Einfluß wirken zu laſſen, und ſo entſtanden endlich auch aus jenen ungeſtalteten Maskenbildern gefälligere Silenen und Satyrmasken und mannichfach andere anmuthig ſcherzhafte Künſtlerphantaſien, die nach und nach die Groteske und Arabeske veranlaßten. Wie der Urſprung der griechiſchen Tragödie im genaueſten Zuſammenhange mit dem Cultus des Bacchus ſteht, ſo waren auch gleich anfangs in erſterer die Masken gebräuchlich. Wer ſie zuerſt in die Komödie eingeführt hat, in welcher ſie jedoch auch bald durchgängige Aufnahme fanden, iſt unbekannt. Man würde irren, wenn man ſich die griechiſchen Masken den heutigen italieniſchen durchaus gleich vorſtellte; anſtatt dieſe nur das Geſicht bedecken, beſtanden jene in einem Ueberzug über den ganzen Kopf, welcher außer den Geſichtszügen auch Bart, Haare und Augen mit vorſtellte. Sie waren anfangs von Baumrinde, dann von Leder, ſpäterhin von Holz, welches geſchickte plaſtiſche Künſtler nach Angabe der Dichter geſtalteten. Man unterſchied **tragiſche** mit großem aufgeſperrten Munde und furchtbarem Anſehn, **komiſche** mit lächerlicher Geberde, **ſatyriſche** und **orcheſtriſche** oder Masken mit regelmäßigern Zügen für die Tänzer. Sie hatten meiſtens ſehr große Mundöffnungen, die inwendig mit Metallſtangen oder andern tönenden Körpern verſehen waren, um die Stimme des Schauſpielers zu verſtärken; eine Verkehrung, die

bei der Einrichtung der alten Theater und ihren ungeheuern Dimenſionen ſehr zweckmäßig war. Viele ſogenannte Kunſtrichter, ohne Sinn für die Eigenthümlichkeiten der griechiſchen Bühne, ſind unerſchöpflich, die Alten wegen des Gebrauchs der Masken im Schauſpiele zu tadeln, weil dadurch alle Mimik, und ſogar die dem Schauſpieler zum Ausdruck der Leidenſchaften nöthige Biegſamkeit der Stimme verloren gegangen ſei. Sie bedenken nicht, daß, da die ganze tragiſche Mimik der Alten vor allem auf die höchſte Würde und Anmuth gerichtet, d. i. idealiſch war, jene *Darſtellung der Individualität*, in welche die Modernen ihrer Schauſpieler Meiſterſchaft zu ſetzen gewohnt ſind, ihnen durchaus das Letzte ſein mußte, zu deſſen Darſtellung ihr Theater herabſinken konnte. „Die Griechen wollten lieber an der Lebendigkeit der Darſtellung einbüßen, als an der Schönheit. Der Gebrauch der Masken war dieſem Streben zufolge nicht blos zu rechtfertigen, ſondern durchaus weſentlich, und weit entfernt daß er ein Nothbehelf geweſen wäre, hätten es die Griechen unfehlbar für einen Nothbehelf erklärt, einen Schauſpieler mit gemeinen unedeln, auf jedem Fall mit allzu individuellen Zügen, einen Apoll oder Hercules darſtellen zu laſſen, ja dies hätte ihnen für eine wahre Entweihung gegolten." Hiezu kommt, daß bei der coloſſalen Größe der griechiſchen Theater unſere heutige Mimik wohl ohne dies größtentheils verloren gegangen ſein würde. Wie das römiſche Theater faſt in allen ſeinen Beſtandtheilen auf Nachahmung des griechiſchen berechnet war, ſo fügte es auch im Gebrauch der Masken wenig Neues hinzu. Höchſt intereſſant und beſonders durch die zahlreich beigefügten Kupfer belehrend iſt das italieniſche Werk des Francesco de' Ficoroni über die Theatermasken und komiſchen Perſonen der alten Römer. — Nur das italieniſche Volkstheater, die ſogenannte Commedia dell' arte, kennt in der unmittelbaren Verbindung, worin ſie mit den altrömiſchen Mimen und Pantomimen ſteht, noch den theatraliſchen Gebrauch der Maske. Denn jene Poſſenſpiele Roms, keiner beſonders gelehrten und dichteriſchen Bildung bedürftig, konnten ſich auch während der Herrſchaft der Barbaren erhalten. Schon im zwölften Jahrhundert, als dem Zeitalter, wo Irnerius in Bologna eine neue Schule der Rechtsgelehrſamkeit errichtete, finden wir den *bologneſiſchen Doctor*. Er hat eine Maske mit ſchwarzer Naſe und Stirn und rothen Wangen und erſcheint als ein pedantiſcher und langweiliger Raiſonneur. Der *Pantalon* kam gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts auf die Bühne. Er iſt die Maskenrolle des Vaters und ſtellt einen reichen venetianiſchen Kaufmann vor. Seine ehemalige Kleidung war die ſogenannte *Zimarra*, eine Art von langem Mantel mit kürzern Oberärmeln und umgelegtem ſchmalen Kragen; dies Gewand pflegten die venetianiſchen Kaufleute in ihren Läden zu tragen und noch jetzt tragen es die Advocaten. Zugleich gehörte es zum Coſtum des Pantalone, daß Beinkleider und Strümpfe aus einem Stücke ſein mußten. Daher nannte man auch in neuern Zeiten dieſe Strumpfhoſen *Pantalons*. Sie waren bei dem alten Coſtume ſtets roth und die Zimarra ſchwarz. Als die Türken Conſtantinopel eroberten, verlor die Republik Venedig das Königreich Negroponte. Ganz Venedig fühlte dieſen Verluſt ſo ſchmerzlich, daß man auch bei dieſer Tracht das rothe Untergewand in ein ſchwarzes, zum Zeichen der Trauer, verwandelte; ſo blieb es ſeitdem. An der Maske war nichts Ungewöhnliches; man trug damals noch den Bart, und ſo ſah ein alter Kaufmann gewöhnlich

aus. Der Bart der neuern Pantalonsmaske iſt verſchieden; er geht rund um die Kinnlade und läuft vorn in der Mitte ganz ſpitzig zu. Uebrigens wurde die Weſte verlängert und man unterband die oben faltenreichen Pantalons am Knie: Zimarra und Pantoffeln blieben ſich gleich. Dem Charakter nach iſt der Pantalon gewöhnlich ein gutmüthiger, einfältiger Alter. Er iſt meiſt verliebt und wird ſtets durch einen Nebenbuhler, Sohn oder Bedienten angeführt. In der neuern Zeit machte man oft einen guten Hausvater aus ihm, voll Ehrgefühl und Delicateſſe, was ſein gegebenes Wort betrifft, und ſehr ſtreng gegen ſeine Kinder. Doch bleibt es ſtets dabei, daß er angeführt wird. Er ſpricht venetianiſch, wie der Doctor bologneſiſch. Die Zanni gehören ebenfalls zu den älteſten Masken der italieniſchen Bühne. Der eine derſelben iſt Arlechino (Harlekin, ſ. d. Art.), der andere iſt Scapin, beides liſtige und ſchelmiſche Bedienten im Dienſte Pantalons und des Doctors. Weniger alt iſt Brighella, wie ſein mit grünen Bändern beſetztes, im Geſchmack des Mittelalters verfertigtes Kleid beweiſt. Ueber ſeine Entſtehung theilt Sismondi nach Malvezzi's Chronik folgendes mit: Als im J. 1200 der Adel von Brescia die Bürger nöthigen wollte, wider ihren Willen die Waffen gegen die Bergamasken zu ergreifen, widerſetzten ſich dieſe. Es kam zu einem blutigen Gefecht in den Straßen von Brescia, in welchem die Adelichen aus der Stadt vertrieben wurden. Sie flüchteten nach Cremona, wo ſie einen militäriſchen Bund ſchloſſen; die Volkspartei ſchloß einen ähnlichen Bund unter dem Namen Brugella oder Brighella. Der Name hat ſich auf der Bühne in einer Maske erhalten, die einen anmaßenden, herzhaften und verſchlagenen Plebejer von Brescia vorſtellt. Dieſe Ableitung widerſpricht übrigens der gemeinen Meinung, nach welcher Brighella aus Ferrara ſtammt. Der Doctor von Bologna, Pantalon von Venedig, Harlekin von Bergamo, Brighella von Ferrara, und alle die Perſonagen, die man am beſten unter dem Namen Zanneſchi zuſammenfaßt, die Capitäns Spavento, Tracaſſo, Tempeſta (die an des Plautus Pyrgopolynices erinnern) waren alſo ſeit dem funfzehnten Jahrhundert auf der Bühne. Außerdem hatten die Römer noch den Don Pasquale und die Gelſonmi, die Florentiner die Pasquelle, die Calabreſen den Giangurgolo, die Sicilianer die Travaglini, die Meſſineſer die Giovanelli, die Neapolitaner den Coviello, Pasquarielle, die Mailänder den Girolamo, die Piemonteſer den Gianduja. Ferner nennt man noch Pedrolino, Bertolino, Trufaldino, Trivelino, Mezzolino und D. Pilone Balanzoni. Ueber die Maske des Pulcinella ſehe man den beſondern Artikel. — Die Masken im eigentlichen Sinne, welche man bei uns faſt nur bei Redouten (ſ. d. Art.) oder Maskeraden braucht, ſind aus einem leichten Stoff verfertigte Köpfe und Geſichter oder Theile derſelben, durch welche man ſich theils unkenntlich machen und verbergen, theils etwas anders vorſtellen (maskiren) will. Es giebt ganze und halbe Masken (z. B. Naſen, Augenmasken). Die vorzüglichſten ſind von feiner Leinwand, die ſchlechtern von Pappe. Jene liefert Italien, beſonders Venedig, dieſe Frankreich, namentlich Paris und Rouen, und man hat natürliche Masken und Caricaturmasken (mascheraccie) u. ſ. w.

Maſon (William), ein ausgezeichneter engliſcher Dichter, war 1725 zu Hull in Yorkſhire geboren, wo ſein Vater Pfarrer war.

Er ſtudirte auf dem Johannis = Gymnaſium zu Cambridge, ward 1747 Collegiat der hohen Schule zu Pembrocke, 1749 Magiſter, 1754 ordinirt, bald darauf königl. Caplan und Pfarrer zu Aſton in Yorkſhire, und endlich Präcantor und Canonicus am Dom zu York. Man hat viele Gedichte von ihm, worunter zwei Trauerſpiele, in denen er den griechiſchen Chor auf die Bühne bringt; eine Sammlung Oden, mehrere Elegien, z. B. Iſis; der engliſche Garten, ein didaktiſches Gedicht u. a. Beim Ausbruch des amerikaniſchen Krieges zeigte er ſich als warmen Verfechter der Freiheit. Nach Admiral Keppels Freiſprechung richtete er eine Ode an die Seeoffiziere, in welcher er die Feindſeligkeiten gegen den transatlantiſchen Theil der Gemeinde heftig tadelt. Als Pitt an das Staatsruder kam, begrüßte er auch ihn mit einer Ode, und ſah in dieſem Miniſter einen vom Himmel Geſandten, um die Wunden des Staats zu heilen, und die Parlamentseinrichtungen zu verbeſſern. Im ſpätern Alter aber, da ſich die erſten Schrecken der franzöſiſchen Staatsumwälzung überall verbreiteten, und Maſon zu einem ruhigen und anſehnlichen Beſitzthume gelangt war, änderten ſich ſeine Grundſätze, und er ſchrieb einen Widerruf an die Freiheit (Palinody to Liberty). Er war ein Freund des berühmten Gray, deſſen Gedichte er nach deſſen Tode nebſt einer Lebensbeſchreibung und den Briefen dieſes Dichters herausgab. Sein Amt als Präcantor leitete ſeine Aufmerkſamkeit ſehr natürlich auf die Muſik. Das Reſultat ſeiner Betrachtungen über dieſen Gegenſtand iſt ein hiſtoriſcher und kritiſcher Verſuch über die engliſche Kirchenmuſik, für welche er die größte Einfachheit empfiehlt. Maſons Gedichte zeichnen ſich durch Lebhaſtigkeit und Eleganz, und eine vorzüglich reine Moral aus. Er ſtarb im April 1797. Man hat ihm in der Weſtminſter-Abtei, unter den Dichtern, eine Gedächtnißtafel errichtet.

Maſora iſt eine Sammlung kritiſcher, grammatiſcher und exegetiſcher Bemerkungen ſpäterer jüdiſcher Gelehrten des dritten und der folgenden Jahrhunderte nach Chr. Geb. über die Bücher des alten Teſtaments. Nachdem ſie ſich dieſe lange Zeit hindurch blos mündlich fortgepflanzt hatten (daher auch der Name, welcher ſo viel als Ueberlieferung bedeutet), wurden ſie zu Anfang des ſechsten Jahrhunderts zu Tiberias, wo ſich eine berühmte jüdiſche Akademie befand, in dieſe Sammlung vereinigt, und ſpäterhin von Zeit zu Zeit mit neuen Zuſätzen vermehrt. Man theilt ſie in die große und kleine Maſora; erſtere enthält die ganze Sammlung in eignen für ſich beſtehenden Büchern, die andere iſt ein Auszug aus jenen Bemerkungen, welcher dem Rande der bibliſchen Handſchriften beigeſchrieben wurde. Sie iſt für die Kritik des alten Teſtaments wichtig wegen der Verzeichnung der verſchiedenen Lesarten, und enthält auch zur Erklärung einzelner Stellen manche ſehr ſchätzbare Beiträge; — leider verloren ſich aber auch zugleich die Verfaſſer und Sammler derſelben (Maſoreten) in den mühſamſten und unnützeſten Spielereien, zählten die Verſe, die Worte, ja ſelbſt die einzelnen Conſonanten, ſuchten die mittelſten Worte und Buchſtaben eines jeden Buches auf, bemerkten die Verſe, in welchen alle Conſonanten des hebräiſchen Alphabets vorkommen u. ſ. w. Da die Sammlung theils durch die nach und nach hinzugekommenen Zuſätze, theils durch Schuld der Abſchreiber in die größte Unordnung gerathen war, ſo brachte ſie zu Anfang

des ſechzehnten Jahrhunderts R. Jacob ben Chajim für den Venediger Buchdrucker, Daniel Bomberg, in Ordnung (Biblia rabbinica hebr. Vened. 1518, 1521, 1525 — 28. Fol.), und hundert Jahre darauf ergänzte Joh. Burtorf der ältere die Arbeit ſeines Vorgängers (Baſel 1618, Fol.) A — s.

Maſſageten war bei den Alten der Collectivname der unbekannten nördlichen aſiatiſchen Völker, welche auf der Oſt- und Südſeite des caſpiſchen Sees bis an die Gränzen der perſiſchen Monarchie, wo jetzt die Turkeſtaner und Karakalpaken wohnen, ihre Sitze hatten. Sie kommen in der ſcythiſchen und perſiſchen Geſchichte öfters vor; in letzterer vorzüglich bei Gelegenheit der Feldzüge des Cyrus (ſ. d. Art.). Die Alanen waren ein beſonderer Stamm derſelben. A—s.

Maſſalianer, ſ. Meſſalianer.

Maſſe nennen wir die Menge der beweglichen Theile in einem beſtimmten Raume, d. h. die Menge aller Subſtanzen, woraus die Materie beſteht. Die Atomiſten ſtellen ſich jeden Körper als eine Summe von Atomen vor, deren Zahl die Maſſe des Körpers ausmacht. Da es unmöglich iſt, die Atome zu zählen, ſo kann man nach dem atomiſtiſchen Syſtem die Maſſe eines Körpers nur durch Vergleich mit andern Maſſen beſtimmen. Nach der Theorie der Dynamiſten kann die Menge der Materie, d. h. die Maſſe, in Vergleich mit jeder andern nur durch die Größe der Bewegung bei gleicher Geſchwindigkeit geſchätzt werden; denn da nach dieſer Theorie die Materie bis ins Unendliche theilbar iſt, ſo läßt ſich auch nicht die Menge einer Materie durch die Menge der Theile unmittelbar beſtimmen; vergleicht man aber eine Materie mit der andern, ſo kann man zwar bei gleichartigen Materien die Verhältniſſe der Maſſen beſtimmen, indem die Quantität der Materie mit der Größe des Umfanges proportionirt iſt; allein es wird ſich doch kein Verhältniß der einen Materie zu einer andern mit jener ſpeciſiſch verſchiedenen angeben laſſen. Man hat alſo weder mittelbar, noch unmittelbar ein gültiges Maß, durch Vergleichung die Menge der Materie zu ſchätzen, ſo lange ihre Bewegung nicht in Betracht gezogen wird; es bleibt mithin kein Maß als die Größe der Bewegung übrig. Hierbei aber muß die Geſchwindigkeit der Materie als gleich angenommen werden, und in dieſer Vorausſetzung läßt ſich die Qantität der Materie, d. h. die Maſſe, in Vergleichung mit jeder andern nur durch die Bewegung bei gleicher Geſchwindigkeit ſchätzen. — Die Erfahrung lehrt, daß alle Theile eines Körpers von der Schwere afficirt werden, und daß es keinen materiellen Stoff gibt, der nicht gegen die Erde, in ſo fern er mit ihr in unmittelbarer Verbindung ſteht, ſchwer ſein ſollte. Nur an der electriſchen, magnetiſchen, ſo wie an der Licht- und Wärmematerie hat man bis jetzt noch keine Schwere entdecken können.

Maſſe wird bei Concurſen das geſammte Vermögen des Gemeinſchuldners genannt, und in die active und paſſive eingetheilt. S. Falliment.

Maſſena, Fürſt von Eßlingen und Herzog von Rivoli, Marſchall von Frankreich, Großadler und Chef der vierzehnten Cohorte der Ehrenlegion u. ſ. w. Er war in der Grafſchaft Nizza geboren und ſtand beim Ausbruch der franzöſiſchen Revolution noch als Unterofſizier unter den ſardiniſchen Truppen. Als aber die Krie-

ger der neuen Republik den Mont-Cenis überſtiegen hatten, geſellte er ſich zu ihnen und that ſich bald durch Muth und Einſicht hervor. Er ward Oberoffizier und ſtand ſchon 1793 an der Spitze einer republikaniſchen Brigade. Hier, ohne Meiſter, lernte er in kleinen Gefechten vom Kriege den Krieg. Er ſchlug die Piemonteſer bei Caſtel-Geneſte (Nov. 93.), zerſtreute bei Ponte di Neva ein Corps Oeſterreicher, bemeiſterte ſich Ormea's, und trug das meiſte zum Siege bei Saorgio bei. Im April 1794 wurde er Diviſionsgeneral, und fuhr fort, manchen glücklichen Erfolg zu erfechten. Als 1796 Bonaparte Oberbefehlshaber des italieniſchen Heeres wurde, war Maſſena ſein unzertrennlicher Waffengefährte. Um daher die Thaten deſſelben in Bonaparte's zwei erſten italieniſchen Feldzügen zu erzählen, müßte man ihre ganze Geſchichte von den Schlachten bei Montenotte, Milleſimo und Lodi bis zur Schlacht bei Rivoli und bis zu den Kämpfen in den Gebirgen von Tarvis und Klagenfurt wiederholen. Bei Lonato war er bereits von den öſterreichiſchen Colonnen umzingelt und lief Gefahr, gefangen zu werden, als Bonaparte ihn rettete. Er wurde von dem Oberfeldhern nach Wien geſandt, um die Friedensunterhandlungen zu beenden, und dann 1797 nach Paris, um ſie ratificiren zu laſſen. Während Bonaparte in Aegypten focht, waren Maſſena und Moreau Frankreichs Hoffnung. Er hatte als Diviſionsgeneral bisher nur diejenigen Talente entwickeln können, die zur glücklichen Ausführung fremder Entwürfe gehören; aber im Feldzuge von 1799 bewies er in der Schweiz ſeine Fähigkeit auch als Oberbefehlshaber. Zwar mußte er nach einer glücklichen Eröffnung des Krieges bis zum Albis zurückweichen, hier aber erwartete er in einer feſten Stellung den günſtigen Augenblick, und kam durch die Schlacht bei Zürich der Vereinigung Korſakows und Suwarows, der bereits den Gotthard überſtiegen hatte, zuvor. Dieſer Sieg, der das halbe ruſſiſche Heer aufrieb und in deſſen Folge Rußland ſich von Oeſterreich trennte, rettete Frankreich. Als Maſſena die helvetiſchen und rhätiſchen Alpen wieder erobert hatte, ſandte ihn das Directorium im J. 1800 nach Italien, wo allenthalben die Oeſterreicher ſiegend vordrangen. Maſſena eilte, mit den vorhandenen geringen Streitkräften Genua zu erhalten. Seine Vertheidigung dieſer Stadt gehört zu den außerordentlichen. Erſt, als alle Vertheidigungsmittel erſchöpft waren, nahm Maſſena, zehn Tage vor der Schlacht von Marengo, eine ehrenvolle Capitulation an; aber dieſe Schlacht ſchlug Oeſterreichs Heer zu Boden, und der Conſul Bonaparte, der nach Paris zurückeilte, übergab dem Vertheidiger Genua's den Oberbefehl der Armee. Bald darauf erfolgte der Friede. Maſſena wurde vom Seinedepartement in den geſetzgebenden Körper gewählt und Frankreichs neuer Kaiſer erhob ihn 1804 zum Reichsmarſchall. Im J. 1805 erhielt Maſſena den Oberbefehl in Italien. Er unterlag in der Schlacht bei Caldiero. Als aber der Erzherzog Carl durch das Unglück der deutſchen Waffen in Franken und in Bayern zum Rückzug in das Innere Oeſterreichs gezwungen war, verfolgte er ihn, jedoch ohne ihm einen Vortheil abgewinnen zu können. Der Friede von Preßburg wurde geſchloſſen, und Maſſena eilte auf Napoleons Befehl nach Neapel, um dieſes Königreich für Joſeph in Beſitz zu nehmen. Hier blieb er, bis ihn 1807 Napoleon nach Polen berief, um den rechten Flügel der weitgedehnten fran-

zöſiſchen Heeresmacht zu befehligen. Er beſtand den mörderiſchen Kampf bei Pultusk, und am 12. Juni 1807 erſtürmte er die Linien von Oſtralenka. Der Friede von Tilſit hatte kaum auf dieſer Seite Ruhe gewährt, als 1808 der Krieg in Spanien ſich entzündete. Mit dem Titel eines Herzogs von Rivoli betrat er dieſen Kriegsſchauplatz, von dem er 1809 nach Deutſchland abgerufen wurde. Hier kämpfte er in den großen Schlachten bei Regensburg, Aspern und Eßlingen und bei Wagram mit. In der zweiten rettete ſeine Standhaftigkeit und Ausdauer das franzöſiſche Heer vom gänzlichen Untergange, und Napoleon belohnte ihn mit der Würde eines Fürſten von Eßlingen. Bald nach dem Frieden eilte er aufs neue nach Spanien, um Englands unbeſiegtem Feldherrn ſich entgegenzuſtellen. Dieſer zog ſich vor der franzöſiſchen Uebermacht zurück und begnügte ſich, in einer felſenfeſten Stellung die Hauptſtadt Portugals zu vertheidigen, bis der Mangel dem feindlichen Heere den längern Aufenthalt unmöglich machte. Maſſena mußte ſich endlich zurückziehen. Sein Heer litt bedeutend, ſowohl durch Hunger als durch den thätig verfolgenden Gegner. Napoleon, mißvergnügt über dieſe ihm unerwünſchten Reſultate eines prahleriſch angekündigten Feldzugs, rief Maſſena zurück, und ließ ihn bis zu ſeinem Sturze ohne Anſtellung. Maſſena, der 1814 in Toulon commandirte, erklärte ſich ſogleich für Ludwig XVIII. Er ward Commandeur des St. Ludwigsordens. Bei Napoleons Landung 1815 aber war ſein Betragen in Toulon mindeſtens zweideutig. Als der Kaiſer wieder eingeſetzt war, ſchwor er zu ſeiner Fahne, und ward Pair und Commandant der Pariſer Nationalgarde. Als ſolcher trug er viel zur Erhaltung der Ordnung in der Stadt während der unruhigen Tage bei, die des Königs Rückkunft vorhergingen. Seitdem lebte er von allen Geſchäften zurückgezogen und ſtarb 1816.

Maſſenbach (von), königl. preuß. Oberſt und Generalquartiermeiſter, ward 1752 im Würtembergiſchen geboren und trat 1782 aus dieſem Dienſt in den preußiſchen über, wo er im Generalſtabe angeſtellt ward. Er wohnte dem Feldzuge von 1787 in Holland und dem Kriege gegen Frankreich bis zum Basler Frieden bei, ward 1800 Obriſt, und endlich in dem Feldzuge von 1806 als Generalquartiermeiſter bei der Hohenlohiſchen Armee angeſtellt, deren Capitulation bei Prenzlau er allerdings guten Theils mit veranlaßt hat. Er privatiſirte ſeitdem, bis er 1817 bei der würtembergiſchen Ständeverſammlung wieder auftrat und einiges Aufſehen erregte. Da er dem preußiſchen Cabinet durch die Drohung, wichtige Papiere öffentlich bekannt zu machen, gewiſſe Bewilligungen abzutrotzen verſuchte, ward er — als noch nicht verabſchiedeter preußiſcher Offizier — auf Requiſition dieſes Hofs in Frankfurt a. M. verhaftet und nach Cüſtrin gebracht, wo ſich eine eigne Commiſſion zu der über ihn verhangnen Unterſuchung verſammelte, deren Reſultat noch nicht bekannt iſt. Indeß glaubt man, daß der König ihn begnadigen werde. Man hat bei dieſer Gelegenheit gefragt, ob die freie Stadt Frankfurt durch ein Cartel verpflichtet war, den Obriſt von Maſſenbach als preußiſchen Deſerteur auf die Requiſition des preußiſchen Hofs auszuliefern? Denn im entgegengeſetzten Falle ſtand Maſſenbach im Gebiete der Stadt Frankfurt unter dem Schutze des Völkerrechts. Daß er aber eines groben Verbrechens gegen die öffentliche Sicherheit überführt gewe-

ſen, und daher als ein höchſt gefährlicher Menſch ſich ſeines Schutzes unwürdig gemacht habe, iſt eben ſo wenig kund geworden. Es kann ſein, daß er ſeine Dienſtpflicht als Offizier verletzt hat, ob er aber einen Hochverrath gegen den Staat und die öffentliche Sicherheit begangen hat, als er vermeintliche oder wirkliche Fehler in der ehemaligen (jetzt nicht mehr beſtehenden) Staats- oder Heerverwaltung aufdeckte, wodurch allerdings die Ruhm- und die Eigenliebe manches Einzelnen gekränkt werden konnte, bedarf noch des Beweiſes. Er erſcheint daher in den Augen Vieler als ein aus politiſchen Gründen, aus Scheu vor der Oeffentlichkeit, mit welcher er — es ſei immerhin aus unedlen Beweggründen — gedroht hatte, und als ein vom Haſſe Einzelner, die durch ſeine ſchonungsloſen öffentlichen (für den Hiſtoriker und Staatsmann aber immer wichtig bleibenden) Berichte beleidigt worden ſind, Verfolgter. — Gleichwohl iſt nicht zu läugnen, daß auch Maſſenbach von einer gereizten Eigenliebe mancherlei zu ſchreiben angetrieben worden iſt, was er wohl ſchwerlich verantworten möchte. Da er der Welt weniger durch das, was er gethan, als vielmehr durch das, was er von ſich und Andern geſchrieben, bekannt worden, ſo wird eine kurze Charakteriſtik ſeiner Schriften hier an ihrem Platze ſein. Auf eine frühere Schrift über den Differentialcalcul folgte in den 90ger Jahren eine Beſchreibung des damaligen Kriegsſchauplatzes, im Geſchmack jener Zeit, ohne beſondern Werth; — dann trat er nach dem unglücklichen Jahre 1806 mit mehreren Bänden Denkwürdigkeiten, Memoiren ꝛc. auf, in welchen er beweiſen will, wie er den Untergang der Monarchie zu verhindern geſtrebt, und daß er an dem Unglück, als es endlich gekommen, nicht Schuld geweſen. — Betrachtet man aber das für den erſten Zweck Mitgetheilte genauer, ſo findet man zwar einen lebhaften, vielſeitig ſtrebenden Kopf, einen Mann der ſich gern geltend machen möchte, aber keine Plane, die dem Staate großes Heil gebracht haben würden. *) Was den zweiten Zweck anlangt, ſo wird Niemand dem Obriſt v. Maſſenbach die Unfälle des 14. Octobers zur Laſt legen, wohl aber die Capitulation von Prenzlau. In Rückſicht auf ſelbige macht er (Memoiren 2ter Band, S. 102) ein Geſtändniß, das für einen Generalquartiermeiſter einzig zu nennen iſt. Obwohl er feſt behauptet, daß jener Irrthum auf die Capitulation des Corps keinen Einfluß gehabt, ſo will dies doch nicht recht einleuchten; und unterrichtete Männer wollen ihm die von den Franzoſen ſogenannte Courage d'esprit im entſcheidenden Momente eben ſo abſprechen, als man nach genauer Leſung ſeiner Schriften ihm das Zeugniß eines ſcharfen Eindringens in das Weſen des Kriegs verſagen muß. Mit

*) Doch iſt es erwieſen, daß vor Eröffnung des Feldzuges 1806 der (durch den Erfolg gerechtfertigte) Plan des Fürſten Hohenlohe und ſeines Generalquartiermeiſters v. Maſſenbach, welcher darauf drang, daß die Armee des linken Flügels ſich über Hof in das ſüdliche Deutſchland bewegen ſollte, am 25. Sept. in der irrigen Vorausſetzung verworfen wurde, daß Napoleon durchaus nicht den Angriff thun werde. Auch in dem großen Kriegsrathe zu Erfurt (5. u. 6. Oct.) drang Maſſenbach von neuem mit allem Feuer eines exaltirten Gemüths auf den Abmarſch der Armee links hin, um der gefährlichen Offenſive des Feindes noch zeitig genug zu begegnen, aber Lucheſini und der Herzog von Braunſchweig blieben dennoch bei ihrer Anſicht.

Bezug auf ſeine neuern Beſtrebungen in der Ständeverſammlung hatte er einige kleine Schriften ausgehen laſſen, von denen ſich nicht viel mehr Vortheilhaftes ſagen läßt.

Maſſillon (Jean Baptiſte), einer der größten franzöſiſchen Kanzelredner, geboren im Jahre 1663 zu Hières in der Provence, trat in ſeinem 17ten Jahre in die Congregation des Oratoriums, und gewann ſich die Herzen allenthalben, wohin er geſchickt wurde, durch ſein einnehmendes Betragen, wie durch ſeinen Geiſt und ſeinen Charakter. Aber er zog dadurch auch den Neid ſeiner Mitbrüder auf ſich; man beſchuldigte ihn einiger Intriguen mit Frauen, und ſuchte ihn aus der Congregation zu entfernen. Wirklich ſoll er ſich auf einige Monate in die Abtei von Saint-Fonds zurückgezogen haben. Der Beifall, den ſeine Leichenrede auf den Erzbiſchof Henri de Villars allgemein fand, bewog den damaligen General ſeiner Congregation, La Tour, ihn nach Paris zu berufen. Er mußte gehorchen und gegen ſeine eigentliche Neigung die Kanzel beſteigen, auf der ſein Genie bald in ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit ſich entwickelte. Nach andern machte eine Antwort auf einen Hirtenbrief des Cardinals Noailles, die er im Namen ſeines Kloſters aufſetzen mußte, den Cardinal auf ihn aufmerkſam, und auf ſeinen Befehl kehrte Maſſillon wieder zu dem Oratorium zurück, und legte ſich ausſchließlich auf Kanzelberedtſamkeit. Der allgemeine Beifall, den er fand, war faſt ohne Beiſpiel und bald wünſchte ihn der Hof zu hören. Auch hier fand er volle Anerkennung, denn er ſprach mit jener mächtig ergreifenden Einfalt, der nur gänzliche Gefühlloſigkeit widerſteht. Auch entging es Ludwig XIV. nicht, daß Maſſillon ſich von allen andern Predigern unterſcheide, und als er zum erſtenmal zu Verſailles gepredigt hatte, ſagte der König zu ihm: „Wenn ich andere Prediger gehört habe, war ich ſehr wohl mit ihnen zufrieden; aber da ich Sie gehört habe, bin ich ſehr unzufrieden mit mir ſelbſt geweſen.“ — Seine Declamation trug nicht wenig zu der Wirkung ſeiner Worte bei. Mit ſcheinbarer Kunſtloſigkeit, ja Nachläſſigkeit, rührt und belehrte er ſicherer, als Andere durch einen pathetiſchen Vortrag, deſſen Erkünſteltes der Zuhörer oft mit Widerwillen wahrnimmt. Der berühmte Schauſpieler Baron brach einſt am Schluß einer Predigt Maſſillons, der er beigewohnt, in die merkwürdigen Worte aus: „Das iſt ein Redner, wir ſind nur Komödianten.“ — Im J. 1704 erſchien Maſſillon zum zweitenmal am Hofe und fand denſelben Beifall. Der König ſagte ihm, daß er ihn alle zwei Jahre zu hören wünſche. — Seiner philoſophiſchen und friedliebenden Geſinnungen wegen wurde er gewählt, um den Cardinal Noailles mit den Jeſuiten wieder zu verſöhnen; allein er mißfiel beiden Parteien und machte die Erfahrung, daß es leichter ſei, Sünder zu bekehren, als Theologen auszuſöhnen. Der Regent, der ſein Verdienſt kennen gelernt hatte, ernannte ihn 1717 zum **Biſchof von Clermont**. Er würde dies Amt nicht haben annehmen können, wenn nicht ein Freund die damit verbundenen Koſten bezahlt hätte. Als er im folgenden Jahre vor Ludwig XV., der erſt neun Jahre alt war, predigen ſollte, verfaßte er jene unter dem Titel Petit-Carême (Faſtenpredigten) bekannten Reden, die ein Meiſterwerk der Kanzelberedtſamkeit ſind. Unter den wichtigen Wahrheiten, die er darin einſchärft, iſt auch die: daß nicht die Fürſten, ſondern daß Geſetz über die Völker

herrſchen ſolle, daß erſtere nur die Diener und Bewahrer des letztern ſind; daß die Völker ſie, auf Gottes Befehl, zu dem gemacht, was ſie ſind, und daß ſie das, was ſie ſind, nur für die Völker ſein ſollen; daß die Fürſten an Macht verlieren, wenn ſie mächtiger ſein wollen als das Geſetz, und daß alles, was die Oberherrſchaft verhaßt macht, ſie entkräftet und vermindert. — Im J. 1719 trat Maſſilon in die Akademie françaiſe. Der Cardinal Du Bois wirkte ihm die Prälatur von Sevigny aus. Seine letzte Rede, die er in Paris hielt, war die Leichenrede auf die Ducheſſe von Orleans. Seitdem verließ er ſeine Diöceſe nicht mehr, wo ſeine Tugenden, beſonders ſeine Wohlthätigkeit, ihm die allgemeinſte Liebe und Verehrung gewannen. Er ſtarb 1742. Der Werth ſeiner Beredtſamkeit beſtand nicht in jener ſcheinbar declamatoriſchen Wortfülle und in jenem ſichtbaren Aufbieten aller Künſte der Rede, durch welche Bourdaloue ſich die Gunſt ſeiner Zeit mühſam errang, ſondern in jenem edeln und ſchlichten Fluß der Rede, die, auf tiefe Kenntniß des menſchlichen Herzens gegründet, die Hörer ergriff und rührte, ohne ſie zu betäuben und eben daher tiefere und bleibendere Eindrücke hinterließ. Indem er vorzüglich das Gefühl anſprach, erfüllte er die Seele mit jener lebendigen und heilſamen Rührung, wodurch die Liebe zur Tugend geweckt wird. Gehaltvolle Ideen, gewählte und harmoniſche Ausdrücke, lebhafte und natürliche Bilder, Deutlichkeit und Fülle des Styls charakteriſiren ſeine Beredtſamkeit, beſonders in dem Petit-Carême. Der Neffe dieſes berühmten Mannes hat eine vollſtändige Ausgabe der Werke ſeines Oheims beſorgt 1745 und 1762 in 15 Bänden (deutſch Dresden 1753, 15 Bände, in einer ſchlechten Ueberſetzung).

Maſſinger (Philipp), ein ausgezeichneter engliſcher Schauſpieldichter, geboren zu Salisbury um 1585, ſtudirte zu Oxford, ging darauf nach London, und ſchrieb für das Theater, oft in Verbindung mit andern engliſchen Schauſpieldichtern ſeiner Zeit, z. B. Decker, Middleton und Rowley. Nach einigen iſt er 94 Jahre alt geworden, nach Andern ſchon 1639 geſtorben. Maſſinger iſt nach Bouterwek ein verſtändiger und geiſtreicher Schriftſteller. Der Hauptvorzug ſeiner Stücke beſteht beſonders in einer kunſtreichen und intereſſanten Vertheilung und Verbindung der Scenen, in einer durchdachten Compoſition, die zu einer überraſchenden und doch gehörig vorbereiteten Entwickelung führt. Kein engliſcher Schriftſteller hat vor Maſſinger einen dramatiſchen Plan verſtändiger entworfen und die Einheit der Handlung ſo glücklich mit der romantiſchen Mannichfaltigkeit der Scenen verbunden. Doch iſt die Regelmäßigkeit ſeiner Stücke von der franzöſiſchen immer noch unterſchieden, welche der Anſtand mehr beherrſcht. Seine Correctheit hatte nichts Studirtes oder Nüchternes. Seine Phantaſie war nicht reich, aber behandelte dramatiſche Stoffe mit Freiheit und Leichtigkeit. Man hat 17 Schauſpiele von ihm, worunter ſich beſonders einige Trauerſpiele und Tragikomödien befinden. Ihr Stoff iſt größtentheils aus Novellen oder aus der Geſchichte geſchöpft. Hierher gehört z. B. the Duke of Milan (der Herzog von Mailand), ein Stück voll lebendiger Handlung und Darſtellung der Leidenſchaften. In Luſtſpielen war er weniger glücklich. Seine Dramatik Works hat Thomas Coxeter, Lond. 1761. in 4 Bänden 8. und W. Maſon, Lond. 1779. 6 Bände, 8. herausgegeben. —s

Maſt. Maſten heißen die größten und längſten Baumſtangen, die auf den Schiffen das Segel und Tauwerk tragen, und durch die ſogenannte Wand aufrecht erhalten werden. Hieraus ergibt ſich, daß ſie zu den wichtigſten Theilen des Schiffes gehören, ohne welche die Regierung größerer Schiffe unmöglich iſt. Die kleinen Schiffe haben einen oder zwei, die großen vier bis fünf ſolcher Maſten. Man unterſcheidet den größten Mittelmaſt, welcher unmittelbar auf dem Kiele ruht, den vordern Fockmaſt oder die Focke, und den hinterſten Beſan oder Beſanmaſt, wozu das ſchief vorwärts hinausliegende Bugſpret kommt. Die meiſten Maſten ſind von Fichten. Die längſten meſſen über 100 Fuß und ſind 25 bis 30 Palmen, 4 auf den Fuß gerechnet, dick. Von dieſen koſtet das Stück bis über 300 Thaler. Man handelt ſie in den Seeſtädten der Oſtſee. Nach denen, welche die Nadelhölzer im Norden von Europa liefern, kommen die aus Nordamerika.

Maſtix, iſt das Harz des immergrünenden Maſtixbaums (Pistacia Lentiscus), der in verſchiedenen warmen Ländern wild wächſt. Das Harz ſchwitzt aus dem Stamme und den größern Aeſten entweder von ſelbſt, oder durch gemachte Einſchnitte heraus. Die beſte Maſtix kommt aus Chio (ſ. d. Art.), einer Inſel im griechiſchen Archipel, wo man jährlich gegen 50.000 Centner erbaut. Je weißer und durchſichtiger der Maſtix iſt, für deſto beſſer wird er gehalten. Er wird zu einigen Arzneimitteln, vorzüglich aber als Räucherpulver gebraucht. Der unter dem Namen Maſtix bekannte Kitt iſt eigentlich eine Vermiſchung ganz anderer Materialien.

Maſtricht (Trajectum ad Mosam), eine ſtark befeſtigte Stadt, welche jetzt die Hauptſtadt der niederländiſchen Provinz Limburg iſt, nachdem ſie von 1795 bis 1814 zu Frankreich gehört hatte, und die Hauptſtadt des Departements der niedern Maas geweſen war. Sie liegt an der Maas, welche hier den kleinen Fluß Jecker aufnimmt und ſie in zwei Theile trennt, wovon der auf der rechten Seite der Maas Wyk heißt. Beide hängen durch eine ſchöne, 500 Fuß lange ſteinerne Brücke zuſammen. Die Stadt iſt ziemlich regelmäßig und ſchön gebaut, hat mehrere anſehnliche Plätze, darunter der große Marktplatz mit dem ſehr ſchönen Rathhauſe, der mit Bäumen umgebene Paradeplatz, 9 katholiſche und reformirte Kirchen, 21 aufgehobene Kloſterkirchen, 3000 Häuſer und 18,000 Einwohner. Die Stadt iſt eine der ſtärkſten Feſtungen in den Niederlanden und der Schlüſſel zu dieſem Königreiche von der Maas her. Auch hat ſie auf dem St. Petersberge, einem auf der Weſtſeite der Maas gelegenen Berge, eine Citadelle, und durch Schleuſen kann das flache Land zwiſchen der Stadt und dem St. Petersberge unter Waſſer geſetzt werden. Es befindet ſich hier ein reformirtes Gymnaſium und auf dem Rathhauſe eine öffentliche Bibliothek. Die Einwohner, theils Katholiken, theils Proteſtanten, unterhalten Branntweinbrennereien, Tuch-, Gewehr-, Seife-, Leder- und Flanellfabriken, und treiben Krapp-, Tabaks- und Cichorienbau. In dem St. Petersberge iſt ein trefflicher Steinbruch, welcher nach der Maas zu einen Eingang hat, wo Wagen leicht hineinfahren, und hernach die Steine am Ufer des Fluſſes ausladen können. Dieſer Steinbruch hat lange horizontale Gänge, welche durch unzählige viereckige Pfeiler unterſtützt werden. Hin und wieder ſind Luft- und Lichtlöcher, auch kleine Waſſerbehältniſſe.

In Kriegszeiten dient er den Einwohnern zu einem ſichern Zufluchtsorte. Es ſollen in dieſem Steinbruche, worin an 40,000 Menſchen Platz haben, gegen 20,000 Wege ſich durchkreuzen, und der Umfang 12 Stunden betragen. Ohne einen erfahrnen Wegweiſer iſt es gefährlich, ſich in dieſes Labyrinth von Gängen zu wagen.

Maſuriſch, Maſure, iſt ein polniſcher Nationaltanz, deſſen Melodie in den Dreivierteltact geſetzt wird, und wobei die Grundſtimme immer auf einem Tone liegen bleibt, oder ſich in gebrochnen Octaven, wie bei dem Murky, bewegt.

Matador, wörtlich ein Todtſchläger. Dieſer Name, den man gegenwärtig noch in einigen Kartenſpielen, als L'Hombre, Tarock, Solo, von den höchſten Trümpfen und daher auch von wichtigen Perſonen braucht, ſchreibt ſich von den Matadoros, einer Compagnie freiwilliger Spanier her, welche die Bewohner Barcelona's zu Anfang dieſes Jahrhunderts errichteten, als ſie wider Philipp V. ſtritten, und welche die Beſtimmung hatten, beſtändig die Straßen zu durchziehen und das geringſte Murren wider die Regierung mit dem Tode zu beſtrafen.

Matelot (Tanz), ſ. Hornpfeife.

Mater, ſ. Filial und Matrize.

Materia medica, Heilmittellehre, ſ. Medicin.

Materie, Materiell. Materie oder körperlicher Stoff iſt dasjenige, was den Raum ausfüllt. Jeder Körper muß in einem Raume enthalten ſein, daher iſt die Vorſtellung von Ausdehnung jedesmal damit verbunden. Deſſen ungeachtet iſt der Raum nicht als Eigenſchaft der Körper zu betrachten, ſondern blos als Form der äußern ſinnlichen Anſchauung. Die Materie iſt Erſcheinung unſerer äußern Sinne überhaupt. Von dem Weſen der Materie und von der Art, wie ſie auf uns wirkt, hat man ſich von jeher die verſchiedenſten Vorſtellungen gemacht. In den älteſten Zeiten nahm man ſeelenähnliche Kräfte in der Materie an, vermöge welcher die materiellen Theile auf uns wirkten. Leucipp und Demokrit ſetzten den leeren Raum und Atome an ihre Stelle und erklärten daraus die ganze lebendige Natur durch Einwirkung äußerer Kräfte. In den ſpätern Zeiten unterſchied Descartes das Materielle durchaus von dem Einfachen oder Geiſtigen, und ſetzte das Weſen der Materie blos in die Ausdehnung. Nach ihm iſt die Materie nicht einfach, ſondern zuſammengeſetzt, und zwar aus Theilen, welche in der Wirklichkeit zwar untheilbar oder Atomen, im Verſtande oder in der Vorſtellung aber noch theilbar und ausgedehnt ſind. Newton, der in metaphyſiſche Unterſuchungen nicht einging, führt blos an, daß er die Materie als eine Zuſammenhäufung der kleinſten Theilchen betrachte, die ſelbſt wieder materiell und ausgedehnt ſind und durch eine unbekannte Kraft ſehr ſtark unter ſich zuſammenhängen, woraus folgt, daß er auch zu den Atomiſten gehörte. — Der Dualismus des Descartes verwickelte die Metaphyſiker wegen der Verknüpfung des Geiſtigen mit dem Materiellen in große Schwierigkeiten, und veranlaßte mehrere metaphyſiſche Syſteme. Eins der merkwürdigſten iſt das idealiſtiſche oder der Idealismus (ſ. d. Art.), nach welchem alle Materie ſchlechterdings geläugnet, alle Vorſtellungen aber, die man ſich von der Materie macht, für nichts weiter erklärt werden, als für Ideen oder Vorſtellungen, welche die Gottheit in der Seele des Menſchen erweckt. Malebranche gründete darauf die Mei-

nung, daß wir alle Dinge in Gott ſehen, und daß uns ſelbſt der Glaube berechtige, alle Dinge außer Gott, und die Geiſter überhaupt zu läugnen. Er betrachtet die Wirkung der Materie auf unſern Geiſt als Einwirkung der Gottheit. Spinoza und Hume gingen im Idealismus noch weiter. Der erſtere nahm eine einzige Subſtanz an, deren Eigenſchaften unendliche Denkkraft und Ausdehnung ſind, ſo daß alle geiſtigen Erſcheinungen Zuſtände dieſer einzigen Denkkraft und alle materiellen Phänomene Zuſtände eben dieſer einzigen Ausdehnung ſind. Hume nimmt weder Subſtanzen noch Subjecte oder ſonſt ſelbſtſtändige Weſen an, ſondern betrachtet alles Geiſtige und Materielle als eine Reihe vorübergehender Erſcheinungen. Leibnitz, welcher einſah, wie ſchwer ſich der Einfluß der Materie auf uns aus Dualismus, Idealismus und Materialismus erklären laſſe, ſtellte die Lehre von den Monaden auf. Er hielt dafür, daß nur etwas Geiſtiges auf unſre Seele wirken könne, und daß alle unſere Begriffe von Materie ſich zuletzt in bloße Begriffe von Erſcheinungen und Eigenſchaften auflöſen müßten. Er verwarf die Atomen, und behauptete, daß ſie wenigſtens im Verſtande theilbar ſein müßten, mithin keine wahre Einheiten wären. Die Eigenſchaften der Materie ſah Leibnitz für bloßen Schein an, und den phyſiſchen Körper, ſo wie er ſich unſern Sinnen darſtellt, als ein verworrenes Phänomen der Wirkungen einfacher Subſtanzen auf die Organe unſerer Sinne. Die einfachen Subſtanzen, d. i. die Monaden, ſind den geiſtigen ähnlich, beide aber Vorſtellungskräfte, wovon jede ihre Grundbeſtimmung hat. Die ganze Welt macht nach Leibnitz eine zuſammenhängende Reihe ſolcher Vorſtellungskräfte aus, deren Größe und Beſchaffenheit verſchieden iſt. Die ruhenden Vorſtellungskräfte ſind die Subſtanzen der ſcheinbaren Materie; die wachenden aber ſind Geiſter; die vollkommenſte aller möglichen und wirklichen Vorſtellungskräfte iſt die Gottheit ſelbſt, die ſich alle mögliche Subſtanzen mit ihren Eigenſchaften und Verhältniſſen auf das deutlichſte und ohne vorbildende Außendinge vorſtellt. Prieſtley bildete die Meinung Boscowichs, daß die Materie bloß aus phyſiſchen Puncten beſtehe, welche einander anziehn und abſtoßen, weiter aus, und ſagte, die Materie ſei ein bloßes Anziehn und Abſtoßen, welches ſich auf gewiſſe mathematiſche Puncte im Raume beziehe. Seinem Dafürhalten nach, läßt ſich die Seele recht wohl aus einer veredelten Materie erklären, welche blos aus Kräften beſteht, und ungeachtet ihrer Materialität dennoch das Vermögen zu denken und zu empfinden beſitze. Dem widerſpricht De Luc, der übrigens ein Vertheidiger der atomiſtiſchen Vorſtellungsart, und dem Dualismus zugethan war. Wir könnten noch mehrere Meinungen über die Natur und das Weſen der Materie anführen, wenn nicht aus dem Bisherigen genugſam erhellte, daß mit Beſtimmtheit nichts darüber entſchieden werden kann. — In der Philoſophie wird die Materie (Gehalt) auch der Form entgegengeſetzt. — Materiell iſt ſonach was der Materie angehört, mithin was Ausdehnung und Theilbarkeit hat, körperlich, — entgegengeſetzt dem Spirituellen; und uneigentlich das Dichte, Grobe, Starke, dem Feinen, Aetheriſchen entgegengeſetzt. Dann auch dem Formalen entgegengeſetzt, was den Inhalt, das Weſen eines Gegenſtandes betrifft (beſſer material).

Material-Encyclopädie iſt eine ſolche, welche den Inhalt der Künſte und Wiſſenſchaften, es ſei ſyſtematiſch oder alphabetiſch, mehr oder weniger ausführlich darſtellt, im Gegenſatz der formalen Encyclopädie, welche blos einen Umriß giebt.

Materialismus, diejenige philoſophiſche Behauptung oder ſyſtematiſche Anſicht, vermöge welcher die *Materie*, oder die körperliche Subſtanz als Grundprincip der Dinge angeſehen wird. Wer ihr zugethan iſt, heißt *Materialiſt* im philoſophiſchen Sinne, z. B. der Verfaſſer des Système de la nature u. A. In Beziehung auf die *Seelenlehre* insbeſondere iſt Materialismus die Annahme, die *Seele* ſei eine materielle Subſtanz (pſychologiſcher Materialismus). Der Materialismus iſt ſomit dem Spiritualismus oder Immaterialismus entgegengeſetzt; beide aber ſind Arten des moniſtiſchen *Dogmatismus* (ſ. d. Art.) Jener kann nun wie dieſer entweder *empiriſch* ſein, wenn er ſeine Behauptung auf Erfahrungen von der Sinnenwelt zu gründen, und alſo die innern Erſcheinungen aus den Erſcheinungen des äußern Sinnes abzuleiten verſucht, — oder *transſcendental*, wenn er über dieſen letztern Unterſchied ſelbſt, als durch die Erfahrung gegeben, hinausgeht. Beide aber, der Spiritualismus ſowohl, als der Materialismus, ſind Einſeitigkeiten und enthalten keine zureichenden Erklärungsgründe der entgegenſtehenden Erfahrung. Der Materialismus iſt aber verſchieden, je nachdem er die Materie *an ſich*, oder die *Organiſation* derſelben zu dem Urſprünglichen macht, und im erſtern Falle bald eine ätheriſche Materie, ein unſichtbares Fluidum, bald das Licht, das Waſſer ꝛc. als die Grundmaſſe annimmt, wie auch nach den beſondern Hypotheſen, durch welche er das Entſtehen aller Dinge daraus erklärt. In beſonderer Beziehung auf die *Seele* behauptet der Materialiſt daher, die Materie bringe an ſich geiſtige Veränderungen hervor, oder ſie ſei Reſultat der ganzen körperlichen Organiſation, durch welche die Materie verfeinert und zum Geiſte veredelt werde. Allein dadurch bleibt immer unerklärt, wie die Materie denken und die phyſiſche Bewegung geiſtige Veränderungen hervorbringen könne, die wir an ſo vielen organiſirten Weſen *nicht* wahrnehmen, wie namentlich eine Vorſtellung von ſeiner eignen Vorſtellung entſtehen könne. Man erfand daher viele eben ſo unerweisliche Hülfshypotheſen. Am meiſten aber ſtreitet gegen eine ſolche Annahme das Bewußtſein der Identität und *Freiheit* des Menſchen, welche durch dieſelbe aufgehoben wird, indem die Materie durch das Geſetz der *Naturnothwendigkeit* unbedingt beherrſcht, und das freie Weſen dadurch zur Maſchine erniedrigt wird. Auch geht der Materialismus in der *practiſchen* Philoſophie nothwendig in den Eudämonismus über, ſo wie er in religiöſer Beziehung zum Atheismus oder zum Pantheismus und Fatalismus führen muß. Wie er ſich zum *Realismus* verhalte, mit welchem er oft verwechſelt wird, ſ. in dem Artikel *Realismus*. Uebrigens iſt der Materialismus eine ſehr alte Vorſtellungsart, und die herrſchendere in der ältern griechiſchen Philoſophie, Mythologie und Poeſie: denn die Sinnenwelt regt zuerſt das Nachdenken auf, der Menſch bildet ſich zuerſt ſinnlich aus, auch ging darum der poetiſche Materialismus dem philoſophiſchen vorher; nur wurden beide von einem phantaſiereichen und ſinnigen Volke ſehr verfeinert und poetiſch ausgebildet. T.

Mathematik, **Matheſis**, **Größenlehre** (von den Griechen vorzugsweiſe *Lehre* oder *Wiſſenſchaft* genannt, da ſie keiner Erfahrung zu ihrer Begründung bedarf), umfaßt alle *Größenverhältniſſe*, entweder als Gegenſtände der bloßen Abſtraction ohne Rückſicht auf Materie und Geſtalt (mit deren wiſſenſchaftlicher Darſtellung ſich die *reine Mathematik*, mathesis pura, be-

ſchäftigt), oder als Gegenſtände der Erfahrung (angewandte Mathematik, mathesis applicata). Wie überhaupt Größe erkannt und gewiſſen Operationen des Denkens, nämlich der Vergleichung und Verbindung oder Trennung, unterworfen werden könne, muß eine Philoſophie der Mathematik zeigen; die Größe jenen Operationen wirklich zu unterwerfen, iſt der Zweck der Mathematik ſelbſt. Alle Größen ſind entweder zählbare (discrete, arithmetiſche), oder meßbare (indiscrete, ausgedehnte, geometriſche). Erſtere werden durch das Vermögen des Zählens erhalten, und in der Arithmetik oder Zahlwiſſenſchaft betrachtet; letztere entſtehen durch Beſtimmung der Ausdehnung im Raume, und machen den Gegenſtand der Geometrie aus. Beide zerfallen in mehrere Abtheilungen, wie die Arithmetik in allgemeine und beſondere; jene wieder in Analyſis des Endlichen und Analyſis des Unendlichen, dieſe in niedre und höhere Arithmetik (ſ. den beſondern Artikel). Die Geometrie wird ebenfalls in niedere und höhere eingetheilt. An ſie ſchließt ſich die Lehre von den Kreisfunctionen an. Einen beſondern Theil der Arithmetik macht die Syntaktik, Combinationslehre oder Ordnungslehre aus, welche die möglichen Anordnungen einer gewiſſen Menge von verſchiedenen Dingen lehrt und worauf die Wahrſcheinlichkeitsrechnung beruht. Die angewandte Mathematik betrachtet jene Wiſſenſchaften, in ſo fern ſie auf Gegenſtände des gemeinen Lebens angewendet oder auf Erfahrungsſätze gegründet werden, und dann machen jene genannten Theile der reinen Mathematik Theile der angewandten Mathematik aus. Zur angewandten Mathematik gehören die Rechenkunſt mit benannten Zahlen, die Mechanik, Optik, Aſtronomie, Chronologie, Gnomonik, die architektoniſchen, nautiſchen und Kriegswiſſenſchaften. In der Mechanik oder Bewegungslehre wird die Zeit betrachtet, in welcher Körper einen beſtimmten Raum durchlaufen, oder die Geſchwindigkeit nebſt der dazu erfoderlichen Kraft. Die reine Mechanik umfaßt, als beſondere Theile, Statik und Mechanik der feſten Körper, Hydroſtatik und Hydraulik oder Hydrodynamik und Aërometrie (ſ. die beſ. Art.). — Die Mathematik hat übrigens, obgleich ſie, blos auf Principien a priori gegründet, gleich anfangs in einer gewiſſen Vollendung aus dem menſchlichen Geiſte hätte hervorgehen können, daſſelbe Schickſal mit allen übrigen Wiſſenſchaften gemein gehabt, daß ſie von geringen Anfängen an, erſt allmählig ſich empor gehoben hat. Wahrſcheinlich haben ſie zuerſt Indier und Aegypter cultivirt, von denen ſie auch zum Theil zu den Griechen mag übergegangen ſein, unter denen ſich Pythagoras, Plato und Eudoxus die erſten Verdienſte um ſie erwarben. Ihnen folgten die berühmteſten griechiſchen Mathematiker, Euklides, Archimedes, Eratoſthenes, Apollonius, Conon, Nicomedes, Hipparchus und Andere vor Chr. Geb.; nach Chr. Geb. Nicomachus, Ptolemäus, Diophantus, Pappus, Theon und ſeine Tochter Hypatia, Proclus, Eutocius. Doch hob ſich vorzüglich nur die Geometrie, während die Arithmetik noch ziemlich unvollkommen blieb, und die übrigen Theile der Mathematik noch völlig unbekannt waren. Unter den Römern hat dieſe Wiſſenſchaft nie ſonderlichen Eingang gefunden, um ſo mehr aber bei den Arabern, bei welchen ſie vorzüglich vom 10. bis zu Ende des 12. Jahrhunderts blühte, und von denen die Trigonometrie und Algebra erfunden wurde. Von hier drang ſie durch die

Nacht der Barbarei auch endlich nach Europa, wo ſich ſchon im 13ten Jahrhunderte König Alphons von Caſtilien durch die Herausgabe der Alphonſiniſchen Tafeln von mehrern Gelehrten, die er an ſeinem Hofe verſammelt hatte, bleibende Verdienſte um die Mathematik erwarb. Im 15ten Jahrhunderte betrieben ſie zuerſt in Deutſchland Johann von Gmünden, Peurbach, Regiomontan, mit vielem Eifer, von welcher Zeit an ſie ſchnelle Fortſchritte machte, ſo daß das 16te Jahrhundert ſchon mehrere vorzügliche Mathematiker, wie Cardanus, Vieta, Ludolph van Ceulen, Peter Nunez, Juſtus Byrge u. A. aufzuweiſen hatte. Doch erſt das 17te und 18te Jahrhundert zeichneten ſich durch glänzende Entdeckungen aus: erſteres durch Erfindung der Logarithmen, der Differenzial- und Integralrechnung, durch Männer, wie Galilei, Toricelli, Paſcal, Descartes, L. Hoſpital, Caſſini, Huyghens, Neper, Harriot, Wallis, Barrow, Newton, Halley, Leibnitz, Jacob und Johann Bernoulli und viele Andere; das 18te Jahrhundert durch Erfindung der Combinationslehre und der Variationsrechnung und durch große Vervollkommnung aller Theile der Mathematik, durch einen Manfredi, Nicoli, Nicol. und Dan. Bernoulli, Leonh. Euler, Maclaurin, Taylor, Bradley, Moivre, Clairaut, d'Alembert, Lambert, Tob. Mayer, Käſtner, Hindenburg, La Grange, La Place, Le Gendre, Gauß und mehrere noch lebende, durch deren Bemühungen die meiſten einzelnen Theile der Mathematik zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gelangt ſind. Uebrigens iſt die Mathematik eine ſolche Wiſſenſchaft, deren Sätze die ſtrengſten Beweiſe verſtatten, und die einleuchtendſte Gewißheit (Evidenz) gewähren, daher heißt mathematiſch auch, was unumſtößlich gewiß iſt.

Mathematiſche Geographie iſt die Wiſſenſchaft von dem, was ſich auf der Oberfläche der Erdkugel ausmeſſen läßt, oder die Anwendung der Mathematik und Aſtronomie auf die Ausmeſſung der Erde. Schon die Alten hatten in dieſer Wiſſenſchaft nicht unbedeutende Fortſchritte gemacht. Es geht aber alle Meßkunſt auf der Erde von zwei Principien aus: einmal, daß die Erde als Kugel zu betrachten, und zweitens daß die Puncte und Kreiſe, welche man ſich am Himmel denkt, mit ähnlichen Puncten und Kreiſen auf der Oberfläche der Erde übereinſtimmen und zuſammenfallen. Ueber die Kugelgeſtalt der Erde ſehe man die Art. Erde und Geſtalt der Erde. Die Puncte oder Kreiſe, welche man auf der Oberfläche annimmt, ſind hauptſächlich die beiden Pole, der Aequator, die Wendekreiſe, die Polarkreiſe, die Meridiane, die Parallelkreiſe. Sie theilt mittelſt einiger dieſer Kreiſe die Erde in die verſchiedenen Erdſtriche, mittelſt anderer beſtimmt ſie die Länge und Breite der Orte, und lehrt die Anfertigung der Globen und Landcharten. (Man ſehe über die genannten Gegenſtände die einzelnen Artikel.)

Mathilde, Markgräfin von Toscana, bekannt durch ihre unbegränzte Anhänglichkeit an Gregor VII. Sie war eine Tochter des Marquis Bonifaz von Toscana, geb. 1046, und vermählte ſich mit Gottfried dem Buckligen, Sohn des Herzogs von Lothringen, lebte aber ſtets von ihm getrennt und mochte das milde Clima Italiens nicht mit einem nordiſchen Himmel vertauſchen. Im 30. Jahre Wittwe, trat ſie ganz auf die Seite Gregors VII. und Urban II. gegen den Kaiſer Heinrich IV. ihren Vetter. Sie war beinahe die unzertrennliche Geſellſchafterin Gregors, ſtets bereit, ihm in Allem, was er bedurfte, beizuſtehen. Dieſe enge Verbindung gab ſchon der Mit-

welt zu vielen ungünſtigen Bemerkungen über ſie Anlaß, die jedoch höchſt wahrſcheinlich ungerecht waren. Denn ſo gewiß es nicht blos Politik, ſondern auch gegenſeitige Neigung und Achtung war, worauf ihre Verbindung beruhte, ſo wird es durch alle Umſtände immer glaublicher gemacht, daß auch das zartere Verhältniß, das dadurch zwiſchen ihnen geknüpft wurde, immerfort reines Verhältniß blieb. Mathilde war von Kindheit an daran gewöhnt worden, in dem Papſte einen Heiligen, und den Heiligen zugleich als Vater zu verehren; denn ihre Mutter Beatrix hatte ihr ſchon im zarteſten Alter dieſe Geſinnungen eingeflößt. Auch war ſie ſchon als Kind in öftern Umgang mit ihm gekommen. Dadurch hatte auch er mehr Gelegenheit erlangt, zur Bildung ihres Geiſtes mitzuwirken. Nimmt man noch dazu, daß ihr Geiſt einer ſehr hohen Spannung empfänglich, und in ihrem Charakter die weibliche Beharrlichkeit bis zur männlichen Feſtigkeit abgehärtet war; ſo begreift man auch, wie ſie ſo viel für Gregor wagen und thun konnte. Die berühmte Schenkung aller ihrer Güter und Beſitzungen an die röm. Kirche (im J. 1077 oder 79; denn das Inſtrument darüber iſt verloren) darf wohl kaum unter die Opfer gerechnet werden, die ſie ihm brachte; denn dies koſtete ſie zuverläſſig am wenigſten: aber es war dieſer weibliche Genius, der in jeder Gefahr als ſein Schutzgeiſt über ihn wachte, jede Gefahr, die er nicht von ihm abwenden konnte, mit ihm theilte, und ihn noch ermunterte, der unabwendbaren Gefahr mit Muth und Standhaftigkeit entgegenzugehen. Sie allein ſtand ihm im J. 1081 gegen den Kaiſer bei, unterſtützte ihn mit den Schätzen ihrer Kirche, als er in Rom eingeſchloſſen war, und führte ſelbſt noch nach Gregors Tode den offnen Krieg gegen den Kaiſer fort. Ihr Tod erfolgte im J. 1115 und gab zu neuen Fehden zwiſchen Kaiſer und Papſt (Pascal III.) wegen jener Schenkung Anlaß, welche endlich dahin entſchieden wurden, daß der Kaiſer einen Theil der Mathildiſchen Güter dem Papſte abtrat. Dieſe hatten in Toscana, Mantua, Parma, Reggio, Piacenza, Ferrara, Modena, einen Theil von Umbrien, dem Herzogthum Spoletro, Verona, faſt Allem, was das heutige Patrimonium Petri ausmacht, von Viterbo bis Orvieto, nebſt einem Theile der Mark Ancona beſtanden. (Verg. d. Art., Papſt und Gregor VII.)

A — s.

Mathuriner, ſ. **Trinitarier**.

Matrikel heißt eigentlich jedes förmliche ſchriftliche Verzeichniß gewiſſer Perſonen, welche zu einem Stande gehören. So iſt namentlich bei der **Univerſität** die Matrikel das Verzeichniß, worin die Studenten bei ihrer Aufnahme als Bürger der Univerſität eingetragen (immatriculirt) werden; bei den Soldaten die Muſterrolle; bei den Geiſtlichen das Verzeichniß der Eingepfarrten einer Kirche, ſo wie der Getauften, Geſtorbenen, Getrauten, auch der bei einer Pfarre befindlichen Einkünfte; ferner die **Reichsmatrikel** ehedem das Verzeichniß aller Stände des deutſchen Reichs nach ihrer Ordnung und ihrem Vermögen. Daher **Matricular-Anſchlag**, die Beſtimmung deſſen, was ein Reichsſtand zu den allgemeinen Bedürfniſſen beizutragen hatte.

Matrize heißt eigentlich bei Schraubenwerken die Mutter oder das Stück, in welchem die Spindel auf- und abgeht; bei den **Schriftgießern** heißt es die Form, worin Buchſtaben abgegoſſen werden. Sie beſteht aus einem viereckigen Stücke Kupfer, auf wel-

ches der Buchſtabe mittelſt der Patrize eingeſchlagen wird; beim Münzweſen der Prägeſtock.

Matrone war bei den Römern jede Frau, die mit einem Bürger in rechtmäßiger Ehe lebte; dann eine Ehrenfrau, ehrwürdige bejahrte Frau.

Matt (im Arabiſchen todt) oder ſchach matt im Schachſpiel, wenn der König der einen Partei keinen Zug mehr thun kann, und ſo dieſelbe überwunden iſt.

Matte iſt bekanntlich ein Flechtwerk aus Baumbaſt, Binſen, Stroh, Schilf, Rohr und andern dazu tauglichen Materien. Man gebraucht die Matten zum Einpacken der Waaren, zu Körben und Behältniſſen trockner Sachen, Fußtapeten ꝛc. Sie werden von unzünftigen Handwerkern (Mattenflechtern) verfertigt. Die wichtigſten für den Handel ſind die in Rußland, beſonders in Sibirien, aus Lindenbaſt verfertigten (Rogoshi), welche aus Archangel und St. Petersburg in großer Menge verführt werden. Die Schilfmatten braucht man zu Fußdecken. Sie werden im Preußiſchen, in Holland und in verſchiedenen Gegenden von Amerika verfertigt, und ſind oft bemahlt.

Matthäi (Friedrich) ein ausgezeichneter Mahler, geb. in Dresden um 1775, Sohn des Bildhauers und jetzigen Inſpectors über das dortige Mengſiſche Gypscabinet, bildete ſich zur Kunſt unter Anleitung ſeines Vaters, und auf der daſigen Akademie unter Caſanova. Im J. 1796 wurde er zum Penſionär dieſer Akademie aufgenommen, und trat um dieſe Zeit mit einem, ſein Talent zur Kunſt bewährenden, Gemählde, das Urtheil des Paris vorſtellend, auf. Nach Caſanovas Tode ging er nach Wien und ſetzte ſeine Studien auf der Akademie daſelbſt unter Füger mit großem Fleiße fort. Von dort aus ſendete er zwei Gemählde, beide mit halben Figuren, den Cato von Utica und den Brutus, dem ſein böſer Genius erſchien, nach Dresden, welche auf der Kunſtausſtellung mit vielem Beifall betrachtet wurden. Noch mehr Lobſprüche erhielten ſeine im J. 1800 aufgeſtellten Gemählde, Caſtor und Pollux, und eine Scene aus der Sündfluth nach Geßners Dichtung. Im J. 1802 verließ Matthäi Wien, um ſich in Italien nach den Meiſterwerken der Kunſt weiter auszubilden; er blieb zuerſt einige Zeit in Florenz, und lieferte zu der dortigen Preisvertheilung im J. 1803 ein Gemählde, welches denſelben Gegenſtand, wie das letzterwähnte, behandelt. Er erwarb ſich durch daſſelbe nicht allein den erſten Preis, ſondern wurde auch zum Profeſſor honorarius der Akademie ernannt. Späterhin ſendete er aus Italien mehrere Gemählde nach Dresden, die daſelbſt öffentlich ausgeſtellt waren; beſonders großen Beifall erhielt im Jahre 1807 ſeine Ermordung des Aegyſthus, und ſeine Copie einer Grablegung Chriſti von Raphael, welche er im folgenden Jahre bei ſeiner Rückkehr in ſein Vaterland mitbrachte, im J. 1812 aber ein dort ausgeſtelltes Gemählde, Chriſtus, der die Kinder ſegnet. Matthäi iſt ſeit 1809 Profeſſor an der Dresdner Mahlerakademie. Wenn auch die von ihm erſchienenen Werke nicht von gleichem Gehalte ſind, ſo bewährten doch ſchon die früheſten Arbeiten ſeinen Beruf für die Kunſt, ſeine Liebe zu derſelben und ſeinen Fleiß. Man rühmte darin beſonders die Compoſition, die richtige Zeichnung und die großartige Draperie, vor allem aber ſein Colorit, welches ſich der alten florentiniſchen Schule näherte. Eine gewiſſe Härte und Kälte, ein Mangel an Anmuth und tiefem Gefühl wurde an denſelben damals gerügt, allein an ſeinen neuern Ar-

beiten hat man dieſe Mängel weniger bemerkt, und ſie in aller Art lobenswerth befunden. Seine Porträts ſind treffend und wahr. Auch im Leben zeichnet ſich dieſer Künſtler als ein unterrichteter, durch Reiſen gebildeter, und im Umgange höchſt angenehmer Mann vortheilhaft aus.

Matthäus, der Evangeliſt und Apoſtel, war vor ſeiner Berufung zu dieſem Amte ein Untereinnehmer bei dem römiſchen Zoll am See Tiberias und der Sage nach aus Nazareth gebürtig. Die Nachrichten, die die Legende von ſeinen Lebensumſtänden und Reiſen giebt, ſind unverbürgt. Merkwürdig iſt er beſonders als Verfaſſer des erſten Evangeliums, daß er um das Jahr 60 nach Chr. Geb. für paläſtinenſiſche Chriſten aus dem Judenthume zum Erweis der Meſſiaswürde Jeſu, ohne ſtrenge chronologiſche Ordnung, jedoch mit ziemlicher Ausführlichkeit, geſchrieben hat. Daß er es urſprünglich hebräiſch ſchrieb, iſt durch die Unterſuchungen der neuern Kritik, welche auch die Echtheit der erſten beiden Kapitel in Zweifel ſetzte, wahrſcheinlich geworden. E.

Mattheſon (Johann), einer der vorzüglichſten Componiſten, Sänger und Clavierſpieler ſeiner Zeit, war 1681 zu Hamburg geboren. Er erhielt eine ſehr gute Erziehung, componirte ſchon in ſeinem 9. Jahre, und ließ ſich auf der Orgel hören, im 17. Jahre trat er mit ſeiner erſten Oper, Plejades, auf, die er nicht nur allein dirigirte, ſondern in der er auch die Hauptrolle ſang. Dem Umgange mit Händel verdankte er Vieles. Nachdem er mehrere Jahre die Stelle des erſten Sängers am Hamburger Theater bekleidet hatte, wurde er 1706 Geſandtſchaftsſecretär beim engl. Geſandten und Hofmeiſter bei deſſen Sohne. Er wurde über 40 Jahre lang in Geſandtſchaftsgeſchäften gebraucht, und erhielt den Charakter eines großbrittaniſchen Legationsraths. Dabei blieb er der Muſik treu, und ward zum Capellmeiſter, Canonicus und Muſikdirektor am Dom zu Hamburg ernannt. Die letztere Stelle legte er ſeines harten Gehörs wegen 1728 nieder. Nur dadurch wurde es ihm möglich, den Wunſch, ſo viel Werke auszuarbeiten, als er Lebensjahre zählen würde, zu erfüllen, ja zu übertreffen; denn er hatte bis ſeinem Tode, 1764, 88 Schriften über Geſchichte, Moral und Muſik herausgegeben, ſeine 24 Oratorien und andere Cantaten ungerechnet. Er hinterließ deren noch ungleich mehr im Manuſcripte, die er dem Hamburgiſchen Gymnaſium ſchenkte. In ſeinem Teſtamente vermachte er 44,000 Mark Hamburger Courant zum Orgelbau in der Michaeliskirche zu Hamburg. Unter ſeinen gedruckten Werken ſind die vorzüglichſten; die große Generalbaßſchule 1731, und der Capellmeiſter 1739. Seine Werke haben über mehrere Zweige der Muſik Licht verbreitet, obgleich er ſich durch ſeinen rauhen und derben Styl manchen heftigen Gegner zuzog.

Matthias Corvinus, König von Ungarn, war der zweite Sohn des durch ſeine Tapferkeit berühmten Hunnyad, und erwarb ſich durch ſeine Kriegsthaten den Beinamen des Großen. Die Feinde ſeines Vaters hielten ihn in Böhmen gefangen; aber im J. 1458 wurde er als ein ſechzehnjähriger Jüngling auf den Thron von Ungarn berufen. Mehrere ungariſche Große widerſetzten ſich ſeiner Wahl und luden Friedrich III. ein, ſich krönen zu laſſen. Die Türken, dieſe Spaltungen benutzend, waren in Ungarn eingefallen und verheerten es. Aber ſobald Matthias Corvinus den Kaiſer Friedrich gezwungen, ihm die Krone des heiligen Stephanus, deren er ſich bemächtigt hatte,

und ohne welche er nach der abergläubigen Vorſtellung des Volks nur dem Namen nach König war, zurückgeben, eilte er gegen die Türken herbei, und vertrieb ſie. Mit nicht minderm Glück bemächtigte er ſich in einem nicht gerechten Kriege gegen Georg Podiebrad Schleſiens, Mährens und der Lauſitz (1468 — 1478), ſiegte gegen Polen, und eroberte, da der Krieg mit Friedrich III. wieder ausgebrochen war, einen Theil von Oeſterreich nebſt der Hauptſtadt. Allein dieſe Kriege nöthigten ihn auch, ſeinen Unterthanen große Laſten aufzuerlegen. Ueberhaupt regierte er mit großer Willkühr. Nichts deſto weniger war er ein Mann von auſſerordentlicher Geiſtesgröße. Er zeigte während ſeiner ganzen, faſt unter ſteten Unruhen und Kriegen geführten Regierung, daß er die Wiſſenſchaften nicht nur ehre und befördere, ſondern auch gern ſich mit ihnen beſchäftige. Leider wurde der koſtbare Bücherſchatz, den er in ſeinem geliebten Muſentempel Ofen zuſammengebracht hatte, 20 Jahre nach ſeinem Tode von den Türken vernichtet. Hier ruhte er von ſeinen Kriegsbeſchwerden in wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen aus, und verſammelte Gelehrte und Künſtler um ſich. Auf einem Reichstage, den er 1488 zu Ofen hielt, gab er mehrere Geſetze gegen die Zweikämpfe, die Chikane in den Prozeſſen und mehrere andere Mißbräuche. Er war mit neuen Kriegsrüſtungen gegen die Türken beſchäftigt, als er 1490 zu Wien ſtarb. Die Nation verlor in ihm ihren größten König. Er hinterließ nur einen natürlichen Sohn, Johannes Corvinus, der umſonſt ſich bemühte, ſeinem Vater auf dem Throne zu folgen. Die Ungarn wählten unter vielen Bewerbern König Wladislav VII. von Böhmen.

Matthias Johann von Harlem, ſ. Wiedertäufer.

Matthiſſon (Friedrich von), wurde 1761 zu Hohendodeleben bei Magdeburg kurz nach ſeines Vaters Tode geboren und bis in ſein 14. Jahr von ſeinem Großvater, einem Landgeiſtlichen, erzogen. Er beſuchte darauf die Schule zu Kloſterbergen, ſtudirte auf der Univerſität zu Halle Theologie, die er aber bald mit Philologie, Naturkunde und ſchöner Literatur vertauſchte, wurde Lehrer an dem Erziehungsinſtitute zu Deſſau, und nachher Hofmeiſter einiger jungen Liefländer, mit denen er ſich in Altona, Heidelberg und Mannheim aufhielt. Dann lebte er 2 Jahre bei ſeinem Freunde von Bonſtetten zu Nyon am Genfer-See. Aus der Schweiz ging er als Erzieher nach Lyon in ein dortiges Handlungshaus, von wo ihn Familienangelegenheiten aber nach 4 Jahren wieder in die Heimath riefen. Im J. 1794 wurde er Lector und Reiſegefährte der regierenden Fürſtin von Anhalt-Deſſau, und befand ſich 1795 — 1796 in Rom und Neapel, 1799 theils im ſüdl. Tyrol, theils im nördl. Italien, und 1801 und 1808 in der franz. Schweiz. Er trat 1809 in die Dienſte des Königs von Würtemberg, der ihn zum geheimen Legationsrath, Mitglied der Hoftheater-Oberintendance, Privat-Oberbibliothekar und Ritter des Civilverdienſtordens ernannte, nachdem er ihm ſchon früher das Adelsdiplom ertheilt hatte. Matthiſſon iſt als lyriſcher Dichter der Liebling des Publicums geworden. Sanfte und zarte Gefühle der Liebe, Freundſchaft und Sehnſucht weiß er mit eindringender Innigkeit auszudrücken, und in der Schilderung der Natur und ihrer ſucceſſiven Erſcheinungen iſt er ein Meiſter. Man darf ihn nur in dieſer Gattung würdigen, wenn man ſeinen Werth unparteiiſch beſtimmen will. Dabei zeichnet ſich ſein Vers durch Wohlklang und rhythmiſchen Fluß vortheilhaft aus. Schade, daß er ſchon ſeit geraumer Zeit ſich aus dieſem Gebiet zurückgezogen hat. Auch als Pro-

ſaiker iſt Matthiſſon aufgetreten, einmal in ſeinen **Briefen**, dann in ſeinen **Erinnerungen**. Beide Werke enthalten intereſſante Details über die Oerter und Gegenden, welche der Herausgeber theils flüchtig durchzog, theils auf längere Zeit zu ſeinem Aufenthalte wählte, und lehrreiche Nachrichten von mehreren berühmten Männern, die er kennen lernte. Dabei ſpricht ſich allenthalben ein edler Sinn aus. Die Schreibart würde durch Einfachheit und Natürlichkeit gewonnen haben. Eine wohlgeſchriebene Selbſtbiographie findet ſich in den Zeitgenoſſen, Heft V. Nicht in gleichem Grade können wir die lyriſche Anthologie, welche Matthiſſon in 20 Bänden herausgegeben hat, billigen, indem, abgeſehn von der Auswahl und Unvollſtändigkeit, hier ſeine Feile auf eine unzweckmäßige Weiſe gewaltet und oft den trefflichſten Dichtern der Vergangenheit ihr Charakteriſtiſches genommen hat.

Mauer (babyloniſche). Dieſes, zu den ſogenannten ſieben Wundern der Welt gezählte, Werk der alten Baukunſt war nach den älteren, auf jeden Fall übertriebenen Sagen 20 Fuß hoch, 60 Meilen lang und 50 Ellen breit, ſo daß 16 Reiter bequem auf derſelben reiten und 6 Wagen neben einander fahren konnten. An jeder Seite dieſer Mauer, welche die Stadt Babylon in einem Viereck einſchloß, waren 25 Thore. Zwiſchen je 2 Thoren ragten 3 Thürme hervor. Sie war aus Ziegeln mit Erdharz verbunden.

Mauer (chineſiſche), ſ. **China**.

Mauerbrecher (Sturmbock), eine bei den Alten und im Mittelalter gebräuchliche Kriegsmaſchine, um die Mauern eines belagerten Platzes einzuſtoßen. Er beſtand aus einem ſchweren, mit einem metallenen Widderkopf verſehenen Balken, der unter einem beweglichen Dache, das auf Rollen ſtand, in Stricken oder Ketten hing. Man ſchob die Maſchine an die Mauer, und unter dem Schutze des Daches bewegten mehrere Menſchen den Widderkopf mit möglichſter Kraft in wiederholten Stößen gegen dieſelbe. Die Belagerer dagegen ſuchten die Maſchine durch Feuerbrände und ſonſt zu zerſtören, den Widderkopf aber mit großen Zangen zu faſſen, um ihn in die Höhe zu ziehen und unwirkſam zu machen

Mauerquadrant, ſ. **Quadrant**.

Maulbeerbaum, Morus. Die verſchiedenen Arten des Maulbeerbaumes ſind im gemäßigten Aſien zu Hauſe, doch ertragen auch mehrere das europäiſche Clima. Unter dieſen iſt vorzüglich der mit ſchwarzen Beeren aus Perſien, wegen ſeiner eßbaren Frucht, in Europa angepflanzt worden und der mit weißen Beeren aus China deshalb, weil ſeine Blätter zur Speiſe der Seidenwürmer dienen. In mittägigen Ländern, in der Provence und Italien, wird auch noch das Holz des weißen Maulbeerbaumes zu allerhand Gefäßen für Flüſſigkeiten benutzt, weil es ſich im Waſſer ſehr dauerhaft zeigt. Die Rinden dieſer Bäume ſind zähe, und können zu Stricken verarbeitet werden; die des chineſiſchen Papiermaulbeerbaums dienen in China und Japan zu Bereitung des Papiers.

Mauleſel, Maulthier, iſt ein Baſtard vom Pferd und Eſel. Der von einem Mutterpferde erzeugte iſt etwas größer und hat mehr die Pferdegeſtalt, als der von der Eſelin geborene; übrigens ſind ſie am Körper dem Pferde gleich und haben nur Ohren und Schweif mit dem Eſel gemein. Wegen ihres ſichern Ganges zieht man ſie in den Gebirgsgegenden zum Laſttragen den Pferden vor, auch ſonſt wohl, weil ſie ſich mit geringerm Futter befriedigen laſſen.

Spanien ſchätzt dieſe Thiere vorzüglich und führt viele aus Poitou ein, die Ausfuhr hingegen iſt bei ſchwerer Strafe verboten. Statt der Pferde dienen Maulthiere dem Papſte und ſeinen Cardinälen bei feierlichen Aufzügen. Der orientaliſche Chagrin wird aus Maulthierhäuten bereitet. F.

Maupertuis (Pierre Louis Morrau de), geb. zu St. Malo im J. 1698 von vornehmen Aeltern, zeigte bereits in ſeiner Jugend viele Neigung für die Mathematik und Kriegswiſſenſchaften. Er trat 1718 in die Musketiergarde, und widmete alle Muße, die ihm der Dienſt übrig ließ, dem Studium. Nachdem er 2 Jahre in dieſem Corps geſtanden, erhielt er eine Escadron in dem Cavallerieregiment La Roche-Guyon, nahm aber bald ſeinen Abſchied, um ſich nach ſeiner Neigung ganz dem Studium der ſtrengen Wiſſenſchaften widmen zu können. Im J. 1723 trat er in die Akademie der Wiſſenſchaften. Vier oder fünf Jahre nachher führte ihn die Begierde, ſich zu belehren, nach London, wo die königl. Geſellſchaft ſich ihm öffnete. Nach ſeiner Rückkehr begab er ſich nach Baſel, um mit den berühmten Brüdern Bernoulli in Verbindung zu treten. Neue Anſichten und die Freundſchaft dieſer großen Mathematiker waren die Frucht dieſer Reiſe. Sein Ruf und ſeine Talente lenkten im J. 1736 auf ihn die Wahl, um an die Spitze der Akademiker zu treten, die Ludwig XV. nach dem Norden ſchickte, um die Geſtalt der Erde zu beſtimmen. Maupertuis leitete dieſe Unternehmung, die in einem Jahre mit Ueberwindung ungeheurer Schwierigkeiten glücklich ausgeführt wurde. Zuerſt, erzählt ein Geſchichtſchreiber, ſuchten ſie nach einem für ihr Vorhaben günſtigen Ort an den Küſten des bothniſchen Meerbuſens; ſie fanden keinen. Dies nöthigte ſie, ſich in das Innere des Landes zu begeben, und den Torneafluß von der Stadt Torno, nördlich vom Meerbuſen, bis zum Kittisgebirge über den Polarkreis hinaus aufwärts zu gehn. Hier mußten ſie ſich vor den ſcheußlichen Fliegen ſichern, welche der Schrecken der Lappländer ſind, und in ſolcher Menge über den Menſchen herfallen, daß ſie ihn in kurzer Zeit tödten würden; ſie verunreinigten außerdem alle Speiſen. Die unter dieſem Clima ſehr zahlreichen und ſehr kühnen Raubvögel entführten nicht ſelten das für die Akademiker beſtimmte Fleiſch; wie Aeneas waren ſie mitten unter Harpyien. Man mußte über die Waſſerfälle des Fluſſes ſetzen, ſich mit der Axt in der Hand durch einen ungeheuren Wald durcharbeiten, der den Meſſungen im Wege ſtand, alle Berghöhen erklettern, ihre Gipfel von den Baumſtämmen befrein, die ſie dem Anblick entzogen, auf den Spitzen der höchſten Signale aufrichten, die mehrere Stunden weit ſichtbar waren, um nach ihnen die erfoderlichen Dreiecke zu beſtimmen. Man mußte eine Baſis auf einem gefrornen und mit einem trocknen, ſehr feinen und mehrere Fuß hohen Schnees bedeckten Fluß meſſen. Dieſer dem Sande ähnliche Schnee rollte unter den Füßen fort, und entzog dem Auge die Abgründe, in die man hinabſtürzen, und unter ihnen begraben werden konnte. Man mußte einer ſo ſtrengen Kälte Trotz bieten, daß ſelbſt die daran gewöhnten Bewohner des Landes zuweilen einen Arm oder ein Bein dadurch verlieren. Das einzige Getränk, das nicht gefror, war der Branntwein, aber wenn man das Gefäß damit an die Lippen brachte, hing es augenblicklich feſt daran, und man konnte es nicht ohne Verletzung wieder losmachen. Nichts ſchreckte die Akademiker zurück. Jeder machte ſeine eignen Beobachtungen; alle ſtimmten mit einer Genauigkeit überein, die ihre Richtigkeit beweiſt. Und nach allen dieſen

Beſchwerden, Mühſeligkeiten und Arbeiten litten ſie zuletzt noch in dem bothniſchen Meerbuſen Schiffbruch und hätten faſt mit dem Leben die Frucht einer ſo ſchwierigen und mühſamen Unternehmung verloren. Nachdem Maupertuis mit ſeinen Collegen glücklich nach Frankreich zurückgekehrt war, wurde er im J. 1740 von Friedrich II. berufen, um die Präſidentenſtelle und die Direction der berliner Akademie zu übernehmen. Dieſer Monarch war damals mit Oeſterreich im Kriege. Maupertuis wollte die Gefahren deſſelben theilen, und ſetzte ſich in der Schlacht von Mollwitz ſo aus, daß er von den Huſaren gefangen genommen und geplündert wurde. Er kam nach Wien, wo der Kaiſer ihn mit Auszeichnung aufnahm. Mit vielen Zeichen der Achtung und Güte überhäuft, erhielt er die Erlaubniß, nach Berlin zurückzukehren. Maupertuis beſuchte Frankreich, wo ſeine Freunde ihn zu behalten hofften; aber er ging wieder nach Preußen, war jedoch kaum dort angekommen, als er es bereute, ſeinem Vaterlande entſagt zu haben; Friedrich entſchädigte ihn für ſeine Verluſte durch Wohlthaten und durch ſein Vertrauen, aber geboren mit einer unſeligen Geiſtesunruhe, war er unglücklich im Schooße der Ehre und Freude. Auch hatte er mehrere Streitigkeiten, vornehmlich mit dem Profeſſor König in Franeker und durch dieſen mit Voltaire. Er hatte unter die Memoiren der Akademie für das J. 1746 einen Aufſatz über die Geſetze der Bewegung und der Ruhe nach dem metaphyſiſchen Princip des mindern Grades von Thätigkeit aufgenommen. König griff dieſen Aufſatz nicht nur an, ſondern legte die Idee dazu Leibnitz bei, indem er einen Brief anzog, den derſelbe einſt an den Profeſſor Hermann in Baſel geſchrieben haben ſollte. Um die Beſchuldigung eines Plagiats von ſich abzuwenden, foderte Maupertuis die Vorlegung des Originalbriefes, und bewirkte, als König dieſen nicht beibringen konnte, deſſen Ausſtoßung aus der Akademie, deren Mitglied er war. Mehrere Schriften waren die Folge dieſes Krieges, in den ſich jetzt auch Voltaire miſchte. Dieſer war anfänglich ein genauer Freund Maupertuis, den er als ſeinen Lehrer in der Mathematik betrachtete und mit den größten Lobſprüchen erhob; ſpäter aber entzweite ſie gegenſeitige Eiferſucht. Voltaire benutzte dieſen Streit, um ſeine Galle auszulaſſen; vergebens befahl ihm der König von Preußen, neutral zu bleiben. Voltaire trat zuerſt mit einer ſehr bittern Antwort eines Berliners an einen Pariſer Akademiker, betreffend den Streit des Präſidenten der berliner Akademie mit dem Profeſſor in Franeker, auf. Dieſer erſten Satyre folgte die Diatribe du Docteur Akakia, eine beißende Kritik der Perſon und Werke ſeines Feindes, voll feiner Ironie und Laune. Voltaire verlacht beſonders ſein Project, eine Stadt anzulegen, wo lateiniſch geſprochen würde, die Aerzte nicht zu bezahlen, wenn die Kranken nicht geſund würden, das Daſein Gottes durch eine algebraiſche Formel zu beweiſen, das Gehirn von Rieſen zu zergliedern, um die Natur der Seele zu ergründen, ein Loch bis zum Mittelpunct der Erde zu machen u. ſ. w. Voltaire kühlte zwar durch dieſe Satyren ſeine Rache, allein er verlor zugleich an der Achtung des Publicums und der Gunſt des Königs. Die Unannehmlichkeiten, die er erfuhr, bewogen ihn ſogar, 1753 den preuß. Hof zu verlaſſen; er ſuchte Troſt in neuen Satyren, und ſchilderte Maupertuis als einen alten in einen Philoſophen verkappten Rittmeiſter, zerſtreut und übereilt, mit runden kleinen Augen, mutziger Naſe, die Perücke in die Quere, ſchlechter Phyſiognomie, plattem Geſicht und eitler Gemüthsart. Maupertuis ſchickte

ihm eine Ausfoderung, aber Voltaire antwortete mit Spott. Das Poſſenſpiel endigte damit, daß der König Voltaire ſammt ſeiner Nichte in Frankfurt arretiren ließ. Maupertuis kam in den Verdacht, dieſe Maaßregel veranlaßt zu haben. Bruſtbeſchwerden und Blutauswurf bewogen ihn, abermals nach Frankreich zu reiſen. Er blieb hier von 1756 bis zum Mai 1758, und begab ſich von da nach Baſel, wo er im Jahre 1759 in den Armen ſeines Freundes Bernoulli ſtarb. — Maupertuis war von auſſerordentlicher Lebhaftigkeit, die ihm, verbunden mit ſeiner Art ſich zu kleiden, ein ſonderbares Aeußere gab. Er war höflich, ſelbſt einſchmeichelnd, und ſprach mit Geiſt und Leichtigkeit. Aber dieſer Vorzüge ungeachtet führte er ein trauriges Leben. Eine zu empfindliche Eigenliebe, ein hitziger, mürriſcher, herriſcher Charakter, und das allzugroße Beſtreben emporzukommen, ſchadeten ihm ſehr. Als Schriftſteller zeigte er ſich geiſtreich, voll Feuer und Phantaſie, aber oft auch geſucht, ſteif und parador. In ſeinem Style ahmte er bisweilen Fontenelle nach. Seine Werke, theils philoſophiſchen, theils mathematiſchen Inhalts, ſind zu Lyon 1756 in 4 Octaob. erſchienen. Wir ſchließen dieſe Skizze mit dem Urtheile Condorcets, welcher ſagt: Maupertuis, ein Mann von vielem Verſtande, ein mittelmäßiger Gelehrter und noch mittelmäßigerer Philoſoph, wurde von jener Begierde nach Ruhm gequält, welche verleitet, auch kleine Mittel zu wählen, wenn die großen mangeln und Ungereimtheiten zu ſagen, wenn man nichts Picantes findet, was wahr iſt; im Allgemeinen zu ſprechen, wenn man nichts zu erfinden weiß, und Paradoxen aufzutiſchen, wenn man keine neuen Ideen hat.

Mauren. Unter dieſem Namen verſteht man jetzt eine Claſſe der Bewohner des weſtl. Afrika's, beſonders der Reiche Fez und Marocco. Sie ſind arab. Urſprunges, der mahomedaniſchen Religion zugethan, leben in den Städten und beſchäftigen ſich vorzüglich mit dem Handel, wegen deſſen ſie ſich in verſchiedenen Gegenden der afrikaniſchen Küſten verbreitet finden. Die Römer nannten einen Theil des weſtl. Afrikas Mauritanien, und die Einw. Mauros. Ihre Kriege mit den Römern ſind aus der Geſchichte der Letztern bekannt. Ihr Land kam in der Folge unter die Herrſchaft der Vandalen, deren König Genſerich (429) ein mächtiges Reich ſtiftete, das aber (534) durch Beliſar zerſtört wurde. Die Saracenen (Araber), Mahomeds Anhänger, breiteten ihre Eroberungen im 7. Jahrh. auch in dieſem Theile von Afrika aus, der durch einen Statthalter des Kalifen von Damascus regiert wurde. Dieſe Araber oder Saracenen, welche die ſpaniſ. Geſchichtſchreiber los Moros (Mauros) nannten, weil ſie in dem alten Mauritanien wohnten, ſuchten auch in Spanien Eroberungen zu machen. Sie fanden die Veranlaſſung dazu in den Unordnungen, welche in dem Reiche der Weſtgothen in Spanien herrſchten, gingen 711 mit einem Heere dahin, und unterwarfen ſich binnen 2 Jahren ganz Spanien, mit Ausnahme eines kleinen Theils (ſ. den Art. Spanien). Dieſe Mauren brachten Wiſſenſchaften und Künſte mit nach Spanien, und noch jetzt findet man in dieſem Lande merkwürdige Ueberreſte davon. Während der größte Theil des übrigen Europas in Barbarei verſunken war, blühte die Gelehrſamkeit bei den Arabern in Spanien. Die Theilung des Landes unter verſchiedene Regenten und ihre innerlichen Uneinigkeiten ſchwächten ſie ſo, daß ſie den unaufhörlichen Angriffen der Regenten der neu entſtandenen chriſtl. Königreiche in Spanien nicht mehr widerſtehen konnten, und zuletzt blos auf das Königreich Granada eingeſchränkt wurden. Ferdinand der

Katholiſche eroberte nach einem zehnjährigen Kriege (1491) auch dies, und machte dadurch der Herrſchaft der Mauren in Spanien, nachdem ſie beinahe 800 Jahre gedauert hatte, ein Ende. Ein Theil der Mauren ging nun nach Afrika, die meiſten blieben in Spanien, lebten da als fleißige, ruhige Unterthanen, und nahmen größtentheils das Aeußerliche des Chriſtenthums an. Man nannte dieſe Letztern Moriscos (Maranen). Philipp II., in ſeinem grauſamen Eifer für das Chriſtenthum, beſchloß ihren gänzlichen Untergang. Seine Bedrückungen und Verfolgungen hatten einen bewaffneten Aufſtand der Moriscos in Granada (1571) zur Folge, nach deſſen Dämpfung über 100,000 derſelben verjagt wurden. Philipp III. endlich vertrieb ſie ebenfalls aus übertriebenem Religionseifer (1610) gänzlich. Faſt eine Million Morisken ging nach Afrika über. Da ſie die geſchickteſten und arbeitſamſten Einwohner Spaniens waren, ſo war ihr Verluſt für dieſes Land ſehr nachtheilig, und er wurde noch lange nachher empfunden. Der Ackerbau gerieth faſt gänzlich in Verfall. Ueberhaupt wird dieſe Vertreibung der Morisken als eine der Hauptſachen von dem Verfalle Spaniens angeſehen.

Maurepas (Jean Frederic Phelipeaux, Graf von), geb. im J. 1701, wurde ſchon in ſeinem 26. Jahre, Miniſter der Marine; und im 36. Jahre war er der Aelteſte (Doyen) des Conſeils. Er hatte, vorzüglich ſeit Chauvelin in Ungnade gefallen war, vielen Einfluß auf die auswärtige Staatskunſt. Auf ſeinen Vorſchlag ernannte der Cardinal Fleury Amelot zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, der nichts Wichtiges ohne Maurepas unternahm; in der Folge führte er ſelbſt während der Krankheit Puyſieux das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten. Etwas berauſcht von dieſem ſchnellen Glück, mochte er wenig hören, um deſto mehr ſelbſt zu ſprechen, behandelte Kleinigkeiten mit Ernſt und wichtige Gegenſtände leicht, und beſchloß, ehe er die Gründe gehörig hatte erwägen können. Ohne Plan und Vorausſicht hing er vom Augenblick ab. Mit dieſem Leichtſinn verband er ein glückliches Faſſungsvermögen und Gedächtniß. Durch die Intriguen der Pompadour, auf die er ein anzügliches Gedicht gemacht haben ſollte, wurde er 1749 nach Bourges verwieſen. So wenig er auch Philoſoph war, ſo ertrug er ſein Mißgeſchick doch mit Anſtand, und genoß die Freuden der Geſellſchaft in einem großen Kreiſe von Freunden. Von Ludwig XVI. im J. 1774 zurückgerufen, trat er wieder in das Miniſterium und erwarb ſich das ganze Vertrauen des Königs, ſo daß er bis an ſeinen Tod die Stelle eines Principalminiſters verſah, ohne ſo zu heißen. Er arbeitete im Einverſtändniß mit dem Grafen von Vergennes; indeß gab er aus Gefälligkeit manches zu, was er hätte verhindern können. Frankreich verdankt ihm manche Verbeſſerung in der Marine, namentlich im Schiffbau. Er ſtarb den 14. Nov. 1781. Intereſſant, wiewohl nachläſſig geſchrieben, ſind ſeine Memoiren, verfaßt von Salé und herausgegeben von Soulavie.

Maureſque, ſo viel als Groteske (ſ. d. Art.).

Maurerthum, ſ. Freimaurer.

Mauretania, Mauritanien, ein ehemaliges Königreich im weſtl. Afrika, deſſen frühere Grenzen nicht genau bekannt ſind. Zur Zeit des Jugurtha herrſchte Bocchus als König über ganz Mauritanien. Das benachbarte Numidien ſtand mit ihm im Bunde. Die Römer unterwarfen ſich auch dieſes Land, und es wurde wie andere römiſche Provinzen regiert. Der Kaiſer Claudius theilte es in Mau-

ritania Cäſarienſis und Tingitana. Im Anfange des 5. Jahrh. machte es einen Theil des von Genſerich geſtifteten vandaliſchen Reiches aus, das Beliſar (534) zerſtörte. Die Araber (Saracenen) eroberten es im 7. Jahrh., und wurden mit den urſprünglichen Landeseinwohnern vermiſcht. Einen großen Theil des ehemaligen Mauritaniens machen jetzt die Reiche Fez und Marocco aus (ſ. d. Art. Mauren). In der Folge wurden hier und in Numidien Germaner, vom Stamme der Vandalen, welche die Römer (428—434) verdrängten, herrſchend. Die Weſtgothen gründeten in einem Theile Mauritaniens (511—520) ein Reich, das ſie bis 714 behaupteten.

Maurus (Rabanus oder Rhabanus), ein für ſein Zeitalter ſehr ausgezeichneter Gelehrter von den mannichfaltigſten Kenntniſſen. Er war 776 zu Mainz geboren, trat im Kloſter Fulda, wo er ſeinen Unterricht erhalten hatte, in den Mönchsorden, wurde 801 Diaconus und 802 von ſeinem Abt zum Alcuinus nach Tours geſchickt, um den Curſus der höhern Wiſſenſchaften zu machen. Nach ſeiner Rückkehr ward er Lehrer der Schule zu Fulda, welche unter ihm ſehr berühmt ward. 814 ward er zum Prieſter geweiht, beſuchte wahrſcheinlich um dieſe Zeit Paläſtina, ward 822 Abt zu Fulda, dankte aber 842 ab, und begab ſich auf den Petersberg bei Fulda, von wo man ihn 847 als Biſchof nach Rom berief. Er ſtarb als ſolcher 856. Seine zahlreichen Schriften betreffen theils die Exegeſe, theils die kirchliche Disciplin, theils philoſophiſche, mathematiſche und philologiſche Gegenſtände. Eine Sammlung derſelben, die aber nicht vollſtändig iſt, erſchien in 6 Bdn. Fol. Cöln 1627. Sein Buch de laudibus s. crucis iſt wegen ſeiner Seltenheit und wegen der vielen ſinnreichen, aber oft ans Spielende gränzenden Gedichte, die es enthält, merkwürdig.

Maury (Jean Siffrein), geb. den 26. Juni 1746 zu Vouréas, einer Stadt in der ehemaligen Provence. Seine Vorfahren waren meiſtens Kaufleute oder Advocaten; er widmete ſich dem geiſtlichen Stande, und erhielt ſchon frühzeitig verſchiedne Pfründen. Durch eine treffliche Lobrede auf Fenelon und durch ſeine großen Predigertalente hatte er ſich bereits vor der Revolution einen ſolchen Ruf erworben, daß er ſchon vor Ausbruch derſelben einer der königl. Cabinets-Prediger, Prior von Lyon, Abt von Frenada, und Mitglied der franz. Akademie war. Er bewies der Regierung, die ihn mit ſo vielen Wohlthaten überhäuft hatte, ſeine Dankbarkeit dadurch, daß er ſeinen Muth und ſeine Beredſamkeit ganz der Vertheidigung des Throns widmete. Im J. 1789 wurde er zum Deputirten der Geiſtlichkeit von Peronne in der Verſammlung der Generalſtände erwählt, und war durch ſeine große Beredſamkeit, ſeine ausgebreitete und gründliche Gelehrſamkeit, und beſonders durch ſeine Geiſtesgegenwart und einen nicht zu erſchütternden Muth ein furchtbarer Gegner der ſich damals erhebenden Oppoſition gegen die Regierung. Mit großem Nachdruck widerſetzte er ſich in der Kammer der Geiſtlichkeit der Vereinigung der drei Stände in eine Nationalverſammlung, und als dieſe dennoch beſchloſſen wurde, verließ er die Verſammlung und Verſailles, wurde zu Peronne verhaftet, aber auf Befehl der conſtituirenden Verſammlung wieder frei gelaſſen und erſchien bald wieder in derſelben als eins ihrer thätigſten Mitglieder. Er zeigte die Nothwendigkeit der königl. Sanction, und vertheidigte die Geiſtlichkeit in dem Beſitze ihrer Güter, die für Nationalgüter erklärt werden ſollten. Als am 9. Nov. 1789 dieſer letzte Gegenſtand zum drittenmale zur Verhandlung kam, veranlaßte Maury durch ſeine glühende Rede einen

ſehr unruhigen Auftritt in der Verſammlung. Als er darauf dieſe verließ wurde er von dem Volke mit dem Schreckensrufe: „à la lanterne !“ verfolgt. Seine Kaltblütigkeit und Geiſtesgegenwart retteten ihn, und, anſtatt die gewiß ſehr ernſtlich gemeinten Drohungen gegen ihn auszuführen, begleitete ihn der Pöbel mit ſchallendem Beifallsklatſchen und wildem Gelächter nach ſeiner Wohnung. Dieſer Vorfall ſchlug ſeinen Muth nicht nieder, denn er ſprach, ſo oft es die Gelegenheit gab, mit dem nämlichen Eifer für die Rechte des Throns und ſeines Standes. Aber auch über andre nicht minder wichtige Gegenſtände ſprach er mit beredtem Nachdrucke, und vertheidigte die von ihm für beſſer anerkannten Grundſätze gegen die herrſchende Mehrheit mit der warmen Lebendigkeit ſeines Charakters. Es würde zu weitläuftig ſein, hier alle Gelegenheiten zu erwähnen, bei welchem der Abbé Maury ſeine Talente und ſeine Beredtſamkeit entwickelte. Nach der Auflöſung dieſer Verſammlung im J. 1792 verließ er Frankreich, und begab ſich nach Rom, wo er mit offnen Armen aufgenommen wurde. Der Papſt gab ihm den biſchöflichen Titel und ſchickte ihn noch in dem nämlichen Jahre als apoſtoliſchen Nuntius zur Krönung Franz II. nach Frankfurt. Bald darauf ernannte er ihn zum Biſchof von Nicea, und am 21. Feb. 1798 zum Cardinal. Bei den fortdauernden Stürmen der Revolution blieb Maury in Rom, und beſchäftigte ſich blos mit den Pflichten ſeines biſchöflichen Amtes und mit den Wiſſenſchaften. Indeſſen unterließ er nicht, bei jeder Gelegenheit in ſeinen Hirtenbriefen und Circularen ſeinen Abſcheu vor den in Frankreich verübten Gräueln laut auszuſprechen und der Familie der Bourbons ſeine Anhänglichkeit und Treue zu beweiſen. Der Cardinal Maury hatte bis dahin eine Feſtigkeit des Charakters behauptet, die ihm die Achtung auch derer, die mit jenen Grundſätzen nicht übereinſtimmten, ja ſelbſt ſeiner erklärten Gegner erwarben. Aber auch ihm ſollte die Stunde einer Verſuchung ſchlagen, welcher er nicht zu widerſtehen vermochte. Als Bonaparte im Jahre 1804 die kaiſerliche Würde angenommen hatte, hielt er die Sache der Bourbonen für rettungslos verloren, und glaubte, daß auch ihm die Klugheit rathe, ſich der von der ganzen franz. Nation und faſt allen Mächten Europa's anerkannten kaiſerlichen Regierung zu unterwerfen. Er konnte dieſen Schritt einigermaßen vor ſich ſelbſt mit ſeiner ſtets bewieſenen Anhänglichkeit an monarchiſche Grundſätze entſchuldigen; er konnte allein auf dieſe Weiſe hoffen, der Erweiterung der hierarchiſchen Gewalt, die ihm ſtets vor Allem an Herzen gelegen, und die durch das am 15. Juli geſchloßne und am 10. September 1801 ausgewechſelte Concordat in Frankreich ſehr beſchränkt worden war, föderlich zu ſein; vielleicht ſchmeichelte ſich auch der ehrgeitzige Mann mit der Hoffnung, auf dieſem Wege zu der höchſten geiſtlichen Würde in der cathol. Chriſtenheit gelangen zu können: kurz, er ſchrieb in ſehr ergebenen Ausdrücken der Hochachtung und Bewunderung an den Kaiſer Napoleon, und leiſtete ihm als Franzoſe förmlich die Huldigung. Es iſt ſehr begreiflich, daß er eine huldreiche Aufnahme fand. Im Laufe des J. 1804 reiſte er in dem Gefolge des Papſtes nach Paris, und aſſiſtirte bei der Kaiſerkrönung. Im Jahre 1808 wurde er zum Erzbiſchof von Paris erhoben. Von nun an war er einer der ergebenſten Diener ſeines Herrn. Alle ſeine Hirtenbriefe, alle ſeine Reden predigten den unbedingteſten Gehorſam für ſeine Decrete, und ſeine Anreden und Adreſſen an ihn erſchöpften alles, was die nie-

drigſte Schmeichelei zu leiſten vermochte. Natürlich konnte ihm dieſes Verfahren bei der im Frühling 1814 erfolgten Veränderung nicht vortheilhaft ſein. Er erhielt daher auch keinen Zutritt bei Ludwig XVIII, vielmehr mußte er, ſeines Widerſtrebens ungeachtet, den erzbiſchöflichen Pallaſt in Paris räumen. Das Capitel wollte ihn auch nicht als Erzbiſchof anerkennen, da er kein päpſtliches Breve hatte. Um es zu erhalten, reiſte er nach Rom; aber die Aufnahme daſelbſt entſprach ſeiner Erwartung nicht. Statt der gewünſchten Beſtätigung ſeines Erzbisthums, ward er, weil er es ohne Genehmigung des heil. Stuhls angenommen, auf die Engelsburg in Verhaft geſetzt. Er unterwarf ſich verſchiednen ihm auferlegten Bußübungen, und wurde wieder als Cardinal anerkannt. Doch erhielt er weder das Erzbisthum Paris, noch das vorige Anſehn wieder, und ſtarb zu Rom im Mai 1817.

Maus, ein weitläuftiges Geſchlecht kleiner munterer und ſchneller Säugethiere, welche vorn 2 ſpitze Schneidezähne, keine Hundszähne und ganz kurze Backenzähne, runde, nackte, halbdurchſichtige Ohren und einen langen, dünnen und nackten Schwanz haben. Linné begreift darunter alle Thiere mit ſcharfen und ſpitzigen untern Schneidezähnen, alſo außer den eigentlichen Mäuſen und Ratten, auch das Murmelthier, das Meerſchweinchen u. ſ. w. Nach dem Auffenthalt und andern Umſtänden unterſcheidet man die Hausmaus, Feldmaus, Waldmaus, Haſelmaus, Waſſermaus, Spitzmaus, Fledermaus u. ſ. w. In engerer Bedeutung wird unter Maus ſchlechthin die Hausmaus verſtanden, welche gewöhnlich aſchgrau von Farbe iſt. Die weißen ſind ſelten und Ausnahmen. — Dann heißt auch Maus ſo viel als Muskel. Am gewöhnlichſten aber bezeichnet man damit den großen Muskel unter dem Daumen in der flachen Hand.

Mauſoleum, das von der Artemiſia ihrem Gemahl errichtete Denkmal (ſ. Artemiſia), von dem dieſe Benennung auf jedes prächtige Grabmal übergegangen iſt.

Mauth, ſ. Zoll.

Mauvillon (Jacob), ein bekannter deutſcher Gelehrter, geb. zu Leipzig 1743. Er ſtudirte Theologie, die immer ſein Lieblingsſtudium blieb, obgleich er ſie bald wieder aufgab. Im J. 1756 kam er nach Braunſchweig, wo ſein Vater als Profeſſor der franz. Sprache am Carolinum angeſtellt wurde. Er genoß hier einen trefflichen Unterricht und ſollte nun die Rechte ſtudiren, wozu er aber keine Neigung hatte. Dagegen liebte er aber das Sprachſtudium, das Zeichnen und die Mathematik, und hegte, obgleich ſchwächlich und verwachſen, viel Neigung für den Militärſtand. Im ſiebenjährigen Kriege trat er daher als Ingenieur in hannöverſche Dienſte, nahm aber nach dem Frieden wieder ſeinen Abſchied. Auf ſeines Vaters Wunſch ging er nach Leipzig, dort die Rechte zu ſtudiren, was er jedoch bald wieder aufgab. Im J. 1766 ward er als Collaborator an der Schule zu Ilefeld und bald darauf als Weg- und Brücken-Ingenieur und zugleich als Lehrer bei der Kriegsbaukunſt bei dem Carolinum in Caſſel angeſtellt. Jene Stelle gab er 1775 auf. Bei Errichtung des Cadetten-Corps erhielt er die Stelle eines Hauptmanns. Sein Wunſch war, in preuß. Dienſte zu treten; indeß brach er die mit Friedrich II. deshalb angeknüpften Unterhandlungen, der Neigung ſeiner Gattin nachgebend, ab. Im J. 1785 erhielt er einen Ruf nach Braunſchweig als Major bei dem Ingenieur-Corps und als Lehrer bei dem dortigen Carolinum. Hier lernte er Mirabeau kennen, deſſen enthuſiaſtiſcher

Bewunderer und Freund er ward. Mirabeau legte ihm den Plan vor, gemeinſchaftlich ein politiſch-philoſophiſches Werk über den preuß. Staat zu ſchreiben, worauf Mauvillon mit Feuer einging. Er widmete dem Werke, zu welchem Mirabeau von Berlin aus ihm poſttäglich Materialien ſandte, alle ſeine Muße. So entſtand das berühmte Werk über die preußiſche Monarchie, das Mirabeau in Paris unter ſeinem Namen herausgab. Mauvillon überſetzte es ins Deutſche, wobei er anzeigte, daß Mirabeau die Idee und mancher Beitrag nebſt der Einkleidung, ihm aber die Darſtellung und Ausführung des Einzelnen gehöre, und ließ ſpäter noch einen dritten Theil folgen. Die franz. Revolution gab ihm Gelegenheit, ſich ſehr lebhaft für Freiheit und Gleichheit zu erklären, wodurch er in mancherlei Unannehmlichkeiten verwickelt wurde. In dem bekannten Pasquill, Bahrdt mit der eiſernen Stirn, war auch Mauvillon derb und unanſtändig angegriffen. Er behauptete öffentlich, dieſe Schrift rühre von Zimmermann her, und zog ſich dadurch neuen Verdruß zu. Nachdem er 1793 Leipzig beſucht hatte, ſtarb er im darauf folgenden Jahre zu Braunſchweig. Mauvillon hat viel und in verſchiedenen Fächern geſchrieben und überſetzt. Wir begnügen uns, von ſeinen jetzt zum Theil vergeßnen Schriften nur folgende anzuführen: Briefe über den Werth deutſcher Dichter; Phyſiokratiſche Briefe; Einleitung in die militäriſchen Wiſſenſchaften; Ueber den dreißigjährigen Krieg; Ueber den Einfluß des Pulvers in den neuern Kriegen; Mann und Weib (gegen Brandes Werk über die Weiber) und eine Biographie des Herzogs Ferdinand von Braunſchweig.

Mavors, ſo viel als Mars (ſ. d. Art.).

Maxen, ein ſächſ. Dorf im Amte Pirna im Meißner Kreiſe, wo am 21. Nov. 1759 der preuß. General Fink (ſ. d. Art.) ſich mit 12,000 Mann an die Oeſterreicher ergeben mußte. In der Nähe ſind gute Stein- und Marmorbrüche.

Maxima, in der Muſik, eine 8 Takte geltende Note, welche man in allen Tonſtücken ſo gezeichnet findet □.

Maximen, Grundſätze, ſofern ſie als Regeln für den Willen vernünftig freier Weſen gelten. Eine Maxime iſt gut, ſittlich, wenn ſie in dem reinen Wohlgefallen an dem Sittengeſetz ihren Grund hat; ſchlecht, wenn ihr ein eigennütziger, ſelbſtſüchtiger Trieb unterliegt.

Maximilian I., römiſcher Kaiſer, ein Sohn Kaiſers Friedrich III., geb. 1459, vermählt 1477 mit Maria von Burgund der Erbin Herzogs Carl des Kühnen, mit welcher er den Erzherzog Philipp, den Vater Carls V. und Ferdinands I. zeugte. Er wurde 1486 zum römiſchen Könige gewählt und beſtieg den Kaiſerthron 1493 unter ſehr ungünſtigen Umſtänden. Unter dem ſchwachen und unbeſtändigen Friedrich III., der zum Unglück des Reichs faſt ein halbes Jahrhundert regiert hatte, war Deutſchland in Verwirrung und Kraftloſigkeit verſunken. Maximilian hatte durch jene Heirath die weitläuftigen Beſitzungen Carl des Kühnen an das Haus Oeſterreich gebracht. Aber bei der geringen Unterſtützung, die er von ſeinem Vater erhielt, konnte er ſie gegen den herrſchſüchtigen Ludwig XI., König von Frankreich, nicht behaupten, welcher ihm Artois, Flandern und das Herzogthum Burgund entriß. Zwar hatte ſich Maximilian unternehmend, ſtaatsklug, edel, uneigennützig und perſönlich tapfer gezeigt; dennoch erblicken wir in ihm einen Fürſten, der oft durch unzeitige Hitze und Mangel an Beharrlichkeit die beſten

Plane verfehlte, und durch ſchlechte Verwaltung der Finanzen, wo⸗durch beſtändiger Geldmangel verurſacht wurde, nicht ſelten die Früchte großer und glücklicher Thaten auf einmal verlor. Seine Regierungs⸗geſchichte iſt eine ununterbrochne Reihe von Kriegen. Es gelang ihm, die 1403 eingefallenen Türken zurückzuſchlagen, und ſie ſein ganzes Leben hindurch von ſeinen Erblanden abzuhalten; dagegen konnte er nicht hindern, daß ſich die Schweiz nach einem 1498 und 99 ſehr un⸗glücklich geführten blutigen Krieg vom deutſchen Reiche losriß. Sein Plan, Ludwigs XII., Königs von Frankreich, große Macht in Ita⸗lien einzuſchränken, und ihn zur Aufgebung ſeiner Anſprüche auf Mai⸗land mit den Waffen zu zwingen, veranlaßte unaufhörliche Kriege, welche die beſten Kräfte des Reichs erſchöpften, ohne ihm den Beſitz von Mailand zu ſichern. Eben ſo verunglückte ſein großes Bündniß zu Dämpfung des gefährlichen Uebermuths der Republik Venedig, welches er 1508 zu Cambray mit Spanien, Frankreich, Mantua, Modena und dem Papſt wider dieſelbe geſchloſſen. Es ſchien um die Exiſtenz der Republik geſchehen zu ſein, als Uneinigkeit die Alliirten bewog, Separatfriedensſchlüſſe einzugehn. Maximilian zog endlich ſelbſt gegen Frankreich zu Felde, und trat ſogar, um Geld zu erlan⸗gen, dem aufs neue triumphirenden Venedig Verona gegen 200,000 Ducaten ab. Weit ruhmvoller ſind ſeine Thaten im Innern des deut⸗ſchen Reichs, das ſeit Jahrhunderten ein Schauplatz der wüthendſten Fehden, der ſchrecklichſten Barbarei und der zerſtörendſten Anarchie geweſen war. Was ſeit mehr als 300 Jahren vergebens verſucht worden, das vollbrachte ſein großer Geiſt allein, trotz der unabläſ⸗ſigen äußern Kriege und trotz des hartnäckigen Widerſtandes der un⸗ruhigen Großen, in dem kurzen Zeitraum einer 25jährigen Regie⸗rung. Schon 1495 machte er auf dem merkwürdigen Reichstage zu Worms durch den ewigen Landfrieden, wodurch allen Befeh⸗dungen ein Ziel geſetzt wurde, den innern Unruhen und Gewaltthätig⸗keiten größtentheils ein Ende, und übte gegen die Uebertreter die ge⸗rechteſte Strenge aus. Um der Unſicherheit und Mangelhaftigkeit der deutſchen Rechte und den großen Juſtizmißbräuchen abzuhelfen, nahm er auf eben dieſem Reichstage das römiſche und canoniſche Recht als ſubſidiariſche Entſcheidungsquellen auf, eine Beſtimmung, welche für die damaligen Zeiten den entſchiedenſten Werth hatte; und ſtiftete das Reichskammergericht als höch⸗ſten und feſtſtehenden Gerichtshof. Auch ſchaffte er die ungeheuern Mißbräuche der weſtphäliſchen oder Vehmgerichte ab, ob⸗gleich er ihre gänzliche Aufhebung nicht zu Stande bringen konnte. Auch die Einrichtung der deutſchen Kreiſe, wodurch er den Frieden und die Sicherheit im Innern zu befeſtigen ſuchte, rührt von ihm her. Anfangs (1500) ſtiftete er deren ſechs: den bairiſchen, fränki⸗ſchen, ſchwäbiſchen, oberrheiniſchen, weſtphäliſchen und niederſächſi⸗ſchen; erſt 1512 kamen der öſterreichiſche, burgundiſche, churrheiniſche und oberſächſiſche hinzu. Ferner führte Maximilian zuerſt ſtehen⸗de Truppen unter dem Namen Lanzknechte ein, verbeſſerte das grobe Geſchütz, gab vortreffliche Polizeigeſetze, bildete die Ver⸗faſſung der Reichstage mehr aus, demüthigte den gefährlichen Ueber⸗muth der Großen, führte Poſten und andere gemeinnützige Einrich⸗tungen ein, liebte und beförderte die Wiſſenſchaften, und wendete nicht kleine Summen auf Unterſtützung der Künſtler und Gelehrten, wozu er oft die gefüllten Goldtruhen der reichen Fugger in Anſpruch nahm, ſuchte den Univerſitäten zu Wien und Ingolſtadt aufzuhelfen

und ſtiftete auf der erſtern eine Profeſſur der Dichtkunſt, die er ſelbſt vorzüglich übte. Auch hatte er verſchiednen Gelehrten eine umſtändliche und romanhafte Beſchreibung ſeines Lebens in die Feder dictirt. Davon war die Hälfte ſeit 1512 fertig; 1514 befahl der Kaiſer ſeinem Geheimſchreiber Treitzſaurwein von Erntreitz. das Buch mit Schrift und Gemel in Ordnung zu bringen. Aber nach dem Tode des Kaiſers, welcher 1519 zu Wels in Oberöſterreich erfolgte, wurde das Buch vergeſſen, und die vollendeten Formen blieben vermuthlich in den Händen der Künſtler. Erſt in neuerer Zeit wurden dieſe zu Grätz entdeckt und dem Druck übergeben, unter dem Titel: Der Weiß Kunig, eine Erzählung von den Thaten Kaiſers Maximilian I., von Max. Treitzſaurwein auf deſſen Angaben zuſammengetragen, nebſt den von Hannſen Burgmair dazu verfertigten Holzſchnitten. Wien 1775, Fol. Lange Zeit wurde auch Maximilian für den Verfaſſer des Theuerdank gehalten, deſſen Held er iſt. Jetzt iſt es aber ausgemacht, daß er von deſſen Secretär Pfinzig, wiewohl vielleicht mit Vorwiſſen Maximilians, verfertigt iſt. (S. Theurdank.)

Maximilian II. römiſcher Kaiſer, ein Sohn Ferdinands I., geb. zu Wien 1527, zum römiſchen Könige gewählt 1562, folgte ſeinem Vater 1564 in der Kaiſerwürde. Er war das Muſter eines weiſen, klugen und gütigen Regenten. Aus den Zeiten ſeiner Erziehung hatte er mehrere lutheriſche Glaubenslehren als wahr erkannt und angenommen, ohne ſich jedoch auf irgend eine Art zu denſelben zu bekennen; auch gab er ſeinen Erbunterthanen größere Religionsfreiheiten, war überall ſehr tolerant, und beſtätigte 1566 den Religionsfrieden. Der türkiſche Kaiſer, Soliman II., bekriegte Maximilian zur Unterſtützung Johann Sigismunds, Fürſten von Siebenbürgen, in ſeinen Anſprüchen auf Ungarn. Solimans Tod endigte den Krieg 1567. Johann Sigismund blieb erblicher Fürſt von Siebenbürgen, und hatte 1571 Stephan Batori, und als dieſer 1575 König von Polen wurde, deſſelben Bruder, Chriſtoph Batori, zum Nachfolger. Selim brach den Waffenſtillſtand 1576, aber Maximilian ſtarb in demſelben Jahre zu Regensburg. Vielleicht hätte er länger gelebt wenn er ſich nicht der Cur eines Weibes anvertraut hätte, die wegen ihrer Wundereſſenzen in Ruf ſtand. In einem einzigen Falle während ſeiner Regierung kann man ihm vielleicht den Vorwurf der Härte machen, nämlich bei der unabbittlich ewigen Gefangenſchaft des Herzogs zu Sachſen, Johann Friedrichs, welchen die Grumbachiſchen Händel ins Unglück geſtürzt hatten. Vielleicht aber handelte er hier nicht ganz nach ſeinem Willen. Er hinterließ von ſeiner Gemahlin Maria, der Tochter Carls V., außer 2 Töchtern 6 Söhne, die aber alle unbeerbt ſtarben. Der älteſte, Rudolph, folgte ihm allein in den geſammten öſterreichiſchen Erblanden, welches vermuthen läßt, daß Maximilian das Recht der Erſtgeburt im Hauſe Oeſterreich eingeführt habe.

Maximilian der Große, auch der Erſte, Churfürſt von Baiern, ein Sohn Herzogs Wilhelm V., geboren zu Landshut im J. 1573, brachte daſelbſt ſeine Jugend zu, lernte die lateiniſche, franzöſiſche und italieniſche Sprache fertig ſprechen, verſtand auch die ſpaniſche, ſtudirte bis 1591 zu Ingolſtadt, machte dann Reiſen, und trat 1596 die Regierung des Herzogthums Ober- und Niederbaiern an, welche ihm ſein 1626 verſtorbner Vater aus Frömmigkeitseifer

abtrat. Von der Natur mit trefflichen Geiſtes- und Herzensgaben ausgerüſtet, gebildet durch ſtrenges Studium und Reiſen, und durchdrungen von dem Wunſche, der Vater ſeines Volks zu ſein, hätte er Baiern bei Ruhe von Außen auf die höchſte Stufe von Macht und Blüthe erhoben. Auch hatte er ſchon die Schulden ſeines Landes getilgt. Allein die fortdauernden Religionszwiſte, verbunden mit Oeſterreichs Streben nach Unabhängigkeit, führten den verheerenden 30jährigen Krieg herbei, und brachten auch Bayern um einen Theil der ſchönen Früchte, die es von Maximilians weiſer Regierung zu erwarten hatte. Der Kaiſer Rudolph II. übertrug ihm 1607 die Achtsvollziehung gegen die Stadt Donauwerth, welche dadurch wieder unter baierſche Oberherrſchaft kam, trotz der nachdrücklichen Verwendung der evang. Stände, welche 1610 zu Halle in Schwaben unter Friedrich IV. von der Pfalz eine Union bildeten. Die catholiſche Ligue wählte Maximilian zu ihrem Oberhaupte. Er verband ſich hierauf mit Kaiſer Ferdinand II. gegen den pfälziſchen Friedrich, brachte Oberöſterreich zum Gehorſam, ſiegte auf dem weißen Berge 1620, und eroberte die Ober- und Unterpfalz. Der Kaiſer räumte ihm zur Vergütung für 13 Mill. Gld. Kriegskoſten nicht nur die Churwürde, 1623, ſondern auch das ganze Land des unglücklichen Friedrich 1628 ein. Auch war er glücklich gegen die däniſchen Waffen 1625, und nöthigte Dänemark 1629 zum Frieden. Nach der Schlacht bei Leipzig rückte Guſtav Adolph 1632 nach Baiern, nahm Donauwerth und München in Beſitz, mußte aber, von Wallenſtein genöthigt, ſich nach Ingolſtadt zurückziehen. Nachher drang Bernhard von Weimar in das Land ein. Zuletzt behaupteten die Franzoſen und Schweden ſo ſehr die Oberhand in Baiern, daß ſich Maximilian 1647 zur Neutralität bequemen mußte; ſein Land wurde aber jetzt noch mehr als zuvor verwüſtet. Der weſtphäl. Friede gewährte ihm die Oberpfalz, die Grafſchaft Cham und die Churwürde nebſt dem Erztruchſeßamt (1648). Während dieſes langen verheerenden Kriegs war Maximilian dennoch für das Aufblühen ſeines Staates raſtlos beſorgt; er baute die Reſidenz, das Zeughaus und das Joſephsſpital in München, legte daſelbſt den Hofgarten an, zog die merkwürdige Soleleitung von Reichenthal nach Traunſtein 1616, baute die Jeſuitencollegien zu Amberg, Burghauſen, Mindelheim, Heidelberg, und ließ dem Kaiſer Ludwig in der Frauenkirche zu München das prächtige Denkmal errichten. Seine Geſchichte hat P. P. Wolf (Geſch. Maximilian I in 2 Theil. München, 1807, fortgeſetzt von Breyer, 3r. Theil 1809) trefflich beſchrieben. Im J. 1651 ſtarb er in Ingolſtadt; ihm folgte ſein Sohn Ferdinand Maria.

Maximilian Maria Emanuel, Churfürſt von Baiern, ein Sohn des Churfürſten Ferdinand Maria, geb. 1662, wurde zu allen ritterlichen Uebungen erzogen, und kam durch den Tod ſeines Vaters 1679 in den Beſitz der Regierung, welche er unter Vormundſchaft ſeines Oheims, des Herzogs Maximilian Philipp von Leuchtenberg, antrat. Er war anfangs ein treuer Bundesgenoſſe Oeſterreichs, zog 1683 der von den Türken belagerten Stadt Wien mit 11,000 Mann zu Hülfe, und focht gegen Oeſterreichs Feinde nicht nur in Ungarn, ſondern auch am Rhein mit großem Ruhm, welches dem bairiſchen Lande 30,000 tapfere Männer und 32 Mill. Gld. koſtete. Er vermählte ſich mit Kaiſers Leopold I. Tochter, Maria Antonia. Dies verſchaffte ihm einige Anſprüche auf die ſpaniſche Erbfolge, doch hinderte ihn der frühzeitige Tod ſeines Sohns, ſie geltend zu machen.

Auch gab ihm Oeſterreich viele Urſachen zu Kaltſinn. Beim Ausbruche des ſpaniſchen Erbfolgekriegs verband er ſich daher ins geheim mit Frankreich, räumte die ſpaniſchen Niederlande, deren Statthalter er war, franzöſiſchen Kriegsvölkern ein, und bemächtigte ſich der Städte Ulm, Memmingen, Neuburg und Regensburg. Hierüber wurde er von dem Kaiſer für einen Reichsfeind erklärt, und nach zwei verlornen Schlachten 1704, auf dem Schellenberge und bei Höchſtädt, ſein Land zu verlaſſen genöthigt. Dieſes wurde nach ſeiner Achtserklärung unter mehrere getheilt (1706). Im Raſtadter Frieden wurde ihm jedoch alles zurückgegeben. Seitdem war er dem Hauſe Oeſterreich getreu und ſchickte demſelben 1717 ein Hülfscorps unter ſeinem Churprinzen, Carl Albert, wider die Türken. Im J. 1724 verglich er ſich mit Pfalz wegen der Reichsverweſung, die nun von beiden gemeinſchaftlich geführt wurde. Er ſtarb 1726.

Maximilian Joſeph III., Churfürſt von Bayern, ein Sohn des Churfürſten Carl Albrecht, geboren 1727, genoß eine ſorgfältige religiöſe und gelehrte Erziehung, und war erſt 13 Jahr alt, als ſein Vater nach Kaiſers Carl VI. Tode Anſprüche auf die Erbſchaft machte. Als er nach dem plötzlichen Abſterben ſeines Vaters ſchon in ſeinem 7ten Jahre zur Regierung gekommen war, verſuchte er gegen die Truppen der Kaiſerin Maria Thereſia noch einmal das Glück der Waffen, und entſagte, da ihm der Erfolg nicht günſtig war, in dem Frieden zu Füßen 1745 allen ſeinen Anſprüchen auf Oeſterreich, wogegen er ſeine verlornen Länder zurückerhielt. Seine erſte Angelegenheit war nun, durch Einſchränkung des Hofſtaats, durch Einziehung eines Theils ſeiner Truppen, und durch die Ueberlaſſung eines andern Theils derſelben an die Seemächte, überhaupt durch ſtrenge und weiſe Staatswirthſchaft, dem verheerten und erſchöpften Lande zu Hülfe zu kommen. Die Staatsſchulden wurden 1749 durch eine Commiſſion unterſucht, welche Mittel zu ihrer Tilgung ausfindig machen ſollte. Die inländiſchen Fabriken wurden emporgebracht, und kein Hofbedienter durfte ſich in Tücher kleiden, die nicht im Lande verfertigt waren. Im J. 1753 führte er eine neue Gerichtsordnung ein. Der Ackerbau wurde von ihm durch gute Verordnungen, Belohnungen und von 1762 an durch Urbarmachung öder Plätze befördert. Die Wiſſenſchaften hatten ſich ſeiner Unterſtützung zu erfreuen, Schulen und Univerſitäten wurden verbeſſert, und 1760 die Akademie der Wiſſenſchaften in München geſtiftet. Vieles trug zu dieſen wohlthätigen Einrichtungen Kreitmaier, Ickſtadt, Lori u. A. bei. Bei aller Anhänglichkeit, die der Churfürſt für die katholiſche Kirche hatte, verminderte und beſchränkte er doch die Klöſter, geſtattete den Proteſtanten in München die Ausübung ihres Gottesdienſtes, und war einer der erſten Fürſten, welche das Abolitionsbreve der Jeſuiten in Erfüllung brachten. Man überreichte ihm erſt eine Liſte von ſogenannten Freigeiſtern, mit der Bitte, dieſe gefährlichen Leute zu entfernen. „Gerade die beſten Köpfe," antwortete er und warf das Papier ins Feuer. Er ſtarb als das Opfer ungeſchickter ärztlicher Behandlung am Ende des J. 1777, und mit ihm erloſch der wittelsbach-bayriſche Stamm, ſo daß nach ſeinem Tode ſeine Länder an Churpfalz fielen.

Maximilian Franz Xaver Joſeph, letzter Churfürſt von Cöln, Biſchof zu Münſter, Hoch- und Deutſchmeiſter zu Mergentheim, königl. Prinz von Ungarn und Böhmen und Erzherzog von Oeſterreich, der jüngſte unter den Söhnen der Kaiſerin Maria The-

reſia, geb. 1756, einer von den Fürſten, welche von ihren Unterthanen geſegnet und von der Menſchheit mit Ehrfurcht genannt werden. Er durchreiſ'te als Jüngling von 18 Jahren unter der Leitung des Grafen von Roſenberg Deutſchland, Frankreich, Holland und Italien, und focht in dem bayeriſchen Erbfolgekrieg unter ſeinem Bruder. Er war für den geiſtlichen Stand beſtimmt, und wurde ſchon 1769 ſeinem Onkel, dem Prinzen Carl von Lothringen, als Hoch- und Deutſchmeiſter, und 1780 dem Churfürſten und Erzbiſchof von Cöln und Biſchof zu Münſter als Coadjutor adjungirt, und erlangte 1780 die erſtere, 1784 die letztern Würden. Sein erſtes Beſtreben war, die Länder Cöln und Münſter, deren Finanzen, Polizei und Juſtizweſen unter der Regierung des Churfürſten Maximilian Friedrich ſehr in Unordnung gerathen waren, unter Mitwirkung ſeines trefflichen Miniſters von Waldenfels in einen blühenden und wohlgeordneten Zuſtand zu bringen. Durch Fleiß, Ordnungsliebe, redliche und ſparſame Verwaltung der Finanzen, Beſetzung der Aemter mit würdigen und tauglichen Männern, und durch ſein eignes Beiſpiel bewirkte dies Maximilian. Er war ein weiſer, wohlthätiger, Talent und Verdienſt grosmüthig unterſtützender und belohnender Mann, beſonders aber ein Gönner der Gelehrten und Künſtler, denn er war ſelbſt ein Kenner und Freund der Wiſſenſchaften. Vorzüglich unterſtützte er die Univerſität Bonn, und erweiterte ſie durch nützliche Anſtalten; auch vermehrte er die Hofbibliothek mit den koſtbarſten und ausgezeichnetſten Werken, deren öffentliche Benutzung er begünſtigte. Und doch lebte er, obgleich ſeine Einkünfte gegen 2½ Millionen Gulden jährlich betrugen, in ſeinem Hausweſen ſehr einfach und haushälteriſch, und war ein Feind alles zweckloſen Aufwandes. Er war ein theilnehmender und geliebter Vater ſeiner Unterthanen, und keinem war der Zutritt zu ihm verſchloſſen. Er ſprach auf eine gleich intereſſante Weiſe mit Leuten aller Stände, und hatte in ſeiner Unterhaltung eine liebenswürdige Offenheit; ſeine gute Laune und ſein Scherz äußerten ſich oft originell und naiv. Er ſprach mehrere Sprachen ſehr fertig, las die beſten Schriftſteller der neuern Zeit, liebte ſehr die Muſik und ſpielte ſelbſt einige Inſtrumente. Seinen Sinn für ſchöne Natur bezeigten ſeine Anlagen zu Godesberg, Poppelsdorf und Auguſtusburg. Doch leider ſollte er die Früchte ſeiner väterlichen Regententhätigkeit bald zerſtört, und ſich von ſeinen geliebten Unterthanen losgeriſſen ſehen. Der franzöſiſche Revolutionskrieg brach aus. Mit weiſer Vorſicht für das Beſte ſeines Landes hatte er immer die ſtrengſte Neutralität beobachtet und an der Sache der Emigrirten keinen Theil genommen. Sobald aber der Reichskrieg erklärt war, erfüllte er als deutſcher Fürſt ſeine Pflicht. Als im Herbſte 1794 die Franzoſen in Bonn einzogen, ſah er ſich genöthigt, ſeine Reſidenz zu verlaſſen, die er nicht wieder ſah. Er floh zuerſt nach Münſter, von da nach Mergentheim und Ellingen, wo er (unter dem Schutze der preuſiſchen Neutralität) ſicher war. Im Frühling 1800 begab er ſich nach Wien und ſtarb am 26ſten Jul. 1801 zu Hetzendorf. Ueber ihn ſ. auch Dohms Denkwürdigkeiten ꝛc. 1. Bd. No. 4.; und Maximilian Franz, letzter Churfürſt von Cöln, vom Freiherrn von Seida. Nürnb. 1803. 8.

Maximilian I. (Joſeph), gegenwärtiger König von Bayern, ward am 27ſten May 1756 zu Schwetzingen, unweit Mannheim, geboren. Sein Vater war der Pfalzgraf Friedrich, öſterreichiſcher Feldmarſchall, ſeine Mutter, Franciska, Tochter Johann Carls von

Sulzbach. Von Schwetzingen kam er im 6ten Jahre ſeines Alters nach Zweibrücken unter die Aufſicht des Herzogs Chriſtian, ſeines Oheims. Der Regierungsrath Heiß war in der deutſchen Sprache, der Abt Salabert in der franzöſiſchen ſein Lehrer. In ſeinem 9ten Jahre erhielt er zum Hofmeiſter den Franzoſen Keralio, von dem er im militäriſchen Dienſte, Geſchäftsſtyl und Zeichnen, und den Profeſſor Exter, von dem er in der Geſchichte und Erdbeſchreibung unterrichtet wurde. Seine Herzensgüte bewies der junge Fürſt ſchon damals durch thätige Unterſtützung der Armen und Nothleidenden. Im J. 1777 ward er als franzöſiſcher Obriſt zu Straßburg ſeinem Regimente Elſaß vorgeſtellt, 1778 zu einem franzöſiſchen General-Major erhoben, und mit dem Ludwigskreuze geziert. Nach mehrern Reiſen in Frankreich verweilte er von 1782 bis zum Ausbruche der Revolution 1789 in Straßburg, worauf er nach Mannheim ging. Im J. 1795 ſtarb Carl II., Herzog von Zweibrücken, und ihm folgte in der Regierung ſein Bruder **Maximilian**. Obgleich anfänglich durch Einmiſchungen der Franzoſen in ſeine Erbſchaft gekränkt, regierte er doch zum Glücke des Landes. Nach dem Erlöſchen des pfalzſulzbachiſchen Stammes durch den Tod des Churfürſten Carl Theodor, den 16. Februar 1799, gebührte die Erbfolge in Pfalzbayern zunächſt der pfalzzweibrückiſchen Linie. So trat Maximilian Joſeph unter dem Namen des Vierten in dem nämlichen Jahre die Regierung in Pfalzbayern an. Seine erſte Sorge war auf Veredlung des Bodens gerichtet. Auf eigne Koſten ließ er 1802 das ſogenannte Donaumoos zwiſchen Ingolſtadt und Neuburg, 56,000 Tagewerke groß, urbar machen und zog neue Anſiedler dahin. Güter und Gemeindeweiden wurden vertheilt, und von den bayriſchen Bauern das von Fremden gegebene Beiſpiel nachgeahmt, ſo daß ſeit dem Regierungsantritte Maximilians bis zum letzten December 1804 in dem nur 514 Quadratmeilen großen Herzogthume 1570 neue meiſtens ſteinerne Häuſer erbaut, 232,866 Tagewerke urbar gemacht, 493 große Güter zertheilt und 640 Landwirthſchaften ordentlich arrondirt waren. Ein landwirthſchaftlicher Verein wurde geſtiftet, deſſen ausſchließlicher Zweck Beförderung der practiſchen Landwirthſchaft iſt. Zur Erleichterung des Verkehrs wurden manche zweckmäßige Einrichtungen getroffen, gute Landſtraßen angelegt u. ſ. w. Im J. 1805 ſchloß ſich Bayerns Fürſt, um ſeinem Lande die Verheerungen des Krieges möglichſt zu erſparen, an Frankreich an, und proclamirte ſich den 1. Januar 1806 zum Könige. Nachdem er dadurch vollkommene Staatsgewalt erlangt hatte, griff er kräftig ein, um ſeinem Volke Einheit und weiſe Geſetze zu geben. Die Gerichtsverfaſſung, beſonders das Criminalrecht, ſchon früher 1802 verbeſſert, erhielt eine zweckmäßigere Einrichtung. Vernichtet wurden die Verſchiedenheiten der Verfaſſungen, das landſchaftliche Bündniß und die Ausnahmen von allgemeinen Pflichten 1807; die Regierungsfreiheit und die Hausrechte 1805 und 1810 geſichert gegen Mißgriffe durch die Domänial-Fideicommiß- und Schulden-Pragmatik, der Staatsdienſt durch die Dienſtpragmatik. Höchſt wichtig für den Geſchäftsgang waren die Organiſation des geheimen Rathscollegiums, durch das organiſche Edict 1808, die Eintheilung des Landes in Kreiſe, die Anordnung der Generalkreiscommiſſariate 1808 und 1810, und die Organiſation der Sectionen in den Miniſterien. Alle drei Religionsparteien genoſſen freie Uebung ihres Cultus. Die Finanzen waren ein Hauptau-

genmerk. Es wurden das Familienſchutzgeld und das Poſtweſen regulirt, 1808; eine Zoll- und Mauthverordnung 1807 feſtgeſetzt und 1811 modificirt; Finanzen und Steuern zweckmäßigen Veränderungen unterworfen, 1811; und um die in den frühern Kriegen aufgehäuften Laſten zu erleichtern, 1809 eine gleichmäßige Vertheilung derſelben angeordnet. Noch größere Verdienſte hat ſich Maximilian durch Beförderung wahrer Volkscultur, des öffentlichen Unterrichts, der Wiſſenſchaften und Künſte erworben. Die aus den aufgehobnen Klöſtern und Stiftern gewonnenen Summen wurden zu einem Fond für die Beſoldung der Lehrer und die Gebäude zum Theil zu Schulgebäuden benutzt; die Univerſitäten zu Landshut und Würzburg 1808 zweckmäßig und die zu Insbruck analog jener zu Landshut 1803 organiſirt; Schullehrerſeminarien in den alten Provinzen nach Bedürfniß vertheilt, für die Gebiete Nürnberg und Augsburg 1809 ganz neue errichtet u. ſ. w. Die Akademie der Wiſſenſchaften zu München wurde 1807 vervollkommnet und ihr jährlicher Etat auf 80,000 Fl. feſtgeſetzt; 1808 eine Akademie der bildenden Künſte geſtiftet und für die Beſorgung und Leitung der öffentlichen Unterrichts- und Erziehungsanſtalten eine eigne Section beim Miniſterium des Innern angeordnet. Um alle dieſe Einrichtungen für die Folgezeit zu ſichern, wurden ſie in die Conſtitution aufgenommen, welche er den 27. Mai 1818 ſeinem Lande gab. — Obſchon Napoleon den baieriſchen Staat ganz für ſich zu gewinnen, und deſſen Regenten durch die Bande der Verwandtſchaft an ſich zu feſſeln geſucht hatte, ſo verkannte doch Maximilian nicht das wahre Intereſſe der Deutſchen, und ſein Uebertritt zur allgemeinen Sache (Ried den 8. Oct. 1813) war von den entſchiedenſten Folgen. Dadurch hat er ſich die Dankbarkeit und Verehrung aller Deutſchen erworben. — Gefällige Herablaſſung, menſchenfreundliche Milde und anſpruchloſe Einfachheit der Sitten zeichnen Maximilians Charakter ſowohl im öffentlichen als im Privatleben aus. Rührend iſt es zu ſehn, wie er als Gatte, Vater und Freund im Kreiſe der Seinen lebt, wie das Volk voll patriotiſchem Enthuſiasmus überall, wo er ſich zeigt, froh und jubelnd ſich zu ihm drängt und ihn als Vater liebt und verehrt. (Vergl. den Art. Baiern.)

Maximum (das Größte), bezeichnet überhaupt diejenige Größe, über welche hinaus keine Vergrößerung oder Vermehrung Statt findet oder Statt finden ſoll, den höchſten Grad einer Thätigkeit. So wurde zur Zeit der franzöſiſchen Revolution für alle Lebensmittel ein höchſter Preis, über den ſie nicht verkauft werden durften, beſtimmt, und dieſer hieß das Maximum. Man hielt anfänglich dieſe Beſtimmung für ſehr heilſam; bald aber zeigte ſie ſich ſo nachtheilig für landwirthſchaftliche Induſtrie und Handel, daß man ſie im dritten Jahre der Republik wieder abſchaffte.

Maximus Planudes, ſ. Anthologie.

Mayer (Tobias), einer der größten deutſchen Aſtronomen. Er war geboren 1723 zu Marbach im Würtembergiſchen, bildete ſich durch Privatfleiß und ſchrieb in ſeinem 20ſten Jahre ſeine Erſtlinge. Nachher war er in der Homanniſchen Officin zu Nürnberg angeſtellt; im J. 1751 ward er als Profeſſor nach Göttingen berufen, wo er 1762 ſtarb. Durch zwei Erfindungen hat er ſich unſterblich gemacht, einmal durch das Artificium multiplicationis (die Kunſt, einen Winkel mit Wiederholung zu meſſen), dann durch ſeine Mondtafeln, womit Niebuhr zuerſt die

Länge beſtimmte. Beide Erfindungen greifen in einander. Um das J. 1743 hatte Mayer ein Diopterlineal angegeben, mit dem er die Winkel mittelſt der Sehne maß, welche die Oeffnung des Lineals angab. Auf dieſes Inſtrument wandte er die Kunſt an, die Winkel mit Wiederholung zu meſſen und gab ihm ein Fernrohr. Dies war gegen 1750. Als er nun ſpäter die Mondtheorie bearbeitete und erkannte, wo die Verbeſſerung der Tafeln geſucht werden müſſe, ſtieß er auf die Nothwendigkeit, den Winkel zwiſchen Mond und Stern bis auf eine halbe Minute genau zu meſſen. Eine halbe Minute im Bogen iſt eine ganze Minute Zeit, da der Mond in jeder Zeitminute eine halbe Minute in ſeiner Bahn fortrückt. Eine Zeitminute macht aber die Länge nur um einen Viertelgrad ungewiß, was auf der See etwas Unbedeutendes iſt. Da der Spiegelſextant damals noch ſehr unvollkommen war, ſo wandte er ſein Artificium multiplicationis auf Spiegelwerkzeuge an, als die einzigen, womit man auf der See Winkel meſſen kann. Er erfand nun den Spiegelkreis, von dem er ein hölzernes Modell mit ſeinen Mondtafeln nach London ſandte. Das Boord of longitudes, welches Harriſon für ſeine Seeuhren den Preis von 20,000 Pfund zuerkannt hatte, gab Mayern, oder vielmehr ſeiner Witwe (da er inzwiſchen geſtorben war) 6000 Pfund, obwohl er die Aufgabe eben ſo vollkommen wie Harriſon gelöſt hatte. Borda ließ 1779 den erſten Mayerſchen Spiegelkreis verfertigen, den die Franzoſen daher auch den Bordaiſchen nennen. Nachher verbeſſerte Ramsden die Sextanten und gab ihnen durch ſeine große Theilmaſchine eine ſo genaue Eintheilung, daß man mit ihnen einen Winkel bis auf eine Viertelminute genau meſſen kann. Dies hinderte das Allgemeinwerden der Spiegelkreiſe. Mayer gehörte zu den klaren beſonnenen deutſchen Naturen, die an den Dingen gleich das Weſentliche und Wahre erkennen. Lichtenberg ſagt von ihm, er habe nie gewußt, wie viel er gewußt habe, und der Gelehrte und der Menſch ſei bei ihm aus einem Stück geweſen. Alle Nachrichten über Tobias Mayer finden ſich geſammelt in der von Benzenberg beſorgten neuen Ausgabe ſeiner Erſtlinge.

Mayer (Simon). Dieſer ſchon ſeit lange gleichſam in Italien heimiſche Compoſiteur, der eine Reihe von Jahren faſt allein Aufſehen machte, iſt den 14. Juni 1763 zu Mendorf (unweit Ingolſtadt) in Bayern geboren. Sein Vater, Joſeph Mayer, Organiſt in dem kleinen Orte, gab ihm den erſten muſikaliſchen Unterricht. Mayer war zwar für die Wiſſenſchaften beſtimmt, bezog auch die Univerſität, allein ſeine Neigung zur Muſik veranlaßte ihn, dieſen Lebensweg zu verlaſſen. In einem Alter von 25 Jahren kam er nach Italien, und fand an dem Grafen Bergamo einen großmüthigen Beſchützer. Dieſer verſchaffte ihm Mittel, daß er ſich nach Venedig begeben und dort unter Leitung des Capellmeiſters Bertoni das Studium der Muſik fortſetzen konnte. Nach dem Tode ſeines Wohlthäters ſah er ſich genöthigt, die theatraliſche Laufbahn zu wählen. Im Jahre 1802 wurde Mayer zum Capellmeiſter der Baſilica di Sta Maria Maggiore ernannt. Von ſeinen in Italien verfertigten Compoſitionen, deren Anzahl ſehr bedeutend iſt, wollen wir nur folgende anführen: Saffo, ossia i Ritti d'Apollo Leucadio, ſeine erſte 1794 comp. Opera seria: La Lodoisca, o. s.; Telemaco, o. s.; Adelaida di Guesclino, o. s.; Gli Sciti, o. s.; Le due Giornate, o. s.; Argene; I Mi-

ſteri Eleuſini; Adelaſia ed Aleramo; Il ritorno d'Uliſſe; Tamerlano; La roſa bianca e la roſa roſſa; Cora u. ſ. f.; die Farcen: Il ſegreto; Che originali; L'Ubbidienza per aſtuzia; L'academia di muſica; I virtuoſi; u. ſ. f., und eine große Anzahl von Cantaten und Oratorien.

Maynard (François), ein franzöſiſcher Dichter, einer der vierzig der franzöſiſchen Akademie, war gegen das J. 1582 zu Toulouſe geboren, kam als Jüngling an den Hof und wurde Secretär der Königin Margarethe. Er gab damals ein Gedicht in fünf Büchern Philandre betitelt, heraus, das von der Liebe handelt. Wahrſcheinlich verfertigte er auch damals ſeine Priapées, welche jedoch nie gedruckt worden ſind. Noailles, der als Geſandter nach Rom ging, nahm ihn 1634 mit ſich dahin. Nach ſeiner Rückkehr machte er verſchiednen Großen den Hof, wiewohl ohne ſonderlichen Erfolg. Er wurde jedoch Präſident des Landgerichts von Aurillac in Auvergne, Mitglied der Akademie der Blumenſpiele von Toulouſe, und gegen das J. 1632 Akademiker. Unter der Regentſchaft der Königin Anna von Oeſterreich erſchien er wieder am Hofe, und da er auch bei dieſer nicht glücklich war, zog er ſich in ſeine Provinz zurück, wo er 1646 mit dem Titel eines Staatsraths ſtarb. Einige Zeit vor ſeinem Tode unternahm er eine Reiſe nach Paris. Seine Freunde machten ihn vielfältig im Geſpräch auf veraltete Worte aufmerkſam. Dies geſchah ihm ſo oft, daß er endlich folgende vier Verſe darauf machte:

En cheveux blancs il me faut donc aller
Comme un enfant tous les jours à l'école!
Que je ſuis fou d'apprendre à bien parler,
Lorsque la mort vient m'ôter la parole!

Ueberhaupt war das Epigramm die Gattung, die ihm am beſten gelang; außerdem haben wir von ihm Lieder, Oden und Briefe. Maynard führte zuerſt den regelmäßigen Abſchnitt in der Mitte des Alexandriners ein.

Maynz, ein ehemaliges Erzſtift im niederrheiniſchen Kreiſe, welches ſich in die Wetterau, nach Franken und von der Grafſchaft Sponheim bis an das Würtembergiſche erſtreckte. Die Größe deſſelben wurde auf 150 Quadratmeilen und die Bevölkerung nach der Zählung von 1776 auf 208,000 Seelen angegeben. Es gehörte aber noch dazu das Eichsfeld, welches 84,000 und ſeit 1665 das Erfurter Gebiet, welches 46,000 Einwohner zählt, ſo daß die geſammte Volksmenge ſich auf 340,000 belief. Die Einkünfte ſchätzte man auf 1,400,000 Gulden. Der Erzbiſchof von Maynz war zugleich einer der drei geiſtlichen Churfürſten und des heil. römiſchen Reichs Erzkanzler in Deutſchland. Als ſolcher hatte er das Reichsſiegel und das Reichsarchiv in ſeiner Verwahrung. Die Reichskanzlei, die maynziſche Kanzlei auf dem Reichstage und die Kammergerichtskanzlei hingen von ihm ab. Er hatte das Directorium auf dem Reichstage und im Churfürſtencollegium, wie auch bei dem Wahlgeſchäft; er viſitirte die Reichsgerichte, ſchrieb Deputations- und Churfürſtentage aus und ſetzte den Reichsvicekanzler und alle zur Reichshofkanzlei gehörige Perſonen. Zu einem Römermonate gab Maynz 1728 Gulden $5\frac{1}{2}$ Kreuzer und zu einem Kammerziel 900 Thaler $21\frac{1}{2}$ Kr. Die vier Hofämter des Erzſtiftes bekleideten 1. die Landgrafen von Heſſen als Erbmarſchälle nebſt ihren Verweſern, den Freiherren von Helfenſtein; 2. die Pfalzgrafen von

Zweibrücken als Erbtruchſeſſe nebſt ihren Verweſern, den Freiherrn Greifenklau von Vollrath; 3. die Grafen von Schönborn als Erbſchenken nebſt ihren Verweſern, den Freiherrn von Kronberg; 4. die Grafen zu Stolberg als Erbkämmerer nebſt ihren Verweſern, den Grafen von Metternich in Winneburg und Beilſtein. Der letzte Churfürſt war Friedrich Carl Joſeph. Ueber die Schickſale des Churfürſtenthums Maynz nach dem Lüneviller Frieden ſehe man den Art. Deutſchland.

Maynz, (lat. Moguntia, Moguntiacum), die alte ehemalige Haupt- und Reſidenzſtadt des gleichnamigen Erzſtiftes und Churfürſtenthums, jetzt die Hauptſtadt der großherzoglich heſſiſchen Rheinprovinz und deutſche Bundesfeſtung, liegt in einer der ſchönſten und fruchtbarſten Gegenden Deutſchlands, am Rhein, wo der Main hineinfällt, am Abhange eines Hügels, und in einer langen Strecke am Ufer des Stromes hingebaut. Eine 766 Schritte lange, auf 56 Schiffen ruhende Brücke, unterhalb welcher ſich 13 Schiffmühlen befinden, führt über den anſehnlichen Rheinſtrom nach dem am rechten Ufer liegenden Städtchen Kaſtel oder Caſſel, welches jetzt als Feſtung mit Maynz verbunden iſt. Maynz gehört zu den ſtärkſten Feſtungen und iſt eine Vormauer Deutſchlands gegen Frankreich. Der Umfang der Feſtungswerke, welche beſonders von den Franzoſen ſehr erweitert worden ſind, beträgt mit Einſchluß der Weißenauer Schanze, die kleinen Feldſchanzen ungerechnet, 2½ Stunden. Zu den Hauptwerken gehören die Citadelle mit einer herrlichen Ausſicht in eine der ſchönſten und reichſten Gegenden, und der Hauptſtein, ein vor allen übrigen ſtark vorſpringendes Werk, auf einer Anhöhe. Das durch die Schiffbrücke mit Maynz als ein Außenwerk verbundene Städtchen Kaſtel hat gleichfalls ausgedehnte und mit beſonderer Kunſt nach einer ganz neuen Art angelegte Feſtungswerke. Sie beſtehen aus den vier Forts, Kaſſel, Mars, Montebello und dem Petersauer. Sie haben, wenn man die befeſtigte Inſel Petersaue dazu rechnet, zuſammengenommen eine noch größere Ausdehnung als die Feſtungswerke von Maynz. Maynz iſt im Ganzen nicht ſchön gebaut, wiewohl man viele ſchöne Privatgebäude findet, und hat meiſtens enge winklige und zum Theil ſchmutzige Straßen, die im Winter durch Laternen erleuchtet werden. Nur die drei Bleichen und die Thiermarktsſtraße ſind ſchön zu nennen. Unter den 27 öffentlichen Plätzen iſt der vorzüglichſte der ſchöne mit Bäumen umgebene Paradeplatz am ehemaligen Schloſſe. Die Stadt zählt 126 Straßen, 11 Kirchen, 2200 Häuſer und mit dem Dorfe Zahlbach 25,250 Einwohner. Unter den Gebäuden verdienen vorzüglich eine Auszeichnung: 1. die Domkirche, welche durch die Belagerung 1793 ſehr viel gelitten hat; von dem ehemahligen koſtbaren Schatze und von der beträchtlichen Bibliothek iſt nichts mehr übrig; auch ſind viele von den zum Theil ſehr merkwürdigen Epitaphien zerſtört worden; 2. die Ignatiuskirche, ein ganz neues und ſchönes Gebäude; 3. das prächtige ehemalige Gebäude des deutſchen Ordens, worin der Kaiſer Napoleon reſidirte, wenn er nach Maynz kam, und 4. das gleich neben dieſem Pallaſte ſtehende ſehr ſchöne, große und maſſive Zeughaus, welches, ſo wie das deutſche Ordenshaus, der Stadt von der Rheinſeite ein vortreffliches Anſehen giebt. Die ehemaligen churfürſtlichen Schlöſſer, die Favorite mit ihrem Garten und die Martinsburg, welche beide ſonſt zu den vorzüglichſten Zierden

der Stadt gehörten, ſind verſchwunden. Zu den Merkwürdigkeiten dieſer Stadt gehören auch der Eichelſtein auf der Citadelle, eine Steinmaſſe, die jetzt an Höhe und Breite verloren hat, und von den meiſten Schriftſtellern für ein Denkmal des römiſchen ſchen Feldherrn Druſus gehalten wird; und die in 59 Pfeilern beſtehenden Reſte einer römiſchen Waſſerleitung, unweit des Dorfes Zahlbach, die man dem Druſus zuſchreibt. Zu Maynz befand ſich ſonſt eine 1477 geſtiftete Univerſität, welche bei der franzöſiſchen Beſitznahme der Stadt aufgehoben, anfangs in eine Centralſchule und zuletzt in ein Lyceum verwandelt wurde. Von öffentlichen wiſſenſchaftlichen und Kunſtſammlungen findet man in dem Bibliothekgebäude vereinigt: ein Münzcabinet, ein Naturaliencabinet, eine phyſikaliſche und mechaniſche Inſtrumentenſammlung, eine Bildergallerie, die aus 80,000 Bänden beſtehende Stadtbibliothek und das Muſeum römiſcher Denkmähler, welche aus 27 Altären und Votivſteinen und aus mehr als 60 Legionsſteinen beſteht, die alle bei Maynz gefunden worden ſind. Zur Beförderung des Handels und der Schiffahrt ließ der Exkaiſer Napoleon einen Freihafen anlegen, indem man einen Theil des Rheinufers bei der Stadt mit ungeheuren Koſten durch einen feſten Steindamm erhöhte, und zur Anlandung der Schiffe bei hohem und niedrigem Waſſerſtande gleich bequem einrichtete. Der Handel von Maynz beſteht vorzüglich im Weinhandel, womit ſtarke Geſchäfte nach den Niederlanden und nach dem nördlichen Deutſchland gemacht werden; desgleichen im Speditionshandel. Die Fabriken ſind nicht ſehr bedeutend, und liefern vorzüglich Tabak und Leder. Täglich geht von hier eine Waſſerdiligence nach Cöln ab. Merkwürdig iſt auch Maynz durch die Erfindung der Buchdruckerkunſt (ſ. d. Art.). — Wo jetzt Maynz liegt, legte im Jahre 13 vor Chriſti Geburt der römiſche Feldherr Druſus eine Hauptfeſtung an, welche den Namen Magontiacum erhielt. In der Nähe derſelben entſtand eine Stadt, die ſich aber zu den Römerzeiten nicht bis an den Rhein erſtreckte. 406 wurde Maynz von den Vandalen völlig zerſtört, und lag mehrere Jahrhunderte in Trümmern, bis die fränkiſchen Könige es wieder erbauten und bis zum Rhein ausdehnten. Mit Bonifacius und Carl dem Großen begann für Maynz eine neue und glänzende Epoche. Im 13ten Jahrhunderte trat Maynz an die Spitze des rheiniſchen Bundes, geſchloſſen zur Erringung des Landfriedens und Sicherung des Handels. Im dreißigjährigen Kriege wurde Maynz 1631 von den Schweden und 1644 von den Franzoſen eingenommen, welche es im weſtphäliſchen Frieden wieder zurückgeben mußten. 1688 beſetzten es die Franzoſen, und 1689 wurde es ihnen wieder abgenommen, welches auch 1793 geſchah, nachdem es 1792 durch Verrath in die Hände der Franzoſen gefallen war. 1797 übergab man Maynz den Franzoſen wieder, welche es zur Hauptſtadt des neuen franzöſiſchen Departements des Donnersberges machten, bis endlich 1814 dieſe Stadt wieder an Deutſchland fiel, und durch die Entſcheidungen des Wiener Congreſſes nebſt einem Theile dieſes vormaligen Departements an den Großherzog von Heſſen übergeben wurde, jedoch ſo, daß Maynz in militäriſcher Hinſicht eine deutſche Bundesfeſtung bleibt, und daher auch jetzt von öſterreichiſchen und preußiſchen Truppen beſetzt iſt. Außerdem befinden ſich noch großherzoglich heſſiſche Truppen daſelbſt.

Mazarin (Jules), eigentlich Giulio Mazarini, Ludwigs XIV. Prinzipalminiſter und Cardinal, geb. zu Piſcina in Abruzzo (nach Flaſſan zu Rom) den 14ten Juli 1602, von adelicher Herkunft, ſtudirte zu Alcala de Henares die Rechte, und nahm hierauf unter den päpſtlichen Truppen Kriegsdienſte. Er ſtand als Capitain bei ſeinem Corps in Veltlin, als er im Auftrag des Generals Torquato Conti einen Waffenſtillſtand unterhandelte, der zu Rivalta den 14ten Sept. 1630 zwiſchen den franzöſiſchen, ſpaniſchen und kaiſerlichen Generalen zu Stande kam. Damals ſtellte ihn der Nuntius Bagni dem Könige und dem Cardinal Richelieu als einen ausgezeichneten Mann vor. Als der Krieg über die Erbſchaft des Herzogthums Mantua ausgebrochen war, hatte Mazarin als päpſtlicher Miniſter mehrere Zuſammenkünfte mit Richelieu und begab ſich ſelbſt nach Grenoble zu Ludwig XIII. Vermöge ſeiner Verbindungen mit Frankreich und Spanien war er zum Unterhändler zwiſchen beiden geſchickt. Die Franzoſen, welche vor Caſal ſtanden, waren im Begriff, die Feindſeligkeiten zu erneuern und waren nur noch 500 Schritte von den ſpaniſchen Linien, als Mazarin, mit einem Tuche winkend, ihnen mit dem Zuruf entgegen kam: „Friede! Friede! Macht Halt da!“ — Er erklärte, unter welchen Bedingungen man bereit ſey, Caſal zu räumen; die franzöſiſchen Anführer nahmen ſie an. Durch dieſe Unterhandlung erwarb er ſich die Freundſchaft Richelieus, und Ludwig XIII. ließ ihn 1641 von Urban VIII. zum Cardinal erheben, worauf er Mitglied des Staatsraths wurde. Richelieu empfahl ihn ſterbend dem Könige ſo dringend, daß dieſer ihn ſogar in ſeinem Teſtamente zum Mitgliede des Regentſchaftsraths ernannte. Nach Ludwigs XIII. Tode (1643) übertrug ihm die Königin Anna von Oeſterreich, als Regentin, die Stelle eines Erſten Miniſters. Mazarin wurde damals allgemein für den Geliebten der Königin gehalten, und einige haben aus dieſer Vertraulichkeit den Urſprung der eiſernen Maske (ſ. d. Art.) ableiten wollen. Er trat anfangs mit vieler Beſcheidenheit und Einfachheit, ohne allen äußern Pomp, ſelbſt ohne Trabanten auf. Aber ungeachtet dieſer Mäßigung, die nicht von Dauer war, bildete ſich eine mächtige Partei gegen ihn. Man haßte ihn ſchon als Ausländer auf dem höchſten Poſten, und machte ſeine Perſon, ſeine Sitten, ſeine ſchlechte Ausſprache lächerlich. Ueberdieß ſeufzte das Volk unter ſchweren Abgaben. Dieſe Umſtände machten es dem Duc de Beaufort, dem Coadjutor von Paris (ſ. Retz), dem Prinzen von Conti und der Ducheſſe de Longueville leicht, einen Volksaufſtand vorzubereiten. Als nun das Parlament ſich weigerte, neue Geldforderungen zu genehmigen und der Cardinal deswegen den Präſidenten Blancmesnil und den Parlamentsrath Brouſſel ins Gefängniß hatte ſetzen laſſen, griff das Volk (1648) zu den Waffen. Dieſe Unruhen, auch der Barricadenkrieg genannt, weil die Pariſer, wie zu den Zeiten der Ligue, die Straßen von Paris mit Ketten ſperrten, hatten einen Bürgerkrieg, die Fronde (ſ. d. Art.) zur Folge. Die Königin war genöthigt, mit dem König und ihrem Miniſter welchen das Parlament als einen Störer der öffentlichen Ruhe proſcribirte, von Paris nach St. Germain zu flüchten. Spanien nahm auf die Einladung der Rebellen Theil an den Unruhen und der Erzherzog, Gouverneur der Niederlande, verſammelte Truppen. Dies bewog die Königin, welche den Krieg weder führen

konnte, noch mochte, ſich mit dem Parlamente zu vergleichen, zu Ruel 1649. Das Parlament behielt die Freiheit, ſich zu verſammeln, die man ihm hatte nehmen, und der Hof ſeinen Miniſter, den Volk und Parlament hatten ſtürzen wollen. Allein der Prinz Condé, dem der Staat dieſe Ausſöhnung verdankte, zeigte allen Parteien wenig Mäßigung. Mazarin wurde von ihm lächerlich gemacht, die Königin mit Trotz behandelt und die Regierung verhöhnt. Mazarin, gezwungen undankbar zu ſeyn, bewog daher die Königin, ihn nebſt ſeinem Bruder, dem Prinzen Conti, und dem Herzog von Longueville arretiren zu laſſen. Allein das Parlament erließ 1651 einen Beſchluß, der Mazarin aus dem Reiche verbannte und den Hof nöthigte, die Prinzen frei zu geben. Sie zogen wie im Triumph in Paris ein, während der Cardinal erſt nach Lüttich, dann nach Cöln flüchtete. Aber von ſeinem Exil aus regierte dieſer Miniſter den Hof und Frankreich. Schon im Februar 1652 rief der nunmehr volljährige König Mazarin zurück, der, wie Voltaire ſagt, jetzt nach Frankreich kam, „weniger wie ein Miniſter, der ſeinen Poſten wieder einnahm, als wie ein Herrſcher, der ſich wieder in Beſitz ſeiner Staaten ſetzte.“ Er wurde von einem kleinen Heere von 7000 Mann, das er auf eigne Koſten, d. h. mit dem Gelde des Staats, das er ſich zugeeignet, aufgeſtellt hatte, begleitet. Auf die erſte Nachricht ſeiner Rückkehr hob Gaſton d'Orleans, Ludwigs XIII. Bruder, der die Entfernung des Cardinals verlangt hatte, Truppen in Paris aus, und das Parlament erneuerte ſeine Beſchlüſſe, proſcribirte Mazarin und ſetzte einen Preis auf ſeinen Kopf. Zugleich ſetzte ſich der Prinz Condé, mit den Spaniern im Bunde, in Marſch gegen den König, deſſen Armee Turenne befehligte, der die Spanier verlaſſen hatte. Mehrere kleine Schlachten wurden ohne Entſcheidung geliefert; der Krieg ruhte und begann wieder zu verſchiednenmalen; das Ganze glich mehr einer Farce als einem ernſten Kampfe. Der Cardinal ſah ſich genöthigt, aufs neue den Hof zu verlaſſen und begab ſich nach Sedan 1652, worauf der König von Paris wieder Beſitz nahm. Dieſer hatte nämlich, um die Ruhe ganz herzuſtellen, eine Erklärung erlaſſen, in welcher er ſeinen Miniſter verabſchiedete, indem er ſeine Dienſte rühmte und ſein Exil bedauerte. Als aber die Ruhe zurückgekehrt war, rief ihn auch der König im Februar 1653 nach Paris zurück. Ludwig XIV. nahm ihn wie eiuen Vater, das Volk wie einen Herrn auf. Die Prinzen, die Geſandten und das Parlament eilten, ihm aufzuwarten. Darauf wurden die Unruhen in den Provinzen ganz gedämpft, und Condé, der in die ſpaniſchen Niederlande ſich geflüchtet hatte, des Verbrechens der beleidigten Majeſtät ſchuldig erklärt. Nun ſetzte Mazarin den Krieg gegen Spanien mit verdoppelter Anſtrengung fort, und verband ſich dazu mit Cromwell 1656. Dadurch bewirkte er für Frankreich einen rühmlichen Frieden. Er unterhandelte ihn ſelbſt im J. 1659 auf der Faſaneninſel mit dem ſpaniſchen Miniſter Haro. Dieſem (pyrenäiſchen) Frieden folgte die Vermählung des Königs mit der Infantin. Beide Verhandlungen machten ſeiner Politik die größte Ehre. Jetzt war er mächtiger als je; er trat mit königlichem Pomp auf; außer ſeinen Trabanten folgte ihm eine Compagnie der Musketiergarde. Dagegen verlor die Königin Mutter ihr Anſehn. Uebrigens that Mazarin in dieſer Zeit der Ruhe nichts für Rechts-

pflege, Handel, Seemacht und Finanzen. Auch bezeichnete er acht Jahre einer unbeſchränkten Herrſchaft nicht durch ein einziges rühmliches Inſtitut. Das Collège des Quatre-Nations war eine Verfügung ſeines Teſtaments. Die Finanzen verwaltete er wie der Intendant eines verſchuldeten Herrn. Er häufte mehr als 200 Millionen auf, wobei er oft Mittel gebrauchte, die eines ehrlichen Mannes unwürdig ſind. Nach Flaſſan hatte er 1,800,000 Livres Einkünfte und ein Vermögen von 22 Millionen, was nach heutigem Gelde ungefähr das Doppelte machen würde. Dies beunruhigte ihn, als er ſein Ende herannahen fühlte. Daher rieth ihm Colbert, dem Könige eine Schenkung mit ſeinem geſammten Vermögen zu machen, der ſie ihm unfehlbar zurückgeben würde. Der König nahm die Schenkung an, und ſchon fing der Cardinal an, ängſtlich zu werden, als der König ſie ihm nach Verlauf von drei Tagen zurückgab. Mazarin ſtarb 1661 den 9. März. Er hinterließ als Erben den Marquis La Meilleraie, welcher ſeine Nichte Hortenſe Mancini heirathete und den Titel Duc de Mazarin annahm. Außerdem hatte er einen Neffen, den Duc de Nevers, und vier andere Nichten, welche der Prinz von Conti, der Connetable Colonna, der Duc de Mercoeur und der Duc de Bouillon heiratheten. Carl II. (Stuart) hatte zur Zeit ſeiner Noth um eine derſelben angehalten, aber von Mazarin eine abſchlägige Antwort erhalten; als ſpäter ſich ſeine Angelegenheiten gebeſſert hatten, bot ſie ihm Mazarin an, bekam aber jetzt eine abſchlägige Antwort. — Man hat häufig Mazarin und Richelieu mit einander verglichen. „Mazarin,“ ſagt Hérault, „war eben ſo ſanft als der Cardinal Richelieu heftig; eins ſeiner größten Talente war, die Menſchen genau zu erkennen. Der Charakter ſeiner Politik war mehr Feinheit und Geduld als Gewalt. Letztere glaubte er nur in Ermangelung anderer Mittel anwenden zu müſſen und ſein Verſtand rüſtete ihn mit dem zu den Umſtänden paſſenden Muth aus. Kühn zu Caſal, ruhig und thätig zu Cöln, unternehmend, als er die Verhaftung der Prinzen verfügte, aber unempfindlich gegen den Spott der Feinde und die Prahlereien des Coadjutors, hörte er das Murren des Volks, wie man vom Ufer den Lärmen der Meereswogen hört. In Richelieu war etwas Größeres, Umfaſſenderes, minder Gezwungenes; in Mazarin mehr Gewandtheit, mehr Abgemeſſenes und weniger Abweichungen. Den einen haßte, des andern ſpottete man; aber beide waren Gebieter des Staates.“ — Mazarin ſchmeichelte den Feinden, denen Richelieu den Kopf hätte abſchlagen laſſen. Bei ſolchem Benehmen wird man zwar weniger gehaßt, aber man erſcheint dadurch nicht größer. Von vielen wird das mit Glanz vollbrachte Böſe eher verziehn, als das mit Schwäche gethane Gute. Dazu kam, daß ſeine Talente nicht hervorſtechend genug waren, um ſeine Fehler — Herrſchſucht, Habſucht, Furchtſamkeit, Liſt und Kleinmuth — zu verdecken. Er hatte nicht den ſtolzen Muth, den romantiſchen, imponirenden Geiſt des Cardinals Retz, noch in den Geſchäften die Thätigkeit und den Ueberblick Richelieu's, noch in den ökonomiſchen Anſichten die Grundſätze Sully's, noch in der Verwaltung die gründliche Kenntniß Colbert's, noch in den Planen die Kühnheit Alberoni's. Sein größtes Verdienſt war die Kunſt zu unterhandeln. Er beſaß ganz die dazu nöthige Feinheit, Geſchmeidigkeit und Menſchenkenntniß, und zeigte ſie im weſtphä-

liſchen und pyrenäiſchen Frieden. Er brachte den Elſaß an Frankreich und ſah es vielleicht voraus, daß Frankreich einſt über Spanien gebieten könnte. Das Aeußere des Cardinals war ſehr einnehmend. Mit der ſchönſten Geſichtsbildung verband er den heiterſten Ton im Umgange, welcher ihm alle gewann, denen er gefallen wollte. Die Menſchen kirrte er mit Hoffnungen. Sein Herz war kalt, ohne Haß und ohne Freundſchaft. Seine unbewegliche Ruhe konnte keine Leidenſchaft ſtören; und Niemand konnte ihm ein Geheimniß entlocken. Gegen Privatperſonen vergaß er oft, was er verſprochen, aber Staatsverträge hielt er gewiſſenhaft, um Frankreichs Achtung, die Richelieu verſcherzt hatte, wiederherzuſtellen. Die Briefe Mazarins über die Unterhandlungen des pyrenäiſchen Friedens, welche mehrmals gedruckt worden, ſind über dieſen Gegenſtand ſehr belehrend.

Mazzola (Franceſco), oder Mazuola, Mazuoli, auch Mazzuoli, genannt il Parmegiano oder Parmegianino (aus Parma), aus einer Familie, welche mehrere Mahler hervorgebracht hat, einer der berühmteſten Mahler der lombardiſchen Schule. Nach Fiorillo war er 1503 geboren, ein Sohn des Mahlers Filippo Mazzola, mit dem Beinamen dall' Erbette. Sein Talent, Naturgegenſtände abzuzeichnen, ſoll zwei ſeiner Oheime, welche ebenfalls die Mahlerei ausübten, bewogen haben, ihn in ihren Unterricht zu nehmen. Später mag er ſeines Landsmanns Marmitta Unterricht genoſſen haben. In ſeinem 16ten Jahre vollendete er ſchon die Taufe Chriſti, ein Gemählde, das in der Minoritenkirche della Nunziata aufgeſtellt wurde, jetzt aber ſich im Palaſt der großen Sanvitali befindet, und von ſeinen ungemeinen Talenten zeigt. Correggio's Anweſenheit in Parma um 1521 machte ihn mit dem Style dieſes Meiſters bekannt. Die kriegeriſchen Unruhen in ſeinem Vaterlande bewogen ihn, ſich nebſt ſeinem Bruder (nach Andern ſeinem Vetter) Girolamo nach Viadana zu begeben, wo er mehrere nicht mehr vorhandene Gemählde arbeitete. Um 1522 kehrte er zurück und mahlte unter andern eine Madonna mit dem Kinde und die Heiligen Hieronymus und Bernardin von Feltri, ein ausgezeichnetes Oelgemälde, das man im Kloſter della Nunziata bewundert, das aber durch Zeit und ungeſchickte Hände gelitten hat. Seine Reiſe nach Rom im J. 1523, welche er nebſt ſeinem Oheim in der Hoffnung machte, dort unter der Herrſchaft eines Clemens VII. Proben ſeiner Talente abzulegen, macht in ſeinem Leben Epoche. Denn hier machte der Anblick der Werke Raphaels, der einige Jahre vorher geſtorben war, den tiefſten Eindruck auf ihn, deſſen Folgen ſich auch in ſeinen ſpätern Werken ſichtbar zeigten, indem er ſich von nun an eine Manier bildete, welche Correggio's Grazie und Raphaels Ausdruck zu vereinigen ſuchte. Er wurde von dem Papſte und den Großen Roms auf das zuvorkommendſte aufgenommen, verkaufte einige ſeiner mit nach Rom gebrachten Gemählde ſehr vortheilhaft, und arbeitete fleißig mehrere von Vaſari beſchriebene Werke. Der Einfall feindlicher Waffen in Rom 1527 beraubte ihn nicht nur ſeines Geldes, ſondern auch mehrerer Gemählde. Er ging darauf nach Bologna, wo ihm ein Kupferſtechec, Antonio da Trento, mit mehrern ſeiner Handzeichnungen durchging, welche ſpäterhin in der Sammlung des Grafen Arundel wiedergefunden; vom Grafen Sanetti nach Italien gebracht, auch in Kupfer geſtochen worden ſind. Zu den

ausgezeichnetſten Gemählden, welche er in Bologna arbeitete, gehörte ein heil. Rochus für die Kirche des heil. Patronius, die jetzt in der Dresdner Gallerie befindliche Madonna dalla Rosa, und die heil. Margaretha, welche in neuern Zeiten nach Paris wanderte. Mazzola ging endlich in ſein Vaterland zurück; hier arbeitete er den Bogen ſchnitzenden Cupido, und ſchmückte die neu gebaute Kirche della Steccata mit mehrern Arbeiten aus, welche er aber nicht vollendete. Seine Geſundheit hatte damals ſchon ſehr gelitten, die Aufſeher jenes Baues drangen ſehr hart in ihn, vorzüglich da ihm eine Summe voraus bezahlt worden war, und ließen ihn, als man ſeine Nachläſſigkeit bemerkte, ins Gefängniß ſetzen, aus welchem er nur nach gegebener Verſicherung, jene Arbeit zu vollenden, entlaſſen wurde. Allein aus Unwillen über die niedrige Behandlung ergriff er die Flucht und eilte nach Caſalmaggiore, wo er nach einigen Arbeiten 1540 ſtarb. Mazzola verband mit einer tiefen Kenntniß der Anatomie eine ſehr richtige Zeichnung. Algarotti und Mengs tadeln, daß er oft nach einer gewiſſen geſuchten Grazie geſtrebt habe, und Fiorillo tadelt den Mißbrauch der Schlangenlinien, ſo wie das Einwickeln der Glieder in den Gemählden des Parmegianino. Dennoch ſchätzt man ihn als einen der erſten italieniſchen Mahler und rühmt vorzüglich ſein Feuer, ſeine Grazie, die Richtigkeit ſeiner Zeichnung, ſo wie vorzüglich die Leichtigkeit, mit welcher er ſeine Compoſitionen entwarf und mit kühnen Pinſelſtrichen ausführte. Man hat ihn ſonſt mit Unrecht als Erfinder der Kunſt, mit Scheidewaſſer in Kupfer zu ſtechen, angeſehen. Mazzola hatte mehrere Schüler. Der genannte Girolamo Mazzola ſuchte ihn zu erreichen, und vollendete einige ſeiner Gemählde.

Mazzuchelli (Giovanni Maria), aus einem gräflichen Geſchlechte, 1707 zu Brescia geboren und eben daſelbſt im J. 1765 geſtorben, war einer der verdienteſten Literarhiſtoriker Italiens. Außer mehrern einzelnen mit der muſterhafteſten Genauigkeit und Vollſtändigkeit gearbeiteten Biographien (des Archimedes, Peter Aretin, Peter de Apono, Ludwig Alamanni und mehrern Andern) hat er in ſeinem italieniſchen Schriftſtellerlexicon: Gli Scrittori d'Italia, ciò è notizie storiche e critiche intorno alle vite ed agli scritti de' letterati Italiani. Brescia 1754—63. 6 Bände in Folio ein unvergängliches Denkmahl ſeines unermeßlichen Fleißes und ſeiner faſt unglaublichen Beleſenheit hinterlaſſen. Es iſt ſo vollſtändig, daß ſich den von ihm gelieferten Notizen nur ſehr ſelten etwas hinzuſetzen läßt (man vergleiche z. B. den Artikel Boccaccio), und ſo weitläuftig, daß im 6ten Bande noch nicht einmal der Buchſtabe B vollendet iſt. Auch ſein räſonnirendes Verzeichniß ſeiner Sammlung von Medaillen, die auf Gelehrte geſchlagen worden ſind (Venedig 1761. 1763. 2 Bde. Fol.) iſt ein treffliches Werk.

Mecca. Dieſe berühmte Stadt liegt in der arabiſchen Provinz Hedſchas, zwei Tagereiſen von dem arabiſchen Meerbuſen, in einer unfruchtbaren, von Bergen umgebenen Ebene. Die Hauptſtraßen ſind ziemlich regelmäßig, und die Häuſer ſämmtlich von Stein. Die Stadt iſt offen, hat aber zu ihrer Beſchützung drei Caſtelle. Sonſt hatte Mecca 100,000 Einwohner, jetzt aber nur 16 bis 18,000; denn es gibt ganze Quartiere, welche gänzlich verlaſſen ſind, und ⅓ der Häuſer ſtehen leer. Sie iſt eine Nieder-

lage der Kaufmannsgüter für Syrien, Aegypten und Italien, und wird jährlich von vielen Caravanen von Pilgern und Kaufleuten beſucht. Sie iſt der Geburtsort Mahomets (im J. 571), der es den Anhängern ſeiner Lehre zur Pflicht machte, wenigſtens einmal in ihrem Leben Mecca zu beſuchen. Diejenigen, welche die Reiſe nicht ſelbſt machen wollen oder können, ſchicken Andre ſtatt ihrer. Zu Mecca befindet ſich die heilige Kaaba, ein altes 34 Fuß hohes arabiſches Gebäude, von welchem Mahomet vorgab, daß es von Adam angelegt, durch die Sündfluth zerſtört, und durch Abraham und Ismael wieder hergeſtellt worden, in der Abſicht, damit der einige Gott von den Gläubigen darin angebetet werde. In dieſem Gebäude iſt ein ſchwarzer, mit Silber eingefaßter Stein eingemauert, welcher ehemals ein Gegenſtand der Abgötterei der heidniſchen Araber war. Dieſer Stein ſoll, nach der Erdichtung der Mahomedaner, dem Abraham durch den Engel Gabriel bei dem Bau dieſes Tempels überbracht worden und Anfangs ſchneeweiß geweſen, durch die vielen Thränen aber, die er über die Sünden der Menſchen vergoß, ſchwarz geworden ſein. Der Prophet machte ihn zur Kebla, d. h. zum Gegenſtande der Richtung des Geſichts während des Gebets, und die Pilgrimme berühren und küſſen dieſen Stein mit großer Ehrfurcht, wodurch der Stein ganz ungleich geworden iſt. Bei der Kaaba iſt auch ein Brunnen, welcher für die Quelle ausgegeben wird, die Gott der Hagar zeigte, als ihr Sohn Ismael verſchmachten wollte. Die Kaaba hat eine ganz ſilberne Thür von mehr als Mannshöhe, zu der man, da keine Stufen vorhanden ſind, hinaufklettern muß. Sie wird jährlich nur dreimal geöffnet, einmal für die Männer, das anderemal für die Weiber und das drittemal, um das Haus Gottes zu waſchen und zu reinigen. Von außen wird ſie alle Jahre mit einem neuen ſchwarzen Seidenzeuge umhängt, in welchem Sprüche aus dem Koran mit Golde eingenäht ſind. Dieſer Umhang kommt jährlich als ein Geſchenk des Großſultans aus Cairo. Die Kaaba hat überaus reiche Einkünfte, indem ihr in vielen Städten und Ländern Häuſer, Ländereien, Grundzinſen u. ſ. w. gewidmet ſind. Zum Dienſte bei der Kaaba ſind vierzig ſchwarze Verſchnittene als Wächter und Aufwärter angeſtellt. Nicht-Mahomedaner dürfen ſich Mecca nur auf neun Meilen nähern. Die Stadt mit ihrem Gebiet ſteht unter einem Fürſten, welcher ein Abkömmling Mahomets iſt und der Sherif von Mecca heißt. Im J. 1803 eroberten die Wahabiten dieſe Stadt; ſie iſt aber jetzt wieder von ihrer Herrſchaft frei. Der Sultan führt den Titel eines Schutzherrn der heiligen Städte Mecca und Medina, ſetzt den Sherif ein und ab (doch muß er ihn aus des Propheten Geſchlecht erwählen), ſchickt Cadi's oder Richter und Soldaten dahin, welche letztere mit den Arabern die Beſatzung bilden, hat aber übrigens auf die Landesregierung wenig Einfluß.

Mechain (Pierre-François-André), Mitglied des Inſtituts von Frankreich, vorher der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften, war geboren zu Laon im J. 1744. Er ließ ſich 1772 zu Paris nieder, wo er ſich zwei Jahre darauf durch ein Memoire über eine Finſterniß, die er am 11. April zu Verſailles beobachtet hatte, bekannt machte. Mechain, der damals bei dem Depot der Marine angeſtellt war, unternahm ungeheure Rechnungen zur Vervollkommnung der Charten. Er entdeckte und berechnete mehrere Co-

meten. Im J. 1782 gewann er den von der Akademie auf den Cometen von 1661, deſſen Rückkehr man 1790 erwartete, ausgeſetzten Preis. Er wurde noch in demſelben Jahre als Mitglied aufgenommen. Die Connaissance des temps wurde jährlich mit ſeinen Arbeiten bereichert. Im J. 1792 wurde ihm und Delambre die Meridianmeſſung von Dünkirchen bis Barcelona übertragen. Er kam 1798 zurück, reiſ'te aber 1803 wieder ab, um ſie bis zu den balearischen Inſeln fortzuſetzen. Ueber dieſer Arbeit raffte ihn 1804 ein Fieber weg, welches jährlich an der Küſte von Valencia herrſcht. Seine und Delambre's Beobachtungen ſind auf Befehl des Inſtituts 1800 zu Paris gedruckt worden. Außerdem nennen wir von Mechain ſeine Description de la sphére armillaire, dénombrement des constellations anciennes et modernes, avec l'ascension droite, et la declinaison des principales étoiles, réduite pour l'année 1790, suivant l'Atlas de Flamstead, corrigée et augmentée de plus de 1200 étoiles, Paris 1791.

Mechanik, im weitern Sinne, iſt die Wiſſenſchaft, welche von der Bewegung der Körper und von den Kräften handelt, durch welche die Körper auf einander wirken, ſo wie von den dazu anzuwendenden Maſchinen und Werkzeugen (Hebel, Rolle, Rad und Welle, ſchiefe Fläche, Keil und Schraube). Sie iſt ein Zweig der angewandten Mathematik (ſ. d. Art), und umfaßt mehrere einzelne Wiſſenſchaften, z. B. die Phorometrie, Statik, Hydroſtatik, Aeroſtatik und Aerometrie, die Hydraulik, Pneumatik, Dynamik, Hydrodynamik u. ſ. w. Im engern Sinne verſteht man unter Mechanik die Lehre von der Bewegung feſter Körper; und nennt einen Mechanikus einen Künſtler, der ſich mit der Verfertigung mathematiſcher und phyſikaliſcher Werkzeuge beſchäftigt.

Mechaniſch. Mechaniſche Künſte. Mechaniſche Werkzeuge oder Inſtrumente. Mechaniſch nennt man, was zur Mechanik gehört, oder was durch Druck, äußern Anſtoß, ohne innere Bewegung, Einheit bewirkt wird (ſ. d. Art. Maſchine). Man ſetzt daher das Mechaniſche auch dem Dynamiſchen und dem Organiſchen entgegen. Mechaniſche Künſte ſind ſolche, deren Erzeugniſſe nicht auf freier Thätigkeit der Phantaſie beruhen (ſ. Kunſt, Künſte), ſondern hauptſächlich den Verſtand und der äußern Fertigkeit ihren Urſprung verdanken, und die Hervorbringung äußerer Dinge, welche dem phyſiſchen Bedürfniſſe dienen, insbeſondere die Hervorbringung mechaniſcher Werkzeuge bezwecken. Letztere ſind ſolche Kunſtproducte, welche nach mathematiſchen und phyſikaliſchen Geſetzen zu gewiſſen Zwecken verfertigt und angewendet werden, z. B. Zirkel, Reißfedern, Maßſtabe, Luftpumpen, muſikaliſche Inſtrumente u. ſ. w.; insbeſondere aber Maſchinen im eigentlichen Sinne, d. i. künſtlich zuſammengeſetzte Werkzeuge. Mechanismus heißt daher der Bau, die innere Einrichtung einer Maſchine als ſolcher.

Mecheln, Malines, eine ſchöne Stadt mit breiten Gaſſen und vielen anſehnlichen Paläſten in dem ehemaligen öſterreichiſchen Brabant an der Dyle, zwiſchen Löwen, Brüſſel und Antwerpen, gehört jetzt zu der Provinz Antwerpen des Königreichs der Niederlande, und iſt der Hauptort eines Bezirkes. Die Zahl der Einwohner beträgt 20,000. Sie iſt der Sitz eines Erzbiſchofs, der ſonſt den

Titel als Primas der Niederlande führte. Bekannt iſt der Erzbiſchof de Pradt (ſ. d. Art.). Zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt gehören der große und ſchöne Markt, das Zeughaus mit der Stückgießerei, das Rathhaus, die Kathedralkirche mit ihrem 348 Fuß hohen Thurme, das große Beguinenhaus, worin gegen 800 Weiber unterhalten werden, das Leihhaus, der erzbiſchöfliche Palaſt u. ſ. w. Es ſind hier ein katholiſches Seminarium, eine Mahlerakademie, 10 wichtige Spitzenmanufacturen, welche die trefflichſten Spitzen liefern, 20 große und kleine Hutfabriken, wovon die wichtigſte 50 Menſchen beſchäftigt; 19 wollene Deckenfabriken, 10 Tuchfabriken und bedeutende Bierbrauereien. Bei hoher Fluth können ſchwer beladene Schiffe aus der Schelde bis vor die Stadt kommen. Das umliegende Gebiet hieß ſonſt die Grafſchaft Mecheln.

Mecheln (Israel von), oder von Mecker (vielleicht zwei Künſtler, Vater und Sohn, unter einem und demſelben Namen), Goldſchmid und einer der älteſten und vorzüglichſten Kupferſtecher, wurde zu Mecheln bei Bocholt um das Jahr 1426 geboren. Ungeachtet man keine gewiſſen Nachrichten vorfindet, bei welchem Meiſter er den früheſten Unterricht in der Zeichnung und Kupferſtecherkunſt genoſſen hat, ſo läßt ſich doch aus ſeiner Zeichnung vermuthen, daß er ein Schüler des berühmten van Eyk geweſen ſey. Ueberhaupt ſind ſeine genauern Lebensumſtände faſt gänzlich unbekannt; man weiß blos, daß er ſich ſpäterhin nach Bocholt wendete, und um das Jahr 1503 daſelbſt verſtorben iſt. Eben ſo ungewiß bleibt es, ob er ſich je mit der Mahlerei ſelbſt beſchäftigt habe, denn die Kenner zweifeln daran, daß mehrere Gemählde, die man in den Gallerien zu Wien, zu München, und in ſeinem Aufenthaltsorte für die ſeinigen ausgiebt, wirklich von ſeiner Hand herrühren. Seine Kupferſtiche ſind ſehr ſelten und geſucht; ſie tragen noch das Gepräge des ſteifen und unbeholfenen Geſchmacks, ſo wie des Mangels an richtiger Zeichnung, Haltung und Kenntniß der Perſpective u. ſ. w., wodurch ſich die damalige Kunſtperiode charakteriſirt. In Hinſicht der Gemüthlichkeit und der frommen Einfalt aber, welche die Arbeiten der Zeitgenoſſen dieſes Meiſters, beſonders des Martin Schön, ſo intereſſant machen, ſtehen dieſes Künſtlers Arbeiten weit zurück, und ſind mehr wegen des ungemeinen Fleißes in der Behandlung, und für die Geſchichte der Kunſt ſchätzbar. BC.

Mecheln (Chriſtian von), geboren zu Baſel 1737, erlernte die Kupferſtecherkunſt in Nürnberg bei Heimann und Preißler, und in der Folge bei Pinz in Augsburg, ging aber im Jahr 1757 nach Paris, wo er mehrere Jahre lang unter unſeres berühmten Landsmanns Wille Anleitung arbeitete, und bis zum Jahr 1764 daſelbſt verweilte. Während dieſer Zeit erwarb er ſich durch einen, auf das Jubiläum der Univerſität ſeiner Vaterſtadt gefertigten, Kupferſtich nicht allein den Beifall der Kenner, ſondern auch die Würde eines Kupferſtechers der Stadt und Univerſität Baſel, und wurde ſogar nach ſeiner Rückkehr dahin zum Mitglied des Raths aufgenommen. Auf ſeiner im Jahre 1765 von da aus angetretenen Reiſe nach Italien nahm ihn die Akademie zu Florenz zum Mitgliede auf, und bei ſeinem ſpätern Aufenthalt in Rom gewann er durch ſeine Verdienſte die Freundſchaft des großen Winkelmann. Als er hierauf nach ſeiner Vaterſtadt zurückgekehrt war, errichtete er ſelbſt die erſte Kunſthandlung in der Schweiz, und eine Zei-

chen- und Kupferſtecherſchule. Mit Hülfe ſeiner Schüler gab er mehrere vorzügliche Werke heraus, worunter ſich ein Catalog der Düſſeldorfer Gallerie mit Kupfern, eine Sammlung von Kupferſtichen nach den beſten Werken Holbeins, eine ähnliche nach Zeichnungen von Israel von Mecheln und andern Meiſtern vorzüglich auszeichneten. Er wurde nun auch zum churpfälziſchen Hofkupferſtecher ernannt, und 1778 als Rath der Akademie nach Wien berufen, wo man ihm die Anordnung der Gallerie des Belvedere übertrug. Nach vollendeter Arbeit kehrte er 1783 nach Baſel zurück, gab hier ſeinen Catalog jener Gallerie heraus, und ſetzte ſein Geſchäft als Kupferſtecher und Verleger eifrig fort. Durch den Ausbruch der Revolution darin geſtört, wendete er ſich 1803 nach Berlin, wo er im J. 1806 als Mitglied der Akademie aufgenommen wurde, und auch dort ſich mit Herausgabe einzelner bedeutender Blätter beſchäftigt.

Medaille, Medailleur, Medaillon. Unter dem Worte Medaille verſteht man eine in irgend einem Metall gearbeitete Schau- oder Denkmünze, welche dazu beſtimmt iſt, das Andenken an irgend einen beſondern Vorfall, oder an eine ausgezeichnete Perſon auf die Nachwelt zu bringen. Durch dieſen Zweck unterſcheidet ſich hauptſächlich die Medaille von der Münze, deren Hauptbeſtimmung iſt, ein Ausgleichungsmittel im Handel und Wandel zu ſein. Auch werden ſie in der Regel nicht von Münzern, ſondern von eignen Stempelſchneidern, die ſich Medailleurs nennen, und oft zugleich Erfinder ihres Gegenſtandes ſind, verfertigt. Indem wir in Hinſicht desjenigen, was die Medaillen mit den Münzen gemein haben, auf den Artikel Münzkunde verweiſen, fügen wir hier noch einiges über die Medaillen insbeſondere bei. Die Medaillen zeichnen ſich gewöhnlich auch durch ihre Größe vor den Münzen aus, durch welche die Figuren einen größern Raum gewinnen und auf den erſten Blick verſtändlich werden. Man theilt ſie in alte und neue, und begreift unter jenen alle Medaillen des Alterthums, namentlich die griechiſchen und römiſchen goldnen, ſilbernen und kupfernen Münzen bis auf die Zeit des Heraclius; unter den neuern alle von dieſer Zeit auf Geburten, Vermählungen, Standeserhöhungen, Todesfälle großer und vornehmer Perſonen, auf Kriegsereigniſſe, Friedensſchlüſſe und öffentliche Bündniſſe überhaupt, Stiftungen, große Zeitabſchnitte ꝛc. geprägte Medaillen. Unter den römiſchen Goldmünzen betrachtet man gewöhnlich diejenigen als Medaillen, welche größer und dicker ſind als der goldne Denarius, unter den ſilbernen diejenigen, welche größer ſind als der Denarius, und unter denen von Erz diejenigen, welche den Seſtertius an Umfang übertreffen. Dieſe letztern zeigen die größte Mannigfaltigkeit in ihren Aufſchriften und ſind gewöhnlich in einem vortrefflichen Styl gearbeitet. Griechiſche Denkmünzen dieſer Art, welche vor der Römer Zeit geſchlagen worden, ſind äußerſt ſelten, aber griechiſche Denkmünzen auf römiſche Kaiſer ſind noch zahlreicher als die römiſchen. Diejenigen, welche nach der Regierung des Hadrian geſchlagen worden, ſtehen in Hinſicht der Arbeit den früheren weit nach, indeſſen werden ſie wegen ihrer Seltenheit und der Mannichfaltigkeit ihrer Inſchriften ſehr geſchätzt. Seit dem 3. Jahrhundert nach Chriſto ging die Kunſt, große Denkmünzen zu ſchlagen, nach und nach ganz verloren, und blieb es beinahe 1000 Jahre. Ob Denkmünzen auf Carl den Großen (800) nicht ſpäter geſchlagen worden ſind, iſt noch ungewiß. Im 14. Jahrhundert findet man die erſten

ſichern Spuren von medaillenförmigen Bildniſſen. Victor Piſani, oder Piſanello, ein Mahler aus St. Vigilio im Veroneſiſchen, der in der erſten Hälfte des 15. Jahrh. lebte, wird, ungeachtet früherer Verſuche von Andern, wegen ſeiner vorzüglichen Geſchicklichkeit für den Wiedererfinder der Kunſt, Schaumünzen zu gießen, gehalten. Victor Gambello, der ſich auf den Münzen Victor Camelio nennt, aus Vicenza im Venetianiſchen gebürtig war, und vor und unter der Regierung des Papſtes Sixtus IV. (1431 — 1484) arbeitete, iſt der erſte, der die Medaillen in Eiſen oder Stahl ſchnitt. In Frankreich zeichnete ſich unter der Regierung Ludwigs XIII., Jean Warin (1604 — 1672) aus Lüttich als Medailleur (d. i. ein Künſtler, welcher Medaillen entweder blos verfertigt, oder auch entwirft und erſindet) aus. Die erſte engliſche Denkmünze ließ im J. 1480 ein engliſcher Privatmann in Italien auf die Belagerung von Rhodus durch die Türken ſchlagen. Ob diejenige Denkmünze, welche man für die älteſte in Deutſchland ſeit der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften hält, und welche auf den 1415 zu Coſtnitz verbrannten Huß geſchlagen worden, nicht ſpäter geprägt ſei, ſcheint noch zweifelhaft. Die neuern Medaillen ſind gewöhnlich mit einem Rande eingefaßt, der aus einigen Reifen beſteht. Sie werden zuerſt gegoſſen, und dann zwiſchen den Stempeln nachgeprägt, wodurch die Feinheit der Umriſſe in den Figuren hervorgebracht wird. Die großen thalerförmigen Schaumünzen nennt man Medaillen im eigentlichen Sinne; die kleinern Jettons. Wenn eine Medaille von außerordentlicher Größe iſt, ſo nennt man ſie Medaillon. (Der Sprachgebrauch hat auch zuweilen mit dem Worte Medaillon jedes kleine Miniaturgemählde unter Glas bezeichnet, welches die Damen zuweilen am Halſe oder auf dem Buſen zu tragen pflegen.) Die größten jetzt noch lebenden Medailleurs und Graveurs ſind Abrahamſon und Loos. — Sammlungen von Medaillen oder Medaillen-Cabinette findet man an Höfen großer Herren und im Beſitz reicher Privatperſonen. Zum Kauf und Verkauf derſelben aber gehört nicht nur vieles Geld, weil hier größtentheils die Seltenheit der Exemplare den Werth beſtimmt, ſondern auch gründliche, geſchichtliche und diplomatiſche Kenntniſſe; denn viele Medaillen ſind unecht, und Hohlmünzen. Um gründliche Kenntniſſe hierin zu erlangen, muß man die Schriften über Numismatik überhaupt ſtudiren. Vorzüglich gehören hieher: T. E. Mionnet Description de Médailles antiques, Grecques et Romains, Paris 1806 etc. 4 Bände 8.; Köhlers Münzbeluſtigungen ꝛc.; Lochners Medaillen-Sammlung und Joachims neueröffnetes Münzcabinet ꝛc.

Ma.

Medea, die Tochter des Königs Aeetes von Colchis. Als Mutter wird von Einigen Idyia, des Oceanus Tochter, von Andern Hecate genannt. Die Fabelgeſchichte legt ihr eine tiefe Kenntniß von den geheimen Kräften der Kräuter bei, durch welche ſie Zauberei übte. Sie rettete durch ihre Bitten und ihren Beiſtand vielen Fremden das Leben, zog ſich aber dadurch den Verdacht ihres Vaters zu, und wurde von ihm in ein Gefängniß geworfen, aus dem ſie in den Tempel der Sonne flüchtete. Vorzüglich ward ſie merkwürdig durch ihre Verbindung mit dem Anführer der Argonauten, Jaſon (ſ. den Art.), für den ſie, als er die Kinder des Phrixus und ihrer Schweſter Chalciope nach Colchis zurück-

brachte, die zärtlichſte Liebe faßte. Sie fand Gegenliebe, ſchwur ihm Beiſtand durch ihre Kunſt in allen Gefahren und folgte ihm in ſeine Heimath, wo ſie den Pelias, der des Jaſon Vater vertrieben hatte, ermordete und dieſen verjüngte und wieder auf den Thron ſetzte. Nach des Vaters Tode ging Jaſon, das väterliche Reich dem Acaſtus überlaſſend, mit ihr nach Corinth und verlebte 10 Jahre in glücklicher Ehe, bis die Reize der Tochter des Königs Creon, Glauke oder Kreuſa, eine neue Leidenſchaft in ihm entzündeten, und er die Unglückliche verſtieß. Nach andern trennte ſich Jaſon von ihr, weil man ihm den Vorwurf machte, daß er eine ausländiſche Giftmiſcherin zur Gattin habe. Unter dem Scheine duldender Ergebung ſann ſie in ihrem Herzen auf Rache. Sie ſandte der Braut ein Kleid zum Hochzeitsgeſchenk, welches, als ſie es anlegte, ſie mit einer verzehrenden Flamme umgab, ſo daß ſie des qualvollſten Todes ſtarb. Nach Andern ließ ſie der Nebenbuhlerin eine vergiftete goldene Krone von ihren Stiefſöhnen zum Geſchenk bringen. Creons Palaſt legte ſie durch einen Feuerregen in Aſche, ihre beiden mit Jaſon erzeugten Kinder ermordete ſie, beſtieg dann ihrem Drachenwagen und entfloh. Nach Einigen begab ſie ſich zum Hercules, nach Andern zum König Aegeus nach Athen, mit dem ſie den **Medos** zeugte. Aber auch von hier wurde ſie als Zauberin verbannt, und kehrte endlich in ihre Heimath zurück, wo ſie ihren Vater, den ſein Bruder Perſes entthront hatte, wieder in ſein Reich einſetzte, und ſtarb. Nach ſpätern Erzählungen ſöhnte ſie ſich mit Jaſon aus, und wurde von den Kolchiern göttlich verehrt. Medos ſoll das Reich ſeines Großvaters in Beſitz genommen und es nach ſich Medien genannt haben. Medea iſt oft ein Gegenſtand der Dichtkunſt geweſen, beſonders der tragiſchen. Des Aeſchylus und Ovid Tragödien dieſes Namens ſind verloren, ſo auch des Sophokles Kolchides. Nur des Euripides und des Seneca Medeen ſind noch vorhanden. Auch führt ein Melodram von Gotter und Benda und eine Oper von Cherubini dieſen Namen.

Media, ſ. **Medien.**

Median, eigentlich mittelmäßig, mittelgroß, großförmig, die größere Form des Papieres und der Bücher.

Mediante, in der Muſik, die Terze des Grundtons aus welchem ein Tonſtück geht, weil ſie zwiſchen Grundton und Quinte mitten inne liegt.

Mediateur, im Völkerrechte, eine **vermittelnde Macht**, welche durch gütliche Unterhandlung den bevorſtehenden oder ſchon ausgebrochenen Krieg zwiſchen andern Mächten mit deren Einwilligung friedlich zu ſchlichten bemüht iſt. Die **Mediation** oder Vermittlung iſt weſentlich verſchieden: 1. von dem Anerbieten einer gütlichen Dazwiſchenkunft (Interposition des bons offices), um eine Ausſöhnung zu bewirken; dieſes Anerbieten kann abgelehnt werden. 2. von der ſchiedsrichterlichen Entſcheidung, wenn ſich beide feindliche Mächte dem Ausſpruche einer neutralen Macht in voraus unterwerfen. Dies war im Mittelalter ſehr gewöhnlich, und iſt in der neueſten Zeit wieder üblich geworden. (Vergl. **Austrägalinſtanz**). Bei der Mediation hingegen, wo beide feindliche Mächte einverſtanden ſind, die Vergleichsvorſchläge einer dritten oder mehrerer vermittelnden Mächte anzuhören, ſind ſie darum nicht verbunden, dieſelben auch anzunehmen. Gewöhnlich wird die Vermittelung nachgeſucht,

wie z. B. kürzlich von Spanien geſchah, als es die Dazwiſchenkunft der in Aachen 1818 verſammelten europäiſchen Hauptmächte in ſeinem Kampfe mit ſeinen amerikaniſchen Colonien für ſich erbat, was aber von jenen weislich abgelehnt ward, weil hier weniger von einer Vermittelung, als von einer bedingten Hülfsleiſtung zu Gunſten Spaniens die Rede ſein konnte. Oft aber auch bieten benachbarte oder bei dem Kriege fremder Staaten ſonſt betheiligte Mächte ihre Vermittelung an, damit der Krieg zwiſchen jenen ſie nicht zuletzt ſelbſt in den Kampf verwickele. Dies kann z. B. bei alliirten Höfen der Fall ſein; auch thut es wohl der neutrale Staat, wenn er glaubt, der ſchwächere möchte überwunden werden und der ſiegende Theil dadurch ſeine Macht zum Nachtheile des politiſchen Gleichgewichts vergrößern. Aus dieſer Rückſicht iſt Frankreich ſehr oft in den Kriegen der Pforte mit Rußland und Oeſterreich für die Pforte als Vermittlerin aufgetreten. Nach dem gegenwärtigen, völkerrechtlich — wie die öffentlichen Kundmachungen lauten — geordneten Zuſtande von Europa ſind die fünf in Aachen 1818 unter ſich durch dieſelben politiſchen Grundſätze verbundenen Hauptmächte Europas — Oeſterreich, Frankreich, Großbritannien, Rußland und Preußen — die natürlichen und nothwendigen Vermittler bei allen zwiſchen den übrigen Staaten entſtehenden Streitigkeiten. Für dieſen Zweck ſind ihre Miniſter in Paris, Frankfurt und Wien mit den nöthigen Vollmachten und Aufträgen verſehen, ſo wie die Monarchen ſelbſt alle 3 Jahre deshalb perſönlich zuſammenkommen wollen. Doch ſcheinen Colonialangelegenheiten und die fremden Welttheile in den Kreis dieſer Berathungen nicht zu gehören. K.

Mediatiſirte deutſche Fürſten. Der weſtphäl. Friede führte in das deutſche Staatsrecht den Begriff der Säculariſation ein, welchem der Lüneviller Vertrag ſeine Vollendung gab; der Presburger Friede hatte den Rheinbund zur Folge, welcher das deutſche Reich auflöſte, und als Belohnung und Unterpfand der gänzlichen Trennung des Reichsverbandes die Mediatiſirung erfand. Napoleon unterwarf nämlich von Paris aus, den 12. Juli 1806 regierende Fürſten, der Oberhoheit ihrer ehemaligen Reichsmitſtände. Es gab bisher im deutſchen Reiche reichsmittelbare und reichsunmittelbare Geſchlechter. Die unmittelbaren ſtanden in Anſehung ihrer Perſonen ſowohl als ihres Landgebiets unter Kaiſer und Reich, ohne daß eine landesherrliche Gewalt zwiſchen beiden eintrat; die mittelbaren hingegen waren einem Landesherrn, der unmittelbar unter Kaiſer und Reich ſtand, unterworfen. Der Reichsunmittelbare konnte nach den Reichsgeſetzen dieſe politiſche, allein der Majeſtät des Reichs untergeordnete Selbſtſtändigkeit nur im Falle eines Treubruchs verlieren, d. h. aus einem Vaſallen des Reichs der Vaſall eines andern Reichsvaſallen werden. Napoleon handelte im entgegengeſetzten Sinn. Er erkannte die Reichsunmittelbaren, welche das Reichsverband verließen und in den Rheinbund traten, als Souveraine an; während andere, die mit demſelben Rechte, wie jene, Landesherren waren, und ſich nicht vom Reiche trennten, ihre Unmittelbarkeit und landesherrliche Gewalt verloren. Dies geſchah, ohne ſie zu hören und ohne ſie zu entſchädigen, im tiefſten Frieden. So wurden mediatiſirt (d. i. der ſouverainen Gewalt eines andern Fürſten unterworfen) die fürſtlich **Oettingenſchen** Beſitzungen, 24 QM. mit 60,000 Einw.; die

fürſtlich Fürſtenbergiſchen, 30 QM. mit 74,000 Einw.; die fürſtlich Leiningenſchen, 27½ QM. mit 83,000 Einw.; die fürſtlich Hohenloheſchen, 33 QM. mit 100,000 Einw.; ſelbſt der Fürſt von Naſſau-Diez oder Fulda, der Prinz von Oranien, der ein Gebiet von 100 QM. mit 248,000 Einw. beſaß, wurde ohne Weiteres mediatiſirt, und der größte Theil ſeiner Beſitzungen unter die Landeshoheit des neu ernannten Großherzogs von Berg (Murat) geſtellt. Auch zwei der noch übrig gebliebenen freien Reichsſtädte traf dieſes Loos: Nürnberg kam an Baiern, Frankfurt an den Fürſten Primas. Unter den übrigen Reichsgliedern, die ihre Reichsunmittelbarkeit verloren, beſaß die ſchwäbiſche Reichsritterſchaft 65 QM., 150,000 Einw.; die fränkiſche Reichsritterſchaft 76 QM., 190,000 Einw.; die noch vorhandene rheiniſche Reichsritterſchaft 12 QM., 25,000 Einw.; der Fürſt von Thurn und Taxis 16 QM., 40,000 Einw.; die Fürſten und Grafen Löwenſtein 26 QM., 58,000 Einw.; die Grafen von Bentheim 32 QM., 45 000 Einw.; die Grafen von Salm (Horſtmar) 30 QM., 55,000 Einw. Außer den genannten wurden noch mediatiſirt: das Johanniter-Fürſtenthum Heitersheim, der Fürſt von Schwarzenberg, die Grafen von Caſtell, die Fürſten und Grafen Fugger, die Fürſten und Grafen von Truchſes-Waldburg, von Königsegg, die Grafen von Metternich, Fürſt von Salm-Reiferſcheid, Graf von Wallmoden-Gimborn, der Herzog von Looz, die Grafen von Erbach, der Landgraf von Heſſen Homburg, der Fürſt von Wied-Runkel, der Fürſt von Wied-Neuwied u. A. m. Sämmtliche durch den Rheinbund mediatiſirte Lande, die 70 — 80 altfürſtlichen oder gräflichen Häuſern und reichsunmittelbaren Geſchlechtern gehörten, enthielten ein Areal von 450 QM. mit 1,500,000 Einw., ohne die zu Nürnberg, Frankfurt und Heitersheim gehörenden Bezirke von 42 QM. mit 150,000 Einw. Unter den Souverainen, welche über mediatiſirte Häuſer die Hoheit erhielten, waren am reichlichſten bedacht: Berg, Würtemberg, Baiern, Baden, Heſſen-Darmſtadt und Naſſau. Die unterdrückten Häuſer mußten ſich in ihr Schickſal fügen. Zwar räumten einige Souveraine ihren ehemaligen Reichsmitſtänden und nunmehrigen Vaſallen mehrere Vorrechte ein, und behandelten ſie zum Theil als Standesherrn; allein ſie unterwarfen ſie (z. B. in Würtemberg) zugleich der Steuerpflichtigkeit und dem Militärdienſte. Die mediatiſirten Häuſer ſuchten daher, als der Rheinbund aufgelöſt und im Pariſer Frieden vom 30. Mai 1814 alles, was mit jenem in Verbindung ſtand, aufgehoben worden war, bei dem Congreſſe in Wien um die Wiedereinſetzung in den vorigen Stand unter dem Schutze des Reichs und eines Reichsoberhauptes nach. Eine Deputation derſelben, die aus den Fürſten von Wied Neuwied, dem Grafen von Erbach-Erbach, dem Landgrafen von Fürſtenberg und der Fürſtin Vormünderin von Fürſtenberg beſtand, hatte den 22. Okt. 1814 beim Kaiſer von Oeſterreich Audienz. Die Fürſtin führte das Wort, und erhielt vom Kaiſer Franz die Verſicherung, daß er mit aller Kraft für ihre gerechten Foderungen thätig ſein wolle. Darauf ſetzte der 14. Art. der deutſchen Bundesacte feſt, 1. daß die mediatiſirten fürſtlichen und gräflichen Häuſer auch künftig zu dem hohen Adel in Deutſchland gerechnet werden ſollen, indem ihnen das Recht der Ebenbürtigkeit in dem bisher damit verbundnen Begriffe ver-

bleibe; 2. daß die Häupter dieſer Häuſer die erſten Standesherren in dem Staate, zu dem ſie gehörten, ſein, daß ſie und ihre Familien die privilegirte Claſſe in demſelben, insbeſondere in Anſehung der Beſteuerung bilden und daß ſie überhaupt in Rückſicht ihrer Perſonen, Familien und Beſitzungen alle Rechte und Vorzüge behalten ſollen, welche aus ihrem Eigenthume herrühren, und nicht zu der Staatsgewalt und den höhern Regierungsrechten gehören. Sie können daher ihren Aufenthalt in jedem Bundeslande, oder mit dem Bunde im Frieden lebenden Staate frei wählen; ſie können ferner über ihre Güter und Familienverhältniſſe, jedoch mit Vorwiſſen des Souverains und der höchſten Landesſtellen, frei verfügen, auch werden die noch beſtehenden Familienverträge aufrecht erhalten; ſie haben einen privilegirten Gerichtsſtand und die Befreiung von aller Militärpflichtigkeit für ſich und ihre Familien; ſie behalten die Ausübung der bürgerlichen und peinlichen Gerechtigkeitspflege in erſter, und wo die Beſitzung groß genug iſt, in zweiter Inſtanz; auch behalten ſie die Forſtgerichtsbarkeit, die Ortspolizei, die Aufſicht in Kirchen- und Schulſachen, ſo wie über milde Stiftungen; indeß ſind ſie in der Ausübung dieſer Rechte an die Vorſchrift der Landesgeſetze gebunden, welchen ſie, ſo wie der Militärverfaſſung, unterworfen bleiben. Die nähere Beſtimmung der angeführten Befugniſſe ſoll auf die Grundlage der darüber erlaſſenen königlichen baierſchen Verordnung vom J. 1807 von dem Bundestage getroffen, und dadurch ein in allen deutſchen Bundesſtaaten übereinſtimmender Rechtszuſtand der mittelbar gewordnen Fürſten, Grafen und Herren begründet werden. Dem ehemaligen unmittelbaren Reichsadel ſind blos die Rechte, ſich einen Aufenthaltsort frei zu wählen, und über ſeine Güter und Familienverhältniſſe frei, mit Vorwiſſen des Souverains, zu verfügen, ſo wie den Begüterten Antheil an der Landſtandſchaft, die Patrimonial- und Forſtgerichtsbarkeit, die Ortspolizei, das Kirchenpatronat und der privilegirte Gerichtsſtand zugeſichert worden. — Die wichtige Frage, ob den mediatiſirten vormaligen Reichsſtänden, wie der 6. Art. der Bundesacte hoffen läßt, auch einige Curiatſtimmen im Pleno zugeſtanden werden ſollen, weshalb die Mediatiſirten, ſowohl in Frankfurt, als bei dem Congreſſe zu Aachen im J. 1818 Vorſtellungen übergeben haben, iſt noch nicht entſchieden. In jedem Falle iſt das Mediatiſiren mit dem Grundſatze der Legitimität ganz im Widerſpruche. — Mehrere ſouveraine Fürſten haben bisher die ehemaligen unmittelbaren Dynaſtengeſchlechter durch Landſtändiſche und andere Vorrechte zufrieden zu ſtellen geſucht, wie die neuen Verfaſſungsgeſetze von Baiern und Baden beweiſen. Ihretwegen iſt vorzüglich die Trennung der Volksſtände in zwei Kammern beliebt worden. Doch muß man, da einmal die Wiederherſtellung in den vorigen Stand, welche mit gleichem Rechte auch die aufgehobenen freien Reichsſtädte und geiſtlichen unmittelbaren Stifter in Anſpruch nehmen könnten, mit der neuen Ordnung der Staatenverhältniſſe nicht vereinbar iſt, bei der Entſchädigung der mediatiſirten Geſchlechter ihre ſogenannten Ehrenrechte und ihre Anſprüche auf Regierungsrechte wohl unterſcheiden. In Anſehung ihrer Ehrenrechte wird jeder Billigdenkende keine Beſchränkung wollen; und es können allerdings ſelbſt in Anſehung des Hausvermögens privatrechtliche Normen, z. B. Fideicommiſſe gelten, wodurch die Erhaltung des Glanzes dieſer fürſtlichen Geſchlechter ge-

ſichert würde. Auch gebührt ihnen eine reichliche Entſchädigung, wenn von Verwandlung nutzbarer, durch ihre jetzige Form dem Wohle des Staats nachtheiliger Rechte in Geld die Rede iſt. Anders verhält ſich die Sache, wenn die Frage iſt von Begünſtigung der Standesherren in ihrer Eigenſchaft als erblicher Staatsbeamten, von ihrem Einwirken in die öffentliche Verwaltung, mithin von einem Reichsverhältniſſe. Hier kann ihnen nichts zugeſtanden werden, was dem Staatszwecke, d. i. dem Beſten aller Staatsbürger nachtheilig ſein könnte. Der Regent hat vielmehr die Pflicht, dieſen Zweck bei neuen Einrichtungen ſo vollſtändig als möglich zu erreichen zu ſuchen, insbeſondere alſo möglichſt die Uebel zu vermindern, die mit dem Daſein der Patrimonialjuſtiz und Patrimonialpolizei immer verbunden ſind. Große Grundbeſitzer, wie die Standesherren ſind, haben ein großes Privatintereſſe, das, wenn zugleich die öffentliche Verwaltung von ihnen abhängig iſt, leicht mit der letztern in Reibungen gerathen und dadurch ihren Gutsunterthanen nachtheilig werden kann. — Unter den Anſprüchen einzelner Dynaſten hat ein von den Reichsgrafen von **Bentink** an die Monarchen in Aachen, beſonders an den Kaiſer Alexander gerichtetes Geſuch viel Aufſehen erregt. Er verlangte nämlich, daß ſie ihn wieder in den Beſitz der Unmittelbarkeit ſeiner ſouverainen Herrſchaft Kniphauſen einſetzen ſollten, welche Napoleon 1810 mit dem franzöſiſchen Reiche vereinigt hatte, die darauf Rußland am Ende des Jahres 1813 proviſoriſch beſetzte, und die ſeitdem der Herzog von Oldenburg im ſouverainen Beſitz behalten hat, ob ſie gleich vom Wiener Congreß nicht für mediatiſirt erklärt worden iſt. Auch dieſe Sache ſoll noch in Frankfurt ausgeglichen werden. K.

Mediatſtädte, mittelbare Städte, ſind ſolche, welche keine eigne Gerichtsbarkeit haben, ſondern unter Aemtern oder unter anderer Herrſchaft ſtehen, im Gegenſatz von **Immediatſtädten**. — **Mediatſtände**, in der ehemaligen Reichsverfaſſung **mittelbare Reichsſtände**, ebenfalls entgegengeſetzt den Immediatſtänden, oder **reichsunmittelbaren** Ständen. — **Mediatſtifter**, welche als Vaſallen einer fremden Oberhoheit unterworfen waren.

Mediceer, **Medici**. Nicht eben ſelten iſt es, Geſchlechter aus dem Bürgerſtande durch Gewerbfleiß und Glück zu großem Reichthum gelangen zu ſehn. Reichthum aber gewährt Einfluß, und dieſer Rang und Anſehn. So iſt es denn in demokratiſchen Freiſtaaten kein Wunder, Familien von früher unbedeutendem Namen nach einigen Generationen unter den Regierern des Staats, ja wohl allein an der Spitze deſſelben zu finden. Die Geſchichten der griechiſchen und italieniſchen Republiken ſind voll von Beiſpielen dieſer Art. Aber gewöhnlich ſehen wir, wegen der Wandelbarkeit ihrer Stützen, des beweglichen Reichthums und der Volksgunſt, ſolche Häuſer eben ſo ſchnell, als ſie geſtiegen, auch wieder fallen. Wenn daher ein ſolches Bürgerhaus ſich Jahrhunderte im Flor erhält, unter ſtetem Wechſel einander verſchlingender Parteien immer oben aufſchwimmend, wenn ſein Einfluß in dieſer Zeit allmählig zur Alleinherrſchaft wird, und in ſolcher ſich Jahrhunderte behauptet, ſo daß ſein fürſtlicher Glanz erſt mit der Exiſtenz des Geſchlechtes aufhört: dann dürfen wir mit Zuverſicht ſchließen, daß nur eine ununterbrochene Reihe durch Klugheit und Bravheit ausgezeichneter Familienhäupter ein ſolches Haus ſo zu ſchmücken und zu befeſtigen vermochte. Dies iſt der

Fall bei dem erlauchten Hauſe der Mediceer, deſſen letzte Sprößlinge bis in die Zeiten unſerer Väter geblüht, und das Glück, welches die Tugenden ihrer Ahnherren ihnen als Vermächtniß hinterlaſſen, bis zu ihrem Ausſterben ungeſtört genoſſen haben. Wir können die Anfänge des mediceiſchen Hauſes nicht ſo weit verfolgen, als die eines ähnlichen, wenn gleich nicht ſo hoch geſtiegnen, deutſchen republicaniſchen Geſchlechts, der Fugger zu Augsburg. Die Mediceer erſcheinen da, wo ſie in der florentiniſchen Geſchichte zuerſt auftreten, d. i. zu Anfange des 14. Jahrhunderts, ſchon als reich und bedeutend, doch als unlängſt nur durch Handel zum Wohlſtand gelangt. Als Corſo Donato, das Haupt der Partei der Schwarzen, dem es gelungen war, die Weißen aus Florenz zu vertreiben, ſich von ſeinen frühern Freunden, den Häuptern des Adels, vernachläſſigt und ſeinen Einfluß ſchwinden ſah, ſchloß er, um eine neue Partei zu bilden, ſich an einige reiche Familien aus dem Volke an. Unter dieſen werden die Medici zuerſt genannt, wiewohl ſie nach Andern auch die Abſichten des Cardinals von Prato, die verwieſenen Weißen zurückzuberufen, unterſtützt haben ſollen. Wie dem ſei, ſie wußten ſich ſo klug zu benehmen, daß ſie in Corſo's Unglück nicht mit verwickelt wurden, ſondern vielmehr von jetzt an unter den Familien waren, welche die plebejiſche Oligarchie von Florenz conſtituirten. So trugen ſie auch hauptſächlich zur Berufung Walthers von Brienne, Herzogs von Athen, bei, der ſich aber bald ſeiner erlangten Gewalt zur Demüthigung jener herrſchenden Geſchlechter bediente, und unter andern dem Johann von Medici, der Lucca gegen die Piſaner nicht ſtandhaft genug vertheidigt hatte, 1342 enthaupten ließ. Die Medici ließen ſich daher mit einigen andern Geſchlechtern in eine Verſchwörung gegen ihn ein, welche ihm von Matteo di Marozzo entdeckt wurde; aber das Glück, das vom Anfang an die Medici gefeſſelt ſchien, wollte, daß der grauſame Herzog, in einer Laune, großmüthig zu erſcheinen, dieſe Sache nicht unterſuchte. Zu ſeinem Verderben; denn als endlich die Unzufriedenheit mit ihm in öffentlichen Aufſtand ausbrach, waren die Medici unter den Hauptanführern deſſelben. Fortan ſehen wir ſie ſtets in öffentlichen Angelegenheiten thätig. Als nach Vertreibung des Herzogs die Alt-Adelichen, zum Lohn ihres dabei geleiſteten Beiſtandes, wiederum zur Theilnahme an der Staatsverwaltung gelaſſen wurden, von welcher ſie ſeit 50 Jahren ausgeſchloſſen waren, und, dieſer neuen Freiheit ſich übernehmend, Anmaßungen und Frevel ſich erlaubten, waren es die Medici hauptſächlich, welche das Volk in die Waffen riefen, und den Adel zu plündern und zu verjagen antrieben. Um dieſe Zeit war Alamanno dei Medici das Haupt ſeines Geſchlechts. In den nächſten Jahrzehnden, wo das kaum geſtillte Florenz von neuem durch die Parteien der Ricci und Albizzi beunruhigt und durch die Schikane der Ammonizionen (wie man die Entfernung gewiſſer Männer und ganzer Geſchlechter von öffentlichen Ehrenſtellen unter dem Vorwand des Ghibellinismus nannte) zerrüttet wurde, hielten die Medici es mit den ſchwächern Ricci. Der eine Sohn Alamanno's, Bartolomeo, ließ ſich ſogar 1360 mit Nicolò del Buono und Domenico Bandini in eine Verſchwörung gegen die Albizziſche Partei ein, entging aber bei deren Entdeckung dem Schickſal, das ſeine Mitverſchwornen traf, dadurch, daß er ſich in Zeiten ſeinem Bruder Salveſtro, welcher Magiſtratsperſon war, vertraute. Eben dieſer Salveſtro ſetzte, im Jahre

1378 zum Gonfaloniere di Giuſtizia ernant, ein Geſetz durch, wodurch die Albizzi gedemüthigt und die Ammonizionen gemäßigt wurden. Dadurch, und noch mehr, als darauf in dem Tumult der Ciompi die Partei der Albizzi ganz aufgerieben wurde und die Volkspartei die Oberhand gewann, erwarb Salveſtro das große Anſehn, das zu dem, ſeitdem immer geſtiegnen Einfluſſe ſeines Hauſes den Grund legte. Seine und ſeiner Verwandten Mäßigung rettete ſie vom Untergang, auch als nach wenigen Jahren die Partei, die ihn erhoben hatte, durch Uebermuth ſich ſelbſt den Sturz bereitete. So ſahen die Medici, ungeſtört in ihrem Anſehen und Wohlſtand, die Häuſer Albizzi, Strozzi, Scali, Alberti um ſich fallen, denn ſie ſtrebten nie, wie dieſe, nach der Herrſchaft der Republik, als hätten ſie gewußt, daß das Schickſal ſie ihren Nachkommen gleichſam von ſelbſt in die Hände ſpielen würde. Dennoch wurden auch ſie, wenigſtens auf eine Zeit lang, Opfer des republikaniſchen Parteigeiſtes, vor dem die Unſchuld und Rechtlichkeit nicht ſchützt, ſondern wohl oft als Verbrechen erſcheint. In einem Aufſtande des Volks gegen die vornehmen Bürger und die wieder emporgekommenen Albizzi, im J. 1393, drang der ungeſtüme Haufe in Veri dei Medici, Salveſtros Sohn, und damaliges Haupt der Familie, ſein Anführer zu werden, und die Signoria zur Gewährung ihrer Forderungen zu zwingen. Leicht hätte damals Veri Herr von Florenz werden können, auch wandte ſein Vetter Antonio Alles an, ihn zu Benutzung dieſer Gelegenheit zu überreden; aber Veri bediente ſich ſolcher Liebe und ſolchen Einfluſſes beim Volke nur zur Vermittelung, und durch ihn ward der Aufruhr geſtillt. Kurze Zeit nach dieſer glorreichen Handlung war es, wo der ſonſt immer günſtige Himmel ſich den Mediceern trübte. Als die Signori dem Volke ſchlecht erfüllten, was ſie unter Veri's Vermittelung verſprochen, äußerten er und die Seinigen laut ihr Mißvergnügen. Da benutzte die argwöhniſche Regierung einige Drohungen, welche ſich Donato Acciajuoli, Freund der Medici, erlaubt hatte, zum Vorwand, um alle Medici der von Salveſtro abſtammenden Linie nebſt ihren Freunden zu verbannen. Einige von dieſen Verwieſenen, unter ihnen jener Antonio, machten, im Einverſtändniß mit Freunden zu Florenz, am 4. Auguſt 1397 den Verſuch zurückzukehren und das Regiment an ſich zu reißen. Aber eingedrungen in die Stadt, fanden ſie, das Volk in die Waffen rufend, keinen Beiſtand, und mußten ſich in die Kirche St. Reparata flüchten, wo ſie von den Leuten der Signoria theils getödtet, theils gefangen und hingerichtet wurden. Nach Entdeckung einer neuen Verſchwörung, die der Herzog von Mailand im J. 1400 unter den florentiniſchen Verbannten in der Lombardei angezettelt, und woran Einwohner von Florenz Theil haben ſollten, wurden wieder zwei Medici verbannt, und das ganze Haus ammonirt, bis auf einige Wenige. Aber dieſe Wenigen, welche fortfuhren, ſich durch große, glückliche Handelsgeſchäfte zu bereichern, reichten hin, den Namen ihres Hauſes fortwährend unter den erſten der Republik zu erhalten, und ſeinen Flor von neuem dauernder zu begründen. Giovanni dei Medici war 1402, 1408 und 1417 Mitglied der Signoria, 1414 in dem Kriegsrath der Zehn, und endlich als die herrſchenden Ariſtokraten von ſeiner Mäßigung und Parteiloſigkeit ſich ganz überzeugt hatten, im September und Oktober 1421 auch Gonfaloniere di Giuſtizia. Vergeblich hoffte das Volk von ihm die Bildung einer Oppo-

ſition, welches die Klugheit ihm verbot; vielmehr zeigte er ſich überall den Albizzi aufrichtig ergeben. Er ſtarb 1429, von allen Parteien bedauert. Von ſeinen Söhnen Coſimo (Cosmus) und Lorenzo beginnt jener die glänzende Reihe der gefeierten Mediceer, dieſer ward der Stammvater der Großherzoge von Toscana, welche unwürdig ernteten, was jene geſäet. Coſimo hatte ſchon 1416 in der Signoria geſeſſen. So wenig er auch gegen die herrſchende Partei etwas unternahm, ſo bildete er doch bald, durch die große Freigebigkeit, welche ſein ungeheurer Reichthum verſtattete, ſelbſt eine neue zahlreiche Partei um ſich, die, auf die Albizzi eiferſüchtig, nichts verabſäumte, ſie zu verkleinern und zu ſchwächen. Obgleich dies, wie es ſchien, nicht auf Coſimo's Antrieb geſchah, und ſelbſt ſeine Partei ſich nicht nach ihm, ſondern nach einem gewiſſen Puccio Pucci nannte, der nebſt Averardo dei Medici am eifrigſten war, ihm Anhänger zu werben, ſo erſchien er doch den Albizzi nicht minder als deren eigentliches Haupt und ihr gefährlichſter Feind. So lange der kluge Nicolo d'Uzzano lebte, hielt ſie dieſer von thätigen Unternehmungen gegen Coſimo zurück; aber nach deſſen Tode brach ihr Haß aus. Coſimo, ohne daß man ihm, außer ſeiner herzengewinnenden Leutſeligkeit, ein Verbrechen Schuld geben konnte, ward verhaftet, und vermochte nur durch Beſtechung des Gonfaloniere Bernardo Guadagni den ihm von Rinaldo Albizzi zugedachten Tod in eine Verbannung nach Padua zu verwandeln (1433). Doch waren ſeine Freunde ſo zahlreich, daß trotz Rinaldo's Entgegenarbeiten, nicht ein volles Jahr nachher, eine Signoria allein aus ihnen beſtand. Dieſe rief ihn zurück, und vergalt Rinaldo und deſſen Anhängern mit der Verbannung. Durch dieſen Sturm ward Coſimos Anſehn und Einfluß erſt erhöht und geſichert, die Partei der Medici nun erſt die herrſchende. Gleichwohl verſchmähte Coſimo, Gewalt gegen ſeine Feinde zu brauchen; nur wurden im J. 1442 einige Verdächtige ammonirt. Noch gab es unter den Mächtigen Einige, die öffentlich, wenn auch nicht gegen die Medici, doch außer ihrer Partei zu ſtehen wagten; unter andern ſuchte der verdiente Neri Capponi, ſich der Politik des Coſimo, der ein Freund des Franz Sforza war, entgegenzuſetzen. Coſimo duldete dies, begnügte ſich durch die Menge der Freunde vor Feinden ſicher zu ſein, und wußte den Uebermuth jener, den er mehr fürchtete, als den Haß dieſer, durch die Furcht vor dieſen klug im Zaume zu halten. Die herrſchende Partei pflegte in Florenz einigen aus ihrer Mitte vom Volke auf einige Jahre Vollmacht (Balia) zu Ernennung der Magiſtratsperſonen geben zu laſſen. Coſimo ſelbſt bewirkte, daß Neri unter dieſen Machthabern war, und verſöhnte ihn ſo ſeiner Partei, die die ſchwächere des Neri in ſich aufzunehmen nicht fürchten durfte. Als nach Neri's Tode die Friſt der Balia abgelaufen war, bediente er ſich nicht, wie wohl früher weniger kluge Parteihäupter gethan, der Gewalt, ihre Verlängerung zu bewirken, ſondern wartete ruhig ab, bis die große Menge derer, die vom Volke, das die Ehrenſtellen nur vergab, keine erhielten, von ihm aber dieſelben hoffen konnten, darüber ungeduldig (1458), die Erneuerung jener Oligarchie auf 8 Jahre durchſetzte. So liebte er immer, in anſcheinender Gleichgültigkeit und Unthätigkeit, Andre zu ſeinem Vortheile handeln zu laſſen. Wie früher Pucci Puccio das Haupt ſeiner Partei geheißen, ſo regierte er ſeit 1458 die Republik durch Lucca Pitti, ſelbſt

im Hintergrund bleibend. Aus dieſem beobachtete er ſeine Freunde und ſeine Feinde und ſuchte jene in den Schranken der Mäßigung zu halten, ohne welche ſelbſt eine conſtitutionelle Ariſtokratie, geſchweige eine ſo prekäre Oligarchie, ſich nie behaupten kann. Doch gelang ihm dies in ſeinen ſpätern Jahren, beſonders wegen des herriſchen Charakters des Luca Pitti, weniger. Dabei machte er ſich zum Geſetz, ſich in ſeinem häuslichen Leben nie vor Andern durch Aufwand und Neid erregende Pracht auszuzeichnen; ſeinen Ueberfluß verwendete er auf öffentliche Bauten, mit denen er Florenz in großer Anzahl ſchmückte, und zu einer glänzenden Freigebigkeit nicht nur gegen ſeine Anhänger, ſondern beſonders gegen Künſtler und Gelehrte, unter denen Argyropulus, Marſilius Ficinus u. A. ſeine Wohlthaten in reichem Maaße genoſſen; denn er ſelbſt war ein gebildeter und kenntnißreicher Freund der Wiſſenſchaften, ohne darum minder thätiger Kaufmann, oder minder wachſamer Staatsmann zu ſein. Es wäre ihm, der in Europa als Fürſt von Florenz galt, leicht geweſen, ſich mit Fürſten zu verſchwägern; aber er verheirathete ſeine Söhne und ſeine Enkelinnen mit Töchtern und Söhnen florentiniſcher Bürger. Mit gleicher Klugheit, wie die innern, leitete er auch die äußern Angelegenheiten der Republik in den ſchwierigen Verhältniſſen mit Neapel, Mailand und Venedig, worin ſeine über die Welt verbreiteten kaufmänniſchen Verbindungen und ſein unermeßlicher Credit ihn kräftig unterſtützten. Nachdem er ſo alles gethan, was ſeines Hauſes Macht auf dem unſichern Boden der Volksgunſt befeſtigen konnte, ſtarb er nichts deſto weniger mit kummervollen Ausſichten in die Zukunft (1464); denn ſein Vetter, der kluge Bernardo dei Medici, der ſich in den Kriegen gegen Mailand und Neapel ſo viel Anſehen als Verdienſt erworben hatte, und ſein Sohn Giovanni waren vor ihm geſtorben; ſein andrer Sohn Piero ſchien wegen ſeiner Kränklichkeit wenig zum Staatsoberhaupt geeignet, und deſſen Söhne Giuliano und Lorenzo, waren faſt unmündig. Wirklich verſcherzte Piero gleich im Anfange die Liebe, welche Florenz gern von ſeinem angebeteten Vater auf ihn übertragen haben würde, indem er, auf den boshaften Rath eines falſchen Freundes, Diotiſalvi Neroni, um ſeine Finanzen, die durch ſeines Vaters Freigebigkeit etwas gelitten, wieder zu ordnen, eine Menge Summen, die dieſer an Bürger ausgeliehen, aufkündigte und eintrieb. Die ihm dadurch und durch die Verlobung ſeines Sohnes Lorenzo mit Clarice (aus dem edlen großen Hauſe der Orſini) beim Volke erwachſene Ungunſt beſchloſſen Neroni und der herrſchſüchtige Luca Pitti, in Verbindung mit dem wahren Patrioten Nicolo Soderini und dem perſönlich gegen die Medici erbitterten Agnolo Acciajuoli, zu ſeinem Sturze zu benutzen. Sie eröffneten eine förmliche Liſte, in welche die Feinde der Medici ſich einſchrieben. Piero, dem dies verrathen ward, ließ dagegen die ihm wohlwollenden ſich ebenfalls unterſchreiben, welches auch viele ſchon in die Liſte ſeiner Widerſacher Eingetragene, aus Furcht thaten. Nach vergeblichen Verſuchen gemäßigter Maaßregeln, zu Veränderung der Regierung beſchloſſen die Unzufriednen, den Piero auf ſeinem Landhauſe zu Careggi zu tödten und ſich mit Hülfe des Marcheſe von Ferrara des Regiments zu bemächtigen. Aber das Glück wollte die Medici nicht verlaſſen; der Anſchlag ward dem Piero entdeckt, worauf er im Auguſt 1466 von Careggi mit einer zahlreichen Schaar Bewaffneter nach Florenz zog. Von dieſen be-

wacht, hielt er ſich ruhig in ſeinem Hauſe. Seine Gegner bewaffneten ſich zwar auch, verloren aber den Muth, als Luca Pitti von ihnen abfiel, und als Piero einer Botſchaft angeſehener Bürger in einer beredten Rede ſeine Mäßigung, und wie er die Erneuerung der abgelaufenen Balia keinesweges verlange, dargelegt hatte, das Volk aber ſchlechterdings nichts gegen ihn unternehmen wollte, zerſtreuten ſich ſeine Feinde gänzlich und ihre Häupter flohen aus Florenz. Gleich darauf ward der mediceiſchen Partei die Balia erneuert, und die Medici wurden von nun an allmächtig. Ihre Anhänger bildeten nicht mehr einzelne Parteien in der Republik, ſondern waren eins mit dieſer. Zu großer Kränkung Pieros mißbrauchten die übrigen Mitglieder der Balia dieſe Macht zu Willkührlichkeiten aller Art, die er, faſt immer bettlägrig, nicht hindern konnte; er ging daher damit um, ſeine verbannten Feinde zurückzurufen, um durch ſie die eignen Freunde zu bändigen, als (1469) der Tod ihn übereilte. Die geheimen Feinde der Medici (denn öffentliche hatten ſie deren nun nicht mehr) glaubten durch die Jugend und Unerfahrenheit ſeiner Söhne, Lorenzo und Giuliano, einen neuen Verſuch zum Sturz des übermächtigen Hauſes begünſtigt. Im Einverſtändniß mit Papſt Sixtus IV. und dem Erzbiſchof von Piſa, Francesco Salviati, machten die Pazzi, das erſte Geſchlecht nach den Medici, einen Anſchlag auf Lorenzos und Giulianos Leben, der nach manchen fehlgeſchlagenen Verſuchen endlich am 26. April 1478 in der Kirche St. Reparata ausgeführt ward. Aber die Ermordung des Lorenzo ſchlug fehl; die gelungene des Giuliano mußten alle Verſchworne, da das Volk alsbald zu Gunſten der geliebten Medici ſich bewaffnete, mit dem Tode und das Haus Pazzi (ſ. d. Art.) mit ſeinem Sturze büßen. Lorenzo, nun alleiniges Haupt ſeines Hauſes, und in dem Vorſteheramte der Republik unerſchütterlicher als je befeſtigt, führte ſolches würdig ſeiner großen Väter, die er an Klugheit und Mäßigung, wie an Großmuth und Freigebigkeit, beſonders aber an preiswürdigem, thätigem Eifer für Künſte und Wiſſenſchaften noch übertraf. Durch Bündniſſe mit Venedig und Mailand wußte er Florenz gegen die feindlichen Abſichten des Papſtes und des Königs von Neapel zu decken; dann gewann er, perſönlich nach Neapel gereiſt, dieſen König, ſeinen und ſeiner Stadt bitterſten Feind, ſich zum herzlichſten Freunde und zum Bundesgenoſſen gegen die Angriffe des unverſöhnlichen Papſtes und der treuloſen Venetianer. Ueberhaupt brachte er durch ſeine weiſen Maaßregeln, durch ſeine ſo redliche als kluge Politik die Hauptmächte Italiens in ein Gleichgewicht, welches bis zu ſeinem Tode allen Sicherheit und Raum zur Ausbreitung und Befeſtigung ihres Wohlſtands gewährte. Große Unglücksfälle bewogen ihn, den Handel, den die fürſtenmäßigen Medici, aber freilich durch oft ungetreue oder ungeſchickte Bediente, immer noch fortgeführt, aufzugeben. Obgleich dieſe Unglücksfälle ihn in ſolche Geldverlegenheiten gebracht hatten, daß er beim öffentlichen Schatze oft große Summen hatte borgen müſſen, ſo fand er ſich doch, als er ſein Vermögen aus den Geſchäften zog, im Stande, weitläuftige, fürſtliche Herrſchaften anzukaufen, und nicht nur dieſe mit Paläſten von königlicher Pracht, ſondern auch Florenz mit herrlichen Gebäuden zu ſchmücken. In dem langen Frieden, den ſeine Klugheit der Republik ſicherte, ergötzte er die Florentiner durch geſchmackvolle und glänzende Volksfeſte, ſich ſelbſt durch den Umgang mit den

geiſtreichſten Gelehrten ſeiner Zeit, die, wie den Demetrius Chalkondylas, Agnolo da Montepulciano, Chriſtoforo Landini, und vor Allen den großen Johann Pico von Mirandola, ſein Ruhm und ſeine Einladung nach Florenz zogen und ſeine königliche Freigebigkeit belohnte. Er vermehrte die von Cosmus (1471) geſtiftete, an Handſchriften reiche mediceiſche Bibliothek. Auch eröffnete er eine Schule der zeichnenden Künſte in einem mit alten Statuen und trefflichen Gemählden ausgeſchmückten Palaſt. Man kann dreiſt behaupten, ſagt Fiorillo, daß alle, die ſich in dieſem Zeitalter in Florenz den Ruhm großer Talente erworben haben, unter ſeiner Gönnerſchaft erzogen worden ſind. Daher wurde auch Lorenzo der Prächtige genannt. (Vergl. Fabronii vita Laurentii Medicis, Pisa 1784 2 Vol. 4. und Wilh. Roscoe Leben Lorenzo ꝛc. a. d. Engl. von Sprengel. Berl. 1797). Geehrt von allen Königen Europas, geliebt von ſeinen Mitbürgern, ſtarb er 1492, und mit ihm das Glück ſeines Vaterlandes; auch das ſeines Hauſes ſchien mit ſeinem Tode ſich trüben zu wollen. Wenn es aber auch nach kurzen Widerwärtigkeiten ſich wieder erhob, ſo iſt doch keiner von Lorenzo's Nachkommen ſeiner würdig geweſen. Er hinterließ drei Söhne, Piero, mit Alfonſina Orſini vermählt, Giovanni, ſeit dem 14. Jahre Cardinal und nachher Papſt Leo X. (ſ. d. Art.) und Giuliano, Herzog von Nemours. Peter, das neue Haupt des Staats, taugte gerade am wenigſten dazu. In zwei Jahren hatte er den Herzog von Mailand und den König von Frankreich der Republik verfeindet, und durch ſeine Unklugheit und Schwäche, beſonders aber durch den nachtheiligen Frieden von Serezna ſich den Florentinern, die ſo gern den großen Vater in ihm ehren wollten, verhaßt und verächtlich gemacht. Das Selbſtgefühl dieſer Republikaner erhob ſich noch einmal; er ward der Regierung beraubt, und mit ſeinem ganzen Geſchlecht verbannt. Bei den Unruhen dieſer Vertreibung lief das Volk in die Häuſer der Medicis und verwüſtete alles, was ihnen in die Hände fiel. Doch gelang es jenen, vieles zu retten. Nach mehrern vergeblichen Verſuchen, durch Liſt und Gewalt zurückzukehren, fand Peter in der Schlacht am Garigliano, wo er beim franzöſiſchen Heere war, einen ungewöhnlichen Tod in dieſem Fluſſe. Erſt im J. 1513 erlangte ſein Bruder, der Cardinal Johann, durch einen Aufſtand, den der Volksprediger Hieronymus Savonarola erregte, die Wiederaufnahme in ſeine Vaterſtadt, und als er im folgenden Jahre Papſt wurde, erhob er ſeine Familie bald wieder zu dem alten Glanz. Piero's Sohn, Lorenzo, vom Papſt zum Herzog von Urbino gemacht, ward Haupt des Staats, doch immer noch ohne fürſtlichen Titel und mit Beibehaltung der republikaniſchen Form. Aber als nach ſeinem Tode (1519), unter Aleſſandro's, ſeines Vetters (nach Einigen ſeines Baſtards) Verwaltung im J. 1523 abermals ein Mediceer, Julius, des 1478 ermordeten Giuliano Baſtard (ja nach Einigen Aleſſandro's Vater) den päpſtlichen Stuhl beſtieg (er nannte ſich Clemens VII.), als 1533 Catharina, Lorenzo's Tochter, Heinrichs II., Königs von Frankreich, Gemahlin ward, da konnte man das baldige Ende auch dieſer Scheinfreiheit von Florenz vorausſehn. Zwar ſchienen die Florentiner ſie behaupten, oder gar wahre Freiheit wieder gewinnen zu wollen; denn ſie verjagten (1527) den laſterhaften Aleſſandro; aber dies war das letzte Aufflammen des republikaniſchen Geiſtes, den Uebermacht von außen her nun bald auf im-

mer erſticken ſollte. Auf Clemens VII. Veranlaſſung belagerte Kaiſer Karl V. Florenz (1531), ſetzte nach der Einnahme den Aleſſandro wieder ein, machte ihn zum Herzog von Florenz, und vermählte ihn mit ſeiner natürlichen Tochter Margaretha. Als Alexander, der letzte Abkömmling des großen Coſimo, von Lorenzo dei Medici (aus der von Coſimo's Bruder Lorenzo ſtammenden Linie) ermordet worden war (1537), machten die Florentiner zwar noch einen ſchwachen Verſuch, die Republik herzuſtellen; aber von neuem griff Carls V. despotiſche Hand ein, und ſein Machtwort beförderte Coſimo I. (aus einem andern Zweige derſelben Hauptlinie) zum Herzogthum Florenz. Coſimo I. (ſ. d. Art.) beſaß, wie ſeine Nachfolger, zwar die Verſchlagenheit, aber nicht die Tugenden der großen Mediceer, deren Thaten er ſeine Größe verdankte. Dieſe Größe zu ſichern, ließ er ſich vor allem angelegen ſein, die Strozzi, Erbfeinde ſeines Hauſes, gänzlich zu vertilgen (1554). Zur Beſchützung des levantiſchen Handels gegen die Türken ſtiftete er einen neuen geiſtlichen Orden, den von St. Stephan. Er war ein großer Liebhaber und Sammler von Alterthümern und Gemählden, auch ſtiftete er die große Sammlung von Bildniſſen berühmter Männer, und vermehrte fortdauernd die Statuenſammlung, die ſich im Garten Lorenzo's des Prächtigen befand. Ihm verdankt man auch die Gründung der florentiniſchen und der Zeichnungsakademie 1562. Nachdem er ſich mit Hülfe der Spanier auch zum Herrn von Siena gemacht (1557), und durch mehrere andere Erwerbungen das Gebiet von Florenz erweitert, ließ er ſich vom Papſt Pius V. den Titel Großherzog von Toscana geben (1569), gegen den aber Kaiſer Maximilian II. damals noch proteſtirte. Erſt ſein Sohn und Nachfolger, Franz, erlangte von dieſem, deſſen Schweſter Johanna er heirathete, für eine große Summe Geldes die Beſtätigung dieſes Titels (1575). Franzens zweite Gemahlin war die berühmte Venetianerin, Bianca Capello, von dem Senat ihrer Vaterſtadt, um ſie dieſer Vermählung würdig zu machen, zur Tochter der Republik erklärt. (S. Capello). Seine Tochter Maria ward die Gemahlin Heinrichs IV von Frankreich. Dieſer nun regierende Zweig der Medici hatte nicht, wie der mit Aleſſandro ausgeſtorbene, den Handel aufgegeben; ſelbſt alle Fürſten trieben Coſimo I., Franz und deſſen Bruder, der geweſene Cardinal Ferdinand I., der ihm folgte, ebenfalls ein großer Liebhaber der Künſte, ſo wie des Letztern Sohn Coſimo II. (folgte 1609), ihn fort, Franz ſogar die kleine Krämerei, die Ferdinand jedoch aufgab. Unter dieſen Großherzogen ſtanden zu Florenz Künſte und Wiſſenſchaften in erfreulicher Blüthe, und daran ſowohl als an der feinen Politik, die ſich beſonders bei dem bedenklichen Stande zwiſchen Spanien und Frankreich bethätigte, erkannte man noch die Erben der großen Mediceer des 15. Jahrhunderts. Ganz anders aber ward es unter Ferdinand II., Coſimos II Sohn, der 1621 in einem Alter von 11 Jahren zur Regierung kam. Während ſeiner Minderjährigkeit gewann die Geiſtlichkeit, und durch ſie der päpſtliche Hof, einen höchſt verderblichen Einfluß auf die Staatsverwaltung und beſtimmte ihn, mit Verlaſſung der Politik ſeiner Väter, ſich ganz Spanien und Oeſterreich in die Arme zu werfen; eine Freundſchaft, die von dieſen Höfen benutzt wurde, ungeheure Summen baaren Geldes aus dem für unerſchöpflich geachteten mediceiſchen Schatze zu ziehen. Er regierte 49, und ſein mönchiſch

erzogner, von allen Regierungsfähigkeiten entblößter Sohn, Coſimo III., 53 Jahr (von 1670 — 1723), ein Jahrhundert, in welchem Toscana durch eine ungeheure Staatsſchuld und durch Verſiegen aller Quellen des Nationalwohlſtandes in die traurigſte Lage gerieth. Zum Glück für das Land war Johann Gaſto, Coſimo's III. Sohn, der letzte ſeines ehedem ſo glorreichen, nun aber ohne Hoffnung der Wiedergeburt ausgearteten Stammes. Er ſtarb 1737 nach einer thatenloſen Regierung und hinterließ, der Vorherbeſtimmung des Wiener Friedens (1735) zu Folge, ſein Großherzogthum dem Hauſe Lothringen. Franz Stephan, Herzog von Lothringen und Großherzog von Toskana (nachher Kaiſer Franz I), traf bald nachher mit der Schweſter Johann Gaſto's, der verwittweten Churfürſtin von der Pfalz, der letzten des mediceiſchen Namens, einen Vergleich, wodurch er auch ſämmtliche Allodialgüter ihres Hauſes, alſo auch die berühmten Kunſtſchätze und Alterthümer, die ihre kunſtliebenden und kunſtfördernden Ahnen geſammelt, an ſich brachte. Sein Sohn, der weiſe und gute Leopold, machte durch eine ſechs und zwanzigjährige Regierung Toscana den mehr als hundertjährigen Verfall vergeſſen.

HC.

Medicin, Arzneigelahrheit, die Wiſſenſchaft von der Idee des Lebens und deſſen Aeußerungen an einem Individuum, und die Kunſt, daſſelbe in ſeinem vollkommenſten Lebenszuſtande (der Geſundheit) zu erhalten, oder in denſelben zurückzuführen. — Es iſt nothwendig, die doppelte Seite der Medicin anzuerkennen, daß ſie nämlich Wiſſenſchaft und Kunſt ſei, als welche neben einander und mit wechſelſeitigem Einfluſſe auf einander beſtehen, von denen aber weder die eine, noch die andre eine abſolute Herrſchaft über die andre ausüben darf. Nur in ſo fern überhaupt die Intelligenz vor der practiſchen Seite ſich das Primat zueignet, in ſo fern irgend einige Vorſtellungen den Handlungen vorausgehen müſſen, kann geſagt werden, daß die Kunſt von der Wiſſenſchaft abhänge. — Vielfältig ſind Zweifel dagegen erhoben worden, daß die Medicin eine Wiſſenſchaft und Kunſt ſei, und man hat dieſe Bezeichnungen zu arrogant gefunden, ja es haben einige daran gezweifelt, daß ſie je derſelben würdig werden könne. Und wer könnte es läugnen, daß die Idee der Wiſſenſchaft in der Medicin noch nicht ganz erreicht ſei? Wie vielfältig ſind noch die Widerſprüche über ein Princip derſelben! wie viel fehlt uns auch in den einzelnen Theilen noch! wie oft wird etwas als Urſache angeſehen, wovon die folgende Zeit und wiederholte Beobachtung lehrt, daß es nur zufällig der in Frage ſtehenden Erſcheinung vorherging! und es werden ja fort und fort neue Erſcheinungen entdeckt, die alle ſchon bekannt ſein müßten, wenn das Ideal der Wiſſenſchaft erreicht wäre. Aehnlich verhält es ſich auch mit den Kunſtübungen; oft ſinkt das Handeln ſelbſt des beſten Arztes zu einem blos empiriſchen Nachahmen herab; häufiger noch iſt die Kunſt in ihren Wirkungen beſchränkt, nicht alle Kranke ſind zu retten, viele ſterben noch oder bleiben ungeheilt, die an Uebeln leiden, deren abſolute Unheilbarkeit nicht angenommen werden kann; und ungewiß iſt die Erreichung des Kunſtzwecks beinahe in jedem einzelnen Falle. Aber auch das, was wir bis jetzt in der Medicin erkannt haben, iſt des Namens einer Wiſſenſchaft wohl ſchon werth; nicht minder würde der

Arzt, der, daß die Medicin eine Kunſt ſei, nicht anerkennen will, ſich ſelbſt zum Handwerker erniedrigen. Wird der Begriff des Wortes Medicin (obgleich willkührlich) über die einzelnen Doctrinen derſelben geſetzt, ſo muß er auch alle dieſe einzelnen Zweige derſelben in ſich enthalten. Daher ſind Geſundheit, Krankheit und Heilung die Gegenſtände derſelben, aber keiner iſt, aus ſich ſelbſt zu erkennen, auch ſind ſie nicht von einander abzuleiten, ſie beſtehen neben einander und müſſen demnach von etwas Höherm, Allgemeinerm abgeleitet werden; dies aber iſt die Idee des Lebens. Sind wir nun bis zu dieſer Idee vorgedrungen, die alle Prädicate eines wiſſenſchaftlichen Princips hat, ſo wird dieſelbe, um ganz erkannt zu werden, nothwendig auch nach allen Richtungen hin verfolgt werden müſſen, und es erweitert ſich dadurch das Feld der Medicin um ein ſehr bedeutendes. Jedoch haben nicht alle Aeußerungen des Lebens ein gleiches Intereſſe für die Medicin, ſie läßt manche bei Seite liegen und verfolgt vorzugsweiſe nur die Lebensrichtung, die ſich auf irgend ein beſondres Individuum oder eine Claſſe von Individuen bezieht, auf die nämliche, auf welche die Medicin als Kunſt wirken will. Was aber für die Wiſſenſchaft als Idee erſcheint, das wird für die Kunſt Ideal, und ſie bemüht ſich, ſelbiges zu verwirklichen; ihr Zweck iſt es, das Leben in ſeinem vollkommenſten Zuſtande zu erhalten oder in denſelben zurückzuführen. — Soll dieſe Zuſammenſetzung von Wiſſenſchaft und Kunſt, die wir in der Medicin wahrnehmen, in einiger Vollkommenheit auch beim Einzelnen ausgebildet werden, ſo müſſen alle Geiſteskräfte, welche auf Erkenntniß wirken, in Thätigkeit geſetzt werden. Zuerſt aber tritt die ſinnliche Thätigkeit auf, und bemerkt eine zahlloſe Menge bunt ſich durchkreuzender Gegenſtände der mannichfaltigſten Art. Sie ſollen aber nicht bei einer bloßen Wahrnehmung ſtehen bleiben, ſie ſollen die Beobachtung begründen, welche dann entſteht, wenn der Verſtand die Aufmerkſamkeit der Sinne feſſelt und ihr eine beſtimmte Richtung giebt. Hier tritt Freiheit und Willkühr ſchon in den Sinnen hervor, die bei der Wahrnehmung nicht bemerkt wird. Wer es beobachtet, der ſucht Erſcheinungen, vermuthet in denſelben ſchon etwas Höheres, und ſtrebt die Verbindungen von Erſcheinungen nachzuweiſen. Die Beobachtung iſt auch als die wahre Grundlage der Medicin anzuſehen, die fort und fort die Kunſt und Wiſſenſchaft bereichert, wenn ſie von der rechten Art, d. h. wenn ſie vernünftig iſt, wenn nicht irgend eine vorgefaßte Meinung den Blick trübt oder ſeine Richtung allzufeſt beſtimmt. — Sind eine Menge von Beobachtungen geſammelt und angehäuft, dann ſucht der Verſtand Ordnung in dieſe Mannigfaltigkeit zu bringen, bildet allgemeine Begriffe, und wendet ſie auf die beobachteten Erſcheinnngen wieder an. Abſtraction und Reflexion erheben ihr Haupt, und ſind auch in der Medicin willkommen, erzeugen Klarheit, Beſtimmtheit und Ordnung, und wirken wohlthätig auf die Beobachtung ein, die von ihnen immer aufs neue erregt wird. Aber auch die Vernunft macht ihre Rechte geltend. Aus der Vernunft entſpringen die Ideen, die das Leben erleuchten und alles Einzelne ſo begründen, daß etwas ſie weiter begründendes nicht gedacht werden kann; jede von ihnen erſcheint als ein Ganzes, weil ſie in ſich ſelbſt begründet ſind und aus ſich ſelbſt entſtehen; die äußern Dinge können ſie erwecken und zum Bewußtſein bringen, ſie mußten aber ſchon da ſein, um erweckt

werden zu können. Arm iſt das Leben, das nicht von Ideen erhellt wird, todt die Wiſſenſchaft, die nicht auf einer Idee beruht, in der nicht irgend eine Idee durchgeführt wird. Sie wird aber dadurch zum Princip einer Wiſſenſchaft, daß der Verſtand auf ſie reflectirt, ſie von den übrigen abſondert, und ſie deducirt. Daß für die mediciniſche Wiſſenſchaft die Idee des Lebens die durchzuführende ſei, iſt ſchon geſagt worden; und eben indem der Verſtand auf dieſe reflectirt, ſie deducirt und ſie über die Brücke ſeiner Abſtractionen auf die einzelnen Phänomene überträgt, entſteht die Wiſſenſchaft der Medicin, und indem das, was wir practiſche Vernunft nennen, die Idee zu realiſiren bemüht iſt, entſteht die Kunſt derſelben. — Bei dieſer Verſchiedenartigkeit der Quellen der Medicin war es leicht möglich, daß die Medicin auf mannichfaltige Weiſe bearbeitet wurde; und ein Jeder iſt auch jetzt noch geneigt, in der Hauptanſicht derſelben ſich nach ſeiner Individualität zu richten. Bald aber wird der ſinnlichen Beobachtung (Empirismus), bald den abſtracten Begriffen des Verſtandes (Dogmatismus, Eklekticismus, Skepticismus), bald endlich der Vernunft (Rationalismus) die Oberherrſchaft eingeräumt. — a) Der Empirismus bleibt in ſeinem roheſten Zuſtande blos bei der Erſcheinung ſtehen und behauptet wohl gar, man könne nicht weiter, man ſolle nichts anders, als ſehen, und nach dem Geſehenen handeln. Der rohe Empiriker gibt Mittel in einer Krankheit, weil er gehört oder ſelbſt beobachtet hat, daß ſie in ähnlichen Fällen genützt haben; er gibt ſie, ohne weitere Betrachtungen anzuſtellen, und ohne andere Gründe zu haben. Sieht ſich der Empirismus als untergeordnet unter den Verſtand an, dann wird er der geläuterte genannt; dieſer ſtützt ſich in ſeinem beſſern Zuſtande auf den Begriff der Cauſalität, als welcher zur Unterſcheidung der Phänomene gebraucht wird; ſo werden die Heilungsverſuche ſchon mehr begründet und individualiſirt, die Gründe, dieſes oder jenes Mittel anzuwenden, ſchon näher beſtimmt. Aber des Menſchen und ſeiner Intelligenz vollkommen würdig wird erſt dann der Empirismus, wenn er ſich auch unter Controle der Vernunft ſtellt (der rationelle Empirismus); denn ſo erſt wird die Beobachtung wahrhaft geadelt, vor Abwegen bewahrt, zu welchen der Verſtand unfehlbar Veranlaſſung gibt, und ſo wird ſie in ihrer Reinheit erhalten, die durch Einfluß des Verſtandes immer getrübt und geſtört wird. Der rationelle Empiriker nur ſchätzt die Beobachtung, aber überſchätzt ſie nicht; er ſieht in den Erſcheinungen etwas Höheres; ihm wird die Erſcheinung erſt Erſcheinung, da ſie von dem rohen Empiriker für die Subſtanz gehalten wurde. (S. den Artikel Erfahrung in der Medicin.) b) Eben ſo wie der Empirismus, erſcheint auch die Verſtandesanſicht der Medicin unter drei Geſtalten; am reinſten jedoch in dem Dogmatismus. Irgend ein abſtracter Begriff, er mag nun durch wirkliche Beobachtung und Abſtraction von derſelben gewonnen ſein, oder er mag blos hypothetiſch vorausgeſetzt werden, irgend ein Abſtractum wird als Princip hingeſtellt, damit von demſelben die einzelnen Erſcheinungen abgeleitet, und aus demſelben, wie man ſagt, erklärt werden. So entſtanden die Syſteme der Medicin, die ſich vervielfältigten, weil verſchiedene Begriffe ſo gehandhabt werden können, und von denen doch eins das andere auszuſchließen und zu verdrängen beſtrebt iſt, weil der Verſtand es nicht begreifen kann, wie ſie neben einander beſtehen können, und die endlich in

ihrer Trennung dadurch möglich wurden, weil die eigenthümliche Natur des Organismus die Verwechſelung der Urſache mit der Wirkung ſo leicht zuläßt. So wie aber die Erſcheinungen auf die drei Claſſen der mechaniſchen, chemiſchen und dynamiſchen reducirt werden, ſo zerfallen auch die ärztlichen Syſteme in mechaniſche, chemiſche und dynamiſche. — Die mechaniſche Anſicht des Organismus bildete ſich am reinſten, aber auch am einſeitigſten in dem Syſteme der Jatromathematiker aus, welches durch Harvey's große Entdeckung und durch Descartes Philoſophie veranlaßt, und von Keil, Sauvages, Bernoulli, Hamberger u. A. bearbeit wurde. Dieſe ſuchten durch mathematiſche Berechnungen und durch die äußere Geſtalt der Organe die geſunden und kranken Functionen zu erklären. Auch in der Solidartheorie, als welche alle Lebenserſcheinungen in die feſten Theile verweiſt und die Säfte für den Organismus nur als etwas äußeres hinſtellt, herrſcht die mechaniſche Anſicht noch vor, wenn auch von Solidartheoretikern zum Theil andere Principien zu Hülfe genommen wurden. Unter den feſten Theilen ſollten es endlich die Nerven vorzüglich ſein, die alle Lebenserſcheinungen bewirken, doch ſchließt ſich die daraus hervorgehende Nerventheorie ſchon an die dynamiſche Anſicht des Organismus an. Dieſer zufolge ſind es Kräfte, zu denen man nicht ſelten die Eigenſchaften der Materie erhob, und unter welchen man dieſe oder jene Aeußerung des Lebens, als Urſache gedacht, verſtand; Kräfte ſind es, die alle Lebenserſcheinungen hervorbringen. Galen, noch mehr aber die Galeniker, nahmen beinahe ſo viel Kräfte an, als es Functionen gibt, und dieſe wurden endlich von einer Lebenskraft abgeleitet, die alle Veränderungen bedingen ſollte. — Bald war es auch die Seele, die alles im Körper hervorbringe, bald ein räthſelhaftes Weſen, Archeus genannt, das die Stelle der ſpäter aufgeſtellten Lebenskraft einnahm. In der größten Reinheit und Conſequenz, aber auch in der unbefriedigendſten Einſeitigkeit wurde von J. Brown dieſe dynamiſche Anſicht des Organismus durchgeführt. In allen auf ſolchem Grunde gebauten Syſtemen aber blieb das Körperliche des Organismus unberührt. Nachdem in den neuern Zeiten die Chemie große Fortſchritte gemacht hatte, ſuchte man dieſe zu benutzen, um die Miſchung des Körpers zu erklären. Doch auch ſchon früher hatte die Beobachtung gezeigt, daß der Organismus aus verſchiedenen Stoffen zuſammengeſetzt ſei, und manche von ihnen waren auch als hypotheſiſche Urſachen aller Erſcheinungen von ihm aufgeſtellt worden. Da nun aber alle Miſchung in dem flüſſigen Zuſtande vor ſich geht, ſo räumten die Jatrochemiker den Säften des Körpers den Vorzug vor den feſten Theilen ein, und es entſtand ſo die Humoralpathologie, die unter den mannichfaltigſten Formen von Hippokrates bis auf unſre Zeiten aufgeſtellt worden iſt. — Der Eklekticismus, der auf dem Standpuncte der Empirie die dogmatiſchen, durch den Verſtand geſchaffenen Syſteme betrachtet und benutzt, ſucht von jeder Theorie das Gute zu benutzen. — Höher aufſtrebend erblikken wir den Skepticismus, aber auch noch befangen in der Region des Verſtandes. Das Unbefriedigende jeder Wiſſenſchaft, die in dem Verſtande allein wurzelt, erkennt er, und wagt es nicht, ſich über dieſelbe zu erheben, zweifelt daher lieber an der Wiſſenſchaft überhaupt und ihrer Möglichkeit. Auch er hat ſich unter den philoſophiſchen Aerzten bisweilen, obwohl ſeltner als jede

andere Betrachtungsweiſe, gezeigt. e) Wohl hat ſich in manchem Kopfe ſchon eine Vernunftanſicht (Rationalismus) der Naturwiſſenſchaft und Medicin geregt; wohl öfter ſind Ideen aus dem Schooße der Vernunft genommen, unter verſchiebenen Namen ausgeſprochen, mit mannichfaltigen Bildern ausgeſchmückt und verglichen worden. Aber die Nachfolger blieben beim Worte und Bilde ſtehen, und erhoben ſich nicht zu der Idee, zu dem, was bezeichnet werden ſollte; oder man trug der Vernunft-Idee unmittelbar und nicht über die Brücke der Deduction und Abſtraction auf die Erfahrung, die ſich wohl fügen mußte, über, und ſtellte ſo religiöſe und myſtiſche Syſteme auf, oder man begnügte ſich wohl gar mit der erreichten Höhe und war ſtolz genug, nicht wieder herabzuſteigen in das Gebiet der Empirie, und es wurde die geprieſene Allſeitigkeit eine wahre Indifferenz gegen alle Mannichfaltigkeit. — So iſt denn Wiſſenſchaft und Kunſt der Medicin ſeit mehr als 2000 Jahren bearbeitet worden und hat endlich eine ſolche Ausdehnung erhalten, daß es nothwendig wurde, ſie in mehrere Theile oder Zweige (Doctrinen) zu theilen. Zunächſt iſt es die Aufgabe 1. der allgemeinen philoſophiſchen Naturwiſſenſchaft, die auch wohl Metaphyſik der Natur, Naturphyloſophie genannt wurde, die Idee des Lebens ſelbſt aufzufaſſen. Gott und die Natur, Thätigkeit und Sein, Zeit und Raum, Kraft und Materie müſſen hier ihre Betrachtung finden. In dieſer Betrachtung werden die einzelnen Erſcheinungen, die eben als Aeußerungen des Lebens erſcheinen, begründet; dieſe ſelbſt laſſen ſich auf mechaniſche, chemiſche und dynamiſche zurückbringen. Die beiden erſten Claſſen beziehen ſich vorzugsweiſe auf den Raum (und zwar die mechaniſchen auf den äußern, die chemiſchen auf den innern Raum), die letztere auf die Zeit. Und es iſt 2. die Phyſik, die die Betrachtung der mechaniſchen (Größe, Form, Geſtalt, Dichtigkeit, Ausdehnung, Theilbarkeit, Dimenſionen, Undurchdringlichkeit) und der dynamiſchen (Bewegung, Cohäſion, Adhäſion, Schwere, Magnetismus, Electricität, Galvanismus, Schall, Wärme, Licht) beſtimmt; dahingegen 3. die Chemie die Miſchung, oder die ſogenannten chemiſchen Erſcheinungen betrachtet. Beide aber können nur durch Beobachtung und das Mittel derſelben, durch das Experiment, die Erſcheinung ſelbſt kennen lernen, beide ſind daher als blos empiriſche Doctrinen der philoſophiſchen Naturwiſſenſchaft gewiſſermaßen entgegengeſetzt, oder ſie erſcheinen vielmehr als die empiriſchen Theile derſelben, die in ihr, ihre Begründung und Erklärung finden müſſen. — Es äußert ſich aber das Urleben in verſchiedenen größern oder kleinern Kreiſen, die zur Begründung verſchiedener Doctrinen führen. In ſo fern ſeine Aeußerungen im großen Weltganzen betrachtet werden, ſo erhalten wir 4. die Kosmologie (gewöhnlich Aſtronomie genannt) und Kosmogenie; von denen uns jene freilich nur zur Kenntniß der Geſtirne, ihres Standes gegen einander, und ihrer Bewegung führt; dieſe aber beſteht in bloßen Hypotheſen und Ahnungen. Mehrere und mannichfaltigere Kenntniſſe gewährt uns dagegen 5. die Geologie und Geogenie, weil der Kreis kleiner iſt und unſrer Individualität näher liegt. Als Theile der erſtern ſind die Atmoſphärologie, Hygrologie und Mineralogie aufgeſtellt worden: denn unter der dreifachen Form des Luftigen, Tropfbarflüſſigen und Starren erſcheinen uns die Theile der Erde. — Aber auf derſelben und zwar auf der äußern Rinde

derſelben (Humus genannt, den man, als ein in ſich geſchloſſenes Ganzes gar wohl betrachten kann und muß) erblicken wir eine unzählige Menge Individuen, welchen ein eigenthümliches Leben zukommt. Sie ſind in zwei große Claſſen, in die der Pflanzen und Thiere, getrennt. 6. Die Phytologie (Botanik) betrachtet das individuelle Leben der Pflanzen und deſſen Erſcheinungen, die ſich ſämmtlich auf die Materie, auf die Hervorbringung und Erhaltung derſelben beziehen. Höher ſteigert ſich das Leben in den Thieren, in denen außer den vegetativen Lebensäußerungen (Functionen) die eigentlich thieriſchen, irritable nämlich und ſenſible, beobachtet werden. Die Doctrin, die von ihnen handelt, wird am beſten mit dem Namen 7. der Zoologie belegt, und faßt die ſogenannte anatomia und physiologia comparata und die Naturgeſchichte oder äußere Beſchreibung der Thiere als Theile in ſich. — Alle dieſe Wiſſenſchaften ſind zwar für den Arzt nöthig und nützlich, haben auf die eigentlich medicin. Doctrinen einen großen Einfluß, gehören jedoch, ſtreng genommen, nicht zu der Medicin und werden auch gewöhnlich nicht dahin gerechnet; ſie mußten aber hier erwähnt werden, um alle Zweige kennen zu lernen, welche die Uridee der Medicin, die Idee des Lebens, treibt. Iſt nun aber der Menſch das Individuum, an welchem die Medicin die Aeußerungen der Idee des Lebens erkennen will, iſt er es, den ſie, als Kunſt, im vollkommenſten Zuſtande erhalten will: ſo werden natürlich alle die Wiſſenſchaften, die den Menſchen betrachten, in einer nähern Beziehung zu ihr ſtehen. So namentlich 8. Anthropologie, die zwar verſchieden, aber am beſten wohl ſo beſtimmt wird, daß ſie die Eigenthümlichkeiten des Menſchen und ſeine Verſchiedenheit von den Thieren betrachte; 9. die Naturgeſchichte des Menſchen und ſeiner Species, die über das Vorkommen und über die Verbreitung des Menſchen auf der Erde und die daher rührende Verſchiedenheit der Racen handelt; 10. die Pſychologie, die die geiſtigen Lebenserſcheinungen am Menſchen kennen lehrt; 11. die Anatomie, welche die Geſtalt und Lage der Organe durch ein künſtliches Oeffnen des Leichnams entdeckt, und in ihren einzelnen Theilen als Oſteologie die Knochen, als Syndesmologie die Bänder, als Myologie die Muskeln, als Splanchnologie die Eingeweide, als Angiologie die Gefäße, als Nevrologie die Nerven, als Adenologie die Drüſen beſchreibt; 12. die organiſche Phyſik, in welcher die mechaniſchen Erſcheinungen des menſchlichen Körpers (Schwere, Druck, Flächen, Größe, Geſtalt u. ſ. w.); 13. die Anthropochemie, in welcher die Miſchung der einzelnen Theile gelehrt wird; und 14. die Phyſiologie, welche alle die genannten Erſcheinungen in Vereinigung mit einander und mit den dynamiſchen, die ihr Eigenthum ſind, betrachtet und ſie zugleich als Aeußerungen des Lebens erkennt, und dieſes eben in ihnen allen nachzuweiſen hat. In dieſer erkennen wir die Baſis aller der Wiſſenſchaften, die im ſtrengſten Sinne zur Medicin gerechnet werden, und die wir jetzt aufſtellen wollen. Sie ſtützen ſich aber auf den dreifachen Zuſtand, in welchem uns das Leben erſcheint, auf die Geſundheit, Krankheit und Heilung. Die Wiſſenſchaft nämlich von der Geſundheit, ihrem Weſen, ihren urſächlichen Momenten oder Bedingungen und ihren Zeichen wird 15. Hygienie genannt, oder 16. Diätetik, wenn aus jener Sätze abſtrahirt und

als Regeln des Verhaltens hingeſtellt werden, ſo daß jene eine reinere Wiſſenſchaft iſt, dieſe aber auch einen Kunſtzweck fördert. Beſondre Modificationen der letztern gewähren: die Makrobiotik (ſ. d. Art.), Eubiotik, Polybiotik, Prophylaktik; 17. Pathologie, dagegen wird die Lehre von der Krankheit, ihrem Weſen, ihrer Entſtehungsart und ihren Erſcheinungen genannt. (S. d. Art.) Aber es erſcheint die Krankheit, obwohl ſie ihrem Weſen nach nur eine iſt, unter ſehr mannichfaltigen Geſtalten und Formen, die gewöhnlich Krankheitsformen oder auch einzelne Krankheiten genannt werden; 18. die Noſologie handelt von dieſen, ihren Urſachen und Symptomen, und iſt insbeſondre bemüht, durch Eintheilung aus dieſem Mannichfaltigen ein Ganzes zu bilden, ein ſogenanntes noſologiſches Syſtem aufzuſtellen. 19. Die pathologiſche Anatomie gibt Kunde von den mechaniſchen und Structurveränderungen; 20. die pathologiſche Chemie, wenn ſie einſt exiſtiren wird, von den Miſchungsabweichungen der Theile in dem krankhaften Zuſtande. — 21. Die Anamneſtik oder die Kunſt, aus den vorhergegangenen Urſachen auf den gegenwärtigen Zuſtand zu ſchließen. 22. Die Semiotik, Diagnoſtik, Prognoſtik. Die erſte iſt die Kunſt, aus den Symptomen auf den Krankheitszuſtand; die andre die Kunſt, bei ähnlichen Symptomen auf eine verſchiedne Krankheit zu ſchließen; und die dritte endlich die Kunſt, aus der Vergangenheit und Gegenwart einen zukünftigen Zuſtand, den Ausgang der Krankheit, zu errathen. — 23. Therapie iſt die Lehre von der Heilung der Krankheit, d. h. von dem Weſen, den Zeichen und den Urſachen der Heilung, und ſie erhält, indem ſie dies leiſtet, gewöhnlich noch das Beiwort der allgemeinen Therapie; 24. die ſpecielle Therapie handelt von den einzelnen Krankheiten und ihrer Heilung. Dieſer aber zur Seite ſtehend und mannichfaltig in ſie eingreifend erblicken wir 25. die pſychiſche Heilkunde, die ſich mit den Geiſtesſtörungen und der Art und Weiſe, durch Einwirkung auf den Geiſt zur Heilung der Krankheiten überhaupt beizutragen, befaßt; 26. die Chirurgie, welche die mechaniſchen Krankheiten und die Art und Weiſe, durch mechaniſche Mittel Krankheiten zu heilen, betrachtet, und endlich 27. die ars obstetricia, Accouchement, die die Erleichterung und Beförderung des Geburtsgeſchäftes zum Zwecke hat. — Gehen wir nun aber im Gegentheil von den äußern Mitteln zur Heilung aus, ſo erhalten wir 28. die materia medica, die den Begriff eines Arzneimittels vorausſchickend, die einzelnen nach irgend einer Anordnung betrachtet, von einem jeden aber die äußern Eigenſchaften und die Wirkungsart auf den Organismus angibt; an dieſe ſchließt ſich 29. die Pharmacie, welche die einfachen Mittel aufzubewahren, und die zuſammengeſetzten, die immer in der Officin vorräthig (officinell) ſeyn ſollen, zuzubereiten lehrt; und 30. das Formulare an, als welches die Anweiſung, in welcher Form die Arzneimittel am zweckmäßigſten verordnet werden; 31. die Clinik oder mediciniſche Praxis benutzt denn endlich die Reſultate aller dieſer Doctrinen, und macht Anwendung, verliert aber dabei die wiſſenſchaftliche Form, und ſtellt vielmehr Kunſtregeln auf. — Endlich aber wird die Medicin auf ſich ſelbſt bezogen und auf die Art und Weiſe ihrer Ausbildung reflectirt und derſelben nachgeforſcht 32. in der Geſchichte und Literargeſchichte derſelben; oder ſie wird auf den Staat und das Wohl der Bürger im Ganzen be-

zogen und wird dann 33. **Staatsarzneikunde** genannt, die in die mediciniſche **Polizei** und **gerichtliche Medicin** zerfällt; oder 34. man ſucht auch Laien dieſes und jenes aus der Medicin mitzutheilen und ſtellt dann eine **populäre Medicin** auf, von der wohl die Hebammenlehre den wichtigſten Theil ausmacht. — — — Schon die hiſtoriſche Kenntniß dieſer ſo zahlreichen Doctrinen ſetzt mancherlei Talente und Vorkenntniſſe voraus; aber die practiſche Anwendung der hier erhaltenen Lehren oder die Ausübung der mediciniſchen Kunſt erfordert noch mehr. Wer ſich daher der Medicin widmen will, der prüfe ſich, ob er die nöthigen Eigenſchaften zum Arzte und die Vorkenntniſſe beſitze! (S. d. Art. **Arzt**.) Was die Vorkenntniſſe angeht, ſo beſtehen ſie vorzüglich in der Kenntniß der beiden alten gelehrten, und einer oder einiger andern Sprachen, in der Bekanntſchaft mit der Geſchichte, Oekonomie, Mathematik und Philoſophie. Es tragen dieſe Wiſſenſchaften theils dazu bei, den Geiſt des Menſchen auszubilden, ihn auf die Stufe der Bildung zu erheben, die ſchon dem angehenden Arzte Noth thut, theils iſt auch ihr Inhalt ſelbſt für den Arzt von Wichtigkeit; und bald Mittel zur ärztlichen Bildung ſelbſt, bald ſelbſt ein Stützpunkt, Baſis derſelben. — Auf Akademien wird gewöhnlich der mediciniſche Unterricht ertheilt, jedoch wird Niemand ſich hier dem mündlichen Unterrichte allein anvertrauen, ſondern es muß zu dieſem eine fleißige und gewählte Lectüre, ſo wie eigne Uebung, Beobachtung ꝛc. hinzukommen. Die Zeit des akademiſchen Curſus iſt auf 4 bis 5 Jahre zu beſtimmen, und auch um in dieſer Zeit den medicin. Curſus zu vollenden, muß man die einzelnen Wiſſenſchaften recht ängſtlich eintheilen. Folgender Studienplan ſcheint der zweckmäßigſte: **Im erſten Halbjahre**, welches am beſten zu **Oſtern** anfängt, und vorzugsweiſe vorbereitend ſeyn ſoll, iſt fortzuſetzen: a) das Sprachſtudium und ein kritiſches Collegium über einen lateiniſchen und griechiſchen Claſſiker zu hören; b) das Studium der ſchönen Künſte und Aeſthetik; c) Studium der Philoſophie; nach der gewöhnlichen Einrichtung über Logik und Metaphyſik zu hören; an dieſe aber muß ſich das Studium der philoſophiſchen Syſteme, vorzüglich der neueſten Zeit anſchließen; d) die Mathematik, e) Botanik, die keine großen Vorkenntniſſe vorausſetzt; — f) Oſteologie und Syndesmologie; g) mediciniſche Encyclopädie und Methodologie, von einigen auch Propädeutik genannt. **Das zweyte Halbjahr** ſey vorzugsweiſe der Betrachtung der lebloſen Natur gewidmet. a) Die **Anatomie** und das Studium des menſchlichen Körpers in ſeinem todten Zuſtande iſt die Hauptwiſſenſchaft für dieſes Halbjahr, daneben muß aber auch b) **Phyſik**, c) **Chemie**, d) **allgemeine Naturgeſchichte** und e) **allgemeine philoſophiſche Naturwiſſenſchaft** (als Vorbereitung zur Phyſiologie) ſtudirt werden. Ueberdies kann über die Logik und Metaphyſik noch einmal oder über eine andre philoſophiſche Doctrin (Moralphiloſophie, Aeſthetik) oder über Geſchichte noch ein Collegium gehört werden. Die Beſchäftigung des **dritten Halbjahres** ſind: a) **Phyſiologie** als Hauptwiſſenſchaft, b) **Pſychologie**, c) **Antropologie**, d) **Naturgeſchichte des Menſchen und ſeiner Species**, e) **Hygienie**, f) **Mineralogie**, g) Repetition der Anatomie in einem Examinatorium. h) Wiederholung oder Fortſetzung der Botanik. **Im vierten Halbjahre**, welches der Kenntniß des Lebens im kranken

Zuſtande und der Mittel gegen dieſen Zuſtand beſtimmt iſt, machen a) die Pathologie und b) die Heilmittellehre die Hauptwiſſenſchaften aus. Dabei aber muß ſich der Schüler c) im anatomiſchen Präpariren üben und ſich dadurch die Anatomie vollends aneignen; überdies kann auch d) die pſychiſche Heilkunde jetzt ſchon ſtudirt und darüber gehört werden; e) die Phyſiologie aber iſt und zwar am beſten in disputatoriſcher Form zu repetiren. Auch ein philoſophiſches oder hiſtoriſches Collegium zu beſuchen wird noch Zeit übrig ſein. Im fünften und ſechsten Halbjahre, die beide mit einander in der Betrachtung verbunden werden (weil die mehreſten jetzt zu hörenden Collegia ein ganzes Jahr hindurch dauern und weil es von andern gleichgültig iſt, ob ſie im fünften, ſechsten oder ſiebenten Halbjahre gehört werden) und die der Betrachtung des Lebens im Zuſtande der Heilung vorzüglich gewidmet ſind, machen a) die allgemeine und ſpecielle Therapie, b) die Chirurgie, c) die Lehre von der Entbindungskunſt (Accouchement) die Hauptwiſſenſchaften aus. Damit iſt aber auch d) das Studium der Pharmacie, e) die Lehre vom Formulare, Receptirkunſt, f) die Staatsarzneikunde, gerichtliche Medicin und medicin. Polizei; g) die Geſchichte und Literatur der Medicin zu verbinden und h) das Disputatorium, das ſich jetzt auch auf pathologiſche Gegenſtände ausdehnt, fortzuſetzen; i) die Noſologie und noſologiſchen Syſteme; k) Semiotik und l) pathologiſche Anatomie können wohl dem Privatſtudio überlaſſen bleiben. Das ſiebente, achte und wenn es möglich iſt, die Studienzeit ſo lange auszudehnen, auch das neunte und zehnte Halbjahr ſind nun endlich der practiſchen Uebung ſelbſt beſtimmt und es iſt dieſe zu erhalten a) in einem Spitalclinico; b) in einem Policlinico (clinic. ambulator.); c) in einem chirurgiſchen Clinico und d) im Gebärhauſe. Ueberdies wird jetzt auch noch ein oder das andere Collegium, das früher nicht gehört werden konnte, nachgeholt, die Uebungen im Schreiben und Disputiren werden fortgeſetzt und die Specimina ausgearbeitet. So iſt die Zeit des akademiſchen Lebens zweckmäßig eingetheilt, und wer ſie gewiſſenhaft benutzt, wird aus derſelben gehörig vorbereitet in das bürgerliche Leben eintreten, er wird auch hier und zwar das ganze Leben hindurch immer noch mehr lernen können und müſſen; aber es wird ohne Nachtheil für die Kranken geſchehen, welche Hülfe ſuchen. (Vergl. d. Art. Arzt).

B. P.

Medicin (gerichtliche), medicina forensis (ſ. d. vorig. Art.). Sie unterſcheidet ſich von der mediciniſchen Polizei dadurch, daß ſie der Inbegriff aller Kenntniſſe, aus den ſämmtlichen Zweigen der Arzneiwiſſenſchaft geſammelt, iſt, welche den Arzt in den Stand ſetzen, den Gerichten über Rechtsfälle, deren Gegenſtand durch mediciniſche Grundſätze ins Licht geſetzt werden muß, den nöthigen Aufſchluß mitzutheilen. Der dazu beſtellte Arzt iſt der gerichtliche Arzt, und keiner ſollte dazu ernannt werden, der nicht nur in ſeiner Wiſſenſchaft die gründlichſten Kenntniſſe beſitzt, ſondern auch ſich täglich mit den Fortſchritten derſelben bekannt macht. Der gerichtliche Arzt muß nun Beſichtigungen und Unterſuchungen lebender und todter Menſchen, und zuweilen auch, wie bei Vergiftungen, chemiſche Unterſuchungen anderer Körper vornehmen. Gegenſtände der gerichtlichen Medicin ſind im Allgemeinen folgende: Unterſuchung aller Verletzun-

gen an Menſchen, Beſtimmung der Tödtlichkeit derſelben nach ihren Gattungen, als Wunden, Quetſchungen, Erſchütterungen, Verrenkungen und Knochenbrüche, Verbrennungen, Entzündungen u. ſ. w. oder nach der Menge der Beſchädigungen, oder nach der Beſchaffenheit des verletzten Theils, des Kopfes, Halſes, der Bruſt, des Unterleibes, innerer Theile u. ſ. w.; ferner Unterſuchung über Fälle von Erſtickung, Vergiftung, Selbſtmord; über verdächtige Geburten, Mißgeburten, todte oder noch lebende Kinder, Unterſuchung über das Abſterben eines Kindes vor oder nach der Geburt, (ſ. d. Art. Lungenprobe); Unterſuchung über vorgegebene oder verhehlte Krankheiten; Beſtimmung der Tauglichkeit des Körpers für Militairdienſt; Beſtimmung bei Zweifel über das Alter eines Menſchen; Unterſuchungen bei Fällen von geſetzwidrigem Beiſchlaf und zweifelhaftem Zeugungsvermögen. H.

Medicinalanſtalten ſind überhaupt alle Anordnungen und Einrichtungen, welche im Staate der Geſundheit der Staatsbürger wegen getroffen werden; beſonders die vom Staate ſelbſt ausgehenden Veranſtaltungen dieſer Art, welche die geſetzmäßige Ausübung der Medicin betreffen.

Medicinalcollegium, Medicinalpolizei, ſ. d. Art. Medicinalverfaſſung und Polizei (mediciniſche).

Medicinalgewicht, ſ. den Schluß des Art. Apothekerkunſt.

Medicinalordnung, begreift die obrigkeitlichen Verordnungen über das Medicinalweſen, welche gewöhnlich in einem beſondern Geſetze enthalten ſind und ſich über alle Gegenſtände der mediciniſchen Polizei erſtrecken.

Medicinalverfaſſung iſt derjenige Theil der Staatsverfaſſung, der ſich auf die Medicinalpflege, auf die Sorge für Medicinalperſonen und Medicinalanſtalten bezieht. Auch dieſer Theil der Staatsverfaſſung muß eben ſo zweckmäßig organiſirt ſeyn, wie ein jeder andre, und nur mit Unrecht und großem Nachtheil wird er in den mehreſten Staaten vernachläſſigt, und den übrigen Theilen der Staatsverfaſſung hintangeſetzt. In kleinern Staaten kann er einfach ſein und wird nur aus wenigen Perſonen beſtehen; in größern aber wird er mehr zuſammengeſetzt, was in jenen einer einzelnen Perſon übertragen werden kann, dafür müſſen in dieſen Collegien errichtet werden, die aus mehrern Gliedern beſtehen. — Die beſondere Einrichtung wird ſich daher theils nach der Größe des Staats, theils nach beſondern Localitäten, und nach der Staatsverfaſſung ſelbſt richten müſſen. Im Allgemeinen iſt eine oberſte Medicinalbehörde nöthig, welche die höchſte Inſtanz in allen Angelegenheiten ſein muß, die ſich auf das Geſundheitsweſen der Bürger, oder auf das Medicinalweſen beziehen, eine Behörde, die nicht blos berathende oder geſetzgebende, ſondern auch executive Gewalt haben muß (ſ. Medicin. Polizei). Iſt das Land für ein ſolches Collegium (Medicinalcollegium) zu groß, ſo müſſen demſelben mehrere andre in den einzelnen Diſtricten untergeben ſein, welche am füglichſten mit den Univerſitäten zu verbinden ſind, wenn jenes nothwendig in die Reſidenz gehört und unter den Augen des Fürſten arbeiten muß. Dieſen Ober- und Untercollegien (Facultäten) wird Alles, a) was ſich unmittelbar auf das Geſundheitswohl der Bürger bezieht und Gegenſtand der mediciniſchen Polizei iſt, b) die Aufſicht über den Unter-

richt in allen einzelnen Theilen der Medicin und die zweckmäßige Leitung deſſelben, ſo wie die Prüfung der Aerzte, Chirurgen, Apotheker, Hebammen und wohl auch der Krankenwärter, zu übertragen ſeyn. c) Sollen ſie die Aufſicht über alle die Anſtalten führen, die der Staat zum Unterrichte der jungen Aerzte, Chirurgen rc., oder zur Heilung der Kranken (Apotheken, Brunnen- und Badeanſtalten, Krankenhäuſer) eingerichtet haben muß. d) Endlich ertheilen ſie auch responsa, im Fall eine gerichtliche Entſcheidung ſich auf mediciniſche Kenntniſſe ſtützt; ſie verwalten alſo die gerichtliche Medicin (ſ. d. Art.). In Hinſicht auf gerichtlich-mediciniſche und mediciniſch-polizeiliche Gegenſtände ſind die ſogenannten Phyſici die Repräſentanten und Organe der Facultäten; dieſe ſollten wohl beſſer beſoldet werden, als es gewöhnlich iſt; auch wäre es zweckmäßig, ſie von den Facultäten und Collegien nicht blos prüfen, ſondern auch wählen zu laſſen. — Die übrigen Aerzte und Wundärzte leben im Staate als freie Künſtler, auf ihre Arbeit wird von ihm wenig geachtet, ihre Beſoldung hängt von der Willkühr der Einzelnen ab. Die Apotheker jedoch werden mit Recht unter ſtrengere Controle genommen, ſie müſſen nach Vorſchriften (Dispenſatorien) arbeiten; ihre Officinen werden von Zeit zu Zeit geprüft; die Zahl derſelben an einem Orte iſt beſtimmt. — Zweckmäßige Anſtalten zur Heilung der Krankheiten (Brunnen- und Badeanſtalten und Krankenhäuſer) und zur Bildung neuer Aerzte, Wundärzte u. ſ. w. machen endlich wichtige Zweige der Medicinalverfaſſung aus; denn dieſe können ja vom Einzelnen nicht eingerichtet werden. — B. P.

Medien, die größte und wichtigſte Provinz des perſiſchen Reichs, deren Gränzen gegen Morgen Hyrkanien und Parthien, gegen Mittag Perſis und Suſiana, gegen Abend Aſſyrien und Armenien, gegen Mitternacht das caſpiſche Meer waren, ſo daß es das heutige Iran, Aderbidſhan, Gilan und die Weſthälfte von Mazanderan umfaßte. Es war vermöge ſeiner vielen Gebirge von Natur feſt, von ſtreitbaren Männern bewohnt, und zum Theil wohl angebaut. Schon vor der perſiſchen Periode war Medien als ein eignes unabhängiges Reich in der Geſchichte bekannt. Ninus, der Stifter der aſſyriſchen Monarchie, eroberte es. Nach der Zertrümmerung der aſſyriſchen Herrſchaft gelang es einem Statthalter dieſer Provinz, Medien zu einem unabhängigen Reiche zu erheben. Es ward nun bald das mächtigſte unter den Reichen, welche aus der aſſyriſchen Monarchie entſprungen waren, und vereinigte ſie endlich, wenigſtens das Neu-Aſſyriſche, unter ſeinem Scepter. Durch Cyrus (ſ. d. Art.) wurden zwar die Meder ihrer Oberherrſchaft beraubt und den Perſern unterworfen, welche ſie bisher wegen ihrer Armuth für ein unbedeutendes Nebenvolk gehalten hatten; bald aber wurden die Beſiegten die Lehrer der Sieger, nicht nur in den Sitten und Gebräuchen des Privatlebens, ſondern auch in ihren öffentlichen Einrichtungen. Nach Cyrus blieb Medien immer in unzertrennter Verbindung mit den übrigen Theilen des perſiſchen Reichs; nur die nordweſtlichen Striche, welche vor Cyrus zu Aſſyrien gehört zu haben ſcheinen, riſſen ſich auf einige Zeit von den übrigen los. Nachdem Alexander die perſiſche Monarchie erobert hatte, gab er Medien einem inländiſchen Statthalter, Namens Atropates, entzog ihm aber in der Folge die gegebene Stelle wieder. Aus der ſpätern Geſchichte aber erhellt, daß dieſer ſich dennoch in den nördlichen Gebirgsgegenden behauptete, auch als nach Alexanders Tode Medien ſeinen eignen macedoniſchen Statthalter er-

hielt. Er vererbte ſeine Würde auf die Nachkommen, welche ungeachtet ihrer gefährlichen Nachbarn, der Parther, Armenier und Römer, theils durch Nachgiebigkeit, theils mit bewaffneter Hand, ſich unabhängig zu erhalten wußten. Zur Zeit der erſten römiſchen Kaiſer war das Land noch unabhängig, nachher aber kam es unter die Herrſchaft der Parther. Medien beſtand eigentlich aus drei Haupttheilen: aus dem ſüdlichen eigentlichen Medien, auch Groß Medien genannt, mit der Hauptſtadt Ecbatana; aus dem Lande des Atropates, Atropatene; und aus den nördlichen Strichen längs der Küſte des caspiſchen Meers, Nordmedien.

Medinah, Medina al Nabi oder die Prophetenſtadt, in der arabiſchen Provinz Hedſchas, eine kleine Stadt, welche dadurch berühmt iſt, daß Mahomet im J. Chriſti 622 dorthin flüchtete (von welcher Flucht die Mahomedaner ihre Zeitrechnung beginnen), und dort in einer von ihm ſelbſt erbauten Moſchee begraben liegt. Der angeblich noch unverſehrte Leichnam befindet ſich in einem Sarge von weißem Marmor, welcher zwiſchen den Särgen der Califen Abubekr und Omar auf der Erde ſteht und mit koſtbaren Teppichen bedeckt iſt. Das Grab wird von vierzig ſchwarzen Verſchnittnen bewacht. In dem höhern Stockwerke des Gebäudes ſollen große Schätze an Gold, Silber und Edelſteinen befindlich ſein, lauter Geſchenke frommer Seelen; ſie ſind zum Gebrauch des Sultans im Falle eines Religionskriegs beſtimmt. Die Stadt Medina ſteht unter dem Sherif von Mecca, der einen Statthalter und eine Beſatzung dahin ſchickt. Auch hat der türkiſche Kaiſer einige Soldaten dort.

Medoc, ein rother franzöſiſcher Wein, der in der Gegend von Bordeaux wächſt. (S. Bordeaux-Weine.)

Meduſa, eine von den drei Gorgonen (ſ. d.). Neptun verliebte ſich in ihre Schönheit und umarmte ſie in dem Tempel der Minerva. Die Göttin, darüber erzürnt, raubte der Frevlerin ihre Schönheit und bildete ſie in ein abſchreckendes Scheuſal mit Schlangenhaaren um; ihren Augen legte ſie die furchtbare Kraft bei, Jeden, der ſie anſah in Stein zu verwandeln. Perſeus tödtete ſie. (S. Perſeus). In den Zeiten der ſchönen Kunſt Griechenlands wurde das häßliche Meduſenhaupt in ein Ideal rührender Schönheit verwandelt. Dieſe ſpätern Meduſenköpfe, ſagt Mayer, ſind ein wunderbar gemiſchtes Ideal von Anmuth und Schreckniß, von lieblicher Form und wildem Charakter. Auf dem Titelblatte von Böttigers Furienmaske finden ſich drei Abbildungen von Meduſenköpfen nach den Vorſtellungen des Alterthums.

Meer bezeichnet im allgemeinen die geſammte Maſſe ſalzigen Waſſers, die über zwei Drittheile der Erdoberfläche, oder ungefähr 6½ Millionen geographiſcher Quadratmeilen umfaßt. Will man nur einen gewiſſen Theil dieſer Maſſe bezeichnen, ſo beſtimmt man ihn durch einen Beinamen näher, z. B. atlantiſches, indiſches, mittelländiſches Meer, Eismeer, Südmeer u. ſ. w. Das Uebermaaß des Waſſers auf der Erde ſcheint nöthig zu ſein zur Unterhaltung der Quellen und der daraus entſtehenden Flüſſe, ſo wie überhaupt zur Fortſetzung des ewigen chemiſchen Prozeſſes in der Atmoſphäre. Denn unaufhörlich erheben ſich Dünſte aus dem Meere, welche die Atmoſphäre erfüllen, als Wolken über die ganze Erdfläche getrieben werden und in Regen herabfallen, und unaufhörlich ſaugt das Meer eine Menge mephitiſcher Gasarten dafür aus der Luft ein, die ſich ohne dieſen Prozeß anhäufen und dem Leben der Thiere nachtheilig ſein

würden. Daß ehemals das Meer einen noch viel größern Theil der Erdoberfläche bedeckte, beweiſen die unwiderleglichſten Thatſachen. — Das Becken oder der Raum, worin das Meer enthalten iſt, läßt ſich in Rückſicht ſeines Grundes und in Rückſicht ſeines Randes (der Ufer, Küſten, Geſtade) betrachten. Der Meeresgrund iſt eine Fortſetzung des trocknen Landes, nur daß er tiefer liegt. Wie auf dem feſten Lande, findet man auf ihm abwechſelnd Moräſte, Triebſand, lehmigen, thonigen, ſteinigen und kalkigen Grund. Bei Marſeille enthält das Meer den ſchönſten Marmor auf ſeinem Boden. Anderwärts gibt es Lager von Muſcheln und andern Schalwürmern oder Wäldern von Corallen; ferner finden ſich Thäler, Klüfte, Abgründe, Höhlen und ſogar ſüße Quellen in der Meerestiefe. Daß es nicht an Bergen fehlt, beweiſen die vielen Inſeln, welche nichts anderes als über der Meeresfläche mehr oder weniger emporragende Berggipfel ſind; da, wo die Berge ſich nicht bis über die Meeresfläche erheben, bilden ſich Untiefen; die Inſelgruppen oder Archipelage aber machen die Gebirge des Meergrundes aus. Zur Gnüge erhellt aus dem Geſagten, daß die Tiefe des Beckens ſehr verſchieden ſein müſſe. Die Abwechſelung iſt in einigen Gegenden ungemein groß und der Uebergang von Untiefe zu ungeheuren Tiefen, zu deren Ausmeſſung uns die Mittel fehlen, oft ſehr groß. Büſching muthmaßt, daß die größte Tiefe ſich auf eine deutſche Meile belaufen möchte. — Die Ränder oder Ufer des Meers pflegt man, wenn ſie hoch ſind, Küſten, wenn ſie aber flach ſind, Geſtade oder Strand zu nennen. Das höchſte bekannte Ufer findet man an der Weſtſeite von Kilda, einer der weſtlichen ſchottiſchen Inſeln. Es ragt 600 Faden ſenkrecht über dem Meere empor, das hier ungewöhnlich tief iſt. Die Ufer von Norwegen ſind faſt durchgängig ſteil und das Meer daſelbſt ſehr tief; die holländiſchen Ufer dagegen ſind ſehr niedrig und flach. Das Waſſer hat in dem ungeheuern Becken des Meers überall ziemlich gleiche Höhe, welche zwiſchen 27 und 28 Zoll beträgt, und die Ufer nie überſteigt, ausgenommen zur Zeit der Fluth oder ſtarker Stürme, z. B. an dem holländiſchen Geſtade, wogegen das Land durch Dämme geſichert wird. Die Temperatur iſt nach der Tiefe verſchieden. Die Gegenden innerhalb der Polarkreiſe etwa ausgenommen, wo das oben ſchwimmende Eis das Waſſer erkältet, nimmt die Kälte des Meerwaſſers um ſo mehr zu, je tiefer man kommt, und nach der Verſicherung der Taucher iſt ſie in der Tiefe von 100 Fuß faſt unerträglich. An und für ſich ſcheint das Meer farblos; im Ganzen aber und in einiger Entfernung ſtellt es ſich dem Auge in einer blaulich grünen Farbe dar, welche man deshalb auch meergrün nennt. Forſter und andre leiten dieſe Farbe aus dem Wiederſcheine des blauen Himmels her, welches dadurch wahrſcheinlich wird, daß bey trübem Himmel das Meer graulich erſcheint. In manchen Gegenden zeigt das Meer andre Farben, die von der Beſchaffenheit des Bodens, beigemiſchten Subſtanzen u. dergl. herrühren. Die tiefſten Stellen des Weltmeers ſind dunkelblau; flachere ſind heller. Gegen den Nordpol ſieht das Meer ſchwärzlicher, in der heißen Zone brauner aus. Woher die Namen rothes, ſchwarzes und weißes Meer rühren mögen, läßt ſich jetzt nicht mehr auffinden. Der Geſchmack des Seewaſſers iſt nicht nur ſalzig, ſondern zugleich ölicht, bitterlich und ſo ekelhaft, daß es durchaus nicht genoſſen werden kann, und augenblicklich Erbrechen erregt. Dabei iſt es auch ungeſund, weil unaufhörlich eine Menge thieriſcher und vegetabiliſcher Subſtanzen darin

verfaulen. Selbſt zum Waſchen iſt es unbrauchbar; auf den Schiffen reinigt man nur das gröbſte Zeug darin, und dieſes behält immer die Eigenſchaft an ſich, daß es bei jeder feuchten Luft wieder naß wird, ſo oft es auch an der Sonne getrocknet wurde. Durch Deſtillation kann es jedoch trinkbar gemacht werden; man hat dazu eigne Maſchinen auf den Schiffen, deren man ſich im Nothfalle bedient, um die Mannſchaft vor dem Verdurſten zu bewahren. Wenn man das Seewaſſer chemiſch zerlegt, finden ſich als Beſtandtheile deſſelben ſüßes Waſſer, Küchenſalz, ein aus Salzſäure und Bitterſalz beſtehendes Mittelſalz, etwas Gyps und Kalkerde, welche Beſtandtheile durch kohlenſaures Gas in Auflöſung erhalten werden. Der Grad der Salzigkeit des Seewaſſers iſt nicht nur an verſchiednen Stellen, ſondern auch an einerlei Orten nicht gleich. Man hat in einem Pfunde Seewaſſer 1 bis 4 Loth Salz gefunden. Irrig iſt der Glaube, daß das Salz die Fäulniß des Seewaſſers verhindre; die Erfahrung lehrt im Gegentheil, daß es ſehr leicht fault, wenn es z. B. im Schiffsraume ſtehen bleibt. Es ſtinkt alsdann unerträglich und verurſacht gefährliche Krankheiten. Mehrere Seefahrer fanden die Meeresoberfläche nach einer dreizehntägigen Windſtille faulicht und ſtinkend. Auch lehrt die Erfahrung, daß im Seewaſſer alles leichter und ſchneller fault, als in reinem Waſſer. Durch das Verdunſten kann man das Saalz aus dem Seewaſſer ſcheiden, und man bedient ſich dieſes Mittels, um Salz zu gewinnen, häufig in heißen Ländern. Die ſpecifiſche Schwere des Seewaſſers iſt verſchieden, je nachdem es mehr oder weniger Salztheile enthält. Die untern Schlichten ſind ſalziger als die obern und haben daher eine größere ſpecifiſche Schwere. Boyle fand das Seewaſſer 45 Mal ſchwerer, als das ſüße Waſſer. Daraus erklärt ſich, daß Seeſchiffe, ungleich größere Laſten führen können, als Flußſchiffe. — Eine merkwürdige Erſcheinung iſt das oft beobachtete Leuchten des Meeres, welches einen herrlichen Anblick gewährt. Zuweilen leuchtet blos die Bahn, welche das Schiff auf der glatten Waſſerfläche znrückläßt, öfters leuchten aber alle Wellen, die an feſte Gegenſtände anſchlagen, und wieder zu andermalen ſcheint das ganze Meer mit funkelnden Sternen überſäet zu ſein. Forſter leitet dieſe Erſcheinung aus drei verſchiednen Urſachen ab. Dasjenige Leuchten, welches man nur in der Nähe des Schiffes wahrnimmt, erklärt er für eine Wirkung der durch die Reibung des Schiffes am Waſſer bei der ſchnellen Bewegung erregten Electricität; eine Behauptung, welche durch Verſuche, welche Buffon angeſtellt hat, beſtätigt wird. Eine zweite Art des Leuchtens der Meeresoberfläche zur Zeit von Windſtillen ſchreibt Forſter phosphoriſchen, durch Fäulniß und Verweſung erzeugten Subſtanzen zu; auch dafür ſprechen bekannte Erfahrungen. Die dritte Art des Leuchtens endlich, wobei nicht nur die Oberfläche, ſo weit das Auge reicht, ſondern auch die Tiefe wie Feuer glänzt, und die Fiſche welche man ſchwimmen ſieht, aus Feuer gebildet ſcheinen, iſt, wie mehrere Verſuche dargethan haben, leuchtenden Seewürmern zuzuſchreiben, deren es verſchiedene Arten gibt. (Vergl. Mollusken.) Das Meerwaſſer muß zwar, vermöge ſeiner Natur, als flüſſige Subſtanz, faſt allenthalben einerlei Höhe haben, indeß leidet dies doch durch beſondre Umſtände einige Abänderungen. Dahin gehört, daß die Schwerkraft, oder, was einerlei iſt, die Anziehungskraft der Erde unter und bei den Polen ſtärker wirkt, als unter dem Aequator und in der Nähe deſſelben. Dieſelbe Urſache, welche die Applattung an den Polen bewirkte, muß

auch ein beſtändiges Andringen des ſchwerern oder ſtärker angezognen Waſſers der Pole gegen den Aequator hin zuwege bringen, unter welchem es leichter iſt, mithin wird das Waſſer unter dem Aequator höher ſtehn, als unter den Polen und ſelbſt einen Waſſerberg bilden, gegen den die höchſten Berge des feſten Landes in nichts verſchwinden, der aber das feſte Land aus dem Grunde nicht überſchwemmt, weil dieſes unter den Polen auch höher iſt. Ein anderer Umſtand, welcher von einem ungleichen Stande des Waſſers zeugt, iſt der, daß unter den vom Lande eingeſchloßnen Meerbuſen einige niedriger ſind als andere. So iſt die Nordſee tiefer als die Oſtſee, das deutſche Meer höher als das harlemmer und die Süderſee, das rothe Meer höher als das mittelländiſche Der Grund dieſer Erſcheinung liegt in der Verſchiedenheit der Waſſermaſſen, welche den Meeren durch die Ströme zugeführt werden. Aber noch beträchtlicher wird die Gleichheit der Meeresoberfläche durch die Bewegung aufgehoben, welche das Meer aus mehr als einer Urſache erleidet. Auch wenn es von keinen Winden bewegt wird, befindet es ſich in Thätigkeit durch den Umſchwung der Erde und die anziehende Kraft des Mondes und der Sonne. Aus dieſen drei Urſachen entſteht eine dreifache Bewegung: die Wellenbewegung, die Strombewegung, und die Ebbe und Fluth. Die Wellenbewegung entſteht durch die Bewegung der Luft, d. i. durch Winde. Verliert die Luft ihr Gleichgewicht, ſo geräth ſie in wellenförmige Bewegung, ſtößt auf die Waſſerfläche und ſtört dadurch auch auf ihr das Gleichgewicht oder den wagerechten Stand. Dadurch erhebt ſich der geſtoßne Theil über den nächſtliegenden, dieſer wird niedergedrückt, es entſteht eine Erhöhung an der Stelle, die aber vermöge der Schwere des Waſſers ſogleich wieder niederſinkt, den nächſtfolgenden Theil niederdrückt und zum Steigen zwingt. Demnach iſt die Wellenbewegung ein abwechſelndes Steigen und Fallen zweier Waſſerberge, wobei jedoch das Waſſer nicht fortfließt. Mit der Stärke der Bewegung in der Luft nimmt auch die Bewegung des Waſſers zu; die Waſſerberge wachſen und üben einen größern Druck aus, daher die Wellen immer ſtärker werden; indeß unterdrückt der heftige Stoß des Windes auch häufig die Wellen, ſo daß ſie erſt ihre größte Höhe erreichen, wenn der Sturm ſich plötzlich legt. Dieſer Zuſtand, welchen die Seefahrer hohle See nennen, iſt ſchrecklicher und gefahrvoller, als der Sturm ſelbſt. Die Strombewegung beſteht darin, daß das Meer in gewiſſen Gegenden ohne Rückſicht auf den Wind nach einer beſtimmten Gegend hintreibt. Die allgemeine Bewegung des freiliegenden Meeres auf der ganzen Erde iſt die beſtändige Strömung von Oſten nach Weſten. An mehrern Orten, wo ſich Widerſtand findet, nimmt ſie eine andre Richtung. So läuft an den peruaniſchen Küſten das Waſſer von Süden nach Norden, am Vorgebirge der guten Hoffnung ſogar von Weſten nach Oſten, alſo gerade in entgegengeſetzter Richtung. Die Haupturſache dieſer Strömung iſt der Umſchwung der Erde um ihre Axe. Aber außer dieſer allgemeinen Strömung trifft man im Meere auch noch andere an, welche durch die erwähnte Verſchiedenheit des Waſſerſtandes in den einzelnen Meeren veranlaßt werden, indem das höher ſtehende Waſſer nach dem niedrigen zu abfließt. In gewiſſen Gegenden gibt es auch periodiſche Ströme im Meer, d. h. ſolche, die zu gewiſſen Zeiten öſtlich, zu andern weſtlich laufen. Sie bekommen ihre Richtung durch Winde, wenn ſie auch nicht immer einerlei Strich mit ihnen halten. Ihre Länge, Breite, Geſchwindigkeit, Abweichung von

dem Striche des Windes hängt von der örtlichen Beſchaffenheit der Gegend ab. Noch gehören zu den Bewegungen des Meers die Strudel oder Wirbel, welche entſtehn, wenn das Waſſer in entgegengeſetzten Richtungen gegen einander getrieben wird. Der berühmteſte dieſer Strudel iſt der Mahlſtrom an den norwegiſchen Küſten. Die Scylla und Charybdis, welche die Alten ſo furchtbar ſchildern, ſind für die jetzige Schifffahrtskunde unbedeutend. Eine gewiſſe Bewegung des Meeres wird endlich durch die hineinſtürzenden Ströme vom Lande her verurſacht, deren Wirkungen oft noch weit vom Lande entfernt merkbar ſind. — Ueber die Ebbe- und Fluth ſehe man den eignen Artikel. — Meerbuſen (lat. sinus, ital. golfo) heißt ein ſchmaler Theil des Meers, welcher ſich tief in das feſte Land hineinkrümmt. Er iſt von den Buchten und Bayen blos dadurch unterſchieden, daß er größer als dieſe iſt. — Meerenge (lat. posporus, Fretum) iſt ein ſchmaler Durchgang des Meers zwiſchen zwei Ländern, oder zwiſchen dem feſten Lande und einer Inſel, oder zwiſchen zwei Inſeln. Man nennt ihn auch Straße, Canal, Sund.

Meeralpen, ein Gebirge von mittlerer Höhe, welches Piemont von Frankreich ſcheidet, und ſich vom hohen Berge Viſo, wo der Po entſpringt, über den Col de Tende bis zum Var und längs des mittelländiſchen Meers erſtreckt. Die Apenninen kann man als eine Fortſetzung derſelben anſehen.

Meergötter. Die Phantaſie der Griechen, welche alles belebte, ſah auch in dem Meer göttliche Weſen und bildete dieſelben nach den verſchiedenen Erſcheinungen, welche das Meer darbietet, individuell aus. Alle ſind untergeordnet dem Neptun. Die wichtigſten ſind Oceanus, der Beherrſcher des äußern Meeres, und deſſen weibliche Nachkommen (Oceaniden), die unter dem allgemeinen Namen der Nymphen, d. i. weibliche Genien der Gewäſſer, bekannt ſind, und Tethys, ſeine Schweſter und Gattin; ferner Pontus, der Beherrſcher des innern Meers, und deſſen Gattin, die Oceanide Doris, nebſt ihren funfzig Töchtern, den weiſſagenden Nereiden, unter welchen Galatea, und Thetis (Mutter des Achill) hervorragen, und vorzüglich Amphitrite, des Neptuns Gemahlin: ferner der Sohn Neptuns, Triton, und die Tritonen; und endlich die einzelnen Meerdämonen Proteus, Glaucus, Palämon, Leucothea und Melicertes (oder Palämon, bei den Römern Portumnus), das Klippenungeheuer Scylla, die täuſchenden Sirenen (Töchter des Stromgottes Achelous), und die Stromgötter (männliche Nachkommen des Oceans). Man bildete die Meeresgottheiten mit mannichfaltigen, von den Erſcheinungen des Waſſers hergenommenen Attributen, z. B. die Tritonen auf Seemuſcheln blaſend, mit Fiſchleibern ꝛc. und gab den Untergottheiten der Gewäſſer meergraue Haare, Schilfkränze ꝛc.

Meereslänge, ſ. Länge.

Meeresleuchten, ſ. Meer.

Meermann (Johann), Herr von Dalen und Buren, ein als Menſch, Gelehrter und Staatsmann gleich ausgezeichneter Niederländer. Er war der einzige Sohn des durch die Herausgabe eines Thesaurus juris civilis et canonici und der Origines topographicae der gelehrten Welt rühmlich bekannten, und durch das deutſche Reichsoberhaupt in den Freiherrnſtand erhobenen Gerhard Meermann, aus einem alten, angeſehenen Geſchlechte und im Haag 1753 geboren. Der Sohn war nicht minder groß und berühmt als ſein Vater. In

ſeiner Geburtsſtadt und in Rotterdam genoß er den erſten Unterricht. Hier, kaum zehn Jahre alt, überſetzte er Moliere's Mariage forcé und ließ dieſe Arbeit ohne des Vaters Wiſſen drucken. In einem Alter von vierzehn Jahren ſetzte er ſeine Studien unter Erneſti und dann zu Göttingen unter Heyne fort, welcher ſein ausgezeichneter Freund blieb. Hierauf beſuchte er Leyden, wo er unter Rhunken griechiſche Literatur, unter Voorda römiſches Recht, unter Peſtel das Völkerrecht, vor allem aber das Staatsrecht ſtudirte. Noch jung begab er ſich mit ſeinem Führer, dem nachmaligen Profeſſor Erb zu Heidelberg, auf eine lange Reiſe durch England, Italien, Frankreich und den größten Theil von Deutſchland. Zur Erlangung der Doctorwürde in den Rechten ſchrieb und vertheidigte er zu Leyden 1774 eine Abhandlung: de solutione vinculi, quod olim fuit inter S. R. imperium et foederati Belgii res publicas, welche noch reifere Früchte erwarten ließ. Die Anzahl ſeiner Schriften über Gegenſtände ſehr verſchiedener Art beweiſt ſeine ausgebreiteten Kenntniſſe, und ſeinen Eifer für Tugend und Religioſität um ſo mehr, da er ſie unter vielen Amtsgeſchäften herausgab. Im J. 1787 vermählte er ſich mit Anna Cornelia, geborne Moller, Witwe des gelehrten Abrah. Perrenot, eines gebornen Schweizers, der in Holland erzogen war und weſentliche Aemter in den Niederlanden bekleidet hatte. Bald nach ſeiner Vermählung begab er ſich mit ſeiner Gattin auf Reiſen nach England, Schottland und Irland. Sieben Jahre nachher beſuchten ſie einen großen Theil Deutſchlands und Italien, einige Jahre darauf die nordiſchen Reiche bis Jareslaw; von welchen großen Reiſen Meermann ſehr ausführliche und genaue Berichte in 11 Bänden drucken ließ. Einen andern Theil ſeiner Zeit verwandte er nach ſeiner Rückkehr auf wichtige Arbeiten und Berufsgeſchäfte zum Wohl des Staats, der Kirche, und zur Beförderung gelehrter Geſellſchaften, deren Mitglied er war. Einige Jahre vor ſeinem Tode ward er nach Paris gerufen, wo er drei Jahre das Amt und den Titel eines franzöſiſchen Senators bekleidete, jedoch von Zeit zu Zeit ſein Vaterland in Begleitung ſeiner Gattin beſuchte. Hier ſtarb er auch den 19 Auguſt 1815, als der letzte ſeines Geſchlechts, ſehr geehrt. Außer ſeinen bekannt gewordnen zahlreichen Schriften, beſonders hiſtoriſchen und ſtaatsrechtlichen Inhalts, hatte er als damaliger Director der Künſte und Wiſſenſchaften auch ein großes Verdienſt bei der Bearbeitung der Jaarbocken van Wetenschappen en Künsten in het Koningruk Holland over de Jaren 1806 — 1807, welche 1809 — 1810 gedruckt worden ſind. Zuletzt war er mit der Herausgabe einer intereſſanten Schrift: Histoire des voyages faits par l'empereur Charles V. depuis l'an 1514 jusqu'a sa mort par Jean Vandenesse beſchäftigt, welches Buch er mit Anmerkungen begleitete. Auch hatte er Klopſtocks Meſſias ins Holländiſche überſetzt (Gravenhage 1803 — 1815. IV. Voll. 4.) Seine Witwe, ſelbſt eine geſchätzte Dichterin, hat ſein Leben geſchrieben.

Meerſchaum, eine Gattung von Talkerde, welche man erſt in den neuern Zeiten näher kennen gelernt hat. Jetzt weiß man, daß dieſes weißgelbliche, oder blaßiſabellfarbene, fettige, ſeifenartige anzufühlende und zähe Mineral, das einen feinerdigen matten Bruch hat, ſehr weich und leicht iſt, und ſich zerſchneiden läßt. Wiegleb fand es aus gleichen Theilen Kieſelerde und Bitterſalzerde zuſammengeſetzt. Seinen Namen hat es von der ſchwammigen Conſiſtenz, wodurch man ehemals verleitet wurde, es für einen verhärteten Schaum des Meerwaſſers zu halten. Es wird in Griechenland

in der Gegend von Thiva oder Stives (ſonſt Theben) gegraben; nach Niebuhr auch in Kleinaſien, nicht weit von der Stadt Cognie oder Coni (ſonſt Iconium), und bricht daſelbſt in einer grauſchieferigen, 6 Schuh mächtigen Kalkkluft in nicht ſtarken Adern. Die friſch gegrabene Erde iſt weiß, zähe, faſt wie Wachs, verhärtet ſich aber in der Luft bald zu ſolcher Maſſe, die zum Verfertigen der Tabakspfeifenköpfe tauglich iſt. Man bohrt und ſchneidet dann die Maſſe. Es werden jedoch aus der noch friſchen Erde Pfeifenköpfe gebildet, indem man dieſe in Formen (in welche mancherlei Figuren geſchnitten ſind) preßt, die Löcher hineinbohrt, und die Maſſe dann trocknen läßt. Nach einigen Tagen, wenn ihre Oberfläche mit einer verhärteten gelblichen Haut umzogen iſt, bringt man ſie in einen ausgewärmten Backofen, wo ſie bis zum völligen Erkalten liegen bleiben. Dann werden ſie eine Stunde lang in Milch gekocht, hernach mit Schachtelhalm oder Kannenkraut und zuletzt noch mit weicher Erde abgerieben und polirt. Hierauf verkauft man ſie nach Conſtantinopel, wo ſie zum Theil noch verſchiedentlich gefärbt werden. In Anſehung der Farbe und ſpecifiſchen Schwere ſind die echten Pfeifenköpfe verſchieden; die weichen ſind die beſten. Da man die Meerſchaumpfeifenköpfe in der Türkei ſelbſt nicht ſonderlich ſchätzt, und ihnen die kleinen rothen thönernen Pfeifenköpfe vorzieht, ſo werden ſie durch griechiſche Kaufleute nach der Moldau und Wallachei, nach Siebenbürgen, Ungarn, Brody und Ternepole, und nach Deutſchland verſandt. Die Hauptniederlage der zur See eingeführten türkiſchen Pfeifenköpfe iſt zu Trieſt, wo ſie unmittelbar aus der Türkei in grob geflochtenen Körben anlangen. Nächſtdem befinden ſich auch in Wien einige Niederlagen von meerſchaumnen Köpfen, welche zu Lande über Semlin eingeführt werden. Sie kommen auch zur Leipziger Meſſe in mit Baumwolle ausgefütterten Kiſten zu ungefähr 1000 Stück von allerlei Größe zum Verkauf; immer finden ſich einige zerbrochne oder beſchädigte darin. Der größte Theil meerſchaumner Pfeifenköpfe kann nicht geſchnitten, ſondern nur gereinigt, ausgebeſſert, polirt und geſotten werden. Nur die großen und unvollkommnen Stücke und der ungeformte Meerſchaum erfodern den Schnitt. Die Fabriken, welche ſich in Deutſchland mit den Schneiden abgeben, ſind zu Nürnberg, Fürth, Lemgo, Schmalkalden, Leipzig, Hamburg und Lübeck. Die Waare wird auf der Drehbank an der Hohldocke durch ein verkröpftes Dreheiſen abgedreht. Die geſchnittenen Köpfe ſind von viel gleicherer, mehr gelber Maſſe, als die, welche man gewöhnlich über Brody und aus der Moldau und Wallachei erhält. Man bringt auch rohen Meerſchaum über Trieſt und Semlin zum Handel, aus welchem in deutſchen Fabriken ebenfalls Köpfe geformt werden. Die meerſchaumnen Köpfe werden ſehr täuſchend nachgemacht. Chriſtoph Dreiß zu Suhl fing vor mehrern Jahren an, den Abgang des Meerſchaums zu neuen Köpfen zu benutzen, welche aber den echten an Dauerhaftigkeit nicht gleich kommen. Andere Fabriken, z. B. Wagner in Suhl, ahmten dies nach; einige verfertigten ſogar Pfeifenköpfe von lauter Gyps. Ein echter Meerſchaumkopf nimmt, wenn man ihn mit einer Silbermünze ſtreicht, den bleiſtiftähnlichen Streif nicht an, welchen der unechte Meerſchaum annimmt.

Megára, eine der Furien (ſ. d. Art. Eumeniden).

Megaris, eine kleine gebirgige Landſchaft in Hellas oder dem eigentlichen Griechenland, am korinthiſchen Iſthmos, gehörte in den ältern Zeiten zu Attika. In derſelben lag die Stadt Megara mit dem Seehafen Niſäa. Letztere war der Geburtsort des Philoſophen

Euclides, deſſen Schule die megariſche Schule der Philoſophen genannt wird (S. Euclides No. 2)

Mehl wird von allerhand Sorten Getraidekörnern durch Mahlen und Sieben auf der Mühle erhalten. Sein Hauptbeſtandtheil iſt Satzmehl; außerdem enthält es noch Kleber, Zucker, Schleim und wenig Salze. Ihrer Eigenſchaften wegen verbraucht man die Mehlſorten zu Nahrungsmitteln. Vorzüglich eignen ſich zu Brote Weizen, Spelz, Rocken und Mais. Der Handel damit iſt in den Seeſtädten, wo ununterbrochen viel Schiffe damit verſorgt werden müſſen, und in der Nähe der Armeen ſehr bedeutend und vortheilhaft. Beſonders wird in Archangel, St. Petersburg, Danzig, Amſterdam, Hamburg, Bremen, Trieſt, Flume, Bordeaux, Nantes, Livorno, Barcelona und in verſchiedenen engliſchen Häfen ein großer Mehlhandel getrieben. Rußland ſchickt viel Roggen und Weizenmehl nach Lübeck, Bergen, ganz Dänemark, Roſtock, Drontheim ꝛc. Auch Nordamerika, beſonders Penſylvanien und Neuyork, führen viel Mehl aus. Das gute Mehl muß ſchön weiß, trocken und rein von Geruche ſeyn, ſich lange halten und im Brote gehörig aufgehen. Auch muß es trocken gehalten und gut verwahrt werden, daß es ſich weder erhitze noch dümpfig, oder vom Ungeziefer beſchädigt werde. Sommerroggenmehl iſt weißer, als das vom Winterroggen. Spelzmehl iſt magerer als Weizenmehl und gibt kein ſo trocknes Brot. Kraftmehl (Ammelmehl, weiße Stärke) iſt das aus aufgequelltem, zerquetſchten und im Waſſer ausgedrücktem Weizen und andern mehlartigen Früchten gewonnene Satzmehl, welches man nach ausgepreßtem Waſſer in Stücke ſchneidet und auf luftigen Böden trocknet. Zermahlen oder zerdrückt wird die Stärke in Biscuitmehl verwandelt.

Mehlthau, eine ſchleimige, verſchieden gefärbte, mehr oder weniger flüſſige Subſtanz, die ſich auf den Blättern der Pflanzen zeigt und das Verwelken derſelben gewöhnlich zur Folge hat. Er wird für kleine Schimmelpilze angeſehn, die paraſitiſch auf den Pflanzen wuchern und ſie ausſaugen; oder er wird von Blattläuſen darauf abgelegt, welche vorher unter der Oberhaut der Blätter geniſtet haben. Eine beſondre Art des Mehlthaues iſt der Honigthau. (S. d. Art. Honig.)

Mehul (Etienne-Henri), einer der berühmteſten neuern franzöſiſchen Componiſten, Mitglied des Inſtituts, einer der drey Inſpectoren des Unterrichts und Lehrer der Compoſition beim Conſervatoire, war zu Givet im J. 1763 geboren. Der Organiſt dieſer Stadt, welcher blind war, gab ihm den erſten Unterricht in der Muſik. In einem Alter von 10 Jahren wurde er Organiſt bei den Franciscanern (Recolets), und zwei Jahre nachher dem Organiſten der berühmten Abtei Valledieu zum Gehülfen beigegeben. Hier lernte er die Compoſition von einem Deutſchen, Namens Hanſer, einem ſehr geſchickten Contrapunktiſten. In ſeinem 16 Jahre kam Mehul nach Paris und nahm Unterricht auf dem Piano bei Edelman, einem damals berühmten Meiſter. In ſeinem 18ten Jahre wurde er Gluck vorgeſtellt, der ihn in den philoſophiſchen und poetiſchen Theil der muſikaliſchen Kunſt einweihte, und unter deſſen Leitung er als Studien drei Opern componirte. Er war zwanzig Jahr alt, als er der Academie de Muſique eine Oper in 4 Acten vorlegte, betitelt Cora und Alonzo, welche jedoch erſt nach ſechs Jahren aufgeführt wurde. Des Wartens müde, componirte er Euphroſyne, die ein Jahr früher ge-

geben wurde. Stratonice war ſein drittes Werk, und Adrien ſein viertes. Ueberhaupt ſind von Mehul folgende Werke auf dem Theater erſchienen: In der Academie de Muſique: Cora et Alonzo, 1791; Horatius Coclés, Adrien, 1790, nebſt verſchiednen Ballets; auf dem Théatre de l'Opera comique: Euphrosine, 1790; Stratonice, 1792; Le jeune Sage et le vieux Fou, 1793; Phrosine et Mélidore, 1794; La Caverne, 1795; Doria, Le jeune Henri, Ariodant, 1799; Bion, 1800; Epicure, gemeinſchaftlich mit Cherubini, 1800; L'Irato (oder l'Emportée, der Tollkopf) 1801, Une Folie (deutſch: Wagen gewinnt, oder: Je toller, je beſſer), Le Trésor supposé, Joanna, L'heureux malgré lui, 1802; Héléna (Helene, auch auf den deutſchen Theatern), Le Baiser et la Quittance, in Geſellſchaft mit Kreutzer, Boyeldieu und Nicolo, Uthal, Gabrielle d'Estrées und Les deux Aveugles de Tolède (die beiden Blinden von Toledo), 1806; Joseph 1807; (welcher auch auf den deutſchen Theatern viel Senſation gemacht hat); auf dem Théatre français die Chöre zu Timoleon von Chenier. Im J. 1811 erſchienen von ihm Amphion ou les Amazones, und Valentine de Milan. Seine Nationalgeſänge, unter denen der Chant du Départ und der Chant du Retour die berühmteſten ſind, erwarben ihm die Auszeichnung, daß 1796 am Feſte der Republik ſein Name unter den Componiſten des erſten Ranges öffentlich ausgerufen wurde. Auch wurde er 1804 Mitglied der Ehrenlegion. Außerdem hat Mehul mehreres für die Inſtrumentalmuſik und zwei im Inſtitute vorgeleſene Berichte herausgegeben, den einen über den künftigen Zuſtand der Muſik in Frankreich, den andern über die Arbeiten der Zöglinge des Conſervatoriums, welche Penſionaire der Akademie der Künſte zu Rom ſind. Seine Verdienſte als Lehrer ſind allgemein anerkannt. Seine Compoſitionen haben Charakter und Energie, ſind aber oft ſehr einförmig und geſucht. — Er ſtarb zu Paris den 17ten October 1817 an der Bruſtwaſſerſucht.

Meibom (Johann Heinrich), lat. Meibomius, gelehrter Arzt in Lübek, geb. 1590 in Helmſtädt, geſt. 1655. Zu den vorzüglichſten ſeiner lateiniſchen Werke rechnet man ſein „Leben Mäcens." — Mehr Berühmtheit hat ſein Sohn Heinrich Meibom erlangt. Dieſer wurde 1638 in Lübeck geboren, ſtudirte in Helmſtädt und auf einigen holländiſchen Univerſitäten, durchreiſte Deutſchland, England, Frankreich und Italien, ward 1661 Profeſſor der Medicin in Helmſtädt, 1678 Profeſſor der Geſchichte und Dichtkunſt daſelbſt, und ſtarb 1700. In der Anatomie erhält er ſein Andenken durch die Maibomiſchen Drüſen, ſeine vortrefflichen Beleuchtungen der Mutterſchlagadern, der Klappen der Gefäße in Betreff des Kreislaufs und des Thränengangs, und durch die Entdeckung des blinden Lochs in der Zunge und der benachbarten Warzen. Seine zahlreichen (lateiniſchen) Schriften ſind ſehr geſchätzt, vorzüglich die hiſtoriſchen, welche meiſtentheils Deutſchland betreffen. Sein großes Werk iſt: Rerum Germanorum tomi tres, fol. 1668. — Ein anderer Meibom (Marx), Verwandter des Obengenannten, ein guter Philolog, 1630 in Tönningen geboren, beſchäftigte ſich vorzüglich mit der Muſik der Alten, und gab 1652 zu Amſterdam eine lateiniſche Ueberſetzung der alten Schriftſteller über die Muſik (Antiquae Musicae scriptores septem gr. et lat.) mit Noten und einer allgem. Vorrede heraus, welche er der Königin Chriſtine von Schweden zueignete. Dieſe

berief ihn an ihren Hof. Sie fand ſo viel Vergnügen an ſeinen Beſchreibungen der alten Muſik, daß ſie, um einen anſchaulichen Begriff davon zu erhalten, Inſtrumente nach Beſchreibung der griechiſchen machen ließ, und Meibom bewog, in dem damit veranſtalteten Concert eine griechiſche Arie zu ſingen, wozu der Prof. Naudäus einen griechiſchen Tanz tanzen ſollte. Die ganze Verſammlung brach darüber in ein helles Gelächter aus. Wüthend ſprang Meibom auf und gab Bourdelot, Leibarzt und Liebling der Königin, den er für den Anſtifter hielt, eine Ohrfeige. Gleich darauf verließ er Stockholm, und ging nach Copenhagen, wo er gut aufgenommen, und zum königl. Rath und Profeſſor am Gymnaſium zu Soroe ernannt wurde. Hernach kam er als Präſident des Zollamts nach Helſingör. Seine Lebhaftigkeit verwickelte ihn aber in ſo viele Zwiſtigkeiten, daß er dieſe Stelle niederlegte, und ſich nach Amſterdam als Profeſſor der Geſchichte bei der dortigen Schule begab. Hier veruneinigte er ſich mit einem Bürgermeiſter, ward entlaſſen, reiſte nach Frankreich und England, bot ſeine Beſchreibung der alten Triremen aus, kehrte endlich nach Amſterdam zurück, und ſtarb daſelbſt 1711. Man hat noch mehrere Werke von ihm, worunter eine Verbeſſerung des hebräiſchen Textes der Bibel, der, nach ſeiner Behauptung, voll Fehler ſei, auch Editionen des Vitruv, Diogenes Laertius u. a. m.

Meier, von dem veralteten meh, mehr, groß, iſt überhaupt eine Perſon, welche mehr als eine andre iſt, und andern Perſonen oder auch einer Sache vorgeſetzt iſt. So hießen im Mittelalter die oberſten Pfalzgrafen Meier, Hausmeier. In ſpätern Zeiten nannte man auch ſo diejenigen vornehmen Hofbeamten welche den lateiniſchen Namen Major domus führten. In den Städten war der Meier eine vornehme obrigkeitliche Perſon, welche die hohe Gerichtsbarkeit oder auch nur die bürgerliche Gerichtsbarkeit mit Ausſchluß der peinlichen ausübte. Noch führen geringere Vorgeſetzte und Aufſeher den Namen Meier, dergleichen die Vorgeſetzten der Landwirthſchaft ſowohl einer ganzen Gegend als eines einzelnen Gutes ſind, beſonders aber der Vorgeſetzte eines jeden Landgutes, der gegen einen Jahreslohn die Aufſicht über den Feldbau und die Arbeiter und Knechte führt, auch Hofemeiſter genannt.

Meierei heißt einmal ein kleines zu einem größern, dem Hauptgute, gehöriges, beſonders zur Viehzucht beſtimmtes Landgut, das ein Meier verwaltet, dann ein Bauergut, welches ein Meier gegen einen jährlichen Erbzins an den Grundherrn beſitzt.

Meil (Johann Wilhelm), einer der vorzüglichſten Zeichner und Kupferſtecher und einer der gelehrteſten Künſtler ſeiner Zeit, geb. zu Altenburg 1733, widmete ſich anfangs zu Bayreuth und Leipzig den Wiſſenſchaften, bis im J. 1752 zu Berlin der Anblick der dortigen Kunſtwerke ſein Talent für die bildenden Künſte weckte, das er von nun an, ohne einem Meiſter oder einer Schule zu folgen, ſelbſt auszubilden ſuchte. Unabläſſig übte er ſich im Zeichnen und Radiren, und ſchuf ſich ſo eine eigne Manier in letzterm, welche ihm unter den berühmten Kupferätzern der neuern Zeit eine ausgezeichnete Stelle erwarb, da er alle ſeine Ideen mit der vollkommenſten Richtigkeit entwarf, und mit bis

dahin noch nicht geſehener Sauberkeit in kleinen liedlichen Geſtalten ausführte. Die ganze Sammlung ſeiner reizenden Vignetten, welche die vorzüglichſten deutſchen Schriften zieren, beträgt über ein halbes Tauſend. Zu den gelungenſten gehören ſeine meiſterhaften Blätter zu Engels Mimik und zu der neueſten Ausgabe von Sebaldus Nothanker, welche beweiſen, wie vortrefflich er phyſiognomiſche Charaktere darzuſtellen wußte. Dabei beſaß er eine genaue Kenntniß von dem Coſtume der alten und mittlern Zeit, und hatte ſich daher, durch Angabe richtiger und geſchmackvoller Zeichnungen, auch um das Theater zu Berlin großes Verdienſt erworben. Er ſtarb zu Berlin im J. 1805 als Vicedirector der dortigen Akademie der Künſte. Ihn überlebte ſein älterer Bruder Johann Heinrich Meil.

Meile, ein Längenmaaß weiter Entfernungen, z. B des Weges. Es hat ſeinen Namen von dem lateiniſchen Mille (tauſend), weil die römiſche Meile 1000 geometriſche Schritte, jeden zu 5 römiſchen Schuhern, ausmachte. Die Länge der Meilen iſt in den verſchiedenen Ländern ſehr verſchieden. Geographiſcher Meilen rechnet man 15 auf einen Aequatorgrad; der geographiſchen wird die deutſche Meile gleich geachtet, wiewohl ſie eigentlich etwas größer iſt, und gewöhnlich auf zwei Stunden Weges oder 12000 Schritte (23,661 rheiniſche Fuß) berechnet wird. Außerdem rechnet man auf einen Aequatorgrad 10 norwegiſche, 10⅞ däniſche und ſchwediſche, 13½ ungariſche, 19⅞ niederländiſche, (Stunden), 20 gemeine ſpaniſche, 26⅞ caſtilaniſche, 22 polniſche, 25 gemeine franzöſiſche, 60 italieniſche, wie auch geographiſche engliſche, 66⅞ türkiſche (Berri), 69½ engliſche, 104½ ruſſiſche (Werſte) und 250 chineſiſche (Li) Meilen. Die Seemeilen ſind etwas verſchieden, indem 17½ ſpaniſche und 20 franzöſiſche, engliſche und niederländiſche (Leagues) ſo viel als 15 deutſche Meilen betragen.

Meilenmeſſer, ſ. Wegmeſſer.

Meiler ſind regelmäßig zu dem Zwecke auf einander gelegte und nachher mit Erde bedeckte Holzſcheite, daß ſie ſich bei einem Glühfeuer ohne Flamme verkohlen ſollen. Sind die Scheite ſenkrecht an einander gelegt, ſo daß das Ganze einem ſtumpfen Kegel gleicht, ſo heißen ſie ſtehende, liegen ſie horizontal, liegende Meiler. In Deutſchland zieht man die erſtern, in Schweden die letztern vor. Auch die Feldöfen, worin man in einigen Gegenden Ziegel im Freien ohne gemauerte Oefen brennt, heißen Meiler.

Meineid, ein falſcher Eid, den man wiſſentlich und vorſätzlich ſchwört. Da ein jeder Eid eine Berufung auf Gott als allwiſſenden Zeugen iſt, ſo wird der Meineid als eine vorſätzliche Entheiligung des göttlichen Namens mit harten Strafen belegt.

Meiners (Chriſtoph), ein bekannter deutſcher Literator, war 1747 zu Otterndorf im Lande Hadeln geboren, und bildete ſich ſeit 1767 auf der Univerſität Göttingen, zu deren würdigſten Lehrern er nachher gehörte. Er hat ſich durch viele Schriften bekannt gemacht; aber keine derſelben konnte die oft nur aus ſchonender Achtung ſchweigende Kritik verſöhnen. Indeß beurtheilte man ihn oft auch einſeitig und ungerecht, und wie man vielleicht früher manches ſeiner Producte, z. B. die Briefe über die Schweiz, zu ſehr erhoben hatte, ſo verkannte man ſpäter auch das wahrhaft Verdienſtliche ſeiner Compilationen. Unbeſtrittenere Verdienſte hatte Meiners als akademiſcher Lehrer. Raſtlos arbeitete er für die Ordnung und den Flor der Georgia Auguſta, und ſeine Liebe für dieſe Univerſität erzeugte

in ihm die Idee zur Geſchichte derſelben, deren Nichtvollendung immer zu bedauern ſein wird. Seine Lieblingsbeſchäftigung war das Studium der Geſchichte der menſchlichen Cultur und insbeſondere der Religionen, wozu er ſchon in ſeinen früheſten Schriften, beſonders in ſeiner Historia doctrinae de Deo vero den Grund gelegt hatte. Schade, daß gerade ſein letztes Werk über dieſen Gegenſtand: Allgemeine kritiſche Geſchichte der Religionen (Hannover 1806. 2 Bde. 8.), ſo ganz der Kritik und lichtvollen Anordnung entbehrt. Einige frühere Abhandlungen dagegen tragen das unverkennbare Gepräge eines ruhigen und beſonnenen Denkers, und ſind der Aufbehaltung werth. Aus ſeinen Schriften über das Mittelalter und beſonders aus den fleißig gearbeiteten Biographien der großen Reſtauratoren im 15. und 16. Jahrhundert wird ein neuer Bayle einſt trefflichen Stoff zur Beſtätigung und Widerlegung hernehmen können. Er machte mehrere Erholungsreiſen durch Deutſchland und die Schweiz; im J. 1776 ward er Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften in Göttingen, und 1788 großbritanniſcher und churbraunſchweigiſcher Hofrath. Meiners unläugbares Verdienſt wurde auch im Auslande anerkannt. Eine franzöſiſche Ueberſetzung ſeiner Geſchichte des Urſprungs, Fortgangs und Verfalls der Wiſſenſchaften in Griechenland und Rom (Lemgo 1781, 2 Bde.), verſchaffte ihm die Mitgliedſchaft des Nationalinſtituts; auf ſeine Entſcheidung beriefen ſich italieniſche Akademien; Deutſchland aber wird ihn ſtets unter ſeine fleißigſten Literatoren zählen. Die Kunſt zu excerpiren und ſeine Excerpte in Bücher umzuſtempeln, beſaß er in hohem Grade. Sein letztes, ſehr intereſſantes Werk war: Unterſuchungen über die Verſchiedenheit der Menſchennatur in Aſien und den Südländern (Tüb. 1813. 2 Thle. 8.). Er ſtarb, mehr lebensſatt als erſchöpft, am 1. Mai 1810 in ſeinem 64ſten Lebensjahre. Vergl. Heynii memoria ejus commendata. (Goett. 1810. 4.)

Meinhard (Johann Nicolaus), eigentlich Gemeinhard, welchen Namen er aber in Italien in Meinhard veränderte, war 1727 zu Erlangen geboren. Der Theologie gewidmet, ging er zwar 1746 nach Helmſtädt und ſtudirte ſie zwei Jahre unter Mosheim und von der Hardt, entſagte ihr aber aus natürlicher Abneigung gegen alle Stände, in welchen man ſich zu ſehr dem Zwange in den Meinungen unterwerfen muß, und aus Begierde, die Welt zu ſehn und kennen zu lernen. Mosheim verſchaffte ihm 1748 eine Hauslehrerſtelle in Liefland, wo er beinahe drei Jahre lang nicht nur ſeinen Zöglingen ſehr nützlich war, ſondern auch die alten und neuen Claſſiker mit dem größten Eifer ſtudirte. Aus Liebe zur Veränderung beſchloß er 1751, Liefland zu verlaſſen und über Copenhagen nach Holland zu reiſen. Ungünſtige Winde hielten ihn aber in Copenhagen zurück, und endlich ſchiffte er von da nach Deutſchland zurück. Seine Sprachſtudien fortzuſetzen, ging er 1752 nach Göttingen und 1755 abermals nach Liefland, deſſen Clima ſeiner Geſundheit am beſten zuſagte. Er wurde Hauslehrer bei dem Baron von Budberg und reiſte im folgenden Jahre mit ſeinem Zöglinge durch Deutſchland, Frankreich, Spanien und Italien. Um nach ſeiner Rückkehr 1759 ſeiner Familie nicht zur Laſt zu fallen, promovirte er zu Helmſtädt, und wollte Vorleſungen über die ſchönen Wiſſenſchaften halten. Aber ſein unſteter Geiſt trieb ihn bald von dort weg nach Braunſchweig, um Zachariä kennen zu lernen. Dieſer war gerade in Hamburg; Meinhard eilte ihm dahin nach. Sie wurden bald Freunde. Mein-

hard kehrte mit ihm nach Braunſchweig zurück und ließ hier ſeine Verſuche über die italieniſchen Dichter drucken, die noch jetzt als ein Hauptwerk über dieſen Gegenſtand in unſrer Sprache zu betrachten ſind. Täglich im Umgange mit Zachariä, Ebert, Gärtner, Schmidt und Andern, vergaß er eine Zeit lang ſeine Hypochondrie; aber nach einem Jahre kehrte das Uebel verſtärkt zurück. Dies bewog ihn, trotz der glänzendſten Anerbietungen, Braunſchweig zu verlaſſen und nach Leipzig zu gehen, wo er Gellerts und Weißens Umgang genoß. Auf den Rath ſeiner Freunde begleitete er einen Grafen Moltke als Hofmeiſter auf ſeinen Reiſen. Er beſuchte 1763 Frankreich, Italien und England. Auf dem Rückwege kam er 1765 nach Berlin, wo er mit Ramler, Leſſing, Nicolai, Mendelsſohn u. A. bekannt wurde, und kehrte, nachdem er ſeinen Grafen dem Vater zu Copenhagen glücklich übergeben und alle weitern Anträge abgelehnt hatte, nach Braunſchweig zu ſeinen Freunden zurück. Hier blieb er kurze Zeit und ging ſodann (noch im Herbſte 1765) nach Erfurt, als dem, wie er glaubte, für ſeine Geſundheit zuträglichſten Ort. Er lebte beinahe zwei Jahre faſt ohne alle Bekanntſchaft in einem Gaſthauſe. Ganze Wochen brachte er in der Einſamkeit zu im Genuſſe ſeiner auserleſenen Büchersammlung. In der Mitte des Aprils 1767 ging er wieder nach Berlin, wo er am 15. Junius ſtarb. Meinhard beſaß bei einer großen Beſcheidenheit, die gegen Fremde bis zur Blödigkeit ging, eine ungemeine Beleſenheit, beſonders im Fache der ſchönen Wiſſenſchaften. Er verſtand griechiſch, lateiniſch, franzöſiſch, italieniſch, engliſch, ſpaniſch, portugieſiſch, däniſch, holländiſch und ſeine eigne Mutterſprache in weitem Umfange. Außer ſeinen obengenannten Verſuchen (deren dritten Band Jagemann lieferte), hat er Home's Grundſätze der Kritik, den Heliodor und einiges andre überſetzt.

Meiningen (Sachſen-) oder **Meinungen**. Das Herzogthum Meiningen, welches einem Zweige des ſächſiſchen Hauſes Erneſtiniſcher Linie gehört, iſt ein Theil der ehemaligen Grafſchaft Henneberg, welche 1583 nach dem Erlöſchen des Mannsſtammes der gefürſteten Grafen von Henneberg größtentheils an das Haus Sachſen kam, mit welchem im J. 1554 jene Grafen von Henneberg eine Erbverbrüderung errichtet hatten. Die Herzoge von Meiningen beſitzen zwar außer ihrem Erbtheil an Henneberg auch einen Theil des Fürſtenthums oder der Pflege Coburg; allein auch Coburg, welches ehedem die neue Herrſchaft Henneberg genannt wurde, gehörte dem alten Geſchlechte der Grafen von Henneberg, und kam erſt 1347 durch die Vermählung des Markgrafen zu Meißen, Friedrichs des Strengen, mit der Gräfin Catharina von Henneberg an das Haus Sachſen. Die gegenwärtigen Beſitzungen der Herzoge von Meiningen kamen zuerſt an die alt-coburgiſche Linie, nachher an Altenburg, und als die altenburgiſche Linie ausſtarb, an Ernſt den Frommen von Gotha, deſſen dritter Sohn **Bernhard** der Stifter der meiningiſchen Linie wurde. Bernhard beſaß anfänglich nur Meiningen, Maßfeld, Waſungen, Sand, Frauenbreitungen und Salzungen. Als aber ſein Bruder Albrecht, der in der Theilung Coburg erhalten hatte, 1699 ohne Nachkommen ſtarb, erbte Bernhard einen Theil der Verlaſſenſchaft. Unter ſeinen Söhnen wurden die Beſitzungen noch vergrößert, als 1710 die römhildiſche Linie mit ihrem Stifter Heinrich, dem vierten Sohne Ernſt des Frommen, ausſtarb, und deſſen Landesantheil unter Meiningen, Gotha, Saalfeld und Hildburghauſen vertheilt wurde. Bernhard hinterließ drei Söhne, von denen der jüngſte, Anton Ulrich,

ſein Geſchlecht fortpflanzte. Zwei Söhne, Carl und Georg, ſuccedirten ihm unter mütterlicher Vormundſchaft. Herzog Carl ſtarb 1782, und Herzog Georg, der bisher gemeinſchaftlich mit ihm regiert hatte, wurde nun alleiniger Regent. Er führte den 9. December 1800, das Recht der Erſtgeburt ein. Bei ſeinem 1803 erfolgten Tode ſuccedirte ihm ſein dreijähriger Sohn, Bernhard Erich Freund, über welchen die Herzogin Mutter, Luiſe Eleonore, die Vormundſchaft führt. Sie trat mit den andern ſächſiſchen Herzogen (1806) dem Rheinbunde bei, und entſagte ihm 1813 wieder. Das Bundescontingent betrug 300 Mann. Die geſammten meiningiſchen Länder, in 11 Aemter getheilt, wovon 8 auf das Unterland und 3 auf das Oberland kommen, enthalten 18¾ (nach Andern 20) Quadratmeilen mit 54,375 ſehr betriebſamen, evangeliſch-lutheriſchen Bewohnern. Die Einkünfte werden auf 350,000 Gulden geſchätzt. Die Haupt- und Reſidenzſtadt iſt Meiningen, in einem Thale der Werra, mit ungefähr 4,000 Einwohnern. In dem herzoglichen Reſidenzſchloſſe ſind verſchiedene wiſſenſchaftliche und Kunſtſammlungen, und das Geſammtarchiv der gefürſteten Grafſchaft Henneberg. In der Stadt gibt es mehrere Bildungsanſtalten, und eine bedeutende Anzahl Barchentweber. Das Städtchen Sonneberg treibt mit Holzwaaren, Spiegeln und Rechentafeln einen Handel, der allein dem Lande jährlich gegen 126,000 Gulden einträgt. Die herzoglich-ſachſen-meiningiſchen Länder haben mit den Fürſten der Erneſtiniſchen Linie gemeinſchaftlich die zwölfte Stelle in der Bundesverſammlung, im Plenum aber führt der Herzog eine Stimme. Das Land hat Stände, deren Verfaſſung auf alten Verträgen beruht. Das Haus Meiningen ſetzt ſeiner mütterlichen Abſtammung wegen dem gemeinſchaftlichen ſächſiſchen Titel noch hinzu: Graf von Sayn und Wittgenſtein. Das Wappen iſt das herzoglich ſächſiſche.

Meißen, eine alte, vom K. Heinrich I. 922 angelegte Stadt im Königreiche Sachſen an der Elbe, wo die älteſte Elbbrücke des Landes, mit 6000 Einwohnern. Es iſt hier ein Kreisamt und eine ſogenannte Fürſtenſchule, Afraneum genannt (ſ. Landſchulen), eine Domkirche mit der Fürſtencapelle, ein Meiſterſtück alter Baukunſt und ein altes Reſidenzſchloß, die Albrechtsburg, auf welchem man ſeit 1710 das berühmte ſächſiſche Porzellan fabricirt, wozu das Hauptmaterial aus Schneeberg gebracht wird. Von dieſer Stadt hat das 927 geſtiftete Markgrafthum und ein Kreis des Königreichs Sachſen den Namen erhalten.

Meißner (Auguſt Gottlieb), wurde 1753 zu Bautzen in der Oberlauſitz geboren. Seinen Vater, Regimentsquartiermeiſter, dann Senator, verlor er früh, und kam mit ſeiner Mutter nach Löbau. Er ſtudirte von 1773 bis 76 auf den Univerſitäten zu Leipzig und Wittenberg die Rechte und ſchönen Wiſſenſchaften. Hier lernte er Engel kennen, bekam eine entſchiedene Vorliebe fürs Theater, und ſchrieb für die Seilerſche Schauſpielergeſellſchaft mehrere Operetten nach dem Franzöſiſchen. Er wurde um dieſe Zeit Kanzelliſt beim geheimen Concilium, ſpäter geheimer Archivs-Regiſtrator zu Dresden, und gewann ſich die ausgezeichnete Gunſt des Miniſter von Wurmb. Auf einer Reiſe, die er durch einen Theil der öſterreichiſchen und deutſchen Staaten machte, hatte er ſich viele Freunde erworben. Dies verſchaffte ihm einen Ruf nach Prag, wo er ſeit 1785 als Profeſſor der Aeſthetik und claſſiſchen Literatur lebte. Im J. 1805 wurde er fürſtlich naſſau-oraniſcher Conſiſtorialrath und Director der hohen Lehranſtalten zu Fulda, wo er den 20. Febr. 1807 ſtarb. Die Werke dieſes fruchtbaren

Schriftſtellers gehörten eine Zeit lang zu den geleſenſten in Deutſchland. Blühende Einbildungskraft, Einſicht, ſchöne Sprache, Anmuth und Witz, und eine glänzende Manier mit einem feinen Anſtrich von Galanterie, empfahlen ſeine Schriften, ob man ihnen gleich auf der andern Seite auch manche Fehler mit Grund vorwarf, als gezierten Ausdruck, geſchraubte Wendungen, ſpielenden Witz und leere Declamation, ja ſogar Verſtöße wider die Grammatik. Wir begnügen uns, nur die bekannteſten ſeiner Schriften zu nennen: 1. Skizzen, 14 Sammlungen (Leip. 1778 — 1796). Sie enthalten allerlei proſaiſche Aufſätze von verſchiedenem Inhalt, Anekdoten und Erzählungen, Fabeln u. ſ. w.; 2. Alcibiades, 4 Theile (Leipz. 1781 — 88); 3. Maſaniello (1784); 4. Bianca Capello, 2 Theile (1785); 5. Spartacus (1792); 6. Epaminondas Biographie (Prag 1798); 7. Leben des Julius Cäſar (1799). Alle dieſe Werke bis auf das letzte gehören zu der verderblichen Zwittergattung des hiſtoriſchen Romans, der ohnehin noch durch den Dialog verwäſſert wurde. Indem er ihr die Liebe der Deutſchen zu gewinnen wußte, ſanctionirte er einen Irrthum, der ſowohl dem hiſtoriſchen als äſthetiſchen Studium nicht anders als nachtheilig ſein konnte. 8. Erzählungen und Dialogen, 3 Hefte (1781 — 1789); 9. der unſichtbare Kundſchafter; 10. das Lob der Muſik, eine Cantate, welche von Schuſter componirt worden iſt. 11. Bruchſtücke zur Biographie J. G. Naumanns, 2 Thle. Prag 1803. 8.; 12. ſeine Antrittsrede über den Unterſchied von Schrift und Vortrag. Unter ſeinen Arbeiten für die Bühne iſt ſein Johann von Schwaben (Lpz. 1780) die vorzüglichſte. Außerdem hat er Vieles aus dem Franzöſiſchen, Engliſchen und Italieniſchen überſetzt, und an verſchiednen literariſchen Arbeiten Andrer Theil genommen. Er war z. B. mit dem Bibliothekar Kanzler 1783 — 1785 Herausgeber einer intereſſanten Quartalſchrift für die ältere Literatur und neuere Lecture, und gab 1793 ꝛc. die Monatsſchrift Apollo heraus. Er hatte als Menſch viele edle Eigenſchaften, Wärme für Menſchenwohl und Bürgerglück, Wahrheitsliebe; er war ein ſtandhafter Freund, ein zärtlicher Gatte, ein dankbarer Sohn.

Meiſter (Leonhard), war 1741 zu Neftenbach geboren, und kam nach dem Tode ſeines Vaters, welcher dort Pfarrer war, nach Zürich. Breitinger, Steinbrüchel, Ulrich, Hirzel und Bodmer wurden ſeine Lehrer. Nebſt der claſſiſchen Literatur zogen Geſchichte und ſchöne Wiſſenſchaften ihn vorzüglich an. Er arbeitete mit ungemeiner Leichtigkeit; aber eben dieſe Leichtigkeit, verbunden mit dem Beifall, den ſeine literariſchen Producte eine Reihe von Jahren hindurch bei dem größern Publicum fanden, wurde Urſache, die Gründlichkeit zu vernachläſſigen. Doch ſind auch in der flüchtigſten ſeiner Arbeiten eignes Urtheil, freies Denken und ein reicher Schatz von Kenntniſſen ſichtbar. Die Schrift über die Mode eröffnet, und die Meiſteriana beſchließen den Kreis. Die im J. 1773 angetretene Profeſſur der Geſchichte an der Züricher Kunſtſchule vertauſchte er 1791 mit der Pfarrei St. Jacob bei Zürich. Im J. 1799 verſchlugen ihn die politiſchen Stürme von der Kanzel in die Archive des helvetiſchen Vollziehungsdirectoriums. Bald aber ſehnte er ſich nach den ſtillern Muſen zurück, und ſchon im folgenden Jahre war er wieder Pfarrer zu Langnau am Fuße des Albis; einige Jahre ſpäter legte er die Stelle nieder, um ausſchließlich den Wiſſenſchaften und dem Privat-Unterrichte von Jünglingen, die man ihm anvertrauen würde, zu leben; neues Bedürfniß führte

ihn nochmals zum Paſtoralberufe zurück. Er ward Pfarrer zu Kappel im Canton Zürich, wo er 1811 ſtarb.

Meiſterſänger. Der deutſche Adel, der im 13ten Jahrhundert in ſorgſamer Ausbildung und eifriger Förderung deutſcher Dichtkunſt gewetteifert hatte, hörte mit Anfang des vierzehnten faſt ganz auf, an dieſer friedlichen edeln Beſchäftigung Geſchmack zu finden, und ergab ſich von neuem dem kriegeriſchen Leben in den mannichfachen Fehden, die damals allenthalben in den deutſchen Landen entbrannten. Nur hinter den Mauern der Städte war damals Friede zu finden, nur da konnten friedliche Künſte und Gewerbe blühen, die bis auf die neueſten Zeiten ihr Eigenthum geblieben ſind. In jenen Zeiten allgemeiner Regelloſigkeit und Ungebundenheit hatten die Freunde der Ordnung ſich eine deſto feſtere und ſtrengere Regel erwählt. So hatten ſich überall die Leute Eines Gewerbes in einer Zunft vereinigt, gewiſſe unverbrüchliche und mit ängſtlicher Pünctlichkeit ausgedachte Geſetze gegeben, damit ja nie ſelbſt der Schein der überall herrſchenden und von ihnen ſo gehaßten Anarchie unter ihnen aufkommen könnte. Dieſem Zwange mußten ſich nicht nur eigentliche Handwerker, ſondern auch die freien, ſchönen Künſte fügen, ſo wie ihre Anfänge in den friedlichen, ſie zu erzeugen und zu fördern allein geſchickten Städten ſich zeigten oder ihre Reſte aus dem unruhvollen platten Lande dahin ſich flüchteten. So erging es auch der Dichtkunſt. Die ehrſamen ſtillen Bürger und Handwerker, beſonders der Reichsſtädte, fanden Vergnügen daran, in langen Winterabenden die Lieder und poetiſchen Erzählungen der Minneſänger zu leſen; bald fielen diejenigen unter ihnen, die in ſich einiges Talent fühlten, darauf, ſie nachzuahmen und neben dem Schuhmachen, Leinwandweben und Zinngießen auch fleißig zu dichten. Kaum hatten mehrere dieſer Versmacher einander gefunden und ſich mitgetheilt, ſo konnte es nicht fehlen, daß ſie in eine ordentliche Zunft, gleich andern Handwerkern, zuſammentraten. Die alten Minneſänger waren, ihrer Meinung nach, ihre wahren Vorgänger und Zunftgenoſſen. Sie nannten in ſpätern Zeiten gewöhnlich Wolfram von Eſchenbach, Heinrich Frauenlob und Klingsohr als Uhrheber ihrer Zunft. Doch dienten ihnen jene Dichter aus der goldnen Zeit weniger im Inhalt als in der Form zu Vorbildern, wie ſie denn überhaupt dieſe für das eigentliche Weſen der Poeſie hielten, und von dem Unterſchied zwiſchen einem poetiſchen oder proſaiſchen Gedanken und Ausdruck kaum eine Ahnung hatten. Der negative Vorzug der Reinheit von äußern Fehlern war ihnen das Höchſte der Dichtkunſt. Ihrem ſtillen frommen Bürgerſinn ſagten weder die Minnelieder, noch die großen romantiſchen Gedichte des vorhergehenden Jahrhunderts zu; es beſchränkten ſich ihre Verſuche im Lyriſchen auf geiſtliche Lieder, und im Epiſchen auf Reimerzählungen bibliſcher Geſchichten, woneben ſie mit deutſchem Ernſte das eigentliche Lehrgedicht beſonders liebten und übten. In der Form aber, in den Versmaaßen und der Proſodie ſuchten ſie ſich ſtreng an die Weiſe der alten Dichter zu halten. Die aus ihren Gedichten abſtrahirten Regeln, die zu heiligen unverbrüchlichen Innungsartikeln erhoben wurden, jedoch ſpäter durch erfinderiſche Zunftglieder manche Bereicherung erhielten, nannte man die **Tabulatur**. Nach dieſer beſtand jedes Lied (**Bar**) aus mehreren Abtheilungen von beliebiger Anzahl (**Geſätze**), jedes Geſätz aber aus zwei **Stollen** (Strophe und Antiſtrophe), die nach derſelben Melodie zu ſingen waren; nach jedem Geſätze folgte ein **Abgeſang** (Meſode) von anderm Versmaaß und

Melodien, und den Beſchluß machte jedesmal wieder ein einzelner Stoll, nach der Melodie des letzten Geſätzes (Epode). Es wurde in dieſen Liedern auf gehörige Abwechſelung der weiblichen (klingenden) und männlichen (ſtumpfen) Reime geſehen, doch war auch der Gebrauch einzelner reimloſen Zeilen (Waiſen), zumal am Ende, verſtattet, und eine Schönheit. Ein einſylbiges, auf einen ganzen Vers reimendes Wort hieß eine Pauſe, ein zweiſylbiges dergleichen ein Schlagreim u. ſ. w. Zu ſtrenger Bewahrung der Reinigkeit in Sprache und Proſodie hatte die Zunft ein langes Verzeichniß von hart verpönten Hauptfehlern, deren gewöhnlich zweiunddreißig genannt werden, und die alle ihre Namen haben. Jedes Lied der Meiſterſänger war übrigens auf Singen berechnet; wer ein neues Versmaaß erfand, erdachte auch zugleich eine neue Melodie, und beides wird unter dem Namen der Weiſe oder des Tons begriffen. Solcher Weiſen gab es eine ungeheure Menge, bis zu Strophen von dreißig und mehr Verſen. Sie waren durch die ſonderbarſten Namen bezeichnet, als die Beerweis, die Brundelweis, der Bluttton, die ſpitzige Pfeilweis, die Blaſii Luftweis, die verſchloßne Helmweis, die gelbe Lilienweis, die engliſche Zinnweis, die Schrotweis, die blutglänzende Drahtweis und dergleichen ſcheinbar ſinnloſe, wohl zufälligen Veranlaſſungen zuzuſchreibende Benennungen mehr. Die Zunft hatte gewiſſe Vorſteher, welche Merker genannt wurden, weil ſie auf die Fehler in Dichtung und Geſang zu merken und ſie mit Geld zu beſtrafen hatten. Die Meiſterſänger hielten, wie andre Zünfte, ihre Zuſammenkünfte auf ihrer Herberge oder Zeche; pflegten aber auch öffentliche Singübungen (Singſchulen) in Kirchen, gewöhnlich an Sonn- und Feiertagen Nachmittags, zu halten. Zu Nürnberg luden ſie zu einer ſolchen Uebung durch öffentlich ausgehängte, mit ſchönen Sinnbildern verzierte Tafeln ein. Die Singſchule wurde dort in der Catharinenkirche gehalten. Der Anfang wurde jedesmal mit dem Freiſingen gemacht, wo Jeder, der auch nicht Meiſterſänger war, auftreten durfte, auch in der Wahl der Gegenſtände mehr Freiheit gelaſſen, aber weder Lob noch Tadel, weder Preiſe noch Strafen ausgetheilt wurden. Sodann begann das Hauptſingen, welches die Meiſterſänger allein blos von Gegenſtänden aus der heiligen Schrift hielten, und der Beurtheilung der Merker unterwerfen mußten. Dieſe ſaßen auf einem Gerüſte am Altar an einem Tiſche, der durch einen Vorhang verdeckt war. Dieſer Platz hieß das Gemerke. Der erſte der vier Merker gab Acht, ob das Geſungene der aufgeſchlagen vor ihm liegenden Bibel gemäß ſei, der zweite auf die Proſodie, der dritte auf die Reime, der vierte auf die Melodie. Alle zeichneten die bemerkten Fehler fleißig auf, und dem, der am fehlerfreiſten (glatteſten) geſungen, ertheilten ſie den Preis. Er erhielt zur Zierde das Gehänge, eine Schnur oder Kette, woran Münzen hingen, auf deren einer (einem Geſchenk Hans Sachſens) der König David abgebildet war. Daher hieß der Sieger ſeit Hans Sachs der König David-Gewinner. Er hatte das Recht, das nächſtemal mit im Gemerke zu ſitzen, und auf Befragen ſeine Stimme zu geben. Der es nach ihm am beſten gemacht, wurde mit einem Kranz von künſtlichen Blumen geziert. Er ſtand in der nächſten Verſammlung an der Kirchthür und nahm von den Zuhörern Geld ein. Wer einmal das Kleinod gewonnen, hatte das Recht, Lehrlinge der Meiſterſingekunſt zu ziehen. Dafür ward aber

nie Lehrgeld genommen, ſondern blos die Fortpflanzung der Kunſt ward dabei beabſichtigt, und die Ehre, viele Schüler zu haben, ſehr geſucht. Nach ausgeſtandner, unbeſtimmter Lehrzeit wurde der Lehrling auf der Zeche in die Zunft aufgenommen, und ſodann, wenn er einige Zeit in den Schulen mit Beifall geſungen, auf Verlangen gefreit, d. i. zum Meiſter gemacht. — Die Zünfte der Meiſterſänger, oder, wie ſie ſich aus Beſcheidenheit lieber nannten, der Liebhaber des deutſchen Meiſtergeſangs, haben in mehrern deutſchen Reichsſtädten bis weit ins ſiebzehnte, in Nürnberg bis ins achtzehnte Jahrhundert beſtanden. Dort erhielt ſie wohl der Stolz auf den Ruhm Hans Sachſens, des einzigen dichteriſchen Geiſtes unter dieſen Zünftlern. Sein Bild war auf eins der oben erwähnten Aushängeſchilder gemahlt, zum ewigen Preis der Zunft, zum ewigen Vorbild aller Zunftgenoſſen. (S. Deutſche Poeſie.) HL.

Meklenburg, ein Herzogthum, jetzt Großherzogthum, im ehemaligen niederſächſiſchen Kreiſe, das oſtwärts an Pommern, ſüdwärts an die Mark Brandenburg, weſtwärts an Lüneburg, Lauenburg und Lübek, und nordwärts an die Oſtſee gränzt. Das Land enthält auf 260 Quadratmeilen gegen 425,000 Einwohner, hat keine Berge, aber viele Seen und Wälder, in einigen Gegenden auch Sandſtriche; im Ganzen iſt es aber fruchtbar, und beſonders für den Getraidebau und die Viehzucht ſehr ergiebig. Die Geſchichte von Meklenburg wird erſt mit Carl dem Großen etwas bekannter. Wir wiſſen nur, daß in den Zeiten vor der Völkerwanderung Heruler und Vandalen die Küſten der Oſtſee im heutigen Meklenburg bewohnten, denen, als ſie dem allgemeinen Zuge der Völker nach Süden folgten, ſlaviſche (wendiſche) Stämme von Oſten her folgten. Zwei der mächtigſten von dieſen Stämmen, die Obotriten und Wilzen, ſtanden in verjährter Feindſchaft. Erſtere, welche zur Zeit Carls des Großen aus den eigentlichen Obotriten (im weſtlichen Meklenburg), den Polaben (in Ratzeburg und Lauenburg) und den Wagriern (in Holſtein) beſtanden, überwanden um dieſe Zeit die Wilzen (im öſtlichen Meklenburg zwiſchen der Warnow und Peene) (782) und brachten einen Theil des Landes unter ihre Herrſchaft. Seitdem hatte der obotritiſche König eine Art von Obergewalt über die wilziſchen Fürſten der Redarier, Keſſiner, Circipaner und Tollenſer. Die Bekehrung und Unterwerfung der Slaven verurſachte langwierige und verheerende Kriege. Heinrich der Löwe, Herzog von Sachſen und Bayern, eroberte endlich das Land, und verwüſtete es dergeſtalt, daß die wenigen noch übrigen Einwohner keine neuen Verſuche, die Religion ihrer Väter und die angeſtammte Freiheit zu behaupten, hätten wagen können. Nachher verſöhnte ſich Heinrich mit dem wendiſchen Fürſten Pribislaus, nachdem dieſer ein Chriſt geworden, vermählte ſeine Tochter Mathilde mit Heinrich Burewin, dem Sohne Pribislaus, und räumte dem Vater 1167 ſeine Erbländer (mit Ausſchluß der Grafſchaft Schwerin und Danneberg und der Biſthümer Schwerin und Ratzeburg) unter dem Namen eines Fürſtenthums wieder ein. J. J. 1170 wurde Pribislaus zum deutſchen Reichsfürſten erklärt. Dieſer Pribislaus iſt der Stammvater der nachfolgenden meklenburgiſchen Fürſten, die unter allen europäiſchen Regenten die älteſten und die einzigen von unſtreitig ſlaviſcher Abkunſt ſind. Den Namen Meklenburg nahmen ſie von dem alten obotritiſchen Hauptorte Meklinborg an, der früh zerſtört

wurde und jetzt ein Dorf zwiſchen Wismar und Brüel iſt. Unter den Nachfolgern Heinrich Burewins wurde das Land getheilt 1226, woraus vielfältige Familienzwiſte entſprangen. So entſtanden nach dem Tode Heinrich Burewins II. durch die Theilung ſeiner Söhne die vier Linien von Meklenburg, Güſtrow (oder Wenden), Roſtock und Parchim, wovon die beiden letztern bald wieder erloſchen. Johann, Theologus genannt (geſtorben 1264), welcher Meklenburg erhielt, iſt merkwürdig, weil er von der pariſer Univerſität zum Doctor der Theologie creirt wurde. Sein Enkel, Heinrich der Löwe (regierte von 1302 bis 29) brachte durch ſeine Gemahlin, Markgrafen Albrechts zu Brandenburg Tochter, die Herrſchaft Stargard als ein Heirathsgut an ſein Haus. Heinrichs Söhne, Albrecht und Johann, ſtifteten die Linien zu Stargard und zu Schwerin, und wurden 1340 vom Kaiſer Carl IV. zu Herzogen erhoben. Im J. 1436 erloſch die wendiſche Linie und 1471 ſtarb Ulrich II., der letzte Herzog zu Stargard. Heinrich der Fette, ein Urenkel Albrechts, wurde nun Herr von ganz Meklenburg. Churbrandenburg aber beſtritt die Succeſſion, und zu Wittſtock wurde ein Vergleich geſchloſſen, nach welchem Heinrich die ganze Erbſchaft behielt, Brandenburg dagegen nach dem Erlöſchen der meklenburgiſchen Herzoge das ganze Land erben ſollte. Heinrichs des Fetten Enkel, Adolph Friedrich I. und Johann Albert II., ſtifteten die Linien Schwerin und Güſtrow. Beide Herzoge wurden 1627 vom Kaiſer Ferdinand II. wegen ihres Bündniſſes mit Dänemark entſetzt und Wallenſtein zum Herzog von Meklenburg ernannt; allein ſchon 1632 ſetzte Guſtav Adolph die rechtmäßigen Fürſten wieder ein. In der ſchweriniſchen Linie ſtifteten nach dem Tode Adolph Friedrichs I. ſeine nachgebornen Söhne die Nebenlinien Grabow und Strelitz; der erſtgeborne Sohn, Chriſtian Ludwig, ſuccedirte in Schwerin. Im weſtphäliſchen Frieden wurden von der ſchweriniſchen Linie der Krone Schweden die Stadt Wismar und die Aemter Pöhl und Neukloſter abgetreten; als Entſchädigung erhielten die Herzoge die ſäculariſirten Biſthümer Schwerin und Ratzeburg und die Johanniter Commenthureien Mirow und Nemerow. Im J. 1692 ſtarb Herzog Chriſtian Ludwig ohne Kinder, worauf über die Nachfolge unter den Nebenlinien Grabow und Strelitz zwiſchen Friedrich Wilhelm und Adolph Friedrich II. ein Streit entſtand, der dadurch noch vermehrt wurde, daß 1695 auch die güſtrowſche Linie ausſtarb. In dem Vergleich zu Hamburg wurde endlich 1701 beſchloſſen, daß die ältere Linie von Grabow, Schwerin und Güſtrow, Herzog Adolph Friedrich zu Strelitz aber das Fürſtenthum Ratzeburg, die Herrſchaft Stargard, nebſt Mirow und Nemerow, ingleichen eine jährliche Penſion von 9000 Speciesthalern erhalten ſollten. Auch wurde das Recht der Erſtgeburt und die Linealſucceſſion eingeführt. Auf Friedrich Wilhelm (den Stifter der neuen ſchweriner Linie) folgte 1713 ſein Bruder, Carl Leopold, der wegen Beeinträchtigung der Stände durch eine kaiſerliche Commiſſion 1728 der Regierung entſetzt wurde. Statt ſeiner wurde ſein Bruder Chriſtian Ludwig Adminiſtrator des Landes. Der Verſuch Carl Leopolds, ſich der Regierung gewaltſam wieder zu bemächtigen, ſchlug fehl. Nach ſeinem 1747 erfolgten Tode wurde Chriſtian Ludwig II. regierender Herzog. Ihm folgte 1756 ſein Sohn Friedrich, und dieſem 1785

ſein Bruderſohn, der jetzige Großherzog Friedrich Franz (geb. 1756, vermählt mit Louiſe, Prinzeſſin von Sachſen Gotha), der 1803 durch den Vertrag mit Schweden die im weſtphäliſchen Frieden abgetretenen Aemter und die Stadt Wismar für 1,200,000 Thaler erkaufte und wieder mit Schwerin vereinigte. Im Reichsdeputationsſchluſſe von 1803 wurden ſieben lübeckiſche, im Meklenburgiſchen eingeſchloßne Dörfer dem Herzoge als Entſchädigung für zwei evangeliſche Canonicate im Dom zu Straßburg, auf welche er im osnabrücker Frieden eine Anwartſchaft erhalten hatte, zuerkannt. In der ſtrelitziſchen Linie folgte dem Herzog Adolph Friedrich II. ſein Sohn Adolph Friedrich III., und dieſem ſeines Bruders Sohn, Adolph Friedrich IV. Dieſem ſuccedirte 1794 ſein Bruder, Herzog Carl Ludwig Friedrich. Er war zweimal vermählt, mit zwei Schweſtern aus dem heſſendarmſtädtiſchen Hauſe; aus der erſten Ehe überlebten ihn vier Kinder, der jetzige Großherzog (ſeit 1816) Georg Friedrich Carl, geb. 1779, die Gemahlin des Herzogs von Hildburghauſen, die Fürſtin von Thurn und Taxis, und die Herzogin von Cumberland. Aus der zweiten Ehe ſtammt der Herzog Carl Friedrich Auguſt. Meklenburg-Strelitz trat am 18ten Februar 1808 und Meklenburg-Schwerin den 24ſten April 1808 dem Rheinbunde bei; erſteres hatte 400 letzteres 1900 Mann zum Bundescontingent zu ſtellen. Die ſtändiſche Verfaſſung wurde in beiden Ländern beibehalten, aber dem Zeitgeiſte gemäß verändert. Nach den Ereigniſſen der J. 1812 und 13 waren die Herzoge von Mecklenburg die erſten Fürſten des Rheinbundes, welche ſich von Frankreich losſagten und der guten Sache beitraten (25. März 1813). — Der Herzog von Meklenburg-Schwerin beſitzt 224 Q.M. mit 338,000 Einw. und 1,800,000 Fl. Eink.; die Hauptſtadt iſt Schwerin. Das Militär beträgt im Frieden ungefähr 3,800 Mann. Meklenburg-Schwerin hat im Plenum der Bundesverſammlung 2 Stimmen. Das Bundescontingent: 3580 M. — Der Großherzog von Meklenburg-Strelitz hat im Plenum nur eine Stimme; der Flächeninhalt ſeiner Lande iſt 37 Q. M. mit 72,000 Einw., wozu nach dem 48. Art. der Wiener Congreßacte noch 10,000 Unterthanen im Saardepartement gekommen ſind. Die Einkünfte betragen gegen 450,000 Gulden. Das ſtehende Militär 800, das Bundescontingent 718 Mann. Die Hauptſtadt iſt Neuſtrelitz. Beide Fürſten erhielten 1815 die großherzogliche Würde und nehmen zuſammen in der Bundesverſammlung die 14. Stelle ein. Sie führen ein gemeinſchaftliches Wappen und den Titel Großherzog zu Meklenburg, Fürſt zu Wenden, Schwerin und Ratzeburg, auch Graf zu Schwerin, der Lande Roſtock und Stargard Herr; auch ſtehen beide Großherzogthümer durch Hausverträge von 1701 und 1755 in genauer Verbindung. Die Landſtände beider bilden einen Körper, und dieſe Verbindung wird die alte Landesunion genannt. Auch wird das Land- und Hofgericht zu Güſtrow von beiden Linien beſetzt. Im übrigen regieren beide Häuſer unabhängig von einander durch ihre Landescollegia. Die herrſchende Kirche iſt die evangeliſch-lutheriſche. Zu Roſtock, welche Stadt große Freiheiten beſitzt, iſt eine gemeinſchaftliche Univerſität. Die Bauern in Meklenburg ſind größtentheils leibeigen, oder vielmehr erbunterthänig, wie man Meklenburgiſcher Seits dieſen Zuſtand verſtanden wiſſen will. Die Aufhebung die-

ſer Erbunterthänigkeit iſt neuerdings zur Sprache gekommen, und das Jahr 1820 wurde als der Termin der Freilaſſung vorgeſchlagen. Indeſſen ſcheint nicht die Sache ſelbſt, ſondern die Art ſie auszuführen, noch weiteren Erörterungen unterworfen zu ſein.

Mela (Pomponius), war nach ſeiner eigenen Angabe zu Tingentera in Spanien geboren, und wird für einen Sohn des Marcus Seneca gehalten. Er lebte unter dem Kaiſer Claudius (41 J. nach Chr. Geb.) und ſcheint unter Nero, vielleicht eines gewaltſamen Todes, geſtorben zu ſein. Wir haben von ihm in einem ſchönen, kurzen und deutlichen Styl eine Erdbeſchreibung unter dem Titel: De situ orbis Lib. III. (ed. Gronov. Leiden 1722, 8; ed. Kappius, Hof 1781; und zuletzt von Tzſchucke, Leipz. 1807. 7 Voll. 8.)

Melampus, des Amythaon und der Idomene Sohn, Bruder des Bias, iſt im Alterthume als Arzt und Wahrſager berühmt. Viel Wunderdinge erzählt die Fabel von ſeiner Heil- und Wahrſagerkunſt. Als ein Paar Schlangen, welche er jung in ſeinen Schutz genommen und aufgezogen hatte, einſt, während er ſchlief, ſeine Ohren geleckt hatten, bemerkte er, daß ſie dadurch geöffnet worden, ſo daß er nun die Stimmen der Vögel und Holzwürmer verſtand und alles, was dieſe den Menſchen über die Zukunft andeuteten, ihnen entdecken konnte. Dieß befreite ihn einſt aus dem Gefängniß, in welches ihn Iphicles hatte werfen laſſen, und deſſen Einſturz er vorherſagte Iphicles lieferte ihm darauf die vom Neleus für ſeine Tochter als Brautgabe von Bias verlangte Rinderherde aus. Melampus heirathete die Tochter des Prötus, Iphianaſſa, und erhielt mit ihr den dritten Theil des Königreichs. Die Zeit, wann er gelebt, iſt unbekannt; allgemein aber wurde er für einen weiſen Mann gehalten, der die ganze Mythologie inne gehabt, auch mehrerer Götter Dienſt, ſo wie die eleuſiniſchen Geheimniſſe nach Griechenland gebracht habe; weshalb er auch nach ſeinem Tode göttlich verehrt wurde.

Melancholie, eine Seelenkrankheit (pſychiſche Krankheit), welche in die Claſſe der Gemüthskrankheiten gehört. Sie beſteht darin, daß eine fixe traurige Idee ſich des Gemüths eines Menſchen ſo ausſchließlich bemächtigt, daß ihm allmählig die ganze übrige Welt entſchwindet, und die andern Vermögen der Seele in ihren Verrichtungen geſtört werden. Das Gemüth, als das Vermögen der Seele, ihren eignen innern, angenehmen oder unangenehmen Zuſtand zu fühlen, wird durch beſondre Stärke der innern Empfindungen in ſeiner Ruhe und in ſeinem regelmäßigen Verhältniſſe gegen die andern Seelenkräfte ſo geſtört, daß ſeine Thätigkeit gegen die andern die Oberhand erhält. Die bis zum Affect geſteigerte innere Empfindung iſt entweder angenehm oder unangenehm. Die traurigen Affecten haben eine ſchwächende, ja gleichſam lähmende Wirkung auf die Seele. Steigen ſie bis zu dem Grade, daß die Vernunft ſie nicht mehr beherrſchen kann, ſo wird dieſer Zuſtand Trübſinn, Schwermuth. Noch beſteht aber hierbei die Freiheit des Bewußtſeins; der Menſch weiß es und kennt ſeinen Zuſtand. Geht aber auch die Freiheit des Bewußtſeins verloren, wird der Zuſtand anhaltend, ſo iſt es Melancholie. (Oft jedoch verſteht man darunter auch die Schwermuth und bildet ſie als weibliche Figur auf einem Steine, oder unter

einem entblätterten Baume ſitzend, mit trauriger Miene in Gedanken verloren, den Kopf gebeugt oder in die Hand gelegt.) Der Melancholiſche hat die Welt außer ſich verloren, er lebt nur in ſich; in dem Cirkel einer fixirten Idee dreht er ſich herum, wie bezaubert vermag er dieſem engen Kreiſe nicht zu entfliehen; außerhalb deſſen iſt für ihn alles dunkel und öde; nur Ein Gedanke, der ſeines ewigen, gränzenloſen Unglücks, lebt in ihm und nagt an ſeinem Innerſten. Da die Melancholie urſprünglich vom Gemüth ausgeht, ſo können die übrigen Thätigkeiten der Seele dabei von ſtatten gehn, nur nicht mit Freiheit und Bewußtſein. In den Handlungen des Kranken kann Ueberlegung und Thatkraft ſein, nur geſchieht die Ueberlegung unter falſchen Vorausſetzungen und auf einen einſeitigen Zweck gerichtet; jene als falſch zu erkennen, dieſen zu ändern, dafür hat der Kranke ſeine freie Willkühr verloren. Die Thätigkeit des Kranken iſt blos auf Einen Zweck, der ſeiner fixen Idee entſpricht, gerichtet, außer dieſem iſt ſie gemeiniglich gänzlich geſchwächt. Seine Verrücktheit bezieht ſich oft blos auf einen einzigen Gegenſtand. Jeder Zufall ruft die herrſchende Idee in ihm auf. Manche beobachten Jahre lang ein hartnäckiges düſtres Stillſchweigen, das nur durch Thränen, durch einzelne Ausrufungen unterbrochen wird. Der aus Liebe Melancholiſche findet in ſeinem Gedächtniſſe nichts mehr, als den Namen ſeiner Geliebten, oder das letzte Abſchiedswort, und dergl., die er ohne Unterlaß ſich wiederholt. Manche behalten einigen freien Gebrauch der übrigen Seelenkräfte. Manche erſchüttert die Urſache ihrer Melancholie dermaßen, daß das ſogenannte verlieren ihrer Gedanken entſteht, die Seele nur auf die nämliche einzige Idee hinſtarrt, und ſie gleichſam mechaniſch unaufhörlich wiederholt. Man unterſcheidet mehrere Arten der Melancholie, deren Unterſchied meiſtens in der Entſtehung derſelben gegründet iſt. Eine ſehr häufige Urſache iſt unglückliche Liebe. Der Liebende z. B., welcher ſeine Geliebte ohne Hoffnung, ſie zu beſitzen, liebt, ja noch weit mehr derjenige, dem ein Andrer ſie raubte, iſt in der unglücklichſten Gemüthsſtimmung. Das Schrecklichſte iſt es für den, welcher mit tiefer Empfindung wahre und reine Liebe fühlte, die Einzige, welche ſeine ganze Seele erfüllte, das Ideal, an welchem ſein Herz mit unendlicher Sehnſucht feſthing, von ſich geriſſen, getrennt, und, was nur Liebe um Liebe hingeben ſollte, gemeinen Zwecken geopfert zu ſehn. Dieſes Gefühl iſt nicht blos Eiferſucht, ſondern Vernichtung des Innerſten des Menſchen, Zertrümmerung ſeines Heiligſten, und ſo manches Gemüth mußte ſchon über dieſer Erſchütterung zu Grunde gehn! — Eine andre Art der Melancholie iſt die religiöſe, in welcher die Kranken irrige fixe Ideen von Religion, von Gott, von der Ewigkeit u. ſ. w haben. Manche bilden ſich z. B. ein, von Gott zu beſondern Werkzeugen auserkohren zu ſein, andre verzweifeln an ſeiner Gnade und ihrer Seligkeit, fürchten ſeine Strafe und können in dieſer Verzweiflung ſogar den Selbſtmord ergreifen. Man bemerkt auch eine ſogenannte unſtäte Melancholie, wobei die Kranken die Menſchen fliehen, einſame, meiſtens traurige Orte beſuchen, des Nachts unter Gräbern umherſchwärmen, ohne ſich eines beſtimmten Zwecks bewußt zu ſein. — Der Verlauf der Melancholie iſt verſchieden; manchmal dauert ſie ein halbes Jahr, manchmal eine Reihe von Jahren. Zuweilen vergeht ſie von ſelbſt, oder wird

durch die Kunſt geheilt, öfter geht ſie entweder in andre Arten von Wahnſinn oder in körperliche Krankheiten, Bruſtwaſſerſucht, Lungenſucht, Hirnwaſſerſucht, Schlagfluß u. a. m. über. Selten ſollen Melancholiſche an der Gicht leiden, oder von epidemiſchen Krankheiten befallen werden. Unter die erregenden Urſachen der Melancholie hat man ſonſt mehrere körperliche Uebel gezählt, beſonders auch den Ueberfluß an ſchwarzer Galle im Magen und deren Uebergang in das Blut, woher auch von den alten Aerzten ihr der Name Schwarzgallſucht (von den griechiſchen Wörtern μελας ſchwarz und χολη die Galle) beigelegt wurde. Es können mehrere körperliche Uebel durch Schwächung des Nervenſyſtems, Andrang des Blutes nach dem Herzen, Ueberfluß an dickem Blute überhaupt als entfernte Urſachen dazu wirken. In Hinſicht auf das rechtliche Verhältniß kann dem Melancholiſchen keine Folge ſeiner Handlungen zugerechnet, er alſo auch keinem Strafgeſetz unterworfen werden. Zuweilen aber iſt es außerordentlich ſchwer, den richtigen Geſichtspunkt, aus welchem ſeine Handlungen betrachtet werden müſſen, zu faſſen, indem ein Melancholiſcher oft dem Anſchein nach vernünftig ſpricht, ſelbſt mit Ueberlegung handelt, und doch in Rückſicht ſeiner fixen Idee die Herrſchaft der Vernunft und Freiheit ſeines Bewußtſeyns verloren hat. H.

Melanchthon (Philipp), Luthers berühmter Mitarbeiter an der Reformation, wurde den 16ten Februar 1497 zu Bretten in der Pfalz am Rheine im Mittelſtande geboren. Von ſeinem Vater George Schwarzerd, der ein Rüſtmeiſter des Pfalzgrafen war und 1507 ſtarb, und von ſeiner Mutter, Barbara, einer nahen Verwandtin des großen Humaniſten Reuchlin, ging der Geiſt einer ſtrengen Gewiſſenhaftigkeit und Redlichkeit auf ihn über. Seltne Geiſtesfähigkeiten zeichneten ihn frühzeitig aus und die ſchnellen Fortſchritte in den alten Sprachen, durch die er ſich als ein zwölfjähriger Knabe auf der Schule zu Pforzheim hervorthat, gewannen ihm Reuchlins beſondre Neigung und Aufmerkſamkeit. Auf deſſen Anrathen verwandelte er, nach der Sitte der Gelehrten jener Zeit, ſeinen Namen Schwarzerd in den griechiſchen Melanchthon und ging ſchon 1510 auf die Univerſität zu Heidelberg. Hier eilte er in den philologiſchen und philoſophiſchen Studien bald allen andern voran, ſo daß er ſchon das Jahr darauf Baccalaureus der Philoſophie und Inſtructor einiger jungen Grafen werden konnte. Doch da ihm dieſe Univerſität wegen ſeiner allzuzarten Jugend die Magiſterwürde verſagte, ging er 1512 nach Tübingen, wo er ſich, neben ſeinen bisherigen Studien, beſonders der Theologie ergab und 1514 nach erlangter Magiſterwürde Vorleſungen über griechiſche und lateiniſche Schriftſteller zu halten anfing. Für die Gründlichkeit ſeiner Kenntniſſe hatte ſchon eine griechiſche Grammatik, die er um dieſe Zeit herausgab, das günſtigſte Zeugniß abgelegt. Sein gelehrter geiſtvoller Vortrag als akademiſcher Docent machte ihn aber bald zum Gegenſtande der allgemeinen Achtung, und der große Erasmus ſelbſt gab ihm 1518 das Lob einer ungemeinen Beleſenheit, genauen Kenntniß des claſſiſchen Alterthums und beredten geſchmackvollen Schreibart. Tübingen betrauerte daher den Verluſt ſeiner vorzüglichſten Zierde, als Melanchthon, auf Reuchlins Empfehlung nach Wittenberg berufen, auf dieſer Univerſität in ſeinem 22ſten Jahre die Profeſſur der griechiſchen Sprache und Literatur 1518 antrat.

Wittenberg wurde durch ihn nicht weniger als durch Luthers Ruhm die Schule der Nation. Sein aufgeklärter Geiſt entſchied ſich bald für die Sache der wiedererweckten evangeliſchen Wahrheit, und ſein durch eine echt claſſiſche Bildung gereiftes Urtheil, ſein Scharfſinn als Philoſoph und Exeget, die ungemeine Beſtimmtheit und Ordnung in ſeinen Begriffen, die über alles, was er behandelte, Licht und Anmuth zu verbreiten wußte, die Behutſamkeit, mit der ſein durchdringender Verſtand vom Zweifel zur Wahrheit fortſchritt, und der ſtandhafte Eifer, mit dem er die geſundne Wahrheit feſthielt und vertheidigte, dieſer zu allen Zeiten ſeltne Verein großer Eigenſchaften und Verdienſte hat unſtreitig eben ſo viel zum Fortgang und Gelingen der Reformation gewirkt, als Luthers Thatkraft, Feuer und Unternehmungsgeiſt im Anregen, Treiben und Verfechten dieſes Werkes leiſteten. Melanchthons Ueberlegenheit als Gelehrter, ſein ſanfter freundlicher Charakter, die Mäßigung und Gerechtigkeit, mit der er auch die Gegenpartei behandelte, machten ihn vorzüglich zum Vermittler geſchickt; niemand wußte beſſer als er, Luthers Härten zu mildern und die neue Lehre mit der unbefangenſten Wahrheitsliebe und verſtändlichſten Klarheit auch der Ueberzeugung derer zu empfehlen, die dagegen eingenommen waren. Dieſes Verdienſt erwarb er ſich beſonders durch ſeine 1521 zuerſt erſchienenen locos theologicos, ein Werk, das zu einer zugleich wiſſenſchaftlichen und faßlichen Darſtellung der chriſtlichen Glaubenslehre die Bahn brach und das Vorbild aller proteſtantiſchen Bearbeiter der Dogmatik wurde. Unmittelbar griffen in die Kirchenverfaſſung Sachſens ſeine 1527 auf Befehl des Churfürſten abgefaßten Viſitationsartikel ein, in denen er den Viſitatoren der ſächſiſchen Kirchen eine Inſtruction über die Lehre, die dem Volke vorgetragen, und über die Veränderung der kirchlichen Gebräuche und Einrichtungen, die nun angeordnet werden ſollte, an die Hand gab. So ſanft er übrigens in dieſer Schrift manchen ſtreitigen Punct berührte, ſo entſchloſſen drang er doch 1529 auf die Proteſtation gegen den Schluß des Reichstags zu Speier, der ſeiner Partei den Namen gab, und bewundernswürdig iſt die Sicherheit der religiöſen Ueberzeugung, die er neben einer jeder Rückſicht Genüge leiſtenden Klugheit 1530 bei der Abfaſſung der Augsburgiſchen Confeſſion bewies. Dieſes Meiſterwerk, das die Proteſtanten als ihr erſtes ſymboliſches Buch verehren, und die bald darauf entworfne Apologie der Augsburgiſchen Confeſſion trug den Ruhm ſeines Namens durch ganz Europa, und wenn auch Franz I. es nicht ganz ernſtlich meinen mochte, da er ihn 1535 zur Beilegung der Religionsunruhen nach Frankreich berief, ſo war doch ſowohl dieſe, als auch die bald darauf erfolgte Einladung Melanchthons nach England ein Zeichen der allgemeinen Anerkennung ſeiner großen Verdienſte. Er folgte indeß, durch politiſche Gründe zurückgehalten, keiner von beiden Einladungen, dagegen fanden ſich vielfältige andere Veranlaſſungen für ihn, theils zu ſeiner Erholung, theils in Geſchäften ſeiner Partei, Reiſen zu machen. Auf einer derſelben, die er 1540 nach Hagenau unternahm, wurde er zu Weimar tödtlich krank, und nur der kräftige Zuſpruch Luthers, der ihm in freundſchaftlicher Beſorgniß nacheilte, brachte ihn wieder zu Kräften. Da indeß das beſchloßne Religionsgeſpräch zu Hagenau nicht zu Stande kam, ging Melanchthon 1541 nach Worms, und bald nachher nach Regensburg, um

bei den daſelbſt angeſtellten Vergleichsverhandlungen mit den Catholiken die Sache der Proteſtanten zu führen. Leider aber konnte die Weisheit und Mäßigung, die er hier bewies, wegen der Gegenwirkung des päpſtlichen Legaten, den Frieden, den er ſo ſehnlich wünſchte, nicht herbeiführen, und während die Billigen unter der Catholiken ihn bei dieſer Gelegenheit aufs neue hochſchätzen lernten, mußte er von ſeiner eignen Partei bittre Vorwürfe über die von ihm mit reiflicher Ueberlegung und Vorſicht gewagten Schritte zur Vereinigung hören. Eben ſo ging es ihm, da er, vom Churfürſten Hermann von Cöln 1543 nach Bonn berufen, deſſen Reformationsplan mit ſchonender Rückſicht auf die catholiſchen Behörden einzuleiten ſuchte. Indeß hat weder Luther, noch ſonſt einer ſeiner Freunde, die ſein edles Herz und ſeine aufrichtige Frömmigkeit kannte, an der Reinheit ſeiner Abſichten und an ſeiner Treue gegen das Evangelium je gezweifelt. Wie viel Melanchthon auch bisweilen von Luthers Heftigkeit leiden mußte, die Freundſchaft dieſer beiden großdenkenden, in einem Sinne und Glauben einigen Männer hielt ununterbrochen bis zu Luthers Tode aus, den Melanchthon kindlich betrauerte und durch ein biographiſches Denkmal, aus dem die Wärme der Liebe und Ehrfurcht eben ſo ſehr, als die Wahrheitsliebe ſpricht, noch im Grabe ehrte. Ein großer Theil des Vertrauens, das Luther genoſſen hatte, fiel nun ihm zu. Deutſchland nannte ihn ſchon vorher ſeinen Lehrer, und Wittenberg ehrte in ihm ſeine einzige Stütze und den Wiederherſteller der Univerſität nach dem Schmalkaldiſchen Kriege, in welchem er hier und dahin flüchtete und ſich einige Zeit in Weimar aufhielt; auch der neue Churfürſt Moritz zeichnete ihn aus, und that in Religionsſachen nichts ohne ſeinen Rath. Doch eben daß die Liebe zu Wittenberg ihn bewog, ſich dieſem der ganzen lutheriſchen Partei verdächtig gewordenen Fürſten zu unterwerfen, und daß die proteſtantiſchen Völker dennoch fortfuhren, ihn als einen Stifter ihres Glaubens zu achten, konnten ihm einige Theologen, die gern allein die Erben von Luthers Glorie geworden wären, nicht vergeben. Sie griffen ſeine Lehrſätze an und machten ſeine Rechtgläubigkeit verdächtig Allerdings hatte Melanchthon ſchon bei jenen Verhandlungen mit den Catholiken gezeigt, daß ihm mancher alte Gebrauch und ſelbſt eine bedingte Anerkennung der Autorität des Papſtes nicht ſo gefährlich ſchien als Luthern; auch war die allmählige Annäherung ſeiner Anſicht von der Gegenwart Chriſti im Abendmahle an die ſchweizeriſche, Wenigen entgangen, und die Veränderung, die der offne, keiner Verſtellung fähige Mann deshalb in dem Artikel der Augsburgiſchen Confeſſion vom Abendmahle gemacht hatte, von Feinden und Freunden gerügt worden; und daß er ſowohl in den ſpätern Ausgaben ſeiner locorum theolog., als auch in andern öffentlichen Schriften die Lehre von der Rechtfertigung beſtimmter, und nach ſeiner wohlbegründeten Ueberzeugung ſchriftmäßiger erklärte und durch die Behauptung, der freie Wille des Menſchen müſſe und könne bei ſeiner Beſſerung mitwirken, ſeine Abweichung von dem Auguſtiniſchen Syſtem unumwunden geſtand, konnten alle wiſſen, die ſeine Schriften mit Aufmerkſamkeit laſen. Unſtreitig hatte ſeine Gewohnheit, immer weiter zu forſchen, und ſeine Ueberzeugung immer mehr zu berichtigen, einen noch größeren Antheil an dieſer Veränderung, als die ihm natürliche Schüchternheit und Liebe zum Frieden; wenn er auch aus letzterm Grunde ſeine Worte oft milder ſtell-

te, als die ſteifen Lutheraner wünſchten. Daß er aber aus Menſchenfurcht oder Gefälligkeit in irgend einem weſentlichen Puncte der evangeliſchen Wahrheit etwas vergeben hätte, iſt nicht zu erweiſen. Und wer mag ſein Beſtreben, ein Werk, daß doch erſt im Werden war, zu verbeſſern und zu vervollkommnen, tadeln? Stehen nicht die Theologen unſerer Zeit in jenen Anſichten, um deren willen er damals verketzert ward, völlig auf ſeiner Seite? Doch zu einer ſo billigen Beurtheilung waren jene Zeitgenoſſen Melanchthons keineswegs geneigt. Die Einführung des Augsburger Interims in Sachſen, welche Melanchthon nach langer Berathung endlich 1549 unter Bedingungen zugab, die die Gefahr eines Rückfalls in die alten Mißbräuche hinlänglich abwehrten, ſchien den Zeloten die beſte Veranlaſſung, ihn anzufechten. Die ärgerliche adiaphoriſtiſche Fehde über die mehrere oder mindere Wichtigkeit der gleichgültigen und nachzulaſſenden Nebendinge in der Religionsübung, worin Flatius ihn nun alsbald verwickelte, die Beſchwerden, welche Oſiander 1557 wegen der Rechtfertigungslehre wider ihn erhob und endlich die ſynergiſtiſchen Streitigkeiten über jene Mitwirkung des freien Willens bei der Beſſerung, die ihm Flatius noch kurz vor ſeinem Tode anhing, häuften eine ſo große Menge von Kränkungen über den abgearbeiteten, ohnehin empfindlichen Mann, daß er ſeines Ruhms und ſelbſt der ſchönen Hoffnung, für die er gelebt hatte, in ſeinen letzten Jahren wenig froh werden konnte. Zwar hatte er wohl nicht Urſache zu bedauern, daß der Krieg des Churfürſten Moritz gegen den Kaiſer ſeine Theilnahme am Concilio zu Trident, wohin er im Januar 1552 ſchon bis Augsburg gereiſt war, vereitelte; auch ſchlug die 1554 zu Naumburg veranſtaltete Unterſuchung über ſeine Rechtgläubigkeit zu ſeiner vollkommnen Rechtfertigung aus; doch war die hier geſtiftete Verſöhnung mit ſeinen Feinden nur ſcheinbar und er mußte ihre Gegenwirkung auch in der Fruchtloſigkeit des letzten Verſuchs, den er 1557 auf dem Convent zu Worms im Namen ſeiner Partei zum Vergleich mit den Catholiken machte, erkennen. Die Einigkeit der Kirche war daher Melanchthons letzter Wunſch, als er den 19. April 1560 in einem Alter von 63 Jahren, zu Wittenberg ſtarb. Ihn überlebte ein Sohn, der nur die Gutmüthigkeit, aber nichts von dem Geiſte ſeines Vaters geerbt hatte, und eine in Wittenberg verheirathete Tochter. Seine ihm am meiſten ähnliche und theure erſtgeborne Tochter Anna war nach einer kurzen und unglücklichen Ehe mit dem Dichter Sabinus ſchon 1547 vor Gram geſtorben; 1557 war ihm ſeine Gattin, Catharina, eine Tochter des Bürgermeiſters Crapp zu Wittenberg, die er ſchon 1520 geheirathet hatte, vorangegangen. Das ſchwache, ängſtliche Gemüth dieſer ſonſt guten, liebevollen Frau hatte ſeine häusliche Zufriedenheit oft getrübt, und doch war er nirgends lieber, als unter den Seinigen. In den erſten Jahren ſeiner Ehe ſah man ihn ſeine Kinder wiegen und in ihrem Kreiſe arbeiten. Beſcheidenheit und Demuth verrieth ſchon ſeine körperliche Erſcheinung. Niemand, der ihn zum erſtenmale ſah, hätte in der beinahe kleinen Geſtalt, die bei ſeiner ſtrengen Mäßigkeit und Arbeitſamkeit immer mager blieb, den großen Reformator geſucht. Doch die hochgewölbte, freie Stirn und die hellen, ſchönen Augen, kündigten bald den kraftvollen, lebhaften Geiſt an, den dieſe zarte Hülle umſchloß, und erheiterten, wenn er ſprach, ſein ganzes

Angeſicht. So hat ihn Lucas Kranach in ſeinen Gemählden aufgefaßt. Frohe Scherze wechſelten in ſeiner Unterhaltung mit den ſcharfſinnigſten Bemerkungen, und niemand ging ohne Belehrung und Erquickung von ihm. Gern ſah er Geſellſchaft an ſeinem Tiſche, und Dürftige fanden bei ihm ſo reichliche Unterſtützung, daß er durch ſeine Freigebigkeit bisweilen ſelbſt in Verlegenheit kam. Mit einem zuvorkommenden Wohlwollen, welches der Grundzug ſeines Charakters war, umfaßte er alles, was ſich ihm näherte; offen und arglos ließ er überall ſein Herz ſprechen; Frömmigkeit, edle Einfalt und Unſchuld der Sitten, Großmuth und Redlichkeit waren ihm ſo natürlich, daß es ihm ſchwer wurde, irgend einem Menſchen etwas anders zuzutrauen; und vielfältig getäuſcht und gemißbraucht, lernte er erſt ſpät die Ränke und unedlen Leidenſchaften kennen, die ſich ſeinen beſten Abſichten ſo oft in den Weg ſtellten. Aber eben dieſer argloſe, milde Charakter machte ihm zum Gegenſtande der innigſten Liebe und Ergebenheit ſeiner Zuhörer. Aus allen Gegenden Europa's ſtrömten Studirende nach Wittenberg, um ſich zu ſeinen Füßen zu verſammeln, und der Geiſt der Gründlichkeit und unbefangnen Forſchung, den er hier verbreitete, wirkte noch lange nach ſeinem Tode wohlthätig fort, ſo wie überhaupt ſeine Verdienſte um die Erziehung unvergeßlich ſind. Wenn daher gewaltigere Kräfte und größre Thaten ihm die erſte Stelle unter den berühmten Männern ſeines Jahrhunderts ſtreitig machen, der liebenswürdigſte, reinſte und gelehrteſte wird er in den Augen der gerechten Nachwelt immer bleiben. E

Melchiſedek (Melchi-zedek, hebr., König der Gerechtigkeit), König von Salem (Jeruſalem der Stadt des Friedens), das er zuerſt gegründet haben ſoll, zugleich ein Prieſter Gottes, iſt nur aus einem Auftritte in der Geſchichte Abrahams bekannt. Als dieſer Freund Gottes aus einer Fehde ſiegreich zurückkehrt, kommt Melchiſedek ihm mit Brot und Wein entgegen, ſegnet ihn und dankt dem höchſten Gott, der Himmel und Erde beſitzt, für ſeinen Sieg. 1 Moſ. 14. 18. Nicht mehr ſagt die Geſchichte von dieſem älteſten Prieſterkönige. Ein ähnlicher, **Anius**, König von Delos und Prieſter ſeines Vaters Apollo, bewirthet den Aeneas (Virg. Aen. III. 80 fg.) Aus dieſen Beiſpielen, in denen das Hiſtoriſche ſich ſchwer von dem Mythiſchen ſcheiden läßt, iſt nicht ohne gegründeten Widerſpruch auf eine in der vorhiſtoriſchen Zeit übliche Verbindung der prieſterlichen Würde mit der königlichen geſchloſſen worden. Der fromme Glaube, der in Melchiſedek ein Vorbild (Typus) Jeſu ſieht, hat die Autorität des Briefes an die Hebräer für ſich. Ganz grundlos aber war die Annahme der **Hierakiten**, Melchiſedek ſei der heilige Geiſt. Dieſe von **Hierax**, einem chriſtlichen Gelehrten in Aegypten, gegen Ende des dritten Jahrhunderts geſtiftete ketzeriſche Secte, die durch ihre allegoriſchen Auslegungen der Bibel, durch das Gebot der Enthaltung von der ehelichen Beiwohnung, durch den Glauben, das Amt Chriſti habe nur in der Verkündigung einer ſtrengern Sittenlehre beſtanden, wie überhaupt durch eine gewagte Auflöſung chriſtlicher Dogmen in ſinnbildliche Phraſen, von der orthodoxen Kirche abwich, führte auch den Namen der **Melchiſedekiten** und erloſch bald. Ihre ſtrenge Askeſe ging in das Leben chriſtlicher Einſiedler und Mönche über. K.

Melchiten, ſyriſch: Königliche, hießen urſprünglich im 6. und 7. Jahrh. diejenigen orientaliſchen Chriſten, die ſich, dem Willen des Kaiſers gemäß, den Beſchlüſſen der chalcedoniſchen Kirchenverſammlungen unterwarfen, daher Kaiſerlichgeſinnte. Später erſcheint dieſer Name ſchwankend, wie die Orthodoxie ſelbſt. Neuerdings wird er von Reiſebeſchreibern den Jacobiten in Meſopotamien und den mit der römiſchen Kirche unirten Copten in Aegypten beigelegt. E.

Meleager, 1) ein Sohn des calydoniſchen Königs Oeneus, nach Andern des Mars und der Althäa. Nach der Geburt des Knaben kamen die Parcen zur Althäa, und beſtimmten ſein Schickſal. Clotho ſagte, er werde großmüthig, Lacheſis, er werde tapfer ſein, und Atropos, er werde nicht eher ſterben, als bis der eben auf dem Heerde liegende Brand verzehrt ſein werde. Althäa nahm ſogleich den Brand aus dem Feuer und hob ihn ſorgfältig auf. Meleager zeigte ſich bald als Held. Er wohnte dem Argonautenzuge bei, gewann in den vom Acaſtus angeſtellten Leichenſpielen den Preis mit dem Wurfſpieße, zeichnete ſich aber vorzüglich bei der calydoniſchen Jagd (ſ. Calydon) aus, zu welcher er die angeſehenſten Heldenjünglinge Griechenlands verſammelte. Er ſelbſt erlegte den Eber und ſchenkte die Haut deſſelben, als den vornehmſten Preis, ſeiner Geliebten Atalanta, welche dem Eber die erſte Wunde beigebracht hatte. Dadurch fanden ſich die Brüder ſeiner Mutter, Idrus, Plexippus und Lynceus, beleidigt, und raubten der nach Arkadien heimkehrenden Atalanta gewaltſam die Haut. Meleager, der ſie durch Güte nicht bewegen konnte, die Haut zurückzugeben, tödtete alle drei. Im wüthenden Schmerz über die Ermordung ihrer Brüder ergriff Althäa den verhängnißvollen Brand, und warf ihn ins Feuer, worauf Meleager unter fürchterlichen Schmerzen ſtarb. — Von Andern wird die Geſchichte noch anders erzählt. — Wir beſitzen aus dem Alterthume noch zwei treffliche Bildſäulen des Meleager. — 2. Meleager aus Syrien, ſ. Anthologie.

Meletianer hießen die Anhänger des Biſchofs **Meletius** zu Lykon in Aegypten, der unter Diocletians Verfolgung um 306 über die Wiederaufnahme der abgefallenen Chriſten, die er verweigerte, und wegen willkührlich von ihm verrichteter Ordinationen mit dem Biſchof Peter von Alexandrien zerfiel. Er nannte ſeine Partei die Kirche der Märtyrer und erkannte die Metropolitanrechte der alexandriniſchen Kirche über ganz Aegypten nicht an. Die dadurch unter der ägyptiſchen Geiſtlichkeit verurſachte Spaltung dauerte noch nach dem Concilium von Nicäa, welches dem Meletius die Verwaltung des biſchöflichen Amtes unterſagte, bis gegen Ende des 4. Jahrh. fort. Gegen die Partei des orthodoxen Biſchofs Athanaſius (ſ. d. Art.) von Alexandrien machten die Meletianer mit den Arianern gemeine Sache, ohne jedoch die Irrlehren derſelben anzunehmen. Schismatiker deſſelben Namens entſtanden zu Antiochien, als Meletius von Melitene in Armenien zum Biſchof daſelbſt 360 von den Arianern gewählt und wegen ſeiner Orthodoxie wieder verjagt wurde. Die ihn für den rechten Biſchof hielten, und, da er unter Julian zurückkehrte, ihm allein anhingen, hießen Meletianer. Mit ſeinem Tode (381) erloſch dieſer Name, doch ſpäter erſt die Spaltung der antiocheniſchen Kirche. Die römiſche und griechiſche Kirche rechnen dieſen Meletius unter ihre Heiligen. E.

Melicertes, Sohn der Ino oder Leucothea, welcher mit ſeiner von der Juno verfolgten und ins Meer geſprungenen Mutter in

eine Meergottheit verwandelt wurde und als ſolche den Namen Palämon erhielt (ſ. Athamas und Jno). Die Seefahrenden verehrten ihn als einen ſchützenden Meergott, der die bedrängten Schiffe glücklich in den Hafen führe, weshalb er auch von den Römern Portumnus (ſ. d. Art.) oder Hafengott genannt wurde. Als Meergott wird er gewöhnlich mit einem großen blauen Bart, einen Schlüſſel in der Hand oder von den Schultern hängend, und nicht, wie ſonſt bei größern Meergöttern geſchieht, auf einem Wagen fahrend, ſondern ſchwimmend vorgeſtellt. In vielen Hafenſtädten waren ihm Tempel errichtet und auf der Inſel Tenedos wurden ihm ſogar Kinder geopfert.

Melismatiſch wird diejenige Art des Geſanges genannt, bei welcher auf eine Sylbe des Textes mehrere Noten geſungen werden, entgegengeſetzt dem ſogenannten ſyllabiſchen Geſange, bei welchem jede Sylbe des Textes nur eine einzige Note bekommt. (Eine aus mehrern Noten zuſammengeſetzte, nur auf eine Sylbe geſungene Figur heißt Melisma, Sylbendehnung.) Der ſyllabiſche Geſang wird im Recitative und im Chorale unvermiſcht gebraucht: der melismatiſche hingegen, welcher in den übrigen für den Geſang beſtimmten Tonſtücken vorkommt, erſcheint jedesmal mit dem ſyllabiſchen Geſange vermiſcht. Dann heißt auch melismatiſcher Geſang ein verzierter Geſang, und melismatiſch, was zur Verzierung des Geſanges gehört: melismatiſche Geſänge heißen endlich auch leichte, einfache Melodien, welche leicht in das Ohr fallen und zu behalten ſind.

Melitopolitaner heißt die Secte der Duchoborzy von dem melitopoliſchen Kreiſe in Taurien. S. Griechiſche Kirche.

Meliſſus, des Ithagenes Sohn, war aus Samos gebürtig, und lebte um die 84 Olympiade (um 444 v. Chr.). In der Geſchichte ſeines Vaterlandes iſt er als Staatsmann und Feldherr merkwürdig. Als Philoſoph wird er zur eleatiſchen Schule gerechnet, weil er den Idealismus derſelben ebenfalls vortrug. Von dem Parmenides wich er in manchen Puncten ab. Dieſer dachte ſich die Weltſubſtanz nur als intelligibel und gab die Mannichfaltigkeit der Erſcheinungen, wie ſie uns die Sinne darſtellen, zu; Meliſſus aber ſtellte ſich die Weltſubſtanz als materiell vor, und verwarf die Gültigkeit der Erfahrungen durch die Sinne geradezu. Um dem Vorwurfe zu entgehen, daß ſeine metaphyſiſchen Principien mit der gemeinen Erfahrung in Widerſtreit lägen, machte Meliſſus die relative Wahrheit zum Kriterium der objectiven Gültigkeit der Erkenntniß. Er ſchloß, weil die Meinung, daß alles Vorhandne ewig, unendlich, Eins, unveränderlich und ſich überall gleich ſei, der Vernunft nothwendig als wahrer einleuchten müſſe, als die Meinung vom Gegentheile, worauf uns die Sinne führen: ſo müſſe man ſich an jene halten, und dieſe für falſch erklären oder wenigſtens jene vorziehn und dieſe dahin geſtellt ſein laſſen. Daher behauptet er auch, daß man eigentlich von den Göttern nichts wiſſe noch wiſſen könne.

Melodica iſt der Name eines von Joh. And. Stein zu Augsburg 1770 erfundnen Claviaturinſtruments mit einem Regiſter-Pfeifwerk, welches blos zum geſchmackvollen Vortrage der Melodie beſtimmt iſt, deſſen Umfang daher in der Tiefe nur bis ins kleine g reicht (der ganze Umfang beträgt $3\frac{1}{2}$ Octave), der Ton wird blos durch den größern oder geringern Druck des Fingers auf dem Clavier verſtärkt oder geſchwächt, wodurch der Erfinder, der ſich 1773 damit in Paris hören ließ, der Unvollkommenheit der Clavierinſtrumente abhelfen wollte. Damit ſich der Spieler ſelbſt accompagniren kann, iſt

es ſo eingerichtet, daß es als ein zweites Clavier auf ein andres kruſiſches Clavierinſtrument geſetzt wird.

Melodie bedeutet im Allgemeinen eine gewiſſe Reihe von Tönen, die dem Ohre durch ihre Folge und Abwechſelung der Höhe und Tiefe, Kürze und Länge angenehm erſcheint; im eingeſchränkten Sinne des Worts auch den Geſang irgend eines beſtimmten Muſik- oder Singſtücks, auf welche man hindeuten will (wenn man ſagt eine Melodie). Durch die Melodie, im Allgemeinen genommen, will vorzüglich der Componiſt das Ideal der Empfindung, welche er zu mahlen ſich vorgenommen hat, ausdrücken. Dies geſchieht in unſern mehrſtimmigen Kunſtwerken vorzüglich durch die Hauptmelodie oder Hauptſtimme, welcher die übrigen Stimmen blos zur Unterſtützung beigeſellt ſind. Schon hieraus folgt, daß die Melodie das Weſentlichſte jedes Tonſtücks ſei, und daß ihr die Harmonie, ſo wichtig auch die Vortheile ſind, die ſie gewährt, und ſo ſehr auch durch dieſelbe die Ausdrucksmittel der Kunſt vermehrt werden, dennoch untergeordnet ſein müſſe. Die Muſik hat den Geſang, als ihr eigentliches Werk, als ihre vornehmſte Aufgabe, zum ſteten Ziele, und alle Künſte der Harmonie haben blos den ſchönen Geſang, oder die eigentliche Melodie, zum letzten Endzwecke. Darum iſt es eine eitle Frage, ob in einem Tonſtücke die Melodie, oder die Harmonie das vornehmſte Erforderniß ſei. Ohne Zweifel wird die Harmonie als Mittel der Melodie als Zweck ſtets untergeordnet bleiben. Daher iſt es für den Tonſetzer von der größten Wichtigkeit, die weſentlichen Eigenſchaften einer guten Melodie und die Mittel, wodurch dieſe zu erreichen ſteht, zu kennen. Die Elemente, wodurch der Componiſt in den Stand geſetzt wird, durch die melodiſche Verbindung der Töne ein ſchönes Spiel der Empfindungen auszudrücken, ſind die Verſchiedenheiten der Töne und die Verſchiedenheiten ihrer Bewegung, in ſo fern ſie den Aeußerungen der verſchiednen Empfindungen analog ſind, und alſo auch wiederum auf unſre Empfindungen wirken können. Nicht ſehr wahrſcheinlich iſt, daß der Menſch durch die Vögel auf die Nachahmung des Geſangs gekommen ſei; es iſt wahrſcheinlicher, daß der Geſang auch ſucceſſives Erzeugniß der Natur des Menſchen ſelbſt ſei, denn die einzelnen Töne, woraus der Geſang gebildet iſt, ſind Aeußerungen lebhafter Gefühle, die dem Menſchen, indem er Vergnügen, Schmerz oder Traurigkeit durch Töne äußert, auch oft die Natur wider ſeinen Willen auspreßt. Der Menſch iſt geneigt, ſowohl den fröhlichen als den traurigen Empfindungen nachzuhängen, und ſich in denſelben gleichſam einzuwiegen. Wir ſehen, daß Kinder, die noch nichts von Geſang wiſſen, wenn ſie in vergnügter oder trauriger Stimmung ſind, ſich durch dazu paſſende Töne darin zu unterhalten ſuchen. Durch dieſe Töne bekommt das Gefühl gleichſam etwas Körperliches, woran es ſich feſthalten und wodurch es ſich eine Fortdauer verſchaffen kann. Dieſe allein machen aber den Geſang noch nicht aus. Denn erſt wenn abgemeſſene Bewegung und Rhythmus hinzukommen, entſteht der eigentliche Geſang. Auch dieſe ſcheinen in der Natur der Empfindungen ihren Grund zu haben. Eine Wiederholung ſolcher Töne, ohne beſtimmte Wiederkehr und Abwechſelung mit Länge und Kürze vermag die Fortdauer der Empfindung und das Beharren in derſelben nicht zu bewirken. Dieſes thut eine gleichförmig anhaltende Bewegung beſſer. So iſt es eine nicht ſeltne Erſcheinung, daß nicht bloß das Kind, ſondern auch der rohe erwachſene Menſch mit der Wiederholung leidenſchaftlicher Töne eine gewiſſe gleichförmige Bewegung des Körpers,

ein regelmäßiges und in gleichen Zeiten wiederkehrendes Hin- und Herwanken deſſelben verbindet, worin der Urſprung des Tacts zu ſuchen iſt. Nichts iſt bequemer, uns eine Zeit lang in einer und eben derſelben Empfindung zu unterhalten, als eine gleichförmige, in gleiche Zeiten abgetheilte Bewegung, wodurch die Aufmerkſamkeit auf denſelben Gegenſtand gefeſſelt wird. Und ſo läßt ſich einigermaßen der Urſprung des Geſangs erklären, den man durch eine, in beſtimmter einförmiger Bewegung fortfließende Folge gefühlvoller Töne beſtimmen kann. Geſang oder Melodie kann übrigens nicht allein durch die menſchliche Stimme, ſondern auch auf den Inſtrumenten hervorgebracht werden. Aber der Geſang der menſchlichen Stimme iſt freilich der urſprünglichſte und vollkommenſte, weil er, als lebendiges Erzeugniß des menſchlichen Geiſtes, jedem Ton auf das genauſte die beſondre Nuance, die der Affect erfodert, geben kann. Da nun in der Melodie die mit unwiderſtehlicher Kraft belebten Töne liegen, die man als Aeußerungen einer empfindenden Seele erkennt, ſo hat der Geſang vor allen andern Werken der Kunſt den Vorzug, daß er Gefühle zu erwecken im Stande iſt. Dies legt dem Tonſetzer die unerlaßliche Pflicht auf, dem Studium des Geſangs oder der Melodie die größte Aufmerkſamkeit zu widmen, was vorzüglich den neuern Tonſetzern wegen der herrſchenden harmoniſchen Ueberladungen anzuempfehlen iſt. Melodie und Rhythmus ſind die wahren Mittel, das Gemüth in Empfindung zu verſetzen, und wo jene fehlen, da iſt die höchſte Reinheit der Harmonie eine ganz unwirkſame Sache. Das eigentliche Weſen der Melodie beſteht nun aber einzig und allein in dem Ausdruck. Sie muß allemal irgend eine innere Empfindung ſchildern, und jeder, der ſie hört, muß ſich einbilden, er höre die Sprache eines Menſchen, der, von einer gewiſſen Empfindung durchdrungen, dieſe an den Tag zu legen ſtrebt. In ſo fern nun aber dieſe Melodie in den Händen des Tonſetzers ein Werk der Kunſt und des Geſchmacks iſt, muß ſie auch, wie jedes andre Werk der Kunſt, ein Ganzes ausmachen, in welchem die nothwendigen Mannichfaltigkeiten zu einer vollkommenen Einheit verbunden ſind. Dieſes Ganze muß eine gefällige Form haben und ſowohl überhaupt, als in ſeinen einzelnen Theilen, ſo beſchaffen ſein, daß das Ohr des Zuhörers zur beſtändigen Aufmerkſamkeit gereizt werde und ſich ohne Anſtoß, ohne Zerſtreuung, den Eindrücken, die es empfängt, mit Luſt überlaſſen und hingeben könne. Jeder Geſang, der dieſe doppelten Eigenſchaften hat, iſt gut. Die verſchiedenen beſondern Eigenſchaften, welche einer guten Melodie eigen ſein müſſen, ſind in Kurzem folgende. Zuerſt iſt ſchlechterdings nothwendig, daß ein Haupt- oder Grundton darin herrſche, der durch eine gute, dem Ausdrucke angemeſſene Modulation ſeine verſchiedenen Nuancen bekomme. Dies kann nur auf dieſe Weiſe geſchehen, daß die auf einander folgenden Töne aus einer beſtimmten Tonleiter genommen werden. Geſchähe dies nicht, ſo würde unter den einzelnen Theilen kein Zuſammenhang ſein. Denn die in jeder Tonleiter liegende Harmonie giebt den aus derſelben genommenen Tönen den nöthigen Zuſammenhang. Der Haupt oder Grundton muß aber dem Charakter des Stücks angemeſſen gewählt werden. Denn jede Tonart hat vielleicht einen ihr eigenen Charakter. Je feiner nun das Ohr des Tonſetzers iſt, dieſen Charakter in jeder Tonart aufzufinden, deſto glücklicher wird er in beſondern Fällen in der Wahl des Haupttons ſein, welche zum richtigen Ausdruck beiträgt. In ganz kurzen Melodien, die blos aus ein paar Hauptſätzen beſtehen, kann man

durchaus bei dem Haupttone bleiben, oder auch allenfalls in ſeine Dominante moduliren; längere Stücke hingegen erfodern Abwechſelung des Tons, damit der leidenſchaftliche Ausdruck, auch in Abſicht auf das Harmoniſche, ſeine Schattirung und Mannichfaltigkeit bekomme. Zweitens iſt zu einem guten Geſange der Rhythmus (ſ. d. Art.), d. h., die Abmeſſung der einzelnen Theile nach Länge und Kürze, nothwendig. Jeder Geſang erweckt durch die einzelnen Töne, welche der Zeit nach auf einander folgen, den Begriff der Bewegung. Jeder Ton iſt als eine kleine Rückung, deren eine beſtimmte Anzahl einen Schritt ausmachen, anzuſehn. Es ſcheint überhaupt eine ſo natürliche Aehnlichkeit zwiſchen dem Gang und der Bewegung des Geſanges zu ſein, daß überall, auch bei den rohſten Volkern, die erſten Geſänge, die unter ihnen entſtanden, unzertrennlich mit dem Gange oder dem Tanze verbunden waren. Jede Bewegung, in welcher gar keine Ordnung und Regelmäßigkeit herrſcht, wo kein Schritt dem andern gleicht, iſt, ſelbſt beim bloßen Anſchauen ſchon ermüdend. Daher würde eine Folge von Tönen, ſo harmoniſch richtig man auch deren Fortſchritte fände, wenn unter denſelben nicht irgend eine abgemeſſene Ordnung in der Abwechſelung vorhanden wäre, unſre Aufmerkſamkeit keinen Augenblick unterhalten, ſondern uns vielmehr verwirren. Darum muß in der Bewegung eine gewiſſe Gleichförmigkeit vorhanden ſein, und die Folge der Töne muß in gleiche Zeiten oder Schritte, die in der Muſik Tacte genannt werden, eingetheilt ſein. Dieſe Schritte müſſen, wenn ſie aus mehrern kleinen Rückungen beſtehen, dadurch fühlbar gemacht werden, daß jeder Schritt auf der erſten Rückung ſtärker als auf den übrigen angegeben wird, oder einen Accent bekommt. Alsdann fühlt das Gehör die Eintheilung der Töne in Tacte. Darum müſſen die gleich langen Schritte oder Tacte in gefälliger Abwechſelung auf einander folgen. Es iſt deswegen nöthig, daß die Dauer des Tactes in kleinere Zeiten, nach gerader und ungerader Zahl, eingetheilt werde; daß die verſchiedenen Zeiten durch Accente, durch vereinten Nachdruck, oder auch noch bewirkte Rückungen einzelner Töne, ſich von einander unterſcheiden. Hieraus entſtehen nun wieder neue Arten von Einförmigkeit und Mannichfaltigkeit, die den Geſang angenehm machen. Drittens erfodert eine gute Melodie einen möglichſt gefühlvollen Ausdruck, welcher durch eine ſchnelle oder langſame Bewegung, durch die Art des Vortrags (ob die Töne einzeln abgeſtoßen oder geſchleift, ſtark oder ſchwach vorgetragen, hoch oder tief geſungen werden), durch größere oder kleinere, conſonirende oder diſſonirende Intervalle, durch den geraden oder ungeraden Tact und durch die daraus entſtehenden verſchiedenen Accente, durch die beſondre Art oder Anzahl der einzelnen Theile des Tacts, durch die Austheilung der Töne in dem Tacte nach ihrer Länge und Kürze, und endlich durch das Verhältniß der Einſchnitte und Abſchnitte gegen einander bewirkt wird. Jeder dieſer Puncte trägt das Seinige zum Ausdruck bei. Viertens gehört zu einer guten Melodie die Eigenſchaft, daß ſie ſingbar oder ſpielbar und, nach Beſchaffenheit ihrer Art, leicht von dem Gehör aufzufaſſen ſei. Wo dieſe Eigenſchaft fehlt, da werden alle übrigen Verdienſte einer Compoſition verdunkelt und unwirkſam gemacht. Um leicht und faßlich zu werden, muß der Tonſetzer ſowohl den ausübenden Geſang, als die Natur aller derjenigen Inſtrumente, für welche er ſetzen will, ſtudirt haben. Die Leichtigkeit, das Gefällige und Fließende des Geſanges kommt oft von der Art der Fortſchreitung her, und bei dieſer iſt zu merken, daß man, ſo

lange der Ausdruck der darzuſtellenden Empfindung keine Ausweichung erfodert, bei der Tonleiter des angenommenen Tons bleibe. Denn die diatoniſche Tonleiter iſt in jedem Intervalle dem Ohre die faßlichſte. Die fünfte und letzte Eigenſchaft einer guten Melodie beſteht in der Nothwendigkeit, daß der Ausdruck eines Textes ſo viel als möglich durch die Melodie wiedergegeben werden muß. Der Tonſetzer muß ſich beſtreben, die eigentliche Art und den Grad der Empfindung, welche in dem Texte liegt, zu fühlen, und ſich überhaupt in dieſelbe zu verſetzen. Dabei iſt es wichtig, genau die Stellen zu beobachten, wo die Empfindung ſo eindringend wird, daß das Gemüth ſich dabei zu verweilen wünſcht. Hier nun iſt die Gelegenheit vorhanden, die ausdrucksvollſten Manieren oder Coloraturen anzubringen. Hat er Gefühl und Uebung im Satze, ſo werden ihm Bewegung und Tact, wie ſie dem Texte angemeſſen ſind, ſchon von ſelbſt einfallen. Aber den ſchicklichſten Rhythmus und die beſten Einſchnitte zu treffen, wird ihm, wo der Dichter nicht vollkommen muſikaliſch geweſen iſt, oft ſehr ſchwer werden. Es bedarf kaum der Erinnerung, daß die Einſchnitte und Perioden mit denen, die im Texte ſind, übereinkommen müſſen. Streiten nun aber dieſe, wie es nicht ſelten der Fall iſt, gegen das Ebenmaß der Muſik, ſo muß ſich der Setzer mit Wiederholungen und Verſetzungen einzelner Worte zu helfen ſuchen. Höchſt zweckwidrig ſind die Schilderungen körperlicher Dinge, welche der Dichter nur dem Verſtande und nicht der Empfindung vorlegt. Noch unſtatthafter ſind Schilderungen einzelner Worte, welche dem Ausdrucke des ganzen Textes gänzlich widerſprechen. Wie, wenn der Dichter ſagte, weinet nicht, und der Tonſetzer wollte nun auf dem erſten Worte Töne ſetzen, die etwa das Weinen nachahmen ſollten? Und doch trifft man dergleichen Verſtöße gegen eine vernünftige Behandlung des Textes nur zu häufig an. Endlich iſt noch anzumerken, daß gewiſſe Fehler gegen die Natur des Tactes die Melodien höchſt unangenehm und widrig machen. Dergleichen Fehler entſtehen, wenn man Diſſonanzen auf Tacttheile anbringt, welche dieſelben nicht vertragen. Im Dreiviertel Tact können die Vorhalte oder zufällige Diſſonanzen, wenn die Rückungen durch Viertel geſchehen ſollen, nur auf dem erſten Viertel angebracht werden. Geſchehen hingegen in dieſem Tacte die Rückungen durch Achtel, ſo können die Diſſonanzen auf dem erſten, dritten und fünften Achtel ſtehen. Hingegen fallen die Diſſonanzen im Sechsachtel : Tacte auf das erſte und vierte Achtel, und werden mit dem zweiten oder dritten, fünften oder ſechsten vorbereitet. Pq.

Melodion, ein von Dietz in Emmerich erfundnes, dem Chladniſchen Clavcylinder ähnliches Inſtrument, auf welchem der Ton durch Reibung metallener Stäbe, welche in perpendiculärer Richtung nach einander fortlaufen, vermittelſt eines Cylinders hervorgebracht wird, den der Spieler mit den Füßen bewegt. Es hat den Ton der Harmonica, aber leichtern Anſchlag, einen Umfang von 5½ Octaven, eine ſehr compendiöſe Form, und ſoll ſich mit derſelben Fertigkeit wie das Fortepiano behandeln laſſen.

Melodrama (Duodrama, Monodrama) bezeichnet ein kleines muſikaliſches Drama, beſonders diejenige Art des Dramatiſchen, wo der declamatoriſche Vortrag einzelner Sätze durch Inſtrumental : Muſik unterbrochen wird. Es unterſcheidet ſich dadurch von der Oper, daß der Dichter den dazu gewählten Gegenſtand lyriſch bearbeitet und

daraus eine Folge von Gefühlen und Empfindungen entwickelt, die er gleichſam nur andeutet, um der Muſik dadurch Gelegenheit zu geben, dieſe Gefühle auszudrücken. Zur Unterſcheidung nennt man gewöhnlich Monodrama ein ſolches muſikaliſches Drama, wenn es nur eine Perſon hat; Duodrama, wenn es zwei oder mehrere hat. Die Erfindung wird Rouſſeau zugeſchrieben, durch deſſen Pygmalion veranlaßt, Brandes die Gerſtenbergiſche Cantate Ariadne, ſo wie nachher Gotter die Medea bearbeitet, welche beide Benda mit einer vortrefflichen Muſik beſchenkt hat. Wenn wir einen Blick auf den ausgezeichneten Beifall werfen, welchen dieſe beiden Melodramen zur Zeit ihrer Erſcheinung in einem ſo hohen Maße erhielten: ſo müſſen wir allerdings erſtaunen, daß dieſe Gattung ſpäterhin ſo wenig Nachahmer gefunden, und ſich der Geſchmack daran bald verloren hat. Wenn wir aber zuvörderſt den mechaniſchen Bau der vorhandenen Melodramen betrachten, ſo werden wir finden, daß eine einzige Perſon außer Stande iſt, eine dramatiſche Handlung zu beginnen, an das zu gewährende Intereſſe nothwendig geknüpfte Verwickelungen durchzuführen und endlich zur vollkommnen Befriedigung der Zuſchauer in ſich harmoniſch zu beenden. Um einem ſolchen harmoniſchen Uebelſtande wenigſtens in etwas zu begegnen, hat man den Melodramen eine durchaus lyriſche Haltung zu geben geſucht. Hieraus entſteht aber der grelle Widerſpruch, daß wir ſtets Empfindungen und Gefühle vor Augen haben, ohne daß die Handlungen, durch welche ſie erzeugt werden, zu unſrer anſchaulichen Kenntniß gelangen. Wir ſehen Wirkungen, ohne die Urſachen davon zu erfahren. Es bedarf keines Beweiſes, daß ein ſolches Werk, dem ſtatt der dramatiſchen Handlung ſtets Gefühle und Empfindungen untergeſchoben werden, ſeines Mangels an innerer Haltung wegen, auf kein fortdauerndes Intereſſe Anſpruch machen könne. Anders verhält es ſich mit den Duodramen, weil bei zwei handelnden Perſonen die Möglichkeit, eine dramatiſche Handlung gehörig zu beginnen, zu verwickeln und zu vollenden, ſchon größer iſt. Aber auch dazu wird ein ausgezeichnetes Talent erfodert, da die mechaniſchen Hülfsmittel ſelbſt bei zwei Perſonen immer noch ſehr beſchränkt ſind. Hierzu kommt noch eine andre Schwierigkeit. Man hat nämlich geglaubt, dieſen Melodramen einen ernſten Charakter geben zu müſſen, um dem Componiſten durch die mit dieſem Charakter nothwendig verbundne Lyrik hinlängliche Veranlaſſung zur Schilderung der Gefühle und Leidenſchaften zu geben. Da aber der ernſte Charakter einer ſolchen lyriſchen Handlung durch Mangel an äußerer Bewegung nothwendig ſehr beengt ſein muß, und dieſer Mangel an Bewegung durch die eben ſo nothwendig beſchränkte Handlung einer oder zweier Perſonen nicht gehoben werden kann; ſo ſcheint ſich daraus zu ergeben, daß ein ernſter Inhalt für dieſe Art dramatiſcher Arbeiten durchaus unſtatthaft ſei. Man ſcheint dies in ſo fern beherzigt zu haben, als man den Intermezzo's und ähnlichen kleinen muſikaliſchen Dramen, welche doch im Allgemeinen mit den Melodramen wohl verglichen werden können, einen komiſchen Charakter gegeben hat. Ein andrer Verſtoß gegen das nothwendig zu erregende Intereſſe, welcher jene Mängel der Poeſie noch übertrifft, liegt in der Art und Weiſe, wie man die Muſik zu dieſen Melodramen bisher behandelt hat. Wer vermöchte an jenen ſtets gewaltſam abgeriſſnen, im Charakter ſich faſt immer einer dem andern widerſprechenden, muſikaliſchen Sätzen, ſelbſt wenn ſie an und für ſich die vortrefflichſten Gedanken enthielten, Gefallen

zu finden? Der Dichter ſolcher Melodramen glaubt, dem Componiſten nicht genugſame Gelegenheit zur Entwickelung ſeiner Kunſt zu geben, wenn er nicht fleißig die Empfindungen contraſtirt und ſie ſich unter einander ſelbſt beſtreiten läßt. Dadurch entſteht natürlich ein ſolcher Mangel an Einheit in der muſikaliſchen Darſtellung, daß faſt jede muſikaliſche Periode, welche die Declamation unterbricht, einen verſchiednen und ſich oft vernichtenden Charakter zur Erſcheinung bringt. Aus allen dieſen angeführten Gründen geht hervor, daß das ſogenannte Melodrama, in welchem, wie Bouterwek ſich ausdrückt, zwei Künſte, die daſſelbe Ziel verfolgen, mit beſondrer Höflichkeit einander abwechſelnd Platz machen, wenn die eine der andern in den Weg tritt, insbeſondere ſeines muſikaliſchen Theils wegen, für eine gänzlich unnatürliche und deshalb unſtatthafte Gattung dramatiſcher Producte zu erklären iſt, über deren Unwerth auch der Erfolg hinlänglich entſchieden hat. Unter Melodrama, ſagt Schlegel in ſeinen Vorleſungen über dramatiſche Kunſt und Literatur, verſtehen die Franzoſen nicht, wie wir, ein Schauſpiel, worin Monologe mit Inſtrumentalmuſik in den Pauſen abwechſeln, ſondern wo in emphatiſcher Proſa irgend etwas Wunderbares, Abentheuerliches, oder auch ſinnliche Handlungen nebſt den dazu gehörigen Decorationen und Aufzügen zur Schau gebracht werden. Auf die Neigung hierzu ließe ſich etwas Beſſeres bauen; denn leider ſind die meiſten Melodramen bis zur Abgeſchmacktheit roh und gleichſam Fehlgeburten des Romantiſchen.

Pq.

Melone, Cucurbita Melo, eine kürbißartige Garten- und Feldfrucht von angenehmem, ſüßgewürzhaftem Geſchmacke. Sie iſt in Aſien zu Hauſe und kann in Deutſchland kaum unter freiem Himmel gezogen werden. In der Gegend um Aſtrachan erbaut man ſehr große, wohlſchmeckende Melonen, Arbuſen genannt. Die deutſchen Gärtner ziehen beſonders zwei Arten, die Kantalupen mit plattrunden warzigen, unförmlichen Früchten, von ſchwarzgrüner, gelber oder weißer Farbe, die zwar dicke Schalen haben, deren Fleiſch aber für das feinſte gehalten wird, und die Netzmelone, die mit netzförmigen Erhöhungen überzogen, dünnſchäliger iſt und früher reift, als jene. Außerdem rechnet man auch hieher die Waſſermelone, Cucurbita Citrullus, welche beſonders bei Hatwan in Ungarn von vorzüglicher Größe und Güte gebaut wird, und deren Saft man mit Wein vermiſcht genießt.

Melos, griech. der Geſang, Geſangspoeſie, daher meliſch ſo viel als lyriſch, reinlyriſch (ſ. Lyrik).

Melpomene, die Muſe des Trauerſpiels. Sie wird abgebildet mit einer ernſthaften Maske, wohl auch mit einem Cypreſſenzweig in der einen, und einen Dolch in der andern Hand. (S. den Art. Muſen.)

Meluſine. Die durch ein artiges Mährchen gar wohl bekannte ſchöne Meluſine, war nach Einigen ein weiblicher Meerdämon, nach Andern ſtammte ſie durch ihren Vater von einem König von Albanien und einer Fee ab. Paracelſus macht ſie zu einer Nymphe; die Meiſten aber bezeichnen ſie als eine mächtige Fee, die ſich mit einem Fürſten aus dem Hauſe Luſignan vermählte. — Sie war, wie die meiſten Feen jener Zeit, gezwungen, gewiſſe Tage des Monats Fiſchgeſtalt anzunehmen: alsdann wandte ſie alle Sorgfalt an, ſich weder vor ihrem Gemahl noch vor ihren Hausleuten ſehen zu laſſen. Aber

eines Tages trat ihr Gemahl, der zu neugierig war und gar zu gern wiſſen wollte, was Meluſine ſo eingeſchloſſen vornehme, unvermuthet ins Zimmer, und erblickte ſie in einem Waſſergefäß in einer Geſtalt, worin er ſie noch nicht kannte. Sie ließ ihm keine Zeit, ſein Erſtaunen auszudrücken; ſobald ſie ſich entdeckt ſah, ſtieß ſie einen lauten Schrei aus und verſchwand. So oft ſeitdem ein Glied des Hauſes Luſignan von einem Unfall bedroht wird oder ein König von Frankreich auf außerordentliche Weiſe ſterben ſoll, erſcheint ſie in Trauerkleidern auf dem großen Thurme des Schloſſes Luſignan, das ſie hat bauen laſſen, und läßt dort Seufzer und Wehklagen hören.

Melzi d'Erile, Duca di Lodi, aus einer edeln ſpan. Familie entſproſſen, hatte ſich ſeit lange in Mailand niedergelaſſen, nahm die Partei der Franzoſen bei ihrem Einmarſche in dieſes Land, und wurde zum bevollmächtigten Miniſter der cisalpiniſchen Republik bei dem Congreß von Raſtadt ernannt, wo er eine ausgezeichnete Rolle ſpielte. Er war es, der dem General Bonaparte die Schlüſſel von Mailand überbrachte, als er an der Spitze der Armee ſeinen Einzug in dieſe Stadt hielt. Nachher ſpielte er eine wichtige Rolle in der Conſulta zu Lyon 1802, und wurde zum Vicepräſidenten der neuen Regierung der italieniſchen Republik ernannt. Er bekleidete dieſe Stelle bis zum J. 1805, wo die Republik in ein Königreich umgeſchaffen wurde. Nach der Krönung Napoleons zum Könige von Italien ward er zum Kanzler-Siegelbewahrer ernannt, und empfing im J. 1808 den Titel eines Herzogs von Lodi. Als im J. 1814 die Cataſtrophe auch in Italien eintrat, bemühte er ſich, wiewohl vergebens, den Senat zu bewegen, den Prinzen Eugen zum König von Italien zu proclamiren, um, wo möglich, das Königreich Italien zu erhalten.

Membran heißt in der Anatomie jedes flache, hautförmige Organ, z. B. die Haut ſelbſt.

Memel, Kreis- und Handelsſtadt des Königreichs Preußen, im Regierungsbezirk Königsberg, an der Einfahrt in das kuriſche Haff, iſt die nördl. Stadt in Preußen, (55° 42′ 15″ Breite, 38° 45′ L.) und liegt 122 Meilen von Berlin, nicht weit von der Grenze. Memel hat 630 Häuſer mit 8000 Einwohnern, die vom Schiffbau, Fabriken und Handel (beſonders mit England) leben. Es giebt hier verſchiedne große Handelshäuſer. Der Hafen iſt gut, ſicher und wird durch die Feſtung vertheidigt. Ein 73 Fuß hoher Leuchtthurm liegt vor demſelben auf einem Sandhügel. Es kommen jährlich 5 — 600 Schiffe in demſelben an. Außer Getreide, Hanf und Häuten wird beſonders guter Leinſamen und Holz aus Litthauen von da ausgeführt. — Im J. 1807 wählte der königl. preuß. Hof dieſe Stadt zu ſeinem einſtweiligen Aufenthalte. — **Memel** iſt auch der deutſche Name des Fluſſes, den die Polen **Niemen** nennen. (S. d. Art.)

Memmi, eigentlich Martini (Simone), aus Siena, ein vorzüglich durch Petrarca verewigter Mahler, dem er Laura's Bildniß mahlte. Nach Einigen war er ein Schüler des Giotto, mit welchem ſeine Manier Aehnlichkeit hat, doch bemerkt man in Giotto's Werken nach Fiorillo mehr Zartheit der Farbenmiſchung und Reichthum der Erfindung. In der großen Capelle degli Spagnuoli in der Kirche St. Maria Novella zu Florenz, und im Campo Santo zu Piſa mahlte er große Fresken, ohne zur Abtheilung in Fächer, wie vorher geſchah, ſeine Zuflucht nehmen zu müſſen. Von ſeinem Verdienſte in

der Miniaturmahlerei zeigt eine mit Figuren gezierte Handſchrift des Virgil in der Ambroſianiſchen Bibliothek. Eine Eigenheit ſeiner Bilder iſt die Nebeneinanderſtellung von Figuren verſchiedener Proportion auf derſelben Fläche. Filippo Memmi war ſein Schüler und Anverwandter.

Memnon nach dem Mythus ein Sohn des Tithon und der Aurora und ein Bruder des Emathon. Nach Einigen war er König der Aethiopier, nach Andern der Aſſyrer. Zu Abydus in Aegypten erbaute er einen prächtigen Palaſt und ein Labyrinth; einen andern Palaſt zu Suſa in Perſien, welche Stadt von ihm auch den Beinamen Memnonia führte. Priamus, König von Troja, wußte ihn durch das Geſchenk eines goldnen Weinſtocks zu bewegen, ihm gegen die Griechen zu Hülfe zu kommen. Bei Troja verrichtete er mehrere tapfre Thaten, verwundete ſelbſt den Achilles, wurde aber endlich von demſelben erlegt. Auf Bitten der Aurora, ihren Sohn auf eine ausgezeichnete Weiſe zu ehren, ließ Jupiter aus ſeiner Aſche eine unzählige Menge Vögel entſtehen (Memnonsvögel), welche jährlich zu ſeinem Grabe zurückkehrten, hier mit einander kämpften und ſo gleichſam Leichenſpiele zu ſeinem Andenken feierten. Nach ſeinem Tode wurde er als Heros verehrt. Bei Theben ſah man ſeine zum Theil noch vorhandne Bildſäule, oder eigentlich zwei Bildſäulen, in coloſſaler Größe. Wenn die Sonne aufging und die Statue beſchien, gab ſie einen fröhlichen Klang von ſich; ging ſie unter einen traurigen. Man erzählt ſogar, daß ſie Thränen vergoſſen und Orakelſprüche in ſieben Verſen ausgeſprochen habe. Man hörte den Klang noch bis ins 4. Jahrh. n. Chr. Geb., Beſchreibungen dieſer tönenden Memnonsſäule und Nachrichten von dem gehörten Klange findet man bei Pauſanias und Strabo, und unter den Neuern bei Pococke und Norden. Ueber die Beſchaffenheit dieſer Säule und über die Erzählung vom Memnon hat man mehrere Hypotheſen. Die Säule befindet ſich jetzt in England.

Mémoire. Mit dieſem Worte bezeichnet man im Allgemeinen, was zum Andenken einer Sache dient, dann eine ſchriftliche Vorſtellung, einen Aufſatz zur Anregung eines Gegenſtandes, Eingabe. Dann insbeſondere I. Staatsſchriften, denen die gewöhnlichen Förmlichkeiten alle, oder größtentheils, beſonders die Beſiegelung fehlen. Sie kommen bei Negotiationen der Miniſter häufig, bisweilen auch bei Antworten und Reſolutionen der Herrſcher vor, weil man durch dieſe Gattung von Schriften allen Rang- und Ceremonialſtreitigkeiten auf eine feine Art ausweichen kann, und man unterſcheidet drei Arten derſelben: 1. die mit Anreden, Datum und Unterſchrift verſehenen, in denen der Abfaſſer von ſich in der erſten, von dem, an den er ſich wendet, in der zweiten Perſon ſpricht (Mémoires en form de lettre); 2. ſolche, die zwar Anrede, Datum und Unterſchrift enthalten, in denen aber der Schreibende von ſich in der dritten Perſon ſpricht (Mémoires ſchlechthin); und 3. ſolche, die ohne Anrede, oft auch ohne Unterſchrift ſind, und worin vom Abfaſſer und Empfänger in der dritten Perſon geſchrieben wird (Noten). Dergleichen Schreiben werden theils von den Höfen ſelbſt, theils von deren Geſandten abgefaßt und übergeben. Es gehören zu den erſtern a) Circularnoten an das Corps diplomatique, d. h. die an einem Hofe reſidirenden fremden Geſandten, um ſie von etwas zu benachrichtigen, oder um etwas zu erſuchen;

gemeiniglich mit Unterſchrift des Staatsſecretairs oder des Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten; ferner b) die Antworten eines Hofs an einen Geſandten auf deſſen Memorial; c) die Noten an ein auswärtiges Staatsminiſterium oder den auswärtigen Geſandten, um ſolche nebſt einem Memoire zu übergeben. Die Denkſchreiben der Geſandten an den Höfen, wo ſie reſidiren, ſind meiſt eigentlich ſogenannte Memoires, bisweilen auch bloß Noten; en form de lettre werden ſie jetzt nicht mehr ausgefertigt. II. Unter hiſtoriſchen Memoires verſteht man ſolche Schriften, in denen Jemand ſelbſt erlebte Geſchichten zur Erinnerung für ſich ſelbſt aufgezeichnet hat; Denkſchriften. Sie unterſcheiden ſich von einer vollſtändigen Geſchichte oder Chronik dadurch, daß ſie 1. nur Eine Begebenheit oder nur Eine Perſon zum Gegenſtand haben; 2. daß deren Verfaſſer entweder ſelbſt an der beſchriebnen Begebenheit Theil genommen hat, oder doch der handelnden Perſon nahe genug war, um aus der reinſten Quelle ſchöpfen zu können, und 3. daß ſie im bloßen Ton der Erzählung, aber einer zuſammenhängenden Erzählung, und von Einem Verfaſſer geſchrieben ſind. Aus dem letztern Grunde macht man an ſie keine Anfoderungen der Form und des Styls, wie an ein wirklich hiſtoriſches Kunſtwerk, und geſteht ihnen zu, daß ſie minder zuſammenhängend und ſorgloſer im Ausdruck ſein können, obſchon ihr Werth um ſo größer iſt, je weniger ſie von jener Erlaubniß Gebrauch machen, und zwar mit Leichtigkeit, aber ohne ſtörende Nachläſſigkeit erzählen. Ihr vielſeitiger und mannichfaltiger Werth iſt unleugbar. Sie liefern dem Forſcher ſehr intereſſante Details, entdecken oft die geheimſten Triebfedern, bringen in einzelne, oft für kleinlich erachtete und in allgemeinern Geſchichtsbüchern vernachläſſigte oder kaum mit furchtſamer Vorſicht durch Winke angedeutete Umſtände ein, entwickeln geheime Anſchläge und Entwürfe, von denen bloß das letzte Reſultat in die Geſchichte aufgenommen zu werden pflegt, und dürfen in der Regel und unter gewiſſen Beſchränkungen auf einen hohen Grad von Glaubwürdigkeit Anſpruch machen. Nicht weniger ſind ſie angenehm durch die rein ſich ausſprechende Individualität des Schreibenden, durch ſeine Art, die Begebenheiten zu betrachten (geſetzt auch, daß ſie einſeitig, beſchränkt, ja ſelbſt parteiiſch ſein ſollte, was einmal in der Natur ſolcher Schriften liegt), durch Originalität und Naivität, Freimüthigkeit und Unbefangenheit des Urtheils, und durch Lebendigkeit und Anmuth der Darſtellung. Durch dieſe Eigenſchaften erhalten ſie vor andern Gattungen hiſtoriſcher Schriften den Vorzug, daß ſie den Dilettanten wie den Kenner befriedigen, jenen durch die reizende Nachläſſigkeit ihrer Form, dieſen durch den Werth ihres Inhalts, wenn es gleich nicht zu verkennen iſt, daß in letzterer Rückſicht die hiſtoriſche Kritik bei denſelben ein ſchweres Geſchäft hat. Als die älteſten Memoires betrachtet man gewöhnlich Cäſars Berichte von ſeinen Feldzügen, und auch aus dem Mittelalter kann man unter andern des Biſchofs Ditmar Chronik (den neuern Anſichten über dieſelbe zufolge) hieher rechnen; ihr eigentliches Vaterland aber iſt Frankreich, in deſſen hiſtoriſcher Literatur ſie eine wahre Nationaleigenthümlichkeit ſind, und wo ſie vom Ende des 15. Jahrhunderts an, immer häufiger werden. Beſondre Erwähnung verdienen: Phil. de Comines Memoiren, der die Geſchichte Ludwigs XI. und Carls VIII. (1464 — 1498) mit bezaubernder naiver Einfachheit, in lichtvoller und kunſt-

loſer Sprache und mit treuherzigen Betrachtungen und Ermahnungen an Fürſten erzählt (London 1757, 4 Bde. 4.). Martin du Bellay's durch ihre kraftvolle Darſtellung und den in ihnen ausgeſprochenen Nationalſinn merkwürdige Memoiren gehen von 1513 — 1516 (Paris 1569 Fol., moderniſirt herausgegeben von Lambert, Paris 1753, 7 Bde. 8.). Blaiſe de Montluc iſt in ſeinen Memoiren (von 1521 — 1569, von Heinrich IV. die Soldatenbibel genannt, Paris 1746, 4 Bde. 12.) eben ſo offenherzig in ſeinem Selbſttadel als in ſeinem Selbſtlobe; lebhafter und anſchaulicher Vortrag iſt verbunden mit dem einem alten Krieger eigenthümlichen Wortreichthum. Durch politiſche Redlichkeit in höchſter Vollendung, Richtigkeit, Reife und Klarheit des Urtheils, ſo wie durch Würde und ruhevollen Vortrag zeichnet ſich Michel de Caſtelnau (Mém. von 1559 — 1570, Brüſſel 1731, 3 Bde. Fol.) aus. Brantôme's verrufene Memoiren (Oeuvres, Paris 1787, 8 Bde. 8.) ſind durch eine beſondre Miſchung von ſchamloſer Naivetät mit cyniſcher Freimüthigkeit, durch geübten Scharfblick für Schwächen und Blößen, und durch flatterhafte Unſtätigkeit des abgeſchliffnen höfiſchen Wüſtlings charakteriſtiſch. Margarethe von Valois, Gemahlin Heinrichs IV., erzählt die Geſchichte ihrer Jugendjahre (1561 — 1581) mit bezaubernder, wenn auch etwas gekünſtelter Eleganz, weiblicher Feinheit und Gewandtheit, zugleich aber auch mit unverkennbarer Gutmüthigkeit (Haag 1715, 2 Bde., 8. deutſch, von Fried. Schlegel, Leipzig 1803. 8.). Aubigné (1550 — 1600. Amſterd. 1623, 3 Bde. Fol.) iſt bei aller Befangenheit, kecker, an Schmähſucht gränzender Freimüthigkeit, und bei einem geſuchten, oft unverſtändlichen Ausdrucke ein für die Geſchichte ſeiner Zeit höchſt wichtiger, wenn auch mit kritiſcher Prüfung zu brauchender Schriftſteller. Maximilian de Bethune, Duc de Sully, gilt bei den Verhältniſſen, in denen er lebte, und bei ſeiner anerkannten Rechtlichkeit in Allem, was Staatsangelegenheiten betrifft, als Zeuge vom erſten Range, ob er gleich beſchränkt und parteiſch, ſelbſt unfreundlich und bitter in ſeinen Urtheilen über Menſchen und Hofverhältniſſe, und in ſeinem Vortrage nachläſſig und oft ermüdend weitſchweifig iſt (Paris 1788, 6 Bde. gr. 8.). Rochefoucault, ein Großer von der feinſten Bildung und tiefer Menſchenkenner, beſchrieb die Unruhen der Fronde (1648 — 1652) mit Meiſterhand, hat bei unverſchleierter Parteilichkeit eine ſcharfſinnige und klare Darſtellung und Entwickelung der Begebenheiten, treffende Charakteriſtik der Hauptperſonen, ſprechende Lebendigkeit und naturgemäßes Colorit. Die Darſtellung (in welcher er ſehr unpaſſend oft mit Tacitus verglichen worden) iſt ſchmucklos, männlich und gedankenreich, die Sprache rein, abgemeſſen und gedrungen (Trevoux 1754, 2 Bde. 12. Paris 1804, 18.). Des Cardinals de Retz Memoiren (Genf 1777, 7 Bde. 12. deutſch. Jena 1798 — 1800, 3 Bde. 8.) haben für den, der pſychologiſche Kritik anzuwenden verſteht, große Glaubwürdigkeit, die Charakteriſtik iſt ſprechend und verräth den geübten und tiefblickenden Kenner, die Darſtellung iſt geiſtreich, witzig, reich ausgeſtattet mit gehaltvollen Reflexionen, und die Sprache hat alle Nachläſſigkeit der feinern Umgangsſprache und viel natürliches Feuer. Aus der unzählbaren Menge der übrigen Memoiren können hier nur noch kurz erwähnt werden: die von Joinville, welche ſich durch Naivität auszeichnen, die von d'Etrées, de Brienne, de Torcy und Mon-

tyon, intereſſant für die Kunſt zu negociren, ferner die Memoiren von St. Simon (1791) und Duclos (ſ. d. Art.), die Mémoires du Général Dumouriez (Hamb. 1794. 2 Bde. 8.) Mémoires de Mad. D'Epinay; die unter dem Titel: Considérations erſchienenen, Mémoires de Mad. de Stael sur les principaux événemens de la révolution; Mémoires de la Roche Jacquelin; Mémoires de Dangean u. v. A. Späterhin brauchte man dieſes Wort auch von ſolchen Schriften, welche von andern ſowohl zum Tadel (Mém, de l'Abbé Terrai. Lond. 1776, 8.; Mém. de Custine. Hamb. 1795. 2 Bde 8.) als zur Vertheidigung (Mém. du Duc de Choiseul. Paris 1790. 2 Bde. 8.; Mém. du ministère du Duc d'Aiguillon. Paris 1792, 8.) berühmter und einflußreicher Perſonen geſchrieben waren. Größere Sammlungen von Memoiren ſind: Collection universelle des mémoires particuliers relatifs à l'hist. de France. Londres 1785. ff. 8.; Mémoires du régne de Louis XV. Paris 1790, 2 Bde. 12. und Friedr. Schillers allgemeine Sammlung hiſtoriſcher Memoiren vom 12ten Jahrhundert bis auf die neueſten Zeiten. Jena 1790. ff. 8. Als deutſche Memoiren können angeſehen werden: Dohms Denkwürdigkeiten ꝛc. III. Auch kurze gelehrte Abhandlungen, beſonders die in gelehrten Geſellſchaften vorgeleſenen Denkſchriften, werden mit dieſem Namen belegt. Die Mémoires de l'Academie des inscriptions et belles lettres und mehrere andere Sammlungen dieſer Art ſind allbekannt. A — s.

Memoria (lat.), das Gedächtniß; daher Pro Memoria (P. M.) zur Erinnerung. — Memorabilien, Denkwürdigkeiten (z. B. des Sokrates von Xenophon). — Memorial, eigentlich ein Handbuch, Protokoll, dann Erinnerungsſchrift, Bittſchrift; auch ſo viel wie Manual (ſ. Buchhalterei).

Memoiren, ſ. Gedächtniß.

Memphis, ehemals Hauptſtadt von Mittelägypten, nach Theben die Hauptſtadt Aegyptens und die zweite Reſidenz der ältern Könige, auf der Weſtſeite des Nils gelegen. Sie wird als eine Colonie von Theben angeſehen, und war ein mächtiger, eine Zeit lang der herrſchende Prieſterſtaat in Aegypten, und zwar zu Joſephs Zeiten blühend. Als Erbauer wird Menes genannt. Die Stadt war groß, reich und prächtig. Mehrere Tempel, z. B. des Phtha, und Paläſte zierten ſie. Nach und nach aber ſank ſie von ihrer Höhe herab, und im 7ten Jahrhunderte eroberten und zerſtörten ſie die Sarazenen. Jetzt ſoll das Dorf Moniet Rahinet unter den Trümmern von Memphis liegen.

Menage (Gilles), ein bekannter franzöſiſcher Gelehrter, geboren zu Angers im J. 1613, zeigte früh Neigung für die Wiſſenſchaften. Nach Vollendung ſeiner Studien wurde er königlicher Sachwalter an ſeines Vaters Stelle, gab aber bald, aus Abneigung gegen die juriſtiſche Laufbahn, ſeinem Vater dieſen Poſten zurück. Er widmete ſich dem geiſtlichen Stande, bekam einige Pfründen, widmete ſich ganz dem Studium der ſchönen Künſte, und bezog das Kloſter Notre-Dame, wo er eine Geſellſchaft von Gelehrten eröffnete, welche alle Mittwoche zuſammen kam, und die er ſeine Mercuriale (Verſammlung zur Abſtellung von Mißbräuchen) nannte. Sie beſtand gegen vierzig Jahre. Menage beſaß viel Kenntniſſe und ein ungeheueres Gedächtniß. Die italieniſche

Sprache hatte er ſo inne, daß er mit Leichtigkeit darin verſificirte. Seine italieniſchen Gedichte verſchaften ihm die Aufnahme in die Akademia della Cruſca. Er würde auch in der franzöſiſchen Akademie eine Stelle erhalten haben, wenn er nicht in ſeiner Requête des Dictionnaires (einer ſatyriſchen Bittſchrift der Wörterbücher gegen das Ausmerzen vieler Wörter) das Dictionair derſelben ſpöttiſch angegriffen hätte. Menage hatte im Allgemeinen die Laune eines bittern und anmaßenden Pedanten. Sein Leben war ein beſtändiger Krieg; er hatte ſich durch ſeinen ſtreitſüchtigen Charakter zahlreiche Feinde unter ſeinen Zeitgenoſſen zugezogen. Menage hat mehrere gelehrte Werke hinterlaſſen. Seine Ausgabe des Diogenes Laertius iſt mit ſehr geſchätzten Anmerkungen begleitet. Sein Dictionnaire étymologique ou Origines de la langue française (letzte Ausgabe von Jault in 2 Bdn.) und ſeine Origines de la langue italienne (1685 in Fol.) enthalten viel Nützliches, aber auch eine Menge falſcher und gezwungener Etymologien. Unter ſeinen Satyren gegen Montmaur iſt die Metamorphoſe dieſes Pedanten in einen Pagagei die beſte. Seine lateiniſchen, italieniſchen, griechiſchen und franzöſiſchen Poëſien ſind ziemlich werthlos. Er ſtarb 1690. Nach ſeinem Tode erſchienen Menagiana, erſt in einem, dann in vier Bänden, deren Werth ſehr ungleich iſt.

Menagerie (franz. von Ménage), eigentlich die Führung der Haushaltung. Man nennt ſo eine Anſtalt, in welcher verſchiedene Bedürfniſſe für die Haushaltung eines großen Herrn gezogen werden, auch eine Anſtalt, in welcher ſeltene ausländiſche Thiere unterhalten werden. Die vorzüglichſten Menagerien in der letzten Bedeutung ſind zu Paris und Wien. Sehr berühmt war auch ehemals die Menagerie in Stuttgart unter König Friedrich und in früherer Zeit im Haag. Dergleichen Anſtalten ſind für die Naturgeſchichte von Wichtigkeit, weil eine Menge von Eigenſchaften der Thiere ſich nur durch vielfache und genaue Beobachtung, die in der Wildniß nicht möglich iſt, wahrnehmen laſſen, wiewohl nicht unbeachtet bleiben darf, daß in der Gefangenſchaft und unter einem fremden Clima jedes Thier ſeine Natur und ſeinen Charakter mehr oder weniger verändert.

Menander, der berühmteſte unter den griechiſchen Luſtſpieldichtern der neuern Komödie, war ein Sohn des Diophetis und der Hegeſiſtrate, und im dritten Jahre der 109ten Olympiade zu Athen geboren. Er ſtarb in einem Alter von 52 Jahren. Von ſeinen Lebensumſtänden iſt wenig bekannt. Die Vortrefflichkeit ſeiner Komödien, deren Anzahl ſich auf mehr als hundert belief, bezeugen die Alten; um ſo mehr iſt es zu bedauern, daß wir außer einigen Fragmenten (Menandri et Philem. reliquiae ed. Clericus, Amsterd. 1709, 8. und in Brunck poetis gnomicis) nichts von ihm übrig haben. Terenz hat ihn häufig nachgeahmt.

Mendelsſohn, ſ. Moſes Mendelsſohn.

Mendoza (Don Diego Hurtado de), nach Juan Boscan Almogaver und Garcilaſo de la Vega der Zeit nach der dritte unter den ſpaniſchen Claſſikern, zugleich berühmt als Staatsmann und Feldherr in dem glänzenden Zeitalter Carls V., aus dem alten Hauſe Mendoza, das mehrere ausgezeichnete Gelehrte und Staatsmänner zählt, war geboren zu Granada im J. 1503 oder 1504, und ſtarb zu Valladolid 1575. Als Dichter und Geſchicht-

ſchreiber half er den Ruhm der caſtilianiſchen Literatur gründen; im Fache der Romane gab er dem Nationalgeſchmack eine entſcheidende Richtung; aber als Geſchichtſchreiber gewann er keinen Einfluß auf den Zeitgeiſt, ſo wenig als ſein öffentliches Leben die reinmenſchlichen Gefühle des Dichters, den redlichen Wahrheitsſinn des denkenden Kopfs, und den hellen Blick des erfahrnen Weltmanns beurkundet hat. Er handelte im Geiſte ſeiner Nation, hart, grauſam und unterdrückend, ſtolz gegen Fremde, ein furchtbares Werkzeug der Machtpolitik ſeines Hofes. Bei ſeltnen Talenten und vertraut mit der alten und neuen Literatur, ſelbſt mit der hebräiſchen und arabiſchen Sprache, zeigte er in den wichtigen Staatsdienſten, zu welchen ihn Carl V. berief, nicht den Charakter der Humanität, ſondern den des Zeitalters der Inquiſition, der Auto da Fe's, der Soldatenherrſchaft, der Mißhandlung der Völker und des Macchiavellismus der Höfe. Der geiſtvolle, gelehrte, witzige Don Diego hatte kaum die Univerſität Salamanca verlaſſen, als ihn Carl V. als Geſandten nach Venedig ſchickte, hierauf als kaiſerlichen Bevollmächtigten auf die tridentiniſche Kirchenverſammlung, dann im J. 1547 als Botſchafter an den päpſtlichen Hof, wo er in ganz Italien alle diejenigen verfolgte und unterdrückte, welche noch einige Liebe zu der alten Freiheit ihres Vaterlandes zu erkennen gaben. So unterwarf er, als Generalcapitän und Statthalter von Siena, dieſe Republik, die letzte aus Italiens Mittelalter, der Herrſchaft von Coſmus I. Medicis, unter ſpaniſcher Lehnshoheit. Mit dem eiſernen Scepter der Gewalt erdrückte Mendoza den Sinn der Toskaner für Volksrecht und Freiheit. Verhaßt den Lieberalen, verabſcheut von Paul III., den er in Rom ſelbſt zu demüthigen den Auftrag hatte, herrſchte Don Diego nur durch Todesſtrafen, und obgleich unaufhörlich von den Dolchen der Mörder bedroht, die er ſowohl durch Gewaltmißbrauch, als durch ſeine vielen Liebesabentheuer in Rom gegen ſich aufgereizt hatte, behauptete er ſich dennoch bis 1554, in welchem Jahre Carl V. von den wiederholten Klagen aller ſeiner italieniſchen Unterthanen, deren Haß zuletzt von dem Miniſter auf den Monarchen ſelbſt überging, ermüdet, ihn an ſeinen Hof zurückberief. — Mitten unter den Entwürfen einer tyranniſchen Gewalt war Mendoza fortwährend in Italien mit literariſchen Nachforſchungen, beſonders mit dem Sammeln griechiſcher Manuſcripte und Alterthümer, eifrig beſchäftigt. Er ſandte deshalb auf den Berg Athos Gelehrte, die in dem daſigen Kloſter alte Handſchriften aufſuchten; auch benutzte er zu dieſem Zwecke das Anſehn, in welchem er am Hofe Solimans ſtand. — Nach Carls V. Abdankung lebte er an Philipps II. Hofe. Hier gerieth er einſt wegen eines Liebeshandels mit einem ſeiner Nebenbuhler in Streit. Dieſer zog gegen den alten Staatsrath den Dolch, aber Don Diego umfaßte ſeinen Gegner und warf ihn von dem Erker des Schloſſes auf die Straße. Er kam darüber ins Gefängniß, wo er Liebesklagelieder dichtete. Hierauf ward er nach Granada verwieſen, wo er mit Aufmerkſamkeit den Gang des Aufſtandes der Mauren in dem Alpuxarra-Gebirge beobachtete, und die Geſchichte deſſelben ſchrieb, ein Werk, das noch jetzt als eins der erſten Geſchichtswerke in Spanien geachtet wird. Noch beſchäftigte er ſich bis zu ſeinem Tode mit der Ueberſetzung und Erklärung eines Werks von Ariſtoteles. Seine Bibliothek vermachte er dem Könige; ſie iſt eine der Zierden des

Escurials. Ueber ſeinen Werth als Schriftſteller vergleiche man Bouterwek und Sismondi. In der poetiſchen Epiſtel gab er ſeinen Sprachgenoſſen das erſte gute Muſter. Die meiſten ſind dem Horaz nachgebildet, in einem kräftigen Geiſte leicht gedichtet, und verrathen den welt- und menſchenkundigen Mann; andere ſchildern das häusliche Glück und die ſanfteren Empfindungen mit ſo viel Gefühl und Zartheit, daß man in ihnen den Tyrannen von Siena nicht wieder erkennt. Seinen Sonetten fehlt, bei reinem, edlem Ausdruck, Anmuth und Wohllaut. Seine Canzonen ſind oft dunkel und geſucht. In den Formen der ſpaniſchen Poeſie, in den redondillas, quintillas und villancicos, hat er frühere Dichter an Feinheit des Ausdrucks übertroffen. Seinen Satyren, oder burlescas, wurde von der Inquiſition der Druck verſagt. Als Proſaiker hat Mendoza Epoche gemacht. Man nennt ihn den Vater der ſpaniſchen Proſa, wenn anders dieſe ohne freies Denken überhaupt vorhanden ſein kann. Sein komiſcher Roman Lazarillo de Tormes, den er als Student ſchrieb, und den ein gewiſſer Luna mit einem zweiten Theile vermehrte, iſt in die Sprachen des Auslandes übeſetzt. (Vida de Lazarillo de Tormes. Tarrag. 1536. 12. fortgeſetzt von Henr. de Luna. Zarag. 1652. 12.) Der Held des Romans iſt ein Bettler, von der Claſſe der verſchmitzten Landſtreicher, die in Spanien ein Gegenſtand des Volkswitzes geworden ſind. Der Dichter hat das Volksleben der Spanier in ſeiner verſchiedenen Abſtufung mit Fieldings Geiſt in der friſcheſten Lebendigkeit dargeſtellt. Die vielen Nachahmungen des Lazarillo de Tormes brachten in der ſpaniſchen Literatur eine eigene Gattung hervor, die man el Gusto Picaresco (den Geſchmack am Schelmiſchen) nannte. Auch war dieſer echtkomiſche Roman das letzte ſpaniſche Buch, in welchem die Inquiſition angegriffen wird. Das zweite Meiſterwerk Mendoza's, die Geſchichte des Krieges von Granada, iſt nicht unähnlich den Geſchichtswerken des Salluſt und Tacitus. Die Erzählung iſt einfach, der Ausdruck bisweilen faſt zu gewählt. Mann erkennt überall den großen Staatsmann. Mendoza urtheilt nicht ſelbſt, aber man ſieht es aus dem Ganzen, daß Philipps Härte und Willkühr die Mauren zur Verzweiflung getrieben hat. Daher erlaubte die ſpaniſche Regierung den Druck dieſes Werks nicht eher als 1610, mit großen Weglaſſungen. Die erſte unverſtümmelte und vollſtändige Ausgabe erſchien 1776. (Guerr de Granada. Valencia 1776. 4.) Graf Pontalegre hat Mendoza's ſämmtliche Werke zu Valencia 1776 herausgegeben. K.

Menelaus, ein Sohn oder Enkel des Atreus und Bruder des Agamemnon. Von ſeinem Schwiegervater Tyndareus, mit deſſen Tochter Helena er ſich vermählt hatte, bekam er das Königreich Sparta. Er befand ſich auf Creta, um ſeines mütterlichen Großvaters Cretus Verlaſſenſchaft zu theilen, als Paris ihm ſeine reizende Gemahlin Helena mit einem Theil ſeines Schatzes und einigen Sklavinnen entführte und nach Troja brachte. Auf die Nachricht davon begab ſich Menelaus mit dem Palamedes nach Troja, um Genugthuung zu fodern, und da dieſe verweigert wurde, foderte er die griechiſchen Fürſten auf, ihrem Verſprechen gemäß die Beleidigung zu rächen. Er ſelbſt führte 60 Schiffe nach Troja und zeigte ſich als einen tapfern Streiter. Homer gibt ihm einen Beinamen wegen ſeines lauten Rufs in der Schlacht (βοὴν

αγαϑος). Nach der Eroberung Troja's nahm Menelaus die Helena wieder zu ſich, um mit ihr die Rückkehr in ſein Vaterland anzutreten. Acht Jahre irrte er umher, ehe er ſeine Heimath erreichte. Er kam zunächſt nach Tenedos, dann nach Lesbos und Euböa; aber von Stürmen und Ungewittern umhergetrieben, mußte er in Cypern, Phönicien, Aegypten und Libyen landen und oft verweilen. Endlich belehrte ihn auf der Inſel Pharus an der ägyptiſchen Küſte der alte Proteus, den er mit Hülfe der Eidothea, ſeiner Tochter, im Schlafe überfiel, auf welchem Wege er heim gelangen müſſe. Dieſer prophezeihte ihm zugleich, daß er nicht ſterben, ſondern als ein Götterheld und der Helena Gemahl lebendig in Elyſium werde verſetzt werden.

Meneſtrels, Menetriers, ſ. **Provençalen** und **Troubadour.**

Mengs (Anton Rafael), einer der erſten Künſtler des 18. Jahrhunderts, wurde zu Auſſig in Böhmen im J. 1728 geboren, und iſt zugleich das einzige Beiſpiel, daß ein Künſtler bei einer ſtrengen und geiſttödtenden Erziehung zu einer ſo hohen Vollkommenheit gelangen konnte. Sein Vater, Ismael, ein mittelmäßiger Künſtler, war in Dänemark geboren, und von Auguſt III, nach Dresden als Mahler berufen worden. Er hatte mehrere Kinder, die er tyranniſch behandelte. Den jungen Anton Rafael wollte er ſchlechterdings zu einem Künſtler bilden, und bediente ſich dazu einer höchſt ſonderbaren Methode, die nur bei einem Talent, wie das ſeines Sohnes war, glücklich ausſchlagen konnte. Schon vom ſechsten Jahre an mußte der junge Mengs ſich täglich und ſtündlich im Zeichnen üben, ohne die ſeinem Alter zukommenden Vergnügungen genießen zu dürfen; einige Jahre ſpäter unterrichtete ihn ſein Vater ſchon im Oel-, Miniatur- und Email-Mahlen. Faſt kein Augenblick zur Erholung war ihm vergönnt; der Vater gab ihm gewiſſe, in der beſtimmten Zeit kaum zu vollendende Arbeiten auf, und züchtigte ihn hart, wenn ſie nicht fertig waren. Ging der Vater aus, ſo ſchloß er ſeinen Sohn ein, um jede mögliche Störung zu vermeiden. Auf dieſe Weiſe hatte ſich dieſer in den erſten Regeln der Kunſt ſchon feſtgeſetzt, als ſein Vater Dresden verließ, und ihn im J. 1741 mit ſich nach Rom nahm. Von den Meiſterwerken der alten Sculptur ließ er ihn zu den genialen Arbeiten des Michel Angelo in der Sixtiniſchen Capelle übergehen, und hierdurch vorbereitet, endlich den göttlichen Rafael in ſeinen unerreichten Werken im Vatican ſtudiren. Früh führte ihn dann der Vater in den Vatikan, ließ ihn dort bei einer Flaſche Waſſer und etwas Brot zurück, und holte ihn erſt Abends wieder ab. Zu Hauſe wurden noch die ſchärfſten Prüfungen der Studien des verfloßnen Tages vorgenommen. Bei einer ſo ſtrengen Erziehung war es natürlich, daß Mengs für die äußere Welt völlig ungebildet blieb. Eine gewiſſe Schüchternheit, eine Vernachläſſigung der äußern Verhältniſſe mußte aus der Unbekanntſchaft mit der Welt hervorgehn, und dieſe wurde auch in der Folge für ihn ſelbſt und ſeine Familie auf manche Weiſe verderblich. Im J. 1744 kehrte ſein Vater mit ihm nach Dresden zurück. Der König Auguſt III., der das durch mehrere Paſtellarbeiten ſchon bewährte Talent des jungen Künſtlers anerkannte, ernannte ihn bald darauf zum Hofmahler. Dabei bedang ſich der junge Mengs aus, wieder nach Rom zurückkehren zu dürfen, wohin ihn auch ſein Vater zum zweitenmal

begleitete. Dort erneuerte er ſeine frühern Studien, beſuchte die Akademie, die anatomiſchen Stunden im Hoſpital Spirito ſanto u. ſ. w. Im J. 1748 trat er zuerſt mit eignen größern Compoſitionen auf, die den ungetheilteſten Beifall erhielten. Beſonders vortrefflich war eine heilige Familie, die er dort aufſtellte. Ein ſchönes Bauernmädchen, das im Beiſeyn der Mutter ihm zum Modell diente, gewann durch ihr Betragen ſeine Liebe ſo, daß er zur catholiſchen Kirche übertrat, und ſich mit ihr vermählte. Im folgenden Jahre kehrte er nochmals nach Dresden zurück. Sein Vater blieb zwar in Rom, behielt aber des Sohns ganze Baarſchaft, Haushalt u. ſ. w. In Dresden ernannte ihn der König an die Stelle des in ſein Vaterland zurückgekehrten Sylveſter zum erſten Hofmahler mit Erhöhung ſeines Gehaltes auf 1000 Thlr. — Als im J. 1751 die catholiſche Capelle eingeweiht werden ſollte, erhielt der junge Mengs Auftrag zu Fertigung des Gemähldes auf dem Hochaltar, und auf ſein Verlangen auch die Erlaubniß, nach Rom zurückkehren zu dürfen, um es daſelbſt zu arbeiten. Nach ſeiner Ankunft in Rom übernahm er indeſſen für den Lord Percy die Verfertigung einer Copie von Rafaels Schule von Athen. Darauf verzögerte der ſiebenjährige Krieg, weil während deſſelben ſein Gehalt ausblieb, die Vollendung des Altarblattes (welches erſt in Spanien fertig wurde). Denn er mußte andre Arbeiten übernehmen, um ſich ernähren zu können. So nahm er im J. 1754 die Direction der neuerrichteten Mahlerakademie auf dem Capitol an. Dann übertrugen ihm die Cöleſtinermönche 1757 die Decke in St. Euſebio zu mahlen. Dieſe ſeine erſte Frescoarbeit wurde wegen ihrer dem Zeitgeiſt zuwiderlaufenden Einfachheit in der Compoſition nicht mit allgemeinem Beifall belohnt. Späterhin mahlte er für den Cardinal Albani in deſſen Villa ein Deckengemählde, den Apoll und die Muſen darſtellend, welche Arbeit neben den Meiſterwerken der italieniſchen Künſtler ihren Ruhm ſtets behaupten wird; ferner für Privatperſonen verſchiedene Oehlgemählde, ein Cleopatra, eine heilige Familie, eine Magdalene u. ſ. w. Um dieſe Zeit kam ein junger Engländer, Webb, nach Rom, dem unſer Mengs ſeine Ideen über die Kunſt mittheilte. Webb hat dieſe Ideen in ſeinen Unterſuchungen über die Schönheit für die ſeinigen ausgegeben und mittelſt dieſes Plagiats ſich berühmt gemacht. Im J. 1761 folgte Mengs dem Ruf des Königs Carl III. nach Spanien, wo er 2000 Doppien Jahrgehalt erhielt. Er unternahm mehrere Arbeiten für den König, und trug bald über ſeine heftigſten Nebenbuhler, Giaquinto von Neapel und Tiepolo, einen Venetianer, den Sieg davon. Unter ſeinen dort ausgeführten Werken haben ganz beſonders eine Götterverſammlung und eine Kreuzabnahme ſeinen Ruhm gegründet. Auch bei der dortigen Akademie ſuchte er Verbeſſerungen einzuführen, bis die Cabalen ſeiner Gegner ihn nöthigten, ſich vom König im J. 1770 einen Urlaub zu erbitten, um in Italien ſeine Geſundheit wieder zu ſtärken. Nach einem achtmonatlichen Aufenthalt in Florenz kam er in Rom an, und mahlte unter andern daſelbſt für den Papſt ein großes allegoriſches Deckengemählde in der Camera de' papiri, oder dem Zimmer der venetianiſchen Bibliothek, worin die Handſchriften aufbewahrt werden. Nach drei Jahren kehrte er wieder nach Madrid zurück. Sein nach dieſer Zeit gefertigter Plafond im Speiſeſaal des Königs, worin er die Vergötterung des Trajan und den Tempel des Ruhms darſtellte, wird immer

ſein Hauptwerk bleiben. Nach einem Aufenthalte von zwei Jahren begab er ſich ſeiner Geſundheit wegen wieder nach Rom, erhielt aber vom König von Spanien fortwährend einen Gehalt von 3000 Scudi. In Rom verlor er 1778 ſeine Gattin, mit der er in der glücklichſten Ehe gelebt hatte. Seine Geſundheit wurde nach der Zeit immer ſchwächer, da er auch während ſeiner Krankheit unermüdet fortarbeitete, und er beſchleunigte ſeinen im J. 1779 erfolgten Tod noch dadurch, daß er in einem Anfall von Aengſtlichkeit ſeine Zuflucht heimlich zu einem Quackſalber genommen hatte. Unter Begleitung einer großen Menge Künſtler wurde Mengs in S. Michele Grande an ſeiner geliebten Margaretha Seite in der Gruft beigeſetzt, die er einige Jahre früher hatte für ſich bereiten laſſen. Acht Tage ſpäter kam ein Diplom an, worin der König von Neapel ihn zu Errichtung einer Akademie dahin berief. Mengs war von mittler Statur, hager, in ſeiner Jugend von ſchöner Geſichtsbildung; ſein Temperament war lebhaft, ſogar heftig, dabei beſaß er aber eine ausgezeichnete Gutmüthigkeit und Lenkſamkeit. Er war ſehr wohlthätig und unterſtützte beſonders viele junge Künſtler. Von ſeinen 20 Kindern lebten zur Zeit ſeines Todes nur ſieben; auf ihre Erziehung hatte er von jeher die größte Sorgfalt und große Summen verwendet. Dieſes ſowohl, als ſeine Liebe für die Kunſt, die ihn verleitete, Handzeichnungen berühmter Meiſter, Vaſen, Gypsabgüſſe (eine Sammlung ſchenkte er der königlichen Akademie in Madrid; das vorher in Rom befindliche Exemplar iſt nach Dresden gekommen), Kupferſtiche u. ſ. w. oft für hohe Summen zu erkaufen, ferner ſeine immerwährenden Reiſen, ſeine vornehme Lebensart u. ſ. w. hatten die großen Summen, die er verdiente (in den letzten achtzehn Jahren über 180,000 Scudi), aufgezehrt. Seiner Familie nahmen ſich jedoch ſeine vornehmen Freunde und Verehrer an. Wie ſehr Mengs geſchätzt wurde, beweiſt ſchon, daß ihm zwei prächtige Denkmale geſetzt wurden, das eine vom Ritter Azara an Rafaels Seite, das andre in der Peterskirche von der Kaiſerin von Rußland. Seine Compoſition und Gruppirung iſt höchſt einfach, edel und ſtudirt (vielleicht auch zuweilen geſucht). Seine Zeichnung iſt immer richtig, gewählt und ideal; ja es beſteht in der Schönheit der Form, auf welche ſein Beſtreben vorzüglich gerichtet war, ſein allergrößtes Verdienſt. Im Ausdrucke hatte er ſtets den hierin unübertrefflichen Rafael zum Vorbild genommen, und darin eine hohe Stufe der Vollkommenheit erreicht, wie denn auch ſein Geſchmack in den Gewändern und Nebenſachen von dem tiefſten Studium der Natur und ſeiner großen Vorgänger zeugt. Sein Colorit, beſonders in den Frescogemählden, iſt in aller Art vortrefflich, auch in ſeinen beſten Oehlgemählden kräftig, klar und oft in Tizians Geſchmack. Er impaſtirte ſtark und mahlte mit einem leichten fertigen Pinſel; dennoch aber ſind ſeine Farben wieder ſo in einander verſchmolzen, daß man die Art und Weiſe, wie er die Farben behandelt hat, oft gar nicht ergründen kann, und ſeine meiſten Werke ſind mit großer Sorgfalt und Liebe vollendet. Im Unterricht war er ſtreng, machte aber ſeine Schüler mehr auf die begangenen Fehler aufmerkſam, als daß er ſie auf die noch fehlenden Schönheiten hinwies; ließ alſo jeden ſeiner Schüler auf dem Weg, den er ſich ſelbſt gewählt hatte, gehn. Obgleich ſeine vortrefflichſten Arbeiten, die Fresken, ſich in Spanien und in Rom befinden, ſo beſitzt doch auch Deutſchland, vornehmlich an dem Al-

tarblatt in der königlichen Capelle in Dresden, die Himmelfahrt Chriſti vorſtellend, und an kleinern Bildern in derſelben Kirche, die Madonna col bambino, und Jacobs Traum, ferner in dem weltbekannten Amor, der in Paſtell ausgeführt iſt, einige der Hauptwerke des großen Künſtlers. Höchſt belehrend ſind auch ſeine Schriften in italieniſcher, ſpaniſcher, franzöſiſcher und deutſcher Sprache; — (italieniſch herausgegeben vom Ritter d'Azara, Baſſano 1783), beſonders ſeine Beurtheilungen der Schönheiten in Rafaels, Corregio's und Tizians Werken. Sein Freund, der berühmte Winckelmann, ſoll ihm bei der Ausarbeitung derſelben gute Dienſte geleiſtet haben. Mengs hatte noch zwei Schweſtern, welche unter der ſtrengen Anleitung ihres Vaters ſich ebenfalls zu geſchickten Miniaturmahlerinnen bildeten. Die eine derſelben, Thereſe, heirathete den Mahler Antonio de Maron, einen braven Schüler ihres Vaters, und ſtarb zu Rom 1806 im 81ſten Jahre. BC.

Meninski (Franz a Meſgnien), Ritter von Jeruſalem, erſter kaiſerlicher Dolmetſcher der orientaliſchen Sprachen zu Wien, war 1623 in Lothringen geboren und ſtarb 1698. Seine ausgebreitete Gelehrſamkeit in den Sprachen des Orients hat ihn mit Recht berühmt gemacht. Er ſtudirte zu Rom unter Giattino, und begleitete in einem Alter von 30 Jahren aus Neigung den polniſchen Geſandten nach Conſtantinopel. Hier erwarb er ſich eine ſo vollkommne Kenntniß der Sprache, daß ihm der Platz eines erſten Dolmetſchers bei der polniſchen Geſandtſchaft in Conſtantinopel anvertraut wurde. Der Credit, den er ſich in dieſem Amte erwarb, machte, daß er bis zum Geſandten ſtieg. Er erhielt das polniſche Indigenat und verwandelte jetzt ſeinen Familiennamen Menin in Meninski. Im J. 1661 begab er ſich nach Wien, und trat als Dolmetſcher in die Dienſte des Kaiſers; im J. 1669 machte er die Reiſe nach Jeruſalem, um das heilige Grab zu beſuchen, und trat in den Orden der Ritter dieſes Namens. Meninski hat ſich um das Studium der arabiſchen, perſiſchen und türkiſchen Sprache durch ſeinen Thesaurus linguarum orientalium sive Lexicon arabico-persico-turcicum die größten Verdienſte erworben. Dieſes Werk erſchien 1680 und 87 zu Wien in 4 Foliobänden, deren letzter das Onomasticon einnimmt. Gewöhnlich kommen nur die drei erſten Bände vor. Sie werden jetzt von den Gelehrten weniger geſucht, ſeitdem eine zweite, von dem Herrn von Jeniſch bearbeitete und um mehr als das Doppelte vermehrte Auflage in 4 Foliobänden (Wien, 1780—1802) erſchienen iſt. Außerdem hat er eine Grammatik über die genannten drei Sprachen und einige Streitſchriften verfaßt.

Mennige (Bleizinnober, minium), ein rother Bleikalk, der als Farbe, Glaſur und Arzneiwaare benutzt wird, und beſonders zu Rollhofen in der Pfalz, auch zu Cheſterfield und Wirklesworth in Derbyſhire, zu Tſchopau in Sachſen gebrannt wird. Man ſchlemmt zu dem Ende das Maſſicot oder Bleigelb (was durch ſechszehnſtündiges Glühen des Bleies in dem Mennigofen erhalten wird), trocknet und erhitzt es darauf 48 Stunden lang, ohne zu glühen, in irdenen Töpfen. Die erhaltene Mennige iſt hoch gelbroth und ſchuppigpulverig, aber gleich dem Bleie ein ſchleichendes Gift. F.

Menno (Simonis), geb. 1505 zu Witmarſen in Friesland, trat aus dem catholiſchen Prieſterſtande 1536 zu den Wieder-

täufern, ſammelte die nach Beilegung der münſterſchen Unruhen zerſtreuten Haufen derſelben in wohlgeordnete Gemeinden, die er durch Milderung ihres Fanatismus der öffentlichen Duldung zu empfehlen und mit den Einrichtungen der weltlichen Obrigkeit auszuſöhnen wußte. Seine vieljährigen Wanderungen durch ganz Holland und Norddeutſchland bis Liefland brachten ſeine Lehre in Umlauf und viele, denen die proteſtantiſchen Kirchen in der Verbeſſerung des Glaubens und der Sitten nicht weit genug zu gehen ſchienen, zu ſeiner Partei. Außer einigen unfruchtbaren Grübelein über die Menſchwerdung des Sohnes Gottes, die er, wahrſcheinlich durch den Streit über die leibhafte Gegenwart Chriſti im Abendmahl veranlaßt, als eine ohne körperliche Mitwirkung Mariens in ihrem Mutterleibe erfolgte unmittelbare Schöpfung darzuſtellen verſuchte, und der den Taufgeſinnten eigenthümlichen Meinung, daß nur unterrichtete Chriſten getauft werden dürften, ſtimmt Menno's Glaubenslehre mit der reformirten überein; in Rückſicht der Pflichtenlehre hat er, ohne das Charakteriſtiſche ſeiner Partei — die ſtrengere Kirchenzucht und die Verweigerung der Eides und der Theilnahme an Kriegsdienſten und obrigkeitlichen Aemtern — zu verläugnen, doch ihren Dünkel von beſonderer ſittlicher Vollkommenheit und theokratiſcher Begriffe ſo weit gemäßigt, daß ſie durch ihn der bürgerlichen Geſellſchaft wiedergegeben und zur Verträglichkeit mit Andersdenkenden geneigter wurden. Menno ſtarb 1561 zu Oldesloe im Holſteiniſchen, und die deutſchen und holländiſchen Taufgeſinnten legten ſich nach ihm den Namen **Mennoniten** bei; jedoch blieb der Name **Taufgeſinnte** der allgemeinere, weshalb eine nähere Schilderung der Schickſale und Eigenthümlichkeitin dieſer Religionsgeſellſchaft unter dieſem Artikel zu ſuchen iſt.
E.

Menſch. Die **Naturgeſchichte** des Menſchen iſt noch ſo ſehr in ihrer Kindheit, daß es unmöglich iſt, irgend etwas Vollſtändiges über dieſen Gegenſtand zu liefern. Unter den organiſirten Weſen unſerer Erde gebührt dem Menſchen ohne Widerrede der erſte Rang. Durch ſeinen Körper, in welchem wir das Bild der Schönheit und Vollkommenheit erblicken, noch mehr aber durch ſeine geiſtigen Kräfte ragt er weit über alle ſeine Mitgeſchöpfe hervor. — Der Menſch gehört in die Claſſe der Säugethiere, deren erſte Ordnung er allein einnimmt. Viele Merkmale im Körperbau unterſcheiden ihn von den übrigen **Säugethieren**, ſelbſt von den menſchenähnlichſten Affen. Dahin gehört der **aufrechte Gang**, der dem Affen nur möglich, nicht natürlich iſt. Daß er hingegen dem Menſchen natürlich ſey, beweiſt der ganze Bau ſeines Körpers. Die Beine ſind viel höher als die Arme; das Gelenk am Elbogen biegt ſich nach dem Leibe zu, welches nur bei aufrechter Stellung und einem andern Gebrauch der Hände und Arme nützlich ſein kann. Ferner ſind die ähnlichen und gleichliegenden Knochen, Bänder und Muskeln der Beine dicker und ſtärker als die ähnlichen und gleichliegenden der Arme. Die feſten zuſammengewölbten Knochen des Fußes und das daran hinten hervorragende Ferſenbein zeigen die Beſtimmung deſſelben zum Tragen des ganzen Körpers offenbar; dagegen die kleinere, biegſamere und weniger feſte Handwurzel augenſcheinlich zu ganz andern Zwecken eingerichtet iſt. Inſonderheit aber ſchickt ſich der Bau des Rückgraths nur für eine aufrechte Stellung. Die untern Wirbelbeine deſſelben ſind breiter

als die obern, weil ſie bei der aufrechten Stellung eine größere Laſt zu tragen haben als jene. Die Art der Verbindung des Rückgraths iſt endlich ſo beſchaffen, daß der Menſch ſeine Augen nur bei der aufrechten Stellung gehörig gebrauchen kann. Ein in die Augen fallendes Unterſcheidungsmerkmal des Menſchen iſt das ſtark hervorragende Kinn. Die aufrechte Stellung der untern Schneidezähne iſt ebenfalls nur dem Menſchen eigen. Inſonderheit aber zeigt die Sprache, oder das Vermögen, ſeine Gedanken durch articulirte Töne zu bezeichnen und ſie einem Andern auf dieſem Wege mitzutheilen, daß dem Menſchen vor allen übrigen Geſchöpfen der Vorrang gebühre. Hierdurch entſteht eine mächtige Scheidewand zwiſchen beiden. Die Organe zum Sprechen fehlen, wie Camper gezeigt hat, dem Orang Outang gänzlich, ſo daß an die Möglichkeit, dieſem Thiere Sprache beizubringen, nicht gedacht werden darf. Außerdem laſſen ſich noch mehrere Unterſchiede zwiſchen dem Menſchen und den Thieren auffinden. Dahin gehört ſeine natürliche Blöße und Wehrloſigkeit, ſeine ſpäte Reife und Mannbarkeit. Ob das Lachen und Weinen dem Menſchen allein angehöre, iſt zweifelhaft. Was die Aehnlichkeit oder Verſchiedenheit der Menſchen unter einander ſelbſt betrifft, ſo iſt es zwar bekannt, daß es beträchtliche Verſchiedenheiten unter ihnen in den verſchiednen Himmelsſtrichen gibt; allein keine kann weſentlich genannt werden; alle, auch die auffallendſten, laſſen ſich, wie bei andern Gattungen organiſirter Geſchöpfe, als aus natürlichen Urſachen nach und nach entſtanden erklären, ſo daß alle nur eine Gattung ausmachen, und ſämmtlich als von einem Stammpaare herrührend betrachtet werden können. (Vergl. d. Art. Abſtammung des Menſchen.) Die bemerkbaren Verſchiedenheiten in der körperlichen Bildung der Menſchen unter den verſchiednen Himmelsſtrichen haben dazu geführt, mehrere Menſchenracen feſtzuſetzen. Die Beſtimmung derſelben hat jedoch wegen der unmerklichen Uebergänge der einen in die andre manche Schwierigkeiten. Blumenbach gibt fünf Hauptracen an: 1. die caucaſiſche Race. Hierher rechnet man alle Europäer mit Ausnahme der Lappen und Finnen; ferner die weſtlichen Aſiaten dieſſeits des Oby, des caspiſchen Sees, des Ganges und die Nordafrikaner. Das allgemeine Kennzeichen dieſer Race ſoll ſeyn: eine weißere Hautfarbe mit einem Gemiſch von Roth auf den Wangen, und der wohlgebildete Schädel nebſt der ſchönſten Geſichtsform nach unſern europäiſchen Begriffen. Wie ſchwankend dieſe Merkmale für die Bewohner eines ſo ungeheuern Erdſtrichs ſind, wie viele Abſtufungen und Ausnahmen darin vorkommen, darf kaum erinnert werden; 2. die mongoliſche Race. Sie begreift die übrigen Aſiaten mit Ausnahme der Malaien; die finniſchen Völker in Europa; die Eskimo's im nördlichen Amerika von der Beringsſtraße bis Labrador. Die Menſchen dieſer Race ſollen meiſt waizengelb ausſehn; weniges, ſtraffes, ſchwarzes Haar, ein plattes Geſicht, enggeſchlitzte Augenlieder und ſeitwärts hervorragende Backenknochen haben; 3. die äthiopiſche Race. Hiezu rechnet man die übrigen Afrikaner, beſonders die Neger; 4. die amerikaniſche Race. Zu ihr gehören außer den Eskimo's alle urſprünglichen Bewohner des übrigen Amerika's. Die Hauptunterſcheidungszeichen derſelben ſind die Kupferfarbe, ein ſchlichtes, ſtraffes, ſchwarzes Haar, ein breites, aber nicht plattes Geſicht mit ſtarken Zügen; 5. die malaiſche Race. Sie umfaßt die

Bewohner der mehreſten oſtindiſchen Inſeln und des ganzen fünften Welttheils. Sie haben braune Farbe, einen dichten ſchwarzlockigten Haarwuchs, eine breite Naſe und einen großen Mund. — Von dieſen Racen ſoll die caucaſiſche als die Stamm- oder Mittelrace anzuſehen ſein. Demnach wäre die weiße Farbe die urſprüngliche des Menſchen, und die braungelbe, braune und ſchwarze in ihren mannichfaltigen Abſtufungen erſt nach und nach durch den Einfluß des Clima's entſtanden. Bemerkenswerth iſt der Umſtand, daß die weißen Menſchen in der Regel ein verſchieden gefärbtes, aber glattes und hängendes, die ſchwarzen hingegen immer ein ſchwarzes wollenartiges Haar haben. Wenn ſich weiße Menſchen mit Negern vermiſchen, ſo entſteht daraus eine halbſchlächtige Race. Die Farbe der braunen und ſchwarzen Menſchen hat nicht in dem Oberhäutchen, ſondern in der darunter liegenden ſchleimartigen Netzhaut ihren Grund. Die wirkende Urſache dieſer dunklern Farbe iſt unſtreitig die Sonnenhitze; wie dieſe eine ſolche Wirkung hervorbringe, bleibt immer noch Promblem. Gewiß aber iſt es, daß die Weißen unter dem brennenden Himmelsſtrich in der Nähe des Aequators nach mehrern Generationen die ſchwarze Farbe, und die Neger wiederum nach und nach, wenn ſie ihr Geſchlecht in kältern Ländern fortpflanzen, die weiße Haut der Europäer erhalten; woraus unwiderſprechlich folgt, daß beide zu Einer Gattung gehören. Noch weniger als die Farbe kann die verſchiedne Größe der Menſchen für einen Grund ihrer Gattungsverſchiedenheit gelten. Daß die Menſchen unter den Polen kleiner ſind, ſtimmt ganz mit der allgemeinen Wahrnehmung überein, daß die Kälte dem Wachsthum ungünſtig iſt. Die Abweichungen in der Bildung der einzelnen Theile des menſchlichen Körpers ſind bei weitem ſo auffallend nicht, daß ſie einen weſentlichen Unterſchied machen ſollten. Was den Sexual- oder Geſchlechtsunterſchied der Menſchengattung betrifft, ſo zeigt er ſich in der Organiſation noch auffallender, als bei den übrigen Thieren. Das weibliche Geſchlecht iſt in der Regel kleiner, ſchwächer, zarter. Die feſten Theile des weiblichen Körpers ſind weniger hart und ſtark. Das Blut in demſelben iſt wäſſeriger und milder; die Muskeln ſind kleiner und lockerer, die Nerven empfindlicher. Das Zellgewebe des weiblichen Körpers iſt nach Verhältniß ſchlaffer und mit mehrerm Fette verſehn; aus dieſem Grunde erſcheint nun aber auch die Haut des weiblichen Körpers glatter. In dem weiblichen Beingerüſte zeigt ſich der auffallendſte Unterſchied in der Structur des Beckens, welches beträchtlich weiter iſt. Auch ſind die weiblichen Schlüſſelbeine gerader, die Rippen dünner, und die ganze Bruſthöhle runder. Der weibliche Körper reift früher als der männliche, verblüht aber auch eher. Auch in den geiſtigen Fähigkeiten findet zwiſchen Mann und Weib der größte Unterſchied Statt. (S. Geſchlecht und Geſchlechtsverhältniſſe.) Daß der menſchliche Körper nach den vollkommenſten Regeln des Ebenmaßes gebaut ſey, fällt in die Augen. Die an den Seiten liegenden Theile ſind paarweis vorhanden, z. B. die Beine, die Hände, die Augen u. ſ. w.; die in der Mitte befindlichen hingegen einfach. Die verhältnißmäßige Größe der einzelnen Theile gegen einander pflegt man nach Kopf- oder Geſichtslängen zu beſtimmen. Auf acht Kopflängen rechnet man bei Erwachſenen zehn Geſichtslängen und ſo viel beträgt gerade die ganze Höhe des wohlproportionirten Menſchenkörpers. Wenn man

die Arme horizontal ausſtreckt, ſo pflegen die Spitzen der Mittelfinger ſo weit von einander abzuſtehen, als der Körper hoch iſt. Uebrigens rechnet man nach Geſichtslängen: Vom Kinn bis in die Halsgrube $\frac{1}{2}$; Länge des Nackens 1; von der Halsgrube bis zur Herzgrube 1; von der Herzgrube bis zum Nabel $1\frac{1}{2}$; vom Nabel bis zu den Geſchlechtstheilen 1; die Länge des Arms vom Achſelgelenk bis in die Beuaung des Elbogens 2; von da bis zum Anfang der Hand $1\frac{1}{2}$; Länge der Hand bis zur Spaltung der Finger $\frac{1}{2}$; Länge des Mittelfingers $\frac{1}{2}$; alſo Länge der ganzen Hand 1; von der Hälfte bis zur Mitte der Kniekehle 3; von da bis zur Ferſe $2\frac{2}{3}$; Länge des Plattfußes (der 6te Theil des ganzen Körpers) $1\frac{2}{3}$; — Beim Weibe ſind dieſe Verhältniſſe etwas verſchieden. Hier iſt der Kopf verhältnißmäßig kürzer und der Hals länger. Die verhältnißmäßige Breite der einzelnen Theile iſt wegen des mehrern oder mindern Fleiſches unbeſtimmter als die Länge, die mehr auf dem Knochenbau beruht. Bei den Kindern iſt der Kopf größer als bei Erwachſenen, und alle Glieder ſind gegen ihre Länge breiter. Ein geſunder Menſch von mittlerer Conſtitution wiegt zwiſchen 150 bis 180, ein neugebornes Kind von gewöhnlicher Größe zwiſchen 6 bis 8 Pfund. Die Geſchichte des menſchlichen Lebens zerfällt nach gewiſſen natürlichen Veränderungen, die in demſelben erfolgen, in vier Perioden, über welche der Art. Alter nachzuſehen iſt. — Die Natur hat den Menſchen nicht, wie die meiſten Thiere, auf ein gewiſſes Clima beſchränkt. Die ganze bewohnbare Erde wurde ihm zum Wohnplatz angewieſen. Der heißeſte Erdſtrich unter dem Aequator kann ſo gut wie der beeiſte Pol ſein Vaterland ſein. Zwar verändert ſich der Menſch in mancher Hinſicht, im ganzen aber behält er ſeine edle Form und das Vermögen, an Einſichten zu wachſen. Indeß ſcheint doch ein gemäßigtes Clima der Veredlung und Ausbildung des Menſchen am günſtigſten zu ſeyn. Ein brennendes Clima erſchlafft ihn mehr und hemmt ſeine Thätigkeit; eben ſo bleibt unter einem kalten unwirthbarem Himmel, wo kein zu hoffender Gewinn ihn zur Thätigkeit aufmuntert, ſeine Ausbildung zurück. Als Nahrungsmittel iſt dem Menſchen alles angewieſen, was das Thier- und Pflanzenreich genießbares erzeugt. (S. Nahrungsmittel.) — Aber auch als ein mit Geiſteskräften ausgerüſtes Weſen haben wir den Menſchen zu betrachten. Zwar iſt ihm in einigen das Thier ähnlich, allein nicht nur beſitzt er dieſe in einem vorzüglicheren, der Natur des Thieres nicht eigenthümlichen Grade, ſondern auch Vernunft und Dichtungsvermögen ausſchließlich, und mit ihnen die Gabe der Sprache. Wenn jene in ihm Bedürfniſſe höherer Art wecken, Streben nach immer vermehrter Einſicht und Wahrheit, ſo dient dieſe, durch welche der Geiſt ſich dem Geiſt, das Herz ſich dem Herzen mittheilt, zu deren immer geſteigerter Vollendung. Er iſt ein fühlendes, begehrendes und vorſtellendes Weſen. Hat ſein Gefühl das Begehrungsvermögen angeregt, ſo ruft dieſes das Denkvermögen auf, die beſten Mittel zu Befriedigung des Verlangens anzuzeigen, und er iſt ein verſtändiges Weſen, in ſo fern er dieſe anerkennt; ein vernünftiges, wenn er die Zwecke der Vernunft erkennt und durch ſein Handeln verwirklicht. Indem er aber unter mehrern zu wählen hat, erſcheint er als ein wollendes Weſen, d. h. als ein Weſen, welches ſein Begehren durch Geſetze der Vernunft beſtimmt. Ob er dem Triebe der Sinn-

lichkeit oder dem Geſetze der Vernunft folge, iſt ſeiner Freiheit überlaſſen; allein es iſt ein Etwas in ihm, welches ihm ſagt, daß er dem Geſetze der Vernuft folgen ſolle, und dieſes Etwas kennen wir unter dem Namen des Gewiſſens, durch welches der Menſch als ein ſittliches, moraliſches Weſen erſcheint, das Begriffe von Recht und Pflicht, Gut und Böſe, Tugend und Laſter hat. So ſteht er als Bürger zweier Welten da, der ſinnlichen um ihn und der überſinnlichen in ihm, die ihn auf eine höhere Beſtimmung hinweiſt, als er in dieſem Leben erreichen kann. Denn ſollte er, für deſſen Fortſchreiten im Wahren und Guten keine Grenzen abzuſehen ſind, mit dem Tode aufhören? Der Tod geht blos ſeinen Organismus an, der ſeiner Natur nach den chemiſchen und mechaniſchen Geſetzen der Sinnenwelt unterworfen iſt; auf die, einer unendlichen Vervollkommnung fähige, überſinnliche, geiſtige Kraft in ihm, den wir im Gegenſatz des Körpers Seele nennen, gründet ſich der Glaube an Unſterblichkeit des Menſchen, ſeines eigentlichen Ichs, das nicht, wie der Körper, den ewig zerſtörenden und ewig neu bildenden Elementen anheim fällt. Demnach iſt der Menſch ein Mittelweſen zwiſchen der Thier- und Geiſterwelt; jener gehört er durch den ſinnlichen Trieb, dieſer durch das überſinnliche Sittengeſetz der Vernunft an, jener durch Begierden, dieſer durch Willen. Je nachdem er mit Freiheit das Sittengeſetz der Vernunft in ſeinen Willen aufnimmt, oder es daraus verdrängt, kann er ſchon in dieſem Leben ein Engel oder Teufel werden. Auf beiderlei Eigenſchaften beruht auch ſein geſelliges Verhältniß. Der Menſch tritt unter Menſchen, wird erſt Glied einer Familie, und mit ihr Glied eines größern Ganzen, Staatsbürger. Endlich ſteht der Menſch aber auch in einem Verhältniß zu den höchſten Weſen, an welches Dankbarkeit, Liebe, Glaube und Hoffnung ihn feſſeln; er iſt auch ein religiöſes Weſen. (S. übrigens Beſtimmung des Menſchen, Menſchenbildung, Menſchenkenntniß, Menſchheit, Organe, Organismus, Phyſiologie, Pſychologie u. ſ. w.

Menſchenbildung iſt die höchſte und allgemeinſte Aufgabe der Erziehung, welcher die Theorie alle beſondern Forderungen, welche der Staat, das Gewerbe, die Kunſt und Wiſſenſchaft an den Pädagogen machen mag, billig unterordnet, ohne befürchten zu dürfen, daß irgend eines dieſer Gebiete des wirklichen Lebens und der menſchlichen Thätigkeit etwas dabei verliere, denn für jeden Stand und Beruf wird derjenige der tauglichſte ſein, der dem Ideale der Menſchheit am nächſten ſteht. Schon die Alten beabſichtigten eine Bildung zur Humanität und die Idee derſelben iſt nie untergegangen (vgl. d. Art. Bildung und Human), wenn gleich die Völker im Aufſtreben zur Civiliſation den Menſchen oft über den Bürger aus den Augen verloren haben und der hergebrachte Unterſchied der Stände die Ausführung dieſer Idee auf die Erziehung der Freien und Edlen einzuſchränken pflegte. Dem 18ten Jahrhundert war es vorbehalten, das Recht der Bildung zur Humanität für Menſchen aus allen Volksclaſſen in Anſpruch zu nehmen und von Rouſſeau bis auf Peſtalozzi haben die liberaleren Erziehungstheorien darauf gedrungen, daß jedem Kinde vor allem zu Entwickelung ſeiner geſammten Menſchenkraft und zur moraliſchen Reife (Selbſt beſtimmungsfähigkeit) geholfen werde, ehe es in einen beſondern Stand und Beruf eintritt. Wie ſchön und herzerhebend

aber auch dieſe philanthropiſche Idee ſich in der Theorie darſtellen läßt, ſo darf man doch nur in das Einzelne der Praxis eingehen und ihre Anwendung in einem beſtimmten Falle verſuchen, um einzuſehen, wie vielen faſt vernichtenden Modificationen ſie in der Ausführung unterliegt. Schon durch ſeine Geburt gehört das Kind nicht blos der Gattung (der Menſchheit), ſondern auch zugleich einer beſtimmten Claſſe, einem gewiſſen Stande an. Unter dem Einfluſſe der beſondern Lebensart und Anſichten des Standes ſeiner Aeltern wächſt es heran, und wer weiß nicht, wie ſehr durch dieſen die Richtung des kindlichen Gemüths meiſt für das ganze Leben entſcheidenden Umſtand das Reinmenſchliche in ihm verkümmert wird. Mögen die Aeltern noch ſo ſehr von der Idee einer abſoluten Menſchenbildung durchdrungen und noch ſo ſorgfältig auf ihre Ausführung bedacht ſein, es wird ſelbſt ihnen, wenn ſie einmal in der Geſellſchaft leben und eine beſtimmte Stelle darin einnehmen, nicht gelingen, den Einfluß unvermeidlicher Umgebungen, die in die Sphäre dieſer beſondern Lebensart und Anſicht hineinziehen, von ihrem Kinde gänzlich abzuwehren. Noch viel weniger wird der Lehrer und Erzieher, dem das Kind als ein von Natur eigen geartetes, durch beſondere Verhältniſſe beſtimmtes, und dadurch der reinen Menſchheit ſchon in Etwas entfremdetes Subject zugeführt wird, in der kurzen Bildungsperiode, die es unter ſeiner Leitung durchſchreiten darf, im Stande ſein, alle jene früheren Eindrücke zu verwiſchen und die Idee der Erziehung zum reinen Menſchen an ihm auszuführen. Dabei fahren jene äußern Umgebungen, die nur ſehr ſelten nach der Idee des Erziehers geregelt werden können, immerwährend fort, verwirrend auf das Kind zu wirken und ihre Gewalt iſt viel ſtärker und eindringender, als die geiſtige Macht der Schule. Und auch von der Schule ſelbſt wird mehr als Menſchenbildung gefodert; ſie ſoll nach dem Willen der Aeltern und den Zwecken des Staats gemäß ihre Zöglinge für beſtimmte bürgerliche Verhältniſſe bilden und frühzeitig an die herkömmlichen Formen der Geſellſchaft gewöhnen. Alle beſtehenden öffentlichen Bildungsanſtalten ſind nach dieſer Forderung eingerichtet und auf beſondere Verhältniſſe und Stände berechnet. Wir haben Gelehrtenſchulen, Ritterakademien, Handlungsſchulen, Bürgerſchulen, Armenſchulen, Landſchulen u. ſ. w.; aber Menſchenſchulen, Anſtalten für die Bildung zum Menſchen ſchlechthin ſind noch von keinem Staate gegründet worden, denn jeder glaubt der Idee der Menſchenbildung, ſo weit ſie ihn angeht, Genüge zu leiſten, wenn er das, was jedem Menſchen zu wiſſen und zu können nöthig iſt, in den Elementarſchulen lehren läßt und zur Grundlage der Bildung für alle Stände macht. Mehr kann man auch billiger Weiſe von der öffentlichen Erziehung nicht verlangen und ſelbſt die häusliche oder Inſtituts-Erziehung, die ſich in der Regel noch leichter nach einer Theorie ordnen läßt, wird ſich begnügen müſſen, durch eine planmäßige Aufeinanderfolge von Uebungen die Kräfte des Kindes im Gleichgewichte zu entwickeln und durch die Anwendung paſſender, zur Selbſtthätigkeit anregender Methoden den Lehrſtoff, deſſen Auswahl von der künftigen Beſtimmung des Kindes abhängt, zu ſeinem Eigenthume zu machen. Die Bildung zum Menſchen aber, die zur Reife und ſittlichen Vollkommenheit im Denken und Handeln führt, kann nie das Werk einer abſichtlichen Erziehung ſein. Der Zeitpunct, in dem der Menſch gewöhnlich zum freien Gebrauche aller ſeiner

Kräfte und zum vollen Beſitze der Würde ſeines Geſchlechts gelangt, liegt außer dem Bereich pädagogiſcher Einwirkungen. Das vielgeſtaltige Leben, die Noth, der Drang der Pflicht und Ehre, die Reibung mit andern, ſo wie die Kraft der ſittlichen Gefühle und Grundſätze des Individuums ſelbſt vollenden früher oder ſpäter, was die Erziehungskunſt nur zu wecken und in Gang zu ſetzen vermag. Eben daher ſoll dieſe Kunſt, mit Kindern welches Standes und welcher künftigen Beſtimmung ſie es auch zu thun habe, durch Zucht, Gewöhnung und Unterricht wie durch lebendiges Beiſpiel auf Entwickelung des Reinmenſchlichen hinarbeiten, und was dem widerſtrebt, ſoviel ſie vermag, abwehren und unſchädlich machen, um, indem ſie dem Staate Bürger und den mannichfaltigen Verhältniſſen des thätigen Lebens treue Arbeiter erzieht, der Menſchheit die hülfreichen Brüder, deren ſie bedarf, und dem Himmel die gottähnlichen Seelen, die er erwartet, nicht zu entziehen. E.

Menſchendarſtellung. Dieſen Ausdruck gebraucht man bald in weiterer, bald in engerer Bedeutung. Im weiterem Sinne eignet ſie dem Hiſtoriker und den bildenden redenden Künſten (ſiehe hierüber Hiſtorie und Charakter), im engeren bezeichnete zuerſt Iffland damit die Kunſt des Schauſpielers, weil er damit zugleich den Zweck deſſelben angeben, und einer zu wenig geachteten Kunſt neue Würde zu ertheilen nicht mit Unrecht hoffte. „Die Vorſtellung des Menſchen," ſagt dieſer denkende Künſtler, „betrifft mehr deſſen Aeußeres, iſt beinahe Manier, kann durch conventionelle Regeln erlernt und fertig geübt werden; mithin iſt ſie dem Handwerk zuzugeſellen, und die es treiben, möchten Schauſpieler ſein und heißen. Die Darſtellung des Menſchen betrifft das Innere deſſelben, den Gang der Leidenſchaften, die hohe, einfache, ſtarke Wahrheit im Ausdruck, die lebendige Hingebung der Uebergänge, welche in der Seele wechſeln und allmählig zum Ziele führen. Das iſt Kunſt, eine Sache, kein Spiel, und muß alſo auch nicht ſo genannt werden." Da nun eine ſolche Veräußerung des Innern ſich zeigt durch Sprache in der Declamation, durch Ausdruck des Geſichts in der Mimik, und durch entſprechendes Halten und Tragen des Körpers in der Action und Geſticulation, ſo ſehe man darüber dieſe Artikel. dd.

Menſchenkenntniß. Unter allen Gegenſtänden, die in den Kreis unſerer Beobachtungen fallen, iſt keiner von einem größeren Intereſſe für uns, als der Menſch, der Stolz und das größte Räthſel der irdiſchen Schöpfung. Sobald wir zum deutlichen Bewußtſein unſers Daſeins und Wirkens erwachen, gibt es keine Fragen von höherer Wichtigkeit für uns als die: Was bin ich? Wozu bin ich da? Was wird aus mir? Wer ſich nie dieſe Fragen im Ernſte vorlegt und mit Sorgſamkeit zu beantworten verſucht hat, der hat noch nicht als Menſch in der Welt gelebt, und kann ſich nicht rühmen, je der Weisheit Stimme vernommen zu haben, denn er ermangelt gänzlich jenes reinen Intereſſes, das den forſchenden Geiſt in die Arme der Philoſophie führt, die man mit Recht, wenn ſie echter Art iſt, als das Licht und die Führerin des Lebens preiſt. Wer alſo ihrer entbehrt, wandelt im Dunkeln, und muß die Zügel des Lebens der blindwaltenden Neigung anvertrauen. Als ein Fremdling verläßt er endlich eine Welt, in der er ſelbſt ſich fremd geblieben iſt. Der Menſch lebt aber hier nicht blos als Menſch, ſondern auch unter Menſchen und mit Menſchen; er ſoll wirken

auf ſie, und ſie wirken auf ihn; beide machen Anſprüche auf einander, ihre Anſprüche durchkreuzen ſich und es entſteht Gegenwirkung: wie ſoll er ſich verhalten? Von dieſer einzigen Frage und deren richtiger Beantwortung hängt nur allzuoft Glück, Ruhe und Zufriedenheit unſers Lebens, Gelingen oder Mißlingen unſerer Plane, Erreichung oder Verfehlung unſerer Zwecke ab. Der Zauberſtab, durch den die großen Männer jedes Zeitalters die Herzen von Tauſenden lenkten ſie auf ihren, Wink zur Freude oder zum Kummer, zu raſcher That oder Unterlaſſung ſtimmten, heißt — Menſchenkenntniß. Wo man dieſe erlerne, iſt demnach gewiß eine ſehr angelegentliche Frage. Nicht mit Unrecht weiſt man den, der ſich für das Leben bilden, und von den Vorſchriften der Philoſophie einen zweckmäßigen Gebrauch zu machen lernen will, an die Geſchichte, die in ihren Annalen eine zahlloſe Menge von Beiſpielen und Belegen enthält, an denen man lernen kann. Will man aber aus der Geſchichte den Vortheil ziehen, den ſie gewähren kann und ſoll, muß man dann nicht nothwendig einen Maßſtab haben, an welchen man die Perſonen der Geſchichte und ihre Handlungen, und alle die einzelnen Fälle, die hier vorkommen, halte? Woher wird man aber dieſen Maßſtab nehmen, den die Geſchichte nicht ſelbſt geben kann? Es iſt eine eigne Wiſſenſchaft, durch die man ihn erhält, eine Wiſſenſchaft, welche die Propyläen der Philoſophie und Geſchichte aufſtellt, und für glückliche Führung des ganzen Lebens den Faden Ariadnens reicht. Dieſe Wiſſenſchaft heißt Anthropologie, d. i. die Lehre von dem Menſchen, vorzüglich die pragmatiſche (ſ. d. Art. Anthropologie und Pſychologie). Denn ſie liefert 1. die Charakteriſtik der Menſchennatur im Allgemeinen, und 2. nach ihren beſondern Richtungen in einzelnen Menſchenclaſſen. In jener erlangt man alſo Kenntniß des Menſchen, dieſe führt zur Kenntniß der Menſchen, d. i. der Richtung und Beſchaffenheit, wie die allgemeine Menſchennatur ſich in einzelnen Weſen (Individuen) dieſer Gattung zeigt. Dieſes iſt es, was man eigentlich unter Menſchenkenntniß verſteht. Aus dem, was hierüber unter dem Artikel Charakter geſagt worden iſt, geht hervor, daß man, um die Verſchiedenheiten unter den Menſchen genau zu erkennen und richtig zu beurtheilen, ſtets Rückſicht nehmen müſſe auf Naturell, Temperament, Geiſt, Herz, Gemüth, Geſinnung und Charakter. In allen dieſen zeigen ſich die mannichfaltigſten Modificationen, welche hervorgebracht werden durch Verſchiedenheit des Alters, des Geſchlechts, des Standes, der Lebensart und des Clima's. Hierüber hat man die Werke über Anthropologie und Pſychologie insbeſondere nachzuſehen. Alle dieſe Schriften lehren aber nur, was ſie allein lehren können, theoretiſche Menſchenkenntniß, die man nur nicht für überflüſſig halte, denn ſie gibt Beſtimmtheit, Sicherheit, Richtigkeit, Genauigkeit. Will man nachher den Blick fürs Practiſche ſchärfen, ſo gehe man zu den Dichtern, vornehmlich den dramatiſchen, zu den Geſchichtſchreibern, den Biographen und guten Charakteriſtikern in die Schule. Durch ſie wird unſere Kenntniß lebendiger, anſchaulicher, zur Anwendung vorbereiteter. Indeß können auch ſie die eigne Beobachtung nicht entbehrlich machen, ohne welche ſelbſt Knigge's Umgang mit Menſchen kaum einigen Nutzen verheißt. Wo es aber darauf ankommt, zu wiſſen, was man von dieſem oder jenem zu erwarten, und wie man ihn zu behandeln habe, da

bleibt des Beobachters Hauptrückſicht ſtets die Neigung; denn dieſe wirkt auf das Begehrungsvermögen und weckt eigenthümliche Anſichten des Geiſtes, welche wieder auf die Beſchlüſſe und die Handlungsweiſe zurückwirken. Hier iſt die meiſte Schwierigkeit; mit dem Manne von wirklichem und eigentlichem Charakter iſt man bald und leicht fertig, wenn nicht etwa Umſtände ſeine Klugheit nöthigen, einen andern als den geradeſten Weg einzuſchlagen. Wer durch anhaltende, vielgeübte, ſcharfe Beobachtung ſich eine Fertigkeit erworben hat, Menſchen in ihrer Eigenthümlichkeit zu erkennen und zu beurtheilen, faſt möchte man ſagen, ſie inſtinctmäßig zu errathen, der iſt der echte, practiſche Menſchenkenner; ſolche Menſchenkenntniß iſt aber nur die Frucht der Erfahrung, die oft ein ſchweres Lehrgeld koſtet.

Menſchheit und deren Geſchichte. Der Ausdruck Menſchheit wird in ſehr verſchiedner Bedeutung gebraucht, denn man bezeichnet damit 1. das menſchliche Geſchlecht, oder die menſchliche Gattung in ihrer Geſammtheit, und 2. die menſchliche Natur in ihrer Eigenthümlichkeit, und alles, was man in dem vieldeutigen, wenig beſtimmten Worte Humanität zu befaſſen ſuchte. Für dieſes letzte hat man Menſchenthum, Menſchenthümlichkeit vorgeſchlagen (wie Chriſtenthum, Königthum, Volksthum u. a.), um damit die der menſchlichen Natur durch die höheren Anlagen ihres Geiſtes, die ſittliche Freiheit und verfeinerte Empfindungsfähigkeit verliehne Würde, Rechte und Pflichten, kurz die Eigenſchaften, welche den Vorzug des Menſchen ausmachen, und die aus ſeiner Natur hervorgehende Beſtimmung, oder das Ideal der Menſchheit zu bezeichnen. Da indeß der Ausdruck Menſchheit auch für dieſe Bedeutung gebräuchlicher iſt, ſo haben wir zur Zeit noch wenig damit gewonnen, und man muß jederzeit auf Inhalt oder Zuſammenhang ſehen, um zu erfahren, in welchem Sinne die Ausdrücke Menſchheit und Humanität gebraucht worden ſind. Nirgend iſt dieſe Vieldeutigkeit und Unbeſtimmtheit auffallender, als wenn von Geſchichte der Menſchheit geredet wird, von welcher es faſt ſo viele verſchiedne Vorſtellungen gibt, als Verſchiedne dieſelbe behandelt haben. Meiners ſuchte zuerſt Begriff, Inhalt und Gränzen derſelben zu beſtimmen, und erklärte ſie für eine Wiſſenſchaft, in welcher nach einleitenden Betrachtungen über den gegenwärtigen und vormaligen Zuſtand der Erde und über die älteſten Wohnſitze der Menſchen, die allmählige Verbreitung derſelben über alle Theile der Erde, ſammt den urſprünglichen Verſchiedenheiten der Völker in der Bildung des Körpers, der Anlagen des Geiſtes und Herzens aus einander geſetzt, und dann die verſchiednen Grade der Cultur, die Nahrungsmittel und Getränke, Wohnungen und Kleidungen, Putz und merkwürdige Gewohnheiten, Erziehung der Kinder und Behandlung der Weiber, Regierungsformen und Geſetze, Sitten und Begriffe von Wohlſtand und Anſtand, Ehre und Schande endlich die Meinungen und Kenntniſſe aller Völker, beſonders der unaufgeklärten und halbcultivirten, beſchrieben und mit einander verglichen werden. Wer ſieht aber nicht, daß dieſe Geſchichte der Menſchheit nichts anders ſein würde, als eine Naturgeſchichte der Menſchenſpecies mit nachfolgender Culturgeſchichte, und mit Ethnographie vermiſcht. Iſt aber überhaupt Geſchichte der Menſchheit etwas andres, als was man ſonſt Culturgeſchichte des menſchlichen Geſchlechts genannt hat, zu welcher ſich die Geſchichten der Wiſ-

ſenſchaften und Künſte, der Erfindungen, Verfaſſungen, Religionen u. ſ. w. wie Theile zum Ganzen verhalten? Daß Viele dieſer Meinung geweſen ſind, iſt unverkennbar; Andre behaupten, die Geſchichte der Menſchheit verhalte ſich zur Culturgeſchichte, wie die Univerſal- zur Specialgeſchichte. In der Culturgeſchichte, ſagen ſie, wird unterſucht, was die Menſchen durch Ausbildung der einzelnen Arten der Cultur geworden ſind; in der Geſchichte der Menſchheit wird dargeſtellt, was der Menſch, als Repräſentant ſeines Geſchlechts, durch die Perfectibilität ſeiner Natur geworden iſt. Dieſem nach wäre Geſchichte der Menſchheit Darſtellung deſſen, was das menſchliche Geſchlecht als Gattung, und wie ſie es geworden iſt. Das menſchliche Geſchlecht wird hierbei betrachtet als ein ſich fortbildendes Ganzes, welches beſtimmt iſt, nach einem Vernunft-Ideal zu ſtreben, von deſſen Erreichung ſeine Würde und ſeine menſchliche Glückſeligkeit abhängig gemacht iſt. Die Bedingungen hierzu liegen in der Natur des Menſchen, in ſeinen phyſiſchen, intellectuellen, moraliſchen und äſthetiſchen Bedürfniſſen, und ſomit iſt die Geſchichte der Menſchheit im Grunde nichts anders, als eine Entwickelungsgeſchichte der Anlagen der menſchlichen Natur in ihrem Fortſchreiten zu einem Vernunft-Ideal des menſchlichen Zuſtandes. Auf dieſem Wege bemerken wir mehrere Epochen der menſchlichen Entwickelungsgeſchichte, denn der Menſch beginnt mit dem inſtinctmäßigen Leben, geht von dieſem zur Vermenſchlichung über, ſchreitet fort zur Verfeinerung, und ſoll den Punct der Verſittlichung erreichen. Hier allein iſt Menſchheit, vorher gab es nur Thierheit oder Menſchlichkeiten. Geſchichte der Menſchheit in dieſem Sinne wäre eigentlich Geſchichte des Menſchenthums, welche zeigt, wie weit, wann, wo und auf welchen Stufen das menſchliche Geſchlecht als eine perfectible Gattung ſinnlicher Vernunftweſen ſich dem der Würde und dem Charakter ſeiner höheren Natur angemeſſenen Vernunft-Ideal ſeines Zuſtandes genähert habe oder von ihm entfernt ſei. Noch beſitzen wir eine vollſtändige Geſchichte dieſer Art nicht, allein mancherlei ſchätzbare Vorarbeiten und Beiträge haben uns Iſelin, Home, Falconer, Ferguſon, Millar, Goguet, Montesquieu, Meiners, Woltmann, Peſtalozzi, Eggers u. A. geliefert und Herders Ideen über die Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit werden vielleicht noch geraume Zeit das Hauptwerk in dieſer Art bleiben. Eine ſolche Geſchichte, gleichſam als Reſultat und Blüthe der Weltgeſchichte, zweckmäßig dargeſtellt, iſt auf jeden Fall ein für Verbreitung der Wahrheit, Sittlichkeit und des Rechtes höchſt erſprießliches Werk, indem es für jede Gegenwart den Maaßſtab liefert, den Grad ihrer echtmenſchlichen Bildung, zu welcher ſich unſere Geſellſchaftscultur verhält, wie Tanzmeiſtermanier zu ſchönem Anſtand, zu meſſen. Es iſt das Lebensgeſchäft aller Guten und Edlen, wenn ſie ſelbſt den höheren Charakter der Menſchennatur erworben, das Ganze zu ſich hinaufzuziehen, und wohl der Nachwelt, welche dereinſt die Menſchheit auf dem Puncte der Verſittlichung in der Geſchichte darſtellen kann. Jetzt hält noch Mancher die Verwirklichung einer ſolchen Idee für den bloßen Traum eines Schwärmers; haben nicht aber zu jeder Zeit ſolche Träume ſolcher Schwärmer unſer Geſchlecht ſeinem Ziele näher geführt? dd.

Menſur, Maaß, bedeutet in der Muſik ſo viel als Zeitmaaß,

ſo wie denn auch la mesure im Franzöſiſchen der Tact heißt. Die Inſtrumentenmacher nennen Menſur diejenige mathematiſche Eintheilung, nach welcher ſie die Länge oder Kürze der Saiten, den Umfang des Steges, überhaupt die Verhältniſſe der weſentlichen Theile des Inſtruments beſtimmen, oder dieſe Proportionen ſelbſt; beim Orgelbau dasjenige Maaß, nach welchem bei den Orgelpfeifen das Verhältniß ihrer Länge zu ihrer Weite ausgemittelt wird. Man ſagt daher, eine Orgelſtimme habe enge Menſur, wenn die Pfeifen enge, aber deſto länger ſind; man redet bei dem Clavier, der Geige ꝛc. von einer guten oder ſchlechten, langen oder kurzen Menſur. In der Fechtkunſt iſt Menſur die gehörige Entfernung der Fechtenden; in der Bildhauerkunſt das Maaß, nach welchem die Theile des Models auf dem Blocke mit Cirkel und Bleiloth aufgetragen werden.

Menſuralgeſang. Vor Zeiten unterſchied man durch dieſes Wort diejenige Muſik, bei welcher alle Noten nach einem genau beſtimmten Zeitmaaße vorgetragen wurden, von der Choralmuſik, die in keiner ſtrengen Tactbewegung vorgetragen wird. Man pflegt den Menſuralgeſang in den alten und neuen einzutheilen. Der alte, der ſchon von den Griechen ausgeübt wurde, und ſich bis gegen das dreizehnte oder vierzehnte Jahrhundert der chriſtlichen Zeitrechnung erhielt, hatte nur zwei verſchiedne Arten der Zeitdauer der Töne, nämlich eine lange und eine kurze, ſo daß jede lange Sylbe des Textes einen Ton bekam, der gerade noch einmal ſo viel Zeitraum einnahm, als der Ton einer kurzen Sylbe. Der neue Menſuralgeſang iſt nichts anders als unſer jetziger Figuralgeſang, in welchem die Länge und Kürze der Töne nach Noten von ganzen Tacten bis zu Vierundſechzigtheil-Noten verändert werden kann.

Mentor, des Alcimus Sohn, ein vertrauter Freund des Ulyſſes, der ihm bei ſeiner Abreiſe nach Troja die Sorge für ſein Hausweſen anvertraute. Bekannter noch iſt er dadurch, daß er bei des Ulyſſes Sohne, Telemachus, die Stelle eines Lehrers vertrat und ihn zur Tugend und Weisheit anleitete; daher ſein Name bei uns zum Appellativum geworden iſt.

Menuet heißt 1. ein kleines zum Tanzen eingerichtetes Tonſtück im $\frac{3}{4}$ Tact, beſtehend aus zwei Theilen, deren jeder wieder aus acht Tacten beſteht. Oefters iſt auch ein Trio (auch Menuetto secondo genannt), ebenfalls aus zwei Theilen beſtehend, dabei, welches dieſelbe Bewegung und denſelben Rhythmus behält, und nach deſſen Beendigung die Menuet wiederholt wird. Der Charakter der Menuet iſt reizender Anſtand, mit edler Einfalt verbunden; daher die abgemeſſene, langſamere Bewegung; auch verträgt ſie nicht harte Ausweichungen. Schubart ſagt von ihr: ſie iſt ein zierliches, in Kunſt gekleidetes Compliment nach dem Geiſte der Franzoſen; 2. der ſie begleitende Tanz, der wegen ſeines ſanften Charakters für feinere Cirkel ſich eignet, und für die Bildung des Körpers ſehr vortheilhaft iſt. „Er gibt,“ ſagt Martinet, „den Gliedern einen ſanften Umriß, Kraft, Ebenmaaß in den Stellungen, eine gerade Richtung, um den Körper im Gleichgewicht zu erhalten u. ſ. w.“ Uebrigens ſoll die Menuet franzöſiſchen Urſprungs ſein, und urſprünglich bei den Franzoſen eine ſchnelle Bewegung gehabt haben, ungefähr wie ſie dieſelbe in den nicht zum Tanz beſtimmten Menueten der Symphonien noch hat

Man leitet den Namen von mener, führen, her, weil am Anfang, in der Mitte und am Ende der Menuet die Dame von ihrem Tänzer geführt wird.

Menzikoff (Alexander), war der Sohn eines Bauern aus der Gegend von Moskau, und 1674 geboren. Er ward zu einem Bäcker in die Lehre gegeben und mußte deſſen Backwerk (Piroggen) in den Straßen von Moskau ausrufen. Le Fort, deſſen Aufmerkſamkeit er als ein muntrer und geſcheuter Burſche auf ſich zog, machte ihn zu ſeinem Bedienten, und beſchloß, da er mit Wohlgefallen den durchdringenden Verſtand ſeines Bedienten bemerkte, ihn für den Dienſt des Staats zu bilden. Zu dem Ende brachte er ihn in die Dienſte des Zaars, nahm ihn auf der großen Geſandtſchaft 1697 mit; machte ihn ſelbſt auf alles Wichtige aufmerkſam, gab ihm Unterricht in Militärgeſchäften, und ſuchte beſonders ſeine politiſchen und ſtaatswirthſchaftlichen Maximen ihm ſo einzuimpfen, daß der gelehrige Menzikoff bald ganz damit vertraut wurde. Nach Le Forts Tode räumte ihm Peter die Stelle dieſes Günſtlings ein. So groß aber auch das Vertrauen war, das der Zaar dieſem Günſtling bewies, indem er nichts ohne ſeinen Rath unternahm; ſo fehlte es doch auch nicht an Stoff zur Uneinigkeit und zum Misfallen. Die Gewinnſucht verleitete Menzikoff zu manchen Veruntreuungen, und ſeine Feinde waren befliſſen, den Kaiſer davon zu unterrichten. Dreimal unterlag er der ſtrengſten Inquiſition; auch wurde er zu Geldbußen verurtheilt und für kleinere Vergehen von Peter auf der Stelle gezüchtigt; doch verſprach der Zaar, ihn nie am Leben zu ſtrafen. Aber mancher Zug des Eigennutzes und der Treuloſigkeit blieb dem Monarchen zu Menzikoffs Glück unbekannt. Daß Menzikoff ſtets über ſeine Ankläger ſiegte, war großen Theils Catharinens Werk. Er vereinigte mit den Bemühungen, den Nutzen dieſer Fürſtin zu befördern, die Sorge für ſeinen eignen Vortheil. Auf ſeinen Betrieb wurde Catharina 1724 zur Thronfolgerin erklärt. Einem ſo mächtigen Günſtlinge wie er, der dem Kaiſer und der Kaiſerin ſich unentbehrlich gemacht hatte, konnte es auch nicht an Auszeichnungen von Seiten der auswärtigen Mächte fehlen. Der Wiener Hof hatte ihn ſchon längſt zum Reichsgrafen und bald nachher zum Reichsfürſten ernannt; die Höfe von Copenhagen, Dresden und Berlin ſchickten ihm ihre Orden. Peter ſelbſt ertheilte ihm den Titel eines Herzogs von Ingermannland; erſter Staatsminiſter und General-Feldmarſchall der kaiſerlichen Armeen war er ſchon. Peter ſtarb und Menzikoff war es beſonders, welcher Catharinen auf den Thron hob, und durch ſie herrſchte (ſ. d. Art. Catharina). Nach Catharinens Tode beſtieg Peter II. den ruſſiſchen Thron und Menzikoff ergriff mit kühner und ſicherer Hand die Zügel der Regierung. Jetzt (1727) ſtieg ſeine Macht aufs höchſte, als er plötzlich von dieſer Höhe herabſtürzte. Sein Geiz verleitete ihn, eine Summe Geldes, die der Kaiſer für ſeine Schweſter beſtimmt hatte, unterzuſchlagen. Der Kaiſer, durch die ſteten Inſinuationen der Dolgorucky ihm ſchon gehäſſig, verurtheilte ihn zu ewiger Verbannung nach Sibirien. Sein Vermögen, das außer ungeheuern Gütern mit 100,000 Bauern aus 3 Millionen an Juwelen, Koſtbarkeiten und baarem Gelde beſtand, wurde confiſcirt. Im September 1727 reiſ'te der noch vor kurzem ſo mächtige und allgemein gefürchtete Menzikoff, der auf dem Punkte ſtand, durch Verheirathung ſeiner Tochter Maria Schwiegervater des Kaiſers zu werden, mit ſeiner Gemahlin, ſei-

nem Sohne und ſeinen beiden Töchtern nach Bereſow, einer kleinen Stadt am Soswa-Fluſſe, ab, wo er ein kummervolles armſeliges Leben führte. Er richtete ſich ſo ſparſam ein, daß er von den zehn Rubeln, die er täglich erhielt, noch ſo viel erübrigte, um eine kleine hölzerne Kirche erbauen zu können, an welcher er ſelbſt als Zimmermann arbeitete. Sein Geiſt verſank in tiefe Schwermuth; er ſprach nicht, und genoß in den letzten Tagen nichts als kaltes Waſſer. Er ſtarb im November 1729. — Menzikoff vereinigte große Fehler mit großen Vorzügen. Er war egoiſtiſch, eigennützig und habſüchtig, ehrgeizig und herrſchſüchtig, unverſöhnlich und grauſam, aber auch gütig, tapfer, reich an Kenntniſſen, großer Anſichten und Plane fähig, und in ihrer Ausführung ausdauernd. Bleibend ſind ſeine Verdienſte um die Cultur ſeines Volks und Landes, um die Aufnahme des Handels, der Künſte und Wiſſenſchaften, des Bergbaues, um die Vervollkommnung der Kriegszucht und um die Gründung des Anſehns der ruſſiſchen Monarchie im Auslande.

Mephitiſch wird eine jede Luftart genannt, in welcher kein Licht und Feuer brennt und welche von Menſchen und Thieren nicht geathmet werden kann, ſondern tödtlich wirkt. Die Benennung kommt von dem lateiniſchen Mephitis her (Schwefelgeruch), unter welchem Namen auch zu Rom eine Göttin als die Schutzgöttin wider böſe und ſchädliche Ausdünſtungen verehrt wurde. Die Luftarten, welche hieher gehören, haben entweder gar keinen Antheil von Sauerſtoffgas, oder doch zu wenig, als daß er ſich wirkſam zeigen könnte, oder die ſchädlichen Beimiſchungen überſteigen die Wirkung deſſelben. Man belegt daher mit dieſer Benennung das kohlenſaure Gas in Kellern, wo Bier oder Wein in Gährung liegt; das Schwefel- und Waſſerſtoffgas, z. B. in manchen unterirrdiſchen Höhlen, bei Schwefelbädern; die Luft in lange verſchloſſen geweſenen Gewölben, Kellern, Gefängniſſen, auch in Orten, wo viele Menſchen in einem engen verſchloſſenen Raume ſich befinden, der Antheil von Sauerſtoffgas in der Luft verzehrt, und dieſe dagegen mit Kohlenſäuregas, und andern Ausdünſtungen angefüllt wird; u. ſ. w.

Mercantilſyſtem, kaufmänniſches Syſtem, Handelsſyſtem, iſt ein zuerſt in Frankreich vom Miniſter Colbert auf die Bahn gebrachtes und ſeitdem faſt in allen andern Ländern nachgeahmtes Syſtem der Staatswirthſchaft, welches von dem Grundſatze ausgeht, in den edlen Metallen allein beſtehe der Nationalreichthum, und es komme, um ein Volk reich und wohlhabend zu machen, lediglich darauf an, die Mittel zu entdecken, wodurch der Vorrath von edlem Metall bei demſelben möglichſt vermehrt werden könne. Als vorzüglichſtes Mittel zur Erreichung dieſes Zwecks empfiehlt das Syſtem die Sorgfalt für eine vortheilhafte Handelsbilanz (ſ. d. Art.), welche darin beſteht, daß die Nation an die andern, mit welchen ſie im Verkehr ſteht, einen größern Waarenwerth abſetzt, als ſie ihnen abnimmt, weil alsdann dieſer Theorie zufolge der Ueberſchuß in edlem Metall vergütet werden muß. Um aber zu einer möglichſt vortheilhaften Handelsbilanz zu gelangen, ſchlägt das Mercantilſyſtem folgende Maaßregeln vor: 1. Hemmungen der Einfuhr a) ſolcher fremden Waaren zum einheimiſchen Verbrauch, die ſich irgend im Lande ſelbſt erzeugen und verfertigen laſſen, und b) faſt aller Arten von Waaren aus ſolchen

Ländern, mit welchen der Handel uns eine nachtheilige Bilanz zuzuziehen droht; 2. Begünſtigungen der Einfuhr ſolcher rohen Stoffe, welche das Land gar nicht, oder wenigſtens nicht in hinlänglicher Menge liefern kann und die, durch einheimiſchen Fleiß veredelt, theils den Eingang fremder Waaren gleicher Art zum einheimiſchen Verbrauch hindern, mithin einen größern Abfluß von Metallmünze erſparen, theils auswärts verkauft werden, und ſonach mehr Metallmünze, als ſie dem Lande gekoſtet haben, wieder hineinbringen können; 3. Begünſtigungen der Ausfuhr aller Waaren, fremder ſowohl, deren Einfuhr zu erlauben man für rathſam erachtet, als vornämlich einheimiſcher; 4. Hemmungen der Ausfuhr ſolcher rohen Stoffe, die ſich zu Fabrikaten für den einheimiſchen Bedarf, oder für den auswärtigen Abſatz benutzen laſſen; 5. Begünſtigungen des activen Handels vor dem paſſiven, des directen vor dem indirecten und des Eigenhandels vor dem Speditionsverkehr. Was die Hemmungen betrifft, deren ſich das Syſtem zur Erlangung einer vortheilhaften Handelsbilanz bedient, ſo beſtehen dieſelben entweder in gänzlichen Verboten oder in verbotähnlichen Auflagen, nämlich ſolchen, welche die Verminderung der Einfuhr oder Ausfuhr, worauf ſie gelegt ſind, zur Abſicht haben. Die Begünſtigungen aber ſind: 1. Vergütungen a) an Accise, die auf einheimiſche oder fremde Waaren bei deren inländiſchem Verbrauche gelegt iſt, und die ganz oder zum Theil erſtattet wird, wenn die Waaren außer Landes gehen; b) an Zöllen, die von eingeführten fremden Waaren entrichtet, und bei der Wiederausfuhr derſelben zum Theil oder ganz zurückgegeben werden. 2. Prämien, d. i. Geſchenke, womit man ſolchen Handelszweigen oder ſolchen Arten von Fabriken, die man begünſtigen will, aufzuhelfen ſucht. 3. Vorrechte, dieſe ſind zweifacher Art, ſo fern nämlich für die Nation a) durch einen Handelstractat in einem fremden Gebiete mäßigere Zollſätze und überhaupt größere Vortheile ſowohl bei dem Ankaufe der dortigen, als bei dem Abſatze ihrer eigenen Waaren, ausgewirkt werden, als andern Nationen bewilligt worden ſind; oder b) ſo fern der Nation durch Stiftung von Colonien und durch Erwerbung von Beſitzthümern in andern Welttheilen für den Handelsverkehr mit dieſen Nebenländern ein Monopol zugeſichert wird. — Die Unhaltbarkeit des Mercantilſyſtems geht aus der Falſchheit ſeines Princips hervor; es iſt nämlich nicht das edle Metall allein, was den Nationalreichthum bildet und nicht derjenige Handel allein iſt einer Nation vortheilhaft, welcher derſelben edles Metall zuführt. Der Reichthum beſteht vielmehr in allen Dingen, welche Werth haben, welche fähig ſind, Bedürfniſſe des Menſchen zu befriedigen; nicht darum ſind Länder arm, weil ſie wenig edles Metall beſitzen, ſondern eben weil ſie arm ſind, fehlt es ihnen an edlem Metalle. Die falſche Würdigung der edlen Metalle und des Handels, welche aus dieſem ſtaatswirthſchaftlichen Syſteme hervorgegangen, hat ſo traurige Reſultate, ſo unglückliche Wirkungen veranlaßt, daß man das Syſtem ſelbſt mit Recht als die ſchrecklichſte Geißel des achtzehnten Jahrhunderts betrachten kann. Zu den vorzüglichſten Wirkungen dieſer Art gehören: 1. die Erſchwerung des Verkehrs der eigenen Nation mit Fremden; 2. die Begünſtigung des ſtädtiſchen Gewerbfleißes auf Koſten des ländlichen; 3. die Beförderung des

auswärtigen Handels auf Koſten des innern; 4. die Nationaleiferſucht der Völker; 5. die Unterdrückung der Colonien; 6. das Streben nach Begünſtigung im auswärtigen Verkehre durch Ausſchließung und Einſchränkung anderer Völker, desgleichen die Eingehung darauf abzielender Handelsverträge. Und als mittelbare Folge von dem Allen müſſen wir 7. die Empörung der unterdrückten Colonien oder Provinzen im letzten Jahrhundert, ſo wie die Befeindungen der Staaten und faſt alle Kriege der neuern Zeit betrachten. — Den Bemühungen der Phyſiokraten und ſpäterhin des großen Britten Adam Smith und ſeiner Anhänger iſt es zwar geglückt, die Theorie der Staatswirthſchaft von den vielen Irrthümern wieder zu reinigen, welche das Mercantilſyſtem in dieſelbe gebracht hatte aber dieſe Irrthümer waren bereits ſo allgemein verbreitet und hatten in den Verwaltungen der meiſten Länder bereits ſo tief Wurzel geſchlagen, daß man noch gegenwärtig faſt überall in der Praxis die Vorſchriften jenes verderblichen Syſtems befolgen ſieht. Insbeſondere haben Friedrich der Große durch deſſen Einführung in ſeinen Staaten, ſo wie Lord Chatam und ſein berühmter Sohn Pitt durch Begünſtigung deſſelben in Großbritannien viel zur Verbreitung und Begründung des Syſtems beigetragen, daher kann es vielleicht noch ſehr lange dauern, ehe deſſen Spuren in den Verwaltungsmaaßregeln gänzlich verſchwunden ſein werden. KM.

Mercator (Gerhard), ein berühmter Mathematiker und Geograph, geboren zu Ruremont im Jahr 1512. Er widmete ſich den Wiſſenſchaften ſchon in früher Jugend mit unbeſchreiblichem Eifer. Dann ſtudirte er zu Löwen, wo er ſich beſonders auf das Studium der Mathematik legte, und, obgleich ganz ſein eigner Lehrer, große Fortſchritte machte. Später trat er als Kosmograph in die Dienſte des Herzogs von Jülich, beſchäftigte ſich zuletzt mit dem Studium der Theologie, und ſtarb 1594 zu Duisburg. Seine theologiſchen Schriften ſind vergeſſen; aber ſeine Verdienſte um die Geographie, deren Anſichten er zuerſt durch Graphik und Mechanik verſinnlichte, ſo wie er ſie durch genauere Beſtimmungen der Lage und Beſchaffenheit der Länder erweiterte, machen ſein Andenken unſterblich. Er hatte die Kupferſtecherkunſt erlernt, und ſtach und illuminirte ſelbſt ſeine Charten, ſo wie er auch ſeine mathematiſchen Inſtrumente ſelbſt verfertigte. Kaiſer Carl V. ſchätzte ihn ſehr und Herzog Carl III. von Lothringen trug ihm auf, eine Charte ſeiner Staaten zu entwerfen, die jedoch unvollendet blieb. Man ſchätzt noch jetzt als frühen Kunſtverſuch die von ihm geſtochenen Globen und Landcharten (Mercatoris tabulae geographicae 1584, und Duisburg 1595). Bei den Seecharten iſt die von ihm (im J. 1550) erfundene und nach ihm benannte Mercatoriſche Projection, nach welcher die Charten zum großen Vortheil der Nautik mit wachſenden Meridians-, aber unveränderlichen Parallelgraden gezeichnet werden, noch jetzt im Gebrauch, jedoch mit den von Eduard Wright ſchon 1599 vorgeſchlagenen, aber erſt 1630 angewandten Verbeſſerungen. Auch in der Chronologie brach Mercator mittelſt ſeiner mathematiſchen und aſtronomiſchen Kenntniſſe die Bahn. Wir haben von ihm eine Chronologie von Erſchaffung der Welt bis zum J. 1568. Nach ſeinem Tode erſchien ſeine Ausgabe des Claud. Ptolemäus mit Charten, Amſterdam 1605. Fol.

Mercier (Louis Sebaſtian), ein geiſtvoller franzöſiſcher Schriftſteller, geboren zu Paris 1740, war vor der Revolution Advocat beim pariſer Parlament. Die öffentliche Achtung, die er ſich durch ſeine Schriften erworben hatte, berief ihn als Deputirten in den Nationalconvent. Seine Proteſtation gegen die Begebenheiten vom 3. Mai bewirkten ihm 1793 den Arreſt, und er kam erſt Ende 1794 wieder in den Convent. In der Folge wurde er Mitglied des Raths der 500, und zeichnete ſich durch Liebe zur Ordnung aus. Nachher bekleidete er den Poſten eines Directors der National-Lotterie, gegen die er früher in ſeinen Schriften heftig declamirt hatte, und ward Mitglied des Inſtituts von Frankreich. Er ſtarb den 26. April 1814, in einem Alter von 73 Jahren. Mercier trat zuerſt als Dichter ſeit 1760 mit verſchiednen Heroiden auf, welche man in den Héroïdes et autres pièces de poésie, Bruxelles 1764, 8. zuſammenfindet. Im J. 1769 fing er an, für das Theater zu arbeiten, nachdem er zuvor die leſenswerthe Schrift du Théâtre ou nouvel essai sur l'art dramatique herausgegeben hatte. Von ſeinen dramatiſchen Werken, welche alle eine moraliſche Tendenz haben, hat man eine bis aufs Jahr 1778 gehende Sammlung, die unter dem Titel: Théâtre complèt de Mr. Mercier, in 4 Octavbänden zu Amſterdam erſchienen iſt. Berühmter als durch ſeine Schauſpiele hat er ſich durch ſeine humoriſtiſchen Schriften gemacht. Hieher gehört vorzüglich ſein An 2240, das 1772 erſchien und zu ſeiner Zeit viel Senſation machte. Er läßt darin einen Pariſer nach einem ſiebenhundertjährigen Schlafe erwachen und das veränderte Paris mit dem ehemaligen vergleichen. Mercier ahnete damals nicht, daß er ſelbſt dieſe Stadt noch veränderter ſehen ſollte, als ſein nach einem ſo langen Zeitraum erwachender Pariſer. Das Tableau de Paris, wovon in den Jahren 1781 — 89 zwölf Bände erſchienen ſind, ſtellt ein kräftiges und treffendes Gemählde von dem ehemaligen ſittlichen Zuſtande der in moraliſcher Hinſicht ſo merkwürdigen Hauptſtadt Frankreichs auf. Natürlich zog ihm dieſes Buch viel Anfeindungen und Widerſprüche zu. Mon bonnet de nuit, pour sevir de suite au Tableau de Paris, kam in den Jahren 1784 und 85 und mon bonnet de matin 1786 heraus. Beide Werke enthalten eine Reihe leſenswürdiger Aufſätze über allerlei Gegenſtände des Tages. Sein Werk Le nouveau Paris, 6 Bände 1800, enthält einzelne intereſſante Züge, ſteht aber dem ältern weit nach.

Mercur, bei den Griechen **Hermes**, ein Sohn des Zeus und der Maja, einer Tochter des Atlas. Schon in der vierten Stunde nach ſeiner Geburt verließ er die Wiege und erfand die Lyra, indem er eine Schildkröte tödtete, die Schale mit ſieben Saiten bezog, und ſie harmoniſch ſtimmte. Er beſang zu ihren Tönen ſeine Geburt. Die Lyra in der Wiege verborgen, ſuchte er ſich Speiſe, wozu er liſtigen Trug erſann. Nach Pierien ging er mit Einbruch der Nacht, und raubte dort von den heiligen Heerden der Götter 50 Rinder, die er hin und her trieb, damit die Spuren ſich verwirren möchten, und, ſelbſt rücklings gehend, rücklings hinwegführte und nachdem er am Alpheosſtrom zwei derſelben geſchlachtet, an dem durch Reibung zweier Zweige entzündeten Feuer gebraten und einen Theil den Göttern geopfert hatte,

in einer Grotte verbarg. Alle Spuren wußte er ſorgfältig zu verbergen. Am andern Morgen vermißte Apollo ſeine Rinder und ging aus ſie zu ſuchen. Aber nirgend konnte er eine Spur entdecken, bis ihm ein Greis aus Pylos ſagte, daß er einen kleinen Knaben, eine Heerde Rinder wunderſam forttreibend, geſehen habe. Durch ſeine Wahrſagerkunſt erkannte jetzt Apollo, daß Mercur der Räuber ſei. Er eilte zu Maja und redete ſcheltend den Knaben an, der ſich ſtellte, als ob er ſchliefe, und ſelbſt durch die Drohung des Gottes, daß er ihn in den Tartarus hinabſchleudern wolle, ſich nicht ſchrecken ließ, ſondern ſeine Unſchuld ſtandhaft betheuerte. Apoll ließ ſich aber von dem Liſtigen nicht täuſchen, und brachte ſeine Klage vor den Gott der Götter. Auch hier läugnete Mercur. Aber Jupiter durchſchaute die Schalkheit des Knaben und erkannte ihn als den Thäter; doch zürnte er ihm nicht, ſondern lächelte ihm freundlich, daß er ſo ſchön und klug den Diebſtahl zu läugnen wußte. Er befahl ihm, den Ort anzuzeigen, wo die Rinder verborgen wären. Um ſich vor neuen Ränken zu ſichern, band ihm Apollo die Hände, doch die Feſſeln fielen ab, und ſtatt deſſen ſtanden die Rinder paarweis an einander gebunden. Als aber jetzt Mercur die neuerfundne Lyra zu ſpielen anfing, ward Apollo ſo entzückt, daß er den Erfinder um ſein Inſtrument bat, die Kunſt des Gebrauchs von ihm lernte, und ihm dafür eine Geißel gab, die fortan gemeinſchaftlichen Heerden zu weiden. Mit noch mehr Erſtaunen blickte Apollo auf den erfinderiſchen Gott, als dieſer auch den Flöten ihre Stimme gab. Beide ſchloſſen einen Vertrag. Mercur verſprach, dem Apoll nie ſeine Lyra oder ſeinen Bogen zu entwenden, und nie ſeiner Wohnung zu nahn; dieſer gab ihm dagegen den goldnen Friedensſtab, Caducëus (ſ. d. Art.). — Die Alten ſtellen uns den Mercur als einen ſchönen, in die männlichen Jahre übergehenden Jüngling dar; mit keimendem Barte, Flügelſchuhen, und einem Stabe in der Hand, als Herold und Geſandten der Götter. Er führt die Seelen der Abgeſchiedenen zur Unterwelt, und iſt alſo auch der Herold des Pluto und Vollſtrecker ſeiner Befehle. Sein magiſcher Stab hatte die Kraft, der Sterblichen Augen zu ſchließen, Träume zu führen, und die Schlummernden wieder zu erwecken. Die zu einem Herold erfoderlichen Eigenſchaften beſaß er in höchſter Vollkommenheit und verlieh ſie: Anſtand, Würde und Gefälligkeit. Ferner war er auch das Symbol der Klugheit, Liſt, des ränkevollen Betruges und ſogar des Meineides. Man muß ſich dabei wohl erinnern, daß das rohe Alterthum nicht das Entehrende und Niederträchtige mit dieſen Begriffen verband, wie wir. Wer ſich in Lügen und Ränken auszeichnete, wie z. B. Ulyſſes, war ein Liebling Mercurs und erfreute ſich ſeines Beiſtandes. Auch als der Gott der Diebe und des Stehlens wurde Mercur angeſehn, beſonders wenn Liſt und Klugheit dabei angewendet, oder dieſes heimlich verübt wurde. Eine ſolche ſymboliſche Bedeutung hatten ſchon die Unternehmungen ſeiner Kindheit. Aus ſeinem männlichen Alter gehören hierher noch folgende, die von ſeiner Klugheit zeugen. Er begleitete den Hercules, als dieſer den Cerberus entführte; rettete mit dem Aegipan den Jupiter aus der Höhle, wohin ihn Typhon gelegt hatte; ſtahl den Mars aus dem Gefängniß, in welches ihn die Aloiden, Otus und Ephialtes, eingeſchloſſen hatten; tödtete den Argus, den Wächter der unglücklichen Jo; ſtand dem

Perſeus bei, als er die Meduſa zu tödten ausging, und lieh ihm den unſichtbarmachenden Helm des Pluto und die Flügelſchuhe; der Nephele, der Mutter des Phrixus und der Helle, gab er den Widder mit goldenem Felle, auf dem ſie ihre Kinder entführte, da ſie auf Anſtiften ihrer Stiefmutter Ino den Göttern geopfert werden ſollten. Im Gigantenkriege trug er den unſichtbarmachenden Helm des Pluto und erlegte den Hippolytus. Als Typhon die Götter zwang, ſich vor ihm zu flüchten und in Aegypten zu verbergen, verwandelte er ſich in einen Ibis. Auch als *Redekünſtler* erſcheint er ſchon bei Homer, noch deutlicher aber bei Heſiod. Von ſeinen *Erfindungen* findet ſich bei Homer noch nichts. Spätere ſchreiben ihm die Erfindung der Würfel, der Muſik, der Erdmeßkunſt, der Auslegung der *Träume*, des Maaßes und Gewichts, der Fechtkunſt, der Buchſtaben u. ſ. w. zu. Auch wird er als Beſchützer der öffentlichen Verträge und Vorſteher der Straßen angeſehen. (Vergl. den Art. *Hermen*). Liebſchaften von ihm erzählt die Fabel mehrere; unter andern war er Vater des Pan und des Hermaphrodit. Mercur wurde in allen griechiſchen Städten verehrt; der Hauptſitz ſeiner Verehrung aber war Arkadien. Seine Feſte hießen *Hermäa* und wurden auf verſchiedne Weiſe gefeiert. In Rom hatte er mehrere Tempel und ſein Feſt wurde den 15. Mai (welcher Monat von ſeiner Mutter Maja den Namen führen ſoll) gefeiert. An dieſem Feſte brachten ihm vorzüglich die Kaufleute Opfer, damit er ihnen im Handel Gewinn verleihen und ihre Unternehmungen beglücken möchte. Die Kunſt ſtellt den Mercur verſchieden dar. In den Denkmalen des alten Styls erſcheint er noch bärtig; ſpäterhin ward von ihm die Idee eines gewandten Herolds und Athleten herrſchend, und nun bekam er eine überaus jugendliche Bildung. Doch auch bei dieſem letztern Ideal behielt ſich die Kunſt einen Spielraum vor: ſie bildete ihn als Knaben, im anhebenden Jünglingsalter, und dann in der vollen Kraft männlicher Jugend. Bei dem Knaben bemerkt man zwiſchen den lockigen Haaren zwei vortretende Flügelchen; das Kleid beſteht in einer kurzen ledernen Tunica; in der Linken hält er den Beutel, und den rechten Zeigefinger gegen das Kinn haltend, lächelt er ſchalkhaft über eine erſonnene Liſt. Als Jüngling findet man ihn in mehreren Attituden; bald mit dem Beutel in der Hand, bald mit dem Caduceus, bald mit dem Reiſehut, ſtehend, ſitzend und im Fortſchreiten begriffen. Die Meiſter der ſpätern gereiftern Kunſt geſellten ihn den jugendlichen unbärtigen Göttern zu. Das Vorſtechende in ſeinem Charakter iſt das Kraftvolle und Gewandte. Gekräuſelt liegen ihm die kurzen Haare um den Kopf und die Stirn; die Ohren und der Mund ſind klein; ſeine Stellungen, er mag ſtehen oder ſitzen, ſind immer einfach und bequem; der Kopf vorgeſenkt, der Blick bedächtig. In ſeinem ſchönen kräftigen Körperbau ſieht man den *Erfinder der Gymnaſtik*; in dem Stande, in der Geberdung und Miene den Beſonnenen, Schlauen, Freundlichen, dem es leicht wird, alles zu unterhandeln, jeden zu gewinnen, alles mit Behändigkeit zu vollführen. In dem Ideal des Mercur iſt das Gleichgewicht körperlicher Schönheit und geiſtiger Gewandtheit wunderſam vereinigt. Er iſt entweder ganz nackt oder nur mit der Chlamys dargeſtellt. Selten hat er dieſe ordentlich umgenommen, ſondern blos über die Schulter geworfen oder um den Arm gewickelt. Den Kopf trägt er bald bloß, bald hat

er daran ein Paar über den Schläfen befeſtigte Flügel, bald iſt ihm der Hut aufgeſetzt, an welchem zuweilen die Flügel angebracht ſind (petasus). Der Hut, welcher hauptſächlich den Wanderer bezeichnet, hat in den Bildwerken einen flachen Kopf und eine ſchmale Krämpe; auf Vaſenzeichnungen kommt er aber auch mit breiter hängender Krämpe und ſpitzem Kopfe vor. Sind die Flügel nicht an einer Schnur um den Kopf oder Hut befeſtigt, ſo ſieht man ſie entweder an den Knöcheln oder an den Sohlen angebracht, oder auch blos am Caduceus. Als Symbole gab ihm die bildende Kunſt den Hahn, um Wachſamkeit oder Streitluſt (wegen der Gymnaſtik); die Schildkröte, um ſeine Erfindung der Lyra; den Beutel, um den Gott des Handels; Widder und Patera, um den Anordner der religiöſen Gebräuche und Opfer; den Stumpf des Palmbaums, an den ſich ſeine Statuen lehnen, um den Erfinder der Schreib- und Rechenkunſt (auf Palmblättern); die Harpe oder das ſichelförmige Meſſer, um den Argostödter; den Hund (blos auf alexandriniſchen Münzen), um Scharfſinn und Wachſamkeit anzudeuten. — Ueber den Planeten dieſes Namens ſ. den Art. Planeten.

Mercurialmittel, Mercurialſalze, Mercuria, ſ. Queckſilber und Queckſilbermittel.

Mergel, eine Erdart, welche aus kohlenſaurem Kalk, Thonerde, Kieſelerde, etwas Eiſenoxyd, oft auch Gyps, ſeltener Erdharz und Manganoxyd in ſehr verſchiednen Verhältniſſen gemengt iſt. Je nachdem ſie bald von dieſem, bald von jenem mehr enthält, wird ſie Kalk-Mergel, Thon-Mergel oder Sand-Mergel genannt. Alle Mergelerden ſind undurchſichtig und haben unanſehnliche, verſchiedn graue Farben und nach der verſchiednen Miſchung bald mehr bald weniger Zuſammenhang und Feſtigkeit. Der Mergel wird beim Feldbau, vorzüglich zum Düngen eines magern Bodens gebraucht, z. B. in Oeſterreich; auch gebraucht man ihn innerlich und äußerlich als Arzneimittel.

Merian iſt der Name einer berühmten Künſtlerfamilie, aus der zuerſt Matthäus Merian der ältere großen Ruhm erlangte. Er war zu Baſel 1593 geboren, lernte bei Dietrich Meyer in Zürich und bei Theodor de Bry zu Oppenheim, ließ ſich in Frankfurt am Main nieder, trieb einen ſtarken Kunſthandel und ſtarb zu Schwalbach 1651. Er arbeitete ſehr ſauber mit der Radirnadel. Seine vornehmſten Werke beſtehen in Vorſtellungen der wichtigſten Städte in Europa, beſonders in Deutſchland, die er mit ihren Beſchreibungen in vielen Foliobänden herausgab. Die von ihm ſelbſt nach der Natur gezeichneten Anſichten von Städten, inſonderheit die perſpectiviſchen, ſind meiſterhaft. Er hat auch Geſchichten, Landſchaften, Schlachten, Jagden und andre Vorſtellungen geätzt. Sein Sohn Caſpar übte auch die Aetzkunſt, wiewohl nicht mit der Geſchicklichkeit des Vaters, aber ſein älteſter Sohn Matthäus Merian der jüngere, geboren zu Baſel 1621, war ein vortrefflicher Mahler in wohlgetroffnen, ſtark und lieblich gefärbten Bildniſſen. Er hatte bei Joſeph Plepp, Joachim von Sandrart und Anton van Dyk gelernt, um das Jahr 1644 zu Rom ſtudirt, und nachher England, die Niederlande, Frankreich u. ſ. w. bereiſt. Sein Sohn, Johann Matthäus, ein geſchickter Bildnißmahler, ſtarb zu Frankfurt 1716. Des ältern Matthäus Merian Tochter war die berühmte Künſtlerin Ma-

ria Sibylla Merian, verehelichte Gräfin, geb. zu Frankfurt a. M. 1647. Sie lernte bei ihrem Stiefvater Jacob Morefels und bei Abraham Mignon, und erlangte einen großen Ruhm durch den guten Geſchmack, die Geſchicklichkeit und Genauigkeit, mit welcher ſie Blumen, Schmetterlinge, Raupen, Mücken, kriechende und fliegende Inſecten aller Art in Waſſerfarben mahlte. Ihre große Liebe zur Inſectologie war Urſache, daß ſie eine Reiſe nach Surinam machte, um die Verwandlungen der dortigen Inſecten zu beobachten. Sie verweilte hier zwei Jahre, und zeichnete eine Menge von Gewürmen, Pflanzen und Früchten auf Pergament, die nach dem Urtheil der Kenner nichts zu wünſchen übrig laſſen. Wir haben von ihr einige Kupferwerke erhalten, nämlich über die Entſtehung, Nahrung und die Verwandlungen der Raupen, Nürnberg, 2 B. 4.; eine Geſchichte der Inſecten Europa's, und eine Abhandl. über die Erzeugung und die Verwandlungen der Inſecten von Surinam mit 60 prächtigen Kpf. Sie ſtarb zu Amſterdam 1717. Zu dieſer Familie gehört auch Hans Bernhard Merian, Director der philologiſchen Claſſe der Academie der Wiſſenſchaften zu Berlin, geboren zu Liechſtall im Baſelſchen 1723, wo ſein Vater Prediger war, und ihn zu dem Studium der Philoſophie und Philologie anhielt. Er hielt ſich als Führer eines Edelmanns 4 Jahre in Holland auf. Maupertuis machte Friedrich den Großen auf ihn aufmerkſam, der ihn 1748 als Mitglied der Academie der Wiſſenſchaften nach Berlin berief, 1771 zum Director der Claſſe der ſchönen Wiſſenſchaften ernannte, und bei Beſetzung der Lehrſtellen oft zu Rathe zog. Seit Formey's Tode verwaltete er bei der berliner Academie das beſtändige Secretariat und ſtarb 1807. Er war ein gründlicher Philolog, und hat nur weniges drucken laſſen.

Meridian, ſ. Mittagskreis.

Merinos (Ovejas merinas, Schafe mit feiner Wolle, denn Merina bedeutet feine, ausgeſuchte Wolle) heißt eine in Spanien einheimiſch gewordene und von da aus in mehrere europäiſche Länder verpflanzte Schafrace, die ſich von andern Schafen theils durch einen gedrungenen, mehr kleinen als großen Körperbau, theils vorzüglich durch Feinheit und Weichheit ihrer Wolle auszeichnet. Dieſe Schafe ſtammen urſprünglich aus der Barbarei, woher ſie Peter IV., König von Aragonien, gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, und ſpäter der bekannte Cardinal Ximenes, nach Spanien kommen ließen. Man berechnete vor dem letzten Kriege die Anzahl der Merinos gegen 5 Millionen, und daß 10 000 ſolcher Schafe, im Durchſchnitt jährlich 500 Centner Wolle lieferten. Weil dieſe Schafe auf den Gebirgen faſt ganz Spaniens weiden, nennt man ſie auch wandernde Schafe, tras humantes, während die andern, urſprünglich ſpaniſchen, deren Anzahl man auf acht Millionen ſchätzte, und die gröſtentheils eine gröbere Wolle haben, ſtehende oder Stallſchafe heißen. Die ganze Einrichtung in der Zucht und Weide der Merinos iſt höchſt intereſſant. Sie wandern zweimal im Jahre; in den Sommermonaten (vom April an) weiden ſie in den nördlichen Gegenden von Leon, Caſtilien und Aragon, im Winter (vom September an) in den wärmern Gegenden von Andaluſien, La Mancha und Eſtremadura. Gewöhnlich werden ſie in Heerden zu 10,000 Stück getheilt, und aus dieſen wieder Haufen zu 1000 bis 1200 Stück gemacht, die von

zwei Schäfern geführt werden. Die Schafe ſelbſt bezeigen, aus Gewohnheit oder Inſtinct, eine ſichtbare Unruhe, wenn die Zeit ihrer Wanderungen eintritt. Anfangs waren dieſe Heerden ein Eigenthum der Könige. Nach und nach aber wurden ſie verkauft, und die letzte Heerde von 40,000 verkaufte Philipp I. an den Marquis Iturbiata. Jetzt gehören ſie dem Adel und den Klöſtern. Das Weidegeld, das für die Huthungen der Schafe bezahlt wird, iſt ſehr mäßig. So lange die Schafe auf dem Marſche ſich befinden, ſind ſie berechtigt, auf allen Huthungen zu weiden, und es muß ihnen überall eine ungefähr 40 Ruthen breite Straße zu ihrem Wege eingeräumt werden; welches alles für die Unterthanen drückend iſt. Schon in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wurden die Merinos nach Frankreich und nach Schweden, ſpäter nach Sachſen, Preußen und Oeſterreich verpflanzt, wo ſie ſich ſehr gut acclimatiſirt haben. Vor einigen Jahren iſt die veredelte Race aus Sachſen auch nach Rußland, vorzüglich in die Gegend von Odeſſa, verpflanzt worden. Neuerdings wurde ihre Ausfuhr verboten. Schätzbare Nachrichten über die ſpaniſchen Schafe und die Wolle derſelben finden ſich in Bourgoings Reiſen durch Spanien (1789) Theil 1. und 3. — In neuern Zeiten iſt ein glatter, geköperter Serge von vorzüglichem, gezwirntem Geſpinnſt Merino genannt, als Handelsware ſehr beliebt worden.

Merkel (M. Garlieb), ein deutſcher Schriftſteller und Kritiker, der ſeinen zweideutigen Ruf weniger eignen Leiſtungen, als den Aeußerungen, Zurechtweiſungen und Züchtigungen, die ihm für ſeine Anmaßung, Unbeſcheidenheit und Unwiſſenheit bald ernſtlich, bald ſcherzhaft von vielen der ausgezeichnetſten Männer, als Fichte, Schlegel, Jean Paul u. A. zu Theil wurden, verdankt. Er iſt ein Liefländer und in den ſiebziger Jahren geboren. Wo, was und wie viel er ſtudirt hat, iſt uns, wie ſeine meiſten übrigen Lebensfata, unbekannt. Zehn Jahre vor der Jenaer Schlacht hat er in Norddeutſchland verlebt. In dieſer Zeit erſchienen unter andern ſein Buch **über die Letten**, in welchem er den damaligen unglücklichen Zuſtand dieſes leibeignen Volks mit ſtarken Farben ſchilderte; ſeine **Briefe über Hamburg und Lübeck**, für welche er aus letzterer Stadt weggewieſen wurde, und ſeine **Briefe an ein Frauenzimmer** über die wichtigſten Producte der ſchönen Literatur, in denen er nicht ſelten mit eben ſo viel Unkenntniß als abſprechender Anmaßung ſeine Urtheilsſprüche abgab. Es gelang ihm durch ſtete Beſtreitung der äſthetiſchen Grundſätze, welche damals die **Schlegel** und ihre Freunde aufſtellten, dieſen manches gelegentliche Wort über ihn abzunöthigen, wodurch er wohl in dem eiteln Wahn von ſeiner und ſeines Treibens Wichtigkeit beſtärkt wurde. Dies mußte noch mehr der Fall ſein, als **Kotzebue** ihn zum Mitredacteur des Freimüthigen annahm. (Vergl. die Art. über den **Freimüthigen** und die **elegante Zeitung**.) Da Merkel im J. 1806 ſeine Stimme gegen die Franzoſen erhoben hatte, hielt er ſich nach der Jenaer Schlacht nicht mehr für ſicher in Berlin. Er flüchtete nach Königsberg und von da in ſeine Heimath, wo er eine Zeitung redigirte, eine reiche Heirath machte, und ein Landgut bewirthſchaftete. Von ſeinen meiſt unbedeutenden Schriften aus dieſer Zeit nennen wir nur ſeine **Skizzen aus meinem Erinnerungsbuche**. Er ſpricht darin von vielen der vorzüglichſten deutſchen Dichter und Schriftſteller, die er, oft

flüchtig genug, kennen gelernt hat. Neben vielen erſcheint er wie ein Zwerg neben Rieſengeſtalten, der ſeine trübe Laterne bald hier, bald dort hin dreht, und zwar einen Arm oder Fuß erkennt, die ganze Geſtalt aber vergebens zu faſſen ſtrebt. Nach der Befreiung Deutſchlands kehrte auch er dahin zurück, in der Meinung, ſein Ariſtarchenamt fortzuſetzen. Nachdem er ſich zu dieſem Zweck mit Gubitz verbunden, aber eben ſo ſchnell ſeiner Unverträglichkeit wegen (wie er dies in einem eignen Documente, das er dieſem auszuſtellen genöthiget wurde, bekennen mußte) wieder entzweit hatte, ließ er allein eine Zeitung artiſtiſch-literariſchen Inhalts unter dem Titel; der alte Freimüthige, erſcheinen. Allein er mußte bald wahrnehmen, daß ſeinen ſeichten und abgeſchmackten Unterhaltungen die Leſer fehlten. Alle Bemühungen, ſein Blatt aufrecht zu erhalten und dem Publicum annehmlich zu machen, ſchlugen fehl und er kehrte 1817 nach Rußland zurück. Im J. 1818 erſchienen von ihm zwei Bändchen über Deutſchland, wie ich es nach einer zehnjährigen Entfernung wiederfand, die in demſelben anmaßenden Ton geſchrieben ſind, wie ſeine früheren Schriften. Wer den Charakter Merkels als Kritiker und Schriftſteller kennen lernen will, den verweiſen wir auf die kleine Schrift: Testimonia Auctorum de Merkelio, das iſt: Paradiesgärtlein für Garlieb Merkel. Man hat Merkel nicht mit Unrecht den deutſchen Abbé Cotin genannt.

Merlin, ein berühmter Magiker und Zauberer, der Sohn eines Dämons und der Tochter eines Königs von England, welche in einem Kloſter von Baer-Merlin Nonne war. Die Fürſtin wurde in ihrer Einſamkeit von einem mitleidigen Sylphen getröſtet, der ihr zu gefallen wußte. Ihr Sohn Merlin ward von dem Vater in allen Wiſſenſchaften unterrichtet, und lernte von ihm die Wunder verrichten, welche die Fabelgeſchichte Englands ihm zuſchreibt. Merlin, ſagt Lelandus, war der größte Philoſoph und Mathematiker ſeiner Zeit; er war der Rathgeber und Freund von vier engliſchen Königen, Vortigern, Ambroſius, Uterpen-Dragon und Arthur, dem Stifter der Tafelrunde. Vortigern beſchloß auf den Rath ſeiner Magiker einen uneinnehmbaren Thurm an irgend einem Ort ſeines Königreichs zu erbauen, um ſich gegen die Sachſen zu ſichern; aber kaum war der Grund dazu gelegt worden, als in einer Nacht die Erde ihn verſchlang, ohne daß eine Spur zurückblieb. Die Magiker ſagten dem König, er müſſe die Grundſteine, um ihnen Feſtigkeit zu geben, mit dem Blute eines Kindes benetzen, das ohne Vater geboren ſei. Nach vielen Nachforſchungen brachte man den jungen Merlin zum König. Als Merlin den Ausſpruch der Magiker vernommen, ſtritt er mit ihnen und zeigte ihnen an, daß unter dem Grunde des Thurms ein großer See und unter dem See zwei große wüthende Drachen ſeien, ein rother, der die Engländer, und ein weißer, der die Sachſen vorſtelle. Man grub alsbald nach und die beiden Drachen waren nicht ſobald gefunden, als ſie einen ſchrecklichen Kampf begannen, worüber Merlin zu weinen wie ein Weib und ſeine Weiſſagungen hinſichtlich Englands kund zu thun begann. Zu den Zauberwerken, welche von Merlin erzählt werden, gehört, daß er, als Uterpen-Dragon ſich in die ſchöne Ingerne verliebte, er dem Könige die Geſtalt des Mannes verliehen und ſo den Genuß der Geliebten verſchafft; ferner daß Merlin Felſen von Irland nach England ver-

ſetzt habe, welche die Geſtalt von Rieſen angenommen und tanzend eine Trophäe für den König Ambroſius gebildet hätten. Ausführlich handeln von Merlin die Histoire de Merlin et de ses prophéties, und die Vita di Merlino in Venetia.

Merope, eine Tochter des arkadiſchen Königs Cypſelus, Gemahlin des Kreſphontes, eines Herakliden und Königs von Meſſene. Sie zeugte mit ihm viele Kinder, von denen der jüngſte Aegyptus (nach Andern Telephontes) hieß. Da Kreſphontes zum Beſten des gemeinen Volks viele Neuerungen machte, empörten ſich die Großen wider ihn und tödteten ihn nebſt allen ſeinen Söhnen, den Aegyptus ausgenommen, welchen Merope verbarg und nachher ihrem Vater zuſchickte, bei welchem er insgeheim erzogen wurde. Polyphontes, welcher die Regierung in Meſſene übernahm, ließ ihn vergebens allenthalben aufſuchen, und verhieß Belohnungen dem, der ihn tödten würde. Sobald aber der Jüngling erwachſen war, verließ er mit dem Entſchluß, ſeinen Vater zu rächen, heimlich ſeinen Großvater, und kam nach Meſſene, wo er von Polyphontes den auf ſeinen Kopf geſetzten Preis foderte, indem er vorgab, den Aegyptus getödtet zu haben. Schon früher hatte Merope, weil ſie eine Veränderung in der Regierung erwartete, einen Boten abgeſchickt, um ihren Sohn zurückzuholen; dieſer kam mit der Nachricht zurück, Aegyptus ſei verſchwunden. Jetzt zweifelte ſie nicht, daß der Fremdling wirklich ihres Sohnes Mörder ſei. Sie beſchloß, ihn im Schlafe zu ermorden, und war im Begriff, dieſen Entſchluß auszuführen, als ſie ihren Sohn erkannte, und nun mit ihm gemeinſchaftlich die Maaßregeln verabredete, ſich an Polyphontes zu rächen. Sie bot ihm zum Schein Verſöhnung an, und verſprach ihm ſeine Liebe zu erwiedern. Polyphontes ordnete ein Dankopfer an; aber am Altar raubte ihm Aegyptus das Leben und beſtieg den väterlichen Thron. Dieſer Stoff iſt von mehrern dramatiſchen Dichtern bearbeitet worden, als von Voltaire, Maffei u. ſ. w.

Merovinger, ſ. Frankreich.

Merſeburg an der Saale, über welche eine ſteinerne Brücke führt, ſonſt eine Stiftsſtadt im Königreiche Sachſen, jetzt der Sitz der Regierung des Bezirkes gleiches Namens im preußiſchen Herzogthume Sachſen. Die Stadt enthält 900 Häuſer mit 7500 Einw., und iſt beſonders wegen des Biers, das hier gebraut und weit verführt wird, bekannt. Die Stadt iſt alt und ſchlecht gebaut, hat ein gutes Gymnaſium, ein Hebammeninſtitut, mehrere fromme Anſtalten, und einige Fabriken. In der Vorſtadt Altenburg iſt eine kön. Stuterei. Die Domkirche hat 4 ſchöne Thürme und eine der größten Orgeln; in ihr liegt der Biſchof Ditmar begraben. Das hieſige Domcapitel wurde vom K. Otto I. geſtiftet und, nachdem die Reformation eingeführt worden war, von dem Churfürſten von Sachſen adminiſtrirt. Durch die Capitulation von 31. July 1731 wurde dem Churhauſe Sachſen die beſtändige Adminiſtration des Stifts übergeben. Die Herzoge von Sachſen-Merſeburg ſtarben aus 1738.

Meſsmer (Anton Friedrich), ein durch Entdeckung oder wenigſtens Wiederauffindung des thieriſchen Magnetismus und Ausbildung einer darauf gegründeten Lehre und Heilmethode berühmter Arzt. Er wurde im J. 1734 in der Schweiz geboren, und ſtarb am 6. März 1815 zu Mörsburg am Bodenſee. In ſeinem 32. Jahre trat er zuerſt in Wien, wo er ſtudirt hatte, öffentlich mit der Bekanntmachung der Grundzüge zu ſeiner neuen Lehre

auf. Dies geſchah in einer Diſſertation über den Einfluß der Planeten auf den menſchlichen Körper, welche er hier 1766 herausgab. In derſelben lehrte er, daß die unter ſo manchen Entſtellungen bei den verſchiedenſten Völkern herrſchenden Meinungen von den Einflüſſen der Himmelskörper auf unſre Erde aus Beobachtungen von allgemein und anhaltend ſich zeigenden Naturwirkungen herrühren und etwas Wahres enthalten müßten. Beobachtungen belehrten uns, ſagt er, daß die Planeten in ihrem Umlaufe wechſelſeitig beſtimmend auf einander wirken; daß ſowohl die Sonne, als auch der Mond beſtimmten und wichtigen Einfluß auf die Erde haben, der ſich in verſchiednen Wirkungen auf das Meer (Ebbe und Fluth) und auf die Atmoſphäre offenbart; daß aber eben ſo auch dieſe Sphären einen directen Einfluß auf die Gewächſe und lebenden Geſchöpfe, ja ſelbſt auf alle Theile, woraus ein belebter Körper beſteht, ausüben, wie wir aus den periodiſchen Veränderungen und Erſcheinungen im menſchlichen Körper wahrnehmen. Dieſer Einfluß geſchehe beſonders mittelſt eines das ganze Weltall erfüllenden höchſt feinen Fluidums, wovon alles durchdrungen werde, und äußere ſich durch die höchſte Steigerung und den Nachlaß der Eigenſchaften, welche theils dem Stoffe, theils der Organiſation zukommen, als der Schwere, dem Zuſammenhang der Theile, Elaſticität, Electricität, Irritabilität. Die Eigenſchaft des thieriſchen Körpers, welche ihn für den Einfluß der Himmelskörper empfänglich macht, nannte Mesmer den thieriſchen Magnetismus. Die Wirkungen dieſes Einfluſſes auf den Gang und die Heilung der Krankheiten zu beobachten, beſchäftigten nun denſelben eine Reihe von Jahren hindurch im Stillen, während welcher Zeit er glaubte, dieſe Grundſätze durch ſeine Erfahrungen beſtätigt zu ſehen. Durch genaue Beobachtungen wurde er in den Stand geſetzt, nach ſeinen Principien die verſchiedenen Revolutionen einer Krankheit mit Gewißheit vorauszuſehn. Von hier ging Mesmer zum zweiten Hauptpunkt ſeiner Lehre über, die Exiſtenz einer gleichen Wechſelwirkung, derjenigen der Himmelskörper entſprechend, zwiſchen den auf der Erde befindlichen Körpern, und beſonders unter den lebenden Organismen ſelbſt zu entdecken, vermittelſt welcher er künſtlich die periodiſchen Revolutionen im menſchlichen Körper nachahmen könnte. Die Analogie der Eigenſchaften des Magnets mit dem Syſtem des allgemeinen Einfluſſes veranlaßte Mesmern, ihn als das beſte Material anzuſehn, um Verſuche anzuſtellen. Er beſtrich mit künſtlichen Magneten, die ihm Pater Hell, ein Phyſiker in Wien, machte, krankhafte Theile, und verrichtete mehrere bedeutende Curen damit. Durch weitere Erfahrungen von der Entbehrlichkeit derſelben belehrt, und auf die Verſchiedenheit des animaliſchen und mineraliſchen Magnetismus aufmerkſam gemacht, ging er davon ab, und bediente ſich blos der Hände. Er theilte ſeine Theorie dem kaiſerlichen Leibarzte Störk in Wien mit; doch verſagte dieſer einer Lehre, die den damaligen Anſichten in der Heilkunſt und Naturlehre nicht entſprach, ſeinen Beifall. Mesmer legte in einem Sendſchreiben an einen fremden Arzt, 1775, der Welt ſeine Theorie öffentlich vor. In Wien ſelbſt wurde ſeine Lehre verkannt, theils mit dem Mineralmagnetismus verwechſelt, theils abſichtlich entſtellt, verhaßt gemacht und verfolgt, er ſelbſt als Schwärmer dargeſtellt, und diejenigen, welche ſich ſeinen Curen unterwarfen, für Betrogene oder Betrügende erklärt. Mesmers

Ruf nahm deſſen ungeachtet in eben dem Verhältniſſe zu, als ihn ſeine Gegner zu unterdrücken ſuchten. Er reiſte in den Jahren 1774 — 75 nach Schweden, der Schweiz und Baiern, wo er den Churfürſten mit ſeiner Theorie bekannt machte, auch kurze Zeit darauf zum Mitgliede der Academie der Wiſſenſchaften in München ernannt wurde. Im J. 1776 wurde er nach Ungarn berufen, wo er bedeutende Curen verrichtete. Nach ſeiner Zurückkunft in Wien wollte zwar Mesmer nichts mehr öffentlich daſelbſt unternehmen, ließ ſich jedoch endlich beſtimmen, mehrere Kranke in die Cur zu nehmen, worunter die als Tonkünſtlerin berühmte Demoiſelle Paradies war. Dieſe war von ihrem dritten Jahre an blind geweſen, hatte eine Art von Melancholie mit Krämpfen und periodiſchem Wahnſinn. Er behandelte ſie geraume Zeit, während welcher er viele Unannehmlichkeiten und Cabalen, und von der durch ſeine Feinde aufgehetzten Familie der Kranken ſelbſt den größten Undank erfuhr. Ob ſie völlig hergeſtellt wurde oder nicht, bleibt zweifelhaft. Er verließ endlich, müde der Verfolgungen, Deutſchland, und begab ſich im J. 1778 nach Paris. Hier theilte er den Gelehrten und Aerzten die Grundzüge ſeiner Lehre in zuſammenhängenden Sätzen mit, unternahm auch die Heilung verſchiedner Kranken, welche er glücklich zu Stande brachte. Doch wirkten auch hier Unglaube, Verkennung ſeines Verdienſtes, und Cabale gegen ihn. Mesmer legte nun zwar ſeine Lehre in 27 Sätzen öffentlich vor, behielt jedoch das eigentliche Techniſche ſeines Verfahrens noch für ſich, oder theilte es nur ſehr Wenigen als Geheimniß mit. Obgleich die franz. Regierung ihm für die Entdeckung ſeines Geheimniſſes einen Gehalt von 20,000 Livres anbot, ſo ſchlug er dieſes doch aus. Dagegen eröffnete er eine Subſcription von 100 Theilnehmern, von denen ihm jeder 100 Louisd'or zahlen mußte, und welchen er das Geheimniß des Magnetiſirens mittheilte. In der Folge bildeten ſich zuerſt in Paris, dann in Straßburg ꝛc. die ſogenannten harmoniſchen Geſellſchaften, deren Zweck es ſein ſollte, die erhaltene Lehre in geſchloſſenem Verein mittelſt Beobachtung der vorgeſchriebenen Verſuchsregeln rein zu erhalten. Die ausbrechende Revolution mit ihren Stürmen vertrieb Mesmer aus Frankreich; die politiſchen Unruhen zerſtörten die Inſtitute, und die Lehre des thieriſchen Magnetismus kam ziemlich in Vergeſſenheit. Mesmer zog ſich nach der Schweiz zurück, und lebte daſelbſt zu Frauenfeld im Canton Thurgau im Stillen, ohne jedoch aufzuhören, ſeine neuerfundene Heilart auszuüben. Nach 20 Jahren, in ſeinem ſchon weit vorgerückten Alter, legte er ſelbſt ſeine während dieſer Zeit geläuterten und durch fortgeſetzte Verſuche feſter gegründeten Lehrſätze nochmals in einem ſchriftlichen Aufſatz nieder, und hatte die Genugthuung, zu ſehen, wie der von ihm ausgeſtreute Saamen in Deutſchland nicht gänzlich untergegangen war. Schon in dem J. 1787 überbrachte Lavater den durch Puiſegur verbeſſerten animaliſchen Magnetismus einigen Aerzten in Bremen, z. B. Wienholt, während andere, z. B. Gmelin, ihn von Straßburg aus erhielten. Dieſe widmeten demſelben ihre Unterſuchungen, und erhielten in kleiner Zahl die Kenntniß und den Glauben an ihn, obgleich auch damals noch die meiſten Aerzte in Deutſchland ſich gegen ihn erklärten. Mesmers Theorie ſelbſt ſtand, wie natürlich, nicht gleich anfangs auf dem Puncte, auf welchem jetzt die Lehre vom animaliſchen Magnetismus ſteht. Sein Studium der ältern Myſtiker, Aſtrologen und Aerzte, z. B. Paracelſus,

Kirchers, ſo wie die Beſchaffenheit der damals herrſchenden mediciniſchen Theorien leitete ihn zuerſt auf den Siderismus, oder den Einfluß der Geſtirne auf den Menſchen, und nur allmählig entwickelte ſich bei ihm das Syſtem der Wechſelwirkung, deſſen Grundzüge folgende ſind: Die Himmelskörper wirken auf einander, und regieren alſo auch die Bewegung unſers Erdballs, daher die Ebbe und Fluth des Meeres, die Einwirkung des Mondes bei Vegetationen, Fermentationen u. ſ. w., die Abwechſelung der Jahreszeiten, der Inſtinct der Thiere zu periodiſchen Wanderungen u. ſ. w., was Alles auf eine allgemeine Verbindung der Weſen in der Natur hindeutet. Dieſer Einfluß beſteht in der wechſelthätigen Aus- und Einſtrömung eines ſubtilen Fluidums, und iſt bei den Erſcheinungen des Magneten ſichtbar erweislich; die Anziehung der Planeten in ihren Kreiſen rührt davon her. Die Naturthätigkeit, die Urſache dieſer wechſelſeitigen Anziehung, breitet ſich über alle Beſtandtheile des Erdballs aus, indem ſie durch die tägliche Umdrehung deſſelben das alternirende Steigen und Fallen (Intenſion und Remiſſion) der Eigenſchaften der organiſirten Materie beſtimmt. Dies iſt die allgemeinſte Thätigkeit, wodurch Alles Leben erhält. Die erſten Begriffe, empiriſch von der Welt aufgefaßt, ſind Materie und Bewegung. Die Materie iſt flüſſig, wenn ihre Theile unter einander in Bewegung ſind, oder feſt, wenn ſie neben einander in Ruhe ſind. Elementarmaterie, alle Theile der Materie, jeder mit ſeiner eigenen Bewegung; Combination der Theile und Verhältniſſe ihrer Ruhe und Bewegung machen die Formen aus. Natur iſt die Harmonie der Verhältniſſe, in welcher alle Theile der Materie beiſammenſtehen und in der die Bewegungen ſich folgen. Es bilden ſich hiernach verſchiedne Claſſen (Serien), Arten der Combination nach der Ordnung und Anzahl der Elementartheile, aus welchen ſie beſtehn; homogen iſt die Materie einer beſtimmten Serie, deren Theile ihrer Combination und Ordnung nach mit einander ganz übereinſtimmen; heterogen das Entgegengeſetzte. Bis jetzt waren drei Serien der homogenen Combinationen bekannt, Waſſer, Luft, Aether. Das allgemeine Fluidum, welches das Univerſum zu einer Maſſe vereinigt, ſind die ſämmtlich exiſtirenden, den Raum erfüllenden Grade der homogenen Combinationen. Die Bewegung der flüſſigen Materie iſt die örtliche oder innere (intestine); — confus, oder in einen beſtimmten Modus oder Grad, oscillirend, vibrirend, ſich durchkreuzend und ausbreitend, ohne ſich zu verwirren. Eine jede der drei Serien kann der Leiter einer beſondern innern Bewegung ſein (Ton), der zum Grad ſeiner Flüſſigkeit in einem eignen Verhältniſſe ſteht, bei dem Waſſer wellenförmig, bei der Luft als Schall, bei dem Aether als Licht erſcheint. So ſind in der unermeßlichen Anzahl der homogenen Serien des Fluidums eben ſo viele verſchiedene Töne, welche in die organiſirten Körper aufgenommen, die ſonſt unbegreiflichen Erſcheinungen bewirken können, als Feuer, Licht, Electro-Magnetismus ꝛc. Das allgemeine Fluidum, in Verbindung mit dem thieriſchen Körper betrachtet, iſt das Princip des individuellen Lebens; durch den Einfluß deſſelben erhalten die Bewegung und Empfindung ihr Leben und durch ihn geſchehen die Verrichtungen der Organe. Der Menſch befindet ſich im Ocean des allgemeinen Fluidums, mit Organen, welche geeignet ſind, die toniſicirten Bewegungen einiger von den Serien

deſſelben ausſchließlich aufzunehmen. So das Ohr für die Luft, das Auge für den Aether u. ſ. w. Vom Nerven geht die Bewegung in das innere Gewebe der unzähligen Fäden, woraus das Organ der Empfindung beſteht, der innerliche Sinn (sensorium commune), die Nervenfäden, mit dem allgemeinen Fluidum in Contact, daher der innere Sinn aller der Modificationen, die er von außen erhält, gleich dem Spiegel empfänglich wird. So wird der Muskel Werkzeug aller Bewegung, das Princip aller Einwirkung der feſten Theile auf die flüſſigen, indem die Ströme des allgemeinen Fluidums durch die Nerven auf den innerſten Organismus der Muskelfieber einwirken, und ihre Verrichtung beſtimmen. Daher Zuſammenziehung oder Verkürzung, und Nachlaß oder Verlängerung die Reizbarkeit (Irritabilität) ausmachen. Irritation, Reiz, beſteht in der anhaltenden Verkürzung der Fieber. Das abwechſelnde Erweitern und Zuſammenziehen des Herzens und der Arterien bewirkt die Circulation. Sie wird gehemmt, 1. wenn der Muskelfieber die Reizbarkeit abgeht, ſich zu verkürzen, 2. wenn ein Gefäß in einem Zuſtand von Reizung ſich befindet. Dieſer Zuſtand ſetzt die Verſtopfung, Obſtruction, Hemmung, als die allgemeine und unmittelbare Urſache der Abweichung von der Harmonie des thieriſchen Lebens, daher alſo Hebung des Mangels an Irritabilität das einzige allgemeine Heilmittel wird, welches in dem allgemeinen Einfluß oder in der Anwendung des Magnetismus gefunden wird. Da nun die Natur und Beſchaffenheit der Säfte von der Thätigkeit der feſten Theile, von dem Mechanismus der Organe und Eingeweide u. ſ. w. abhängt, ſo liegt die erſte Urſache von der Abweichung der Harmonie nur in der unregelmäßigen Einwirkung der feſten Theile auf die flüſſigen. Die Urſache der Bewegung wirkt gegen den Widerſtand; um ihn zu beſiegen, muß ſie ihn überwiegen. Dieſer Zuſtand heißt im Allgemeinen die Criſe, deren Erſcheinungen die kritiſchen Symptome, die Erſcheinungen vom Widerſtand gegen die Naturwirkungen, die ſymptomatiſchen Symptome, eigentlich die Krankheit ſind. Es gehört alſo zur vollſtändigen Criſe 1. Perturbation, — der Kampf der Naturkraft gegen den Widerſtand; 2. Coction, — Auflöſung oder Bereitung des ſtockenden Safts zur Abſonderung; 3. Evacuation, Ausleerung des Verdorbenen vom Geſunden. Dagegen eine unvollſtändige Criſe Statt findet, wo dieſe Epochen der Ordnung und Zeit nach unterbrochen auf einander folgen, was gemeiniglich als chroniſche Krankheit ſich darſtellt. Unmittelbare Urſachen aller Krankheiten ſetzen irgend einen Fehler, eine Unregelmäßigkeit im Umlauf der Säfte, Obſtruction in den verſchiedenen Arten der Gefäße voraus. Daher zwei Indicationen: 1. die Irritabilität oder die Einwirkung der feſten Theile auf die flüſſigen herzuſtellen; 2. die Hinderniſſe, die ſich dieſer Einwirkung entgegenſetzen können, wegzuſchaffen und ihnen zuvorzukommen, alle Heilung bedingen. Der allgemeine Einfluß, welcher mittelſt des allgemeinen Fluidums die Eigenſchaften der Körper vermehren oder vermindern kann, thut dieſes auch in Anſehung der Irritabilität, ſo daß der Verlauf und die Entwickelung der Krankheiten, und ſelbſt ihre Heilung durch dieſen Einfluß geordnet und beſtimmt werden, was den natürlichen Magnetismus ausmacht. Dieſe freiwillige Thätigkeit der Natur kann aber nur bei denjenigen Weſen ſich äußern, welche ſich der Zeit und ihrer organiſchen Beſchaffenheit nach dazu be-

ſonders disponirt befinden. Das Ein- und Ausſtrömen der nach einer Richtung im Vollen bewegten Serie des ſubtilen Fluidums macht das Triebwerk des Einfluſſes zwiſchen zwei Individuen aus, ſo daß, wenn eine toniſche Bewegung in einem Körper erweckt worden iſt, es nach dem Geſetz des Vollen möglich iſt, in einem andern feſten Körper eben dieſelbe Bewegung ohne Unterſchied des Zwiſchenraums zu bewirken, und durch dieſe wechſelſeitige toniſche Bewegung die Eigenſchaften, welche blos in ihren individuellen Organiſationen begründet ſind, zu erwecken und zu verſtärken. Die Art, der Ton, die Stärke und Bewegung des allgemeinen Einfluſſes können verſchieden ſein, z. B. zwiſchen dem allgemeinen und thieriſchen Magnetismus, wie zwiſchen Feuer und Wärme. Der thieriſche Magnetismus, als Agens betrachtet, iſt ein unſichtbares Feuer; es kommt bei der Anwendung darauf an: 1. es durch alle möglichen Mittel erwecken, unterhalten, verſtärken, und auf die Urſache der Krankheit anwenden zu können, deren Verbindung und Zuſammenhang zu entdecken iſt; 2. die Hinderniſſe zu erkennen und zu beſeitigen, welche ſeine Thätigkeit und die gradweiſe Wirkung, die man durch die Behandlung hervorbringen will, ſtören oder aufhalten können; den Gang ihrer Entwickelung zu kennen und vorauszuſehn, um den Verlauf beſtimmen, und mit Feſtigkeit bis zur Heilung abwarten zu können. Dies waren ungefähr die Grundzüge des Mesmerſchen Syſtems. Man ſieht daraus, daß er damals auf die Criſe, als den Zuſtand der Aufregung der Reizbarkeit, oder der Gegenwirkung der feſten Theile auf die Krankheitsurſachen (Hebung der innern Hemmungen der harmoniſchen Lebensthätigkeit) das meiſte Gewicht bei der Heilung legte, und in Erregung und Leitung derſelben das Weſentliche der magnetiſchen Heilung ſuchte. Es wurde daher die magnetiſche Einwirkung ſo viel als möglich verſtärkt, bis ſie auf den Grad ſtieg, welcher heftige Reactionen erregte, die nun als Convulſionen oder doch als heftige Krämpfe ſich äußerten. Dieſe ſahe er als nothwendigen Heilungsprozeß der Natur an, und bei ſeiner und der magnetiſchen Behandlung ſeiner Schule errichtete man daher die ſogenannten Criſenzimmer (chambres de crise), welches Zimmer waren, deren Fußböden und Wände mit Matratzen bedeckt wurden, damit die in Zuckung verſetzten Kranken ſich bei ihrem Umherwerfen keinen Schaden zufügen konnten. Hiervon ging die Schule, welche in Straßburg ſich gebildet hatte, und in der Folge Mesmer ſelbſt wieder ab. Der Director jener Schule, Marquis von Puiſegur, verbannte die ſogenannten Criſenzimmer, die er Höllenſtuben (Chambres d'enfer) nannte; die heftigen tumultuariſchen Criſen wurden vermieden, und die magnetiſche Behandlung dahin geleitet, daß ſie nur auf Ruhe und Wohlbefinden abzweckte. Die hierdurch erregten Criſen waren ſanft, zeichneten ſich durch ein Gefühl des höchſten Wohlſeins, durch Erhöhung der Seelenkräfte, durch Kenntniß des eignen körperlichen Zuſtandes, ſo wie auch des Zuſtandes anderer, mit dem Magnetiſirten in Verbindung geſetzten Kranken aus. Dieſe Methode wurde in der Folge die allgemeinſte, und verbindet die Methode der ehemaligen Mesmeriſchen Schule, welche hauptſächlich nur phyſiſch, durch ſtarkes Berühren mit den Händen oder mittelſt metallner und gläſerner Conductoren, der magnetiſirten Wannen und Bäume, der magnetiſirten Bäder, des Trinkens von magnetiſirtem Waſſer, des Tragens magnetiſirter

Glasplatten u. ſ. w. wirkte, mit der Methode einer andern Schule, welche zu Lyon und Oſtende unter der Direction eines gewiſſen Ritters Barbarin ſich bildete, und blos phyſiſch, durch Fixirung des feſten Willens auf den Kranken, alle Wirkungen des Magnetismus hervorzubringen ſuchte. Dieſe Schule bekam deshalb den Namen der Spiritualiſten. Mesmers Theorie (Mesmerismus) iſt ſpäter von Wolfart in Berlin, der Mesmern in der Schweiz beſuchte, in einer eignen Schrift klar und treu dargeſtellt worden. Er fand in Mesmer einen ehrwürdigen Greis, der ein patriarchaliſches Leben führte, von ſeinen Umgebungen ſehr verehrt wurde und auch im hohen Alter eine ſolche magnetiſche Kraft beſaß, daß er durch das bloße Ausſtrecken der Hand ſchon magnetiſch wirkte. (Mehr über den animaliſchen Magnetismus in dem Art. Magnetismus.) Ueber die Ausbildung des Magnetismus erſcheinen ſeit 1818 von Wolfart, „Jahrbücher des Lebensmagnetismus", welche Beachtung verdienen. H.

Meſopotamien oder das Land zwiſchen den Flüſſen (El-Dſcheſira oder die Inſel bei den Arabern genannt) nannten die Griechen die große vom Euphrat und Tigris eingeſchloßne Landſchaft, die im Norden der Taurus und Maſius begränzte. Die Nordhälfte war gebirgig und an Getreide, Wein und Viehweiden fruchtbar; die ſüdliche aber eben, dürre und unfruchtbar. Von den Städten nennen wir Charran oder Charrä, Edeſſa, Zoba, d. i. Neſibin, Antiochia, Mygdoniä, Singara. Von jeher lebten hier Anſäſſige oder Ackersleute und Herumziehende oder Hirtenvölker. Die Meſopotamier erwuchſen aus den Chaldäern, dem Urvolke, aus Cuſchiten, die unter Nimrod die Städte Edeſſa und Neſibin erbauten, und aus ſemitiſchen Abkömmlingen des Stammes Thara. Dieſe bewohnten anfangs die Gegend um Ur Chasdim, dann in und um Haran oder Charrä; aber mit der Zeit breiteten ſie ſich im ganzen Lande, ja auch in Chaldäa und Syrien aus, ſo daß die Cuſchiten ihnen entweder weichen oder ſich unterwerfen mußten. Anfangs war es ein Theil von Nimrods Reiche. Nach einem Zwiſchenraume von mehr als 700 Jahren (mehr als 2000 Jahr v. Chr. Geb.) kommt Cuſan Riſchataim als König von Meſopotamien vor, der ſeine Herrſchaft über den Euphrat ausbreitete. Die Israeliten, die ſchon in Paläſtina ſaßen, mußten ihm 8 Jahre lang Tribut bezahlen. Im goldnen Zeitalter der aſſyriſchen Macht, 790 v. Chr. Geb., ward Meſopotamien dieſem Reiche unterthan und erlitt die Schickſale ſeiner nachmaligen Bezwinger. Trajan unterwarf es zwar 106 nach Chr. Geb. den Römern; aber die Perſer ließen ſie nicht lange in ungeſtörtem Beſitz. Als endlich die Araber 651 auf den Trümmern des ſaſſaniſchen Reichs ein neues bildeten, mußte auch Meſopotamien dieſen Stürmen gehorchen. Im Jahre 1040 fiel es den Seldſchuken in die Hände. Seit dieſer Zeit hatte es ſchnell auf einander folgende Beherrſcher. Dſchingischan machte ſich 1218 davon Meiſter. Allein es ging 1360 ſchon wieder an den Tur-Ali-Beg verloren, der eine eigene Dynaſtie, der weiße Schöps genannt, daraus bildete. Vierzig Jahre darauf ward Meſopotamien von Tamerlan erobert und 1514 von Ismael Sophi dem perſiſchen Reiche einverleibt. Aber auch dieſe Einverleibung hatte keinen Beſtand; denn 1554 mußten die Perſer mehr als die Hälfte davon den Türken abtreten, und ob ſie gleich 1613 den verlornen Theil wieder an ſich brachten, ſo konn-

ten ſie doch zuletzt Amurads IV. übermächtigen Andrang nicht aushalten, welcher nebſt mehrern Provinzen auch dieſe 1637 mit ſeiner Krone vereinigte. Der jetzige Flächeninhalt dieſes Landes wird auf 1700 □M. angegeben.

Meſſalianer (a. d. Syriſchen) oder Eucheten (a. d. Griech.), d. h. Beter, Betbrüder, auch Enthuſiaſten und Pneumatici (Geiſtliche, wie ſie ſich ſelbſt nannten), hießen die Glieder einer ketzeriſchen Secte, die um 360 zuerſt in Meſopotamien entſtand und unter Adelphius, einem ihrer Lehrer, noch im 4. Jahrh. nach Syrien kam. Sie war eine Ausgeburt römiſcher Schwärmerei und pietiſtiſchen Dunkels. Die Meſſalianer hielten das Gebet für eine unabläſſig fortzuſetzende Uebung, der ſie alle die Wirkungen zuſchrieben, welche die von ihnen geringgeſchätzten Sacramente und gottesdienſtlichen Handlungen für gläubige Chriſten haben ſollen. Sie arbeiteten nicht, nährten ſich durch Betteln und ergaben ſich am liebſten einer träumeriſchen Beſchaulichkeit, die ſowohl die dem Manichäismus nicht unähnliche Verworrenheit ihrer auf orientaliſche Myſtik gebauten Anſicht der chriſtlichen Dogmen, als auch ihren Wahn, eine Vollkommenheit, bei der alle Sünden aufhören müßten, betend erreichen zu können, erklärt. Damit hängen die ascetiſchen, zum Theil auch unzüchtigen Ausſchweifungen und wunderlichen Verzuckungen, deren ſie beſchuldigt wurden, die göttlichen Offenbarungen und Erſcheinungen, deren ſie ſich rühmten, und ihre Verachtung des herrſchenden Kirchenthums zuſammen. Ungeachtet der Gegenanſtalten und Verbannungsbefehle der Concilien, Kaiſer und Biſchöfe erhielten ſich Meſſalianer beiderlei Geſchlechts, obwohl nicht zahlreich, unter den orientaliſchen Chriſten bis zum Ende des 7. Jahrh. Die ohne Grund mit ihnen verwechſelten neuen Meſſalianer oder Bogomilen ſind den Paulicianern näher verwandt. (S. Paulicianer.) E.

Messa di voce, im Geſang das allmählige Anſchwellen der Töne.

Meſſalina 1. Valeria. Dieſe durch ihre zügelloſen Ausſchweifungen berüchtigte römiſche Kaiſerin war die Tochter des Meſſala Barbatus und Gemahlin des Kaiſers Claudius. Sie hat den Ruf hinterlaſſen, an Unverſchämtheit und Frechheit die ſchamloſeſten Weiber aller Zeitalter übertroffen zu haben. Alle zum Hauſe des Kaiſers gehörigen Männer hatte ſie zu Geliebten, Offiziere, Soldaten, Sklaven, Schauſpieler, nichts war ihr zu niedrig. Kaum wurde ein Jüngling in Rom gefunden, der nicht ihre Gunſt genoſſen hatte. Nicht zufrieden, ſich ſelbſt der Schande Preis zu geben, zwang ſie die edelſten Römerinnen, in ihrer Gegenwart ähnliche Ausſchweifungen zu begehen. Wer ihr nicht willfahren wollte, den beſtrafte ſie mit dem Tode. Endlich wagte ſie ſogar, ſich bei Lebzeiten ihres Gemahls mit dem Cajus Silius, einem Senator, öffentlich zu vermählen. Ein Freigelaßner und Günſtling des Kaiſers, Namens Narciſſus, der ehedem ſelbſt ein Liebhaber der Meſſalina geweſen, entdeckte dem Claudius, der eben von Rom abweſend war, dieſe neue Schandthat ſeiner Gemahlin. Da aber dieſer mit ihrer Beſtrafung zögerte und Narciſſus einſah, daß ſein eignes Leben auf dem Spiele ſtehe, wenn es der Kaiſerin gelingen ſollte, ſich bei ihrem ſchwachen Gemahl wieder in Gunſt zu ſetzen: ſo gab er ſelbſt einigen Vertrauten Befehl, ſie

heimlich zu erm den, im J. 46 n. Chr. Geb. Mit Recht heißt es von ihr:

Et lassata viris, necdum satiata recessit.

Minder berüchtigt iſt 2. Statilia Meſſalina, die dritte Gemahlin des Nero, deſſen Tod ſie in den Privatſtand zurückverſetzte. Sie widmete darauf ihre Zeit dem Studium der Beredſamkeit und der ſchönen Künſte, und erwarb ſich einigen Ruf darin.

Meſſe (lat. missa), hieß zuerſt in der lateiniſchen Kirche die ganze Abendmahlshandlung, oder die Ceremonie des Abendmahls. Dieſe Benennung rührte daher, daß, als die Feier des Abendmahls in den öffentlichen Verſammlungshäuſern oder Kirchen begann, man dieſelbe auf den allgemeinen Gottesdienſt folgen ließ. Um aber die Beendigung des allgemeinen Gottesdienſtes jedem, der nicht an der Abendmahlsfeier Antheil nehmen wollte, anzukündigen, wurde es üblich, daß ein Kirchendiener die Worte rief: ite, missa est sc. concio (geht, die Verſammlung iſt entlaſſen). Durch ein ganz gewöhnliches Mißverſtändniß wurde nun die folgende Handlung ſelbſt missa, und nachher durch Verſtümmlung Meſſe genannt. Späterhin erhielt der Ausdruck in der römiſch-catholiſchen Kirche noch die engere Bedeutung, daß man darunter das bei der Haltung des Abendmahls gebräuchliche officium oder Gebet vor dem Altar (daher der Ausdruck: Meſſe leſen), oder auch die Einſegnung (Conſecration) des Brots und Weins verſteht, wodurch dieſe in den Leib und das Blut Chriſti verwandelt, und ſo als ein Verſöhnungsopfer für die Lebendigen und Todten Gott geopfert werden ſollen. Letzteres iſt der eigentliche Sinn der Meſſe in weiterer Bedeutung. Gregor I. oder der Große (ſtarb um 604) bildete auch die Meßgebräuche aus. Da die Meſſe zugleich eine ſinnbildliche Vorſtellung des Leidens Jeſu ſein ſollte, ſo mußten die Handlungen des Prieſters und jeder Theil ſeines Dienſtes auf die beſondern Umſtände der Paſſion anſpielen, wobei auch die verſchiedenen Stellungen und Bewegungen ihre eigenthümliche Bedeutung haben. Die Feierlichkeit der Meſſe, wie ſie noch gegenwärtig in der römiſch-catholiſchen Kirche Statt findet, wird in drei Theile getheilt: 1. das Offertorium, die Aufhebung und Verehrung der geweihten Hoſtie, die gewöhnlich in einer koſtbaren Kapſel (die Monſtranz) befindlich iſt; 2. die Wandlung oder die Einſegnung der Hoſtie und des Weins, welche der Geiſtliche genießen ſoll: 3. die Sumtion, oder der Genuß des geweihten Brots und Weins. Iſt Muſik mit dieſer Feierlichkeit verbunden, ſo wird ſie gewöhnlich Hochamt genannt. Auch die Muſik ſelbſt, welche in einer Compoſition der Worte des Kyrie, Gloria, des apoſtoliſchen Glaubensbekenntniſſes, des Sanctus, Benedictus und Agnus dei beſteht, wird von den Muſikern eine Miſſe genannt. Nach den verſchiedenen Graden der Feierlichkeit und den mehrern oder wenigern dabei miniſtrirenden Perſonen wird ſie in hohe oder große und niedrige Meſſe (zu welcher auch die ſtille, bei welcher die Gebete nicht laut abgeſungen, ſondern ſtill geleſen werden, und die Handmeſſen, welche täglich geleſen werden, und wofür der Prieſter das Geld auf die Hand empfängt, gehören) eingetheilt. Erſtere wird von den Chorſängern geſungen und unter dem Beiſtande eines Diaconi und Subdiaconi gehalten; ſie iſt noch feierlicher wenn ſie vom Biſchof gehalten wird. Die feierlichſte iſt die päpſtliche. Auch ſind die Meſſen nach den Feſten verſchieden, an welchen ſie gehalten werden,

z. B. die Meſſen der Heiligen, ſo wie nach den Veranlaſſungen und Gelegenheiten, bei welchen ſie angeſtellt werden. So wird die Heilige-Geiſtmeſſe bei einer feierlichen Wahl oder Verſammlung der Geiſtlichen gehalten, und bei derſelben der Geſang veni creator spiritus angeſtimmt, als Flehen um Erleuchtung. Eine beſondere Art von Meſſen ſind die Seelenmeſſen und Todtenmeſſen; ſie ſollen den beſondern Zweck haben, die Seelen der Geſtorbenen dem Fegefeuer zu entreißen, oder daſſelbe zu lindern. Sie wurden oft von den Sterbenden oder ihren Verwandten beſtellt, und mit Erbſchaften oder Vermächtniſſen, welche man an Kirchen und Geiſtliche ſpendete, reichlich belohnt; ſie gehörten daher vorzüglich zu den Bereicherungsmitteln der Letztern. Die Todtenmeſſen (Missa pro defunctis) haben ihre beſondern Feierlichkeiten (ſ. Exequien und Requiem). Eine ganz beſondere Art der Meſſe iſt auch die ſogenannte trockne Meſſe, d. i. diejenige, welche auf der See geleſen wird, weil man bei derſelben den Kelch wegläßt, damit nicht durch die Bewegung des Schiffes etwas von dem conſecrirten Weine verſchüttet werde. Auch nach den Ländern und Kirchen endlich iſt die Meſſe verſchieden; doch iſt gegenwärtig die römiſche Meſſe die herrſchende. Eine eigenthümliche Einrichtung hat die Meſſe in der griechiſchen Kirche. Endlich iſt auch die Zeit der Meſſe verſchieden; zu den außerordentlichen Meſſen in dieſer Hinſicht gehören diejenigen, welche in der röm. Kirche um Mitternacht gehalten werden, z. B. in der heil. Chriſtnacht.

Meſſen (Handels-). Da bei feierlichen Kirchenmeſſen gewöhnlich viele Menſchen zuſammen kamen, ſo gab dies Gelegenheit zu Verkehr und Handel, woraus Jahrmärkte entſtanden, die man Meſſen nennt, wenn ſie ſich von gewöhnlichen Jahrmärkten theils durch größern Umfang der Geſchäfte, theils durch längere Dauer, theils endlich durch gewiſſe Vorrechte, die hier zugeſtanden werden, unterſcheiden. Sie werden, beſonders an den beiden Hauptmeßorten Deutſchlands, zu Leipzig und Frankfurt a. M., feierlich ein- und ausgeläutet, und theilen ſich in die Vor-, Meß-, und Zahlwoche. Bei kleinern Meſſen ſchränkt ſich dieſe Abtheilung auf wenige Tage ein. Die Meßfreiheiten beſtehen, außer den gewöhnlichen Marktfreiheiten hauptſächlich in der Befreiung von aller Verkümmerung in Schuldſachen, ausgenommen der Schuldner wäre der Entweichung verdächtig, oder hätte ein Verbrechen begangen, oder hätte die Schuld erſt auf der Meſſe contrahirt, oder wollte ſich ungeachtet des Verbots ohne Zahlung heimlich wegbegeben, oder hätte endlich auf die Meßfreiheit Verzicht geleiſtet. Auch iſt es eine Wirkung der Meßfreiheit, daß zur Meßzeit jeder Bürger und Einwohner in ſeinem Hauſe das Gaſtrecht ausüben und ſpeiſen darf. Die Meſſen ſind nebſt den Jahrmärkten ein ſehr wichtiges Mittel zur Belebung der Geldcirculation und des Commerzes, und verdienen daher von Seiten der Regierungen alle Aufmerkſamkeit. Nicht blos in Deutſchland, ſondern auch in andern Ländern zählt man mehrere berühmte Meſſen, z. B. in Mexico, Portobello und Havanna, ferner zu Aleſſandria und Sinigaglia in Italien, zu Lyon und Beaucaire in Frankreich, zu Botzen in Tyrol, zu Zurzach in der Schweiz u. ſ. w. In Deutſchland ſind die berühmteſten Meſſen zu Leipzig, Frankfurt a. M., Braunſchweig, Breslau, Caſſel und Naumburg. Die Leipziger Meſſen ſind beſonders wichtig für die nördl. Länder

Europa's, die Frankfurter mehr für die ſüdlichen. In Leipzig zählt man jährlich drei Meſſen, die Neujahrsmeſſe, welche den 1. Jan., die Jubilatemeſſe (Oſtermeſſe), welche den Nachmittag des Sonntags Jubilate und die Michaelismeſſe, welche den Sonntag nach dem 29. Sept. anfängt. Jede dauert drei Wochen; aber nur die zwei letztern ſind bedeutend. Hier findet man alle Waaren; ein vorzügliches Geſchäft in ſächſ. Wolle, in ſächſ. Tüchern und Rauchwaaren. Auch ſind die Wechſelgeſchäfte ſehr bedeutend. Noch ganz beſonders zeichnet ſich die Leipziger Oſtermeſſe dadurch aus, daß ſie die einzige iſt, auf welcher im Buchhandel bedeutende Geſchäfte gemacht werden. In Frankfurt a. M. zählt man zwei Meſſen, die Oſter- und Herbſtmeſſe.

Meſſenia, Meſſenien, die fruchtbarſte Landſchaft im Peloponnes, weſtl. von Lakonien, ſüdl. von Arkadien und Elis, und ſeit der doriſchen Einwanderung durch den Nedafluß im Norden begrenzt. Meſſene mit der Bergfeſtung Ithome war ſeit 369 v. Chr. Geb. Hauptſtadt des Landes; Methone, Korone und Pylos waren ſeine Hafenſtädte. Berühmt ſind die Kriege der Meſſenier mit den Spartanern, welche die wohlhabenden Meſſenier um ihres fruchtbaren Landes willen beneideten und haßten. Der erſte fällt in das J. v. Chr. 743 und dauerte bis 724. Die Lacedämonier, verbunden mit den Athenern, fielen unter Alcamenes Führung in Meſſenien ein, ohne den Vorſchlag des Königs der Meſſenier, ihre Streitigkeiten durch die Amphictionen oder den Areopag ſchlichten zu laſſen, anzunehmen. Zwanzig Jahre vertheidigten die Meſſenier ſich tapfer unter ihrem König Ariſtodemus, aus dem Hauſe der Aepytiden, der, um den delphiſchen Orakelſpruch zu erfüllen, welcher den Meſſeniern den Sieg verſprach, wenn eine Jungfrau aus dem Hauſe der Aepytiden als freiwilliges Opfer fiele, ſeine Tochter freiwillig zum Opfer bot, und als deren Geliebter dieſelbe für ſchwanger erklärte, um ſie für ſich zu erhalten, zürnend erſtach, öffnen und opfern ließ. Die Meſſenier ſiegten darauf einige Zeit, wurden aber nach Eroberung ihrer Feſte Ithome endlich bezwungen. Nach faſt 40 Jahren erhoben ſich die Meſſenier wieder, um ſich unabhängig zu machen, und es begann 685 vor Chr. der zweite meſſeniſche Krieg, welcher mit ihrer völligen Unterjochung endigte. (Vergl. Ariſtomenes.)

Meſſias. Dieſes hebräiſche Wort bezeichnet einen Geſalbten, einen König; vornehmlich ward derjenige König von den Juden Meſſias genannt, von welchem ſie erwarteten, daß er ſie von der Herrſchaft der Fremden befreien, zu dem herrſchenden Volke erheben und ein goldnes Zeitalter herbeiführen werde. An die unter ſeinem Volke herrſchenden meſſianiſchen Erwartungen knüpften die Stifter des Chriſtenthums ſeine Lehre an, und ſie wurden der Grund, auf welchem die Kirche erſtand. Allein Jeſus Chriſtus erklärte, daß ſein Reich nicht von dieſer Welt, ſondern ein moraliſches Reich, ein Reich der Wahrheit und der Tugend ſei, und veredelte auf dieſe Weiſe die meſſianiſchen Ideen ſeiner Zeitgenoſſen, und wenn er ſich ſelbſt den Meſſias nannte, ſo wollte er damit nichts anders ſagen, als daß er der von Gott geſandte, den Völkern verheißne Stifter eines moraliſchen Reichs, d. h. der Kirche ſei. Viele der frühern Chriſten aber konnten ſich von den meſſianiſchen Erwartungen des Judenthums nicht trennen, und es entſtand aus der Vermiſchung derſelben mit chriſtlichen Ideen der weit in der alten Kirche verbreitete Chilialismus. N.

Meſſina, eine ſehr alte und dem Range nach die zweite, ſeit Palermos Inſurrection im Jahre 1820, die erſte Stadt Siciliens, im Val Dimona, die Hauptſtadt der Intendanz Meſſina, hat eine reizende Lage am Faro di Meſſina, eine ſtarke Citadelle und 6 Forts. Sie hat 4 Vorſtädte, eine Domkirche mit einem ſchönen Platze vor derſelben, viele Kirchen, 2 große Hospitäler, einen zum Freihafen erklärten, geräumigen und ſichern Hafen, 13,000 Häuſer und 70,000 Einw., welche einen bedeutenden Handel mit ſiciliſchen Producten und Seidenweberei auf 4000 Stühlen treiben. Jährlich wird im Auguſt eine ſtark beſuchte Meſſe gehalten. Auch iſt Meſſina der Sitz eines Erzbiſchofs. Im Jahre 1743 ſuchte die Peſt Meſſina heim und 1783 wurde ein großer Theil der Stadt gänzlich zerſtört. Seitdem iſt ſie größtentheils nach einem regelmäßigen Plane wieder aufgebaut worden.

Meſſing, aurichalcum, die bekannte Miſchung des Kupfers mit dem Zink oder Galmey. Nicht alles Kupfer, ſo wie nicht alles Galmey ſind zum Meſſing machen gleich dienlich. Sie ſind deſto tauglicher dazu, wenn ſie nicht mit fremdartigen Theilen vermiſcht ſind. Gemeiniglich werden zu 100 Pfund Kupfer 50 und mehr Pfund Galmey nach dem Verhältniſſe ſeiner Güte genommen. Dieſer vermehrt das Gewicht des Kupfers gewöhnlich auf 20 — 40 Procent. Nach der Menge des Zinks, die man dem Kupfer beimiſcht, iſt auch die Farbe der Maſſe verſchieden gelb. Je mehr Zink, deſto heller gelb, je weniger, deſto dunkler (rothgelb) wird die Farbe der Miſchung. Die dunklern Arten heißen Tombak, Prinzmetall u. ſ. w., die hellern Meſſing. Natürliches Meſſing hat man bis jetzt nirgends gefunden. Das Meſſingbrennen (eigentlich iſt es ein Schmelzen), woher die Arbeiter den Namen Meſſingbrenner erhalten, geſchieht auf den Meſſingwerken oder Meſſinghütten. Gemeiniglich wird erſt die Maſſe in dazu eingerichteten Tiegeln in Fluß gebracht, und dann in Formen von Sandſtein zu Tafeln und Platten gebildet, während die Maſſe noch warm iſt, gebrochen, und in Stückmeſſing verwandelt. Die ſtärkſten Tafeln, welche geſchnitten werden können, ſind 4 Linien dick, die ſtärkern hingegen kommen ungeſchnitten unter den Hammer. Die ungeſchnittenen Tafeln werden von dem Meſſingſchneider zu 2 oder 3 Finger breiten Schienen zerſägt oder zerſchnitten, worauf ſie dem Meſſingſchläger oder Luggoldſchmiede übergeben werden, der ſie auf Hammerwerken, welche das Waſſer treibt, zu Blechen ſchlägt. Die allerdünnſten Bleche, welche wie feines Papier ſind, heißen Luggold. Die Meſſingbleche, welche unter dem Hammer hervorkommen, werden, weil ſie dann ſchwarz ſehen, von den Meſſingſchabern gebeizt und mit dem Schabeiſen hell und glänzend gemacht. Der Meſſinghammer verarbeitet das zu Tafeln gegoſſene Metall theils wieder zu Tafeln verſchiedener Stärke, theils zu Küchengeſchirren, Meſſingdraht, Meſſingblechen. Auf den Tiefhämmern werden beſonders Keſſel ꝛc., auf den Breithämmern flache Sachen ausgeſchmiedet.

Meßcatalog (Leipziger). In den frühern Zeiten nach Erfindung der Buchdruckerkunſt beſorgten die Buchdrucker den Vertrieb ihrer Bücher ſelbſt, und machten zu dieſem Behuf ihren Verlag durch einzelne Cataloge bekannt, von welchen der älteſte bis jetzt entdeckte der des Augsburger Druckers Johann Bämler um das Jahr

1473 iſt. Als der Buchhandel in der Folge ſich von der Buchdruckerkunſt trennte, und die Büchermeſſen zu Frankfurt a. M. der Hauptſitz deſſelben wurden, kam Georg Willer, ein Augsburger Buchhändler, im J. 1564 (nicht aber ſchon 1554) zuerſt auf den Gedanken, jede Meſſe ein Verzeichniß aller neuen Bücher, worin das Format und die Verleger angezeigt wurden, drucken zu laſſen. Die gute Aufnahme deſſelben bewog auch andre Buchhändler, ſowohl zu Frankfurt als zu Leipzig, dergleichen Verzeichniſſe zu liefern, obgleich neben denſelben das Willerſche, welches man noch im J. 1610 findet, regelmäßig fortgeſetzt wurde. Eine Ueberarbeitung der ſämmtlichen von 1564 — 1592 gedruckten einzelnen Cataloge erſchien zu Frankfurt 1592, 4., und eine ähnliche Sammlung von 1593 — 1600 zu Leipzig, 1600, 4. Von 1600 — 1616 erſchienen dieſe Verzeichniſſe, obgleich die Frankfurter noch eine Zeit lang unter kaiſerl. Privilegium heraus kamen (das letzte bekannte iſt von 1616), mit ſächſ. Privilegium bei Abr. Lamberg zu Leipzig, worauf der Verlag derſelben an den daſigen Buchhändler Henning Große, dann an ſeinen Sohn, Gottfried Große, nach deſſen Tode an Gottfrieds Sohn, Johann Große und endlich an Johann Großens Erben kam, von welchen der Catalog auf die Weidmanniſche Buchhandlung überging, die ihn auch noch bis jetzt fortſetzt. Die frühere ſyſtematiſche Einrichtung deſſelben iſt ſpäterhin mit der alphabetiſchen vertauſcht, und ſtatt des Quartformats ſeit 1795 Octav gewählt worden. Zur Verbeſſerung dieſer Verzeichniſſe iſt zwar vieles erinnert (unter andern liefert Friedrich Koch im Allg. litt. Anz. 1797 eine neue Bearbeitung des Oſtermeßcatalogs dieſes Jahres als Muſter), und allerdings auch einiges gethan worden; allein noch immer entſprechen ſie den Anfoderungen nicht, welche der Literator und Bibliograph, und ſelbſt auch der einſichtsvollere Buchhändler, an ſie zu machen berechtigt iſt. Fehler in den Namen, Inconſequenzen in der alphabetiſchen Anordnung, Aufführung von Büchern, welche, weil ſie für den vorhergehenden Catalog zu ſpät kamen, entweder ſchon früher oder gar noch nicht wirklich erſchienen ſind, und vorzüglich die Unterlaſſung der Preisangaben ſind Mängel, welche vielleicht bei der jetzigen Einrichtung derſelben zum Theil unvermeidlich ſind, aber eben deshalb den Wunſch rechtfertigen, daß neben dieſen zweimal im Jahr erſcheinenden alphabetiſchen Verzeichniſſen, oder wohl noch beſſer ſtatt derſelben, ein fortlaufendes chronologiſches Journal errichtet werden möge, wie es die Franzoſen in der trefflichen Bibliographie de la France beſitzen.

As.

Meſſungen, Meßinſtrumente, Meßkunſt. Meſſungen haben zum Zweck, die Größe von räumlichen Gegenſtänden überhaupt zu erforſchen, d. i. zu unterſuchen, wie oft eine zur Einheit angenommene gleichartige Größe oder das Maaß (ſ. d. Art.) in der zu meſſenden Größe enthalten ſei. Alle Meſſungen geſchehen entweder unmittelbar oder mittelbar, d. h. entweder durch directe Vergleichung und Anlegung des Maaßes an die zu meſſende Größe ſelbſt (die Fertigkeit, dieſes blos mit Hülfe des Auges durch Schätzung zu thun, heißt Augenmaaß, welches bei ſehr kleinen Größen immer zu gebrauchen iſt), oder durch Berechnung der zu meſſenden Größe aus andern ſchon gemeſſenen, mit denen ſie in geometriſcher Beziehung ſteht. So wie nun die reine Geometrie von der Meſſung der gera-

den Linie anfängt, und von da zu Ausmeſſung von Figuren, Flächen und Körpern fortſchreitet, eben ſo muß auch die practiſche Geometrie dieſelbe Folge beobachten. Dieſe begreift: 1. Feldmeßkunſt oder practiſche Geometrie im engern Sinne, welche die Meſſung kleiner Theile der Erdoberfläche lehrt, die als ebene Flächen betrachtet werden können, indem die ſphäroidiſche Geſtalt der Erde noch keinen Einfluß auf ſie hat, während 2. die Geodäſie oder mathematiſche Geographie hingegen die Geſtalt von Ländern, Welttheilen und der ganzen Erde ſelbſt finden lehrt, wobei ihre ſphäroidiſche Geſtalt aufs genauſte berückſichtigt werden muß; 3. practiſche Aſtronomie, welche den Lauf der Geſtirne beobachten und meſſen lehrt, um daraus ihre Bahnen, ihre Größe und Entfernung zu beſtimmen. — Wie auf dem Papiere durch Lineal und Cirkel Linien gezeichnet und gemeſſen werden, ſo geſchieht daſſelbe auf dem Felde durch Signale und Meßketten oder Meßſtäbe. Dieſe ſind alſo die Inſtrumente des Feldmeſſers. Die Signale, gerade, runde, hölzerne Stangen von 1 — 2 Zoll Dicke und 6 — 12 Fuß Höhe, und bei größern Entfernungen leichte Bretter, an langen Stangen befeſtigt, oder endlich, wo dieſe noch nicht hinreichen, dreiſeitige Pyramiden, dienen zum Abſtechen einer Linie auf dem Felde, welches dadurch geſchieht, daß mehrere derſelben in zweckmäßigen Entfernungen durch Viſiren in die zu meſſende gerade Linie gebracht werden, um beim Meſſen als Zwiſchen- und Anhaltpuncte zu dienen. Darauf geſchieht die unmittelbare Meſſung ſelbſt durch eine Meßkette (gewöhnlich 5 Ruthen lang, aus Stäben von ſtarkem Eiſendraht von ½ oder 1 Fuß Länge beſtehend, die durch meſſingene Ringe mit einander verbunden ſind), welche an ihren Enden durch 5 Fuß hohe, mit eiſernen Spitzen verſehene Stäbe, d. i. Kettenſtäbe, geſpannt und vermittelſt derſelben in die Richtung der ſchon abgeſteckten Linien gebracht wird. Bisweilen bedient man ſich auch der Maaßſtäbe, welche an eine ausgeſpannte Schnur angelegt werden, jedoch wenig Bequemlichkeit gewähren, oder auch einer in Wachs und Oel getränkten, genau eingetheilten Schnur oder Meßſchnur, die zwar den Vorzug großer Leichtigkeit vor der Meßkette hat, aber wegen der veränderlichen Spannung wenig Genauigkeit zuläßt. Soll man nun nicht blos eine Linie meſſen, ſondern ein ganzes Feld aufnehmen, d. h. einen Grundriß davon aufs Papier bringen, ſo daß man, ſobald nur eine unmittelbar auf dem Felde gemeſſene Linie, welche Standlinie oder Baſis genannt wird, nach einem verjüngten, d. i. kleinern Maaßſtabe auf das Papier getragen iſt, auch die übrigen Linien auf dem Papier ſelbſt meſſen, und den Flächeninhalt der ganzen Figur ebenfalls meſſen, oder aus jenen Linien berechnen kann: ſo hat man von jedem Endpuncte der Baſis aus, nach den vorſpringenden Puncten des Feldes zu viſiren und den Winkel dieſer Viſirlinie mit der Baſis zu beſtimmen; dann giebt der Durchſchnittspunct der beiden Viſirlinien eines und deſſelben Punctes, von den beiden Enden der Baſis aus gezogen, deſſen Lage an. Hierzu braucht man verſchiedene Inſtrumente, worunter der Meßtiſch, das Aſtrolabium und das Scheibeninſtrument die vorzüglichſten ſind. Der Meßtiſch iſt eine ebne rechtwinklige Tafel (Menſel, faſt immer von Holz, mit Papier überzogen) auf einem Geſtelle oder Stativ, durch das jeder Punct auf der Tafel über einen beliebigen Punct auf dem Felde gebracht, die Tafel ſelbſt in die Horizontalebne ge-

bracht und in derſelben herumgedreht werden kann. Zu derſelben gehört ein Lineal oder eine Regel mit Dioptern (Diopterlineal), oder einem Fernrohre (Kippregel) verſehen, um ſie in die Richtung der Gegenſtände zu bringen, und die dahin führenden Linien auf der Menſel zu ziehen. Durch eine Setzwage oder eine Libelle (eine mit Weingeiſt ſo angefüllte cylindriſche Glasröhre, daß noch eine Luftblaſe zurückbleibt, die ſich natürlich immer nach dem höchſten Punct der Röhre hinbegiebt und dadurch anzeigt, ob alle Puncte der Tafel gleich hoch, d. i. in einer Horizontalebne liegen, oder nicht) wird die horizontale Lage des Meßtiſches gefunden. Auf eine ſolche Tafel kann nun eine ganze Gegend durch bloßes Viſiren nach den Gegenſtänden von zwei oder mehrern Standpuncten aus aufgetragen und gemeſſen werden. Verlangt man mehr Genauigkeit, ſo muß man ſich des Aſtrolabiums (ſ. d. Art.), eines in Grade, Minuten und weiter ſorgfältig eingetheilten, mit einer Regel (Alhidadenregel), auf der Diopteen oder ein Fernrohr befeſtigt ſind, verſehenen meſſingenen Kreiſes bedienen, der auf einem Stative beweglich iſt, ſo daß er in alle mögliche Lagen gebracht werden kann. Durch dieſes Inſtrument werden dann die nöthigen Winkel gemeſſen und aus ihnen und der gemeſſenen Baſis mit Hülfe der Trigonometrie berechnet, oder auch auf Papier aufgetragen, was indeß durch die Meßkette unmittelbar und daher weit bequemer geſchieht. Das Scheibeninſtrument giebt die Schenkel der Winkel in Linien an, die dann auf ein Blatt Papier mit einem Parallellinial abgeſchoben werden. Ueber das Höhenmeſſen und Nivelliren nebſt den dazu nöthigen Inſtrumenten (ſ. den Art.). Ueber das in jedem Falle zu beobachtende Verfahren, ſo wie über die Kenntniß der Inſtrumente ſelbſt, giebt Mayers practiſche Geometrie, ein claſſiſches Werk, überall eine äußerſt vollſtändige und befriedigende Auskunft. — Die bei der Feldmeßkunſt erwähnten Operationen ſind auch bei der Geodäſie, nur in einem weit größern Maaßſtaabe, daher auch mit Hülfe weit größerer und vollkommnerer Inſtrumente und mit beſtändiger Rückſicht auf die ſphäroidiſche Geſtalt der Erde auszuführen. Es wird über ein zu meſſendes Land ein Netz von großen Dreiecken gelegt, wo die geographiſche Lage der Hauptpuncte auch durch aſtronomiſche Beobachtungen beſtimmt werden muß. Von Inſtrumenten ſind hier zu erwähnen der Theodolit, ein Aſtrolabium mit einem ſenkrecht darauf ſtehenden eingetheilten Kreiſe, Höhenkreis genannt, ferner Spiegelſextanten und Spiegelkreiſe, d. h. Sechstel- und ganze Kreiſe, auf denen kleine Spiegel befeſtigt ſind, die ſo gebraucht werden, daß man die Strahlen von einem direct geſehenen Gegenſtand zugleich auch von den Spiegeln reflectirt ins Auge gelangen läßt, und dieſes Bild zur Deckung mit einem andern Gegenſtande bringt, wodurch der Winkel zwiſchen beiden Gegenſtänden genau gemeſſen wird. Das vollſtändigſte Werk über Geodäſie iſt Puissant, Traité de Topographie und ſein Traité de Géodésie, von dem auch eine deutſche Ueberſetzung von Schumacher erſchienen. Hieher gehören noch die Gradmeſſungen (ſ. den Art.), welche zur genauen Beſtimmung der Geſtalt und Größe der Erde angeſtellt ſind, und wozu Delambre in der Base du Système métrique eine vortreffliche, alles umfaſſende Anweiſung, nebſt einer Geſchichte der großen franzöſiſchen Gradmeſſungen ſelbſt gegeben hat. Ueber die zur practiſchen Aſtronomie gehörigen Inſtrumente ſ. d. Art. Sternwarte. L.

Meſtizen (ſpan. Mestizos, von dem lat. mixtus, was von vermiſchter Race iſt), nennt man in Südamerika und Weſtindien diejenigen, welche von einem europäiſchen Vater und einer Amerikanerin, oder auch umgekehrt, abſtammen. Sie haben gewöhnlich eine röthere Geſichtsfarbe als die Europäer, und wenig Barthaare, wurden bisher von den Spaniern ſehr zurückgeſetzt, und machten die 3. Claſſe der Bewohner des ſpan. Amerika aus.

Mesto (ital.), betrübt, traurig, iſt eine Ueberſchrift der Tonſtücke, die in dieſem Charakter und der derſelben angemeſſenen langſamen ſchwermüthigen Bewegung vorgetragen werden ſollen.

Metachronismus, ſo viel als **Anachronismus**. (S. d. Art.)

Metakritik, ein von Herder nach dem Muſter von Metaphyſik gebildetes Wort, womit er ſein Werk, in welchem er die ſogenannte kritiſche oder Kantiſche Vernunftwiſſenſchaft beurtheilte, betitelte. Da indeß die Metaphyſik keine Beurtheilung der Phyſik iſt, ſcheint der Name nicht ganz paſſend zu ſein.

Metalepſis, eine Redefigur, vermöge welcher das Antecedens ſtatt des Conſequens geſetzt wird, z. B. er hat gelebt, ſtatt, er iſt todt.

Metalle ſind bis jetzt unzerlegte, mithin einfache, Naturkörper von folgenden Eigenſchaften: ſie ſind undurchſichtig, beſitzen einen eignen ſpiegelnden Metallglanz, nehmen eine lebhafte Politur an, leiten die Wärme und das electriſche Fluidum, ſind im Waſſer unauflöslich, haben in der Regel ein großes ſpecifiſches Gewicht, ſind mehr oder weniger dehnbar ſchmelzen in der Hitze mit convexer Oberfläche, abſorbiren dabei in der Regel den Sauerſtoff der Luft und verwandeln ſich in pulvrige Maſſen, d. i. Oxyde, und bilden auf irgend eine Weiſe mit Sauerſtoff verbunden, mit den Säuren Salze, aus deren Auflöſungen Schwefelalkalien und blauſaure Verbindungen meiſt farbige, ſeltener weiße Niederſchläge bewirken. Sie finden ſich in der Natur entweder gediegen, d. h. ohne Beimiſchung, oder verlarvt, d. h. mit andern Metallen verbunden, oder vererzt, d. h. mit Schwefel, oft auch zugleich mit andern Metallen vereinigt, oder oxydirt, d. h. mit Sauerſtoff verbunden, oder endlich mit Säuren neutraliſirt, d. h. im Zuſtande der Salze. Wir kennen gegenwärtig 26 eigentliche Metalle und 13 Metalloide. Die Eintheilung in Ganz- und Halbmetalle iſt wegen ihrer Unbeſtimmtheit in neuerer Zeit verworfen worden. Dagegen bringt **John** die metalliſchen Körper unter folgende Claſſen: I. **Metalloide**. A. Alkaliſche Metalle, d. h. Metalle, welche ſich durch Oxydation in Alkalien verwandeln: 1. Calium oder Potaſſium, 2. Natronium oder Sodium, 3. Ammonium, 4. Baryum, 5. Strontium, 6. Calcium, 7. Talcium oder Magnium. B. Erdige Metalle, d. h. Metalle, welche durch Oxydation Erden werden: 8. Silicium, 9. Zirconium, 10. Yttrium oder Gadolinum, 11. Glycynum oder Beryllium, 12. Tantalum oder Columbium, 13. Aluminium oder Argillium. II. **Eigentliche Metalle**. A. Edle Metalle, d. h. Metalle, welche weder in niedriger noch in der höchſten Temperatur merklich oxydirt werden, das Waſſer nicht zerſetzen, und deren Oxyde für ſich reducirbar ſind: 1. Platin, 2. Gold, 3. Silber, 4. Palladium, 5. Rhodium, 6. Iridium. B. Ueber-

gangsmetalle. Sie unterſcheiden ſich von den vorhergehenden, daß ſie bei hoher Temperatur, obgleich hoͤchſt unmerklich und langſam, oxydirt werden: 7. Nickel, 8. Osmium, 9. Queckſilber. C. Gemeine Metalle, d. h. ſolche, welche bei irgend einer Temperatur an der Luft leicht oxydirbar, aber ohne Reducirmittel nicht wieder herzuſtellen ſind. α. Metalle, welche durch Oxydation nicht Saͤuren bilden. a. Hoͤchſt ſtrengfluͤſſige und nur in dem hoͤchſten und anhaltendſten Grade der Weißgluͤhhitze ſchmelzbare Metalle: 10. Titan, 11. Cerer (welche beide jedoch noch nicht wirklich geſchmolzen ſind), 12. Wolfram oder Scheel, 13. Uran, 14. Mangan. b. Etwas weniger ſtrengfluͤſſige oder in der Weißgluͤhhitze leicht ſchmelzende Metalle: 15. Kobalt, 16. Eiſen, 17. Kupfer; c. Leichtfluͤſſige, und zwar nicht fluͤchtige: 18. Zinn, 19. Blei, oder fluͤchtige: 20. Tellur, 21. Antimon, 22. Bismuth, 23. Zink. β. Metalle, welche durch Oxydation Saͤuren bilden, und zwar fluͤchtige: 24. Arſenik, oder ſehr ſtrengfluͤſſige: 25. Chromium, 26. Molybdaͤn. Wir fuͤgen dieſer Eintheilung einige allgemeine Bemerkungen uͤber die Metalle bei. Unter allen Koͤrpern in der Natur werfen die Metalle das Licht am vollkommenſten zuruͤck, weshalb ihnen auch ein beſonderer Glanz (Metallglanz) eigenthuͤmlich iſt. In ſehr verſchiedenem Grade beſitzen ſie die Eigenſchaft der Dehnbarkeit und Streckbarkeit, wodurch ſie beſonders in den Kuͤnſten in hohem Grade brauchbar werden. Eigentlich iſt dieſe Eigenſchaft bis jetzt nur an 16 Metallen bemerkt worden, indeß iſt zu erwarten, daß man ſie auch bei den uͤbrigen, ſich ſproͤde erweiſenden Metallen, wenigſtens in einem geringern Grade auffinden werde. Kein Metall iſt bis jetzt zerlegt worden; indeß liegt es keineswegs außer den Grenzen der Moͤglichkeit, vielmehr iſt die Zerlegung des Ammoniums der erſte Schritt dazu. Mit der Zerlegung der Metalle wuͤrde auch ihre Zuſammenſetzung oder Verfertigung (das Problem der Alchymiſten) gegeben ſein. Die Haͤrte kommt den Metallen nur in geringem Grade zu, doch kann dieſelbe durch gewiſſe Behandlung, Legirung und Verbindung mit andern Stoffen ſehr vermehrt werden. Je groͤßer die Biegſamkeit oder Elaſticitaͤt der Metalle zugleich mit der Haͤrte iſt, deſto heller und ſtaͤrker iſt der Klang, den ſie beim Anſchlagen verurſachen. Einige erregen beim Reiben einen eigenthuͤmlichen Geruch, andere afficiren das Geſchmacksorgan; aber beides geſchieht auf eine den Metallen ganz eigenthuͤmliche Art. Durch die Waͤrme ſind die Metalle in hohem Grade ausdehnbar, und dieſe Dehnbarkeit findet bis zum Schmelzen gleichfoͤrmig bei ihnen Statt. Der Schmelzpunct der Metalle iſt ſehr abweichend, doch kann er nur bei den leichtfluͤſſigen genau beſtimmt werden. Einige ſind bis jetzt noch unſchmelzbar geblieben. Durch Legirung kann die Schmelzbarkeit einiger Metalle vermehrt werden. Nur drei Metalle, das Eiſen, Nickel und Kobalt, ſind des Magnetismus faͤhig. Sie ſind die beſten Waͤrme- und Electricitaͤtsleiter und erregen, zu zwei in Beruͤhrung gebracht, in ungleich hoͤherem Grade die entgegengeſetzten Electricitaͤten als andere heterogene Stoffe. Die Metalle haben eine große Verwandtſchaft zum Sauerſtoff; einige abſorbiren ihn ſchon in gewoͤhnlicher, andere in erhoͤheter Temperatur; einige am begierigſten, wenn das Sauerſtoffgas in Waſſer aufgeloͤſt iſt, und ſie zerſetzen zugleich das Waſſer in der gewoͤhnlichen Temperatur; andere erſt in der Rothgluͤhhitze. Die edlen Metalle zerſetzen weder das Waſſer, noch abſorbiren ſie den Sauerſtoff

der Luft. Alle Metalle oxydiren ſich bei Behandlung mit Säuren, wobei entweder das Waſſer oder die Säure zerlegt wird. Durch dieſe Aufnahme von Sauerſtoff verwandeln ſich die Metalle in Metallkalke oder Oxyde. (S. Calcination.)

Metallique, ſ. Oeſterreichiſche Staatspapiere.

Metallkalk, ſ. Calcination und Metalle.

Metallnadeln, ſ. Perkinismus.

Metallreiz, ſ. Galvanismus.

Metallſpiegel, ſ. Brennſpiegel.

Metallurgie befaßt die ganze Kunſt, die Metalle aufzuſuchen, zu erkennen, zu Tage zu fördern und zu bearbeiten. Dieſe Bearbeitung geht von dem Zuſtande des Erzes an; daher ſind das Scheiden, das Reinigen, das Schmelzen u. ſ. w. der Metalle nur einzelne Zweige der Metallurgie. In einem engern Sinne verſteht man darunter nur die Operationen, mittelſt welcher die Metalle von ihren Erzen geſchieden werden. (S. d. Art. Hüttenkunde.) Die Kenntniß von Bereitung der Metalle iſt ein wichtiger Theil der practiſchen Chemie, und hat in neuern Zeiten beſonders in Deutſchland und Schweden, die Form einer Wiſſenſchaft erhalten.

Metamorphoſe, die Verwandlung. Unter dem Titel Metamorphoſen iſt ein Gedicht oder vielmehr eine Reihe mythologiſcher Gedichte von Ovid (ſ. d. Art.) berühmt.

Metapher (wörtlich Uebertragung), iſt derjenige figürliche oder bildliche Ausdruck in der Sprache, vermöge deſſen man einen Gegenſtand durch Vorſtellungen, von einem ihn ähnlichen hergenommen, anſchaulicher und kräftiger zu ſchildern ſucht. Der Hauptbegriff bleibt dabei oft unverändert, und nur die zu beſchreibenden Eigenſchaften werden mit ähnlichen Vorſtellungen vertauſcht, welche vergrößernd und verſtärkend für die Einbildungskraft wirken, und das Gefühl lebhafter anſprechen müſſen, ſo daß dadurch ein Gegenſtand nach dem Zwecke des Sprechenden oder Schreibenden erhoben oder erniedrigt wird, z. B. „beſchwingte Eile;“ „froſtige Warnungen,“ und die ganz alltäglich gewordenen Metaphern „der Lenz des Lebens,“ „das Ruder des Staats,“ „Feuer der Rede.“ Uebrigens kann es hiernach eine dreifache Metapher geben: 1. eine ſolche, weche das Sinnliche vergeiſtigt, z. B. „der zürnende Sturm;“ 2. die, welche das Geiſtige verkörpert, z. B. „aus der Nacht des Grabes lachen die Sterne ſeines Verdienſtes;“ 3. welche das ähnliche derſelben Sphäre auf einen größern Gegenſtand überträgt, z. B. „der ſilberne Mond,“ „das Licht des Leibes.“ Die erſte Art geht in die Perſonification über. Vorzugsweiſe wird die zweite Art Metapher genannt, und als eine abgekürzte Allegorie (ſ. d. Art.) angeſehen, nur daß der Hauptbegriff oft unverändert ſtehen bleibt. Die letztere iſt ein abgekürztes Gleichniß. Uebrigens iſt Kürze und Energie des Ausdrucks ein Hauptvorzug der Metapher. Die Neuheit derſelben zeigt den originellen Witz. Jean Paul, der überhaupt in ſeiner Vorſchule der Aeſthetik (2. Aufl. IX. und XIV. Programm) viel treffliches über den bildlichen Styl mitgetheilt hat, ſagt von ihr richtig: „ſie ſei der Beweis der Einheit beider Welten. Die Metaphern aller Völker gleichen ſich und keine nennt Irrthum Licht und Wahrheit Finſterniß.“ Die Metapher iſt endlich ein Product des Witzes und der Einbildungskraft, welche durch ihre Kürze und Lebendigkeit dem rhetoriſchen, dramatiſchen und lyriſchen Styl mehr,

als das Gleichniß angehört; aber auch das Maaß in der Anwendung derſelben zeigt den geſchmackvollen Redner und Dichter. (S. die Art. Tropen und Figuren, zu welchen beiden die Metapher in verſchiedener Hinſicht gerechnet werden kann.) Metaphoriſch nennt man oft den bildlichen Ausdruck überhaupt, insbeſondere aber den, welcher eine Metapher enthält.

Metaphraſe, die Ueberſetzung eines Gedichts in Proſa.

Metaphyſik, die Hauptwiſſenſchaft der theoretiſchen Philoſophie, deren Gegenſtand die überſinnliche (metaphyſiſche) Erkenntniß ſein ſoll; auch Transſcendentalphiloſophie, reine ſpeculative Philoſophie. Den griechiſchen Namen ſoll dieſe Wiſſenſchaft zufällig erhalten haben; gewiß iſt es aber, daß Ariſtoteles in den Büchern, welche ſpäterhin die Ueberſchrift erhielten, aus welcher durch Zuſammenziehung dieſer Name entſtanden iſt, auch diejenigen Gegenſtände behandelt, welche immer den Hauptinhalt dieſes theoretiſchen Theils der Philoſophie ausmachten, und der nicht von der Form der Erkenntniß, ſondern von dem Weſen und den höchſten Gegenſtänden derſelben (oder von den materialen Principien der Erkenntniß) handelt, und deshalb auch vorzüglich im Gegenſatze der Logik (als einer formellen Wiſſenſchaft) Materialphiloſophie, im Gegenſatz der empiriſchen Naturlehre insbeſondere Metaphyſik genannt worden iſt. Dieſer iſt auch in dem Maaße Haupttheil der Philoſophie, daß alle Verſchiedenheit der philoſophiſchen Anſichten hauptſächlich von der Verſchiedenheit der Metaphyſik abhängig iſt, und in derſelben zum Vorſchein kommt. Daher nannte man ſie auch ſonſt die erſte und vornehmſte Philoſophie; und der Name Metaphyſiker, metaphyſiſch, Metaphyſik wird oft mit der Benennung Philoſoph, philoſophiſch, Philoſophie gleichbedeutend gebraucht. Denn hauptſächlich kommt es bei allen Philoſophien darauf an, was man für das Grundweſen der Dinge, und wie man eine Erkenntniß deſſelben für möglich hält; auch ſind hiernach die Syſteme der Metaphyſik und überhaupt der Philoſophie ſelbſt verſchieden. Seit Wolf, der ihr die ſcientifiſche Form gab, theilte man ſie in metaphyſiſche Ontologie, Cosmologie (dieſe wiederum in metaphyſiſche Körperlehre und Geiſterlehre [Pneumatologie], wozu auch die metaphyſiſche Pſychologie gehörte) und metaphyſiſche Theologie; in jener ging man von den abſtracteſten Begriffen des Seins aus (metaphyſiſchen Begriffen), um aus denſelben nachher das Weſen der Welt und der Gottheit zu erklären. Kant aber zeigte vorzüglich, daß wir durch dieſe Verſtandesbegriffe nicht fähig ſind, die Dinge ſelbſt zu erkennen (ſ. d. Art. Kant), ſetzte aber an die Stelle der Metaphyſik nur eine Kritik derſelben, worin ihm ſeine Anhänger folgten, obgleich er von einer Metaphyſik der Natur und der Sitten redet. Eine Wiſſenſchaft überſinnlicher Gegenſtände, meinen ſie, ſei nicht möglich, weil die überſinnlichen Gegenſtände und die Dinge an ſich in keiner Anſchauung gegeben werden können, oder weil dieſelben kein Gegenſtand einer möglichen Erfahrung ſein könnten. Die Ideen aber ſeien Erkenntniſſe, deren Gegenſtände ſich nicht beſtimmen und erkennen laſſen, bloße Regulative der Erfahrung, alle Erkenntniß ſei aber blos ſubjectiv. Indeſſen konnte ſich das Bedürfniß des Geiſtes, eine höhere, philoſophiſche Weltanſicht zu gewinnen, damit doch nicht beruhigen, und es traten daher auch bald nach Kant viele metaphyſiſche Syſteme auf, welche den Platz der durch Kant mit Recht verdrängten alten Metaphyſik durch tiefere Unterſuchungen einzunehmen ſuchten,

indem ſie mehr oder weniger die objective Gültigkeit des Erkennens, und die Uebereinſtimmung des Bewußtſeins mit ſich ſelbſt im Wiſſen, als die Grundfoderungen des Philoſophirens betrachteten. So verſchieden und wechſelnd nun auch dieſe metaphyſiſchen Anſichten und Syſteme ſein mögen, und ſo mißtrauiſch man daher gegen eine ſolche Wiſſenſchaft geworden iſt; ſo beweiſt dies doch nichts gegen die Metaphyſik ſelbſt, ſondern bezeugt nur eine Freiheit des Geiſtes, und eine Regſamkeit deſſelben, ohne welche wir leicht in trägen Materialismus verſinken würden. Uebrigens iſt zwar in keiner Anſicht die Wahrheit, aber auch keine Anſicht durchaus ohne Wahrheit, und überall gehört Selbſtthätigkeit dazu, ſich derſelben zu nähern. Jene edle Freiheit des Geiſtes iſt dem engherzigen Despoten, der alle, ſelbſt die innerſte Regung der Freiheit vertilgen möchte, dieſe Selbſtthätigkeit dem flachen Weltmann, dem trägen Empiriker und dem Myſtiker verhaßt, weshalb jener die Metaphyſik als dem Staate und der bürgerlichen Ordnung gefährlich anklagt, wie zuletzt unter dem Namen der Ideologie geſchehen, letztere ſie oft als eine unnütze Grübelei verſchreien, ohne ſie zu kennen. Weil aber die Metaphyſik die ſchwerſten philoſophiſchen Unterſuchungen enthält, zu welchen ein ungemeiner philoſophiſcher Scharfſinn und Ausbildung des Verſtandes erfodert werden, ſo hat auch hierdurch der Ausdruck metaphyſiſch die Nebenbedeutung des ſchwer zu Durchbringenden, Tiefſinnigen und über die gemeine Anſicht Erhabnen mit Recht erhalten, worüber ſich der gemeine Verſtand eines Urtheils enthalten ſoll. T.

Metaſtaſe, in der Arzneikunde die Verſetzung des Krankheitsſtoffs aus einem Theile des Körpers in den andern.

Metaſtaſio (Pietro Antonio Domenico Bonaventura), hieß mit ſeinem wahren Namen Trapaſſi, und war im J. 1698 zu Aſſiſi als der Sohn eines gemeinen Soldaten geboren. Seine Liebe für die Poeſie entwickelte ſich früh, beſonders durch die Lectüre des Taſſo. Schon als Knabe verrieth er ſein poetiſches Talent durch Reimen und Improviſiren; allein er mußte letzteres ſeines angegriffenen Nervenſyſtems wegen bald aufgeben (vgl. den Aufſatz: Metaſtaſio, ein Improviſator, in der Zeitung f. d. eleg. Welt, Nr. 107, Jahrg. 1816). Der berühmte Rechtsgelehrte Gravina, der ſein Talent zufällig entdeckte, nahm ihn zu ſich, nannte ihn, den Namen Trapaſſi ins Griechiſche überſetzend, Metaſtaſio, und trug nicht nur die größte Sorgfalt für ſeine Erziehung, ſondern hinterließ ihm auch, als er 1717 ſtarb, „als einem Jünglinge von den größten Hoffnungen, ſein ganzes Vermögen." Metaſtaſio, der ſich in einem Alter von 19 Jahren in einer gemächlichen Lage befand, überließ ſich jetzt ganz ſeiner Neigung für die Poeſie. Unter der Leitung der Sängerin Maria Bulgarini ward er der Schöpfer des neuern italieniſchen Singſpiels. Schon in ſeinem 14ten Jahre hatte er eine Oper il Giustino geſchrieben. Mit der Didone abbandonata, welche 1724 zu Neapel mit Sarro's Muſik aufgeführt wurde, betrat er ſeine Laufbahn als lyriſch-dramatiſcher Dichter, und machte ſich auf derſelben bald ſo berühmt, daß ihn 1729 Kaiſer Carl VI. nach Wien berief, zu ſeinem Hofdichter ernannte und ihm einen Jahrgehalt von 4000 Gulden bewilligte. Seitdem fand am Hofe kein Feſt Statt, das er nicht durch ſeine Verſe verſchönerte. Die Höfe von Wien und Madrid wetteiferten, ihn mit Geſchenken zu überhäufen. König Ferdinand IV. von Spanien, der ſeine Opern durch Farinelli's Geſang lieb gewann, ſandte dem Dichter ein ſchmeichelhaftes Geſchenk. Aber Metaſtaſio beſchränkte ſeinen Ehrgeiz auf den literariſchen Ruhm, und lehnte

die äußern Auszeichnungen ab, die Carl VI. und Maria Thereſia ihm ertheilen wollten. Er ſtarb im J. 1782. Pius VI., der damals in Wien war, beſuchte ihn ſelbſt und ſandte ihm ſeinen apoſtoliſchen Segen in articulo mortis. Die wichtigſten Werke Metaſtaſio's ſind ſeine Opern und muſikaliſchen Cantaten, die in mehrern Ausgaben erſchienen ſind. (Schon 1748 kamen die Opere dramatiche in Venedig zum neuntenmale heraus; beſſer zu Turin 1757 in 12 Voll. und 1778 in 12 Voll. zu Paris und Opere posthume Wien 1795, 3 Voll.) Die Vorzüge, wodurch er bei den Italienern claſſiſch geworden iſt, ſind die vollkommenſte Reinigkeit, Klarheit, Zierlichkeit und Anmuth der Sprache, und insbeſondere der ſanfteſte Wohllaut, die größte Leichtigkeit und der ausdrucksvollſte Rhythmus ſeiner Arien, Canzonetten und Lieder. Vielleicht hat nie ein Dichter größere Fertigkeit gehabt als er in der Kunſt, die weſentlichen Züge einer poetiſchen Situation in der Kürze zuſammenzufaſſen; ſeine Lieder, womit die Perſonen abgehen, ſind faſt immer der gediegenſte muſikaliſche Auszug einer Gemüthsſtimmung, der ſich geben läßt. Aber freilich muß man geſtehn, er ſchildert die Leidenſchaft nur nach ganz allgemeinen Beſtimmungen: ſein Pathos iſt geläutert ſowohl von allem charakteriſtiſchen als contemplativen Gehalt und ſo kann die poetiſche Darſtellung unermüdlich mit leichter Bewegung forteilen, um alsdann dem Muſiker die Sorge einer weitern Entfaltung zu überlaſſen. Metaſtaſio iſt durchgehends muſikaliſch, aber ganz und gar nicht pitoresk. Seine Melodien ſind leicht und gefällig, allein ſie wiederholen ſich mit weniger Abwechſelung; wenn man einige ſeiner Stücke geleſen hat, ſo kennt man ſie alle, und die Compoſition im Ganzen iſt immer ohne Bedeutung. Die Galanterie ſeiner Helden, die Zärtlichkeit ſeiner Heldinnen möchte weniger tadelnswerth ſein, als die Wahl ſolcher Stoffe, deren ſtrenger Ernſt ſich nicht ohne einen auffallenden Uebelſtand mit ſolchen Tändeleien vermengen ließ. Durch die tragiſchen Anſprüche hat er ſich ſelbſt geſchadet; ſeine Kraft war ihnen nicht gewachſen. Zu dem erſtaunlichen Glück, das Metaſtaſio in ganz Europa und beſonders an den Höfen gemacht, hat es beſonders beigetragen, daß er nicht blos vermöge ſeines Amtes, ſondern auch durch ſeine Manier ein Hofdichter war. Glänzende Oberflächlichkeit ohne Tiefe; proſaiſche Geſinnungen und Gedanken, mit einer gewählten poetiſchen Sprache ausgeſtattet; eine höfliche Schonung in allem, in der Behandlung der Leidenſchaften wie des Unglücks und der Verbrechen; Beobachtung der Schicklichkeiten und ſcheinbare Sittſamkeit: alle dieſe Eigenſchaften mußten dieſe tragiſchen Miniaturen der feinern Welt empfehlen. Auf der Bühne haben ſich nur wenige Opern des Metaſtaſio erhalten; da der veränderte Geſchmack in der Muſik häufiger Duo's, Trio's und große Finale's verlangt, welche man hier nicht findet.

Metellus. Dieſen Namen führten einige berühmte Römer. 1. **Quint. Cäcil. Metellus**, mit dem Beinamen **Macedonicus**, den er wegen der glücklichen Beſiegung der macedoniſchen Kronprätendenten und der gänzlichen Unterjochung Macedoniens, das fortan römiſche Provinz blieb, erhielt. Er wurde dann zum Conſul erwählt, und führte eben ſo glücklich den Krieg in Spanien gegen **Viriatus**, worauf er noch im J. der St. 622 das Amt eines **Cenſors** verwaltete. Er ſtarb im hohen Alter, und hinterließ vier Söhne, die ſämmtlich die höchſten Staatswürden bekleidet hatten, oder noch bekleideten. 2. **Q. Cäcil. Metellus Numidicus.** Dieſer als

Feldherr nicht weniger berühmte Mann erhielt ſeinen Beinamen durch die glückliche Führung des Krieges gegen den numidiſchen Fürſten Jugurtha. Wir lernen ihn aus Salluſt kennen als einen ungemein thätigen, verſtändigen und tapfern Heerführer und als einen ſehr unbeſcholtnen und edlen, wenn auch auf ſeinen alten Adel etwas ſtolzen Mann. Dem Marius, der ſich von ihm beleidigt glaubte, und der ihn mit unverſöhnlichem Haſſe verfolgte, gelang es endlich, ihn zu nöthigen, daß er Rom verließ, und nach Smyrna ging. Er wurde aber auf die ehrenvollſte Weiſe wieder aus ſeiner Verbannung zurückgerufen, und ſein Einzug in Rom glich einem Triumph. Sein gleichnamiger Sohn, der ſich ebenfalls als Feldherr im Bundesgenoſſen-Kriege und gegen Sertorius in Luſitanien rühmlich auszeichnete, erhielt den Beinamen Pius wegen der ungemeinen kindlichen Liebe, die er durch die flehentlichſten Bitten um die Zurückberufung ſeines Vaters, welche er mit dem größten Eifer betrieb, an den Tag legte.

Metempſychoſis, Metempſychoſe, Metenſomatoſis, ſ. Seelenwanderung.

Meteor, Meteore ſind Lufterſcheinungen, welche in der Atmoſphäre ihren Urſprung haben. Dieſe iſt durch die ungeheure Menge wäſſeriger und brennbarer Dünſte u. dgl., welche täglich von der Erde aufſteigen, und bei den verſchiedenen Verhältniſſen der Stoffe zu einander gleichſam das große chemiſche Laboratorium, worin die Natur ihre verſchiedenen, gewöhnlichen und ungewöhnlichen Meteore ausarbeitet. Die Aufzählung und phyſikaliſche Erklärung dieſer Meteore macht den Inhalt der Meteorologie aus. Die Veränderlichkeit der Dichtigkeit und Temperatur der Luft verurſacht, ſobald ſie an verſchiedenen Orten der Erde in beträchtlichen Schichten und Strichen verſchieden iſt, eine Bewegung der mehr elaſtiſchen, d. i. der dichtern, oder auch durch Wärme ausgedehnten Luft nach den Orten hin, wo ſie weniger elaſtiſch iſt, welche Ortsveränderung der Lufttheilchen Wind heißt. (S. d. Art. Wind.) Durch das von der Erde in die Luft durch Verdünſtung aufſteigende Waſſer werden die wäſſerigen Meteore veranlaßt. Wenn zur Nachtzeit die Luft kühler wird, können die am Tage aufgeſtiegenen Dünſte nicht mehr expanſibel bleiben, ſondern werden in tropfbarer Geſtalt als Thau (ſ. d.) abgeſchieden, der, wenn die Luft bis zum Gefrierpuncte erkaltet, gefriert und zum Reif (ſ. d.) wird. Nebel (ſ. d.) iſt das Waſſer, das durch Vermehrung des Drucks der Atmoſphäre oder Verminderung ihrer Temperatur aus dem Dunſte niedergeſchlagen, und wegen ſeiner höchſt feinen Zertheilung in der Luft ſchwimmend erhalten wird. Wolken (ſ. d.) ſind nichts anders, als in den höhern Gegenden der Luft ſchwimmende Nebel, welche ihre ſcheinbare Dichtigkeit von ihrer großen Weite erhalten. Wenn die Zerſetzung der wäſſerigen Dünſte in den obern Regionen der Luft ſchnell genug und in hinreichender Menge geſchieht, ſo daß das niedergeſchlagene Waſſer zu Tropfen zuſammentreten muß, welche wegen ihres ungleich größern ſpecifiſchen Gewichtes von der Luft nicht mehr getragen werden können, ſondern niederfallen, ſo entſteht Regen (ſ. d.), der bei kalter Lufttemperatur zum Schnee (ſ. d.) wird, wenn aber bei ſeinem Herabfallen dem Waſſertropfen durch irgend eine Urſache die Wärme plötzlich entzogen wird, Hagel (ſ. d.) bildet. Hierher gehören noch die Tromlen oder Waſſerhoſen (ſ. d.). Außer jenen luftigen und wäſſerigen Lufterſcheinungen ſind noch die feurigen zu bemerken, unter denen zuerſt das Gewitter (ſ. d.) eine der allgemeinſten iſt, das allein in der Electricität ſeinen Grund hat, wie ſchon im Jahre

1746 Winkler zuerſt behauptete und 1747 Franklin überzeugend darthat. Der Blitz (ſ. d.) iſt blos ein ſtarker electriſcher Funken und ſeine Erſcheinungen laſſen ſich alle im Kleinen mit der Electriſirmaſchine nachmachen. Der Donner (ſ. d.) entſteht durch die durch den Blitz bewirkte Erſchütterung der Luft, und das Wetterleuchten iſt ein nicht mit Donner begleiteter Blitz, indem der Donner wegen der großen Entfernung nicht mehr gehört werden kann. Das Nordlicht (ſ. d.), die glänzendſte und ſchönſte Lufterſcheinung, iſt wahrſcheinlich auch ein electriſches Meteor. Der Regenbogen (ſ. d.) entſteht bekanntlich durch Brechung der Sonnenſtrahlen in den Regentropfen, und kann daher ganz mathematiſch erklärt werden. Eben ſo entſteht durch Brechung des Lichtes in den Dünſten der Atmoſphäre die Abend- und Morgenröthe (ſ. letztere), ſo wie die Höfe (ſ. Hof), größere und kleinere hellere Ringe um Sonne oder Mond, und wahrſcheinlich haben auch die ſogenannten Nebenſonnen und Nebenmonde darin ihren Grund. Die Irrlichter oder Irrwiſche ſind Entzündungen oder ein Leuchten von phosphoriſchen Luftarten und Dünſten, die aus moraſtigem Boden aufſteigen, und Sternſchnuppen und Feuerkugeln (vergl. dieſe und Meteorſteine) ſind Entzündungen brennbarer Stoffe in den höhern Gegenden der Atmoſphäre.

Meteorologie iſt die Lehre von den Meteoren, dann Witterungskunde, welche beſonders den Zweck hat, durch Beobachtungen aus der gegebenen oder vorgängigen Witterung die zukünftige zu erkennen. (S. d. Art. Witterungskunde.)

Meteoroſkop, ein mathematiſches Inſtrument, die Längen und Breiten der Oerter auf der Erde zu beſtimmen.

Meteorſteine, auch Meteorolithen, Aerolithen, Uranolithen, von den Alten Bälylien genannt, ſind vom Himmel herabfallende, aus metalliſchem Eiſen, Nickel, Kieſelerde, Magneſia, Schwefel und Chrom beſtehende Maſſen, welche durch Feuerkugeln oder Boliden zu uns herabgeführt werden. Letztere erſcheinen plötzlich in der Atmoſphäre, bewegen ſich mit einer reißenden Geſchwindigkeit (bisweilen gleich der der Erde in ihrer Bahn), und zerplatzen nach einem kurzen Glanze, mit einem ſtarken Kanonen- oder Flintenfeuer ähnlichen Knalle oft in einer ſehr großen Höhe, in mehrere (zuweilen in mehrere tauſend) Stücke, welche noch heiß, mit einer ſchwarzen Kruſte überzogen, mit einer ſolchen Gewalt herabfallen, daß ſie häufig mehrere Fuß in die Erde eindringen. Dieſer ſo lange für eine Fabel gehaltene Steinregen der Alten iſt in unſern Zeiten durch eine große Menge von Beobachtungen außer allen Zweifel geſetzt und die Phyſiker haben ſich um die Erklärung dieſes Phänomens bemüht. Einige halten jene Maſſen für Erzeugniſſe unſerer Atmoſphäre, durch große chemiſche Prozeſſe bewirkt, wobei es übrigens faſt unbegreiflich bleibt, wie bei der höchſt verdünnten Luft an der äußerſten Gränze unſerer Atmoſphäre, von wo die Feuerkugeln zu uns herabkommen, ſolche feſte Körper aus Stoffen, über deren Exiſtenz in der Luft wir gar nichts wiſſen, gebildet werden könnten. Wahrſcheinlicher iſt daher die Behauptung Anderer, daß ſie aus den Mondvulcanen zu uns herabgeſchleuderte Maſſen wären (Mondſteine), wenn dabei nur nicht ihre Entzündung und Zerplatzung, die man aus der ſtarken Compreſſion und Reibung in der Luft hat herleiten wollen, ziemlich unerklärlich blieben. Uebrigens iſt es mathematiſch erwieſen, daß bei günſtiger Lage des Mondes gegen die Erde eine ſchwere Maſſe, die aus erſterem mit einer anfänglichen Geſchwindigkeit von 8,293 Fuß in einer Secunde, oder ungefähr der fünffachen Geſchwin-

digkeit einer 24pfündigen Kanonenkugel, ausgeſchleudert würde, in einem Zeitraum von etwa 70 Stunden auf unſre Erde gelangen könnte, und da eine Fallgeſchwindigkeit von ungefähr 34,000 Fuß in der Secunde haben würde. Chladni hat zuerſt ihren cosmiſchen Urſprung beweiſen wollen und die Möglichkeit gezeigt, daß ſie auch Stücke kleiner, ſich um unſere Erde bewegender Planeten ſein könnten. Hierher gehören auch die großen Maſſen von Gediegen-Eiſen, das ſogenannte Meteoreiſen, wie auch andere. Die 71 Pfund ſchwere Maſſe, die im J. 1751 am 26. Mai zu Hraſchina unweit Agram in Croatien herabgefallen iſt, und ſehr wahrſcheinlich auch die durch Pallas im J. 1772 in Sibirien am Jeniſei aufgefundne auf 1600 Pfund geſchätzte Eiſenmaſſe, worin ſich Oelſtein eingeſprengt findet; die auf 30,000 Pfund geſchätzte in der ſüdamerikaniſchen Provinz Chaca Gualamba aufgefundene von Rubin de Celis im J. 1782 unterſuchte Maſſe; ſo wie das mehrere tauſend Pfund ſchwere Stück Gediegen Eiſens, welches ſich in der Provinz Durango in Mexiko gefunden hat. Eine vorzüglich vollſtändige Aufzählung aller bis jetzt gefallner Meteorſteine, nebſt allen dahin gehörigen Beobachtungen und Unterſuchungen findet man in Gilberts Annalen der Phyſik. (Vergl. Feuerkugel.)

Meth oder Meht wird aus Honig und Waſſer durch Kochen und Gährung bewirkt und iſt ein weinartiges Getränk, welches hauptſächlich in Polen und Rußland beliebt iſt. Oft gibt man ihm durch Zuſatz von allerhand Obſt (Johannisbeeren, Kirſchen, Himbeeren), Gewürz und Kräutern größere Annehmlichkeit. Je beſſern Honig man dazu nimmt, deſto vorzüglicher wird er. Man braut ihn am vortheilhafteſten in den Hundstagen, und er nimmt, wenn er alt geworden iſt, die Stärke und Lieblichkeit eines Mittelweins an. Als Handelswaare iſt er für Ungarn von Bedeutung.

Methode (griechiſch) iſt der Weg, die Art, wie man etwas erforſchen oder zu erreichen ſucht, dann ein planmäßiges, regelmäßiges Verfahren, daher in der Logik diejenige Art, Erkenntniſſe zu behandeln oder abzuhandeln, welche auf deutlich gedachten Regeln des Verſtandes beruht, Methode genannt und von der Manier, die nach dem äſthetiſchen Gefühle von Harmonie und Ebenmaaß verfährt und empiriſcher Natur iſt, unterſchieden wird. Manier iſt das Eigenthümliche in der Kunſt, die Methode aber gehört im ſtrengſten Sinne der Wiſſenſchaft an und gibt der Behandlung der Erkenntniſſe den wiſſenſchaftlichen Charakter. Gleichwohl iſt die ſtrenge (ſyſtematiſche) Methode bei dem großen Leſepublicum wenig beliebt, und Schriftſteller, die daſſelbe über ſpeculative Wiſſenſchaften belehren wollten, haben, um angenehm zu bleiben, der ſyſtematiſchen Darſtellung die fragmentariſche vorgezogen, die aber nur dann den wiſſenſchaftlichen Charakter behaupten konnte, wenn ein methodiſches Denken aus ihr hervorleuchtete, wie z. B. in Platners Aphorismen; denn aphoriſtiſch iſt derjenige fragmentariſche Vortrag der Wiſſenſchaft, deſſen Gang durch ein methodiſches Denken geregelt wird. Die Schriftſteller bedienen ſich nach Maaßgabe ihres Zweckes und der Wiſſenſchaft, die ſie behandeln, verſchiedener Methoden. Die ſtrengſte iſt die mathematiſche, die den vorzutragenden Lehren durch eine nothwendige Aufeinanderfolge von Definitionen, Axiomen und Demonſtrationen die größte Evidenz zu geben vermag. Sie iſt aber nur für eine Wiſſenſchaft, die es, wie die Mathematik, blos mit formalen Größen zu thun hat, anwendbar. Im Vortrage der Philoſophie haben vorzüglich die Methoden Epoche gemacht, die aus dem Geiſte der Syſteme,

bei denen ſie angewendet wurden, hervorgingen: die ſceptiſche, die, wie bei Hume, was ſie aufſtellt, in Zweifel zieht und das menſchliche Wiſſen ungewiß macht; die kritiſche, die, wie bei Kant, auf Unterſuchung der Gründe vorgetragener Sätze ausgeht; und die dogmatiſche, die, wie Schelling thut, apodictiſch behauptet und beweiſt. Uebrigens iſt die Methode in Rückſicht des Fortſchreitens der Sätze einer Wiſſenſchaft entweder analytiſch, d. h. ſie geht von Reſultaten aus und ſucht die Gründe, oder ſynthetiſch, d. h. ſie folgert aus den Gründen die Reſultate: allemal aber muß ſie, auf unbeſtrittne Elementarſätze und allgemein gültige Begriffe bauend, mit logiſcher Conſequenz verfahren, um wiſſenſchaftlich zu bleiben. Denn populär (volksgemäß, gemeinverſtändlich) iſt ſie, wenn ſie nur vom Bekannten und Individuellen ausgeht, was Redner und Volkslehrer, um Intereſſe zu erwecken, zu thun pflegen. Populär muß überhaupt diejenige Methode ſein, deren man ſich beim Unterrichte der Jugend bedient, denn der Vortrag des Jugendlehrers zweckt nicht blos darauf ab, der Wiſſenſchaft, die er behandelt, Genüge zu leiſten, ſondern vorzüglich ſie dem Schüler bekannt und lieb zu machen. Daher iſt die acroamatiſche Methode, d. h. diejenige Lehrart, bei der der Lehrer ununterbrochen allein ſpricht, nur für ſchon gebildete Zuhörer und für den akademiſchen Unterricht geeignet; beim Unterrichte der unmündigen Jugend aber, deren Aufmerkſamkeit erſt gewonnen und fixirt werden ſoll, hat die erotematiſche Methode, d. h. die abfragende, die die Abhandlung des Lehrſtoffes vermittelſt eines Geſprächs zwiſchen Lehrer und Schüler theilt, den Vorzug. Hiſtoriſche Lehrſtoffe laſſen freilich nur examinatoriſche Fragen zu, durch die der Lehrer dem Schüler Rechenſchaft abfodert, ob er die gehörte oder geleſene Erzählung gefaßt und gemerkt habe; in denjenigen Wiſſenſchaften aber, deren Gründe in der menſchlichen Vernunft liegen, wie in der Mathematik, Religion und Moral, iſt die catechetiſche Methode an ihrem Orte. Dieſe Methode nämlich nimmt durch anregende Fragen die Vernunft des Schülers unmittelbar in Anſpruch, damit der abzuhandelnde Lehrſtoff aus ſeinen Antworten ſelbſt erzeugt und gebaut werde. Beim Rechnen und der Geometrie geſchieht dies durch ein Continuum nothwendig aus einander folgender Urtheile und Schlüſſe und kann an eine vorgeſchriebene Reihefolge formaler Uebungen, wie es Peſtalozzi in ſeiner Anſchauungslehre (ſ. Peſtalozzi und Anſchauungslehre) thut, gebunden werden. Der Unterricht in der Moral und Religion hingegen erfodert eine freiere Bewegung der catechetiſchen Methode, bei der das Poſitive dem Kinde direct mitgetheilt, und nur da ein Selbſterzeugen des Lehrſtoffs von ihm verlangt werden darf, wo es denſelben durch eignes Nachdenken zu finden vermag und ſchon Worte genug hat, um ſich darüber auszudrücken. Auch verdient das Catechiſiren dann erſt den Namen der ſocratiſchen Methode, wenn der Lehrſtoff im Geſpräch mit den Schülern wirklich gebildet und von ihnen ſelbſt gefunden wird, der Lehrer aber durch ſeine Fragen nur den Gang ihres Nachdenkens leitet und es in beſtimmter Richtung auf den abzuhandelnden Gegenſtand erhält. Ueberhaupt erfodert jede Kunſt und Wiſſenſchaft beim Unterrichte eine eigne, auf ihre Natur und ihr Verhältniß zum menſchlichen Geiſte gegründete Methode oder Art und Weiſe, wie ſie den Schülern mitgetheilt, eingeübt und angeeignet werden ſoll und unter den vielen Lehrmethoden, die es für einen Unterrichtsgegenſtand gibt, wird allemal diejenige, bei der ſich die Schüler denſelben am gründlichſten und eheſten aneignen und zugleich ihre Kraft daran für etwas Höheres üben und ſtärken können.

den Vorzug haben. Denn darin müſſen die Methoden für Unterrichtsgegenſtände aller Art mit einander übereinſtimmen, daß ſie den Lehrling in Stand ſetzen, ſich die Kenntniſſe und Fertigkeiten, die er lernen ſoll, durch eigne Thätigkeit zu erwerben, da nur das Selbſterworbene ganz unſer wird. Es kommt dabei weniger auf die Kürze als auf die Sicherheit des Weges an, den die Methode anweiſt; auch darf es ihr nicht blos darum zu thun ſein, ihrem Zöglinge ein Aggregat von Kenntniſſen und Fertigkeiten beizubringen, wie die Lehrmethoden Bells und Lancaſters (ſ. Lancaſter) thun, ſondern ſie ſoll ihn zugleich durch die Art, wie er lernt, zum beſonnenen, ſeiner ſelbſt mächtigen, geiſtig geſunden und kraftvollen Menſchen bilden. Dies beabſichtigt inſonderheit die Peſtalozziſche Methode, deren eigenthümliches Weſen Sachverſtändige in dem pädagogiſchen Grundſatze finden, bei dem Unterrichte der Jugend überhaupt von den Elementarpunkten aller menſchlichen Erkenntniß auszugehn, die Lehrſtoffe, ſo weit es ihre Natur geſtattet, durch die eigne zum Fortſchreiten nach feſten Regeln und in lückenloſer Continuität anzuhaltende Thätigkeit des Zöglings bilden zu laſſen und dadurch die intenſive Stärkung und Erhöhung ſeiner Geiſteskräfte bis zu dem möglichſt höchſten Grade zu bringen. Ueber dieſes Princip ſelbſt und den Mechanismus ſtufenweis geordneter Uebungen, deſſen ſich die Peſtalozziſche Methode zur Erreichung ihres Endzwecks bedient, ſind die Stimmen in der pädagogiſchen Welt ſehr getheilt. S. d. Art. Peſtalozzi. In einer Geſchichte der Erziehungsmethoden wird die ſchöne Idee dieſes Mannes immer eine ehrenvollere Stelle einnehmen, als der Philantropenismus, deſſen Methoden das Lernen häufig in Spiel und Tändelei verkehrten und die Zöglinge weniger unterrichteten, als zerſtreuten. Der Ernſt der Peſtalozziſchen Methode hat viel dazu beigetragen, dieſem Unweſen Einhalt zu thun und den der modernen Unterrichtsweiſe fremd gewordenen Geiſt der Gründlichkeit wieder in Kraft zu ſetzen, jene geiſtloſen Pädagogen aber, die ſich nur im Gleiſe eines Schlendrians, der den Namen der Methode nicht verdient, bewegen mögen, aufs neue recht nachdrücklich zu erinnern, daß nicht das Einlernen dieſes oder jenes gangbaren Lehrgegenſtandes, ſondern die Uebung der Kraft überhaupt und die Bildung des Kindes zum Menſchen der höchſte Zweck alles Unterrichts ſei. Die Aufgabe aber, eine abſolute Methode, deren Schematismus unter allen Umſtänden für jeden Lehrer und Lehrſtoff der beſte ſein müſſe, zu erfinden, hat die Peſtalozziſche Schule in den Augen der Unbefangenen nicht gelöſt, auch ſcheint ſie überhaupt nicht gelöſt werden zu können, da wohl die Theorie abſolute Principien aufſtellen, die Praxis aber nur ſo viel davon brauchen kann, als den Umſtänden und Perſonen, von denen ſie abhängt, angemeſſen iſt. Der Privatunterricht erfordert andre Methoden als der öffentliche, und eine und dieſelbe Methode, die an verſchiedenen Orten in Anwendung kommt, wird ſich immer nach den Individualitäten der Lehrer, die ſie handhaben und nach den geiſtigen Bedürfniſſen und Fähigkeiten ihrer Schüler verſchieden modificiren. Am wenigſten ſcheint es gerathen, die Einführung einer Methode in den Schulen durch Befehle erzwingen zu wollen; da das Gelingen auch der beſten Methode hauptſächlich von dem Grade der Geſchicklichkeit, Ueberzeugung und Willigkeit der Lehrer abhängt, die ſie anwenden ſollen, und für ſolche, denen Luſt und Fähigkeit abgeht, neue Formen anzunehmen, diejenige Methode die zweckmäßigſte iſt, welche ſie ſchon inne haben. E.

Methodiſten wurden im 17. Jahrhundert diejenigen pole-

miſchen Schriftſteller der catholiſchen Kirche genannt, welche den Streit mit den Proteſtanten durch neuerſonnene dialectiſche Methoden abzukürzen und ihre Gegner in den Nachtheil zu ſtellen wußten. Mit dieſem Streite ſelbſt iſt auch der Name in neuern Zeiten erloſchen und wird jetzt in ganz anderm Sinne der merkwürdigen Religionsgeſellſchaft beigelegt, die in der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts im Schooße der engliſchen Kirche entſtanden iſt. Nach dem Beiſpiele der deutſchen Pietiſten vereinigten ſich 1720 einige junge Theologen zu Oxford zu frommen Uebungen und ſtrengern Sitten; beſonders beabſichtigten ſie eine genauere Beobachtung der Vorſchriften des neuen Teſtaments, als damals in der engliſchen Kirche gebräuchlich war, und widmeten ſich Werken der Liebe, z. B. dem geiſtlichen Zuſpruch und Beſuch der Gefangenen und Miſſethäter, dem Unterrichte armer Kinder u. ſ. w. Ihre anders geſinnten akademiſchen Mitbürger kamen daher auf den Einfall, ſie hätten eine neue Methode des chriſtlichen Lebens erfunden und nannten ſie ſcherzweiſe Methodiſten; ein Name, der bald zur Bezeichnung dieſer neuen Geſellſchaft allgemein gebräuchlich und von ihr ſelbſt angenommen wurde. Unter ihren Mitgliedern, die ſich von Jahr zu Jahr vermehrten, zeichneten ſich beſonders John Wesley, der Stifter dieſes frommen Bundes, und der 1732 beigetretene George Whitefield durch Talent, Eifer und Anſehn aus. Der erſtere ging mit drei andern Brüdern 1735 nach Georgien in Nordamerika, wo er als Heidenbekehrer zwei Jahre mit glücklichem Erfolge arbeitete und durch die Verbindung mit den Herrnhutern, die er bei dieſem Geſchäfte kennen gelernt hatte, angeregt, bei ſeiner Rückkehr nach England beſchloß, jene kleine Geſellſchaft nach Art der Brüdergemeinde zu erweitern und einzurichten. Whitefields Predigten hatten das Volk an mehrern Orten auf ein ſolches Unternehmen vorbereitet. Bald ſammelte Wesley zu London eine kleine Gemeinde, mit der er in einem Privathauſe Erbauungsſtunden hielt, ohne an eine Trennung von der hohen biſchöflichen Kirche zu denken. Da aber die Geiſtlichkeit dieſer Kirche den methodiſtiſchen Predigern, welche ohne beſtimmte Anſtellung das Volk durch Predigten für ihre Lehre und Verbindung zu gewinnen ſuchten, die Kanzeln verbot und der Zulauf bei ihren Vorträgen ſo groß wurde, daß jede Kirche ihnen zu klein ſchien, fingen ſie an im Freien zu predigen, und eine beſondere Kirche nach dem Muſter der apoſtoliſchen zu bilden. Die Neuheit der Sache und der ganz eigne Charakter dieſer Feldpredigten, die ſich von den trocknen moraliſchen Abhandlungen, welche man von den Kanzeln der hohen biſchöflichen Kirche zu hören gewohnt war, durch Popularität, Nachdruck und religiöſe Begeiſterung auszeichneten, und das durch die Lauigkeit und den Skepticismus der engliſchen Geiſtlichkeit von den Kanzeln faſt verdrängte Thema vom natürlichen Verderben des Menſchen, von der Verſöhnung durch Jeſum den Gekreuzigten, von der Buße und Wiedergeburt mit aller Gewalt der Beredſamkeit und reicher Beziehung auf die Bibel gleich einer neuen Lehre wieder zur Sprache brachten, mußte den Anhang der Methodiſten zuſehends vermehren. Whitefield, der feurigſte und kühnſte von allen, ſah oft auf Wieſen, Kirchhöfen, ja ſelbſt auf den Tummelplätzen des öffentlichen Vergnügens, wo er des Contraſtes wegen am liebſten auftrat und die Laſter der Zeitgenoſſen ſtrafte, bei 12,000 Zuhörer um ſich verſammelt, die der Donner ſeiner Rede in Erſtaunen ſetzte und ſo gewaltig erſchütterte, daß viele in Verzuckungen fielen

und auf der Stelle zum Glauben und zur Heiligung wiedergeboren wurden. Denn dieſe plötzliche Bekehrung, die ſie mit den Pietiſten den Durchbruch der Gnade nennen, wollen die Prediger der Methodiſten durch ihre Vorträge bewirken und haben ihre Abſicht nicht ſelten erreicht. Das Feldpredigen ſtellten ſie jedoch bald ein und bauten ſich, um vor dem ſchlechten Wetter und dem Unfuge des Pöbels geſchützt zu ſein, eigne Bethäuſer, die ſie Tabernakel nennen. Dadurch gewann ihre Partei zuerſt eine ſelbſtſtändige Geltung, und da die Regierung in ihrem Unternehmen nichts für den Staat Gefährliches ſah, ſchritten ſie nun ungeſtört zur Einrichtung einer Kirchenverfaſſung, die, obgleich das gute Vernehmen mit den Herrnhutern ſchon 1739 aufgehört hatte, doch nach dem Muſter der Brüdergemeinde, und ſelbſt als innerer Streit über die Gnadenwahl 1741 eine völlige Trennung der Whitefieldianer (die ſich zu dem Calviniſtiſchen Particularismus bekennen) von den Wesleyanern (die, wie die Arminianer oder Remonſtranten, eine univerſelle Vorherbeſtimmung zur Seligkeit annehmen) verurſachte, in beiden Parteien ziemlich gleichmäßig zu Stande kam. Ihre Liturgie iſt ganz das Rituale der hohen biſchöflichen Kirche, nur beobachten ſie es mit mehr Wärme und Innigkeit, wenden auf einen ſanften und angenehmen Vortrag der Kirchengeſänge, in denen beide Geſchlechter abwechſeln, mehr Sorgfalt, und geben überhaupt der Andacht öftere Nahrung als dieſe. An den Wochentagen verſammeln ſie ſich früh vor und Abends nach ſechs Uhr zum Gottesdienſte im Tabernakel und beobachten die Sonntagsfeier ſehr genau. Monatlich einmal hält jede Gemeinde eine Wachnacht, welche vom Abend bis zum Morgen mit Lehren, Beten und Singen zugebracht wird, und am Neujahrstage kommen alle Wesleyaner im Tabernakel zu Moorfields zur Feier des Stiftungsfeſtes und zur Erneuerung ihrer Verbindung zuſammen. Zur Erhaltung der Kirchenzucht ſind die Gemeinden in Claſſen, und dieſe wieder nach den Geſchlechtern in kleinere Geſellſchaften (Bands) getheilt, deren jede unter ihrem eignen, mit der Seelſorge beauftragten Vorſteher wöchentlich zuſammen kommt und ſich über den Herzenszuſtand ihrer Glieder beſpricht. Alle Bands und Claſſen einer Gemeinde feiern vierteljährlich ein gemeinſchaftliches Liebesmahl. Außerdem theilen ſich die Methodiſten noch in Stehende, deren Glaube und Wiedergeburt ſchon durch Ausdauer bewährt iſt, und Gefallne, die nach ihrer Wiedergeburt wieder umgeſchlagen ſind, und in eignen Betſtunden aufs neue bearbeitet werden. Die Bewährten erhalten Zettel zur Beſcheinigung ihrer von den Vorſtehern anerkannten Frömmigkeit, welche zugleich als Zulaſſungsbillet zu den Privatzuſammenkünften der ſtehenden gelten, aber in jedem Vierteljahre erneuert werden müſſen. Neu eintretende Mitglieder erhalten ein gedrucktes Regulativ der Sitten zur Nachachtung, worin grobe und vorſätzliche Sünden namentlich verpönt ſind. Die Uebertretung dieſer Regeln zieht, wie bei der Brüdergemeinde, Verweiſe, Bann und endliche Ausſchließung aus der Gemeinde nach ſich. Geleitet werden die Gemeinden von den Biſchöfen, Predigern und Gehülfen oder Laienpredigern, die, weil ſelten gelehrte Theologen zu ihnen übergehen, oft aus andern Ständen gewählt werden, und ungeachtet der Beſoldung, die ſie von der Gemeinde erhalten, auch ihr Gewerbe fortſetzen dürfen. Man ſieht daher in den Tabernakeln der Methodiſten Aerzte, Militärperſonen, Kaufleute oder Handwerker in alltäglicher Kleidung als Prediger

auftreten; denn ſie haben keine beſondere geiſtliche Tracht. Den Predigern ſtehen in jeder Gemeinde ſieben Aelteſte zur Beſorgung der bürgerlichen und ökonomiſchen Angelegenheiten, die Vorſteher der Claſſen und Bands und die Krankenbeſucher zur Seite. *) Außerdem haben die Gemeinden eigne Schullehrer und zu Kingswood bei Briſtol beſteht eine von Wesley gegründete Bildungsanſtalt, die ſeiner Partei als Predigerſeminar dient. Alle dieſe Diener der Geſellſchaft wurden ehedem von den Predigern allein durch das Loos gewählt und Wesley, der das Anſehn eines Patriarchen und Oberhauptes ſeiner Partei genoß, hatte darauf bis an ſeinen Tod 1791 den entſchiedendſten Einfluß. Als aber zu dieſer Zeit unter ſeinen Anhängern die Frage entſtand, ob man nicht das Abendmahl, das ſie bisher nach Wesley's Willen in den Verſammlungen der biſchöflichen Kirche genoſſen hatten, in den eignen Tabernakeln halten und ſich gänzlich von dieſer Kirche losſagen wolle, und die Prediger hierüber zwar bejahend, aber nicht durch Abſtimmung, ſondern wieder durchs Loos entſchieden, bildete ſich unter dem Namen der neuen Methodiſten eine beſondere Partei unter den Wesleyanern, die das Joch der Prediger abwarf und 1796 ein aus Predigern und Laien zuſammengeſetztes Kirchendirectorium conſtituirte. Dieſe den Laien erworbene Theilnahme am Patronatrechte verſchaffte den neuen Methodiſten einen anſehnlichen Zuwachs und ſie ſind jetzt zahlreicher, als die alten Wesleyaner und Whitefieldianer. Im J. 1808 hatten die Methodiſten aller drei Gattungen in Großbritannien 940 Tabernakel, 417 Prediger und 109,961 Mitglieder, unter denen die meiſten zu der Volksclaſſe der Matroſen, Soldaten, Kohlenführer und Tagelöhner gehörten. Männer, wie Wilberforce, der berühmte Gegner des Sclavenhandels, der zu den Methodiſten getreten iſt und ihre Grundſätze vertheidigt hat, ſind ſelten bei dieſer Partei, die überhaupt auf geſellige und gelehrte Bildung nicht Anſpruch macht und wegen der Strenge ihrer Sitten wenig Beifall unter den höhern Ständen finden kann. An ihrer einfachen Lebensart, frommen Sprache und andächtigen Haltung ſind die Methodiſten eben ſo leicht wie die Herrnhuter zu erkennen; doch iſt ihre Meinung ſchwärmeriſcher und ihr Thun und Treiben weniger weltklug und eigennützig. Das Eigenthümliche ihres Glaubens beſteht nur darin, daß ſie auf die poſitiven Lehren des Chriſtenthums einen größern Werth legen, als die engliſche Kirche pflegt, und die Bekehrung des Menſchen für das Werk augenblicklicher ſtarken Gemüthsbewegungen halten. Auch ſtehen ſie in der Meinung, durch dieſe geiſtliche Wiedergeburt oder den Durchbruch eine größere ſittliche Vollkommenheit erlangen zu können, als den Menſchen möglich ſcheint, und es fehlt unter ihnen nicht an düſtern Selbſtquälern und Heuchlern. Das große Verdienſt, die niedern Volksclaſſen zur Arbeitſamkeit, Sittſamkeit und Gottesfurcht gewöhnt zu haben, macht ſie jedoch bei allen ihren Mängeln zum Gegenſtande der allgemeinen Achtung, und ſie werden unter die ruhigſten, nützlichſten und wohlthätigſten Bürger gerechnet. Weniger

*) Ein ſolcher methodiſtiſcher Krankenbeſucher, Dr. Peckwell, ſtiftete die unter dem Namen Krankenfreund berühmte Geſellſchaft zu London, deren Zweck die Aufſuchung und Pflege hülfloſer Kranken von allen Religionen iſt, und der ſchon mancher verlaßne und erkrankte Ausländer ſeine Rettung verdankt.

gebührt dieſes Lob den Methodiſten in Nordamerika, wo die Bemühungen Wesley's, Whitefield's und andrer Miſſionaire zwar einen großen aber eben nicht ſehr erfreulichen Erfolg hatten. Um 1750 kam daſelbſt durch die Predigten Shady-Islands, eines Irländers, eine neue Gattung des Methodismus unter dem Namen des neuen Lichtes auf, welche die ſeltſamſten Begriffe von göttlichen Eingebungen, Erleuchtungen und Wiedergeburten in Umlauf brachte und die Entzückungen der Andacht in Wahnſinn verkehrte. In den Verſammlungen dieſer Erleuchteten, welche häufig des Nachts im freien Felde gehalten werden, haben glaubwürdige Reiſende, wie Perrin du Lac vom J. 1805 und Michaud vom J. 1808, die tollſten Ausſchweifungen der religiöſen Schwärmerei geſehen. Die Verſammelten begleiteten die Exclamationen ihres Predigers und die darauf folgenden Gebete erſt mit Seufzern, dann mit Schluchzen und endlich mit greulichem Geheul und heftigen Convulſionen, welche ſie das Werk (the work) nennen. Ein neues Werk über die Methodiſten von Jonathan Crowther (a portraiture of Methodisme, or the history of the Wesleyan Methodists. Lond. 1816) gibt von ihrer großen Ausbreitung und Verfaſſung genauere Nachrichten. Im brittiſchen Reiche befinden ſich in ihren Schulen 100,000 Kinder. Die Anzahl aller Methodiſten in Europa und Amerika ſoll jetzt über eine halbe Million betragen. E.

Methodologie, Methodenlehre, iſt die Anweiſung zur planmäßigen (methodiſchen) Erlernung oder zum Vortrage einer Wiſſenſchaft; ſie verbindet ſich gewöhnlich mit der Encyclopädie einer Wiſſenſchaft. In der Logik hat man auch ſeit Kant einen Theil dieſer Wiſſenſchaft ſo genannt, beſonders den, der von dem planmäßigen Verfahren handelt, das Denken zur Wiſſenſchaft zu erheben.

Metonymie, Namenverwechſelung, nennt man die rhetoriſche Figur, wodurch verwandte und ähnliche Begriffe ſtatt der eigentlichen, z. B. die Urſache ſtatt der Wirkung, das Vorhergehende ſtatt des Nachfolgenden oder umgekehrt, oder das Zeichen ſtatt der bezeichneten Sache, der Raum ſtatt der darin befindlichen Gegenſtände u. ſ. w. geſetzt werden. Nicht zur Spielerei, ſondern nur wo eine beſſere Wirkung durch ſie hervorgebracht werden kann, ſollte man ſich ihrer bedienen. dd.

Metopen, Zwiſchentiefen. Mit jener griechiſchen Benennung bezeichnet man diejenigen vertieften Räume, welche in der doriſchen Säulenordnung zwiſchen den Köpfen der Deckenbalken oder den an ihrer Stelle angebrachten Triglyphen übrig bleiben, und wahrſcheinlich in den älteſten Zeiten offen gelaſſen, nachmals aber ausgemauert, früher glatt gelaſſen, aber öfters mit erhobner Bildhauerarbeit verziert wurden. Die Schwierigkeit der Eintheilung der Tryglyphen und Metopen dürfte leicht die Hauptſache geweſen ſein, warum man ſie bei der ioniſchen und corinthiſchen Säulenart wegließ. Indem man hier die Balkenköpfe nicht über die Mauer vorſpringen ließ, erhielt man einen ganz glatten Fries, welcher ein leichteres und zierlicheres Anſehen hatte.

Metre, ſ. Franzöſiſches Decimalſyſtem.

Metrik iſt die Wiſſenſchaft der allgemeinen Geſetze des Rhythmus als Grundlage aller Versmeſſung, verbunden mit der Darſtellung der gebräuchlichen Versarten, ſo fern dieſelben durch jene allgemeinen Geſetze bedingt ſind. Wir verweiſen darüber vornehmlich auf die Art. Rhythmus und Vers. Die Werke der Alten über die Rhythmik, namentlich des Ariſtoxenus und Heliodor, ſind verloren gegangen, und was die Scholiaſten und Grammatiker dar-

über mittheilen, geſchieht nur in gelegentlichen untergeordneten Bemerkungen zu einzelnen Stellen der Alten. Später ſuchte man zwar das Getrennte in wiſſenſchaftlichen Zuſammenhang zu bringen, aber die Verſuche ſcheiterten an der Unmöglichkeit, aus bloßen Erfahrungen ein Syſtem zu bilden. Dies war der neuern Zeit aufbehalten. Der große Bentley ahnete zuerſt das Rechte, wie ſeine Abhandlung über die Versmaaße des Terenz beweiſ't. Nach ihm ſtellten Brunck und Reiz gute Forſchungen über die Metrik an, aber erſt der gelehrte Hermann entwickelte ſeit 1796 auf dem Wege, den die kritiſche Philoſophie ihm vorzeichnete, aus dem Begriffe des Rhythmus ſelbſt die allgemeinen Grundſätze der neuen Wiſſenſchaft Allein ſchon Bernhardi hatte an Hermanns Theorie den Mangel einer muſikaliſchen Grundlage gerügt, welchen zuerſt Apel in ſeiner Metrik mit eben ſoviel Scharfſinn als Sachkenntniß gehoben hat. Man vergleiche die Artikel Apel und Rhythmus.

Metrologie, die Maaß- und Gewichtkunde.

Metronom, ſ. Tactmeſſer.

Metropolit oder Metropolitan iſt der griechiſche Name eines Erzbiſchofs. Die Hauptſtadt einer Provinz heißt im Griechiſchen Metropolis, und da die Biſchöfe der Hauptſtadt ausgezeichnet wurden, ſo erhielten ſie auch einen beſondern Titel. Der Metropolit ſteht über dem Biſchofe, aber unter dem Patriarchen. Nur in der griechiſchen Kirche iſt dieſer Titel noch gebräuchlich. Metropolitankirche heißt die erzbiſchöfliche Mutter- oder Hauptkirche.

Metrum heißt im allgemeinen Sinne ſo viel als Maaß, Tact, in der Dichtkunſt das Sylbenmaaß und das Versmaaß. Metromanie daher die Sucht, Verſe zu machen. Metrometer, der Tactmeſſer (ſ. d. Art).

Mette (aus dem lateiniſchen matutina verſtümmelt) heißt der Frühgottesdienſt, welcher vor Tagesanbruch gehalten wird, beſonders der vor einem großen Feſte in der catholiſchen Kirche vorhergehende nächtliche Gottesdienſt, z. B. Chriſtmette.

Metternich. Das fürſtliche Haus Metternich leitet ſeinen Urſprung aus einem alten rheinländiſchen Dynaſtengeſchlecht her, das dem deutſchen Reiche im 16ten und 17ten Jahrhunderte drei Churfürſten, zwei von Mainz und einen von Trier (Lothar, der 1623 ſtarb, und die catholiſche Ligue mit befördert hatte), gegeben, und ſchon im Freiherrnſtande vor der Erhebung zur reichsgräflichen Würde das Sitz- und Stimmrecht auf den deutſchen Reichstagen ausgeübt hatte. Von den ehemaligen ſechs Linien, worein ſich dieſe Familie in frühern Zeiten theilte, iſt jetzt nur noch die jüngere, oder die Linie zu Winneburg und Beilſtein, vorhanden, welche ſeit 1696 die reichsgräfliche und ſeit dem 30. Junius 1803 die reichsfürſtliche Würde führte. Winneburg und Beilſtein, im ehemaligen Churfürſtenthum Trier, zwiſchen der Moſel und dem Hundsrück gelegen, erwarb die Familie Metternich, nachdem das Haus Winneburg und Beilſtein ausgeſtorben war, im Anfange des 17ten Jahrhunderts, durch die Begünſtigung des Churfürſten von Trier, Lothar, aus dem Hauſe Metternich. Die Reichsgrafſchaften Winneburg und Beilſtein blieben, nebſt mehrern andern unmittelbaren reichsritterſchaftlichen Herrſchaften und Gütern jenſeit des Rheins, im ungeſtörten Beſitze des Hauſes Metternich, bis ſolche im J. 1803 bei Beendigung der Reichsfriedens-Entſchädigungs-Angelegenheit an Frankreich kamen. Das gräflich-metternichſche Haus wurde für dieſe

verloren gegangnen reichsſtändiſchen Beſitzungen durch die ehemalige Reichsabtei Ochſenhauſen in Schwaben, die außer dem Kloſter und dem gleichnamigen am Flüßchen Fottam gelegnen Marktflecken aus den Aemtern Umendorf, Horn, Fiſchbach, Tannheim, Ober-Sulmentingen und Unter-Sulmentingen beſteht, in dem Maaße entſchädigt, daß es dieſe Abtei, jedoch mit Ausnahme des Amts Tannheim und des Dorfes Unterrieden und der Verbindlichkeit, eine jährliche Rente von 850 Gulden an den Grafen Aspremont, von 11,000 an den Grafen von Quadt und 8,150 Gulden an den Grafen von Wartenberg zu zahlen, erhielt. Wirklich trat es auch im März 1803 in Beſitz dieſer Entſchädigung, doch verlor es durch die Formation des rheiniſchen Bundes im Julius 1806 ſeine Souveränitätsrechte, die Würtemberg erhielt, gleich den andern mediatiſirten Fürſten. In der neueſten Zeit haben ſich zwei Staatsmänner aus dieſem Geſchlecht berühmt gemacht. Fürſt **Georg Metternich**, geboren zu Coblenz den 9. März 1746, war ſeit 1773 k. k. außerord. Geſandter und bevollmächt. Miniſter an den Churhöfen von Maynz, Trier und Cöln und am weſtphäliſchen Kreiſe. Im J. 1790 war er Wahlbotſchafter bei der Wahl und Krönung Leopolds II., 1791 dirigirender Miniſter in den ſo eben wieder unterworfenen Niederlanden unter dem Herzog Albert von Sachſen-Teſchen und der Erzherzogin Chriſtine, 1793 und 1794 nach der Wiedereroberung Belgiens unter dem Erzherzog Carl, bis nach der Schlacht von Fleurus die Niederlande zum zweitenmale verloren gingen. Bei dem Raſtadter Congreß war er öſterreich. Principal-Commiſſarius, und 1810 verwaltete er in Abweſenheit ſeines Sohnes proviſoriſch das Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten. Er war vermählt mit Beatrix Aloiſia, Gräfin von Kagenegg, und ſtarb den 11. Aug. 1818. 2. **Clemens Wenceslaus Nepomuk Lotharius**, Fürſt von **Metternich**, des Vorigen Sohn und Nachfolger, Ritter des Ordens vom goldnen Vließe k. k. Kämmerer, wirklicher geheimer Rath, Staats- und Conferenz-Miniſter, wie auch Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, geboren den 15. Mai 1773, iſt vermählt ſeit 1795 mit der Gräfin Eleonore Kaunitz, einer Enkelin des berühmten Miniſters, und als Allodialerbin deſſelben Beſitzerin der Herrſchaft Auſterlitz. Dieſer mit ſeltenen Talenten ausgeſtattete Staatsmann eröffnete ſeine diplomatiſche Laufbahn auf dem Raſtadter Friedenscongreſſe, als Geſandter des weſtphäliſchen Grafencollegiums, 1801 ſendete ihn Graf Ludwig Cobenzl, als Nachfolger des Grafen Elz, auf den Dresdner Geſandtſchaftsposten, wo er während der Verhandlungen über die deutſche Entſchädigungsſache verblieb. Als im Winter von 1803 auf 1804 Graf Philipp Stadion den Grafen Saurau in Petersburg ablöſte, kam Graf Clemens Metternich an ſeine Stelle nach Berlin, in dem wichtigen Augenblicke, als der Wiederausbruch des Krieges mit England, die Beſetzung Hannovers, die Gewaltſtreiche gegen die engliſchen Geſandten, die Verwandlung des Conſulats Bonaparte's in erbliche Kaiſerwürde, der Mord des Herzogs von Enghien, Bonaparte's Uſurpationen in Italien, den Wiederausbruch der dritten Coalition allmählig herbeiführten und bald auch an die Stelle des Grafen Haugwitz der Freiherr von Hardenberg ins Miniſterium getreten war. Dem Grafen Metternich gebührt der Ruhm, nach der Verletzung des preußiſchen Gebiets im Anſpachiſchen, nach dem Unglück von Ulm, bei der Anweſenheit des Kaiſers

Alexander und des Hoch- und Deutſchmeiſters Erzherzog Anton in Berlin, Oeſterreich, Rußland und Preußen durch einen Tractat gegen Napoleons auf Univerſalmonarchie hinſtrebende Plane gewaffnet zu haben. Damals erhielt er das Großkreuz des Stephansordens. Die Schlacht bei Auſterlitz und der von Haugwitz in Wien unterzeichnete Vertrag, Preußens Todesurtheil, vereitelten die Früchte jenes Tractats. — Der an des Grafen Ludwig Cobenzl Stelle ins Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten getretene Graf Stadion ſendete 1806 den Grafen Metternich ſtatt des Grafen Philipp Cobenzl als Botſchafter nach Paris, auf dieſen ſchwierigen Poſten, Bonaparte's täglichen Angriffen ausgeſetzt, von um ſo wohlthätigerer Wirkſamkeit für Oeſterreich und ſelbſt von den franzöſiſchen Machthabern geliebt und geehrt. Am 10. October 1807 ſchloß er zu Fontainebleau mit dem Miniſter Champagny die Convention, welche endlich jene höchſtbedenklichen Irrungen wegen der unerwarteten Beſetzung der Bocche di Cattaro durch ein ruſſiſches Geſchwader endigte, den Iſonzo zur Gränze gegen das Königreich Italien machte und die unter beſtändiger Bedrohung der öſterreichiſchen Gränzen beſetzte Feſte Braunau wieder einräumte. Was er 1805 in Berlin mit mehr Glück als irgend ein Anderer vor ihm begonnen, was er 1813 glorreich vollendet, ſetzte er 1808 mit Scharfblick und ſeltener Beharrlichkeit fort. Spanien erhob ſich gegen Bonaparte's Uſurpation, die franzöſiſchen Adler verloren den Nimbus der Unüberwindlichkeit. Wurden Spanien und Portugal unterjocht, und die Zuſammenkunft in Erfurt ſchien dies nur allzuſehr zu ſichern, ſo blieb Oeſterreich wohl nur das Glück, zuletzt zu unterliegen. Aus dieſer Ueberzeugung ging das unvergeßliche Heldenjahr 1809 hervor, welches das Jahr 1813 möglich gemacht hat, wiewohl das Reſultat ſo großer und rühmlicher Anſtrengungen den Erwartungen damals nicht entſprach. Faſt gleichzeitig mit der Schlacht von Wagram kam Graf Metternich aus Paris in Wien an, fand ſich ſpäterhin in des Kaiſers Hoflager zu Comorn ein und leitete die Friedensnegotiationen zu Ungariſch-Altenburg mit dem franzöſiſchen Miniſter Champagny. Unterzeichnet wurde der Frieden durch den Fürſten Lichtenſtein. Graf Metternich erſetzte den Grafen Stadion in der Führung der auswärtigen Angelegenheiten, ihn aber in der Botſchaft zu Paris Fürſt Carl Schwarzenberg. — Bonaparte's Vermählung mit Marie Louiſe von Oeſterreich war dieſes Friedens erſte Folge. Dieſes Opfer rettete das ſchwer bedrohte Oeſterreich und gewann ihm unſchätzbare Zeit. Graf Metternich begleitete die neue Kaiſerin nach Paris. Seine Bemühungen, den Ausbruch eines neuen vorzeitigen Ungewitters im Norden zu beſchwören, ſcheiterten an Bonaparte's unerſättlichem Eroberungsdurſt. Noch in Dresden, wo der Fürſt Metternich ihn zum letztenmale ſah, war er ganz von dem alten Uebermuthe des Glückes beherrſcht, das ihn doch ſchon verlaſſen hatte. Die große Aufgabe war nun, unter Schonung aller Tractaten und Verpflichtungen, ſo wie der Rückſichten, welche die aufgedrungene Familienverbindung erfoderte, in dem rechten Augenblicke und mit der gehörigen Macht da zu ſtehen, wo Europa Oeſterreich erwartete und zur Entſcheidnng ſeines beſſern Schickſals nicht entbehren konnte. Das famöſe Manuſcript von St. Helena iſt das glänzendſte Geſtändniß, mit welcher Geiſtesübermacht Metternich in den großen Angelegenheiten der europäiſchen Menſchheit gewirkt habe. Aber der rechtliche und moraliſche Anſtand, mit dem er

eines der verwickeltſten diplomatiſchen Probleme gelöſt, wird noch ein edleres Zeugniß bei der Nachwelt finden, wenn die Archive jener Zeit vollſtändig eröffnet ſein werden. Er brachte die Coalition glücklich zu Stande. Am Abend der glorreichen Völkerſchlacht von Leipzig ernannte Kaiſer Franz ihn zum Fürſten. Späterhin in Paris erhielten er und der Fürſt Carl Schwarzenberg das öſterreichiſche Wappen in das Herzſchild des ihrigen, und nur ſie beide allein, dieſer das Großkreuz des aus den eroberten Kanonen gegoſſenen Ehrenzeichens, jener das goldne Großkreuz des zur Belohnung ausgezeichneter, in dem großen Kampfe erworbener Civilverdienſte geſtifteten goldnen und ſilbernen Ehrenkreuzes. Auf dem Wiener Congreſſe, beim zweimaligen Pariſer Frieden, in allen Unterhandlungen, welche die neue Geſtaltung der Welt und die Wiederkehr der alten Ordnung betrafen, ſchimmert ſein Name vor andern und die Geſchichte kann ſchwerlich einen Staatsmann aufweiſen, der in dieſem Alter ſo viele glänzende Auszeichnungen in ſich vereinigt hätte, ſo wie die Epoche ſeines Miniſteriums gewißlich die der glänzendſten Machtbegründung Oeſterreichs iſt. Im Februar 1816, ernannte ihn der König beider Sicilien zum Herzoge von Portella, mit 60,000 Ducati Einkünfte. Auch beſitzt er ſeit dem Juni 1816 den Johannisberg als ein Geſchenk des Kaiſers Franz I. — Es verdient noch höhere Achtung, daß Fürſt Metternich mitten unter den großen Anſprüchen der Gegenwart gleichwohl der Zukunft niemals vergeſſen, an den innern Angelegenheiten, der Herſtellung der Finanzen, ſo wie der Verbeſſerung in allen Zweigen der Adminiſtration den lebendigſten Antheil genommen, umfaſſenden Unternehmungen zu Gunſten der Nothleidenden thätig vorgeſtanden, und unter den großen Elementen des Staats und Krieges auch vaterländiſche Wiſſenſchaft und Kunſt eifrigſt befördert hat. — Wie Kaunitz der Stifter, ſo war Metternich der Wiederherſteller der Akademie der vereinigten bildenden Künſte in Wien. Das öſterreichiſche Alterthum, die Geſchichte, und, wie die Diplomatie, ſo auch die Diplomatik, waren vorzügliche Gegenſtände ſeiner Sorgfalt.

Mettrie (Julien Offroy de la), ein berüchtigter Materialiſt und mediciniſcher Charlatan, geboren zu St. Malo im J. 1709, ſtudirte die Medicin in Holland unter Boerhaave. Mit Kenntniſſen bereichert kam er nach Paris, wo er bei dem Duc de Grammont, Oberſten der Garden, angeſtellt wurde, der ihn zum Arzt ſeines Regiments machte. Er folgte demſelben zur Belagerung von Freiburg, und wurde hier gefährlich krank. Er glaubte wahrzunehmen, daß die geiſtige Kraft, welche man Seele nennt, mit dem Körper ſchwindet und mit ihm verblüht. Er ſchrieb als Phyſiker von dem, was nicht in die Phyſik gehört, und verfaßte eine Histoire naturelle de l'ame. Dieſes Werk, das auf jeder Seite den gröbſten Materialismus und Unglauben athmet, erweckte ihm Feinde; ſein Beſchützer blieb, nnd er verlor ſeine Stelle. Jetzt kehrte er ſeine Waffen gegen ſeine Pariſer Collegen und ſchrieb, unter dem Namen Aletheius Demetrius ſeine Satyre Pénélope ou Machiavel en médécine, Berlin 1748, weswegen er genöthigt ward, ſich vor ſeinen Widerſachern nach Leyden zu flüchten. Hier gab er ſeinen L'homme Machine heraus. Beſtändige Vorausſetzung deſſen, was bewieſen werden ſoll, unvollkommne Vergleiche oder Analogien ſtatt der Beweiſe, einzelne richtige Beobachtungen, aus denen allgemeine Schlüſſe gezogen werden, die nicht daraus folgen,

Behauptungen ſtatt Zweifel, darin beſteht die Philoſophie des Verfaſſers. Verfolgt in Holland, wo ſein Buch zum Feuer verurtheilt wurde, ging er 1748 nach Berlin, wo er Lector und Freund des Königs und Mitglied der Akademie ward. Hier ſtarb er 1751 an einem Fieber, das er ſelbſt nach ſeinen widerſinnigen Anſichten behandelte. Der König von Preußen ſelbſt verfaßte ſeine Leichenrede, welche in der Akademie verleſen wurde. — Man findet in allen Werken La-Mettrie's Feuer und glänzende Phantaſie, aber wenig Urtheil, Genauigkeit und Geſchmack. Seine philoſophiſchen Schriften ſind zu Berlin 1751 in 2 Bänden geſammelt erſchienen. Dieſe Schriften ſind außer den genannten: L'homme plante; L'art de jouir; Le discours ſur le bonheur u. ſ. w. In der letztern iſt La Mettrie nach Diderot ein unverſtändiger Schriftſteller, der die Leiden des Weiſen mit den Qualen des Böſewichts, die leichten Uebel des Wiſſens mit den verderblichen Folgen der Unwiſſenheit verwechſelt, der die Frivolität des Geiſtes in dem, was er ſagt, und die Verderbtheit des Herzens in dem, was er nicht zu ſagen wagt, zu erkennen giebt; der hier behauptet, der Menſch ſei böſe von Natur, und anderwärts aus der Natur der Weſen ihre Pflichten und ihre Glückſeligkeit ableitet; der ſich zu bemühen ſcheint, den Verbrecher bei ſeinem Verbrechen, den Laſterhaften bei ſeinen Laſtern zu beruhigen, und deſſen grobe, aber wegen der Scherze, womit er ſie würzt, gefährliche Sophismen einen Schriftſteller verrathen, der nicht die erſten Ideen von der Grundlage der Moral hat. Das Chaos von Verſtand und Ueberſpannung in ſeinen Schriften kann nur von leichtſinnigen Leſern ohne Widerwillen betrachtet werden, welche Witz und Wahrheit verwechſeln, und denen man alles bewieſen hat, wenn man ihnen ein Lächeln abgewinnt. Selbſt Voltaire, der ihn in Schutz genommen hatte, nahm ſpäter ſeine Lobſprüche zurück.

Metz, eine große, volkreiche Stadt am Einfluſſe der Seille in die Moſel, die Hauptſtadt des Moſeldepartements. Sonſt war ſie eine freie Reichsſtadt, wurde aber 1552 von franz. Truppen beſetzt und 1648 völlig an Frankreich abgetreten. Sie iſt ſtark befeſtigt und hat außerdem eine Citadelle. Man zählt hier 5800 Häuſer und 36,000 Einwohner. Es fehlt zwar nicht an geraden und gut gepflaſterten Straßen, ſchönen Häuſern und mehreren hübſchen öffentlichen Plätzen; doch iſt im Ganzen die Stadt altmodiſch gebaut. Zu den ſehenswerthen Gebäuden gehört der Dom, das Schauſpielhaus und die Intendantur. Metz iſt der Sitz eines Präfecten, des Stabes der dritten Militärdiviſion, eines Biſchofs, der unter dem Erzbiſchofe von Beſançon ſteht, eines Lyceums und einer vereinigten Artillerie- und Ingenieurſchule. Außer wichtigen Manufacturen in Kattun, Zitz, Barchent und Wollenzeugen, findet man auch 34 Gerbereien und Färbereien. Ferner treiben die Einwohner einen beträchtlichen Productenhandel und Obſtbau. Jährlich wird im Mai eine Meſſe gehalten. Eine Stunde von der Stadt, auf beiden Ufern der Moſel, befinden ſich die Trümmer einer großen römiſchen Waſſerleitung, von dem Volke le pont du diable genannt.

Metze, ein Getreidemaaß; 4 Metzen machen gewöhnlich ein Viertel, mithin 16 einen Scheffel. Im Würtembergiſchen der vierte Theil eines Simri, deren 8 auf einen Scheffel gehen.

Metzu (Gabriel), ein vorzüglicher Mahler der niederländiſchen Schule, war 1615 in Leyden geboren, und lebte in Amſterdam, ſeiner

Geſchicklichkeit wegen, in großem Anſehen. Seine Muſter waren Douw, Terburg und Mieris. Sein Styl ward aber bald noch edler. Er mahlte Gegenſtände aus dem gewöhnlichen Leben, Frauenzimmer mit Früchten, Chemiker in ihren Laboratorien, Aerzte bei ihren Kranken ꝛc. Seine Manier iſt frei und gefällig, und er iſt ein vorzüglich treuer Nachbildner der Natur. Er wußte die Harmonie der Farben ſo gut zu behandeln, daß man z. B. ein rothes Kleid und hinter demſelben einen rothen Vorhang in Anſehung der Stoffe leicht unterſcheiden kann, ohne in den Farben einen großen Abſatz wahrzunehmen. Eine Dame, die ihre Laute ſtimmt, und eine andre, welche die Hände in einem ſilbernen Becken wäſcht, das ihr von der Kammerjungfer vorgehalten wird, gehören zu ſeinen vorzüglichſten Stücken. Seine Werke ſind ſelten, weil er langſam arbeitete, aber ſehr geſchätzt. Seine Lebensart war regelmäßig, und dem zu anhaltenden Arbeiten ſchreibt man ſeinen frühen Tod zu. Er ſtarb 1658 in Amſterdam.

Meurſius (Joh.), geb. zu Utrecht 1579, Profeſſor zu Leyden 1610, im folgenden Jahre Hiſtoriograph von Holland, dann, um den Anfeindungen und Bedrückungen zu entweichen, denen er als treuer Anhänger Barnevelds und der patriotiſch Geſinnten vielfach ausgeſetzt war, Prof. der Geſchichte und Politik zu Sora und kön. däniſch. Hiſtoriograph ſeit 1625, ſtarb am 20. Sept. 1639. Seine zahlreichen, meiſt die griechiſchen Alterthümer betreffenden Schriften zeugen von ſeinem ausgezeichneten Sammlerfleiße und ſeiner ausgebreiteten Beleſenheit, ſind aber übrigens bloße Materialienmagazine, ohne Geſchmack, Geiſt, oft ſelbſt ohne Ordnung zuſammengehäuft, welche erſt unter den Händen kritiſcher und geſchmackvoller Bearbeiter wirklichen Nutzen ſchaffen können. Gleiches gilt von ſeiner Geſchichte von Dänemark. Seine archäologiſchen Schriften finden ſich geſammelt in Grävs und Gronovs Thesauris Antiquitatum; eine Sammlung aller ſeiner Werke beſorgte Lami zu Florenz 1741–63. XII. Bde in Fol.

Meuſel (Joh. Georg), ward den 17. März 1743 zu Eyrichshof im fränkiſchen Rittercanton Baunach, wo ſein Vater Cantor war, geboren, beſuchte ſeit 1755 die Rathsſchule und ſeit 1758 das akademiſche Gymnaſium zu Coburg, bezog 1764 die Univerſität Göttingen, wo er Mitglied des hiſtoriſchen Inſtituts und des philologiſchen Seminariums wurde, erhielt wegen einer in Göttingen herausgegebenen Schrift von der philoſophiſchen Facultät in Wittenberg die Magiſterwürde und wendete ſich darauf 1766 nach Halle, wo er mit Beifall Vorleſungen hielt, bis er 1769 als Profeſſor der Geſchichte nach Erfurt berufen, und in demſelben Jahre zum Quedlinburgiſchen Hofrath ernannt wurde. Seit 1780 lebte er als Hofrath, Profeſſor der Geſchichte und Mitglied vieler gelehrten Geſellſchaften zu Erlangen, und machte ſich noch in ſeinem hohen Alter durch Vorleſungen und nützliche Schriften verdient. Kurz vorher zum Geheimen-Hofrath ernannt, ſtarb er zu Erlangen den 19. Sept. 1820, in ſeinem 78. Jahre. Sein Schriftenverzeichniß iſt ein Beweis des ernſten und unverdroßnen deutſchen Fleißes, und der Vielſeitigkeit der gelehrten Thätigkeit Deutſchlands. Mit gleichem Glück hat er ſich in der Statiſtik, allgemeinen Geſchichtskunde, Kunſt- und Literargeſchichte verſucht, ganz vorzügliche Verdienſte ſich aber in den beiden letztern Fächern erworben. Sein gelehrtes Deutſchland (5. Ausg. Lemgo 1796 ff.), ſein Lexicon der vom J. 1750 — 1800 verſtorbenen deutſchen Schriftſteller (Lpz. 1802 ff.), ſeine Bearbei-

tung von B. G. Struvs Bibliotheca historica (Th. 1—9. Lpz. 1782 — 1802, 21 Bde. 8. unbeendigt) ſind in Rückſicht des Sammlerfleißes, der Genauigkeit, der Vollſtändigkeit einzig in ihrer Art. Zur Beförderung der Kunſtgeſchichte trug er dadurch viel bei, daß er zu einer Zeit, wo man in Deutſchland kaum einzelne Puncte derſelben bearbeitet hatte, größre Sammlungen unternahm (deutſches Künſtlerlexicon. Lemgo 1778. 1789. 2 Bde. 8. Miscellaneen artiſtiſchen Inhalts. 1 — 30. Heft. Erfurt 1779 f. Muſeum für Künſtler und Kunſtliebhaber. 1 — 18. Stück. Mannheim 1787 ff. Neues Muſeum u. ſ. w. 1 — 4. St. Lpz. 1794 f. Neue Miscellaneen artiſtiſchen Inhalts, 1 — 14. St. Lpz. 1795 ff. Archiv für Künſtler und Kunſtliebhaber. Dresden 1803 ff.) Um die Statiſtik, über welche er in Erlangen zuerſt Vorleſungen hielt, hat er ſich durch ſeine Anleitung zur Kenntniß der europäiſchen Staatenhiſtorie (5. Aufl. Lpz. 1816. gr. 8.), Litteratur der Statiſtik (Leipz. 1806. 1807. 2 Bde. 8.), und durch ſein Lehrbuch der Statiſtik (3. Aufl. Lpz. 1805 8.), ſo wie um die allgemeine Geſchichte durch mehrere Journale (fortgeſetzte Betrachtungen über die neueſten hiſtoriſchen Schriften. Halle 1774 ff. nebſt Fortſetzungen) und Sammlungen (der Geſchichtforſcher. Halle 1775 ff.) verdient gemacht. Weniger glücklich trat er in ſeiner Geſchichte von Frankreich (als 35 — 39. Theil der allgemeinen Welthiſtorie), und in ſeinem Leitfaden zur Geſchichte der Gelehrſamkeit (1. — 3. Abthl. Leipz. 1799 ff. 8.) auch als Geſchichtſchreiber auf, indem beſonders in dem letztern Werke der zu große Reichthum an Materialien ihn nicht hat Meiſter ſeines Stoffs werden laſſen.

Mexiko oder das ſpaniſche Vicekönigreich Neuſpanien liegt in Nordamerika. Das eigentliche Mexiko, jetzt Altmexiko, eroberte Ferdinand Cortes in den J. 1519 — 21. Dieſes Land grenzt gegen Norden an Neumexiko und das Mar vermejo, gegen Süden an den Iſthmus von Panama, gegen Oſten an den mexikaniſchen Meerbuſen, und gegen Weſten an das Süd- oder ſtille Meer. Neuſpanien überhaupt begreift die Länder Alt- und Neumexiko und Californien, zuſammen 42,652 □M. mit 7½ Mill. Einw. Die Cordilleren bilden hier eine 6 — 8000 Fuß hohe, durch Thäler wenig unterbrochene Bergebene. Einige Spitzen der Andes-Kette erheben ſich zu einer Höhe von 16,000 Fuß, und ſind mit ewigem Schnee bedeckt. Etwa 18,000 □M. liegen in der heißen, und die übrigen in der gemäßigten Zone. Das Clima iſt an den Seeküſten heiß, feucht und ungeſund, in den höhern Gegenden bedeutend kalt; die übrigen innern Landſtriche ſind frei von übergroßer Hitze und Kälte, und das Vieh bleibt das ganze Jahr hindurch unter freiem Himmel. Hauptproducte ſind: Baumwolle, Zucker, Taback, Indigo, Reiß, Vanille, Ingwer, Jalappe, Färbeholz, Seide, Balſam, Cochenille und Cacao. Der größte Reichthum beruht auf den Gold- und Silberbergwerken. Ein Jeder, der eine Gold- oder Silberader entdeckt, darf ſie bearbeiten, wenn er dem Könige ein Fünftel der Ausbeute entrichtet. Nach Humboldt lieferte Neuſpanien zu Anfange des 19 Jahrh. jährlich 7000 Mark Gold und 2,338,000 Mark Silber, 23 Mill. Piaſter an Werth. Die Oſtküſte von Mexiko iſt wüſt und mit undurchdringlichen Wäldern bedeckt, wodurch ſie gegen die Angriffe fremder Mächte geſichert wird. Spanien läßt Mexiko durch einen Vicekönig regieren, der gewöhnlich auf 5 Jahre ernannt wird, und eine große Gewalt ausübt.

Nur die Hauptſtadt Mexiko, ſo wie Cuſco in Peru, hat die Erlaubniß, am Hofe durch Abgeordnete zu ſollicitiren oder Beſchwerden zu führen. Neuſpanien wird in 19 Provinzen, darunter 14 Intendantſchaften, getheilt. Die Intendantſchaft Mexiko enthält 2133 QM. mit 1,511,809 Einw. Unter den übrigen ſind Puebla, Guanaxuato, Guadalaxara, Yukatan und Vera Cruz vorzüglich wichtig. Die Hauptſtadt Mexiko liegt 7240 Fuß über dem Meere, an zwei Seen, die gegen 30 Stunden im Umkreiſe und ſchwimmende Gärten haben. Sie iſt der Sitz des Vicekönigs, des Erzbiſchofs und der Audiencia, auch hat ſie eine Univerſität und eine Münze. Man hält ſie für die regelmäßigſte Stadt in der Welt und die prächtigſte Stadt in Nordamerika, indem ſie ein vollkommnes Viereck bildet und ſchnurgerade Straßen hat. Die Häuſer ſind wegen der häufigen Erdbeben nicht hoch. Die Stadt hat fünf Eingänge, aber weder Thore noch Wälle. Sie leidet häufig durch Ueberſchwemmungen. Eine Waſſerleitung führt ihr geſundes Waſſer zu. Als der Mittelpunct des Handels zwiſchen Amerika, Spanien und Oſtindien zählt ſie die reichſten Kaufleute. Die Zahl der Einwohner ſchätzt man auf 150,000. Als ſehr entfernte Häfen von Mexiko ſind an der Südſee Acapulco, und am mexikaniſchen Meerbuſen Vera Cruz anzuſehn. — Neumexiko iſt eine große Landſchaft in Nordamerika, welche gegen Weſten an Californien und das Mar vermejo, gegen Süden an Neuſpanien, gegen Oſten an Luiſiana und gegen Norden an das Gebiet Miſſuri grenzt. Sie wurde 1553 von dem Spanier Anton Deſpejo aus Cordova entdeckt, iſt gebirgig aber fruchtbar, und liefert viel Gold, Silber, Cryſtall und Smaragde. Das Land wird von verſchiedenen Völkern bewohnt, die in keiner Verbindung mit einander ſtehen, und zum Theil zum chriſtlichen Glauben bekehrt worden ſind. Die Hauptſtadt iſt Santa Fé. Hier reſidirt der Gouverneur, deſſen Herrſchaft ſich zugleich über Neu-Navarra und Californien, wo die Spanier einige zerſtreute Colonien haben, erſtreckt. Ueber die 1810 im Innern von Mexiko ausgebrochene Inſurrection, welche vorzüglich Geiſtliche, wie Hidalgo, Morales u. A. geleitet haben, und die der Vicekönig Apodaca, auch nach Mina's Gefangennehmung nicht ganz unterdrücken konnte, ſo daß noch 1819 Inſurgentenhaufen unter der oberſten Leitung des Pater Torres ſich im Innern behaupteten, ſehe man den Art. Südamerikaniſche Revolution. Im J. 1820 nahm Neuſpanien die Conſtitution der Cortes an, und wurde dadurch dem Mutterlande erhalten.

Mey. Dieſer durch ſeine Korkarbeiten bekannte Künſtler ſtand zuletzt zu Aſchaffenburg als Conditor und Hofofficiant in Dienſten des vormaligen Großherzogs von Frankfurt. Einige 20 Jahre früher war er in Dienſten des Reichsgrafen von Oſtein. Schon damals fing er ſeine Korkarbeiten an, und dieſer Principal, ein warmer Freund der Künſte, begünſtigte ſeine Vorliebe ſo ſehr, daß er ſelbſt mit Hand anlegte. Aber damals war ihm die Elaſticität des Korks ein ſo mächtiges Hinderniß, daß er an der Möglichkeit verzweifelte, ein großes Kunſtproduct in dieſer Maſſe jemals zu Stande zu bringen. Nach einiger Zeit indeß kehrte ſeine Neigung zu dieſen Arbeiten auf eine leidenſchaftliche Weiſe zurück. Da er aber nirgend eine Anleitung dazu fand, da er die nöthigen Inſtrumente nicht einmal kannte und weder Gelegenheit noch Kenntniß beſaß, ſie verfertigen zu laſſen, ſo würde er vielleicht abermals ſeinen Vorſatz haben aufgeben müſſen,

wenn nicht der Anblick römiſcher Korkmodelle und Dalbergs Rath ihn zur Beharrlichkeit angefeuert hätten. So gelang es ihm, ein Hinderniß nach dem andern zu beſiegen. In kurzer Zeit hatte er nicht nur die nöthigen Inſtrumente ſelbſt verfertigt, ſondern ſich auch mit den Handgriffen vertraut gemacht, die ſeine Arbeit erleichterten. Seitdem hat er eine Menge architektoniſcher Denkmäler, als Theater, Tempel, Thore, Triumphbogen, Schlöſſer, mit eben ſo viel Zierlichkeit als Genauigkeit und Richtigkeit in den Verhältniſſen im Kleinen in Kork nachgebildet. (Vergl. Phelloplaſtik.)

Mezeray (François Eudes de), Hiſtoriograph von Frankreich, geboren 1610 zu Ry in der Baſſe-Normandie. Sein Vater war Chirurgus und hieß Eudes. Er nahm den Namen de Mezeray von einem bei Ry gelegnen Dorfe dieſes Namens an, als er in Paris anfing, von der Schriftſtellerei zu leben. Zuerſt widmete er ſich der Dichtkunſt, die er aber bald mit dem Studium der Geſchichte und Politik vertauſchte. Er erhielt die Stelle eines Richtoffiziers (Officier Pointeur) bei der Artillerie, die er während zweier Feldzüge in Flandern mit großem Widerwillen bekleidete, worauf er den Abſchied nahm und ſich in das College Sainte-Barbe in Paris unter Bücher und Manuscripte vergrub. Der Herzog von Richelieu, der ſich gern Gelehrte, beſonders Hiſtoriker, verbindlich machte, von ſeinen unbemittelten Umſtänden und ſeinem Vorſatz, eine Geſchichte von Frankreich zu ſchreiben, unterrichtet, ſchickte ihm 900 Livres in einem mit ſeinem Wappen geſtickten Beutel, und blieb auch ſtets ſein Gönner. Dadurch aufgemuntert, gab er ſchon 1643 den erſten Theil ſeiner Geſchichte von Frankreich (in Fol.) heraus, und erhielt zum Lohn den Titel eines Hiſtoriographen von Frankreich mit einer Penſion von 4000 Livres. Der zweite und dritte Theil erſchienen 1646 und 1651. Seit 1649 war er Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften, und wurde 1675 deren beſtändiger Secretär. Auch war er Mitarbeiter am Dictionnaire de l'Académie. Ein Auszug ſeiner großen Geſchichte erſchien 1668 unter dem Titel: Abrégé chronologique de l'Histoire de France, 3 Vol. 4. (Amſterd. 1673. 6 Bde. 12.); er iſt viel beſſer als das Hauptwerk, und ſeine Freunde halfen ihm dabei. Er gab darin eine Geſchichte des Urſprungs aller franz. Abgaben mit ſehr freimüthigen Bemerkungen. Der Miniſter Colbert ſtellte ihn darüber zu Rede. Mezeray verſprach Abänderungen in der nächſten Edition, welche aber nur ſchwache Milderungen waren, und den Zuſatz hatten, daß er ſie gezwungen mache. Colbert entzog ihm deshalb die eine Hälfte ſeiner Penſion, und als er darüber murrte, auch die andre. Mezeray erklärte darauf, er werde ſeine Geſchichte Frankreichs nicht weiter fortführen, und damit man wiſſe warum, verſchloß er das von dieſer Penſion letztbezogene Geld in ein Käſtchen, und ſchrieb darauf: „Dies iſt das letzte Geld, daß ich vom Könige erhalten. Er hat aufgehört, mich zu bezahlen, und ich habe aufgehört von ihm zu reden." Freie, oft derbe Aeußerungen deſſen, was er für Wahrheit hielt, war überhaupt einer der vornehmſten Züge ſeines durch mancherlei Sonderbarkeiten nicht unintereſſanten Charakters. Seine Lebensbeſchreibung von Laroque ſteht vor der Amſterdamer Ausgabe ſeines Abrégé chronologique. Seine Schriften tragen ſeinen Charakter, ihr Styl iſt gemein, unrichtig, aber was er ſagt, ſteht beſtimmt, klar und frei da. Ja in gewiſſen Augenblicken erhebt er ſich zur Höhe eines Tacitus, und ſchildert mit einem ſtarken

Zuge einen ganzen Charakter. Dagegen nahm er ſich Ungenauigkeit gar nicht übel ſeine große Geſchichte iſt voll davon, weniger der Auszug Unter ſeinen übrigen Schriften zeichnet ſich ſein Traité de l'origine des François durch außerordentliche Gelehrſamkeit aus. Auch ſchrei t man ihm einige Satyren auf die Regierung unter dem Namen Sandricourt zu, welche ein Gemiſch von Laune, niedrigen Poſſen, Quodlibets, zuweilen auch Witz und Gelehrſamkeit ſind. Von Ausſchweifungen war ſein Leben nicht frei. Er ſtarb den 10. Juli 1683.

Mezzotinto. Mit dieſem italieniſchen Ausdruck bezeichnet man in der Mahlerei die Mittelfarben, d. i. diejenigen, welche aus dem Uebergange zweier Farben in einander entſtehen. Oefters gebraucht man ſtatt Mezzotinten auch wirklich den Ausdruck Mittelfarben, bisweilen aber auch halbe Farben, gebrochne Farben (im Verhältniß gegen diejenigen, aus denen ſie gemiſcht ſind) oder Tinten ſchlechthin. dd.

Mi, in der Muſik die dritte Stufe der Tonleiter nach der Aretiniſchen Solmiſation. Mi-fa heißen die in der diatoniſchen Tonleiter auf einander folgenden halben Töne, z. B. e. f. und h. c.

Micha, einer der ſogenannten zwölf kleinen Propheten des alten Teſtaments. Er war gebürtig aus der Stadt Mareſa im Stamme Juda und lebte unter den Königen Jotham, Ahas und Hiskias. Das von ihm vorhandene Buch enthält drei Strafreden, an Iſrael und Juda gerichtet, worin er in einer kräftigen und bilderreichen Sprache wider die herrſchende Abgötterei eifert. An die Worte des frommen Zornes ſchließen ſich nach prophetiſcher Weiſe, Worte des Troſtes und Hinweiſungen auf eine glücklichere Zukunft. Ueber ſeine Darſtellung urtheilt Eichhorn, daß er in Feinheit des Umriſſes und in Erhabenheit mit ſeinem Zeitgenoſſen Jeſaias um den Rang ſtreite.

Michaelis (Joh. Benjamin). Dieſer zu früh verſtorbne deutſche Dichter, der Sohn eines Tuchmachers, geboren zu Zittau in der Oberlauſitz 1746, beſuchte das dortige Gymnaſium. Gellerts und Kleiſts Werke, ſo wie ein Band der berliner Literaturbriefe, die ihm in die Hände fielen, weckten ſeine Neigung zur Poeſie. Als eine Probe davon ſchickte er gegen das Ende ſeiner Schuljahre ein Gedicht an Gottſched, den ihm ſeine Lehrer als einen großen Mann und insbeſondre als den Canal zu Stipendien und Freitiſchen genannt hatten. Gottſched antwortete ihm aufmunternd. Im J. 1765 ging Michaelis nach Leipzig, wo er das erſte Jahr ohne alle Unterſtützung ein einſiedleriſches Leben führte, ohne ſich durch die drückendſte Noth niederſchlagen zu laſſen. Aus Pflicht beſuchte er zuweilen Gottſcheds, aus Neigung Gellerts und Erneſti's Lehrſtunden. Aber eines anhaltenden Fleißes war er nicht fähig. Dieſen Mangel erſetzte er durch eine glückliche Auffaſſungsgabe. Virgil, Horaz und Juvenal achtete er unter den Alten vorzüglich; von den Franzoſen kam Boileau nicht von ſeinem Tiſche; aber auch die Väter der deutſchen Dichtkunſt von Opitz bis Haller ehrte er ſehr hoch. Die Medicin und ihre Hülfswiſſenſchaften aber flößten ihm die größte Abneigung ein, je mehr er ſie kennen lernte; eben ſo wenig gewann er Philoſophie und Geſchichte lieb. Die Beſchäftigung ſeiner einſamen Stunden waren bisher beſonders Gedichte geweſen. Er hatte dabei nie an den Druck gedacht; nur in der äußerſten Noth entſchloß er ſich auf den

Rath ſeiner Freunde, ſie einem Buchhändler anzubieten, und erhielt nicht ohne Mühe für ſeine Fabeln nebſt einigen Lieder und Satyren ein Honorar von 10 Thalern. Dieſe erſten Verſuche fanden die günſtigſte Aufnahme. Sie gewannen ihm die Bekanntſchaft und das Wohlwollen Gellerts, Weiße's und Oeſers. Letzterer empfahl ihn an Gleim, der ihm ein kleines Stipendium von dem Halberſtädter Domcapitel verſchafte und einen vertrauten Briefwechſel mit ihm unterhielt. Als das neuerbaute Schauſpielhaus gerichtet werden ſollte, erhielt Michaelis durch Oeſer den Auftrag, die Baurede dazu zu verfertigen. Dadurch wurde er dem Publicum bekannt, und bekam häufige Aufträge zu Gelegenheitsgedichten, welche Arbeiten aber ſeiner Neigung widerſtritten. Indeß ſorgte das Glück weiter für ihn. Er erhielt außer einer Stelle im Convictorium eines der anſehnlichſten mediciniſchen Stipendien; aber das Studium der Medicin wurde ihm immer verhaßter. Im J. 1768 verfiel er in eine Nervenkrankheit, die ihn nöthigte, ſich auf ein halbes Jahr nach Hauſe zu begeben, und deren Folgen er nie ganz überwand. Nach ſeiner Wiederherſtellung entſagte er der Medicin gänzlich. Gelegenheitsgedichte machten nun ſeinen einzigen Erwerb aus, und ſo zwang ihn die Noth, zum zweitenmale Autor zu werden. Er gab eine Auswahl ſeiner Gedichte unter dem Titel: Einzelne Gedichte, heraus, auf deren Ausfeilung er ein ganzes Jahr gewendet hatte. Endlich erhielt er auf Empfehlung ſeiner Freunde Weiße, Garve und Engel, gegen Ende des Jahres 1769 eine ſehr vortheilhafte Hofmeiſterſtelle in Leipzig. Das Jahr darauf wurde er nach Hamburg berufen, um den Hamburgiſchen Correſpondenten zu beſorgen. Unfähig, ſich in die dazu nöthige Ordnung und Pünctlichkeit zu fügen, nahm er bald darauf die Stelle eines Theaterdichters bei der Seilerſchen Geſellſchaft an. Aber auch dieſe Verbindung war von kurzer Dauer. Die Umſtände der Geſellſchaft verſchlimmerten ſich immer mehr. Michaelis, des Herumreiſens und des unregelmäßigen Lebens müde, verließ ſie und begab ſich zu Gleim, wo er zugleich Jacobi, Klamer Schmidt, Lichtwer, Rochow, Bergler kennen lernte. Er beſchäftigte ſich mit der Ausfeilung einiger Operetten, mit poetiſchen Briefen, von denen 1772 ſechs Hefte erſchienen, und mit der Verbeſſerung ſeiner ſchon gedruckten Gedichte und Fabeln, als eine Bruſtkrankheit ihn am 30. Sept. 1772 wegraffte. Deutſchland verlor in ihm einen Dichterjüngling, deſſen erſte, wiewohl unvollkommne Verſuche zu ſchönen Hoffnungen berechtigten.

Michaelis (Johann David), der berühmte Orientaliſt, war ein Sohn des Dichters Chriſtian Benedict Michaelis, und 1717 zu Halle geboren. Er ſtudirte hier, nachdem er das Waiſenhaus verlaſſen hatte, ſeit 1733 nebſt den Sprachen Theologie, las ſeit 1740 Collegia, reiſte im folgenden Jahre nach England und kam 1742 über Hamburg nach Halle zurück. Hier ſetzte er ſeine Vorleſungen fort, bis er 1745 als Privatdocent mit einem kleinen Gehalt nach Göttingen berufen wurde. Das folgende Jahr wurde er außerordentlicher, 1750 ordentlicher Profeſſor der Philoſophie, aber nicht der orientaliſchen Sprachen, ob er ſie gleich alle lehrte. Außer ſeinen Vorleſungen, die immer zahlreich beſucht wurden, hatte er von 1753 — 1770 bei den Göttinger gelehrten Anzeigen, ſo wie bei der Societät der Wiſſenſchaften, die Direction. Im J. 1764 erhielt er das Prädicat als Hofrath, und wurde Correſpondent der Akademie der Inſchriften zu Paris. Das Jahr vorher hatte ihn der König von Preußen in

ſeine Dienſte ziehen wollen; er lehnte aber das ihm durch D. Jellius gemachte ſehr vortheilhafte Anerbieten ab. In der Folge wurde er nicht nur Ritter des Nordſternordens, ſondern auch 1788 geheimer Juſtizrath und 1789 Mitglied der Akademie der Inſchriften und der Londner Societät der Wiſſenſchaften. Er ſtarb 1791. Ausgerüſtet mit den ausgebreitetſten Kenntniſſen, die ſelbſt diejenigen Gegenſtände des menſchlichen Wiſſens umfaßten, welche von ſeinem eigentlichen Fache, der theologiſchen Philologie, entfernt lagen, und die er aufs glücklichſte damit in Verbindung zu ſetzen wußte, wirkte er durch mündlichen und ſchriftlichen Unterricht ruhmvoll für ſein Zeitalter und die Nachwelt. Alle Orientaliſten in Deutſchland lernten von ihm, wo nicht durch mündlichen Unterricht, doch durch Belehrung aus ſeinen Werken. Dahin gehören: hebräiſche Grammatik, chaldäiſche, ſyriſche, arabiſche Grammatik; Supplementa ad Lexica hebraica; Ueberſetzung des alten Teſtaments; Einleitung in die göttlichen Schriften des neuen Bundes, nebſt Zuſätzen zur dritten Auflage; Moſaiſches Recht u. a. m. Für die eigentliche Theologie ſchrieb er ein Compendium theologiae dogmaticae, welches ſpäter in einer deutſchen Ausgabe gänzlich umgearbeitet erſchien. Seine Dogmatik hatte nebſt ſeiner Bibelüberſetzung einen bedeutenden Antheil an der Reform der ſyſtematiſchen Theologie. Geſchichte, Geographie und Naturkunde, ſofern ſie den Orient betreffen, gewannen ungemein durch ſeine Bemühungen, wie z. B. ſein Essai sur l'heure des marées dans la mer rouge, ſeine Fragen an eine Geſellſchaft gelehrter Männer, ſeine Geographia Hebraeorum extera und ſeine Ausgabe des Abulfeda beweiſen. Philoſophiſchen Geiſt athmen alle ſeine Schriften; auch ſchrieb er ſelbſt über philoſophiſche Gegenſtände, z. B. über das Principium indiscernibilium, und gewann 1762 einen Preis der berliner Akademie über den Einfluß der Meinungen auf die Sprache und der Sprache auf die Meinungen. Als Politiker zeigte er ſich in ſeinem Raiſonnement über die proteſtantiſchen Univerſitäten in Deutſchland. Seine ſchwächſte Seite iſt ſein Geſchmack in der Dichtkunſt, daher auch die Theile ſeines Bibelwerks, welche die Ueberſetzungen poetiſcher Bücher enthalten, am wenigſten befriedigen.

Michaud (Joſeph), Mitglied der franz. Akademie und in Deutſchland insbeſondre durch ſeine Histoire des croisades bekannt, mit welchem Werke er über unſern Heeren bei ihrer beiderſeitigen Concurrenz um den Preis, der auf die beſte geſchichtlich-philoſophiſche Schrift über die Kreuzzüge von dem franz. Nationalinſtitut ausgeſetzt war, den Sieg davon trug. Michaud war früher bei mehreren Journalen Redacteur, insbeſondere wußte er lange Zeit der witzigen und royaliſtiſchen Quotidienne einen großen Abſatz zu verſchaffen. Er wurde deshalb auch arretirt und von einer Militärcommiſſion zum Tode verurtheilt. Indeſſen gelang es ihm, durch den Muth eines Freundes, ſich der Vollziehung des Urtheils zu entziehen, wie er das alles in ſeinem Printemps d'un proscrit erzählt. Späterhin war er einer der vertrauten Agenten Ludwigs in Paris und er wurde deshalb auch bei der erſten Reſtauration ſehr ausgezeichnet. — Sein jüngerer Bruder, L. Gabriel, iſt einer der unternehmendſten Verlagsbuchhändler in Paris, und man verdankt ihm unter andern die Herausgabe der trefflichen Biographie universelle, von der bis jetzt 22 Bände erſchienen ſind, und der Histoire littéraire de l'Italie, von

Ginguené. Auch er war ſtets ſtrenger Royaliſt und wurde deshalb nach der erſten Reſtauration zum Imprimeur du roi ernannt. Er hat die Vorreden und Commentare zu den von ihm herausgegebenen Delilleſchen Werken, ſo wie mehreres Andre, geſchrieben.

Michel Angelo, ſ. **Angelo**.

Michot (Antoine) einer der beliebteſten Schauſpieler des Théâtre françois in Paris im komiſchen Fache. Seine vorzüglichſte Rolle iſt die des Pachters in der Partie de Chasse de Henri IV. Man vergleiche **Pariſer Theater**.

Midas, des Gordius und der Cybele Sohn, ein alter König in Phrygien, von dem die Fabel mancherlei Sagen erzählt. Als er noch als Kind in der Wiege lag, kamen Ameiſen und trugen ihm Körner in den Mund, woraus die Wahrſager phrophezeiten, daß er einſt große Reichthümer erlangen werde. Als er König geworden war und Bacchus damals Phrygien durchzog, verirrte ſich Silen zu ihm; Midas bewirthete ihn gut und führte ihn wieder zum Bacchus, welcher dem Midas zur Belohnung erlaubte, einen Wunſch zu thun. Midas wünſchte, daß alles, was er berühre zu Gold werden möchte, und der Gott gewährte den Wunſch. Bald aber erkannte Midas ſeine Unbeſonnenheit, als auch Speiſe und Trank, die er genießen wollte, bei ſeiner Berührung ſich in Gold verwandelten. Da bat er den Bacchus, ſein ſchreckliches Geſchenk zurückzunehmen. Der Gott erfüllte auch dieſen Wunſch, und befahl ihm, den Fluß Pactolus ſtromaufwärts zu gehen, den Kopf in die Quelle deſſelben zu tauchen und ſich darin zu baden. Dadurch ging die alles in Gold verwandelnde Eigenſchaft auf den Pactolus über. Aber dieſe Erfahrung hatte den Midas nicht vorſichtiger gemacht. Als ſpäter Apollo und Pan in ihrem muſikaliſchen Wettſtreit ihn und den Tmolus zu Schiedsrichtern wählten, gab Midas der Syrinx des Pan vor der Leier des Apollo den Vorzug, und wurde dafür von Apollo mit einem Paar Eſelsohren beſtraft. Daher ſtammen die Midasohren, welche man unwiſſenden Kritikern beilegt. Midas bemühte ſich zwar, dieſen verdächtigen Hauptſchmuck durch ſeine königliche Mütze zu verbergen. Doch mußte er ſeinem Barbier das Haupt entblößen, und ob ihm gleich der König unter den härteſten Drohungen Stillſchweigen anempfahl, ſo drückte dieſen doch das Geheimniß ſo ſehr, daß er, um ſeinem Herzen Luft zu machen, ein Loch in die Erde grub, und in daſſelbe leiſe die Worte hineinrief: „König Midas hat Eſelsohren;“ worauf er das Loch wieder zuſcharrte. Bald nachher aber wuchs hier ein Büſchel Schilfrohr empor, welches, ſo oft der Wind es bewegte, deutlich die Worte flüſterte, welche der Barbier in die Erde gerufen hatte, wodurch das Geheimniß bekannt wurde.

Middelburg, Hauptſtadt der zum Königreich der Niederlande gehörigen Provinz Zeeland, liegt faſt in der Mitte der Inſel Walcheren, und iſt befeſtigt und gut gebaut. Durch einen Canal hat ſie Gemeinſchaft mit dem Waſſer, welches Walcheren von der Inſel St. Jooſtland ſcheidet. Er trägt die ſchwerſten Kauffahrteiſchiffe und endet bei der Schanze Rammekens auf der Oſtſeite der Inſel Walcheren, wo der eigentliche Hafen der Stadt liegt. Auch ſteht dieſe Stadt durch einen Canal mit Vließingen in Verbindung. Middelburg hat eine Geſellſchaft der Wiſſenſchaften, eine Geſellſchaft zur Beförderung der Mahler-, Bildhauer- und Baukunſt und eine natur-

forſchende Geſellſchaft, und zählt jetzt nur 13,200 Einw., welche außer einiger Lein- und Tuchweberei, vorzüglich Handel mit Korn, Krapp, Garn und Butter treiben.

Middleton (Conyers), war 1683 zu Richmond in Yorkſhire geboren, und wurde von ſeinem begüterten Vater mit vieler Sorgfalt erzogen. Im 17. Jahre ſeines Alters ging er nach Cambridge, wo er 1707 Magiſter und 1717 Doctor der Theologie und erſter Univerſitätsbibliothekar ward. Im J. 1724 reiſte er, theils um ſeine Geſundheit zu ſtärken, theils um ſeinen Hang nach antiquariſchen Kenntniſſen zu befriedigen, nach Italien, kehrte aber ſchon 1725 nach England zurück, weil der große Aufwand, den er zur Ehre ſeiner Nation in Rom machen zu müſſen glaubte, ſeine Vermögensumſtände zerrüttet hatte. Sein Leben war eine Kette literariſcher Fehden, auch hat nicht leicht ein Gelehrter mehr Pamphlets geſchrieben und veranlaßt als er. Er ſtarb 1752 zu Cambridge. Sein Hauptwerk, the History of the life of M. T. Cicero, erſchien zuerſt in London 1741 in 2 Quartbänden. Unſtreitig nimmt Middleton eine der erſten Stellen unter den Biographen ein, ob man ihn gleich nicht ohne Grund beſchuldigt, daß er in der Ueberſetzung der Ciceronianiſchen Briefe unglücklich geweſen ſei, auch ſeinem Style Correctheit und Präziſion fehle. Die vorzüglichſten ſeiner übrigen, größtentheils theologiſchen und antiquariſchen Schriften ſind zuſammengedruckt unter dem Titel: Miscellaneous Works u. ſ. w. 4 Quartbände. Seine Streitigkeiten mit Bentley, der ihn wegen ſeiner Liebe zur Muſik den Fiedler nannte, veranlaßten eine Broſchüre: Remarks paragraph by paragraph upon the proposal lately publish'd by Richard Bentley for a new edition of the greek Testament and latin version, London 1721, wodurch ſein gelehrter Gegner, zum Bedauern aller Freunde echter Bibelkritik, bewogen wurde, ſein Vorhaben, eine kritiſche Ausgabe des neuen Teſtaments zu liefern, aufzugeben.

Miene, ſ. Geberde.

Mienenſpiel, ſ. Mimik.

Mieris (Franz), einer der berühmteſten Mahler der niederländiſchen Schule, geb. zu Leyden 1635, woſelbſt ſein Vater Goldſchmid und Juwelier war. Er ſtudirte unter Bliet, Gerard Douw, und Van den Tempel; beſonders aber nahm er den Styl und die Manier des zweiten dieſer Meiſter an, als deſſen vorzüglichſter Schüler er anzuſehen iſt. Seine Arbeiten ſind Porträts, Familienſtücke und Scenen des gemeinen Lebens; in allen ahmte er die Natur mit bewundernswürdiger Vollkommenheit nach. Bei aller zarten Vollendung Gerard Douws wußte er die Gegenſtände beſſer zu wählen, und war correcter in der Zeichnung. Sein Colorit iſt auch reiner und ſein Pinſel kräftiger und geiſtvoller. Die verſchiednen Stoffe der Kleider ahmt er mit unerreichbarer Wahrheit nach. Seine Gemählde haben den Werth, der der nachahmenden Kunſt in ihrer höchſten Vollkommenheit gebührt; ſie wurden ſchon bei ihrer Erſcheinung theuer bezahlt, ſo das Mieris ſeinen ſtündlichen Verdienſt auf einen Ducaten anſchlagen konnte; der Preis mehrerer ſeiner Stücke ſtieg jedoch ungleich höher. Dennoch war er wegen ſeiner Nachläſſigkeit und Unenthaltſamkeit ſtets in einer gedrückten Lage. Seine Gläubiger brachten ihn ſogar ins Gefängniß, und verlangten, daß er ihnen durch Ausübung ſeiner Kunſt ihr Geld und ſich die Freiheit verſchaffen ſolle;

er antwortete ihnen aber, daß ihm beim Anblick der Schlöſſer und Riegel der Pinſel aus der Hand fallen würde. Eine ſeiner ſchönſten Arbeiten war das Gemählde einer ohnmächtigen jungen Frau, um die ein Arzt beſchäftigt iſt und neben der eine Alte ſteht. Mieris ſtarb in ſeiner Vaterſtadt 1681, und hinterließ zwei Söhne, Johann und Wilhelm, ebenfalls zwei geſchickte Mahler. Des Letztern Sohn, Franz Mieris der Jüngere, iſt von geringerer Bedeutung.

Miethe, Miethvertrag, heißt im Allgemeinen das Verhältniß und der Vertrag, durch welchen man den *Gebrauch einer Sache* oder *gewiſſe Dienſte* gegen Entrichtung eines gewiſſen Preiſes verſpricht. Im erſtern Falle heißt der Miethvertrag locatio conductio rerum, und ſchließt auch den Pacht oder dasjenige Verhältniß ein, vermöge deſſen jemand Gebrauch und Nutzung eines Landgutes oder einer gewiſſen Art Wirthſchaft für einen beſtimmten Zins erhält. Der Miethmann oder Abmiether (conductor) iſt berechtigt, die ihm übergebene Sache auf die beſtimmte Art zu gebrauchen, darf aber deren Gebrauch an ſich nicht Andern überlaſſen, wodurch Aftermiethe (sublocatio) entſteht. Vermiether oder Verpachter kann nur ſein, wer über eine Sache als Eigenthümer oder im Namen des Eigenthümers verfügen kann; er kann vor beendigter Miethzeit dem Miethmann die Sache, weder weil er ſie ſelbſt braucht, noch weil er ſie verkauft hat, entziehen. Der *Kauf bricht* alſo eigentlich und *an ſich* die Miethe nicht. Der Miethmann iſt zu Entrichtung des Miethzinſes (locarium) verpflichtet, wenn er auch durch perſönliche Verhältniſſe verhindert worden iſt, die Sache zu gebrauchen. Ein Nachlaß iſt Sache der *Billigkeit*. Der *Miethvertrag über Dienſte* (locatio conductio operarum) heißt auch Lohnvertrag; Verdingungsvertrag (locatio conductio operis), wenn man ſich zur Verfertigung eines Werks, einer Arbeit jemanden (dem Unternehmer, Beſteller) verbindlich macht; *Dienſtvertrag*, wenn Dienſte beſtimmter Art (z. B. häusliche Dienſte) auf gewiſſe Zeit gegen einen Lohn (merces) verſprochen werden. Der Dingende oder Miether kann die verſprochenen Dienſte in Perſon fodern, der Gedungene dagegen den Lohn, auch wenn der Dingende ſeine Dienſte nicht mehr bedarf. Dies ſind die allgemeinen Grundſätze des Rechts über dieſes Verhältniß. Die poſitiven Rechte beſtimmen dieſelben theils näher, theils weichen ſie auch zuweilen von demſelben ab, wie z. B. in dem Grundſatze: *Kauf bricht Miethe*.

Miethkutſchen. Sie ſind engliſchen Urſprungs und wurden zuerſt 1625 in England eingeführt. Es gab ihrer Anfangs 20, welche vor den vornehmſten Gaſthöfen hielten. Nach und nach wurde ihre Zahl vermehrt. Ihre Einführung in Paris fällt in das J. 1650. Damals hielt dort als der erſte ein gewiſſer Sauvage Miethfuhrwerk, welches man die Fünf-Schillingskutſche nannte, weil eine Perſon für die Stunde 5 Sols bezahlte. Auch nannte man ſie *Fiacre*. (S. den Art.)

Mignard (Pierre), ein vorzüglicher franzöſiſcher Mahler, geb. 1610 zu Troyes. Sein Familienname war eigentlich Mores, allein ſein Vater, welcher aus England ſtammte, änderte denſelben in den Namen Mignard. Er war anfangs beſtimmt, Medicin zu ſtudiren, zeigte aber ſchon im 11. Jahre ſo großes Talent zur Kunſt, daß ihn ſein Vater in die Schule des Jean Boucher in Bourges

brachte. Hierauf ſtudirte er in Fontainebleau die Werke des Primaticcio, Roſſo und Niccolo dell' Abbate. In ſeinem 15. Jahre mahlte er ſchon die Schloßcapelle zu Coubert en Brie aus, und beſuchte dann die Schule des berühmten Vouet. Im J. 1636 ſuchte er das eigentliche Vaterland der Kunſt, Rom, auf, und bildete ſich nach Rafaels und Tizians Meiſterwerken. Bald zeichnete er ſich durch mehrere hiſtoriſche Gemählde und Porträts, worunter ſich die Bildniſſe der Päpſte, Urbans VIII. und Alexanders VII. befinden, aufs vortheilhafteſte aus. Auch mußte er ſpäterhin eine ſehr große Menge Porträts während ſeines Aufenthalt in Venedig mahlen. Im J. 1658 berief ihn Colbert in die Dienſte Ludwigs XIV. Mignard fand bei ſeiner Rückkehr nach Frankreich die ſchmeichelhafteſte Aufnahme, wurde zum Haupt der Akademie St. Lucas, und nach dem Tode des ehrgeizigen Lebrun, mit dem er in immerwährender Feindſchaft geſtanden hatte, an deſſen Stelle zum erſten königlichen Hofmahler erwählt. Während dieſer Zeit führte Mignard eine der größten Arbeiten al Fresco, welche Frankreich beſitzt, nämlich die Kuppel von Val de Grace, aus. Es ſtellt dieſelbe den Sitz der Seligen vor: in der Mitte einer unzähligen Menge von Heiligen, Märtyrern, Propheten u. ſ. w. ſieht man die Königin Anna, welche Gott das Modell der neuerbauten Kirche darreicht. Auch ſchmückte er den großen Saal zu St. Cloud mit verſchiednen Vorſtellungen aus der Mythologie, unternahm mehrere Arbeiten in Verſailles, mahlte viele Porträts, beſonders das des Königs u. ſ. w. Daher wurden ihm auch außer den obgedachten Stellen noch die Direction der königl. Kunſtſammlungen, der Mahlerakademie und der Manufactur der Gobelins anvertraut. Er blieb der Kunſt bis an ſeinen Tod thätig gewidmet und ſtarb 1695. Wenn auch Mignard in Hinſicht auf Erfindung und Zuſammenſetzung nicht zu den tiefen und originellen Genies gehört, ſo wird er doch immer den Ruhm eines großen Mahlers behaupten. Die Anmuth und Lieblichkeit, welche in ſeinen Gemählden, beſonders in ſeinen Madonnen herrſchten, das glänzende und harmoniſche ſeines Colorits, die Leichtigkeit ſeines Pinſels laſſen viele Mängel überſehen, die man in ſeinen Bildern in Hinſicht auf Zeichnung, Tiefe des Gefühls ꝛc. findet. Höchſt merkwürdig war ſein Talent, andre Meiſter zu copiren und nachzuahmen. Er täuſchte ſelbſt die größten Kunſtkenner, unter andern ſeinen Widerſacher Lebrun durch eine in Guido's Geſchmack gemahlte Magdalene. BC.

Migräne, das franz. Wort Migraine, von Hemicrania (aus den Griechiſchen von hemi, halb, cranion, der Schädel), ein empfindlicher Kopfſchmerz, der nur eine Seite des Kopfes befällt und meiſtens rheumatiſchen und gichtiſchen Urſprungs iſt, oft aber auch von Unverdaulichkeiten im Magen herrühren kann, welche nervenſchwachen Perſonen einen heftigen und unangenehmen Reiz auf die Magennerven erregen, der ſich bis in den Kopf fortpflanzt. (S. den Art Kopf.)

Mikrokosmus, die kleine Welt. So nennt man den Menſchen, in ſo fern er die Elemente des Weltalls in ſich trägt, und dieſelben Gegenſätze und Erſcheinungen in ihm wahrgenommen werden, wie in dem Univerſum. (S. d. Art. Menſch.)

Mikrometer iſt eine Vorrichtung an optiſchen und aſtronomiſchen Inſtrumenten, beſtehend in einem Ringe, in welchem durch zwei

Oeffnungen, deren Mittelpuncte einander gerade überſtehen, zwei gleiche gerade Schrauben ſich bewegen laſſen. Der Ring wird ſo an das Inſtrument angebracht, daß die Schrauben durch den gemeinſchaftlichen Brennpunct beider Gläſer gehen, wo ſich die Sache, die man durch das Fernrohr ſieht, abbildet und die Schrauben deutlich geſehen werden. Statt der Schrauben ſind auch wohl Fäden im Ringe ausgeſpannt, die einander im gemeinſchaftlichen Brennpuncte beider Gläſer kreuzen, oder es ſind Linien auf ein ebenes Glas geriſſen. Der Zweck dieſer Vorrichtung iſt, ganz kleine Weiten am Himmel zu meſſen.

Mikroſcop oder Vergrößerungsglas, iſt ein optiſches Werkzeug, welches dazu dient, Gegenſtände, die wegen ihrer Kleinheit, in der Entfernung von 6 — 7 Zoll (näher dürfen ſie einem gewöhnlichen Auge nicht gebracht werden) ganz verſchwinden oder undeutlich erſcheinen, ſichtbar oder deutlich zu machen. Man hat dreierlei Werkzeuge zu dieſem Zwecke. Das einfache Mikroſcop beſteht entweder aus einer Linſe, oder aus mehrern ſo nahe zuſammengeſtellten, daß ſie als eine einzige zu betrachten ſind. Das zuſammengeſetzte Mikroſcop führt mehrere Linſengläſer, wovon eins als Objectivglas, ein anderes als Augenglas zu betrachten iſt. Bringt man bei dem zuſammengeſetzten Mikroſcope ſtatt einiger Gläſer einen Metallſpiegel an, ſo heißt es ein reflectirendes oder Spiegelmikroſcop. Die einfachen Mikroſcope ſind einzelne Glaslinſen (ſ. den Art. Linſengläſer) mit einer Einfaſſung von Horn, Knochen oder Metall, woran ein bequemer Handgriff angebracht iſt. Sie ſind unter dem Namen Lupen bekannt genug. Die Wirkung eines einfachen Mikroſcops oder einer erhabnen Linſe überhaupt beruht darauf, daß man den Gegenſtand, um ihn größer zu erblicken, dem Auge näher bringen, aber zugleich deutlich genug ſehen kann. Je kürzer nun die Brennweite eines einfachen Mikroſcops iſt, deſto mehr muß es den Gegenſtand vergrößern. Eine Linſe von $\frac{1}{20}$ Zoll Brennweite vergrößert um 160 mal, weil ſie den Gegenſtand dem Auge gleichſam um 160 mal näher bringt, ohne der Deutlichkeit Eintrag zu thun. Da aber die Sehweite nicht für jedes Auge einerlei iſt, ſo muß auch der Abſtand des Glaſes ſowohl vom Auge als vom Gegenſtand ſelbſt verſchieden ſein. Kurzſichtige rücken daher das Glas dem Gegenſtande näher als Weitſichtige. — Merkwürdig iſt das von Stephan Gray erfundne Waſſermikroſcop, welches blos darin beſteht, daß man einen Waſſertropfen mit einer Nadel aufnimmt und in das kleine Loch einer dünnen Metallplatte bringt. Dieſes Waſſertröpfchen dient völlig ſtatt einer Glaslinſe. Nur erfodert der Gebrauch eines ſolchen Apparats viel Geſchicklichkeit und Uebung. Die zuſammengeſetzten Mikroſcope mit zwei Gläſern ſind den Fernröhren ähnlich und beſtehen aus zwei Convexgläſern, wovon das eine die Objectivlinſe, das andre das Augenglas heißt. Man giebt einem ſolchen Mikroſcop zwei Röhren, an deren beiden Enden die Gläſer angebracht ſind und die man nach Willkühr in einander ſchieben kann. Hierdurch kann man mit einerlei Inſtrumente verſchiedne Grade der Vergrößerung hervorbringen; indeß finden auch hier Gränzen Statt, über welche hinaus die Vergrößerung nicht getrieben werden kann, weil ſonſt wegen der Farbenzerſtreuung und der Abweichung, welche die Geſtalt der Gläſer verurſacht, Undeutlichkeit entſteht. Man glaubte

die Wirkung dieſer Abweichung durch einen metallnen Hohlſpiegel zu vermeiden, deſſen hohle Fläche man dem Augenglaſe entgegenkehrte. Der zu betrachtende Gegenſtand iſt vor dem Spiegel in einer ſolchen Entfernung befindlich, daß ſein vergrößertes Bild aus dem Spiegel in den Brennpunct des Augenglaſes fällt. Der Gegenſtand, den man mit Erfolg durch ein ſolches Spiegelmikroſcop betrachten will, muß ſehr klein und zugleich völlig durchſichtig ſeyn, weil er ſonſt das Licht auffängt und Undeutlichkeit veranlaßt. Der Naturkunde hat das Mikroſcop nicht zu berechnende Vortheile gewährt, indem es uns Dinge enthüllt hat, von denen wir keine Ahnung hatten. Die erſten Mikroſcope waren einfach und beſtanden aus großen Linſen. Ihre Erfindung fällt in die Zeit, wo die Brillen zuerſt aufkamen. Später erſt erfand man die zuſammengeſetzten. Die Erfindung des Mikroſcops legen Einige Zacharias Janſen in Middelburg, Andere dem Neapolitaner Franz Fontana bei.

Milch, eine allgemein bekannte Flüſſigkeit, von weißer Farbe und ſüßlichem Geſchmack, welche von den Weibchen aller Säugthiere in beſondern Organen abgeſondert wird und zur erſten Nahrung für ihre Jungen dient. Sie wird uns vorzüglich von einigen Hausthieren, als der Kuh, der Ziege, dem Schafe, geliefert; in gewiſſer Hinſicht gehört hieher auch das Pferd und der Eſel. Die für den Menſchen wichtigſte Milch iſt die der Kuh; deshalb haben die Chemiker ſich mit Unterſuchung derſelben auch am meiſten beſchäftigt. Die Milch läßt ſich in drei verſchiedne Theile zerlegen: Rahm, käſigen Beſtandtheil und Molken. Der Rahm ſammelt ſich als eine conſiſtente Flüſſigkeit auf der Oberfläche, wenn die Milch eine Zeit lang ruhig ſteht und kann davon abgeſchöpft werden. Die käſigen Theile ſondern ſich ab, wenn die entrahmte Milch gerinnt, und der Molken bleibt zurück. Der Rahm iſt ein inniges Gemeng von Butter, Käſe und Molken. Die erſtere wird durch mechaniſches Schlagen des Rahms abgeſondert, und die zurückbleibende Flüſſigkeit (Buttermilch) enthält noch Käſe und Molken. Die Molken ſind eine dünne, durchſichtige Flüſſigkeit von gelbgrüner Farbe und angenehm ſüßlichem Geſchmacke. Werden ſie allmählig verdampft, ſo cryſtalliſirt ſich Milchzucker. (S. den Art.) Die Milch iſt beinahe die einzige thieriſche Flüſſigkeit, welche in die weinige Gährung übergeht. Die Tartaren wiſſen deshalb aus der Pferdemilch nicht blos ein angenehm ſäuerliches Getränk (Kumiß) genannt, ſondern auch eine geiſtige und berauſchende Flüſſigkeit zu bereiten. Die Kalmücken verſtehen ſogar Branntwein aus der Milch zu bereiten, der in vieler Hinſicht dem Kornbranntwein vorgezogen werden kann. Die Milch ein und derſelben Thierart bietet, unter verſchiednen Umſtänden, bei denſelben Individuen und noch mehr bei verſchiednen verſchiedene Modificationen dar. Sie iſt verſchieden nach den verſchiednen Zeitperioden von der Geburt des Jungen an, vorzüglich aber nach dem Genuſſe der Nahrungsmittel; ein Umſtand, der vorzüglich in ökonomiſcher Hinſicht ſehr wichtig iſt. Die Milch der übrigen Thiere kommt in ihren Beſtandtheilen mehr oder weniger mit der Kuhmilch überein, obgleich einige verſchiedne Modificationen dabei vorkommen. Die Frauenmilch unterſcheidet ſich vorzüglich in drei Stücken von der Kuhmilch: 1. ſie enthält weniger Käſe; 2. der buttrige Beſtandtheil iſt mit dem käſigen ſo verbunden, daß ſie keine Butter liefert; 3. ſie

enthält eine größere Menge Milchzucker. Die Eſelsmilch unterſcheidet ſich ebenfalls in drei Stücken: 1. ſie hat mehr Rahm, 2. weniger käſige Beſtandtheile, 3. mehr Milchzucker. Ziegen und vorzüglich Schafmilch kommen der Kuhmilch am nächſten. Die Anwendung der Milch im Leben iſt ſehr mannichfaltig. Am wichtigſten iſt ſie als ein faſt allgemeines Nahrungsmittel, außerdem aber findet ſie in der Medicin und ſelbſt in den Künſten vortheilhafte Anwendung.

BC.

Milchſaft, ſ. Chylus.

Milchſäure, eine thieriſche Säure, welche mit Laugenſalzen verbunden in allen thieriſchen Flüſſigkeiten vorkommt und ſonſt bald für Phosphorſäure, bald für Eſſigſäure gehalten wurde.

Milchſtein, ſ. Galaktit.

Milchſtraße, auch Jacobsſtraße, wird der lichtweiße Streifen genannt, der ſich faſt in der Lage eines größten Kreiſes um die ganze Himmelskugel erſtreckt. Sie geht durch mehrere Sternbilder, z. B. die Caſſiopeja, den Perſeus, den ſüdl. Theil des Fuhrmanns u. a., und iſt in dem Schiffe am hellſten. Was ſie eigentlich ſei, ſoll nach Plutarch ſchon Demokrit gewußt haben, nämlich der vereinte Glanz einer unermeßlichen Menge von Fixſternen, die ihrer großen Entfernung wegen nicht einzeln geſehen werden können. Was die Alten vermutheten, fanden die ſpätern Aſtronomen, welche ſich der Fernröhre bedienen konnten, beſtätigt. Mit Recht wirft man hiebei die Frage auf: warum ſind an dieſen Stellen des Himmels die Fixſterne ſo gehäuft, daß der übrige Himmel dagegen faſt öde ausſieht? Darauf antwortet die Aſtronomie, freilich nur vermuthungsweiſe, alſo: die Sterne der Lichtzone ſind in Vergleich mit den übrigen wahrſcheinlich nicht näher zuſammengedrängt, ſondern ſtehen daſelbſt in den unergründlichen Tiefen des Himmels in unzählbaren Reihen eben ſo über einander, wie an den übrigen Stellen des Himmels; ſie erſcheinen uns aber hier deswegen gehäufter, als an den übrigen Stellen, weil wir dort die Stellungen der Sterne gegen einander mehr der Fläche nach ſehen, ungefähr ſo wie wir diejenigen Bäume, die wir in langen Alleen hinter einander gepflanzt ſehen, enger beiſammen erblicken, als ſich die neben uns ſtehenden zeigen. Hiernach ſchiene es, als ob die Fixſterne mit ihren Planetenſyſtemen nicht kugelförmig, ſondern in einer linſenförmigen Geſtalt aufgeſtellt wären, und iſt dies, ſo müßte man aus der Lage der Lichtzone annehmen, daß ſich unſer Sonnenſyſtem nicht in der größten Fläche dieſer unermeßlichen Linſengeſtalt, ſondern etwas außerhalb derſelben befände.

Milchzucker, iſt ein ſüßlich-erdiges, cryſtalliſches, weißes Educt aus den Molken, welches man durch Verdampfen der abgeklärten Molken erhält (ſ. d. Art. Milch) und von der Schweiz und andern Milchländern aus in den Handel bringt. Er dient als Arzneiwaare und iſt ſeit 1619 erſt durch Bartholdi in Europa bekannt.

F.

Milde Stiftung, ſ. Stiftung.

Milder-Hauptmann, eine berühmte Sängerin und Schauſpielerin, geb. in Smyrna, lebte ſonſt in Wien und heirathete einen gewiſſen Hauptmann, deſſen Namen ſie zu dem ihrigen hinzufügte.

Sie iſt ſeit 1815 bei der deutſchen Oper des berliner Nationaltheaters angeſtellt. Sie hat eine vorzüglich ſchöne und kräftige Stimme und eine majeſtätiſche Figur, welche ſie zu Rollen, wie Medea, Iphigenia, geſchickt macht. Die Rolle der Emmelina hat Weigl zunächſt für ſie geſchrieben. Ihr Geſang iſt einfach, gros und ohne künſtliche Verzierung.

Milet, das ioniſche Athen und nach Epheſus und Smyrna die berühmteſte und wichtigſte Handelsſtadt Ioniens. Sie gewann ſchnell Reichthum und Macht und führte lange und koſtſpielige Kriege mit den lydiſchen Königen. Nach Lydiens Eroberung durch Cyrus wurde auch Milet, wie ganz Ionien, unterworfen. Die Stadt wurde mit vieler Gnade behandelt und blieb unter der perſiſchen Oberherrſchaft, obgleich innere Unruhen ſie öfters zerrütteten, in ihrem Wohlſtande bis zu dem unglücklichen ioniſchen Kriege, in welchem ſie, (494 v. C.) von Grund aus zerſtört wurde. Die Einwohner bauten ſie zwar wieder auf, aber ihr altes Anſehn konnte ſie nicht wieder erlangen. Milet war das Vaterland des Thales, des Anaximander, des Redners Aeſchines und der berühmten Aſpaſia.

Militärconſcription, ſ. Conſcription.

Militärgrenze heißt ein Landſtrich der öſterr. Monarchie, von 881 □M. mit 950,000 Einw., welcher ſich 227 Meilen längs der ganzen ungariſchen und ſiebenbürgiſchen Grenzen, ſo weit ſie das türkiſche Gebiet berühren, erſtreckt und ſeine eigene militäriſche Verfaſſung hat, indem die Bewohner deſſelben ſtehende Soldaten und Bauern zugleich ſind. Sie haben von dem Staate das erbliche Nutzeigenthum der Ländereien gegen die Bedingung gewiſſer Leiſtungen erhalten, worunter der Kriegsdienſt obenan ſteht, und bilden einen ununterbrochnen bewachten Grenzcordon gegen die Türken. Der Staat hat in dieſer Einrichtung ein ſtets bereites Kriegsheer, das demſelben in Friedenszeiten nichts koſtet. Der effective Stand des dienenden Grenzmilitärs beträgt in Friedenszeiten 45,000 Mann. In dem Kriegsjahre von 1815 belief es ſich auf mehr als 62,000 Mann. Dieſes geübte, disciplinirte Militär beſchützt (ohne Sold zu empfangen) ſein eigenes Grenzland ſowohl gegen feindliche Angriffe, als auch gegen das Eindringen der Peſt, und dient gegen gewöhnlichen Sold ſeinem Staate als Krieger gegen andre Länder. Durch Patriotismus und durch unerſchütterliche innige Anhänglichkeit an das Fürſtenhaus, an die Perſon ihres Regenten, zeichnen ſich die Grenzer aus. Stark von Körperkraft, ausdauernd in Beſchwerden und Noth, voll Liebe zum Vaterlande und Fürſten, von Ehrgeitz beſeelt, von früheſter Jugend an die kriegeriſche Lebensart ſeiner Voraltern gewöhnt, lebhaft, feurig und talentvoll, mit dem Boden, den er betritt, bald vertraut, ein geſchickter, gewandter Schütze, vereinigt er alle Elemente zum trefflichen Soldaten in ſich. Im dreißigjährigen, im öſterreichiſchen Erbfolgekriege und im ſiebenjährigen Kriege wurden ihre Dienſte wichtig; aber noch mehr leiſteten die Grenzer im letzten Türkenkriege, zu welchem ſie 100,000 Mann geſtellt hatten. Gleich im Anfange des franzöſiſchen Revolutionskrieges erſchienen 100,000 Mann aus denſelben im Felde. Nie ließen ſie ſich durch irgend eine Verführung zur Untreue gegen ihre Regenten bewegen. Die Militärgrenze hat auch gänzlich

eine ihrem Zwecke gemäße militäriſche Einrichtung in Hinſicht auf ihre Verwaltung. Die höchſte Provinzſtelle iſt das Generalcommando. Unter demſelben ſtehen im Lande ſelbſt die Regimentscommando's, welche die Diſtrictsbehörden vorſtellen, und nicht nur alle rein militäriſche Verrichtungen leiten, ſondern auch alle politiſchen, ökonomiſchen und Juſtizgeſchäfte beſorgen. Eingetheilt wird das öſterreichiſche Militärgränzland in fünf Generalate, nämlich 1. in das Generalat der beiden vereinigten Gränzprovinzen Carlſtadt und Warasdin; 2. in das Generalat der croatiſchen Banalgränze; 3. in das peterwardeiner oder ſlavoniſche Generalat; 4. in das banater oder ungariſche Generalat; und 5. in das ſiebenbürger Generalat. Die Größe der vier erſten Generalate beträgt 610 Quadratmeilen. Das Areal der ſiebenbürger Militärgränze läßt ſich, weil ſie nur in einigen Gegenden reines Militärland, in den meiſten übrigen aber völlig mit dem Provinziale vermiſcht iſt, nicht wohl ausmitteln, und wird ungefähr auf 253 Quadratmeilen geſchätzt. An bewohnten Ortſchaften wurden 1815 in allen fünf Generalaten drei Feſtungen, eilf Städte oder ſogenannte Militärcommunitäten, die ihre eigenen Magiſtrate haben, vier und zwanzig Märkte und Stabsquartierorte, dann 1995 Dörfer gezählt. Unter dieſer Zahl waren aber in Siebenbürgen allein 223 gemiſchte Märkte und Dörfer begriffen, welche zugleich von Provinzialiſten bewohnt waren. Nebſt dem Ackerbau und der Viehzucht, welche einen Hauptzweig der Landwirthſchaft in den Militärgränzländern ausmachen, iſt der Wein- und Obſtbau ſehr ausgebreitet. Auch Flachs, Hanf- und Tabak werden gebaut. Der Färber-Sumach, die Färberſcharte und der Bohnenbaum ſind hier einheimiſch, und wachſen großen Theils im Freien. Krapp, Waid, Saflor und Süßholz werden in einigen Diſtricten häufig gezogen. An geſchätzten Mineralien hat das Gränzland gewiß einen nicht minder großen Reichthum, als an Producten aus den andern beiden Naturreichen, und ſchon zu der Römer Zeiten war der Bergbau in verſchiedenen Gegenden, vorzüglich im Banate und in der ſiebenbürger Gränze blühend; aber bis jetzt werden dieſe verborgnen Schätze noch wenig benutzt. Die Induſtrie iſt auf einer niedern Stufe; die am ſtärkſten betriebenen Gewerbe ſind die Flachsbereitung, die Spinnerei, Weberei, beſonders die Färberei und die Verfertigung mannichfaltiger Holzwaaren. Die meiſten Handwerker ſind in den ſogenannten Communitäten anſäſſig, wo auch faſt durchgehends die Handelsleute wohnen, welche ſich ſowohl auf den Waarenverkauf im Kleinen, als auf den Großhandel legen. Außer vier Hauptnationen, welche das Gränzland bewohnen, ſind wenigſtens noch eben ſo viele Nationalverſchiedenheiten unter den Einwohnern wahrnehmbar. Am zahlreichſten ſind die Slaven. Dieſen folgen die Wallachen; dann kommen die Ungarn und Szekler und die Deutſchen. Die Mehrzahl ſind Anhänger der nicht unirten griechiſchen Kirche. Faſt eben ſo ſtark iſt die Zahl der Catholiken. Auch finden ſich Bekenner der griechiſch-catholiſchen, der reformirten und lutheriſchen Kirche und Unitarier. In dem Carlſtädter und Warasdiner Generalate ſind die vorzüglichſten Orte: Carlopago, Zengh und Bellowar; in dem Banal-Generalate: Petrinia und Coſtainicza; in den peterwardeiner oder ſlavoniſchen Generalate: Alt- und Neu-

Gradiska, Peterwardein, Carlowitz und Semlin, wohin auch der Diſtrict der Tſchaikiſten (ſ. d. Art. Tſchaiken) gehört; in dem ungariſch-botaniſchen Generalate: Pancſowa, Weißkirchen und Karanſebes. In den ſiebenbürger Generalate ſind keine bemerkenswerthen Orte. Was die Geſchichte der Militärgränze betrifft, ſo gehörten die Gebiete, welche jetzt dieſelbe bilden, zu den Zeiten der Römer zu verſchiedenen Ländern, nämlich theils zu Illyrien und Pannonia Savia, theils zu dem daciſchen Reiche. Noch lange nach dem Verfalle des weſtrömiſchen Reiches blieben dieſe Länder größtentheils Beſtandtheile des oſtrömiſchen oder byzantiniſchen. Zwar wurden ſie mehrmals von barbariſchen Völkern von Nordoſten her überſchwemmt (als von den Vandalen, Gothen ꝛc.), aber dieſe Invaſionen endeten meiſt nach kurzer Zeit. Hernach ſetzten ſich Slaven und Magyaren in dieſen Gegenden feſt, beſonders behaupteten ſich die letztern in dem Landesſtriche, welchen gegenwärtig die Militärprovinzen einnehmen, bis die Türken nach Europa kamen und auch dem oſtrömiſchen Reiche ein Ende machten. Von des ungariſchen Königs Ludwig I. weitläuftigen Eroberungen ging ſchon der größere auf dem rechten Sau- und Donau-Ufer gelegene Theil unter ſeinem Nachfolger und Schwager Siegmund verloren. Schon unter Siegmund wurde durch die Errichtung des Zengher Capitanats der Anfang der Militärgränze gemacht. Noch mehr wurde dieſe Einrichtung fortgeſetzt, als der ungariſche König Ludwig II. ſeinem Schwager, dem Erzherzoge Ferdinand von Oeſterreich, die feſteſten Plätze Croatiens, um ſie auf eigene Koſten gegen die Türken zu vertheidigen, übergeben hatte. Damals (in der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts) ſcheint auch bereits die Gränze in zwei Hauptdiſtricte getheilt geweſen zu ſein. Die croatiſche Gränzprovinz war alſo die erſte, welche entſtand. Die übrigen Gränzländer in Slavonien, Ungarn und Siebenbürgen ſind viel ſpäter entſtanden; denn erſt die Befreiung dieſer Provinzen von türkiſcher Gewalt, was durch den Carlowitzer Frieden geſchah, gab Gelegenheit zur weitern Ausdehnung eines Inſtituts, das ſich in Croatien bereits durch einen langen Zeitraum ſehr nützlich bewieſen hatte. Am ſpäteſten entſtand die ſiebenbürgiſche Militärgränze. Das vorzüglichſte Werk über die Militärgränze iſt: Statiſtik der Militärgränze des öſterreichiſchen Kaiſerthums von Hietzinger. Wien, 1817 u. f.

Militärſchulen. Man muß Militärakademien von Cadettenhäuſern und Militärſpecialſchulen unterſcheiden. Die **Militärakademie** iſt eine höhere Lehranſtalt für die wiſſenſchaftliche Bildung angehender Officiere. (S. d. Art. Militärwiſſenſchaften) Der Unterricht wird von Profeſſoren und Officieren in akademiſcher Form ertheilt; denn man ſetzt die nöthigen Vorkenntniſſe in Sprachen, Geſchichte, Mathematik, Erdbeſchreibung und mechaniſchen Grundfertigkeiten, ſo wie ein ſchon entwickeltes Faſſungsvermögen voraus. Außer den eigentlichen Militärwiſſenſchaften, mit beſonderer Rückſicht auf den Dienſt im Felde, werden aber auch die militäriſchen Hülfswiſſenſchaften, insbeſondere Kriegsgeſchichte, militäriſche Geographie und neuere Sprachen gelehrt. Gewöhnlich befinden ſich Militärakademien in Reſidenz- oder Hauptſtädten, wo es weder an Lehrmitteln, noch an Gelegenheiten zur practiſchen Heer- und Waffenkenntniß fehlt; auch haben die An-

ſtalten eine militäriſch-disciplinariſche Einrichtung. Wäre dies nicht der Fall, ſo würde es unſtreitig zweckmäßiger ſein, den Vortrag der Militärwiſſenſchaften einer beſondern Facultät bei den Univerſitäten zu übertragen, wodurch die allgemeine wiſſenſchaftliche Bildung in eine innigere Verbindung mit der beſondern käme. Zu den Militärſpecialſchulen gehören die Artillerie- und Ingenieur-Akademien, welche gewöhnlich in Einer Anſtalt vereinigt ſind. Der Unterrichtsplan derſelben ergibt ſich aus dem Begriffe des Artillerie- und des Geniewesens. (S. den Art. Artillerie und Ingenieurkunſt) Cadettenhäuſer ſind militäriſche Erziehungs- und Unterrichtsanſtalten, in welchen Officiersſöhne, und gewöhnlich adeliche Jünglinge, auf Koſten des Staats, unter militäriſchen Formen, in den gewöhnlichen Schulkenntniſſen überhaupt, in den obern Claſſen aber insbeſondre für den Dienſt im Felde unterrichtet, und in dem Gebrauche der Waffen geübt werden. Sie vereinigen daher mehrere Zwecke: 1. als Freiſchulen für die Söhne des ärmeren Adels, insbeſondere der Officiere, wobei ſolche, deren Väter im Felde geblieben ſind, bei der Aufnahme die erſte Berückſichtigung verdienen; 2. als Elementarſchulen, indem die Knaben die erſten Anfangsgründe der Sprachen, der Realkenntniſſe und der mechaniſchen Fertigkeiten darin erlernen; 3. als Kriegsſchulen, indem die Zöglinge vom Knabenalter, gewöhnlich ſchon vom 10ten, 12ten Jahre an, als Soldaten reglementsmäßig verpflegt, gekleidet und an militäriſche Ordnung gewöhnt, dann aber auch bis zum 17ten, 18ten Jahre in allem, was der Subalternofficier, vorzüglich bei der Infanterie, nothwendig wiſſen muß, unterrichtet werden. Dieſer dreifache Zweck erſchwert ihre Einrichtung: denn pädagogiſche Grundſätze und militäriſche Formen laſſen ſich nur unter einer ſehr einſichtsvollen Leitung zweckmäßig verbinden, ſo daß jene nicht im Zwange eines nothwendigen Mechanismus erſticken, dieſe nicht für die Jugend einen Maaßſtab aufſtellen, der nur für Erwachſene berechnet iſt, oder, im entgegengeſetzten Falle, ſelbſt in bloßes Formenſpiel ausarten, wo der Jüngling leicht die Außenſeite als Hauptſache anſieht und den Ernſt ſeiner Beſtimmung über das Soldatenweſen im Kleinen vergißt. — Eine zweite Schwierigkeit betrifft die intellectuelle Bildung. Jünglinge, die 6 bis 7 Jahre in Einem Hauſe, unter denſelben Verhältniſſen, von den Elementen der allgemeinen Schulbildung an bis zu den wiſſenſchaftlichen Grundſätzen ihres männlichen Berufs, nach einem Mechanismus unterwieſen werden, fühlen gewöhnlich in den obern Claſſen Ermüdung, und blicken nicht mit friſchem Geiſte in die Begriffswelt, welche dort vor ihnen ſich öffnen ſoll; ſie bringen in dieſelben mehr die Sehnſucht nach baldigem Verlaſſen des Hauſes und nach der Officiersuniform mit, als den lebendigen Sinn für neue, tiefer begründete Erkenntniß. Auch wird in dieſen Claſſen entweder Alles auf eigentlichen militäriſchen Unterricht, der oft nur Gedächtnißwerk iſt, beſchränkt, oder der ungeduldige Jüngling macht ihn zu ſeiner Hauptſache, weil der höhere Sprach- und Sachunterricht ihm als zu ſchwer, d. i. die Denkkraft zu ſehr in Anſpruch nehmend, oder als unnütz zu ſeinem Officieravancement erſcheint. — Die dritte Schwierigkeit iſt moraliſcher Art. Die Mehrzahl der Jünglinge in dieſen Freiſchulen beſteht aus armen Knaben, oft aus Waiſen, deren erſte Erziehung nicht ſelten vernachläſſigt war, oder es den Umſtänden

nach ſein mußte. Unter ihnen regen ſich daher wenig Vorſtellungen von geiſtig=edler Bildung, die ihnen früheres Beiſpiel oder Unterricht eingeflößt haben könnten. Haben auch einige ſolche Vorſtellungen empfangen, ſo verlieren ſie ſich unter der Menge, oder ſtehen zu einzeln, um auf den Geiſt der übrigen einzuwirken; noch weniger können ſie ſelbſt durch vielſeitig edlere Anreizung von Andern erregt und erhoben werden. Mit einem Worte: in ſolchen Schulen herrſcht nicht ſelten ein beſchränkter Blick und ein gemeiner Ton, in jedem Falle aber iſt einſeitige Bildung, welche Standesvorurtheile oder Kaſtengeiſt zur Folge hat, nicht zu verkennen: daher war ſonſt der Offizier, wenn er nicht nach dem Cadettenhauſe eine höhere Lehranſtalt beſuchte, oder ſonſt in günſtigen Verhältniſſen lebte, in der formalen geiſtigen Bildung gewöhnlich hinter dem gebildeten bürgerlichen Mittelſtande zurückgeblieben. Der vieljährige, von früher Jugend an und im lange dauernden Subalterndienſte erlernte Mechanismus lähmt nämlich bei mittelmäßigen Anlagen die geiſtige Selbſtthätigkeit, auf welcher die edlere Bildung mit beruht. Jene Einſeitigkeit oder entfremdet den Krieger der bürgerlichen Welt, in welcher er gleichwohl zu den gebildeten, oder höhern Ständen gezählt wird. Aber eben dieſe Entfremdung iſt andern Theils dem neuern Heerweſen günſtig geweſen, in wie fern dieſes, von dem Volksleben, dem Zeitgeiſte und der öffentlichen Meinung geſchieden, eine todte Kraft vorſtellen ſollte, die nur durch den Geiſt und Willen des Feldherrn belebt wurde. Soll aber das Heer ein Nationalheer ſein, ſo darf die Officiersbildung nicht einſeitig, ſondern ſie muß national ſein. Sie wird dies, wenn Bürger und Officier Eine Grundbildung erhalten, wo bei jenem die gymnaſtiſche Bildung den kriegeriſchen, bei dieſem die geiſtige Bildung den zeitgemäßen Charakter annimmt. Daß übrigens Cadettenhäuſer nicht ausſchließend Feldherren oder tapfere Krieger bilden, lehrt die Geſchichte aller Völker. Rom und Griechenland kannten ſie nicht. Frankreich hat ſie eingeführt, daher ihr Name. Man hatte bereits in mehrern Reſidenzen Cadetten=Compagnien, als Ludwig XV. zuerſt im Jan. 1751 eine Ecole royale militaire für 500 junge Edelleute vom 8ten, 9ten, 10ten und 11ten Jahre an gründete. Die Grundeinrichtung derſelben iſt im Weſentlichen bei allen ähnlichen Anſtalten dieſelbe geblieben. S. Recueil d'édits, déclarations, réglemens et ordonnances du Roi, concernant l'Hôtel de l'Ecole Roy Milit. Paris, 1762. Als weſentliche Verbeſſerungen der Militärſchulen überhaupt ſehen wir folgende an: 1. wenn Vorbereitungsſchulen und Specialſchulen getrennt werden; 2. wenn jene eine rein=pädagogiſche, dieſe eine akademiſche Einrichtung erhalten, wobei der Mechanismus des Hausweſens, aber blos dieſer, militäriſche Form haben kann; 3 wenn beide in ihrem Unterrichtsplane erweitert werden, ſo daß in den Cadettenſchulen der Jüngling bis zum 16ten und 17ten Jahre auf vier oder fünf Unterrichtsſtufen alles lernt, was man Gymnaſial= oder encyclopädiſche Grundbildung nennt, mithin a) Sprachen und Sprachfertigkeiten; b) Geſchichte, Erdbeſchreibung und Literatur; c) Arithmetik und Geometrie; d) Kunſtfertigkeiten, wie Aufnehmen, Zeichnen, Reiten, Fechten, Tanzen, Schwimmen, Rudern ꝛc. überhaupt alle ſogenannten Turnübungen; e) kriegeriſche Gymnaſtik insbeſondre. Die militäriſchen Specialſchulen aber ſollten in wahre polytechniſche Schulen umgebildet werden, wie die Pariſer war ſeit

1796 (ſ. d. Journal Frankreich, vom J. 1797, St. 1.) und aus verſchiedenen Abtheilungen (Sectionen) beſtehen, nach den verſchiedenen Zweigen des auf mathematiſchen Grundkenntniſſen beruhenden Staatsdienſtes, als: a) die Section des Infanterie-Officierdienſtes; b) Section des Artillerie-; c) des Ingenieurweſens; d) des Bergbaues; e) des Straßen-, Waſſer- und Brückenbaues; f) der bürgerlichen Baukunſt; g) der Cameralwiſſenſchaft. — Hieraus würde ſich 4. folgende Verbeſſerung ergeben, daß in beide Anſtalten Jünglinge aus allen Ständen, die für den höheren Staatsdienſt ſich bilden ſollen, aufgenommen werden könnten, wo jedoch der Staat für die ärmeren und fähigen Söhne verdienter Aeltern Freiſtellen, für alle übrigen aber Koſtſtellen errichtete, und wenn unter jenen nicht gehörig zur Aufnahme-Vorbereitete ſich befänden, dieſen in irgend einer Volks-Elementarſchule, oder auch abgeſondert, den nöthigen Unterricht, bis ſie zur Aufnahme in die Cadettenſchule reif wären, angedeihen ließe. — Zu den vorzüglichſten Militärſchulen in Deutſchland gehören die öſterreichiſchen, preußiſchen, ſächſiſchen und baierſchen Cadettenhäuſer und Militärakademien. S. u. a. des Grafen von Kinsky allgem. Principien zur öffentlichen und beſondern Militärerziehung. Wiener-Neuſtadt, 1787. Die ruſſiſchen Militärerziehungsanſtalten haben unter der Leitung des berühmten Generalmajors von Klinger wichtige Verbeſſerungen erhalten.

Militärverfaſſung nennt man die Einrichtung, die ein Staat ſeinen Kräften hauptſächlich in folgenden drei Hinſichten gibt: 1. Verhältniß der Stärke zu den Kräften des Staats, 2. Grundſätze der Ergänzung, 3. allgemeine Form der Streitmittel, Disciplin ꝛc. Leider hat die Maſſe von Soldaten, welche Frankreich ſeit 1792 erſt durch das Aufgebot in Maſſe, dann durch die daraus hervorgegangne Conſcription ſeinen Gegnern entgegenſtellte, bisher faſt alle europäiſche Herrſcher genöthigt, die erſtgedachte Rückſicht ganz außer Augen zu ſetzen, und es iſt erſt jetzt möglich geworden, auf eine Einrichtung des Militäretats zu denken, wodurch die Ueberſpannung der ungeheuren Armeen — deren erhöhten Kriegsetat man überall beibehält — ſich am füglichſten mit dem Zuſtande der erſchöpften Länder vereinigen laſſe. Es hat daher die zur augenblicklichen Verſtärkung der Heere beſtimmte leichte Landwehr ſo großen Beifall gefunden, daß ſie an vielen Orten als bleibendes Inſtitut in den Staatsorganismus aufgenommen worden iſt. Unter welchen Formen man nun auch die Streitkräfte aufſtellen möge, ſo gilt doch dafür der allgemeine Grundſatz, daß jede Militärverfaſſung weſentlich nur darauf gerichtet ſein könne, die Aufſtellung einer hinlänglichen Macht gegen äußere Gefahr mit der möglichſten Schonung der innern Verhältniſſe zu vereinigen; ein Problem, das indeß bei dem jetzigen Stande der Armeen etwas ſchwierig ſein möchte, das aber der verſchiedenſten Modificationen fähig iſt. Da natürlich der verſchiedne Stand der Cultur, der häuslichen und öffentlichen Einrichtungen, ſelbſt die Landes- und Volksart verſchiedne Maßnehmungen erheiſchen — ſo haben wohl z. B. diejenigen, die als einziges Heil allgemeine unbedingte Verpflichtung zum Kriegsdienſt anpreiſen und dabei Sparta und Rom fortwährend im Munde führen, wahrſcheinlich vergeſſen, daß die Spartaner ihre Heloten, die Römer Sclaven hatten, die in des Hausherrn Abweſenheit eingeſchüchtert, wie ſie waren, auch unter dem Regimente einer Frau ihre Pflicht thaten und den Boden bebauten, ſo daß die Arme der Bürger und ihre Aufſicht zur Noth entbehrt werden konnten. Je weiter der

— wahre oder eingebildete — Bedarf an Streitmitteln das Maß deſſen überſchreitet, was der Staat eigentlich leiſten kann, deſto ſchwieriger wird auch die Feſtſtellung der Ergänzung ſein, und der Sache nach wird wie die Dinge jetzt ſtehen, die ſo grauſam geſchmähte Conſcription doch beibehalten werden, wenn auch unter verſchiedenen andern Benennungen, da die nicht minder geläſterte Werbung, bei der gegenwärtigen Stärke der Armeen, viel zu koſtſpielig und doch in keinem Falle hinreichend ſein würde. Was endlich die Formen der Militäreinrichtungen, die Disciplin ꝛc. betrifft, ſo verſteht es ſich auch bei ihnen von ſelbſt, daß nur da etwas Erſprießliches zu hoffen ſei, wo das Naturell des Volkes und ſeine Eigenthümlichkeiten berückſichtigt werden; ein ruſſiſches Heer bedarf anderer Einrichtungen und anderer Disciplinargeſetze als ein preußiſches, der Croat und Tyroler mögen nicht in Linienregimenter geſteckt ſein, obwohl dies bei jenen, Joſeph, bei dieſen, Bayern, beide zu ihrem Nachtheil, verſuchten; und da denn im Laufe der letzten fünf und zwanzig Jahre faſt kein Staat von ähnlichen — größern oder kleinern — Mißgriffen in ſeiner Militärverfaſſung ganz frei geblieben iſt, ſo können wir den Aufſatz darüber nur mit dem Wunſche ſchließen, daß ſich nicht auch hier des großen Königs Wort bewähren möge: les sottises des pères sont perdues pour leurs enfants. N.

Militärwiſſenſchaften, **Kriegswiſſenſchaften**, umfaſſen alle Kenntniſſe, die zur Führung eines Krieges erfodert werden. Es gibt davon ſchon mehrere encyclopädiſche Ueberſichten von **Cancrin**, **Auracher**, **Krug** u. A. m., die theils ſehr gelehrt, theils überladen ſind. Der Zweck dieſer Blätter erfodert nur die einfache Zuſammenſtellung des Nothwendigen mit Hinzufügung der wichtigſten literariſchen Notizen. Das Weſentliche folgt aber aus dem Begriffe der Sache ſelbſt. — **Krieg** iſt der durch Waffengewalt zu entſcheidende Streit zweier Völker, deren eines Anſprüche macht, welche von dem andern abgelehnt werden. Da hiernach jede Partei ihre Forderungen von der andern anerkannt wiſſen will, ſo hat der Krieg keinen andern Zweck, als Vernichtung des Feindes in der Art, daß dem Sieger noch ein Reſt von Kräften bleibt, um ſeinen Vortheil zu benutzen. — Da ſich jeder Staat immer in der Lage befinden muß, einen Krieg mit Nachdruck führen, ja ſich gegen die Uebermacht behaupten zu können; ſo ſind Vorbereitungen nöthig, die in ihrer Allgemeinheit zur Staatsverwaltung überhaupt gehörend, gewöhnlich unter dem Namen **Kriegsverwaltungskunſt** begriffen werden, obwohl dieſes Wort eigentlich keinen deutlichen Begriff der Sache gibt. — Wir rechnen dazu einen allgemeinen Plan zur Vertheidigung des Staates überhaupt, die darauf baſirte Organiſation der gewaffneten Macht, Feſtungsſyſteme, Dotirung der Feſtungen, Hauptdepots von Kriegsvorräthen aller Art in befeſtigten, ſchicklich gelegenen Orten in der Nähe der wahrſcheinlichen Kriegstheater u. ſ. w. Die **Heerverſorgungslehre**, ſonſt ein Hauptzweig der Kriegswiſſenſchaften, kann jetzt nur bei den Vorbereitungen genannt werden; ohne Magazine war ſonſt kein Krieg denkbar, ſeitdem von Frankreich aus das Requiſitionsſyſtem ſich über Europa verbreitet hat, rücken die zahlreichſten Armeen ohne die mindeſte Fürſorge für die Verpflegung vorwärts, und wie ſie ihren Bedarf an Lebensmitteln aus den überſchwemmten Ländern ziehen, ſo müſſen ihnen dieſe auch Bekleidungsmaterial, Beſpannung u. ſ. w. liefern. Im Kriege ſelbſt

kann ſich deshalb jetzt die Heerverſorgungslehre nur auf die regelmäßige Verſorgung mit Munition und ſolchen Streitmitteln beziehen, die man nicht überall entnehmen kann; vorbereitend tritt ſie dagegen bei der Verſorgung der etwanigen verſchanzten Läger, und Aufhäufungen von Magazinen in den Theilen des Landes auf, wo die Anwendung des Requiſitionsſyſtemes nicht Statt finden kann. — Vor der Aufzählung der Kriegswiſſenſchaften im engern Sinne mag noch des in unſern Tagen oft zur Sprache gebrachten Unterſchiedes zwiſchen Tactik und Strategie gedacht werden, obwohl ſelbſt die genaueſte theoretiſche Feſtſtellung deſſelben niemals practiſchen Nutzen gewähren wird. Wenn man unter Strategie, der Analogie des Wortes nach, überhaupt die Kunſt des Feldherrn, d. i. die Kriegsführung begreift, ſo iſt dies ganz richtig, aber eben ſo gewiß iſt es, daß ſie in dieſem Sinne nie eine Doctrin der Kriegswiſſenſchaften ſein könne. Will man ſie aber, wie häufig geſchehen, zur Theorie einer gewiſſen Art von Bewegungen machen, und auf dieſe Weiſe von der Tactik unterſcheiden; ſo iſt dies ein vollendeter Irrthum, und der geiſtreiche Verfaſſer des „Kriegs für wahre Krieger" hat ſehr Recht, wenn er ſagt: wer mit Bülow meint, daß Strategie außerhalb, Tactik innerhalb der Schußweite liege, der weiß nicht viel. — So wie der Zweck der Schlacht Sieg, der Zweck des Sieges Vernichtung des Feindes iſt, ſo wird auch durch die Tactik der Sieg, durch die Strategie der allgemeine Kriegszweck erreicht, und jene verhält ſich zu dieſer wie das Specielle zum Allgemeinen, das Niedere zum Höhern. In Gemäßheit dieſes Unterſchiedes bekommt denn auch das beliebte, oft gemißbrauchte Adjectiv ſtrategiſch Bedeutung. — Nach dieſen vorausgeſchickten Bemerkungen wird die folgende Aufzählung der eigentlichen Kriegswiſſenſchaften (mit Ausſchluß der Vorbereitungswiſſenſchaften) vollkommen deutlich ſein. 1. Tactik, d. i. die Lehre von der Ausbildung, Aufſtellung und Benutzung der Truppen zum Gefechte. Sie zerfällt a) in die Waffenlehre. Hierher gehört die Lehre vom Geſchütz — Artillerie — (Scharnhorſts, Rouvroys und Deckers Lehrbücher) von dem kleinen Feuer (Seydel) und von den blanken Waffen. Wer ſich dem Artilleriedienſte widmet, muß natürlich die erſtere vorzugsweiſe in allen ihren Theilen ſtudiren, deren Angabe hier zu weit führen würde; für den Officier der übrigen Waffen reichen die Kenntniſſe von der Einrichtung und dem Gebrauche der Geſchütze hin (Scharnhorſts Handbuch, 1 Theil); b) in die niedere oder Elementar-Tactik. Sie handelt von der Ausbildung des Soldaten und den Evolutionen, und wird durch die bei jeder Armee vorhandenen Reglements beſtimmt; c) in die eigentliche Tactik, d. i. die Lehre von der Aufſtellung und Anwendung der Truppen im Gefechte, vom Gebrauche der verſchiedenen Waffengattungen. Es läßt ſich damit bequem die Lehre von der Auswahl und Anordnung der Läger, Caſtrametation, (Müllers hinterl. Schriften, 1. Band) verbinden, obwohl ſie ſeit Einführung des Requiſitionsſyſtemes faſt ganz außer Anwendung gekommen; auch ſchließt ſich die Pontonierwiſſenſchaft gewiſſermaßen hier an, in ſo fern ſie nicht Hauptſtudium für den iſt, der dieſen Dienſt wählt. (Hoyers Handbuch der Pont. Wiſſenſch.) — Zu bemerken iſt noch, daß Einige auch eine höhere Tactik angenommen haben, die aber mit der Kriegsführung faſt gleich iſt. 2. Terrainlehre: Lehre von der richtigen Erkenntniß und zweckmäßigen Benutzung

der Erdoberfläche bei Kriegsoperationen. Obwohl die jetzige Tactik ſie gar ſehr in den Hintergrund ſtellt, während das Terrain bei der ſonſtigen Fechtart in langen zuſammenhängenden Linien eine Hauptrolle ſpielte, ſo kann ſie doch nicht ganz entbehrt werden. Man hat vordem große Spielereien damit getrieben, und gleichſam jeden Maulwurfshaufen durch das Mikroſcop betrachtet. Das Recognosciren von Gegenden iſt darauf begründet, das Aufnehmen (Geodäſie) und Planzeichnen innig damit verbunden. (Müllers nachgel. Schriften 2. Theil, Lehmanns Lehre der Situationszeichnung.) 3. Kriegsbaukunſt oder Fortification, worin gelehrt wird, irgend einen Punct durch künſtliche Hülfsmittel ſo zu befeſtigen, daß ſich darin Wenige mit Vortheil gegen Viele vertheidigen können. Sie zerfällt: a) in die Lehre vom Baue eigentlicher Feſtungen (fortification permanente oder royale). Hier wird eben ſo der Entwurf des Grundriſſes (tracé) als die Conſtruction der Werke (Profil), die Anwendung der beſten Baumaterialien, und die Einrichtung der in den Feſtungen nöthigen Militärgebäude gelehrt (Montalembert, Struenſee, Bousmard u. ſ. w.; brauchbares Handbuch, Hoyers Lehrbuch der Kriegsbaukunſt, 1. Theil); b) die Lehre vom Angriffe und der Vertheidiguug feſter Plätze (attaque et défense des places), deren Name ſchon die Sache hinlänglich bezeichnet (Aſters Feſtungskrieg, Hoyers Lehrbuch, 2. Theil; Carnots überſchätztes Buch kann nicht als Lehrbuch betrachtet werden); c) in die Feldbefeſtigungskunſt (fortification passagère), die Lehre von der Erbauung, dem Angriffe und der Vertheidigung der Feldſchanzen, welche nur zu vorübergehendem Gebrauche beſtimmt, nicht ſo dauerhaft conſtruirt ſind, als die eigentlichen Feſtungen. Wir nennen ſie abſichtlich zuletzt, weil wir überzeugt ſind, daß der, welcher ſie ſtudiren will, nothwendig hinlängliche Kenntniſſe, wenn auch nur von den allgemeinen Grundſätzen, der permanenten Befeſtigung haben müſſe (Gaudi, Reiche, Scharnhorſts Handbuch, 2. Theil). — Hülfswiſſenſchaften giebt es gar viele von verſchiedener Wichtigkeit; man muß jetzt ſogar die in unſerer Zeit wiſſenſchaftlich behandelten körperlichen Uebungen dazu rechnen. Als unentbehrlich nennen wir die Mathematik, nicht minder nöthig iſt die Statiſtik und ſogenannte Militär-Geographie, in ſo fern ſie ſich auf die Kenntniß der Straßen u. ſ. w. beſchränkt; ſonſt iſt damit auch viel Spielerei getrieben worden. Vor allen aber kann das Studium der Kriegsgeſchichte nicht genug empfohlen werden; denn nicht allein, daß man durch ſie bei richtiger Methode des Studiums die verſchiedenen Kriegstheater, das Eigenthümliche der Armeen und die Urſachen kennen lernt, aus welchen dieſe Unternehmung ſcheiterte, jene gelang, ſo nährt ſie auch, wie Friedrich der Große ſo wahr ſagt, die Einbildungskraft, und gewährt einen Vorrath von Ideen, — nicht zu gedenken, welchen Eindruck ſie auf empfängliche ehrliebende Gemüther machen muß. (Unſere Literatur iſt an guten militäriſchen Werken noch arm; vor allen ſind zu nennen Tempelhofs Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges, des Erzherzogs Carl Geſchichte des Feldzuges von 1796 in Deutſchland, Stutterheims Geſchichte des Feldzuges von 1809, Müfflings Geſchichte des Feldzuges von 1815). — So weit das, was der Soldat lernen kann; denn wenn der Feldherr auch alle dieſe Kenntniſſe nicht füglich entbehren kann, ſo wird er durch ſie noch lange nicht,

was er ſein ſoll; denn ſein Beruf, die eigentliche **Kriegsführung**, die weder gelehrt noch gelernt werden kann, ſondern ihre Baſis in der Gemüthskraft und dem ſchnellen Urtheile hat, ſteht als Kunſt ſo hoch über jenen Wiſſenſchaften, als der Geiſt in Rafaels Werken über der Lehre von der Perſpective; aber ſie unterſcheidet ſich dadurch ſo weſentlich von allen übrigen Künſten, daß ſie aufs äußerſte durch die Zeit bedingt iſt, daß bei ihr für das Gelingen nur ein günſtiger Moment exiſtirt, in welchem ſich Conception und Ausführung vereinigen müſſen, während allen übrigen Muße zu Verſuchen bleibt, deren Mißlingen den Künſtler nicht vernichtet. Es ſind darüber zwar unter vielen ſchlechten einige gute Werke erſchienen (Erzherzog Carls Grundſätze der Strategie; Jomini iſt durchaus einſeitig), doch ſcheint uns, als ob ſie nur wenige ganz einfache Grundſätze anerkennen könne; ihre richtige Beurtheilung und Anwendung auf die verwickeltſten Fälle hängt dann von der Genialität des Feldherrn ab. Hätte Friedrich der Große in der Nacht vor der Schlacht bei Liegnitz nicht aus der Fülle ſeines eignen großen Geiſtes ſchöpfen können, ihn hätten ganze Folianten voll Regeln und Axiome nicht vom Untergange gerettet. Die modernen Strategen, dieſe Nachtreter Bülows, welche den Krieg **auf dem Papiere** nach Winkeln und Linien führen, und die Thatkraft des Genies mit dem Winkelmeſſer erſchwingen wollen, zeigen daher nur, daß ſie das Weſen des Krieges niemals begriffen haben. — Daß eine Lehre vom Entwerfen der Operationsplane — die ſogenannte Kriegsdialectik, nicht exiſtiren könne, geht wohl aus dem Geſagten deutlich hervor.

Miliz, eigentlich Kriegsweſen, Mannſchaft, dann Land- oder Bürgerſoldaten, eine auf den Fall eines Krieges im voraus veranſtaltete, nach dem Kriege wieder zu entlaſſende Volksbewaffnung (Landwehr).

Miller (Johann Martin), wurde zu Ulm am 2. December 1750 geboren. Sein Vater war daſelbſt Prediger am Münſter und Profeſſor der orientaliſchen Sprachen am Gymnaſium. Unſer Miller ging im J. 1770 nach Göttingen, um ſich der Theologie zu widmen, wozu er durch die Unterweiſung ſeines Vaters gut vorbereitet war. In Göttingen gehörte er zu dem herrlichen Freundes- und Dichterbunde, den mit ihm **Bürger**, **Boie**, **Hahn**, **Hölty**, **Leiſewitz**, die Brüder **Stolberg**, **Voß** u. ſ. w. bildeten. Von Göttingen ging Miller auf ein halbes Jahr nach Leipzig. Dann kehrte er im J. 1775 nach Ulm zurück, und brachte dort fünf Jahre als Candidat und Vicar der obern Claſſe des Gymnaſiums zu. Im J. 1780 wurde er Pfarrer zu Jungingen bei Ulm; im folgenden Jahre wurde ihm die Profeſſur des Naturrechts am Gymnaſium zu Ulm aufgetragen, die er aber ſehr bald mit der ihm angemeſſenern Profeſſur der griechiſchen Sprache vertauſchte. Anſtatt derſelben erhielt er 1797 die Profeſſur der katechetiſchen Theologie, nachdem er ſchon 1783 Prediger am Münſter geworden war. Die nachmaligen politiſchen Veränderungen ſeiner Vaterſtadt im J. 1803 veränderten auch ſeine Verhältniſſe. Der König von Würtemberg übertrug ihm 1810 das Decanat Ulm und ertheilte ihm den Charakter eines geiſtlichen Raths. Als ſolcher ſtarb er zu Ulm am 21. Junius 1814. — Miller gehört zu den wenigen Schriftſtellern Deutſchlands, die einen ſehr großen, faſt auf alle Stände wirkenden Einfluß hatten. Er hat zugleich als **Romanenſchrift-**

ſteller, als Liederdichter und als Kanzelredner gewirkt. Seine Romane: Beitrag zur Geſchichte der Zärtlichkeit; Briefwechſel dreier akademiſchen Freunde, Geſchichte Carls von Burgheim und Emiliens von Roſenau; Geſchichte Gottfried Walthers, eines Tiſchlers, und vor allen Siegwart, haben ihn am meiſten, ſelbſt im Auslande bekannt gemacht. Der unterſcheidende Charakter ſeiner Romane iſt keuſche, tugendhafte, faſt überſinnliche Liebe, oft mit einer religiöſen Tinctur, die lauterſte Moral, einfache und doch hinreißende Darſtellung, und ein leichter natürlicher Styl. Die Vorwürfe, die man ihnen macht, ſind eine ungehörige Wortfülle, einſeitige Welterfahrung, flache Charakterſchilderung, Einförmigkeit in den Beſchreibungen, beſonders aber ſchwärmeriſche weichliche, weinerliche, zuweilen andächtelnde Empfindſamkeit bei einer gewiſſen matten Traurigkeit. Indeſſen ſind dieſe Fehler nicht hinderlich geweſen, ihnen überall bei der Leſewelt Eingang und Bewunderung zu verſchaffen. Siegwart inſonderheit hat in der Denk- und Empfindungsweiſe eines großen Theils unſerer Nation, am meiſten des weiblichen, ganz eigentlich Epoche gemacht. In dieſer Rückſicht kann er vollkommen mit Werthers Leiden verglichen werden, ohne beide Werke deswegen auch in Anſehung des poetiſchen Werthes gleichſtellen zu wollen. Die ſogenannte Siegwartſche oder empfindſame Periode iſt zwar längſt ſchon vorübergegangen, aber ihre Wirkungen waren noch lange nachher, ſowohl in der literariſchen, als in der gewöhnlichen Welt, bemerkbar. Die Ausdrücke: Siegwartſche Liebe, ſiegwartiſiren, ſind noch jetzt verſtändlich. Auch Siegwart erweckte ein Heer von Nachahmern, denen es eben ſo, wie gewöhnlich allen Nachahmern, ging. Was in Millers Schriften Empfindſamkeit im beſſern Sinne war, wurde bei dieſen kalte und läppiſche Empfindelei. Und gerade aus dieſer Entartung der Manier, die ſo viel Verführeriſches und Einſchmeichelndes hat, iſt es zu erklären, daß jene Periode nicht von längerer Dauer war. — Ausgezeichneter iſt Miller als lyriſcher Dichter. Seine Elegien und Lieder ſind größtentheils in einem Tone ſanfter Frömmigkeit und zarter Liebe gehalten, und haben ſich dadurch eben ſowohl, als durch Natürlichkeit, Leichtigkeit und Wärme, durch Gefälligkeit der Verſification und Sprache empfohlen. Mehrere derſelben ſind Volkslieder geworden. Dahin gehören namentlich das Trinklied: „Bei Nektar und Ambroſia u. ſ. w." Klagelied eines Bauern: „Das ganze Dorf verſammelt ſich u. ſ. w." Lob der Alten: „Es leben die Alten u. ſ. w." Abſchiedslied: „Traurig ſehen wir uns an u. ſ. w." — Millers Predigten athmen den Geiſt und das Gefühl echter Religioſität und Sittlichkeit; ſie unterſcheiden ſich durch eine gemeinfaßliche Beredſamkeit, und durch eine einfache, würdige Sprache. Miller war ein edler, liebenswürdiger, anſpruchsloſer Mann, der bei einem großen Hange zur Gemächlichkeit, doch immer gemeinnützig zu werden ſtrebte. In den Zeitgenoſſen, St. XIII., befindet ſich eine ſehr gute Biographie und Charakteriſtik Millers. DH.

Millin (Aubin Louis), Profeſſor der Alterthümer zu Paris, Mitglied der Akademie der Inſchriften und der Ehrenlegion, wurde nach dem Tode des berühmten Abbé Barthélemy Aufſeher (Conſervateur) des reichen Antiken- und Medaillen-Cabinets der kaiſerlichen, jetzt königlichen Bibliothek. Er war einer der gelehrteſten und geſchmackvollſten Archäologen Frankreichs. Um uns hat er das Verdienſt, unſere Gründlichkeit ſeinen

Landsleuten bekannter gemacht zu haben; theils durch ſein ſchätzbares Journal: Magazin encyclopédique, theils durch ſein Dictionnaire des beaux arts, durch die verbeſſerte Ausgabe des Dictionnaire de la fable von Chompré und durch ſeine Monuments antiques inédits ou nouvellement expliqués. Neue Verdienſte um die Archäologie hat er ſich erworben durch ſeine Peintures des vases antiques, ſeine Galerie mythologique, 2 Voll. 1811. Paris, und ſeine Beſchreibung mehrerer Münzen und Medaillen. Durch dieſe Schriften ſowohl, als durch ſeine Vorleſungen, deren Beſuchen zum guten Ton gehörte, hat er den Geſchmack an der ſchönen Kunſt des Alterthums in Paris gar ſehr befördert. Um die Kunſtgeſchichte ſeines Vaterlandes hat er ſich durch ſeine Voyage dans les départemens du midi de la France, durch ſeine Histoire métallique de la révolution française und Histoire métallique de l'Empereur Napoléon bedeutende Verdienſte erworben. Mehrere kleine Lehrbücher über das Studium der Antike, Münzkunde, Gemmenkunde, Mythologie, bieten eine leichte und angenehme Ueberſicht dieſer Zweige der Kunſt und Wiſſenſchaft dar. Zwar dürften wir Deutſche in den meiſten dieſer Werke wenig Neues und Unbekanntes finden, allein man lieſt auch das Bekannte gern bei ihm wieder. Als Aufſeher des Antikencabinets hat er eine zweckmäßige Anordnung der Münzen nach den Ländern, Städten und Regenten gemacht, wobei ihm Eckhels doctrina nummorum veterum zum Führer diente. Seiner Gefälligkeit, womit er ſtets bereit war, auch Fremden die ſeiner Aufſicht anvertrauten Schätze zu zeigen, gedenken alle Reiſenden mit Ruhm. In Frankreich ſelbſt aber war man nicht ſehr nachſichtig gegen ihn; man tadelte ſeinen Styl, worin er, da er ſchnell arbeitete, gewöhnlich nachläſſig war; daher hatten auch ſeine Werke in Frankreich nur mittelmäßigen Abſatz. Das Magazin encyclopédique hat er beinahe 20 Jahre ohne den geringſten Ertrag herausgegeben. Der Verleger bezahlte blos die Druckkoſten. In ſeinen letzten Jahren ließ Millin ſeine Werke auf eigene Koſten drucken, und beſorgte ſelbſt den Abſatz derſelben. Da ſie größtentheils mit illuminirten Kupfern verſehen waren, ſo ließ er alles in ſeinem Zimmer wie in einer Werkſtatt betreiben. Durch Bosheit oder Zufall verbrannten ihm faſt alle ſeine Sammlungen in ſeiner pariſer Wohnung, als er auf einer Reiſe nach Italien begriffen war. Dieſe iſt ſein letztes unvollendet gebliebenes Werk. Er ſtarb den 14. Auguſt 1818 zu Paris im 60ſten Jahre ſeines Alters. Er war immer unverheirathet geblieben. Da er Urſache hatte, mit ſeinen Verwandten unzufrieden zu ſein, ſo vermachte er ſein Vermögen ſeiner Freundin, der Gräfin de Laſſolais. Sein letzter Wille (Paris den 27. November 1817) enthält ſein ſittlich religiöſes Glaubensbekenntniß. Mehr über ihn ſ. im 15ten Hefte der Zeitgenoſſen.

Millot (Claude-François-Xavier), ein ausgezeichneter franzöſiſcher Schriftſteller, Mitglied der franzöſiſchen Akademie, war 1726 zu Beſançon geboren und einige Zeit Jeſuit. Er hatte ſich der Kanzel gewidmet und fuhr zu predigen fort, auch nachdem er aus der Geſellſchaft getreten war, bis ihn die Schwäche ſeiner Bruſt und ſeine Aengſtlichkeit bewogen, darauf Verzicht zu leiſten. Der Marquis Felino, Miniſter von Parma, hatte einen Lehrſtuhl der Geſchichte zum Unterrichte junger Edelleute gegründet

und beſetzte ihn auf Empfehlung des Duc de Nivernois mit dem Abbé Millot. Später kehrte dieſer nach Frankreich zurück, und wurde zum Lehrer des Duc d'Enghien ernannt; in dieſem Poſten ſtarb er 1785. Millot war in der Geſellſchaft kalt und zurückgezogen, aber was er ſagte, war klug und geiſtreich. D'Alembert erklärt ihn für denjenigen unter allen ſeinen Bekannten, der die wenigſten Vorurtheile gehabt, und die wenigſten Anſprüche gemacht habe. Man hat von ihm verſchiedene, in einem reinen eleganten und natürlichen Styl geſchriebene Werke. Die wichtigſten darunter ſind: 1. Elémens de l'histoire de France, depuis Clovis jusqu'à Louis XV., 3 Bände; 2. Elémens de l'histoire d'Angletterre, depuis son origine sous les Romains jusqu'à George II. 3 Bände; 3. Elémens de l'histoire universelle, 9 Bände, (auch deutſch unter dem Titel: des Abbé Millots Univerſalhiſtorie, aus dem Franzöſiſchen mit Zuſätzen und Berichtigungen von W. E. Chriſtiani, 11 Theile 1777—1789); 4. L'histoire des Troubadours, 3 Bände. Dieſes nach den Handſchriften von Sainte-Palaye gearbeitete Werk iſt eine Hauptquelle für die Geſchichte der Troubadouren; 5. Mémoires politiques et militaires pour servir à l'histoire de Louis XIV. et de Louis XV.; 6. Histoire philosophique de l'homme. — Die als ein nachgelaßnes Werk von ihm 1807 unter ſeinem Namen erſchienenen Elémens de l'histoire d'Allemagne ſind untergeſchoben.

Milo von Crotona, ein Schüler des Pythagoras und einer der berühmteſten griechiſchen Athleten, welcher ſechsmal in den olympiſchen Spielen den Sieg davon trug. Von ſeiner außerordentlichen Stärke werden mehrere Beiſpiele angeführt. Einſt wollte der Tempel, in welchem Pythagoras lehrte, einſtürzen. Milo ergriff die Hauptſäule, und verhinderte dadurch den Einſturz ſo lange, bis alle Anweſenden ſich gerettet hatten. Einen Stier trug er auf ſeinen Schultern zum Opfer und tödtete ihn mit einem Fauſtſchlage. Aber ſeine Stärke wurde auch die Urſache ſeines Todes. Er ſah in einem Walde einen ſtarken Baumſtamm, den man mit Keilen vergebens zu ſpalten verſucht hatte. Er wollte ihn aus einander brechen, allein ſeine Kräfte verſagten ihm; die Keile, welche den Spalt aus einander hielten, waren herausgefallen, und ſo blieb er mit den Händen eingeklemmt. Da ihm Niemand zu Hülfe kam, ſo wurde er eine Beute der wilden Thiere, die ihn zerriſſen.

Miloradowitſch (Graf), ein ausgezeichneter, auch in Deutſchland ſehr bekannt gewordener ruſſiſcher General. Er focht zuerſt 1789 gegen die Türken, und ſpäter gegen die Polen. Im Feldzuge von 1799 befehligte er unter Suworow, der ihm ſehr gewogen war, die Vorhut der ruſſiſchen Armee. In der unglücklichen Schlacht von Auſterlitz commandirte er eine Diviſion. In dem Feldzuge von 1812 ſtand er abermals an der Spitze der Avantgarde, und in dieſer Eigenſchaft erhielt er am 11. October von Murat einen Beſuch, der zur Abſicht hatte, Friedensunterhandlungen einzuleiten. Er verſicherte dieſen aber, daß für die Ruſſen jetzt erſt der Feldzug anfangen ſolle. — Bei der Schlacht von Lützen, am 2. Mai 1813, commandirte er die Reſerve, und es wurden ihm vom Publicum, doch wahrſcheinlich ohne Grund, Vorwürfe darüber gemacht, daß er am Schlachttage erſt Morgens 10 Uhr von Altenburg aufbrach und ſich auf die linke Flanke der vereinigten Armee zog, wo er zu der Entſcheidung des blutigen Kampfes nichts mehr

wirken konnte. — In der Schlacht von Culm trug er dagegen viel zu der Vernichtung Vandamme's bei, und in der Schlacht von Leipzig commandirte er die ruſſiſchen und preußiſchen Reſerven.

Miltiades. Dieſer berühmte athenienſiſche Feldherr, welcher um das Jahr 500 vor Chr. Geb. lebte, hatte bereits eine athenienſiſche Colonie glücklich nach dem Cherſones geführt und verſchiedene Inſeln im Archipelagus ſeinem Vaterlande unterworfen, als Darius an der Spitze eines furchtbaren Heeres zur Unterjochung Griechenlands heranzog. Er, Ariſtides und Themiſtokles feuerten die vor der Uebermacht des Feindes zagenden Athenienſer zur Gegenwehr an. Jeder der zehn Stämme ſtellte 1000 Mann unter einem Anführer. Dieſes kleine Heer rückte in die Ebene von **Marathon**, wo 1000 Mann Fußvolk, welche Platäa als Bundesgenoſſin abgeſchickt hatte, dazu ſtießen. Miltiades rieth zum augenblicklichen Angriff. Ariſtides und einige andere Anführer unterſtützten ihn; andere dagegen wollten die Hülfstruppen der Lacedämonier erwarten. Der Oberfeldherr (Polemarch) Callimachus trat des Miltiades Gründen bei und ſo wurde der Angriff beſchloſſen. Der Oberbefehl, welcher unter den Feldherren wechſelte, wurde von allen dem Miltiades überlaſſen, der jedoch keinen Gebrauch davon machte, ſondern den Tag abwartete, der ihn geſetzmäßig an die Spitze des Heeres rief. Sobald dieſer erſchien, ſtellte er ſeine Truppen an den Fuß eines Berges in einem mit Bäumen beſetzten Felde, welche die Reiterei aufhalten ſollten, in Schlachtordnung. Die Platäer ſtanden auf dem linken Flügel, Callimachus commandirte den rechten, Ariſtides und Themiſtokles das Mitteltreffen. Miltiades befand ſich allenthalben, wo ſeine Gegenwart nöthig war. In vollem Laufe griffen die Griechen an; die Perſer widerſtanden mit Ruhe aber Hartnäckigkeit, bis nach einem mehrſtündigen Kampfe ihre beiden Flügel wichen. Im Mittelpuncte aber befand ſich Datis, der perſiſche Feldherr, ſelbſt mit ſeinen beſten Truppen, und bedrängte Ariſtides und Themiſtokles hart, als er, von den Griechen auch im Rücken angegriffen, ſeine Vortheile aufzugeben gezwungen wurde. Jetzt ward die Niederlage allgemein. Was dem Schwerte entrann, mußte ſich auf die Flotte flüchten, welche den Griechen zum Theil auch in die Hände fiel. Die Perſer verloren 6,400, die Athenienſer 192 Mann; Miltiades ſelbſt war verwundet. So glorreich dieſer Sieg war, ſo hätte er doch ohne die Thätigkeit des Miltiades Athen in Unglück bringen können. Datis wollte auf ſeinem Rückzuge Athen ſelbſt überfallen, und ſchon umſegelte ſeine Flotte das Vorgebirge Sunium, als Miltiades Nachricht davon erhielt, ſich mit dem Heere ſogleich auf den Weg machte, und noch zur rechten Zeit unter den Mauern der Stadt ankam, um durch ſeine Gegenwart den Entwurf des Feindes zu vernichten und ihn zur Rückkehr nach den Küſten Aſiens zu zwingen. So ſehr Miltiades nach ſeiner Rückkehr von den Athenienſern geehrt wurde, ſo bald ward er auch der Gegenſtand des Neides. Seine Feinde ſtellten vor, er könne leicht in Verſuchung kommen, ſich der oberſten Gewalt zu bemächtigen. Eine unglückliche Unternehmung, deren Urheber er war, erleichterte ihren Sieg. Er hatte nämlich in einer Volksverſammlung verlangt, ihm eine wohl ausgerüſtete Flotte von 70 Schiffen anzuvertrauen und verſprochen, mit ſelbiger die Athenienſer in den Beſitz großer Reichthümer und Vortheile zu ſetzen. Vermuthlich war ſeine Abſicht, die perſiſchen Küſtenſtädte zu plündern und die Inſeln des ägäiſchen Meers, die es mit den Perſern ge-

halten hatten, zu beſtrafen. Sein erſter Angriff war auf Paros, wo er aber ſo tapfern Widerſtand fand, daß er unverrichteter Sache zurückkehren mußte. Er wurde vor der Volksverſammlung der Beſtechung mit perſiſchem Gelde, nach Andern einer Geldentwendung angeklagt, und da er ſich, wegen einer auf Paros erhaltenen Wunde, nicht vertheidigen konnte, verurtheilt, in den Graben geworfen zu werden, wo man die Miſſethäter umkommen ließ. Die Obrigkeit verwandelte die Todesſtrafe in eine Geldbuße von 50 Talenten, und ließ ihn, da er ſie nicht bezahlen konnte, ins Gefängniß ſetzen, wo er an ſeiner Wunde ſtarb. So lohnte Athen ſeinem Erretter.

Milton (John), der große engliſche Dichter, war den 9. December 1603 zu London geboren und der Sohn eines Notars. Nachdem er einige Zeit theils von Privatlehrern, theils auf der St. Paulsſchule unterrichtet worden, bezog er das Chriſt-College zu Cambridge (1624), wo er 1628 die gewöhnlichen Grade eines Baccalaureus und Magiſter annahm, und ſich durch ſeine großen Fortſchritte in den Wiſſenſchaften, ſo wie durch verſchiedene poetiſche Verſuche in lateiniſcher Sprache vortheilhaft auszeichnete. Er hielt ſich darauf mehrere Jahre bei ſeinem Vater auf, der jetzt auf ſeinem Landgute Horton bei Colebrook in Buckinghamſhire lebte. Im J. 1634 ſchrieb er the Mask of Comus, eine Farce, welcher die Auszeichnung widerfuhr, von den Kindern des Grafen von Bridgewater, Lord-Präſidenten von Walis, zu Ludlow Caſtle in Shropſhire aufgeführt zu werden. Sein nächſtes Product war Lycidas, eine Monodie auf den Tod ſeines Freundes E. King. J. J. 1638 erhielt er von ſeinem Vater Erlaubniß, auf Reiſen zu gehn. Er begab ſich nach einem kurzen Aufenthalte zu Paris, wo er den berühmten Grotius beſuchte, nach Italien, einem Lande, deſſen Literatur er mit großem Fleiße ſtudirt hatte, wie verſchiedene ſeiner Jugendgedichte, die in italieniſcher Sprache abgefaßt ſind, beweiſen. Er wurde überall mit großer Achtung aufgenommen und machte mit den größten Männern damaliger Zeit, z. B. mit Galilei, den er im Inquiſitionsgefängniſſe zu Rom beſuchte, Bekanntſchaft. Von Neapel wollte er nach Sicilien und Griechenland überſetzen; allein die Nachricht von den in ſeinem Vaterlande ausgebrochnen Unruhen änderte ſeinen Entſchluß, und veranlaßte ihn, nach einer funfzehnmonatlichen Abweſenheit nach England zurückzukehren. Er brachte nun ſeine übrige Lebenszeit in London zu. Nachdem er ſich einige Zeit mit der Erziehung ſeiner Schweſterſöhne beſchäftigt hatte, nahm er an den ausgebrochenen Religionsſtreitigkeiten Theil und gab 1641 fünf Abhandlungen concerning the church government heraus. Im J. 1644 ſchrieb er Areopagitica, a speech for the liberty of unlicensed printing. Im folgenden Jahre wurden ſeine juvenile Poems zu London gedruckt, worin man die ſchönen Stücke l'Allegro und il Penseroso findet, in denen er die verſchiedenen Geſichtspuncte, aus denen der Fröhliche und der Schwermüthige die Dinge in der Welt anſehen, treffend angibt. Nach der Hinrichtung des Königs erſchienen ſeine Remarks on the articles of peace between Ormond and the Irish rebels, und ſein *Εικονοκλαστης*. Durch dieſe und mehrere andere in gleichem Geiſte geſchriebene Werke machte er ſich bei den Republikanern ſo beliebt, daß er von Cromwell zum lateiniſchen Secretär des Staatsraths ernannt wurde. Im J. 1651 ſchrieb er ſeine berüchtigte Defensio pro populo Anglicano gegen die 1649 von Salmaſius herausgegebene Defensio regis, wofür er vom Parlamente eine Belohnung von

1000 Pfund erhielt. Durch ſein unabläſſiges Studiren, verbunden mit dem Kopfweh, woran er von Jugend auf gelitten hatte, wurde er um dieſe Zeit völlig ſeines Geſichts beraubt. Dadurch ließ er ſich indeſſen weder an der Verwaltung ſeines Amtes, noch an ſeinen literariſchen Beſchäftigungen hindern. Im J. 1654 gab er ſeine Defensio secunda und im folgenden Jahre ſeine Defensio pro se heraus. Im J. 1659 ſchrieb er einen Tractat von der bürgerlichen Gewalt in Kirchenſachen und Considerations touching the likeliest means of removing hirelings out of the church. Am Ende des Jahrs 1659, da ſchon Richard Cromwell ſein Protectorat niedergelegt hatte, ließ er einen Brief upon the model of commonwealth und wenige Monate vor der Reſtauration ſeinen ready and easy way to establish a free commonwealth drucken. Daß er bei Carls II. Rückkehr ſeinen Secretariatspoſten verloren, wird man leicht errathen. Er verbarg ſich, bis die Vergeſſenheitsacte, in die er wider Vermuthen begriffen wurde, ungeachtet ſeine Defensio pro populo Anglicano von Henkershand verbrannt worden war, ihm erlaubte, ſich wieder öffentlich zu zeigen. Im J. 1665 vollendete er ſeine berühmte und erhabene Epopee, the Paradise lost (das verlorne Paradies, deutſch von Bodmer, Zürich 1780, Zachariä 1760, Bürde, Berlin 1793, 2 Thle. 8., und Pries; franzöſiſch von Delille). In der erſten Ausgabe von 1667 erſchienen nur zehn, in der zweiten von 1674 zwölf Bücher. Das Honorar des Verfaſſers betrug zehn Pfund. Ueberhaupt erregte dies Meiſterſtück der engliſchen Poeſie bei ſeiner erſten Erſcheinung wenig Aufmerkſamkeit. Erſt nachdem Addiſon die Schönheiten deſſelben in ſeinem Zuſchauer zergliedert hatte, fing die Nation an, ſich näher damit bekannt zu machen. Im J. 1670 gab der Dichter eine Geſchichte von England heraus, die jedoch nur bis auf die normanniſche Invaſion reicht. Im J. 1671 erſchien ſein zweites Epos, Paradise regained (das wiedergefundene Paradies), welches dem erſtern nachſteht, und ſein Samson Agonistes, ein im Geſchmack der Alten geſchriebenes Trauerſpiel. Im J. 1672 ließ er eine Logik und 1673 ſeine Discourses of true religion drucken, worauf er den 10. Nov. 1674 zu London ſtarb. In neuern Zeiten iſt ihm in der Weſtminſterabtei ein Denkmal errichtet worden. — Milton lebte ſehr mäßig und hatte einen natürlichen Abſcheu gegen ſtarke Getränke. Seine Vergnügungen beſtanden größtentheils in der Unterhaltung mit ſeinen Freunden und der Beſchäftigung mit Muſik, worin er es zu einiger Vollkommenheit gebracht hatte. Seine Kenntniſſe waren ſehr ausgebreitet. Er verſtand die hebräiſche, griechiſche, lateiniſche, franzöſiſche, italieniſche und ſpaniſche Sprache. Von den Dichtern ſeiner Nation ſchätzte er am meiſten Spenſer, Shakſpeare und Cowley. Nachdem er blind geworden war, unterrichtete er ſeine Töchter in den drei erſten der genannten Sprachen, damit ſie ihm bei ſeinen gelehrten Beſchäftigungen hülfreiche Hand leiſten möchten. Uebrigens war er ein offener, redlicher Mann, von ſchneller Faſſungskraft, mit treffendem Witze und ſcharfem Urtheil verſehen. Verheirathet hatte er ſich dreimal. Seine ſämmtlichen poetiſchen Werke findet man in Johnſons Sammlung, desgleichen bei Bell und Anderſon. Commentirt haben ihn Bentley, Newton, Pearce, die beiden Richardſon und Th. Warton.

Milz, ein an der linken Seite des Magens, in dem Raume, welchen die falſchen Rippen der linken Seite umſchließen, liegendes Eingeweide, welches ungefähr um fünf Theile kleiner als die Leber,

von länglich runder Form iſt, und deſſen Gewicht, nach Verhältniß des Alters des Menſchen, von 6 bis 15 Unzen beträgt. Ihre äußere Fläche iſt gewölbt und dem Zwergfell (Zwergmuskel) zugekehrt, die innere Fläche flach ausgehöhlt und dem Magen zugewandt. Sie iſt mit der Bauchhaut gänzlich umgeben, die durch verſchiedene Verdoppelungen Bänder bildet, mit denen das obere Ende der Milz an den Zwergmuskeln, und die innere Fläche an dem Magen befeſtigt iſt. Das Innere der Milz beſteht aus einem ſo blutreichen Gewebe, daß es blauroth durch die ſehr zarten Häute durchſchimmert. Zwiſchen dem zelligen Gewebe der Milz laufen die Zweige der Blutgefäße, deren Aeſtchen ſich ſelbſt in die Zellen zu öffnen ſcheinen. In die Milz geht eine nach Verhältniß anderer Eingeweide ſehr ſtarke Schlagader, die noch vor ihrem Eingang ſich in mehrere Aeſte abtheilt, welche an der innern Fläche in die Subſtanz der Milz eindringen und ſich hier auf das vielfachſte veräſteln. Die das Blut zurückführende Milzvene iſt viel ſtärker als die Arterie, im Verhältniß wie 1 zu 5; ſie ſetzt durch ihre Verbindung mit der Gekrösader den Stamm der Pfortader zuſammen, welche ſich in die Leber zur Bereitung der Galle begibt. Von der Milzarterie gehen auch mehrere Aeſte zu dem Magen, die ſogenannten kurzen Blutgefäße (vasa brevia), und verſorgen dieſen mit Blut (ſ. Magen). Außer der Zeit der Verdauung iſt die Milz ſchlaff und weniger mit Blut angefüllt; wahrſcheinlich geht alsdann durch die kurzen Gefäße mehr Blut zu dem Magen, um häufigern Magenſaft zum Vorrath abzuſondern. Iſt der Magen mit Speiſen angefüllt, ſo ſtrömt das Blut in größerer Menge nach der Milz, und dehnt ſie ſo aus, daß ſie geſpannt, glatt und glänzend erſcheint. In dieſer Zeit iſt ihre Thätigkeit vorzüglich erhöht. Das Blut erleidet vermöge der eigenthümlichen Lebensthätigkeit der Milz eine eigne Verwandlung zum Behuf der Gallebereitung in der Leber, indem es viel dünner und wäſſeriger iſt, als anderes Venenblut, insbeſondere als das Pfortaderblut, das dicker, ſchwärzer und fettiger iſt. Dieſe Verwandlung des Milzblutes geht wahrſcheinlich in den Zellen der Milz vor ſich, welche in ihrem ausgedehnten Zuſtande eine durchſichtige Flüſſigkeit enthalten. Indem nämlich die Milzarterie das mit Oxygengas begeiſtete Blut (ſ. Lunge) in die Milz ſo reichlich überführt, daß die Menge deſſelben eben ſo viel beträgt, als die ſechsmal größere Leber bekommt, ſo wird in dem Innern der Milz vermöge ihrer ſpecifiſchen Lebensthätigkeit das Sauerſtoffgas zum Theil mit dem Waſſerſtoffgaſe zu wäſſeriger und lymphatiſcher Flüſſigkeit verbunden, welche in großer Quantität mit dem Venenblute zu der Leber hingeht. Dieſes wäſſerige Milzvenenblut beträgt eben ſo viel, als das übrige ſämmtliche Pfortaderblut, und dient wahrſcheinlich dazu, die Galle flüſſig, auflöslich und ſauerſtoffhaltig zu machen. Der andre Theil des in der Milz frei gewordnen Sauerſtoffs geht reichlich in das Blut des Magens über, und dient zur Bereitung des Magenſaftes. Ob dieſer Uebergang durch die ſogenannten kurzen Gefäße vermittelt wird, welches wohl das Wahrſcheinlichſte iſt, oder ob eigene, bis jetzt noch unbekannte Uebergänge dazu vorhanden ſind, iſt noch zweifelhaft. Indeſſen iſt doch durch Verſuche (von Home angeſtellt) erwieſen, daß Flüſſigkeit unmittelbar aus dem Magen in die Milz übergeht; und von dieſer in den Kreislauf des Bluts kommt. Die Milzkrankheiten können von verſchiedener Art ſein, je nachdem ihre Lebensthätigkeit verändert, erhöht oder geſchwächt iſt. Da ſie ein ſo außerordentlich blutreiches Organ iſt, ſo kann krankhafte

Anhäufung des Blutes Statt finden, welche zunächſt übermäßig vermehrte Thätigkeit zur Folge hat, wodurch die Galle zu ſehr verdünnt, der Magenſaft zu ſehr geſäuert wird, und zur beſtändigen Magenſäure, zu Magenkrämpfen und ſchlechter Verdauung Veranlaſſung gibt. Sie kann ſogar in entzündlichen Zuſtand übergehn, welcher ſeines langſamen und weniger lebhaften Ganges wegen oft verkannt wird. Beide Zuſtände geben Veranlaſſung zu Stockung des Bluts in der Milz und Auftreibung derſelben, wodurch endlich das Blut rückwärts in den Magen übergeht, und Blutbrechen veranlaßt, welches oft die größte Höhe der Milzentzündung, oft auch die Entſcheidung derſelben anzeigt, und jederzeit ein ſehr gefährlicher Zuſtand iſt. Die Milz kann aber auch in einen Zuſtand von zu geringer Thätigkeit verfallen, wodurch alsdann die Galle zu dicke und zur Verdauung untauglich wird, daher Magenbeſchwerden, ſchlechte Verdauung, Mangel an Appetit, Blähungen, Angſt, Druck in der Herzgrube, Stockung der Galle in den Lebergängen, Stockungen in der Milz ſelbſt, Verhärtungen und dergleichen entſtehen. Die ältern Aerzte nannten dieſen Zuſtand Milzſucht. Sie ſahen die Milz als ein Eingeweide an, welches dazu beſtimmt ſei, die Leber und das Blut von den dicken ſchwarzgallichten (melancholiſchen) Feuchtigkeiten zu befreien, indem ſie dieſelben als mit ihnen verwandt an ſich zöge, zum Theil ſich ſelbſt davon ernährte, wovon die dunkle Farbe der Milz herrühre, zum Theil ſie in den Magen und die Gedärme ausleere. Wenn nun in der Milz die ſchwarzgallichten dicken Säfte ſich anhäuften, ohne Abgang zu haben, ſo entſtände Verſtopfung, Verhärtung und Skirrhoſität derſelben, das Blut ſelbſt würde von dieſen Säften nicht mehr gereinigt, beſchwerte das Gehirn, und ſo entſtände zunächſt die Krankheit, welche ſie Milzſucht nannten, mit Angſt, Traurigkeit, wunderlichen trübſinnigen Gedanken verbunden wäre, und endlich in Melancholie überginge. H.

Mimen nannten die Griechen kleine Dramen oder dramatiſche Spiele, welche nicht kunſtmäßig ausgebildet waren. Sie beſtanden oft nur aus einzelnen, beſonders komiſchen Scenen, zuweilen mit improviſirtem Dialog, und wurden beſonders bei Gaſtmählern vorgeſtellt; einige indeſſen ſcheinen auch auf die Bühne gekommen zu ſein. Davon verſchieden waren die Mimen des Sophron aus Syracus (um 420 v. Ch.), die wir nur in Fragmenten beſitzen, und welche dramatiſirte Dialogen in rhythmiſcher Proſa abgefaßt und nicht fürs Theater, ſondern nur für die Lectüre und für die Recitation beſtimmt waren. Sie beſchäftigten ſich mit möglichſt treuer Darſtellung von Charakteren und Sitten des gemeinen Lebens. Sie ahmte Theokrit in ſeinen Idyllen nach. Bei den Römern waren die Mimen urſprünglich planloſe Poſſenſpiele, welche durch ausgelaßnen Scherz das Volk beluſtigten; nach und nach bildete ſich daraus ein regelmäßiges Schauſpiel, in welchem man beſonders (aber nicht allein) durch Hülfe der Geberdenſprache Scenen und Charaktere des gemeinen Lebens auf eine lachenerregende Weiſe darſtellte. Auch hießen die Künſtler, welche dieſelben darſtellten, Mimen, und ſie waren von den Pantomimen, die alles durch Geberden darſtellten, verſchieden. Decimus Laberius (50 v. Ch.) und Publius Syrus ſein Zeitgenoſſe ſind als Mimographen (Dichter ſolcher Mimen) bekannt. S. Ziegler de mimis Romanorum, Götting. 1789. Wir nennen Mimen jeden mimiſchen, d. i. ſolchen Künſtler, der durch Geberden darſtellt, mithin auch den Schauſpieler. (Vergl. d. Art. Pantomime.)

Mimik, die Kunſt, durch Geberden (im weitern Sinne ſ. d. Art.) die Zuſtände des Gemüths zuſammenhängend und mannichfaltig auszudrücken. Sie beſchränkt ſich auf die Darſtellung des Menſchlichen, d. h. menſchlicher Vorſtellungen, Gefühle und Handlungen, weil ihr Darſtellungsmittel der menſchliche Körper ſelbſt in ſeinen durch Willkühr hervorzubringenden und unmittelbar anſcheinenden Zuſtänden iſt. Sie dient der lebendigen Mittheilung überhaupt und iſt daher in gewiſſem Umfange ſchon dem Redner wichtig und unentbehrlich. Sie iſt aber ſchöne Kunſt, indem ſie von Poeſie abhängig iſt, und entweder den Vortrag eines Gedichts begleitet, oder einen poetiſchen Gedanken überhaupt ohne Rede ausführt. Von dieſer ſelbſtſtändigen, aber natürlich in Hinſicht ihres Inhalts beſchränkteren Mimik handelt insbeſondre der Artikel Pantomime. Die erſtere Art der Mimik aber ſchließt ſich an die verſchiedenen Dichtungsarten, nach deren beſonderem Charakter an, und iſt daher mit der Declamation (ſ. d. Art.) genau verbunden. Sie iſt in ſo fern in didactiſchen und erzählenden Gedichten im Ganzen ruhiger; bewegter in lyriſchen; aber ihren größten Wirkungskreis erhält ſie bei der Darſtellung der dramatiſchen Poeſie. Hier macht ſie einen Haupbeſtandtheil der Schauſpielkunſt im engern Sinne aus, ſo wie ſie im weitern Sinne oft auch Schauſpielkunſt deshalb genannt worden iſt, weil ſie das Auge zunächſt beſchäftigt und ſich größtentheils auf der Schaubühne zeigt. Hier nämlich ſoll die Objectivität der Darſtellung die Subjectivität des Darſtellers beherrſchen, und der Darſtellende ſoll als ein Anderer erſcheinen. Hierauf beruht der genaue Begriff der Action. Daß eine ſolche Kunſt daher von der Nachahmung anfange, von der ſie auch den Namen führt, iſt ganz natürlich, aber es hängt von der Art der Nachahmung ab, ob ſie ſchöne Kunſt bleiben ſoll. Fürs erſte kann die Nachahmung eines Andern, beſonders zum Behuf des Spottes und der Luſt, zu dieſer Kunſt zwar die Veranlaſſung ſein, und das Talent des Darſtellenden in vielen Fällen entwickeln, allein die Kunſt ſoll nicht das Einzelne, ſondern zugleich das Ideale, nicht mechaniſch, ſondern frei und mit Bewußtſein darſtellen. Mithin muß die Darſtellung aus der Phantaſie des Darſtellenden hervorgehen und jeder einzelne Theil derſelben ſich aus ihr in einem nothwendigen Zuſammenhange mit den vorhergehenden und nachfolgenden Aeußerungen entwickeln. In dieſer Beziehung gibt es auch analog der ebenfalls ſucceſſiv darſtellenden Tonkunſt einen mimiſchen Rhythmus und mimiſchen Accent. Um ferner wahr zu ſein, muß die Geberdendarſtellung zwar dem natürlichen und nothwendigen Ausdruck des Innern gleichen, allein derſelbe muß zu einem freien künſtleriſchen Zwecke, zu einem poetiſchen Ganzen verbunden, und ſo aufgefaßt werden, wie er ſich in dem zur Gattung entwickelten Individuum in derſelben Lage zuſammenhängend gezeigt haben würde. Hierin beſteht die Natürlichkeit des mimiſchen Spiels, welche ſich mit der Kunſt verträgt, und hieraus iſt begreiflich, in wie fern der Mime die Natur, d. h. den mannichfaltigen Ausdruck der verſchiedenen Gemüthszuſtände in der Wirklichkeit ſtudiren muß. — Wenn wir die Mittel, welche dem Mimen zu Gebote ſtehen, genauer in Erwägung ziehen, ſo ſind es die Geſtalt ſelbſt und ihre Haltung, Stellung und Gang, und vorzüglich Be-

wegung der Hände und Mienen, ſo wie im Aeußern die Drapirung, welche verbunden angewendet werden müſſen, um jene Zuſtände der Ruhe und Bewegung (des Affects) und deren Uebergänge beſtimmt auszudrücken. In letzterer wird ſich der Mime die Antike zum Muſter nehmen, deren Triumph darin beſteht, die Ruhe in der Bewegung darzuſtellen und den Ausdruck des Affects, der den blos nach Natürlichkeit ſtrebenden Künſtler leicht zum Häßlichen und Manirirten verleitet, durch das Maaß der Schönheit zu beherrſchen. Doch darf er nicht vergeſſen, daß er es mit einer auf Bewegung beruhenden Kunſt zu thun hat, welche das Plaſtiſche in Leben und Bewegung übertragen muß. Das erſte unerlaßliche Erfoderniß des Mimen iſt nun ein von häßlichen oder bedeutungsloſen Angewöhnungen freier Gebrauch eines wohlgeſtalteten und beweglichen Körpers, wozu eine regelmäßige, mechaniſche Uebung und gebildeter Umgang verhelfen kann; das zweite und höhere die Kenntniß der mannichfaltigen Gemüthszuſtände und ihrer eigenthümlichen Ausdrücke, das dritte das Talent, ſie zur Ausführung einer Situation oder eines Charakters und einer Handlung nach einem poetiſchen Ideale beſtimmt anzuwenden, worin die eigentliche Darſtellungsgabe des Mimen beruht. — Was die Geſchichte der Mimik bei den kunſtgebildeten Völkern anlangt, ſo wollen wir hier nur einige Züge derſelben bemerken. Die Mimik der Griechen war im eigentlichen Sinne, wie alle ihre Kunſt, plaſtiſch, dagegen die der neuern mehr pittoresk iſt. Die Mimik der Griechen und Römer nämlich diente zur Veranſchaulichung der abgeſchloſſnen, ſelbſtſtändigen Geſtalt, wobei die Individualität des Darſtellers, ſelbſt durch den Gebrauch der Masken, möglichſt unterdrückt wurde. Richtig charakteriſirt daher ein Kenner die antike Mimik durch die Worte: „beſtimmte Geſtalten kunſtreich bewegt, Vertilgung aller Perſönlichkeit, Verſchmähung gemeiner Täuſchung und darum Entfernung von bloßer Repräſentation, wie ſie heut zu Tage Statt findet, zeichneten die antike Mimik aus." Uebrigens war die Mimik bei den Griechen mit Declamation und Muſik auf der einen, und mit Tanzkunſt auf der andern Seite eng verbunden (ſ. d. Art. Pantomime). Letzteres beweiſen die mimiſchen Tänze (ſ. Tanz), von welcher Art Xenophon in ſeinem Gaſtmahl und in der Anabaſis VI, 1 §. 3, 8 uns einige lebendige Schilderungen liefert. Sie waren meiſt Darſtellungen von Mythen oder kriegeriſchen Inhalts. Die Römer hatten die ausgezeichnetſten Mimen. Unter ihnen iſt Roscius vor Allen berühmt, deſſen Unterricht die Redner benutzten. Auch wurde bei den Römern die Pantomime ausgebildet (ſ. d. Art.). Die Italiener haben ein ausgezeichnetes mimiſches Talent bis auf den heutigen Tag fortgepflanzt, welches ſich z. B. in der Buffonerie ihrer theatraliſchen Komiker zeigt. In der neuern Zeit war überhaupt das Ziel der Mimik, die ſich als Kunſt größtentheils auf die Bühne beſchränkte, die möglichſt ausgeführte ſubjective Charakteriſtik, welche einige Zeit lang durch die bürgerlichen Familiengemählde auch ſehr unterſtützt wurde. Auf der neuern Bühne laſſen ſich aus dem großen Haufen der Naturaliſten und ſchwachen Nachahmer nur ſelten ein Garrick, Iffland, Devrient, Esslair, Talma, eine Bethmann, Hendel Schütz ꝛc. herausheben. (S. d. Art. Schauſpielkunſt, und in Hinſicht beſonderer Arten der mimiſchen Darſtel-

lung die Art. Attitüden, Tableaux und Pantomime.) Was die von den Künſtlern jetzt ſehr vernachläſſigte Theorie der Mimik anlangt, ſo haben uns ſchätzbare Beiträge zu derſelben geliefert: Engel in ſeiner Idee zu einer Mimik, Berlin 1785, 2 Thle. (oder 7. und 8. Bd. ſeiner Schriften); ferner von Seckendorf (genannt Patrik Peale) in mehreren Schriften, z. B. in ſeiner Grundform der Toga, Gött. 1812, und in ſeiner Kritik der Kunſt, ebendaſelbſt; ferner in ſeinen Vorleſungen über die bildende Kunſt des Alterthums und der neuern Zeit, Aarau 1814, und vornehmlich in den Vorleſungen über Declamation und Mimik, Braunſchweig 1816, denen man noch hinzufügen kann Klingemanns Vorleſungen für Schauſpieler, und das viel umfaſſende Werk des Engländers Gilb Auguſtin Chironomia ꝛc. welches eine beſondre Notenſchrift für die Geberden liefert, und in einem deutſchen Auszuge, Lpz. bei Baumgärtner 1818, 8. erſchienen iſt. Ueber die Mimik des Redners (ſ. d. Art. Beredtſamkeit) gibt es mehrere Schriften z. B. Cludius Grundriß der körperlichen Beredſamkeit, Hamb. 1792. T.

Mimiſche Darſtellungen nennt man insbeſondere die mimiſchen Stellungen (ſ. Attitüden) und Handlungen (wie die der Madame Hendel-Schütz) und die tableaux vivants, welche in neuer Zeit ſich vielen Beifall erworben haben.

Mimoſa, ein eignes Pflanzengeſchlecht, welches die ſogenannten Sinnpflanzen und einige andere, gegen 80 verſchiedne Gattungen, enthält.

Mimnermus, ein griechiſcher Dichter und Muſiker, geboren zu Colophon, der zur Zeit Solons lebte und ſich durch ſeine Elegien den ausgebreitetſten Ruf erwarb. Er gilt für den Erfinder des elegiſchen Sylbenmaßes. Er ſang von Liebe und Freude, und lebte im Genuß beider; daher Properz von ihm ſagt:

Plus in amore valet Mimnermi versus Homero,
Mehr in der Liebe beſagt Mimnermus Vers als Homerus.

Wir beſitzen von ihm nur Fragmente, die ſich unter andern in Bruncks Analecten finden.

Mina (Francesco Espoz y), geb. 1783 im Königreich Navarra, der Sohn eines Landmanns, und ſein Neffe Xavier (der damals zu Logronno ſtudirte) vereinigten im Anfang des ſpaniſchen Revolutionskrieges 1808 einige Partiſane zum kleinen Kriege gegen die Franzoſen und beide zeichneten ſich durch kühne Unternehmungen aus, wodurch ſie den Franzoſen oft großen Abbruch thaten. Im October 1810 fingen ſie z. B. einen großen Geldtransport von einer Million Franken zwiſchen Bayonne und Madrid auf. Sie waren es insbeſondere, die den Krieg der Guerillas recht organiſirten, wodurch ſie einen großen Einfluß auf die Begebenheiten des ganzen Krieges hatten. Im J. 1811 ernannten die Cortes den ältern Mina zum Chef eines großen Freicorps, das am Ende bis gegen 15,000 Mann anwuchs und ſich nach allen Richtungen hin ausdehnte. 1813 wurde er von der Regentſchaft zum Marechal de Camp ernannt, allein bald nachher war er in einem Gefecht mit den Franzoſen ſo unglücklich, daß ſein ganzes Corps zerſtreut wurde, und er zu St. Jean de Port eine Zuflucht ſuchen mußte, in der er bis zu Ferdinands Rückkehr blieb. Er wurde nun nach Madrid gerufen, allein er ſprach hier ſo freimüthig zu Gunſten der liberalen Partei, daß er, um nicht arretirt zu werden, nach Navarra entfliehen mußte. Beide Mina nahmen hier 1814 an dem Verſuche Theil, Pampeluna's ſich zu bemächtigen, und mußten mit ihren Freunden landflüchtig werden. Der ältere kam nach Paris, wurde für einen Augenblick verhaftet, aber auf

Befehl des Königs freigelaſſen und hielt ſich ſeitdem in Paris auf, bis er im Febr. 1820 nach Spanien zurückkehrte, um zur Wiederherſtellung der Conſtitution der Cortes mit beizutragen. Er commandirt jetzt in Navarra. — Der jüngere Mina ward bei Bordeaux angehalten, reiſte während der hundert Tage nach England und rüſtete ſich hier zu einem Zuge nach Mexiko. Mit wenig Begleitern, aber verſehen mit 7000 Gewehren und vollſtändiger Ausrüſtung für 2000 Mann Infanterie und 5000 Mann Cavallerie, ſegelte er im Mai 1816 von Liverpool ab, und kam im Junius in den vereinigten Staaten an, wo viele Freiwillige zu ihm ſtießen. Nach manchem Ungemach durch Stürme und Krankheiten landete er endlich im April 1817 mit ſeinen Begleitern zu Matagorda, unweit Tampico an der mexikaniſchen Küſte, wo der Befehlshaber der dort kreuzenden Kaper und die Einwohner ſich mit ihm vereinigten. Er fing ſogleich an, die zerſtreuten Inſurgentenhaufen zu ſammeln, und nach einem feſten Plane den Krieg zu führen; allein die ſtrenge Mannszucht und die Abhängigkeit, in welche die einzelnen Bandenanführer zu ihm geſtellt wurden, erregten Unzufriedenheit. Doch machte er einige Fortſchritte. (Vgl. d. Art. Südamerik. Revolut.) Der Vicekönig von Mexico Apodaca ſetzte daher ſchon den 12. Julius 1817 einen Preis von 500 Piaſtern auf ſeinen Kopf. Endlich ward er, wahrſcheinlich durch Verrätherei einiger von ihm beleidigten Offiziere, bei dem Paſſe Venadito, den 27. Oct. 1817, von dem ſpaniſchen Oberſten D. Francisco de Orrantia überfallen und nebſt 25 ſeiner Begleiter gefangen genommen. Ein Dragoner, Namens Cervantes, nahm ihn gefangen, wurde zum Brigadier ernannt, erhielt jenen Preis und trug ſeitdem eine Medaille mit der Inſchrift: Er fing den Verräther Mina. Man ſchaffte den unglücklichen Abentheurer nach Mexiko, wo er, ungeachtet die Junta der Inſurgenten auf das Nachdrücklichſte ſich für ihn verwandte, und mit Repreſſalien drohten, die man auch nachher an ſpaniſchen Offizieren vollzog, den 13. Nov. 1817 erſchoſſen wurde.

Minden, ein vormaliges Biſthum im weſtphäliſchen Kreiſe, welches im weſtphäliſchen Frieden 1648 ſäculariſirt wurde, und als ein Fürſtenthum an Churbrandenburg kam. Es enthielt auf 19 Quadratmeilen 75,000 Einwohner, die ſich vorzüglich mit Getraide- und Flachsbau beſchäftigten; auch beträchtliche Viehzucht trieben. 1807 mußte Preußen dies Land im tilſiter Frieden abtreten, worauf es als ein Beſtandtheil des neugeſchaffenen Königreichs Weſtphalen zum Departement der Weſer gehörte. Durch den Beſchluß des franzöſiſchen Senates wurde es 1810 größtentheils mit Frankreich vereinigt, und gehörte zu dem Departement der Oberems. Nachdem es 1814 von Preußen wieder in Beſitz genommen worden war, wurde es zu der neugebildeten Provinz Weſtphalen geſchlagen, und bildet jetzt nebſt Paderborn, Corvey, Ravensberg, Rietberg, dem osnabrückiſchen Amte Reckeberg, Rheda und Gütersloh einen von den drei Regierungsbezirken der Provinz Weſtphalen, welcher von der Hauptſtadt Minden den Namen führt, 95 Q. M. mit 335,000 Einw. enthält und in 12 Kreiſe getheilt iſt. — Die Hauptſtadt Minden iſt jetzt wieder befeſtigt, und liegt in einer angenehmen Gegend an der Weſer, theils auf einer Ebene, theils am Abhange einer Bergkette, welche hier durch die Weſer getrennt, und wodurch die bekannte Porta Westphalica gebildet wird. Ueber die Weſer führt eine 600 Fuß lange und 24 Fuß breite ſteinerne Brücke. Die Straßen ſind größtentheils enge und unregelmäßig; ein ſchöner Platz iſt der mit Bäumen bepflanzte Domhof; die Häuſer ſind größtentheils maſſiv und altmodiſch gebaut. Man zählt hier 6 Kirchen, 1150 Häuſer und gegen 7000 Einwohner. Die Domkirche zeichnet ſich

unter den hieſigen Kirchen durch ihre Größe und ſolide Bauart aus, und iſt mit zwei Thurmſpitzen verſehen. Minden iſt der Sitz der Regierungsbehörden, eines Gymnaſiums und eines Schullehrerſeminariums. Die Einwohner unterhalten, außer dem anſehnlichen Ackerbau, mehrere Fabriken, worunter beſonders die Zuckerſiederei beträchtlich iſt, viele Branntweinbrennereien und einen wichtigen Handel und Schifffahrt auf der Weſer. Am 1. Auguſt 1759 lieferte bei dieſer Stadt Prinz Ferdinand den Franzoſen unter Contades eine Schlacht, und erfocht den entſchiedenſten Sieg. Die Franzoſen würden noch ungleich mehr verloren haben, wenn Lord Sackville die Befehle des Prinzen gehörig vollzogen hätte, weshalb er auch von einem Kriegsgerichte für dienſtunfähig erklärt wurde.

Minderjährig, ſ. Minorennität.

Mine (μνᾶ) betrug als Münze bei den Griechen 100 Drachmen, gegen 22 Rthlr. 12 Gr., als Gewicht 28 Loth 2 Quentchen 69¾ Aß.

Mine, Minirkunſt. Unter einer Mine verſteht man überhaupt einen in die Erde gegrabenen und mit Pulver gefüllten Kaſten, um die darüber befindliche Erde, und alles, was darauf iſt, durch die Gewalt des entzündeten Pulvers in die Luft ſprengen zu können, dann auch den Gang oder Keller, in welchen dieſer Kaſten eingeſetzt wird. Sobald der Kaſten nicht tiefer als ungefähr 10—12 Fuß in die Erde eingegraben iſt, heißen ſolche Minen Fladderminen, und werden in der Feldbefeſtigungskunſt gebraucht. Die Minen einer Feſtung heißen Contre- oder Gegenminen, die gemeiniglich in einem Minengang (Gallerie) beſtehen, welcher unter dem bedeckten Wege am äußern Rande des Grabens fortläuft und Gallerie-Magiſtrale heißt. Von dieſer gehen nach dem Felde zu kleinere Minengänge (Minenäſte oder Rameaux) unter das Glacis, von denen noch rechts und links die Horchgänge ausgehen, um darin die Anſtalten des Feindes in ſeinen Angriffsminen zu behorchen. Der mit Pulver gefüllte Kaſten heißt der Pulverkaſten, und das Loch, welches gegraben werden muß, um ihn in die gehörige Tiefe unter die Erde zu bringen, heißt der Brunnen, neben dem zur Seite ein Loch für den Pulverkaſten gemacht wird, welches der Minenofen oder die Minenkammer heißt. Diejenige Linie, welche aus dem Mittelpuncte des Pulverkaſtens ſenkrecht gegen die nächſte Oberfläche, gegen die das Pulver ſeine Wirkung äußern ſoll, gezogen wird, heißt die kürzeſte Widerſtandslinie. Um die Mine anzünden zu können, muß von dem Pulverkaſten aus eine Pulverleitung in einem Schlauch von Leinewand, Leder u. ſ. w. (Zündwurſt), oder in einer hölzernen Rinne (Leitkaſten) bis zu einem ſichern Orte zum Minengange hingeführt werden, wo man vom Feinde ungeſehen das Pulver anzünden kann. Wenn die Mine ſpringt oder ſpielt, ſo entſteht durch den büſchelförmigen Auswurf aus der Erde die Erdgarbe oder Minengarbe, ein Loch, der Trichter, deſſen obere Seite ſein Durchmeſſer genannt wird, deſſen Größe von der Stärke der Pulverladung (Minenladung) abhängt, die für den gewöhnlichen Feldgebrauch durch die Regel beſtimmt werden kann, daß man die in Füßen ausgedrückte kürzeſte Widerſtandslinie auf den Würfel erhebe und dieſe Cubikzahl durch 10 dividire, worauf der Quotient die Pulverladung in Pfunden ausgedrückt gibt. Wenn das Pulver ſo tief in die Erde eingegraben wird, daß ſich die Wirkung deſſelben, wenn es entzündet wird, nicht auf der Oberfläche der Erde zeigen kann, ſo entſteht in der Erde eine kugelförmige Geſtalt, in welcher alle

Erdtheile erſchüttert, und die in der Nähe liegenden feindlichen Minen verſchüttet werden, welche kugelförmige Geſtalt die Wirkungsſphäre heißt, und von ihrem Erfinder Belidor Globe de Compression genannt wurde, welchen Namen man aber heutiges Tages mehr für die ſehr ſtark geladenen Minen des Belagerers einer Feſtung gebraucht, um die Contreminen zu zerſtören. Durch Verſuche, die von Belidor in den Jahren 1725, 1732 und 1753 angeſtellt und von dem preußiſchen Major le Febre im J. 1754 wiederholt wurden, iſt es erwieſen, daß das Pulver ſeine Wirkung bis auf die drei- bis viermalige Länge der kürzeſten Widerſtandslinie rund umher zeigen könne, und daß bei einer ſo ſtarken Ladung, daß die Wirkung des entzündeten Pulvers ſich zu Tage zeigt, der Durchmeſſer des Trichters 5½ Mal ſo groß werden könne, als die kürzeſte Widerſtandslinie, während man vor Belidors Zeiten ihn nicht größer als das Doppelte derſelben zu machen wußte, welche Minen jetzt Fladderminen heißen. Tafeln für die zu einem Trichter von gegebner Größe erfoderliche Pulverladung findet man bei Vauban und Belidor und in andern Schriften über Minirkunſt. L.

Mineralien, Mineralogie. Mineralien oder Foſſilien ſind alle diejenigen ſelbſtſtändigen, unorganiſirten und lebloſen natürlichen Körper, welche zuſammen die feſte Maſſe unſers Erdkörpers ausmachen, und wovon ein großer Theil durch Ausgraben aus der Erde und durch den Bergbau zur Benutzung gewonnen wird, z. B. Schiefer, Spießglas u. ſ. w. Sie beſtehen aus lauter gleichartigen Theilen und ſind ohne Lebenskraft und innere Bewegung. Ihre Entſtehung und ihr Wachsthum, oder vielmehr richtiger ihre Vergrößerung, erfolgt nicht, wie bei den Thieren und Pflanzen, durch Erzeugung und Erweiterung von innen heraus, ſondern dadurch, daß ſie gleichartige Theile von außen nach und nach an einander und über einander ſetzen, und ſich, ohne daß dabei in ihrer Miſchung einige Aenderung vorgeht, vermöge der Cohäſionskraft zu einem Ganzen mit einander vereinigen. Man nennt dieſe Art von Verbindung eine Anhäufung, Zuſammenhäufung oder Anſetzung (Aggregatio, Juxtapositio). Nach ihrer Entſtehung bleiben dieſe Körper unverändert in demſelben Zuſtande, ſo lange nicht Menſchenhände auf ſie wirken und ihre Zerſtörung oder Zerſetzung verurſachen. In Deutſchland braucht man die Wörter Foſſil und Mineral gleichbedeutend, in Frankreich aber nennt man die aus der Erde gegrabenen und durch den Bergbau gewonnenen Körper blos Mineralien; Foſſilien aber nennt man die durch den Hinzutritt mineraliſcher Stoffe mehr oder weniger veränderten oder auch dadurch ganz in Mineralien verwandelten organiſirten Körper, z. B. Conchylien, Knochen von Fiſchen und vierfüßigen Thieren, Hölzer, Pflanzen. Oken hat ſtatt Mineralien ein paſſendes deutſches Wort, nämlich Irden gewählt. Sämmtliche Mineralien theilt man dem herrſchenden Werneriſchen Syſtem zufolge nach ihren vier Grundbeſtandtheilen in vier Hauptclaſſen ein, nämlich in I. Erd- und Steinarten; II. Salze; III. Inflammabilien (brennbare Mineralien), das ſind ſolche, welche ſich leicht entzünden und brennen, auch bei ſtarken Graden der Hitze in Flammen ausbrechen, bis ſie völlig zerſetzt ſind. Sie ſind feſte, wie Torf, Steinkohlen, Bernſtein u. dgl., oder flüſſige, wie Naphtha, Bergöl ꝛc. Die nicht brennbaren Mineralien werden durch dieſelben Hitzgrade nur zum Leuchten oder Glühen gebracht; IV. Metalle. Die erſte Claſſe zerfällt wieder in ſo viele Ordnungen, als

es chemiſch einfache Erden gibt. (S. d. Art. Erden.) Die zweite Claſſe wird nach den Säuren, welche die Salze enthalten, in fünf Ordnungen getheilt, als: 1. kohlengeſäuerte Salze, 2. boraxgeſäuerte Salze, 3. ſalpetergeſäuerte Salze, 4. ſalzgeſäuerte Salze, 5. ſchwefelgeſäuerte Salze. Die dritte Claſſe hat fünf Ordnungen: 1. Schwefelordnung, 2. Erdharzordnung, 3. Graphitordnung, 4. Reſinordnung, 5. Demantordnung. Die vierte Claſſe oder die Metalle ſind in einem eignen Artikel abgehandelt. Die Mineralogie iſt derjenige Theil der Natur, welcher die anorgiſchen Naturkörper, alſo Mineralien, zu ſeinem Gegenſtande hat. Sie zerfällt ihrem Weſen nach 1. in die Oryktognoſie (Mineralogie im engern Sinne), oder die Erkenntnißlehre der anorgiſchen Körper. Sie lehrt die einfachen oder gemiſchten Mineralien unter beſtimmten Kennzeichen und feſtgeſetzten Benennungen in einer natürlichen, aber ſyſtematiſchen Ordnung erkennen, und iſt mithin die Baſis aller übrigen mineralogiſchen Wiſſenſchaften; 2. in die Geognoſie oder Gebirgskunde. Sie lehrt den feſten Erdkörper überhaupt kennen und macht uns mit den Lagerſtätten der Mineralien, mit der Bildung derſelben und mit ihrem Verhalten auf und in demſelben bekannt. Dieſer letztere Theil hat noch nicht die Vollkommenheit erhalten, die ſein hohes Intereſſe erfordert. Außer dieſen Wiſſenſchaften umfaßt die Mineralogie im weiteſten Sinne noch: die mineralogiſche Chemie, die mineralogiſche Geographie und die ökonomiſche Mineralogie. Unter den Naturwiſſenſchaften iſt die Mineralogie vielleicht zuletzt als Wiſſenſchaft ausgebildet worden, doch hat ſie in neuern Zeiten viel Aufmerkſamkeit erregt und viele Bearbeiter gefunden. Schon den Griechen und Römern war dieſe Wiſſenſchaft nicht fremd. Von der erſtern Na ion iſt noch ein Werk über die Steine von Theophraſt auf uns gekommen; von den römiſchen Schriftſtellern iſt Plinius, der Naturforſcher, beſonders wichtig. Neuerer Zeit kann man vorzüglich vier in der Mineralogie herrſchende Syſteme annehmen: 1. das Syſtem der äußern Kennzeichen beginnt mit Wallenius und errreichte ſeine vollkommne Ausbildung durch Werner (S. d. A.); 2. das chemiſche Syſtem beginnt mit Cronſtädt und wurde durch den Engländer Kirwan ausgebildet; 3. das kryſtallographiſche oder mathematiſche Syſtem verdankt man dem franzöſiſchen Naturforſcher Hauy; 4. das genetiſche Syſtem, in dem gleichſam das der äußern Kennzeichen und das mathematiſche vereinigt iſt, ſtellte Oken in ſeinem Handbuch der Naturgeſchichte neuerlich auf. Von allen dieſen Syſtemen hat ſich bis jetzt das Werneriſche noch am weiteſten verbreitet, und die meiſten Bearbeiter gefunden, obgleich nicht geläugnet werden kann, daß es noch viele Unvollkommenheiten enthält, die im Okenſchen zum Theil weſentlich verbeſſert ſind. BC.

Mineralwaſſer, (oder mineraliſche Waſſer), Quellen, in deren Waſſer Gasarten oder mineraliſche Theile aufgelöſt ſind. Unter den Gasarten, welche ſolche Mineralwaſſer enthalten, ſind die vorzüglichſten: das Kohlenſtoffgas oder die ſogenannte Luftſäure, fixe Luft, und das geſchwefelte Waſſerſtoffgas, oder Hydrothionſäure. (S. d. Art. Gasarten.) Unter den Mineralien, die man in dieſen Waſſern aufgelöſt findet, ſind die vorzüglichſten: Kalkerde, Bitterſalzerde (Magneſie), Thonerde, ſchwefelſaurer Kalk (Gyps), ſalzſaurer Kalk, kohlenſaurer Kalk (gewöhnlicher Kalkſtein), ſchwefelſaure Magneſie (Bitterſalz), ſalzſaures Mineralalkali (Kochſalz), ſchwefelſaures Mi-

neralalkali (Glauberſalz), ſalpeterſaures vegetabiliſches Laugenſalz (Salpeter), Eiſen, meiſtens in Kohlenſäure aufgelöſt, auch ſchwefelſaures Eiſen (Eiſenvitriol). Da das Waſſer ſchon blos für ſich auflöſende Eigenſchaft hat, ſo findet man ſelten ein ganz reines Quellwaſſer, das nicht irgend einige von den genannten Dingen in ſich aufgelöſt enthielte. Deswegen macht man ſchon im gemeinen Leben einen Unterſchied zwiſchen *hartem* und *weichem* Waſſer. In dem erſtern iſt eine anſehnliche Menge erdiger Stoffe, meiſtens Kalkerde, in Kohlenſäure aufgelöſt, vorhanden, wovon das Waſſer einen ſalzigen, erdigen Geſchmack erhält, und wodurch es zum Brauen, Branntweinbrennen, Bleichen unwirkſamer iſt, zum Waſchen untauglich wird, da es die Seife ſchwer auflöſt, zum Theil zerſetzt, ſo daß die Fettflocken ſich abſondern. Hülſenfrüchte werden darin nicht weich gekocht, weil während des Kochens das flüchtige Auflöſungsmittel (die Luftſäure) verfliegt, und die niederfallenden erdigen Theile die Zwiſchenräumchen der darin gekochten Erbſen, des Fleiſches u. ſ. w. verſtopfen. An den Wänden der Geſchirre ſetzen ſie ſich an, und machen den ſogenannten Waſſerſtein. Durch das Kochen ſelbſt wird alſo hartes Waſſer ſchon reiner, aber man kann es auch durch Zuſatz von Alkali oder Lauge verbeſſern, und zum Kochen tauglicher machen. Weiches Waſſer nennt man ſolches, das wenige oder gar keine ſolcher erdigen Theile enthält, z. B. das Regenwaſſer, Flußwaſſer. Wenn von den oben genannten Beſtandtheilen einige in ſo beträchtlicher Menge ſich in dem Waſſer aufgelöſt befinden, daß es davon einen ſehr merklichen Geſchmack erhält, dann erſt belegt man es mit dem Namen Mineralwaſſer, und wenn es bei dem innern Gebrauche heilſame Wirkungen auf den menſchlichen Körper zeigt, *Geſundbrunnen*. (S. d. Art.) H.

Minerva, bei den Griechen Pallas Athene, Athenäa, unter den Gottheiten der olympiſchen Dynaſtie eine der vorzüglichſten. Die Fabel erzählt: als Jupiter nach dem Siege über die Titanen zur Oberherrſchaft gelangt war, erkor er ſich zur erſten Genoſſin die Metis, eine Tochter des Oceanus. Ein Orakelſpruch der Gäa und des Uranus aber hatte ihm geweiſſagt, daß Metis zuerſt eine Tochter, dann aber einen Sohn gebären würde, welcher dem Jupiter die Herrſchaft zu entreißen beſtimmt ſei. Dieſem Schickſale zu entgehen, ſuchte er ſich ihrer mit Liſt und Schmeichelei zu bemächtigen und verſchlang ſie mit der noch ungebornen Minerva. Als nun die Zeit ihrer Geburt herankam, empfand Jupiter einen gewaltigen Schmerz im Kopfe, daher er ſich vom Vulcan mit einer ſcharfen Axt den Kopf ſpalten ließ, worauf die Göttin fröhlich und in *voller Rüſtung* herausſprang. Sie tanzte mit kriegeriſchem Muthe daher, ſchwang ihren Speer, und ſchlug damit auf den tönenden Schild, als ob ſie ſich zum Angriff eines Feindes bereite. Als weiſe Kriegerin, im Gegenſatz von dem wilden, blutdürſtigen rohen *Mars*, tritt ſie zuerſt in den Götterkämpfen auf; in den Gigantenſchlachten beſiegte ſie den Pallas und Enceladus. In den Kriegen der Sterblichen iſt ſie die ſtete Lenkerin und Schützerin der Heldenkraft. Sie leitet Hercules zu dem Olymp empor, lehrt Bellerophon den Pegaſus zähmen und die Chimära beſiegen, begleitet Perſeus auf ſeinem Zuge gegen die Gorgonen, ſchenkt dem Tydeus Unſterblichkeit, hält den Achilles werth, begleitet den Ulyß, ſchützt deſſen Gattin und geleitet ſeinen Sohn in der Geſtalt *Mentors*. Eben ſo begünſtigt ſie die Erfinder von Kriegswerkzeugen; ſie baute die Argo und lehrte den Epeus das hölzerne Roß zimmern, wodurch Troja erobert ward. Nun erſcheint ſie

aber auch als Beſchützerin der Künſte des Friedens, und zeigt ſich da zuerſt als Jungfrau in allen Geſchäften einer Fürſtentochter des heroiſchen Zeitalters. Den Webeſtuhl, die Spindel, die mahleriſche Nadel finden wir in ihrer Hand, und ſo wie die Heldenfrauen die Gewänder für ihr Haus ſelbſt bereiten, ſo arbeitet ſie die Gewänder der Göttinnen. Daher das Peplum. Daher ſteht auch eine geſchickte Weberin unter ihrem Schutz, nur darf ſie ſich nicht ſtolz erheben, wie Arachne (ſ. d. A.). Von den blos weiblichen Kunſtfertigkeiten trug man ihren Schutz auf alle friedlichen Beſchäftigungen des Menſchen über, bei welchen der thätige und erſinderiſche Geiſt ſich zeigte. Jeder Künſtler, der mechaniſche und der bildende ſtand unter ihrer Obhut, und ihres Schutzes erfreute ſich der Denker, wie der Redner und Dichter; und da zu dem vollkommnen Glücke, welches die erfinderiſche Thätigkeit des Geiſtes gewähren ſoll, auch die Geſundheit gehört, ſo erſcheint ſie auch unter den heilenden Göttern und wird als ſolche Päonia, Higieia genannt. In allen dieſen Hinſichten iſt ſie das Symbol des aus dem Haupte entſpringenden Gedankens, die Göttin der Weisheit ſelbſt, der Wiſſenſchaft und Kunſt, letzterer jedoch nur, in ſo fern Erfindung und Denkkraft dabei in Anſpruch genommen werden. Athen, dieſe Stadt der Wiſſenſchaft und Kunſt, war ihr Lieblingsaufenthalt. Sie wird als die Erfinderin der Flöte genannt. Als ſie aber in einer Quelle wahrnahm, wie ſehr das Spiel auf derſelben ihr Geſicht entſtellte, warf ſie ſie von ſich und belegte den mit dem härteſten Fluch, der ſie aufnehmen würde. Dieſer Fluch ging an Marſyas in Erfüllung (ſ. d. Art.). Die Liebe verſchmähend, weihte ſie ſich einer ewigen Jungfrauſchaft, und wer den Blick der kühnen Begier zu ihr erhob, den traf furchtbare Rache. Tireſias, der ſie im Bade belauſchte, erblindete. Mit dieſem Charakter des reinen kalten Verſtandes erſcheint die Göttin auch in den Darſtellungen der Kunſt. Kalter Ernſt des tiefen Nachdenkens, der männliche Geiſt untheilnehmender Ueberlegung ſpricht aus den Zügen einer ſchönen Weiblichkeit. Als Kriegerin erſcheint ſie völlig gerüſtet, das Haupt mit einem goldnen Helm bedeckt, von welchem ein ſtolzer Mähnenbuſch herabwallt, gepanzert mit dem Harniſch des Vaters, und in der Hand die Lanze; als Vorſteherin der friedlichen Kunſtfertigkeit aber erſcheint ſie in der Tracht griechiſcher Matronen. Zu den Attributen der Göttin gehören noch die Aegis, das Gorgonenhaupt und der argoliſche Schild von runder Form. Zu ihrem ſymboliſchen Beiwerk gehört die Eule (auf Münzen auch der Hahn), um die Wachſamkeit anzudeuten. Als Erhalterin der Geſundheit füttert ſie aus der Schaale den Drachen, und der Oelzweig iſt das Symbol des friedlichen Verkehrs, der durch ſie gedeiht. Ein beſonderer atheniſcher Mythus ſagt, daß, als einſt Neptun und Minerva (Athene) über die Benennung der Stadt Athen ſtritten, die Götter den Streit dahin entſchieden, ſie ſolle nach deſſen Namen genannt werden, der den Menſchen das nützlichſte Geſchenk hervorbringen würde. Neptun ſchlug mit ſeinem Dreizack in die Erde und es ſprang das kriegeriſche Roß hervor; Minerva warf ihren Speer, und, wo er fiel, ſproßte der friedliche Oelbaum. Ihr Geſchenk ward für das heilſamſte erkannt, und die Stadt erhielt ihren Namen. Ganz Attica, beſonders aber Athen ward ihr geheiligt, und ſie hatte hier viele Tempel. Ihre glänzendſten Feſte zu Athen waren die Panathenäen. Ein anderes Feſt war die feierliche Abwaſchung ihrer Bildſäule zu Athen, hauptſächlich zu Argos, welche alle Jahre in fließendem Waſſer von den Händen keuſcher Jungfrauen geſchah.

Die Römer verehrten ſie anfangs blos als Kriegsgöttin (Bellona), ſpäter ward ſie eine Hauptſchutzgöttin Roms. Ihr war nebſt Jupiter und Juno der Haupttempel auf dem Capitol geweiht und ihr Feſt wurde jährlich unter dem Namen Quinquatrus fünf Tage lang gefeiert.

Minerval, ſ. Illuminaten.

Mingotti (Catharina), eine der größten Sängerinnen zu Ende des vorigen Jahrhunderts, war 1728 zu Neapel von urſprünglich deutſchen Aeltern geboren. Ihr Vater, der in öſterreichiſchen Militärdienſten ſtand, bekam bald nach ihrer Geburt den Befehl, ſich nach Schleſien zu begeben, und nahm ſie dahin mit. Nach ſeinem Tode that ihr Oheim ſie zu den Urſulinerinnen. Die Muſik, die man hier zuweilen gab, machte einen ſolchen Eindruck auf ſie, daß ſie die Aebtiſſin mit Thränen in den Augen bat, ihr einigen muſikaliſchen Unterricht geben zu laſſen, damit ſie auch im Chor mitſingen könnte. Die Aebtiſſin willfahrte ihr endlich und gab ihr täglich eine halbe Stunde einige Anweiſung in den erſten Anfangsgründen der Muſik. Sie war vierzehn Jahre alt, als ſie nach ihres Oheims Tode zu ihrer Mutter und ihren zwei Schweſtern zurückkehrte. Einige Jahre darauf verheirathete ſie ſich gegen ihre Neigung, um ſich einer noch verhaßtern Lage zu entreißen, mit einem ſchon bejahrten Venetianer, Namens Mingotti, welcher der Unternehmer der Oper zu Dresden war. Bei ihrem Auftreten in Dresden erregte ſie das allgemeinſte Aufſehn. Porpora, der damals in des Königs Dienſten war, empfahl ſie auf das angelegentlichſte und verſchaffte ihr eine Stelle am Theater. Er ſelbſt beſchäftigte ſich mit ihrem Unterricht. Die berühmte Fauſtina und Haſſe waren damals ebenfalls in Dresden; entfernten ſich aber, nachdem Madame Mingotti ſich das erſtemal am Hofe hatte hören laſſen, und gingen nach Italien, wie man behauptete, aus Eiferſucht auf die neue Sängerin. Der Ruf der Mingotti verbreitete ſich bald durch Europa, ſo daß ſie nach Neapel eingeladen wurde, um daſelbſt auf dem großen Operntheater zu ſingen. Sie fand hier den ungetheilteſten Beifall. Bei ihrer Rückkehr nach Dresden fand ſie Haſſe an der Spitze der Capelle. Dieſer war eben mit der Compoſition der Oper Demofonte (1748) beſchäftigt, und ſetzte eigens für die Mingotti das Adagio: Se tutti i mali miei, blos mit einer Pizzicatobegleitung der Violine, damit die etwannigen Fehler im Geſang deſto merkbarer werden möchten. Sie aber, den ihr gelegten Fallſtrick wohl wahrnehmend, löſte alle Schwierigkeiten ſo vollkommen, daß ihre Feinde und ſelbſt Fauſtina verſtummten. Im J. 1751 ging ſie von Dresden nach Spanien, wo ſie mit Gizziello unter der Direction des berühmten Farinelli ſang. Nach einem zweijährigen Aufenthalt in Spanien, während deſſen ſie der größten Auszeichnung am Hofe genoß, beſuchte ſie Paris und London, um auch hier ihr Talent bewundern zu laſſen. Darauf bereiſte ſie Italien, und ſang in mehrern großen Städten. So lange der König Auguſt lebte, hörte ſie nicht auf, Dresden als ihre Heimath zu betrachten. Nach ſeinem Tode 1763 aber ließ ſie ſich in München nieder, woſelbſt ſie als Hofſängerin eine Penſion genoß. Sie ſtarb 1807 bei ihrem Sohne, dem Forſtinſpector Samuel von Buckingham, zu Neuburg an der Donau. Sie war im Umgange lebhaft und unterhaltend, ſprach mehrere neuere Sprachen, verſtand viel Muſik und riß bis in ihr Alter durch den Ausdruck ihres Geſangs hin.

Mingrelien, ſ. **Georgien**.

Miniaturmahlerei, diejenige Art der Waſſermahlerei, bei welcher man die Gummifarben mit der bloßen Pinſelſpitze aufträgt, — welches punktiren (pointiller) heißt. Sie unterſcheidet ſich von den andern Arten der Mahlerei dadurch, daß ſie weit feiner iſt, und mithin in der Nähe geſehen werden muß, und daß ſie daher im Kleinen, meiſtentheils auf Pergament und Elfenbein angewendet wird. Daher hat der Ausdruck Miniaturbild, oder ein Bild en miniature auch die Bedeutung eines kleinen Bildes. Man ſpart den Grund des Pergaments oder Papiers zu den höchſten Lichtern auf, einige brauchen aus dieſem Grunde ſogar kein Weiß. Die beſten Farben dazu ſind die, welche am wenigſten Körper haben, als der Carmin, der Ultramarin, die Lacke ꝛc., welche man, um ſie ſehr fein zu haben, in vieles Waſſer auflöſt, dann abgießt und trocknen läßt. Dieſe Art der Mahlerei erfordert übrigens wegen der feinen Punkte, aus denen ſie beſteht, und welche ſo reinlich neben einander geſetzt werden müſſen, daß ſie verrieben und gleichſam mit einander vereinigt ſcheinen, die meiſte Zeit. Miniaturmahlereien kommen ſchon aus dem neunten und zehnten Jahrhunderte als Verzierungen der Handſchriften in Italien und Frankreich vor, noch mehr aus dem elften und folgenden Jahrhundert. (S. Rive Essai sur l'art de vérifier l'age des miniatures peintes dans les manuscripts. Paris 1782.) Ueberhaupt war dieſe Miniaturmahlerei eine Beſchäftigung der Mönche, und wie man jene illuminare nannte, ſo erhielten dieſe den Namen illuminatores oder miniatores, weil man ſich gewöhnlich der rothen Farbe (minium) bediente. Sie blühte in dieſer Art vorzüglich im 14. Jahrhunderte unter Carl V. in Frankreich, und erreichte noch unter Carl VIII. und Ludwig XII. eine größere Vollkommenheit, kam aber nach Erfindung der Buchdruckerkunſt und durch das Emporkommen der Kupferſtecherkunſt in Verfall. In der neuern Zeit hat man ſie vorzüglich zum Portrait angewendet. Ausgezeichnete Miniaturmahler der neuern Zeit waren Mengs, Chodowiecki, Füger, Weſtermann, Nixon und Shelly. Zu den theoretiſchen Schriften gehören **Violet's** Anweiſung zur Miniaturmahlerei, aus dem Franz. Hof, 1793, und **d'Arotais de Montany's** Abhandlung von den Farben zum Porzellan- und Miniaturmahlen, aus dem Franzöſiſchen, Straßburg, 1769. 8.

Minima, hieß in der alten Notenſchrift eine halbe Tactnote.

Minimen, oder mindeſte Brüder des heiligen Franziscus a Paula (daher auch Pauliner oder Paulaner), ein in der Mitte des 15. Jahrhunderts geſtifteter Mönchsorden, der ſich ſeit 1493 in allen Ländern anſiedelte. Den Ruf einer vorzüglichen Heiligkeit verdankten ſie ihrem unaufhörlichen Faſten, da ſie nach ihrem Gelübde nichts als Brot, Früchte und Waſſer genießen dürfen. Ihre Kleidung iſt ſchwarz und wie bei den Franziscanern mit Leibriemen und Geißeln verſehen; ihr Leben iſt ganz der ſtillen Contemplation und Andacht gewidmet. Ohne die ihnen verliehenen Privilegien der Bettelorden ſonderlich zum Dienſt der Welt zu benutzen, hatten ſie es doch im 18. Jahrhundert auf 450 Klöſter in 30 Provinzen gebracht. Im Herbſt 1815 wurde ihnen ihr im Neapolitaniſchen (wo ſie Paolotti heißen) gelegenes Stammkloſter von Ferdinand IV. wieder geſchenkt. (Vergl. d. Art. **Franz** von Paula.) E.

Minimum, bezeichnet den geringſten Grad einer Sache im Gegenſatz von Maximum.

Miniſter, Miniſterium. Mit dem Worte Miniſter bezeichnen wir die höchſten Staatsbeamten, die unmittelbar mit dem Fürſten arbeiten und in den verſchiedenen Zweigen der Verwaltung die höchſten Behörden bilden, indem ſie entweder einzeln jeder an der Spitze eines beſondern Departements ſtehen und über die daſſelbe betreffenden Angelegenheiten einzeln und ohne vorhergegangene Rückſprache mit ihren Collegen dem Fürſten Vorträge thun, oder gemeinſchaftlich alle wichtigern, die verſchiedenen Zweige der öffentlichen Verwaltung betreffenden Angelegenheiten berathen und dem Regenten das Reſultat ihrer Berathſchlagungen vorlegen. So gibt es in den verſchiedenen Staaten eine mehr oder weniger ſtarke Zahl von Miniſtern, je nachdem die Ausdehnung und die beſondern Verhältniſſe des Landes eine größere oder geringere Vereinigung verſchiedner Geſchäfte möglich machen. In den mehreſten Staaten gibt es daher einen **Juſtizminiſter**, einen **Finanzminiſter**, neben dem ſich noch zuweilen ein eigner Miniſter für den öffentlichen Schatz findet, ein **Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten**, ein **Kriegs**- und, nach Beſchaffenheit der Umſtände, ein Seeminiſter, ein **Miniſter des Innern**, zuweilen auch noch ein beſonderer Miniſter des Handels, ingleichen ein beſonderer Miniſter des Cultus und ein beſonderer für den öffentlichen Unterricht oder die Volksaufklärung. Verſchieden von dem Miniſterium iſt noch in einigen Staaten das Cabinet, worunter man entweder die Behörde verſteht, welche die Privatangelegenheiten des Regenten beſorgt, wie z. B. in Rußland, oder diejenige, welche hauptſächlich mit den auswärtigen Angelegenheiten zu thun hat. Dem zu Folge zerfallen die Miniſter in Staats- und Cabinetsminiſter, unter welchen letztern hauptſächlich die Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten verſtanden werden; außerdem in Departements- oder Provinzialminiſter, welche letztern, wie der Name ſchon angibt, in beſondern Provinzen an der Spitze der Verwaltung ſtehn, jedoch in einem untergeordneten Verhältniſſe zu dem **Miniſterium** als einer Geſammtbehörde. In Frankreich ſtehen neben den Departementsminiſtern noch ſogenannte Staatsminiſter, welches aber dort nur ein Ehrentitel iſt, der mit keinen miniſteriellen Geſchäften nothwendig verbunden iſt. Auch bilden die Miniſter in dieſem Reiche, ſo wie in manchem neuern Staate, kein miniſterielles Collegium; ſondern jeder beſorgt für ſich die in ſein Departement einſchlagenden Geſchäfte und communicirt höchſtens, eintretenden Falls, mit einzelnen ſeiner Collegen, ohne daß jedoch collegialiſche Berathſchlagungen Statt fänden; eine Methode, der man den Vorzug ſchnellerer Beſorgung der Geſchäfte nicht abſprechen kann, die aber in anderer Rückſicht nicht ohne Nachtheil iſt, indem das allgemeine Intereſſe der Geſammtverwaltung darunter nicht ſelten vernachläſſigt wird. Auch iſt es eine nicht zu überſehende Verſchiedenheit, ob die Miniſter in ihren Departements nur an der Spitze beſondrer Collegien als Präſidenten ſtehen, oder ob ſie unmittelbar und unumſchränkt im Bureau regieren. Endlich gibt es noch in einigen Staaten ſogenannte Prinzipal- oder Premierminiſter unter verſchiedenen Namen, die in der Abweſenheit des Regenten, oder in minder wichtigen Angelegenheiten deſſen Stelle verſehen, nach Gutbefinden bei allen miniſteriellen Departements den Vorſitz führen können und dieſelben controliren. — Den Namen **Miniſterium** führt endlich auch noch das geiſtliche Conſiſtorium, ſo wie die Geſammtheit der Geiſtlichkeit in einzelnen Städten. Cz.

Miniſterialen, ſ. **Lehnsweſen**.

Miniſterialpartei im brittiſchen Parlamente. Da das engliſche Parlament nicht nur für das allgemeine Wohl des ganzen Staats zu ſorgen hat, ſondern auch die ausgehende Inſtanz aller großbritanniſchen Tribunale iſt, alte Geſetze aufhebt, neue aufſtellt, und dem Könige diejenigen Summen bewilligt, deren er zu ſeinen Privatabſichten, ſo wie zur Ausführung aller ſeiner Wünſche, Zwecke und Plane bedarf; ſo iſt es wohl natürlich, daß die Stimmenmehrheit der Mitglieder ein Gegenſtand iſt, deſſen er ſich, es koſte was es wolle, zu bemächtigen ſucht. Unter den Mitteln, deren ſich die Miniſter zur Erreichung dieſes Zweckes bedienen, iſt die Beſtechung eines der gewöhnlichſten, weil es ſeine Wirkung niemals, oder doch höchſt ſelten verfehlt. Dagegen ſind freilich Geſetze gemacht, aber es gibt der Straßen, um ihnen auszuweichen, ſo viele, daß man die Mühe, ſie zu entwerfen, hätte erſparen können. Durch das Miniſterium wird auch indirect der Sprecher des Unterhauſes, der als der Präſident deſſelben anzuſehn iſt, gewählt. Das Miniſterium ſorgt dafür, daß dieſer Poſten keinem Andern zu Theil wird als dem, der ihm ergeben iſt und ihm Verpflichtungen hat. Auch beſtätigt der König ihn. Alles was von dieſem abhängt und ihm anhängt, tritt, die Sache mag mit ihrer Privatmeinung, mit ihren innern Gefühlen, mit den Geſetzen und Verfaſſungen des Reichs, mit Recht und Billigkeit übereinſtimmen oder nicht, demjenigen bei, was der König oder vielmehr ſein Miniſterium will (Miniſterialismus), nimmt im Parlamente die ſogenannten Miniſterialbänke ein, erklärt dadurch frei und unverholen, was von ihm zu erwarten ſei, und heißt die Miniſterialpartei. Ihr ſteht die Oppoſitionspartei (ſ. d. Art.) entgegen. Die Anhänger der Miniſterialpartei verlaſſen ſie ſelten; die Miniſter ſelbſt aber gewöhnlich allemal, wenn ihnen der König ſeine Huld und Gnade entzieht, oder wenn einer ihrer Anträge durch Stimmenmehrheit verworfen, oder ein Krieg, der nach ihren Planen eingeleitet, angekündigt und geführt worden iſt, durch einen Friedensſchluß, oder durch unglückliche Ereigniſſe beendigt wird. DH.

Miniſtranten, diejenigen Perſonen in der catholiſchen Kirche, welche dem meſſeleſenden Prieſter zur Hand gehen (miniſtriren).

Minne. Das alte deutſche Wort Minna und Minnen ward erſt überhaupt von Liebe und Freundſchaft, auch von göttlicher Liebe gebraucht. Dann bekam es bei den deutſchen Dichtern des Mittelalters eine emphatiſche Bedeutung, nämlich die der edlen, treuen und glücklichen Geſchlechtsliebe (die auch einmal vom Minnſinger W. v. d. Vogelweide hohe Minne genannt und von der niedern unterſchieden wird). Geſpräche über dieſe Minne finden ſich im Titurel, bei Veldeck, Ulr. von Lichtenſtein, Howart und der Winsbekin. Eine Definition der Minne aus jener Zeit iſt zu ſchön, als daß ſie hier übergangen werden ſollte. W. v. d. Vogelweide ſagt: „Minne iſt zweier Herzen Wonne, theilen ſie gleich (d. i. theilen ſie einander gleichmäßig dieſe Wonne über ihre Herzen mit), ſo iſt die Minne da.“ Der Begriff der Minne wurde im Ritterthume, beſonders der Deutſchen, ſehr edel gefaßt, und ſchon damals hat ſich die Liebe bei den deutſchen Dichtern viel reiner, inniger und idealiſcher ausgeſprochen, als etwa bei den Franzoſen (vergl. Villers Abhandlung de la manière différente de traiter l'amour chez les poétes allemands et français, deutſch in Reinhards Polyanthea 1807, und im vaterländiſchen Muſeum 1810). Eſchelbach ſagt daher, mit Recht ſang Walther v. d. Vogelweide: „Tugend und reine Minne,

wer die ſuchen will, der ſoll kommen in unſer Land! da iſt Wonne viel. Deutſche Zucht geht vor in Allem." Uebrigens kommt bei den altdeutſchen Dichtern Minna auch als Mädchenname vor, und Aphroditen nennen ſie Frau Minne (von Brenneberg auch Frau Liebe genannt), ſo wie ihren Stern den Minneſtern. F.

Minnegerichte, ſ. Gerichtshöfe der Liebe.

Minneſinger heißen die deutſchen Dichter des Mittelalters von dem Hauptinhalt ihrer Lieder; auch ſchwäbiſche Dichter, weil dieſe Mundart in ihren Gedichten vorherrſcht. Größtentheils waren ſie Ritter, oder doch Edelleute, die das poetiſche, zwiſchen Krieg, Andacht und Liebe getheilte Leben der Ritterſchaft zum Singen begeiſterte. Sie lebten und ſangen beſonders an den Höfen kunſtliebender deutſchen Fürſten, wie Kaiſer Friedrich II., Herzog Leopold IV. von Oeſterreich, Landgraf Hermann von Thüringen, und das ritterliche Leben, die fröhliche Feſtlichkeit und die feine Courtoiſie (bei ihnen Hübſchheit) jener Hoflager gab ihren Gedichten die Zartheit und die Pracht, die Beredtheit und die Zierlichkeit, die wir an ihnen bewundern. An jenen Höfen wurden zur Ergötzung der Fürſten und der Frauen Wettſtreite, nach dem Beiſpiel der provençaliſchen jeux mi partis (ſ. Troubadours) gehalten, welche aber in Deutſchland öfters ziemlich ernſtlich gemeint waren (wie der bekannte Krieg auf der Wartburg 1207) und von der Eiferſucht der Dichter, die um die Gunſt und die Gaben der Fürſten wetteifernd buhlten, befeuert wurden. Denn es gab unter ihnen viele Arme, die ein Gewerbe daraus machten, an den Höfen umherzuziehen, und ihre Lieder hören zu laſſen. Aber eben ſo viele waren auch reiche und kriegeriſche Ritter, die das Leben zwiſchen ritterlichen und dichteriſchen Beſchäftigungen theilten, und mit beiden abwechſelnd den ſchönen Frauen zu gefallen ſuchten, wovon Ulrichs von Lichtenſtein in ſeinem Frauendienſt geſchildertes Leben (herausgegeb. von Tiek, Tüb. 1812) ſtatt aller Beiſpiele iſt. Ja nicht wenige Könige und Fürſten und viele Grafen und Herren liebten es, die Frauen ihrer Minne ſelbſt zärtlich zu beſingen und ſich, in Stunden der Muße von Waffenthaten, mit Dichten und Geſang zu erfreuen. Da jene Poeſie, den Dichtern und dem Geiſte nach, wahre Ritterpoeſie war, ſo befremdet es uns nicht, in den weltlichen Liedern jener Zeit ſtets, und in unerſchöflichen Variationen die Minne, die zweite Religion der Ritter, und neben und in ihr den Frühling, dieſe Liebe der Natur, welche liebende Herzen ſo wunderbar ſympathetiſch anſpricht, beſungen zu finden; wie dagegen die epiſch-romantiſchen Dichtungen jener Zeit, der Natur des Epos zufolge, das ganze Leben und Weſen der Ritterſchaft, die Lebensluſt und die Andacht, die Tapferkeit und die Liebesſchwärmerei, die unruhige Leidenſchaftlichkeit, den kecken Stolz, und wieder die züchtige Ehrbarkeit, die liebenswürdige Beſcheidenheit der Ritter, ihre Kriegs- und Liebensabentheuer, ihre Turniere und Wallfahrten, ihre Trauer und ihren Jubel, alles in der objectivſten Wahrheit, wenn gleich nicht die (meiſt unhiſtoriſche) Zeit der beſungenen Helden, ſondern die des Beſingenden ſpiegelnd, mit den lebhafteſten Farben uns vorführen. So originell und ſo ächter, inniger Begeiſterung Kinder jener Dichter Werke ſind, ſo haben ſie doch, die Lyriker der Form, die Epiker auch dem Stoffe nach, viel von wälſchen (franzöſiſchen) Dichtern, namentlich von den Troubadouren und Trouveren, gelernt und entlehnt. Der äußere Charakter der Lieder und Canzonen (Laiche) iſt eine höchſt kunſtreiche und dabei

kindlich ſpielende Verſchlingung, Verſchränkung, Vervielfachung der Reime und Aſſonanzen, die wie Echo's aus der Tiefe der Seele durch dieſe Gedichte gehen und in denen die Gedanken ſich unaufhörlich herausfodern und antworten. Dabei ſind dieſe Lieder von ſo mannichfaltigem Versmaaß und Eintheilung, daß wir auf große Abwechſelung in ihren Melodien ſchließen und die Unerſchöpflichkeit jener Sänger in Erfindung neuer Weiſen zum Ausſprechen ihrer Herzensempfindungen gar nicht genug bewundern können. Sie waren alle Dichter, Tonſetzer und Sänger ihrer Lieder zugleich, wie denn die wahre Lyrik, der reine Naturſinn von der Trennung dieſer Künſte keinen Begriff hat. Daher heißen ſie in der Sprache jener Zeit oft auch **Fiedler** und **Spielleute**. Die bedeutendſte Sammlung dieſer kleinern Gedichte des Mittelalters, die wir beſitzen, und die gegen funfzehnhalbhundert Lieder von 136 Dichtern enthält, hat **Rüdger Maneſſe** des Raths zu Zürich, im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts, alſo zu Ende der Blüthezeit der Minneſinger, zuſammengetragen. Sie befindet ſich urſchriftlich zu Paris und Bodmer hat ſie in Druck gegeben. Aus dieſer Maneſſiſchen Sammlung hat Tieck 220 Lieder bearbeitet und unter dem Titel: **Minnelieder** aus dem ſchwäbiſchen Zeitalter, herausgegeben, aus welcher Bearbeitung ſich die mit dem altdeutſchen Idiom unbekannten Freunde altdeutſcher Poeſie am beſten einen Begriff von der Lyrik jener Zeit bilden und bemerken können, wie bei aller Gleichheit der Richtung und des Grundtons jene Dichtungen doch einen verſchiedenen, die Eigenthümlichkeit ihrer Verfaſſer ausſprechenden, Charakter haben. Der älteſte bekannte dieſer Liederdichter, um 1180, iſt **Heinrich von Veldeck**, von welchem auch eine Bearbeitung der Aeneis nach einer franzöſiſchen Ueberſetzung und das Leben Herzogs Ernſt von Bayern berühmt und ſehr geleſen waren. Nicht minder trefflich und beliebt als Liederdichter waren **Walther von der Vogelweide**, **Reimar der Alte**, **Reimar von Zweter**, **Ulrich von Lichtenſtein**, **Wolfram von Eſchenbach**, **Hartmann von der Aue**, **Heinrich von Morungen** u. A., die alle zu Ende des 12ten und Anfange des 13ten Jahrhunderts lebten und ſangen; zu den letztern vorzüglichen Dichtern, aus dem Ende des 13ten Jahrhunderts, nach deſſen Ablauf ſie nach und nach verſtummten, gehören **Conrad von Würzburg** und **Johann Hadloub**. Unter den epiſchen Gedichten jener Epoche behauptet an Alter, Originalität und innerer Trefflichkeit den Vorrang das **Lied der Nibelungen** (ſ. d. Art.), das Hauptwerk aus dem Fabelkreis, den das ſpätere **Heldenbuch** umfaßt. Es hat dieſes deutſche Volksſagengedicht mit dem griechiſchen die Ungewißheit des Urhebers gemein. Sonſt haben Sagengedichte aus dieſem Fabelkreiſe aufgeſtellt: **Heinrich von Ofterdingen** (König Laurin), **Wolfram von Eſchenbach** (Otnit, Hugdietrich und Wolfdietrich), **der Vogler** (Dietrichs Flucht zu den Hunnen) u. A. m. Der Fürſt der epiſchen Dichter im Fabelkreiſe von Arthur und den Pflegern des Graals iſt **Wolfram von Eſchenbach** durch ſeinen **Titurel**, **Parcival** und **Lohengrin**; an ihn ſchließen ſich Hartmann von der Aue (Iwain), Gottfried von Straßburg (Triſtan), Wirin von Gravenberg (Wigolais) u. A. m., die alle nach wälſchen Dichtern, Troubadouren und Trouveren arbeiteten. Aus dem Fabelkreiſe Carls des Großen und ſeiner Pärs dichteten, ebenfalls nach franzöſiſchen Originalen, **Conrad Flecke** (Flos und Blankflos), und wieder der fruchtbare Wolfram von Eſchenbach (Wilhelm von Oranſe). So groß

iſt aber der epiſche Reichthum des Mittelalters, daß dieſe Gedichte, deren Verfaſſer wir kennen, bei weitem der kleinſte Theil des ganzen Vorraths ſind. (S. Romantiſche Poeſie.) Den Verfall der Ritterſchaft, das Aufhören der Kreuzzüge, welche die Chriſtenheit in einen romantiſchen Enthuſiasmus, den fruchtbarſten Boden der Poeſie, hingeriſſen, das Erkalten aller Gemüther am Ende des Mittelalters, und die Vertauſchung der ſüßen Schwärmerei der ältern Zeit mit der trocknen Reflexion der neuern, überlebte der deutſche Minnegeſang nicht; im Anfang des 14. Jahrhunderts hören wir nur noch wenige der ältern Minneſinger würdige Stimmen, die bald ganz verhallen. Dichtkunſt und Geſang fielen in dieſem Jahrhundert, von dem Adel, der aufs neue verwilderte, verlaſſen, den Bürgern der Städte anheim, die ſie nicht anders als handwerkmäßig zu treiben wußten, und in deren Händen ſie zum wahren Handwerk wurden. (S. Meiſterſänger.) Bei jedem Volke, das eine wahre Nationalliteratur hat, geht dieſe von einem kindlichen, faſt verliebten Tändeln mit der Sprache aus, ſobald die Menſchen ſich dieſer bewußt werden, und fängt ſo unwillkührlich, durch das Vorherrſchen des Gemüths und der Phantaſie, mit Poeſie an; in dieſe Zeit der deutſchen Literatur fallen die Minneſänger. Später, wenn der mündig gewordene Verſtand ſich das alltaugliche Werkzeug der Proſa bildet, wird über dieſe die Poeſie faſt vergeſſen, bis endlich eben dieſer Verſtand, der das Gemüth eingeſchüchtert hat, nach erlangter beßrer Einſicht und gewonnenem Bewußtſein ſeiner Einſeitigkeit, von ſelbſt zum Gemüth zurückkehrt und aus ihrer Vermählung eine neue Poeſie erzeugt wird, die ihres Weſens, was jene frühere nicht war, ſich bewußt, und darum vielleicht einer höhern Vervollkommung fähig, wie einer ſtrengern Kritik unterworfen iſt, deren höchſte Hervorbringungen aber nie auf die Art, wie die unnachahmliche Unſchuld und naive Genialität jener alten, rein poetiſchen Zeit, rühren und erquicken können. HL.

Minor, der Unterſatz in einem logiſchen Schluſſe (ſ. Syllogismus).

Minorat, das (hier und da gebräuchliche) Vorrecht des Jüngſten in der Erbfolge; bei Bauergütern namentlich das Vorrecht, vermöge deſſen der jüngſte Sohn das väterliche Gut für den wahren Werth annehmen und ſeine Geſchwiſter mit Geld abfinden kann.

Minorca, die kleinere von den auf der Oſtſeite von Spanien gelegnen baleariſchen Inſeln (ſ. d. Art. Balearen). Sie gehört jetzt zu der ſpaniſchen Provinz oder dem Königreiche Mallorca (Majorca). Der Flächeninhalt der Inſel wird zu 15 geogr. Quadratmeilen angegeben. Die Bevölkerung betrug im Jahr 1797, 31,000 Menſchen, worunter faſt die Hälfte Frauensperſonen waren. Die Einwohner beſchäftigen ſich mit Acker-, Wein- und Oelbau, und mit dem Handel, der, als die Inſel noch unter engliſcher Herrſchaft war, lebhaft betrieben wurde. Fiſche, Wein, Salz, Wolle, Honig, Capern, Käſe, Obſt gibt es hier in Ueberfluß; dagegen reicht das Getraide nicht für das Bedürfniß hin. Die Inſel wird in vier Terminos (Diſtricte) getheilt: Ciudadella, Ferrarios, Alayor und Mahon. Die Hauptſtadt Puerto Mahon, auf der Südweſtſeite gelegen, hat einen guten und ſtark befeſtigten, durch das Fort St. Philipp vertheidigten Hafen und zählt 12,000 Einwohner. Der Beſitz von Minorca hat wegen des Handels im mittelländiſchen Meere immer wichtig geſchienen. Daher nahmen die Engländer im ſpaniſchen Erbfolgekriege (1708) ſie, zwar angeblich für Carl III., in Beſitz,

eigentlich aber in der Abſicht, ſie für ſich zu behalten. Sie verblieb ihnen auch im Utrechter Frieden. Im J. 1756 eroberten ſie die Franzoſen unter Richelieu. Der engliſche Admiral Byng (ſ. d. Art.), der ſie nicht entſetzt hatte, wurde deswegen zum Tode verurtheilt. Im Frieden 1763 wurde ſie wieder an England zurückgegeben, 1782 von den vereinigten franzöſiſch ſpaniſchen Truppen erobert, und 1798 wieder von den Engländern beſetzt, im Frieden aber wieder zurückgegeben.

Minorennität (Minderjährigkeit), iſt dasjenige Alter, in welchem man die Volljährigkeit (Majorennität) noch nicht erreicht hat. Dieſe beginnt nach römiſchen Rechten, ſowohl bei männlichen als weiblichen Perſonen, mit zurückgelegtem 25., nach deutſchen Rechten aber ſchon mit zurückgelegtem 21. Lebensjahre. Die Minderjährigkeit hat verſchiedne Abſtufungen. Bis zum 7. Jahre dauert die Kindheit, bis zum 12. bei Mädchen und bis zum 14. bei Knaben die Unmündigkeit. Von da an beginnt die Mündigkeit. Da jedoch die Geſetze ausnahmsweiſe in einigen Fällen die letztere bei dem männlichen Geſchlecht erſt mit dem 18., bei dem weiblichen erſt mit dem 14. Jahre eintreten laſſen, ſo gibt dieſe Unterſcheidung die Begriffe einer vollkommnen und unvollkommnen Mündigkeit. Die Wirkungen der Minorennität ſind im Allgemeinen, daß erſtlich dergleichen Perſonen (minorenne), ſobald ſie aufgehört haben, unter der väterlichen Gewalt zu ſtehn, in der geſetzlich angenommenen Vorausſetzung, daß ſie noch nicht hinlängliche Reife und Beſonnenheit des Urtheils haben, um ihren Geſchäften und Angelegenheiten mit der gehörigen Sorgfalt vorzuſtehen, der Leitung eines Vormundes untergeben werden, dergeſtalt, daß ſie ohne deſſen Einwilligung wohl Andere ſich, aber keineswegs ſich Andern rechtskräftig verbindlich machen können. Hiervon ſind jedoch diejenigen Fälle ausgenommen, wo man, unmittelbar nach Vorſchrift der Geſetze, aus einer Sache ſelbſt verbindlich wird, ohne daß zu Begründung der Verbindlichkeit irgend eine Einwilligung nöthig wird, wie z. B. wenn jemand irgend ein Geſchäft zu unſerm wahren Vortheil ausgeführt hat; hier iſt auch der Unmündige ohne Unterſchied verbunden, alle getragenen Schäden und Auslagen und gehabte Bemühungen demjenigen zu vergüten, welcher irgend ein Geſchäft zu ſeinem Vortheil beendigte. Sodann iſt aber auch zu bemerken, daß nur diejenigen Minorennen, welche noch nicht einmal mündig ſind, in allen rechtlichen Angelegenheiten von des Vormundes Einwilligung abhängen. Sind ſie hingegen mündig, ſo ſind ſie an dieſe nur in ſo fern gebunden, als ſie ſich in Hinſicht ihres Vermögens, nicht blos in Hinſicht ihrer Perſon verbindlich machen wollen, wie dieſes z. B. bei Abſchluß eines Eheverlöbniſſes der Fall iſt. Hinwiederum kann ſelbſt mit des Vormundes Einwilligung kein liegendes Grundſtück eines Unmündigen ohne hinzukommendes obervormundſchaftliches Decret von Seiten der Obrigkeit veräußert werden. Sodann iſt noch beſonders merkwürdig, daß Minderjährige in der Regel bei allen zu ihrem Nachtheil übernommenen Verbindlichkeiten, der Vormund mag eingewilligt haben oder nicht, gegen denjenigen, der ſie verletzt hat, und gegen deſſen Erben Wiedereinſetzung in den vorigen Zuſtand ſuchen und erlangen können, und zwar auch, wenn ſie deshalb erſt nach erlangter Volljährigkeit klagbar werden; ſie müßten denn während dieſer das Geſchäft ratihabirt oder daſſelbe gleich anfangs eidlich bekräftigt oder endlich bei deſſen Abſchließung ſich bösliche Weiſe für volljährig ausgegeben haben. Ebenfalls können ſie gegen die Ehe keine Wiedereinſetzung in den vorigen Zuſtand verlangen. Ausnahmsweiſe ertheilt

die höchſte Staatsgewalt auf Berichtserſtattung der competenten Obrigkeit bisweilen noch Minderjährigen die Rechte der Großjährigkeit. Man nennt dies die veniam aetatis. Mit dem 25. Jahre fängt erſt die Wechſelmündigkeit an und die Fähigkeit, ſelbſt Vormundſchaften zu übernehmen. In den regierenden Häuſern beginnt die zu dem Regierungsantritt erforderliche Volljährigkeit keineswegs durchgängig, ſondern in der Regel vielmehr früher, als mit dem 21., deshalb für die bürgerlichen Verhältniſſe vorgeſchriebenen Jahre. Ueberhaupt gibt es auch hierüber, wie man leicht von ſelbſt vorausſetzen kann, keine für alle oder nur die meiſten regierenden Häuſer allgemein gültige Vorſchrift oder Satzung. Dm.

Minoriten, ſ. Franciscaner.

Minos I., ein berühmter König auf der Inſel Creta, der ungefähr vierzehnhundert Jahre vor der chriſtlichen Zeitrechnung lebte, und mit ſeinem Enkel gleiches Namens nicht verwechſelt werden darf. Er wird als ein weiſer Geſetzgeber und als ein Mann von ſtrenger Gerechtigkeitsliebe geprieſen. Aber freilich waren ſeine Geſetze nur einem rohen und ungebildeten Volke angemeſſen. Sein Zweck war hauptſächlich dahin gerichtet, die Cretenſer durch Einigkeit und kriegeriſche Geſinnungen mächtig und furchtbar zu machen; zu dem Ende mußten ſie oft gemeinſchaftliche Mahlzeiten halten, und ſich anhaltend in den Waffen üben. Die Fabel hat die Geſchichte dieſes Königs mit mancherlei Zuſätzen ausgeſchmückt. Nach ihr war er ein Sohn der Europa und des Jupiter, von welchem er alle neun Jahre ſeine Geſetze in einer Höhle des Berges Ida empfing. Nach ſeinem Tode wurde Minos zugleich mit Aeacus und Rhadamanthus Richter der Unterwelt. Alle drei ſaßen am Eingange des Schattenreichs am Throne des Pluto; Minos ſprach als der oberſte Richter die Endurtheile. — II. Sein Enkel, welcher ebenfalls über Creta herrſchte, hatte zur Gemahlin die Paſiphae, welche aus einer unnatürlichen Vermiſchung den Minotaurus gebar. (S. d. Art.)

Minotaurus. Die Fabel macht den Minotaurus zu einem Sohne der Paſiphae und eines Stiers und gibt ihm Menſchengeſtalt mit einem Stierkopfe. Er nährte ſich von Menſchenfleiſch, weßhalb Minos ihn in das vom Dädalus erbaute Labyrinth ſperrte, und ihm anfangs Verbrecher, nachher die von Athen erhaltnen Geiſeln zur Speiſe vorwarf, bis endlich Theſeus, der ſich unter dieſen Jünglingen befand, durch Ariadne belehrt und ausgerüſtet, ihn tödtete und die Athenienſer von dieſem blutigem Tribut befreite. (S. Theſeus.)

Minſtrels, ſ. Troubadour.

Minute bezeichnet überhaupt den ſechzigſten Theil eines Grades oder einer Stunde. In der Mahlerei und Zeichenkunſt nennt man die kleinern Theile, wonach man die Verhältniſſe des menſchlichen Körpers beſtimmt, auch Minuten, deren 48 auf eine Kopflänge gehen. In der Baukunſt iſt die Minute der 30. Theil eines Modells. — Minutenglas iſt eine kleine Sanduhr, welche nur eine Minute läuft, und beſonders auf den Schiffen beim Lotzen gebraucht wird. — Minutenuhren ſind ſolche, welche die Abtheilungen bis zu Minuten genau angeben.

Miquelets nennt man die Bergbewohner der ſüdlichen Pyrenäen, in Catalonien und in den franzöſiſchen Departements der obern und der Oſtpyrenäen, auf den Höhen des Gebirgskammes, der die Gränze zwiſchen Frankreich und Spanien bildet. Sie ſind meiſtens Hirten, Jäger, Köhler u. ſ. w., dabei kriegeriſch und räube-

riſch. Auch geleiten ſie die Reiſenden auf den Gebirgswegen, und laſſen ſich ihren Schutz theuer bezahlen. Im Kriege ſind ſie gefährliche Parteigänger, die oft rottenweiſe in Frankreich einfallen. In Catalonien haben ſie ſich den franzöſiſchen Truppen durch ihre Ueberfälle, um Transporte zu zerſtreuen, im letzten Kriege ſehr furchtbar gemacht.

Mirabeau (Boniface Riquetti, Vicomte de), Oberſter des franz. Reg. Touraine, zeichnete ſich durch Tapferkeit im amerikaniſchen Freiheitskriege aus, ſtand in der erſten Nationalverſammlung als Deputirter des Adels von Limouſin auf der Seite der Privilegirten, ward aber allgemein verachtet. Er wanderte aus, errichtete eine Jägerlegion, die er in den Kampf gegen Frankreich führte, ſtarb aber ſchon am Ende des J. 1792 zu Freiburg im Breisgau. Unter ſeinem Namen erſchienen Facéties, 2 Vol. 1790. 8. Er war, wie ſein älterer Bruder, der Graf Mirabeau, ein Mann von heftigen Leidenſchaften, denen er Anſtand und Sitte zügellos aufopferte. Gewöhnlich verließ er das Weinhaus nicht eher, als bis alles, Geld oder Wein, verthan war. Man nannte ihn nur den Sancho Panſa der Emigrirten. Auch hieß er ſeiner unförmlichen Leibesſtärke und Trunkliebe wegen das Faß, oder *Mirabeau-Tonneau*. Sein älterer Bruder,

Mirabeau (Honoré Gabriel Victor Riquetti, Graf von) übertraf ihn weit an Talent und Thätigkeit. Dieſer *kühne Redner* des dritten Standes in der erſten Nationalverſammlung wurde durch die hinreißende Kraft ſeines Worts der *Hebel der franzöſiſchen Revolution*. *Neckers* Entwürfe waren die *Unterlage* dieſes Hebels, deſſen *Ruhepunkt* das *Deficit* und deſſen *Gewichte* die herrſchenden *Ideen* genannt werden können; der durch jenen Hebel hervorgebrachten *Bewegung* der revolutionären *Maſſe* gab aber nicht Mirabeau, ſondern *Sieyes* die demokratiſche *Richtung*. Mirabeau wollte endlich die gefährliche Richtung hemmen; aber es war zu ſpät. Da rief er das prophetiſche Wort aus: La révolution de France fera le tour de l'Europe. — *Mirabeau* (geb. 1749 zu Egreville in der Provence, geſt. zu Paris den 2. April 1791), ſtammte aus einer berühmten Familie. Die Natur gab ihm heftige Leidenſchaften zu dem Körperbau eines Athleten. Die Erziehung hätte aus ihm einen *großen* Mann machen können; aber man hemmte den Aufſchwung ſeines Geiſtes und verſchrob die Entwickelung ſeiner Kraft: daher ward er *nur berühmt*. In ihm gohr ſein ganzes Leben hindurch dieſe Miſchung von verunglückter Größe und eitler Berühmtheit, geſpornt von ſinnlicher Genußgier. Vierzehn Jahr alt kam er in eine Penſion, wo er zwei Jahre lang Mathematik ſtudirte, und einige Fortſchritte in Muſik und Zeichnen machte. Auch trieb er mit Luſt und Leichtigkeit körperliche Uebungen. Aber da man ſeine ſittliche Bildung ganz vernachläſſigte, ſo wuchſen mit ihm die heftigſten Leidenſchaften auf. Spiel und Frauenliebe machten ihn ſpäterhin zum Sclaven ſinnlicher Luſt, die ſich an ſeiner glühenden Einbildungskraft entzündete. Noch jung nach Ruhm dürſtend, gab er ein Lobgedicht auf den großen Condé und einige andere Gedichte heraus. Jetzt wurde Locke ſein Führer, der ſeinen Geſchmack regelte, und ſeinen ungeſtümen Genius zügelte. Mirabeau bekannte oft, daß er deſſen Schriften Alles verdanke. In ihnen fand er jene klare, unwiderſtehliche Logik, die ſeine Werke auszeichnet, und ohne welche es keine ächte Beredſamkeit gibt. Aus der Schule trat er in eine Garniſon. Aber im Umgange mit jungen und liederlichen Officieren ward er mit allen von dieſen Wüſtlingen als Ehrenpunkte gefeierten Laſtern vertraut.

Hier durchbrach er zuerſt die Feſſeln ſeiner harten Erziehung, welche ſeine heftige Gemüthsart bis jetzt mit größter Ungeduld ertragen hatte. Endlich ergriff ihn die Liebe, und dieſer erſte Sturm ſeiner aufgeregten Leidenſchaft trug alle Kennzeichen der Eigenheiten ſeines Charakters. Er achtete nicht den Zorn des Vaters, der dieſe Neigung unerbittlich verfolgte. Er ward daher auf des Vaters Veranſtaltung in die Feſtung auf der Inſel Rhé eingeſperrt, und ſollte ſich nach den holländiſchen Colonien einſchiffen. Doch die Freunde des Marquis von Mirabeau wußten es zu hintertreiben. Dieſer Mißbrauch der väterlichen Gewalt beſtimmte zuerſt des Sohnes Anſicht von Despotismus. Der Zwang erhöhte nur die Energie ſeines Charakters. Nach ſeiner Befreiung ward er als Freiwilliger nach Corſica geſchickt. Er zeichnete ſich aus und bekam das Patent als Dragonerhauptmann. Da ihm aber ſein Vater keine Compagnie kaufen wollte, ſo gab er, jedoch ungern, den Militärſtand auf. Nach ſeinem eignen Geſtändniß war er ganz für denſelben geſchaffen, und es gab kein Buch über die Kriegskunſt, das er nicht geleſen zu haben verſicherte. Während des Krieges in Corſica ſchrieb er eine Denkſchrift über denſelben mit Bemerkungen über die Mißbräuche der genueſiſchen Ariſtokratie, und übergab ſie ſeinem Vater, der ſie aber vernichtete. Nach dem Verlangen ſeines Vaters vertauſchte er jetzt das Schwert mit dem Pfluge. Aber ein Rechtshandel verbitterte ihm die an ſich ſchon läſtige Lage. Dazu kamen unglückliche häusliche Verhältniſſe. Im J. 1771 hatte er nach langer Bewerbung in Aix die Hand des Fräuleins von Marginane, einer jungen liebenswürdigen Dame, erhalten, mit der Ausſicht auf ein großes Erbtheil. Da er aber von 6000 Livres jährlicher Einkünfte ſeiner Schwiegermutter eine Leibrente zahlen mußte, gerieth er, bei ſeinem Hange zur Verſchwendung, in eine Schuldenlaſt von 160,000 Livres. Dies wurde der Grund ſeines unglücklichen Schickſals. Sein rauher, ſtreitſüchtiger, unbiegſamer Vater benutzte die Verlegenheit ſeines Sohnes und wirkte beim Chatelet in Paris ein Inderdict aus, durch das er ſeinen Sohn ſehr beſchränkte. Indeß lebte dieſer mit ſeiner Gattin recht glücklich, bis er im Mai 1774 einen ſtrafbaren Briefwechſel derſelben entdeckte. Doch es ziemte ihm nicht, ſtreng zu ſein, er brachte ſie zu ihrer Pflicht zurück und verzieh. Bald darauf verließ er den ihm von ſeinem Vater geſetzlich angewieſenen Ort ſeines Aufenthalts, und ein neuer Verhaftbrief (lettre de cachet) ſperrte ihn den 23. Dec. 1774 in das Schloß If ein. Hier erheiterte eine hübſche Gefängnißwärterin, welche von ihrem Ehemann oft unbarmherzig geſchlagen wurde, die Einſamkeit des 24jährigen Gefangnen und verſteckte ſich ſogar bei ihm; dies zog ihm ſtrengere Aufſicht zu. Sein Vater machte ihm Vorwürfe über ſeine Unthätigkeit. Er verantwortete ſich durch die Bekanntmachung ſeines ſchon im 21. Jahre angefangnen Verſuchs über den Despotismus. Dieſes Epigramm erzürnte den Vater noch mehr. Ein junger Mann wagte, ſeine Gebieter anzuklagen, und ſogar im Gefängniß! Endlich geſtattete ihm der harte Vater im April 1775 nach Jour bei Pontarlier zu gehen. Hier ſah Mirabeau zuerſt ſeine Sophie. Seine Gemahlin war entfernt, und hatte ſich ſogar geweigert, ihn in ſeiner Gefangenſchaft zu beſuchen. Sophie, an den 79jährigen Präſidenten Lemounier verheirathet, war zärtlich; Mirabeau's Leidenſchaft für ſie wurde bald äußerſt heftig. Aber unglücklicher Weiſe war St. Maurice, der Commandant der Feſtung, ſein Nebenbuhler. Um ſich daher den Verfolgungen dieſes Mannes und ſeines Vaters zu entziehen, flüchtete er ſich nach Dijon,

wohin ſeine Geliebte, die ihrem Mann das Geld dazu entwandt hatte, ſich gleichfalls begab; aber ihre Mutter gab ihn an, er wurde ergriffen, und ſein Vater wirkte einen neuen Verhaftbrief aus. Indeß hatte der Herr von Malesherbes, der damals Miniſter war, für den jungen Mirabeau viel Wohlwollen, und ließ ihm den Wink geben, ins Ausland zu fliehen. Schon befand er ſich auf der Flucht, als ihm ſeine Sophie ſchrieb, daß ihr Mann ſie in ein Kloſter ſperren wolle; und daß ihr nichts übrig ſei, als die Flucht oder der Tod. Mirabeau entfloh alſo mit ihr. Der beleidigte Ehemann klagte auf Entführung und Raub; Mirabeau wurde zum Tode verurtheilt, und dieſem Urtheil zufolge ward ſein Bildniß an den Galgen gehangen. Mirabeau verbarg ſich damals in Holland, wo er unter dem Namen St. Matthieu unbemerkt mit ſeiner Sophie, ſeinen Büchern und einigen Freunden lebte. Während der J. 1776 und 1777 erhielt er ſich und ſeine Freundin nur durch literariſche Arbeiten. Der Buchhändler Changuyon gab ihm vollauf zu thun. Mirabeau überſetzte unter andern eine Geſchichte Englands, und ſchickte Denkſchriften gegen ſeinen Vater in das Ausland. Dieſer bewirkte dagegen, daß man das Völkerrecht verletzte, und einen Polizeidiener mit einem von Amelot und Vergennes unterzeichneten Verhaftbriefe nach Holland ſchickte. Mirabeau wurde gewarnt, aber die wenigen Augenblicke, die er verlor, für die Sicherheit ſeiner Sophie zu ſorgen, beraubten beide ihrer Freiheit; ſie wurden den 17. Mai 1778 ohne Einſpruch der holländiſchen Regierung verhaftet. Nach ihrer Ankunft in Paris wurde Mirabeau in den Donjon zu Vincennes gebracht, Sophie aber, welche ſchwanger war, der Polizeiaufſicht übergeben. Nach ihrer Entbindung von einer Tochter brachte man ſie den 18 Junius 1778 in das St. Clarenkloſter nach Gien. In jener beinahe dreijährigen Gefangenſchaft ſchrieb Mirabeau die berühmten Lettres à Sophie (Lettres originales de Mirabeau. Vol. IV. 1792. Von dieſen Lettres écrites du Donjon de Vincennes, (1777—1780) 3 vol. erſchien 1820 eine neue Ausgabe.) Mit der Begeiſterung der Leidenſchaft, in tiefer Einſamkeit geſchrieben, athmen ſie nur Gefühl, Schwärmerei und Zärtlichkeit. Mirabeau's Proceß ging unterdeſſen fort, und ſeine mit Mäßigung abgefaßte Vertheidigungsſchrift gegen ſeinen Vater war ein Meiſterſtück der Beredtſamkeit und Logik. Unter vielen körperlichen Leiden ſchrieb Mirabeau damals ſeine Erotica biblion, ein originelles Werk, zu dem Calmets Commentare über die Bibel ihm dem Stoff lieferten. Zugleich entwarf er eine Grammatik und eine Abhandlung über Mythologie, überſetzte den Johannes Secundus, und bezeichnete die Schranken einer willkührlichen Gewalt in ſeinem männlich kräftigen Werk über die Lettres de cachet. Weil man ihm Papier verſagte, ſo riß er aus den ihm verſtatteten Büchern die weißen Anfangs- und Endblätter. Seine Schriften bekamen dadurch einen noch gedrungenern und kühnern Styl. Er verbarg die Blätter in dem Futter ſeiner Kleider, und verließ das Gefängniß mit dem ſo eingenähten Manuſcript ſeiner Lettres de cachet. Die lange Einkerkerung hatte endlich die Verfolgung ermüdet. Auch die Richter ſahen ein, daß Mirabeau's Vater, der ſelbſt ſehr unſittlich lebte, nur von Rache und Haß ſich leiten ließ. So wurden am 17. Dec. 1780 Mirabeau's Feſſeln gelöſt. Es ſcheint, als ob er ſich mit ſeinem Vater verſöhnt habe, denn er verlebte jetzt 16 Monate bei ihm, und verließ nur das väterliche Haus, um die Aufhebung des früher in Pontarlier gegen ihn geſprochenen Todesurtheils zu betreiben. Er erlangte ſein Geſuch den 14.

Auguſt 1782. Zugleich erhielt Sophie ihr Heirathsgut und ihre Freiheit wieder. Hierauf kehrte Mirabeau in die Provence zurück, und verſuchte ſich mit ſeiner Gemahlin auszuſöhnen. Allein nichts konnte die Hartnäckigkeit der Verwandten ſeiner Frau beſiegen. Mirabeau wendete ſich daher an die Geſetze, und es entſpann ſich ein Proceß, der für keine Partei ehrenvoll war, und den ſeine Frau gewann. Mirabeau begab ſich jetzt nach London. Seine Briefe beweiſen, daß er, einige gute Einrichtungen ausgenommen, eben nicht günſtig über England urtheilte. Auch ſchrieb er daſelbſt die considérations sur l'ordre de Cincinnatus; einen Orden, den er als den Anfang einer militäriſchen Ariſtokratie für das freie Nordamerika mißbilligte. Sein Urtheil blieb von der Republik nicht unbeachtet. Noch ſchrieb er gegen Joſephs II. Plan, die Schelde frei zu machen, und gegen Linguets bekannte Schrift ſeine Doutes sur la liberté de l'Escaut. Auch war er Mitarbeiter an der in London erſchienenen franzöſiſchen Zeitſchrift, le Courier de l'Europe. In ſeinen darauf folgenden Schriften über die Caisse d'Escompte, die Banque de St. Charles, die Actions des eaux, verbreitete er ſich über die Urſachen des öffentlichen Credits und des Wuchers mit Staatspapieren, nach Ad. Smiths Grundſätzen, mit vieler Beredtſamkeit. Dies und die ſatiriſchen Schilderungen berühmter Perſonen brachten ſeine Schriften in Ruf. Gleichwohl hielt er vergebens bei dem Finanzminiſter Calonne um die Conſulſtelle in Danzig oder Hamburg an. Calonne fürchtete ſein Talent, und man entfernte Mirabeau im J. 1786 nach Preußen, wo man ihm einen geheimen Auftrag gab, der mehr gefahr- als ruhmvoll war. Dort entwarf er ſein geiſtvolles aber nichts weniger als fehlerfreies Werk: de la Monarchie Prussienne. Er ſammelte darin zum Theil mit fremder (Mauvillons u. A.) Hülfe die nähern Umſtände jenes innern Mangels, auf welchen blendende Größe gegründet war; er zeigte die feinen Lenkſeile, welche jenes Räderwerk vom Staat zum Erſtaunen Aller bewegten. Vorzüglich bewundert man ſeine Schilderung Friedrichs II. Friedrich wußte Mirabeau's Genie zu ſchätzen. Aber Friedrich Wilhelm II. ſandte bald nach ſeiner Thronbeſteigung an ihn den Befehl, den preußiſchen Staat unverzüglich zu verlaſſen. Nur mit Mühe verſchaffte ſich Mirabeau das nöthige Reiſegeld. Unterwegs verweilte er in Nancy, um die Aufführung der Dido zu ſehen. Hier verliebte er ſich in eine Schauſpielerin, verlor bei ihr eine Nacht und ſeine Börſe, borgte die ſeines Secretärs, und leerte ſie faſt gänzlich. Als darauf ein Rad ſeines Wagens bei Bourget brach, ließ er Secretär, Wagen und Papiere im Stiche, und kam zu Fuße, ohne einen Sou baares Geld, nach Paris. Hier ſchrieb er eine Fortſetzung ſeiner dénonciation de l'agiotage. Aber die Kühnheit, mit welcher er dieſe privilegirte Geißel angriff, zog ihm einen Verhaftbrief zu. Er entging ihm jedoch glücklich. Hierauf ſchrieb er ſeinen Avis aux Bataves und ſeine Histoire secrète de la Cour de Berlin, die ſeinen Ruf wie ſeine Feinde nur vermehrten. Denn auch gegen Necker hatte er ſich erklärt. Jene Correspondance secrète war ſein letztes Werk. Er ſagt darin unter andern: „Der Tag war der glücklichſte meines Lebens, an dem ich die Berufung der Notabeln erfuhr. Sie wird ohne Zweifel die Reichsverſammlung zur Folge haben. Ich ſehe darin eine neue Ordnung, die Umbildung der Monarchie; und ich würde mich überaus glücklich ſchätzen, die unterſte Stelle eines Secretärs in dieſer Verſammlung, von der ich die erſte Idee gehabt, zu bekleiden." —

Als nun die Reichsſtände wirklich berufen wurden, ging Mirabeau in die Provence, um gewählt zu werden. Unterdeſſen hatte man jener Correspondance secrète wegen einen Prozeß gegen ihn eingeleitet; allein auch vor geſprochenem Urtheil fand man für gut, den gefährlichen Mann durch einen Verhaftbrief auf die Seite zu bringen. Eine Fregatte lag ſchon in Toulon bereit, um ihn nach Indien zu führen. Bei Zeiten gewarnt, eilte er nach Paris. Hier verwandten ſich der Abbé Perigord (Talleyrand) und der Duc de Lauzun ſo lebhaft für ihn, daß der Befehl zurückgenommen wurde. Nun begab ſich Mirabeau wieder in die Provence, ſah ſich aber von der Wahl für den Adelsſtand durch die Beſitzer großer Lehngüter ausgeſchloſſen. Da ſchwang er die Fahne des dritten Standes und trat als ein zweiter Marius auf. Er hatte nämlich einen Tuchladen gekauft, um als Tuchkrämer gewählt zu werden. Kaum hatte er in dem Rathe der Reichsſtände geſprochen, ſo beherrſchte er die Menge durch ſeine ſtürmiſche aber lichtvolle Beredtſamkeit. Die wichtigſten Beſchlüſſe, welche die conſtituirende Verſammlung faßte, gingen auf ſeinen Antrag durch. Nach des Duc de Levis Urtheil liebte Mirabeau die Monarchie und ſelbſt den Adel, wiewohl er die Neigung für den letztern geſchickt verbarg. Seine Freiheitsliebe war mehr gegen den Mißbrauch der königlichen Gewalt gerichtet, als gegen dieſe ſelbſt. Er war Royaliſt aus Grundſatz. Wenn er daher Geld vom Hofe annahm, ſo zeigte er zwar nicht das Ehrgefühl eines Biedermanns, handelte aber doch nicht gegen ſeine Ueberzeugung. Nur verlangte der Hof zu viel von ihm, ja durchaus unmögliche Dinge, und zwang ihn dadurch ſelbſt, ſich von der Hofpartei zu entfernen. Als Redner war er groß; doch oft incorrect. Viele ſeiner Reden ſind nicht von ihm; aber überarbeitet hat er ſie gewiß. Durch ſein Genie machte er alles zu ſeinem Eigenthum. Mitten in der Parteiwuth erkannte er die Gefahren der Anarchie, und mehr als einmal ſagte er: „Es iſt nur ein Schritt vom Capitol zum tarpejiſchen Felſen.“ Er war vielleicht der Einzige, der, hätte ihn Ludwig zum erſten Miniſter gemacht, der Revolution durch eine heilſame Gegenrevolution würde Einhalt gethan haben. Seine kühne Beredtſamkeit zeigte zuerſt der Reichsverſammlung das Geheimniß ihrer Kraft und die Schwäche des Hofes. „Sagen Sie Ihrem Herrn,“ erklärte Mirabeau den 23. Junius 1789, dem Ober-Ceremonienmeiſter Brezé, welchen der König abgeſchickt hatte, um die Sitzung der Verſammlung aufzuheben: „daß wir hier verſammelt ſind im Namen des Volks, und daß uns nichts von dieſer Stelle vertreiben kann, als das Bajonnet.“ Schon damals hatte der Herzog von Orleans eine Partei; aber Mirabeau konnte ſich nicht an dieſen rechtloſen Mann von kleinem Herzen und ungemeßner Ehrſucht anſchließen, der nichts mit Catilina gemein hatte, als Sittenloſigkeit. Mirabeau wollte anfangs keiner Partei angehören, ſondern allein die Verſammlung lenken und den Hof bekämpfen. Doch bald bewog ihn ſein zerrütteter Vermögenszuſtand, ſich dem Hofe und den Miniſtern wieder zu nähern. Als ihm dies nicht gelang, wollte er ſich beim Volke geltend und dadurch dem Hofe nothwendig machen. Endlich entſchloß ſich der König, Mirabeau zu ſehen. Ein Erzbiſchof führte Mirabeau'n in die Zimmer der Königin, wo bald darauf auch der König eintrat. Mirabeau bat ſogleich den König, ihm zu ſagen, ob er hoffe, ſeine vorige Gewalt wieder hergeſtellt zu ſehen; in dieſem Falle könne er ihm keinen Dienſt erzeigen. Der Monarch geſtand ihm, er halte dies für unmöglich. Nun ſchilderte ihm Mirabeau die Lage der Dinge, und

entwickelte die Art, wie er dem König dienen könne. Die Königin äußerte nachher, daß ſie beim Eintritt Mirabeau's einen Schauder gefühlt, daß aber ſeine Beredtſamkeit, ſein Antheil an der Sache und ſein Mitgefühl den erſten Eindruck bald vernichtet hätten. Der Hof ſoll damals Mirabeau's Schulden, die ſich auf 207,000 Livres beliefen, bezahlt und ihm eine monatliche Penſion von 6000 Livres zugeſichert, Mirabeau aber dem Könige zwei Plane zu einer Gegenrevolution vorgelegt haben; nach dem einen ſollte ſich der König nach Rouen, nach dem andern nach Metz begeben. Der König wählte den letztern, und ſandte den Grafen de la Marc insgeheim nach Metz, um mit dem Marquis de Bouillé Alles zu veranſtalten. Auch nach der verunglückten Flucht hielt Mirabeau ſein dem König gegebnes Wort; doch folgte dieſer nicht immer ſeinem Rathe; nur die Königin verließ ſich ſo ganz auf ihn, daß ſie ſagte: „ich bin überzeugt, daß ich nicht umkomme, ſo lange Mirabeau lebt." — Aber ſchon argwohnte man ſeine Verbindung mit dem Hofe, als er, 42 Jahre alt, an einem Entzündungsfieber ſtarb, das er wahrſcheinlich durch Unmäßigkeit ſich zugezogen hatte. Andre ſagen, er habe auf Anſtiften der beiden Lameths, ſeiner unverſöhnlichſten Feinde, Gift bekommen. Uebrigens iſt die Abſchaffung des Adels in Frankreich ſo wenig durch Mirabeau bewirkt worden, daß er vielmehr das Gegentheil behauptete, und zu derſelben Zeit ſeinen Bedienten Livrée gab, und ſich Herr Graf nennen ließ, als er in der Nationalverſammlung nur Riquetti heißen durfte. Um Republikaner zu ſein, war er nicht ſtreng genug ſittlich. Indeß hat er, wenn er auch ſelbſt im reifern Alter noch von gefährlichen und erniedrigenden Leidenſchaften beherrſcht, die Tugend nicht übte, ſie dennoch, wie ſeine Freunde glauben, geliebt. Es war ein Unglück für Frankreich, daß der erſte Held in der Rennbahn der Revolution, der beharrlich die kühnſten Entwürfe durchſetzte, nicht mit dem reinen Muthe der Tugend, ſondern getrieben von Noth, Schuld und Habſucht, nur mit der Kühnheit unedler Leidenſchaft zu dem Bilde der Freiheit ſeinen Blick erhob. — Mirabeau's Tod verbreitete in ganz Paris Schrecken und Beſtürzung. Cerutti hielt ihm die Todtenrede. Als aber die Republikaner den Convent beherrſchten, ward (im Sept. 1794) Marats Leichnam ins Pantheon gebracht und Mirabeau's Aſche herausgenommen. Im J. 1800 befahl der erſte Conſul, ſeine Bildſäule unter denen der großen Männer aus allen Nationen in der Gallerie der Tuillerien aufzuſtellen. — Wohl zeigt Mirabeau, wie die ganze franzöſiſche Revolution, was die vom Witze auf den höchſten Grad geſpannte Leidenſchaftlichkeit zugleich Schlechtes und Gutes hervorbringen kann; darum haben wir ſo lange bei ſeiner Schilderung verweilt. Seine Reden ſind geſammelt in der Schrift: Mirabeau peint par lui-même, 1791. Vol IV. 8.; und Collect. compl. des traveaux do Mirab. à l'assemblée nationale, par Mejean 1791. Vol. V. 8. Esprit de Mirabeau, 1804. 8. und Lettres inédites de Mirabeau, publ. par Vitry. Paris 1806. 2 Bde. und ſein Oeuvres oratoires vollſtändig zu Paris 1819. 2 vol. K.

Mirabeau (Victor Riquetti, Marquis de), Vater des Grafen und des Vicomte Mirabeau, aus der Provence, Commandeur des ſchwediſchen Waſaordens, Mitglied der Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften zu Montauban, und der Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Montpellier, beſaß einige Talente, vereinigte aber den Stolz eines Autors mit der Härte eines Sectenhauptes. Er

machte ſich durch ſein Werk: L'Ami des hommes ou traité de la population, Paris, 1758. Vol. II. 12. (oer Menſchenfreund) berühmt, das Beifall verdiente. Voll Eigenſinn und Launen war er geizig, hart und rachſüchtig. Seine Gattin, eine ſtolze, mürriſche und ränkeſüchtige Frau, lebte in beſtändigem Streite mit ihm und ihren Kindern. Er ſelbſt war der Sclave ſeiner Maitreſſe, der Frau von Pailly, welche ihn noch mehr mit ſeiner Familie entzweite, und zu Verſchwendungen verleitete. Das natürliche Feuer ſeines ältern Sohnes wußte der ſtrenge Vater weder zu bändigen, noch deſſen heftige Begierden zu zügeln. Er erbitterte ihn durch Strafen, und brachte ihn zur Verzweiflung durch unerbittliche Härte. Der jüngere Sohn, der Vicomte, war ſein Liebling. Für dieſen bewies er noch in ſeinem letzten Willen eine ungerechte Vorliebe, wovon ein Prozeß und tödtlicher Haß der beiden Brüder gegen einander die Folge war. Als ein denkender Gelehrter ſtand der Marquis von Mirabeau in Anſehen. Er vertheidigte das phyſiokratiſche Syſtem, daher man ihn den Patriarchen der Oekonomiſten nannte. Das Weſentliche davon enthält die merkwürdige Zuſchrift, in welcher der Graf Mirabeau ſeinem Vater das Werk de la Monarchie Prussienne sous Fréderic le Grand (Londres 1788. T. I — VII.) widmet, wo er die Beſtätigung der Grundſätze jenes Syſtems in der ihm widerſprechenden Verwaltung des preußiſchen Staats gefunden zu haben verſichert. Mit Unrecht ward der Marquis Mirabeau eine Zeit lang für den Verfaſſer des Système de la nature etc. gehalten. Uebrigens waren er und ſein jüngerer Sohn die Schutzredner des Hofes und der königlichen Gewalt. Auch dies machte den Vater und den älteſten Sohn, wie die beiden Brüder, zu unverſöhnlichen Feinden. Der Vater ſtarb zu Paris 1789, und der Vicomte wanderte aus. K.

Miranda (Don Francisco), der erſte Gründer der Freiheit im ſpaniſchen Amerika, ward geboren in Caraccas, und ſtammte aus einer alten ſpaniſchen Familie. Sein Großvater war Gouverneur der Provinz Caraccas. Zwanzig Jahr alt, durchwanderte er Amerika zu Fuß, um es kennen zu lernen; hierauf erhielt er im ſpaniſchen Heere den Grad eines Oberſten, und wurde von dem Gouverneur von Guatimala zu beſondern Aufträgen gebraucht. Dann diente er als Freiwilliger im nordamerikaniſchen Kriege, durchwanderte nachher England, Frankreich und Italien zu Fuß, auch Altſpanien, das er glühend haßte; hierauf durchzog er aufs neue, in militäriſcher Hinſicht, Süd- und Nordamerika. Im J. 1789 befand er ſich in Petersburg, wo ihn Catharina vergebens in ihre Dienſte zu ziehen ſuchte. Der Ausbruch der franzöſiſchen Revolution bewog ihn, ſich nach Paris zu begeben. Hier erhielt er eine Sendung an den Miniſter Pitt, ward auf Petions Verwendung zum Generalmajor ernannt, und commandirte als zweiter Befehlshaber unter Dumouriez in Champagne 1792 und in Belgien. Da er als Ingenieur und Taktiker ausgezeichnete Kenntniſſe mit ſeltenen Talenten vereinigte, ſo wurde er von der Armee eben ſo ſehr geachtet, als er in Paris die Gunſt der Republikaner beſaß. Als Dumouriez gegen Holland vordrang, erhielt er den Auftrag, Maſtricht zu belagern, mußte aber von dem General Valence zu wenig unterſtützt, die Belagerung aufheben. In der Schlacht bei Neerwinden, die Dumouriez verlor, commandirte er den linken Flügel. Dumouriez legte ihm den Verluſt derſelben zur Laſt, allein er rechtfertigte ſich durch eine eben ſo gründliche als nachdrückliche Vertheidigungsſchrift. Er hatte ſich damals, eben ſo wie Dumouriez,

gegen die Partei der Jacobiner erklärt. Jetzt erſchien ihm Dumouriez ſelbſt verdächtig, und er theilte ſeinem Freunde Petion, der Mitglied des Wohlfahrtsausſchuſſes war, ſeine Beſorgniſſe mit. Dies ſchützte ihn vor der Anklage, und man gab ihm den Auftrag, den Oberbefehlshaber zu verhaften. (S. Dumouriez.) Als aber darauf der Berg die Girondiſten vernichtet hatte, ward auch der General Miranda vor das Revolutionstribunal geſtellt; jedoch rettete ihm noch Thomas Payn'es Beredtſamkeit das Leben. Robespierre's Sturz öffnete auch ihm das Gefängniß. In der Folge ward er abermals verdächtig, und auf Befehl des Directoriums (30. Vendemiaire 1795) verhaftet. Als Ausländer ſollte er verbannt werden; allein er machte ſein Recht als franzöſiſcher Bürger geltend, und lebte eine Zeit lang im Verborgenen, bis das Directorium ihn, nach dem 18. Fructidor (4. Sept. 1797), aufs neue zur Deportation verurtheilte, und da er ſich derſelben durch die Flucht nach England entzogen hatte, im J. 1799 auf die Emigrantenliſte ſetzen ließ. Im J. 1803 kehrte er nach Paris zurück, ward aber von neuem, weil er ſich in Verbindungen gegen den erſten Conſul eingelaſſen haben ſollte, verbannt. Jetzt beſchloß er mit der vollen Energie ſeines Charakters die Ausführung des längſt gefaßten Gedankens, die ſpaniſche Herrſchaft auf dem feſten Lande von Amerika umzuſtürzen. In dieſer Abſicht begab er ſich nach Jamaika und Trinidad, hierauf nach Newyork, wo er im J. 1806, im Geheimen von England unterſtützt, mit einer Summe von 60000 Pf. drei Schiffe ausrüſtete, und 900 entſchloßne Männer zur Befreiung ſeines Vaterlandes Caraccas vereinigte. Allein das Unternehmen mißglückte. Die Spanier eroberten den 28. Apr. 1806 zwei ſeiner Schiffe; mit dem dritten entfloh er. Indeß von ſeinen geheimen Freunden unterſtützt, bewerkſtelligte er am 1. Aug. d. J. eine Landung in Venezuela; ſein Aufruf zur Freiheit machte aber ſo wenig Eindruck auf das Volk, daß er ſich ſchon den 13. mit Verluſt wieder einſchiffen mußte. Erſt am Ende des J. 1810 gelang es ihm, die Fahne der Freiheit in Caraccas aufzupflanzen. (S. das Weitere unter Weſtindien.) Nach mehreren Triumpfen und noch größeren Unfällen, verfolgt vom Haſſe der Prieſter, und gedrängt durch Finanznoth, Abfall und Verrätherei, ſah er ſich zuletzt durch die Siege des ſpaniſchen Generals Monteverde genöthigt, die (a. a. O. erwähnte) Capitulation vom 26. Aug. 1812 abzuſchließen, gegen deren Inhalt ihn der ſpaniſche General treuloſer Weiſe als einen Gefangenen behandelte. Man brachte ihn endlich in das Gefängniß La Caraca, den furchtbarſten Kerker der Inquiſition bei Cadix, in welchem er nach einer vierjährigen harten Einſperrung geſtorben iſt. Die Mönche ließen ſeinen Körper unbeerdigt hinwerfen, und übergaben ſein Geräth den Flammen. Miranda war ein wohlgebildeter Mann, voll Kraft und Feuer, nach Thaten dürſtend, im Wollen feſt, im Handeln kühn; dabei von ausgebreiteten Kenntniſſen Er ſchätzte Wiſſenſchaften und Künſte, beſaß viel Theorie und Praxis, hatte einen ſcharfen Blick und viel Geſchmack, ſchrieb bündig und leicht, und war mit der Verfaſſung, den Geſetzen, der Literatur und den Sitten jeder Nation, vorzüglich mit ihrer militäriſchen Verfaſſung genau bekannt, Plutarch und Livius waren ſeine Lieblingsſchriftſteller; Timoleon, Thraſybul und Epaminondas ſeine Helden. Ob er wohl in ſeinem politiſchen Verhalten in Venezuela jacobiniſche Formen nachahmte, ſo hat er doch ohne Selbſtſucht, aus reinem Eifer für die Sache, einem großen Ziele mit eben ſo viel Beharrlichkeit als Geiſt und Muth Vermögen, Kraft, Glück und ſelbſt das Leben geweiht. K.

Mirandola (Johann Pico, Fürſt von), mit dem Beinamen der **Phönix**, eine der ſchönſten Zierden der Wiſſenſchaften zur Zeit ihres Wiederaufblühens, war 1463 unter Pius II. geboren. Er war der jüngſte Sohn von Johann Franz von Mirandola und Julia, aus dem edlen Geſchlechte Bojardo. Eine Feuerkugel, ſo erzählen abergläubiſche Geſchichtſchreiber jener Zeit, ward über dem Bette ſeiner Mutter geſehn, die Hoheit und Vollkommenheit des Knaben ankündigend. Früh genoß er den Unterricht der geſchickteſten Lehrer, und gab die außerordentlichſten Proben von Faſſungskraft und Gedächtniß. Dem geiſtlichen Stande beſtimmt, begab er ſich in einem Alter von vierzehn Jahren nach Bologna, um das canoniſche Recht zu ſtudiren. Nachdem er zwei Jahre darauf verwendet hatte, fühlte er einen Widerwillen gegen die Fortſetzung dieſer Studien; dagegen zog ihn ſeine Neigung zur Philoſophie und zu den Geheimniſſen der Natur und Wiſſenſchaft. Seine Wißbegierde zu befriedigen, bereiſte er Italien und Frankreich, beſuchte die berühmteſten Schulen und hörte die ausgezeichnetſten Lehrer. Nach ſieben Jahren des anhaltendſten Fleißes ging er nach Rom und machte 900 verſchiedne Theſen aus allen Wiſſenſchaften und gelehrten Sprachen bekannt, die er nach damaliger Sitte öffentlich vertheidigen wollte. Er foderte alle Gelehrte aus allen Ländern auf, ſich mit ihm zu meſſen, und erbot ſich ſogar, den Fremden die Reiſekoſten zu erſetzen. Aber niemand wagte zu erſcheinen. Da man ſich aber nicht getraute, ihn als Gelehrten anzugreifen, ſo ſuchte man ſeine Rechtgläubigkeit verdächtig zu machen. Mirandola ſchlug dieſe Angriffe durch ſeine Apologia zurück; ein Werk voll gründlicher und wohl geordneter Gelehrſamkeit. Um ſeinen Feinden, die mit Beſchuldigungen und Anklagen nicht abließen, ſo viel als möglich jeden Anlaß zu rauben, entſchloß er ſich, obgleich er für die Liebe und ihre Genüſſe nicht unempfindlich war, die ſtrengſte Lebensweiſe zu befolgen und ſich ausſchließlich mit den Wiſſenſchaften zu beſchäftigen. In Folge dieſes Beſchluſſes warf er fünf Bücher italieniſcher Liebesgedichte ins Feuer, deren Verluſt allerdings zu bedauern iſt. Es hat ſich in dieſer Gattung nichts von ihm erhalten, als ein Commentar über eine Canzone des Girolamo Benivieni, worin er die Liebe nach den Begriffen der Neu-Platoniker darſtellt. Mirandola widmete ſich nun dem Studium der bibliſchen Literatur; die erſte Frucht deſſelben war der **Heptaplus**, eine myſtiſche oder cabbaliſtiſche Auslegung der Schöpfungsgeſchichte. Zwei Jahre darauf gab er eine Abhandlung in zehn Capiteln de Ente et Uno heraus, worin er die Lehren des Plato und Ariſtoteles zu vereinigen ſuchte. Er lebte jetzt abwechſelnd zu Ferrara im Umgange mit den gelehrteſten und ausgezeichnetſten Männern ſeiner Zeit, namentlich des Lorenz von Medici und Polizian, und war mit großen literariſchen Arbeiten beſchäftigt, zu denen ſein Werk **gegen die Aſtrologie** als eine Vorarbeit anzuſehen iſt, als ein Fieber ihn befiel, an welchem er 1494 zu Florenz in ſeinem 31. Lebensjahre ſtarb. Er wird von ſeinen Zeitgenoſſen als ein Wunder von Gelehrſamkeit und Genie geprieſen. Paulus Jovius ſagt von ihm, daß die unſterblichen Götter alle ſeltenſten Gaben des Körpers und Geiſtes in ihm vereinigten. Wir werden bei dem Anblick ſeiner Schriften nicht eben ſo urtheilen, wenn wir uns nicht zugleich an den damaligen Zuſtand der Wiſſenſchaften erinnern.

Mirkhond oder **Mirchond**, ſ. **Perſiſche Litteratur.**

Miſchna, Miſchnah, ſ. **Talmud.**

Miſerere, Erbarme dich, wird ein berühmter Kirchengeſang, eigentlich der 57. Pſalm, welcher in der Vulgata anfängt, Miserere mei domini, genannt. Beſonders berühmt iſt davon die Compoſition des Allegri (ſ. d. Art.). — Dann heißt auch ſo die ſchreckliche Krankheit, welche durch Verſtopfung der Eingeweide hervorgebracht wird.

Miß, bei den Engländern der Titel unverheiratheter Damen von Stande.

Miſſa, **Miſſe**, ſ. Meſſe.

Miſſalen, **Miſſalbuchſtaben**, nennt man die größten Buchſtaben, weil ehemals die Miſſalen (missalia) oder Meßbücher, welche die Geſänge und Feierlichkeiten der catholiſchen Meſſe enthalten, damit geſchrieben und gedruckt wurden.

Miſſionen, Sendungen, wurden vorzugsweiſe die zur Verpflanzung des Chriſtenthums unter nichtchriſtlichen Völkern unternommenen Sendungen chriſtlicher Lehrer genannt. Schon in den erſten Zeiten des Chriſtenthums gingen oft Chriſten, entweder aus eignem Antriebe oder im Auftrage ihrer Gemeinden, in nahe und ferne Länder, das Evangelium zu predigen, und, abgeſehen von wenigen einzelnen Fällen, iſt das Chriſtenthum ſtets nicht durch die Waffen, ſondern durch die ſanfte Gewalt der Rede ausgebreitet worden. Auch die deutſche Kirche ward durch ſolche Glaubensboten, welche man ſpäter Miſſionäre nannte, namentlich durch Bonifacius im achten Jahrhunderte gegründet. In den letzten Jahrhunderten geſchah von Seiten der catholiſchen Kirche (welche jedoch auch die Unternehmungen, die den Zweck hatten, Mitglieder der von ihr getrennten chriſtlichen Parteien zu ihrer Gemeinſchaft zurückzuführen, Miſſionen nannte) mehr als von der proteſtantiſchen für das Miſſionswerk, weil ſich hier mit dem religiöſen Intereſſe das hierarchiſche verband; weil, ehe England auf dem Meere prädominirte, das catholiſche Europa mit den übrigen Welttheilen in öftere Berührung kam, als das proteſtantiſche; weil die catholiſche Kirche Mönche hatte, welche der Pabſt ausſenden konnte, wohin er wollte, und weil ſie endlich weit größere Reichthümer als die proteſtantiſche Kirche beſaß (ſ. Propaganda). Die merkwürdigſten Miſſionen der catholiſchen Kirche ſind die nach China, Oſtindien und Japan, in welchem zuletzt genannten Reiche jedoch das Chriſtenthum, nachdem es vormals viel Eingang gefunden hatte, gänzlich wieder verdrängt worden iſt. In China aber und auf der Küſte von Coromandel dauern die zur Ausbreitung des Chriſtenthums gegründeten Niederlaſſungen fort. Durch die Ereigniſſe, welche der franzöſiſchen Revolution folgten, wurden die Fonds der Miſſionsanſtalten geſchwächt und dieſe Inſtitute in ihrer Wirkſamkeit gehemmt, und da ſich überdies die Aufmerkſamkeit der catholiſchen Kirche von den entferntern Gegenſtänden ganz auf das, was in Europa vorging, lenken mußte, ſo konnte ſie nur wenig für die Ausbreitung des Chriſtenthums unter heidniſchen Völkern unternehmen. Unter den proteſtantiſchen Völkern haben ſich theils die Dänen, theils die Britten um das Miſſionswerk verdient gemacht. Die von den Dänen ſeit 1704 zu Tranquebar gegründete Miſſion dauert bis auf den heutigen Tag fort, und noch in den letzten Jahren ſind die Berichte der dortigen Miſſionäre auch in Deutſchland bekannt geworden. Zu den ſeit frühern Zeiten in England vorhandnen Miſſionsanſtalten geſellte ſich im J. 1794 eine große Miſſionsſocietät, unter deren Unternehmungen beſonders die

Sendungen chriſtlicher Prediger nach Südafrika und Auſtralien bemerkenswerth ſind. Auch die Brüdergemeinde unterhält in allen Weltgegenden Miſſionäre. S. Lit. C. Bl. 26 Dec. 1820. Wer nur einige Kenntniß von dem verderblichen Aberglauben und der ſittlichen Verwilderung der meiſten heidniſchen Völker hat, muß dieſer Unternehmungen ſich freuen und ihnen auch für die Zukunft einen glücklichen Fortgang wünſchen. Eine vollſtändige Kenntniß der Miſſionen, welche auch für Länder- und Völkerkunde ſo wichtig geworden ſind, und ihrer Geſchichte erlangt man durch folgende Werke: Nachrichten von der Ausbreitung des Reichs Jeſu Chriſti überhaupt und durch Miſſionarien unter den Heiden insbeſondere. Elberfeld, 1815. Mit dieſen ſind die Halleſchen Miſſionsnachrichten. (Neuere Geſchichte der evangeliſchen Miſſionsanſtalten zur Bekehrung der Heiden in Oſtindien, aus den eigenhändigen Aufſätzen und Briefen der Miſſionarien, wovon in Halle 1815 das 65. Stück von Dr. Knapp herausgegeben worden iſt, und das Magazin für die Geſchichte der neueſten proteſtantiſchen Miſſions- und Bibelgeſellſchaften von Blumhardt. Baſel, 1816 — 18.) zu vergleichen, welche von den däniſchen und engliſchen ältern Miſſionen Nachricht enthalten. Kürzlich iſt auch in Baſel eine Miſſionsanſtalt entſtanden. N.

Miſſiſippi, der längſte Strom in Nordamerika. Er entſpringt aus verſchiedenen Seen, wird erſt ungefähr in der Mitte ſeines Laufes beträchtlich, iſt dann einen einzigen Waſſerfall, St. Antonius, ausgenommen, völlig ſchiffbar, nimmt nebſt vielen andern Flüſſen auch die großen Flüſſe Miſſouri, Ohio und den rothen Fluß, auf, und ergießt ſich, nach einem Laufe von 820 Meilen, in den Mexikaniſchen Meerbuſen. Seine Ufer ſind faſt überall fruchtbar und durch den Handel und die Dampfſchiffahrt belebt. Für die Vereinigten Staaten iſt dieſer Fluß von großer Wichtigkeit, daher auch verſchiedene Forts an demſelben angelegt ſind. Die angebauten Ländereien, welche zwiſchen den Einflüſſen der vorerwähnten drei Flüſſe in dieſen Strom liegen, bilden den 1817 in die Union aufgenommenen Staat Miſſiſippi, der auf 4186 Q. M. über 104,000 Einwohner zählt. Die Hauptſtadt iſt Natchez. Am Miſſiſippi liegt die ſeit 1803 an die Vereinigten Staaten abgetretne Landſchaft Louiſiana (ſ. d. Art.), welche im Anfange des vorigen Jahrhunderts durch den berüchtigten Actenhandel in Frankreich unter Law viel Aufſehen verurſachte. Neuorleans liegt 35 Stunden von ſeiner Mündung.

Mitau, die Hauptſtadt des ehemaligen Herzogthums, jetzt ruſſiſchen Gouvernements Curland oder Mitau, mit 12,400 Einwohnern, unter denen 5,100 Deutſche, die übrigen ſind Letten, Ruſſen und Juden. Es wird hier ein nicht unbedeutender Handel getrieben, welcher durch die aus Deutſchland nach Petersburg führende Hauptſtraße begünſtigt wird. Das hieſige akademiſche Gymnaſium hat eine Bibliothek und eine Sternwarte. Außerhalb der Stadt liegt das ſchöne Reſidenzſchloß der ehemaligen Herzoge von Curland.

Mitbelehnſchaft, ſ. Geſammte Hand.

Mithra, der Genius der Sonne bei den Perſern, welcher als Hauptgottheit verehrt und als männliche Figur, mit Löwenkopf und Adlerflügeln, auf einer Kugel ſtehend, um ſeinen Körper eine Schlange gewunden, vorgeſtellt wurde. Die Myſterien dieſer Gottheit wurden noch im erſten Jahrhundert nach Chr. in finſtern Höhlen gefeiert, und erſt im vierten Jahrhundert zerſtört.

Mithridates, der Name mehrerer Könige in Pontus, unter denen Mithridates der Große oder der VI. der berühmteſte war. Er war bei ſeines Vaters Tode dreizehn Jahre alt. Herrſchſucht, Grauſamkeit und ein durch nichts zu beugender Sinn waren bei großen Anlagen die Eigenſchaften, welche ſich früh in ihm entwickelten. Kaum hatte er im J. 123 vor Chr. Geb. die Regierung angetreten, als er ſeine Mutter, welche ſein Vater ihm zur Mitregentin verordnet hatte, in ein hartes Gefängniß warf, wo ſie, nach Einigen an den erlittenen Mißhandlungen, nach Andern an Gift ſtarb. Nicht zufrieden, ſeinen Körper gegen alle Beſchwerden abzuhärten, ſoll er ihn durch Gewöhnung ſogar gegen die Wirkungen der Gifte unempfindlich gemacht haben (daher der Name des vorgeblichen Gegengifts Mithridat). Als er mündig geworden, vermählte er ſich mit ſeiner Schweſter Laodice, mit der er einen Sohn, Pharnaces, zeugte. Darauf unternahm er eine Reiſe durch Aſien, theils um die Gebräuche, Geſetze, Sitten und Sprachen der Einwohner kennen zu lernen (wie man denn von ihm anführt, daß er zwei und zwanzig Sprachen geſprochen habe), theils um die Länder ſeiner Nachbarn, die er ſich zu unterwerfen ſtrebte, auszukundſchaften. Nach drei Jahren kehrte er zurück, und beſtrafte ſeine ihm indeſſen untreu gewordene Gemahlin, die ihn vergebens zu vergiften geſucht hatte, mit dem Tode. Nachdem er die Rüſtungen zu ſeinen großen Unternehmungen vollendet hatte, überfiel er Paphlagonien, bezwang es leicht, und theilte es mit ſeinem Freunde und Bundesgenoſſen, dem Könige von Bithynien. Vergebens drohten ihm die Römer, welche das Land für frei erklärt hatten, mit einem Kriege. Mithridates ließ ſich dadurch ſo wenig ſchrecken, daß er ſich auch des unter römiſchem Schutze ſtehenden Galatiens bemächtigte. Dann richtete er ſein Augenmerk auf Cappadocien. Da er aber die Macht des Ariarathes, welcher dieſes Land beſaß, und deſſen genaue Verbindung mit den Römern fürchtete, zog er Verrath der Waffengewalt vor, und ließ ihn meuchelmörderiſch umbringen. Zu gleicher Zeit fiel Nicomedes, König von Bithynien, in Cappadocien ein, vertrieb den Sohn des ermordeten Königs und vermählte ſich mit der hinterlaßnen Wittwe, einer Schweſter des Mithridates. Dieſer ergriff den Vorwand, den Sohn ſeiner Schweſter wieder auf den Thron ſetzen zu wollen, fiel in Cappadocien ein, eroberte es glücklich, und ſetzte gegen ſeinen anfänglichen Plan ſeinen Neffen wieder auf den Thron. Bald aber bereute er die ausgeübte Großmuth und nöthigte den jungen Fürſten durch entehrende Forderungen zu einer Kriegserklärung. Beide zogen ungefähr mit gleichen Heeresmaſſen gegen einander aus. Mithridates wollte keine Schlacht wagen, ſondern bot den Frieden an und lud den jungen Fürſten zu einer Unterredung ein. Während derſelben tödtete er ihn mit einem Dolche, den er verborgen bei ſich trug, im Angeſicht beider Heere. Die Cappadocier, die ihren Herrn fallen ſahen, befiel ein paniſcher Schrecken, und Mithridates bemächtigte ſich des Landes faſt ohne Gegenwehr. Aber Nicomedes, der mit größter Beſorgniß den Mithridates immer mächtiger werden ſah, verabredete mit ſeiner Gemahlin und Schweſter Laodice, einen Jüngling für den dritten Sohn des Ariarathes auszugeben und dieſen die Römer um Hülfe anflehen zu laſſen. Die Liſt gelang. Laodice reiſte ſelbſt nach Rom, um die Ausſage des Prätendenten zu beſtätigen. Mithridates, von allem unterrichtet, bediente ſich deſſelben Betrugs, indem er den Römern zu beweiſen ſuchte, daß der junge Fürſt, dem er Cappadocien übergab (welches ſein eigner Sohn war, dem er den Namen Ariara-

thes gegeben), der rechtmäßige Sohn des Ariarathes ſey. Die Römer, welche den doppelten Betrug entdeckten, befahlen dem Mithridates Cappadocien, und dem Nicomedes Paphlagonien wieder abzutreten. Dieſer Befehl wurde vollzogen und in Cappadocien Ariobarzanes zum Könige gewählt. Kaum aber hatte Sylla, deſſen Waffen ihn auf den Thron gehoben, Aſien verlaſſen, als Mithridates den König von Armenien, Tigranes, aufwiegelte, welcher des Mithridates Sohn in Cappadocien wieder einſetzte. Zugleich nahm Mithridates Bithynien weg und gab das Land ſeinem Bruder Socrates Chriſtos. Bald ſetzten jedoch die Römer alles wieder in den vorigen Stand, ohne daß Mithridates ſich widerſetzt hätte. Er rüſtete ſich aber jetzt zu einem Kriege gegen Rom ſelbſt und brach, da die Römer ſeine Forderungen nicht befriedigen wollten, plötzlich gegen Cappadocien und Bithynien zugleich los. Seine Kriegsmacht beſtand aus 250,000 Mann Fußvolk, 50,000 Reitern, 130 Sichelwagen und 400 Schiffen. Die Streitkräfte der Römer mit den bithyniſchen Hülfsvölkern waren nicht viel geringer und wurden von Caſſius Aquilius und Oppius angeführt. Mithridates eröffnete den Krieg mit Glück. Er ſchlug nicht nur den Nicomedes, ſondern auch den Aquilius, eroberte Bithynien und nahm einen großen Theil der römiſchen Flotte weg. Mit unglaublicher Schnelligkeit verfolgte er ſeine Vortheile. Phrygien, Carien, Myſien, das eigentliche Aſien, Lycien, Pamphylien, Paphlagonien und alle Länder bis an Jonien fielen in ſeine Gewalt und begrüßten ihn als den Schutzgott Aſiens. Die römiſchen Feldherren Oppius und Aquilius wurden ihm ſogar von den Einwohnern von Laodicea und Lesbos als Gefangne ausgeliefert und er ließ Letzterm zu Pergamus geſchmolzenes Gold in den Hals gießen, die Habſucht der Römer damit verſpottend. Die aſiatiſchen Freiſtaaten Magneſia, Mitylene, Epheſus u. ſ. w. öffneten dem Sieger die Thore, der ſo große Schätze zuſammenbrachte, daß er ſeine Heere fünf Jahre lang damit unterhalten konnte. Die römiſchen Bürger, welche in Kleinaſien wohnten, ließ Mithridates ſammt ihren Weibern und Kindern umbringen. Dionyſius gibt die Zahl der Ermordeten auf 150,000, andre auf 80,000 an. Sein Glück weiter verfolgend, ſegelte Mithridates mit ſeiner Flotte ab, um ſich der Inſeln des Aegäiſchen Meeres zu bemächtigen. Cos ergab ſich ihm; aber Rhodus widerſtand ſo kräftig, daß Mithridates von ſeinem Vorhaben abſtand und nach Pergamus zurückkehrte. Von hier ſchickte er ſeinen Oberfeldherrn Archelaus mit 120,000 Mann nach Griechenland; Athen fiel durch Verrath und verſchiedne andre Plätze wurden erobert, während ein andrer ſeiner Feldherren, Metrophanes, Euböa verwüſtete. Auf die Nachricht, daß derſelbe einen bedeutenden Verluſt erlitten, ließ Mithridates ſeinen Sohn Ariarathes mit einer mächtigen Armee in Macedonien einfallen, welches nebſt Thracien in kurzem bezwungen wurde. Allenthalben waren des Mithridates Waffen ſiegreich, bis endlich die Nachricht, daß Italien ſelbſt bedroht werde, die Römer zu kräftigen Maaßregeln aufſchreckte. Sylla begab ſich als Oberfeldherr nach Griechenland, zwang Athen durch Hunger, rieb des Archelaus Heer in einer blutigen Schlacht bei Chäronea auf, und befreite durch zwei folgende, nicht weniger glänzende Siege in Böotien ganz Griechenland vom Feinde. Mit nicht minderm Glück unterwarf Fimbria Kleinaſien und belagerte in der Feſtung Pitane den Mithridates ſelbſt, der ſich nur zu Schiffe rettete. Auch die pontiſche Flotte wurde zweimal vom Lucullus geſchlagen. So von allen Seiten bedrängt, trug Mithridates dem Ar-

chelaus auf, Frieden zu ſchließen. Sylla bewilligte ihn unter harten Bedingungen. Mithridates wurde auf ſein väterliches Reich Pontus beſchränkt, und mußte den Römern 80 bemannte Kriegsſchiffe nebſt einer großen Summe Geldes überliefern. Kaum aber hatte Sylla Aſien verlaſſen, als Mithridates die Colchier angriff und ſich weigerte, alle Bedingungen des Friedens zu erfüllen. Der römiſche Feldherr Muräna, der verwüſtend in Pontus eingefallen war, wurde geſchlagen, und ſchon hatten ſich viele Städte Aſiens für den Sieger erklärt, als, vom Dictator Sylla geſandt, Aulus Gabinius in Aſien erſchien, um den Friedensvertrag zu beſtätigen. Cappadocien wurde von Mithridates geräumt. Dagegen unterwarf er die Bosporer; kaum aber hatte er Sylla's Tod erfahren, ſo beſchloß er die Wiedereroberung der abgetretenen Provinzen. Auf ſeinen Antrieb fiel ſein Schwiegerſohn Tigranes, König von Armenien, in Cappadocien ein, während er ſelbſt nach Paphlagoniens freiwilliger Unterwerfung Bithynien und die Provinz Aſien eroberte. Ein neuer Krieg mit Rom war jetzt unvermeidlich. Die beiden Conſuln Lucullus und Cotta zogen gegen Mithridates aus, dieſer als Admiral der Flotte, jener als Oberfeldherr der Landmacht. Zur See waren die Römer unglücklich, zu Lande hingegen behauptete ſich Lucullus (ſ. d. Art.). Vorſichtig vermied er eine Hauptſchlacht gegen den überlegenen Feind, erfocht aber mehrere ſo bedeutende Vortheile zur See und zu Lande, daß er bald als Sieger in Pontus ſtand. Während er aber Amiſus belagerte, ſammelte Mithridates ein Heer, mit welchem er einen anſehnlichen Sieg erfocht. Lucullus wußte indeß bald das Verlorne wieder zu gewinnen und bald ſah Mithridates ſich genöthigt, als ſein eignes Heer ſich wider ihn empörte, nach Armenien zum Tigranes zu flüchten, der ihn zwar freundſchaftlich aufnahm, aber keine Gemeinſchaft mit ihm hatte. Lucullus, der inzwiſchen ganz Pontus in eine röm. Provinz verwandelt hatte, forderte die Auslieferung des Mithridates, welche Tigranes mit der Erklärung ablehnte, daß er, obgleich er des Mithridates Betragen mißbillige, es doch für niederträchtig halte, einen ſo nahen Verwandten ſeinen Feinden zu übergeben. Da er aber voraus ſah, daß man ſich mit dieſer Antwort nicht beruhigen werde, hielt er eine geheime Unterredung mit Mithridates, in welcher feſtgeſetzt wurde, daß Mithridates mit 10,000 M. nach Pontus gehn, dort eine Armee verſammeln und mit derſelben zum Tigranes zurückkehren ſolle, ehe noch Lucull, der Sinope belagerte, in Armenien einrücken könne. Sinope fiel aber unerwartet ſchnell und Lucullus ſchlug den Tigranes vor ſeiner Vereinigung mit dem Mithridates. Tigranes aber ſammelte ein neues Heer, welches Mithridates nach Pontus führte. Lucullus hemmte zwar ſeine Fortſchritte durch einen Sieg, allein während des Winters verſtärkte Mithridates ſeine Macht, und bald ſchlug er die Unterfeldherren des Lucullus aufs Haupt, worauf er ſich nach Kleinarmenien wandte, um ſich mit Tigranes zu vereinigen. Unterdeſſen hatte an Lucullus Stelle der Conſul Manius Acilius Glabrio das Commando des römiſchen Heeres erhalten. Die mit dieſem Wechſel verbundene Verwirrung hatten die verbündeten Könige benutzt, ſich den größten Theil von Pontus, Bithynien, Cappadocien und Kleinarmenien zu unterwerfen. Da trat Pompejus an die Spitze der Römer. Nachdem er vergebens den Frieden angeboten und eine Hauptſchlacht geſucht hatte, ſchloß er Mithridates in ſeinem Lager, nicht weit vom Euphrat ein. Dieſer ſchlug ſich zwar durch, wurde aber von den verfolgenden Römern in einem engen Thale angegriffen und

erlitt die entſchiedenſte Niederlage. Nur mit 800 Reitern entkam er ſelbſt. Da Tigranes ihn nicht aufnehmen wollte, ging er nach Colchis; aber Pompejus folgte ihm und zwang ihn, ſich auf dem Gebiete eines ſcythiſchen Fürſten zu verbergen. Man hielt ihn für todt als er plötzlich wieder in Pontus erſchien, Truppen ſammelte, zugleich aber dem Pompejus Friedensvorſchläge machte. Da ſie ſich nicht vereinigen konnten, begann der Krieg. Die Macht der Römer in Pontus war nur gering und Mithridates machte Fortſchritte. Bald aber empörten ſich die Einwohner; ſeine Nachbarn verſagten ihm ihren Beiſtand. Dennoch ſchlug ſein unbeugſamer Sinn die von Pompejus angebotnen Friedensbedingungen aus. Er faßte den abentheuerlichen Entſchluß, an der Spitze ſeines Heeres zu den Galliern, an die er Geſandte abgeſchickt hatte, vorzudringen und vereint mit ihnen in Italien einzubrechen. Als er ſich aber am Bosporus Cimmericus gelagert hatte, brach eine Empörung im Heere aus, an deren Spitze ſein eigner Sohn Pharnaces ſtand. Da nichts die Aufrührer zur Pflicht zurückführen konnte, ſtürzte ſich Mithridates, weil genommenes Gift wirkungslos blieb, in ſein Schwert, um nicht den Römern lebendig überliefert zu werden. So endigte dieſer berühmte König im J. 64 v. Chr. Geb., nachdem er 50 Jahre über Pontus regiert und die Römer unter ihren größten Feldherren oft und lange mit Glück bekriegt hatte.

Mitlauter, ſ. Conſonanten.

Mittag iſt diejenige von den vier Weltgegenden, wo die Sonne und die übrigen Geſtirne, von unſrer nördl. Halbkugel aus betrachtet, bei ihrer ſcheinbaren täglichen Bewegung die größte Höhe am Himmel haben.

Mittag oder **Mittagszeit** iſt der Augenblick, in welchem der Mittelpunct der Sonne in den Mittagskreis eines Orts tritt. Die Aſtronomen fangen den Tag vom Mittag an und zählen nach einander 24 Stunden bis zum nächſten Mittage fort. In Deutſchland und den mehrſten europäiſchen Ländern wird dagegen in der bürgerlichen Zeitrechnung 12 Stunden nach dem Augenblicke des Mittags, alſo in dem Augenblicke der Mitternacht, angefangen und von einem Mittage bis zum andern in 2 mal 12 Stunden getheilt. Sowohl die aſtronomiſche als bürgerliche Zeitrechnung richtet ſich nach dem **wahren Mittag**, welchen die Sonnenuhren, Gnomons und andre Mittel angeben. Von dem wahren iſt der mittlere Mittag verſchieden; jener erfolgt bald früher, bald ſpäter als dieſer, und iſt nur viermal im Jahre mit dem mittlern Mittage gleich. Die Zeitrechnung giebt den Unterſchied an.

Mittagsfläche heißt die Ebne, welche durch die Scheitellinie und Weltaxe gedacht wird, und auf der Ebne ſowohl des Horizonts als Aequators ſenkrecht ſteht. Der Schatten eines ſenkrecht ſtehenden Stabes befindet ſich im Augenblicke des wahren Mittags in der Mittagsfläche.

Mittagshöhe, die Höhe eines Sterns, wenn er bei ſeiner täglichen Bewegung in den Mittagskreis gekommen iſt.

Mittagskreis oder **Meridian**, iſt ein angenommener größter Kreis der Himmelskugel, welcher durch die Pole und den Scheitelkreis geht, oder der Durchſchnitt der Mittagsfläche mit der Himmelskugel. Dieſer Kreis theilt die Himmelskugel in zwei Halbkugeln, in die öſtliche und weſtliche. Es iſt für einen Ort Mittag, wenn der Mittelpunct der Sonne in denſelben tritt. — Außerdem giebt es auch

Mittagskreiſe der Erdkugel. Dies ſind gleichfalls größte Kreiſe, welche durch die beiden Erdpole und die Scheitelkreiſe gehen. Sie ſind desjenigen Ortes der Erde, den ſie treffen, wenn ſie um die ganze Erdkugel gezogen werden, Meridian oder Mittagskreis. Wenn man indeß von dem Meridian eines Ortes redet, ſo verſteht man gewöhnlich nur die eine Hälfte des Kreiſes, oder den Halbkreis, der durch beide Pole geht, und die andere Hälfte iſt in dieſem Sinne der entgegengeſetzte Meridian des Orts. Die Oerter, welche in einerlei Meridian oder Mittagskreiſe liegen, haben auch gleichen Mittagskreis am Himmel, alſo einerlei Zeit. Die Oerter des entgegengeſetzten Mittags ſind in Rückſicht der Zeit um 12 Stunden verſchieden. — Jeder Mittagskreis wird, wie überhaupt jeder Kreis, in 360 Grade getheilt, und dieſe dienen zur Beſtimmung der geographiſchen Breite (ſ. d. Art.). Da die Erfahrung lehrt, daß die Erde keine vollkommene Kugel, ſondern in den Polen abgeplattet iſt: ſo folgt daraus, daß die Grade der Meridiane nach den Polen hin größer ſein müſſen, als gegen und unter dem Aequator. Alle Oerter, welche einerlei Meridian haben, haben auch einerlei Länge. Derjenige Meridian, von welchem man die übrigen zu zählen anfängt, heißt der erſte Meridian. Er iſt willkührlich. (S. d. A. Länge.)

Mittagslinie heißt die Durchſchnittslinie der Mittagsfläche mit dem Horizonte. Sie wird zu aſtronomiſchen Beobachtungen und im bürgerlichen Leben ſehr häufig gebraucht. Ohne ſie kann man die Zeit nicht richtig beſtimmen, keine Sonnenuhren richtig verzeichnen, die gewöhnlichen Uhren nicht ſtellen, die Grade auf der Erdkugel nicht genau abmeſſen u. ſ. w. Man hat zu aſtronomiſchem und geographiſchem Gebrauche die Mittagslinie gewiſſer Oerter durch ganze Länder fortgezogen. Eine ſolche Verlängerung der Mittagslinie der Pariſer Sternwarte unternahm zuerſt Picard; J. D. Caſſini ſetzte ſie bis Callioure, und J. Caſini, Maraldi und de la Hire bis Dünkirchen fort, folglich durch einen Bogen von 8° 31′ 6½″ des Mittagskreiſes der Erde. Auch hat man Mittagslinien mit einem Gnomon d. h. mit einer Veranſtaltung verſehn, durch welche gerade zur Zeit des wahren Mittags ein Bild der Sonne auf die Mittagslinie fällt. Schon zu Auguſts Zeiten wurde zu Rom ein Gnomon errichtet, ſpäter zu Florenz, Bologna, Paris.

Mittagspunct oder Südpunct, iſt der Durchſchnittspunct des Mittagskreiſes mit dem Horizonte nach der Mittagsgegend hin. Von ihm wird die ganze umliegende Gegend des Himmels Mittag oder Mittagsgegend genannt, und er iſt einer von den vier Cardinalpuncten. In der Schifferſprache heißt er Südpunct.

Mittelalter. Wenn das Alterthum, die Zeit vorherrſchender ſinnlicher Empfänglichkeit, mit der Kindheit des Menſchen treffend verglichen, dagegen die neuere Zeit, wegen ihrer ſittlichen Richtung und überwiegenden Neigung zur Reflexion, mit Recht das Mannesalter der Menſchheit genannt worden iſt, ſo darf uns mit gleichem Grunde das Mittelalter den Jünglingsjahren des Menſchen gleich gelten; nicht nur wegen ſeiner Stellung zwiſchen der alten und neuen Zeit (man giebt dieſen Namen den Jahrhunderten vom Untergange des weſtrömiſchen Reichs, oder enger von Carl d. Gr. an bis zur Reformation), ſondern ganz eigentlich zufolge ſeines Weſens; denn was dem Jüngling eigen iſt, ſtolzes Gefühl der perſönlichen Kraft und trotziges Vertrauen darauf auf der einen, hohe Reizbarkeit des Gemüths und leicht bis zum Enthuſiasmus geſteigerte Empfäng-

lichkeit für hohe Ideen auf der andern Seite, eben das zeichnete auch ganz eigenthümlich das ſogenannte Mittelalter aus. Nachdem der Egoismus des Alterthums in der römiſchen Univerſaldespotie und die Sinnlichkeit deſſelben in der Ueppigkeit der Welthauptſtadt ihre äußerſte, ſich ſelbſt vernichtende, Höhe erreicht hatten, da ſchleppte das Menſchengeſchlecht durch mehrere Jahrhunderte hindurch ein charakterloſes Halbleben, bis die Söhne der Kraft, aus Norden über das ganze Abendland ſich ausbreitend, eine Epoche eröffneten, die man, doch nur einſeitig, dem Heldenalter einzelner Völker des Alterthums vergleichen könnte; denn zu dem muthigen Trotz auf eigne Kraft, der friſchen Leidenſchaftlichkeit, die jene allein charakteriſiren, und bei den Deutſchen durch die neuen Siege reiche Nahrung erhielten, beſaßen dieſe noch jenen heißen Enthuſiasmus für das Hohe und Heilige, der die Geſchichte des Mittelalters ſo anziehend macht. Jene beiden Hauptzüge der damaligen Menſchheit geben die Erklärung der vielen hervorſtechenden, ſo ganz ausſchließend eigenthümlichen, Erſcheinungen jener Zeit; ſie geben dieſe Erklärung beſſer, als die, gewöhnlich zu hoch angeſchlagene, Verſchmelzung des barbariſchen Charakters mit dem der Römer; denn dieſe hatten keinen, und die neuen Bedürfniſſe, die die Deutſchen durch ſie kennen gelernt, haben nur die Aeußerungen ihres Weſens, nicht dieſes ſelbſt, beſtimmt. Dies gilt ſelbſt von der einflußreichſten Gabe, welche die Nordländer von Rom empfingen, dem Chriſtenthum. Trotz auf eigne Kraft, eiferſüchtige Ueberſchätzung perſönlicher Freiheit waren die Quellen des Lehnsweſens und des Fauſtrechts, wie des ſtädtiſchen Lebens und der Gilden und Zünfte; der Enthuſiasmus jener Zeit die Quelle der lieblichen und hohen Poeſie, die damals geblüht, ſo wie er auf der andern Seite das Mönchsweſen und die Ausbildung der Hierarchie möglich machte; beide Hauptmomente in ihrer innigen Vermählung erzeugten die wunderbare Erſcheinung der Ritterſchaft. Wie der Deutſche von jeher als ein heiliges Recht betrachtet, ſich überall durch eigne Kraft ſelbſt zu helfen, wie er deswegen gegen ritterlichen Zwang die hartnäckigſte Abneigung bewahrt und darum in den Abendländern ſpät, in einigen nie, eine ordentliche bürgerliche Verfaſſung ſich ausbilden können, wie vielmehr im Mitttlalter jeder Gewaltige, der Obrigkeit zum Trotz, der Vortheile ſeiner Uebermacht nach Gutdünken ſich bedient, und was ſeine Fauſt vermocht, für Recht geachtet, das haben wir in dem Art. **Landfrieden** ſo vollſtändig, als der Raum es erlaubte, gezeigt, in dem Art. **Lehnsweſen** aber dargeſtellt, wie in jenen Zeiten jeder, der ſeine Sicherheit bewahren wollte, eines Schutzherrn, jeder, der eine gewiſſe Macht zu behaupten dachte, einer Menge Anhänger und Helfer bedurfte, wie daher die Lehnsverhältniſſe bald über die Völker ſich ausbreiteten, und ein Surrogat der Staatsgewalt wurden, welche in jener Zeit nur dem Namen nach beſtand, und das Mittelalter gewiſſermaßen verſchlief, um in der neuern Zeit deſto fruchtbarer aufzuwachen, wie endlich während des Mittelalters der Kampf der königlichen (oberlehnsherrlichen) Macht gegen die Anmaßungen und Rechte der Vaſallen nach und nach die heutigen Formen unſerer Staaten erzeugte. Die Neigung zum freiwilligen Hingeben an eine geliebte Perſon oder Idee, die wir dort als dem Lehnsweſen förderlich vorſtellten, ſteht keineswegs im Widerſpruch mit der Hauptveranlaſſung deſſelben, der Sucht nach Ungebundenheit. Dieſe machte das Lehnsweſen nothwendig, jene möglich und wirklich. Es erfüllte die europäiſchen Staaten mit einer unabſehbaren Menge reicher, und durch

Heere von Vaſallen mächtiger, oder durch gewaltige Lehnsherren gedeckter Länderbeſitzer, die, zugleich ſtets gerüſtete Krieger, in ihrem Stolze kein Geſetz kannten, als das ſelbſtgeſchaffne der Ehre, und alle Nichtbegüterte, alle Nichtkrieger, als eine verworfene, zum Dulden geſchaffne Menſchenclaſſe verachteten. Sollte dieſe Claſſe unter ſolchen wohnen können, ohne ihnen leibeigen zu werden, ſo mußte Vereinigung der Kräfte das Gegengewicht herſtellen, welches der Einzelne nicht zu halten vermochte, und unter deren Schutz Gewerbfleiß und beweglicher Reichthum dem Länderbeſitz ſich gegenüberſtellen. Dieſe Nothwendigkeit brachte die Städte hervor. Kleine Anbaue, anfangs unter dem Schutz und der vogteilichen Regierung derſelben Grafen, Biſchöfe und Aebte, denen ſie ſpäter ſo furchtbar wurden, entſtanden und erhoben ſich beſonders im 11. Jahrh. durch Betriebſamkeit und Kunſtfleiß zu einem Wohlſtand, der ſie in den Stand ſetzte, die Freiheit zu erkaufen, bald zu erzwingen. Sie blieben dabei nicht ſtehen, ſondern begannen bald, kleine Staaten im Großen zu bilden, ja die meiſten durften es wagen, Niemand als Kaiſer und Reich über ſich anzuerkennen. Starke hohe Mauern, der damaligen Kriegskunſt undurchdringliche Bollwerke, bewahrten, nebſt der Tapferkeit der Bürger, der Städte Freiheit und ſchieden ſie von den Tyrannen des Landes; wohlgeordnete bürgerliche Verfaſſung ſicherte Ruhe und Wohlfahrt im Innern, während Handel und Gewerbe dieſe Anſtalten durch Anhäufung gediegenen Reichthums begründeten. Selbſt viele von Adel lockte der Wohlſtand der Städte und die Bequemlichkeit, die ſie darboten, ſich darin niederzulaſſen, ja ſie geizten darnach, in dieſem Gemeinweſen obrigkeitliche Aemter zu bekleiden, und bald riſſen ſie, des Befehlens gewohnt, dieſe in vielen Städten allein an ſich. So rief der Geiſt der Vereinzelung und des ſtolzen Selbſtvertrauens ſeinen Gegenſatz hervor, das Syſtem der Verbindungen und Gemeinweſen, die monarchiſche Richtung der neuern Zeit veranlaßte ſelbſt das kräftige Aufleben des alten Republikanismus, mit dem es lang gekämpft hat, ehe es ihn überwältigen konnte. Je loſer in einem Lande die Staatsverbindung war, und je unerträglicher folglich der Uebermuth der Großen, zu deſto größerem Flor, zu deſto anſehnlicherer Macht ſehen wir deſſen Städte emporgedeihen, wie denn in Deutſchland und Italien dieſe Republiken ſelbſt dem Kaiſer furchtbar wurden. In Aragonien war der dritte Stand ſchon im 12. Jahrh. völlig ausgebildet, in England erzwangen die Städte, mit den Baronen verbunden, ſchon 1215 die Magna Charta, und in Frankreich hoben ſie ſich dadurch, daß Ludwig der Dicke und ſeine Nachfolger, beſonders 200 J. nach ihm, Philipp der Schöne, ihrer Politik gemäß fanden, ſie gegen die Großen in Schutz zu nehmen und ſich durch ſie gegen dieſe zu ſtärken. Aber nie gelangten doch die Städte dieſer Länder zu der Macht der deutſchen und italieniſchen. Was einzelne Städte nicht vermochten, das ward durch Verbindungen mehrerer bewirkt, dergleichen in Italien der lombardiſche Bund, in Deutſchland der hanſeatiſche, rheiniſche und ſchwäbiſche (ſ. d. A. Italien, Hanſe und Landfrieden) als große furchtbare Mächte auftraten. Unter dem Schutze ſolcher Macht und hinter der Friedigung ſtädtiſcher Mauern hatten alle Künſte und Gewerbe und jede Art der Bildung des Geiſtes ein fröhliches Gedeihen, ſo daß zu jedwedem Schatze der Cultur, den die neuere Zeit den ihrigen nennt, das ſtädtiſche Weſen den Grund gelegt hat. Die wichtigen Erfindungen, die wir jetzt hochſchätzen, rühren am meiſten von Bürgern jener kleinen Freiſtaaten her, oder ſind

doch durch den Gewerbs- und Handelsgeiſt derſelben veranlaßt. Mit Verfaſſungen, denen des Alterthums ähnlich, ſchien auch deſſen Geiſt wieder aufgelebt; alle Tugenden und alle Laſter Athens und Sparta's und Roms findet man beſonders in den Freiſtaaten Italiens wieder, wo auch das Clima dem der anderthalbtauſend Jahre früher untergegangenen gleich war; dieſelbe Vaterlandsliebe, Strenge der Sitten und Tapferkeit, die nämlichen, nur noch heftigern Parteikämpfe, Regierungsveränderungen und ehrgeizigen Ränke, eben die, nur anders geſtaltete, Liebe zu Künſten und Wiſſenſchaften. Aber auch die Gemeinheiten blieben ſelbſt im Innern von dem Einfluſſe des trotzigen Zeitgeiſtes, dem ſie entgegenſtrebten, nicht frei. Die überwiegende Macht Einzelner, allen Freiſtaaten ſo gefährlich, wurde durch dieſen Geiſt doppelt furchtbar, und nöthigte die ſchwächern Bürger, in derſelben Noth, die ihrer Vaterſtadt die Entſtehung gegeben, zu demſelben Auskunftsmittel; ſie verbanden ſich zuſammen zu Bewahrung ihrer Rechte. Dergleichen Geſellſchaften, die gewöhnlich von Leuten eines Gewerbes eingegangen wurden, und neben der Sicherheit nach Außen auch Erhaltung der innern Ordnung in jener regelloſen unbändigen Zeit zum zweiten Hauptzweck hatten, nannte man **Gilden** oder **Zünfte** (arti), und ſie wurden durch Zunftmeiſter vertreten. Die ſtrengſte Verfaſſung ſchien damals zu Erreichung jener Zwecke nothwendig. Nur durch Aushalten gewiſſer Lehrjahre und Fortrücken durch gewiſſe Grade konnte man Zunftglied, mit dem Recht, das Gewerbe der Zunft auszuüben, werden; doch erkauften ſpäter für Geld auch Andere die Aufnahme in eine Zunft, deren Hantierung ſie weder kannten noch ausübten. Denn die Zünfte wurden im 14. Jahrh. ſo ſtark und mächtig, daß ſie die Stadtregierungen, die bis dahin eingewanderte Adelige faſt allein in Händen gehabt, faſt überall ausſchließlich an ſich riſſen, und den Adel lehrten, wie es ihm, der zum Flor der Städte durch Gewerbfleiß keinesweges beitrug, auch nicht zieme, ihren Schutz und Frieden zu genießen, oder gar ſie zu beherrſchen. Der Adel, ſo weit er nach dieſen Umwälzungen in den Städten blieb, wahrte ſich ebenfalls durch Zuſammentreten in nähere Verbindung (**Geſchlechtergeſellſchaften**), und der Landadel bildete große Bündniſſe gegen die Macht der Städte (ſ. d. Art. **Landfrieden**). Ueberhaupt wurde das Gildenweſen, das den Beſſern das einzige Gegenmittel gegen die Unordnung der Zeit ſchien, ſo allgemein, daß man faſt nirgends Menſchen von gleicher Beſtimmung und Lebensart antraf, die nicht auch ſich enger verbunden und gewiſſe Geſetze und Ordnungen unter ſich beliebt hätten. Selbſt die Wiſſenſchaften mußten in der **Univerſitätsverfaſſung**, in dem Durchlaufen akademiſcher Grade, dieſem Geiſte huldigen, und ſelbſt die freien Künſte legten ſich im ſpätern Mittelalter den Zunftzwang an (ſ. **Meiſterſänger**), wodurch denn freilich Wiſſenſchaften wie Künſte hinter der Vollkommenheit, die das freie Leben der Städte ihnen zu verbürgen ſchien, weit zurückblieben; denn nichts iſt ihnen hinderlicher, als jene Pedanterei, jene Bann- und Zwangsrechte, jene abgöttiſche Verehrung des Herkommens, die der Gildenzwang mit ſich führt. Eben ſo hatte auch die merkwürdigſte Anſtalt jenes Zeitalters, die charakteriſtiſche Blüthe ſeines **ganzen** Weſens, die **Ritterſchaft**, alle Eigenheiten zünftiger Verfaſſung. Der **Krieg** war das Gewerbe des Adels. Wer aus ihm nicht Ritter war, durfte nicht eine Lanze führen und Reiterei befehligen, und nur Jahre langer Kriegsdienſt als Knecht oder Knappe gab auch dem Höchſtgebornen auf den Ritterſchlag An-

ſpruch. Aber Knecht, Ritter und Bannherr waren erfüllt von demſelben Geiſte der Ehre, des Stolzes, der Liebe und der Andacht. Wie ſehr die Ehre dem kraftſtolzen Germanen das Höchſte war, ſo waren jene enthuſiaſtiſchen Menſchen doch auch nicht weniger durchdrungen von liebevoller Hingebung an die Religion und von gleichſam religiöſer Liebe und Ehrfurcht für die Frauen. Jene ergreift, beſonders in der Geſtalt, die ſie damals, dem Zeitalter ſich anſchmiegend, gewann, mächtig jedes ſchwärmeriſche Gemüth, und die Frauen hochzuachten war uralte germaniſche Sitte. Wie konnte alſo jene Kriegercaſte der Edeln anders, als Arm und Schwert Gotte, der Ehre und den Frauen widmen, und in den Zeiten der Waffenruhe, neben herzlicher Frömmigkeit und kriegeriſchen Uebungen, jene edle Sitte üben, die man, als von der Tapferkeit unzertrennlich, mit gleichbedeutendem Namen Chevalerie genannt hat (ſ. Ritterweſen)? — Der Enthuſiasmus des Mittelalters für die Religion zeigte in ſeinen Wirkungen Dinge, deren Möglichkeit unſre Kühle kaum begreifen kann. Hier ſehen wir Hunderte von Jünglingen und Jungfrauen in der kräftigſten Lebensblüthe, in finſtere Mauern ſich einſchließen, oder in wilde Einöden ſich zurückziehen, um ihre Lebenszeit mit Beten und Kaſteiungen zuzubringen; wir ſehen jährlich Tauſende barfuß und faſtend viele hundert Meilen weit über Land und Meer pilgern, um an dem Grabe des Herrn ihm betend zu dienen; wir ſehen von Menſchenalter zu Menſchenalter Hunderttauſende mit Kreuz und Schwert eben dahin wallen, um mit Todesgefahr jene heilige Stätte von den ſie verunreinigenden Ungläubigen zu befreien. Ausnehmend geeignet war dieſe ſchwärmeriſche Hingebung der Gemüther, die rohe Kraft jener Zeit zu mildern und menſchlich und liebenswürdig zu machen; aber ſie wußten auch eigennützige Menſchen zu ſelbſtſüchtigen Zwecken trefflich zu benutzen. Der Gewiſſenszwang und die Ketzer- und Judenermordungen, der üppige Glanz des päpſtl. Hofes und die ganze weltumklammernde Maſchine der Hierarchie wurden die traurigen Früchte dieſes teufliſchen Mißbrauchs. Dem weltlichen Arm gegenüber, dem das Lehnsweſen, das Heer der Vaſallen, allein Feſtigkeit und Beweglichkeit verlieh, bildete der Papſt aus Erzbiſchöfen, Biſchöfen und Pfarrern, noch mehr aber aus Ordensgeneralen, Provinzialen, Aebten und Mönchen ein ungeheures Heer, unüberwindlich durch ſeine Macht über die Gewiſſen und durch die geiſtlichen Waffen, die ihm und ſeinem Haupte zu Gebote ſtanden. Nach aller Glauben im Beſitz der Gewalt, für dieſe und jene Welt glücklich und unglücklich zu machen, auf Ewigkeit zu binden und zu löſen, beherrſchte der Papſt unumſchränkt die Gemüther der Chriſten. Alle Könige der Abendländer erkannten ihn für den lebendigen Statthalter Chriſti, viele waren ihm lehnspflichtig, viele zinsbar, faſt alle gehorſam und unterhänig, oder in kurzer Friſt unglückliche Opfer des nichtigen Kampfs gegen die Ueberlegenheit. In einer Zeit, wo man in den wenigſten Ländern daran dachte, die Fürſten durch Staatsgrundgeſetze zu binden, wo ſie, nach dem Geiſte der Zeit, alles wagten, was ſie vermochten, war es unſchätzbarer Gewinn, daß der Papſt Jahrhunderte lang allein mit den Völkern gegen ihre Anmaßungen ſtand; aber die Ueppigkeit, Grauſamkeit, Herrſchgier und Verfinſterungsſucht der Geiſtlichkeit vom Papſte hinab bis zum unterſten Bettelmönch blieb ein Fluch und Schandfleck des ſonſt an herrlichen Erſcheinungen ſo reichen Mittelalters. Vergeblich ſtrebten durch Erinnerung an die Einfachheit und Reinigkeit der alten Kirche Begei-

ſterte, wie Arnold von Brescia und die Waldenſer, Wikleff und Huß und ſeine Anhänger, die neue Babylon zu ſtürzen, ſie fanden bei Zeitgenoſſen, der Uebermacht der Kirche zu gewohnt und zur Geiſtesfreiheit noch nicht reif, wenig Gehör, und größtentheils in ihrem edlen Streben den ſchmähligſten Untergang. Neuen Feinden wußte die Hierarchie neue Bollwerke entgegenzuſetzen; Bettelorden und Inquiſition mußten das aufdämmernde Licht des 13. Jahrh. verhindern, in ihr Reich der Finſterniß zu dringen; Bannſtrahlen und Interdicte erhielten die Chriſtenheit in Furcht und Zittern; bis endlich, als die Zeichen der Zeit, allgemeine Verbreitung freien Nachdenkens in den Wiſſenſchaften, eine verſtändigere Ordnung in den Monarchien, und Abkühlung der religiöſen Schwärmerei ſchon verkündeten, daß das Mittelalter zum Ende ſich neige, der einzige Luther die Mündigſprechung Europas feierlich vollzog. Jene Zeit voll Kämpfe und Thaten, Stolz und Freiheit, Hingebung und Liebe, Begeiſterung und Andacht mußte eine poetiſche Zeit ſein; jene Menſchen, die alles, was ſie begannen, mit ſo ganzer Kraft, mit ſo kindlicher Unbefangenheit trieben, mußten der Dichtkunſt fähiger ſein, als irgend welche vor oder nach ihnen. Namentlich wurden die Ritter durch ihr zwiſchen Krieg und Liebe, feſtlicher Pracht und religiöſen Uebungen getheiltes Leben unmittelbar und unwillkührlich poetiſch geſtimmt und auf poetiſche Lebensanſichten geleitet. Daher ſehen wir, vom 12. Jahrh. an, zuerſt unter den Rittern liebliche Dichter auftreten, und zwar in ſo großer Menge, daß man zu bekennen gedrungen wird, in einer poetiſchen Zeit ſei jeder ſinnige und ſittige Menſch ein Dichter. Im südl. Frankreich, wo das Ritterweſen ſich zuerſt ausbildete, zeigten ſich auch die erſten Funken der modernen Poeſie; die provençaliſchen **Troubadours**, die zumeiſt an dem galanten Hofe der Berengare zu Toulouſe ſangen, ſind ihre Väter. Bald ſangen ihnen die franz. **Trouveres** (ménétriers) und die deutſchen **Minneſinger** in ihren Mutterſprachen nach, die Italiener anfangs, aus Mißtrauen gegen ihre lingua volgare, in der provençaliſchen, und die Engländer, aus gleichem Grunde, in der franzöſiſchen Sprache. Aber bald bildeten auch die **Minſtrels** eine Nationalpoeſie, und die Italiener gewannen etwas ſpäter, ſeit der große Dante die toscaniſche Mundart zu Ehren gebracht, durch weitere Ausbildung derſelben und Feſtſtellung der Formen für die moderne Poeſie einen hohen poetiſchen Ruhm. In Spanien war die **cataloniſche** Poeſie eins mit der provençaliſchen, die **caſtiliſche** aber und die **portugieſiſche** mehr von den Arabern entlehnt. An den Höfen Frankreichs, Deutſchlands und Spaniens widmeten die ritterlichen Dichter, und unter ihnen ſelbſt die Fürſten die Muße von Waffenthaten einer Dichtkunſt, die hier von der zarteſten Galanterie, dort von der glühendſten Liebe ausging, und in beiden ihr eigentliches Weſen hatte. Daher dichteten und ſangen jene Lyriker (denn wie die alten vereinigten auch ſie dieſe Kunſtthätigkeiten, die nur Unvermögen zum Nachtheil der Kunſt getrennt hat) in ihren ſüßen Liedern nichts als von Liebe und wieder von Liebe und von des liebeweckenden Frühlings Herrlichkeit. Neben dieſer lyriſchen Poeſie bildete ſich auch die epiſche, die bei jeder poetiſchen Nation das dichteriſche Streben beginnt und ihm Feſtigkeit und Mittelpunct giebt, wunderbar ſchön, und groß in Kraft und Umfang aus. In vielen erinnern ihre Werke an die Epopeen der Griechen; aber das Ahnungsvolle, das Geheimnißreiche, wovon ſie durchdrungen ſind, berechtigt uns, dieſe Epik unter dem Namen der **Romantik**

(ſ. d. Art. Romantiſch) von der alten zu unterſcheiden und ihr gewiſſermaßen entgegenzuſetzen. Drei Fabelkreiſe ſind es, in welchen die epiſch romantiſchen Dichtungen des Mittelalters ſich hauptſächlich bewegen, und die in ihrer Reichhaltigkeit einer ſehr großen Menge noch vorhandner und einer nicht geringern verlorner Gedichte den Stoff gegeben haben. Nur Italien blieb ihnen fremd: denn dieſem galt für Alles ſein großer Dante, der hoch über und weit außer allem dieſen ſteht, ſo ſehr auch ſeine Richtung auf Liebe und Andacht dem Charakter jener Zeit entſpricht. Der erſte, und echt deutſche, unter jenen Fabelkreiſen iſt der der Nibelungen, und was von Siegfried, Etzel, Dietrich von Bern, Otnit, Hug- und Wolfdietrich und andren Helden aus den Zeiten der Völkerwanderung dazu gehört. Dieſem zunächſt ſtehen die gleich alten Fabeln vom brittiſchen König Artus, ſeiner Tafelrunde und dem heiligen Graal, die nach alten brittiſchen oder kymriſchen Sagen in Frankreich beſungen und von deutſchen Dichtern nachgeſungen wurden, und wohin Titurel, Parzifal, Triſtan, Iwain, Lohengrin, Gawain, Daniel von Blumenthal, der Zauberer Merlin u. A. gehören. Zu dieſen beiden kam noch der dritte, urſprünglich franzöſiſche Fabelkreis von Carl dem Großen und ſeinen Pärs, von Roland, dem Zauberer Malegys, den vier Haymonskindern. Den Spaniern eigenthümlich und zu keinem dieſer drei Kreiſe gehörig, iſt der Roman von Amadis von Gallien. Außer dieſen Stoffen verarbeitete die poetiſche Luſt des Mittelalters auch hiſtoriſche Begebenheiten der ältern und neuern Zeit, beſonders Alexanders d. Gr. Thaten und die Kreuzzüge, auch bibliſche Geſchichten, und ſogar die Stoffe der ältern Epopeen Homers und Virgils zu neuen großen Dichterwerken von freilich nicht gleichem Werth (ſ. Minneſinger). Aber, mochte es an politiſchen Urſachen, oder an der Vergänglichkeit alles Schönen liegen, oder, wie wir glauben, an dem Verfall der Ritterſchaft, der Pflegerin dieſer Poeſie, und überhaupt an dem zunehmenden Schwinden der Kindlichkeit vor dem herannahenden Mannesalter, die letzten Jahrhunderte des Mittelalters waren der Poeſie im höchſten Grade ungünſtig. Die Geſänge verſtummten in Deutſchland, Frankreich und Spanien ſchon vom 14. Jahrh. an faſt ganz; nur Italien hatte nun erſt ſeinen Petrarca und Boccaccio, England ſeinen Chaucer. Wenn in jenen drei unendlich reichhaltigen Kreiſen keine Fabel geweſen war, die im 13. Jahrh. nicht von Mehrern um die Wette bearbeitet worden wäre, wenn die Maneſſiſche Sammlung allein von 136 Dichtern dieſes Jahrhunderts gegen funfzehnthalbhundert Minneliedern enthält, ſo ſtand dagegen ſeit dem 14. unter den Rittern faſt kein einziger Dichter mehr auf; die epiſchen Dichtungen der Alten wurden über proſaiſche Romane, in denen man ihre Fabeln verwäſſert hatte, vergeſſen, und die Lyrik fiel in Frankreich und Deutſchland in die plumpen Hände der Meiſterſänger, die ſie zerdrückten, und durch Regelzwang und zünftige Strenge im Scheinleben, das ihnen ein wahres und vortreffliches dünkte, zu erhalten ſich mühten (ſ. Meiſterſänger). So blieb es auch im 15. Jahrh., das gleichſam nur den großen Weltbegebenheiten, die ſich vorbereiteten, aufhorchend und den Kämpfen, die ihnen vorher gingen, ſo wie der Reflexion, die ſie erzeugte, hingegeben, fern war von dem fröhlichen Geiſtesſpiel, von der fröhlich unbefangenen Selbſtbetrachtung und Anſchauung glücklicherer und poetiſcher Zeiten. Erſt am äußerſten Ende des Mittelalters, als es nur noch in der Erinnerung lebte, als auch jener entgegengeſetzte Enthuſiasmus der Reformatoren und

die Bewegungen, die er erregte, ſich ſchon etwas gelegt hatten, rief Arioſt die Fabeln von den Pärs des großen Carls aus der Sphäre der Kindermährchen wieder in die Dichtkunſt, und Spanien und England erhielten jetzt erſt in Cervantes und Shakſpeare neue Nationalpoeſie. Welcher Unterſchied aber zwiſchen dieſen ſchöpferiſchen, ihre Stoffe beherrſchenden Geiſtern, welche die ganze Seele in ihre Dichtungen ausſtrömten, ſo daß man nicht weiß, ob man mehr das Gemüth, in dem ſie gefühlt, die Phantaſie, in der ſie gebildet, oder den Verſtand, in dem ſie geordnet ſind, bewundern ſoll, und deren humoriſtiſche, oft ironiſche Nebentendenz oder Hintergrund die Söhne der neuern Zeit ſogleich verkündet, und zwiſchen jenen kindlichen Sängern des Mittelalters, welche die Welt nahmen, wie ſie war, und mehr Organe der Volkspoeſie, als ſelbſtſtändige Dichter, treuherzig aus voller Bruſt ertönen ließen, was der Verſtand dem Gemüthe, der vorherrſchend wirkſamen Kraft in ihren Werken, unwillkührlich folgſam nachſprach. Unter den bildenden Künſten des Mittelalters zeichnet ſich beſonders die *Baukunſt* aus durch völlige Eigenthümlichkeit und Originalität. Wenn in den herrlichſten Bauwerken des Alterthums die Form des erſten rohen Wohnhauſes, und ſomit die Entſtehung aus dem Bedürfniß unverkennbar iſt, wenn ſie nur als eine Befriedigung des letztern unter ſchöner gefälliger Form erſcheinen und nichts ſein wollen, als eben ſchöne Gebäude; ſo liegt dagegen das Weſen der ſogenannten *gothiſchen* Baukunſt (ſ. den Art. *Baukunſt*) in einer tiefen großen Idee, die ſie wahrhaft darſtellt und ſymboliſirt. Der deutſche Eichen- und Buchenwald mit ſeinen ſchlank emporſtrebenden, unten und oben in einen unendlichen Reichthum von ſich verſchlingendem Geäſte ausgebreiteten Stämmen, war das Vorbild der Bildner, die die Dome zu Mailand und Cöln, den Münſter und die Weſtmünſterabtei ſchufen, und die tiefere Idee, die in der architektoniſchen Vereinigung der Erhabenheit großer Maſſen, und der ſorgſamſten Zierlichkeit im Einzelnen ſich deutlich ausſpricht, war die Darſtellung des Weltalls ſelbſt. Die andern Künſte, die erſt im 14. und 15. Jahrhundert aus Griechenland ins Abendland kamen, ſah das Mittelalter nur in der Kindheit. Die ſchwächſte Seite des Mittelalters iſt die *Wiſſenſchaftliche*. So wollte es aber der jugendliche Geiſt jener Zeit; denn jene einzig auf Thaten gerichtete Menſchen taugten ſchlecht zum ſitzenden Leben, zum anhaltenden emſigen Studium. Die Bemühungen, die Carl d. Gr. der Beförderung und Aufmunterung wiſſenſchaftlichen Strebens und der Vermehrung der Volkscultur widmete, wirkte kaum ſeine Lebenszeit hindurch; denn ſie waren nicht an der Zeit. Mehrere Jahrhunderte lang nach ihm fiel es dem germaniſchen Mann nicht ein, daß über die Kunde, ſeine Lanze zu führen und ſein Roß zu leiten, irgend eine Kenntniß ihm noch frommen könnte. Dieſe Barbarei ging ſo weit, daß die meiſten Laien, die Vornehmſten nicht ausgenommen, kaum leſen oder ſchreiben konnten. Wer dieſes gelernt, galt für einen bedeutenden Gelehrten, und wer, zu ſeltner Ausnahme, mehrere Kenntniſſe, beſonders etwa in der Mathematik und Naturkunde, ſich erworben, der lief Gefahr, als ein Zauberer und Hexenmeiſter verbrannt zu werden. Die Mönche allein wurden durch Einſamkeit und Langeweile, ſo wie durch das Bedürfniß einiger Kunde der lateiniſchen Sprache, welches der römiſche Ritus mit ſich brachte, zu einer Art von wiſſenſchaftlicher Beſchäftigung getrieben, zu der ſie in Dom- und Kloſterſchulen angeleitet wurden. Aber ihre litterariſchen Arbeiten beſchränkten ſich

auf das Abſchreiben alter Schriftſteller, doch mehr noch der Kirchenväter, und ihre Hervorbringungen auf meiſt magere gedankenloſe Chroniken damaliger Ereigniſſe. Gleichwohl ſind wir für beider Art Arbeiten, da es an tüchtigen Händen dazu fehlte, ihnen Dank ſchuldig. Durch ihren Fleiß ſind die koſtbaren Ueberreſte des Alterthums, Materialien und Anregungen zu neuer Bildung, wenigſtens größtentheils uns erhalten worden, und aus ihren Annalen ſchöpfen wir die einzige Kunde von den Begebenheiten und Sitten damaliger Zeit. Da das Mittelalter nur eine Periode in der europäiſchen Geſchichte iſt, nicht in der des ewig jungen, und doch wieder ſeit der Jugend alten, unwandelbaren Morgenlandes, ſo übergehen wir die wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen gleichzeitiger Araber, wovon im Art. Arabiſche Literatur die Rede iſt. Eben ſo kennt das griechiſche Kaiſerthum, die ſchwache langweilige Fortſetzung des römiſchen, kein Mittelalter; denn matte Greiſe können ſich nicht verjüngen. Daher iſt die todte Wiſſenſchaft der dortigen Gelehrten der gegenwärtigen Betrachtung ſo lange fremd, bis ſie auf den edeln Stamm des Abendlands gepfropft, neue herrliche Früchte trägt. Wie aber der Gang des Weltgeiſtes keine entſchiedne Einſeitigkeit lange erträgt, ſo ward im 11. Jahrh. auch in Europa das Bedürfniß zu denken wieder gefühlt, der Geſchmack an den Wiſſenſchaften hier und da, zum Theil von den Klöſtern aus, meiſt aber ſpäter durch den Gewerbfleiß des Bürgerſtandes wieder erweckt, und die Studien erhielten in der Folge durch Heinrich II. von England, die Hohenſtaufen, Ludwig den Heiligen, die Alfonſo's, und andere geiſtreiche Fürſten Aufmunterung. Von dieſer Zeit, von Lanfrank, Abälard, Johann von Salisbury u. A. m., fehlte es das ganze Mittelalter hindurch nicht an einzelnen ausgezeichneten Männern, in denen die Kälte, die ihre Zeitgenoſſen gegen die Wiſſenſchaften bewieſen, das enthuſiaſtiſche Feuer für dieſelben nur verſtärkte. Da mochte man wohl, fühlend, daß das Uebergewicht der Phantaſie und des Gemüths bis jetzt den wiſſenſchaftlichen Geiſtesthätigkeiten im Wege geſtanden hatte, glauben, daß Umkehrung dieſes Verhältniſſes hinlänglich ſei, ſie zu fördern. Wie wäre man ſonſt auf eine neue, dem Geiſte jener Zeit eigentlich widerſtreitende Einſeitigkeit, auf bloße, nackte Schärfung des Verſtandes oder vielmehr nur des Scharfſinns ſo ſchnell und ausſchließend gefallen? Dieſe Richtung äußerte ſich beſonders in der ſcholaſtiſchen Philoſophie und Theologie, welche zugleich, bei der damaligen Seltenheit der Bücher, ſich durch ihre Unabhängigkeit von eigentlicher Gelehrſamkeit empfahl; dieſelbe ließ auch die Gelehrten damaliger Zeit ſo großen Geſchmack an der unerſchöpflichen Schatzkammer menſchlichen Scharfſinns, dem römiſchen Geſetzbuche, finden, welches zu ſtudiren, auswendig zu lernen, mit Gloſſen und Erläuterungen zu verſehen, beſonders die Italiener nicht müde werden konnten. Eben ſo machten es die Philoſophen mit dem ſcharfſinnigen Ariſtoteles, für den das Mittelalter, obgleich es ihn nur aus arabiſchen Uebertragungen oder vielmehr Umſchmelzungen kannte, eine unbegrenzte Verehrung hatte. Das Schlimmſte aber, und das eigentliche Hinderniß weiterer Fortſchritte war, daß man über jene Commentare, Gloſſen und Compendien bald die Quellen ſelbſt vernachläſſigte und vergaß. Als aus den Vereinigungen der Gelehrten an Einem Orte ſich die Univerſitäten bildeten, trugen ſie, wie in der erwähnten, dem Flor der Wiſſenſchaften ſo hinderlichen, zünftigen Form, auch in dieſer ausſchließend dialectiſchen Richtung ganz das Gepräge ihrer Zeit.

Jurisprudenz, Theologie, und was man Philoſophie nannte, oder beſſer, die Kunſt über alles dieſes ſpitzfündig zu disputiren, wurde einzig gelehrt, und beſonders ſeit der Mitte des 12. Jahrh. verhallten dieſe, im vorigen durch ernſtliches Quellenſtudium auf beſſere Wege gebrachten Wiſſenſchaften ganz in das leere Schellengeläute ſcholaſtiſcher Sophiſterei. Die Arzneikunde würde in jener Zeit nur von einigen relativ verdienſtvollen Arabern, und den Salernitanern, die von ihnen gelernt, auf eine etwas bedeutende Weiſe getrieben; ſonſt war ſie eine Sclavin der Aſtrologie und ein Gegenſtand der Speculation ſo ſchaam⸗ als kenntnißloſer Betrüger, größtentheils jüdiſcher Nation. Die Philologie hatte zu Lanfranks und Abälards Zeiten eine glückliche Periode, ward aber im 11. und 12. Jahrh. wieder ganz vergeſſen. Ungeachtet dieſer unfruchtbaren Behandlung der Wiſſenſchaften ſtanden die Gelehrten damals in hoher Achtung, und der höchſte akademiſche Grad ward der Ritterwürde gleichgeſchätzt. Die Univerſitäten ihrer Seits zeigten ſich ſolcher Ehre würdig durch Stolz und Unabhängigkeitsgeiſt gegen Päpſte und Fürſten. Bei aller Werthloſigkeit hatte die Disputirſucht jener Zeit doch das Verdienſt, unter dem Vorwand der Kathederfreiheit, den Vortrag und das Behaupten von Wahrheiten, welche die wachſame Hierarchie ſcheuen mußte, möglich zu machen, und ſie iſt, durch Luthers in Wittenberg angeſchlagene Sätze, eine unbedeutende Veranlaſſung und Bedingung der Kirchenverbeſſerung, und ſomit des neuern Lichts in der Gelehrſamkeit geworden. Doch hat nicht, wie Manche zu glauben geneigt ſind, die Reformation allein zu einem höhern wiſſenſchaftlichen Streben und zur Freiheit im Denken das Zeichen gegeben; ſie ſelbſt ward vielmehr aus dieſem Streben und dieſer Freiheit erzeugt, die ſchon einige Menſchenalter früher aufgewacht, durch die aus Conſtantinopel geflüchteten Griechen und die Buchdruckerkunſt, durch die guten Köpfe und wiſſenſchaftliebenden Großen Italiens zumeiſt ausgebildet, und ſelbſt in Deutſchland in der Brüderſchaft von Deventer, in Weßel, Erasmus, Celtes, Reuchlin u. A. herrlich erſchienen waren. Aber mit dieſer Männer Erſcheinung, mit dem Aufgang der glänzenden Sonne neuer Aufklärung, ging das romantiſche Zwielicht des Mittelalters zu Ende. — Dies die Hauptcharakterzüge jener Zeit, die ein neuer Geſchichtſchreiber treffend genug die Zeit verkannter Verdienſte genannt hat. Die in unſern Tagen oft wiederholte Frage, welche Zeit wohl beſſer geweſen, unſre oder jene, ſcheint leicht zu beantworten. Welcher Greis, welcher Mann wünſcht nicht oft ſeine Jünglingsjahre zurück? Das Selbſtvertrauen, mit dem er, kämen ſie wieder, ſo manchen damals begangnen Fehler zu vermeiden hofft, iſt freilich nur Selbſttäuſchung, in ſo fern Jugend und Erfahrung ſich nicht vertragen. Wir geben kürzlich noch die Hauptepochen der Geſchichte des Mittelalters, das Ausführlichere den einzelnen Staaten gewidmeten, Artikeln überlaſſend. Auf die Bildung der einzelnen germaniſchen Staaten zunächſt nach der Völkerwanderung folgt nach einigen Jahrhunderten die Univerſalmonarchie Carls des Großen. Sie hatte kurzen Beſtand, aber es blieb von ihr übrig die Idee der Einheit der ganzen Chriſtenheit unter einem geiſtlichen Oberhaupt und unter der weltlichen Schutzherrſchaft des neu erweckten römiſchen Kaiſerthums, eine Idee, die das ganze Mittelalter hindurch mächtig gewirkt hat. Neue Geſtaltungen der europäiſchen Staaten nach dem Fall der Carolinger, Verheerungszüge neuer Barbaren, der Saracc=

nen im Süden, der Normänner im Norden und Weſten, der Ungarn im Oſten, deren aller die germaniſche Kraft endlich Meiſter wird. Colonien der Normänner in Frankreich, Italien und England Von dieſen romantiſchen Abentheuern vornehmlich geht der Rittergeiſt aus, der ganz Europa durchdringt. Das Chriſtenthum bringt in die slaviſchen Länder. Kämpfe zwiſchen dem geiſtlichen und weltlichen Arm zerrütten die Chriſtenheit. Die Idee ihrer Einheit, ſo wie des Ritterthums, wird verherrlicht in den Kreuzzügen, deren Gelingen jene Zwietracht vereitelt. Entſtehung der Städte, des dritten Standes. Orientaliſcher Handel über Italien in den Abend und durch die Hanſe in den Norden. Verderbniß der Geiſtlichkeit in zwei Epochen, nach Carl dem Gr. und nach Gregor VII. (nicht durch beide). Bettelorden und Inquiſition Verfall des kaiſerlichen Anſehns in Deutſchland und Italien; Zerrüttung dieſer Länder durch das Fauſtrecht; deſto mehr Feſtigkeit gewinnen andre Reiche; Aufblühen neuer Kunſt und Wiſſenſchaft; Univerſitäten. Die Päpſte durch ihre Abhängigkeit von Frankreich und das große Schisma erniedrigt. Concilien zu Conſtanz und Baſel. Untergang des griech. Kaiſerthums, daher einer Seits Bedrohung des Abendlandes durch die Türken, anderer Seits Verbreitung byzantiniſcher Gelehrſamkeit. Buchdruckerkunſt, Entdeckung der neuen Welt und des Seewegs nach Oſtindien, Reformation. Das gehaltreichſte hiſtoriſche Werk zur Ueberſicht der Begebenheiten dieſer Periode iſt Rühs Handb. der Geſchichte des Mittelalters. Berl. 1818. H. L.

Mittelamerika, ſ. Weſtindien.

Mittelländiſches Meer führt dieſen Namen von ſeiner Lage zwiſchen Südeuropa, Weſtaſien und Nordafrika. Es iſt eigentlich ein Theil des atlantiſchen Oceans, und hängt gegen Weſten durch die 7 Meilen lange und 2 M. br. Meerenge von Gibraltar mit demſelben zuſammen. In der Mitte dieſer Meerenge bemerkt man einen ſtarken Strom aus dem Ocean in das mittelländiſche Meer und an jeder Seite einen andern, auch einen in der Tiefe, welche längſt der Küſte in entgegengeſetzter Richtung aus dem mittelländ. Meere in den Ocean fließen. Da aber dieſe Seitenſtröme weit ſchwächer ſind, als der mittlere Strom, und kaum das durch dieſen empfangene Waſſer wieder zurückſchicken können, das mittelländ. Meer aber noch außerdem eine ungeheure Menge Waſſer durch die vielen großen (Ebro, Rhone, Po, Donau, Dniſter, Dnieper, Don, Kuban und Nil) und kleinen Flüſſe empfängt, die ſich in daſſelbe ergießen; ſo macht es große Schwierigkeit zu erklären, wo dieſe Menge Waſſer bleibt, da das Meer keine Zunahme leidet, auch, wenn es merklich höher würde, ſich mit Macht in den Ocean ergießen müßte, um das Gleichgewicht herzuſtellen. Die wahrſcheinlichſte Meinung iſt, daß es ſich ſeines Ueberfluſſes durch eine ungewöhnlich ſtarke Ausdünſtung entledigt, die, wie man glaubt, durch einen unter dem Boden dieſes Meeres befindlichen großen Feuerheerd verurſacht wird; und daß ein ſolcher vorhanden ſei, ſcheinen die vielen vulcaniſchen Ausbrüche in demſelben und um daſſelbe hinlänglich zu beweiſen. Theile des mittelländiſchen Meeres ſind: das etruriſche Meer, das adriatiſche Meer, der ſyriſche Buſen, das Aegeiſche oder griech. Meer (Archipelagus), die Meerenge der Dardanellen oder der Helleſpont, das Meer von Marmora oder die Propontis, die Straße von Conſtantinopel oder der Bosporus, das ſchwarze Meer, das Aſowſche und das faule Meer.

Die Größe des mittell. Meeres ſchätzt man auf 40,000 □M. Es hat vermöge ſeiner natürlichen Lage veränderliche Winde und eine ſchwache Ebbe und Fluth.

Mittelſalze oder **Neutralſalze** heißen in der Chemie diejenigen zuſammengeſetzten Salze, welche aus der Verbindung der Säuren mit Laugenſalzen oder mit aſorbirenden (einſchluckenden) Erden entſtehn, wenn dieſe Laugenſalze oder Erden mit Säuren geſättigt ſind. Man theilte ſie ehemals in **vollkommne** oder **wahre**, d. h. ſolche, die aus der Verbindung der Säuren mit Laugenſalzen entſtehen (**Neutralſalze** im engern Sinne), und in **unvollkommne** oder **erdige**, d. h. ſolche, die aus der Verbindung der Säuren mit Erden entſtehen. In engerer Bedeutung nennt man jetzt gewöhnlich nur die letzten Mittelſalze. Es giebt deren ſo vielerlei Arten, als die Zahl der eigentlümlichen Erdarten und der Säuren mit einander vermehrt beträgt, und man benennt ſie von der Erdart und der Säure, welche man dazu genommen hat z. B. ſchwefelſaure Bittererde, Bitterſalz, engliſches Salz, ſchwefelſaure Alaunerde, Alaun u. ſ. w. Das Glauberſalz, das gemeine Kochſalz ſind feuerbeſtändige Mittelſalze, die mineraliſche Laugenſalze zur Baſis haben.

Mittelſtimmen heißen in der Tonkunſt diejenigen Stimmen (ſ. d. Art.), welche zwiſchen dem Grundbaß und der melodieführenden Stimme liegen, und ſo die Harmonie gleichſam ausfüllen; beim mehrſtimmigen Geſange ſind es gewöhnlich der Alt oder zweite Sopran und der Tenor; in der Vocalmuſik gewöhnlich die zweite Violine und die Viola ꝛc.

Mitteltinten oder **Mittelfarben**, ſ. **Halbſchatten** und **Mezzotinto**.

Mitternacht oder **Mitternachtsgegend**, in der Schifferſprache **Norden**. Nach dieſer Gegend hin erblicken wir auf unſrer Halbkugel die Gegend des Himmels, wo der Welt oder Himmelspol, d. h. der Punct iſt, um welchen ſich der ganze Himmel täglich zu drehen ſcheint. Mehrere Sterne in dieſer Gegend gehen daher gar nicht unter, z. B. die zum großen Bären gehörenden Sterne. **Mitternacht** oder **Mitternachtzeit** iſt der dem Mittage, von dem ſie um 12 Stunden verſchieden iſt, gerade entgegengeſetzte Zeitpunct, in welchem die Sonne bei ihrem ſcheinbaren Umlauf den tiefſten Stand unter dem Horizonte eines Orts erreicht. Von dieſem Augenblicke an nimmt der Tag nach der bürgerlichen Zeitrechnung ſeinen Anfang. **Mitternachtspunct** iſt der Durchſchnittspunct des Meridians mit dem Horizonte nach der Mitternachtsgegend hin. Die Seefahrer nennen ihn Nordpunct. Er iſt einer von den vier Cardinalpuncten.

Mittlere Proportionalzahl, ſ. **Proportion**.

Mitylene, ſ. **Lesbos**.

Mnemonik, Gedächtnißkunſt, nennt man die Kunſt, der Kraft des Gedächtniſſes durch beſondre Methoden zu Hülfe zu kommen. So giebt es künſtliche Methoden, ſich der Orte, und andre, um ſich der Zahlen leichter zu erinnern. Dieſe Methoden ſind ferner nach der Wahl der Mittel, die man dabei anwendet, verſchieden. So bedienen ſich einige der äußern Gegenſtände (Topologie), welche am meiſten in die Augen fallen, oder willkührlich entworfener Bilder (Symbolik), an welche ſie die Gegenſtände in einer gewiſſen Ordnung anknüpfen, andere hingegen der Zahlen. Was das erſtere dieſer Mittel betrifft, ſo iſt es z. B. für einen Redner ein gutes Mittel, alle Theile ſeiner Rede im Gedächtniß zu behalten, wenn er vorher den Ort be-

ſchlägt, wo er dieſe Rede halten ſoll, hier die auffallendſten phyſiſchen Gegenſtände bemerkt, und an den Anblick eines jeden derſelben einen Theil ſeiner Rede anknüpft. Er will z. B. in ſeiner Rede im Vorbeigehen von der Wachſamkeit des Turenne ſprechen, ſo nimmt er ſich vor, daß einer der ihm gegenüberſtehenden Pfeiler die Tugend dieſes Feldherrn bedeuten ſoll. Am folgenden Tage, wenn er die Rede hält, wird ihm beim Anblick jenes Pfeilers, ſo wie jedes andern Gegenſtandes, an welchen er einen Theil ſeiner Rede geknüpft hat, nach dem Geſetze der Ideenaſſociation jeder Gegenſtand ſeiner Rede gegenwärtig ſein. Was die Methoden betrifft, gewiſſe Zahlen im Gedächtniſſe zu behalten, ſo giebt es deren mehrere. So hat man z. B. vorgeſchlagen, gewiſſe Worte ſo zu bilden, daß ſie, nach einer vorausbeſtimmten Bedeutung der Buchſtaben als Zahlen, zugleich auch eine Zahl anzeigen. Die Umbildung der Worte geſchieht gewöhnlich an ihren Endigungen, und der Nutzen dieſer Methode iſt vorzüglich bei der Geſchichte ſichtbar. Man entwerfe z. B. folgendes Schema:

a	e	i	o	u	au	oi	ei	ou	y
1	2	3	4	5	6	7	8	9	0
b	d	t	f	l	s	p	k	n	z

Will man nun z. B. ſeinem Gedächtniß einprägen, daß Julius Cäſar 46 J. v. C. die Oberherrſchaft über Rom erlangt, ſo verändre man den Namen Julius in Julios. Da nun dies os der Endſylbe nach vorſtehendem Schema die Zahl 46 giebt, ſo wird man ſich bei dem Namen Julios zugleich auch immer an dieſe Hauptzahl erinnern. Will man nicht vergeſſen, daß Alexander d. Gr. ſeine Herrſchaft im J. 331 v. Chr. ſtiftete, ſo ſage man ſtatt Alexander Alexita, indem dieſes ita nach vorliegendem Schema die Zahl 331 giebt. So giebt Cyrus verwandelt in Cyruts auf dieſelbe Weiſe das Stiftungsjahr ſeiner großen Monarchie. Alles dieſes ſind indeſſen nur Specialmethoden, um das Gedächtniß für gewiſſe Gegenſtände und in gewiſſen Fällen zu unterſtützen. Andre haben verſucht, eine Mnemonik von umfaſſenderer Art nach allgemeinen Grundſätzen zu bilden. Indeſſen hat noch kein Verſuch dieſer Art etwas Vorzügliches geleiſtet, und bis jetzt haben noch alle diejenigen, welche ſich durch ein außerordentliches Gedächtniß ausgezeichnet haben, dieſes blos der Natur und Uebung, nicht einer künſtlichen Methode zu verdanken gehabt. Die Alten kannten die Mnemonik; ſie ſoll, wie Einige behaupten, aus dem Orient zu den Griechen gekommen ſein. Zu den Zeiten des Cicero war ſie unter den Römern bekannt; nach Quintilians Zeiten kam ſie wieder in Verfall. An ihrer Statt kam unter den Scholaſtikern die tabellariſche Methode auf. Conrad Celtes im 15. und Schenkel im 16. Jahrh. ſtellten die Mnemonik wieder her, und bildeten ſie aus. In den neueſten Zeiten haben ſich verſchiedene Gelehrte mit derſelben beſchäftigt. Die vorzüglichſten Werke darüber ſind folgende: Mnemonik oder die Gedächtnißkunſt der Alten, von Käſtner, Lpz. 1805. Syſtematiſche Anleitung zur Theorie und Praxis der Mnemonik, vom Freiherrn v. Aretin, Sulzbach 1810. Mnemonik oder practiſche Gedächtnißkunſt rc. nach Feinaigle, Frankfurt a. M. 1811. (Vergl. d. A. Gedächtnißkunſt.)

Mnemoſyne, eine Tochter des Uranus und der Erde, eine Titanide. Sie iſt, wie die Dichtung erzählt, die Bildnerin des menſchlichen Verſtandes und beſonders des Gedächtniſſes, welche Geiſtes-

kraft vor Verbreitung der Schreibekunſt vorzüglich wichtig war. Sie zeugte mit dem Jupiter in Pierien die neun Muſen (ſ. d. A.), indem ſie neun Nächte in ſeinen Armen ruhte.

Moallakath, ſ. Arabiſche Literatur.

Mobilien, Mobiliarvermögen. Die körperlichen Dinge werden zum Behuf rechtlicher Beſtimmungen in unbewegliche (Immobilien) und bewegliche Güter getheilt. Letztere, welche man ſonſt auch Fahrniß oder fahrende Habe nannte, ſind ſolche, welche unbeſchadet ihrer Subſtanz von einem Orte zum andern gebracht werden können. Ob die Bewegung oder Fortſchaffung ſchwer oder leicht ſei, macht, wenn die Geſetze nicht etwas beſonders dabei beſtimmen (wie z. B. wegen der cautio pro expensis), keinen Unterſchied. Zu den beweglichen Sachen im juriſtiſchen Sinn rechnet man gewöhnlich 1. Mobilien im engern Sinne, d. i. diejenigen beweglichen Sachen, welche nicht Zubehör einer unbeweglichen ſind, und der Inbegriff derſelben macht das bewegliche oder ſogenannte Mobiliarvermögen aus; 2. Waaren der Kaufleute und Apotheker (welche jedoch oft den unbeweglichen Sachen gleichgeachtet werden); 3. Schuldfoderungen, wenn auch das Darlehn eine Hypothek betrifft, jährliche Renten, deren Zahlungsfriſt verfloſſen iſt, nicht aber das Capital, ferner die aus dem Verkaufe unbeweglicher Dinge gelöſten und einige andre Gelder, z. B. die Ausbeute aus den Bergkuxen, nicht dieſe ſelbſt; auch Klagen, welche bewegliche Sachen betreffen. Zu dem Mobiliarvermögen rechnet man gewöhnlich alle Arten Hausrath, d. h. ſolche bewegliche Sachen, die in einer Haushaltung zum täglichen und gemeinſamen Gebrauch beſtimmt ſind; Meublen oder ſolche bewegliche Sachen, welche zu bequemem Gebrauch und zur Verzierung der Zimmer beſtimmt ſind; Geräthſchaften, die zum Betrieb eines gewiſſen Geſchäfts oder Gewerbes beſtimmt ſind; Moventien, d. i. Sachen, die ſich ſelbſt bewegen, worunter man nutzbare lebendige Geſchöpfe verſteht; Capitalien oder Capitalvermögen, edle, aber noch nicht geprägte Metalle, Juwelen, Schmuck, Putz, Kleidungsſtücke, alles leinene Geräthe, Equipage. Zu den unbeweglichen Gütern (Immobilien) gehören 1. alle liegende Gründe oder ſogenannte Grundſtücke, d. h. ſolche unbewegliche Dinge, welche a) unmittelbare Theile der Oberfläche des Erdbodens ausmachen (res soli, praedia rustica); b) alle Arten Gebäude (praedia urbana); 2. Sachen, die ihrer Natur nach nicht unbeweglich ſind, aber in der Bedeutung des Rechts dafür gehalten werden, insbeſondere a) wenn ſie durch einen künſtlichen oder natürlichen Zuſammenhang mit einer unbeweglichen Sache, oder wenigſtens durch die Eigenſchaft einer Zubehörung (accessorium) derſelben dieſen Charakter annehmen (z. B. Fenſter, Thüren, Dachziegel, Thürſchlöſſer); b) alle Foderungen und Anſprüche, Gerechtigkeiten und Klagen, welche ſich auf unbewegliche Sachen oder deren Zubehörungen beziehen, z. B. Hutungsrecht, Jagdrecht u. ſ. w.; c) oft auch Sachen, die um eines gewiſſen Zwecks willen ein Ganzes ausmachen, und als ſolche ſchwer fortzuſchaffen ſind, z. B. Bibliotheken, große Waarenlager. Bei den Römern hatte die Eintheilung in bewegliche und unbewegliche Güter faſt nur bei der Verjährung Einfluß; im heutigen Rechte aber auch bei der Veräußerung, Erbfolge, wo es ſich fragt, ob unbewegliche Güter zur Erbmaſſe gehören, und wo bewegliche und unbewegliche

Güter getheilt werden. Mobiliarerbe heißt der Erbe des beweglichen Nachlaſſes (Mobiliarvermögens). x.

Mocca oder Moka, eine Stadt am arabiſchen Meerbuſen in der Provinz Jemen, mit einem geräumigen Hafen, und 5,000 Einw. Sie iſt eine der vornehmſten Handelsſtädte in Arabien und den angrenzenden Ländern, welche nicht blos Kaufleute aus der Barbarei, aus Aegypten, der Türkei, ſondern auch von faſt allen andern Nationen beſuchen. Ehedem war dieſer Ort ein bloßes Dorf, aber im 16. Jahrh. zog der Beherrſcher von Jemen den Handel von Aden, welchen die Portugieſen ſtörten, nach Mocca, der ſeitdem ſehr zugenommen hat. Die Europäer bringen vornehmlich indiſche Waaren und Eiſen dahin, und handeln dagegen Caffee (welcher daher Mocca-Caffee genannt wird, obgleich zu Aden und Beith el Fakih faſt noch größere Geſchäfte mit dieſem Artikel gemacht werden), Aloe, Balſam, Gummi u. ſ. w. ein. Vom Mai bis zum Auguſt iſt der Handel am lebhafteſten, und es kommen während dieſer Zeit gewöhnlich 90 — 100 Schiffe aus allen Gegenden daſelbſt an. Die größten Geſchäfte machen die Engländer. Die Regierung zu Mocca führt ein Statthalter (Dola) des Imans oder Beherrſcher des Jemen.

Modalität. Die Modalität iſt diejenige Kategorie, welche den Werth der Copula in Beziehung auf das Denken überhaupt, oder das Verhältniß der Vorſtellungen des ganzen Urtheils zum Verſtande beſtimmt. Es iſt alſo die Modalität der Urtheile die Art und Weiſe des Fürwahrhaltens, mit welcher der Verſtand die Verbindung der Begriffe in einem Urtheile denkt, ob er nämlich das Führwahrhalten unbeſtimmt läßt, wie in problematiſchen Urtheilen, oder ob er es als beſtimmt giebt, wie in aſſertoriſchen Urtheilen, oder ob er die Verbindung der Begriffe nothwendig für wahr halten muß, und das Gegentheil gar nicht denken kann, wie in apodictſchen Urtheilen. Im Allgemeinen laſſen ſich die Modalitäten ſo ausdrücken: Es kann ſein, das A das Prädicat B hat (problematiſch); alle A ſind B (aſſertoriſch), alle A ſind nothwendig B (apodictiſch). Die problematiſchen Urtheile erfodern die Möglichkeit, die aſſertoriſchen das Daſein, die apodictiſchen endlich die Nothwendigkeit (als Gegenſatz der Zufälligkeit) des gedachten Objects. Das allgemeine Princip, welches dem allen zum Grunde liegt, iſt dieſes: Alles, was von uns erkannt werden ſoll, muß mit unſerm Erkenntnißvermögen auf irgend eine Art verknüpft ſein. Daraus folgt: was mit den formalen Bedingungen der Erfahrung übereinſtimmt, oder was denkbar iſt, iſt möglich; was mit den materialen Bedingungen der Erfahrung zuſammenhängt, iſt wirklich, und dasjenige, deſſen Zuſammenhang aus dem Wirklichen durch allgemeine Bedingungen der Erfahrung (durch das Mögliche) beſtimmt iſt, exiſtirt nothwendig.

Mode. Voigtel in ſeinem Verſuche eines hochdeutſchen Handwörterbuchs (Halle, 1794. 8.) definirt die Mode als die eingeführte Art des Verhaltens im geſellſchaftlichen Leben; im engern Verſtande die herrſchende Art der Kleidung und Anordnung alles deſſen, was zum Schmucke (wohl nicht blos zum Schmucke, ſondern auch zum Hausgeräthe, Fuhrwerke u. ſ. w.) gehört. Vielleicht könnte man die Mode auch nennen den abwechſelnd neueſten Geſchmack in der feinen Welt. Mehrere Etymologen haben es ſich ſauer werden laſſen, ausfindig zu machen, aus welchem Lande dieſe Büchſe der Pandora zu uns gekommen. Voſſius z. B. leitete das Wort Mode von dem hebräiſchen Worte Medad, etwas meſſen, oder nach

einem gewiſſen Maße beſtimmen und einrichten, Scaliger von dem griech. Worte Metron, welches ungefähr die nämliche Bedeutung hat, her. So ſucht man mehrmals in der Ferne, worauf man unfehlbar in der Nähe weit richtiger trifft. Frankreich, und namentlich Paris, kann es wohl nicht ablehnen, das dort der Moden Urquelle, und das Wort Mode ein reiner Gallicismus ſei, wozu freilich das lat. Modus die erſte Veranlaſſung gegeben haben kann. Uebrigens gehört das franz. Wort Mode zu den vielen Wörtern dieſer Sprache, die bei mehrern Nationen zugleich mit der Sache ſelbſt Eingang zu finden gewußt haben, von ihnen mit einem willigen Herzen auf- und angenommen, und der unverdienten Ehre des Bürgerrechts gewürdigt worden ſind. So haben z. B. der Engländer, der Däne, der Holländer und der Deutſche durchaus kein anderes Wort, um diejenige Schwachheit zu bezeichnen, die ſchon ſo manchem Volke und Zeitalter Geſetze vorgeſchrieben, zu Thorheiten, wie ſie kaum der Wahnſinn hätte erdenken können, verleitet, und Millionen den edelſten Zwecken entzogen hat, deren Verluſt dennoch gar nicht, oder zu ſpät bereut worden iſt. Diejenigen indeſſen, die der Mode Vorwürfe zu machen, oder für den Genuß ihrer liebenswürdigen Thorheiten ihr Dank zu zollen gewilligt ſind, würden den Engländern Unrecht thun, wenn ſie in einem wie im andern Falle ihrer uneingedenk ſein, und das Pariſer Palais royal allein im Auge haben wollten. Es iſt weltkundig, daß man unter allen Zonen den Befehlen der Londoner Schneider mit eben der Bereitwilligkeit gehorſamt, mit welcher man die Vorſchriften der pariſer Putzmacherinnen befolgt. Beide befinden ſich in dem Beſitz der Herrſchaft der Welt, und theilen ſie gewiſſermaßen in zwei Hälften. Das Wort Mode wird mit mehrern andern Wörtern in Verbindung gebracht. So iſt z. B. ein Modeartikel eine Waare, die, weil ſie neuerlich von der Mode geſtempelt wurde, vor allen andern gebraucht, geſucht und abgeſetzt wird. Häufig wird ein ſolcher Vorrang vor allen übrigen Waaren durch Perſonen, deren Name gerade an der Tagesordnung iſt, bewirkt. So gab es z. B. Hüte à la Henri quatre, Hals- und Uhrketten à la Nelson, und Stiefeln à la Souwarow. Gleiche Bewandniß hat es mit den ſogenannten Modefarben. So erhielt z. B. eine bekannte rothe Farbe die Benennung Pompadour von einer Maitreſſe des Königs von Frankreich, und die bleichgelbe Farbe, die der unreinen Wäſche eigen zu ſein pflegt, von der ſpaniſchen Königin Iſabelle, der Gemahlin Alberti Auſtriaci, die, als von demſelben, in den J. 1601 — 1603, Oſtende belagert wurde, ſich durch ein Gelübde verpflichtet haben ſoll, ihr Hemd nicht eher zu wechſeln, als bis ſich die Feſtung in ihres Gemahls Händen befinden werde. Eine andere Farbe nannte man Marie-Louiſenblau. Die habſüchtige Geſchwätzigkeit der Tuch- und Seidenhändler preiſt den Kaufluſtigen bald dieſe, bald jene Farbe an. So mußte ehemals Alles, was vom bon ton ſein wollte, ſich in Couleur d'Amaranthe oder d'Aurore, in Celadon oder Chamois, in Carmoiſin oder Incarnat kleiden. Heutzutage giebt es nur in einzelnen Dingen herrſchende Farben. Modejournal iſt eine Zeitſchrift, wodurch derjenige, dem die Novitäten in der Modewelt wichtig ſind, von denſelben benachrichtigt, und mit ihrer Form, Farbe und Einrichtung, auch mit ihrem Preiſe und dem Orte, wo ſie zu erhalten ſind, bekannt gemacht wird. Es möchte vielleicht zu behaupten ſein, daß dieſer galante und elegante, aber doch wohl ſehr entbehrliche Artikel des Buchhandels deutſchen Urſprungs ſei, denn ſchon im J. 1758 trat zu Er-

furt ans Licht: Mode- und Galanteriezeitung oder unentbehrliches Handbuch, 1. Jahrg. 8. So unentbehrlich muß dieſe Zeitung indeſſen doch den Herren und Damen der damaligen Zeit nicht geſchienen haben, weil (ſo viel bekannt iſt) kein 2. Jahrg. erſchien. Anziehender hat ſich das bekannte Journal des Luxus und der Moden, daß mit dem J. 1786 ſeinen Anfang nahm, und noch immer fortgeht, ferner das Frankfurter Modejournal, zu machen gewußt. DH.

Modell, Vorbild, Muſterbild, nennt man in der Mahlerei eine männliche oder weibliche Perſon, welche der Künſtler nackend vor ſich hinſtellt, um ſie zum Gegenſtande ſeines Studiums zu machen. Ein Gemählde nach ſolch einem lebenden Modell heißt eine Akademie. In der Bildhauer- und Baukunſt heißt das Modell ein künſtlicher aus Thon, Gyps oder Wachs geformter Körper, der zum Vorbild für denjenigen dient, welchen der Künſtler aus einem härtern Stoffe zu bilden vor hat, beſonders wenn er im vorgegebenen Maßſtabe (wie das architektoniſche Modell) zur Ausführung des größern dient. Hier iſt alſo das Modell eigne Erfindung und Vorarbeitung des Künſtlers; in der Mahlerei etwas Gegebnes, das nicht eben in jedem Falle zur Nachbildung geeignet iſt. Das Studium nach Modellen kann und ſoll keinen andern Zweck haben, als die verſchiednen Formen und Bewegungen der lebenden Natur an beiden Geſchlechtern nach Verſchiedenheit des Alters, der Lage und Handlungen kennen zu lernen, das Auge dadurch zu ſchärfen, und die Hand zu üben, das richtig Wahrgenommene mit Sicherheit, Wahrheit und Leichtigkeit darzuſtellen. Soll der Künſtler dieſen Zweck erreichen, ſo darf er ſich nicht an ein einziges oder nur wenige Modelle halten, ſondern muß die Natur in ihren mancherlei Typen für Geſchlecht, Alter und Charakter ſtudiren. Ein andres aber iſt es, dieſe Modelle zu ſeinem Studium zu machen, und ein andres, ſie in ſeine Schöpfungen übertragen. Wer überall in ſeinen Gemählden nur das Modell wiedergibt, iſt ein Copiſt, und Zeuxis ſelbſt würde nichts beſſeres geweſen ſein, wenn die Sache mit den ſieben Mädchen, die ihm zum Modell ſeiner Helena gedient haben ſollen, ſich in der That verhielte, wie ſie gewöhnlich erzählt wird, daß er von jeder den ſchönſten Theil nachgebildet habe, wodurch er gewiß nichts anders als ein ſchönes Ungeheuer würde zu Stande gebracht haben. Das Beiſpiel des Zeuxis kann uns aber zeigen, daß der Gebrauch mehrerer Modelle einem geiſtreichen Künſtler nie nachtheilig ſein wird. Hat er die Idee irgend einer Geſtalt oder eines Charakters deutlich gedacht, ſo wird er dieſelbe bei der Ausführung überall vorwalten laſſen. Bildete er aber von mehreren Modellen verſchiedene Theile mit ſklaviſcher Beobachtung der Individualität nach, ſo müßte ein unharmoniſches Ganzes entſtehen, wie es kein denkender Künſtler, ſondern bloß ein geiſtloſer mechaniſcher Copiſt liefern kann. Modelliren heißt ein Modell machen, auch eine Geſtalt abformen, ein Modellmacher (modeleur) iſt derjenige mechaniſche Künſtler, der Körper nach verjüngtem Maßſtabe als Vor- oder Abbild verfertigt, z. B. Modelltiſchler. Modellſchneider iſt derjenige Künſtler, der die Formen zu Abdrücken oder Abgüſſen ꝛc. in Holz ſchneidet. dd.

Moderato bezeichnet in der Tonkunſt eine gemäßigte Bewegung. Allegro moderato, mäßig geſchwind.

Modena und das Haus Oeſterreich = Eſte. Das ſouveraine Herzogthum Modena, vormals ein deutſches Reichslehn, liegt in der Lombardei, in der fruchtbaren Ebene, die der Panaro bewäſſert. Es grenzt an Toscana, Lucca, Bologna, Mantua und Parma. Mit Modena ſind durch den Wiener Congreß aufs neue zu einem Ganzen verbunden Reggio (mit der Stadt gleiches Namens an den reizenden Ufern des Teſſone, Arioſto's Geburtsort), Mirandola, Correggio (wo der Mahler dieſes Namens, oder Anton de Allegris, geboren iſt), Carpi und Rivoli; zuſammen 81 QM., mit 337,000 Einw.; ferner Maſſa und Carrara (Stadt, 8500 Einw., mit einer Bildhauerakademie und berühmten Marmorbrüchen), nebſt den vormaligen kaiſerl. Reichslehen in der Lunigiana, zuſammen 15 QM. mit 37,500 Einw.; das Ganze alſo 96 QM. mit 375,000 Einw., in 10 Städten, 63 Marktflecken und über 400 Dörfern. Die Haupt- und Reſidenzſtadt Modena (20,000 Einw.) iſt ſchön gebaut (Strada Maestra und das an Gemählden reiche Schloß), ſehr reinlich und beſitzt mehrere Kunſtſachen. Die modeneſiſche Bildergallerie kam 1746 durch Kauf nach Dresden. Modena iſt die Geburtsſtadt des Philologen und Archäologen Sigonius, des durch ſeine Forſchungen in der italieniſchen Geſchichte berühmten Muratori, und des Dichters Taſſoni, der die erſte komiſche Epopöe in Italien ſchrieb, la Secchia rapita; ein Gedicht, zu dem ein Eimer von Tannenholz Veranlaſſung gegeben hat, welchen die Modeneſer 1249 bei einem Brunnen vor Bologna erbeutet, und als Throphäe nach Modena gebracht hatten, wo er noch jetzt im Thurm der Domkirche aufbewahrt wird. Das Land erzeugt vorzüglich Oliven, Wein und Seide; daher Seidenfabriken und Seidenhandel, beſonders in Reggio. Der Staat hat gegen 1½ Mill. Fl. Einkünfte, hält 1200 Mann zu Fuß und eine Escadron Dragoner, und wird monarchiſch (ohne Feudalverfaſſung, ſo wie ohne Stände) von einer Seitenlinie des Hauſes Oeſterreich, von dem Herzog von Oeſterreich-Eſte, regiert. Das Haus Eſte, eins der älteſten in Europa, ſtammt aus der Lombardei. Es beſaß ehemals Güter im Toscaniſchen. Des Markgrafen Albert (um 960) Urenkel Albert Azzo II. (ſt. 1097), Herr von Mailand, Genua u. ſ. w., wurde der Stammvater der Häuſer Braunſchweig und Eſte. Der mit ſeiner erſten Gemahlin, Kunigunde, Welfs II. Herzogs von Baiern Tochter, erzeugte Sohn, Welf IV., beerbte nämlich ſeinen mütterlichen Oheim Welf III. in Deutſchland, und von ſeinem zweiten Sohne, Heinrich dem Schwarzen, Herzog von Baiern, ſtammt das Haus Braunſchweig-Wolfenbüttel und Hannover ab. — Der von Albert Azzo II. mit ſeiner zweiten Gemahlin, Garſende oder Irmgard Gräfin von Maine in Frankreich, erzeugte Sohn Fulko aber wurde Herr von Eſte (Ateſte, Stadt im Paduaniſchen) und Stifter des Hauſes Eſte. Die Nachkommen dieſes Fulko verwalteten in Ferrara, Modena und Parma das Amt eines Podeſta u. a. Stellen. Dadurch ſtieg ihr Anſehn, und bei den Unruhen, welche damals das republikaniſche Oberitalien zerrütteten, wählten die Gebiete Ferrara 1288, Modena 1290, und Reggio den bisherigen Markgrafen Obizzo III. von Eſte zu ihrem Herrn. Ein Nachkomme dieſes Obizzo, Borſo von Eſte, wurde vom Kaiſer Friedrich III. 1452 zum Herzoge von Modena und Reggio erhoben. Der letzte ebenbürtige Herzog dieſes Geſchlechts Alfons II. erhielt vom Kaiſer Rudolph II. die Erlaubniß, einen in morganatiſcher Ehe erzeugten Sohn ſeines Oheims, Cäſar von Eſte, zu ſeinem Nach-

folger zu ernennen, der aber nur mit Modena, Reggio und Carpi beliehen wurde, indem der Papſt Clemens VIII., nach Alfons II. Tode 1598, das Herzogthum Ferrara als ein erledigtes Lehen der päpſtlichen Kammer, einzog. Von dieſem Cäſar ſtammen die neuern Herzoge von Modena ab. Sie erwarben durch Belehnung vom Kaiſer 1653 Correggio, 1710 Mirandola, 1737 Novellara. Der letzte Herzog, Hercules III. Reynald, verm. 1741 mit der Erbin des Herzogthums Maſſa und Carrara, Maria Thereſia von Cibo-Malaſpina, hatte nur eine Tochter, Beatrix, Herzogin von Eſte, verm. mit dem Erzherzog Ferdinand von Oeſterreich (Bruder Joſephs II. und Leopolds II.). Im J. 1796 nahmen ihm die Franzoſen ſeine Länder. Der Lüneviller Frieden gab ihm als Erſatz den Breisgau; allein er überließ dieſe Provinz ſeinem Schwiegerſohne. Herzog Hercules ſtarb 1803 zu Treviſo, und hinterließ ein beträchtliches Privatvermögen. Sein Eidam, der Erzherzog Ferdinand (Herzog von Modena-Breisgau) verlor den Breisgau durch den presburger Frieden 1805, und ſtarb 1806. Ihm folgte ſein Sohn, der jetzt regierende Herzog Franz IV., königl. Prinz von Ungarn und Böhmen, Erzherzog von Oeſterreich, geb. 1779, und verm. 1812 mit einer Tochter des Königs von Sardinien. Er gelangte 1814 zum Beſitze der großväterlichen Staaten, vermöge der ſeinem Vater vom Kaiſer ertheilten eventuellen Belehnung, und ward durch den Wiener Congreß darin beſtätigt. Er nahm den Namen Eſte an, und ward dadurch der Stifter eines neuen Stammes dieſes Hauſes. Seine Mutter trat ebenfalls die Regierung ihres ſchon 1790 von ihrer Mutter ererbten Herzogthums Maſſa und Carrara wieder an, wozu der Congreß noch die Lehne in der Lunigiana fügte. Alle drei fallen nach ihrem Tode an ihren Sohn. Ueberdies hat die Congreßacte (Art. 102), wenn Lucca an Toscana fällt, gewiſſe Striche davon an Modena gewieſen, ohne daß die Lage noch ſonſt ein Grund dieſe Losreißung rechtfertigt (m. ſ. die Kritik dieſes Art. in Schölls Traités de Paix. XI. p. 383). Der Herzog Franz IV. rief 1814 die Jeſuiten in ſeine Staaten zurück 1815 entfloh er auf kurze Zeit vor Murat. Er hat einen Erbprinzen, geb. 1819, und zwei noch lebende Brüder, die Erzherzoge Ferdinand von Eſte und Maximilian von Eſte. Nach dem Ausſterben dieſes Hauſes fallen dieſe Staaten an Oeſterreich.

K.

Modern nennt man zwar im gewöhnlichen Leben, was der Mode (ſ. d. Art.), dem Geſchmacke und dem Charakter der heutigen, gegenwärtigen Zeit gemäß iſt, in einer höhern Bedeutung aber, vorzüglich im Gebiete der Kunſt und Aeſthetik, was dem eigenthümlichen Charakter der neuern, d. i. chriſtlichen Zeit angehört, im Gegenſatz des antiken (ſ. d. Art. Antik). Im Allgemeinen iſt es die Herrſchaft des geiſtigen Princips, das Aufſtreben zu innerer Freiheit und geiſtiger Anſchauung, was ſich im Erkennen und Handeln mächtiger regte, und in der Ausbreitung des Monotheismus, vorzüglich durch die chriſtl. Religion, die Religion der Liebe und des Duldens, in dem Streben der Staaten nach der monarchiſchen Verfaſſung, in dem veränderten und ethiſch ausgebildeten Geſchlechtsverhältniß, welches zur gefühlvollen, empfindſamen, ja ſchwärmeriſchen Liebe wurde, und in der Herrſchaft der Monogamie kund that. Daß dieſe Züge ſich erſt allmählig zu einem Ganzen entfalteten, iſt natürlich und dem Geſetze aller Bildung gemäß. Die neuere Bildung, ſagt A. W. Schlegel, iſt aus den fremdartigen Beſtandtheilen der nordi-

ſchen Stammesart und von den Bruchſtücken des Alterthums zuſammengeſchmolzen. Vorzüglich aber finden wir jene Züge bei dem *germaniſchen* Völkerſtamm, deſſen Urſprung auf Oſten, das Mutterland der Cultur zurückdeutet, und welcher in der neuern Cultur der herrſchende ward. Auch ſcheint das *Chriſtenthum* nicht die einzige Quelle jener hervortretenden Züge des Geiſtes der neuern Zeit zu ſein; Vieles ſcheint in dem *germaniſchen* Charakter begründet; ja ſelbſt das germaniſche Heidenthum war ſtrenger und ernſter als das griechiſche, ſeine Mythologie zwar nicht in Beziehung auf die Schönheit der äußern, ſinnlichen Geſtaltung und Form mit dieſer zu vergleichen, aber über dieſes durch die geiſtigere, d. i. weniger *materialiſtiſche* Naturverehrung vielleicht erhaben. Hier ſchlug die chriſtliche Anſicht leichter Wurzel. Am lebendigſten offenbarten ſich jene Züge aber in der romantiſchen Ritterzeit und der ihr nachfolgenden Kunſt (vom 12. Jahrh. an), denn die Kunſt iſt es, welche vorzüglich den unſterblichen Geiſt einer Zeit in ſich aufnimmt, und man hat daher das *Romantiſche* als den *Geiſt* der modernen Kunſt, im Gegenſatz des Antiken, angeſehn. (Vgl. d. A. *Romantiſch*.) In der chriſtlichen Kunſt aber äußerte ſich der Charakter einer von dem claſſiſchen Alterthume verſchiednen Zeit hauptſächlich dadurch, daß, wie überhaupt die *Objectivität* und *Naivetät* der Darſtellung mehr verſchwand, und die Kunſtdarſtellung *ſubjectiver* und *ſentimentaler* ward, indem ſie der Schilderung des Gegenſtandes mehr den Zuſatz von dem Gefühle des Schildernden, gleichſam die Farbe ſeiner Anſicht gab, und das *Körperliche* überall zu *vergeiſtigen*, das Endliche dem Unendlichen zu nähern ſtrebte, ſo auch insbeſondere die Poeſie, ſogar im Epiſchen, *lyriſcher* und muſikaliſcher, die züchtige Mahlerei unter den bildenden Künſten (ſ. *Mahlerei*) die *herrſchende*, und die *Tonkunſt* zu noch nie geſehener Vollendung erhoben ward. Die Poeſie ſuchte die Wunder der Geiſterwelt und der Religion mit dem Drange des mächtigen Gefühls und der *Sehnſucht* nach dem Unendlichen fragmentariſch, aber bedeutſam darzuſtellen; der abenteuerliche Wunderglaube, durch Phantaſie erzeugt, ſollte die Mythologie erſetzen. Die Kunſt erſchuf dämmernde Geſtalten, wo ſich die Phantaſie frei ergoß; wo ſie ſich aber an die Natur hielt, irrte ſie häufiger von der Form des Schönen in die gemeine *Charakteriſtik* ab, welche die rohe Wirklichkeit ſtatt der Wahrheit ergreift. Aber die Mahlerei erſchuf auch das liebliche *Helldunkel*, und in den kunſtvoll verbundenen Tönen wogte und brauſte die Macht des Gefühls. Dagegen ſchloß ſich die *Plaſtik* mehr der Mahlerei an (ſ. d. A. *Pittoresk*), und ſtrebte mit derſelben zu jener Bedeutſamkeit des Individuellen hin, welche nur letztere zu erreichen vermag. Die *Baukunſt* nicht minder zeigte das Beſtreben, durch ſymboliſche Bedeutung das Gefühl zu wecken in den räthſelhaften und coloſſalen Gebäuden der chriſtl. Tempel. Dieſe in Allem *herrſchende Sentimentalität* der Darſtellung, d. i. die ſtärkere Empfindſamkeit (ſ. d. A. *Sentimentalität*), verbunden mit der Sehnſucht nach dem Unendlichen, äußerte ſich aber mit *phantaſtiſchem Schwunge* in dem Mittelalter; die Kirche, die Liebe, die Ehre und das Ritterthum waren der reichhaltige, friſche Stoff der romantiſchen Geſänge und künſtlich bedeutſamen Werke. Jede Nation geſtaltete dieſen Geiſt eigenthümlich; der antiken Darſtellung verwandter der *Italiener*, wie überhaupt der Südländer heiterer und ſinnlicher, melodiſcher und wohllautender; gigantiſcher, ernſter und düſtrer der Nordländer. Ja

ſelbſt im Komiſchen trat der Charakter des vorwaltenden Gefühls als *Humor* und *Laune* hervor. Von der Zeit der *Reformation* an beginnt eine neue Epoche, in welcher der romantiſche, dämmerungsvolle Charakter dem hellern Lichte des Verſtandes und der Wiſſenſchaft weicht. Hier wird der Einfluß der Religion auf die Kunſt geringer; daher ſehen wir auch hier die Kunſt die verſchiedenſten Tendenzen, z. B. die moraliſche oder intellectuelle, hiſtoriſche oder bürgerliche, annehmen, und die Stoffe der verſchiedenſten Zeiten behandeln, jedoch ſo, daß auch die Behandlung der Gegenſtände des *Alterthums* den Charakter der neuern Zeit nicht verläugnen kann, welcher größtentheils auf *Rührung* und Effect hingeht, und einen *elegiſchen* Grundton hat (*moderne* oder ſentimentale Behandlung); ja es mochte ſelbſt das Hinneigen der Poeſie zur *Philoſophie*, namentlich zu dem in derſelben vorherrſchenden *Idealismus*, zu den weniger hervortretenden Zügen dieſer Kunſtepoche gehören, die man oft, im *Gegenſatze der romantiſchen*, *vorzugsweiſe modern* nennt. Aus jenen Zügen aber, ſo wie aus dem Vorwalten des Privat- und bürgerlichen Lebens, erklärt ſich auch die Verbreitung des *Romans*, gleichſam eines Schattens der romantiſchen Poeſie, welcher an die Stelle des höhern Epos getreten, und jenes modernen Dichtertalents, das, wie Göthe ſagt, durch eine abenteuerliche Verknüpfung der bedeutenden Zuſtände des menſchlichen Lebens ſich die Theilnahme der ganzen cultivirten Welt zu verſchaffen gewußt hat, indem es zugleich die wirkliche Gegenwart zur Poeſie zu erheben ſtrebt; ferner die Ausbildung und Verbreitung des *bürgerlichen Schauſpiels* und der *Familiengemählde*, die Herrſchaft der *didaktiſchen* und *elegiſchen* Poeſie, ſo wie der *Landſchaft*, der *Proſpecte* und der *Porträts* in der Mahlerei. Ueberhaupt aber herrſchen in dem Leben der Modernen die (mehr ſyſtematiſche) *Wiſſenſchaft* und die *Gewerbe* noch über die Kunſt, weshalb auch die *Naturpoeſie* ſeltner, die Kunſt mehr Sache der feiner gebildeten Stände und das Product einzelner zerſtreuter Genien geworden iſt.

T.

Modewaaren, marchandises des modes, heißen im Handel allerhand neue Artikel, welche als Mode geſucht werden und Abnehmer finden, mithin bald wiederum durch andere verdrängt werden. Frankreich und die Hauptſtädte der verſchiedenen Reiche ſind es, die den Provinzen und Landſtädten in Anſehung dieſer Waare den Ton angeben. *Modewaarenhändler* nennt man vorzüglich diejenigen Kaufleute, welche mit Sachen, die zum weiblichen Anzug und Putz gehören, Handel treiben.

Modulation wird bald in einem weitern, bald in einem engern Sinne gebraucht. Im erſtern Falle verſteht man darunter die mannigfaltige und ſchickliche Abwechſelung der Töne in dem Verfolge der Melodie, oder die *Tonführung* überhaupt. Im engern Sinne bezeichnet *Modulation* eine ſolche Tonführung, bei welcher eine Tonart mit der andern verwechſelt wird, oder denjenigen Prozeß, den man eine *Ausweichung* nennt. Im letztern Falle wird alſo dadurch die Kunſt bezeichnet, den Geſang und die Harmonie aus dem Haupttone durch andre Tonarten vermittelſt ſchicklicher Ausweichungen durchzuführen und dann wieder in den erſten, oder Hauptton, von welchem man ausgegangen iſt, zurückzuleiten. In ganz kurzen Tonſtücken, die nur aus einem Satze beſtehen, oder auch in langen Stücken, wo man eine Zeit lang in dem Haupttone bleibt, ehe man in

einen andern ausweicht, beſteht die gute Modulation darin, daß man mit gehöriger Abwechſelung und Mannichfaltigkeit Melodie und Harmonie eine Zeit lang in dem angenommenen Tone fortſetzt und am Ende darin beſchließt. Hierzu wird erfodert, daß gleich im Anfange der Accord durch den Klang ſeiner weſentlichſten Töne, der Octave, Quinte und Terzie, dem Ohre deutlich gemacht werde; hernach, daß der Geſang, ſo wie die Harmonie, durch die verſchiednen Töne der angenommenen Tonleiter durchgeführt, hingegen keine derſelben fremden Töne, weder im Geſange noch in der Harmonie, gehört werden. Dabei iſt aber dennoch eine Mannigfaltigkeit von Accorden nothwendig, damit das Gehör die nöthige Abwechſelung empfinde. Man muß nicht, wie wohl beſchränkte Harmoniſten zu thun pflegen, nur immer bei zwei oder drei Accorden verweilen, oder ſich in ſolchen Verſetzungen wiederholen, vielweniger, ehe das Stück oder deſſen erſter Abſchnitt beendigt worden, wieder in den Hauptton, von welchem man ausgegangen iſt, zurückkommen, und in demſelben ſchließen. Die Regel, daß man nur ſolche Töne hören laſſe, die der angenommenen Tonleiter zugehören, iſt ſo zu verſtehen, daß die Berührung eines der Tonleiter fremden Tones nur gleichſam im Vorbeigehn Statt finde, und dieſer ſelbſt ſogleich auch wieder entlaſſen werde. So könnte man z. B. in der Tonleiter C dur allerdings durch gis in A moll und durch fis nach der Dominante und von dieſer wieder zurück in den Hauptton gehn, ohne daß durch dieſe zwei, dem Grundtone von C dur fremden Töne, die hier gehört werden, das Gefühl dieſer Tonleiter ſelbſt verletzt oder vernichtet würde. Nur müſſen nicht ſolche fremde Töne genommen werden, die der Tonleiter von C dur gänzlich widerſprechend ſind, wie, wenn man in dieſer Tonart cis oder dis hören laſſen wollte. Die zweite Art der Modulation, oder das, was man im Allgemeinen unter Modulation verſteht, erfodert ſchon mehr Kenntniß der Harmonie, und iſt größern Schwierigkeiten unterworfen. Sie beſteht nämlich in der Kunſt, längern Stücken durch öftere Abwechſelung des Tons eine nothwendige Mannichfaltigkeit zu geben. Da es nothwendig iſt, in längern Stücken Geſang und Harmonie durch mehrere Töne hindurchzuführen, zuletzt aber wieder in den Hauptton zurückzukehren; ſo iſt hier nur noch zu bemerken, daß in Betreff einer ſolchen Modulation die Natur des Stücks in Betracht gezogen, überhaupt aber reiflich erwogen werden müſſe, ob die Modulation blos eine gefällige Mannigfaltigkeit oder Abwechſelung zur Abſicht habe, oder ob ſie zur Unterſtützung eines großen und kühnen Ausdrucks dienen ſolle. Dergleichen Betrachtungen geben dem Tonſetzer in beſondern Fällen die Regeln ſeines Verhaltens an und zeigen ihm, wo er entweder von dem Haupttone ſich weit entfernen, oder wo er indeſſen Nähe verweilen könne, ob er ſchnell und allenfalls mit einiger Härte in entfernte Töne gehen dürfe, oder wo ſeine Ausweichungen ſanfter und allmählig ſein ſollen. Denn Ausweichungen ſind die wichtigſten Hülfsmittel des muſikaliſchen Ausdrucks. In Stücken von ſanftem und ruhigem Affecte iſt es nicht erlaubt ſo oft auszuweichen, als in denen, welche ungeſtüme und heftige Leidenſchaften auszudrücken haben. Wo alles, was zum Ausdruck gehört, beobachtet wird, da muß auch die Modulation ſo durch den Ausdruck beſtimmt werden, daß jeder einzelne melodiſche Gedanke in dem Tone vorkommt, der ſich am beſten für ihn ſchickt. Zärtliche und ſchmerzhafte Melodien ſollten nur in Molltönen verweilen und die muntern Durtöne, die in der Modulation des Zuſammenhanges wegen nothwendig zu berühren ſind, ſoll-

ten gleich wieder verlaſſen werden. Es iſt einer der ſchwerſten Theile der Kunſt, in der Modulation ſtets untadelhaft zu ſein. Daher iſt es zu bedauern, daß diejenigen, welche über die Theorie der Kunſt ſchreiben, ſich über dieſen wichtigen Gegenſtand ſo wenig verbreiten und genug gethan zu haben glauben, wenn ſie zeigen, wie man mit guter Art von dem Hauptone durch den ganzen Cirkel der 24 Töne herumwandeln und am Ende wieder in den erſten Ton einlenken ſoll.

Pp.

Mögelin, ein Rittergut in der Mittelmark (Regierungsbezirk Potsdam) bei Wriezen an der Oder, 7 Meilen von Berlin. Hier hat der durch viele Schriften über Oekonomie bekannte kön. preuß. Staatsrats Thaer ein landwirthſchaftliches Inſtitut angelegt. Junge Leute können hier im Theoretiſchen und Practiſchen der Landwirthſchaft, in der Mathematik, Phyſik, Chemie und Botanik, für welche Wiſſenſchaften die nöthigen Apparate vorhanden ſind, Unterricht erhalten. S. Nachricht über die Einrichtung des landwirthſchaftlichen Inſtituts zu Möglin und Geſchichte der Wirthſchaft zu Möglin. Berl. 1815.

Mogul, ſ. Mongolen.

Mohacs oder Mohatſh, ein Marktflecken in Niederungarn, in der baranyer Geſpannſchaft, nicht weit von der Donau, mit einem feſten Schloſſe, wird von Ungarn, Deutſchen und Raitzen bewohnt, und iſt vorzüglich wegen der Schlacht berühmt, in welcher die Ungarn im J. 1526 von den Türken eine völlige Niederlage erlitten und der König von Ungarn, Ludwig II., auf der Flucht bei dem Dorfe Czelje in einem Sumpfe erſtickte. Später verloren jedoch auch die Türken bei Mohacs eine, wenn gleich weniger bedeutende Schlacht gegen die Kaiſerlichen, welche vom Herzoge von Lothringen befehligt wurden (1687).

Mohammed, ſ. Mahomed.

Mohn, Mohnſaft, Mohnſaamen auch Magſaamen, ein kleiner, weißer, ſonſt aber auch fleiſchfarbiger, ſchwarzer, aſchgrauer, rothbrauner oder weißgelblicher Saamen aus den Fruchtbehältniſſen des zahmen Garten- und Feldmohns, die man Mohnköpfe nennt, wovon der weiße oder graue die gewöhnlichſten ſind. Man findet den zahmen Mohn als eine wuchernde Pflanze mit einem bittern, unangenehmen Milchſafte in vielen Gegenden von Deutſchland in Kohl- und Küchengärten, Feldern und fetten Ländereien. Der großköpfige hohe Mohn mit großen ganz weißen Blumen und weißem Saamen wird für den beſten gehalten. Den großen purpurrothen mit dunklern Blumen und einem bald weißen oder etwas fleiſchfarbnen, bald rothbraunen, blaugrauen oder aſchgrauen Saamen nennt man eigentlich Feld- oder Gartenmohn, er wird aber auch wild gefunden. Man braucht von dem Mohn die Blumen, die reifen und unreifen Köpfe, das aus dem Saamen gepreßte Oel (welches unter allen Oelen zum Mahlen das vorzüglichſte iſt, gut trocknet und den Farben nicht ſchadet, es wird dadurch verbeſſert, daß man es mit weißem Sande durchſchwenken läßt, worauf es nach einigen Tagen weiß, obwohl etwas trübe, aber völlig flüſſig und brauchbar wird), den Saamen, der einen angenehmen, ſüßen Geſchmack hat, dabei fett, ölig und nahrhaft iſt (man braucht ihn in Suppen, und zu Kuchenwerk, auch bei heftigen Bruſtbeſchwerden als Arznei) und das Opium (ſ. d. A.). Die Mohnpflanze wird faſt in allen Theilen der Welt gezogen. In Deutſchland liefert Thüringen, und insbeſondere die Gegend von Erfurt den meiſten.

Mohn (S.), bekannt durch eine von ihm erfundene Art von Glasmahlerei, ſt. im J. 1815 in Dresden, wo er mehrere Jahre ſeine Kunſt mit großem Beifall ausgeübt hatte. Er war ein geborner Meklenburger, diente längere Zeit als Soldat, und beſchäftigte ſich, nachdem er ſeinen Abſchied erhalten, viele Jahre hindurch mit ſehr mühſamen und koſtſpieligen Verſuchen, durch die er endlich ſein Geheimniß fand, auf böhm. und öſterr. reinen ſtarken und feuerfeſten Kryſtallglaſe, ſowohl Trinkgläſer, Flaſchen und Becher, als Tafeln, mit eingebrannten Metallfarben, die das ſchönſte Feuer und eine ſolche Dauer haben, daß das Gemählde nur mit dem Glaſe ſelbſt zerſtört werden kann, Arabesken, Frucht- und Blumengewinde, Silhouetten, Porträts, Landſchaften, Proſpecte von Städten (wie Dresden, Königſtein, Pillnitz, Meißen, Leipzig, Weimar, Berlin, Wien, Rom u. a. m.), auch Bilder, z. B. heil. Familien und ähnliche Kunſtdarſtellungen, vollkommen durchſichtig, in einer, was Zeichnung, Perſpective und Colorit betrifft, ſehr gelungenen Nachbildung hervorzubringen. Sein Geheimniß erbten ſeine Söhne, die in Wien die Kunſt fortſetzen. K.

Mohr oder **Moor**, eigentlich aber **Moir** (franz. moire), ein Zeug, das wie Gros de Tour gewebt, aber nicht ſo ſtark an Faden iſt. Er wird ſehr dicht und feſt geſchlagen und iſt gewöhnlich von Seide, doch giebt es auch halbſeidenen, deſſen Einſchlag von Ziegenhaar, Wolle, Baumwolle oder Leinengarn iſt. Er wird entweder gewäſſert, und die Wäſſerung wird dem Zeuge vermittelſt einer kupfernen erhitzten Walze gegeben, oder er bleibt ungewäſſert. In Holland und Venedig fertigt man auch glatten und geblümten Silber- und Goldmoir. Glatte Moire haben beide Seiten, der geblümte nur die rechte gewäſſert. Statt des buntgeblümten iſt jetzt der zweifarbige mit Kantendeſſins in der Mode. Den beſten Moir liefert England und Frankreich (beſonders Lyon). Mohr in der Chemie, der ſchwarze Niederſchlag aus Metallen.

Mohren, ſ. Neger.

Moira (Graf Fr. Rawdon-Haſtings), jetzt Marquis Haſtings, und engl. Generalgouverneur der britt. Beſitzungen in Oſtindien, iſt 1754 in Irland geb. Als Lord Rawdon machte er den Krieg in Amerika mit, und entwickelte hier ausgezeichnete militäriſche Talente. Nach dem Tode ſeines Vaters nahm er 1793 deſſen Titel als Gr. Moira an, und als ſolcher erhielt er in dem franz. Revolutionskriege mehrere Commando's. Nach Pitts Tode trat er in das Foxiſche Miniſterium, nachdem er vorher noch eine Zeit lang den wichtigen Poſten eines Lord-Lieutenant in Irland bekleidet hatte. 1814 wurde er zum Generalgouverneur in Indien ernannt und traf den 15. April 1815 in Calcutta ein, wo er einen mehr als kön. Hofſtaat führt, und darin alle ſeine Vorgänger noch überbietet. Noch im J. 1815 machte er eine Reiſe durch Hindoſtan, bis zum Fluſſe Setledje, der jetzigen Grenze der britt. Beſitzungen in Indien, auf deren Flor er durch eine energiſche Adminiſtration und durch Beförderung der Künſte und Wiſſenſchaften kräftig einwirkt. Man zählte den Grafen Moira immer zu den vertrauteſten Privatfreunden des Prinz-Regenten

Mola. Unter dieſem Namen kennen wir zwei ausgezeichnete Mahler der italieniſchen Schule: nämlich 1. Pietro Francesco Mola, geb. zu Coldre im Mailändiſchen 1621. Aus Albani's Schule

kam er nach Venedig. Hier bildete er ſich aus des Albani und Guercino Manier einen Styl, vervollkommnete ſich im Colorit, und ſah ſich durch des Letztern Neid genöthigt, nach Rom zu gehen, wo ihn Alexander VII. die Geſchichte Joſephs in der Gallerie von Monte Cavallo mahlen ließ, und ihn ſehr ehrte. Ludwig XIV. lud ihn an ſeinen Hof ein, aber er ſtarb aus Verdruß über einen Streit mit dem Prinzen Pamfili zu Rom 1666, wo man viele Frescobilder von ihm ſieht. Auch in dem kön. Palaſte zu Paris ſah man mehrere treffliche Bilder von ihm, z. B. den heil. Johannes in der Wüſte predigend, den heil. Bruno in einer ſchönen Landſchaft, Hagar und Ismael, Archimedes mit dem Cirkel und dem Soldaten, der ihn verwundet, eine ägyptiſche Flucht, Tancred. Er arbeitete viel und lebhaft, zeichnete richtig, und übertraf ſeinen Lehrer Albani in der Farbengebung, obgleich ſeine Schatten ein wenig ſchwarz ſind, und in der Mannigfaltigkeit der Erfindung, nicht aber in der Grazie. Auch bildete er mehrere Schüler. 2. Giovanni Battiſta Mola, um 1620 geboren.

Molay (Jacques de), ein Burgundier, der letzte Großmeiſter des Tempelherrnordens. S. d. A. Tempelherren.

Molch, die Benennung einiger Eidechſen, welche faſt immer nur in gewiſſen Zuſammenſetzungen, als Erdmolch, Waſſermolch u. ſ. w. vorkommt.

Moldau, eine Provinz, welche zur europ. Türkei gerechnet wird, weil ſie unter einem mittelbaren, der Pforte als Vaſall unterworfenen Fürſten oder Hoſpodar (ein ſlaviſches Wort, das ſo viel als Herr bedeutet) ſteht. Sie grenzt an das ruſſiſche Reich, die Buckowina, Siebenbürgen und die Wallachei, wird in die obere und untere Moldau eingetheilt, und ſoll, nach der im J. 1812 an Rußland gemachten Abtretung eines beträchtlichen Theils derſelben, dermalen 570 QM. mit 280,000 Einw. enthalten. Die Moldau hat mit der ihr benachbarten Walachei faſt ſtets gleiche Schickſale gehabt. Als die Römer Dacien erobert hatten, erhielten dieſe beide Provinzen den Namen Dacia transalpina (das jenſeits der Carpathen gelegene Dacien). Im 11. und 12. Jahrh. wohnten hier die Cumanen, und das Land hieß nach ihnen Cumanien. Als dieſe 1239 nach Ungarn gingen, ſetzten ſich die aus Thracien angekommenen Walachen hier feſt, und nun kamen die Benennungen Walachei und Moldau (von dem Fluſſe Moldova) auf. Ob nun gleich die Moldauer und Walachen einerlei Urſprung, und, einige Abweichungen in der Ausſprache abgerechnet, einerlei Sprache haben, ſo herrſcht doch zwiſchen beiden Völkern eine ſtarke Antipathie. Die Moldau hat ihre eignen Fürſten, die aber mit ihren Nachbarn öfters in Kriege verwickelt wurden. Vom J. 1310 an fielen die Türken wiederholt in die Moldau ein, aber erſt im J. 1503 übertrug Fürſt Bogdan III. ihnen ſein Land zu Lehn. Später fingen die Türken an, die moldauiſchen Fürſten ganz willkührlich zu behandeln, ſie nach Gefallen ein- und abzuſetzen, und ertheilten endlich, wie ſie noch jetzt thun, dieſe Würde keinem Eingebornen, ſondern demjenigen Fremden, (meiſtens einem Griechen) der ſie am theuerſten erkaufen kann. Die Moldau iſt von den Ruſſen mehreremale erobert, aber immer wieder zurückgegeben worden. Doch bei dem letzten Friedensſchluſſe zu Bukareſt 1812 mußte die Pforte einen Theil der Moldau von ungefähr 450 QM., in welchem die bekannte Feſtung Choczym liegt, bis an den Pruth, der nun die

Grenze macht, abtreten. Früher ſchon (1777) war ein beträchtlicher Theil der obern Moldau 178 QM., der ſeitdem den Namen Buckowina erhalten hat, an Oeſterreich abgetreten worden (ſ. Buckowina). Ein Theil der untern Moldau, der 400 QM. enthält, an das ſchwarze Meer grenzt und unter dem Namen Beßarabien bekannt iſt, war ſchon ſeit langer Zeit den Moldauern von den Türken entriſſen worden, wurde aber von dieſen in dem Friedensſchluſſe im J. 1812 ebenfalls an Rußland abgetreten. Die Moldau, wie ſie vor dem erwähnten Friedensſchluſſe war, hatte 40 Meilen in der Länge und 70 in der größten Breite. Es iſt ein äußerſt fruchtbares Land, doch zum Theil noch unangebaut, wozu die häufigen Kriege zwiſchen den Ruſſen und Türken, wobei die Moldau jedesmal der Schauplatz war, viel beigetragen haben. Ganz vorzüglich ſind die Viehweiden dieſes Landes, und die Viehzucht jeder Art iſt daher außerordentlich ſtark. Es wurden ſonſt jährlich aus der Moldau 10,000 Pferde und 40,000 fette Ochſen ausgeführt, die letztern nach Siebenbürgen oder durch Polen nach Danzig, wo ſie als polniſche Ochſen verkauft wurden. Außer den fetten Weiden liegt noch eine Urſache des großen Ueberfluſſes an Hornvieh darin, daß man hier kein junges Vieh ſchlachtet, ſondern alles groß zieht. Schweine werden ebenfalls in Menge ausgeführt. Auch die Schafzucht iſt bedeutend, noch weit mehr aber die Bienenzucht, wegen der vielen Lindenwälder. Es wird von hier viel Honig nach Conſtantinopel, das Wachs aber meiſtens nach Venedig verkauft. Eine häufige und große Plage für das Land ſind die Heuſchrecken, welche durch anderwärts bekannte Mittel zu verhindern, der Aberglaube den Einwohnern nicht geſtattet. Die Moldau iſt reich an Mineralien und edeln Metallen, aber man vernachläſſigt die Aufſuchung derſelben faſt gänzlich. Doch werden verſchiedne Salzgruben, beſonders in der Gegend bei Okna, bearbeitet, und die Ausfuhr des Steinſalzes iſt beträchtlich. Die Einwohner ſind der griechiſchen Religion zugethan. Die Bauern ſind nicht leibeigen, ſtehen aber unter dem harten Drucke ihrer Fürſten, die nur Reichthümer zu ſammeln ſuchen, der Edelleute (Bojaren) und der türkiſchen Beamten; ſie ſind daher träge und im Ganzen von ſchlechtem Charakter. Es halten ſich viel Türken, Armenier, Griechen und Juden, in deren Händen der Handel ausſchließlich iſt, im Lande auf; auch Ruſſen wohnen hier. Die Einkünfte des Fürſten betrugen ehemals 600,000 Thaler; jetzt ſoll der reine Ertrag bis auf 100,000 Thaler geſunken ſein Die Haupt- und Reſidenzſtadt iſt Jaſſy oder Jaſchy (ſ. d. A.). Okna, an der Grenze von Siebenbürgen, iſt wegen ſeiner Salzgruben bekannt. Galacz iſt eine offne aber anſehnliche Handelsſtadt mit einem Hafen an der Donau, da wo der Pruth in dieſelbe fällt. Der Hafen iſt immer mit türkiſchen Schiffen angefüllt, die von hier auf dem ſchwarzen Meere Getreide nach Conſtantinopel führen.

Molé (François-René), ein berühmter franz. Schauſpieler, geb. zu Paris 1734. Er trat 1754 im Britannicus und in der Zeneide auf; aber ſeine ſchwache Stimme verhinderte damals ſeine Aufnahme. Im J. 1760 betrat er abermals die Bühne, und im folgenden Jahre wurde er angeſtellt und glänzte 20 Jahre lang in der Tragödie, ſelbſt an Le Kains Seite, durch die Wahrheit, womit er leidenſchaftliche Rollen darſtellte. Voll Gefühl im Schauſpiel und unvergleichlich in den Stutzern der Komödie, ſpielte er in dieſen drei Fächern mit dem ausgezeichnetſten Erfolg. Nach Belecourts Tode

1778 übernahm er die Charakterollen, und ſpielte noch in ſeinem 69. Jahre den Fat und den Marquis bis zur Täuſchung. Er lebte prächtig, doch beraubte ihn der Sturm der Revolution ſeines ganzen Vermögens. Er ſtarb den 11. Dec. 1802. Seine Observations sur l'Art dramatique erwarben ihm eine Stelle im Nationalinſtitut. Außerdem iſt von ihm eine Eloge de Mademoiselle Dangeville im Druck erſchienen. Dorat zeichnet ihn in ſeinem Gedicht von der theatraliſchen Declamation ſehr aus.

Moleculen, Kügelchen, aus welchen z. B. das Blut beſteht.

Moliere (Jean-Baptiſte Pocquelin de), der berühmte franz. Luſtſpieldichter, war, wie man erſt ſeit kurzem beſtimmt weiß, den 15. Jan. 1622 zu Paris geboren. Sein Vater und Großvater waren als Kammerdiener und Tapezierer in des Königs Dienſten geweſen, und auch er wurde dieſen Geſchäften beſtimmt und erhielt eine dem angemeſſene Erziehung. Er genoß in ſeinem 14. Jahre den Unterricht der Jeſuiten und machte ſchnelle Fortſchritte. Gaſſendi, Chapelle, Bernier, Cyrano waren ſeine Lehrer. Da ſein Vater indeß ſchwach geworden war, mußte er das Amt deſſelben bei Ludwig XIII verſehen. Er begleitete den König im J. 1641 nach Narbonne. Das franz. Theater begann damals durch die Talente des großen Corneille aufzublühen, der es aus der Niedrigkeit der Barbarei emporzog. Moliere (denn mit dieſem Namen verwechſelte er damals ſeinen eigentlichen Namen Pocquelin, entweder aus Achtung für ſeine Aeltern, oder nach dem Beiſpiel anderer Schauſpieler ſeiner Zeit) gab die Stelle ſeines Vaters auf, und verband ſich mit einigen andern jungen Leuten, die wie er das Theater leidenſchaftlich liebten. Gleiche Neigung führte ihn mit der Schauſpielerin Bejart zuſammen; beide bildeten eine Truppe, welche im J. 1662 zu Lyon den Etourdi aufführte. Dies iſt die erſte von Moliere in Verſen geſchriebne Komödie. Die Wahrheit des Dialogs, die unerſchöpfliche Gewandtheit eines Kammerdieners, der die Sottiſen ſeines Herrn unaufhörlich wieder gut zu machen beſchäftigt iſt, das Anziehende der Situationen, das aus dieſem Contraſt entſpringt, haben dieſes Stück ungeachtet ſeiner zahlreichen Mängel auf dem Theater erhalten. Moliere erntete als Dichter und Schauſpieler gleichen Beifall und entzog einer andern Schauſpielergeſellſchaft in Lyon faſt alle Zuſchauer. Der Etourdi gefiel allgemein, trotz der Kälte der Perſonagen, des Unzuſammenhangs der Scenen und der Incorrectheit des Styls. Man hatte damals nur Stücke voll unwahrſcheinlicher Intriguen. Die Kunſt, Charaktere und Sitten auf der komiſchen Bühne darzuſtellen, war Moliere aufbehalten. Dieſe Kunſt, deren Keim ſich ſchon im Etourdi zeigt, verbunden mit der Abwechſelung der Ereigniſſe, erhielt den Zuſchauer geſpannt und verdeckte die Fehler des Stücks. Mit gleichem Beifall wurde dies Luſtſpiel in Beziers gegeben, wohin der Verf. ſich begab. Hier hatte der Prinz Conti, der Moliere auf der Schule gekannt, eben die Stände von Languedoc verſammelt. Er nahm den Dichter als Freund auf, und übertrug ihm nicht allein die Leitung der Feſte, die er gab, ſondern bot ihm auch eine Secretärſtelle an. Moliere lehnte ſie mit der Erklärung ab, daß er ein leidlicher Schriftſteller ſei, vielleicht aber ein ſehr ſchlechter Secretär ſein möchte. Le dépit amoureux und Les précieuses ridicules erſchienen auf dem Theater von Bezieres und wurden bewundert. Die Ereigniſſe ſind in dem Dépit amoureux beſſer geordnet, als in dem Etourdi. Man nimmt in dem Spiel der

Perſonen eine ächt komiſche Ader, und in ihren Reden Geiſt und Laune wahr; aber der Knoten iſt zu verwickelt und die Auflöſung nicht wahrſcheinlich genug. Einfacher iſt die Intrigue in den Précieuses ridicules. Eine feine Kritik der anſteckenden Krankheit der Schöngeiſterei, des ſchwülſtigen Romanenſtyls, des Pedantismus der gelehrten Frauen, der Affectation in Sprache, Gedanken, Putz, ſind der Gegenſtand dieſer Komödie. Sie bewirkte eine allgemeine Reform, als man ſie in Paris gab. Man lachte, man erkannte ſich und applaudirte. Ludwig XIV. war ſo zufrieden mit den Vorſtellungen der Geſellſchaft Moliere's, welche die Provinz mit der Hauptſtadt vertauſcht hatte, daß er ſie zu ſeiner Hofſchauſpielergeſellſchaft machte und ihrem Director eine Penſion von 1000 Franken bewilligte. Der Cocu imaginaire, weniger für ein feines Publicum, als für die lachluſtige Menge, erſchien 1660. Auch in dieſem Stück iſt eine Maſſe von fröhlichem Scherz und ein gewiſſes Intereſſe, wodurch der Zuſchauer beluſtigt und angezogen wird. Es fehlte nicht an Tadel, aber man hörte nicht darauf. Mit mehr Grund ward er gegen Don Garcie de Navarre, ein aus dem Spaniſchen geſchöpftes Drama, laut. Die Ecole des Maris, wozu die Idee aus den Brüdern des Terenz geſchöpft iſt, enthält eine einfache, faßliche und anziehende Intrigue und eine natürliche Auflöſung. Das Theater hallte noch von dem Beifall wieder, der dieſem Stück nach Verdienſt zu Theil wurde, als Les Fâcheux, die binnen vierzehn Tagen entworfen, ausgeführt, einſtudirt und aufgeführt wurden, im J. 1661 zu Vaux bei dem bekannten Finanzintendanten Fouquet in Gegenwart des Königs und des Hofes aufgeführt wurden. Dieſes Luſtſpiel iſt faſt ohne Verknüpfung, aber die Abſicht war, durch die Mannichfaltigkeit der Charaktere, die Wahrheit der Porträts und die Eleganz der Sprache den Zuſchauer anzuziehn. Man erzählt, daß der König, als er beim Weggehn aus der erſten Vorſtellung den Grafen Soyecourt, einen langweiligen Jagdliebhaber, anſichtig wurde, zu Moliere geſagt habe: „Da iſt ein Original, daß du noch nicht copirt haſt." In 24 Stunden war die Scene des Jägers eingeſchaltet, und da Moliere die Jagdausdrücke nicht kannte, bat er Soyecourt ſelbſt, ſie ihm anzugeben. In der Ecole des Femmes, welche im nächſten Jahre gegeben wurde, ſchien alles Erzählung, und iſt doch alles Handlung. Bei dieſem Stück erhoben ſich die Tadler, welche ohne auf die Kunſt zu ſehn, die in dem Spiel der untergeordneten Perſonen und in dem natürlichen und ſchnellen Uebergang von einer Ueberraſchung zur andern herrſcht, einige Nachläſſigkeiten im Styl rügten. Moliere antwortete ihnen, indem er ſelbſt eine geiſtreiche Kritik ſeines Stücks gab. Der König, welcher Moliere als den Geſetzgeber der Wohlanſtändigkeit und den heilſamſten Beurtheiler der Lächerlichkeiten anſah, ſetzte ihn unter diejenigen Gelehrten, die an ſeiner Freigebigkeit Theil haben ſollten. Moliere, von der Güte des Königs durchdrungen, glaubte in dem Impromptu de Versailles die Eindrücke vernichten zu müſſen, welche das Porträt des Mahlers Bourſault hatte machen können. Dieſer hatte boshafter Weiſe einen Schlüſſel zu der Ecole des Femmes angegeben, der die nach der Natur copirten Originale anzeigte. Dem Hofe gefiel ſehr im J. 1664 La princesse d'Elide, ein komiſches Ballet, für ein Feſt verfertigt, das der König den Königinnen gab. Paris, das dieſes Ballet ohne die Pracht ſah, die es in Verſailles verſchönert hatte, nahm es weniger günſtig auf. Gleiches Schickſal hatte ein anderes komiſches Ballet, Le mariage forcé. Ein dem

Grafen Grammont (ſ. Hamilton) zugeſtoßnes Ereigniß hatte den Stoff dazu gegeben. Don Juan ou le festin de pierre machte wenig Wirkung. Der Verf. ſtrich bei der zweiten Vorſtellung einige Läſterungen, die er einem Gottloſen in den Mund gelegt hatte. L'Amour médecin, ſchien auch eins von den übereilten Werken, die man nicht ſtreng beurtheilen darf. Moliere führte zuerſt in dieſem Stücke die Aerzte auf, wozu, wie man ſagt, ein unwiſſender und geiziger Arzt ihm Veranlaſſung gab, der ihn übertheuert hatte. Großen und wahren Ruhm erwarb ſich der Dichter durch ſeinen Misanthrope, ein Stück, das anfangs nur mäßigen Beifall fand, in der Folge aber mit Recht als eines der ſchönſten Werke der neuern Komödie betrachtet worden iſt. Dennoch muß man geſtehen, daß es mehr im Zimmer bewundert worden, als auf dem Theater gefallen hat. Voltaire findet den Grund davon darin, daß die Intrigue mehr fein und ſinnreich als lebhaft und intereſſant iſt, daß die Unterredungen bei aller Schönheit nicht immer nothwendig erſcheinen und dadurch die Handlung aufhalten, und endlich daß die zwar ſehr geſchickt herbeigeführte Auflöſung den Zuſchauer doch kalt läßt. Er ſetzt hinzu, daß übrigens der Miſanthrop eine feinere und ſchönere Satyre ſei, als die Satyren des Horaz und Boileau, und wenigſtens eben ſo gut geſchrieben; daß es aber intereſſantere Komödien gebe, und daß z. B. der Tartufe dieſelben Schönheiten des Styls mit einem viel hervorſtechendern Intereſſe vereinige. Im J. 1665 erſchien Le Malade malgré lui, eine ſehr luſtige Farce. Le Sicilien ou l'Amour peintre iſt ein kleines Stück, das durch Anmuth und Galanterie gefällt. Aber die Bewunderung ſtieg aufs höchſte, als der Tartufe (deutſch bearbeitet von Unger: der Betbruder, Berlin 1787) erſchien. Umſonſt erhoben ſich die Orgone, die Schwachköpfe und die Scheinheiligen gegen den Verfaſſer, das Stück wurde geſpielt und beklatſcht. Die Heuchelei iſt darin vollkommen enthüllt; die Charactere ſind eben ſo mannichfaltig als wahr, der Dialog iſt gleich fein und natürlich. Anfangs wurde Tartufe verboten. Acht Tage darauf gab man am Hofe eine höchſt freie Poſſe, betitelt Scaramouche. Beim Weggehn ſagte der König zu dem großen Condé: „Ich möchte wiſſen, warum die Leute ſo gewaltigen Anſtoß an Moliere's Stück nehmen, und nichts über Scaramouche ſagen?" — „Die italieniſchen Schauſpieler," antwortete der Prinz, „haben nur Gott, die franzöſiſchen aber die Frommen beleidigt." Im J. 1668 gab Moliere den Amphitryon, eine freie Nachahmung des Plautus. Mit Ausnahme einer langweiligen Scene zwiſchen Jupiter und Alcmene giebt es nichts luſtigeres. L'Avare (der Geizige) eine andre Nachahmung des Plautus, iſt im Hauptcharakter ein wenig übertrieben; aber die Menge wird nur durch ſtarke Züge getroffen. Schwerer möchte es ſein, Rouſſeau's Tadel zu widerlegen, daß das väterliche Anſehn in dieſem Stück herabgewürdigt werde. George Dandin ou le Marie confondu, Monsieur de Pourceaugnac, Les Fourberies de Scapin ſind mehr beluſtigender als belehrender Art. Le Bourgeois gentilhomme, obgleich auch mit einigen Poſſen gemiſcht, iſt ungleich komiſcher und voll Kraft. Mit mehr Sorgfalt arbeitete Moliere ſeine Femmes savantes, eine ſinnreiche Satyre der falſchen Schöngeiſterei und der pedantiſchen Gelehrſamkeit, welche damals im Hotel de Rambouillet herrſchten. Die Ereigniſſe ſind, wie in manchen andern ſeiner Stücke, nicht immer gut verbunden; aber der Gegenſtand ſelbſt, ſo trocken er auch an ſich ſein mag, iſt in einer ächt

komiſchen Geſtalt dargeſtellt. Die Entwickelung iſt bewundernswerth und hundertmal nachgeahmt worden. Gleiches gilt von dem Malade imaginaire, worin die Charlatanerie und Pedanterie der damaligen Aerzte vollkommen geſchildert wird. Mit dieſem Stücke beſchloß der Verf. ſeine Laufbahn. Er war unpäßlich, als man es aufführte. Seine Gemahlin und Baron drangen in ihn, nicht zu ſpielen. „Was würden," antwortete er ihnen, „ſo viele arme Handwerker anfangen? Ich würde es mir zum Vorwurf machen, es einen einzigen Tag verabſäumt zu haben, ihnen Brot zu geben." Die Anſtrengung, womit er ſpielte, verurſachte ihm Convulſionen, denen ein Blutſturz folgte. Er ſtarb wenige Stunden darauf den 17. Feb. 1673. Sein früher Tod verhinderte ſeinen Eintritt in die Akademie, welche ihm den nächſten erledigten Platz beſtimmt hatte. Sie ehrte ſich und Moliere noch im J. 1778 dadurch, daß ſie ſeine Büſte mit dem Verſe von Saurin aufſtellte:

Rien ne manque à sa gloire, il manquoit à la nôtre.

Der Erzbiſchof von Paris wollte ihm das Begräbniß verweigern, aber der König ſelbſt ſchlug ſich ins Mittel, und ſo wurde er in St. Joſeph in dem Kirchſpiel St. Euſtache ſtill beerdigt. In der neuern Zeit wurde ſeine Aſche in das Muſeum der franzöſiſchen Denkmäler gebracht, wo ſie ſich in einer antikgeformten Urne mit der Inſchrift befindet: Molière est dans ce tombeau. Im J. 1799 wurde das Haus, worin er geboren worden, mit ſeiner Büſte und mit der Inſchrift geziert; Jean-Baptiste Pocquelin de Molière est né dans cette maison. Man kann Moliere's Werke als eine Geſchichte der Sitten, Moden und des Geſchmacks ſeiner Zeit und als das treuſte Gemählde des menſchlichen Lebens betrachten. Geboren mit einem beobachtenden Geiſt, geſchickt, die äußern Zeichen der Leidenſchaften und ihre Bewegungen in den verſchiednen Zuſtänden aufzufaſſen, nahm er die Menſchen wie ſie ſind, und zeigte als ein geſchickter Mahler die geheimſten Falten ihres Herzens, und den Ton, die Gebehrden, die Sprache ihrer mancherlei Gefühle. „Seine Luſtſpiele, gehörig geleſen," ſagt La Harpe, „könnten die Erfahrung ergänzen, nicht weil er vorübergehende Lächerlichkeiten, ſondern weil er den Menſchen, der ſich nicht verändert, gemahlt hat. Welches Meiſterſtück iſt der Geizige! Jede Scene iſt eine Situation; und man hat einen Geizhals ganz arglos ſagen hören, daß aus dem Stücke viel zu lernen ſei und daß man treffliche ökonomiſche Grundſätze daraus ziehen könne. Moliere iſt von allen, die je geſchrieben haben, derjenige, der den Menſchen am beſten beobachtet hat, ohne ſich den Schein davon zu geben. Er ſcheint ſeine Menſchenkenntniß mehr auswendig zu wiſſen, als ſtudirt zu haben. Die Criſpine Regnards, die Bauern Dancourts erwecken auf dem Theater Lachen. Dufresny zeigt Verſtand in ſeiner originellen Wendung. Der Spieler und der Legatar ſind ſchöne Werke. Aber nichts von allem reicht an Moliere; er hat einen phyſiognomiſchen Zug, den man nirgend anders findet. Man erkennt ihn in ſeinen geringſten Farcen wieder, denen immer Munterkeit und Moral zum Grunde liegt. Er gefällt eben ſo ſehr beim Leſen als bei der Darſtellung. Man hat wohl gemeint, daß er zu ſtark auftrage und überlade. Ich habe den ſo oft wiederholten pauvre homme tadeln hören; ich habe nachher dieſelbe Scene und noch ſtärker geſehn, und es hat mir eingeleuchtet, daß Lächerlichkei-

ten und Leidenſchaften nicht überladen werden können. Moliere iſt ein Schriftſteller für gereifte Männer und Greiſe. Ihre Erfahrung begegnet ſich mit ſeinen Beobachtungen, und ihr Gedächtniß mit ſeinem Genie. . . Man beklagt, daß nicht mehr in Moliere's Geſchmack gearbeitet wird. Ich denke man hat wohl gethan, andere Gattungen zu verſuchen. Das Feld, auf welchem er ärntete, iſt minder groß, als man ſich einbildet." — In ſeinen häuslichen Verhältniſſen war Moliere nicht ganz glücklich; er, der ſich auf der Bühne über die menſchlichen Schwächen luſtig machte, konnte ſich vor ſeiner eignen Schwäche nicht bewahren. Eine heftige Liebe bewog ihn, ſich mit der Tochter der Schauſpielerin Bejart zu verheirathen, und dadurch zog er den Spott, den er ſo oft auf hintergangene Ehemänner geworfen hatte, auf ſich ſelbſt. Glücklicher war er in dem Umgange mit ſeinen Freunden und mit den Großen. Der Marſchall Vironne, der große Condé, Ludwig XIV. ſelbſt, lebten mit ihm in jener Vertraulichkeit, die eben ſo ſehr das Verdienſt als die Geburt ehrt. Mit Racine, deſſen Wohlthäter er geweſen, veruneinigte er ſich zwar ſpäter, aber beide achteten ſich gegenſeitig darum nicht weniger. . . Als Schauſpieler war Moliere in den hochkomiſchen Rollen, wie Arnolphe, Orgon, Harpagon u. ſ. w., unübertrefflich. Bret hat 1773 ſeine Werke zu Paris in 6 Bänden 8. mit intereſſanten Commentaren herausgegeben. (Moliere's Luſtſpiele und Poſſen für die deutſche Bühne von Zſchokke, Zürich 1805 und 1806. 6 Bde. mit Moliere's Biographie.)

Molina (Ludwig de), **Moliniſten**, ſ. d. Art. **Gnade** und **Janſen**.

Molinos, ſ. **Quietismus**.

Molken, ſ. **Milch**.

Moll, weich, bezeichnet theils die Tonarten, die von ihren Grundtönen durch die kleine Terze aufwärts ſteigen, und Molltonarten genannt werden, theils auch die Dreiklänge mit der kleinen Terze, die man weiche Dreiklänge, zuweilen auch Mollaccorde nennt. (S. **Ton**, **Tonarten**.)

Molla, **Mallah**, eine geiſtliche Würde bei den Türken. Der Molla hat die bürgerliche und peinliche Gerichtsbarkeit in den Städten und ganzen Diſtricten zu verwalten, und iſt Oberrichter, im Gegenſatz des Kadi's oder Unterrichters. Ueber den Molla's ſind noch die Kadileskier, oder die oberſten Juſtizbeamten im Reiche, welche auch im Divan ſitzen.

Möllendorf (Wichard Joachim Heinrich von), königlich preußiſcher Generalfeldmarſchall, geboren 1724 zu Lindenberg in der Priegnitz, einem Gute ſeines Vaters, der die Stelle eines königlichen Deichhauptmanns in dieſer Provinz bekleidete. Er beſuchte die Ritterakademie zu Brandenburg bis zum Jahre 1739. Im J. 1740 wurde er von Friedrich II. als Page angenommen, und begleitete den Monarchen im erſten ſchleſiſchen Feldzuge, in welchem er den Schlachten bei Molwitz und Chotuſitz beiwohnte. Im J. 1743 wurde er Fähnrich beim erſten Bataillon Leibgarde; 1744 Flügeladjutant des Königs. „Der junge Möllendorf, Adjutant Sr. Majeſtät des Königs," ſagt Friedrich im zweiten Theile der Geſchichte ſeiner Zeit, „erhielt unter ſehr ſchwierigen Umſtänden den Befehl, mit 300 Mann Infanterie einen großen Proviantransport zu escortiren, den Franquini, der von allen öſterreichiſchen Officieren die genaueſte Kenntniß der Wege, die von Böhmen nach Schleſien führen, beſaß, mit 4000 Mann Panduren zwiſchen Schatzlar und Trautenau angriff. Möl-

lendorf hielt alle Angriffe des Feindes aus und bemächtigte ſich eines Kirchhofes, der das Defilé beherrſchte. Von hier aus beſchützte er die Wagen und vertheidigte ſich drei Stunden lang, bis ihm Herr Dümoulin zu Hülfe kam, der ihn gänzlich frei machte. Zwar ſind," fügt der König hinzu, „Vorfälle der Art nur unbedeutend, aber ſie machen der Nation und denjenigen, die dabei waren, zu viel Ehre, um ſolche Thaten in Vergeſſenheit begraben zu laſſen, die bei der Nachkommenſchaft ein Keim zur Nacheiferung werden können." Möllendorf befand ſich im zweiten ſchleſiſchen Kriege bei der Belagerung von Prag und in den Schlachten bei Hohenfriedberg und Sörr, in welcher letzteren er ſtark verwundet wurde. Im J. 1746 wurde er Hauptmann, und erhielt eine Compagnie in dem Regiment Garde. 1757 war er bei der Belagerung von Prag und in den Schlachten bei Roßbach und Leuthen gegenwärtig. In der letztern zeichnete er ſich durch einen muthigen Angriff des Dorfes Leuthen, welcher Einfluß auf das Schickſal des Tages hatte, aus, und erwarb ſich dadurch den Orden pour le Mérite. Er wohnte der Belagerung von Breslau bei, wurde 1758 Major und Commandeur des dritten Bataillons Garde, und war bei dem Ueberfalle von Hochkirch gegenwärtig. 1760 wurde er Commandeur des Garderegiments und focht mit demſelben in der Schlacht bei Liegnitz, nach welcher ihn der König zum Obriſtlieutenant erhob. In der Schlacht bei Torgau am 3. November deſſelben Jahres war er es, der zu einem Manöuvre rieth, das die glücklichſten Folgen hatte, und das Schickſal dieſes großen Tages entſchied. Doch hatte er dabei für ſeine Perſon das Unglück, gefangen zu werden, wurde aber im Anfange des Jahres 1761 wieder ausgewechſelt, und einige Monate darauf zum Oberſten beſtellt. 1762 im Sommer, kurz nach der Belagerung von Schweidnitz, eroberte er mit ſeiner Brigade den wichtigen verſchanzten Poſten bei Burkersdorf und avancirte darauf zum Generalmajor. 1774 ward er Generallieutenant. Im bayerſchen Erbfolgekriege ſtand er bei der Armee des Prinzen Heinrich in Sachſen und Böhmen, und befehligte ein eignes Corps, mit dem er 1779 mitten im Winter eine glückliche Expedition bei Bautzen ausführte und zur Belohnung den ſchwarzen Adlerorden erhielt. 1783 wurde er Gouverneur von Berlin und wirkte ſehr auf eine mildere Behandlung des gemeinen Soldaten, die damals im Preußiſchen noch gar nicht berückſichtigt wurde. In den letzten Lebensjahren des großen Friedrichs befand er ſich oft um deſſen Perſon, und war vielmals ſein alleiniger Geſellſchafter. Im J. 1787 wurde er General der Infanterie. Er war nicht für den Krieg mit Frankreich, und ſtand deshalb 1791 gewiſſermaßen bei dem Hofe in Ungnade. Dennoch übertrug man, nachdem der Herzog von Braunſchweig im J. 1794 das Obercommando der preußiſchen Armeen am Rhein niedergelegt hatte, dem nunmehrigen Feldmarſchall Möllendorf daſſelbe, welcher, wiewohl ohne große Siege, das Gleichgewicht gegen die übermächtigen franzöſiſchen Armeen ſtets zu behaupten wußte. Obwohl ein Greis über 80 Jahre, folgte er dennoch in jenem verhängnißvollen Kriege vom Jahre 1806 der Stimme des Vaterlandes und dem Rufe ſeines Königs gegen ſeine Anſicht, und gerieth, nachdem ſich die Schlacht von Jena unglücklich für Preußen entſchieden, zu Erfurt erkrankt in franzöſiſche Gefangenſchaft; doch wurde er mit der Achtung, die ſeinen Verdienſten und Jahren gebührte, behandelt, und erhielt die Erlaubniß, nach Berlin zurückzukehren. Er beſchloß ſeine Tage zu Havelberg, wo er eine Domprobſtei hatte, im J. 1816. TH.

Molluſken (im Lateiniſchen Mollusca), eine äußerſt merkwürdige Gattung von Würmern, deren Naturgeſchichte noch ſehr im Dunkeln liegt. Sie bilden nach dem Linneiſchen Syſteme die zweite Claſſe der Gewürme (vermes), und unterſcheiden ſich von den in den Eingeweiden der Menſchen und Thiere lebenden Würmern vorzüglich dadurch, daß ſie Gliedmaßen beſitzen, welche dieſen fehlen. Einige Arten von Molluſken ausgenommen, bei denen man eine etwas härtere Bedeckung wahrgenommen hat, ſind ſie ohne alle Bedeckung, und mit Gliedmaßen verſehen, die ihnen zu Sinneswerkzeugen dienen und ihre Bewegung und Ernährung zu fördern ſcheinen. Mit Ausnahme der Gartenſchnecken halten ſie ſich meiſt im Waſſer und vorzüglich im Meer auf, welches ſie durch eine phosphoriſche Materie, die von ihrem Körper ausgeht, des Nachts erleuchten. (Vergl. Meer.) Von denjenigen, bei denen der Mund oberwärts iſt, kennt man ſieben Gattungen; von denjenigen, bei denen der Mund ſich vorn befindet, zwei; von denen, die den Mund vorn und an den Seiten des Leibes Oeffnungen haben, vier; von denen, die den Mund vorn und an der vordern Seite des Leibes Fühlhörner haben, zwei; von denen, welche den Mund vorn haben und mit Gliedmaßen, welche Armen gleichen, verſehen ſind, ſieben; von denjenigen, welche den Mund vorn und Füße haben, fünf; von denen, welche den Mund unten und im Allgemeinen in der Mitte haben, fünf.

Molo iſt ein in einem Hafen, und zwar in das Waſſer hinein, von großen Quaderſteinen aufgeführter Damm, in welchem ein Eingang für die Schiffe befindlich iſt, der mit einer Kette geſchloſſen werden kann. Ein ſolcher Molo iſt für den Hafen von großem Vortheil, indem er nicht nur Sand und Schlamm abhält, ſondern auch die Schiffe vor den Wellen und vor feindlichen Angriffen ſichert.

Moloch, ein von Moſes (3. B. 18. V. 21) erwähntes Götzenbild mehrerer morgenländiſchen Völker, unter welchem ſie die Sonne verehrten und welchem ſie Menſchenopfer darbrachten. Es war das metallene Bildniß eines Menſchen mit einem Ochſenkopfe. Nachdem es mittelſt eines ſtarken Feuers, das in einer unten befindlichen Oeffnung unterhalten wurde, glühend gemacht worden, legte man die zum Opfer beſtimmten Kinder in die Arme des Götzen, wobei die Prieſter mit geräuſchvollen Tonwerkzeugen das Angſtgeſchrei derſelben übertäubten.

Moloſſus, ſ. Rhythmus.

Moltke, eine berühmte Familie, aus welcher mehrere Staatsmänner und Mäcenaten der Wiſſenſchaften hervorgegangen ſind, beſonders Adam Glob Graf von Moltke, geboren 1709, geſtorben 1792, Miniſter und Freund des Königs von Dänemark, Friedrichs V. und Klopſtocks Freund; ferner der noch lebende F. L. Graf von Moltke, königl. däniſcher Conferenzminiſter und Großkreuz des Danebrogordens, ein gründlicher Kenner des Alterthums, welches auch ſein in vortrefflichem Lapidarſtyl errichtetes Denkmal Klopſtocks beweiſt.

Molucken, ſ. Gewürzinſeln.

Molwitz, ein ſchleſiſches Dorf, im Regierungsbezirk Breslau, unweit Brieg, bei welchem am 10. April 1741 die bekannte Schlacht zwiſchen den Preußen und Oeſterreichern vorfiel, die, nachdem der Ausgang lange geſchwankt hatte, endlich durch die Anſtrengung Schwerins zum Vortheil der Preußen entſchieden wurde. Friedrich II. wohnte ihr perſönlich bei; die Art aber, wie er ſich benahm, ließ kaum den

großen Feldherrn ahnen, als den er ſich ſpäter zeigte. Er verließ das Schlachtfeld vor dem Ende der Schlacht in dem kritiſchſten Augenblicke, und wurde durch die Siegesbotſchaft nicht wenig überraſcht (wiewohl dieſer Sage in Nicolai's Anekdoten widerſprochen wird). Der König ſagte ſelbſt, daß er den Krieg damals noch nicht verſtanden und bedeutende Fehler gemacht habe, daß aber dieſe Schlacht für ihn und ſeine Truppen eine Schule geweſen ſei.

Molyn (Peter), ſ. Tempeſta.

Molza (Francesco Maria), geboren zu Modena im J. 1489, verdient unter den italieniſchen Dichtern vom zweiten Range eine ehrenvolle Erwähnung. Er ſtammte aus einer angeſehenen Familie, brachte ſeine Lebenszeit meiſtens zu Rom hin, und ſtand mit den größten damals lebenden Gelehrten, einem Bembo, Sadoleto, Caro, Pietro Vettori, in freundſchaftlicher Verbindung. Seine Talente würden ihm gewiß eine glänzende Laufbahn eröffnet haben, wenn nicht ſeine Ausſchweifungen ihn in Mißcredit geſetzt hätten. Unter ſeinen Poeſien werden beſonders ſeine Stanzen auf das Porträt der Giulia Gonzaga, und die Ninfa Tiberina, ein poetiſches Gemählde in Ottave rime, geſchätzt. Sein Capitolo in lode dei fichi iſt ein obſcönes Gedicht; Annibal Caro hat es commentirt. Auch als lateiniſchen Dichter hat ſich Molza vortheilhaft bekannt gemacht. Er ſtarb 1544. Erſt im J. 1747 iſt eine vollſtändige Sammlung ſeiner Werke erſchienen, welche der Abt Seraſſi zu Bergamo nebſt einer weitläuftigen Biographie des Dichters in zwei Bänden herausgegeben hat; der zweite Band enthält die Gedichte Porrino's, eines Zeitgenoſſen von Molza. — Ein Enkel des eben genannten Molza, Namens Tarquinio Molza, der als ein Mann von großer Gelehrſamkeit in hohem Anſehen ſtand, und von Taſſo, Guarini und Andern zu Rathe gezogen wurde, hat ebenfalls italieniſche und lateiniſche Poeſien hinterlaſſen.

Moment, nennt man in der Statik und Mechanik das Product der Schwere eines Körpers in die Weite vom Mittelpunct der Schwere. Statiſches Moment iſt alſo das Product einer bewegenden Kraft am Hebel in ihre Entfernung vom Ruhepunct; das Moment der Maſſe oder Trägheit iſt das Product einer Maſſe in das Quadrat ihrer Entfernung vom Bewegungspuncte.

Mömpelgard, Mümpelgard, franzöſiſch Montbeillard, eine vormalige Grafſchaft zwiſchen der Franche Comté, Lothringen, dem Sundgau und dem Elſaß, welche dem herzoglichen Hauſe Würtemberg-Stuttgardt zugehörte. Dieſes Land iſt größtentheils bergig und hat Ueberfluß an Holz, Eiſen, Schiefer und Steinkohlen, dabei guten Wein-, Hanf- und Flachsbau und anſehnliche Viehzucht. Die Zahl der Einwohner beläuft ſich auf 15,000, welche meiſtens der lutheriſchen Religion zugethan ſind. Die geſammten Einkünfte (die dazu gehörigen Herrſchaften mitgerechnet) ſchätzte man auf 360 000 Livres. — Die Grafſchaft kam als ein Theil des burgundiſchen Kreiſes mit demſelben im J. 1032 an Kaiſer Conrad II. Von dieſer Zeit an regierten die Grafen darin erblich. Im J. 1397 kam das Land, durch Verheirathung der mömpelgardiſchen Erbtochter, Henriette, mit Eberhard von Würtemberg, an letztgenanntes Haus. Zu Anfang des 17ten Jahrhunderts wurde es einer beſondern würtembergiſchen Linie zu Theil, deren Stifter Ludwig Friedrich war. Nach dem Tode des letzten Herzogs von dieſer Linie, Leopold Eberhards, im J. 1723 wurde der Beſitz des Landes dem Herzog zu Würtemberg.

Stuttgardt zugeſprochen. Die Grafſchaft gehörte zum deutſchen Reiche, ohne einem Kreiſe einverleibt zu ſein. Die damit verbundenen Herrſchaften Blamont, Clemont, Hericourt und Chatelot, nebſt Granges, Cerval und Paſſavant ſtanden aber unter franzöſiſcher Landeshoheit, welche Würtemberg auch 1748 nach langer Weigerung anerkannte. Die Herrſchaft Franquemont war ein Lehen des Biſthums Baſel. Im J. 1786 fand eine Ausgleichung und Austauſchung mit Frankreich Statt, wodurch Mömpelgard zu einem zuſammenhängenden Lande umgeformt wurde; allein 1790 beſetzten es die Franzoſen und durch den Friedensſchluß vom 22. Auguſt 1796 trat es Würtemberg förmlich an Frankreich ab. Es gehört jetzt zum Departement des Doubs, und bildet einen Bezirk von 22 Q. M. mit 45,400 Einwohnern. Die Hauptſtadt Mömpelgard liegt am Einfluß des Rigole in den Aleine und hat gegen 4000 Einwohner. Die Leinwand- und Baumwollenzeugfabriken ſind von Bedeutung, wie auch der Handel mit hier verfertigten Uhren, Leder und andern Producten.

Momus, bei den Griechen und Römern der Gott der Tadelſucht und Satyre, war ein Sohn der Nacht. Spätere geben ihm den Traum zum Vater. Mit ſchonungsloſem Witze tadelte er Alles; ſelbſt die Götter blieben nicht verſchont. Lucian hat ihn zu Ehren gebracht. Einige bildeten ihn als hagern Jüngling mit einem Satyrgeſichte und der Narrenkappe oder dem Narrenſtocke.

Monaco, franzöſiſch Mourgues, ein kleines italieniſches Fürſtenthum, von der Grafſchaft Nizza umgeben, an der Meeresküſte. Es iſt ein fruchtbares Ländchen von 2½ Q. M. mit 8000 Einwohnern und reich an edeln Südfrüchten, Obſt und beſonders Olivenöl. Die ganze Bevölkerung wohnt in den drei Gemeinden Monaco, Mentone und Roque Brune, davon Monaco ein befeſtigtes Städtchen mit 1,200 Einwohnern und einem Hafen, und Mentone eine nahe am Meere liegende Stadt mit 3000 Einwohnern iſt. Die Familie Grimaldi beſaß das Ländchen ſeit Otto's I. Zeiten. Im J. 1731 ſtarb der Mannsſtamm aus. Die Erbin des letzten Fürſten, Anton Grimaldi, der zugleich Herzog von Valentinois war, vermählte ſich 1716 mit Franz de Matignon, der die Namen Fürſt von Monaco und Herzog von Valentinos nebſt der mit letzterem verbundenen Pairwürde erhielt. Seit 1641 ſtand dieſes Ländchen unter dem Schutze von Frankreich. Im J. 1793 wurde es zugleich mit Nizza als Departement der Seealpen Frankreich einverleibt, 1814 kehrte es in die vorigen Verhältniſſe zu Frankreich zurück; 1815 aber kam es wieder unter ſardiniſche Hoheit. Der bisherige Beſitzer, der Herzog von Valentinois, Pair von Frankreich, trieb ſein Monopolſyſtem ſo weit, daß zuletzt alle Lebensmittel nur bei den fürſtlichen Pachtern des Handels damit gekauft werden durften. Die Unterthanen erhoben deswegen Klage in Paris und bei den alliirten Mächten. Er vertheidigte ſich durch: La Brochure gratis, ou le Prince de Monaco justifié. Doch nahm er ſeitdem mehrere tyranniſche Edicte, die er zur Glückſeligkeit ſeines Volks erlaſſen hatte, zurück, z. B. eins, welches das Ausſäen des Getraides verbot, wenn es nicht vorher declarirt, und für gut befunden, d. h. eine neue Abgabe davon bezahlt war. Der Prinz von Monaco, Honorius IV., 61 Jahre alt und blödſinnig, verunglückte den 17. Februar 1819 in der Seine. Sein Sohn regiert das Fürſtenthum von Paris aus. Man rechnet die jährlichen Einkünfte des Fürſten auf 40,000 Gulden.

Monaden nannte Leibnitz die einfachen Subſtanzen, aus welchen die zuſammengeſetzten entſtånden, die Lehre von dieſen einfachen Subſtanzen aber Monadologie, welche ſeitdem einen Theil der Metaphyſik ausmachte. Das Daſein der Monaden bewies er folgendermaßen: Eine Theilung der Kårper ins Unendliche låßt ſich nicht denken, weil ſonſt ein endlicher Kårper aus unendlich vielen Theilen beſtehen můßte, welches nicht denkbar iſt. Man muß alſo zuletzt bei ſolchen Theilen ſtehen bleiben, die ſich nicht mehr theilen laſſen, Monaden. Da nun der Begriff der Monade den Begriff des Kårpers negirte, ſo konnten ſeine Monaden auch nicht die Eigenſchaften der Kårper haben. Aus dem Mangel der Theile ſchloß er, daß die Monaden keine Långe, Breite und Tiefe haben, keiner Aufloͤſung fåhig, nicht aus zuſammengeſetzten Dingen entſtehen und nicht durch Trennung der Theile untergehen kånnten. Sollten ſie alſo entſtehen, ſo můßten ſie aus nichts entſtehen, und ſollten ſie untergehen, ſo kånnte dies nur durch Vernichtung geſchehen. Indem er ſo den Monaden alle dieſe Eigenſchaften abſprach, bleibt nichts Poſitives bei ihnen zu denken übrig, als daß ſie Kråfte und zwar Vorſtellkråfte wåren. Sie můßten jedoch noch durch gewiſſe andere Eigenſchaften von einander unterſchieden ſein, weil in der Natur nicht zwei einander vållig gleiche Dinge gefunden würden, und weil ſonſt kein Mittel vorhanden ſei, wodurch man in den Dingen einige Verånderungen wahrnehmen kånnte, indem dasjenige, was in einem Kårper vorgehe, ſeinen Grund in den einfachen Theilen deſſelben haben můßte. Wolf nahm in der Folge dieſen Unterſchied an. Es gibt vier Gattungen der einfachen Dinge: die Elemente der ſichtbaren Welt, die Seelen der Thiere, die Seelen der Menſchen und Gott. Weil aber alle dieſe Dinge in den Graden der vorſtellenden Kråfte verſchieden ſein kånnen, die Vorſtellungen aber entweder klar oder dunkel, deutlich oder undeutlich ſind, ſo laſſen ſich die Arten dieſer Dinge, welche eine Kraft haben, ſich die Welt vorzuſtellen, auf folgende Weiſe unterſcheiden. Die erſte Art iſt diejenige, die ſich die Welt dunkel vorſtellt, dergeſtalt, daß in dieſer Vorſtellung nichts einzelnes unterſchieden werden kann. Und dieſe haben den geringſten Grad der Vollkommenheit; ſie ſind ſich ihrer nicht bewußt und haben keine Empfindungen, noch andere Gedanken. Da nun bei uns der Schlaf ein Zuſtand der dunkeln Vorſtellungen iſt, ſo ſind dieſe Dinge in einem beſtåndigen Schlafe. Die zweite Art beſteht aus ſolchen einfachen Dingen, die ſich die Welt klar aber undeutlich vorſtellen. Dergleichen ſind nach Leibnitz die Seelen der Thiere. Die dritte Art ſind ſolche, welche ſich die Welt klar und deutlich vorſtellen, wie die Seelen der Menſchen. Von der vierten Gattung ſagt Wolf: Wenn nun der Zuſtand aller Welt auf einmal deutlich vorgeſtellt wird, ſowohl dem Raume als der Zeit nach, ſo hat der Geiſt den allervollkommenſten Grad, welcher måglich iſt; und demnach iſt er auch der allervollkommenſte Geiſt. — In der Folge behielt man zwar den Leibnitziſchen Beweis von der Realitåt der Monaden bei, in ſo fern man ſchloß, da es zuſammengeſetzte Dinge gibt, muß es auch einfache oder Monaden geben, wiewohl er auch durch eine unendliche Theilung der Kårper beſtritten wurde; aber man nahm beſonders die Eigenſchaften der Monaden, wie nicht weniger ihre Bewegung, Verånderung und Einwirkung in einander in Anſpruch. Man ſagte: wenn ſie keine Ausdehnung, Gråße, Figur u. ſ. w. haben, ſo ſind ſie ja

für uns ſo gut wie nichts, mathematiſche Puncte. Und wie mögen Elemente, die keine Größe, Figur und Ausdehnung haben, durch ihre Zuſammenſetzung Körper geben, welche Ausdehnung und Größe beſitzen? Was eine Sache für ſich nicht hat, kann ſie durch die bloße Zuſammenſetzung auch andern nicht geben. Wie können die Monaden, da ſie keine Seiten, keine Theile, Größe und Figur haben, einander berühren, damit zuſammengeſetzte Dinge daraus werden, deren Theile zuſammenhängen? Dieſen Schwierigkeiten ſuchte man auf mancherlei Weiſſe auszuweichen. Einige machten einen Unterſchied zwiſchen metaphyſiſcher und mathematiſcher Ausdehnung, und ſprachen den Monaden nur die erſtere ab, indem es ja nicht ſich denken laſſe, daß eine Subſtanz exiſtire, ohne einen Raum einzunehmen und mathematiſch ausgedehnt zu ſein; in einem ſolchen Raume ließen ſich wenigſtens Außentheile gedenken, in denen auch vielleicht verſchiedene Subſtanzen ſein konnten, obwohl jetzt nicht ſind. Oder man könnte ſich die Monaden immerhin als ausgedehnt gedenken, nur nicht ſo, daß man einen oder einige Realtheile von ihnen abſondern wolle; ſie wären genau Eins und durch Abſonderung eines Theils würde die ganze Monade vernichtet werden. Kant endigte dieſen Streit, indem er auf die Amphibolie der Reflexionsbegriffe vom Innern und Aeußern aufmerkſam machte. Dieſe Amphibole entſteht überhaupt durch Verwechſelung des empiriſchen Verſtandesgebrauchs mit dem transſcendentalen. Leibnitzens Monaden entſtanden, indem er das Innere der Körper ſuchte, und nachdem er dies in dem Einfachen, als der Grundlage alles Innern, gefunden zu haben glaubte, dieſes Innere blos im Verhältniß auf den Verſtand vorſtellte. Das Innere dieſes Zuſtandes konnte nun nicht in Ort, Geſtalt, Berührung oder Bewegung beſtehen, weil dies äußerliche Verhältniſſe ſind. Freilich blieb dieſen Subſtanzen nur der Zuſtand der Vorſtellungen übrig, und ſie waren nichts anders als Vorſtellungskräfte, wodurch ſie eigentlich nur in ſich ſelbſt wirkſam ſind und den Grundſtoff des ganzen Univerſums ausmachen mußten. Dieſe einfachen Weſen waren bloße intelligible Gegenſtände, dagegen die zuſammengeſetzten, die Materie, Erſcheinungen waren. Leibnitz fehlte, indem er das blos Intelligible, blos für den reinen Verſtand Gehörige als Erſcheinung behandelte. Das Intelligible aber wird nicht durch ein ſinnliches, ſondern durch ein intellectuelles Anſchauungsvermögen erkannt, in deſſen Ermanglung wir von dergleichen Gegenſtänden gar nichts wiſſen können.

Monaldeſchi, ſ. Chriſtine, Königin von Schweden.

Monarchie. Mit dem Worte Monarchie wird die Herrſchaft eines Einzigen bezeichnet, im Gegenſatze von Ariſtokratie oder Demokratie, oder von Republik im Allgemeinen, oder diejenige Regierungsform, in welcher die oberſte, d. h. vorzüglich die executive Gewalt, in der Hand eines Einzelnen, oder einer phyſiſchen Perſon vereinigt iſt, dieſe jedoch in der Ausübung derſelben ſich durch den Zweck und das Wohl beſchränkt. Iſt dies nicht der Fall, ſo entſteht als Ausartung der Monarchie Despotie oder Despotismus (ſ. d. Art.). Die Monarchie ſelbſt wird wiederum verſchieden eingetheilt: 1. nach dem Umfange der oberſten Staatsgewalt, in unumſchränkte, wo zwar der Monarch an Grundgeſetze gebunden iſt, aber die drei Zweige der oberſten Gewalt, die legislative, richterliche und executive Macht, alle in

ſeiner Hand vereinigt, und beſchränkte Monarchie, wo der Monarch die oberſte Gewalt, vorzüglich die legislative Macht, mit dem Volke theilt, wobei die Nation durch ihre Repräſentanten entweder eine berathende, oder entſcheidende Stimme üben kann; oder 2. nach der Ordnung der Thronfolge, entweder in erbliche Monarchie, und zwar erblich entweder nur in dem Mannsſtamme, oder auch in der weiblichen Linie, ſo wie es durch Hausordnungen oder durch Verträge beſtimmt iſt, oder in Wahlmonarchie, von der Polen die letzte der Art in Europa war, oder endlich in gemiſchte Monarchie, wo die Thronfolge zum Theil von der Geburt, zum Theil von der Wahl abhängt; ſo z. B. in Rußland, vor der Succeſſionsordnung Pauls I., ſo noch jetzt in der Türkei. Unter allen Regierungsformen befördert die Monarchie am meiſten den Frieden im Innern, ſo wie dieſelbe am meiſten Kraft beſitzt, ſich durch ſchnell ausgeführten Willen nach außen zu behaupten. Aber die Herrſchaft des Einen artet auch leicht in unumſchränkte Willkühr — Despotie — und Eroberungsſucht nach außen hin aus. Die Beſchränkungen durch Conſtitutionen, Wahlcapitulation, Landſtände, Ephoren ꝛc. befördern, wo die öffentliche Meinung mächtig geworden iſt, aber gewähren nicht Sicherheit vor der Willkühr, und die Trennung der legislativen und executiven Gewalt iſt kein abſolutes Sicherheitsmittel. So gewährt die Monarchie die größten Vortheile — wenn in ihr die Achtung des Rechts auf dem Throne und im Volke herrſchend iſt.

Monat bezeichnet im Allgemeinen die Umlaufszeit des Mondes um den ganzen Himmel. Da der Umlauf des Mondes aus mehreren Geſichtspuncten betrachtet werden kann, ſo unterſcheidet man auch mehrere Arten von Monaten. Betrachtet man den Mond, wie er ſeinen Lauf aus der Gegend irgend eines in ſeiner Nähe ſtehenden Fixſternes beginnt, bis zu der Zeit, wo er wieder in derſelben Stellung gegen jenen Fixſtern geſehen wird, ſo iſt dies ſein ſideriſcher Umlauf, und die Periode deſſelben wird der ſideriſche Monat genannt. Die Umlaufszeit des Mondes aber vom Frühlingspuncte an gerechnet bis wieder zu dem nämlichen Puncte gibt den periodiſchen Monat. Die Zeit, binnen welcher der ganze Mondwechſel erfolgt, d. h. von einem Neumonde bis zum andern, iſt der ſynodiſche Monat. Der Umlauf von dem aufſteigenden Knoten bis wieder zu demſelben, heißt der Knotenmonat; endlich der Umlauf von der Erdnähe bis wieder dahin der anomaliſtiſche Monat. Kein einziger dieſer fünf verſchiedenen Monate bleibt ſich gleich, ſondern die Dauer von allen iſt bald länger, bald kürzer. Die Länge einer jeden Art läßt ſich daher nur in einer mittlern, d. h. in einer Zeitdauer angeben, welche zwiſchen der größten und kürzeſten eines jeden Monats das Mittel hält. Und zwar beſtimmt auf dieſe Weiſe Lalande

den ſideriſchen	Monat auf	27	Tage	7	Stunden	43	Min.	12	Sec.
den periodiſchen	—	—	27	—	7	—	43	—	5	—
den ſynodiſchen	—	—	29	—	12	—	44	—	3	—
den Knotenmonat		—	27	—	5	—	6	—	56	—
den anomaliſtiſchen M.		—	27	—	13	—	18	—	35	—

Außer dieſen Mondenmonaten gibt es aber auch einen Sonnenmonat, welcher daraus entſtanden iſt, daß man den Mondwechſel mit dem ſcheinbaren jährlichen Umlauf der Sonne in Ver-

bindung gebracht hat. Man nahm war, daß ungefähr zwölf Monate auf einen Sonnenumlauf gingen und rechnete den Sonnenmonat, der eigentlich 30 Tage 10 Stunden 29 Minuten und 37 Secunden (als den zwölften Theil des Jahres) beträgt, theils zu 30, theils zu 31 Tagen. — Noch erwähnen wir des Erleuchtungsmonats, welcher die Periode in sich schließt, bei welcher der Mond nach dem Neumonde zuerst (erleuchtet) wieder erscheint, bis zu demselben Zeitpuncte, und welcher in den Neumond, das erste Viertel, den Vollmond und das zweite oder letzte Viertel zerfällt. — Da nächst Tag und Nacht der Mondwechsel die auffallendste Himmelserscheinung ist, und die regelmäßige Wiederkehr derselben sich sehr bald bemerklich macht, so gab er schon in den ältesten Zeiten eine leichte und natürliche Zeitbestimmung ab. Die noch üblichen Namen der Monate rühren von den Römern her, welche mit dem März anfingen, daher auch der Name September, October, November, December, der siebente, achte, neunte, zehnte Monat des Jahres. Numa soll die beiden ersten Monate des Jahres, Januar und Februar, hinzugefügt haben. Carl der Große soll statt dieser Namen die jetzt weniger üblichen deutschen, z. B. Christmonat, Hornung ꝛc. erfunden haben.

Mönchslatein, ſ. Philologie.

Mönchsſchrift iſt die deutſche, im gemeinen Leben übliche Benennung derjenigen Schriftgattung, mit welcher die Urkunden und Handſchriften des Mittelalters vom dreizehnten bis ſechzehnten Jahrhundert geſchrieben ſind, und welche man in der diplomatiſchen Kunſtſprache eckige Minuskel, gothiſche oder neugothiſche Schrift nennt. Sie iſt der früher üblichen römiſchen oder runden Schrift entgegengeſetzt, und wurde noch nach Erfindung der Buchdruckerkunſt über anderthalbhundert Jahre häufig im Druck gebraucht (wo ſie am reinſten und ſchönſten in der ſogenannten Miſſaltype erſcheint), bis ſie in ausländiſchen Sprachen durch die römiſche und in der deutſchen durch die noch jetzt übliche Druck- und Schreibſchrift, welche ſich im Laufe des ſechzehnten Jahrhunderts aus ihr bildete, verdrängt wurde. In neuerer Zeit machten die Engländer zuerſt wieder den Anfang, ſich ihrer (unter dem Namen black letter) bei Verzierungen und Prachtdrucken zu bedienen, und haben auch in andern Ländern häufige Nachahmung gefunden. As.

Mönchsweſen findet man ſchon in der vorchriſtlichen Zeit. Die Neigung zum einſamen Leben entſtand mit den Verderbniſſen des geſellſchaftlichen. Beſſergeſinnte, die ſich dem Kampfe gegen dieſe Verderbniſſe nicht gewachſen fühlten, ſuchten in der Einſamkeit einen Schutz gegen das andringende Böſe. Ob Henoch, der Repräſentant der ſechsten Generation nach Adam, weil er ein göttlich Leben führte, nicht der erſte Einſiedler geweſen ſei, konnten nur Mönche fragen; aber gewiß lag in dem ſtillen, zur Unthätigkeit und Contemplation geneigten Sinne, den man noch jetzt bei den Hindus bemerkt, ſchon unter den früheſten Bewohnern des ſüdlichen Aſiens der Keim jener älteſten orientaliſchen Philoſophie, deren Tendenz zum beſchaulichen, aus den Feſſeln des Körpers und der Sinnlichkeit zum Idealen aufſtrebenden Leben dem Zurückziehen von der Welt den Reiz einer beſondern Weihe und Heiligkeit gab. Dazu kam die Meinung, daß man für frühere Vergehungen am beſten durch Entbehrung aller Lebensfreuden und alles Umgangs mit Menſchen büßen, und nach einer alten, im ganzen

Orient verbreiteten Idee die Gottheit verſöhnen könne. Anachoreten, Eremiten, büßende Heilige und Mönche zeigen ſich daher ſchon im vorchriſtlichen aſiatiſchen Alterthume (vergl. d. Art. Gymnoſophiſten), und jetzt ſind die Länder, die ſich zu den Religionen des Brama, Fo, Lama und Mahomet bekennen, voll Fakirs und Santons, Tanirs oder Songeſſen, Talapoinen, Bonzen und Derwiſche, deren Schwärmereien und unſinnige Büßungen mehr heilige Schauſpiele und Mittel des Betruges als Früchte der Frömmigkeit ſind. Auch das alte hebräiſche Volk hatte ſolche Gottgeweihte in ſeinen Naſiräern, denen Moſes beſondere Rechte zugeſtand, und das Leben der Eſſäer und Therapeuten, die um die Zeiten Jeſu in Paläſtina und Aegypten blühten, war ganz nach der Idee von Abſonderung aus der Welt, und von klöſterlicher Zucht und Frömmigkeit geformt, die man ſpäter in der beſſern Periode des chriſtlichen Mönchsweſens obwalten ſieht. Denn unter den Chriſten, deren Religion an ſich ſchon die Gegenſätze des Körperlichen und Geiſtigen ſcharf beſtimmt, und überdies ſeit dem dritten Jahrhundert mit gnoſtiſchen und neuplatoniſchen Ideen von Entkörperung und Erhebung über die Sinnenwelt geſchwängert wurde (vergl. d. Art. Heilige), fing das einſame Leben ſchon im vierten Jahrhundert an, Beifall zu finden. (Vergl. d. Art. Chryſoſtomus.) Seit dem fünften Jahrhundert tritt das Mönchsweſen als ein kirchliches Inſtitut hervor, das ſich in mannichfaltigen Ramificationen ausbildete und bis ins ſiebzehnte Jahrhundert an Einfluß auf Cultur und Sitten und an politiſcher Geltung gewachſen iſt. Ueber die Entſtehung, Ausbreitung, Oekonomie und welthiſtoriſche Bedeutung des chriſtlichen Mönchsweſens, ſ. d. Art. Klöſter und geiſtliche Orden. E.

Moncrif (François-Auguſtin Paradis de), geheimer Secretär des Grafen von Clermont, Vorleſer der Königin, Mitglied der Akademien zu Paris, Nancy und Berlin, war 1687 zu Paris geboren und ſtarb 1770. Ein ſcharfſinniger Geiſt, eine einnehmende Bildung, eine ſanfte und gleiche Gemüthsart, verbunden mit der Gabe, gut zu leſen, angenehm zu ſingen und ein Madrigal zu dichten, erwarben ihm früh eine Menge von Freunden. Er wußte ſich Zuneigung und Achtung der Großen zu erwerben, indem er den Stolz, der ihre Eigenliebe kränkte, eben ſowohl als ein kriechendes Betragen, welches Verachtung erzeugt, zu vermeiden verſtand. Ludwig XV. gab ihm die Erlaubniß, am Hofe zu erſcheinen, die er Voltaire, deſſen ſchneidenden Blick er fürchtete, verſagte. Wenige Menſchen waren ſo dienſtfertig und gaben ſo gern, wie Moncrif. Er ernährte und erzog ſeine armen Verwandten, ohne ſich ihrer zu ſchämen. Das vorzüglichſte ſeiner Werke iſt ſein Essai sur la nécessité et sur les moyens de plaire.

Mond nennen wir vorzugsweiſe den die Erde begleitenden Trabanten. Gleich den übrigen Planeten verändert er täglich ſeinen Stand unter den Fixſternen am Himmel, und binnen einem Monat (ſ. d. Art. Monat) ſcheint er ſeinen Umlauf um den ganzen Himmel von Abend gegen Morgen zurückzulegen, während er zugleich unter den übrigen Geſtirnen der täglichen ſcheinbaren Bewegung von Morgen gegen Abend folgt. Von ſeinen verſchiedenen Geſtalten iſt unter dem Art. Mondphaſen die Rede. Schon früher bemerkte man, daß ſich der Mond um die Erde bewege. Die Erde liegt jedoch nicht im Mittelpuncte der Mondbahn. Mit

der Ekliptik macht dieſelbe einen Winkel von $5\frac{1}{2}$ Grad. — Der Mond iſt unter allen Himmelsplaneten der uns bei weitem nächſte; ſeine Entfernung aber iſt, da die Erde nicht im Mittelpuncte ſeiner Bahn liegt, und die Mondbahn, wie alle Planetenbahnen, kein Kreis, ſondern eine Ellipſe iſt, nicht immer gleich. Man beſtimmt ſeine mittlere Entfernung auf ungefähr 60 Erdhalbmeſſer, oder 51,570 geographiſche Meilen. Bei jedem ſeiner Umläufe um die Erde kommt er einmal in die Erdnähe (Perigäum) und einmal in die Erdferne (Apogäum). Je nachdem der Mond der Erde näher oder entfernter iſt, erſcheint auch ſein Durchmeſſer, beſonders wenn man ihn durch Ferngläſer betrachtet, größer oder kleiner. In der mittlern Entfernung beträgt derſelbe 31 Minuten und 9 Secunden. Der wahre Durchmeſſer des Mondes wird nach aſtronomiſchen Berechnungen auf $3\frac{2}{3}$ Mal kleiner als der Erddurchmeſſer beſtimmt. Hiernach läßt ſich leicht berechnen, daß der Mond vierzehnmal weniger Oberfläche und einen 50mal geringern körperlichen Inhalt habe, als die Erde. Setzt man den Durchmeſſer der letztern auf 1,719 geographiſche Meilen, ſo beträgt der Durchmeſſer des Mondes etwas über 463 ſolcher Meilen. In Anſehung ſeines Umlaufs bemerkt man große Ungleichheiten. Dieſe rühren meiſt von der ſtarken Einwirkung, d. h. Anziehung der Sonne in ſeinen verſchiedenen Stellungen gegen die Erde her. Erſt nach Newtons Entdeckung des Geſetzes von der allgemeinen Schwere klärte ſich dies mehr auf. Tobias Mayer lieferte die erſten genauen Mondstafeln. Da der Mond ſeinen periodiſchen Umlauf (Monat) in 27 Tagen 8 Stunden, oder genau gerechnet, in 27 Tagen 7 Stunden 43 Minuten und 5 Secunden zurücklegt, ſo durchläuft er, nach einer mittlern Bewegung gerechnet, täglich 13 Grad 10 Minuten 35 Secunden ſeiner Bahn, welches in jeder Zeitſecunde 3,132 pariſer Fuß beträgt. — Außer der doppelten Bewegung, mit welcher der Mond ſich um unſere Erde und nebſt dieſer um die Sonne dreht, hat er noch eine dritte, nämlich um ſeine Axe. Er vollendet dieſelbe während der Umlaufszeit um die Erde einmal, wie daraus erhellt, daß der Mond uns immer einerlei Seite zukehrt. Die Urſache dieſer Gleichheit der Zeit zwiſchen Umlauf und Umdrehung findet Newton darin, daß die der Erde zugekehrte Seite des Mondes wegen der größern Nähe von der Erde ſtärker angezogen werde als die abgewendete, und daher nach dieſer Richtung eine länglichere Geſtalt annehme. Indeß hat man doch wahrgenommen, daß ſich die der Erde zugekehrte Mondfläche periodiſch etwas verrückt, weil die in ihrer Mitte ſichtbaren dunklern Flecken bald mehr nordwärts, bald mehr ſüdwärts, auch öfters bald mehr oſtwärts, bald mehr weſtwärts treten. Dieſe Erſcheinung hat man das Schwanken des Mondes der Breite und Länge nach genannt. Von beiden ſind die Urſachen durch die Aſtronomen unterſucht und entdeckt worden. — Unter allen Himmelskörpern kennen wir den Mond wegen ſeiner großen Nähe am genaueſten. Daß er ein dunkler Körper ſei und ſein Licht von der Sonne empfange, ſieht man aus den Sonnen- und Mondfinſterniſſen, beſonders aber aus den verſchiedenen Lichtgeſtalten (ſ. Mondphaſen). Schon das bloße Auge entdeckt auf der erleuchteten Fläche des Mondes mehrere Flecken (Mondflecken), die ſich durch eine geringere Helligkeit merklich auszeichnen, und jedes gute Fernrohr läßt uns in den hellern Theilen an der Gränzlinie der Erleuchtung Höcker und beträchtliche Un-

ebenheiten erblicken, welche man für Berge und Thäler halten muß. Die mehrjährigen Beobachtungen Schröters haben das Daſein derſelben außer allen Zweifel geſetzt und ihm iſt es gelungen, ſogar die Höhen der Mondberge zu beſtimmen. Die Methode, welcher ſich dieſer unermüdliche Forſcher dazu bediente, iſt ſo ſicher und genau, als man nur wünſchen kann. Er maß die ſüdliche Randhöhe, die er Leibnitz und Dörfel nennt, nach der Sonnenhöhe über dieſer Gegend und nach dem Schatten, den ſie wirft, und fand ſie 25,000 pariſer Fuß hoch, mithin höher als den höchſten Berg auf unſrer Erde. — Die großen dunkeln Flecken des Mondes ſtellen ſich, wenn ſie von der Grenzlinie der Erleuchtung durchſchnitten werden, allezeit glatt, d. h. ohne Hervorragungen, dar. Hieraus zieht man den wahrſcheinlichen Schluß, daß es Ebenen ſind, deren Oberfläche aus einer Materie beſteht, welche das Sonnenlicht weniger zurückwirft. Ob ſie aber Meere ſind, iſt ſehr ungewiß und wird dadurch ſehr unwahrſcheinlich, daß Huygens große Einſenkungen und Schröter in mehreren dieſer Einſenkungen deutliche Spuren von verſchiedenen über einander liegenden horizontalen Schichten bemerkte, welche um die Einſenkungen einen gebirgigen Wall bilden. Schröter, der mehrere dieſer Einſenkungen maß, fand ihre Durchmeſſer von 30 Fuß bis zu einer halben Viertelmeile; ja eine hat viertehalb geographiſche Meilen im Durchmeſſer und über 30,000 Klaſtern Höhe. Sonſt kannte man nur 244 dunklere Mondflecken. Schröter hat ihre Anzahl auf 6000 vermehrt, und viele davon genau unterſucht und beſchrieben. Einen zuſammenhängenden Ocean wie auf der Erde findet man auf dem Monde nicht; auch zeigt das Teleſcop keine Spur von Flüſſen. Die zuſammenhängenden Bergketten ſind nach Schröters wahrſcheinlichen Vermuthungen Anſchwellungen der Mondsrinde; die Einſenkungen aber mit ihren Wall- und Randgebirgen betrachtet er als Crater, die durch wirkliche Ausbrüche jener Anſchwellungen veranlaßt wurden. Die großen grauen Flecke ſcheinen ihm minder zerſtörte Gegenden zu ſein, wo vielleicht einige Vegetation Statt findet. Auch nahm er Veränderungen auf der Mondoberfläche wahr, welche vulcaniſchen Urſprungs zu ſein ſcheinen. Aus allem ſcheint zu erhellen, daß die Oberfläche des Mondes noch großen Revolutionen unterworfen ſei, die ihre allmählige Ausbildung herbeiführen. Vielleicht daß des Mondes Oberfläche noch von heftig brennenden Vulcanen und von Erdbeben aufgeriſſen und angeſchwellt wird, wie dies ehedem mit unſerer Erde ebenfalls geſchehen ſein mag. Man hat die wahrſcheinlichen Revolutionen auf dem Monde in unſern Tagen zur Erklärung des ſeit einigen Jahren ſo viel Aufſehen erregenden Steinregens benutzt und dafür gehalten, daß die aus der Luft gefallnen mineraliſchen Maſſen bei heftigen Exploſionen der Mondvulcane auf unſere Erde geworfen worden wären. (Vergl. Meteorſteine.) Der Hirt Endymion ſoll, nach Plinius, unter allen Sterblichen zuerſt den Lauf des Mondes und deſſen Veränderungen beobachtet haben. Schon die Chaldäer hielten den Mond für den kleinſten unter allen Planeten, und für den nächſten bei der Erde; ſie wußten, daß er ein erborgtes Licht habe, beſtimmten ſchon die periodiſche Wiederkehr der Mondphaſen mit vieler Richtigkeit, und leiteten ſchon die Mondfinſterniſſe vom Schatten der Erde her. Daß der Mond bewohnt ſei, ſoll bereits Orpheus, oder vielmehr der Verfaſſer des unter ſeinem Namen

vorhandenen Gedichts vermuthet, und Pherecydes von Scyros, ein Zeitgenoſſe des Servius Tullius, die Umlaufzeit deſſelben beſtimmt haben. Die Pythagoräer behaupteten, daß der Mond Berge, Städte, Pflanzen, Thiere und Menſchen enthalte. Anaximander kannte die Größe des Mondes, deſſen Entfernung von der Erde, und wußte, daß er ſein Licht von der Sonne bekomme. Die dem Auge ſichtbaren Mondflecken hielt Klearchus für Meere.

Mondcirkel, Mondcyclus, ſ. **Cyclus**.

Mondenjahr, ſ. **Jahr**.

Mondfinſterniß, ſ. **Finſterniß**.

Mondflecken, ſ. **Mond**.

Mondgöttin, bei den Aſſyrern **Mylitta**, bei den Phöniziern **Aſtarte**, oder in der Mehrzahl **Aſtaroth**. Sie iſt die Himmelskönigin, die Urania, auch die ſyriſche Mutter oder Göttin genannt. Ihre Eigenſchaften trugen die Aegypter auf die Iſis über, Griechen und Römer auf die Aphrodite und Venus. Die letztern verglichen ſie auch mit der Juno.

Mondkalb wird die falſche Frucht genannt, die nicht zum ſelbſtſtändigen Leben gelangt, und daher auch nicht gehörig ausgebildet wird, ſelten nur irgend Spuren von menſchlicher Geſtalt zeigt. Sie verurſachen Zufälle, welche mehr oder weniger, bisweilen eine ſo große Aehnlichkeit mit der wahren Schwangerſchaft haben, daß ſie nicht einmal davon unterſchieden werden können; nur nimmt der Leib ſchneller am Umfange zu, und die Ernährung des Körpers wird geſtört; öfters kommen auch Blutflüſſe, krampfhafte Beſchwerden von dieſer Urſache her. Nach längerer oder kürzerer Zeit treten endlich wehenartige Zuſammenziehungen des Uterus ein, und dieſe ſchaffen, nicht ſelten unter manchen Beſchwerden und Gefahren, vorzüglich unter Blutſtürzen, die falſche Frucht fort. Eine noch lang andauernde Schwäche und Neigung zu abzehrenden Krankheiten bleiben gar oft zurück.

Mondphaſen, oder **Mond- und Lichtgeſtalten**, ſind die abwechſelnden Geſtalten der erleuchteten Mondſcheibe. Sie rühren von der Stellung her, welche der an ſich dunkle Mondkörper gegen die Sonne und Erde hat. Bekanntlich ſehen wir den Mond zu gewiſſen Zeiten gar nicht, zu andern Zeiten ſichelförmig, bald als halbe Scheibe, und endlich ganz erleuchtet. Wenn ſich der Mond zwiſchen der Sonne und Erde befindet, d. h. mit der Sonne in Conjunction ſteht, ſo wendet er ſeine unerleuchtete Fläche gegen uns, und wir können nichts von ihm ſehen. Dieſe Mondgeſtalt heißt **Neumond**. Bald darnach entfernt ſich der Mond wieder von der Sonne, und ein kleiner Theil ſeiner erleuchteten Fläche wird am Abendhorizonte ſichtbar. Am vierten Tage nach dem Neumonde iſt er bereits 45° von der Sonne entfernt, und nun erſcheint ein Theil ſeiner erleuchteten Fläche in Sichelgeſtalt mit der convexen oder erhabnen Seite gegen die Sonne gekehrt. Von nun an entfert ſich der Mond mit jedem Tage mehr von der Sonne, nimmt ſeinen Weg immer mehr von Weſten nach Oſten, erſcheint daher Abends immer weiter gegen den öſtlichen Horizont, und der erleuchtete ſichelförmige Theil wird immer breiter. Nach ungefähr acht Tagen, vom Neumonde an gerechnet, iſt er ſchon 90° von der Sonne entfernt, wenn dieſe untergegangen iſt, und nun ſtellt er ſich als eine erleuchtete halbe Scheibe dar. In dieſem Zuſtande wird er in den Calendern das **erſte Viertel** oder die **erſte Qua-**

bratur genannt. So wie der Mond ſich fortwährend von der Sonne entfernt, nimmt er immer mehr zu, d. h. ſein erleuchteter Theil nähert ſich immer mehr der Geſtalt einer kreisrunden Scheibe, bis ungefähr 15 Tage nach dem Neumonde, wo er der Sonne gerade gegenüber ſteht, und in vollem Lichte, als völlig kreisrunde Scheibe erſcheint. In dieſer Geſtalt kehrt er ſeine erleuchtete Fläche uns zu und wir nennen ihn Vollmond. Zu dieſer Zeit geht der Mond auf, wenn die Sonne untergeht und ſcheint die ganze Nacht hindurch. Von dem Neumonde an bis zum Vollmonde wächſt der uns zugekehrte erleuchtete Theil immer mehr, und heißt daher zunehmender Mond. Von dem Tage des Vollmonds aber nimmt er mit jedem folgenden Tage wieder ab, und zwar auf der entgegengeſetzten, d. h. von der Sonne abgekehrten, Seite; zugleich nähert er ſich der Sonne in eben dem Maße, wie er ſich beim Zunehmen von ihr entfernte. Ungefähr 7 Tage nach dem Vollmonde iſt er der Sonne bereits wieder auf 90° nahe gekommen, und jetzt erſcheint er auf der linken Seite halb erleuchtet, welches in der Calenderſprache das letzte Viertel, oder die letzte Quadratur genannt wird. In dieſer Geſtalt geht er gerade um Mitternacht auf. Von nun an nähert er ſich mit jedem Tage der Sonne noch mehr und zugleich der ſichelförmigen Geſtalt, die jedoch jetzt immer mit ihren Hörnern nach der entgegengeſetzten Seite gekrümmt erſcheint, geht immer ſpäter und immer mehr öſtlich auf, bis er endlich ungefähr nach 29 Tagen, von dem Neumonde an gerechnet, abermals der Sonne ſo nahe gekommen iſt, daß er mit ihr in Conjunction tritt, und alſo der Neumond von neuem beginnt. Von der Zeit des Vollmondes bis zum Neumonde heißt er der abnehmende Mond; der Neumond und das letzte Viertel werden auch Syzygien, und die ganze Erſcheinung der Mondwechſel genannt. Sowohl vor als nach dem Neumond ſehen wir auch mit bloßen Augen den dunkeln Theil der Mondſcheibe durch ein blaſſes Licht erleuchtet. Dieſes rührt von der Erleuchtung der Erde her; denn gerade wenn es am deutlichſten in die Augen fällt, iſt bei uns die Sonne Nachmittags noch nicht unter- und des Vormittags längſt aufgegangen; daher den Mondbewohnern dann unſre Erde als erleuchtete 14mal größere Scheibe am Himmel erſcheint, als der Mond ſich uns darſtellt.

Mondſteine, ſ. Meteorſteine.

Mondſüchtig nennt man Perſonen, die, gewöhnlich mit eintretendem Mondwechſel, im Schlafe aufſtehen, gleichſam in einem lebhaften Traume herumwandeln, und verſchiedene Verrichtungen vornehmen, als wenn ſie wirklich wachten. Ihre Augen ſind dabei meiſtens verſchloſſen; wo ſie aber offen ſind, ſehen ſie deſſen ungeachtet nicht damit, wie man durch mancherlei Verſuche beſtimmt weiß. Man hat Beiſpiele, daß ein ſolcher Mondſüchtiger oder Nachtwandler des Nachts aufgeſtanden, in die Schenke gegangen iſt, dort getrunken und ordentlich bezahlt hat, dann wieder nach Hauſe gegangen iſt und ſich zu Bette gelegt hat; alles mit verſchloßnen Augen. Andere ſind auf gefährliche Höhen, z. B. zum Fenſter hinaus auf das Dach, geſtiegen, wo wachend kein Menſch hinkömmen konnte, und ſind glücklich wieder zurückgekommen. Wenn Nachtwandler auf gefährlichen Wegen wandern, ſoll man ſie nicht mit Gewalt oder durch Anrufen ihres Namens wekken, weil ſie dann leicht in der erſten Beſtürzung unglücklich ſein

können. Doch ſoll man ihnen, wenn ſie ſich ſchlafen gelegt haben, ein mit Waſſer benetztes Tuch vor das Bette legen, um ihnen das Nachtwandeln abzugewöhnen, indem ſie, ſobald ſie beim Herausſteigen auf das Tuch treten, durch das Gefühl der Kälte an den Füßen zur Beſinnung kommen, und ins Bette zurückgehen. Die Mondſucht hat ihren Grund in einer krankhaften Beſchaffenheit des Nervenſyſtems, vermöge welcher ein natürliches, wahrſcheinlich vom Einfluß des Mondes entwickeltes magnetiſches Schlafwachen eintritt. S. d. Art. Magnetismus. H.

Mondsviertel, ſ. Mondphaſen.

Mondtafeln ſind Tafeln, in welchen der jedesmalige Stand des Mondes am Himmel im voraus berechnet iſt. Tobias Mayer löſte zuerſt dieſe ſchwierige Aufgabe und mit ihr die eben ſo ſchwierige Aufgabe der Findung der Meereslänge. S. d. Art. Länge (geographiſch) und Mayer (Tobias).

Mondwechſel, ſ. Mondphaſen.

Monge (Gasp.), geb. 1746, war der Sohn eines Gaſtwirths in Beaune und hatte ſich ſchon durch bedeutende wiſſenſchaftliche Leiſtungen bekannt gemacht, als die Revolution ausbrach. Er war insbeſondere mit Condocet genau verbunden, durch den er auch im J. 1792 den Führern und Häuptern der republicaniſchen Partei bekannt wurde. Nach dem Sturze des Throns am 10. Auguſt 1792 erhielt er auf einmal die wichtige Stelle des Marine-Miniſteriums und ſogar bei Servans, des Kriegsminiſters, Abweſenheit das Portefeuille des Kriegs. Bei dem Proceß Ludwigs XVI. hatte er den traurigen Auftrag, das Decret des Convents in Vollziehung ſetzen zu müſſen. Er zog ſich jetzt bei den ſich immer mehr entwickelnden Revolutionsgräueln nach und nach von den Geſchäften zurück, um mit deſto mehr Eifer ſich wieder den Wiſſenſchaften zu widmen, die er beſonders in dieſer ſchrecklichen Zeit, wo Frankreich nur einem Lager glich und mehr als eine Million Krieger auf den Beinen hatte, auf die ſchnelle Fabrikation aller Arten von Vertheidigungsmitteln anwendete. Nur dadurch entging er dem furchtbaren Fallbeile. Auch wurde in dieſer Zeit vorzüglich durch ihn die Normal-, und dann die treffliche polytechniſche Schule organiſirt, nachdem er 1795 Mitglied des Nationalinſtituts geworden war. In dem erſten italieniſchen Feldzuge Bonaparte's war er Mitglied der Commiſſion, welche in Italien die Kunſtwerke zu beſtimmen hatte, die nach Paris ins Nationalmuſeum gebracht werden ſollten. Er ſchloß ſich hier an Bonaparte an, der ihn ſeiner Seits gleichfalls auszeichnete, und ihn unter andern den Auftrag gab, mit Berthier den Frieden von Campo Formio dem Directorium zu überbringen. Bei dem Zuge nach Aegypten begleitete Monge ebenfalls Bonaparte, und er wurde eins der thätigſten und wirkſamſten Mitglieder des ägyptiſchen Inſtituts. Auch war er einer der wenigen Erkornen, welche Bonaparte auf ſeiner Rückkehr nach Frankreich begleiteten. Dieſer überhäufte ihn ſeitdem mit Vertrauen und Ehre. Nach der Reſtauration wurde Monge deshalb auch vom Könige aus allen öffentlichen Verhältniſſen und ſogar aus dem Nationalinſtitut entfernt, worauf er 1818 ſtarb. Man hat von Monge eine große Menge Schriften, von denen wir hier nur anführen wollen: Traité élémentaire de statique 1788—1799. Description de l'art de fabriquer le Canon, 1794. Géometrie descriptive 1812. Sein trefflicher Schüler Dupin hat ein Essai histor. sur les

services et les travaux scientifiques de Gaspard Monge herausgegeben, das ſehr leſenswerth iſt.

Mongolen, ein großer Völkerſtamm im nordöſtlichen Aſien, der in der Geſchichte des Mittelalters eine bedeutende Rolle geſpielt hat, und zu zwei verſchiedenen Zeiten erobernd aufgetreten iſt, aber ſeit beinahe drei Jahrhunderten in Unthätigkeit verſunken, jetzt faſt nur noch den Namen nach in Europa gekannt wird. Die Mongolen ſind häufig mit den ſüdweſtlich in Aſien wohnenden Tataren verwechſelt worden, mit denen ſie jedoch nur die nomadiſche Lebensart, und die regellos wilde, blos auf Verwüſtung gerichtete Weiſe Krieg zu führen gemein haben, übrigens aber von ihnen durch eine ſchmutzige Geſichtsfarbe, kleine Augen, ſo wie durch den ganzen Körperbau, Sprache und Sitten, weſentlich verſchieden ſind. Ihre frühere Geſchichte iſt dunkel. Im dreizehnten Jahrhunderte verbreiteten ſie ihre Eroberungen und Verheerungen, tief aus dem nördlichen Aſien her, über Rußland und einen Theil des übrigen Europa. Sie kamen aus der Gegend, welche ſie noch jetzt zum Theil bewohnen, der Mongolei, nördlich von der großen chineſiſchen Mauer, zwiſchen der jetzigen Oſttatarei und der Bucharei. Ihre Macht und ihr Anſehn verdankten ſie dem Genie eines einzigen außerordentlichen Mannes, des bekannten Dſchingis-Khan (ſ. d. Art.), der, anfangs blos Oberhaupt einer einzelnen mongoliſchen Horde, die übrigen Horden nöthigte, ſich ſeiner Herrſchaft zu unterwerfen, und dann den kühnen Plan entwarf, die ganze Erde zu erobern. In dieſer Abſicht verſammelte er (1206) alle Oberhäupter der Mongolen, und enthuſiasmirte ſie, ſeinen Plan ausführen zu helfen. In kurzer Zeit unterjochte er zwei große tatariſche Reiche in Oſten und Weſten Aſiens, vernichtete in ſechs Feldzügen die mächtige Monarchie der Sultane von Chowaresmien, welche Turkeſtan und ganz Perſien bis nach Indien hin beherrſchten, und ließ während dieſer Zeit durch einen Theil ſeiner Völker, unter der Anführung ſeines älteſten Sohnes (1223) einen verwüſtenden Einfall in Rußland ausführen. Nach Dſchingis-Khans Tode (1227) ſetzten ſeine Söhne die Eroberungen fort, unterwarfen ſich ganz China, ſtürzten das Kalifat zu Bagdad, und machten ſich die ſeldſchuckiſchen Sultane von Iconium zinsbar. Ein mongoliſches Heer drang 1237 aufs neue in Rußland ein, eroberte Moskau und verwüſtete einen großen Theil des Landes. Nachdem ſich die Mongolen Rußland unterworfen hatten, drangen ſie (1240) auch in Polen ein, verbrannten Krakau, und gingen nach Schleſien bis Liegnitz, wo ſie auf der Wahlſtatt den 9. April 1241 den Herzog Heinrich von Breslau in einer blutigen Schlacht beſiegten. Weiter drangen ſie jedoch nicht, und verließen, aus Mangel an Unterhalt, bald wieder die Länder, die ſie durch Rauben, Morden und Brennen verwüſtet hatten. Aber in Deutſchland, und ſelbſt in Frankreich, war, in Erinnerung der ehemaligen Einfälle der Hunnen, die Furcht vor ihnen ſo groß, daß man Faſten und Gebete anordnete. Ein zweiter Grund, daß ſie das Schrecken der Völker nicht benutzten, um ihre Eroberungen weiter auszudehnen, lag in den Streitigkeiten, welche nach dem Tode des Khans Oktai, Dſchingis Khans unmittelbaren Nachfolgers, über die Thronfolge entſtanden. Doch blieb das Reich der Mongolen noch immer beiſammen, und ſtand am Ende des dreizehnten Jahrhunderts auf dem höchſten Gipfel der Macht. Es erſtreckte ſich damals vom chineſiſchen Meere und von

Indien bis tief in Sibirien und bis an die Grenze von Polen. Der Hauptſitz des großen oder Oberkhans war China; die andern Länder wurden von Unterkhanen, die alle von Dſchingis abſtammten und mehr oder weniger von dem großen Khan abhängig waren, beherrſcht. Die mächtigſten derſelben waren die von Kaptſchak, die an der Wolga wohnten und die Geißel Rußlands waren, und die von Dſchagatai, welche von dem Oxus bis in die Tartarei wohnten. Aber eben dieſe Vertheilung des Reichs unter mehrere Fürſten wurde die Veranlaſſung, daß das Anſehn und die Macht der Mongolen im 14. Jahrhunderte nach und nach ſank. Im folgenden Jahrhunderte wurden verſchiedne Horden dieſer Nation von den Ruſſen, deren Beſieger ſie früher geweſen waren, unterjocht oder vernichtet. In China war das Reich der Mongolen ſchon 1368 durch eine Revolution zerſtört worden. Es trat aber (ungefähr 1360) aus dem Stamme der Dſchagatai ein zweiter, eben ſo furchtbarer Eroberer auf — Timurlenk, (Tamerlan, ſ. d. Art.) auch Timur Begh genannt. Von dunkler Herkunft ſchwang Timur, als die Dynaſtie der Mongolen von Dſchagatai in Verfall gerathen war, ſich von einem bloßen Emir durch Talent und Kühnheit zum Oberherrn der ganzen Nation auf. Sein Plan war, die Monarchie der Mongolen, wie Dſchingis ſie gegründet hatte, wieder herzuſtellen. Im Jahre 1369 wählte er die Stadt Samarcand zum Sitze ſeiner neuen Herrſchaft. Die übrigen mongoliſchen Stämme, Perſien, Mittelaſien und Hindoſtan, wurden nach einander von ihm unterjocht. Im J. 1400 griff er auch den bis dahin gegen die Chriſten in Europa ſiegreichen osmaniſchen Sultan, Bajazet I., vor dem Conſtantinopel zitterte, in ſeinen Staaten in Natolien an. Eine blutige und entſcheidende Schlacht, welche im J. 1402 bei Ancyra (Anguri) geliefert wurde, fiel für Bajazet unglücklich aus; er erlitt eine gänzliche Niederlage, und wurde ſelbſt Timurs Gefangener. Der Erzählung von der harten Behandlung, welche der Sieger gegen ſeinen Gefangnen ausgeübt haben ſoll, mangelt es jedoch an gehörigen Beweiſen. Für die chriſtl. Mächte war dieſer Vorfall ſehr wichtig, weil er ſie auf einige Zeit von einem furchtbaren Feinde befreite. — Nachdem Timur ganz Natolien erobert und verwüſtet hatte, wollte er China wiedererobern; er ſtarb aber auf dem Zuge dahin, den 19. März 1405, 69 Jahr alt. Nach ſeinem Tode kam die Monarchie der Mongolen wieder in Verfall, und wurde in mehrere Staaten zertheilt. Aber einer ſeiner Nachkommen, Baber (Babur), gründete 1519 in Indien eine neue, mächtige Monarchie, die als das Reich des Großmoguls bekannt wurde, und jetzt ebenfalls aufgehört hat zu ſein (ſ. d. Art. Hindoſtan.). — Die noch jetzt vorhandenen mongoliſchen Völkerſchaften, von denen jedoch nur unvollſtändige Nachrichten bekannt ſind, leben theils unter ruſſiſcher, theils unter chineſiſcher Herrſchaft. Jene, die von dem Stamme der Kaptſchaken übrig geblieben ſind, wohnen, mit Kalmücken vermiſcht, in der Statthalterſchaft Irkutzk; ihre Volksmenge wird mit den Kalmücken zu 300,000 Seelen angegeben. Die andern, welche unter chineſiſcher Oberherrſchaft ſtehen, aber von vier verſchiednen Khanen regiert werden, leben in der Mongolei (53,000 QM.) welche von Tunguſien, China, der kleinen Tatarei und Sibirien begrenzt wird. Sie bekennen ſich alle zur Lehre des Fo (ſ. den Art.), führen ein nomadiſches Leben, treiben aber doch durch Caravanen einigen Handel nach Rußland mit ſelbſtverfertigten wollnen und baumwollnen Zeugen.

Moniteur. Mit dem 24. Nov. 1789 entſtand zu Paris eine Zeitung unter dem Namen der Gazette nationale ou le Moniteur universel, die ſowohl über die äußern Begebenheiten, als auch vorzüglich über die Verhandlungen der Nationalverſammlung Rechenſchaft abzulegen beſtimmt war, und am 7. Nivôſe des Jahres VIII. förmlich für ein officielles Blatt erklärt ward. Seit dieſer Zeit iſt ſie das wichtigſte und das einzige durchaus officielle Blatt der franzöſiſchen Regierung geblieben. Seit dem 1. Jan. 1811 hat ſie den Titel Gazette nationale weggelaſſen und nur den des Moniteur universel beibehalten. Die Begebenheiten von 1787 bis zur Eröffnung der Nationalverſammlung ſind nachmals in einer im Jahre IV. (Paris Agasse, 1. Bd. in Fol.) erſchienenen Introduction nachgetragen auch erſchien über das geſammte Blatt im Jahr IX. (Paris Girardin 2. Bd. in Fol.) die Révolution française ou Analyse complète et impartiale du Moniteur, par ordre chronologique und im folgenden Jahre ebendaſelbſt gleichfalls in zwei Fol. Bdn., Table alphabétique du Moniteur; aber leider gehen beide nur bis zu Ende des Jahres VII. Nach dem Muſter des franz. Moniteurs entſtanden nachmals auch in den verwandten Staaten officielle Zeitungen unter demſelben Titel, wie z. B. zu Neapel und an andern Orten; in Deutſchland iſt vorzüglich der weſtphäliſche Moniteur bekannt geworden. Der pariſer Moniteur, von dem jeden Tag eine Nummer, einen großen Foliobogen ſtark, oft noch mit Supplementen verſehen, erſcheint, enthält in zwei Abſezlungen für das Innere und für das Ausland nicht nur alle officielle Verfügungen und Verordnungen der Regierung, Ernennungen, Abſetzungen, Standeserhöhungen u. ſ. w., ferner artiſtiſche, literäriſche und dramaturgiſche Artikel, ſondern auch diejenigen politiſchen Nachrichten, von denen die Regierung will, daß ſie in Frankreich als officielle Nachrichten angeſehen werden ſollen. Der Moniteur hatte nicht nur in Frankreich und Europa überhaupt, ſondern auch nach Amerika einen ſolchen Abſatz, daß 1793 eine eigne Druckerei für denſelben angelegt werden mußte. Vollſtändige Exemplare des Moniteur ſind ſo ſelten, daß ſchon 1809 ein ſolches zu Paris mit 600 Thalern bezahlt wurde. Vorzüglich oft fehlen die Jahre VII und VIII (1798 — 1800), von denen eine geringere Auflage gemacht wurde. Unter den Tagesblättern der neuern Zeit behauptete der Moniteur eine traurige Berühmtheit. Denn in dem Zeitraume von etwa fünf und zwanzig Jahren ſtellt er uns unter einer und derſelben Nation das Gemählde der unbeſtändigſten Volkswuth und des ärgſten monarchiſchen Deſpotismus dar, enthält zugleich die Geſchichte des Untergangs des europäiſchen Gemeinweſens, der ſchamloſeſten Verhöhnung des Völkerrechts und aller Grundſätze, auf welche ein Staatenſyſtem cultivirter Völker gebaut ſein muß. In jeder Rückſicht bleibt er eine der wichtigſten Sammlungen von Aktenſtücken und für den Geſchichtſchreiber der großen Cataſtrophe, welche Europa im Innern und Aeußern ſeit dem Anfange der franz. Revolution in allen ſeinen Theilen erlitten, namentlich aber als Archiv der neuern franzöſiſchen Geſchichte, unentbehrlich. Der jetzige (1819) Redacteur iſt Suabo.

Cz.

Monitorium oder Monitoriales, ein Erinnerungs- oder Warnungsbefehl von Seiten der Obrigkeit, worin Jemanden bei Strafe anbefohlen wird, etwas zu thun oder zu unterlaſſen.

Monk (George), Herzog von Albemarle, war 1608 zu Pothendge bei Torrington von angeſehnen Aeltern geboren, und diente erſt unter der Armee Carls I., Königs von England. Nach Carls I. Hinrichtung befehligte er die Truppen Cromwells in Schottland und unterwarf dieſes Land. In dem gegen Holland ausgebrochnen Kriege erfocht er 1658 einen Sieg gegen die holl. Flotte, wobei der Admiral Tromp blieb. Nach Cromwells Tode im J. 1658 ließ Monk den Sohn deſſelben, Richard, zum Protector proclamiren, welcher aber die Regierung bald wieder niederlegte, und ſich in das Privatleben zurückzog. — Monk intereſſirte ſich ſehr für Carl II. und war der erſte, der an ihn ſchrieb und ihm gewiſſe Bedingungen vorlegte, die Carl jedoch nicht alle einging. An der Spitze einer in Schottland geſammelten ihm ergebenen Armee ging Monk 1660 nach London, nöthigte das Parlament ſich aufzulöſen und ließ ein neues zuſammenberufen, welches einmüthig beſchloß Carl II. wieder auf den Thron zu ſetzen. Dieſe Revolution war hauptſächlich Monks Werk. Der dankbare Carl ernannte ihn dafür zum General ſeiner Armeen, Großſtallmeiſter, Staatsrath, Schatzmeiſter und Herzog von Albemarle. Monk fuhr fort, dem Könige die wichtigſten Dienſte zu leiſten, commandirte im J. 1666 mit Glück eine engl. Flotte gegen die Niederländer und ſtarb 1669. Er wurde in Weſtminſter beerdigt. — Seine **politiſchen und militäriſchen Beobachtungen**, in lat. Sprache geſchrieben, haben keinen beſondern Werth. Seine Gemahlin, ausgezeichnet durch Geiſt und Kenntniſſe, hat Poeſien hinterlaſſen, die in Anſehung der Harmonie und eines glücklichen Ausdrucks gutgewählter Gedanken nicht ohne Verdienſt ſind.

Monnier (Pierre-Charles-Le), berühmter Aſtronom, Mitglied der Akademien zu Paris, London und Berlin, war den 20. Nov. 1715 in Paris geboren, zeigte früh einen entſchiedenen Hang zur Aſtronomie, machte ſchon im 16. Jahre Beobachtungen über den Saturn, und übergab im 20. der pariſer Akademie der Wiſſenſchaften ſeine Nouvelle Figure de la Lune, avec la description de ses taches; worauf ihn dieſe zu ihrem Mitglied ernannte. Im J. 1735 begleitete er Maupertuis auf ſeiner Reiſe nach Lappland. Mit Lord Macclesfield beobachtete er am 25. Juli 1748 in Schottland die ringförmige Sonnenfinſterniß, und vermaß dort zuerſt den Durchmeſſer des Mondes auf der Sonnenſcheibe ſelbſt. Im J. 1750 zog er, auf Befehl Ludwigs XV., einen Meridian durch das Luſtſchloß Bellevue. Le Monnier war Lalande's Lehrer, mit dem er aber zuletzt in Feindſchaft lebte. Doch hat Lalande ſtets mit der höchſten Achtung und Dankbarkeit von ihm geſprochen. Uebrigens war er heftigen Gemüths und eigenſinnig. So hat man erſt nach ſeinem Tode mehrere intereſſante Manuſcripte gefunden, die er, trotz aller Aufforderungen, im Leben ſtets hartnäckig verweigert, und ſogar zu verbrennen gedroht hatte. Darunter befindet ſich ſein Sternenverzeichniß, deſſen Plan er ſchon 1741 der Akademie vorgelegt hatte. Er war unverdroſſen in der Arbeit, und lebte ganz für ſeine Wiſſenſchaft, welche ihm bedeutende Fortſchritte verdankt. Er hat zuerſt die Verſchiedenheit der Strahlenbrechung im Sommer und im Winter beſtimmt, die Sonnentafeln und das Sternenverzeichniß verbeſſert, die Neigung der Ekliptik und die Polhöhe von Paris feſtgeſtellt. Er führte das von Graham verfertigte engl. Inſtrument zur Beobachtung der Durchgänge in Frankreich ein, und bewies die durch die Anziehung des Jupiter er-

zeugten Ungleichheiten des Saturn. Auch für die Seefahrer und andre mit der Aſtronomie in Verbindung ſtehende Wiſſenſchaften hat er nützliche Entdeckungen gemacht und intereſſante Werke geſchrieben. Er ſtarb den 5. Jan. 1799.

Monochord, ein mit einer Saite (wovon auch der Name herrührt) bezogenes, inwendig hohles Inſtrument, ungefähr 1½ Elle lang und ¼ Elle breit, worauf vermittelſt des Cirkels und eines beweglichen Stegs die Höhe oder Tiefe des Tons nach Verhältniß der ab- und zunehmenden Länge gefunden und ausgemeſſen werden kann. Dieſe Saiten nannten die Alten den Canon. Es pflegt ein ſolches Monochord auch mit drei oder vier Saiten bezogen zu werden, um nach genau abgemeßner Länge jeder Saite den Grundton mit ſeiner vollen Harmonie zu haben, ſo wie man auch daſſelbe, um des beſſern Klangs willen mit einem Reſonanzboden und mit Taſten zum Anſchlagen verſieht. Der Gebrauch dieſes Inſtruments, deſſen Erfindung dem Pythagoras zugeſchrieben wird, dient beſonders zur Berichtigung der Intervalle, deren Abſtand weniger als einen halben Ton beträgt, wiewohl die durch Verrückung obgedachter Stege hervorgebrachte Eintheilung der Saiten und die daraus entſtehende Berechnung mehr dem Verſtande einzuleuchten, als durch ihren merklichen Abſtand von Höhe und Tiefe dem Gehör fühlbar zu werden ſcheint. — Uebrigens führt auch die ſogenannte Trompette marine den Namen Monochord.

Monochromen, monochromatiſche Bilder, ſind einfarbige Mahlereien. Sie ſind die einfachſte und älteſte Art der Mahlerei, und man bediente ſich zuerſt beſonders der rothen Farbe, als der auffallendſten. So finden wir ſie noch auf den älteſten Vaſengemählden, entweder roth auf ſchwarzen Grund, oder umgekehrt. (S. Mahlerei.)

Monodrama, ſ. Melodrama.

Monogamie, ſ. Ehe.

Monogramm (signum, manus propria, chiffre, Namenszug, Handzeichen) iſt, im eigentlichen diplomatiſchen Sinne genommen, eine Figur oder ein Schriftzug, welcher alle (oder auch nur einige) einzelne Buchſtaben eines oder mehrerer, den Namen, Titel ꝛc. bezeichnender Worte, in verſchiedner Ordnung geſtellt, ausdrückt. Sie wurden auf Münzen, Fahnen, Wänden und Tapeten, Siegeln und in Urkunden angebracht, von welchen verſchiednen Arten des Gebrauchs der auf Münzen der älteſte, und der in Urkunden, in welchen ſich nicht nur geiſtliche und weltliche Fürſten, ſondern auch Magiſtratsperſonen und Notare ihrer bedienten, der jüngſte war. Das erſte bis jetzt bekannte Monogramm in Urkunden iſt vom oſtrogothiſchen König Theodorich (493 — 526); ihr beſtändiger Gebrauch aber wurde erſt durch Carls des Großen Beiſpiel, der ſich ihrer ſtets bediente und ihnen eine ſchöne Geſtalt gab, eingeführt, und erhielt ſich in allen den Ländern, welche zu dem ehemaligen großen Frankreich gehört hatten, mehrere Jahrhunderte, bis er vom 12. Jahrhundert an wegen des veränderten Geſchäftsgangs abkam. Am längſten erhielt er ſich in Deutſchland, wo er erſt 1495 auf dem Reichstage zu Worms förmlich abgeſchafft wurde. Die Lehre von den Monogrammen dieſer Art iſt für die Erklärung und Kritik der Denkmähler und Urkunden des Mittelalters von der größten Wichtig-

keit, und bildet daher einen beſondern Theil der Diplomatik. Späterhin hat man dieſes Wort auch auf alle und jede Namenschiffern, Züge und ſonſtige Zeichen, mit welchen Künſtler, vorzüglich Mahler und Kupferſtecher, ihre Arbeiten bezeichnet haben, übertragen. Eine ſehr ſchätzbare, wiewohl bei weitem noch nicht vollſtändige, Sammlung, Abbildung und Erklärung der letztern findet ſich in Joh. Fr. Chriſts Anzeige und Auslegung der Monogrammatum ꝛc. Leipzig 1747. 8. Endlich verdient bemerkt zu werden, daß die Alten jeden Umriß, jede Zeichnung Monogrammen nannten (ſ. Mahlerei.).

A — s.

Monokratie, wird zwar zuweilen für Monarchie geſagt, iſt aber eigentlich davon verſchieden. Die Endungen Archie und Kratie bedeuten nämlich die äußere und die innere Staatsform oder die Darſtellungsart und die Ausübungsart der höchſten Gewalt. Der Monarchie ſteht alſo die Polyarchie entgegen. In jener wird die höchſte Gewalt durch Einen, in dieſer aber durch Mehrere oder Viele dargeſtellt. Wie ſie aber von dem Einen oder von Vielen verfaſſungsmäßig ausgeübt werde, bleibt dabei unbeſtimmt. Wird ſie von dem Einen oder den Vielen ungetheilt und ganz allein ausgeübt, ſo daß das Volk oder die übrigen Bürger als Unterthanen keine an der Ausübung theilnehmenden Stellvertreter haben, ſo iſt der Staat eine Autokratie, und zwar entweder eine monarchiſche oder eine polyarchiſche. Sind aber dergleichen an der Ausübung der höchſten Gewalt theilnehmende Stellvertreter des Volks vorhanden, ſo iſt der Staat eine Synkratie, die ebenfalls entweder monarchiſch oder polyarchiſch ſein kann. So war Frankreich unter dem Directorium von fünf Männern eine polyarchiſche Synkratie, jetzt aber iſt es eine monarchiſche Synkratie. Dieſe heißt nun auch eine beſchränkte oder conſtitutionelle Monarchie. Eine unbeſchränkte aber, wo gleichſam der Monarch ſelbſt und allein die Stelle der Conſtitution vertritt, heißt eine autokratiſche Monarchie oder eine monarchiſche Autokratie, kürzer aber und zuſammengezogen eine Monokratie. (Siehe den Artikel Synkratie.)

Monolog, Selbſtgeſpräch, heißt in der Schauſpielkunſt diejenige Rede, welche ein Schauſpieler für ſich ſelbſt ſpricht, und iſt dem Dialoge, in welchem ſich mehrere Perſonen unterreden, entgegengeſetzt. Da es in den Dramen Situationen geben kann, wo die handelnden Perſonen Gedanken, welche ſie unter ſich ſelbſt nicht äußern dürfen, dennoch zu erkennen geben müſſen, um den nothwendigen Zuſammenhang der Handlung zu erhalten; ſo haben ſich die Dramatiker in die Nothwendigkeit verſetzt geſehen, die Monologe zu erfinden. Als in der Kritik noch das Geſetz der materiellen Wahrſcheinlichkeit herrſchte, war man geneigt, über die Monologen überhaupt den Stab zu brechen, ob man gleich nicht umhin konnte, dieſem oder jenem berühmten Monolog, wie z. B. dem im Hamlet nothgedrungen ſeinen Beifall zu ſchenken. Man meinte nämlich, daß niemand im wirklichen Leben geneigt ſein dürfte, eine fortgeſetzte, Seiten lange, Unterredung mit ſich ſelbſt zu halten, und daß nur der höchſte Grad von Leidenſchaftlichkeit im Stande wäre, gleichſam aus dem Uebermaße der Empfindungen ein Paar Worte unbewußt aus ſich ſelbſt hervorzuſtoßen. Dabei hat man aber nicht bedacht, daß es doch wahr-

lich der Natur ihr Recht nicht nehmen heißt, wenn man die Gedanken und Empfindungen, die in der Seele vorgehn, ſich auch durch die Zunge ausſprechen und verſinnlichen läßt, da ſie in der Natur beſtimmt daſſelbe gethan haben würden, wenn ihnen von außen her die Veranlaſſung dazu gegeben worden wäre. Nun iſt die Nothwendigkeit, vermöge welcher man geeignet iſt, ſeine Empfindungen durch Worte auszudrücken oder ſie in ſein Herz zu verſchließen, keine unbedingte (in welchem Falle allerdings die Kunſt nicht das Gegentheil davon unternehmen dürfte), ſondern eine durch äußere Veranlaſſungen bedingte Nothwendigkeit, und es iſt gerade die Pflicht jeder künſtleriſchen Beſtrebung, an die Stelle des Bedingten welches in der Natur, die nach keinen Grundſätzen verfährt, vorhanden ſein darf, das Streng-Unbedingte, das Kriterium alles deſſen was künſtleriſch iſt, zu ſetzen. Obgleich alſo die Monologen, ſtreng genommen als Monologen in der Natur nicht vorhanden ſind, ſo können ſie doch füglich ein Gegenſtand der dramatiſchen Kunſt werden, weil die zufällige Veranlaſſung, jemand neben ſich zu haben, dem man ſeine Gedanken mittheilt, keineswegs gegen die Möglichkeit, ſie ſich ſelbſt mitzutheilen, entſcheiden kann. Die dramatiſche Kunſt muß einmal von außen her zur Verſtändlichkeit des Publicums, dann aber auch zweitens in wahrhaft künſtleriſchem Sinne ſich der Monologen bedienen, um ihre möglichſten Zwecke zu erreichen. Darum muß auch der Inhalt des Monologs eben ſo ſehr dramatiſcher als lyriſcher Natur ſein. Doch dürfen wir nicht läugnen, daß die gewöhnlichen dramatiſchen Schriftſteller einen argen Mißbrauch mit den Monologen treiben, und daß ſie ihnen oft zum wahrhaften Lückenbüßer ihrer Talentloſigkeit und Geiſtesarmuth dienen. Denn es ſcheint allerdings leichter zu ſein, einige unbedeutende, mit nichts in Verbindung ſtehende Exclamationen und Reflexionen zu erſinnen und dieſe einer dramatiſchen Perſon in den Mund zu legen, als ein Geſpräch zu führen, in welchem der Austauſch und der Wechſel der gegenſeitigen Vorſtellungen doch eine Art von freier Kunſtbehandlung vorausſetzt. Da nun ſolche Monologe, in ſo fern ſie die äußere, ſo nothwendige Abwechſelung hindern, im Ganzen genommen, auch nicht das Vergnügen erwecken können, welches durch den Dialog erreicht werden kann; ſo folgt daraus daß auch die genialſten Dramatiker ſich derſelben mit weiſer Sparſamkeit zu bedienen und denſelben einen innern und nothwendigen Zuſammenhang mit dem dramatiſchen Ganzen zu geben haben, um nicht aus ihnen außerweſentliche Dinge zu ſchaffen, welche den Zuſchauer den Zuſammenhang und das Intereſſe an der Darſtellung verlieren laſſen und langweilen. In künſtleriſcher Hinſicht dürfte vielleicht noch zu erinnern ſein, daß der Inhalt des Monologs, um das gehörige Intereſſe des Publicums zu erregen, mehr dramatiſcher als lyriſcher Natur ſein müſſe.

Pq.

Monomotapa, ein Königreich in Südoſtafrika, (17 — 25° ſüdl. Br.) welches den nördl. Theil der Küſte Sena ausmacht. Es iſt im Innern fruchtbar, wiewohl es große Gebirge hat. Seine Hauptflüſſe ſind der Heiligegeiſtfluß und der Zambeſe- oder Cuamafluß. Die Einwohner ſind Neger, von mittler Größe, aber behend und kriegeriſch. Der Monarch gebietet über mehrere benachbarte Fürſten, war aber ehedem weit mächtiger als jetzt. Er beherrſchte zu Anfange des 16. Jahrh. die Staaten Quiteve, Manica, Sabia und

Inhabana. Mongas, das ehedem auch dazu gehörte, iſt längſt getrennt. Sofala fiel 1705 davon ab. Monomotapa hat eine Zeit lang an Abyſſinien Tribut bezahlt. Im J. 1570 entdeckten die Portugieſen die Bergwerke von Manica und 1641 beſetzten ſie einen Theil des Reichs um den Cuamo. Der Hauptort Sena iſt der Sitz eines portugieſiſchen Gouverneurs. Es iſt nächſt Sofala die reichſte Goldgrube für die Portugieſen, die daher auch eine ganze Reihe von Niederlaſſungen daſelbſt haben. Das wichtigſte Volk in Monomotapa ſind die Mokaranji, welche nicht kriegeriſch ſind. Von Götzen und Bildern findet man keine Spur bei ihnen.

Monophyſiten heißen die Anhänger derjenigen chriſtl. Partei, die nach dem im 5. Jahrh. aufgekommenen und beſonders in Aegypten geltenden Sprachgebrauche nur eine (Menſch gewordne göttliche) Natur in der Perſon Chriſti annahm und die Orthodoxie dieſes Sprachgebrauchs auf der ſogenannten Räuberſynode zu Ephesus 440 zu behaupten wußte. Ihr Anführer Eutyches, ein einfältiger Archimandrit zu Conſtantinopel, und alle, die ihm nachbeteten, wurden dagegen auf der Kirchenverſammlung zu Chalcedon 451 als Ketzer verurtheilt. Doch konnte durch die noch jetzt im Occident geltende Beſtimmung dieſes Conciliums, daß in Chriſto zwei Naturen ohne Vermiſchung, Verwandlung und Trennung zu einer Perſon und Subſtanz vereinigt ſeien, der Streit nicht ausgemacht werden. Der aſiatiſche und ägyptiſche Clerus war meiſt monophyſitiſch geſinnt, dagegen der occidentaliſche den chalcedoniſchen Beſchluß verfocht. Des Kaiſers Zeno 482 erlaßne Anordnung, Henotikon genannt, war nicht fähig, ſie zu verſöhnen, und nach langen, oft blutigen Kämpfen, über dieſe verſchiednen Anſichten verſchuldete die orthodoxe Kirche durch ihre Bannflüche, daß die Monophyſiten ſich förmlich von ihr abſonderten. Dieſe Trennung entſchied ſchon in der erſten Hälfte des 6. Jahrh., da der Schutz, den die Monophyſiten bisher von Zeit zu Zeit noch am Hofe zu Conſtantinopel gefunden hatten, ſeit der feſten Vereinigung des Kaiſers Juſtinianus mit der römiſchen Kirche aufhören mußte. Auch unter ſich ſelbſt blieben ſie nicht einig. Schon 483 hatte ſich ein Haufe von Mönchen und Prieſtern zu Alexandrien von dem monophyſitiſch geſinnten Patriarchen daſelbſt, Petrus Mongus, weil er das Henotikon annahm, ohne die chalcedoniſchen Beſchlüſſe ausdrücklich zu verdammen, losgeſagt und eine ſtrengere Monophyſitenpartei gebildet, die wegen dieſer Trennung von dem rechtmäßigen kirchlichen Oberhaupte den Namen Akephaler, Hauptloſe, erhielt, und der eigentliche Kern des Monophyſitismus wurde. Neue Streitigkeiten erhoben ſich unter ihnen 519 über die Frage: ob der Leib Chriſti verweslich ſei oder nicht? Die Severiten, Anhänger eines abgeſetzten Patriarchen von Antiochien, Severus, der ſich zu den Akephalern hielt, bejaheten ſie; die Julianiſten oder Gajaniten, Anhänger der Biſchöfe Julianus und Gajanus, verneinten ſie. Jene wurden daher Phthartolatrer (Corrupticolä, Verweslichkeitsdiener), dieſe Aphthartodoketen (Unverweslichkeitslehrer), auch Phantaſiaſten, genannt, welche wieder über die Frage: ob der Leib Chriſti erſchaffen geweſen, in Aktiſteten, die ihn für unerſchaffen, und Ktiſtolatrer, die ihn für erſchaffen hielten, zerfielen. Die Severiten, nach einem ihrer Biſchöfe auch Theodoſianer genannt, behielten die Oberhand und belegten auch die unter ihnen entſtandenen Agnoeten (ſo genannt, weil ſie Chriſto, als Menſchen, die

Allwiſſenheit abſprachen) mit dem Banne. Um 560 kam gar ein Monophyſit Askusnages, und nach ihm Philoponus, der größte chriſtliche Philoſoph dieſes Jahrhunderts, auf den Einfall, die drei Perſonen in der Gottheit drei Götter zu nennen. Dieſe Tritheiten und ihre Anhänger waren ſelbſt in den Augen ihrer Partei die ärgſten Ketzer und brachten ihr den Nachtheil, daß damals viele Monophyſiten ſich zu den Catholiſchen wandten. In Aegypten, Syrien und Meſopotamien blieben jedoch die monophyſitiſchen Gemeinen die ſtärkſten, erhielten durch ihre nun ununterbrochen neben den kaiſerlichen oder orthodoxen beſtehenden Patriarchen zu Alexandrien und zu Antiochien ihre kirchliche Ordnung und bildeten, nachdem der Syrer Jacob Baradai (ſtarb 558) ihre Religionsverfaſſung befeſtigt hatte, die ſelbſtſtändigen Kirchen der Jacobiten und Armenier (ſ. d. Art.), die, von der griechiſchen Kirche eben ſowohl als von der römiſchen getrennt, ſich eben darum ſeit dem 7. Jahrh. auch unter der Herrſchaft der Mohammedaner zu behaupten wußten. Außer ihrer eigenthümlichen Lehre von einer Natur in Chriſto ſtimmten ſie in den Hauptpuncten des Glaubens mit der griech. Kirche überein; auch ihr Cultus iſt dem griechiſchen ähnlicher als dem römiſchen, hat aber durch Nationalität und Aberglauben Modificationen erhalten, welche ſich am auffallendſten in der Religionsverfaſſung der Jacobiten in Aegypten zeigen. Dieſe heißen Copten, ſtehen mit den ſyriſchen Jacobiten noch in Glaubensgemeinſchaft, haben aber ihren eignen Patriarchen zu Cairo, der den Titel des Alexandriniſchen führt, und zehn Biſthümer unter ſich hat. Die Bibel und liturgiſchen Bücher beſitzen ſie noch in der alten coptiſchen Sprache, welche die zur Zeit der Herrſchaft der Griechen unter den Ptolemäern gangbare ägyptiſche und daher der griechiſchen verwandt iſt, aber jetzt unter die todten Sprachen gehört. Die Kinder werden bei ihnen nur in der Kirche und nie vor dem 40. Tage nach der Geburt, oft erſt im 7. Jahre getauft, erhalten aber gleich nach der Taufe den Abendmahlswein. Das Abendmahl halten ſie nur in den großen Faſten, brauchen dabei geſäuertes Brot, welches gebrochen wird und genießen den Wein mit Löffeln. Ihren Gottesdienſt begehen ſie, nach einer in Zeiten der Verfolgung entſtandenen Gewohnheit, in der Nacht vom Sonnabende zum Sonntage. Er beſteht nur aus dem Altardienſte, Geſang, Gebet und Vorleſungen der Prieſter, welche übrigens ſehr unwiſſend ſind und nicht predigen können. Der Patriarch thut es nur einmal im Jahre. Die Beiwerke des Aberglaubens, Reliquien, ſchlechte Bilder in ihren Kirchen, Heiligendienſt u. ſ. w. haben ſie mit den Griechen gemein. Die Beſchneidung iſt nur noch bei den Copten in Oberägypten gebräuchlich. In ihren ſchwachbeſetzten Klöſtern wohnen Mönche mit Weibern und Kindern. Die Copten machen immer noch den größten Theil der Bevölkerung Aegyptens aus, und werden von der türkiſchen Regierung gedrückt wie die Griechen. In Cairo wiſſen ſie ſich den Türken als Schreiber und Agenten unentbehrlich zu machen. Eine vierte monophyſitiſche Kirche iſt die abyſſiniſche, welche von den Copten ihr geiſtliches Oberhaupt erhält (ſ. den Art. Habeſch). — Verwandt mit dem monophyſitiſchen Streite war die im Anfang des 7. Jahrh. angeregte Frage, ob die in Chriſto vereinigte Gottheit und Menſchheit nur einen oder zwei Willen habe. Auch hierüber entſtand ein Zank, den der Kaiſer Conſtans durch ſeine Anordnung, Typus genannt, vergeblich beizulegen ſuchte. Die Beſtimmung der trullaniſchen Kirchenverſammlung zu Conſtantinopel 680, daß

zwei Willen in Chriſto wirkſam wären, weil er zwei Naturen habe, machte die Monotheleten, ſo nannten ſich die Anhänger der Lehre von einem Willen, zwar zu Ketzern, konnte aber doch nicht hindern, daß aus ihren Ueberreſten die Secte der Maroniten (ſ. den Art.) ſich bildete. E.

Monopole. Unter Monopol (Alleinhandel, Alleinverkauf) verſteht man die, jemanden vom Staate ertheilte, Befugniß, irgend einen Handel oder Gewerbe ausſchließend und allein zu treiben. Dergleichen Monopole wurden ſonſt öfter als jetzt ertheilt, theils im Handel, theils bei Manufacturen und Fabriken. Sie können auf gewiſſe, beſtimmte, oder, wie man ſagt, auf ewige Zeiten gelten. Erſtere laſſen ſich in gewiſſen Fällen vertheidigen. So kann ein Monopol, auf einige Jahre ertheilt, zur Eröffnung eines neuen, vorher nicht gekannten Handelswegs ſehr wohlthätig wirken, eben ſo wie neu anzulegende Fabriken, oder neue wichtige Erfindungen durch dergleichen Monopole am leichteſten in Gang gebracht werden können. Doch muß auch hierin von Seiten der Regierung bei der Ertheilung die größte Vorſicht gebraucht werden. Letztere ſind immer höchſt ungerecht, nicht nur gegen die andern Gewerbtreibenden, die ſie ausſchließen, ſondern gegen alle übrigen Staatsbürger, und wirken ſehr verderblich auf den Nationalreichthum eines Landes.

Monotheismus, die Annahme und Verehrung eines einzigen Gottes, entgegengeſetzt der Vielgötterei (Polytheismus). Die älteſten Urkunden der Schrift (die Bibel), und die Ueberlieferungen der älteſten Völker laſſen uns dieſe Religion als die älteſte und urſprüngliche betrachten. Die moſaiſche Urkunde nämlich redet von Gott, dem Schöpfer Himmels und der Erde; und die alte Lehre der Braminen von einem einzigen göttlichen Weſen über den drei andern Hauptgöttern, welche gleichſam nur als die drei Hauptkräfte des einen höchſten Gottes angeſehen werden, nämlich dem Parabrama, den ſie durch alle Prädicate der Gottheit ſehr rein und vollkommen ſchildert. Auch die Chaldäer glaubten außer dem Lichte, welches ſie der Finſterniß gegenüberſtellten, noch an ein höheres, unentſtandenes Licht, das ewig, allmächtig, weiſe und gütig iſt, und aus welchem erſt das körperliche Licht hervorging. Die Perſer ſtellten über ihrem Orimuzd und Ahriman noch den Mithras, als höchſten Gott, ein beſeeltes und verſtändiges Feuer, deſſen Strahlen durch die ganze Welt ſtrömen, und in der Sonne als ihrem Mittelpuncte concentrirt ſind. Deo soli et invicto Mithrae war die Aufſchrift an ſeinem Tempel. Selbſt die Aegypter hatten an ihrem Eictou ein höchſtes Grundweſen wenigſtens für ihre geheime Religion. Alle dieſe verſchiednen Mythologien führen unter dem Heere von Göttern, womit ſie Himmel und Erde bevölkern, immer irgend einen Höchſten, mehr oder weniger beſtimmt gezeichnet, ſtets aber vor allen übrigen ausgezeichnet, auf. Ueberall aber ſehen wir in dieſen Mythologien die Götter ſich erſt allmählig vermehren, ſo wie der Menſch ſich immer weiter von der einfachen und urſprünglichen Offenbarung in die Vielheit der ſinnlichen Anſchauung verlor. Aber auch abgeſehen von dieſen hiſtoriſchen Andeutungen, ſo iſt der Menſch zur Wahrheit beſtimmt, und die Wahrheit, nicht der Irrthum, der die Wahrheit ſchon vorausſetzt, iſt in ſeinen Ueberzeugungen das Urſprüngliche

und Erſte, weil ſie einfach iſt, und ihre Strahlen überall verbreitet, wie das Licht, das die Welt durchſtrömt. In der Auffaſſung der Wahrheit aber verirrten ſich die Menſchen, wenn ſie die Gottheit entweder in Bildern oder in Begriffen zu denken verſuchten. Erſteres war die frühere, in der alten Welt verbreitete, Verirrung, weil ſich Sinn und Phantaſie früher zur Herrſchaft erheben, und daraus entſprang der in der alten Welt herrſchende Polytheismus, Abgötterei und Götzendienſt, der in der Vergötterung des Körperlichen, als dem durchgreifenden Charakter des Heidenthums, ſich äußerte, wobei nicht durch das heilige Wort der Allmacht, ſondern durch Zeugungen Alles entſtand. Aber auch in dieſen Verirrungen konnte die Wahrheit nicht ganz verſchwinden. Spuren derſelben erblicken wir in den oben angeführten Thatſachen, in der Aufrichtung der Altäre für unbekannte Götter, in den von dem Volksglauben abweichenden Lehren der heidniſchen Philoſophen, z. B. eines Plato, und vieler ſpätern Platoniker, des ägyptiſchen Philoſophen Pſammon, der, nach Plutarch (im Leben des Alexander) die mit dem Chriſtenthum ganz übereinſtimmende Lehre vortrug, daß Gott der allgemeine Vater aller Menſchen ſei, der ſich die beſſern derſelben zu ſeinen Kindern wähle. Aber noch leuchtendere Spuren finden wir in der Geſchichte der Hebräer, welche trotz mannigfaltiger Verirrungen, zu welchen ſie durch das umgebende Heidenthum hauptſächlich veranlaßt worden, die Ueberlieferung von dem einzigen Gotte, dem Schöpfer Himmels und der Erde, aufzubewahren beſtimmt waren, bis ſich aus ihrer noch etwas engherzigen Anſicht von dem Jehovah, den ſie doch größtentheils nur als Stammesgott des erkornen Volkes betrachteten und verehrten, der reinere und umfaſſendere Monotheismus des Chriſtenthums entwickelte, welcher die herrſchende Religionsanſicht in der neuern Welt wurde. T.

Monotonie, Eintönigkeit. Unter dieſem Worte verſteht man eigentlich den Mangel an Modulation der Stimme, welche nach der Verſchiedenheit der Empfindungen und Vorſtellungen verſchieden ſein muß. Dieſer Fehler findet ſich bei Individuen wie bei ganzen Nationen, und iſt gewöhnlich eine Folge der Unbiegſamkeit der Sprachorgane, oder eines Mangels an lebhaftem Gefühl. So wirft man Individuen und ganzen Völkern Monotonie vor, wenn man ſagt, daß ſie in einem ſingenden, oder ſchneidenden, gezogenen und geraden Tone reden. Wenn dieſe Monotonie ſchon in der gewöhnlichen Rede unangenehm iſt, ſo iſt ſie ein noch auffallenderer Fehler in der eigentlichen mündlichen Beredtſamkeit. Unter den politiſchen, gerichtlichen, geiſtlichen Rednern, Schauſpielern und Declamatoren fallen die Kanzelredner bekanntlich am häufigſten in den Fehler der Monotonie, welcher am meiſten auffällt, wenn er ſich in der Einförmigkeit der Stimme beim Schlußfall der Perioden zeigt. Eine eigene Erſcheinung iſt es auch, daß alle Kinder in ihren erſten Leſeübungen ſich gleichſam von Natur zur Monotonie hinneigen. — In einer andern hiervon abgeleiteten Bedeutung bezeichnet man mit dem Worte Monotonie in den ſchönen Künſten eine gewiſſe Einförmigkeit der Manier, die ſich in der Behandlung und Darſtellung der Gegenſtände offenbaret. Auch hat man es auf Gegenſtände der Natur, z. B. Gegenden, angewendet. Im Grunde giebt es äußerſt wenige Schriftſteller und Künſtler, welche jene Vielſeitigkeit des Genies beſi-

ſen, mit der man allein eine gewiſſe Monotonie vermeiden kann. Man hat auch ganzen Nationen und einzelnen Gattungen ihrer ſchönen Literatur Monotonie vorgeworfen, z. B. der franz. Tragödie.

Monro (Alexander), einer der berühmteſten Anatomen, war der Sohn eines Wundarztes der aus einer alten Familie aus Nordſchottland herſtammte. Er wurde 1697 zu London geboren und von ſeinem Vater mit nach Edinburg, wo letzterer ſeine Kunſt ausübte, gebracht, und dann nach London zurückgeſchickt, wo er Cheſeldens anatomiſche Vorleſungen hörte. Hierauf ging er nach Paris und 1718 nach Leyden, wo er unter Boerhave's Leitung fortſtudirte. Bei ſeiner Rückkehr nach Edinburg wurde er zum Lehrer der Anatomie bei der Geſellſchaft der Wundärzte und 1721 als Profeſſor dieſer Wiſſenſchaft daſelbſt angeſtellt, und erhob durch ſeinen klaren und faßlichen Vortrag, ſo wie durch ſeine ſchätzbaren Werke das Studium derſelben zur Grundlage alles mediciniſchen Wiſſens. Von ſeiner für die Studirenden beſtimmten Osteology or Treatise of the Anatomy of the bones erſchienen (von 1726), während der Verfaſſer lebte, acht Auflagen. Auch ward Monro zum Mitaufſeher des neu errichteten öffentlichen Hoſpitals und Secretär einer literariſchen Geſellſchaft von Aerzten erwählt, an deren Bekanntmachungen (Medical Essays and Observations by a Society at Edinburg 1732 u. f. 6 Vol.), wie an den Essays physical and literay der erweiterten Geſellſchaft, deren Vicepräſident er war, er großen Antheil hat. Er beſaß ein beſonderes Talent für den practiſchen Theil der Anatomie und die chirurgiſche Ausübungskunſt. Nach einer 40jährigen Verwaltung ſeines Lehramts that er auf ſeine Profeſſur zum Beſten ſeines Sohnes Alexander (1759) Verzicht, und hielt ſeit der Zeit nur noch kliniſche Vorleſungen. Sein letztes Werk war ein Account of the success of inoculation in Scotland. Er war Mitglied vieler in- und ausländiſchen gelehrten Geſellſchaften, zugleich Director der Bank von Schottland und Friedensrichter, in ſeinen Berufspflichten äußerſt pünctlich, edel und muſterhaft in allen Privatverhältniſſen. Er ſtarb 1767. Seine Werke erſchienen in einem Quartbande von ſeinem Sohne Alexander Monro geſammelt (Edinb. 1781); ihnen iſt Monro's Lebensgeſchichte von ſeinem andern Sohne Donald Monro, der zu London ausübender Arzt war, und ebenfalls als mediciniſcher Schriftſteller ausgezeichnet iſt, vorgeſetzt. Alexander Monro hat ſeit 1783 mehrere, beſonders anatomiſche Werke von großem Werth herausgegeben.

Monroe (James), jetziger Präſident der vereinigten Staaten von Nordamerica, wurde zu dieſer ausgezeichneten Würde am 4. Dec. 1816 durch eine entſchiedne Stimmenmehrheit der republikaniſchen Partei, zu welcher er, wie ſeine beiden Vorgänger, Jefferſon und Madiſon, gehört, erwählt. Er wurde noch jung im J. 1793 zum Senator der vereinigten Staaten gewählt, und dann als bevollmächtigter Miniſter nach Frankreich geſendet, wo er bis zum J. 1796 blieb. Nach ſeiner Rückkehr wurde er zum Gouverneur des Staats von Virginien, in welchem er (1759) geboren worden, ernannt. Im J. 1803 wurde er wieder als bevollmächtigter Miniſter nach Frankreich, und ſpäter in gleicher Eigenſchaft an den ſpaniſchen und engliſchen Hof geſendet. Er lebte nachher einige Zeit auf ſeinen Gütern, wurde dann Mitglied in der Repräſentantenkammer für Virginien,

und im J. 1811 übertrug man ihm die wichtige Stelle eines Staatsſecretärs. Während des letzten Krieges mit England verwaltete er 1814 eine geraume Zeit hindurch das Kriegsdepartement, und leitete in mißlicher und gefahrvoller Lage die Kriegsbegebenheiten zu einem beſſern Ausgange; nach dem Frieden zu Genf aber trat er wieder an die Spitze der auswärtigen Angelegenheiten, bis er, faſt einſtimmig zum Präſidenten gewählt wurde. In allen Aemtern, die er verwaltete, hat er ſich immer als einen echten Republicaner bewieſen, und als Präſident ſuchte er, wie ſein Vorgänger, durch weiſe Mäßigung die föderaliſtiſche Partei mit der republicaniſchen zu vereinigen. Beim feierlichen Antritte ſeines Präſidentenamtes am 4. März 1817 ſprach er in einer Rede die Grundſätze ſeines Syſtems aus, welches beſonders auf Erhaltung der Nationalehre gerichtet iſt, und das, was ſeit der Zeit in den vereinigten Staaten, vorzüglich in Anſehung der bedeutenden Vermehrung der Seemacht geſchehen iſt, beweiſt, daß die Regierung dieſes Syſtem kräftig befolgt. Nicht lange nach dem Antritte ſeines Amtes machte Monroe, was noch keiner ſeiner Vorgänger gethan hatte, eine Reiſe durch einen großen Theil der vereinigten Staaten und in die Seehäfen, um ſich von allem ſelbſt zu unterrichten. Die Botſchaft, welche er am 4. Dec. 1817 bei der Wiedereröffnung des Congreſſes der Gewohnheit gemäß an dieſen erließ, und in welcher er den blühenden Zuſtand der vereinigten Staaten ſchilderte, wurde mit großem Beifall aufgenommen. Als Präſident hat Monroe ſich ſeitdem immer mit Würde und Mäßigung betragen, ſowohl gegen Spanien, mit welchem er über den Ankauf der beiden Floridas für die vereinigten Staaten die Unterhandlung im J. 1819 glücklich zu Ende brachte, als gegen England, mit welchem er 1818 einen Handelsvertrag ſchloß. In Anſehung der Anerkennung der neuen Republiken am La Plata und am Orinoko wußte er im Congreſſe das Syſtem einer ſtrengen Neutralität geltend zu machen. Seine auswärtige Staatskunſt beruht übrigens auf dem Grundſatze, ſich in das Labyrinth der europ. Politik des feſten Landes auf keine Art hineinziehen zu laſſen, daher er die Vermittelung der Hauptmächte in den Zwiſtigkeiten Nordamerika's mit Spanien ablehnte. Die Männer, welche dem Präſidenten in Regierungsgeſchäften jetzt zur Seite ſtehen, ſind der Staatsſecretär Adams, der Secretär der Finanzen Calhoun und der Attorney oder Staatsanwalt Wirt.

Mons, oder Bergen, iſt die befeſtigte Hauptſtadt der zum Königreich der Niederlande gehörigen Provinz Hennegau. Sie liegt auf einer Anhöhe, wird vem Fluſſe Trouille durchfloſſen, der ſie in zwei Theile trennt, und iſt ziemlich hübſch gebaut. Die Bevölkerung beläuft ſich auf 20,000 Seelen. Man findet hier viele öffentliche Gebäude, darunter 6 Pfarrkirchen, den Gouvernementspalaſt und das anſehnliche Rathhaus auf dem großen Platze. Die Einwohner unterhalten eine große Baumwollenſpinnerei, Baumwollenfabriken und einen ziemlich beträchtlichen Handel, beſonders mit Getreide und Steinkohlen. Auch iſt hier eine Börſe, ein Handelsgericht und eine Handelskammer. In der Nähe ſind Steinkohlenbrüche.

Monſiau (Nicolas), ein berühmter franz. Mahler und Zeichner, ein Schüler Peyrons. Man hat von ihm eine Anzahl Gemählde, die zu den geſchätzteren der neuern franz. Schule gehören. Im Salon von 1817 war von ihm ein ſchönes Bild aus dem 4. Act der

Iphigenie ausgeſtellt. Ein anderes ihm vom König aufgetragenes: Ludwig XVI. wie er La Peyrouſe ſeine Inſtruction überreicht, erhielt ebenfalls den Beifall der Kenner. Zu den Werken Delille's hat er mehrere treffliche Zeichnungen geliefert.

Monſieur, wörtlich **mein Herr**, ein Titel, welcher **ohne Zuſatz** dem älteſten oder einzigen Bruder des Königs von Frankreich gegeben wird. Auch der König wird von ſeinen Kindern und Enkeln mit Monſieur angeredet.

Monſigny (Pierre, Alexandre), ein vormals beliebter franz. Tonſetzer, den man als den Stifter der komiſchen Oper der Franzoſen anſieht, 1729 in der vormaligen Provinz Artois geboren. Sehr jung kam er nach Paris, und wurde in dem Rechnungsbureaux der Geiſtlichkeit angeſtellt, aber das in ihm ſchlummernde Talent für die Muſik erwachte plötzlich, als er einer Vorſtellung der Serva Padrona von Pergoleſi beiwohnte. Er beſchloß, ſich der Muſik ausſchließlich zu widmen, und ſtudirte die Compoſition unter Giannotti. Nach fünf Monaten entließ ihn ſein Lehrer als einen Schüler, der ausgelernt habe. Aber wie ſehr erſtaunte Giannotti, als der Jüngling ihm beim Abſchiede ſeine Oper, Les aveux indiscrets, zeigte, die er componirt hatte. Drei Jahre nachher (1759) brachte er dieſe Oper gänzlich umgearbeitet aufs Theater. Aufgemuntert durch den ihm zu Theil gewordenen Beifall, gab er 1760 Le Maître en droit und Le Cadi dupé. Die niedliche Oper, On ne s'avise jamais de tout, welche 1761 erſchien, vollendete die muſikaliſche Revolution auf dem Theater de la Foire, welches damals den Namen der italieniſchen Oper annahm. Monſigny ſetzte hierauf gemeinſchaftlich mit Sedaine: Le Roi et le Fermier; Rose et Colas; Aline, reine de Golconde; L'isle sonnante; Le Déserteur; Le Faucon; Félix ou l'enfant trouvé, welche großen Beifall fanden. Mit Favart hatte er 1775 gegeben La belle Arsène. — Am 22. Sept. 1798, als am Neujahrstage der franz. Republik, wurde er nebſt Cherubini, Leſueur und Martini auf dem Marsfelde als ausgezeichneter Tonkünſtler erſt vom Directorium und dann von Herolden ausgerufen, und zugleich erſucht, eine Penſion von 2400 Livres auf Lebenszeit anzunehmen. Im J. 1800 erhielt er nach Piccini's Tode deſſen Directorſtelle am Conſervatorium zu Paris. Er ſtarb den 15. Jan. 1817.

Monſoons engl., oder **Mouſſons** franz., ſind die in Indien herrſchenden Paſſatwinde. (S. d. A. **Wind**.)

Monſtranz, das in dem Tabernakel des großen Altars verſchloſſene Gefäß von Gold, Silber oder anderm Metall, wohl auch mit Edelſteinen beſetzt, in welchem bei den Catholiken die geweihte Hoſtie aufbewahrt und dem Volke gezeigt wird. Nur ein geweihter Prieſter darf ſie anrühren und jeder Catholik muß ſie mit Kniebeugen verehren. (S. d. A. **Meſſe**.)

Monſtrum iſt jeder Organismus oder Theil deſſelben, deſſen Bildung von der, ſeiner Art eigenthümlichen, Form abweicht, alſo Mißgeburt. Monſtröſen Thieren legt man höchſtens anatomiſchen oder phyſiologiſchen Werth bei; gewöhnlich ſind ſie ein Gegenſtand des Ekels. Monſtröſe Pflanzen (gefüllte Blumen) ſind dagegen beliebte Seltenheiten, deren Erzeugung zu erzwingen die Blumiſten alle

Mühe anwenden. Was die monſtröſen Thiere betrifft, ſo kann man ſie in zwei Abtheilungen bringen: in ſolche, denen irgend ein Theil fehlt, und in ſolche, welche ſich durch überflüſſige Bildung auszeichnen. Zu den erſtern gehören vorzüglich diejenigen menſchlichen Früchte, die man acephali oder Kopfloſe nennt, und welche das Gehirn in einem häutigen Sacke, der ſtatt des Schädels dient, tragen. Oft fehlt ihnen das Gehirn ganz, meiſtens aber der obere und vordere Theil deſſelben. In die andere Abtheilung ſind als zweites Extrem diejenigen zu ſtellen, welche als Zwillinge empfangen wurden, ſich aber während ihrer weitern Ausbildung im Leibe der Mutter in einander ſchoben, ſo daß die eine Frucht, welche ſich ziemlich ungeſtört ausbildet, die zweite in ihre Bauchhöhle aufnahm und ihren Wachsthum verhinderte. Der zweite Fötus bleibt nach der Geburt mehrere Jahre im Leibe des erſtern verborgen, wird aber endlich als etwas Fremdes durch ein Geſchwür theilweis, als Haare, Knochen, Zähne, ausgeſtoßen. Hieher gehören die Geſchichten von Knaben, die menſchliche Früchte bei ſich getragen haben. F.

Montague (Marie Wortley), Tochter des Herzogs Evelyn von Kingston, war um das J. 1690 zu Thorosby in Nottinghamſhire geboren. Sie zeigte ſchon früh ganz beſondre Anlagen, und wurde demzufolge zu allem Unterricht, den ihr Bruder in alten und neuen Sprachen erhielt, mit zugelaſſen. So ward ſie eine wirkliche Gelehrte, wovon ſie in ihrem 20. Jahre einen Beweis durch ihre Ueberſetzung von Epictets Enchiridion lieferte. 1712 heirathete ſie den Esquire Eduard Wortley Montague, und begleitete ihn 1714 auf ſeiner Geſandtſchaftsreiſe nach Conſtantinopel. Während einer Abweſenheit ihres Gemahls hatte ſie die Neugier, den Serail zu ſehen. Sie ward auch wirklich in das Innere deſſelben gelaſſen, doch, wie man ſagt, gegen Erfüllung einer gewiſſen Bedingung des Großherrn. Nach zwei Jahren kehrte ſie mit ihrem Gemahl über Genua, Turin, Lyon, Paris nach London zurück, und erlangte dort durch ihren Geiſt, ihre Kenntniſſe und die wohlgenützten Erfahrungen ihrer Reiſen einen verdienten Einfluß auf den Ton des Hofes und der beſten Geſellſchaften. Die ſchönen Geiſter huldigten ihr, unter ihren Verehrern zeichneten ſich Addiſſon, Congreve, Pope aus. Letzterer ward aber, wahrſcheinlich aus gereizter Eitelkeit und wegen Verſchiedenheit ihrer politiſchen Meinungen, plötzlich ihr bitterſter Feind. Seine bekannte grobe Satyre der Sappho ſollte gegen ſie gerichtet ſein; allein ſie bezog ſich auf eine Miſtris Thomas. Ueber Pope und Montague's Verbindung ſagt das Quart. Rev. Nr. 46. S. 416 fg. viel Intereſſantes. Ein bleibendes Verdienſt um die Menſchheit hat ſie ſich durch die bei den Türken erſehene, und an ihrem Sohne zuerſt erprobte Einimpfung der Blattern erworben, welche ſie, trotz allem Widerſtande des Vorurtheils, in England einzuführen wußte. (Vergl. den Art. Blattern.) Im J. 1739 verließ ſie England und ihren Gemahl, von welchem ſie 5000 Pf. Sterl. als Jahrgehalt empfing, und hielt ſich größtentheils in verſchiednen Gegenden von Italien auf, bis ſie nach Herrn Wortleys Tode 1751 wieder nach England kam, und 1762 daſelbſt ſtarb. Außer mehreren mittelmäßigen Gedichten hat ſie ſich durch ihre während der Reiſen von 1716 — 1718 geſchriebenen Briefe berühmt gemacht. Sie erſchienen 1763 in 3 Bde. wozu 1768 noch ein 4. Band kam. Sie enthalten

die intereſſanteſten Nachrichten und Bemerkungen, vorzüglich über Conſtantinopel und die Türkei, ſind Muſter eines eleganten, leichten und einnehmenden Styls, und wurden bald in die meiſten gebildeten lebenden Sprachen überſetzt. Die Glaubwürdigkeit ihres Inhalts iſt jedoch von Einigen in Zweifel gezogen worden, namentlich von dem Ritter Tott (ſ. deſſen Nachrichten über die Türken ꝛc. 1. Th.). Eine vollſtändige, ſehr vermehrte Sammlung der Briefe und übrigen Werke der Lady Montague hat vor kurzem ihr Enkel, der Marquis Bute, herausgegeben. The letters and other works of the R. H. Lady Mary Wortley Montague, now first published from her original manuscripts; under the direction of the Marquis of Bute u. ſ. w., 5 Bände. Die alten Briefe nehmen darin kaum den dritten Theil ein. Die neuern, jetzt zuerſt bekannt gemachten, ſind von den Jahren 1739 — 1760 geſchrieben. Ueberall verräth ſich die Frau von gebildetem, und man kann ſagen, männlichem Geiſte; überall fällt ſie ſcharfe und beſtimmte Urtheile. Wie wenig es ihr an gelehrten Kenntniſſen fehlte, beweiſen die meiſten ihrer Briefe; nie aber prunkt ſie damit. — Nicht minder berühmt iſt ihr Sohn, der Sonderling Edward Wortley Montague, um das J. 1714 in Warncliffe-Lodge, bei Sheffield, ſeines Vaters Landgut, geboren. Das volle Gemählde ſeines Lebens erhält durch die bunte Miſchung der Farben eine anziehende Lebendigkeit. Einige haben ihn, jedoch wahrſcheinlich mit Unrecht, für eine Frucht des oben erwähnten Beſuchs des Serails ausgegeben. Nach der Meinung dieſer Letztern war er 1718 in Conſtantinopel geboren, und die Veranlaſſung, daß ſein Vater, der ihn nicht anerkennen wollte, ſich von ſeiner Gattin ſcheiden ließ. Der junge Montague war der Liebling ſeiner Mutter, die ihm allen Willen ließ. Sein excentriſcher Charakter zeigte ſich ſchon in der Kindheit. Von der Weſtminſterſchule entlief er dreimal, und wurde dreimal zurückgebracht; zuerſt zu einem Schornſteinfeger, bei dem er auch die Eſſen kehrte; dann zu einem Fiſcher, mit dem er Plattfiſche durch die Straßen ausrief; endlich auf ein Schiff, das ihn als Schiffsjungen nach Spanien trug, wo er ſich bei einem Maulthiertreiber verdingte. Nachdem der engliſche Conſul ihn entdeckt und ſeinen Aeltern zurückgeſandt hatte, gaben ihm dieſe einen Hofmeiſter, und ſandten ihn dann mit demſelben auf Reiſen, namentlich nach Weſtindien. Einige Jahre war er ein geſchätztes Mitglied des Parlaments und mehrerer gelehrten Cirkel in London. Aber die Unruhe trieb ihn wieder in die Weite. Er durchſtreifte die Welt bis an ſeinen Tod. „Ich bin,“ ſagt er in einem ſeiner Briefe, „mit dem deutſchen Adel umgegangen, und habe auf ſeinen Landſitzen mein Lehrgeld in der edeln Reitkunſt gegeben. Ich bin in der Schweiz und in Holland ein Ackersmann geweſen, und habe die beſcheidenen Dienſte eines Poſtillions und eines Pflügers nicht verſchmäht. Ich habe mich in Paris in das läppiſche Gewand eines Stutzers gehüllt. Ich bin in Rom ein Abbé geweſen. Ich habe in Hamburg mit der lutheriſchen Prediger Krauſe, dreigefaltetem Kinn und ſolcher Kanzelſalbung das Wort Gottes ausgeſpendet, daß die Geiſtlichkeit neidiſch geworden.“ Er beſuchte den ganzen Orient, und nahm in der Türkei den Turban, wie es ſcheint, aus reiner Ueberzeugung; denn er befolgte überall auf ſeinen Reiſen die Religions- und alle übrigen Gebräuche der Mahomedaner mit

der pünctlichſten Gewiſſenhaftigkeit. Graf Lamberg und Dr. Moore ſahen ihn in Venedig, und geben, Erſterer im Mémorial d'un Mondain, und Letzterer im View of Society and Manners of Italy, intereſſante und übereinſtimmende Details über ſeine Lebensweiſe. Er kleidete ſich, ſaß, aß, trank ꝛc. auf orientaliſche Weiſe, trug einen langen Bart, ließ ſich jederzeit beim Ausgehen, ſelbſt am Tage, zwei brennende Fackeln vor- und durch einen kleinen Neger, der ſein Diener und Pflegekind war, den Mantel nachtragen. Sein Lager war auf der Erde, ſeine Nahrung Reiß, ſein Getränk Waſſer, ſein Vergnügen Caffee und Tabak. Die vorgeſchriebenen Reinigungen und Gebete verſäumte er nie. Auch unterhielt er neben ſeiner geſetzmäßigen Frau noch einen Harem. Er war ein guter Geſellſchafter, und wußte auf eine eigne anziehende Weiſe heitre Laune, franzöſiſche Lebhaftigkeit und türkiſchen Ernſt in der Unterhaltung zu vereinen. Er ſtarb 1776 auf dem Wege von Venedig nach England. Die Wiſſenſchaft, beſonders die Archäologie, verdankt ihm einige ſchätzbare Bereicherungen. Er hat in Paläſtina mehrere koſtbare Monumente aufgefunden und beſchrieben, viele wichtige Medaillen an die Londner Akademie (Royal - Society) geſchickt, deren Verhandlungen von 1766 einen intereſſanten Brief von ihm über Cairo, die Wüſte Sinai, das rothe Meer ꝛc. enthalten. Außer verſchiedenen, beſonders den Orient betreffenden, Abhandlungen hat man von ihm noch Reflexions on the Rise and the Fall of the ancient Republics 1759. Bemerkungen über die Erdbeben, und über eine vorgeblich antike Büſte in der kön. ſardin. Sammlung.

Montaigne (Michel de **Montagne**, oder vielmehr), einer der geiſtreichſten franzöſiſchen Schriftſteller, war den 2. Februar 1533 auf dem Schloſſe gleiches Namens in Périgord geboren, und ſtarb daſelbſt den 13. September 1592. Sein Vater, Pierre Eyquem, Herr von Montaigne, der zum Maire von Bordeaux erwählt wurde, wandte auf die Ausbildung ſeiner glücklichen Anlagen ganz beſondre Sorgfalt. Sobald der Knabe nur ſprechen konnte, übergab er ihn einem Deutſchen, der beſtändig lateiniſch mit ihm ſprach, ſo daß er dieſe Sprache ſchon in einem Alter von 6 Jahren vollkommen verſtand. So wurde er auch auf eine leichte Weiſe im Griechiſchen unterrichtet. Sein Vater trieb ſeine Aufmerkſamkeit für ihn bis aufs äußerſte; er ließ ihn des Morgens nur durch muſikaliſche Inſtrumente wecken, in der Meinung, daß das plötzliche Wecken dem Geiſte der Kinder nachtheilig ſei. Montaigne bewies dagegen überall die zärtlichſte Verehrung für das Andenken ſeines Vaters. In einem Alter von 13 Jahren hatte er ſeine Studien auf dem Collegium zu Bordeaux unter Grouchy, Buchanan und Muret beendigt. Sein Vater hatte ihn für den richterlichen Stand beſtimmt, und verheirathete ihn mit Françoiſe de la Chaſſaigne, der Tochter eines Parlamentsraths von Bordeaux. Montaigne bekleidete einige Zeit ein ähnliches Amt, gab es aber, aus Abneigung dagegen, auf. Kenntniß des Menſchen war das Studium, das ihn vor Allem anzog. Um ſie zu erlangen, ging er auf Reiſen. Er beſuchte Deutſchland, die Schweiz, Italien, und wurde allenthalben mit Auszeichnung aufgenommen. In Rom, wo er 1581 war, beehrte man ihn mit dem Titel eines römiſchen Bürgers. Im Jahre darauf wurde er zum Maire von Bordeaux gewählt, und die Bewohner dieſer Stadt waren mit ſeiner Verwaltung ſo zufrieden, daß ſie ihn 1588

an den Hof ſandten, um dort ihre Angelegenheiten zu verhandeln. Ohne Zweifel wurde er bei dieſer Gelegenheit von Carl IX. mit dem Bande des St. Michaelsordens, ohne daß er, wie er ſagt, darum angehalten hatte, geſchmückt. Nach verſchiednen Geſchäftsreiſen kehrte er endlich auf ſein Schloß zurück, um ſich dort ganz der Philoſophie zu widmen. Indeß wurde hier ſeine Ruhe durch die bürgerlichen Unruhen zuweilen geſtört. In ſeinen letzten Jahren litt er an Steinſchmerzen und Nierenübeln, aber ſein Haß gegen die Aerzte und ihre Kunſt, und ſein Vertrauen auf die Heilkraft der Natur waren Urſache, daß er hartnäckig jede ärztliche Hülfe von ſich wies. — Montaigne hat ſich in ſeinen Verſuchen ſelbſt geſchildert, aber er geſteht darin nur einige leichtere Gebrechen und Fehler ein, welche mancher ſich zum Vorzuge anrechnet. Er gibt zum Beiſpiel zu, daß er indolent und träge ſey, daß er ein ſehr untreues Gedächtniß habe, daß er allen Zwang haſſe. Gewöhnliche Freunde mochte er nicht haben, aber an auserwählten Freunden hing er mit Leidenſchaft. Er ſuchte die Vertraulichkeit mit unterrichteten Männern, deren Unterhaltungen, wie er ſich ausdrückt, sont teints d'un jugement mûr et constant, et mêlés de bonté, de franchise, de gaieté et d'amitié. Auch liebte er den Umgang mit ſchönen und ſittſamen Frauen, wiewohl man dabei ein wenig auf ſeiner Hut ſeyn müſſe. Die Phantaſie betrachtet er als eine reiche Quelle von Uebeln. Ueber die Erziehung hatte er Ideen, die man wie manche andere in unſern Tagen, ohne ihn zu nennen, wieder in Anregung gebracht hat. Er wollte, daß ſich die Freiheit der Kinder auf das Moraliſche und Phyſiſche erſtreckte. Das Einwindeln und Einbündeln ſah er als ſchädlich an. Er meinte ſelbſt, daß wir durch Gewöhnung aller Kleider entbehren könnten. Er tadelt eine ängſtliche Lebensweiſe, wodurch der Körper unfähig werde, Beſchwerden zu ertragen. Seine Anſichten über Geſetzgebung und Rechtsverwaltung haben ſeine Zeit aufgeklärt und der unſrigen genutzt. Er dringt auf Einfachheit der Geſetze und Formen. Er bemerkt ſehr richtig, daß die Geſetze oft durch ihre Strenge unnütz und ſchädlich werden. „Wie viel Verurtheilungen," ruft er aus, „habe ich geſehn, die verbrecheriſcher waren, als das Verbrechen!" Seine faſt immer nachſichtige Moral war dennoch in einzelnen Puncten ſehr ſtreng. Die ſpeculative Philoſophie verwarf er. Erfahrung, vorurtheilsfreie Anſicht über dieſelbe, mit vorzüglicher Neigung ſeines Temperaments zum Epikurismus, war ſein Gebiet. Ein beſonderes Vergnügen fand er darin, den Menſchen in Kindern und unverdorbenen Landleuten zu beobachten und zu ſtudiren. Eben ſo weit entfernt von denen, die Alles für ungewiß, wie von denen, die Alles für gewiß halten, gefällt er ſich, Möglichkeiten ſtatt Behauptungen aufzuſtellen, und ſeinen Gegenſtand von allen Seiten zu beleuchten. Seine Deviſe war nach dem damaligen Gebrauch: Que sais-je? — Das Hauptwerk Montaigne's ſind ſeine Essais (1580 und oft, beſonders par Pierre Coste, London 1724, 3 Voll. 4.; deutſch von Bode, Berlin 1793 u. f. 6 Bde. 8.), die einen Schatz von Lebensweisheit enthalten. Die Schreibart iſt allerdings weder rein noch correct, weder genau noch edel; aber ſie iſt originell, einfach, lebhaft, keck, energiſch. Große Gedanken werden naiv ausgedrückt, und dieſe altnationale, joviale Naivität gefällt. Man gewinnt den Charakter des Verfaſſers lieb und unter-

hält ſich gern mit ihm und folgt ſeinen Meinungen. **Ein geiſtreicher** Dichter hat ihn in folgenden Verſen geſchildert:

Plus ingénu, moins orgueilleux,
Montaigne sans art, sans système,
Cherchant l'homme dans l'homme même,
Le connoit et le peint bien mieux.

Montaigne iſt vielleicht der ungezwungenſte Schriftſteller, den man finden kann; er hat einige Einfälle über einen Gegenſtand, und ſchreibt ſie nieder, aber wird er dadurch auf irgend einen andern Gedanken geführt, der mit jenen nur in der leiſeſten Berührung ſteht, ſo verfolgt er dieſen, kehrt zu ſeinem Gegenſtande zurück und verläßt ihn aufs neue, oft ohne darauf zurückzukommen. Er berührt Alles, was ihm aufſtößt; unaufhörlich ſchweift er ab von ſeinem Wege, und mit Recht ſagt Balzac, daß er einem Führer gleicht, der in der Irre geht, der uns aber in anmuthigere Gegenden führt, als er verſprochen hat. Da nur ein freier Sinn Montaigne richtig zu würdigen vermag, ſo hat es ihm nicht an Tadlern gefehlt; aber die gültigſten Zeugen haben ſein hohes Verdienſt anerkannt. „Montaigne hatte viel geleſen,“ ſagt La Harpe in ſeinem Urtheil über ihn, „aber er verbreitete ſeine Gelehrſamkeit über ſeine Philoſophie. Nachdem er die Alten und Neuen gehört hatte, fragte er ſich, was er davon denke. Die Unterredung war ziemlich lang. Er mißbraucht zuweilen die Freiheit zu ſprechen, und verliert den aufgeſtellten Punct der Unterſuchung aus dem Auge. Er citirt aus dem Gedächtniß, und macht von einigen Stellen, die er anführt, eine gezwungene oder falſche Anwendung. Er beſchränkt zu ſehr die Gränzen unſerer Kenntniſſe von verſchiedenen Gegenſtänden, die ſpäter Erfahrung und Verſtand nicht unzugänglich gefunden haben. Dies, glaube ich, iſt Alles, was man an ihm tadeln kann; aber wie ſehr wird es von dem Lobe aufgewogen, das ihm gebührt. Als Schriftſteller hat er der franzöſiſchen Sprache eine Energie aufgedrückt, die ſie vor ihm nicht beſaß, und die nicht gealtert iſt, weil ſie in den Gefühlen und Gedanken beruht und dem Geiſte der Sprache angemeſſen iſt. Als Philoſoph hat er den Menſchen geſchildert, wie er iſt. Er lobt ohne Schmeichelei, und tadelt ohne Haß. Er hat einen Charakter von Redlichkeit, den man nirgend ſonſt findet. Man glaubt nicht ein Buch zu leſen, ſondern einer Unterhaltung beizuwohnen; er überzeugt, weil er nicht lehrt. Er ſpricht oft von ſich, aber auf eine Weiſe, um uns mit uns ſelbſt zu beſchäftigen. Er iſt weder eitel, noch heuchleriſch, noch langweilig; drei ſchwer zu vermeidende Dinge, wenn man von ſich ſelbſt ſpricht. Er iſt nie trocken; allenthalben iſt er mit ſeinem Herzen, mit ſeiner Geſinnung, und welche Maſſe von Gedanken über alle Gegenſtände! welcher Schatz von Verſtand! welche vertraute Mittheilungen, wo ſeine Geſchichte auch die unſrige iſt! Glücklich, wer ſeine eigne in dem Capitel von der Freundſchaft findet, das den Namen von Montaigne's Freund unſterblich gemacht hat.“ — Außer den Essais verdienen noch ſeine Voyages eine Erwähnung. Es iſt viel Anziehendes und Unterhaltendes darin, und man iſt dem Herausgeber für die Bekanntmachung Dank ſchuldig, wenn auch das Ganze die Spuren von zu großer Flüchtigkeit an ſich trägt.

Montalembert (Marce-René, Marquis de) geboren zu Angouleme d. 15. Juli 1714, trat mit ſeinem achtzehnten Jahre in die

Armee, machte den Feldzug von 1736 mit, und zeichnete ſich bei den Belagerungen von Kehl und Philippsburg aus. Dafür empfing er einige Zeit nachher die Compagnie der Garden des Prinzen von Conti. Nach dem Frieden widmete er ſeine Muße den Wiſſenſchaften und 1747 trat er in die Akademie. Er hat die Memoiren dieſer Geſellſchaft mit einer Menge von Aufſätzen bereichert, die ſich eben ſo ſehr durch neue Ideen, als durch einen reinen und zierlichen Styl auszeichnen. Im Jahr 1750 ging er nach Angoumois und Perigord, wo er zum Gießen der Schiffskanonen ſehr bequeme Oefen einrichtete. Während des ſiebenjährigen Kriegs war er von Frankreich bei den ruſſiſchen und ſchwediſchen Heeren angeſtellt. Nachher wurde er nach Bretagne und nach der Inſel Oleron geſchickt, welche letztere er nach ſeinem Syſtem befeſtigte. Beſonders wendete er bei den Belagerungen von Hannover und Braunſchweig ſeine Erfindungen an. Im J. 1779 ließ er auf der Inſel Aix ein hölzernes Fort erbauen, das durch Feſtigkeit und Vollkommenheit in Erſtaunen ſetzte. Durch Aufwand hatte er ſeine Vermögensumſtände zerruttet, und mußte im J. 1790 ſein Gut in Angoumois verkaufen. Es wurde ihm in Aſſignaten bezahlt, und ſo mußte er den Reſt ſeiner Tage in Dürftigkeit verleben. Als ein Anhänger der Revolution hatte er 1789 der Nationalverſammlung die Penſion überlaſſen, die ihm für den Verluſt eines Auges war bewilligt worden. Er bot mehreremale den verſchiedenen Geſetzgebungskörpern ſeine Arbeiten an; erſchreckt jedoch durch die Fortſchritte der Revolution ging er mit ſeiner Gattin nach England. Gleich darauf verließ er dieſelbe, kam in dem ſtürmiſchſten Zeitpuncte nach Paris zurück, und wurde auf einige Zeit verhaftet. Nachdem er ſeine Freiheit wiedererlangt hatte, ließ er ſeine Scheidung ausſprechen und verheirathete ſich wieder. Im J. 1795 erwähnte der Convent ſeiner Art défensif supérieur à l'art offensif auf ehrenvolle Weiſe und bewilligte ihm Aufmunterungen. Im J. 1796 geſchah ein Gleiches von Seiten des Raths der Fünfhundert in Anſehung ſeiner Werke. Er ſtarb d. 26. März 1800, nachdem er noch kurz vorher ein Mémoire sur les affûts de la Marine im Inſtitut vorgeleſen hatte. Er hat auch Réflexions sur le siège de Saint Jean d'Acre geſchrieben. Außer den verſchiedenen Memoiren oder Correspondance avec les généraux et les ministres depuis 1761 jusqu'en 1791, einem großen Werke über die perpendiculäre Befeſtigung, und der Art défensif hat Montalembert auch einige kleine Comödien, La Statue, La Bergère de qualité, La Bohemienne, ferner Erzählungen und Chanſons hinterlaſſen, die eine heitere Phantaſie verrathen.

Montanus, um die Mitte des zweiten Jahrhunderts Biſchof zu Pepuza in Phrygien, ein eben nicht gelehrter Mann, gab ſich für den von Jeſu verheißenen Parakleten (Tröſter) aus, welcher das vollkommene Mannsalter des Chriſtenthums oder die Reife der chriſtlichen Jugend herbeiführen werde. In der Lehre wich er nur durch die Behauptung, daß alle wahre Chriſten Eingebungen des heil. Geiſtes empfingen und Viſionen hätten, von der herrſchenden Meinung ab; die chiliaſtiſchen Hoffnungen und die Neigung zum ſteifen Buchſtabenglauben hatte er mit den judaiſirenden Chriſten gemein und auch die moraliſche Eigenthümlichkeit der nach dieſen Grundſätzen von ihm geſtifteten Secte beſchränkte ſich auf größere Strenge in der äußerlichen Zucht, die ſie in häufigem Faſten, in der Verachtung heidniſcher Gelehrſamkeit und weltlicher Vergnügungen, in der

Enthaltung von jeder zweiten Heirath und in der Willigkeit zum eheloſen Leben und zum Märtyrertode ſuchte. Die Montaniſten, ſo hießen ſeine Anhänger, nannten im Dünkel ihrer höheren ſittlichen Vollkommenheiten ſich ſelbſt Pneumatici (Geiſtiggeſinnte); ſonſt hießen ſie auch Pepuzianer oder Phrygier, weil Phrygien und überhaupt Kleinaſien der Schauplatz ihrer ſchnellen Ausbreitung war. Tertullian, ſelbſt Montaniſt, hat ihre mönchiſche Strenge vertheidigt. Die mehr zur Gnoſis geneigte alexandriniſche Schule beſtritt dagegen ihre Schwärmereien bis in das 4. Jahrhundert, in deſſen Mitte ſie erloſchen und nur in Gallien durch phrygiſche Coloniſten noch einige Zeit erhalten worden zu ſeyn ſcheinen. E

Montblanc, der höchſte unter allen europäiſchen Bergen, indem er ſich nach Sauſſüre, 14,676, nach Tralles, 14,793 Fuß über die Oberfläche des mittelländiſchen Meers erhebt, gehört zu den grajiſchen, einer Kette der penniniſchen Alpen, liegt in Savoyen zwiſchen dem Chamouny- und Entreves-Thale, und ragt mit ſeinen drei von ewigem Schnee bedeckten Gipfeln hervor (daher der Name: der weiße Berg). Seit 1760, wo Sauſſüre einen Preis darauf geſetzt hatte, einen Weg auf den Montblanc zu finden, waren viele vergebliche Verſuche gemacht worden. Erſt 1786 gelang es dem Dr. Pacard und Jacques Balmat; im folgenden Jahre beſtieg ihn Sauſſüre ſelbſt und ſtellte verſchiedene Beobachtungen an; einige Andere ſind ihm nachgefolgt, indeſſen ſind die Schwierigkeiten ungeheuer, und erfordern koſtbare Anſtalten, große Anſtrengungen und mehrere günſtige Tage. 1808 beſtiegen zwei Geſellſchaften denſelben. Den 12. Juli 1819 erreichten den Gipfel Howard und van Renſſelaer aus Neuyork. Dagegen verunglückte die Reiſe des ruſſ. D. Hamel und A. im Auguſt 1820, wo drei Führer in den Abgrund ſtürzten. Der höchſte mit einem feſten Schneelager bedeckte Gipfel des Montblanc iſt ein ſchmaler Rücken, ungefähr ſechs Fuß breit, nach Norden ſteil abgeſchnitten, nach Süden aber weniger, und wird in Savoyen Dos de Dromedare genannt.

Monte Caſino iſt eine zum Königreiche Neapel gehörige, in Terra di Lavoro an den Apenninen neben dem Städtchen S. Germano auf einem ſteilen Berge gelegene, uralte und berühmte Benedictiner-Abtei, in einer reizenden Gegend. Angeblich ſoll ſie der heil. Benedict von Nurſia 529 geſtiftet haben; nach mancherlei ungünſtigen Schickſalen erwarb ſie viele Freiheiten und große Reichthümer; im 11. u. 12. Jahrhunderte blühten hier die Wiſſenſchaften, namentlich die Arzneikunde, und ſelbſt die im Mittelalter ſo berühmte ſalernitaniſche Schule wurde von Monte Caſino aus geſtiftet. Höchſt prächtig, wenn gleich ziemlich überladen und geſchmacklos verziert iſt die Kirche, mit dem Grabmal des Heiligen; ſehr reich (wenigſtens ehemals) die Sakriſtei und Bibliothek; mit Gemählden überhäuft das Zimmer und der Thurm, welche der heil. Benedict bewohnt haben ſoll. Mit hoher Gaſtfreundſchaft wurden ſonſt alle Reiſende und Pilger hier beherbergt und bewirthet, ja ſogar ſchon in S. Germano wurde ein Hospiz mit vier Mönchen unterhalten, die Fremden zu empfangen und mit Maulthieren hinauf in die Abtei zu befördern. Jetzt wird die Straße, an welcher Monte Caſino liegt, nur wenig von Reiſenden befahren, und die alte Abtei, deren Reichthümer die Zeit größtentheils zerſtreut hat, erfreut ſich nur ſeltener Beſuche. — xx.

Montecuculi (Raimund von), geboren im Modeneſiſchen im J. 1628, trug anfänglich die Waffen als ein gemeiner Soldat un-

ter ſeinem Oheim, Ernſt Montecuculi, welcher die Artillerie des Kaiſers commandirte, und ging alle Militärgrade durch. Die erſte glänzende Waffenthat verrichtete der Jüngling im J. 1644. Er überfiel an der Spitze von 2000 Pferden durch einen Eilmarſch 10,000 Schweden, und nahm ihnen ihre Bagage und Artillerie ab. Banner eilte auf die Nachricht dieſes Ereigniſſes herbei, griff den Sieger an und nahm ihn gefangen. Montecuculi benutzte die Muße ſeiner zweijährigen Gefangenſchaft, durch beharrliches Studium ſeine militäriſchen Kenntniſſe zu bereichern. Kaum hatte er ſeine Freiheit wieder erlangt, als er ſich durch die Niederlage des Generals Wrangel 1646 bei Triebel rächte. Nach dem weſtphäliſchen Frieden ging Montecuculi nach Schweden, und von da nach Modena, wo er der Vermählung des Herzogs beiwohnte. Dieſes Feſt ward durch ein für ihn höchſt trauriges Ereigniß bezeichnet. Er hatte das Unglück, in einem Carouſſel ſeinen Freund, den Grafen Manzani, zu tödten. Der Kaiſer knüpfte ihn 1657 durch den Titel eines Generaladjutanten gänzlich an ſeinen Dienſt. Dem König Johann Kaſimir von Polen, der von Ragotzki und von Schweden angegriffen war, zu Hülfe geſendet, ſchlug er die Siebenbürgen und entriß den Schweden Crakau. Als König Carl Guſtav von Schweden darauf ſeine Waffen gegen Dänemark gerichtet hatte, war Montecuculi ſo glücklich, dem Angreifer mehrere Plätze zu entreißen und Copenhagen von der Landſeite zu befreien, ehe die Holländer zur See Verſtärkungen herbeigeführt hatten. Der Friede, der auf ſeine Siege folgte, ließ ihn nicht lange müßig. Der Beſieger Ragotzki's wurde deſſen Beſchützer gegen die Türken. Er zwang ſie, Siebenbürgen zu verlaſſen und vereitelte durch eine weiſe Langſamkeit alle Unternehmungen einer furchtbaren Armee bis zur Ankunft der Franzoſen, die ihm den großen Sieg bei St. Gotthard im J. 1664 erfechten halfen. Dieſer Sieg führte zum Frieden, und Montecuculi wurde durch die Präſidentenſtelle des kaiſerlichen Kriegsraths belohnt. Als einige Zeit darauf der Krieg zwiſchen Frankreich und dem Reiche wieder ausgebrochen war, trat 1673 Montecuculi an die Spitze der Truppen, welche ſich den Fortſchritten der Franzoſen widerſetzen ſollten. Die Einnahme von Bonn und die Vereinigung ſeiner Armee mit der Armee des Prinzen von Oranien, trotz Turenne und Condé, erwarben ihm großen Ruhm und hemmten Ludwigs XIV. Fortſchritte. Man nahm ihm dennoch im folgenden Jahre das Commando, aber 1675 erhielt er es wieder, um am Rhein Turenne die Spitze zu bieten. Montecuculi war allein ein würdiger Gegner jenes großen Feldherrn. Beide, ſagt ein berühmter Geſchichtſchreiber, hatten den Krieg zu einer Kunſt gemacht. Vier Monate wandten ſie an, um einander zu folgen und zu beobachten. Jeder urtheilte über das, was ſein Gegner thun werde, nach dem, was er an ſeiner Stelle thun würde; und ſie täuſchten ſich nie. Sie ſetzten einer dem andern Geduld, Liſt und Thätigkeit entgegen. Die Meiſter der Kunſt bewunderten die geiſtreichen und tiefen Manoeuvres der beiden Helden, ohne zu ſehn, wohin ſie führen würden, als eine Kanonenkugel den franzöſiſchen Feldherrn tödtete, und ſo den glänzenden Schauplatz entblößte. In dem Briefe an den Kaiſer, worin Montecuculi von dem Tode ſeines großen Nebenbuhlers ſpricht, ſetzt er hinzu, daß er nicht umhin könne, den Verluſt eines Mannes zu beklagen, welcher der Menſchheit ſo ſehr zur Ehre gereichte. Dieſe Worte hatte er bei

der Nachricht von dem Tode Turenne's mehreremale wiederholt. Nur der Prinz Condé konnte Montecuculi die Ueberlegenheit ſtreitig machen, die ihm der Tod von Turenne gab. Anfangs zwar erlitt dieſer Fürſt am Rhein einige Verluſte, bald aber hielt er den kaiſerlichen Feldherrn auf, welcher dieſen letzten Feldzug als den glorreichſten ſeines Lebens betrachtete, nicht weil er Sieger geweſen, ſondern weil er nicht beſiegt worden. Der Vertheidigungskrieg, ſagte er, erfordert mehr Kenntniß, mehr Vorſicht, als die Offenſive; der geringſte Fehler iſt hier tödtlich; und die Unfälle werden durch die Furcht vermehrt, welche das Mikroſcop der Uebel iſt. Montecuculi verlebte den Reſt ſeiner Tage am kaiſerlichen Hofe im Umgange mit Gelehrten. Er beſchützte die Wiſſenſchaften und trug dazu bei, daß eine Akademie für die Naturforſchung geſtiftet wurde. Montecuculi ſtarb zu Linz 1680 an einer Wunde, die er von einem herabgeſtürzten Balken empfangen hatte. Er verſtand nicht nur Krieg zu führen, ſondern auch ſehr gut darüber zu ſchreiben. Seine Memoiren, die er italieniſch ſchrieb, ſind für den Militär, was die Aphorismen des Hippokrates für den Arzt ſind. Sie ſind gelehrt und gründlich, kurz und deutlich. Nachdem ſie früher nur in einer franzöſiſchen Ueberſetzung bekannt waren, hat Ugone Foſcolo auch das italieniſche Original herausgegeben. (Mailand, 1807—8 2 Bde Fol.)

Montemayor (Jorge de), ein berühmter caſtilianiſcher Dichter, geboren um 1520 zu Monte-Mayor, woher er den Namen annahm. Dieſe Stadt gehörte unter Coimbra im Königreich Portugal. Montemayor verdankte dem Studium nichts, aber er wurde dafür einigermaßen durch ſein angebornes Genie entſchädigt. Er verſtand vollkommen mehrere lebende Sprachen und überſetzte ſie mit eben ſo viel Leichtigkeit als Vollkommenheit. In ſeiner Jugend betrat er die militäriſche Laufbahn, obgleich ſeine Neigung ihn einzig zur Muſik und Poeſie hinzog. Darauf begab er ſich nach Caſtilien und ließ ſich, von allen andern Erwerbsmitteln entblößt, als Muſiker in die Capelle aufnehmen, die Philipp II. auf ſeiner Reiſe nach Deutſchland, Italien und den Niederlanden begleitete. Nach ſeiner Rückkehr ſcheint er in Leon gelebt zu haben; hier dichtete er ſeine **Diana**. Die Königin Catharine, Schweſter Carls V. und Regentin dieſes Reichs berief den Dichter zu ſich und ertheilte ihm einen ſehr ehrenvollen Poſten an ihrem Hofe. Aus einer von Francisco Marcos Dorantes gedichteten Elegie, die ſich in allen Ausgaben der Diana findet, erſieht man, daß er ſchon im J. 1562 ſeine Laufbahn endigte. Obgleich von Geburt ein Portugieſe, wird Montemayor doch in der ſpaniſchen Literatur genannt, da er in der caſtilianiſchen Sprache geſchrieben hat. Er war durch ſeine berühmte **Diana** der Erfinder des ſpaniſchen Schäferromans. Cervantes, der gültigſte Beurtheiler von Dichterwerken, nennt die Diana das ſchönſte Muſter ihrer Gattung. Außerdem beſitzen wir von ihm eine Gedichtſammlung (cancionero) und die Werke des Troubadouren Auſias March.

Montenegriner heißen die Bewohner des Gebirges **Monte negro** (der ſchwarze Berg in der Landesſprache Tſchernagora), in der türkiſchen Provinz Albanien, welches ſich von der Seeküſte bei Antivari an gegen Bosnien hin erſtreckt. Sie ſind ein freies Räubervolk, das 15,000 waffenfähige Männer haben ſoll, zwar unter der Oberherrſchaft der Türken ſteht, aber wegen der natürlichen Be-

ſchaffenheit des Landes, das auf 150 Q. M. in 116 Dörfern 60,000 Einw. hat, nie ganz von ihnen hat bezwungen werden können. Die Montenegriner haben vielmehr den Türken, durch öftere Einfälle in das Gebiet derſelben, viel Schaden zugefügt. Sie ſprechen illyriſch-ſlavoniſch, ſind der griechiſchen Religion zugethan, und haben ihren eignen Patriarchen. Der Hauptort ihres Landes iſt Atigne. Im J. 1767 trat ein Abenteurer, Steffano Piccolo, unter ihnen auf, der ſich für den ruſſiſchen Kaiſer Peter III. ausgab, und einen Aufſtand anſtiftete, der nur nach großem Blutvergießen gedämpft werden konnte.

Montenotte, ein Berg und 2 Dörfer im ſardiniſchen Fürſtenthum Piemont, an der Grenze von Genua, in deſſen Nähe Buonaparte am 11. April 1796 einen Sieg über die Oeſterreicher erfocht, dem bald mehrere andere folgten. Ein Departement des franzöſ. Reichs führte den Namen des Depart. von Montenotte ſeit 1805.

Montereau (Gefecht bei), am 18. Februar 1814 von Napoleon gegen das 4. Corps der alliirten Hauptarmee unter dem Befehl des Kronprinzen von Würtemberg geliefert. — Die verbündeten Heere gingen im Anfange des Februars in einem großen Halbkreiſe, deſſen Mitte ungefähr Troyes war, auf dem linken Ufer der Seine und beiden Ufern der Marne gegen Paris vor; Napoleon bewegte ſich auf der Sehne und den Radien dieſes Halbkreiſes, und man kann ihm das Lob, dieſe Stellung geſchickt benutzt zu haben, nicht verſagen. Nachdem er bei Champaubert das Corps von Olſuſiew vernichtet, den Corps von York und Sacken bei l'Epine und Marchais, dem von Kleiſt bei Joinvillers bedeutende Verluſte zugefügt hatte, wendete er ſich gegen Wittgenſtein und ſchlug deſſen Avantgarde unter Pahlen bei Mormant und Nangis. Theils um die Verfolgung der ſchleſiſchen Armee zu hemmen, theils um auch den Rückzug des ganzen verbündeten Heeres bei Troyes zu ſichern, wurden vom linken Flügel der Kronprinz von Würtemberg und General Wrede vorwärts dirigirt. Was der Letztere für dieſen Zweck gethan, liegt außer den Grenzen dieſer Darſtellung; der Erſtere, der am 10. Februar Sens genommen, und von da über Pont ſur Yonne nach Bray vorgegangen war, wurde angewieſen, Montereau auf dem linken Ufer der Seine, wo die Yonne in dieſen Fluß fällt, aufs äußerſte zu halten. — Die Erhaltung dieſes Punctes iſt von dem Beſitz eines eine Stunde jenſeits der Seine beim Schloſſe Surville befindlichen Höhenzugs abhängig, welcher, zwar zur Vertheidigung geeignet, den Uebelſtand hat, daß der Rückzug durch das Defilee der Stadt und Brücke führt. Der Kronprinz hatte ſich am Morgen des 18. hier aufgeſtellt — ungefähr mit 20,000 Mann, dem Würtembergiſchen Corps und drei Diviſionen Oeſterreicher — Cavaleriepoſten bis Sivry und Bulains vorgeſchoben, als er um 10 Uhr vom General Chateau angegriffen ward. Dieſer Angriff wurde nach einem hitzigen Gefechte gegen Mittag gänzlich abgewieſen. Der Feind verſtärkte ſich indeß immer mehr (es langten nämlich die übrigen Diviſionen des Victorſchen Corps an, welches vom General Gerard commandirt ward, da Napoleon unwillig, daß Victor nicht ſeinem Befehle gemäß ſchon am 17. angegriffen, ihm das Commando genommen hatte), doch ward ein zweiter Angriff zwiſchen Surville und Villaron durch eine kräftige Bajonnetattake vereitelt. Die Franzoſen begnügten ſich jetzt, das Gefecht durch Tirailleur- und Kanonenfeuer zu erhalten, welches ihnen um ſo eher gelingen mußte, da ſie immer mehr Truppen und Artillerie in Thätigkeit brachten

(Napoleon langte mit beträchtlichen Abtheilungen Nachmittags 3 Uhr auf dem Wahlplatze an). Die Würtemberger, die ſich mit der rühmlichſten Entſchloſſenheit geſchlagen hatten, litten durch dieſe Kanonade faſt mehr als durch das vorherige Gefecht, beſonders weil der größere Theil ihrer Artillerie bald demontirt ward. Als überdies der linke Flügel durch einen Cavallerieangriff unter General Pajol umgangen und geworfen war, befahl der Kronprinz den Rückzug, der unter der heftigſten Verfolgung und mit großem Verluſt, da die Brücke von Montereau im feindlichen Geſchützfeuer paſſirt werden mußte, erfolgte. Durch die Bravour einiger Bataillone, welche ſich dem Feind in den Straßen der Stadt entgegen warfen, ward es möglich, die Ordnung der rückgehenden Truppen wiederherzuſtellen; das Corps bivouacquirte bei Bazoches, die Arrieregarde bei Latombe. Das Heer der Alliirten ſetzte ſeinen Rückzug bis zum 22. unverfolgt fort, und dies war das einzige günſtige Reſultat dieſes Gefechts, in welchem ſich die würtembergiſchen und öſterreichiſchen Truppen unendlich ausgezeichnet haben. Bei der Uebermacht der Gegner, welche am beſten daraus hervorgeht, daß ſie ſelbſt angeben, 60 Kanonen ins Gefecht gebracht zu haben, darf es nicht befremden, wenn ſie 4000 Todte, Verwundete und Vermißte zählten, der größte Theil ihrer Artillerie demontirt war, und mehrere Stücke dem Feinde überlaſſen werden mußten. Dieſer hatte indeß auch nicht unbeträchtlich verloren, der General Chateau war geblieben.

Monteſpan, ſ. Rochechouart.

Montesquieu (Charles de Secondat, Baron de la Brede et de), ſtammte aus einer vornehmen Familie von Guienne, und war den 18. Jan. 1689 auf dem Schloſſe Brede bei Bordeaux geboren. Früh entwickelte ſich ſein philoſophiſcher Geiſt. Schon in einem Alter von zwanzig Jahren ſammelte er Materialien zu ſeinem Esprit des lois. Ein Oheim, welcher Präſident des Parlaments von Bordeaux war, hinterließ dem Jünglinge ſein Vermögen und Amt. Im J. 1721 trat er zuerſt mit ſeinen Lettres persanes, die er auf dem Lande angefangen, und in den Erholungsſtunden, welche ihm ſeine Amtsgeſchäfte ließen, beendigt hatte, öffentlich auf. Dieſes bei einem Scheine von Leichtigkeit gründliche Werk kündigte bereits einen ausgezeichneten Schriftſteller an. Er liefert darin das lebendigſte und wahrſte Gemählde der franzöſiſchen Sitten; mit leichtem und keckem Pinſel ſchildert er Lächerlichkeiten, Vorurtheile und Laſter, und weiß Allem einen originellen Charakter zu geben. Indeß ſind nicht alle Briefe von gleichem Werth; einige enthalten auch Paradoxen und zu derbe Satyren auf Ludwig XIV. und ſeine Regierung. Dieſe Briefe öffneten Montesquieu die franzöſiſche Akademie, obgleich gerade dieſes Inſtitut wenig darin geſchont wird, und der Cardinal Fleury, den die Spöttereien des Perſers über die chriſtliche Religion mit Recht verdroſſen hatten, ſich ſeiner Aufnahme widerſetzte. Die Rede, welche er bei ſeinem Eintritte hielt, war kurz, aber kräftig und ideenreich. Die Abſicht, welche Montesquieu hatte, in ſeinem Esprit des lois die Nationen zu ſchildern, nöthigte ihn, ſie gründlich zu ſtudiren. Er beſuchte dem gemäß Deutſchland, Ungarn, Italien, die Schweiz und Holland, und verweilte gegen zwei Jahre in England. Das Reſultat ſeiner Beobachtungen war, daß Deutſchland geeignet ſei, um daſelbſt zu reiſen, Italien, um daſelbſt zu verweilen, England, um daſelbſt zu denken, und Frankreich, um daſelbſt zu leben. Nach ſeiner Rückkehr in ſein Vaterland legte er die

letzte Hand an ſein Werk: Sur la cause de la grandeur et de la décadence des Romains. Sehr feine Bemerkungen und treffende Schilderungen gaben dieſem oft behandelten Gegenſtande den Werth der Neuheit. Der Verfaſſer findet die Urſache der Größe der Römer in der Liebe zur Freiheit, zur Arbeit und zum Vaterlande; in der Strenge der Militärdisciplin; in dem Grundſatze, nur nach erfochtenen Siegen Frieden zu ſchließen. Die Urſachen ihres Verfalls findet er in der Vergrößerung des Reichs; darin, daß man ſo vielen Nationen das Bürgerrecht bewilligte; in dem durch den Luxus Aſiens verurſachten Sittenverderbniß; in den Proſcriptionen des Sulla; in der Nothwendigkeit, worin die Römer waren, mit der Regierung auch die Grundſätze zu verändern; in der Reihe von Ungeheuern, die von Tiberius bis auf Conſtantin faſt ununterbrochen regierten; endlich in der Verlegung der Reſidenz und in der Theilung des Reichs. Der männliche Geiſt, der in dieſem Werke glänzt, erſcheint noch mehr in dem Esprit des lois, welcher 1748 herauskam. In dieſem Werke, das mehr den Geiſt der Nationen als der Geſetze darſtellt, unterſcheidet der Verfaſſer drei Arten der Regierungsform: die republicaniſche, monarchiſche und despotiſche, und zeigt, daß die Geſetze den Principien dieſer Formen angemeſſen ſein müſſen. Die Unterſcheidung iſt von großer Wichtigkeit, und führt den Verfaſſer auf eine Menge von Folgerungen. Die Schreibart, ohne immer genau zu ſein, iſt kraftvoll. Man kann dieſes Werk das Geſetzbuch des Völkerrechts und ſeinen Verfaſſer den Geſetzgeber des Menſchengeſchlechts nennen. Man fühlt, daß es aus einem freien, das Menſchengeſchlecht mit Liebe umfaſſenden Herzen entſprungen iſt. In Rückſicht auf dieſe Geſinnungen hat man es Monteſquieu verziehn, daß er Alles auf ein Syſtem zurückführen wollte, daß er dem Clima und den phyſiſchen Urſachen vor den moraliſchen zu viel Einfluß zugeſchrieben, daß er ein unregelmäßiges Ganzes geliefert und allzuoft von dem Einzelnen auf das Allgemeine geſchloſſen hat. Dagegen war man unzufrieden, in dieſem Meiſterwerke zu lange Abſchweifungen über die Lehnsgeſetze, Zeugniſſe unzuverläſſiger Reiſender, Paradoxen ſtatt Wahrheiten, Scherze ſtatt Reflexionen zu finden. Man hat ihm Unbeſtimmtheit, Mangel an Zuſammenhang und geſuchte Wendungen vorgeworfen. Allein wenn er nicht immer den Grammatikern genügt, gibt er doch ſtets den Philoſophen zu denken. Niemand hat ſo tief wie Monteſquieu nachgedacht über die Natur, Principien, Sitten, Clima, Umfang, Macht und eigenthümlichen Charakter der Staaten, über die guten und ſchlechten Geſetze, über die Wirkungen der Strafen und Belohnungen, über Religion, Erziehung und Handel. Nichts deſto weniger fehlte es nicht an ſtrengen Kritiken; eine derſelben, von dem Abt Bonnaire, beantwortete er mit ſeiner Défense de l'Esprit des lois. Deſtutt de Tracy (Graf und Pair von Frankreich) ſchrieb 1819 einen trefflichen Commentaire sur l'esprit des lois. Er ſtarb den 15. Februar 1755. Ob er gleich von Natur ökonomiſch war, verſtand er doch auch großmüthig zu ſein. Die wohlthätige Handlung, die er zu Marſeille ausübte, indem er einem jungen Schiffer ſeine Börſe gab und insgeheim eine Summe anwies, um den Vater des Unglücklichen, der den Corſaren in die Hände gefallen war, loszukaufen, iſt durch die Zeitungen bekannt geworden und hat zu dem Schauſpiele: Le Bienfait anonyme, Anlaß gegeben. Seine Sanftmuth, Heiterkeit und Artigkeit waren ſtets gleich; ſeine Unterhaltung leicht, lehrreich und anziehend. — Man

hat nach ſeinem Tode zu London eine Sammlung ſeiner Werke 1759 in 3 Quartbänden herausgegeben; im J. 1788 erſchien eine gute Ausgabe in 5 Octavbänden, womit man den 1798 erſchienenen Band der Oeuvres posthumes verbinden muß. Die vollſtändigſten Ausgaben ſind die Basler von 1799 in 8 B. und die Pariſer von 1796 in 5 B. Es finden ſich darin noch andere Schriften von Monteſquieu, z. B. der Temple de Gnide, eine Art von Gedicht in Proſa, das zwar bei ſeiner Erſcheinung (1727) Glück machte, im Grunde aber nur ein mit anmuthigen Zügen durchwebter Gemeinplatz iſt. La Harpe's Kritik iſt hart, aber gerecht. Eine Geſchichte Ludwigs XI., welche Monteſquieu abgefaßt hatte, ging dadurch verloren, daß der Verfaſſer ſie aus Irrthum verbrannte. Von ſeinen Lettres familières, welche 1767 erſchienen, gewähren mehrere eine intereſſante Lectüre.

Monteſquiou, Abbé, Pair von Frankreich und Mitglied der franz. Akademie, hat in der Geſchichte der franzöſiſchen Revolution eine bedeutende Rolle geſpielt. Er iſt 1757 geboren, widmete ſich dem geiſtlichen Stande, zeichnete ſich früh durch Genie und Talente aus, und wurde zum Mitglied der conſtituirenden Verſammlung gewählt, in welcher er ſich durch Beredtſamkeit und Mäßigung auszeichnete. Nach dem 10. Auguſt und 2. September (1792) verließ er Frankreich, ging nach England und kam erſt nach Robespierre's Sturz nach Paris zurück. Er war hier einer der geheimen Agenten der Bourbons und hatte den Muth, Bonaparte ein Memoire des jetzigen Königs Ludwig XVIII. einzuhändigen, in welchem ihm die Gefahren der Uſurpation und die Vortheile der Legitimität eindringlich vorgeſtellt wurde. Monteſquiou wurde bald darauf nach Monaco exilirt. Bei der erſten Reſtauration im April 1814 wurde er, der inzwiſchen nach Paris zurückgekehrt war, Mitglied der erſten proviſoriſchen Regierung und dann vom König an die Spitze der Commiſſion geſtellt, welche die Conſtitution entwerfen ſollte, die er dem franzöſiſchen Volke zu geben gedachte. Monteſquiou ſoll auch als der Hauptverfaſſer der Charte betrachtet werden können. Er wurde dann Miniſter des Innern, zeigte ſich aber dieſem wichtigen Poſten, der auch eine große äußere Thätigkeit erheiſcht, in den ſchwierigen Verhältniſſen der Jahre 1814 und 1815 bei der Rückkehr Napoleons von Elba nicht gewachſen. Im J. 1816 wurde er in die franzöſiſche Akademie aufgenommen.

Monte Video, befeſtigte Stadt in Südamerika, auf einer Halbinſel unweit der Mündung des la Plata, in der Provinz Buenos Ayres, des ſpaniſchen Vicekönigreichs Rio de la Plata. Sie iſt gut gebaut und hat eine Citadelle, einen vortrefflichen Hafen und 16,000 Einwohner, welche einen lebhaften Handel mit Landesproducten, beſonders mit Talg, Fiſchen, Getraide und Rindshäuten treiben, da die Schiffe, deren viele aus dieſem Hafen auslaufen, ſich hier auf mehrere Monate ihre Lebensbedürfniſſe anſchaffen und meiſtens Ochſenhäute, oft 20,000 Stück für Europa mitnehmen. Im J. 1816 haben portugieſiſche Truppen dieſe Stadt in Beſitz genommen, und halten ſie bis jetzt beſetzt, wiewohl mit Widerſpruch der ſpaniſchen Regierung. (S. ſüdamerikaniſche Revolution.)

Montezuma, war Kaiſer von Mexiko, als Cortez im J. 1518 in dies Reich einfiel. Jene kriegeriſchen Thiere, auf welchen

ein Theil der Spanier ritt, jener künſtliche Donner, der ſich unter ihren Händen bildete, und in weiter Entfernung tödtete, jene hölzernen Schlöſſer, welche ſie über das Meer gebracht, das Eiſen, worein ſie gekleidet waren, alles dies waren den Mexikanern ſo unerklärliche Wunder, daß Cortez mit ſeinem kleinen Heere bis in die Stadt Mexiko vordrang, und daſelbſt von Montezuma als ſein Gebieter, von den Einwohnern aber als ein Gott aufgenommen wurde. Nach und nach entdeckte man jedoch die menſchliche Natur der Ankömmlinge. Montezuma, der ſich ihrer nicht durch Gewalt entledigen konnte, ſuchte ſie durch Freundſchaftsbezeigungen in Mexiko ſicher zu machen, während er auf ihre Vernichtung ſann. Eine Abtheilung der Spanier war zu Vera-Cruz. Ein Feldherr des Kaiſers, der geheimen Befehl dazu hatte, griff ſie an und tödtete, obgleich er zurückgeſchlagen wurde, drei bis vier Spanier. Der Kopf eines derſelben wurde an Montezuma geſchickt, um ihn unwiderſprechlich von der Sterblichkeit der Spanier zu überzeugen. Auf die Nachricht davon eilte Cortez mit 50 Spaniern zu dem Kaiſer, und bewog ihn durch Schmeicheleien und Drohungen, ſich in ſeine Wohnung zu begeben. Er ließ ihn darauf in Feſſeln werfen, und zwang ihn, die Oberherrlichkeit Carls V. anzuerkennen. Zum Zeichen ſeiner Unterwürfigkeit gab Montezuma einen Tribut von 600,000 Mark reinen Goldes. Bald aber wurde er ein Opfer ſeiner Nachgiebigkeit. Die Mexikaner, empört über die Gefangenſchaft ihres Kaiſers, machten einen Angriff auf Cortez Stellvertreter, Alvara. Montezuma wollte ſich ſeinem Volke zeigen, um den Aufruhr zu ſtillen. Die Mexikaner aber, die nur einen Sclaven der Spanier in ihm erblickten, begrüßten ihn mit einem Steinregen. Er wurde verwundet von den Spaniern weggeführt und verbunden; aber untröſtlich über die von ſeinen eignen Unterthanen erlittene Beſchimpfung, riß er den Verband ab, und ſtarb bald darauf, im J. 1520. Er hinterließ zwei Söhne und drei Töchter, welche die chriſtliche Religion annahmen. Der älteſte erhielt von Carl V. den Titel eines Grafen von Montezuma.

Montfaucon (Bernard de), ein berühmter franzöſiſcher Alterthumsforſcher, war 1655 auf dem Schloſſe Soulage in Languedoc geboren, und widmete ſich in ſeiner Jugend den Waffen. Nach dem Tode ſeiner Aeltern aber zog er ſich aus der Welt zurück und wurde 1675 Benedictiner in der Congregation von Saint-Maur. Seine Talente erwarben ihm bald, ſowohl in ſeinem Orden als in ganz Europa, einen berühmten Namen. Mit gleichem Eifer umfaßte er die Philoſophie, Theologie, bibliſche und Profangeſchichte, alte und neue Literatur, todte und lebendige Sprachen. Im J. 1698 machte er eine gelehrte Reiſe nach Italien, um die dortigen Alterthümer zu ſehen und die ihn bei ſeinen Arbeiten nützlichen alten Handſchriften zu unterſuchen. Am längſten verweilte er zu Rom. Papſt Innocenz XII. und die vornehmſten Prälaten nahmen ihn mit Auszeichnung auf. Nachdem Montfaucon ſeine Nachforſchungen beendigt hatte; und 1701 nach Paris zurückgekehrt war, gab er daſelbſt ſein Diarium italicum heraus, worin er eine genaue Beſchreibung mehrerer alten Denkmäler und Nachrichten von vielen bis dahin noch unbekannten griechiſchen und lateiniſchen Handſchriften liefert, und beſchäftigte ſich unabläſſig bis an ſeinen Tod mit gelehrten Arbeiten. Wenige Gelehrte ſind ihm an Fleiß

und Fruchtbarkeit an die Seite zu ſtellen. Die Zahl ſeiner Werke in Folio ſteigt allein auf 44. Wir nennen von ſeinen Schriften nur 1 Analecta graeca, gemeinſchaftlich mit Pruget und Lopin; 2. Palaeographia graeca, ein treffliches Werk; 3. L'Antiquité expliquée et representée en figures, Paris 1719 u. ff. (lateiniſch und franzöſiſch). Dieſes Werk, das mit den Supplementen aus 15 Foliobänden beſteht und gegen 1,200 Kupferplatten, worauf 30, bis 40,000 Figuren abgebildet ſind, enthält, trägt allerdings Spuren der Flüchtigkeit, womit es geſammelt wurde, an ſich; nichts deſto weniger enthält es eine Menge von Dingen, die man anderswo vergebens ſuchen würde, und wird täglich von den Gelehrten citirt (es gibt auch einen deutſchen Auszug von Schatz und Semmler, Nürnb. 1797, umgearbeitet von Roth, Nürnb. 1807.); 4. eine Ausgabe des Johannes Chryſoſtomus und des heiligen Anaſtaſius. — Montfaucon hat zu viel geſchrieben, um ſeinem Styl immer die gehörige Reinheit und Eleganz zu geben. Als gelehrter Sammler hat er die entſchiedenſten und bleibendſten Verdienſte. Er ſtarb in der Abtei St. Germain des Prés zu Paris 1741.

Montgelas (Maximilian Joſeph, Graf von), gehört unſtreitig in die Reihe der erſten Staatsmänner Deutſchlands, die in ihrem öffentlichen Wirkungskreiſe eben ſo rühmwürdig, als in ihren Privatverhältniſſen durch vielſeitige Geiſtesbildung muſterhaft und achtungswürdig erſcheinen. Montgelas ward als Sohn einer bayeriſchen Mutter und eines Vaters, der churfürſtlich bayeriſcher General war, 1759 in München geboren. Das Geſchlecht ſeiner Voráltern (genannt Garnerin, Herren von Thuiller, Freiherren von Montgelas) ſtammt aus Savoyen; Franz Garnerin de la Thuiller, ſein Urältervater, war Staatsrath und Parlamentspräſident zu Chambery. Nach dem Genuſſe einer zweckmäßigen häuslichen Erziehung, und eines vortheilhaften Gymnaſialunterrichts in München, bei welchem ſich die hervorſtechenden Talente ſeines Geiſtes ſichtbar und glücklich entwickelten, reiſte er nach Frankreich, um dort die höheren Studien zu treiben, und bereicherte ſich mit Kenntniſſen in allen Fächern der Rechtsgelehrſamkeit, vorzüglich aber durch das Studium aller Zweige der Geſchichte, in deren Heiligthum er durch den gelehrten Profeſſor Koch zu Straßburg eingeführt wurde. Nach Vollendung ſeiner akademiſchen Studien erhielt Montgelas im J. 1777 eine Hofrathsſtelle in München; 1779 ward er churfürſtlicher Kämmerer und Büchercenſurrath. Als er ſich 1785 von München wieder trennte, wanderte er nach Zweibrücken, wo ihn der damals regierende Herzog Carl II. von Zweibrücken zum Hofcavalier annahm. Letzterem folgte in der Regierung deſſen Bruder, Maximilian Joſeph, jetziger König von Bayern, welcher den Freiherrn von Montgelas ſchon früher in ſeine Dienſte genommen hatte. Dieſes verſchaffte dem jungen thätigen Manne die erwünſchte Gelegenheit, durch ſeine tiefen Einſichten, ſeine Gewandtheit in Geſchäften und kluge Berathungen, dem Herzoge, der damals wegen franzöſiſcher Einmiſchungen in ſein Erbe in keiner beneidenswerthen Lage war, gleich anfangs treffliche Dienſte zu leiſten. Einige Tage nach dem Hintritte des Churfürſten Carl Theodor, den 16. Februar 1799, zog Montgelas, in Begleitung ſeines Herrn, als neuen Churfürſten von Pfalzbayern, in München ein, und wurde zum Miniſter der auswärti-

gen Verhältniſſe ernannt. Von nun an erſcheint er als treuer, weiſer Rathgeber ſeines Regenten in allen wichtigen Angelegenheiten des Staats; im J. 1802 ward er zum churfürſtlichen Commiſſär ernannt bei den Maltheſerordens-Verhandlungen mit Rußland, und im nämlichen Jahre zu dem pfalzneuburgiſchen Landtage beordert, 1803 ward ihm die concentrirte Finanzverwaltung der churfürſtlichen Staaten, und 1804 und 1807 die Commiſſion bei Schließung einer Convention über die Freizügigkeit der Penſionen mit Oeſterreich übertragen; 1806 ward er zum Miniſter des Innern, dann zum Bevollmächtigten bei Schließung des Tractats zwiſchen den Königreichen Bayern und Italien in Bezug auf Feſtſetzung der Militärlinien in dem italieniſchen Tyrol, als Gränze des Königreichs Italien; 1807 zum Commiſſär bei verabredeter Aufhebung des in den königlich baieriſchen und k. k. öſterreichiſchen Staaten auf das Vermögen der Privaten und beſtehenden Stiftungen gelegten Sequeſters; 1808 zum Bevollmächtigten bei einer mit Oeſterreich zu ſchließenden Convention über die freie Benutzung der Familien- oder Localſtiftungen, und 1809, nach dem Tode des Finanzminiſters, Freiherrn von Hompeſch, zum Miniſter der Finanzen ernannt. Dieſe wichtigen Aemter verwaltete Montgelas bis zum Jahr 1817, wo der König ihm erlaubte, ſich in den Ruheſtand zurückzuziehen. Er machte bald darauf eine Reiſe durch die Schweiz und Savoyen. 1819 nahm er in der erſten Kammer (der Reichsräthe) an der bayeriſchen Ständeverſammlung Antheil. In der Ueberzeugung von der bewährteſten Treue und Anhänglichkeit und von den wichtigſten Dienſten, die Montgelas in allen Zweigen der äußern und innern Staatsverwaltung, ſelbſt in den gefahrvollſten Zeiten (namentlich von dem Jahre 1809 an, ſeit welchem ihm der König bei ſeiner mehrmaligen Entfernung von ſeinen Staaten die unumſchränkte Vollmacht in der Geſchäftsführung mehrmals übertrug), dem Vaterlande geleiſtet, hat ſein König ihn 1810 in den Grafenſtand erhoben. Schon früher war er zur dankbaren Auszeichnung mit den Inſignien des Großkreuzes und Großkanzlers der königlichen Orden vom heil. Hubertus und der bayeriſchen Krone, dann des Ehren-Großkreuzes des heil. Johanniterordens, eines Großkreuzes der franzöſiſchen Ehrenlegion und des königlich ſächſiſchen Kronordens, und eines Großcommandanten des Ordens der weſtphäliſchen Krone u. a. geſchmückt worden.

Montgolfier (Jacques Etienne), berühmt durch ſeine Erfindung des Aëroſtats. Er iſt 1747 zu Annonay im Vivarais geboren, wo ſein Vater (der 1793 ſtarb) eine anſehnliche Papiermanufactur beſaß. Er legte ſich früh auf das Studium der Mathematik, Mechanik, Phyſik und Chemie. Er betrieb mit ſeinem Bruder Joſeph die Papiermanufactur, welche ſich bald durch ganz vorzügliche Leiſtungen und beſonders durch die Erfindung des Velinpapiers auszeichnete. Den erſten Gedanken zu ſeiner Luftmaſchine ſoll ihm ein Zufall eingegeben haben. Nach Einigen bemerkte er, daß ein über einen Kaffeetopf gelegter papierner Deckel in die Höhe getrieben wurde. Nach Andern war es ein Weiberrock, den Montgolfier auf einen dort zum Wäſchetrocknen gebräuchlichen Korb gelegt hatte, und welcher durch die von der Hitze verdünnte Luft bis an die Decke des Zimmers gehoben wurde. Noch Andere behaupten, daß Betrachtungen über das Aufſteigen des Rauchs und der Wolken ihn darauf geführt haben. Wie dem nun ſei, er machte

1782 ſeine erſten Verſuche mit Bällen von grauem Papier, welche ihn nach und nach zur völligen Endeckung des unter dem Namen Montgolfiere bekannten Luftſchiffes führten (ſ. d. Art. Aëroſtat). Sein 1783 in Paris mit der erſten großen Montgolfiere glücklich angeſtelltes Experiment verſchaffte ihm den Eintritt in die Akademie der Wiſſenſchaften, eine Penſion von 2000 Livres und den St. Michaelsorden, und überall ertönte der Name Montgolfier. Er ſtarb den 17. Juli 1799. Sein Bruder, Joſeph Montgolfier, geboren zu Annonay 1740, der ihm in dieſer Entdeckung thätig an die Hand gegangen, war ebenfalls ein guter Mechaniker, und hat ſich auch durch mehrere eigne Erfindungen, worunter beſonders die der Waſſerſchraube (belier hydraulique), welches das Waſſer bis auf 60 Fuß hebt, und mehrere Mittel zur Vervollkommnung des Papiers berühmt gemacht. Man hat drei Schriften von ihm, über die aëroſtatiſche Maſchine und die Luftreiſen. Er zeichnete ſich durch ſeine, keine Gefahr achtende Menſchenliebe, Kaltblütigkeit und Leibesſtärke, wie durch ſeine geiſtigen Vorzüge aus, begab ſich, als die Revolutionsſtürme ſein Gewerbe ſtörten, nach Paris, wartete friedlich die Wiederkehr der Ordnung ab, und fand in Paris die gebührende Belohnung ſeiner Verdienſte, indem man ihn beim Büreau der Künſte und Manufacturen, ferner als Adminiſtrator am Kunſt- und Gewerbsconſervatorium anſtellte, und zum Mitglied des Inſtituts und der Ehrenlegion ernannte. Er iſt 1810 in Balaruc geſtorben.

Montgommery (Gabriel Graf von), ein franzöſiſcher Ritter, berühmt durch ſeine Tapferkeit und durch ſeine Schickſale. Er ward in ſeiner Jugend die unſchuldige Urſache an dem Tode Heinrichs II. Dieſer Fürſt hatte in einem Tournier am 26. Junius 1559, das bei der Vermählung ſeiner Tochter Eliſabeth mit dem Könige Philipp von Spanien gegeben wurde, bereits mehrere Lanzen gebrochen, als er noch einen Gang mit dem jungen Montgommery, damals Lieutenant der ſchottiſchen Garde, machen wollte. Als habe er eine böſe Ahnung, weigerte ſich Montgommery mehrmals, und gab erſt nach, als der König unwillig wurde. Seine Lanze traf ſo heftig auf das Viſir des Königs, daß daſſelbe aufſprang und ein Splitter der Lanze in das rechte Auge des Königs drang. Der König ſtarb nach eilf Tagen, verbot aber, Montgommery im geringſten wegen dieſes Vorfalls zu beunruhigen. Dieſer zog ſich auf ſeine Güter in die Normandie zurück, ging ſodann auf Reiſen und kam zur Zeit der erſten bürgerlichen Kriege nach Frankreich zurück, wo er als eins der Häupter der Proteſtanten auftrat. Er vertheidigte 1562 Rouen mit hohem Muthe gegen die königliche Armee. Als die Stadt endlich erſtürmt worden, flüchtete er ſich glücklich nach Havre. Zur Zeit der Bartholomäusnacht 1572 war Montgommery zu Paris. Er wurde noch zeitig genug benachrichtigt, um ſich retten zu können, und ging nach England. Im folgenden Jahre führte er eine bedeutende Flotte, welche er zum Theil ſelbſt ausgerüſtet hatte, zum Beiſtand von Rochelle herbei, das von den Catholiken belagert wurde, jedoch ohne Erfolg. Im J. 1573 ging Montgommery nach der Normandie und verband ſich mit dem proteſtantiſchen Adel dieſer Provinz. Nach verſchiedenen Gefechten wurde er genöthigt, ſich in das Schloß Domfront zu werfen, wo der königliche General Matignon ihn, nach einer tapfern Gegenwehr, am 27. Mai 1574 überwältigte und zum Gefangenen machte.

Wider ſeinen Willen mußte Matignon, auf Befehl der Catharine von Medicis, den gefangenen Montgommery nach Paris liefern, wo ihm der Prozeß gemacht, und er am 26. Junius 1574 auf dem Greveplatze enthauptet wurde. Er bewies bei ſeiner Hinrichtung den größten Heldenmuth. Seine hinterlaſſenen neun Söhne zeigten ſich alle als tapfere Krieger.

Montholon (Graf), mit ſeiner Gemahlin freiwilliger Theilnehmer des Exils Bonaparte's auf St. Helena, ſtammt aus einer angeſehenen Familie her, widmete ſich frühzeitig den Waffen und wurde zuerſt den 18. Brumaire als Adjutant Bonaparte's genannt. Seitdem war ſein Schickſal von dem Schickſale Napoleons unzertrennlich. Er begleitete ihn auf allen ſeinen Feldzügen und zeichnete ſich in den großen Schlachten von Auſterlitz, Jena, Friedland und Wagram rühmlichſt aus. Montholon wurde dann zum Kammerherrn ernannt und als Geſandter nach Würzburg geſchickt. Seine Vermählung mit einer von einem Neffen Cambaceres geſchiedenen Frau, deren Einführung am Hofe zu Würzburg nach der franzöſiſchen Etikette als ein Scandal betrachtet wurde, brachte ihn eine Zeit lang bei Napoleon in Ungnade, und Montholon wurde von ſeiner Geſandtſchaft zurückgerufen. Bei der Invaſion von 1814 focht er mit Ruhm gegen die Oeſterreicher, und befand ſich dann in Fontainebleau bei Napoleon, als dieſer abdankte und nach Elba ging. Nach deſſen Rückkehr im März 1815 eilte Montholon ihm bis Fontainebleau entgegen, und in dem Augenblicke, wo ihn Napoleon gewahrte, ertheilte er ihm auch das Commando ſeiner Escorte. Von dieſer Zeit an hat ihn Montholon nicht verlaſſen. Er focht an ſeiner Seite in den Schlachten von Ligny und von Waterloo, begleitete ihn nach Paris zurück, war in Malmaiſon nach der zweiten Abdankung Napoleons bei ihm, begleitete ihn nach Rochefort und dann auf den Bellerophon und von da auf den Northumberland, welcher Napoleon und mit ihm ſeine Getreuen, Montholon, Las Caſas, Bertrand und Gourgaud nach St. Helena brachte. Las Caſas und Gourgaud ſind nach Europa zurückgekehrt. Montholon und Bertrand verweilen noch auf St. Helena.

Monti (Vincenzo), einer der berühmteſten neuern Dichter Italiens, iſt geboren zu Fuſignano im Ferrareſiſchen um das Jahr 1753. Er ſtudirte zu Ferrara unter dem Dichter Minzoni. Darauf begab er ſich nach Rom, wo er Gönner fand, und von Don Luigi Braſchi, einem Neffen des Papſtes, zum Secretär ernannt wurde. Da er ſich als Geiſtlicher kleidete, nannte man ihn Abbate Monti. Die Arcadia nahm ihn zum Mitglied auf. Durch Alfieri zum Wetteifer angereizt, dichtete er zwei Tragödien, Galeotto Manfredi und Ariſtodemo, an denen man zwar eine glänzende Schreibart bewunderte, die Fabel aber zu gräßlich und unnatürlich fand und alle Handlung vermißte. Die Ermordung des franzöſiſchen Geſandten Baſſeville zu Rom gab ihm Veranlaſſung zu einem Gedichte, Basvilliana betitelt, worin er ſich als einen Nachahmer Dante's zeigt. Dieſes Werk, das ſich durch einzelne glänzende Stellen auszeichnet, erwarb ihm einen großen und verdienten Ruhm. Zwei andere Gedichte, die Muſogonia und Feroniade, die er ebenfalls für die päpſtliche Regierung verfaßte, ſind in ihrer urſprünglichen Geſtalt weniger bekannt geworden; denn da bald darauf die Franzoſen nach Rom kamen, unterdrückte der Verfaſſer die erſte

Auflage und beſorgte eine zweite, in der die früher gegen Bonaparte und deſſen Heer gerichteten Schmähungen den verbündeten Fürſten zugetheilt wurden. Monti begab ſich nach Mailand, wo er Secretär des Directoriums der cisalpiniſchen Republik wurde. Zwar wurde er angeklagt, ſich auf einer Sendung nach der Romagna wie ein neuer Verres betragen zu haben, allein ſeine Verſe, in denen er den Machthabern gewandt zu ſchmeicheln wußte, erhielten ihn in ſeinem Amte. Der Feldzug Suwarows in Italien 1799 nöthigte ihn, nach Frankreich zu flüchten; die Schlacht von Marengo führte ihn nach Mailand zurück, wo er drei Geſänge eines Gedichts auf den Tod Maſcheroni's herausgab. Sie erregten faſt eben ſo viel Bewunderung als die Basvilliana; da jedoch einige ſatyriſche Züge mißfallen hatten, hielt er es für gerathen, ſein Gedicht nicht zu vollenden. Kaum zum Profeſſor der ſchönen Wiſſenſchaften an dem Collegium Brera ernannt, erhielt er einen Ruf als Profeſſor der Beredtſamkeit nach Pavia. Aber auch hier blieb er nur kurze Zeit, denn Bonaparte, der ſich 1805 zum König von Italien gemacht hatte, ernannte ihn zum Hiſtoriographen dieſes Königreichs und trug ihm auf, ſeine Thaten zu beſingen. Dem gemäß verfaßte der Dichter ſeinen Bardo della Selva Nera, wovon 1806 ſechs Geſänge erſchienen. Dieſes höchſt bizarre Werk fand heftigen Tadel, wogegen ſich Monti in einem an Bettinelli gerichteten Briefe zu vertheidigen ſuchte. Aus Verdruß begab er ſich nach Neapel zu Joſeph Bonaparte. Hier erſchien der ſiebente Geſang des Bardo, der nicht günſtiger aufgenommen wurde. Seine Tragödie Cajo Gracco fand eben ſo wenig Beifall, als einige muſikaliſche Dramen. Man fand die Poeſie zu dantesk, wiewohl nicht ohne einzelne Schönheiten. Monti überſetzte darauf die Satyren des Juvenal und (ohne nach ſeinem eignen Geſtändniß Griechiſch zu verſtehen) die Iliade des Homer. Im J. 1815 dichtete er in Auftrag der Stadt Mailand eine Cantate für den Kaiſer Franz. Er iſt jetzt mit einer Umarbeitung oder Ergänzung des Wörterbuchs der Cruſca beſchäftigt. Eine Sammlung ſeiner Werke iſt kürzlich in Mailand erſchienen. Ein großes Dichtertalent iſt Monti nicht abzuſprechen; ſeine Landsleute nennen ihn il Dante engentilito.

Montloſier (Graf), ein franzöſiſcher Schriftſteller, deſſen politiſche Laufbahn merkwürdig genug iſt, um hier eine Stelle zu verdienen. Er iſt gegen 1760 geboren, und war Mitglied der conſtituirenden Verſammlung. Bei den Begebenheiten des $\frac{5}{6}$ Octobers machte er ſich zuerſt bemerkbar, demnächſt dadurch, daß er Mirabeau ſtets entgegen trat. Hierauf emigrirte er, war in Intriguen aller Art thätig und wurde 1794 mit dem jetzt ſo berühmten Herrn von **Pradt** (Ex-Erzbiſchof von Mecheln) und einigen andern von den Alliirten auserſehen, die Niederlande zu inſurgiren, und gegen Frankreich in Aufſtand zu bringen. Hiermit gelang es aber ſchlecht, und Montloſier ging nach London, wo er der Unternehmer und Eigenthümer des royaliſtiſchen und antibonapartiſchen Courier de Londres wurde. Ludwig XVIII. gebrauchte ihn 1800 zu einer vertraulichen Sendung an den damaligen erſten Conſul, deren Zweck war, dieſem eine Souveränität in Italien anzubieten und ihn zu bewegen, zur Herſtellung der Bourbonen mitzuwirken. Obgleich Montloſier Päſſe von der franzöſiſchen Regierung erhalten hatte, ſo wurde er doch arretirt; Fouqé erklärte ihm, es ſei ein

Mißverſtändniß und er müſſe ſogleich zurückreiſen. Montloſier hatte inzwiſchen doch mit dem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten Conferenzen gehabt; er hatte dadurch andre Anſichten von der Conſularregierung erhalten, und nach ſeiner Zurückkunft nahm der Courier de Londres einen andern Charakter an. Dies veruneinigte ihn mit der engliſchen und verſöhnte ihn mit der franz. Regierung. Er durfte nach Paris zurückkehren und hier ſein Journal eine Zeit lang fortſetzen. Er ſah in dieſem Zeitpunct Bonaparte öfters und wurde von dieſem eingeladen, ein hiſtoriſches Werk über die Geſchichte der franzöſiſchen Monarchie zu ſchreiben. So entſtand nach 4 Jahren ſein nicht unberühmtes Werk: de la Monarchie française, 3 Vol. — Montloſier wurde nun der Privatcorreſpondent Napoleons, d. h. er wurde, wie dies auch mit andern der Fall war, beauftragt, ihm über die öffentlichen Angelegenheiten in Privatbriefen frei ſeine Meinung ſagen zu dürfen. Dieſe Correſpondenz dauerte bis zu Ende 1812 fort, wo er Erlaubniß erhielt, nach Italien reiſen zu dürfen. Nach der Reſtauration wurde er von Ludwig XVIII. ſehr ehrenvoll behandelt, und er lebt jetzt von allen Geſchäften zurückgezogen.

Montmartre (Mons martyrum), eine Anhöhe und Dorf, ſo genannt von einem ehemaligen Marstempel, vor Paris, oder von dem Märtyrertode, den der heil. Dionyſius und ſeine Gefährten dort erlitten haben. Hier wurde den 30. März 1814 Mortier und Marmont von den Verbündeten beſiegt.

Montmorency (Anne de), Pair, Marſchall und Connetable von Frankreich, einer der größten Feldherrn des 16. Jahrh., war 1493 geboren. Er zeichnete ſich unter Franz I. in den Kriegen gegen Karl V. aus. Als Marſchall folgte er Franz I. nach Italien, und nahm 1525 an der Schlacht von Pavia Theil, die gegen ſeinen Rath geliefert wurde, und wurde nebſt dem Könige zum Gefangenen gemacht. Für die wichtigen Dienſte, die er in der Folge dem Staate leiſtete, ertheilte ihm Franz I. 1538 die hohe Würde eines Connetable von Frankreich. Doch verlor er ſpäter die Gunſt des Königs, weil er dieſem gerathen hatte, auf das Wort Carls V. zu vertrauen, der bei ſeiner Reiſe durch Frankreich die Rückgabe von Mailand verſprochen hatte. Unter Heinrich II. gewann Montmorency ſein ganzes Anſehn wieder, und hatte den größten Einfluß auf den König und die Regierungsgeſchäfte. Dagegen haßte ihn die Königin Catharina von Medici, und ſein Einfluß ging daher unter Franz II. ganz verloren. Die Unruhen, welche die Hugenotten erregten, veranlaßten, daß Montmorency unter Carl IX. wieder an den Hof zurückgerufen wurde. Er verband ſich mit dem Herzog von Guiſe wider den Prinzen von Condé, der an der Spitze der Hugenotten ſtand, und die Folge davon war ein bürgerlicher Krieg, der 1562 begann. In der Schlacht bei Dreux wurde Montmorency von den Hugenotten, und ſein Gegner, der Prinz von Condé, von den königl. Truppen gefangen. Montmorency erhielt zwar im folgenden Jahre ſeine Freiheit wieder, und erfocht, als der zweite bürgerliche Krieg ausbrach, den 10. Nov. 1567 bei St. Denys einen wichtigen Sieg über die Hugenotten, wurde aber in der Schlacht tödtlich verwundet, und ſtarb zwei Tage nachher in einem Alter von 74 Jahren. Man feierte zu Paris ſein Leichenbegängniß mit der größten Pracht, doch ſchien der königl. Hof ſelbſt es nicht zu bedauern, daß ein Mann, der ſo viel Anſehn und Einfluß gehabt, nicht mehr war.

Montmorency de Damville (Henri I., de), Duc, Pair, Marſchall und Connetable von Frankreich, Gouverneur von Languedoc u. ſ. w., des vorigen Sohn, zeichnete ſich ſchon bei ſeines Vaters Lebzeiten aus. In der Schlacht bei Dreux im J. 1562 nahm er den Prinzen von Condé gefangen, und erwarb ſich an dieſem Tage viel Ruhm. Im J. 1563 wurde er Gouverneur von Languedoc und drei Jahre darauf Marſchall von Frankreich. Im J. 1567 wurde er in der Schlacht bei St. Denys gefangen. Da er bei der Königin Catharine von Medici in Ungnade gefallen war, ſuchte er eine Zuflucht bei dem Herzog von Savoyen und ſtellte ſich an die Spitze der Unzufriedenen, welche Languedoc unter Heinrich III. zerfleiſchten. Er wurde das Haupt der Politiker (ſo nannte man die mißvergnügten Catholiken, die unter dem Vorwande, den Fortſchritten der Ketzerei und den Mißbräuchen der Regierung Einhalt zu thun, vom Hofe Aemter und Penſionen zu erhalten ſuchten), verfuhr als Souverain in ſeinem Gouvernement, und entſchied über Krieg und Frieden mit den Hugenotten. Als Heinrich IV. auf den Thron geſtiegen war, unterwarf er ſich, wurde zum Connetable ernannt, und ſtarb zu Agde 1614. Berühmter iſt ſein Sohn:

Montmorency (Henri II., Duc de), geb. 1595 und in ſeinem 18. Jahre zum Admiral von Frankreich ernannt. Nachdem er die Calviniſten in Languedoc geſchlagen und ihnen verſchiedne feſte Plätze entriſſen hatte, beſiegte er ſie zur See bei der Inſel Ré, die er ihnen wieder entriß. Im J. 1628 erhielt er einen bedeutenden Vortheil über den Duc de Rohan, Anführer der Hugenotten. Als Montmorency einige Zeit darauf nach Piemont geſchickt worden, griff er die Spanier unter dem Fürſten Doria an und ſchlug ſie, ob ſie ihm gleich an Anzahl überlegen waren. Dieſem Sieg folgte die Aufhebung der Belagerung von Caſal; ſein Lohn war der Marſchallſtab. Sein Glück erhob ſeinen Muth, er ſchmeichelte ſich, der Gewalt Richelieus Trotz bieten zu können. Gaſton, Duc d'Orleans, gleich unzufrieden mit dem Cardinal, begab ſich zu ihm nach Languedoc, und dieſe Provinz wurde der Schauplatz des Krieges. Der König ſchickte die Marſchälle La Force und Schomberg gegen die Rebellen ab. Bei Caſtelnaudary trafen beide Parteien auf einander; Montmorency, der die Seinigen nicht gehörig fechten ſah, ſtürzte ſich mitten in die königl. Bataillone, wurde geſchlagen und gefangen genommen. Ganz Frankreich, das ſeiner Dienſte, ſeiner Tugenden und ſeiner Triumphe gedachte, verlangte, daß die Strenge der Geſetze zu ſeinen Gunſten gemildert würde; aber Richelieu hatte unwiderruflich beſchloſſen, an dem ſchönſten, liebenswürdigſten, tapferſten und freigebigſten Manne von Frankreich ein Beiſpiel zu geben. Er ließ ihm von dem Parlament von Toulouſe den Prozeß machen, und dieſes verurtheilte ihn zum Tode. Der König milderte das Urtheil dahin, daß die Hinrichtung nicht öffentlich geſchehen ſollte; ſo geſchah ſie am 30. Oct. 1632 im Stadthauſe zu Toulouſe. Er litt den Tod mit gefaßter Seele; ſein Beichtvater Arnoux, der ihn auf das Blutgerüſt begleitete, geſtand, daß dieſe Augenblicke ihm lehrreicher geweſen wären, als alle Betrachtungen während ſeines ganzen Lebens.

Montpellier, (Monpellier) ſonſt die Hauptſtadt von Nieder-Languedoc, jetzt die Hauptſtadt des Departements Herault, liegt in einer reizenden Gegend, zwiſchen den Flüſſen Moſſon und

lez, auf einer Anhöhe, welche rund umher von einem eine Stunde breiten angenehmen Thale eingeſchloſſen wird. Sie hat eine Citadelle, 21 Kirchen, 8000 Häuſer und 33,000 Einw., worunter viele Reformirte, die auch hier eine eigene Kirche haben. Die vielen Kirchen geben ihr von außen ein vortreffliches Anſehn, auch ſind die Vorſtädte regelmäßig; aber die Stadt ſelbſt iſt ein Labyrinth von engen, ſteilen, winkligen und ſchmutzigen Gaſſen mit zum Theil altmodiſch, zum Theil in einem guten Style erbauten Häuſern. Eine vorzügliche Zierde dieſer Stadt iſt der prächtige Spazierplatz Peyrou, einer der ſchönſten Plätze Europas, wohin das ſchönſte unter den 7 Thoren der Stadt führt, welches einen Triumphbogen vorſtellt. Dieſer Platz beſteht in einer ſchönen Terraſſe am Gipfel eines ſanften Hügels mit Alleen, einem weiten Waſſerbecken und einem Tempel, von wo das Auge die Pyrenäen weſtlich, die Alpen öſtlich, das Meer ſüdlich und die Cevennen nördlich erblickt. Unten am Fuße des Peyrou läuft die Eſplanade um die Stadt. Unter den Gebäuden der Stadt zeichnen ſich aus: die Peterskirche, das Theater, der Concertſaal auf dem Platze Peyrou und das Gouvernementshaus; merkwürdig iſt auch die drei Meilen lange Waſſerleitung, welche Montpellier mit Waſſer verſorgt. Die hieſige Akademie, ſeit 1196 geſtiftet, zählte 1819 an 1200 Studenten. Sie hat drei Facultäten, die mediciniſche, welche von jeher berühmt war, die mathematiſche und die der ſchönen Wiſſenſchaften. Zu der mediciniſchen Facultät gehört ein anatomiſches Theater, welches 2000 Menſchen faſſen kann, und ein trefflicher botaniſcher Garten, der erſte öffentliche in Frankreich. Ihn legte Rüher de Belleval unter Heinrich IV., an. Von den übrigen wiſſenſchaftlichen Anſtalten bemerken wir noch die öffentliche Bibliothek von 42,000 Bänden, das Muſeum und das Lyceum. Montpellier iſt der Sitz des Präfecten, der Departementsbehörden und eines Biſchofs, welcher unter dem Erzbiſchof von Toulouſe ſteht. In den hieſigen Fabriken verfertigt man jährlich über 2000 Centner Grünſpan, mehrere chemiſche Producte, feine Liquers und wohlriechende Waſſer, die in ganz Frankreich für die beſten gehalten werden, und wozu die Thäler um Montpellier manigfaltige wohlriechende Kräuter liefern. Auch werden wollene Decken, gedruckte Flanelle, baumwollene Tücher, Siamoiſen und ſämiſches Leder fabricirt. Mit dieſen Fabrikaten, Wein und Sämereien wird ein beträchtlicher Handel getrieben, welchen der bis ans Meer führende Canal Grave ſehr befördert.

Montpenſier (Anne-Marie-Louiſe d'Orleans, bekannter unter dem Namen der Mademoiſelle de), war die Tochter Gaſtons, Ducs von Orleans, und 1627 zu Paris geboren. Ihr Vater, ein ſonderbarer, ungeſtümer und ränkevoller Fürſt, vererbte ſeine Fehler auf ſeine Tochter. Sie nahm die Partei Condé's in den Kriegen der Fronde und hatte die Kühnheit, von der Baſtille aus die Truppen Ludwigs XIV. beſchießen zu laſſen. Dieſe gewaltſame Handlung machte ihr den König und den Hof für immer zu Feinden, die ſich einer jeden Vermählung, welche ſie annehmlich fand, widerſetzten, und ihr dagegen ſolche Vorſchläge machten, die ſie ablehnen mußte. Endlich in einem Alter von 44 Jahren beſchloß ſie, ihre Hand einem einfachen Edelmann, dem Grafen Lauzun, zu geben. Sie erhielt die Erlaubniß dazu, und brachte demſelben ein Vermögen von 20,000,000 Franken, vier Herzogthümer, die Herrſchaft Dombes, die Grafſchaft Eu, und das Palais Luxemburg zu. Auch behielt ſie ſich nichts vor,

indem ihr die Idee ſchmeichelte, daß ſie ihrem Geliebten mehr gebe, als irgend ein Monarch je einem Unterthan gegeben habe. Der Ehecontract war bereits geſchloſſen, als die Königin und der Prinz von Condé durch ihre Vorſtellungen, wie ſehr dieſe Verbindung die königliche Familie beeinträchtige, Ludwig XIV. bewogen, die ſchon gegebene Erlaubniß zurückzunehmen. Dies nöthigte die unglücklich Liebenden, ſich heimlich zu vermählen. Aber Lauzun, der ſich gegen Frau von Monteſpan (der er ſeine Widerwärtigkeiten zuſchrieb) Beleidigungen erlaubt hatte, wurde bald darauf nach Pignerol geführt, wo er 10 Jahre lang gefangen blieb. Er erhielt ſeine Freiheit nur unter der Bedingung, daß ſeine Gemahlin die Herrſchaft Dombes und die Grafſchaft Eu dem Duc du Maine abtrat. Sie erkaufte gern mit dieſem Opfer das Glück, mit ihrem Geliebten vereint zu leben; aber auch ſo war dies Glück von ſehr kurzer Dauer. Lauzun ſah in ihr nur ein heftiges, eiferſüchtiges, noch in ihrem Alter von jugendlicher Leidenſchaft glühendes Weib, ſie in ihm einen unbeſcheidnen, untreuen, undankbaren, wortbrüchigen Mann. Seine mit jedem Tage zunehmende Unverſchämtheit erbitterte die Prinzeſſin ſo ſehr, daß ſie ihm endlich verbot, je wieder vor ihr zu erſcheinen. Sie verlebte ihre letzten Tage in der Zurückgezogenheit und ſtarb 1693, wenig bedauert und faſt vergeſſen. Man hat von ihr auch intereſſante Memoiren.

Montroß oder Montroſe (James Graham, Graf und Herzog von), durch ſeine Anhänglichkeit an ſeinen König, den unglücklichen Carl I., und ſeine Vaterlandsliebe ausgezeichnet. Als Generaliſſimus und Vicekönig in Schottland focht er mit Nachdruck gegen die Rebellen dieſes Reichs, that ſich in der Schlacht von York hervor, ſchlug Cromwell mehreremale und verwundete ihn mit eigner Hand. Da das Glück ihn in England verlaſſen hatte, ging er nach Schottland, brachte durch ſein Geld und Anſehn ein Heer zuſammen, nahm 1644 Perth und Aberdeen, ſchlug den Grafen Argyle und machte ſich zum Meiſter von Edinburg. Als Carl ſeine Zuflucht zu den Schotten genommen, und dieſe ihn auszuliefern beſchloſſen hatten, erhielt er Befehl, die Waffen niederzulegen. Er gehorchte unwillig und überließ Schottland der Wuth der Parteien. Außer Stand, in England zu nützen, ging er nach Frankreich und von da nach Deutſchland. Um die Sache Carls II., der von ſeinen Anhängern als König ausgerufen worden war, zu unterſtützen, landete Montroſe mit einem kleinen Heere in Schottland (1650). Allein er wurde geſchlagen und ſuchte ſich als Bauer verkleidet zu verbergen. Der Hunger zwang ihn, ſich einem Schotten, der einſt unter ihm gedient hatte, zu entdecken. Dieſer Elende lieferte ihn dem General Lesley aus, der ihn nach Edinburg bringen, daſelbſt richten und zufolge des Urtheils am 21. Mai 1650 hängen und den Leichnam viertheilen ließ. Montroß zeigte ſich eben ſo groß in dieſem Unglück, als er ſich groß im Glück gezeigt hatte.

Montucci (Antonio), einer der wenigen gründlichen Kenner der chineſiſchen Sprache in Europa, iſt 1762 zu Siena geboren, ſtudirte die Rechte und ward Doctor, legte ſich aber zu gleicher Zeit mit unglaublichem Eifer auf das Studium der lebenden Sprachen. Er machte die Bekanntſchaft Joſiah Wedgwoods, auf deſſen Veranlaſſung er ſich nach England begab. Hier lebte er zu London von

dem Unterricht, den er in verſchiedenen Sprachen ertheilte; ſeine ganze Muße aber verwandte er auf die Erlernung des Chineſiſchen, in welchem er ſchnelle Fortſchritte machte. Er beſchloß, ein chineſiſches Wörterbuch auszuarbeiten und herauszugeben. Er legte ſeinen Proſpectus deſſelben verſchiedenen Akademien und Fürſten vor, um Unterſtützung für den koſtſpieligen Druck zu erhalten. Der König von Preußen war der einzige, der ihn mit einer Antwort beehrte. Dies bewog Montucci 1806 England zu verlaſſen und nach Berlin zu reiſen. Kaum aber war er dort angelangt, als die Ankunft der Franzoſen ſeine Hoffnungen wenigſtens vor der Hand vereitelte. Er ſetzte nichts deſto weniger ſeine Arbeiten fort und ſcheint jetzt entſchloſſen, ſein Wörterbuch auf eigne Koſten herauszugeben. Montucci hat verſchiedne Werke drucken laſſen, deren Aufzählung wir hier übergehen.

Monument, ſ. **Denkmale.**

Monvel (Boutet de, Noël Barthelemy), berühmt als Schauſpieler und dramatiſcher Dichter, Mitglied der vierten Claſſe des Inſtituts, war im J. 1749 zu Paris geboren; ſein Vater war ein Schauſpieler ohne Ruf. Der junge Boutet betrat, durch eine gute Erziehung und trefflichen Unterricht vorbereitet, unter dem Namen Monvel die Bühne und fand Beifall, welchen die Wahrheit und Energie ſeiner Darſtellungen verdienten, obwohl ſeine einfache und natürliche Manier weniger blendete. Er gefiel eben ſo ſehr in der Tragödie wie in der Komödie; noch in ſeinem Alter bewunderte man ihn in der Rolle des Abbé de l'Epée. Als Dichter erſchien er zuerſt auf dem Theater français mit dem Amant bourru; Les Amours de Bayard und Clémentine et Désormes fanden Beifall wegen ihres edlen und gefühlvollen Styls. Mit nicht minderem Glück arbeitete er für das Theater Italien, jetzt l'Opera comique. Les trois Fermiers, Blaise et Barbet, Alexis et Justine, Sargines, Créqui, Philippe et Georgette wurden oft wiederholt und haben ſich auf dem Theater erhalten. Einige Jahre vor der Revolution verließ Monvel Frankreich, beſuchte Rußland, dann Schweden, wo er durch die Vermittelung eines Gönners als königl. Bibliothekar angeſtellt wurde, kehrte ſodann nach Frankreich zurück, betrat hier von neuem die Bühne und erregte den allgemeinſten Enthuſiasmus. Allein ſein Gedächtniß verließ ihn in dem Grade, daß er einſt in der Rolle des Auguſts im Cinna, ohne ein Wort geſprochen zu haben, abtreten mußte. Dies bewog ihn, das Theater zu verlaſſen, auf dem er 40 Jahre lang allgemein gefallen hatte. Er ſtarb den 12. Feb. 1812.

Monza, eine wenige Stunden von Mailand entfernte Stadt, mit 5600 Einw., iſt beſonders ſeiner Domkirche wegen merkwürdig. Dieſe wurde zu Ehren Johannis des Täufers von der lombard. Königin Theodolinda erbaut, deren Pokal, Kamm, Fächer und Krone ſich ſonſt hier in heiliger Verwahrung befanden. Das intereſſanteſte Kleinod der Kirche iſt indeſſen die alte lombardiſche **eiſerne Krone**, mit welcher die deutſchen Kaiſer als Könige der Lombardei gekrönt wurden. (S. **Eiſerne Krone.**)

xx.

Moor. Das Moor nennt man ſumpfiges moraſtiges Land mit einem ſchwarzen Boden, in welchem gewöhnlich Torf gegraben wird; **Hochmoor**, wenn es hoch liegt und blos Heide oder Strauchwerk trägt, im Gegenſatz von niedrigem oder **Leegmoor.**

Moore (John), engl. Arzt und Schriftſteller, vorzüglich durch ſeine intereſſanten Reiſebeſchreibungen bekannt, war 1730 in Sterling geboren, ſtudirte in Glasgow, ging 1747 als Chirurgus zur Armee des Herzogs von Cumberland in Flandern, hielt ſich nach dem Frieden einige Zeit in London, und dann zwei Jahre in Paris auf, wo er in Hoſpitälern und als Hausarzt des engl. Geſandten Albemarle ſeine Kenntniſſe in der Medicin ſehr bereicherte. In ſein Vaterland zurückgekehrt, erhielt er 1772 die Doctorwürde von der Univerſität zu Glasgow. Hierauf machte er in ſeinem 40 Jahre als Führer des jungen Herzogs von Hamilton, nebſt ſeinem Sohne (ſ. den folg. A.) eine fünfjährige Reiſe durch Frankreich, die Schweiz, Italien und Deutſchland, deren Beſchreibung ſeinen literariſchen Ruf begründet hat: A View of Society and Manners in France, Switzerland and Germany. Lond. Voll. II. 1779. 8. deutſch Leipzig. 2 Bde 1779. 8.) und A View of Society and Manners in Italy (Lond. Voll. II. 1780. 8.; deutſch Leipzig 1781. 2 Bde. 8.) Man hat auch einige geſchätzte Romane von ihm: Zeluco, Various Views of human Nature (London 1789. Voll. II. 8.; deutſch 1791) u. a. Von ſeinen mediciniſchen Kenntniſſen zeugen ſeine Medical Sketches (Lond. 1786. Voll. II.; deutſch Leipz. 1789. 8.). Im J. 1792 reiſte er mit dem Lord Lauderdale nach Frankreich, und ließ nach ſeiner Rückkehr nach England ſein Journal during a residence in France drucken. Sein letztes, nicht minder ſchätzbares Werk iſt: View of the Causes and Progess of the French Revolution. (London 1795. Voll. II.). Der Verfaſſer erzählt darin die erſten Begebenheiten der franz. Revolution von deren einigen er Augenzeuge geweſen, und liefert gelungene Charakteriſtiken mehrerer hervortretender Männer jener Periode. Dr. Moore brachte die letzten Tage ſeines Lebens in ſeiner Familie eingezogen in Richmond zu, wo er den 25. Febr. 1802 geſtorben iſt.

Moore (Sir John), Sohn des Vorigen, ein durch ſeine Thaten und ſeinen Tod in Spanien berühmt gewordner engliſcher General, geb. im J. 1760 zu Glasgow. Nach einigen ins Ausland gemachten Reiſen trat er in das 15. Infanterieregiment und ging alle Grade durch. Die erſte Gelegenheit, ſich auszuzeichnen, fand er als Oberſtlieutnant im mittländiſchen Meere 1793. Er wurde von Lord Hood mit einer geheimen Sendung nach Corſica beauftragt, um wegen der Uebergabe der Inſel an die Engländer mit Paoli zu unterhandeln. In Folge dieſer Unterhandlungen wurde ein engl. Corps unter General Dundas auf Corſica gelandet, wobei ſich auch Moore befand. Dieſer eroberte nach großen Anſtrengungen den befeſtigten Platz Fornelli, und nahm gleich darauf an der Erſtürmung von Calvi den entſcheidenſten Antheil. Obgleich gefährlich am Kopfe verwundet, drang er an der Spitze ſeiner tapfern Grenadiere in den Platz. Die Unterwerfung der ganzen Inſel war die Folge dieſer glücklichen Unternehmungen, eine General-Conſulta unter Paoli's Vorſitz decretirte ihre Vereinigung mit England. Moore wurde 1795 zum Obriſten ernannt, und ging darauf mit der Expedition unter dem Earl of Eglintoun nach Weſtindien. Die Armee, die unter Abercromby's Befehl ſtand, kam im Jan. 1796 auf Barbadoes an, und begann ſogleich die Operationen. Moore wurde zur Unterwerfung von St. Lucia abgeordnet, die er auch glücklich vollendete. Nach ſeiner Rückkehr nach Europa wurde er aber-

mals unter dem tapfern Abercromby bei der Unternehmung auf Holland angeſtellt, hatte aber, da dieſe völlig mißlang, weniger Gelegenheit ſich auszuzeichnen. Inzwiſchen eroberte Bonaparte Aegypten; England ſchickte unter Abercromby ein zahlreiches Heer zur Vertreibung der Franzoſen aus dieſem Lande ab. Moore, der kurz zuvor Generalmajor geworden war, befand ſich bei demſelben. Er erhielt zunächſt den Auftrag, ſich zum Groß-Vezier nach Jaffa zu begeben, kehrte aber von dort mit der Ueberzeugung zurück, daß von dem türkiſchen Heere keine Mitwirkung zu erwarten ſei. Der engliſche Feldherr beſchloß demnach, allein zu handeln, und bewerkſtelligte am 5. März 1801 bei Abukir die Landung ſeiner Truppen. Moore commandirte die Reſerve, und war kaum ans Land geſtiegen, als er an der Spitze ſeiner Brigade mit gefälltem Bajonnet die auf einer Anhöhe vortheilhaft aufgeſtellten Franzoſen angriff und nach Alexandria zurückwarf. In dem blutigen Gefecht am 21. März, in welchem Abercromby auf dem Schlachtfelde blieb, hatte Moore mit der Reſerve den Hauptangriff zu beſtehn, und wurde, wiewohl nicht gefährlich, verwundet. Er genaß zeitig genug, um an der Belagerung von Cairo und den folgenden Ereigniſſen bis zur Capitulation der franz. Armee Theil zu nehmen, worauf ihn die Wahl traf, dieſe Armee bis an den Ort ihrer Ausſchiffung zu begleiten. Nachdem er darauf einige Zeit in dem Schooße ſeiner Familie verlebt hatte, bekam er zu der Zeit, als die Franzoſen mit einem Angriff auf England drohten, den Befehl über eine in Kent zuſammengezogene Armee. Im J. 1805 erhielt er mit dem Range eines Generallieutenants den Oberbefehl auf Sicilien, wurde aber bald von dort zurückgerufen und nach Schweden geſchickt, um dem jungen Könige zur Seite zu ſein. Die Begegnung, die ihm hier widerfuhr, ſeine Verhaftung und ſeine Flucht ſind Ereigniſſe, deren Aufklärung erſt von der Folgezeit zu erwarten iſt. Wenige Tage nach ſeiner Rückkunft in England, wurde Moore mit einem Truppencorps nach Portugal abgeſchickt. Er war kaum ans Land geſtiegen, als er ſich zur Unterſtützung der Spanier in Marſch ſetzte. Unter unzähligen Schwierigkeiten erreichte er Toro; den 21. Dec. 1808 ſtand er bei Sahague. Er beſchloß, den Marſchall Soult, der bei Saldana ſtand, anzugreifen. Aber die erhaltne Nachricht von der großen Ueberlegenheit des Feindes veranlaßte Moore, der das Gefährliche ſeiner Lage vollkommen einſah, ſogleich den Rückzug nach Corunna anzutreten, um ſich dort einzuſchiffen. Selten hat ein Heer mit ſo großen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, als die Engländer auf dieſem Marſch. Mit dem Verluſt des größten Theils ihrer Pferde und Bagage kamen ſie endlich am 16. Jan. 1809 vor Corunna an. Um aber die zum Einſchiffen nöthige Zeit zu gewinnen, mußte der mit überlegner Macht auf der Ferſe folgende Feind zurückgeſchlagen werden. Moore ſtellte um Mittag ſeine Truppen in Schlachtordnung, und vereitelte durch ſeine meiſterhaften Anordnungen alle Verſuche, welche die Franzoſen abwechſelnd auf die Flügel und das Centrum richteten. Aber in dem Augenblicke, wo er nach einer kurzen ermunternden Anrede an der Spitze des 42. Regiments gegen den Feind vordrang, ſchmetterte ihn eine Kanonenkugel nieder. Er ſtarb als Held mit der Beruhigung, geſiegt und ſein Heer vom Untergange gerettet zu haben. Das dankbare Vaterland ehrte ſein Andenken durch ein Denkmal in der Paulskirche. Ein anderes Denkmal errichtete ihm ſeine Vaterſtadt Glasgow.

Moore (Thomas), einer der berühmteſten neuern engl. Dichter, geb. in Irland, hat von ſeinen Zeitgenoſſen den Beinamen des engl. Anakreon erhalten. Er theilt mit Lord Byron, Walter Scott und Campbell die Ehre, zu den erſten jetzt lebenden Dichtern der Nation gerechnet zu werden. Sein neueſtes Gedicht iſt Lallah Rook, aus welchem die anziehendſten Parthien in den brittiſchen Dichterproben No. I. (Leipzig 1819 bei Brockhaus) von Breuer meiſterhaft überſetzt ſind.

Mooſe machen in dem Syſtem der Botanik die zweite Ordnung der 24. Claſſe aus (Cryptogamia Musci). Die gemeine Sprache nimmt das Wort in einem weitern Sinne und begreift darunter auch die Aftermooſe, welche jedoch von den eigentlichen Mooſen ſehr verſchieden ſind. Wiewohl ſich dieſe Gewächſe ihrer einfachen Organiſation wegen allmählig nach der Grenze der unorganiſchen Körper zu neigen ſcheinen, ſo herrſcht doch in ihrer Bildung eine bewundernswürdige Mannigfaltigkeit, wie ſich ſchon dem bloßen Auge, noch mehr bei Betrachtung durch Vergrößerungsgläſer zeigt. Man bemerkt an ihnen die weſentlichen Theile einer Pflanze, nämlich Wurzel, Stengel, Blätter und Befruchtungswerkzeuge. Letztere waren zu Linné's Zeiten noch wenig unterſucht, und ſind erſt in neuern Zeiten durch die Bemühungen Hedwigs genauer bekannt geworden. So verſchieden die einzelnen Gattungen unter ſich gebildet ſind, ſo unterſcheiden ſie ſich doch von andern, ihnen zunächſt ähnlichen Gewächſen dadurch, daß ihr Stiel mit Blättern beſetzt iſt, und die Wurzel eben da ſteht, wo ſie ſich an andern Pflanzen befindet. Die mehrſten bekannten Mooſe tragen büſchelartige verſchloßne Kapſeln, die wie kleine geſtielte Knöpfchen erſcheinen. In denſelben ſind gleichſam als Fruchtknoten oder Fruchtkeime kleine grüne mikroſcopiſche Saamenkörnchen enthalten, welche vermittelſt des kleinen ſpitzigen Deckels oder Huts, der die Stelle des Staubweges und der Narbe vertritt, von dem männlichen Befruchtungsſtoffe befruchtet werden. Dieſer erzeugt ſich auf beſondern theils roſenförmigen, theils ſternähnlichen Theilen, welche man männliche Blüthen nennen könnte. Sobald die in der Kapſel enthaltnen fruchtbar gemachten Körnchen zur Reife gelangt ſind, hebt ſich der Deckel, und der Saame wird verſchüttet, um zu neuen Pflanzen entwickelt zu werden. Faſt alle Mooſe haben eine ſehr dauerhafte Natur; ſie ſind das ganze Jahr hindurch mehr oder weniger grün, gedeihen aber im Ganzen mehr in der Kälte als Hitze. Getrocknete Mooſe können nach vielen Jahren durch Feuchtigkeit wieder belebt werden.

Morabiten, ein eigner arabiſcher Stamm, der eine beſondere Claſſe der mauriſchen Nation ausmacht. Sie ſind die Ausleger der Geſetze, die Prieſter, Aerzte und Kaufleute. Sie allein können leſen und ſchreiben. Die Würde des Chefs iſt erblich und der Aelteſte in der Familie iſt jedesmal der Nachfolger.

Moraſpiel, ein ſchon im Alterthum bekanntes Spiel, welches darin beſteht, daß Jemand eine oder beide Hände mit mehr oder weniger eingeſchlagenen Fingern ausſtreckt und ein Andrer in demſelben Augenblicke angiebt, wie viel Finger jener nicht eingeſchlagen hat. Es iſt in Italien ſehr gewöhnlich.

Moral, Moralphiloſophie. Mit dem Ausdruck Moral, von dem lateiniſchen Worte mores, Sitten, bezeichnete man die

Sittenlehre (im gemeinen Leben auch bisweilen die Sittlichkeit ſelbſt, indem man Moral ſtatt Moralität gebraucht). Da man aber fand, daß der Sprachgebrauch des Wortes Sitten mehr auf äußeres Betragen des Anſtandes als auf die Geſinnung des Rechten und Guten hindeute, wonach ein ſehr geſitteter Menſch doch ein unmoraliſcher Menſch ſein könnte; ſo ſuchte man einen angemeſſenern Ausdruck, und nannte die Moral lieber Pflichtenlehre oder Tugendlehre, welche Ausdrücke jedoch ebenfalls wieder bald in engerer, bald in weiterer Bedeutung genommen wurden. Das, worauf es weſentlich ankommt, iſt folgendes. Der Menſch iſt ein empfindendes, begehrendes, denkendes Weſen; ſein Daſein iſt mithin an Gefühle, Neigungen und Ueberlegung geknüpft. Welchen von dieſen ſoll er die Zügel anvertrauen? Es iſt angenehm, ſich ſeinen Gefühlen hinzugeben; es iſt angenehm, ſeine Neigungen zu befriedigen; die Erfahrung aber belehrt uns bald, daß nicht nur über das Maaß ſondern auch über die Art und Weiſe dieſer Hingebung und Befriedigung die geſetzgebende und richtende Vernunft ihre Stimme nicht aufgeben kann. Daraus entſteht eine Art von Zwieſpalt in unſerm innern Weſen, eine Colliſion unſrer Empfindungen und Neigungen mit unſerm denkenden, überlegenden, prüfenden Geiſt, kurz zwiſchen unſerer ſinnlichen und unſerer vernünftigen Natur. Dieſer Zwieſpalt kann nicht anders aufgehoben werden als durch eine beſtimmte Ausmittelung des Verhältniſſes, in welchem die Vernunft zu dem Begehrungs- und Gefühlsvermögen und zu den Handlungen der Menſchen überhaupt ſteht. Das Geſchäft dieſer Ausmittelung hat die Moralphiloſophie, welche aus dem Weſen der Vernunft ſelbſt die Geſetze für die Handlungen und Beſtrebungen der Menſchen in Beziehung auf die höhere Beſtimmung des Menſchen entwickelt, und auch practiſche Philoſophie genannt wird, weil ſie es mit den Vernunftgeſetzen für das Handeln zu thun hat, in welchem das Begehren mit eingeſchloſſen iſt. Aus dieſem Begehren wird nun aber ein Wollen, d. h. ein durch Wahl zwiſchen den Auffoderungen der Vernunft und denen der Neigungen, Begierden und Leidenſchaften (oder überhaupt der Sinnlichkeit) beſtimmtes, mit Freiheit und Bewußtſein geleitetes Begehren. Hat nun die Moralphiloſophie alles dieſes ausgemittelt und gegen alle möglichen Einwendungen außer Zweifel geſtellt, ſo läßt ſich die Moral ſelbſt aufſtellen, d. h. die Lehre aller von der Vernunft für das Handeln der Menſchen gegebnen und mit freiem Willen zu erfüllenden Geſetze. Nach ihr, die, nur unentwickelt, in jedem Menſchen liegt (denn ſonſt wäre ſie willkürlich und nicht nothwendig und allgemein verpflichtend), wird der Menſch beurtheilt als ein moraliſches Weſen, d. h. als ein Weſen, welches, des Guten oder Böſen, der Tugend oder des Laſters fähig, mit freiem Willen die Vernunftgeſetze für das Handeln befolgt oder nicht befolgt, in ſeine Geſinnung aufnimmt oder von ihr ausſchließt. — Einige Philoſophen gebrauchen Moralphiloſophie und Moral als gleichbedeutend, Andere nehmen Moral als einen Theil der Moralphiloſophie, und nennen das, was wir Moralphiloſophie nannten, Metaphyſik der Sitten. Wird der Ausdruck Moralphiloſophie in weiterem Sinne genommen, ſo kann man ſie abtheilen: 1. in die Metaphyſik der Sitten, welche die Geſetzgebung der Vernunft für das Handeln und die höchſten Gründe aller Moralität aus der moraliſchen Natur des Men-

ſchen entwickelt; 2. in die **Ethik** oder **Moral**, welche ein vollſtändiges Syſtem der Vernunftgeſetze für das Handeln der Menſchen, ihrer Pflichten, der aus dieſen folgenden Tugenden und deren Verhältniſſe gegen einander aufſtellt; 3 in die **Aſcetik**, d. h. ein Syſtem der Tugendmittel. Wird dieſe Wiſſenſchaft in der höchſten Allgemeinheit dargeſtellt, wie ſie aus dem Weſen der Vernunft für alle vernünftige Weſen verbindend ſich ergibt, ſo nennt man ſie die **reine Moralphiloſophie**; wird ſie dargeſtellt in beſondrer Beziehung auf die eigenthümliche Beſchaffenheit und Lage des Menſchen, die **angewandte Moralphiloſophie**, die ſich wieder in die **allgemeine** und **ſpecielle** eintheilen läßt, je nachdem die allgemeinen oder beſondern menſchlichen Verhältniſſe darin berückſichtigt werden. Man ſpricht auch wohl in eben ſolcher Beziehung von **reiner** und **angewandter Moral**; allein mit dem Ausdruck **reine Moral** bezeichnet man öfters auch eine ſolche Tugend- und Pflichtenlehre, welche keine andern Grundſätze und Regeln aufſtellt, als die ſich in der That aus dem höchſten Grundſatz der Sittlichkeit mit bündiger Folgerung ergeben, im Gegenſatz ſolcher, wobei man die Moral mit der Sinnlichkeit, den Lieblingsneigungen und Leidenſchaften, dem irrdiſchen Vortheil und Gewinn, gleichſam unter der Decke ſpielen läßt. Zu beſtimmen, welches der höchſte Grundſatz der Sittlichkeit oder das **Moralprincip** ſei, iſt demnach für die Moralphiloſophie von höchſter Wichtigkeit. Wir beſitzen darüber zwei beſondre Werke von **Kieſewetter** und **Henrici**, welchen beizufügen iſt **Garve's Ueberſicht der vornehmſten Principien der Sittenlehre** (Breslau 1798.). Ein Hauptwerk ſind **Schleiermachers Grundlinien einer Kritik der bisherigen Sittenlehre** (Berl. 1805.). Eine ſehr faßliche Darſtellung der Moral findet man in **Dreve's Reſultaten der philoſophirenden Vernunft über die Natur der Sittlichkeit** (Jena 1797). dd.

Morales (Criſtobal Perez, nach Andern Luis de), im J. 1509 zu Badajoz geb., kam frühzeitig in die Schule des Peter Campana, eines Mahlers aus Brüſſel, welcher nach Spanien berufen worden. Durch verſchiedne Werke gelangte er in ſeiner Vaterſtadt zu großem Ruhme. Man gab ihm den Beinamen des Göttlichen, entweder wegen ſeiner vortrefflichen Arbeiten, oder weil er nur religiöſe Gegenſtände zur Bearbeitung erwählte; auch nannte man die Straße, wo er wohnte, nach ſeinem Namen. Dieſes Ruhmes ungeachtet lebte er anfangs in großer Dürftigkeit, weil er ſeine Gemählde ſo fleißig ausführte, daß er nur wenige Arbeiten zu liefern im Stande war. Kühnheit des Pinſels, mit der fleißigſten Ausführung gepaart, treue, jedoch veredelte Nachahmung der Natur, Charakter in den Figuren zeichnen ſeine Arbeiten vortheilhaft aus. Man ſieht mehrere davon in Toledo, Valladolid, Burgos und Granada. Er ſtarb in ſeiner Vaterſtadt im J. 1586.

Moraliſch wird in ſeiner weiteſten Bedeutung dem Phyſiſchen entgegengeſetzt und bezeichnet alles das, was durch die Geſetze der Freiheit beſtimmt oder auf ſie bezogen wird. In dieſem Sinne iſt alles moraliſch, was der Menſch mit Willkühr und Freiheit thut. In einer engern Bedeutung heißt moraliſch das, was ſich auf das Sittengeſetz bezieht und in dieſem Sinne ſind Handlungen und Charak-

tere moraliſch gut oder böſe, je nachdem das Sittengeſetz ſie billigt oder verwirft. In der engſten Bedeutung heißt moraliſch das, was aus Achtung für das Sittengeſetz, um der höhern Vollkommenheit willen geſchieht.

Moralität, ſ. Moral.

Moraltheologie nennt man die aus der Bibel gezogene Moral, auch chriſtliche Moral.

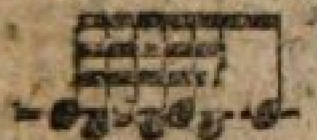
Moratorium, Anſtandsbrief, iſt ein obrigkeitlicher Freiheitsbrief, kraft deſſen ein Schuldner zur Berichtigung ſeiner Angelegenheiten einige Zeit ungekränkt am Orte bleiben kann. Soll durch ein ſolches Moratorium keine Ungerechtigkeit gegen den Creditor entſtehen, der während dieſer Zeit den Debitor nicht auspfänden, noch ſich an ſeine Perſon halten darf, ſo muß der Debitor nachweiſen können, daß ſein Paſſivſtand den Activſtand nicht überſteigt, ob für den Moment gleichwohl eine Zahlung aus Gründen unmöglich iſt. Im entgegengeſetzten Falle würde ein ſolches Moratorium einen Staatsbürger auf Unkoſten eines andern begünſtigen.

Morbona, die Göttin der Krankheiten und Seuchen bei den Römern.

Mord. Das grauſamſte Thier iſt der Menſch. Der Fluch, der den erſten Mörder traf, verfolgt unſer Geſchlecht vom Anbeginn bis zum Ende der Welt, und der Hölle gräßlichſtes Triumphgelächter, der Krieg, ſchallt durch alle Menſchenalter hin. Das uralte Geſetz: du ſollſt nicht tödten, donnerte vergebens vom Sinai herab; und die Moſaiſche Strafe: wer Menſchenblut vergeußt, deß Blut ſoll wieder vergoſſen werden, ſchreckte keinen Ravaillac von dem Morde eines guten Königs, keinen Carl IX. von dem Morde eines Coligny zurück. Aber welch eine Steigerung von dem Todtſchlage aus Nachläſſigkeit und Schuld, bis zum Meuchel, bis zum Vatermorde! Der Todtſchlag aus Zufall, homicidium fortuitum, gehört nicht hieher. Den Selbſtmord richtet der ewige Richter (ſ. Selbſtmord). Der Todtſchlag aus vernachläſſigter Pflicht, aus keckem Leichtſinn (culposum), aus blinder Leidenſchaft, iſt höchſt ſtrafbar, und für das Bewußtſein eine unabwälzbare Laſt, aber kein Mord. Dieſer raubt das Leben mit Vorſatz und Willen, homicidium dolosum. Der Grund des Entſchluſſes, das Mittel und die Art der Ausführung unterſcheiden den Todtſchläger durch vorſätzliches Unterlaſſen (wenn man abſichtlich einen Menſchen, den man retten könnte, umkommen läßt) von dem Todtſchläger durch abſichtliche That; den Mörder aus Leidenſchaft (Eiferſucht, Zorn, Rache, Blutdurſt, Wolluſt), von dem, der kalt, mit Klugheit und Liſt einen Zweck des Verſtandes beabſichtigt; den mittelbaren, der durch einen Dritten (einen Banditen) mordet, von dem unmittelbaren, der ſelbſt vollbringt, was er beſchloſſen; den qualificirten oder gefährlichen Todtſchlag des Straßenräubers, des grauſamen und hinterliſtigen Meuchelmörders, des Giftmiſchers, des muthwilligen Zweikämpfers, von dem einfachen, der mit geringerem Scheine von Bosheit oder Grauſamkeit begangen wird. Das perſönliche Verhältniß des Gemordeten endlich beſtimmt den Unterſchied zwiſchen dem Parricida, Vater-, Mutter-, Gatten-

und Kindermörder, dem Regicida (Königsmörder) und jeden andern Todtſchläger. Ueber das Maaß, mit dem der Richter mißt, über die Erörterung der Thatſache (corpus delicti), über Beweisführung, Zurechnung, Urtheil, Strafe u. ſ. f. belehrten Quiſtorp, Grolmann, Feuerbach, Stübel u. A. Vergl. Michaelis Moſaiſches Recht, Th. 6. Auf die beim Morde vorkommenden pſychologiſchen Erſcheinungen machen Feuerbachs Criminalrechtsfälle aufmerkſam; insbeſondre auf die ſchrecklich ſeltſame Verwandtſchaft zwiſchen Mordluſt und Wolluſt, welche ſchon die indiſche Mythe von Siwah und Durga (Tod und Wolluſt) ausgeſprochen hat. Doch drängt ſich hier die Bemerkung auf, daß unſere Staatskunſt das Problem der Geſetzgebung, was Mord und wie er zu beſtrafen ſei, in den meiſten Ländern nur ſehr unvollkommen gelöſt hat, und daß die Geſetze über den Mord mit den Ausſprüchen der ſittlichen Vernunft nicht allemal übereinſtimmen. In einer Provinz der vereinigten Staaten z. B. ward noch im J. 1814 der, welcher einen Sklaven geſtohlen hatte, gehangen, der Mörder ſeines eigenen Sklaven hingegen zu einer kleinen Geldbuße verurtheilt. Auch das Alterthum hielt die Ermordung eines Sklaven für kein Verbrechen. Man erinnere ſich z. B. an die berüchtigte Kryptia bei den Spartanern (ſiehe Plutarchs Lykurg c. 28.) und an das Loos der Sklaven bei den Römern (Seneca de ira, l. III. c. 40.). Das Chriſtenthum macht keinen Unterſchied zwiſchen Freien und Sklaven; und dennoch konnte es unter ſogenannten Chriſten eine chasse de vilains geben; und noch im J. 1814 iſt das Leben der Leibeignen in manchen Ländern nicht viel geachteter als im heidniſchen Alterthume! Wie ſchwach iſt der weltliche Arm der Kirche in Rom, die noch immer nicht die Mörder von Handwerk, die ſogenannten Bravi, die Banditen ausrotten kann; und was vermag die Weisheit europäiſcher Geſetzgeber gegen den Mordſinn des Zweikampfs? Die Montenegriner halten (wie unlängſt noch die Corſen) die Blutrache für erlaubt, und rohe Mütter glauben auch unter uns, das Tödten oder Abtreiben der Leibesfrucht ſei kein Todtſchlag. Der Geſetzgeber wird nur dann, wenn er genau Leidenſchaft vom Affecte trennt, einen ſichern Unterſchied zwiſchen Mord, der mit Leidenſchaft, oder Vorbedacht und Ueberlegung begangen wird, und Todtſchlag, welcher im Affect, oder einer Aufwallung der innern Empfindung verübt wird, auffinden. Will der Richter den einzelnen Fall richtig beſtimmen, ſo hat er auf die Seelenſtimmung des Verbrechers, auf die Zwecke, welche er ſich vorſetzte, auf die Zeit zwiſchen Entſchluß und Ausführung, auf die Art der Ausführung ſelbſt und auf das Benehmen des Verbrechers nach der That zu ſehn. Hiernach hat Egger (über Mord und Todtſchlag, nach Rechtsprincipien. Landsh. 1816.) den 123. §. des öſterr. Strafgeſetzbuchs geprüft und widerlegt. Noch gibt es beſondre Fälle, wo Umſtände und Abſichten die Schuld deſſen, der einem andern das Leben nimmt, ſehr mildern. So wenn die That aus Wohlwollen gegen den Getödteten, oder aus Verabſcheuung einer bevorſtehenden Entehrung deſſelben begangen wird. Wenn Virginius ſeine Tochter mordet, damit ſie nicht als Sklavin der Wolluſt eines Tyrannen zum Opfer werde; wenn Jubellius bei der Einnahme von Capua aus gleichen Urſachen Frau und Kinder tödtet; wenn die cimbriſchen Weiber, nachdem das Heer ihrer Männer vom Marius geſchlagen iſt, ihre Kinder und ſich ſelbſt entleiben, um nicht in die römiſche Gefangenſchaft zu gerathen; wenn die amerikaniſchen

Wilden ihren betagten Aeltern das Leben nehmen, um ſie nicht an unheilbaren Krankheiten, oder vor Hunger langſam verſchmachten zu laſſen; wenn jemand einem Unglücklichen, der verſtümmelt auf dem Schlachtfelde ihn ſelbſt um den Gnadenſtoß anfleht, aus Mitleiden ſeine Qual verkürzt: wer möchte dieſe Todtſchläger Mörder nennen? Wer hingegen die Unſchuld einer Jungfrau, eines Jünglings, wer das Glück einer Ehe, die Lebensfreude einer Familie, die Gewiſſensruhe eines Menſchen mordet: der tückiſche Verleumder, der einſchmeichelnde Verführer, der gefühlloſe Richter und Scherge, ſind dieſe keine Mörder? Ja der Seiltänzer und Equilibriſt, der Kinder durch Mißhandlungen zu ſeinen Künſten abrichtet, der Uebermuth, welcher ſonſt ſo viele männliche Geſchöpfe entmannte, um ſie zu Sängern zu beſtimmen, und mehrere Verbrecher gegen Leben und Geſundheit, die das Schwert des Geſetzes nicht erreicht, ſind oft ſtrafbarer als der Todtſchläger, den die Verzweiflung zum Aeußerſten trieb. War endlich Cäſar, der um der Herrſchaft willen Bürgerblut vergoß, oder war Brutus ein Mörder? — K.

Mordant oder Mordent, in der Tonkunſt eine Spiel- oder Singmanier, welche darin beſteht, daß man mit dem angegebenen Ton und der unter demſelben liegenden Tone ſchnell aber ſo abwechſelt, daß man wiederum zu dem erſten zurückkehrt. Die Alten nannten ihn auch Kräuſel, oder wörtlich Beißer, die Franzoſen pincé. Er iſt einfach oder kurz, wenn der untere Ton nur einmal gehört wird und wird dann ſo gezeichnet ⁎ (z. B. , ausgeführt), oder ein langer, doppelter Mordent, wenn jene Abwechſelung mehrmals geſchieht. Letztere wird bezeichnet ⁎ (z. B. ; ausgeführt ).

Mordſchlag, iſt eine mit einer kurzen Brandröhre verſehene hohle metallene Kugel mit einem platten Boden, welche in Feuerkugeln gelegt wird, und durch ihr Zerſpringen großen Schaden anrichtet. Mordſchlag nennt man auch einen kurzen eiſernen Lauf, mit einem Flintenſchuſſe geladen, davon mehrere, mittelſt eines Zünders, nach einander losgehen und das Annähern verhindern.

More (Hannah), dieſe ausgezeichnete engl. Schriftſtellerin war eine der fünf Töchter eines armen Dorfſchullehrers im Kirchſpiel Hanham bei Briſtol. Das zufällige Leſen eines einzelnen Bandes von Richardſons Pamela erregte bei ihr einen Durſt nach Belehrung, und einige Damen der Nachbarſchaft ſuchten durch ihre Unterſtützung der Neigung des jungen Mädchens zu genügen. Sie machte ſo ſchnelle Fortſchritte, daß ſie die allgemeine Bewunderung ſich erwarb. Ein Doctor Stonhouſe zu Briſtol zeichnete ſich durch ſeine freundſchaftliche Sorge für ſie aus; dieſer unterſtützte ſie bei der Errichtung einer Erziehungsanſtalt, die unter der geſchickten Leitung Hannah More's und ihrer Schweſtern, einen hohen Grad von Vollkommenheit erreichte. Derſelbe verſchaffte ihr die Bekanntſchaft mit dem berühmten Garrick, der ſie beredete, für die Bühne zu ſchreiben. Ihre Arbeiten für das Theater wurden ſehr beliebt; aber wenig Jahre nachher erhielten die religiöſen Anſichten unſerer Dichterin eine ſo ernſte Richtung, daß ſie in der Vorrede zum dritten Bande ih-

rer Werke erklärte: ſie finde den gegenwärtigen Zuſtand der Bühne dem Weſen des Chriſtenthums ſo wenig gemäß, daß ſie ihre dramatiſchen Werke für bloße Gedichte gehalten wiſſen wolle. Nachdem ſie ſich durch den Ertrag ihrer Schriftſtellerei eine Art von Unabhängigkeit verſchafft hatte, begab ſie ſich mit ihren Schweſtern von Briſtol nach Mendiz, wo ſie ſich durch Errichtung und Verwaltung mehrerer Armenſchulen für die Kinder der Kohlen- und Bleierzgräber große Verdienſte erwarb. Allein dieſe menſchenfreundlichen Anſtalten fanden bald Widerſacher; es erhob ſich ein Streit für und gegen dieſe Schulen, an dem die edle Stifterin aber keinen Antheil nahm, die vielmehr die Früchte ihrer Bemühungen für ihre Beweggründe und ihr Verfahren ſprechen ließ. Als die Erziehung der Prinzeſſin Charlotte ein Gegenſtand der Aufmerkſamkeit ihrer erhabenen Familie wurde, ward Miß Hannah More in dieſer Hinſicht von der Königin ſelbſt um Rath gefragt. Bei dieſer Gelegenheit gab ſie ein Werk über die Erziehung junger Fürſtinnen heraus (Hints towards forming the Character of a young Princess, 2 Vol. 8. 1805), wodurch ſie nicht bloß den Beifall der kön. Familie, ſondern allgemeine Achtung erwarb, ſo wie ſie überhaupt die berühmteſten Perſonen und Schriftſteller Englands zu ihren Freunden zählt. Seit einigen Jahren iſt dieſe achtungswürdige Schriftſtellerin an einer ſehr ſchmerzhaften Krankheit bettlägerig. Deſſen ungeachtet blieben literariſche Arbeiten ihre Lieblingsbeſchäftigung. Beſonders ſuchte ſie den Roman zur Verbreitung ſittlicher und religiöſer Grundſätze zu benutzen. Von ihren Schriften, welche bleibende Denkmale der Reinheit ihres Sinnes und der Größe und Fruchtbarkeit ihres Genies ſind, nennen wir nur den Roman, Coelebs in search of a Wife, 2 Vol. 8. 1809., der in einem Jahre 10 Auflagen erlebte.

Morea, eine bergige Halbinſel, von 360 QM. welche der ſüdlichſte Theil von Griechenland iſt und vormals Peloponneſus hieß. Sie wird durch einen ſchmalen Landſtrich (den corinthiſchen Iſthmus) mit dem eigentlichen Griechenland (mit Livadien) verbunden, und von dem Golfo di Lipanto, dem griech. Meere und dem Archipelagus beſpült. Den Namen hat ſie unter den letztern griech. Kaiſern bekommen wegen der Aehnlichkeit ihrer Figur mit dem Blatte eines Maulbeerbaums, der im Griech. Morea heißt. Die Luft iſt warm aber ziemlich temperirt, und der Boden fruchtbar an Getreide, edeln Baumfrüchten, Wein, Oel, Seide (Moreaſeide), Baumwolle, Schafwolle, Galläpfeln u. ſ. w. Der wichtigſte Ausfuhrartikel ſind die unter dem Namen Corinthen bekannten kleinen Roſinen; man ſchätzt die jährliche Ausfuhr auf 800,000 Centner. Morea wird eingetheilt in die 4 Provinzen Clarenza, Saccania, Belvedere und Zaconia oder Braccio di Maina. Es kam mit dem Fall des oſtrömiſchen Kaiſerthums in die Gewalt der Türken. In dem Kriege gegen das Ende des 17. Jahrh. wurde es von den Venetianern erobert, aber im J. 1715 von den Türken wieder genommen und im paſſarowitzer Frieden von ihnen behauptet. Im J. 1770 machten die Ruſſen vergebliche Landungen und Angriffe auf Morea; ſie konnten ſich gegen die Anſtrengungen der Türken und Albaneſer nicht erhalten, welche in der Folge an den Griechen, als erklärten Rebellen, ſtrenge Rache nahmen. Die ganze Halbinſel ſteht unter einem Paſcha von drei Roßſchweifen, welcher ſeinen Sitz zu Tripolitza hat. Außer ihm gebietet der Paſcha von Napoli di Romania von zwei

Roßſchweifen über den nordöſtlichen Theil des Landes, und in den übrigen Gegenden ſind mehrere Sandſchiaks und Beys, welche ſelten die Befehle des Paſcha's anerkennen. Im Süden wohnen die Mainotten (ſ. d. Art.). Ohne dieſelben ſchätzt man die Bevölkerung auf 400,000 Griechen, 15,000 Türken und 4000 Juden. (S. d. Art. Osmaniſches Reich.)

Moreau, in der Mahlergeſchichte unter dem Namen des Jüngern bekannt, war zu Paris 1741 geboren, legte ſich zuerſt unter dem Mahler Le Lorrain auf die Mahlerei, und ging, als derſelbe zum Director der Petersburger Kunſtakademie nach Rußland berufen wurde, als deſſen Adjunct mit nach Petersburg, ungeachtet er damals erſt 17 Jahre alt war. Zwei Jahre darauf ſtarb Le Lorrain und Moreau kehrte nach Paris zurück. Bei gänzlichem Mangel an eignem Vermögen verließ er jetzt die Mahlerei, und erlernte unter Lebas die leichter nährende Kupferſtecherkunſt, zumal da er zugleich ein ſehr geſchickter Zeichner war, und, was er in Kupfer ſtechen wollte, ſelbſt zeichnete. Er erlangte in ſeiner neuen Laufbahn bald einen ſolchen Ruf, daß, wenn ein Buch mit Kupfern geziert erſcheinen ſollte, dieſe von Moreau gezeichnet und geſtochen ſein mußten, wenn es Glück machen ſollte. Er hat zu nachſtehenden Werken franzöſiſcher und alter claſſiſcher Autoren Kupferſtiche geliefert: zum Homer, Thucydides, Marc-Aurel, Virgil, Juvenal, Ovid, Corneille, Racine, Lafontaine, Regnard, Crebillon, Rouſſeau, Montesquieu, Marmontel, Reynal, Mably, Greſſet, Barthelemy, Saint Pierre, Voltaire und Moliere, zu jedem der beiden letztern zwei verſchiedne Suiten von Kupfern (die zuſammen aus mehr als hundert Blättern beſtehn), ferner 60 Blätter zu Geßners Schriften, 80 für das neue Teſtament und 160 zur franzöſiſchen Geſchichte. Die große Verſchiedenheit in dieſen Gegenſtänden ſetzt eine große Mannigfaltigkeit von Kenntniſſen voraus; auch beſaß dieſelbe Moreau in ſo hohem Grade, daß er gleichſam für eine lebendige Kunſt-Encyclopädie gelten konnte. Im Jahre 1770 ward ihm die Entwerfung aller zu den Hof- und öffentlichen Feſten erforderlichen Zeichnungen übertragen, und er begann dies Amt mit den Entwürfen zu den Vermählungsfeierlichkeiten des Dauphins und der übrigen königl. Prinzen. Im J. 1775 gab er ſeine zur Krönungsfeier Ludwigs XVI. gelieferten Zeichnungen von ihm ſelbſt in Kupfer geſtochen heraus und ward darauf zum Mitgliede der Mahlerakademie aufgenommen, auch zum königl. Cabinetszeichner ernannt. Von ſeinem ungeheuren Fleiß zeigt die Menge ſeiner Kunſtarbeiten; denn nächſt dem, was er als königl. Cabinetszeichner angefertigt hat, beläuft ſich die Zahl ſeiner zu Kupferſtichen gelieferten Zeichnungen auf 2400 Blätter. Im J. 1784 unternahm er eine Reiſe nach Italien, die in ſeinen Kunſtanſichten und Kunſtproducten Epoche machte. Alles, was er ſeit dieſer Zeit lieferte, iſt freier, edler und weniger manierirt. Noch im J. 1810 zierte er die Kunſtausſtellung durch zwei Zeichnungen, auf deren jeder über 300 Figuren waren. Seine hohe Uneigennützigkeit erlaubte ihm nicht, Vermögen zu ſammeln. Er ſtarb zu Paris 1814.

Moreau (Jean Victor), der Sieger von Hohenlinden, geb. zu Morlaix im Departement Finisterre 1761, hatte zu Rennes die Rechte ſtudirt. Die akademiſche Bildung gab ſeinem Geiſte wiſſchaftliche Reife und ſeiner Denkart jene Achtung für die Geſetze, die er in allen Verhältniſſen bewährte. Schon im Mai 1783 trat er

an die Spitze der jungen Bürger von Rennes und der Studenten, für das Parlament und die Stände von Bretagne gegen die Eingriffe des Miniſters auf. Als aber dieſelben Stände den königl. Befehl in Anſehung der von der Nation gefoderten Verſammlung der Reichsſtände aus Caſtengeiſt ſich zu vollziehen weigerten, da nöthigte Moreau ſie im Namen der bewaffneten Bürger zum Nachgeben. — Bei Errichtung der Nationalgarden wählten ihn die Freiwilligen der Stadt Rennes zu ihrem Bataillonschef. Jetzt wurden Kriegskunſt und Geſchichte ſeine Hauptſtudien. In der Nordarmee gab er zuerſt bei der Schlacht von Neerwinden (18. März 1793) Beweiſe ſeines militäriſchen Talents. Er kam in Duhams Generalſtab, unter Pichegrus Oberbefehl. Im April 1794 ward er Diviſionsgeneral; dann führte er den rechten Flügel der Nordarmee über die zugefrorne Waal Schon damals bewies er ſich eben ſo ſtreng und redlich im Dienſt, als menſchlich und gebildet in jedem Verhältniſſe. Er verwarf die Blutbefehle Robespierre's, und ahmte nie die Sprache der Sansculotten nach. Sein Ruhm als Feldherr blieb makellos von dem Tage an, wo er an die Spitze der Rhein- und Moſelarmee trat (24. April 1796), bis zu dem Tage, wo er durch den Waffenſtillſtand zu Speyer den Frieden von Lüneville ſeinem Vaterlande gab (25. Dec. 1800). Dreimal führte er im Angeſichte des Feindes das Heer über den Rhein; im Juni 1796 bei Straßburg, im April 1797 bei Diersheim und im April 1800 bei Kehl und Breiſach. Eben ſo gewandt als kühn ging er über die Donau, den Lech und den Inn. Dieſe Uebergänge und ſeine Rückzüge, im Oct. 1796 vom Lech bis Hüningen, und im Mai 1799 von der Etſch bis Turin und Genua, ſtellen ihn eben ſo ſehr den größten Feldherren gleich, als die Kunſt ſeiner Märſche, die Umſicht ſeiner Entwürfe, die Kühnheit ſeiner Angriffe, die Vorſicht ſeiner Bewegungen und die Beſtimmtheit ſeiner Anordnungen. Er rettete dreimal Frankreichs Heer, und bildete zweimal aus den Trümmern des geſchlagenen ein neues. So ſchlug Moreau den 5. Jul. 1796 den General Latour bei Raſtadt, am 9. Juli den Erzherzog Carl bei Etlingen; ſo ſiegte er auf ſeinem Rückzuge, von 66,000 Feinden umringt, mit 45,000 Mann bei Biberach den 2. Oct.; ſo drang er, was Villars nicht gewagt, durch das Höllenthal des Schwarzwaldes; ſo behauptete er, ſelbſt geſchlagen, wie bei Emmendingen den 19. Oct. und bei Schliengen den 24. Oct., ſeinen Ruhm vor Kehl und Hüningen durch die wichtige Vertheidigung dieſer ſchlecht befeſtigten Plätze. Dabei war Moreau mitten in Feindesland menſchlicher und uneigennütziger als irgend ein anderer Feldherr der Republik. Er verſchmähte, ſich zu bereichern; er jagte räuberiſche Generale, wie Vandamme, von ſeinem Heere weg; er ſtrafte betrügeriſche Beamte nach der Strenge des Kriegsgerichts. So ſtreng er war in der Kriegszucht, ſo mild war er im Umgange mit ſeinen Waffengefährten Ohne Prunk, mäßig und einfach, theilte er mit ſeinen Soldaten Mangel und Noth. Daher die begeiſterte Liebe für ihn. In Frankreich ſchwur der Krieger bei Moreau's Namen. Aber ſeine Mäßigung und ſeine Freundſchaft für Pichegru machten ihn verdächtig. Der Director Rewbel war ſein Feind. Moreau verlor daher nach dem 18. Fructidor (4. Sept. 1797) den Oberbefehl. Doch ſchon im Nov. 1798 ſah das Directorium ſich genöthigt, ihn als zweiten Generalinſpector bei der italien. Armee unter Scherer wieder anzuſtellen. Zu ſpät übergab man ihm den Oberbefehl. Mit einem geſchlagenen Heere von 28,000 Mann mußte

ſich Moreau vor 80,000 Ruſſen und Oeſterreichern, welche Suwarow anführte, nach Piemont und in das Genueſiſche zurückziehn. Er that dies ſo, daß er dem in Unteritalien abgeſchnittenen Heere unter Macdonald den Rückzug ſicherte, indem er ſelbſt in den Rücken und gegen den rechten Flügel des Feindes vordrang und den 19., 20. und 21. Junius in der Ebene von Marengo die Generale Bellegarde und Seckendorf ſchlug. Dadurch zog er Suwarow von der Verfolgung des an der Trebia (17. 18. 19. Jun.) geſchlagenen Macdonald ab, und nahm hierauf, im Beſitz der Bocchetta bei Novi mit 14,000 Mann eine Stellung, wo Macdonald mit den Trümmern ſeines Heeres ihn erreichen konnte. Er ſtellte hierauf die Armee wieder her, mußte aber den Oberbefehl an Joubert abgeben. Als dieſer in der Schlacht bei Novi (15. Aug.) blieb, ſtellten ſich die franzöſiſchen Generale einmüthig unter Moreau's Oberbefehl, und nach zwanzigſtündigem Kampfe, in welchem er ſelbſt verwundet wurde und drei Pferde verlor, ſicherte er den Rückzug des Heers. Hierauf ging Moreau nach Paris. Männer von Einfluß trugen ihm damals die erſte Stelle im Staate an. Allein er lehnte ſie ab, und unterſtützte Bonaparte'n am 18. Brumaire, weil er ſah, daß dieſer die Mehrheit für ſich hatte. Hierauf gab ihm Bonaparte den Befehl über die Rheinarmee, welche aber erſt von Carnot und Moreau gebildet werden mußte. Mit ihr drang Moreau nach den Siegen bei Engen d. 3. Mai 1800, bei Möskirch d. 5., bei Biberach d. 9. Mai, und bei Memmingen bis an den Lech vor, zwang den öſterreichiſchen Obergeneral Kray, die feſte Stellung bei Ulm zu verlaſſen, ging über die Donau, ſchlug ihn bei Hochſtädt, Nördlingen und Neuburg, drang bis Regensburg vor, und beſetzte München. Er kam dadurch in Verbindung mit der Armee von Italien und nöthigte den Feind, durch die Verträge zu Parsdorf und Hohenlinden, ihm Regensburg, den tyroler Paß Reutti, Philippsburg, Ulm und Ingolſtadt zu übergeben. Nach der Aufkündigung des Waffenſtillſtandes ſchlug er die öſterreichiſche Armee unter dem Erzherzog Johann bei Hohenlinden d. 3. Dec. (wo General Richepanſe den Sieg entſchied), ging über den Inn, die Salza und die Traun, drang bis zehn Meilen von Wien vor, und ſchloß mit dem Erzherzog Carl einen Waffenſtillſtand zu Steyer d. 25. Dec., durch den er die Feſtungen Würzburg, Braunau, Kufſtein und Scharnitz erhielt, und den lüneviller Frieden vorbereitete. Nach dem Frieden lebte er mit ſeiner Gemahlin, einer geb. Hulot, auf ſeinem Landgute Grosbois bei Paris von ſeinem rechtlich erworbenen Vermögen. Er vermied den Oberconſul, lehnte das Kreuz der Ehrenlegion ab, und erklärte ſich gegen Vertraute, u. A. gegen Garat, mit Offenheit über die Lage der Republik. Doch ſprach er nie das Wort aus, das man ſo oft von ihm verlangte: das Wort der allgemeinen Erhebung zum Sturze des Unterdrückers. „Wir taugen nicht zu Verſchwörungen,“ war ſeine Aeußerung, „aber ich kenne einen Verſchwörer dem Bonaparte nicht entgehen wird, der iſt er ſelbſt! Er wird ſich in ſeinen Thorheiten vernichten.“ So lebte Moreau ſchuld- und furchtlos. Aber der Oberconſul haßte den Sieger von Hohenlinden, weil die öffentliche Meinung ihn als den Würdigſten an die Spitze der Gegenpartei ſtellte. Er umgab ihn daher mit Aufpaſſern. Darauf zeigte ein Verbrecher, um ſich von der Todesſtrafe zu retten, an, Georges Cadoudal und Pichegru ſeien in Paris verſteckt, und Moreau wiſſe darum. Auch hatte ſich die geheime Polizei einiger Briefe bemächtigt, die der Abbé David, der gemeinſchaftliche Freund Pichegru's und Mo-

reau's, an letztern geſchrieben, um ihn mit Pichegru auszuſöhnen, damit er deſſen Ausſtreichung von der Emigrantenliſte befördern möchte. Moreau's Antwort war ebenfalls in ihre Hände gefallen. Nun ließ der Oberconſul Moreau ſofort als einen Staatsverbrecher nach dem Tempel bringen (d. 15. Febr. 1804). Zugleich verbreitete die Regierung die gehäſſigſten Beſchuldigungen, um ihn in der öffentlichen Meinung, vorzüglich bei der Armee, herabzuſetzen, hob durch einen Senatsbeſchluß vom 28. Febr. das Gericht der Geſchwornen bei Unterſuchungen von Hochverrath auf, und verwies die Angeklagten an ein von der Regierung ernanntes Criminalgericht. Doch Moreau wollte ſich dem Oberconſul unmittelbar mittheilen; er ſchrieb ihm daher den 8. März, vor dem Anfange der gerichtlichen Unterſuchung: „Eröffnungen ſeien ihm gemacht worden; er habe ſie zurückgewieſen; dergleichen anzuzeigen, ſei ſeinem Charakter zuwider. Er halte Angeberei für ſchändlich, zumal gegen Männer, denen er Dankbarkeit ſchuldig ſey, oder mit denen er ehemals in freundſchaftlichem Verhältniſſe geſtanden." Indeß wurden erſt den 26. Mai die Sitzungen des Criminalgerichts eröffnet, und die Anklageacte trug gegen Moreau und Georges, als die Häupter der Verſchwörung, und bei 42 Mitverſchwornen, auf die Todesſtrafe an. Pichegru (ſ. d. Art.) läugnete jede Verbindung mit Moreau, Georges u. A. Georges geſtand frei, er habe ſein Vaterland von dem Tyrannen befreien wollen, läugnete aber ebenfalls jede Verbindung mit Moreau. Als nun Moreau von dem Oberconſul auf ſeinen Brief keine Antwort erhielt, erklärte er ſchon am 11. April offen vor den Richtern, Pichegru ſei zweimal zu ihm gekommen, habe ihm beim zweiten Beſuche einige Eröffnungen in Abſicht auf die Bourbons gemacht, ihn aber unzufrieden verlaſſen; eine dritte Unterredung habe nicht Statt gefunden. Uebrigens ſagte kein Zeuge gegen Moreau aus und kein ſchriftlicher Beweis ward gegen ihn aufgefunden. Die Anklage beruhte einzig auf widerſprechenden und unzuſammenhängenden Beſchuldigungen einiger Mitangeklagten, die aber ſchon im erſten öffentlichen Verhöre am 28. Mai ihre Ausſagen als erzwungen oder entſtellt zurücknahmen. Gleichwohl beſtand der Generalprocurator am 3. Junius auf ſeiner Anklage, daß Moreau die Bourbons habe wiederherſtellen, oder ſich der Dictatur anmaßen wollen. Die letztere Beſchuldigung war einem Mitangeklagten, Namens Rolland, welchen Pichegru als Unterhändler an Moreau abgeſchickt, von dem Staatsrathe Real bei dem Verhöre in den Mund gelegt worden: „Wir wiſſen, ſagte der Richter, daß Sie zu Pichegru geſprochen, Moreau habe einen ſtarken Anhang im Senate; wir wiſſen, daß man geſagt, Moreau ſtehe an der Spitze einer Volksbewegung. Beſinnen Sie ſich, ſonſt hält man Sie nicht für einen Vertrauten, ſondern für einen Mitſchuldigen." Rolland ſagte nun aus, daß Moreau ſich auf dieſe Art gegen ihn geäußert, und die Sache der Bourbons von ſich gewieſen habe, weil er ſelbſt nach der höchſten Würde ſtrebe. Aus allen Umſtänden ergab ſich, daß Moreau Lajollais Verlangen, mit Pichegru zuſammenzukommen, nicht erfüllt, daß beide gegen ſeinen Willen zu ihm gekommen, daß er Pichegru'n gerathen, nach Deutſchland zu gehn, um von dort ſeine Ausſtreichung zu bewirken, daß er beiden ſein Haus verboten, und da Pichegru dennoch ein zweitesmal zu ihm gekommen und zu erforſchen geſucht, ob er den Bourbons geneigt wäre, ihm widerſprochen, und ihn nochmals, nicht mehr zu ihm zu kommen, gebeten; daß Pichegru darauf voll Unmuth von ihm weggegangen, und Rolland an ihn abgeſchickt, der aber ebenfalls abgewieſen

worden, wobei Moreau jede Unternehmung für die Bourbons ihm als thöricht vorgeſtellt habe. Endlich war Moreau nicht einmal wegen Unterlaſſung der Anzeige ſtrafbar; denn dieſe war durch kein franzöſiſches Geſetz geboten. Die öffentliche Meinung erklärte ſich daher laut für ſeine Losſprechung; ſo auch die Generale Macdonald und Lecourbe. Man drang ſogar des Nachts in ſein Gefängniß, um ihn mit Gewalt zu befreien. Er aber wollte nicht, daß auch nur ein Tropfen Bluts für ihn vergoſſen würde. Endlich ward nach achtzehnſtündiger Berathung das Urtheil d. 10. Junius geſprochen. Von zwölf Richtern erklärten ſieben den General Moreau für unſchuldig und frei; fünf aber für ſchuldig. Allein Savary, Real und andre Boten gingen in der Nacht ab und zu, um den Richtern Napoleons Willen anzuzeigen. Moreau durfte nicht losgeſprochen werden; doch wagte es der Kaiſer nicht, den edelſten Bürger Frankreichs zum Tode verurtheilen zu laſſen. Endlich verurtheilte die Mehrheit der Richter Moreau zu zweijähriger Haft, um dadurch, wie ſie ſagten, ſein Leben zu retten. Nur Lecourbe, Rigoud und Dameuve beharrten bei ihrer Abſtimmung für gänzliche Freiſprechung. Moreau hörte ruhig das Urtheil, und begab ſich, ohne Wache, unter dem Rufe des Volks: Keine Haft, Freiheit für Moreau! in das Gefängniß zurück. Der Kaiſer beſchloß hierauf, den gefürchteten Mann zu verbannen; und der Juſtizminiſter machte den 21. Junius bekannt, der Kaiſer habe Moreau'n die verlangte Erlaubniß ertheilt, nach Amerika zu gehn, doch dürfe er, ohne des Kaiſers Willen, Frankreichs Boden nicht wieder betreten. Savary brachte ihn nach Spanien, und Moreau ſchiffte ſich 1805 in Cadix nach Nordamerika ein, wohin ihm ſeine Gemahlin folgte. Nach mehreren Reiſen in dem Freiſtaate kaufte er ſich zu Mortsville am Delaware unweit Philadelphia an. Den Winter überlebte er in Neu-York, im Sommer beſchäftigten ihn Jagd, Fiſcherei und Landbau. Unter den wenigen Freunden, mit denen er umging, befand ſich auch ſein Adjutant, der Obriſt Rapatel. Im December 1811 verlor er durch Brand ſein Landhaus mit einer ausgewählten Bibliothek. Bald darauf ſtarb ſein Sohn. Jetzt lud ihn ſein Freund, der Kronprinz von Schweden, zu ſich nach Stockholm ein. Allein Moreau konnte erſt im Junius 1813 auf des Kaiſers Alexander Einladung ſich entſchließen, ſeine Freiſtätte zu verlaſſen. Er landete d. 26. Julius 1813 in Gothenburg; d. 7. Auguſt kam er in Stralſund an, wo der Kronprinz drei Tage mit ſeinem alten Freunde im innigſten Vertrauen lebte. Jener ging hierauf in ſein Hauptquartier nach Oranienburg, und Moreau über Berlin nach Prag. Hier beſuchte ihn den 17., am Tage nach ſeiner Ankunft, der Kaiſer Alexander. Moreau trat nicht in ruſſiſche Dienſte, ob er wohl die Uniform eines kaiſerlichen Generaladjutanten trug. Alexander behandelte ihn wie ſeinen Freund, und Moreau begleitete den Kaiſer auf dem Marſche gegen Dresden; doch war der Angriff auf dieſe Stadt nicht Moreau's Plan geweſen. (S. Dresden im J. 1813.) Als man Dresden am 26. Auguſt vergebens beſchoſſen hatte, ſchlug man ſich am 27. für den Rückzug. Moreau befand ſich mitten im Feuer. Da er ſah, daß Napoleon den linken Flügel der Oeſterreicher umging, ſo eilte er zum Kaiſer Alexander. Er traf ihn Mittags hinter einer preußiſchen Batterie, auf der Höhe bei Recknitz, wo das Mitteltreffen ſich befand. Indem er hier zu Pferde mit dem Kaiſer ſprach, ſtürzte er plötzlich mit dem Pferde zu Boden. Eine Kanonenkugel aus einer in einem Hohlwege ſeitwärts aufgefahrnen franzöſiſchen Feldbatterie hatte ihm beide Beine zerſchmettert.

Ruhig ertrug er die Ablöſung. Er ward über das Gebirge getragen; klagte nie, tröſtete ſeine Freunde, und ſtarb am 2. Sept. 1813 zu Laun in Böhmen. Seine abgelöſten Beine wurden unter dem Denkmale beigeſetzt, welches ihm Fürſt Repnin, als Generalgouverneur von Sachſen, auf der Höhe von Dresden, wo er gefallen, am 4. Nov. 1814 errichten ließ. (S. deutſche Blätter. V. 32.) Sein Leichnam wurde am 4. Nov. 1814 in Petersburg feierlich beerdigt, und Ludwig XVIII. ließ 1819 ſeine Bildſäule aufſtellen. Als Menſch, Bürger und Feldherr vereinigte Moreau in ſich die einfache Größe der erſten Männer des Alterthums mit dem Reichthume neuer Bildung und mit der Anmuth des franzöſiſchen Charakters. Er kämpfte nie als Soldat, ſondern ſtets als Bürger, den Blick gerichtet auf ſein Vaterland. Seine Größe war ſeine Menſchlichkeit. Er fiel, als eine neue Bahn vor ihm ſich öffnete, im Angeſichte des Nachruhms, Frankreichs Retter zu ſeyn, und der Wiederherſteller der Freiheit. Wäre er am Leben geblieben, ſo wurde Napleon wahrſcheinlich früher beſiegt; aber das linke Rheinufer hätte Moreau's Einfluß wohl für Frankreich zu erhalten vermocht. Seine Wittwe und Tochter leben jetzt in Paris. Jene hat Moreau's Säbel ſeinem Freunde, dem König von Schweden verehrt. M. ſ. die Biographie: Victor Moreau und ſeine Todtenfeier, vom Prof. Haſſe, m. e. Abbild. des ihm auf dem Schlachtfelde vor Dresden errichteten Denkmals. K.

Morellet (Abbé), André, geb. zu Lyon 1727 und geſt. zu Paris d. 11. Jan. 1819, war einer der Gelehrten, die in ihrer Jugend durch Madame Geoffrin (ſ. d. Art.) unterſtützt, und ſo begünſtigt wurden, daß ſie ſich mit Ruhe ganz den Wiſſenſchaften widmen konnten. Er lebte lange bei dieſer geiſtreichen Frau, verband ſich hier mit Suard, d'Alembert, Marmontel, und war einer der thätigſten Beförderer der franzöſiſchen Encyclopädie, ſo wie eines der ausgezeichnetſten Glieder der Pariſer Geſellſchaft, welche ſich unter Ludwig XV. zu einem ſo hohen Grade von Feinheit und Anmuth, aber auch von Oberflächlichkeit und Sittenverderbtheit entwickelt hatte. Er ſpielt in allen Memoiren dieſer Zeit (z. B. in denen von Marmontel, der Madame d'Epinay, von J. J. Rouſſeau, von Grimm u. ſ. w.) eine wichtige Rolle. Der Partei der Oekonomiſten hing er eifrig an, und ſchrieb im Geiſt derſelben eine Menge kleiner Schriften, die zu ihrer Zeit großes Intereſſe erregten. Er erlebte die Revolution, und war glücklich genug, alle Gefahren derſelben zu umſchiffen, und ſogar die erſte und zweite Reſtauration zu erreichen. Im J. 1785 ward er in die franzöſiſche Akademie an Millots Stelle aufgenommen, und 1791 war er einer ihrer wackerſten Vertheidiger, insbeſondere gegen Chamfort und Mirabeau, welche die Aufhebung aller Akademien bewirkten, bis ſie unter dem Convent als Nationalinſtitut, deſſen Mitglied Morellet auch wurde, wieder erſtanden. S. Schriften ſind zahlreich und die kleinern in den Mélanges de Littérature, Paris 1818, 4 Vol. geſammelt.

Morelli (Dom Jacobo), Director der berühmten St. Marcusbibliothek zu Venedig, und einer der gelehrteſten Bibliographen unſrer Zeit, Mitglied des Inſtituts des lombardiſch-venetianiſchen Königreichs u. ſ. w., iſt um das J. 1747 im Venetianiſchen geboren. Im J. 1774 gab er eine hiſtoriſche Abhandlung über die Bibliothek heraus, deren Vorſteher er ſchon damals war. Der große

Reichthum der Bibliothek Nani reizte ſeine Bewunderung, und er faßte die Beſchreibung ihrer lateiniſchen und italieniſchen Handſchriften ab, welche 1776 unter dem Titel Codices manuscripti latini und I Codici manoscritti volgari della libreria Naniana in 2 Quartbänden zu Venedig erſchien. Andere (Mingarelli und Aſſemani) ſetzten die Beſchreibung dieſer Bibliothek fort: Morelli dagegen lieferte einen gelehrten Katalog der koſtbaren und reichen Pinelliſchen Bibliothek, unter dem Titel: Bibliotheca Maphaei Pinellii Veneti, 6 B. 8. m. Kpf, Venedig 1787. Im J. 1801 gab ihm die Auffindung einer Handſchrift aus dem 16ten Jahrhundert Veranlaſſung, auf dem Gebiet der Künſte ſehr intereſſante Forſchungen anzuſtellen, die er zu Baſſano unter dem Titel: Notizia d'opere di disegno nella prima metà del secolo XVI., esistenti in Padova, Cremona, Milano etc, scritta de un anonimo di quel tempo, pubblicata ed illustrata da J. Morelli. Zwei Jahre darauf erſchien ebendaſelbſt ſeine von großer und umfaſſender Gelehrſamkeit zeugende Bibliotheca Divi Marci Venetiarum manuscripta graeca et latina, 2. Bd. 8. Morelli's übrige ſehr zahlreiche Schriften hier aufzuführen, würde zu weitläuftig ſein; es ſind darunter auch verſchiedne bis dahin noch ungedruckte Fragmente alter Schriftſteller, namentlich des Dio Caſſius.

Morelos (Don Juan Martin), ein Geiſtlicher, trat nach ſeines Freundes Hidalgo Tode (27. Jul. 1811) an die Spitze der Inſurgenten in Mexiko, und begeiſterte ſie durch ſeine Beredtſamkeit zu dem hartnäckigſten Widerſtande. Wie ein Prophet ertheilte er Befehle, die pünctlich befolgt wurden. Im J. 1812 vertheidigte er die Stadt Quautla 75 Tage lang gegen den ſpaniſchen General Calleja. Als ihn am 2ten Mai der Hunger zwang, die Stadt zu räumen, ſchlug er ſich durch, und bemächtigte ſich mehrerer Städte, ſelbſt Acapulco's. Allein den 7ten Jan. 1814 ward er beim Angriffe auf Valladolid vom ſpaniſchen General Llano geſchlagen und verlor 700 Gefangene. Vergebens trug Morelos auf die Auswechſelung derſelben gegen 500 Spanier an, die einer ſeiner Unterbefehlshaber wenige Tage zuvor gefangen genommen hatte. Llano ließ ſämmtliche 700 Inſurgenten auf der Stelle hinrichten, worauf Morelos an den 500 gefangenen Spaniern das Vergeltungsrecht ausübte. In der Folge erfocht er neue Vortheile, und der Congreß zu Apatzingam (45 ſpaniſche Meilen von Mexiko) erwählte ihn zum Mitgliede des Vollziehungsraths, der aus drei Perſonen beſtand. Im October 1815 marſchirte er nach Puente del Rey, um ſich mit den daſelbſt gelandeten Generalen Toledo und Humbert zu vereinigen; allein er ward durch Verrätherei von den Royaliſten überfallen, geſchlagen und gefangen. Man führte ihn nach Mexiko, wo er durch drei Biſchöfe ſeiner geiſtlichen Würde entſetzt und hierauf der Ketzerei angeklagt ward, wovon ihn jedoch das Inquiſitionsgericht frei ſprach. Der damals zu Tehuaran reſidirende Congreß machte vergeblich durch ein an den Vicekönig Venegas erlaſſenes Schreiben die dringendſten Vorſtellungen, das Leben des Morelos, „eines der größten Kriegshelden Mexiko's," zu ſchonen. Da aber ſelbſt der Vicekönig fürchtete, die Hinrichtung dieſes auch in der Hauptſtadt bewunderten Mannes möchte einen Volksaufſtand zu Mexiko erregen, ſo ließ er ihn zu Criſtobal, 6 Stunden von der Hauptſtadt, von hinten erſchießen. — Nach Morelos Tode wurden die Inſurgen-

ten uneins; ihr Congreß löſte ſich auf, und der neue Vicekönig Apodaca gewann durch Milde einen großen Theil der Inſurgenten. Vgl. d. Art. Südamerik. Revolut. K.

Mören, Moiren, ſ. Parzen.

Moreri (Louis), Doctor der Theologie, geb. den 25ſten März 1643 zu Bagemont in Provence, ſtudirte zu Draguignan, Aix und Lyon. In der letztern Stadt predigte er fünf Jahre als Controversprediger. Moreri hatte ſich durch eine ſchlechte Allegorie Le Pays d'Amour betitelt, ſchon in ſeinem 18ten Jahre bekannt gemacht. Bald trat er mit nützlichern Arbeiten auf. Im J. 1673 erſchien in einem Foliobande das Dictionnaire, das ſeinen Namen führt, und wozu Chappuzeau ihm die erſte Idee gegeben zu haben behauptet. Er dedicirte daſſelbe aus Dankbarkeit dem Biſchof von Apt, Gaillard de Lonjumeau. Die Schweſter dieſes Prälaten verſchaffte ihm eine Stelle bei dem Staatsſecretär Pompone, und Moreri konnte davon die größten Vortheile hoffen; aber ſein ununterbrochener Fleiß, womit er an einer neuen Auflage ſeines Dictionnärs arbeitete, erſchöpfte ſeine Kräfte, ſo daß er 1680 in einem Alter von 38 Jahren zu Paris ſtarb. Der erſte Band der neuen Auflage war bereits erſchienen; der zweite folgte einige Monate nach ſeinem Tode. Moreri war ein ſehr beleſener Literator; aber es fehlte ihm an Geſchmack und Phantaſie. Sein Werk, das gänzlich umgearbeitet und bedeutend vermehrt worden, führt noch ſeinen Namen, iſt aber nicht mehr von ihm. Zu viel unzuverläſſige Genealogien, Artikel über unbekannte Perſonen, Ungenauigkeiten, Fehler in der Sprache, Mangel an Kritik, Präciſion und Geſchmack, haben dieſem nützlichen Werke geſchadet. Die geographiſchen Artikel ſind beſonders mangelhaft. Die geſchätzteſten Ausgaben ſind vom J. 1718 (5 B.), von 1725 (6 B.) und von 1732 (ebenfalls 6 B.). Der Abt Gouget hat ein Supplement in 4 Foliobänden geliefert, welches Drouet in einer neuen Ausgabe in 10 B. 1759 umgearbeitet hat. — Die übrigen Werke Moreri's ſind unbedeutend.

Moresken, Arabesken, ſ. Grottesken.

Moreto, mit ſeinem ganzen Namen Auguſtin Moreto y Cavana, ein vorzüglicher dramatiſcher Dichter der Spanier, welcher unter König Philipps IV. für die Dichtkunſt ſo glorreichen Zeit lebte. Von ſeinem Leben iſt uns weiter nichts bekannt, als daß er unter beſonderer Gunſt des Königs für das Theater, bald einzeln, bald mit mehrern andern Dichtern verbunden ſchrieb, ſpäter aber in den geiſtlichen Stand trat, und die dichteriſche Laufbahn ganz aufgab. Im Luſtſpiele, worin er vorzüglichen Ruhm erlangt hat, ziehen ihn viele dem Calderon noch vor, wie wohl ſie Fehlerhaftigkeit der Plane und Incorrectheit an ihm tadeln. So Bouterwek in ſeiner Geſchichte der ſpaniſchen Poeſie und Beredtſamkeit, und Sismondi in ſeinem Werke de la Littérature du midi de l'Europe T. III. Erſterer ſagt von ihm: Einige ſeiner Stücke ſind durch und durch komiſch, und zugleich Charakterſtücke, wenn gleich in der Form des ſpaniſchen Intriguenſpiels. In ſeinem Luſtſpiele de fuera vendra, quien de casa nos echara. (ein Fremder wird kommen, der uns aus dem Hauſe treibt), welches nebſt mehreren andern ſeiner Stücke in Huarte's Theatro Espannol ſteht, ſind unter andern die Charaktere einer alten

Coquette, eines ſoldatiſchen Bonvivants und eines feigen, pedantiſchen und dabei verliebten Doctors der Rechte, freilich im Caricaturſtyl, aber treffend und mit einer komiſchen Kraft gezeichnet, die nicht leicht zu erreichen iſt. Ueberhaupt nähert ſich Moreto weit mehr als Calderon dem Terenz; aber ſein Grazioſo (der ſcherzhafte Bediente in den Mantel- und Degenſtücken) macht zu oft fade Späße. Auch Sismondi legt ihm das Verdienſt einer auf dem ſpaniſchen Theater ſeltenen Charakteriſtik, und überdies noch eine größere Laune als dem Calderon bei, welche ſich auch in ſeinen zu luſtigen Situationen führenden Intriguen zeigen ſoll. — So wie die franzöſiſchen Luſtſpieldichter, oft ohne ihre Quelle zu nennen, die ſpaniſche Bühne geplündert haben, ſo iſt dieß häufig dem Moreto geſchehen. So führt z. B. Sismondi den Marques del Cigarral an, der faſt wörtlich in dem Faſtnachtsſpiel Don Japhet von Armenien von Scarron überſetzt worden ſeyn ſoll. So iſt ferner das noch ausgezeichnetere Intriguenſtück Moreto's No puede ser (Es kann nicht ſeyn), in welchem eine Frau ihrem eiferſüchtigen Liebhaber durch eine von ihr geleitete Liebesintrigue mit ſeiner Schweſter beweiſt, daß es unmöglich ſei, eine kluge Frau zu bewachen, von Dumaniant in dem bekannten Luſtſpiel Guerre ouverte (deutſch von Huber in der offnen Fehde bearbeitet) auf die franzöſiſche Bühne übertragen, und von Moliere in ſeiner Männerſchule benutzt worden. Auch ſcheint ihm Quinault einige Sujets zu ſeinen Opern zu verdanken. Einige andere Stücke Moreto's, El parecido en la corte und el mejor amigo el rey finden wir gelegentlich angeführt. Befremdend iſt aber, daß keiner der genannten Geſchichtſchreiber der ſpaniſchen Poeſie Moreto's El desden col en desden, eines der berühmteſten und beliebteſten Luſtſpiele (comedia famosa) der ſpaniſchen Bühne anführt, welches durch Weſt's (Schreivogels) deutſche Bearbeitung unter dem Namen Donna Diana, oder Stolz und Liebe (in drei Aufzügen) ſeit 1816 auf der deutſchen Bühne Moreto's Andenken rühmlich erneuert hat. Der einfache aber ſchwierige Plan dieſes Luſtſpiels beſteht darin, daß Donna Diana, eine ſpaniſche Prinzeſſin, die vom philoſophiſchen Wahn über die Niedrigkeit der Geſchlechtsliebe beherrſcht, alle fürſtliche Freier mit ſtolzer Sprödigkeit verſchmäht, endlich von Don Ceſar, der auf ſeines Vertrauten Rath ſeine glühende Leidenſchaft hinter dem Schein der ſpröden Gleichgültigkeit verbirgt, durch ihre eignen Waffen bekämpft, und indem ſie mit gereiztem Stolz ſein ſcheinbar kaltes Herz zu überwinden ſtrebt, ſelbſt unvermerkt durch die Gewalt der Liebe überwunden wird. Und dieſer Plan iſt mit einer feinen, ſich ächt dramatiſch entwickelnden Charakteriſtik der auf einander einwirkenden Perſonen, mit meiſterhafter Schattirung der in ihnen wechſelnden Zuſtände, und mit ſo leichtem und feinem, den Kampf der Liebe ſelbſt meiſterhaft nachbildenden Dialog ausgeführt, daß dieſes Luſtſpiel zu den geiſtreichſten dramatiſchen Seelengemählden gehört. Den Franzoſen iſt dieſes Stück durch Moliere's Princesse d'Elide, und den Italienern durch Carlo Gozzi's Principessa filosofa o il cantraveleno (1772 mit großem Beifall in Venedig aufgeführt) bekannt worden. Die Deutſchen lernten dieſes Stück zuerſt durch Werthe's Ueberſetzung dieſer Gozziſchen Bearbeitung (ſchon vor faſt 40 Jahren in Wien und auf andern ſüddeutſchen Theatern geſehen) kennen. — Was die

Ausgaben ſeiner Luſtſpiele anlangt, ſo iſt ein Band derſelben (Comedias de Moreto) zu Madrid 1654 erſchienen. Die beſte Ausgabe derſelben ſoll zu Valencia 1676 und 1677 in drei Quartbänden erſchienen ſein, und eine Auswahl von 36 Luſt- und Schauſpielen enthalten.

Morgagni (Giambattiſta), ein gelehrter Anatom, geboren zu Forli in Romagna, im J. 1682, war Mitglied der Akademie zu Bologna, wo er ſtudirt hatte. Die Republik Venedig berief ihn auf den Lehrſtuhl der Anatomie nach Padua mit einem Gehalt von 6000 Franken. Morgagni vermehrte den Ruhm dieſer Univerſität durch ſeine Entdeckungen. Seine wichtigſten Schriften ſind: 1. Adversaria anatomica omnia. In der Ausgabe von Leyden 1741 findet ſich überdies noch Nova insitutionum medicarum idea; 2. Epistolae anatomicae; 3. De sedibus et causis morborum per anatomen indagatis libri V.; 4. Verſchiedene Briefe in der neuen Ausgabe von Valſava. — Morgagni hat ſeinen Namen einer kleinen Oeffnung der Zunge und einem Muskel des Zapfens gegeben, weil er ſie zuerſt entdeckte. Er ſtarb im Jahr 1771 in einem Alter von 90 Jahren. Seine Werke ſind von ihm ſelbſt geſammelt 1765 in fünf Foliobänden zu Venedig erſchienen.

Morgan (Lady), geb. Miß **Owenſon**, die Verfaſſerin vieler Romane in engliſcher Sprache, die in ihrem Vaterlande einen außerordentlichen und in Frankreich einen großen Erfolg gehabt haben, weniger aber in Deutſchland durch Ueberſetzungen bekannt geworden ſind, iſt in **Dublin** geboren und die Tochter eines Schauſpielers. Sie widmete ſich von ihrem ſechzehnten Jahre an der Schriftſtellerei, wozu ſie allerdings durch eine glänzende Einbildungskraft und durch eine faſt gelehrte Bildung nicht ohne Beruf war. Man hat ſie ſogar in England der unſterblichen Verfaſſerin der **Corinna** entgegenſtellen wollen. Das meiſte Aufſehen erregte ihre Beſchreibung einer Reiſe nach Paris im Jahre 1816, wo ſie ſich vorzüglich den Coriphäen der Oppoſition und der Revolution anſchloß, ſich aber in ihrem Werke die größten Blößen gab, die in den engliſchen Journalen, namentlich im Quarterly Review, ohne Schonung aufgedeckt wurden. Dennoch enthält dies Werk auch ſehr anziehende Partien, und iſt in mancher Hinſicht ein Seitenſtück zu Reichardts Briefen aus Paris. — Von ihren Romanen nennen wir hier **Odonnel** und ihren neueſten (von 1818) **Florence Maccarthy**. — Ihr Gemahl iſt Arzt. Von ihm rühren vier Excurſe her, die ihrem Werke über Frankreich angehängt ſind.

Morgana, ſ. **Fata Morgana**.

Morganatiſche Ehe (matrimonium ad morganaticam, matrimonium ad legem Salicam), auch Ehe zur linken Hand genannt, iſt diejenige Ehe, bei welcher durch Ehepacten ausgemacht wird, daß die Frau und die Kinder von den Standesvorrechten und der Erbfolge des Gatten und Vaters ausgeſchloſſen ſein ſollen. Das preußiſche Landrecht erlaubt ihre Abſchließung Adlichen und königlichen Räthen.

Morgarten. An der Gränze des Landes Schwyz befindet ſich der Aegeri-See. Er iſt nur eine Stunde lang, aber ſehr tief und reich an Fiſchen allerlei Art. An der Oſtſeite dieſes Sees erhebt ſich der **Berg in dem Morgarten**, deſſen größter Theil

dem Canton Zug angehört. Er iſt durch eine Schlacht merkwürdig, welche die helvetiſche Geſchichte ruhmvoll auszeichnet. Die verbündeten drei Cantone hingen dem Kaiſer Ludwig von Bayern an, denn das Haus Habsburg war ihnen verhaßt. Dadurch wurde Kaiſer Friedrich von Oeſterreich in hohem Grade erzürnt. Er erklärte die Schweiz in die Acht, und der Biſchof von Coſtanz ſchleuderte gegen ſie den Bannſtrahl. Kaiſer Ludwig und der Erzbiſchof von Mainz ſprachen ſie aber von beiden los. Friedrich zog nunmehr ein Heer von 20000 Mann zuſammen, deſſen Oberbefehl ſeinem Bruder, Leopold von Oeſterreich, anvertraut wurde, und rückte damit gegen die Waldſtädte vor, deren Gegenmacht nicht mehr als 1600 brave Männer betrug. Dieſes Häuflein beſetzte einen ſchmalen Weg, der ſich zwiſchen dem Berge Morgarten und dem Aegeri-See hinſchlängelte; ein Theil deſſelben ſtand an der Seite des ſteilen Berges. So ſah man dem Feinde entgegen, der unvorſichtig genug war, ſich in den engen Paß hereinzudrängen, der zu ſeiner Grabſtätte beſtimmt zu ſein ſchien. Kaum war Leopolds Heer, wo man es erwartete, als die Schweizer große Steinmaſſen auf ſelbiges herabrollten, dadurch die Reiterei in Unordnung brachten, eine Menge Oeſterreicher verwundeten und tödteten, was von ihnen übrig blieb, anfielen und verfolgten, und ſo eine furchtbare Macht vernichteten. Dieſer Sieg vom 15. Nov. 1315, legte einen feſten Grund zu dem Bunde der Schweiz. Die drei Cantone, die ſich anfangs nur auf zehn Jahre vereinigt hatten, verbanden ſich nun zu Brunnen d. 9. Dec. 1315 auf immer. Ihnen ſchloſſen ſich demnächſt die andren Cantone an. So entſtand und wuchs der im J. 1815 erneuerte Eidgenoſſen-Bund. DH.

Morgen oder **Morgengegend** iſt diejenige Himmelsgegend, in welcher die Geſtirne aufgehn. Bei den Schiffern führt ſie den Namen Oſten. Sie liegt dem zur Linken, der ſein Geſicht gegen Mittag gerichtet hat, und der Abendgegend gegenüber. — **Morgen** heißt aber auch die Morgenzeit, worunter wir die Stunden unmittelbar vor und nach Sonnenaufgang verſtehn. — **Morgenpunkt** iſt der Durchſchnittspunkt des Aequators mit dem Horizonte an demjenigen Orte des Himmels, wo die Sterne aufgehn. Er iſt einer von den vier Cardinalpunkten, welche die Lage der vier Welt- oder Himmelsgegenden beſtimmen, und heißt bei den Schiffern Oſtpunkt oder Oſten. Die nach dieſem Punkte hin liegende Gegend iſt die **Morgengegend**. In den Tagen der Nachtgleichen, alſo um den 21ſten September und 20ſten März, geht die Sonne gerade in dem Morgenpunkte auf, ſo wie ſie in dieſen Tagen genau im Abendpunkte untergeht. An allen übrigen Tagen des Jahrs geht ſie im Sommer jenſeits des Morgenpunktes nach Norden hin, und im Winter diesſeits deſſelben nach Süden auf. Am längſten Tage iſt ihr Aufgangspunkt vom Morgenpunkte am weiteſten gegen Norden, und am kürzeſten Tage am weiteſten gegen Süden entfernt.

Morgen, ein Morgen Landes; ein Feld, oder Ackermaaß, welches ungefähr ſo viel umfaßt, als ein Mann mit einem Geſpann in einem Tage bearbeiten kann; alſo faſt ſo viel als Juchart, Jauchart, Joch. Es iſt in verſchiednen Ländern verſchieden. Ein rheinländiſcher Morgen hat 600 Ruthen, oder zwei Jucharten. In der Mark Brandenburg rechnet man auf den **großen** Mor-

gen 2290 Quadrattoiſen (die Toiſe zu 39 Quadratfuß alten Pari- ſer Maaßes), oder 400 Quadratruthen (die Ruthe zu 15 Schuh 2 Zoll Leipz. Maaßes); den kleinen zu 724 Toiſen, oder 180 Ruthen. In Sachſen rechnet man den Morgen zu 300 Quadratruthen; Morgen und Acker ſind hier gleichbedeutend, und man rechnet auf einen Acker ungefähr zwei Scheffel Ausſaat; 30 Morgen betragen eine Hufe. Im Hannöverſchen rechnet man den Morgen zu 120 Quadratruthen oder 707 Toiſen; in Hamburg 3308 Toiſen; in Straßburg 527 Toiſen; in Franken 608 Toiſen; in Danzig 705; in Magdeburg 360.

Morgengabe, urſprünglich nach gemeinem deutſchen Privatrecht das Geſchenk, welches der neue Ehemann der Frau am Tage (Morgen) nach der Hochzeit macht, und deſſen freies Eigenthum auch folglich auf ſie übergeht. Man nennt dieſes die vertragsmäßige Morgengabe, in ſo fern ſie in einem Ehevertrage verſprochen wird, und aus demſelben, obgleich ſie in der Form eines Geſchenks eingekleidet iſt, auch rechtlich gefordert werden kann. Bei ſogenannten unſtandesmäßigen Ehen bekam ſie die Frau gewöhnlich ſtatt alles übrigen, und mußte durch dieſelbe für ſich und ihre Kinder ſorgen. Schon in den älteſten Geſetzen der deutſchen Nation kommen Spuren derſelben vor. Sie fand gewöhnlich beim Adel, weniger unter dem Bürgerſtande Statt. Ihre Größe hing in der Regel vom Vertrage ab. Unter der geſetzlichen oder ſächſiſchen Morgengabe aber verſtand man gewiſſe Dinge, welche eine adeliche Wittwe nach dem Tode ihres Gemahls aus ſeinem Landgute nothwendig bekommen muß. Sie ſoll ihren Grund in einer falſchen Erklärung des Sachſenſpiegels haben, die aber durch neuere Geſetze und Herkommen beſtätigt worden iſt. Die wichtigſten jener Sachen ſind: alles feldgängige Vieh weiblichen Geſchlechts, Schafe und Gänſe, zugelegtes Bauholz und nicht eingefügte Zaunſtöcke. Selten wird die ſächſiſche Morgengabe in Natur gegeben, ſondern es vergleichen ſich gewöhnlich die Erben des Mannes mit der Frau über ein Quantum, das ſie erhält.

Morgenröthe. Dieſe herrliche Erſcheinung am Oſthimmel kurz vor dem Aufgang der Sonne iſt eben das, was die Abendröthe am Weſthimmel kurz nach dem Untergange derſelben iſt. Daß die Sonnenſtrahlen und Dünſte oder Wolken zur Entſtehung beider Phänomene nöthig ſind, lehrt der Augenſchein. Nicht immer ſind Morgen- und Abendröthe gleich ſchön; bisweilen bemerkt man, wenn der Himmel ganz heiter iſt, nur eine ſchwache Röthe und bei ſehr lichtem oder dunkelm Gewölk gar nichts. An einer befriedigenden Erklärung dieſer Erſcheinungen fehlt es uns noch; doch iſt wahrſcheinlich, daß von dem Sonnenlichte, wenn es vom Horizonte her und alſo durch eine große Strecke von Luft kommt, zuerſt die blauen, dann die gelben und zuletzt die rothen Strahlen verloren gehen; daher die Sonne hoch am Himmel weiß, in niedrigern Gegenden gelblich und an der Gränze des Horizonts röthlich erſcheint, und Dünſte und Wolken auf gleiche Weiſe färbt. Eine hochrothe oder feurige Morgenröthe wird als Vorbote eines trüben regenhaften, und eine recht glänzende Abendröthe als Anzeige eines heitern morgenden Tages meiſtentheils mit Grunde angeſehn. Man erklärt dies dadurch, daß die Morgenröthe eine Wolkenmaſſe verkündigt, die für den anbrechenden Tag von Oſten

nach Weſten über den Horizont heraufziehe; die Abendröthe hingegen eine vom Horizonte ſich entfernende Wolkenmaſſe bedeute.

Morgenſtern, der Planet Venus, wenn er, was in den Sommermonaten der Fall iſt, Morgens vor dem Aufgange der Sonne am Himmel erſcheint, ferner eine Waffe. S. Planeten und Streitkolben.

Morgenweite, der Abſtand eines Punktes, in welchem ein Geſtirn aufgeht, von dem Morgenpunkte.

Morghen (Rafael), berühmter Kupferſtecher zu Florenz, geb. zu Neapel den 19ten Juni 1758. Die Künſtlerfamilie der Morghen ſtammt urſprünglich aus den Niederlanden. Rafaels Großvater hatte ſich von Montpellier nach Florenz gewendet, wo er Handlung trieb. Seine beiden Söhne, Philipp und Johann Elias, wurden Künſtler; jener, Rafaels Vater, wurde Kupferſtecher, der andre Zeichner. Beide arbeiteten zu Neapel mit an dem Prachtwerke über die Herculaniſchen Alterthümer. Rafael Morghen wurde von ſeinem Vater und Oheim im Zeichnen und in der Kupferſtecherkunſt unterrichtet. Er legte ſich vorzüglich auf Landſchaftszeichnung, und ſtach im Jahr 1775 verſchiedne Anſichten aus den Umgebungen Neapels, die er ſelbſt nach der Natur gezeichnet hatte. Um den jungen Rafael in ſeiner Kunſt mehr zu vervollkommnen, ſchickte ihn der Vater 1778 nach Rom zu Johann Volpato, welcher damals der berühmteſte Kupferſtecher in Italien war. Morghen bildete ſich in der Schule dieſes großen Meiſters, den er in der Folge übertraf, zum vollkommnen Künſtler, verband ſich genauer mit ihm zu gemeinſchaftlichen Arbeiten, und heirathete 1781 Volpato's Tochter. Er erhielt im J. 1792 einen ſehr vortheilhaften Ruf nach Neapel, zog aber eine Anſtellung vor, welche ihm der Großherzog von Toscana, Ferdinand III., 1793 zu Florenz gab, und er iſt ſeitdem beſtändig in dieſer Stadt, als Profeſſor der Kupferſtecherkunſt bei der daſigen Akademie der Künſte, geblieben. Er hat ſehr viel, beſonders Portraits berühmter Männer, geſtochen. Einige ſeiner vorzüglichen Arbeiten ſind die Madonna della Seggiola nach Rafael, und die Madonna del Sacco nach Andrea del Sarto. Sein berühmteſtes Blatt iſt bis jetzt das Abendmahl nach Leonardo da Vinci, wovon Theodor Matteini die Zeichnung gemacht hatte. Morghen arbeitete drei Jahre an dieſem Blatte, das 1800 zuerſt erſchien. Es wird ſehr geſchätzt und theuer bezahlt, vorzüglich die erſten Abdrücke mit der Schrift, die ſich durch ein Comma nach dem Worte Vobis auszeichnen. Andre ausgezeichnete Arbeiten von ihm ſind: die Verklärung nach Rafael, und die Portraits von Dante, Petrarca, Arioſto, Taſſo ꝛc. Er iſt jetzt (1818) im Begriff, das vortreffliche Gemählde der Dresdner Gallerie, die Nacht von Correggio, nach der Zeichnung des Profeſſors Seydelmann, zu ſtechen, — eine ſehr ſchwierige Aufgabe, die der große Künſtler gewiß befriedigend löſen wird. Sein Bruder Antonio Morghen hat verſchiednes mit ihm zugleich gearbeitet. Ein vollſtändiges Verzeichniß von Rafael Morghens Blättern, deren Zahl gegen 200 beträgt, hat N. Palmerini zu Florenz 1810 herausgegeben.

Morhof (Daniel Georg), der berühmte Literator, wurde 1639 zu Wismar geboren, beſuchte die Schule ſeiner Vaterſtadt

und das Pädagogium zu Stettin, und studirte seit 1657 zu Rostock die Rechte, wobei er auch die humanistischen Wissenschaften trieb. Ein lateinisches Scherzgedicht auf den Tod eines Storchs, das er 1659 verfertigte, erwarb ihm 1660 die Professur der Dichtkunst zu Rostock, welche er nach seiner Zurückkunft von einer Reise nach Holland und England antrat, aber schon 1665 mit der der Rede- und Dichtkunst auf der neugestifteten Akademie zu Kiel vertauschte, wo er großen Beifall fand. 1670 machte er eine zweite Reise nach Holland und England, wurde nach seiner Rückkehr 1673 zugleich Professor der Geschichte, 1680 Bibliothekar, und starb am 30sten Juli 1691 auf der Rückreise von Pyrmont, wohin er wegen seiner Kränklichkeit gegangen war, zu Lübeck im 58sten Jahre. Durch sein allbekanntes Werk: Polyhistor (Lübeck 1688, 4. 4te Ausgabe ebendas. 1747, 2 Bde. 4.) regte er in Deutschland zuerst ein vollständigeres und planmäßigeres Studium der Literargeschichte an. Es war lange Zeit die Hauptquelle aller literarischen Notizen, und ist unzählig oft benutzt, studirt und ausgeschrieben worden. Wirklich enthält es auch einen bedeutenden Reichthum literarischer Notizen aller Art, und wenn auch nicht alle seine Urtheile die Probe halten, und namentlich seine Ansichten von der Literargeschichte als Wissenschaft noch sehr dürftig sind, so macht es doch noch mancher methodologischer Wink (z. B. über die Kunst des Lullus) auch für unsre Zeiten schätzbar. Sein Unterricht von der deutschen Sprache und Poesie, deren Ursprung, Fortgang und Lehrsätze, sammt dessen deutschen Gedichten (3te Aufl. Lübeck und Leipzig 1718, 8.) ist besonders von der historischen Seite wichtig. Seine deutschen, so wie seine lateinischen (Lübeck 1697, 8.) Gedichte hingegen sind von geringem Belang. A—s.

Morillo (Don Pablo), königl. spanischer Heerführer gegen die Insurgenten in Caraccas und Venezuela. Er hatte sich im Kriege gegen die Franzosen ausgezeichnet; daher sandte ihn Ferdinand VII. mit 10,000 Mann im April 1815 nach Caraccas, um die neuentstandene Republik Venezuela zu bekämpfen. Mit seiner Ankunft verschwand jede Hoffnung zur Aussöhnung. Wie er die Anstrengungen Bolivars, des Heerführers der Insurgenten, mehrmals vereitelt, wie er Carthagena erobert und den Congreß von Neu-Granada in St. Fe de Bogota zerstreut, wie er, grausamer und treuloser als Alba, Cortez und Pizarro, die spanische Herrschaft an den Ufern des Orinoko nur verhaßter gemacht hat, so daß die zuletzt im J. 1817 von ihm im Namen Ferdinands VII. angebotene Amnestie verworfen wurde, wird unter dem Artikel südamerik. Revolution erzählt. Unter ihm zeichneten sich der General Morales (D. Francis Thomas) durch Tapferkeit, und der Pater Torres, der neue Inquisitor von Carthagena, durch sein furchtbares Unterdrückungssystem aus. Der Angriff Morillo's auf die Insel Marguarita (jetzt Neu-Sparta) im J. 1817 ward durch die muthvolle Vertheidigung der Einwohner gänzlich vereitelt. Durch die Siege über Bolivar im April 1818 hat er sich zwar in dem Besitze der Küsten und einiger Städte, wie Caraccas und Carthagena, behauptet; allein dagegen hat ihm der Insurgenten-Admiral Brion, mit welchem sich 1818 der Commodore Aury vereinigte, die Herrschaft auf dem Orinoko entrissen; vergebens suchte er (24. Sept. 1818), den Insurgenten-General D. Pablo Zaraza zum Abfall zu bewegen, und gegen Bolivar Mißtrauen

zu erregen. Endlich ſah er ſich genöthigt, mit der Republik Columbia und Bolivar einen Waffenſtillſtand (Spt. 1820) einzugehen, worauf er 1821 nach Spanien zurückkehrte. Morillo iſt ein erfahrner Feldherr und an militäriſchen Talenten den Anführern der Inſurgenten weit überlegen; aber ſeine wilde Grauſamkeit und Treuloſigkeit haben jede Ausſöhnung unmöglich gemacht. K.

Möris, ſ. Aegypten.

Moriskos, ſ. Mauren.

Moritz, Churfürſt von Sachſen, war der Sohn Herzog Heinrichs zu Sachſen und wurde 1521 zu Freiberg geboren. Schon in ſeiner Jugend kündigte er ſich als den großen Fürſten an, der einſt der Retter ſeines Vaterlandes ſein ſollte. Er zeigte große Talente, verbunden mit raſtloſer Thätigkeit und einem feurigen Charakter. Dieſe Eigenſchaften ſchienen nicht wohl vereinbar mit der Beſchränkung, die das kleine väterliche Erbe ihm anwies. Sein aufſtrebender Geiſt wurde noch mehr geweckt, als er verſchiedne deutſche Höfe beſuchte, die den väterlichen an Glanz weit übertrafen. Damals (1541) vermählte er ſich mit der Tochter des berühmten Philipp, Landgrafen von Heſſen. In demſelben Jahre ſtarb ſein Vater, und er übernahm zu einer Zeit, wo die Religionsſtreitigkeiten Deutſchlands Fürſten entzweit hatten, die Regierung ſeiner Lande. Obgleich ſelbſt ein Bekenner des Lutherthums, weigerte er ſich dennoch, dem (ſchmalkaldiſchen) Bunde der übrigen proteſtantiſchen Fürſten, die den neuen Glauben mit den Waffen in der Hand vertheidigen wollten, beizutreten, entweder weil er ſchon damals geheime Abſichten auf die Churwürde hatte, und ſich daher dem Kaiſer gefällig machen wollte, oder weil er vorausſah, daß die ſchlechte Organiſation dieſes Bundes den baldigen Fall deſſelben nach ſich ziehen würde. Karl V. freute ſich der Ergebenheit des tapfern Moritz, belohnte ihn durch vielfache Gunſtbezeigungen, foderte ihn ſogar auf, ſich der Lande des Churfürſten Johann Friedrichs, der des Bundesheeres Anführer war, zu bemächtigen, und ertheilte ihm nachher 1548 auf dem Reichstage zu Augsburg feierlich die Churwürde. Der Kaiſer, der einen der mächtigſten Reichsfürſten für ſich gewonnen zu haben glaubte, verfolgte indeß ſeine ehrgeizigen Plane, die Rechte und Freiheiten der deutſchen Fürſten zu vernichten und ſich zum unumſchränkten Beherrſcher Deutſchlands zu machen. Aber wie künſtlich er auch ſeine Abſicht verbarg und unter dem Schein, das Intereſſe der Catholiken zu beſchützen, nur ſein eignes förderte: ſo erkannte der in den krummen Gängen der Politik wohlerfahrne Moritz doch bald genug das eigentliche Ziel des herrſchſüchtigen Carls. Er ſah ein, daß ihm nur mit offener Gewalt zu widerſtehen ſei, und trug nun kein Bedenken, als Feind des Kaiſers aufzutreten. Aber auch hierbei verfuhr er nicht ohne Argliſt. Seine Rüſtungen betrieb er im J. 1550 unter dem Scheine, die ihm vom Kaiſer übertragne Vollziehung der Reichsacht gegen die Stadt Magdeburg auszuführen, ſchloß mit König Heinrich II. von Frankreich und einigen deutſchen Fürſten 1551 geheime Bündniſſe, und wußte ſeine Maaßregeln ſo geſchickt zu nehmen, daß er Carln, der zu Inſpruck am Podagra darniederlag, faſt gefangen genommen hätte (1552). Als Rechtfertigungsgrund dieſer unerwarteten Fehde führte Moritz an, daß der Kaiſer gegen ſein ausdrückliches und feierliches

Verſprechen den Landgrafen Philipp von Heſſen (Moritzens Schwiegervater) immer noch gefangen halte. Der Kaiſer, den Alter und Krankheit beugten, eilte, durch ſeinen Bruder Ferdinand Vorſchläge zur Ausſöhnung thun zu laſſen. In Folge dieſer Verhandlungen kam der berühmte Vertrag zu Paſſau am 31ſten Julius 1552 zu Stande. Moritz, der ſich dadurch mit den Proteſtanten ausgeſöhnt hatte, glaubte nun auch dem Kaiſer einen Beweis ſeiner Anhänglichkeit geben zu müſſen, und wohnte noch in demſelben Jahre einem Zug gegen die Türken bei. Da aber nichts ausgerichtet wurde, ging er nach Sachſen zurück. Bald darauf verlor er am 9ten Juli 1553, zu frühzeitig für ſeine Lande, in einer Fehde gegen den Markgrafen Albrecht von Brandenburg das Leben. Wie man auch über den Charakter dieſes erſten Churfürſten in Sachſen aus der Albertiniſchen Linie urtheilen mag, ſo muß man doch geſtehen, daß er außer jener Klugheit, vermöge welcher er ſchlau die Umſtände zu benutzen wußte, große Regenten- und Feldherrntalente beſaß, die ihn zu einem der erſten deutſchen Fürſten machen. Ungeachtet ſeiner kurzen Regierung verdankt ihm Sachſen viele nützliche Einrichtungen. Um die Bildung ſeines Volks und um die Wiſſenſchaften erwarb er ſich hohe Verdienſte durch die Stiftung der Fürſtenſchulen und mancher nützlichen Inſtitute der leipziger Univerſität.

Moritz, Fürſt von Anhalt-Deſſau, königlich preußiſcher Generalfeldmarſchall, geboren zu Deſſau den 31ſten October 1712, war der jüngſte Sohn des großen Feldherrn Leopolds I., Fürſten von Anhalt-Deſſau. Er trat mit funfzehn Jahren in preußiſche Kriegsdienſte, wurde Hauptmann, und war bis 1758 in allen Feldzügen der drei erſten Kriege gegenwärtig. Er wohnte auch 1734 und 35 den Feldzügen am Rhein als Volontair bei. In den Schlachten von Hohenfriedberg, Keſſelsdorf, Prag, Kollin, Roßbach, Zorndorf und Leuthen, in welcher letztern ihn Friedrich II. auf dem Schlachtfelde zum Generalfeldmarſchall ernannte, bewies er vorzüglich Tapferkeit und Klugheit und ahmte in beiden Eigenſchaften ſeinem Vater nach. Er beobachtete die ſtrengſte Mannszucht, war aber übrigens ein wahrer Menſchenfreund und Vater ſeiner Soldaten, ſo wie ein eifriger Bekenner der reformirten Religion. Er ſtarb unvermählt den 4ten April 1760.

Moritz, Graf von Sachſen, bekannt unter dem Namen des Marſchalls von Sachſen. Dieſer große Feldherr war der natürliche Sohn des Königs August II. von Polen und der ſchönen Gräfin Aurora Maria von Königsmark, die ihn im J. 1696 d. 15. Oct. auf einem Dorfe unweit Magdeburg gebar. Er zeigte früh einen feurigen Geiſt und eine ungewöhnliche, von ſeinem Vater geerbte Stärke. Im J. 1711 ertheilte ihm Auguſt II. als Reichsvicar den Titel eines Grafen von Sachſen, und machte ihn bald darauf zum Obriſten über ein neu errichtetes Küraſſierregiment, das aber nach einigen Jahren reducirt wurde. Die erſten Waffen trug er in Flandern unter Eugen und Marlborough. Er war 1709 Zeuge der Einnahme von Lille, und zeichnete ſich ſowohl bei den Belagerungen von Tournay und Mons, als in der Schlacht bei Malplaquet aus. Neuen Ruhm und öffentliche Lobſprüche von Eugen und Marlborough erwarb er ſich in dem Feldzuge von 1710. Das Jahr darauf belagerte der König von Polen Stralſund; der junge Graf zeigte hier die größte Unerſchrockenheit. Er ſetzte, die Pi-

ſtole in der Hand, im Angeſicht des Feindes durch den Strom. Nach dieſem Feldzuge verheirathete ihn ſeine Mutter mit der reichen und liebenswürdigen Gräfin Löben; er liebte jedoch zu ſehr das Vergnügen und den Wechſel, um ſich den Pflichten der Ehe zu unterwerfen. Aber auch unter den Ausſchweifungen, denen er ſich zuweilen ergab, verlor er das Waffenhandwerk nicht aus den Augen. Er hatte ſtets eine militäriſche Bibliothek bei ſich, mit der er ſich täglich, wenn auch nur eine oder zwei Stunden, beſchäftigte. Im J. 1717 hatte er ſich nach Ungarn begeben, wo Eugen den Türken entgegenſtand. Er nahm an der Belagerung von Belgrad und an einem Siege über die Türken Theil. Als er 1718 nach Polen zurückgekehrt war, ertheilte ihm der König von Polen den weißen Adlerorden. Moritz, dem der in ganz Europa wieder hergeſtellte Friede keine Gelegenheit gab, ſich ferner auszuzeichnen, beſchloß 1720, nach Frankreich zu gehn, da er die geſelligen Eigenſchaften der Franzoſen liebte. Der Graf beſchäftigte ſich hier eifrig mit dem Studium der Mathematik, der Kriegs- und Befeſtigungskunſt, und der Mechanik, für welche er ein ausgezeichnetes Talent hatte. Schon in ſeinem ſechzehnten Jahre hatte er ein neues Exercitium erfunden und es in Sachſen anwenden laſſen. Nachdem er 1722 in Frankreich ein Regiment erhalten hatte, bildete und exercirte er es ſelbſt nach ſeiner neuen Methode. Im J. 1726 wählten die Stände von Curland ihn zu ihrem Fürſten. Allein Menzikoff, der nach dem Herzogthum ſtrebte, ſchickte 800 Mann Ruſſen nach Mitau, die den Grafen in ſeinem Palaſt belagerten. Dieſer, ob er gleich nur 60 Mann hatte, vertheidigte ſich mit großem Muth. Die Belagerung wurde aufgehoben und die Ruſſen entfernten ſich. Auch Polen griff zu den Waffen, und da Moritz nicht im Stande war, zwei ſo mächtigen Reichen die Spitze zu bieten, ſo ergriff er 1729 eine günſtige Gelegenheit, nach Frankreich zurückzukehren. Man behauptet, daß die verwitwete Herzogin von Curland, Anna Iwanowna, zweite Tochter des Czars Iwan Alexiowitz, ihm anfänglich Hoffnung zur Ehe gemacht, nachher aber wegen ſeiner Unbeſtändigkeit entſagt, und mithin letztere ihn nicht nur um Curland, ſondern auch um den Thron von Moskau gebracht habe, den jene Fürſtin in der Folge beſtieg. Angeführt zu werden verdient es, daß, als der Graf von Curland aus nach Frankreich um Unterſtützung an Geld und Menſchen ſchrieb, die berühmte Schauſpielerin Le Couvreur alle ihre Koſtbarkeiten zum Verſatz ſchickte und ihrem Geliebten 40,000 Livres zuſtellte. Nach ſeiner Zurückkunft in Frankreich beſchäftigte ſich Moritz eifrigſt mit der Mathematik. Er entwarf während eines Fiebers ſeine Rêveries (beſte Ausgabe, Paris 1757, 2 Bde. 4.), die er nachher ausfeilte. Dieſes Werk, würdig eines Cäſar und Condé, iſt keinesweges in einem correcten, aber in einem männlichen Styl geſchrieben, und voll kühner und neuer Anſichten in der Kriegswiſſenſchaft, deren Gültigkeit die jetzige Art des Kriegführens bewährt hat. Er beweiſt die Nützlichkeit der leichten Artillerie, die ſchnell von einem Orte zum andern geſchafft werden kann; den ſichern Vortheil des Angreifenden, den Vortheil der leichten Infanterie, und die gewiſſe Ueberlegenheit der Infanterie über die Cavallerie, wenn ſie den Angriff derſelben mit Entſchloſſenheit erwartet, ſo wie ihren ſichern Untergang, wenn ſie anders handelt. Der Tod des Königs von Polen, ſeines Vaters, ent-

zündete 1733 den Krieg in Europa. Der Churfürſt von Sachſen bot dem Grafen, ſeinem Bruder, den Oberbefehl aller ſeiner Truppen an, dieſer aber zog es vor, als Maréchal-de-camp in der franzöſiſchen Armee zu dienen, und ging zur Armee des Marſchalls von Berwick an den Rhein. Er kam eben zur Schlacht von Etlingen an, in der er an der Spitze eines Grenadierdetachements durch ſeine Tapferkeit den Sieg entſchied. Mit gleicher Unerſchrockenheit führte er bei der Belagerung von Philippsburg eine Menge von Angriffen aus. Der Grad eines Lieutenant-général war 1734 der Lohn ſeiner Dienſte. Dem Tode Carls VI. folgte ein neuer Krieg. Zu Ende Novembers 1741 wurde Prag belagert und noch in demſelben Monat nahm es der Graf von Sachſen mit Sturm. Eger wurde einige Tage nach Eröffnung der Laufgräben ebenfalls erobert. Dann führte er die Armee des Marſchalls von Broglio an den Rhein zurück und bemächtigte ſich aller Linien von Lauterburg. Nachdem er im März 1744 Marſchall von Frankreich geworden war (doch konnte er als Proteſtant nicht in dem Marſchallstribunal ſeinen Sitz nehmen), befehligte er als Chef ein Armeecorps in Flandern. Dieſer Feldzug, ein Meiſterſtück der Kriegskunſt, ſtellte den Marſchall von Sachſen an die Seite von Turenne. Er wußte den an Zahl überlegnen Feind in Unthätigkeit zu halten. Das J. 1745 war noch glorreicher. Im Januar war zu Warſchau zwiſchen der Königin von Ungarn, dem König von England und Holland ein Bündniß geſchloſſen worden. Trotz einer ſchweren Krankheit übernahm der Marſchall den Oberbefehl der franzöſiſchen Armee in den Niederlanden. Bald nach Eröffnung des Feldzugs lieferte er die Schlacht bei Fontenoi den 11ten Mai 1745. Er ſchien dem Tode nahe; dennoch ſtieg er während des Gefechts zu Pferde; aber ſeine Schwäche ließ jeden Augenblick für ſein Leben fürchten. Er gewann den Sieg, auf welchen die Einnahme von Tournai, Brügge, Gent, Oudenarde, Oſtende, Ath und Brüſſel folgte. Letztere Stadt ergab ſich den 28. Febr. 1746. Im April deſſelben Jahres ertheilte der König dem Sieger von Fontenoi ein Naturaliſationspatent in den ſchmeichelhafteſten Ausdrücken. Die folgenden Feldzüge erwarben ihm neue Auszeichnungen. Nach dem Siege von Rocoux, den 11. Oct. 1746, ſchenkte ihm der König ſechs Kanonen, das Jahr darauf ernannte er ihn zum Marſchall aller ſeiner Armeen und in der Folge zum Oberbefehlshaber in den 1748 eroberten Niederlanden. Dieſes Jahr wurde mit den glänzendſten Erfolgen, vornehmlich mit der Einnahme von Maſtricht; das Jahr vorher durch den Sieg von Lawfeld und die Einnahme von Berg-op-Zoom bezeichnet. Holland, für ſeine Staaten zitternd, bot den Frieden an, den es vorher verweigert hatte. Er wurde den 18. Oct. 1748 geſchloſſen, und man kann ſagen, daß Europa ſeine Ruhe den Talenten des Marſchalls von Sachſen verdankte. Sein Name erſcholl durch ganz Europa. Moritz zog ſich nunmehr auf das Schloß Chambord zurück, das der König ihm zum Gebrauch überlaſſen hatte, und machte von hier eine Reiſe nach Berlin zu Friedrich dem Großen, der ihn mit der ehrenvollſten Auszeichnung behandelte. Nach ſeiner Rückkehr nach Frankreich lebte er in der Geſellſchaft von Gelehrten, Künſtlern und Philoſophen, und ſtarb an einem Blutſturz den 30. Nov. 1750. Sein Leichnam wurde mit großer Pracht zu Straßburg in der lutheriſchen Kirche

St. Thomas beigeſetzt, und ihm 1777 auf Ludwigs XV. Befehl durch Pigalle ein Denkmal daſelbſt errichtet. Zum Erben hatte er den ſächſiſchen General Bellegarde eingeſetzt. Den Preis, welchen die franzöſiſche Akademie auf die ſchönſte Lobrede des Marſchalls ſetzte, gewann Thomas. Man erzählt, daß ihn mehrere chimäriſche Plane beſchäftigten; er habe bald den Gedanken gehabt, die Juden wieder zu einem Volke zu vereinigen, bald ſich zum König von Corſica zu machen, bald ein Königreich in Amerika, namentlich in Braſilien, zu gründen.

Moritz von Naſſau, Prinz von Oranien, der jüngſte Sohn aus der zweiten Ehe des Prinzen Wilhelm I. von Oranien, geboren zu Dillenburg den 13. November 1567, ſtudirte zu Leyden, als ſein Vater 1584 meuchelmörderiſch erſchoſſen wurde, worauf ihn in ſeinem achtzehnten Jahre die Provinzen Holland und Seeland, nachher auch Utrecht, zu ihrem Statthalter erwählten. Mit außerordentlichen Talenten ausgerüſtet, übertraf er als Feldherr bald alle Erwartungen und verlieh durch ſeine Siege und Eroberungen der neuen Republik Feſtigkeit. Er machte mit dem Ueberfall von Breda 1590 den Anfang zu einer Reihe glücklicher Unternehmungen, wodurch ganz Geldern, Ober-Yſſel, Friesland und Gröningen von den Spaniern befreit wurde. Dadurch erlangte er nebſt dem Oberbefehl über die Land- und Seemacht aller vereinigten Provinzen zugleich die Statthalterſchaft von Geldern und Ober-Yſſel, dagegen die von Friesland und Gröningen ſeinem Vetter, Grafen Wilhelm Ludwig von Naſſau, zu Theil wurde. Moritz nahm den Spaniern unter beſtändigen Kriegen bis zu dem im J. 1609 auf zwölf Jahre geſchloßnen Waffenſtillſtand gegen 40 Städte und mehrere Feſtungen ab, und ſchlug ſie in drei Feldſchlachten, ungerechnet die Siege zur See, die er durch ſeine Viceadmirale an den ſpaniſchen und flandriſchen Küſten erfocht. Seine Tapferkeit und ſein Waffenglück lockte alle, die als Krieger glänzen wollten, zu ſeiner Armee, als zur erſten Schule der Kriegskunſt. Er war der Gegenſtand der allgemeinen Liebe und Achtung des Volks; auf letztere baute ſein feuriger Ergeiz den Plan der Oberherrſchaft. Dienlich zur Erreichung ſeiner längſt genährten Abſichten ſchien ihm eine kluge Benutzung der theologiſchen Zänkereien der Arminianer und Gomariſten, oder der Remonſtranten und Contra-Remonſtranten. Er unterſtützte die Gomariſten mit großem Eifer, ja mit Gewaltthätigkeit (vergl. Barneveldt), allein aller Bemühungen ungeachtet, die Freiheit des Staats durch Parteiſucht zu untergraben, ſah er ſich endlich doch genöthigt, von der Ausführung ſeiner ehrgeizigen Entwürfe abzuſtehen. Er ſtarb im Haag den 23. April 1625, und hatte ſeinen Bruder Friedrich Heinrich zum Nachfolger. — „Das Leben dieſes Statthalters, ſagt Raynal, war eine ſelten unterbrochne Kette von Gefechten, Belagerungen und Siegen. Mittelmäßig in allem, verſtand er den Krieg meiſterhaft und führte ihn als Held. Die von ihm gebildeten Krieger haben ſeinen Ruhm vermehrt. Wie Montecuculi beſaß er die ſeltene Kunſt der Märſche und Lager; wie Vauban das Talent der Befeſtigung und Vertheidigung; wie Eugen die Geſchicklichkeit, die zahlreichſten Heere in den unergiebigſten und erſchöpfteſten Ländern zu erhalten; wie Vendôme das Glück, bei dem Soldaten, wenn es galt, mehr zu zu erlangen, als man zu erwarten das Recht hat; wie Condé jenen untrüglichen Ueberblick, der den Erfolg der Schlachten entſcheidet; wie Carl XII.

die Fähigkeit, die Truppen faſt unempfindlich gegen Hunger, Kälte und Beſchwerden zu machen, wie Turenne, das Menſchenleben zu ſchonen.“ — Nach Folards Urtheil war Moritz der größte Infanteriegeneral ſeit den Zeiten der Römer. Er hatte die Kriegskunſt von den Alten gelernt, und erweiterte ſie durch Anwendung eigner und fremder Erfindungen.

Moritz (Carl Philipp), ein genialer deutſcher Schriftſteller. Geboren 1757 zu Hameln von armen Aeltern, kam er zu einem Hutmacher in die Lehre. Sein unruhiger Geiſt, verbunden mit der Neigung zum Sonderbaren und Außerordentlichen, ließ ihn aber nicht dort bleiben. Er verließ ſeine Heimath, erfuhr mannichfaltige Schickſale, ſchwankte lange in der Wahl eines Lebensplans, und fand endlich ſo viel Unterſtützung, um zwei Jahre in Wittenberg ſtudiren zu können. Er betrieb indeß ſeine Studien mit großer Unregelmäßigkeit und folgte dann einem Rufe Baſedows nach Deſſau. Er gefiel ſich nur kurze Zeit hier. Seine Bemühungen, in Potsdam eine Predigerſtelle zu erhalten, ſchlugen fehl; er war der Verzweiflung und dem Wahnſinne nahe, als er durch Teller und Büſching eine Lehrerſtelle an dem grauen Kloſter zu Berlin erhielt. Aber auch dieſer Lage ward er bald überdrüßig, und er unternahm im J. 1782 eine Reiſe nach England, die er ſogleich auf einem Spaziergange ganz unvorbereitet antrat. Nach ſeiner Rückkehr überfiel ihn neuer Unmuth. Er ſah ſich in mancher Hoffnung getäuſcht und glaubte tödtlich krank zu ſein. Indeß genas er und erhielt 1784 eine außerordentliche Profeſſur am berliniſchen Gymnaſium. Er hielt Vorleſungen über deutſche Sprache und ſchöne Wiſſenſchaften, und ſtudirte eifrig die Geſchichte. Die Redaction der Voſſiſchen Zeitung führte er nur kurze Zeit, da er ſich in die dazu nöthige Ordnung nicht fügen konnte. Eine Reiſe in die Schweiz, die er mit einigen Freunden unternahm, ward nur halb ausgeführt. Nach ſeiner Rückkehr faßte er eine ſchwärmeriſche Liebe für eine verheirathete Frau, die ihn zu bizarren Verirrungen verleitete. Er gefiel ſich in der Rolle eines zweiten Werther und wäre vielleicht im Stande geweſen, wie ſein Vorbild zu enden, wenn nicht die längſt erſehnte Reiſe nach Italien ſeinem Geiſte eine andere Richtung gegeben hätte. Er trat ſie 1786 an und verweilte zwei Jahre in Rom. Ungeachtet ſeiner Thätigkeit, blieb dieſer Aufenthalt doch ohne tiefern Gewinn für ihn, da er zu unvorbereitet und in ſeinen Studien zu unſtät und phantaſtiſch war. Göthe, der ihn hier kennen lernte, nahm ſich ſeiner freundſchaftlich thätig an, und machte ihn mit dem Herzog von Weimar bekannt, auf deſſen Verwendung Moritz Mitglied der berliner Akademie wurde. Im Winter von 1788 bis 1789 kam er nach Deutſchland zurück. Ein Streit, in den er mit Campe gerieth, ward wieder ausgeglichen. Moritz erhielt jetzt die Profeſſur der Alterthumskunde und der Theorie der ſchönen Künſte bei der Akademie der bildenden und mechaniſchen Künſte; zugleich aber ſchloß er eine Ehe, die unglücklich ausfiel. So ſtarb er den 26. Juni 1793. — Ohne Einheit und feſten Lebensplan war Moritz eigentlich nie zu einer klaren und einfachen Anſchauung ſeiner ſelbſt und der Welt gekommen; ſein ganzes Leben war eine Reihe von Inconſequenzen; ja man darf ſagen, er lebte in einer ſteten Unwahrheit und machte faſt immer den Schauſpieler eines fremden Lebens. Daher ſein ſteter Kampf mit den Men-

ſchen und den äußern Verhältniſſen. Seine zahlreichen Schriften (mythologiſchen, antiquariſchen, pſychologiſchen, grammatiſchen Inhalts, ferner Reiſebeſchreibungen durch England und Italien u. ſ. w.) tragen das Gepräge ſeines Geiſtes und ſind zum Theil ſehr anziehend und belehrend. Wir übergehen ihre Aufzählung und führen nur an, daß er in Anton Reiſer, in Andreas Hartknopf und in Andreas Hartknopfs Predigerjahren, ſein eignes Leben zu beſchreiben verſucht hat.

Moritzburg, Amt und Schloß, drei Stunden von Dresden, nahe an der Großenhayner und Berliner Straße, bei dem Flecken Eiſenberg, im Meißner Kreiſe des Königreichs Sachſen. Das Schloß fing Churfürſt Moritz 1542 an zu bauen. Churfürſt Chriſtian I. vollendete den Bau im J. 1589. Seitdem wurde es erweitert und unter Friedrich Auguſt I. ſehr verſchönert. Dieſer prachtliebende Fürſt (als König von Polen Auguſt II., der Starke) und ſein Nachfolger gaben hier feſtliche Jagden und Bälle mit Götter- und Türkenaufzügen. Oft waren ſchöne Frauen die Königinnen des Feſtes. Die Umgebungen, große Teiche mit Schwänen beſetzt, Waldungen, von Alleen perſpectiviſch durchſchnitten, ein reicher Faſanengarten mit dem neuen Schloſſe, die Menagerie, mehrere ſchöne Privatgebäude, und ein Park für Rehe, Damhirſche und wilde Schweine machen das alte bethürmte Schloß, welches wie eine Inſel aus einem ſchönen Waſſerſpiegel ſtattlich ſich erhebt, zu einer wahren Dianenburg. So heißt auch das Schloß auf Kupferſtichen von 1734. Außer ſieben großen Sälen, einer Capelle und mehrern Gewölben, enthält es über 200 Zimmer mit Geräthe und Wandbekleidung (vergoldeten Ledertapeten) in altfranzöſiſchem Geſchmack. Viele, zum Theil ſehr koſtbare Ueberreſte, vorzüglich kunſtreiche Pokale, ſind noch jetzt Zeugen der Trink- und Jagdluſt, ſo wie der fürſtlichen Ausgelaſſenheit jener Zeit. Den Tanzſaal, welcher 24 Ellen lang, 30 Ellen breit und 24 Ellen hoch iſt (indem er durch zwei Stockwerke geht), hat man ganz weiß gelaſſen, aber mit 72 vergoldeten Hirſchköpfen mit ſeltnen Geweihen von 24 bis 50 Enden verziert. Ueberhaupt bezieht ſich faſt aller Schmuck auf die königliche Jagdfreude des ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts. Unter mehrern Gemählden ſchätzt man eins von Lucas Cranach: die Jagd in der Annaburger Heide, mit 40 Perſonen nach dem Leben gemahlt. Auch ein Chriſtus nach der Geißelung, von fleiſchfarbenem Marmor, hat Kunſtwerth. Das neue Schloß, welches der jetzt regierende König 1769 bauen ließ, liegt in der Nähe des Parks auf einem Hügel am Ufer des großen Teiches, der über eine Stunde im Umfange hat. An dem Hafendamme und Leuchtthurme lag ſonſt eine Fregatte. Mitten im Thiergarten ſteht das achteckige Hellhaus, von welchem man über die Bäume weg in die acht Alleen ſehen kann, welche den Thiergarten durchſchneiden. Außer dem großen Teiche gibt es bei Moritzburg noch 71 Teiche, welche zum Theil mit Kranichen, Schwänen, wilden Gänſen und Enten beſetzt, ſo wie ſämmtlich ſehr fiſchreich ſind. Das Ganze iſt von dem Friedewalde eingeſchloſſen, und noch immer in ſeiner altfürſtlichen Pracht, mit den großen Waſſerſpiegeln und den einſamen Schattengängen, nicht blos für Weidmänner, deren Aufmerkſamkeit auch die Einrichtung des Zwingers mit vielen wohl abgerichteten engliſchen Jagdhunden nicht entgehen wird, ſondern für jeden Beſchauer ein eben ſo reicher als anmuthiger Kunſt- und Naturpark. K.

Morlachen, ſ. Dalmatien.

Mornay (Philippe de), Herr von Pleſſis-Marly, geboren zu Buhy oder Bisbuy in der Normandie 1549, wurde zu Paris erzogen und machte ſchnelle Fortſchritte in den Wiſſenſchaften, namentlich in der Theologie. Man beſtimmte ihn anfänglich der Kirche, aber ſeine Mutter, eine heimliche Proteſtantin, verſchloß ihm die geiſtliche Laufbahn. Nach der Bartholomäusnacht bereiſte er Italien, Deutſchland, die Niederlande und England. Dem Könige von Navarra, nachmaligem Heinrich IV., der damals das Haupt der proteſtantiſchen Partei war, diente er mit ſeinem Degen und ſeiner Feder. Er war ſein Geſandter bei der Königin Eliſabeth und betrieb die Angelegenheiten ſeines Herrn, an den ihn wahre Freundſchaft knüpfte, mit Treue und Glück, und wirkte aus allen Kräften mit, dieſen Fürſten auf den Thron zu heben. Als dieſer aber zur catholiſchen Religion übertrat, zog er ſich vom Hofe zurück, ohne daß der König darum aufhörte, ihn zu lieben. Seitdem war Mornay die Seele der Proteſtanten; man nannte ihn ihren Papſt. Er verfocht die Lehrſätze ſeiner Partei mündlich und ſchriftlich. König Heinrich IV. machte ihn 1590 zum Staatsrath und in der Folge zum königlichen Rath und Statthalter von Saumur. Hier errichtete Mornay eine Akademie für ſeine Glaubensgenoſſen, die viele treffliche Männer gehabt hat. Eine ſeiner Schriften über die Mißbräuche der Meſſe empörte die ganze catholiſche Geiſtlichkeit; Mornay wollte ſeinen Gegnern nur in einer öffentlichen Conferenz antworten. Dieſe Conferenz fand 1600 in Fontainebleau Statt. Du Perron, Biſchof von Evreux, war ſein Gegner, dem es theils durch überlegene Gelehrſamkeit, theils aber auch durch allerlei Kunſtgriffe gelang, den Sieg davon zu tragen. Seiner Partei zog Mornay durch dieſen nicht wohl überlegten Schritt bedeutenden Nachtheil zu. Als er ſpäter gegen Ludwig XIII. die Sache der Hugenotten führte und ihm ſehr dringende Vorſtellungen machte, um ihn von gewaltſamen Maßregeln abzuhalten, verlor er, ohne etwas bewirkt zu haben, 1621 ſein Gouvernement von Saumur. Er ſtarb 1623. Ein ſchönes Denkmal hat ihm Voltaire in der Henriade geſetzt; weniger günſtig beurtheilt ihn Huet, und er hat Recht, wenn er ihm Mangel an gründlicher Gelehrſamkeit vorwirft — Unter Mornay's Schriften war die über die Wahrheit des Chriſtenthums (La vérité de la religion chrétienne) die geſchätzteſte; aber die über das Abendmahl (De l'institution, usage et doctrine de l'Eucharistie) machte das meiſte Aufſehn. Schätzbar für den Hiſtoriker ſind ſeine Meoiren, 4 Bände in Quart, ſo wie ſeine Biographie.

Morpheus (der Nachbildende), war nach der Mythologie der Griechen und Römer ein Diener des Schlafs, und wohnte bei demſelben in Cimmerien in einer ſtillen, dämmernden, nie von den Sonnenſtrahlen erleuchteten Höhle. Er war Vorſteher und Gott der Träume, welche den Gott des Schlafes zahllos umſchwebten, und wurde von ihm oft zu den Sterblichen, beſonders zu den Vornehmen geſandt, um ihnen auf Befehl der Götter im Traume ihr Schickſal bekannt zu machen. Er konnte jedoch nur menſchliche Geſtalten annehmen; um Thiere nachzubilden, bedienten ſich die Götter des Phobetor oder Icelos, und um lebloſe Gegenſtände darzuſtellen, des Phantaſus. Er wird dargeſtellt als ein ſchöner Jüngling, mit Mohn gekrönt, in der Hand ein Füllhorn, woraus er mannichfaltige Geſtalten ſchüttet.

Morriſon (Robert), ein proteſtantiſcher Miſſionär, der acht Jahre zu Canton und Macao in der engliſchen Factorei daſelbſt gelebt hat. Die Bibelgeſellſchaft hatte ihn dahin geſandt, damit er das Chineſiſche erlernen und die heilige Schrift in dieſe Sprache überſetzen ſollte. Er hat die Geſandtſchaft des Lord Amherſt nach China begleitet. Seine Kenntniß des Chineſiſchen hat er durch mehrere Schriften bewieſen, namentlich durch ſeine Horae sinicae (London 1812), eine chineſiſche Grammatik (Serampore 1815) und ein chineſiſch-engliſches Wörterbuch, von welchem letztern der 1ſte Theil ſeit 1815, der 2te ſeit 1819 zu Macao erſchienen iſt, und welches aus fünf oder ſechs Quartbänden beſtehen wird. Auch hat er bereits das neue Teſtament in einer vollſtändigen chineſiſchen Ueberſetzung geliefert (8 Bde.), der eine unter Hodgſons Leitung von einem zur catholiſchen Religion bekehrten Chineſen in den Jahren 1737 und 38 verfertigte Ueberſetzung, die ſich handſchriftlich im brittiſchen Muſeum findet, zum Grunde liegt. Der Druck iſt in China beſorgt worden, und beſteht, wie bei allen chineſiſchen Büchern, in Holzſchnitt.

Mörſer, ein Wurfgeſchütz, aus welchem größere Hohlkugeln, Bomben, geworfen werden, und das deßhalb zunächſt nur bei Belagerungen in Anwendung kommt. Das Rohr iſt gewöhnlich drei Caliber lang, die Kammer, d. i. der Theil des Keſſels, in welchen die Pulverladung kommt, iſt jetzt meiſt überall coniſch und mehr oder weniger abgeſtumpft. Unmittelbar über derſelben iſt das Lager, wo die Bombe aufgeſetzt wird, der übrige Theil des innern Raums heißt der Keſſel oder Flug. Der Mörſer ruht auf einem Stuhl oder Schemel, der entweder aus einem ſtarken eichenen Blocke, oder aus zwei kurzen ſtarken feſt verbundnen Pfoſten beſteht; der Transport der Mörſer erfolgt auf ſogenannten Sattelwägen. Das Caliber der Mörſer wird bei den meiſten Artillerien nach dem Steingewicht, einer für ihre Bohrung geeigneten Kugel, benannt. So hat man 30-, 48-, 60 pfündige Mörſer; bei der engliſchen und franzöſiſchen Artillerie wird das Caliber nach dem Durchmeſſer der Mündung in Zollen benannt, z. B. 8-, 10-, 13zöllige Mörſer (Ueber die Wurfweiten der Mörſer bei verſchiedenen Artillerien, vergl. Scharnhorſts Handbuch 1. Th. 142). Es mag hier noch des ſogenannten Erdmörſers gedacht werden, eines ſchräg in die Erde gegrabenen Faſſes, das, mit einer angemeſſenen Pulverladung verſehen (die durch eine Leitung entzündet wird) und darauf mit Kugeln, Steinen und dergleichen auf einem Spiegel angefüllt, dieſe gegen den Feind ſchleudert. Das Alter der Erfindung der Mörſer läßt ſich nicht mit Gewißheit angeben, nur ſo viel wiſſen wir, daß ſie ſchon 1522 von den Türken bei der Belagerung von Rhodus gebraucht wurden.

Mortalität, die Sterblichkeit, d. i. die Zahl der binnen einer gewiſſen Zeit, z. B. eines Jahres, Geſtorbenen. Mortalitätsliſten, Todtenliſten. S. d. Art. Lebensverſicherung.

Mortier (Eduard Adolf Caſimir Joſeph), Herzog von Treviſo, Marſchall und Pair von Frankreich ꝛc. Er iſt 1768 zu Cambrai geboren, genoß eine ſorgfältige Erziehung, betrat die militäriſche Laufbahn 1791 als Lieutenant in einem Carabinier-Regimente, dann trat er als Hauptmann zu dem erſten Bataillon Freiwilliger des Norddepartements, focht mit bei Quiberon (30. April 1793), bei Jemappes, Nerwinden, Hondschooten und zeichnete ſich

bei jeder Gelegenheit aus. Im J. 1794 umging er die Oeſterreicher bei Altenkirchen, und unterhandelte mit dem Churfürſten die Uebergabe von Mainz. Im J. 1799 wurde er Brigade-, bald darauf Diviſionsgeneral. Den 15. März 1800 erhielt er das wichtige Commando von Paris und zeigte ſeine Anhänglichkeit an Bonaparte auch nach dem verunglückten Verſuch auf das Leben des erſten Conſuls am 3. Nivoſe, indem er ihm an der Spitze ſeines Generalſtabes Glück wünſchte, dieſer Gefahr entgangen zu ſein. Nach dem Wiederausbruch der Feindſeligkeiten mit England 1803 beſetzte er ohne Widerſtand das Churfürſtenthum Hannover. Nach ſeiner Rückkunft ward er einer von den vier Generalen der Conſulargarde, und den 19. Mai 1804 zur Würde eines Reichsmarſchalls erhoben. Im September übernahm er das Commando einer Diviſion der großen Armee, ging im October auf das linke Donauufer und wurde in dem blutigen Gefechte von Dürnſtein von Kutuſow geſchlagen. In dem darauf folgenden Kriege mit Preußen nahm er am 1. November 1806 das Churfürſtenthum Heſſen in Beſitz, zog ſich ſodann durch das Hannöveriſche an die Küſten der Oſtſee, beſetzte die Hanſeſtädte, und leitete die Feindſeligkeiten gegen Schweden, bis Napoleon ihn gegen Ende des Feldzugs zur großen Armee berief, wo er an der Schlacht bei Friedland Antheil nahm. Er wurde zum Herzog von Treviſo ernannt, kehrte 1808 nach Frankreich zurück, commandirte ſodann in Spanien, nahm hier mit Lannes Saragoſſa, ſchlug die Spanier bei Occana, und unterſtützte Soult in ſeinen Operationen gegen Badajoz. 1812 commandirte er mit in Rußland, und ward von Napoleon, nach deſſen Ausmarſch aus Moskau, im Kreml mit dem Befehl zurückgelaſſen, ihn in die Luft zu ſprengen. Bei Wiedereröffnung des Feldzugs 1813 ward er an die Spitze der jungen Garde geſtellt, focht bei Lützen, Bautzen, Dresden, Hanau, und 1814 in den verſchiednen Schlachten in Frankreich mit, bis er am 8. April ſeine Zuſtimmung zur Entſetzung Napoleons einſandte. Ludwig XVIII. ernannte ihn zum Pair von Frankreich. Er befand ſich in Lille, als der König 1815 ſich dorthin flüchtete, und machte dieſen mit der ungünſtigen Stimmung der Garniſon bekannt. Der König ging nach Gent, und Mortier trat in Napoleons Dienſte. Nach der zweiten Reſtauration verlor er die Pairswürde, wurde aber zum Befehlshaber der Militärdiviſion Rouen ernannt. Im J. 1816 war er in die Deputirtenkammer gewählt.

Mortificiren heißt für ungültig erklären. So wird ein Wechſel, der verloren gegangen iſt, mortificirt, indem der jetzige Inhaber gerichtlich vorgeladen, um ſeinen rechtmäßigen Beſitz zu beweiſen, außerdem aber der Wechſel für ungültig erklärt wird. Ein gewöhnlicher Schuldſchein, der nicht qualificirt iſt, ohne vorgängige Genehmigung des Ausſtellers aus einer Hand in die andere zu gehn, wird gültiger Weiſe auch privatim mortificirt. Ferner heißt Mortificiren und Mortification die Ertödtung des Fleiſches, und man verſteht darunter vornehmlich das Selbſtquälen durch Kaſteien, Geißeln, Faſten und dergl., das bei Mönchen, Einſiedlern u. ſ. w. Statt fand, und zum Theil noch Statt findet.

Mortuarium oder manus mortua, die todte Hand, ſ. Todte Hand.

Morus (Sir Thomas), Kanzler von England unter Heinrich VIII. und einer der Richter der Kingsbench, gleich ausgezeichnet durch ſeine Staatskenntniſſe und durch ſeine Rechtſchaffenheit,

war im J. 1480 zu London geboren, und ſtudirte zu Oxford. Wiſſenſchaft und Tugend waren die einzigen Gegenſtände ſeines Beſtrebens. Er ging, wiewohl ungern, an den Hof, wo er ſich viel Anſehen und endlich das Amt eines Kanzlers im Herzogthum Lancaſter erwarb. Heinrich VIII. übertrug ihm verſchiedene Geſandtſchaften. Beſonders zeigte Morus ſeine glänzenden Talente in den Berathſchlagungen über den Frieden von Cambrai im J. 1529. Das Amt des Großkanzlers und Siegelbewahrers war der Lohn für ſeine Dienſte. Morus verwaltete dieſen wichtigen Poſten mit der ſtrengſten Rechtſchaffenheit, und benutzte ſein Anſehn nicht einmal zur Beförderung ſeiner Kinder. Auch beſaß er, als er von ſeinem Poſten abtrat, nichts als ſein väterliches Erbe, einige unbedeutende Ländereien, die ihm der König geſchenkt hatte, und ungefähr 100 Pfund Sterling. Dieſer Umſtand iſt um ſo bemerkenswerther, als Morus damals die Gunſt des Königs im höchſten Grade beſaß. Zum Beweiſe dieſer Gunſt empfing er das Reichsſiegel, das vor ihm nie einem Weltlichen anvertraut worden war. Es blieb aber nur zwei und ein halbes Jahr in ſeinen Händen. Heinrich VIII., der eine heftige Leidenſchaft für Anna Boulen gefaßt hatte, brach die Bande, die ihn an die römiſche Kirche knüpften. Morus war genöthigt, im J. 1533 ſein Amt niederzulegen, da er auf keine Weiſe zu bewegen war, den Suprematseid, den der König von allen ſeinen Unterthanen foderte, zu leiſten. Als Güte nichts über ihn vermochte, gebrauchte man Gewalt. Man ſetzte ihn ins Gefängniß; man beraubte ihn ſeiner Bücher, ſeines einzigen Troſtes. Seine Freunde ſtellten ihm vor, daß er Unrecht habe, anderer Meinung ſein zu wollen, als der Staatsrath. „Ich habe für mich, antwortete er ihnen, die Kirche; ſie iſt der Staatsrath der Chriſtenheit.“ — Seine Gattin beſchwor ihn, dem Könige zu gehorchen und ſein Leben ſeinen Kindern zu erhalten. „Wie viel Jahre, fragte er ſie, glaubſt du, daß ich noch leben kann?“ — „Ueber 20 Jahre,“ antwortete ſie. — „Willſt du, erwiederte er darauf, daß ich die Ewigkeit für zwanzig Jahre hingebe?“ — Sein Todesurtheil wurde ausgeſprochen. Am Vorabend der Vollziehung ſchrieb er an ſeine Tochter Margaretha einen Brief, worin ſich ſeine chriſtliche Faſſung auf das deutlichſte ausſpricht. Denſelben Gleichmuth zeigte er, als er am 6. Julius 1535 das Blutgerüſte beſtieg. Er hinterließ folgende Werke: 1. Utopia, worin er ſein Ideal einer Republik aufſtellt; 2. die Geſchichte Richards III. und Eduards V.; 3. eine lateiniſche Ueberſetzung dreier Dialogen Lucians; 4. eine ſehr heftige Schrift gegen Luther unter dem Namen Thomas Roſſeux; 5. einen Dialog Quod mors pro fide fugienda non sit; 6. Briefe und Epigramme. — Erasmus, der ein vertrauter Freund von Morus war, entwirft in einem Briefe an Hutten ein ausführliches und treues Gemählde von ihm.

Morus (Samuel Friedrich Nathanael), ein ausgezeichneter Theolog, geboren den 30. November 1736 zu Lauban in der Oberlauſitz, erhielt auf der dortigen Stadtſchule ſeine erſte wiſſenſchaftliche Bildung, von wo er 1754 die Univerſität zu Leipzig bezog. Hier beſuchte er, da er ſich dem Schulfache gewidmet hatte, beſonders Erneſti's Vorleſungen, deſſen geprieſener Methode und klarem, eindringlichem Unterricht er, ſeinem eignen Geſtändniſſe nach, ſeine feurige Luſt zu den Wiſſenſchaften zu verdanken hatte. Nach-

dem er ſeine Studien vollendet hatte, kam er als Hauslehrer zu dem Profeſſor der Medicin in Leipzig, Ludwig, der ihn mit ausgezeichnetem Wohlwollen behandelte. Im J. 1760 wurde er Magiſter, und las ein Jahr ſpäter, nachdem er ſeine Schrift: Ueber die Verwandtſchaft der Geſchichte und Beredtſamkeit mit der Dichtkunſt, öffentlich vertheidigt hatte, Collegia über griechiſche und lateiniſche Schriftſteller. Indeſſen erwarben ihm ſeine vorzüglichen Kenntniſſe und die Schriften, die er nun herausgab, allgemeine Achtung und öffneten ihm den Weg zu einer Anſtellung zu Leipzig. Im J. 1763 erhielt er eine Collegiatur im großen Fürſtencollegio, 1768 eine außerordentliche philoſophiſche Profeſſur, 1771 wurde er ordentlicher Profeſſor der griechiſchen und lateiniſchen Sprache und 1780 Ephorus der churfürſtlichen Stipendiaten. In allen dieſen Aemtern fand er Gelegenheit, das neue Teſtament in ſeiner eigenthümlichen Sprache im Zuſammenhange zu durchforſchen, und das ganze Feld der Theologie gelehrt zu bearbeiten, womit er zugleich ein tiefes Studium der alten Kirchenlehrer verband. So war er mehr als hinreichend vorbereitet, 1782 beim Tode Erneſti's eine Lehrſtelle der Theologie zu übernehmen, worauf er 1785 in die dritte, 1786 in die zweite theologiſche Profeſſur einrückte, Decemvir der Akademie, Domherr des hohen Stiftes Meißen und das Jahr darauf auch Beiſitzer im Leipziger Conſiſtorium wurde. Es iſt ſchwer, die einzelnen Eigenſchaften eines ſo geiſtig ausgebildeten, und in ſeinen Verhältniſſen als Menſch und Gelehrter ſo ausgezeichneten Mannes, in der Betrachtung zu ſondern. Denn eben darin beſtand ſein Hauptvorzug, daß alles in ihm zu einem ſchönen moraliſchen Ganzen verbunden war, wo jede Eigenſchaft mit der andern in der engſten Verbindung ſtand, wo eine durch die andere erhöht wurde, und wo Vernunft und Ueberlegung ſelbſt aus den zufälligſten Umſtänden allen Vortheil gezogen hatten, um den in aller Rückſicht vortrefflichen Mann zu vollenden, den ſeine Zeitgenoſſen in ihm verehrten. Seine gründlichen Kenntniſſe in den philoſophiſchen und theologiſchen Wiſſenſchaften waren nicht leicht erworben, noch weniger durch ein ausgezeichnet glückliches Talent aufgefaßt, ſondern die Frucht eines langen Fleißes und eines planmäßigen Studiums. Es lag in ſeiner geiſtigen Anlage das Vermögen und die Neigung, ſich durch gründliches Wiſſen, ſorgfältige Unterſuchung und vorſichtige Prüfung ein Verdienſt um die Wiſſenſchaften zu erwerben, nicht aber durch Aufſtellung neuer und kühner Geſichtspuncte, oder durch lebhafte Vertheidigung gewagter Meinungen ſich auszuzeichnen. Gründliche Genauigkeit im Unterſuchen und Beſcheidenheit in Behauptung der Reſultate ſeiner Unterſuchungen machten den Charakter ſeines Geiſtes und ſeiner Studirart aus. Dieſes Urtheil wird beſtätigt, theils durch die Wahl der Schriftſteller, die er zur Interpretation wählte, wie des Kaiſers Antonin Betrachtungen, Longin über das Erhabne, Plutarch über den Unterſchied zwiſchen einem Freund und Schmeichler, theils durch die im Drucke erſchienene Bearbeitung einiger Claſſiker, und durch einige in die Philoſophie und Aeſthetik einſchlagenden Aufſätze, beſonders ſeinen Libellus animadverſionum ad Longinum 1773, bei welchem ſich eine Abhandlung über den verſchiedenen Begriff des Erhabnen findet, ferner ſeine Aufſätze in der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und unter dieſen die an-

geführte Dissertatio de cognatione historiae et eloquentiae cum poësi. Unter ſeinen übrigen Schriften wird beſonders ſeine Ueberſetzung des Briefs an die Hebräer, ſo wie ſeine 1789 erſchienene Epitome Theologiae Christianae geſchätzt. Er ſtarb in Folge eines Schlagfluſſes am 11. November 1792.

Moſaik, moſaiſche, muſaiſche, muſivische Arbeit, iſt die Art Mahlerei, welche aus farbigen oder gefärbten Steinen, Glas- und Marmorſtücken, ja ſelbſt Hölzern von verſchiedener Farbe durch einen Kitt ſo fein und künſtlich zuſammengeſetzt iſt, daß man in einiger Entfernung ſie mit dem Pinſel verfertigt glaubt. Der Name wird bald von Moſes, als angeblichem Erfinder, abgeleitet, bald von Muſa, wiefern darunter Zierlichkeit, Schönheit, gedacht ward, bald von μουσειον, Muſeum (eine den Muſen geweihte Grotte), vielleicht weil man in ſolchen Grotten ſolche Arbeit zuerſt anbrachte. Das italieniſche Wort Musaico iſt von dem Worte Muſaikon entſtanden, deſſen ſich die byzantiniſchen Griechen bedienten, welche dieſe Kunſt nach Italien brachten. Der franzöſiſche Name Mosaique iſt aus dem italieniſchen entſtanden, und wir Deutſche brauchen bald dieſen, bald jenen. Nicht viel Gewiſſeres wiſſen wir von der Erfindung und Geſchichte dieſer Kunſt im Alterthume. Wahrſcheinlich entſtand ſie im Morgenlande, erhielt aber bei den Griechen ihre Ausbildung, und kam von dieſen zu Sulla's Zeit zu den Römern. Als im fünften Jahrhundert die Künſte und Wiſſenſchaften aus dem beunruhigten Italien flohen, erhielt ſich auch dieſe Kunſt unter den byzantiniſchen Griechen, und kam von ihnen zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts wieder nach Italien zurück, wo ſie auf einen hohen Grad der Vollkommenheit gebracht wurde, beſonders ſeit Clemens VIII. zu Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts die ganze innere Kuppel der Peterskirche mit ſolcher Arbeit ſchmücken ließ. Giambattiſta Calandra verbeſſerte die Moſaik durch Erfindung eines neuen Kitts. Er und mehrere nachfolgende Künſtler wendeten dieſe Kunſt an, Originalgemählde berühmter Meiſter zu copiren, und dadurch in ihrer urſprünglichen Friſche und Schönheit zu verewigen, denn eine faſt unverwüſtliche Dauer dieſer Art Gemählde iſt einer ihrer größten Vorzüge. Auf dieſe Weiſe erhielten ſich des Guercino Marter der heiligen Petronilla und des Dominichino Abendmahl des ſterbenden heiligen Hieronymus. Peter Paul von Chriſtophoris legte zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts zu Rom eine Kunſtſchule in Moſaik an, und hat viele große Schüler erzogen, welche dieſe Kunſt zu immer höherer Vollkommenheit brachten. In neuern Zeiten ſind beſonders zwei Arten der Moſaik berühmt, die römiſche und florentiniſche. Bei jener ſetzt man die Gemählde aus kleinen Steinen zuſammen, wodurch nicht nur eine größere Feinheit und Mannichfaltigkeit erreicht, ſondern man auch in den Stand geſetzt wird, größere hiſtoriſche Gemählde zu verfertigen; die florentiniſche, welche ſich größerer Steine bedient, iſt ungleich mühſamer, und kann nur kleine Gemählde darſtellen. Moſaik in Holz, welche im funfzehnten Jahrhundert Phil. Brunelleſchi und Joh. de Varrone zu großer Vollkommenheit brachten, nennen die Italiener Tanſia oder Tarſia, die Franzoſen Marqueterie. Das mechaniſche Verfahren bei der Moſaik iſt folgendes. Man legt einen Grund von ſtarken Plattſteinen, und klammert dieſe mit Eiſen zuſammen.

Dieſer Grund von ſtarken ſteinernen Platten wird von einer noch dickeren Einfaſſung eingeſchloſſen. Hierauf wird ein Kitt dick aufgetragen. So lange dieſer weich iſt, werden die Marmor- oder Glasſtücke, der auf dem Grunde vorgezeichneten Figur gemäß, eingeſetzt, wobei der Künſtler das zu copirende Gemählde beſtändig vor Augen hat. Verhärtet wird der Kitt ſo feſt wie Stein, und nun wird das Werk polirt. In den neueſten Zeiten hat man die Erfindung gemacht, die Tafel mit dem Moſaikgemählde in zwei bis drei Platten quer durchzuſägen, und auf dieſe Weiſe das Gemählde zu vervielfältigen, weil alle Platten daſſelbe Gemählde enthalten. Sollte daher Rauch, Schmutz oder ſonſt etwas die Oberfläche verdorben haben, ſo braucht man ein ſolches Gemählde nur abſchleifen zu laſſen, um es wieder in ſeiner urſprünglichen Schönheit zu erhalten.

Moſaiſche Religion, ſ. Moſes.

Moſaiſches Recht, Moſaiſche Geſetzgebung, der Inbegriff der Geſetze und Rechte, welche in den Schriften Moſis (im Pentateuch) enthalten ſind. (S. d. Art. Moſes.) Die Verbindlichkeit des Moſaiſchen Rechts iſt nach Erlöſchung des jüdiſchen Staats keine vollkommene mehr. Selbſt die Juden ſind an daſſelbe nicht durchaus, ſondern nur in religiöſer und ceremonieller Hinſicht gebunden, worin die Rabbiner ihre Richter ſind. In den chriſtlichen Staaten ſind nur einzelne Vorſchriften deſſelben, namentlich die Ehe und die verbotenen Grade betreffend, beibehalten worden. S. Michaelis Moſaiſches Recht.

Moſaisk (Schlacht von), ſo von den Franzoſen, von den Ruſſen richtiger nach dem Dorfe Borodino, dem Stützpuncte ihres rechten Flügels, genannt, am 7. September 1812 von Bonaparte über die Ruſſen unter Kutuſow gewonnen. Die Ruſſen zogen ſich, ihrem Plan getreu jedes Gefecht, das entſcheidend werden konnte, vermeidend, langſam gegen Moskau zurück. Der Verſuch, dieſe heilige Stadt zu retten, ließ ſie in einer Hauptſchlacht das Schickſal des ganzen Krieges aufs Spiel ſetzen. Indeſſen hatte Kutuſow ſeine Stellung bei Borodino auf einem ſanft anſteigenden Hügel am rechten Ufer der Kaluga, von der Ausmündung dieſes Flüßchens in die Moskwa an bis an den Wald, durch den die Kalugaer Straße geht, glücklich gewählt; der rechte Flügel ward durch einige Flächen, mehr noch durch das auf einer Höhe am linken Kalugaufer (2000 Schritte von der Moskwa) vortheilhaft gelegne Dorf Borodino gedeckt; 2000 Schritte links rückwärts auf flach abfallender Höhe eine große Schanze, zwiſchen ihr und der auch in gleicher Höhe, 1,800 Schritte weiter hin erbauten kleinern, ein demolirtes, zur Vertheidigung genutztes Dorf vor dem Centrum, 1,500 Schritte von der letztern Schanze das Dorf Seminofka an dem großen Walde, Anlehnungspunct des linken Flügels, der durch einige davor aufgeworfene Werke gedeckt, und deſſen Verbindung mit dem Centrum durch eine rechts gelegene Schanze geſichert ward. Hiermit nicht zufrieden, hatte Kutuſow auf der von dem linken Flügel vorſpringenden Höhe ein Werk bauen laſſen, das die in den Wald führende Straße und die Uebergänge über die Kaluga eben ſo beſtrich, als es jeden Angriff auf die Hauptſtellung, die von Borodino aus links flankirt ward, rechts flankirte. Die Ruſſen hatten dieſe Stellung ſo beſetzt: rechter Flügel,

zweites Infanteriecorps (Baggovouth in und bei Borodino), ſechtes Infanteriecorps (Docfterow bis an die große Redoute), Centrum, viertes Infanteriecorps (Tuſchkow), dann ein Theil des ſiebenten Infanteriecorps (Rajewsky), linker Flügel drittes Corps (Oſtermann) an den Wald gelehnt, der durch zwei Grenadierdiviſionen und Moskowſche Miliz vertheidigt ward; in und hinter dem vor dem linken Flügel liegenden Werke ſtanden zwei Diviſionen; ein zweites Treffen unterſtützte das erſte; die Gardeinfanterie war in Reſerve hinter dem Centrum, ein Theil bei der großen Redoute, die Gardecavallerie, und Küraſſierdiviſionen mehr gegen den linken Flügel, Koſaken mit regulärer Reiterei auf der ganzen Linie vertheilt. Am 5. September vor dieſer Stellung angekommen, erkannte Bonaparte bald, daß die vor dem linken Flügel befindliche Redoute in ſeinem Beſitz ſein müſſe, ehe der Hauptangriff beginne könne. Er ließ ſie deshalb gegen Abend von zwei Diviſionen des erſten Corps (Davouſt) ſtürmen, während das fünfte (Poniatowsky) gegen den dahinter gelegenen Wald vorrückte. Der 6. September verſtrich unter gegenſeitigen Rüſtungen zur Schlacht, die Ruſſen vervollkommneten ihre Schanzen, die Franzoſen führten einige große Batterien auf. Am Abend des Tages hatten ſie folgende Stellung: das fünfte Corps an dem bezeichneten Walde, neben ihm, bei der eroberten Schanze, drei Diviſionen des erſten Corps, im Centrum das achte (Junot ward am andern Morgen unter Ney geſtellt) und dritte Corps (Ney), hinter ihm das erſte, zweite, vierte Cavalleriereſervecorps (Nanſouty, Montbrun, Latour-Maubourg, die Garden in Reſerve; auf dem linken Flügel gegen Borodino das vierte Corps (Vicekönig von Italien), zwei Diviſionen des erſten Corps und das dritte Cavalleriereſervecorps (Grouchy). Am 7. September früh 4 Uhr begann der Angriff; das fünfte Corps ſuchte in den Wald einzudringen, das erſte zog den Waldſaum entlang gegen Seminofka, das zweite Cavalleriecorps ging über die Kaluga, um die Verbindung zwiſchen dieſem und dem Centrum zu erhalten, welches jetzt noch blos durch Kanonenfeuer Theil nahm. Um ſein Vorrücken zu erleichtern, mußte der Vicekönig um 7 Uhr Borodino angreifen; eine Diviſion dringt in das Dorf, wird aber zurückgeworfen, und kann es, obwohl verſtärkt, nicht erobern. Während hier vergebliche Anſtrengungen gemacht werden, dringt der Feind (nach 9 Uhr) von der großen Redoute aus vor; das dritte und vierte Cavalleriecorps ihm entgegengeſchickt, hält endlich dieſe Bewegung, jedoch mit großem Verluſte, auf; Davouſt iſt bis dicht an Seminofka, Poniatowsky in den Wald gedrungen; auf beiden Seiten ſteht das Gefecht; Ney geht mit dem Centrum langſam vorwärts. Bonaparte läßt nun die große Schanze durch drei Infanterieregimenter des Vicekönigs vergeblich angreifen, ſie werden beinahe aufgerieben. Mit eben ſo wenig Erfolg und nicht minderm Verluſt ſtürzt ſich das dritte Cavalleriecorps, vom rechten Flügel dahin gezogen, darauf; Ney iſt während deſſen bis zu dem demolirten Dorfe vorgedrungen, wo er in ein ſtehendes hartnäckiges Gefecht verwickelt wird. Wiederholte Angriffe auf Borodino werden immer wieder abgeſchlagen, das Centrum unter Ney leidet durch kreuzendes Feuer ungeheuer, Davouſt vermag nicht weiter vorzudringen, Poniatowsky wird im Walde ſogar zurückgeworfen (bis nach 3 Uhr Nachmittags). Jetzt ſendet Bonaparte das vierte Cavalleriecorps gegen die große Redoute, die ſächſiſche Brigade unter

Thielmann wirft die dabei ſtehenden Truppen, und bringt in die Redoute ein, die nun ſogleich mit Infanterie beſetzt und behauptet wird; unter Protection dieſes wichtigen Werkes beſchließt nun der franzöſiſche Feldherr, das Centrum zu forciren, die Garden rücken etwas vor, und Ney bekommt noch 80 Kanonen, unter deren Feuer er ſich in den Beſitz des demolirten Dorfes ſetzt, und links die Verbindung mit dem eroberten Werke ſucht. Kutuſow, die Gefahr, die ihm droht, wohl erkennend, ſetzt ſogleich ſeine Reſerven gegen Ney in Bewegung; aber wie muthig ſie auch vordringen, ſo finden ſie doch in dem kreuzenden Feuer jener 80 Kanonen und der Redoute ein nicht zu überwindendes Hinderniß, und das mörderiſchſte Gefecht des Tages endet mit ihrem Rückzuge, da der Vicekönig indeß Borodino genommen und Davouſt ebenfalls Terrain gewonnen hat. Sie gehen nach 6 Uhr gegen Moſaisk zurück, Davouſt rückt in gleiche Höhe mit Ney und Poniatowsky, aus dem Walde vordringend, und vereinigt ſich mit jenen. Der Rückzug der Ruſſen erfolgte in großer Ordnung und ohne weitern Verluſt, die Franzoſen folgten in drei Colonnen, aber erſt am Abende des folgenden Tages konnte die Cavallerie ihrer Avantgarde Moſaisk beſetzen; Beweis, wie prahleriſch ihre Benennung dieſer Schlacht iſt, was jedoch noch durch Kutuſows Bericht überboten wird, nach welchem die Franzoſen geſchlagen und von den Koſaken ſieben Werſte weit verfolgt worden ſein ſollten. — Die Stärke der franzöſiſchen Armee kann man ungefähr 150 bis 160,000 Mann annehmen; die Ruſſen mögen nicht ſehr viel ſchwächer geweſen ſein, da ſie die erſte Reſerve unter Miloradowitſch und auch ſchon Milizen an ſich gezogen hatten; eben ſo wenig läßt ſich der beiderſeitige Verluſt genau beſtimmen. Die Ruſſen geben ſelbſt 25,000 Mann an, der franzöſiſche iſt höchſt wahrſcheinlich noch größer geweſen. Es befanden ſich darunter mehrere todte und bleſſirte Diviſionsgenerale, bei den Ruſſen war der General Bagration (ſ. d. Art.) tödtlich verwundet, außerdem noch eine Menge andrer Generale getödtet und bleſſirt worden.

Moſambique, ſ. Mozambik.

Moscati, einer der berühmteſten und gelehrteſten Aerzte Italiens, der auch an den politiſchen Begebenheiten ſeines Vaterlandes lebhaften Antheil genommen. Er iſt im J. 1736 geboren. Bis zum J. 1796, wo Napoleon die Lombardei beſetzte und die cisalpiniſche Republik proclamirte, beſchäftigte er ſich blos mit ſeinen Studien. Jetzt ſchloß er ſich aber Bonaparten an, und wurde von dieſem und von deſſen Gemahlin Joſephine ſehr hervorgezogen. Er wurde Mitglied des cisalpiniſchen Congreſſes, dann einer der fünf Directoren und hierauf Präſident des Directoriums. Bei dem Eindringen der Alliirten unter Suwarow wurde Moscati arretirt, allein bald freigelaſſen, um den Erzherzog Carl von einer bedeutenden Krankheit zu heilen. Nach der Schlacht von Marengo fand Moscati ſich wieder in Mailand ein und wurde zur italieniſchen Conſulta nach Lyon berufen. Er wurde hierauf Director des öffentlichen Unterrichts im Königreiche Italien und mit Ehren und Würden aller Art überhäuft. Im J. 1814 war er an der Spitze der Partei, welche dem Vicekönig den Thron von Italien erhalten wollte. Seit dieſer Zeit lebt er — hoch bejahrt — von allen öffentlichen Geſchäften zurückgezogen.

Moſchee (eigentlich Medſched, Mesdſchijet), ein türkiſches Bethaus. Im Aeußern unterſcheiden ſich die Moſcheen von

andern Gebäuden durch ihre gewölbten und mit Blei bedeckten Kuppeln, ihre Minarets (Thürme) u. ſ. w. Sie ſind viereckig und haben Vorhöfe mit Brunnen zum Abwaſchen. Die Eingänge ſind von außen dergeſtalt mit Ketten verhangen, daß nicht nur kein Vieh, ſondern auch die Menſchen nur gebückt hindurchkommen können. Inwendig findet man keine Zierrathen, außer einigen Sprüchen des Corans, die an die weiße Wand geſchrieben ſind. Der Boden iſt meiſtentheils mit Tapeten belegt, ohne Stühle und Bänke. In einem Winkel gegen Südoſten iſt ein Stuhl, auf welchem der Iman ſitzt, wenn er das Gebet ablieſt. Nach der Gegend zu, wo Mecca liegt, iſt eine Tafel oder ein Schrank in der Wand, worin gewöhnlich einige Abſchriften des Corans liegen, zum Zeichen, daß nach dieſer Gegend die Betenden ihren Blick richten ſollen. Dieſes heißt die Kebla. Unterſchieden von den Moſcheen ſind die Dſchami's, in welchen der feierliche Freitagsgottesdienſt, wie auch die öffentliche Fürbitte für den Kaiſer (Kutba) verrichtet wird. Die ſchönſte unter den kaiſerlichen Moſcheen in Conſtantinopel iſt die Sophienmoſchee. Gewöhnlich darf Niemand, als wer ſich zur Religion Mohameds bekennt, in eine Moſchee gehen. Doch leidet dies ſeine Ausnahmen. So wurde die Sophienmoſchee, einem alten Herkommen zufolge, jedem venetianiſchen Geſandten, für einige Ducaten auch wohl andern Perſonen, geöffnet. Die kaiſerlichen Moſcheen ſind vielfältig mit öffentlichen Schulen (Mádrás), Hoſpitälern (Imárets), auch wohl Küchen verbunden, wo für die Armen gekocht wird. Ihre Einkünfte ſind auf gewiſſe Diſtricte und Grundſtücke, deren Bewohner große Vorrechte haben, angewieſen.

Moſcheroſch (Johann Michael), einer der vorzüglichern deutſchen Schriftſteller des 17ten Jahrhunderts, war im J. 1600 zu Wilſter, einem Flecken in der Grafſchaft Hanau-Lichtenberg, wo ſein Vater Prediger war, geboren, ſtudirte zu Straßburg, wurde 1624 Magiſter, 1626 Hofmeiſter der jungen Grafen von Leiningen-Dachsburg, 1628 Amtmann bei dem Grafen von Kriechingen, und 1636 Amtmann bei dem Herzoge Ernſt Bogislaus von Croi zu Vinſtingen an der Saare, von wo er auch nach Straßburg flüchtete, um dem Ungemach des Krieges, in welchem er ſchon ſein ganzes Eigenthum verloren hatte, zu entgehen. Darauf wurde er königlich ſchwediſcher Kriegsrath, wie auch ſpäterhin Secretär und Fiscal zu Straßburg; endlich 1656 ernannte ihn der Graf Friedrich Caſimir von Hanau zu ſeinem Rathe, und in der Folge zum Präſidenten bei der Kanzlei, der Kammer und dem Conſiſtorium zu Hanau. Er ſtarb den 4. April 1669 zu Worms. — Moſcheroſch war ſeit dem J. 1645 ein Mitglied der fruchtbringenden Geſellſchaft, in welcher er den Beinamen des Träumenden führte, und zu ſeiner Zeit ein ſehr beliebter Schriftſteller unter dem angenommenen Namen Philander von Sittewald. Das Wichtigſte, was wir von ihm haben, iſt folgendes ſatyriſche Werk: „Wunderliche und wahrhafte Geſichte Philanders von Sittewald, das iſt, Strafſchriften Hans Michael Moſcheroſch von Wilſter, in welchen aller Welt Weſen, aller Menſchen Händel, mit ihren natürlichen Farben der Eitelkeit, Gewalt, Heuchelei und Thorheit bekleidet, öffentlich auf die Schau geführt, als in einem Spiegel dargeſtellet und geſehen werden u. ſ. w. Straßburg 1650.“ — (Eine andere Ausgabe, Leyden 1646 und 47, die ungleich mehr

enthält, wurde von dem Verfaſſer nicht anerkannt.) Moſcheroſch hat zwar die Idee zu ſeinen Geſichten dem Spanier Quevedo zu danken, keineswegs aber denſelben blos nachgeahmt. Man erkennt darin viel originelle Laune, Weltkenntniß, Gutherzigkeit und einen Geiſt der Satyre, der ſich bald ernſthaft, bald komiſch und burlesk äußert. Die Schreibart iſt körnicht und lobenswerth, wiewohl nicht frei von den Fehlern jener Zeit. Nicht zu verwechſeln iſt übrigens dieſer Schriftſteller mit ſeinem Bruder Quirinus Moſcheroſch, der unter dem Namen Philander ein Mitglied des Hirten- und Blumenordens an der Pegnitz war, und ein poetiſches Blumenparadies drucken ließ.

Moſchus, ein griechiſcher Idyllendichter, aus Syracus gebürtig. Er war wie ſein Zeitgenoſſe Bion, ein Nachahmer des Theokrit. Die von ihm noch vorhandenen Poeſien ſind mehr epiſch-mythiſche und zum Theil elegiſche Schilderungen, oder lyriſche Herzensergießungen und hymniſche Darſtellungen, als wahre Idyllen, die kleinern Gedichte aber epigrammatiſche Lieder und poetiſche Tändeleien.

Moſchus oder **Biſam**, eine ſtarkriechende Subſtanz, welche von dem männlichen Biſamthiere gewonnen wird. Urſprünglich iſt ſie weich; getrocknet iſt ſie zerreiblich, von Farbe ſchmutzig, ſchwarzbräunlich, und dem geronnenen Geblüt ähnlich; ihr Geſchmack iſt etwas harzig und bitterlich. Der Moſchus macht einen bedeutenden Handelsartikel aus. Er wird aus China, Oſtindien und Perſien durch die Engländer nach Europa gebracht. Auch Rußland erhält aus ſeinen aſiatiſchen Provinzen viel Biſam; allein dieſer, ſo wie der oſtindiſche, iſt viel ſchlechter als der tibetaniſche. Wegen ſeiner Koſtbarkeit wird er auf verſchiedene Weiſe verfälſcht. In der Medicin bedient man ſich des Moſchus als eines auf die Nerven wirkenden Mittels.

Moſcovade, ſ. Zucker.

Moſel (Moselle), die, ein Nebenfluß des Rheinſtroms, entſpringt in Frankreich am Berge Faucilles in dem Vogeſen- oder Wasgaugebirge, nahe bei der Quelle der ſüdlich fließenden Saone, wird bei Pont-à-Mouſſon ſchiffbar, und ergießt ſich bei Coblenz, Ehrenbreitſtein gegenüber, in den Rhein. Sie durchfließt die franzöſiſchen Departements des Wasgaus, der Meurthe und der Moſel, einen kleinen Theil des Großherzogthums Luxemburg und die preußiſche Provinz Niederrhein. Die Länge ihres Laufes, den ſie überhaupt von Süden nach Norden nimmt, beträgt an 50 Meilen. Ihre vornehmſten Nebenflüſſe ſind: die Meurthe, die Seille, die Sure, Saar und die Kyll. Von Metz bis Trier fließt die Moſel in einem weiten Thale ohne Einſchränkung fort, weiter hin aber verengt ſich durch die Abzweigungen des Hundsrücks das Thal derſelben, und ſie macht nun ſo ungeheure Krümmungen, daß ſie zu ihrem Laufe von Trier bis Coblenz, der in gerader Linie nur 22 Stunden beträgt, 49 Stunden braucht. Die mittlere Breite des Stroms iſt zwiſchen Trier und Trarbach 430 und zwiſchen Trarbach und Coblenz 595 Fuß. Auch die Tiefe derſelben iſt ungleich; an einigen Orten beträgt ſie funfzehn, an andern zehn und an noch andern nur ſieben Fuß. Die Schiffahrt iſt wegen der vielen Krümmungen langſam; gefährliche Stellen ſind das Mübenloch und das Sommerloch, ſo wie die Felſen bei Briedern und Alff. Die Moſelſchiffe haben gewöhnlich

80 Fuß Länge und 12 Fuß Breite, und tragen 1,400 bis 1,800 Centner. Die Waſſerreiſe auf der Moſel von Trier bis Coblenz iſt äußerſt intereſſant, denn die Ufer zeigen die mannichfaltigſten Anſichten, und faſt jedes Dorf, jede Berggruppe bildet eine reizende Landſchaft. Eine der ſchönſten Moſelgegenden iſt die von Trarbach. Berge, Weinhügel, fruchtbare Thäler vereinigen ſich daſelbſt, und mehrere Waldbäche ſtrömen hier in die Moſel. Die vornehmſten an der Moſel liegenden Städte auf ihrem ganze Laufe ſind: Pont-à-Mouſſon, Metz, Thionville, Trier und Coblenz.

Moſer (Joh. Jacob), einer der fruchtbarſten Publiciſten Deutſchlands, wurde zu Stuttgart den 18. Januar 1701 geboren, beſuchte das Gymnaſium daſelbſt, und bezog 1717 die Univerſität Tübingen, wo er 1720 Licentiat der Rechte und noch in demſelben Jahre außerordentlicher Profeſſor der Jurisprudenz wurde. Da er hier nicht den gehofften Beifall fand, ſo ging er 1721 nach Wien, nachdem ihm vorher auf ſein Anſuchen der Charakter eines herzoglich würtembergiſchen Regierungsraths ertheilt worden war. Zu Wien ward der damalige Reichsvicekanzler, Graf von Schönborn, ſein vorzüglicher Gönner. Da aber derſelbe nichts für ihn wirken konnte, ſo kehrte Moſer zwar in ſein Vaterland zurück, verließ daſſelbe aber bald wieder, weil man ihn für einen Spion am kaiſerlichen Hofe anſah, und ging aufs neue nach Wien. Da eine nochmalige Reiſe nach Würtemberg ihn überzeugte, daß daſelbſt für ihn nichts zu hoffen ſei, ſo wendete er ſich 1725 ganz nach Wien, und legte ſeine würtembergiſchen Dienſte nieder. Weil aber das würtembergiſche Miniſterium von ſeinem Aufenthalt zu Wien nachtheilige Folgen für das Land beſorgte, ſo wurde er ſchon im folgenden Jahre als wirklicher Regierungsrath nach Stuttgart berufen, und 1727 zum ordentlichen Profeſſor der Rechte bei dem fürſtlichen Collegium in Tübingen beſtellt. Der Fleiß, welchen er hier auf ſeine Vorleſungen und Schriften wendete, zog ihm mancherlei Anfechtungen von Seiten ſeiner Collegen zu, welche ihn endlich ſogar bewogen, ſeine Stelle niederzulegen. Unterdeſſen wurde er ſchon 1733 von dem neuen Herzog Carl Alexander wieder in ſeine vorige Regierungsrathsſtelle eingeſetzt, welche er 1736 mit der eines preußiſchen Geheimeraths, Directors der Univerſität und Ordinarius der Juriſtenfacultät auf der Univerſität zu Frankfurt an der Oder vertauſchte. Verſchiedene Verdrießlichkeiten, beſonders über eine ſtaatsrechtliche Diſſertation, bewogen ihn, dieſe Aemter 1739 niederzulegen, und in dem Dorfe Ebersdorf, im reußiſchen Voigtlande, zu privatiſiren. Hier lebte er acht Jahre ſehr glücklich, bis ihn die Ausbreitung der herrnhutiſchen Secte an dieſem Orte, welche ihn und ſeine Familie vom Abendmahl ausſchloſſen, auch von hier vertrieb. Er wurde nun 1747 vom Landgrafen zu Heſſen-Homburg als Geheimerath und Chef der Kanzlei berufen; allein der Widerſtand, den er hier in der Ausführung ſeiner Cameral- und andern Grundſätze erfuhr, bewog ihn, ſeit 1749 zu Hanau zu privatiſiren. Hier legte er für junge Leute eine Staats- und Kanzleiakademie an, welche ihm ſeine Tage ſehr angenehm machte, und von welcher ihn nur der Ruf, den er 1751 als Landſchaftsconſulent in ſein Vaterland erhielt, abzuziehen vermochte. Leider ging er hier traurigen Erfahrungen entgegen. Da nämlich zwiſchen dem Herzog von Würtemberg und den würtem-

bergiſchen Landſtänden allerhand Irrungen und Streitigkeiten entſtanden und Moſer, der die Sache der Landſtände vertheidigte, von dem Herzoge für den Concipienten der wider ihn gerichteten Schriften gehalten wurde, ſo ließ ihn der Herzog am 12. Julius 1759 durch einen geheimen Cabinetsſecretär nach Ludwigsburg berufen, und kündigte ihm ſelbſt den Feſtungsarreſt an. Noch am ſelbigen Tage wurde er unter der ſchärfſten Bewachung nach Hohentwiel gebracht, und dort in einem ſehr engen Arreſt gehalten, in welchem ihm außer der Bibel, einem Predigt- und Geſangbuch weder Bücher noch Feder, Dinte und Papier zugeſtanden wurden. Seine Erzählung, wie er ſich in dieſer über fünf Jahre dauernden Lage die Zeit zu vertreiben ſuchte, iſt ſehr intereſſant. Ohne ein einziges Mal während ſeiner Gefangenſchaft befragt worden zu ſein, mußte er am 25. September 1764 auf Befehl des kaiſerlichen Reichshofraths losgelaſſen werden. Er begab ſich nun wieder nach Stuttgart, wo er die Genugthuung erhielt, von dem Herzog nicht nur für ſchuldlos erkannt, ſondern auch als Landſchaftsconſulent wieder eingeſetzt zu werden, wiewohl er als ſolcher nachher wenig, und ſeit 1770 gar keinen Antheil mehr an den Geſchäften nahm, ſondern unter Beibehaltung einer lebenslänglichen jährlichen Penſion von 1,500 Gulden den Reſt ſeiner Tage als Privatmann, größtentheils unter ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, verlebte. Am 30. September 1785 in ſeinem 84ſten Jahre beſchloß er ſein thätiges und erfahrungsreiches Leben. Seine vielfachen Erfahrungen, ausgebreiteten Geſchäfte und weitläuftigen Verbindungen gaben ihm einen ſichern practiſchen Blick und Tact, der gegen die ſchwankenden Theorien früherer Staatsrechtslehrer vortheilhaft abſtach. Durch dieſen, ſo wie durch ſeinen einzigen Sammlerfleiß, ſeine Freimüthigkeit und Gradheit, ſo wie auch ſeine Ordnungsliebe gab er ſeinen Schriften einen Werth, welcher ihn einer rühmlichen Stelle in der Geſchichte des deutſchen Staatsrechts würdig macht, wenn ihm gleich Tiefe und Fülle der Gedanken, Scharfſinn und eigentliche juriſtiſche und hiſtoriſche Gelehrſamkeit abging. Ganz vorzüglich verdient es aber Bewunderung, daß ihn mitten im Gewühle der verſchiedenartigſten Geſchäfte der fromme kindliche Sinn nicht verließ, den er bei allen Vorfällen ſeines Lebens ſo unverkennbar äußerte. Sein Fleiß war unermeßlich; die Zahl aller ſeiner Schriften beträgt 404, von denen hier nur erwähnt werden können: Grundriß der heutigen Staatsverfaſſung von Deutſchland, Tübingen 1754, 8.; deutſches Staatsrecht, 50 Theile nebſt 2 Bänden Supplemente und einem Band Regiſter, Nürnberg 1737 ff. 4.; ein ausführliches und vollſtändiges Werk vom ganzen deutſchen Staatsrechte in lauter einzelnen Büchern (über 25 Quartbände); deutſches Staatsarchiv, Hanau und Frankfurt, 1751 ff 13 Quartbände u. ſ. w., und mehrere Schriften des poſitiven europ. Völkerrechts, welches er zuerſt in ein Syſtem brachte. Seine eigne Lebensbeſchreibung (3. Aufl.) erſchien in 4 Theilen, Frkf. u. Leipz. 1777 — 83. 8. Noch möge hier das Urtheil einen Raum finden, welches ſein ebenfalls trefflicher Sohn, Friedrich Carl von Moſer, in ſeinem patriotiſchen Archiv (4r Bd. Frkf. u. Leipz. 1786, 8.) S. 550 f. über ihn fället: „Wer mehr, denn Er, kann ſich unter unſern Zeitgenoſſen ſo (einen ehrwürdigen Patrioten) nennen laſſen, der länger, denn ein gewöhnliches Menſchenalter, mit Lehre und Schriften; mit Thaten und Handlungen für die Rechte, Ge-

ſetze und Freiheit unſers allgemeinen und ſeines beſondern Vaterlandes gearbeitet, gewirkt, geſtritten und gelitten, in mehr als Einem Kampf den Bekennerlohn der Wahrheit, den patriotiſchen Märtyrerkranz errungen, und ſelbſt am Ziel ſeiner ehrenvollen Laufbahn, da ſein ſilbergraues Haupt nur noch Ruhe fodern zu dürfen ſchien, ſeinen Prophetenmund noch aufthat, um in ſeinen Werken, den Früchten funfzigjähriger Erfahrung, unſern Nachkommen Zeugniß und Weiſſagung zu hinterlaſſen: wer *wir* waren; was *wir* jetzo ſind; und was Deutſchland *nach uns* zu werden beginne. Zu groß, um eines Andern Sclave; zu gerecht, um blinder Anhänger und Anbeter *Einer* Partei zu ſein, leiteten ihn in ſeinen Lehren und Rathſchlägen nur das Geſetz und der große Gedanke von der *allgemeinen* Wohlfahrt; dieſe allein erfüllte ſeine reine, edle Seele, dieſer allein opferte er, gleich entfernt von Furcht und von Eigennutz, alle anderen Rückſichten von Dank oder Undank, Lob oder Verfolgung, Vortheilen oder Leiden, mit gleich ſtandhafter Beharrlichkeit auf, ward dafür von Freunden und Feinden ſeiner Zeit, ſelbſt von dem Fürſten, der ihn *hart* behandelt, mit dem Ehrennamen des *ganz ehrlichen Mannes* belohnt, ein Ruhm, den ſein ganzes langes Leben durch eine Reihe ſich ſtets gleicher Handlungen verdient, und den die Nachwelt noch mit dem unzerſtörlichen Siegel der Wahrheit bekräftigen wird." A — s.

Möſer (Juſtus), Nationalſchriftſteller, geſchicht-, welt- und rechtskundiger Staatsmann, mit Recht Deutſchlands Franklin genannt, war geb. den 14. Dec. 1720 zu Osnabrück, und ſtarb daſelbſt den 7. Jan. 1794. Sein Vater war Kanzleidirector und Conſiſtorialpräſident; die Mutter unterrichtete den gutmüthig feurigen Juſtus in der franzöſiſchen Sprache und Literatur, ohne ihm den deutſchen Sinn zu verſchrauben. Der talentvolle Knabe faßte ſchnell und verwandelte das Erlernte bald in ſein Eigenthum. Schon im 12. Jahre errichtete er mit ſeinen Geſpielen eine gelehrte Geſellſchaft, in der er ſich einer eignen, von ihm erfundnen Sprache bediente. In den J. 1740 — 1742 ſtudirte er zu Jena und Göttingen die Rechtswiſſenſchaft; aber das wichtigſte Studium für ſeinen Beobachtungsgeiſt war das offne Buch des menſchlichen Lebens. Zugleich bildete er ſeinen Geſchmack durch das Leſen der engliſchen, franzöſiſchen und italieniſchen Claſſiker. Als Sachwalter nahm er ſich mit Wärme und Freundſchaft der unterdrückten Unſchuld an; er allein widerſtand der Willkühr des Statthalters von Osnabrück. Das Zutrauen ſeiner Mitbürger erhob ihn daher im J. 1747 zu der wichtigen Stelle eines Advocatus patriae; auch ernannten ihn die Landſtände zum Secretär und zum Syndicus der Ritterſchaft. Sein edler Charakter ward vorzüglich erprobt in den Drangſalen des ſiebenjährigen Krieges. Er erſparte durch weiſe und redliche Thätigkeit ſeinem hartbedrängten Vaterlande bei der Erhebung der Kriegslaſten mehrere hunderttauſend Thaler; dies erwarb ihm die Achtung des Herzogs Ferdinand von Braunſchweig. Acht Monate lang betrieb er in London das Lieferungs-Zahlgeſchäft für die von England beſoldete alliirte Armee. Dieſer Aufenthalt gab ſeinem Geiſte einen ſeltnen Reichthum praktiſcher Erfahrung. Ueberall im bürgerlichen Geſchäftsleben ſah er klar den innern Zuſammenhang des Zwecks und der Mittel; allein er *dachte* nicht blos, ſondern *arbeitete* auch mit beharrlichem Eifer als Staatsmann, und ſein edles Herz erhielt ihn ſtets auf der

Höhe des Weltbürgers und Menſchenfreundes. Als Schriftſteller brachte er aus dem Lande der Freiheit und des Wohlwollens jene unnachahmlich heitre Laune eines hellen Kopfs und unbefangnen Sinnes zurück, die ſeinen Schriften claſſiſchen Werth gibt. — Möſer war 20. Jahre, ſo lange die Minderjährigkeit des Prinzen von England, welcher als proteſtantiſcher Biſchof im J. 1761 Osnabrück erhielt, dauerte, zwar nicht dem Titel nach, aber in der That der erſte Rathgeber des Regenten. Er diente zugleich dem Landesherrn und den Ständen. Beider Vortheil war nicht immer ein und derſelbe. Nur Möſers ausgezeichnetes Talent, ſeine gründliche Geſchäftskenntniß und ſein Fleiß, verbunden mit unerſchütterlicher Redlichkeit, Billigkeit und Uneigennützigkeit, führten ihn gerade und tadelfrei durch alle Reibungen hindurch. Offen und verſtändig, welterfahren und unterrichtet, verſchmähte er den Schleigweg, entdeckte ſchnell den Irrthum, und beförderte feſt und großherzig alles Gemeinnützige. Von 1762 an war er 6 Jahre lang Juſtitiarius beim Criminalgerichte in Osnabrück, und nachdem er dieſe Stelle niedergelegt, geheimer Referendar bei der Regierung bis an ſeinen Tod. Nur auf wiederholtes Verlangen der Regierung nahm er im J. 1783 den Titel eines geheimen Juſtizraths an. So groß ſein Ruf in ſeinem Wirkungskreiſe war, ſo liebenswerth erſchien er in dem engern Kreiſe des Hauſes und der Geſellſchaft. Für geiſtigen Genuß ſtets empfänglich, gab und empfing er Lebensglück in der Mitte der Seinigen; in der Stadt und im Lande — wie er ſelbſt mit Rührung bekannte — erfreut durch Vieles, betrübt durch Weniges, gekränkt durch nichts. Nach dem Tode ſeiner trefflichen Gattin im J. 1787 und ſeines hoffnungsvollen Sohns weihte ſich ihm mit der liebevollſten Treue ſeine Tochter, vermählte von Voigt. Im J. 1792 feierte die osnabrückſche Ritterſchaft ſein funfzigjähriges Dienſtjubiläum, mit ehrenvoller Anerkennung ſeiner ausgezeichneten Verdienſte. — Möſer war ein großer, ſtark und ebenmäßig gebauter Mann. Er flößte ſchon durch ſein Aeußeres Achtung ein. Sein Gang war feſt und ſicher; ſein Weſen ernſt und freundlich; ſein Geſicht treuherzig und klug, nicht ohne Würde, aber ausdrucksvoll und Zutrauen einflößend. Möſer lachte ſelten, aber faſt immer ſchwebte auf ſeiner Stirn und um ſeinen Mund ein heitres Lächeln. Seine Erholung war der Umgang mit Freunden in Pyrmont; er brauchte nicht den Brunnen, nur geſunde Luft und geiſtig heitres Geſpräch. Krankheitszufälle wollte er durch Ruhe beſiegen; denn er meinte, die Natur kämpfe ſelbſt das Uebel nieder, daher dürfe er ſie nicht ſtören. Erſt in ſeiner letzten Krankheit, im 74. Jahre, erkannte er ſeinen Irrthum; er fühlte die Nähe des Todes, und ſagte, wiewohl mit Gleichmuth: ich habe den Proceß verloren. Er machte darauf einige Anordnungen, ließ ſeiner Tochter danken, ſagte: er ſei nun müde und wolle ſchlafen, — und entſchlief. Ohne Schriftſtellerruhm zu ſuchen, fand er ihn durch ſeine gründlichen, geiſtreichen und beredten Schriften. Mit Sachkunde, hellem Weltblick, aus warmer Bruſt und mit unerreichbarem Humor ſchrieb er über Fehler und Verbeſſerung der Sitten, über öffentliche Anſtalten, über Geſchichte, Staats- und bürgerliches Recht; und ſowohl der innere Gehalt ſeiner Schriften, als ſeine originelle Schreibart ſichern ihm unter den deutſchen Proſaiſten eine der erſten Stellen. — Seine osnabrückiſche Geſchichte, 2 Thle bis zum J. 1192 (3. Aufl. Berlin 1820, unveränderter Abdruck der 2. von 1780), iſt voll von ſcharf-

ſinnigen und eindringenden Bemerkungen, die über die ältere deutſche Geſchichte manchen Aufſchluß geben. Als Nationalwerk werden ſeine patriotiſchen Phantaſien, herausgegeben von ſeiner Tochter J. W. J. von Voigt (4 Bde 8., 3. Aufl. Berlin 1804, mit Möſers Bildniß), ſtets geleſen und beherzigt zu werden verdienen. Sie entſtanden aus den Intelligenzblättern, welche Möſer für Osnabrück von 1766 — 1782 ſchrieb, um die Einwohner mit den Angelegenheiten des Vaterlandes auf eine zweckmäßige Weiſe bekannt zu machen. Man bewundert, welchen feinen Gebrauch er von ſeiner Gelehrſamkeit, ſeinem Geſchäftskreiſe und von ſeiner Lectüre zu machen wußte, den Witz, mit welchem er oft geſagten Wahrheiten den Reiz der Neuheit gab, die Laune, mit der er den Ernſt aufheiterte, und das herzliche Wohlwollen, mit dem er über alles Menſchliche ſich ausſprach. Alle, die für die Nation ſchreiben, ſollten Möſern ſtudiren. Seine vermiſchten Schriften, 2 Thle, nebſt Möſers Leben, herausgegeben von Fr. Nicolai, Berlin 1797 folg., enthalten Aufſätze voll Laune und Menſchenkenntniß, z. B. der auch ins Engliſche überſetzte Harlekin, oder Vertheidigung des Grotesk-Komiſchen, über die deutſche Sprache und Literatur (gegen Friedrich II.). Nur die Vertheidigung der Leibeigenſchaft ſteht mit Möſers Geiſt und Herzen im Widerſpruch. Man vergl. Möſers Leben in Schlichtegrolls Nekrolog 1794. II.

K.

Moſes wurde um 1600 vor Chriſtus unter dem damals hart bedrückten hebräiſchen Volke in Aegypten geboren. Schon drei Monate nach ſeiner Geburt mußten ſeine Aeltern — der Vater hieß Amram, die Mutter Jochebed, beide vom Stamme Levi — zufolge eines königlichen Befehls, der alle männliche Geburt der Hebräer umzubringen gebot, den Säugling ausſetzen. Aber von tauſend ermordeten hebräiſchen Knaben wurde gerade er wunderbar, wie Cyrus und Romulus, gerettet. Die luſtwandelnde Tochter des ägyptiſchen Königs (Thermutis nennt ſie die Sage beim Joſephus) findet im wohlverwahrten Rohrkäſtchen am Ufer des Nils das weinende Kind, erbarmt ſich ſein und gibt es, da ſeine naheſtehende Schweſter Mirjam die Mutter herbeiruft, dieſer zur Pflege. So wurden ihm mit der Muttermilch die Gefühle ſeines unglücklichen Volks eingeflößt, und erſt als lehrfähiger Knabe kam er in die Hände der Königstochter zurück, die ihn den aus dem Waſſer Geretteten (Mo-üdſche im Aegyptiſchen, daher das hebräiſche Moſcheh) nannte und an Kindesſtatt annahm. Dadurch wurde er dem Prieſterſtande, zu dem die königliche Familie gehörte, eingeweiht und konnte nun als Prieſterlehrling zu allen Künſten und Wiſſenſchaften, die dieſer erſte Stand des Reichs in ſtreng verhüllten Myſterien bewahrte, gelangen. Sie waren das Höchſte, was jene Zeit an Bildung und Einſicht beſaß; und daß Moſes ſich ihrer bemächtigte und noch tiefer als ſeine Lehrer in die Geheimniſſe ihrer Religion, Naturkunde, Geſetzgebung und Regierungskunſt eindrang, leuchtet aus ſeinen Thaten und Reden deutlich hervor. Von dem Feldzuge gegen Aethiopien, bei dem er in ſeinem vierzigſten Lebensjahre als Anführer der Aegypter mit der Stadt Saba zugleich das Herz der beſiegten Prinzeſſin Tharbis erobert und dieſe zum Weibe genommen haben ſoll, ſpricht nur die

jüdiſche Sage beim Joſephus, wahrſcheinlicher aber machen die großen taktiſchen Kenntniſſe, die ſeine Anordnungen beim Auszuge der Hebräer vorausſetzen, daß er im ägyptiſchen Heere diente und ſich Kriegserfahrung erwarb. Doch konnte er im Glanze des Hofes ſein Volk nicht vergeſſen; beim Anblicke der Mißhandlungen, die ein ägyptiſcher Vogt ſich gegen einen Hebräer erlaubte, empfand er das Unrecht und brachte den Aegypter heimlich um. Aber dieſe That wurde bekannt, und er entging den Nachſtellungen des Königs nur (die Apoſtelgeſchichte ſagt im vierzigſten Lebensjahre) durch eine ſchnelle Flucht nach Arabien. Hier fand er bei Jethro, einem midianitiſchen Hirtenfürſten und Prieſter, Aufnahme, und erhielt deſſen Tochter Zipora, die er beim erſten Zuſammentreffen durch kräftige Hülfe gegen feindliche Hirten gewonnen hatte, zum Weibe. So hütete nun der Sohn einer Königstochter die Heerden eines Arabers und die Geſchichte ſagt nicht, daß er nach etwas Größerm getrachtet habe. Aber vorſchweben mußte ihm das Elend ſeines Volks, und nicht umſonſt konnte er, auf dem ungewöhnlichſten Wege in das Heiligthum der ägyptiſchen Weisheit geführt und mit den ſeltenſten Kräften und Kenntniſſen ausgeſtattet worden ſein. Sie beſchäftigten ſeinen Geiſt in der Einſamkeit, ſie deuteten ihm die Natur, die ihn an Räthſeln und Wundern reich mit Schrecken und Pracht in den Wüſten und Gebirgen Midians umgab, und erhoben ſein Herz zu dem Gott, den er reiner erkannte, als ſeine Väter. Doch lange bildete ſich bei dieſem ſtillen Hirtenleben der Keim des größten Unternehmens in ſeiner Bruſt, ehe er hervorbrach und die Geſtalt eines tief durchdachten Plans annahm. Moſes hatte ſchon das Alter erreicht, das reife Erfahrung, Geduld und Ruhe gibt, als dies durch eine unmittelbare Auffoderung Gottes geſchah. Am Horeb weidend, ſieht er einſt einen Dornbuſch im Feuer und forſchend, warum der Buſch nicht verbrenne, hört er aus ihm die Stimme des Herrn, der ſich ihm als den Gott Abrahams, Iſaaks und Jacobs ankündigt und ihm befiehlt, ſein Volk aus Aegypten in das Land zu führen, das er den Erzvätern verheißen. Der Name Jehovah, unter dem ſich Gott ihm offenbart, war ihm ſchon aus den ägyptiſchen Myſterien bekannt, und klar wird ihm hier die Idee des Einzigen, Ewigen und Unveränderlichen, die dieſer Name in ſich ſchließt. Aber nicht ohne Einwendungen und Beſorgniſſe der Vorſicht und Beſcheidenheit, entſchließt er ſich dieſem Rufe zu folgen: Pharao iſt hart und ungläubig, er ſelbſt geächtet, ſein Volk roh und unfähig, die Idee des Gottes, den er ihm ankündigen ſoll, zu faſſen; man wird den Worten ſeines unberedten Mundes, den eine ſchwere Zunge im Sprechen hindert, ohne ſinnliche Zeichen nicht glauben. Darum gibt Gott ihm die Macht, ſeine Sendung durch Wunderthaten zu verbürgen und ſtellt ihm ſeinen ältern Bruder Aaron als Redner an die Seite. So ausgerüſtet kehrt Moſes im Glauben, daß es ihm mit Gott gelingen werde, nach Aegypten zurück und geht, ein Greis von achtzig Jahren, an's Werk. Alle und noch größere Schwierigkeiten, als er vorausgeſehen, ſtellen ſich ihm hier entgegen. Zwar wird Aaron ſein Mund, und das Volk Iſrael muß in ſeinen Thaten die Hand Gottes erkennen, aber durch lange Knechtſchaft entmuthet und ausgeartet, ſchwankt es zwiſchen Glauben und Zweifel. Umſonſt bringt er, nach Art der Eingeweihten, die Schlange als Zauberſtab in ſeiner Hand, Veränderungen im Laufe der Natur hervor, deren einige die Kunſt der

ägyptiſchen Weiſen ihm nicht nachzuthun weiß, und für das Werk höherer Kräfte erkennen muß; erſt die zehnte der verheerenden Landplagen, die dadurch über Aegypten kommen, das Hinſterben aller Erſtgeburt bewegt Pharao's verſtocktes Herz, die Hebräer ziehen zu laſſen. Moſes ſtellt ſich an ihre Spitze, und führt ſie mit aller ihrer Habe aus Aegypten und zur Zeit der Ebbe mitten durch den arabiſchen Meerbuſen, in dem der treulos nachſetzende Pharao mit Mann und Roß ertrinkt. Doch dieſe Rettung von dem furchtbarſten Feinde iſt nur der Anfang ſeines Unternehmens; gährend wogt um ihn die rohe Maſſe eines Volks, das bis jetzt nur den Stecken des Treibers, aber keine Regel in der Freiheit kannte. Der Mangel in der Wüſte erregte lautes Murren, das Zuſammenſtoßen mit feindlichen Beduinenvölkern blutige Kriege, die Eiferſucht neidiſcher Aelteſten innere Empörungen wider den Führer; ſein Leben kommt nicht ſelten in Gefahr, und die Macht, die ſein Beruf erfodert, kann er oft nur durch gewaltſamen Zwang und ſchreckliche Strafgerichte behaupten. Aber mit bewundernswürdiger Weisheit, Kraft und Erfindſamkeit verfolgte er trotz alles Widerſtrebens ſeinen Plan, die ſtörriſche Menge zum geſitteten, frommen und ſelbſtändigen Volke zu machen. Er ſchafft den Hungrigen Brot vom Himmel *) und öffnet den Durſtigen neue Quellen aus den Felſen Horebs, nicht als ein Zaubrer mit betrüglichen Künſten, ſondern als ein Diener und Werkzeug des Herrn der Natur, der ihm auf ſein Gebet gewährt, was das Volk bedarf. Für etwas mehr will Moſes nicht angeſehn ſein, bei allen ſeinen Anordnungen beruft er ſich auf ausdrückliche Befehle Gottes, der das Volk durch Wohlthat und Schrecken, durch Güte und Ernſt väterlich an ſich ziehen und bilden will. Religion iſt der Geiſt des *Geſetzes*, das Moſes im dritten Monate nach dem Auszuge aus Aegypten zu verkündigen anfängt. Angelangt am *Sinai*, einem Berge Arabiens, läßt er das Volk ſich lagern, er ſelbſt aber beſteigt den durch uralte Anbetung heiligen Gipfel, wo ihm, umringt von weithallendem Donner unter den Schauern der Nähe Gottes kund wird, nach welchen Geſetzen Israel leben ſoll. Auf den Glauben der Erzväter gebaut, ſind dieſe Geſetze mehr eine Herſtellung der einfachen Wahrheiten, durch die ſich die Urwelt zum Höchſten erhob, als eine neue Religion. Moſes hat das Verdienſt, ſie von den Irrthümern und Thorheiten des Aberglaubens, worin ſie unter den Händen abgöttiſcher Völker faſt untergegangen waren, gereinigt und nach den Bedürfniſſen der aus einer Familie zum großen, unbändigen Volke angewachſenen Hebräer ausgebildet zu haben. Das Centrum ſeiner *Geſetzgebung* iſt die Lehre, daß Jehovah der einige Gott, der weder einen andern Gott neben ſich noch ein ſinnliches Bild ſeines Weſens dulde, ſelbſt König ſeines Volks ſein und es durch Prieſter regieren wolle. Daher haben die Geſetze, durch die er den Cultus, die Staatsverfaſſung und Rechtspflege, die Sitten- und Geſundheitspolizei der Hebräer conſtituirt, insgeſammt göttliche Autorität und dauernde Gültigkeit. Ueberall von den Grund-

*) *Man* oder Manna, ein vegetabiliſcher Saft, den die Israeliten von der Cameelſtaude (arabiſch Chari Schnuter) in der arabiſchen Wüſte ſammelten und zur Speiſe bereiteten. Er ſieht wie Corianderſaamen aus, ſchmeckt ſüß wie Honig, und heißt jetzt bei den Perſern *Terengabina*.

foderungen der ſittlichen und ſinnlichen Natur des Menſchen ausgehend, ſind ſie auf die Individualität des Volks, auf das Clima und die politiſche Lage des ihm zum Wohnorte beſtimmten Landes, und auf den Plan der Vorſehung, es zum treuen Bewahrer einer im Laufe der Zeit vollkommner zu entwickelnden und einſt über das ganze Menſchengeſchlecht zu verbreitenden göttlichen Offenbarung zu machen, trefflich berechnet. Sie verbieten ihm jede Vermiſchung mit andern Nationen und jede fremde Sitte und Gottesverehrung; als ein ſcharf abgeſchloßner Gottesſtaat ſoll er abgeſondert von allen Nachbarvölkern, ſelbſtändig, wie ſein Gott und Herr, frei und allein ſtehen. Sie nöthigen es durch feſt beſtimmte, bis in die geringſten Einzelnheiten der täglichen Lebensordnung und der geſelligen und häuslichen Verhältniſſe eingehende Vorſchriften, bei denen auch die Auswahl und Bereitung der Speiſen und die Sorge für die Reinlichkeit des Körpers nicht vergeſſen iſt, zur Gewöhnung an die ſeinem Charakter und ſeiner religiöſen Beſtimmung angemeßne Civiliſation. Sie legen ihm durch ein ſtreng geregeltes Ritual, das, aus tauſend an ſich kleinlichen und ſtark in die Sinne fallenden Ceremonien zuſammengeſetzt, im Ganzen die erhabne Allegorie eines ewigen, unaufhörlich durch Opfer, Gebete und Reinigungen neu anzuknüpfenden Bundes mit Gott darſtellt und bedeutſam von Handlung zu Handlung fortſchreitet, die Pflicht einer immerwährenden Geſchäftigkeit im Dienſte ſeines himmliſchen Königs auf. Dem Stamme Levi, dem Moſes angehört, überträgt er die Verwaltung dieſes Dienſtes und die Aufſicht über die Beobachtung der Geſetze, und nicht ſeinen Söhnen, die er mit weiſer Uneigennützigkeit unter die gemeinen Leviten zurücktreten läßt, ſondern dem Geſchlechte ſeines Bruders Aaron, das mit der oberſten Staatsgewalt bekleidete Hoheprieſterthum. (Vergl. den Artikel Hoherprieſter.). Dieſem von allem Grundeigenthume ausgeſchloßnen Stamme macht er die übrigen zwölf Stämme zehntpflichtig, untergibt ſie eignen Stammälteſten und Richtern und ſichert die Feſtigkeit ihres politiſchen Verbandes durch gemeinſam zu feiernde Feſte und durch ausſchließliche Einheit des Gottesdienſtes in der Stiftshütte, einem tragbaren Tempel, der die mit Schauern der Ehrfurcht umgebne, prächtig geſchmückte, und im Innerſten nur dem Hohenprieſter zugängliche Wohnung Jehovah's, das einzige Heiligthum und vermöge der ihm zufließenden Steuern der Mittelpunct alles Reichthums und Credits der Nation wird. Dies ſind die Hauptpuncte der Geſetzgebung Moſis, die, wenn auch Züge ägyptiſcher Bildung daraus hervorblicken, doch das Beſtreben, die Hebräer von den ägyptiſchen Sitten und Vorurtheilen zu entwöhnen und zur politiſchen und religiöſen Selbſtändigkeit zu erheben, deutlich beurkundet, und in Betracht der Zeit und Umſtände ihrer Entſtehung an Originalität und Hoheit der Principien, an Conſequenz, Nachdruck und Dauer und, was am meiſten für ihren göttlichen Urſprung zeugt, auch an Keimen wahrer Humanität die geprieſenen Legislationen Solons und Lykurgs weit übertrifft. Doch wurde ihre Vortrefflichkeit nicht ſogleich von den Hebräern erkannt. Schon nahe am Ziele des Weges nach Canaan, ſah Moſes ſich durch neue Gährungen der Unzufriedenheit genöthigt, das Volk in die Wüſte zurückzuführen und vierzig Jahre eines mühſelgen Umherziehens in der Wüſte mußten vergehen, die harten Strafen, die ſein Geſetz dem Uebertreter droht,

mußten mit eiſerner Strenge vollzogen werden, alle, die im Mannesalter aus Aegypten gezogen waren, mußten abſterben, ehe das Geſetz bei dem neuen, während des Zuges herangewachſenen Geſchlechte durchdrang und ihm zur Gewohnheit wurde. Moſes, der mit Sorgen, Beſchwerden und Arbeiten aller Art geplagte Führer, durfte ſelbſt um eines einzigen Zweifels willen, den er ſich im Gedränge der Noth gegen Gott hatte zu Schulden kommen laſſen, die vollkommne Ausführung ſeiner Idee nicht einmal erleben. Nachdem er den Feldherrn Joſua zu ſeinem Nachfolger beſtimmt und von dem Volke feierlich Abſchied genommen hatte, beſteigt er einen Berg in Peräa jenſeit des Jordans, von dem er das gelobte Land, das er ſelbſt nicht betreten ſollte, überſchaut und ſein mühevolles Leben im 120. Jahre beſchließt. Der abergläubiſchen Verehrung ſeiner Gebeine hatte er durch den Befehl, ihn heimlich zu beerdigen, vorgebeugt, und Niemand kennt die Stätte ſeines Grabes. Das herrlichſte Denkmal ſeines Geiſtes und ſeiner Verdienſte enthalten die Bücher, die unter ſeinem Namen an der Spitze des alten Teſtaments ſtehen. Weil darin ſein eigner Tod erzählt und Manches erwähnt wird, was einer ſpätern Zeit angehört, weil das Material, auf das er ſchrieb, Stein, und daher kaum möglich war, auf demſelben Schriften von ſo großem Umfange, wie die Moſaiſchen Schriften ſind, aufzubewahren, mußte die Kritik allerdings ihre Abfaſſung und Anordnung in die fünf Bücher (daher der Name Pentateuchos, mit dem ſie im Griechiſchen bezeichnet werden) einem ſpäteren Schriftſteller aus dem Davidiſchen oder Salomoniſchen Zeitalter zuſchreiben. Dennoch bleibt es immer gewiß, daß Moſes die Nachrichten von der Geſchichte der Urwelt, die das erſte Buch (Geneſis) enthält, gekannt und, wenn auch vielleicht mündlich, auf die Nachwelt gebracht, die zehn Gebote und die Beſchreibung des Zuges der Iſraeliten durch die arabiſche Wüſte im zweiten (Exodus) und vierten Buche (Numeri), und ſolche Geſetze, die er der unſichern Tradition nicht überlaſſen konnte, in dieſen beiden, dem dritten (Leviticus) und fünften Buche (Deuteronomium) ſelbſt aufgeſchrieben hat. Nicht weniger gewiß gehören ihm die herrlichen Lieder an, in denen er die Rettung am rothen Meere feiert und das Volk vor ſeinem Tode ſegnet und entläßt. Die Sammlung dieſer Fragmente, ihre Einkleidung, Verbindung und Ergänzung aus vorhandenen Traditionen mag freilich das Werk einer ſpäteren Redaction ſein, deren Zeitalter ſich nicht genauer, als oben geſchehen iſt, angeben läßt. (Michaelis Einleitung in die göttlichen Schriften des alten Bundes Th. 1. Abth. 1. §. 32. fg. Astruc Conjectures sur les Mémoires originaux, dont il parait, que Moyse s'est servi pour composer le livre de Genèse, 1753. Ilgens Urkunde des jeruſalemiſchen Tempelarchivs, Halle 1797. De Wette's Beiträge zur Kritik des Alten Teſtaments. Jena 1804. Vater's Commentar über den Pentateuch, Halle 1805. Eichhorn's, Auguſti's, Berthold's Einleitungen in das Alte Teſtament). Aber vergeblich hat die Kritik der Neueſten ſich bemüht, dieſe Bücher in den Nebel der mythiſchen Dichtung zu ſtellen. Dem Unbefangnen haben ſie die Geltung einer hiſtoriſchen Wirklichkeit, und er überzeugt ſich bald, daß nur Moſes, und auch dieſer nur, wo

das Geſchehene treu zu berichten, jene Nachrichten mittheilen konnte, die in ihrer veralteten Sprache, in ihrer einfachen und kräftigen Darſtellungsweiſe, in ihrer innern Naturwahrheit und Einfalt das Gepräge ihrer Echtheit an ſich tragen. Wie hätten auch die Generationen von mehr als drei Jahrtauſenden nach einem Mährchen ihre Verfaſſungen ordnen und die zehn Grundgebote aller Religion und Moral, die Weihe des Sabbaths zum Ruhetage und ihre Ehe- und Kirchengeſetze von einem Andern annehmen mögen, als von dem erhabenen Geſandten Gottes, den in der Geſchichte der Menſchheit unter allen ihren Heroen und Wohlthätern nur Einer verdunkelt.

E.

Moſes Mendelsſohn, ein berühmter jüdiſcher Philoſoph, war den 12. Sept. 1729 zu Deſſau von jüd. Aeltern geboren. Sein Vater Mendel, daſelbſt Schulmeiſter und Zehngebotſchreiber (Sopher), gab ihm trotz ſeiner Armuth eine gute Erziehung. Er unterrichtete ihn in der hebräiſchen Sprache und den Anfangsgründen der jüdiſchen Gelehrſamkeit ſelbſt; im Talmud ließ er ihn von Andern unterrichten. Nächſt dem war das alte Teſtament die Quelle ſeines Unterrichts und ſeiner Bildung. Beſonders zogen ihn die poetiſchen Bücher deſſelben an. Das berühmte Werk des Maimonides, More Nebochim (Führer der Irrenden), das ihm in die Hände fiel, legte in ihm den erſten Grund zur Unterſuchung der Wahrheit und zu freimüthiger Denkungsart. Er ſtudirte dieſes Buch mit einem Fleiße und einer Wißbegierde, daß er in eine Nervenkrankheit verfiel, von der er durch nachläſſige Behandlung ein gekrümmtes Rückgrat und eine ſtets ſchwächliche Geſundheit behielt. Da ſein Vater ihn nicht ernähren konnte, ſo mußte er 1742 in ſeinem vierzehnten Jahre nach Berlin wandern, wo er von geringen Wohlthaten einiger Glaubensgenoſſen verſchiedne Jahre in äußerſter Dürftigkeit lebte. Das Schickſal führte ihn hier mit Israel Moſes, einem tiefſinnigen Denker und großen Mathematiker, zuſammen, der, wegen ſeiner Freimüthigkeit allenthalben verfolgt, in gleicher Armuth lebte, und recht eigentlich ein Märtyrer der Wahrheit wurde. Dieſer Mann disputirte oft mit Mendelsſohn nach Maimonides Grundſätzen. Auch gab er ihm den Euklides in einer hebräiſchen Ueberſetzung in die Hände und weckte dadurch in ihm den Trieb zur Mathematik, deren Studium den Verſtand des Jünglings ſchärfte und ausbildete. Ein junger jüdiſcher Arzt, Namens Kiſch, ermunterte ihn zur Erlernung des Lateiniſchen und gab ihm ſelbſt einigen Unterricht darin; durch den Doctor Aaron Salomon Gumperz bekam er Gelegenheit, mit der neueſten Literatur bekannt zu werden. Ueberdies lernte er verſchiedne talentvolle Jünglinge kennen, deren Umgang ihm vortheilhaft war. So lebte Mendelsſohn der Weisheit und Wiſſenſchaft ohne andre Aufmunterung, als die er aus ſich ſelbſt ſchöpfte, ſelbſt ohne gewiſſen Unterhalt, bis ein reicher Seidenfabricant ſeiner Nation zu Berlin, Namens Bernard, ihn zum Erzieher ſeiner Kinder, und nach und nach zum Aufſeher, Factor, und endlich zum Theilnehmer ſeiner Fabrik machte. Im J. 1754 machte er die Bekanntſchaft Leſſings, welche auf ſeine Bildung den vortheilhafteſten Einfluß hatte. Leſſing machte ihn auf die Natur und den Vorzug der neuern Sprachen aufmerkſam. Auch wurde nun die Philoſophie ſeine Hauptbeſchäftigung. Die Briefe über die Empfindungen waren die erſte Frucht der Uebung des hebräiſchen Philoſophen in der deut-

ſchen Sprache. Auch mit Abbt und Nicolai wurde er bekannt. Die Abbtiſche Correſpondenz iſt ein herrliches Denkmal von der Freundſchaft und Vertraulichkeit dieſer trefflichen Männer. An der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, ſo wie an den Briefen, die neueſte Literatur betreffend, nahm Mendelsſohn thätigen Antheil, und lieferte auch für die erſten Bände der Allgemeinen deutſchen Bibliothek einige ſehr vorzügliche Recenſionen. Ueberdies trat er von Zeit zu Zeit als philoſophiſcher Schriftſteller mit Werken auf, die ſeinen Ruhm nicht nur in Deutſchland, ſondern auch im Auslande verbreiteten. Ohne Originalphiloſoph zu ſein, gehörte er doch zu den ausgezeichnetſten Denkern ſeiner Zeit und war eben ſo ſehr durch Scharfſinn und Thätigkeit, als durch ſeine Beſcheidenheit und Rechtſchaffenheit verehrungswerth. Die Aufforderungen und dringenden Vorſtellungen des enthuſiaſtiſchen Lavaters, der ihn dem Chriſtenthum gewinnen wollte, wußte Mendelsſohn mit Feinheit und Delicateſſe abzulehnen, wie ſeine Correſpondenz mit Lavater zeigt; aber der Verdruß, ſich auf eine ſo unerwartete Weiſe angegriffen zu ſehn, zog ihm eine ſchwere Krankheit zu, die ihn lange Zeit zu allen gelehrten Arbeiten untüchtig machte. In ſeinem Jeruſalem oder über religiöſe Macht und Judenthum legte er nachher 1783 der Welt die trefflichſten Ideen vor, die zum Theil deswegen ſo ſchief verſtanden wurden, weil ſie Vorurtheile, die ſeit Jahrhunderten befeſtigt waren, geradezu angriffen. Er hatte ſeinem älteſten Sohne und einigen andern Jünglingen die Anfangsgründe ſeines philoſophiſchen Syſtems, beſonders die Lehre von Gott, in einigen Morgenſtunden aus einander geſetzt. Die Reſultate ſeiner Unterſuchungen machte er daher in einem Werke unter dem Titel: Morgenſtunden, bekannt, von dem, ſeines dazwiſchen eintretenden Todes wegen, nur der erſte Band 1785 erſchien. Jetzt erhielt er F. H. Jacobi's an ihn gerichtete Schrift: Ueber die Lehre des Spinoza. Mendelsſohn glaubte ſeinen todten Freund Leſſing gegen die Beſchuldigung, ein Anhänger des Spinozismus geweſen zu ſeyn, vertheidigen zu müſſen. Ohne ſeiner erſchöpften Kräfte zu achten, eilte er, den erſten Eindruck der Jacobiſchen Beſchuldigung durch die Schrift: Moſes Mendelsſohn an die Freunde Leſſings, zu vertilgen. Er befand ſich in einem ſo gereizten Zuſtande, daß eine Erkältung hinreichend war, ſeinem Leben ein Ende zu machen. Er ſtarb den 4. Januar 1786. — Deutſchland hat dieſem großen Lehrer ſeiner Nation, deſſen Vorbild Sokrates war, um ſo williger den ihm gebührenden Ruhm zuerkannt, je größere Hinderniſſe er zu überwältigen hatte. Die deutſche Sprache verdankt ihm einen Theil ihrer Bildung und Würde, und die philoſophiſchen Unterſuchungen erhielten durch ihn ein gefälliges Gewand. Im philoſophiſchen Dialog machte er unter den Deutſchen den erſten gelungenen Verſuch, indem er denſelben dem Plato und Xenophon nachbildete. — Außer den bereits genannten Schriften führen wir noch von ihm an: ſeine philoſophiſchen Schriften, Berl. 1761 und 1771, 2 Bände; und ſein Meiſterwerk: Phädon oder über die Unſterblichkeit der Seele, welches ſeit 1767 mehrere Auflagen erhielt und faſt in alle neueren Sprachen überſetzt wurde, und ſeine Ueberſetzung der fünf Bücher Moſis und der Pſalmen u. ſ. w.

Mosheim (Johann Lorenz von), einer der berühmteſten deutſchen Theologen, aus einem ſteyermärkiſchen Geſchlechte entſproſſen und den 9. October 1694 zu Lübeck geboren. Er ſtudirte zu Kiel, ward daſelbſt 1718 Magiſter und im folgenden Jahre Beiſitzer der philoſophiſchen Facultät. Der Ruf ſeines Vortrags als akademiſcher Lehrer, Prediger und Schriftſteller verſchaffte ihm mehrere ehrenvolle Vocationen, die er aber aus verſchiedenen Gründen ablehnte, bis er 1723 als Profeſſor der Theologie nach Helmſtädt ging, wo er 1726 auch Kirchen- und Conſiſtorialrath und Abt zu Marienthal und Michaelſtein wurde. Nachdem er in Verbindung mit dieſen Stellen zuletzt noch das Generalinſpectorat aller Schulen im Herzogthum Wolfenbüttel verwaltet, und ſich durch Lehren und Schriften den ausgebreitetſten Ruhm erworben hatte, kam er 1747 in der Würde eines Kanzlers der Univerſität (die vor und nach ihm Niemand bekleidete) nach Göttingen, wo er mit täglichen Vorleſungen über die Kirchengeſchichte und über die meiſten Theile der Theologie bis an ſeinen Tod den 9. September 1755 fortfuhr. Große Verdienſte um alle Theile der theologiſchen Wiſſenſchaften machen ihn unſterblich. Er war der Vater und Wiederherſteller der Kirchengeſchichte. Er gab ihr neben der Zuverläſſigkeit eine pragmatiſche Geſtalt, und verbeſſerte Arnolds nicht allzuglücklich gerathenen Verſuch. In der Ketzergeſchichte war er gleichſam ein neuer Schöpfer, und wußte die künſtlichſten Syſteme aus den Lehren der Ketzer zuſammenzuſetzen; wenn er dabei irrte, ſo geſchah es aus einem Fehler der Liebe. Sein Hauptwerk in dieſem Fache ſind die Institutiones hist. eccles. libr. IV. Helmſtädt 1755, 4., die vorher unter mancherlei Geſtalt erſchienen ſind, nachher auch deutſch überſetzt und vermehrt. Seine Sittenlehre der heiligen Schrift (4. Aufl. 5 Theile. Helmſtädt 1753, 4.) bleibt wegen ihrer Vollſtändigkeit und wegen ihrer durchaus praktiſchen, auf Erfahrung gegründeten Beziehung, ein vorzügliches Werk. Der Plan war aber freilich zu weitläufig angelegt, und die Ausführung zu wortreich gerathen; daher blieb das Werk unvollendet, und ſein geſchickter Fortſetzer, J. P. Miller, hatte noch vier Bände auszuarbeiten. Auch in der Kanzelberedtſamkeit machte Mosheim, theils durch ſeine Anweiſung, erbaulich zu predigen, 2. Aufl. 1771, 8., vornehmlich aber durch ſeine für die Zeit ihrer Erſcheinung muſterhaften Religionsvorträge (Heilige Reden, Hamb. 1732 und ff. 3 Bde.) ſolche Epoche, daß man ihn den Vater der neuern deutſchen Kanzelberedtſamkeit genannt hat, ſo wie er überhaupt um die didaktiſche Proſa der Deutſchen große Verdienſte hat. Er vereinigte Gründlichkeit und Popularität, Feuer und Rührung, Reichthum und Eleganz; nur iſt der Plan oft zu weitläufig. Auch der Auslegungskunſt der heiligen Schrift und dem Studium der alten Literatur überhaupt leiſtete er wichtige Dienſte. Seine lateiniſche Schreibart iſt ſchön, und ſein akademiſcher Vortrag floß ohne Anſtoß, blos mit Beihülfe einiger wenigen Zeilen unaufhörlich fort. Auch ſein moraliſcher Charakter war alles Lobes werth.

Möſien, der alte Name einer europäiſchen Landſchaft oberhalb Thracien und Macedonien, von der Mündung der Save bis an den Pontus Euxinus, nördlich von der Donau begränzt. Man theilte es in Ober- und Nieder-Möſien (Moesia superior et inferior). In den älteſten Zeiten wohnten hier Scythen und Ge-

ten, dann mehrere Völkerſchaften, auch Gothen. Unter den Kaiſern war es eine römiſche Provinz. Zuletzt ließen ſich daſelbſt die Bulgaren nieder, ein ſlaviſches, mit Tatarn und Hunnen vermiſchtes Volk, deren Abkömmlinge dieſes Land noch jetzt größtentheils bewohnen, das gegenwärtig Servien und Bulgarien heißt.

Moskau (Moskwa), an der Moskau und Neglina, in einer fruchtbaren und reich angebauten Gegend (55°, 45′ Br.), — die alte und erſte Hauptſtadt des ruſſiſchen Reichs; noch jetzt die Krönungsſtadt, einſt auch die Reſidenz der Czare, bis Peter der Große St. Petersburg dazu erhob, — ward vom Großfürſten Jurge I. ſeit 1147 gegründet, und vom Großfürſten Daniel um 1300 erweitert. In den J. 1383 und 1571 ward ſie von den Tataren gänzlich zerſtört, aber jedesmal bald wieder aufgebaut. Ein drittesmal, im J. 1611, ward ſie von den Polen verbrannt. Auch die Peſt richtete daſelbſt oft große Verwüſtungen an, das letztemal 1771. Unter Catharina II. ward ſie ſehr erweitert und verſchönert. Sie enthielt im Jahr 1812, in einem Umfange von 5 deutſchen Meilen, 4 Haupttheile: 1. den Kreml, d. i. Feſtung (ſ. d. A.); 2. Kitaigorod; 3. Belgorod, mit den Gebäuden der Univerſität und 4. Semlänoigorod. Die geſammte Stadt zählte nebſt ihren 30 Sloboden oder Vorſtädten gegen 14,000 Häuſer, darunter 307 Kirchen, ohne die zahlloſen Buden, und nahe an 300,000 Einwohner. In ihr befinden ſich verſchiedene hohe Reichscollegien, mehrere Erziehungs- und wiſſenſchaftliche Anſtalten, darunter das große Findelhaus für 5000 Kinder, ſo wie die wichtigſten Fabriken und Manufacturen des Reichs; auch war und iſt ſie fortdauernd der Mittelpunct des innern Handels, und ein Stapelort für ungeheure Vorräthe von Waaren aller Art. Dies Alles, ſo wie die Palläſte und der Luxus des hohen ruſſiſchen Adels, welcher hier vom Hofe unabhängiger lebt und ſich beſonders den Winter in Moskau aufhält, machten ſie zu einer der reichſten und prächtigſten Städte der Welt. Auch haben ſich daſelbſt die Nationalſitten und der Volkscharakter am längſten unvermiſcht erhalten. Die neueſte Zeit gab dieſer Stadt eine univerſalhiſtoriſche Bedeutung: Moskau ward die Fackel der Freiheit für den unterjochten Continent von Europa. Als im J. 1812 Napoleon mit dem zahlreichſten Heere, welches Europa ſeit der Völkerwanderung geſehen, in das Innere des ruſſiſchen Reichs vorgedrungen und bei Moſaisk (ſ. d. A.) vergebens aufgehalten worden war, da beſchloß Kutuſow, ungeachtet des Widerſpruchs mehrerer Mitglieder des verſammelten Kriegsrathes, die Hauptſtadt Preis zu geben, und dafür das Reich zu retten. Schon hatte man die Vorräthe des Arſenals und die öffentlichen Schätze aus Moskau weg und in Sicherheit gebracht. Jetzt entfloh mit ſeinen Schätzen der größte Theil der Einwohner. Das Heer zog ſich nach Kaluga, um im Beſitze der reichen Hülfsquellen fruchtbarer Provinzen zu bleiben und die Verbindungslinie des Feindes mit Smolensk durchſchneiden zu können. Der Gouverneur von Moskau aber, Graf Roſtopſchin, traf, wie man nicht ohne Schein behauptet hat, insgeheim Anſtalten zu einem allgemeinen Brande, um dem Feinde die Möglichkeit, ſich im Herzen von Rußland zu behaupten, zu entreißen. Er zuerſt ließ ſeinen Pallaſt in Moskau und ſein prächtiges Landhaus anzünden. Die Gefängniſſe wurden geöffnet, die Werkzeuge zum Löſchen fortgeſchafft, und als

das ruſſiſche Heer abzog, brannten die Börſe und mehrere Magazingebäude. Napoleon erwartete vor der Stadt vergeblich Abgeordnete, die ihm die Schlüſſel von Moskau überbringen ſollten. Unterdeſſen rückte ſchon am 14. Sept. die Vorhut ſeines Heeres in Moskau ein, und zog nach dem Kreml. Da ſtürzte plötzlich ein ruſſiſcher Bauer hervor, und erſchlug einen reich gekleideten polniſchen Officier, den er für Bonaparte gehalten hatte. Noch wollten einige Bürger den Kreml vertheidigen; aber Mürat ließ Kanonen auffühten, und jene fielen im Kampfe der Verzweiflung. Erſt am folgenden Tage, den 15. Nachmittags um 3 Uhr, zog Napoleon mit ſeinen Garden in die verlaſſene Stadt, und begab ſich in den Kreml. Aber ſchon ſtiegen in der Ferne Rauchſäulen auf, und bald brannte es zugleich an fünfhundert Orten. Jetzt brach unaufhaltſam die Plünderungswuth der Soldaten los; und fortdauernd warfen viele in der Stadt zurückgebliebene gemeine Ruſſen die Brandfackel in ihre Wohnungen, um die Räuber abzuhalten; aber auch die Franzoſen legten häufig Feuer an, um ſicherer rauben zu können. Vergeblich ſuchte man zu löſchen und die Ordnung wieder herzuſtellen. Selbſt im Kreml wurden Brandſtifter ergriffen. Nichts konnte ſie bewegen, die That einzugeſtehen, und wer ſie ihnen geheißen. Man verſprach ihnen Schonung; ſie ſchwiegen; man drohte ihnen den Tod; ſie ſchwiegen. Alſo wurden gegen Hundert dieſer Unglücklichen niedergeſchoſſen. Bald ſtand ganz Moskau in Feuer. Als nun keine Rettung möglich war, verließ Napoleon den Kreml, und eilte nach dem Luſtſchloſſe Petrowskoe, eine Stunde vor der Stadt. Sein letztes Wort war: Wenn ihr nicht retten könnt, ſo plündert! Da folgten Gräuel auf Gräuel! Moskau brannte bis zum 21. Sept. Endlich kehrte am 1. Oct. mit der Ordnung die Ruhe in die große Brandſtätte zurück. Aber rings um die verheerte „heilige“ Stadt rief die Rache das Volk auf zur Ermordung der Franzoſen, und bald fehlte es dem Heere, mitten unter den geraubten Schätzen, an den nothwendigſten Bedürfniſſen des Lebens. Von 150,000 Kriegern, die in Moskau eingerückt waren, hatte es in fünf Wochen an 40,000 Mann verloren. Alſo ward der Abzug unvermeidlich. Er dauerte vom 19. bis zum 22. Oct., und erfolgte unter neuen Ausbrüchen der wildeſten Rohheit und Raubſucht. Am letzten Tage ſollte auch der Kreml in die Luft geſprengt werden; doch gelang dies nur zum Theil. Von ungefähr 2500 ſteinernen Häuſern waren 525, und von 6600 hölzernen Gebäuden nur 1797 übrig geblieben. Die Zahl der verbrannten Häuſer belief ſich alſo auf mehr als 6700. Indeß behaupteten die Ruſſen, um den Volkshaß zu reizen, der Brand von Moskau ſey ganz das Werk der Franzoſen.*) Kutuſow ſelbſt erklärte gegen Lauriſton: er habe nur Befehl gegeben, daß einige Magazine verbrannt würden; die Franzoſen hätten das Uebrige ſyſtematiſch zerſtört. — Seit der Befreiung des Landes haben die Ruſſen ſo thätig an der

*) Ueber die Frage: „weſſen Werk war der Brand von Moskau?“ gibt es noch eine dritte Meinung, nämlich die, daß dies weltgeſchichtliche Ereigniß von keinem der kriegführenden Theile beabſichtigt ward, ſondern das Ergebniß des Zufalls war. Hier ſind die für dieſe Meinung angeführten Gründe, welche bis dahin, daß die ruſſiſche Regierung durch irgend eine authentiſche Erklärung alle Ungewißheit hebt, Aufmerkſamkeit zu verdienen ſcheinen:

Wiederherſtellung von Moskau gearbeitet, daß es binnen ſechs Jahren ſich ſchöner als vorher aus ſeiner Aſche erhoben hat. Schon

Vor der Schlacht bei Borodino war das Schickſal von Moskau zu ungewiß, als daß man ſich zu dieſer unerhörten Maßregel, welche nur die wildeſte Verzweiflung der Anarchie eingeben konnte, hätte bewogen finden können. Unmittelbar nach der Schlacht, als die Ruſſen das Schlachtfeld behielten und mehrere Tage auf demſelben verweilten, ohne angegriffen zu werden, ward zwiſchen dem Militärgouverneur von Moskau, Grafen Roſtopſchin, und dem Feldmarſchall Kutuſow über die Möglichkeit berathſchlagt, Moskau durch Aufſtellung der ruſſiſchen Armee vor der Stadt mit Hülfe der Einwohner zu vertheidigen. Nicht eher, als bis die Umgebungen von Bennigſen aufs genaueſte recognoscirt waren und die ruſſiſchen Generale die Vertheidigung unthunlich gefunden hatten, ward die von dem größten Theile der Einwohner bereits verlaſſene Stadt auch von dem geſammten Regierungsperſonal geräumt.

Der Abzug der mit der Feuerpolizei beauftragten Perſonen erklärt ſich natürlich aus dem des Perſonals der geſammten Polizei, wozu ſie gehörten. Hätten die Ruſſen nach der Verzichtleiſtung auf die Vertheidigung der Stadt den Plan gemacht ſie zu verbrennen, ſo hätte dies am leichteſten, am ſicherſten und am nachtheiligſten für den Feind durch die ruſſiſche Armee ausgeführt werden können. Dieſe zog mit der größten Ruhe und Ordnung durch die Stadt. Napoleon war ſo weit entfernt ſie zu verfolgen, daß er anfangs nicht einmal in Erfahrung bringen konnte, wo ſie ſtand. Eine ſo weit ausgedehnte Feuersbrunſt auf den Fall der wirklichen Beſetzung Moskaus durch die Franzoſen vorzubereiten und während ihrer Abweſenheit auszuführen, ohne daß ſie Kunde davon erhalten oder ſolche verhindern konnten, dazu gehörten Zeit, geheime Anſtalten und vor allen Dingen eine große Anzahl ſchlauer und abgerichteter Wagehälſe, welches Alles beim Drange der Zeitumſtände ſchwerlich zu vereinigen war. In wie fern die auf Napoleons Befehl als ruſſiſche Brandſtifter hingerichteten Menſchen wirklich ſchuldig waren, bleibt bei der Kürze des gegen ſie angeſtellten tumultuariſchen Verfahrens problematiſch. Doch man kann zugeben, daß nach einmal ausgebrochenem und verbreitetem Brande der rohe Pöbel von Moskau, unter welchen ſich die den Gefängniſſen entkommenen Criminalgefangenen gemiſcht hatten, die Feuersbrunſt befördert habe, ohne hieraus mit Grunde auf die urſprünglichen Haupturheber derſelben zu ſchließen.

Nicht minder grundlos iſt der Schluß, daß der Brand von Moskau durch Napoleon und ſeine Feldherren abſichtlich angeſtiftet oder befördert ſey, indem ſie die nöthigen Mittel, denſelben zu hemmen, unangewendet ließen. Sehr bald mußte Napoleon die Folgen dieſes Ereigniſſes einſehen; auch that er Alles, was ohne Feuerſpritzen und Waſſer, welches ein großer Theil der Stadt aus bedeutender Ferne erhält, und beim Mangel an Einwohnern mit einer plündernd umherſtreifenden, berauſchten Armee geſchehen konnte. Erſt kurz vor ſeinem Abzuge gab er aus leicht erklärbarem Ingrimm beſtimmten Befehl, die Verwüſtung der ihm ſo verderblich gewordenen Stadt zu vollenden.

Nach einſtimmigen Nachrichten mehrerer Augenzeugen lag in Moskau, ſo wie (nach Livius V. 41.) einſt im alten Rom, als es durch die Gallier der Vorzeit eingenommen und geplündert ward, die Urſache des Ausbruchs der Feuersbrunſt in mehreren zufällig zuſammentreffenden Umſtänden. Kaum war Napoleon im Kreml angekommen, ſo zer-

iſt es ſo volkreich, wie vorher; (11,314 Häuſer, 6911 Kramladen, 312,000 Einw.) die öffentlichen Gebäude, z. B. der Kreml ſind

ſtreuten ſich ſeine Garden, um die umliegenden Läden zu plündern. Sie fanden ſolche feſt verſchloſſen und bewacht durch große Bullenbeißer, welche die Einwohner zurückgelaſſen hatten. Dies Alles verzögerte den Anfang der eigentlichen Plünderung bis zur Abendzeit. In einigen Läden fanden die plündernden Soldaten große Vorräthe von Wachs- und Talglichtern, wovon ſie, um die eingetretne Dunkelheit zu erhellen, ganze Bündel brennend auf ihre Bajonette ſteckten und mit dieſen Feuerbränden in den Waarenmagazinen, oft gefüllt mit feuerfangenden Materialien, in Kellern, Ställen und Scheunen umherliefen. Niemand, der dieſe Thatſache mit anſah, wunderte ſich, daß in mehreren dieſer Läden Feuer ausbrach, welches ſich, da die Plünderer nicht ans Löſchen dachten (und in dieſer Verwirrung noch weniger die Moscowiten), ſchnell verbreitete, ſo daß noch an dem nämlichen Abend der Rauch in Napoleons Zimmer drang und ihn nöthigte, die kaum bezogene kaiſerliche Burg zu räumen. Selbſt ſein Gefolge ſchrieb damals den Brand der Unvorſichtigkeit der franzöſiſchen Soldaten zu. Dieſe, die meiſten insbeſondere die großen Häuſer von den Bewohnern verlaſſen findend, mußten ſelbſt Feuer machen, Brot backen und kochen, ohne die innere Einrichtung der Häuſer, die ruſſiſchen Feuerheerde und Kachelöfen, ſo wie die häufig unter den Fußböden hingeleiteten Wärmröhren und deren Behandlungsweiſe zu kennen. In Ställen voll Holz, Heu und Stroh fütterten ſie, größtentheils berauſcht, beim Scheine brennender Holzſpäne, ihre Pferde; ſehr begreiflich war es daher, wenn ihnen, ohne daß ſie ſelbſt die Urſache begreifen oder anerkennen wollten, die Häuſer über dem Kopf in Brand geriethen. Hierzu kommen folgende allgemeine Gründe gegen die Wahrſcheinlichkeit einer abſichtlichen Verbrennung der Stadt von Seiten der ruſſiſchen Regierung: Schon der Gedanke, der Sammelplatz ſo unermeßlicher Schätze, den Sitz der Wohlfahrt und des Glücks von Tauſenden gewerbfleißiger, achtungswerther Familien abſichtlich in Rauch aufgehen zu laſſen, und, blos um den Feind ſeiner Bedürfniſſe zu berauben, über die eignen Unterthanen weit größeres Unglück zu verhängen, als ihnen ſelbſt von Seiten des Feindes drohete, — dieſer Gedanke hat, entkleidet von aller Poeſie des Enthuſiasmus, etwas ſo Furchtbares, daß nur die wildeſte Verzweiflung und die verwerflichſte Anarchie ihn verwirklichen könnte. Auch der Grundſatz, daß die Ausführung deſſelben als ſicheres Mittel zur Rettung des *Ganzen* durch das Unglück eines *Theils* zu rechtfertigen ſei, findet hier keine Anwendung; denn jene ſchreckliche Maßregel war eben ſo *unſicher* als *unnöthig* zur Vernichtung des franzöſiſchen Heeres. Mit dem Centrum deſſelben nach Moskau vordringend, während beide Flügel an gleichem Vordringen gehindert waren, rannte Napoleon mit offnen Augen in ſein Verderben und bereitete den Moment ſeiner nachherigen Einſchließung vor, ſo daß er, wäre auch Moskau unverſehrt geblieben, bei einigem Verweilen in dieſer Stellung offenbar verloren war. Es konnte ſogar die Verbrennung von Moskau eine für die Ruſſen ſehr *nachtheilige* und die franzöſiſche Armee *rettende* Folge haben. Nichts ward dieſer ſo verderblich als das Verweilen bis zum Eintritt der winterlichen Kälte, und wer konnte berechnen, daß Napoleon auf Moskaus Schutthaufen vier bis fünf Wochen thatenlos zubringen würde? Was würde die Folge geweſen ſein, wenn er, was jeder andere Heerführer gethan haben würde, beim Anblick eines Schutthaufens, anſtatt eines wohlbebauten, wohlverſehenen Ruhe-

prachtvoller und regelmäßiger wieder aufgeführt, die Lehranſtalten, z. B. die Univerſität mit ihren Sammlungen aufs neue hergeſtellt, und die Frömmigkeit des Kaiſers Alexander hat zum Andenken an das neueſte Schickſal der Stadt, den Bau einer neuen Kirche angeordnet, der des Heilands, welche der größte Tempel der Chriſtenheit in Europa werden ſoll. K.

punctes, ſich auf der Stelle an die polniſche Grenze zurückgezogen und dort überwintert hätte? Er hätte ſeine Armee behalten und die Ruſſen im nächſten Frühling aufs neue angegriffen, während dieſen von ihrer ſchrecklichen Heldenthat nichts geblieben wäre, als der Untergang ihrer Hauptſtadt. Staats- und Kriegskunſt riethen vielmehr, ihm das Weilen in Moſkau anziehend zu machen und keineswegs, ihn durch Verbrennung der Stadt zum ſchnellen Abzuge zu zwingen. Allein angenommen, daß Moſkaus Untergang zum Verderben der franzöſiſchen Armee nöthig geachtet ward, ſo war das ergriffene Mittel eben ſo *unſicher* in der Ausführung als in der Wirkung. Eine Weltſtadt wie Moſkau abzubrennen, iſt nicht ſo leicht geſchehen. Und ward der Brand früh genug gehemmt, um zwei Drittheile, die Hälfte oder nur ein Drittheil der Stadt unverſehrt zu laſſen, ſo ließ ſich vorausſehen, daß in dem geretteten Theile noch Raum und Vorräthe genug für Napoleons Heer übrig blieben. Dies war ſelbſt noch jetzt der Fall, obwohl das Feuer, angefacht durch heftigen Wind, ſich viel weiter verbreitete, als man mit Grund vorausſehen konnte. Und wer konnte vollends der Ausführung *gewiß ſein*, wenn man die Vollziehung eines ſolchen Plans bis *nach* dem Einzuge der Franzoſen verſchob? Noch einmal, — hätte dieſer Plan beſtanden, ſo würde die ruſſiſche Armee ihn vor dem Einzuge der Franzoſen vollführt haben, um ſo gewiſſer, da nur hierdurch dem Feinde die Vorräthe entzogen werden konnten, die er, wie die Folge zeigte, ſelbſt während der Feuersbrunſt ſich zuzueignen wußte. Hierzu kommt, daß vor und nach der Schlacht von Borodino nach dem Zeugniſſe Wohlunterrichteter unter den ruſſiſchen Generalen von keiner Verbrennung der Hauptſtadt die Rede war, und daß die Ruſſen bei ihrem nachherigen Vordringen in Deutſchland und Frankreich, weit entfernt, ſich der ihnen preiſend beigemeſſenen patriotiſchen Aufopferung ihrer Hauptſtadt zu rühmen, den ruſſiſchen Urſprung dieſer That allgemein ablehnten und ſolche lediglich dem Muthwillen der franzöſiſchen Soldaten zuſchrieben. Auch Roſtopſchins bekannte ſarkaſtiſche Aeußerungen in Paris laſſen die Sache im Dunkeln, und wenn er ſeinen eignen Landſitz anzünden ließ, ſo beweiſt dies nur perſönlichen Ingrimm, nicht die Wirklichkeit des fraglichen Plans der Regierung. — So weit die Gründe *für* die oben aufgeſtellte Meinung, Moſkaus Brand ſei *nicht* das Werk der ruſſiſchen Regierung. Dieſe Gründe ſcheinen allerdings durch folgende Thatſachen geſchwächt zu werden, nämlich: durch die ſehr denkbare Ausdehnung des *anerkannten* ruſſiſchen Verheerungsplanes vom platten Lande auf die Hauptſtadt, durch den Abzug nicht nur der Feuerpolizei-Beamten, ſondern auch faſt aller Feuerſpritzen und die gänzliche Unbrauchbarkeit der zurückgebliebenen, welche die Napoleons Garde begleitenden, mit Recht berühmten Pariſer Pompiers vergebens gegen den Brand zu gebrauchen ſtrebten, und endlich durch die Erklärbarkeit der Geheimhaltung eines Verbrennungsplans, da der Brand ſchwerlich als anerkanntes Werk der Regierung, wohl aber als muthmaßliche Wirkung der feindlichen Verheerungsſucht den Patriotismus des Volks erhoben konnte.

A. d. Red.

Moskiten, Mosquitos, eine Art Mücken, deren Stich ſehr empfindlich iſt und eine ſtarke Entzündung verurſacht. Man findet ſie beſonders in heißen Ländern.

Moslemin, Rechtgläubige, ein religiöſer Beiname der Mohammedaner.

Moſt, Traubenſaft, der durch Gährung Wein liefert; doch unterſcheidet man in Weinländern dieſen ungegohrnen, ſüßen Moſt vom einjährigen, noch trüben Weine oder ſauern Moſte. Der friſche Moſt enthält viel Zucker und Gallerte, letztere macht ihn zur Gährung ſehr geneigt; daher denn Moſt nicht gut anders, als nachdem dieſe Gallerte ſich als weißer Satz abgeſondert hat, in wohl verſchloſſenen Gefäßen aufbewahrt werden kann. So vorbereitet kommt er bisweilen aus Weinländern als Handelswaare vor, öfter jedoch ſchon ſyrupsdick eingedampft aus ſüdlichen Weingegenden, in denen er einen großen Gehalt an Zucker hat.

Moſtowski (Graf Thadäus), geb. 1766 in Warſchau, gegenwärtig Miniſter des Innern und der Polizei im Königreich Polen, wird für einen der ausgezeichnetſten und kenntnißreichſten Staatsmänner Polens gehalten; 1790 war er Mitglied des Senats, und zugleich Herausgeber einer Nationalzeitung, die auf den öffentlichen Geiſt großen Einfluß hatte. An der Abfaſſung der Conſtitution des 3. Mai 1791 hatte er vielen Theil. Nach der Targowitzer Conföderation wurde er nach Paris geſchickt, um eine Verbindung mit der neuen franzöſiſchen Republik anzuknüpfen. Er ſchloß ſich hier an die Häupter der Gironde-Partei an und wurde in deren Sturz mit verwickelt. Nur mit Mühe gelang es ihm, aus Frankreich zu entkommen. Die Prinzeſſin Lubomirska, in deren Geſellſchaft er die Reiſe nach Paris gemacht hatte, war nicht ſo glücklich. Sie wurde arretirt und guillotinirt. An der polniſchen Revolution im Jahr 1794 nahm er lebhaften Antheil. Er war Mitglied des großen Raths, und nach Kosciusko's Fall unter Wawreczki deſſen Nachfolger, auch Mitglied des großen Kriegsraths. Nach der Einnahme von Praga machte Moſtowski den kühnen Vorſchlag, mit den noch übrigen 25,000 Mann und 100 Kanonen in einem raſchen Zuge Deutſchland zu durchziehen und ſich am Rhein mit den Franzoſen, die in dieſem Feldzuge große Vortheile errungen hatten, zu vereinigen. Der Plan wurde angenommen, und Dombrowski an die Spitze geſtellt: indeſſen ſcheiterte die Ausführung durch die Uneinigkeit der übrigen Generale. Jetzt blieb Moſtowski in Warſchau, wurde von Suwarow gut behandelt, aber auf Catharinens ſpeciellen Befehl verhaftet und nach Petersburg geführt. Bei Pauls Regierungsantritt (1797) erhielt er die Freiheit und ging auf ſeine Güter zurück, wo er ſich dem Ackerbau und den Wiſſenſchaften widmete. Er begann hier unter andern die Herausgabe der polniſchen claſſiſchen Schriftſteller, von welchen bis 1805 26 Bände erſchienen waren. Im Jahr 1806 machte er eine zweite Reiſe nach Frankreich, wo er ſich 1809 ſogar ankaufte und bis 1815 blieb. Jetzt wurde er von Alexander nach Warſchau gerufen, und ihm die obengenannten Miniſterien übertragen. Sein Bruder Joſeph hat ſich in den politiſchen Unruhen Polens ebenfalls bemerkbar gemacht. 1792 war er unter andern mit Adam Czartorinski in Dresden, um den Churfürſten von Sachſen zu bewegen, die polniſche Königskrone anzunehmen. Er lebt jetzt auf ſeinen Gütern bei Wilna.

Motette iſt ein über einen bibliſchen Text in Proſa, meiſtens nur für Singſtimmen, geſetztes und figurirtes Tonſtück. Man findet dergleichen vier=, fünf=, ſechsſtimmig, auch mit abwechſelnden Chören. Von einer andern Gattung ſind die Motetten, welche in Italien und Frankreich üblich ſind; dieſe werden alle mit Inſtrumenten begleitet, haben zwar auch ähnliche Texte aus der heiligen Schrift, beſonders aus den Pſalmen, jedoch meiſtentheils in gereimten lateiniſchen Verſen, ſo daß ſie mit Arien und Recitativen abwechſeln und am gewöhnlichſten nur von einer Stimme geſungen werden.

Motion heißt ein jeder Antrag oder Vorſchlag, den im engliſchen Parlament ein Mitglied zur Berathſchlagung vorlegt.

Motiv Beweggrund, Triebfeder einer Handlung (daher motiviren, Beweggründe, Urſachen angeben). Dieſen Ausdruck gebraucht man insbeſondere von Kunſtwerken, deren Darſtellung ſucceſſiv iſt, und bezeichnet damit die innere Vorbereitung eines Momentes der Darſtellung, durch einen vorhergehenden, oder einen bei der Darſtellung gewählten und in dieſelbe verwebten Umſtand, durch welchen eine bedeutende Veränderung oder eine hervortretende Aeußerung und Wirkung des Ganzen begründet und gerechtfertigt wird. Die Motivirung eines Gegenſtandes iſt der vagen Willkühr entgegengeſetzt, welche nichts zuſammenhängendes und nothwendig Organiſirtes liefert, dagegen in einem wahren Kunſtwerke jeder einzelne Moment der Darſtellung durch das Ganze und ſeine weſentlichen Theile beſtimmt iſt. (Vergl. d. Art. Anordnung.)

Motte, (Gräfin de la), ſ. Lamothe.

Motto (a. d. Ital.), ein witziger Spruch, Denkſpruch, heißt bei uns beſonders eine ausgewählte Stelle eines fremden Schriftſtellers, welche man zur Andeutung und Ankündigung des Inhalts oder der Tendenz irgend einer proſaiſchen oder poetiſchen Schrift dem Ganzen vorſetzt. Oft aber ſteht das Motto in keiner oder ſehr entfernter Beziehung mit dem Innern.

Motus proprius heißt im römiſchen Kirchenrecht die freie Entſchließung des Papſtes zu einer Verordnung, welche ohne äußere oder fremde Veranlaſſung durch eignen innern Antrieb erfolgt iſt. Da die römiſchen Canoniſten den Grundſatz von der Untrüglichkeit des Papſtes damit verbanden, ſo behaupteten ſie, daß eine Schedula motus proprii, welche größtentheils in Gnadenbriefen beſtand, alle Reſervate und vorhandenen Bullen und Breven aufhebe, und keine ſonſt in Rechten geltende Exception, als die der Sub= und Obreption verſtatte.

Mounier (Jean Joſeph), Secretär der Provinzialſtände der Dauphiné, Deputirter des dritten Standes dieſer Provinz zu den Generalſtänden, war ein Mann von ſeltner Tugend und Liebe für das allgemeine Beſte. Er war aus Grenoble gebürtig, widmete ſich früh dem Staatsdienſte und hatte mitgewirkt, die franzöſiſche Revolution zu beſchleunigen, aber er war vielleicht der erſte, der davon zurücktrat, als er ſie einen Gang nehmen ſah, der ſeiner Denkungsart widerſtritt. In den erſten Berathſchlagungen der Nationalverſammlung ſpielte er eine wichtige und einflußreiche Rolle. Am 20ſten war er einer von den Anſtiftern der Sitzung und des Eides im Ballhauſe, die eigentlich der Anfang der Revolution wurden. Bis zu den Ereigniſſen des 5ten und 6ten Octobers nahm er an allen Verhandlungen der conſtituirenden Verſammlung lebhaf=

ten Antheil. Dieſe Ereigniſſe bewogen ihn aber, da er die Sache der echten Freiheit jetzt für verloren hielt, ſich von allen öffentlichen Verhandlungen zurückzuziehen. Er kehrte in die Dauphiné zurück, ſandte den 21ſten November ſeine Entlaſſung ein und gab eine Darſtellung ſeines Betragens (Exposé de sa conduite et des motifs de son retour en Dauphiné) heraus. Zu Genf, wohin er ſich begab, ließ er unter dem Titel: Appel au tribunal de l'opinion publique, ein mit mehr Freiheit und Kühnheit geſchriebnes Werk drucken, worin er die Ereigniſſe des 5ten und 6ten Octobers entwickelte und den Bericht Chabrouds zu Gunſten des Herzogs von Orleans und ſeiner Mitſchuldigen widerlegte. Darauf begab er ſich nach Deutſchland, und fand in Weimar Aufnahme und Unterſtützung. Der Herzog räumte ihm das Luſtſchloß Belvedere zu einer Erziehungsanſtalt ein, welche beſonders aus jungen Engländern beſtand. Nach dem 18ten Brumaire wurde Mounier zurückberufen, 1802 zum Präfecten ernannt, 1804 für den Erhaltungsſenat erwählt, und 1805 in den Staatsrath berufen. Er ſtarb im Januar 1806, in einem Alter von 45 Jahren. Sein Sohn (geb. 1784) trat unter Napoleon in die Dienſte des Staats: er war erſt Auditeur des Staatsraths, im J. 1815 trat er in die Deputirtenkammer, und 1817 erhielt er den wichtigen Auftrag, die gemiſchte Commiſſion zu präſidiren, welche die Liquidationen mit den auswärtigen Mächten zu ordnen hatte.

Mouradja d'Ohſſon, geboren zu Conſtantinopel, trat frühzeitig in die Dienſte der ſchwediſchen Geſandtſchaft bei der ottomaniſchen Pforte, und ſchwang ſich durch ſeine Talente zu den erſten diplomatiſchen Würden empor. Er wurde zum Chargé d'Affaires und Ritter des Waſaordens und endlich zum bevollmächtigten Miniſter und außerordentlichen Botſchafter ernannt. Seine Kenntniß der arabiſchen und türkiſchen Sprache ſetzte ihn in den Stand, aus den Quellen ſelbſt zu ſchöpfen. Er nahm ſich vor, eine Geſchichte Selims II. zu ſchreiben; bald aber faßte er den Plan zu einem allgemeinen Gemählde des ottomaniſchen Reichs. Der Ausführung dieſer Unternehmung widmete er ſich mit unermüdetem Fleiße, und nicht ohne große Schwierigkeiten gelang es ihm, über die Sitten und Gebräuche, über das Innere des Serails, der Moſcheen und des Familienlebens der Türken von einem abergläubiſchen, knechtiſchen und mißtrauiſchen Volke die erſten zuverläſſigen Nachrichten einzuſammeln. Mit den zuſammengebrachten Materialien ging er 1784 nach Paris, arbeitete ſie aus, und ließ 1788 und 89 die beiden Bände ſeines Tableau général de l'Empire ottoman erſcheinen. Dieſes Werk entſprach vollkommen den Erwartungen, die man davon hatte. Die typographiſche Pracht und die Schönheit der Kupfer hatten zwar einen Aufwand erfodert, den der Abſatz nicht decken konnte, allein d'Ohſſon, der ein bedeutendes Vermögen beſaß, berechnete die Opfer nicht, die er für die Vervollkommnung und Ausſchmückung ſeines Werks brachte. Die Revolution unterbrach ſeine literariſche Thätigkeit; d'Ohſſon begab ſich nach Conſtantinopel. Selim III., der die Gelehrſamkeit ſchätzte, nahm ihn günſtig auf, ließ ſich die beiden erſchienenen Bände vorlegen, und befahl, weit entfernt, über die Enthüllung einiger Geheimniſſe unzufrieden zu ſein, daß man den gelehrten Forſcher bei ſeiner Arbeit durch willfährige Mittheilung der ihm nöthigen Ma-

terialien und Quellen unterſtütze. Nach einem langen Aufenthalt zu Conſtantinopel kam d'Ohſſon nach Paris zurück, wo er von ſeinem großen Vermögen kaum noch einige Spuren fand. Selbſt die Niederlagen, worin er die Exemplare ſeines Werks nebſt den Platten, Zeichnungen u. ſ. w. aufbewahrt hatte, waren erbrochen und geplündert worden. Ohne ſich durch dieſe Unfälle niederſchlagen zu laſſen, entwarf er vielmehr einen noch weitern Plan, der ein hiſtoriſches Gemählde des ganzen Orients umfaßte. Die Ausführung desſelben beſchäftigte ihn ganz. Schon hatte er 1804 zwei Bände des Tableau historique de l'Orient erſcheinen laſſen, als ein Bruch mit Schweden ihn eine neue Störung ſeiner Arbeit fürchten ließ. Er ſuchte und erhielt von ſeiner Regierung die Erlaubniß, ſich aufs Land zurückziehn zu dürfen. Hier ſetzte er ſeine Beſchäftigungen drei Jahre lang fort, um endlich das Ziel eines fünfundvierzigjährigen Beſtrebens zu erreichen. Er lieferte ein Werk, das in drei für ſich beſtehenden Abtheilungen eine vollſtändige Darſtellung des ottomaniſchen Reichs enthält. Dieſe drei Abtheilungen führen die beſondern Titel: Tableau historique de l'Orient, eine Geſchichte aller Völker unter ottomaniſcher Botmäßigkeit; Tableau général de l'Empire ottoman, eine Darſtellung der Geſetzgebung, Religion, Sitten u. ſ. w.; endlich L'Histoire de la maison Ottomane von Osman I. bis 1758. Das Ganze war der Beendigung nahe, als d'Ohſſon 1807 ſtarb.

Mousquete, Mousquetier, ſ. Muskete.

Mousqueton, eine veraltete Art größerer Musketen mit kurzem Lauf und weiter Mündung, woraus man mehrere Kugeln auf einmal ſchoß. Auch nennt man ſo die Carabiner der Cavalleriſten.

Mouſſeline, Muſſeline, Neſſeltücher, ſind feine Gewebe von Baumwolle, die urſprünglich aus Bengalen und von Coromandel zu uns gebracht wurden, jetzt aber zu Plauen in Sachſen, zu Zürich, St. Gallen, und im Neapolitaniſchen von derſelben Güte bereitet werden. Die Anſtalten der Art zu Rouen und Brive la Gaillarde in Frankreich ſind in Verfall gerathen. Mouſſelin kann glatt ſeyn, oder geblümt, ſtreifig, gegittert, broſchirt, genäht ꝛc. Die oſtindiſchen haben verſchiedene Namen, die ſie meiſt von dem Orte ihrer Bereitung bekommen, z. B. Chamedi, Tarnatane, Mallemoll, Caſſa, Chabnam, Mametbani, Tanjeb u. ſ. f. Der feinſte oſtindiſche Mouſſelin bekommt den Namen Mul.

Mouſſons, ſ. Monſoons.

Mouſſon, Kanzler der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft, ein ausgezeichneter und gewandter Staatsmann, war ſchon bei der helvetiſchen Republik Staatsſecretär. Im December 1799 vereitelte er das Project Laharpe's, Secretans und Oberlins, welche in der Schweiz die Revolution nachahmen wollten, welche eben in Paris Statt gefunden hatte. Mouſſon wurde darauf Mitglied der Executivcommiſſion, welche das Directorium erſetzte. Im Junius 1800 wurde er in die Intriguen, welche die neue Republik in Bewegung ſetzten, verwickelt; er war eine Zeit lang arretirt, allein er trat ſiegreich aus dieſem Kampfe, und wurde bei der neuen Organiſation der Cantone Kanzler der Eidgenoſſenſchaft, in welchem wichtigen Poſten er ſich auch bis auf die jetzige Zeit erhalten hat.

Mora, ein Heilmittel, vornehmlich gegen örtliche Gicht, iſt ein aus dem weißgrauen Filze von den Stielen und Blättern der Wermuthspflanze oder des gemeinen Beifußes gedrehtes Kegelchen, wel-

ches auf den leidenden Theil geſetzt, oben angezündet wird, und dann langſam und gleichförmig bis auf den Grund ausbrennt. Die zwei Augenblicke, wo das Feuer, das zuerſt das Fleiſch, und dann das Perioſtium (die Knochenhaut) ergreift, ſind ſehr ſchmerzhaft, die übrigen faſt gar nicht. Das Brandmal führt die Feuchtigkeit ab, und geht meiſtens in Eiterung über. Die Moxa ſtammt aus Oſtindien. Bei den Türken wird ſie ſehr häufig angewandt. Neuerdings iſt ihr Gebrauch von franzöſiſchen Aerzten ſehr empfohlen worden. Wenn die Gicht nur örtlich und noch nicht zu eingewurzelt iſt, gewährt die Moxa eine Radicalcur.

Mozambik, Küſtenſtrich an der Oſtſeite von Südafrika, welcher ſich vom Cap Delgado bis zur nördlichen Mündung des Zambeſefluſſes, (8—15° S. Br.) in einer Länge von etwa 140 Meilen erſtreckt. Längs der Küſte hin iſt das Land meiſt eben, zum Theil auch ſumpfig, im Innern aber bergig. Der Boden iſt jedoch beinahe durchgehends ſehr fruchtbar an Getraidearten und Baumfrüchten; auch fehlt es nicht an zahmem Vieh, allerlei Wild, Geflügel und Fiſchen. In den Gebirgen findet man Gold. An dieſer Küſte, und in der noch ſüdlicher liegenden Küſte Sena oder Sofola, ſo wie auf einigen daſelbſt liegenden Inſeln haben die Portugieſen einige Beſitzungen und Niederlaſſungen, welche das Gouvernement Mozambik bilden (50 Q. M. mit 60000 Einw.). Während der Blüthe der portugieſiſchen Monarchie waren dieſe Niederlaſſungen von wirklicher Wichtigkeit für die Portugieſen. Jetzt iſt nur noch ein bloßer Schatten des vormaligen Glanzes übrig. Dem Gouverneur von Mozambik ſteht in ſeinem Amte ein Rath zur Seite, der aus dem Biſchof, dem Miniſter (ſo heißt der Präſident der Junta) und dem Befehlshaber der Truppen beſteht. Der Statthalter erhält jährlich 12,000 Cruſaden oder 6750 Fl. Beſoldung. Der Sitz des Gouverneurs iſt in der, auf der kleinen, eine halbe Stunde von der Küſte entfernten Inſel Mozambik gelegenen, gleichnamigen Stadt, welche der Hauptort der portugieſiſchen Beſitzungen in Afrika iſt, und einen ſehr feſten und ſichern Hafen, 350 Häuſer, und 2800 Einwohner hat, worunter ſich 500 Portugieſen und Abkömmlinge derſelben befinden. Die Portugieſen, die im Jahre 1498 auf ihrer erſten Fahrt nach Indien an dieſe Inſel kamen, fanden ſchon auf derſelben eine Stadt, die anſehnlichen Handel trieb, und einen arabiſchen König, der ſie beherrſchte. Dieſe Inſel hatte wegen ihrer zum Handel bequemen Lage und als Ruheplatz für die Indienfahrer zu viele Reize für die Portugieſen, als daß ſie nicht bald hätten ſuchen ſollen, ſich derſelben zu bemächtigen. Dies geſchah auch und die Kaffern und Araber boten nachmals vergebens ihre Kräfte auf, um die Portugieſen wieder aus dieſer Beſitzung zu vertreiben. Der Handel, der von Mozambik aus getrieben wird, hat vorzüglich drei Hauptgegenſtände, nämlich Negerſclaven, Elfenbein und Goldſtaub.

Mozaraber, d. h. Fremdlinge unter den Arabern, unechte Araber, hießen die Chriſten in Spanien zur Zeit der arabiſchen Herrſchaft. Sie behielten vom 8—12. Jahrh., da ihre kirchliche Verbindung mit Rom faſt aufgelöſ't war, ihre alte Liturgie, die daher die **mozarabiſche** genannt wurde. Gregor VII. ſchaffte ſie ab, und drang ihnen dafür die römiſche auf; nur in einer Capelle der Cathedrale von Toledo iſt der mozarabiſche Ritus noch beibehalten. Vergl. **Spanien**. E.

Mozart (Leopold), der Vater des berühmten Wolfgang Amadeus Mozart, war 1719 zu Augsburg geboren. Er ſtudirte zu

Salzburg und trat 1743 als Hofmuſikus in die Capelle des Erzbiſchofs. Im J. 1762 erhielt er die Stelle eines Unterdirectors der Capelle dieſes Fürſten. Die Zeit, welche ſeine Amtsgeſchäfte ihm übrig ließen, widmete er dem Unterrichte in der Compoſition und auf der Violine. Im J. 1756 erſchien zu Augsburg ſein Verſuch einer gründlichen Violinſchule, ein Werk, das nach dem Zeugniſſe der größten Meiſter von dem ausgebreitetſten Nutzen geweſen. Die trefflichſten Violiniſten, welche Deutſchland in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts beſeſſen, ſind durch daſſelbe gebildet worden. Außerdem hat er mehrere Oratorien und andre Kirchenſtücke, mehrere Theatermuſiken u. ſ. w. geliefert.

Mozart (Johannes Chryſoſtomus Wolfgang Amadeus), der größte deutſche Componiſt, ward zu Salzburg am 27ſten Januar 1756 geboren. Kaum drei Jahre alt, freute er ſich ſchon über harmonirende Intervalle, die er auf dem Clavier gegriffen hatte. Im folgenden Jahre fing ſein Vater gleichſam ſpielend an, ihm einige Menuetten und andre Stücke auf dem Claviere zu lehren. Zu einer Menuet brauchte er nur eine halbe Stunde, zu einem größern Stücke eine Stunde, um es mit der vollkommenſten Nettigkeit und mit dem feſteſten Tacte zu ſpielen. Von nun an machte er ſo ſchnelle Fortſchritte, daß er in ſeinem fünften Jahre bereits kleine Stücke componirte, die er ſeinem Vater vorſpielte und dann von dieſem zu Papiere bringen ließ. Pſychologiſch merkwürdig iſt es, daß er, ehe ihm die Muſik bekannt war, ſich für alle Kinderſpiele ſo empfänglich zeigte, daß er Eſſen und Trinken und alles Andere darüber vergeſſen konnte, ſo wie er auch mit kindlichem Gemüthe liebevoll an jedermann ſich anſchloß. Aber von der Zeit an, wo er Muſik zu lernen angefangen hatte, verlor er allen Geſchmack an den gewöhnlichen Spielen und Zerſtreuungen der Kindheit. Ob er gleich auch die übrigen Gegenſtände des Unterrichts mit Feuer und Lebhaftigkeit umfaßte; ſo blieb doch die Muſik diejenige Beſchäftigung, von welcher ſeine ganze Seele erfüllt zu ſeyn ſchien. Mit Rieſenſchritten ging er darin vorwärts, ſo daß ſelbſt ſein Vater, der doch täglich um ihn war und jede Stufe ſeiner Fortbildung bemerken konnte, oft davon überraſcht und in Erſtaunen geſetzt wurde. Dies war einſt der Fall mit einem Clavierconcerte, welches der junge Mozart bereits im fünften Jahre verfertigt hatte, und das nach allen Regeln der Kunſt geſetzt, aber auch zugleich ſo ſchwer war, daß es nur ein geübter Künſtler hätte ſpielen können. In ſeinem ſechsten Jahre war der junge Mozart bereits in der Muſik ſo weit fortgeſchritten, daß ſein Vater dadurch bewogen wurde, mit ihm und ſeiner Schweſter, Maria Anna, welche ebenfalls ein muſikaliſches Genie war, eine Reiſe nach München, wo ſie eine ſehr ſchmeichelhafte Aufnahme fanden, und darauf nach Wien zu machen, wo die beiden kleinen Virtuoſen dem kaiſerlichen Hofe vorgeſtellt wurden. Die beiſpielloſe Fertigkeit, die bei einem ſolchen Alter von Allen als ein Wunder angeſtaunt wurde, erhielt noch dadurch etwas ſehr Intereſſantes, daß er nur vor eigentlichen Kennern ſpielen wollte, und das Lob der Menge ganz unbeachtet ließ. So verlangte er vom Kaiſer Franz, daß er Wagenſeil holen laſſen ſollte; dies geſchah, und der junge Mozart trug zu deſſen Ueberraſchung eins ſeiner Concerte mit bewundernswürdiger Fertigkeit vor. Uebrigens hatte er bis jetzt, außer dem Clavier, noch kein anderes muſikaliſches Inſtrument in Händen gehabt. In Wien hatte man

ihm eine kleine Geige geſchenkt, auf der er bereits, als die Familie nach Salzburg zurückgekehrt war, wider Wiſſen des Vaters, ſolche Fortſchritte gemacht hatte, daß er zum Erſtaunen aller Anweſenden die zweite Geige zu einem Trio mit Präciſion und Nettigkeit vorzutragen im Stande war. Von nun an zeigte es ſich, daß das ganze innere Sein des jungen Mozart der Muſik hingegeben und nur durch ſie vorhanden ſei; denn nur Muſik beſchäftigte ihn ganz. Auch iſt es ſchon aus dieſer Periode höchſt bemerkenswerth, daß ſeinem Gehöre jeder Mißklang, ſchon jeder rauhe, ſchmetternde und durch Zuſammenſtimmung nicht gemilderte Ton, wie z. B. der Ton der Trompeten, unerträglich war, ja daß er ſogar einſt bei demſelben bleich, leblos und in Verzuckungen zur Erde ſank. Finden wir die Wirkung von dieſem, nur für das Schöne der Kunſt empfänglichen Gemüthe nicht in allen Werken Mozarts wieder? Herrſcht nicht, trotz der gewohnten Vollſtimmigkeit, in jedem Tacte derſelben eine Klarheit, eine Lieblichkeit, die ſelbſt in ihren kühnſten Uebergängen und Fortſchreitungen auch dem ungebildetſten muſikaliſchen Sinne zur Wolluſt wird? Bewirkt nicht eben dieſe klare Verſtändlichkeit der Mozartſchen Werke, daß ſie alle, ohne Ausnahme, dargeſtellt, geſungen und von Allen mit gleichem Entzücken genoſſen werden? Uebrigens erzählt man noch aus dieſer Periode, daß er einſt die um einen halben Viertelton verſchiedene Stimmung ſeiner eignen Geige von einer andern, die er am Tage vorher in einem fremden Hauſe geſpielt hatte, zum Erſtaunen der Anweſenden, welche dieſe Geige holen ließen, anzugeben wußte. Im Jahre 1763, alſo im ſiebenten Jahre des jungen Mozarts, machte die Familie die erſte große Reiſe außer Deutſchland, wodurch der Ruhm des jungen Clavierſpielers ſich allgemein verbreitete. Nachdem ſie mehrere große Städte beſucht und überall mit freudigem Enthuſiasmus aufgenommen worden war, kam ſie im November deſſelben Jahrs in Paris an, wo ſie ein halbes Jahr verweilte und mit Ruhm und Unterſtützung gleichſam überſchüttet wurde. Hier war es, wo der junge Mozart ſeine erſten Clavierſonaten herausgab. Im J. 1764 reiſ'te die Familie über Calais nach England, wo ſie ſich bis in die Mitte des folgenden Jahres aufhielt. Schon am 10ten April ließ ſie ſich am königlichen Hofe hören, eben ſo wieder im folgenden Monate, wo der Sohn auch die Orgel des Königs zu allgemeiner Bewunderung ſpielte. In einem darauf folgenden öffentlichen Concerte wurden nur Symphonien von ſeiner Compoſition vorgetragen. Hier ſowohl als in Paris wurden ihm die ſchwerſten Clavierſachen von Bach, Händel u. ſ. w. vorgelegt, die er alle vom Blatte mit der größten Präciſion vortrug. Während ſeines Aufenthalts in England componirte er ſechs Sonaten, die er in London ſtechen ließ und der Königin widmete. Im Julius 1765 reiſ'te die Mozartſche Familie durch die Niederlande nach Holland, wo Mozart vor dem Erbſtatthalter ſpielte. Hierauf ging ſie wieder nach Paris und, nachdem ſie zweimal in Verſailles geweſen war, über Lyon durch die Schweiz nach München, wo der Churfürſt dem jungen Mozart ein Thema vorſang, welches dieſer, in ſeiner Gegenwart, ohne Clavier und Geige, ausführte, zu Papier brachte, und zur Bewunderung des Churfürſten und aller Anweſenden vortrug. Endlich kam ſie nach einer Abweſenheit von noch nicht drei Jahren zu Ende des Jahres 1766 wieder in Salzburg

an, wo ſie bis in das Jahr 1768 blieb und darauf eine zweite Reiſe nach Wien machte. Hier ſpielten die beiden Geſchwiſter vor dem Kaiſer Joſeph, der dem jungen Mozart auftrug, eine komiſche Oper, la finta Semplice, in Muſik zu ſetzen. Sie erhielt den Beifall des Kapellmeiſters Haſſe und Metaſtaſio's, wurde aber nachher nicht aufgeführt. Bei der Einweihung der dortigen Waiſenhauskirche ſetzte er das Amt, das Offertorium und ein Trompetenconcert, und dirigirte als ein zwölfjähriger Knabe dieſe feierliche Muſik in Gegenwart des kaiſerlichen Hofes. Im Jahre 1769 trat Mozart, der Concertmeiſter beim ſalzburgiſchen Hoforcheſter geworden war, in Geſellſchaft ſeines Vaters eine Reiſe nach Italien an. In Bologna bewunderte beſonders der Pater Martini den Knaben, der im Stande war, ein jedes gegebne Fugen-Thema auf der Stelle zu bearbeiten und es auf dem Claviere auszuführen. In Rom erregte er auf eine andere Weiſe die Bewunderung der ganzen Stadt. Er unternahm es, das berühmte Miſerere, welches alljährlich in der Charwoche in der Sixtiniſchen Capelle geſungen und damals noch ſehr geheim gehalten wurde, nach dem bloßen Gehöre zu copiren, welches ihm auch dergeſtalt gelang, daß, als er es in einer Geſellſchaft am Claviere ſang, der Sopraniſt Chriſtofori, der es in der Capelle geſungen hatte und in der Geſellſchaft zugegen war, die lebhafteſten Beweiſe ſeiner Bewunderung zu erkennen gab. In Neapel glaubten die Schüler des Conservatorio della Pietà, in ſeinem Ringe ſtecke die Zauberkunſt ſeines Spiels: er zog ihn ab, und nun erſt wuchs die Bewunderung. In Rom erhielt er vom Papſte das Kreuz und Breve als Ritter des goldnen Sporns; in Bologna wurde er, nachdem er bei verſchloßnen Thüren in einer halben Stunde eine vierſtimmige Antiphonie geſetzt hatte, einſtimmig als Mitglied und Capellmeiſter der philarmoniſchen Akademie aufgenommen. Da er ſich bereits zur Compoſition der erſten Carneval-Oper zu Mailand verbindlich gemacht hatte, ſah er ſich genöthigt, ähnliche Anerbietungen von Bologna, Neapel und Rom ablehnen zu müſſen. Er kam zu Ende Octobers 1770 in Mailand an und componirte daſelbſt in ſeinem vierzehnten Jahre die erſte Oper, Mithridat, die ſchon am 26ſten December aufgeführt und dann mehr als zwanzigmal nach einander wiederholt wurde. Von dem Beifall, den dieſe Oper erhielt, kann man auch ſchon daraus ſchließen, daß die Unternehmer ihm ſogleich auch die Compoſition der Oper für das Jahr 1773 ſchriftlich zuſagten. In Verona überreichte man ihm ebenfalls das Diplom als Mitglied der philarmoniſchen Geſellſchaft. So verließ er Italien, wo man ihn allenthalben mit ausgezeichneter Ehre überhäuft und ihm den Namen il Cavaliere Filarmonico beigelegt hatte. Als Mozart im März 1771 wieder in Salzburg eingetroffen war, fand er einen Brief, in welchem ihm im Namen der Kaiſerin Maria Thereſia die Compoſition der großen theatraliſchen Serenata zur Vermählung des Erzherzogs Ferdinand aufgetragen wurde. Er übernahm dieſen Auftrag, und reiſte im Auguſt wieder auf einige Monate nach Mailand, wo während der Vermählungsfeierlichkeiten ſtets Mozarts Serenata und eine von Haſſe componirte Oper abwechſelnd aufgeführt wurde. Im Winter 1773 ſetzte er darauf eben daſelbſt die ihm übertragne Oper, Lucio Silla, welche ſechsundzwanzigmal hinter einander aufgeführt wurde. Nachdem er noch eine komiſche Oper, la finta Giardiniera (1775), zwei große Meſſen, eine Serenate,

il Re pastore, und in Paris, wohin er zum zweitenmal berufen worden war, eine große Symphonie für das dortige Concert spirituel geſetzt hatte, ging er in ſeinem vierundzwanzigſten Jahre nach Wien, wo er in kaiſerliche Dienſte trat und auch ſeit dieſer Zeit ſtets geblieben iſt. Er erfüllte die großen Erwartungen, zu denen ſein bewundernswürdiges und früh entwickeltes Genie berechtigt hatte, auf eine vollkommen befriedigende Art und ward der Rafael der Tonkünſtler. So wie dieſer ſeltne Geiſt aber früh ſchon in ſeiner Kunſt Mann wurde, ſo blieb er hingegen in allen übrigen Verhältniſſen des menſchlichen Lebens ſtets Kind. Er lernte nie ſich ſelbſt regieren; für häusliche Ordnung, für gehörigen Gebrauch des Geldes, für Mäßigkeit und beſonnene Wahl im Genuſſe hatte er keinen Sinn. Allein eben dieſer immer zerſtreute, immer in ſich zurückgezogne Menſch ſchien ein ganz andres, ein höheres Weſen zu werden, ſobald er ſich an das Clavier ſetzte. Dann ſpannte ſich ſein Geiſt, und ſeine Aufmerkſamkeit richtete ſich ungetheilt auf den einen Gegenſtand, für welchen er geboren war, die Harmonie der Töne. Am liebſten ſpielte er bei der Nacht und bis zum früheſten Morgen hin, wenn man ihn nicht mit Gewalt vom Clavier entfernte. Gewöhnlich componirte er von ſechs oder ſieben Uhr des Morgens bis um zehn Uhr, und zwar meiſtentheils im Bette; dann ſetzte er den ganzen Tag nichts mehr, außer wenn etwas Dringendes zu verfertigen war. Außer der Muſik ſchien er nur noch eine Leidenſchaft zu haben, das Billard, welches er mit dem höchſten Intereſſe zu ſpielen pflegte. Was ſeine Körperbildung anbetraf, ſo zeichnete ſich dieſe durch nichts Vortheilhaftes aus: er war klein, hager, blaß und verrieth durchaus nichts Außerordentliches in ſeiner Phyſiognomie. Von den Werken, die ſich auf den Bühnen von ganz Deutſchland erhalten haben und ſtets das Entzücken der deutſchen Nation ſein werden, componirte er ſeinen Indomeneo, Re di Creta, 1780 zu München. Von der Entführung aus dem Serail, welche 1782 in Wien aufgeführt wurde, ſagte Joſeph II. zu Mozart: „dieſe Muſik iſt zu ſchön für unſre Ohren; doch ſind gewaltig viel Noten darin!" „Gerade ſo viel, als ſich gehört," antwortete der Künſtler. Den ausgezeichnetſten und allgemeinſten Beifall erhielt Figaro's Hochzeit, welche während des ganzen Winters 1787 zu Prag aufgeführt wurde. Eben daſelbſt componirte Mozart in demſelben Winter ſeinen Don Juan, der dort noch mehr gefiel, als Figaro's Hochzeit. Nichts deſto weniger wollte man dieſer Muſik in Wien während der erſten Vorſtellungen keinen Geſchmack abgewinnen, obgleich Haydn bei dieſer Gelegenheit Mozarten für den größten aller damals lebenden Componiſten erklärte. Nachdem er noch 1790 Cosi fan tutte und während der Krankheit, die ſeinen Tod herbeiführte, 1791 die Zauberflöte, La clemenza di Tito und das berühmte Requiem geſetzt hatte, ſtarb er am 5ten December 1792 im ſechsunddreißigſten Jahre ſeines Alters. Auch in ſeinen Inſtrumental-Compoſitionen (ſeinen prächtigen Symphonien, Quartetten, Clavierconcerten, Sonaten ꝛc.) wird Mozart das Vorbild aller Nationen und Zeiten ſein und bleiben. Gleichen Ruhm behauptet er in der Kirchenmuſik, zu welcher beſonders ſeine großen Hymnen und Meſſen gehören. Sein Requiem hatte, nach der allgemeinen Erzählung, folgenden Urſprung. Eines Tages kommt ein Unbekannter zu Mozart und trägt ihm die Compoſition einer See-

lenmeſſe auf, für welche Mozart den Preis ſelbſt beſtimmen ſoll. Dieſer fordert hundert, nach Andern zweihundert Ducaten, will ſich aber, um der Arbeit die möglichſte Vollendung zu geben, an keine Zeit binden. Nichts deſtoweniger zahlt der Bote den verlangten Preis in voraus, und verſpricht bei Ablieferung des Werks noch eine bedeutende Summe nachzuzahlen und nach einigen Monaten wieder zu kommen. Während der Zeit erhält Mozart den ehrenvollen Auftrag, für die Krönung zu Prag La clemenza di Tito zu ſchreiben, und iſt eben im Begriff, in den Wagen zu ſteigen, um ſich dorthin zu begeben, als jener Bote erſcheint und an das Requiem mahnt. Mozart entſchuldigt ſich, verſpricht, nach ſeiner Zurückkunft aus Prag ſogleich an die Arbeit zu gehen und ſich alsdann durch nichts an deren Vollendung ſtören zu laſſen. Der Bote ſcheidet. Mozart beginnt nach ſeiner Zurückkunft aus Prag die Compoſition der Seelenmeſſe mit einem Enthuſiasmus, mit einem Intereſſe, welches ihm bis dahin noch keines ſeiner Werke eingeflößt hat, ſo daß ſeine Gattin von ſo ungewöhnlicher Anſtrengung für ſeine ohnehin ſchon kränkliche Geſundheit Alles befürchten zu müſſen glaubt; ja, Mozart äußert einſt mit Thränen in den Augen, daß er das Requiem für ſich ſelbſt ſetze. Seine Gattin entreißt ihm die Partitur und giebt ſie ihm nur auf ſein inſtändiges Bitten nach anſcheinend völlig wiederhergeſtellter Geſundheit wieder. Mozart endet die Arbeit bis auf ein Geringes, fällt in ſeine vorige Schwermuth zurück, wird wieder krank und immer kränker, und ſtirbt. Gleich nach ſeinem Tode erſcheint der bewußte Bote, verlangt das Werk und erhält es, unvollendet, wie es iſt. Süßmayer ſoll hernach zu dem Sanctus die Inſtrumente, welche noch fehlten, hinzugeſetzt und das Werk ſo eingerichtet haben, wie es gedruckt in unſern Händen iſt. Dies die Entſtehung dieſes Werks, die aber auf verſchiedene Art erzählt wird. Wenn man die Zahl von vollendeten Meiſterwerken, welche Mozart während eines ſo kurzen Lebens geliefert hat, betrachtet; ſo kann man ſich der innigſten, tiefſten Klage über ſeinen ſo frühen Tod kaum enthalten. Uebrigens will Mozart nicht beſprochen, nicht erklärt, ſondern genoſſen werden: er iſt ein Wunder, welches, der Ahnung und dem Gefühle allein angehörend, von keinem Verſtande berührt werden darf. Seine Werke ziehen, ungeachtet ihres ganz neuerſchaffenen, alle bis dahin betretenen Bahnen verlaſſenden Charakters, durch ihre innere, reiche, alle Mittel der Kunſt erſchöpfende und doch zugleich himmliſch klare Vollendung den Liebhaber, wie den eigentlichen Muſiker, gleich mächtig an. So iſt namentlich ſein Don Juan ein Werk, in dem alles erſchöpft iſt, was die Seele des Menſchen in ihrer tiefſten Tiefe ahnet und empfindet, aus welchem uns der ewige Geiſt der Welt ſelbſt mit ſeinem Hauche von Glauben, Liebe und Hoffnung anweht, ein Werk, das ſelbſt in ſeiner ſittlichen Tendenz zu einem jüngſten Gerichte für alle Verruchtheit wird, zu deren Gewiſſen die Poſaune (denn was iſt die mit der Erſcheinung des Geiſtes ertönende Muſik anders?) in ſchrecklichen, alles zermalmenden Tönen redet. So auch ſein Requiem, in welchem Mozarts Geiſt ſeine eigne Verklärung feiert. Pq.

Mucius Scävola, eigentlich Cajus Mucius Cordus, ein edler Römer aus den erſten Zeiten der Republik, der die kaum gegründete Freiheit ſeines Vaterlandes durch eine kühne That rettete. Porſena, König der Etrusker, belagerte um das Jahr der

Stadt 255 Rom, und ſchon litt man hier an den nothwendigſten Bedürfniſſen Mangel, als Mucius, unwillig darüber, daß die junge Republik ihren Nacken unter das Joch eines Tyrannen beugen ſollte, den römiſchen Senat um die Erlaubniß bat, ſich in das feindliche Lager zu begeben. In der Abſicht, den König zu ermorden, bewaffnete er ſich mit einem Dolche. Glücklich kam er bis an das Zelt des Königs, wo eben der Sold ausgetheilt wurde; aber er tödtete ſtatt des Königs deſſen Schreiber. Die Wache ergriff ihn; da ſprach er mit unerſchrockner Miene zu Porſena: „Ich bin ein römiſcher Bürger, und heiße C. Mucius. Als Feind habe ich den König, unſern Feind, tödten wollen, und ſo viel Muth ich zum Morde hatte, ſo viel habe ich auch zum Sterben. Ich bin nicht der einzige, der dieſen Entſchluß gegen dich gefaßt hat; eine große Anzahl römiſcher Jünglinge wird nach mir denſelben Ruhm erſtreben. Dieſen Krieg kündigt dir die römiſche Jugend an." — Zornig und erſchrocken drohte der König, ihn dem Feuer zu überliefern, wofern er nicht entdecke, welche Anſchläge gegen ihn im Werke ſeien. Mucius erwiederte: „Damit du ſiehſt, wie wenig diejenigen der körperlichen Schmerzen achten, welche nach Ruhm ſtreben, ſo ſiehe, was ich thue." Mit dieſen Worten hielt er ſeine Hand in eine auf dem Altar ſtehende Pfanne voll glühender Kohlen. Porſena ließ ihn gewaltſam hinwegreißen. „Gehe fort von hier," ſagte der König zu ihm, „der du feindſeliger gegen dich ſelbſt als gegen mich handelſt. Ich würde dich belohnen, wenn dein Muth ſich ſo für mein Vaterland gezeigt hätte; ſo aber ſchenke ich dir die Freiheit und entlaſſe dich." — Jetzt erklärte ihm Mucius, gleichſam aus Dankbarkeit, daß ſich dreihundert Jünglinge verſchworen hätten, ihn zu ermorden. „Mich," ſagte er, „hat das Loos zuerſt getroffen. Die übrigen werden jeder, ſo wie das Loos ſie trifft, ihren Angriff machen, bis ein günſtiges Schickſal dich einem überliefert." — Geſchreckt durch dieſe Worte, hob Porſena die Belagerung auf und ſchloß Frieden. Mucius erhielt, weil er ſich nur noch der linken Hand bedienen konnte, den Beinamen Scävola und wurde durch ein Stück Landes und eine Ehrenſäule vom Senat belohnt.

Mücken gehören nebſt den Fliegen und andern ähnlichen Thieren zu den Inſecten mit durchſichtigen, unbedeckten Flügeln, unterſcheiden ſich durch den Saugrüſſel, der mit Widerhaken und hornartigen Auswüchſen beſetzt iſt. Bekannt ſind ſie alle durch ihren Biß und deſſen unangenehmes Jucken. Vorzüglich unerträglich ſind deshalb die amerikaniſchen Mosquito's, eine Varietät der gemeinen Mücken (Culex pipiens) und die kleinen ſchwarzen Beißmücken (C. reptans), die für Lappland, Sibirien und das Bannat eine Landplage ſind. Dieſe erſcheinen des Jahrs zweimal in dichten Schwärmen, gegen die man ſich nur durch Dampfhaufen ſchützt; ſie tödten dann oft das Vieh, welchem ſie zu allen Oeffnungen des Leibes hineinkriechen. Von den gemeinen Mücken ſtechen nur die Weibchen; ihre Eier haben die Geſtalt eines kolbenförmigen Medicinglaſes, und werden von ihnen in zuſammengeklebten Reihen ins Waſſer gelegt, wo ſie ſich nach einigen Tagen in Larven verwandeln. Dieſe ſind wurmförmig, haben am Kopfe zwei Zangen, am Hintertheil zwei Schwänze und bewegen ſich äußerſt ſchnell; nachdem ſie ſich einigemal gehäutet haben, erſcheint ihr Vordertheil dick, ihr Leib platt und ſchwarz, ſie freſſen nichts mehr, können

aber nicht unter Waſſer bleiben. Nach acht Tagen kriechen aus dieſen Nymphen die eigentlichen Mücken des Nachts ſehr ſchnell heraus, was man in einem Glaſe voll faulen Teichwaſſers, das im Junius geſchöpft und im Sonnenſchein erwärmt wird, ſehr leicht beobachten kann. F.

Müffling, K. Pr. Generalmajor, ein geborner Weimarer, wurde zuerſt als Capitain im J. 1805 und 6 bekannt, wo er bei Hrn. von Zach bei der thüringiſchen Meſſung arbeitete. Beim Ausbruch des Krieges von 1806 wurde er im Preuß. Generalſtab unter Maſſenbach angeſtellt. Nach dem Tilſiter Frieden privatiſirte er in Weimar. Im letzten Feldzuge war Müffling im Hauptquartier bei Blücher, und wurde nachher ins Hauptquartier des Lord Wellington geſendet, um deſto leichter die Verbindungen zwiſchen den beiden großen Hauptquartieren zu unterhalten. Der Schlacht vom 18. Junius wohnte er beim engliſchen Hauptquartiere bei. Als dieſe gewonnen war und die beiden Heere nach Paris zogen, ſchlug Wellington ihn zum Gouverneur von Paris vor. Dieſe Stelle hatte viele Schwierigkeiten, wegen der verwickelten Verhältniſſe, in denen der Gouverneur mit allen alliirten Truppen und mit den Franzoſen ſtand. Müffling, der viele Anlage zu einem guten Diplomatiker hat, hat ſich dieſes Amtes zur Zufriedenheit Aller entledigt, und die Stadt Paris ſchenkte ihm, als er wegging, die koſtbare Prachtausgabe von dem großen Werke über Aegypten. Gegenwärtig befindet er ſich in Coblenz, wo er ſich mit trigonometriſchen Meſſungen beſchäftigt, um die fehlenden Triangel zu ergänzen, die zwiſchen dem Franzöſiſchen, Bergiſchen, Darmſtädtiſchen, Weſtphäliſchen und Sächſiſchen liegen. Dieſe Dreiecke werden viel genauer, als die in Weſtphalen vom General le Coq, welche weder auf den Horizont, noch auf den Mittelpunkt der Station reducirt wurden, obgleich ſie für eine topographiſche Charte, auf der ohnehin keine größere Genauigkeit als eins auf fünfhundert, kann ausgedrückt werden, hinreichten.

Mufti Großmufti (bei den Türken auch Scheikh-Ulislam, d. h. Haupt der Auserwählten, genannt), iſt in der Türkei das Oberhaupt der Religion und der Geſetze, und dem Range nach der nächſte Reichsbeamte nach dem Großvezier. Er genießt ſogar vom Sultan Ehrenbezeigungen, die dieſer nicht empfängt. Seine Wahl hängt einzig und allein von dem Kaiſer ab; ſo lange er in ſeinem Poſten ſteht, kann er nicht, gleich andern Staatsdienern, zum Tode verurtheilt werden. Nur abſetzen kann ihn der Kaiſer, jedoch kann ſein Vermögen dabei nicht confiſcirt werden. Der Mufti wird als Ausleger des Coran über alle gerichtliche Handlungen, beſonders in peinlichen Sachen, und überhaupt bei allem wichtigen Angelegenheiten zu Rathe gezogen, und giebt gewöhnlich ſeine Meinung ganz kurz, und ohne Beifügung der Entſcheidungsgründe zu erkennen. In bedenklichen Fällen ſetzt er noch hinzu: „Gott weiß, was beſſer iſt." In der Unterſchrift nennt er ſich den armen Knecht Gottes. Ein ſolcher ſchriftlicher Ausſpruch heißt **Fetfah**; und daher der Mufti ſelbſt Sahibi-Fetive, d. h. Herr der richterlichen Ausſprüche, und ſein Secretär Fetfah-Emini. Dieſer geht ihm an die Hand, ſetzt auch wohl in Sachen, womit ſich der Mufti nicht ſelbſt bemüht, den Spruch auf und legt ihm denſelben zur Unterſchrift vor. Die feſtgeſetzten Einkünfte des Mufti belaufen ſich täglich auf 2000 Aſper. Da er aber viele Stellen an den kaiſerlichen Moſcheen zu beſetzen und bei allen Beförderungen der Geſetzverſtändigen zu thun hat,

ſo fließen ihm noch anſehnliche Accidenzen zu. In großen Städten iſt ein Untermufti, der ſeine Stelle vom Großmufti nicht ohne reiche Geſchenke erhält.

Muggendorf, ein Flecken in einem tiefen Thal an der Wieſent im Fürſtenthum Bayreuth, Amt Streitberg, jetzt zum baierſchen Obermainkreiſe, Landgericht Ebermanſtadt, gehörig; merkwürdig wegen der vielen Höhlen, die in den ringsumhergelegenen Bergen befindlich ſind. Die ſchönſte und größte iſt die wie eine Kirche gewölbte und mit Figuren von Stalaktit beſetzte Roſenmüllers-Höhle; die für die Naturforſcher merkwürdigſte aber iſt die Gailenreuther Zoolithenhöhle mit beſchwerlichen und gefährlichen Eingängen. Sie enthält in tiefen Felſengängen große Maſſen halbverhärteten Thons, und in demſelben eine unendliche Menge großer, zum Theil uns unbekannter Thierknochen. — Köppel, Roſenmüller und Goldfuß haben Beſchreibungen dieſer Höhlen geliefert.

Muhamed, Muhamedaner, ſ. Mahomet.

Mühlberg, Stadt und Amt im jetzigen Herzogthume Sachſen des Königreichs Preußen, (Regierungsbezirk Merſeburg) in einer angenehmen und fruchtbaren Gegend. Die Stadt, welche auf der Oſtſeite der Elbe liegt, zählt 2300 Einwohner, welche außer dem Getraidebau beſonders auch vom Hopfenbau leben. Nach der Schlacht bei Mühlberg d. 24 Apr. 1547, wurde der Churfürſt Johann Friedrich von Sachſen in der lochauer Heide, von Kaiſer Carl V. gefangen genommen.

Mühlen, Mühlenregal, Mühlenzwang, Mühlenordnung. Mühlen nennt man in der weiteſten Bedeutung des Worts ſolche Maſchinen, die durch irgend eine äußere Kraft in Bewegung geſetzt werden; im engern Sinne ſolche, durch welche etwas zerſtückt oder zerrieben wird, namentlich ſolche, die zu Zermalmung des Getraides oder zu Bereitung des Oels oder zum Schneiden des Holzes, oder zur Bereitung irgend eines Kunſtproducts dienen. Man kann daher die Mühlen ſehr verſchieden eintheilen, und zwar I. nach ihrem Zweck ſind ſie: a) Mahlmühlen (Mühlen im vorzüglichen Sinne), wenn ſie zu Bearbeitung des Getraides zu Schrot, Mehl, Graupen oder Grütze gebraucht werden; b) Graupenmühlen; c) Oelmühlen; d) Schneidemühlen; e) Pulvermühlen; f) Papiermühlen u. ſ. w. II. Nach der bewegenden Kraft, welche dabei wirkt: A. Waſſermühlen, und zwar je nachdem das Waſſer auf das Rad fällt: a) Oberſchlächtige, b) oder blos durch den Stoß von unten her wirkt: unterſchlächtige; je nachdem ſie feſt ſtehen oder nicht: a) Pfahlmühlen, b) Schiffsmühlen. Erſtere ſind entweder Panſtermühlen, wenn das Waſſer mit ſeiner Welle nach dem Steigen und Fallen des Waſſers höher oder niedriger geſtellt werden kann; oder Stabermühlen, deren Schaufeln auf einem Reife befeſtigt ſind, oder Straubemühlen, deren Schaufeln zwiſchen zwei Reifen ſtehen. Bei allen Waſſermühlen unterſcheidet man das Mühlengebäude, worin das gehende Zeug, und das Gerinne, wodurch dem Zeug das Waſſer zugeführt wird. Letzteres ſetzt nicht ſelten bedeutende Waſſerbauten voraus. B. Windmühlen. Dieſe ſind entweder ſo eingerichtet, daß das ganze Mühlengebäude ſammt dem darin befindlichen Zeug nach dem Winde gedreht werden kann, und heißen dann Bockmühlen, oder das Gebäude ſteht feſt, und nur das Dach (Haube) nebſt der

Welle und den Flügeln wird nach dem Winde gedreht, *holländiſche Windmühlen.* Letztere haben unſtreitig vor den erſtern bedeutende Vorzüge, denn ſie ſtehen nicht blos ungleich feſter gegen den Wind, ſondern enthalten im Innern auch viel mehr Raum, auch können bei ihnen alle Arten von Mühlwerken, als *Oel-, Schneide-, Papiermühlen* u. ſ. w. angelegt werden, während man in den erſtern ſelten mehr als *Mahl-* und *Graupenmühlen* anlegen kann. Man nennt dieſe Mühlen holländiſche Mühlen, weil ſie zuerſt als eine Verbeſſerung der Bockmühlen in Holland erfunden wurden und dort überhaupt ſehr üblich ſind. Die *horizontalen* Windmühlen, als eine dritte Gattung, wo die Flügel horizontal oben angebracht ſind, haben den davon gehegten Erwartungen nicht entſprochen. C. *Hand-* und *Roßmühlen* werden blos durch thieriſche Kräfte in Bewegung geſetzt. Die Handmühlen ſind ſelten von großem Nutzen, daher man ſie nur zum Schroten oder höchſtens bei Armeen im Felde gebraucht. Dagegen leiſten gut gebaute Roßmühlen, welche von Pferden oder Ochſen bewegt werden, nicht ſelten ſehr gute Dienſte. Sie ſind ſo eingerichtet, daß das Pferd entweder durch Treten in einem Tretrad, oder durch Ziehen an einem Schwengel die Maſchine bewegt. Außer dieſen genannten Kräften, welche man zur Bewegung der Mühlen anwendet, hat man ſich in neuerer Zeit auch der Dampfmaſchinen als bewegender Kraft zu den Mühlen bedient. Dergleichen Mühlen findet man vorzüglich in England und Frankreich. Das *gangbare Zeug* einer gewöhnlichen Mahlmühle iſt meiſt ſehr einfach. An einer Welle befindet ſich das Waſſerrad und hinten ein Kammrad, dieſes greift in ein Getriebe am *Mühleiſen,* welches in dem obern Mühlſtein (*Läufer*) befeſtigt iſt, dieſer dreht ſich dadurch auf dem untern Stein (*Bodenſtein*), und zwiſchen dieſen Steinen wird das Getraide zermalmt und dann das Mehl durch eine andere Vorrichtung von der Kleie abgeſondert. Der Müller kann den Bodenſtein höher und tiefer ſtellen, und ſo das Getraide entweder ganz zu Mehl zerreiben, oder es blos ſchälen, Graupen oder Grütze daraus bereiten. Die Erfindung der Mühlen iſt für die Menſchheit eine der wohlthätigſten. Die erſten Mühlen waren Handmühlen, und höchſt wahrſcheinlich unſern Caffeemühlen nicht unähnlich; darauf folgten die Roßmühlen und endlich die Waſſermühlen. Letztere hatten die Römer ſchon zu den Zeiten Auguſts nach Vitruv. Oeffentliche Waſſermühlen kommen erſt unter Honorius und Arcadius vor. Die Schiffmühlen ſind 536 von Beliſarius in Rom erfunden. Die Erfindung der Windmühlen fällt wahrſcheinlich ins 11. Jahrhundert, die der Graupenmühlen ins 16. Die Schneidemühlen ſind eine Erfindung des 14. Jahrhunderts. *Mühlenregal* heißt das vom Staate ſich angemaßte Recht, entweder allein Mühlen zu beſitzen, oder ihre Anlegung zu erlauben und zu verbieten. Das Recht einer Mühle wird entweder durch den Landesherrn ertheilt, oder durch Kauf einer Mühle erworben. *Mühlenzwang* heißt die Gerechtigkeit einer Mühle, vermöge deren alle Einwohner eines Orts oder einer Gegend genöthigt ſind, ihr Getraide auf derſelben mahlen zu laſſen, und eine ſolche Mühle heißt *Zwangmühle.* *Mühlenordnung,* das ſchriftliche Verzeichniß aller Geſetze und Vorſchriften, welche das Mühlenweſen betreffen. *Mahlmetze* iſt der in Natura an den Müller abzugebende Theil des Getraides als Lohn. Sie iſt nicht aller Orten

gleich hoch. In einigen Ländern beträgt ſie den 32., in andern den 30. und 24. Theil. Es iſt billig, ſie bei Getraidetheurung geſetzlich zu vermindern. Das Staubmehl, worunter man den beim Mahlen entſtehenden Verluſt an Mehl durch Verſtäuben verſteht, iſt in den meiſten Ländern, um dem Betrug der Müller vorzubeugen, auch geſetzlich beſtimmt, und beträgt etwa von 1 Pfund 1 Loth, alſo den 32. Theil.

Mühlſteine, rund gehauene Steine, die zum Zermalmen des Getraides und anderer Dinge auf den Mühlen dienen. Hauptſächlich wird ein feinkörniger, feſter Sandſtein dazu benutzt, wie er zu Liebethal in Sachſen, auf dem Oybin bei Zittau, im angränzenden Böhmen, zu Neuſalz in Schleſien, am Rheine, bei Jena, in Tyrol, auf der Inſel Gothland, bei Lawton in England u. ſ. f. bricht. In Schleſien und Brandenburg iſt der Handel mit Mühlſteinen Regal. In Frankreich unterſcheidet man die kleinen Meules von den mittlern Meuleaux und ganz großen Meulardeaux und Meulardes.

Mulatten heißen in beiden Indien diejenigen, welche einen Europäer zum Vater und eine Schwarze zur Mutter haben, oder auch umgekehrt, welches doch ſeltner der Fall iſt. Die Mulatten haben gewöhnlich eine olivenfarbige Haut. Die Benennung kommt von den Spaniern her, welche auch die von Spaniern und Afrikanern erzeugten Kinder ſo nennen. In Weſtindien ſind die Mulatten der Regel nach Sklaven, wenn die Mütter Sklavinnen geweſen ſind, weil da Freiheit oder Sklaverei von der Mutter ererbt wird.

Müller (Carl Wilhelm), churſächſiſcher geheimer Kriegsrath und Bürgermeiſter zu Leipzig, verdient durch ſeine kräftige und umſichtsvolle Verwaltung des letztern Amtes, als Stifter und Begründer trefflicher Volkserziehungsanſtalten, und als Verſchönerer Leipzigs unvergeßlich, wurde in Knauthayn, einem Dorfe bei Leipzig, wo ſein Vater Schöſſer war, den 15. Sept. 1728 geboren. Er kam auf die Landſchule Pforta und bezog in ſeinem achtzehnten Jahre die Univerſität zu Leipzig, um die Rechtswiſſenſchaft zu ſtudiren. Er benutzte zu dieſem Behufe fleißig den Unterricht der damaligen berühmten Gelehrten, Hommel, Menke, Sammet, Franke, und des Philoſophen Cruſius, begann 1752 als Sachwalter zu practiciren und erhielt durch Vertheidigung der trefflich gearbeiteten Diſſertation: de crimine termini moti, die juriſtiſche Doctorwürde. In dem vertrauten Umgang der trefflichſten Geiſter, welche damals in Leipzig lebten, bildete er ſeinen Geſchmack in der Poeſie und Kunſt aus. Im J. 1755 gab er einen **Verſuch in Gedichten** ohne ſeinen Namen heraus. Ferner unternahm er, unterſtützt von einigen andern Gelehrten, ſeit 1756 die **brittiſche Bibliothek** (von 1767 an, 6 Bde), Beurtheilungen und Auszüge ausgewählter Schriften der neuen engliſchen Literatur enthaltend, und lieferte dazu ſelbſt die meiſten Beiträge. Im J. 1759 wurde er Mitglied des Raths zu Leipzig, und hatte das Unglück, im ſiebenjährigen Kriege, nebſt mehreren ſeiner Amtsgenoſſen, in das daſige Schloß als Geiſel von den Preußen geworfen zu werden, was ihm auch eine ſehr unangenehme Krankheit zuzog. Außer einigen ſchriftlichen Arbeiten über den Prozeß, gab er 1768 eine Ueberſetzung der **Eugenie** des Beaumarchais, und 1776 von Greys Gedichten, alles anonym, heraus. Von 1771 an erhielt er die höhern Würden des Magiſtrats, und wurde endlich 1778 Bürgermeiſter und Beiſitzer

des Schöppenſtuhls; das erſtere in der Regierung abwechſelnde Amt hat er zwölfmal mit Ruhm verwaltet. Bald nachher erhielt er den Titel eines churfürſtlich ſächſiſchen geheimen Kriegsraths. In Fleiß und ſtrenger Pünktlichkeit ſeiner Arbeiten, ſo wie in der Genauigkeit und Schnelligkeit der Geſchäftsverwaltung übertraf ihn keiner ſeiner Subalternen. Aber ſein Wahrheitsſinn und ſeine Gerechtigkeitsliebe nahm, beſonders wenn es Handlungen übermüthiger oder leichtſinniger Subalternen galt, oft den Schein despotiſcher Strenge an. Doch wußte er auch vernünftigen Rath und gegründete Einwendungen zu achten, und zeigte ſich ſonſt gegen jedermann höflich und beſcheiden. Ein ſcharfer, ſchneller Blick, welcher ihn dennoch vor manchen Mißgriffen in den Perſonen nicht verwahren konnte, ein treffendes Urtheil, ein glückliches Gedächtniß erleichterten ihm ſeine Berufswirkſamkeit. Er machte ſich mit den merkwürdigſten Erſcheinungen ſeiner Zeit in dem Gebiete der Wiſſenſchaft und Kunſt bekannt, ſo wie er in dem claſſiſchen Alterthum durch fortgeſetzte Lecture und archäologiſche Kenntniß bewandert war, und ſuchte die Ausbeute ſeiner ausgebreiteten, alles Menſchliche umfaſſenden Lecture in ſeinem Kreiſe anzuwenden. Er ſtand mit vielen geiſtvollen Männern ſeiner Zeit, mit Leſſing, mit welchem er auch correſpondirt haben ſoll, mit Käſtner, von Blankenburg in Verbindung, und pflegte mit Weiße, Morus und Roſenmüller einen freundſchaftlichen Umgang. Mit des Letztern Berathung entwarf Müller den Plan der Freiſchule in Leipzig. Sie wurde 1792 eingeweiht und genoß fortdauernd ſeiner vorzüglichen Pflege. Durch Roſenmüller ließ er auch 1796 die Einführung eines neuen Leipziger Geſangbuchs bewirken. Eben ſo faßte er auch den herrlichen Plan einer Bürgerſchule, welcher er auf der Moritzbaſtei ein würdiges Local gründete, deren Einweihung er aber nicht mehr erlebte. Nicht minder ſind die prächtige Wiederherſtellnng der Nicolaikirche, die Einrichtung des geſchmackvollen Concertſaals, ſo wie die von ihm geſchaffenen blühenden Anlagen um Leipzig Denkmäler, die ſeinen Namen noch lange in dankbarem Andenken erhalten werden. Er entſchlief den 27. Februar 1801. Man iſt jetzt (1819) damit beſchäftigt, ihm in dem ſogenannten Park, einem Theil jener Anlagen, ein Monument zu errichten.

Müller (Johannes von), der berühmte deutſche Geſchichtſchreiber, wurde in einer ehrhaften Bürgerfamilie den 3. Januar 1752 zu Schafhauſen geboren, wo ſein Vater Prediger an einer Filialkirche und Lehrer an der lateiniſchen Schule war. Mehr als von dieſem redlichen, doch ſonſt nicht ausgezeichneten Manne, ging von dem aufgeweckten Geiſte und frommen Sinne der Mutter auf Müllern über, und der Letztern Vater, ein geſchichtskundiger Geiſtlicher, Johannes Schoop, gab ihm zuerſt die Richtung auf den nachmaligen Beruf ſeines Lebens. Noch ehe der Knabe leſen konnte, hatte er aus den Geſprächen dieſes freundlichen Greiſes, um den er am liebſten war, die Hauptbegebenheiten der Schweizergeſchichte gelernt, und das Alles umfaſſende Wohlwollen, die heitre Weltanſicht und leidenſchaftliche Neigung zur Geſchichte blieb ihm als ein großväterliches Erbtheil eigen. Knaben und Jünglinge ſeines Alters ſuchte er wenig. Unbehülflich zu Spielen und körperlichen Uebungen wurde er durch ſeine zappelnde Lebhaftigkeit, ſein kurzes Geſicht und ſeine kleine zarte Geſtalt ein Gegenſtand ihrer Scherze, während Aeltern und Lehrer von ſeiner Lernbegierde und frühzeitig regen Geiſteskraft die ſchönſten Hoffnungen faß-

ten. Uebrigens gutherzig und freundlich, gewann er Vieler Liebe und bildete unter dem Einfluſſe einer ſchlichten, alterthümlichen Erziehung von innen heraus ein Talent, das in den gelehrten Schulen ſeiner Vaterſtadt wenig Reiz und Nahrung finden konnte. Seine Gabe, ſchnell und richtig aufzufaſſen, leicht und treu zu behalten und ingeniös zu combiniren, bewies er ſchon im 9. Jahre durch einen Verſuch, auf eigne Hand die Geſchichte von Schafhauſen in Frag und Antwort nach Hübners Manier zu ſchreiben. Aus der Lectüre dieſes Hiſtorikers hatte er bald die Epochen der Univerſal- und Staatengeſchichte inne, Rollin und Boyſen fielen ihm glücklicher Weiſe in die Hände, um dies Fachwerk auszufüllen und den alten Claſſikern, die er im 13. Jahre verſtohlen zu leſen begann, verdankte er Begeiſterung für Freiheit und ſittliche Größe, Klarheit und Ordnung im Denken, Geſchmack und Kraft im Ausdruck; Eigenſchaften, deren Spuren ſchon aus ſeinen Schularbeiten hervorleuchteten. Zum Studium der Theologie beſtimmt, ging er 1769 nach Göttingen, wo Michaelis, Walch, Leß und Miller, in deſſen Hauſe er wohnte, ſeine Lehrer, ein Theolog wie Mosheim zu werden, ſein Ziel, Exegeſe und Kirchengeſchichte ſeine Lieblingswiſſenſchaft wurden. In ſeiner Diſſertation: Nihil esse rege Christo ecclesiae metuendum 1770, ſpricht noch ganz der Eifer für das alte Syſtem; erſt Schlözers Umgang machte ihn freier von dieſen Feſſeln und gewann ihn für immer der hiſtoriſchen Forſchung. Sichtbar iſt dieſer Einfluß im Bellum Cimbricum 1772 (deutſch von Dippold 1810), der erſten Probe, die Müller, nachdem er 1771 ins Vaterhaus zurückgekehrt war, von ſeinen hiſtoriſchen Studien gab, und deren gezwungenes Latein die Kenner nicht hinderte, der Quellenbenutzung und trefflichen Methode des Verfaſſers das gebührende Lob zu zollen. Damals predigte er als Candidat oft und mit Beifall und übernahm 1772 die Profeſſur der griechiſchen Sprache am Gymnaſium zu Schafhauſen; ſeine Theilnahme an der allgemeinen deutſchen Bibliothek, worin Leſſings Berengar ſeine erſte Recenſion war, und der Briefwechſel mit Gelehrten ließ ihn jedoch der Literatur nicht fremd werden, und ſeine Muße gehörte ſchon jetzt den ſchweizeriſchen Urkunden und Jahrbüchern. Zur Reife aber gedieh der Entſchluß, die Geſchichte ſeines Volks zu ſchreiben, erſt durch den Einfluß, den Carl Victor von Bonſtetten auf den Gang ſeines Geiſtes und ſeiner Schickſale gewann. Mit dieſem um ſieben Jahr älteren, höchſt liebenswürdigen Manne ſchloß Müller den 9. Mai 1773 zu Schinznach den berühmt gewordnen Freundſchaftsbund, deſſen Denkmale in den Briefen eines jungen Gelehrten an ſeinen Freund (herausg. 1802 von Friederike Brun) der Nachwelt aufbehalten ſind. Was das Gefühl der Freundſchaft nur Zartes und Edles, das Streben nach wiſſenſchaftlicher Bildung und Celebrität nur Mächtiges und Begeiſterndes, die Liebe zur Tugend und zu allem Großen und Schönen nur Erhabnes und Anregendes hat, iſt in dieſen herrlichen Briefen neben einer Menge gelehrter und geiſtreicher Bemerkungen mit einer Friſche und Innigkeit ausgeſprochen, die jedes edle Jünglingsherz ergreifen und zur Nacheiferung anfeuern muß. Auf Bonſtettens Empfehlung kam Müller im Februar 1774 als Hauslehrer zu dem Staatsrath Tronchin Calendrini in Genf; wie wenig aber der Unterricht kleiner Kinder ſeinem Geiſte angemeſſen war, mußte er bald inne werden, und vertauſchte ſchon im März 1775 Tronchins Haus mit einer freieren Verbindung, in die ihn Francis Kinloch aus Südcarolina zu gemeinſchaftlichen Studien zog. Zu

Chambeiſy, einem Landhauſe am Genfer See, brachte er mit dieſem gleichgeſinnten Jünglinge das glücklichſte Jahr ſeines Lebens zu, und ſtiftete mit ihm und ſeinen Verwandten in England eine dauernde Freundſchaft. Voltaire und mehrere andere Heroen der neuen franz. Literatur wurden ihm damals perſönlich bekannt. Da Kinloch im März 1776 nach Nordamerika zurückging, nahm der große Naturforſcher Bonnet, der zu Genthod am Genferſee einer ehrenvollen Muße genoß, Müllern in ſein Haus. Stärkende Fußreiſen in der Schweiz zu und mit Bonſtetten wechſelten in den J. 1777 und 78 mit dieſem reizenden Aufenthalte im Kreiſe der feinſten Geſelligkeit ab. Im Sommer 1778 vergrub er ſich auf Bonſtettens Landgütern zu Rougemont und Valeires in die Alten, und vollendete die ſchon 1774 angefangnen Excerpte aus 44 Folianten und 24 Quartanten der Hallerſchen Urkundenſammlung und andern Handſchriften zur Schweizergeſchichte. Der Winter rief ihn wieder nach Genf, wo er bei dem Generalprocurator Robert Tronchin, einem erfahrnen, großdenkenden Staatsmann, lebte und in deſſen Umgange an Schärfe des politiſchen Ueberblicks und Einſicht in das Weſen der Staatskunſt gewann. Um ſich ein kleines unabhängiges Einkommen zu erwerben, hielt er hier vor einer Auswahl junger Männer, meiſt Engländer, unter denen ſich auch der Sprecher des Unterhauſes, Charles Abbot, befand, Vorleſungen über die Univerſalhiſtorie. Er trug ſie erſt ethnographiſch, dann ſynchroniſtiſch in franz. Sprache vor, arbeitete ſie in den J. 1779 zu Genf, 1781 zu Caſſel und 1783 wieder zu Genf zu gleichem Zwecke um, und ſchrieb ſie endlich 1797 zu Wien in deutſcher Sprache auf, in welcher Geſtalt ſie unter dem Titel: 24 Bücher allgemeiner Geſchichten in den drei erſten Bänden ſeiner Werke 1810 erſchienen ſind. Der Beifall ſeiner Zuhörer belohnte ihn für dieſe Arbeit, die in ihrer letzten Redaction zwar noch die Spuren jener erſten flüchtigen Entſtehung, aber auch das Gepräge ſeines, die ganze Vorwelt belebenden Genies und der ächt hiſtoriſchen Unparteilichkeit und Ruhe, die jede Erſcheinung in der Geſchichte nach Zeit, Ort und Umſtänden würdigt, an ſich trägt. Seinen Rang unter den Hiſtorikern ſollte jedoch ein andres größeres Werk beſtimmen. Während jener Abwechſelungen, die ſeine Lage in den J. 1774 bis 80 erlitt, und unter denen er, angezogen von den Reizen einer zeitraubenden Geſelligkeit, abhängig von edelgeſinnten, doch nicht ſelten launiſchen Beſchützern, mehreremale zu ſtörenden Nebengeſchäften um Gunſt und Lohn genöthigt, nicht wenig Charakter und Enthuſiasmus bedurfte, um ſein Talent zu behaupten, hielt er doch durch Bonſtettens aufopfernde Freundſchaft und die bereitwillige literariſche Unterſtützung vieler ſchweizeriſchen Geſchichtsfreunde, erwärmt und aufgemuntert ſein Ziel, die Gechichte der Schweiz, zu ſchreiben, unverrückt im Auge. Von dem mehrjährigen Kampfe mit den Zumuthungen ſeines Vaters, der ihn immer noch dem geiſtlichen Stande zu erhalten und nach Schafhauſen, wo ihm ſeine Profeſſur offen gelaſſen worden war, zurückzuziehen dachte, befreite ihn endlich 1779 der Tod dieſes allzuſorgſamen und den innern Beruf des Sohnes ganz mißkennenden Mannes. Unter mehreren Zerſtreuungen dieſes Jahres, deſſen Sommer er im Saanenlande mit Bonſtetten nicht ohne eine ſchöne Frucht (die Geſchichte der Landſchaft Saanen im 12. Bd. ſ. Werke), den Winter wieder bei Tronchin mit Wiederholung des Collegiums zu Genf hinbrachte, hatte er den erſten Band der Schweizergeſchichte vollendet, und da er den Genfern durch eine Reiſe in Ge-

ſchäften ihrer Republik nach Solothurn den letzten Dienſt der Dankbarkeit geleiſtet, wandte er ſich nach Bern, wo nach vielen ärgerlichen Händeln mit der Cenſur ſein Werk endlich unter dem falſchen Verlagsorte Boſton 1780 ans Licht kam. Ein beßrer Empfehlungsbrief konnte ihm auf der Reiſe, die er nun nach Berlin unternahm, nicht vorausgehen. Die achtungsvolle Aufnahme der Gelehrten und Großen in Berlin, wo er bei ſechs Monate blieb, ſeine Essais historiques herausgab, und in Folge derſelben mit Friedrich II., deſſen Stern ihn hingezogen, den 12. Febr. 1781 eine Unterredung hatte, war jedoch nicht hinlänglich, ihm den Verdruß getäuſchter Hoffnungen zu vergüten. Auf eine Anſtellung in der berliner Akademie gefaßt, ſah er ſich nach langem Bewerben mit dem Anerbieten eines kleinen Schulamtes abgefunden, da er doch ſchon 1773 das ihm auf Nicolais und Merians Empfehlung angetragene Rectorat am joachimsthalſchen Gymnaſium ausgeſchlagen hatte. Dazu kamen noch eine hämiſche Recenſion in den göttingiſchen Anzeigen und vaterländiſche Mißurtheile über ſeine Schweizergeſchichte, endlich die Unruhen in Genf. In Gleims Armen zu Halberſtadt und in der Auszeichnung des herzogl. Hofes zu Braunſchweig fand er daher den Troſt, deſſen ſein reizbares Herz ſo ſehr bedurfte und nahm nun ohne Bedenken die Anſtellung, die ihm der General- und Staatsminiſter von Schlieffen als Profeſſor der Geſchichte am Carolinum zu Caſſel verſchaffte, im Mai 1781 an. Die Nähe und Freundſchaft dieſes großen Kenners der Geſchichte und des claſſiſchen Alterthums und die Bewunderung ausgezeichneter Zuhörer in ſeinen Vorleſungen gaben hier ſeinen Studien einen neuen Schwung. Die Frucht ſeiner Aufnahme in die Societé des Antiquités zu Caſſel waren zwei im 8. Bde ſeiner Werke abgedruckte Abhandlungen: De l'influence des Anciens sur les Modernes und Histoire de l'établissement et de la domination temporelle du Souverain Pontife dans la dernière moitié du 8 siècle. Immer geneigt, an öffentlichen Angelegenheiten Theil zu nehmen, und über das, was eben in der Politik Noth that, zum Publicum zu ſprechen, wie er ſchon in ſeinen Essais über die Genfer Unruhen gethan, ſtellte er 1782 in den Reiſen der Päpſte, einer kleinen, aber an Stoff zu den wichtigſten Betrachtungen ungemein reichen Schrift, die Hierarchie als Schutzwehr der Völker gegen fürſtl. Despotismus und Präponderanz dar. Sie verſchaffte ihm in dem durch Kaiſer Josephs Reformen geängſtigten Rom und catholiſchen Deutſchland bald viele Freunde, und eine Anſtellung in Rom würde ihm damals offen geſtanden haben, wenn er der päpſtl. Gunſt ſeinen Proteſtantismus hätte aufopfern wollen. Wie ſehr es ihm aber mit dieſem und mit der Religion überhaupt Ernſt war, zeigen ſeine Briefe aus dieſer Periode und ein Geſpräch mit Aglaja über das Chriſtenthum, das er 1782 niederſchrieb. Seine noch in dieſem Jahre erfolgte Anſtellung als Rath und Unterbibliothekar hatte er Schlieffens Fürſorge zu danken; als aber dieſer die Curatel der Bibliothek 1783 abgab und die Pflicht der Dankbarkeit ihn von neuem nach Genf zog, hörten die Verhältniſſe zu Caſſel auf, ihm zu behagen, und er nahm während eines Sommeraufenthalts zu Genf 1783 ſeine Entlaſſung, um bei Robert Tronchin als Vorleſer und Geſellſchafter zu bleiben und ſeine Schweizergeſchichte in der Nähe der Quellen fortzuſetzen. So trat er nun nach einer dreijährigen Abweſenheit reifer und ruhiger in die alten Verhältniſſe zurück, und wiederholte zu Genf ſeine Vorleſungen über die Univerſalhiſtorie. Aber je ſtärker inzwiſchen im

öffentlichen Amte und bei ſteigender Celebrität das Gefühl ſeines Werthes und Berufes geworden war, deſto drückender empfand er auch bald die alten Uebel dieſer Lage: Zeitverluſt in der Geſellſchaft, und des gealterten, kränklichen Tronchins Launen, der die Erfüllung ſeines Verſprechens, ihm eine Leibrente anzulegen, von Monat zu Monat aufſchob. Müller ging daher im Oct. 1784 auf Bonſtettens Gut Valeires in die Einſamkeit, wo er den erſten Band der Schweizergeſchichte zur neuen Ausgabe umarbeitete und im zweiten raſch vorwärts rückte, um ſich dann im Sommer 1785 durch Reiſen Erholung zu ſchaffen und den Winter in Bern zu ſein. Kaum hatte er hier die während der Fortſetzung ſeiner Hauptarbeit um ſeiner Subſiſtenz willen gehaltenen Vorleſungen über die alte Geſchichte mit einer Abſchiedsrede voll des glühendſten Patriotismus (ſ. den 12. Bd. ſeiner Werke) beendigt, als ihn der Churfürſt Friedrich Carl Joſeph nach Mainz einlud. Heyne's Empfehlung und der Eifer des Müllern von Caſſel her befreundeten Anatomen Sömmerring hatte dieſen Ruf bewirkt. Müller lehnte daher, weil die ihm angemeſſene feſte Anſtellung in der Schweiz ſich immer nicht finden wollte, das Anerbieten einer Penſion vom Berner Adel ab, und trat im Febr. 1786 als Hofrath und Bibliothekar in Mainz an, wo er noch in dieſem Jahr die neue Ausgabe des erſten und den zweiten Band der Schweizergeſchichte zu Stande brachte und vom Churfürſten immer mehr in die öffentlichen Geſchäfte gezogen wurde. Hierdurch in die Verhandlungen über den Fürſtenbund verwickelt, ſuchte er die Gemüther durch eine Abhandlung im deutſchen Muſeum 1786, Zweierlei Freiheit, zu erwärmen, zeigte in der Darſtellung des deutſchen Fürſtenbundes 1787, welcher Geiſt ihn beſeelen ſolle, und ſprach in den Erwartungen Deutſchlands vom Fürſtenbunde 1788 das Leid der Edlen über die Trümmer dieſes loſen Gebäudes aus. In dieſen anonym erſchienenen Schriften erkannte man bald die Meiſterhand des ſtaatsklugen Geſchichtsſchreibers und den Grund des ſeltnen Vertrauens, mit dem ſein Churfürſt ihn beehrte. Ein reformirter Proteſtant und Laie wurde er von dieſem im J. 1787 wegen Dalbergs Wahl zum Coadjutor nach Rom beordert, im Winter darauf ſeines Bibliothekariats entledigt und in der Cabinetskanzlei angeſtellt, im Frühlinge 1788 zum geheimen Legationsrath und wenig Monate nachher zum geheimen Conferenzrath ernannt. Daß er unter den mannigfaltigſten, das ihm neue Studium des deutſchen Staatsrechts erfodernden Regierungsgeſchäften, für deren Mühſeligkeit ihn die väterliche Freundſchaft des Churfürſten nicht ganz entſchädigen konnte, noch Muße fand, außer jenen Schriften über den Fürſtenbund und den Briefen zweier Domherren 1787, worin er dem Inſtitute der Domcapitel eine veredelte, zeitgemäßere Beſtimmung anwies, auch die erſte Abtheilung des 3. Bandes der Schweizergeſchichte 1788 zu Tage zu fördern, zeugt für den gewiſſenhaften Gebrauch ſeiner Zeit und für die Anſtrengung, mit welcher er arbeitete. Sie zog ihm 1789 eine langwierige Krankheit zu, von der er nur genas, um bei Leopolds Kaiſerwahl 1790 ſich wieder in das Gewühl der Geſchäfte zu ſtürzen und in Frankfurt zu repräſentiren. Die Zumuthung, auch im Finanzfache zu arbeiten und beſonders ein Verdruß mit Albini bewog ihn gegen Ende dieſes Jahres ſeinen Abſchied zu ſuchen. Doch hier zeigte ſich, in welchem Grade Müller wegen ſeiner Uneigennützigkeit und Freimüthigkeit beim Volke beliebt und dem Churfürſten unentbehrlich geworden war. Während

die Höfe zu Wien und Berlin ihn durch Titel und Penſionen anzuziehen ſuchten, wie er denn damals von den Akademien zu Berlin, Mannheim und Erfurt zum Mitgliede ernannt wurde, hielt ihn der Churfürſt durch die Beſtallung zum *geheimen Staatsrath, Referendar* und *Director der churrheiniſchen Kreisarchive* feſt, und eine ganz ungeſuchte Gunſt des Kaiſers erhob den ſchlichten Johannes Müller im Jan. 1791 zum *Edlen von Müller zu Sylvelden und Reichsritter*. Noch nicht volle zwei Jahre hatte er in dieſem weit umfaſſenden Wirkungskreiſe bald zu Mainz, bald zu Aſchaffenburg gearbeitet, als der Sturm des Revolutionskrieges über Deutſchland hereinbrach. Bei ſeiner Rückkehr von einer auf Veranlaſſung des kaiſerl. Hofes nach Wien gemachten Reiſe fand Müller im Okt. 1792 Mainz in franz. Händen und mit den Geburtswehen des Republikanismus ringend. Die Liebe des Volks, das ſeine Verdienſte um die Regierung des Landes und das Wohl vieler Einzelnen nicht vergeſſen konnte, und Cuſtine's Einladung, ſich an die Spitze der neuen Verwaltung zu ſtellen, kam ihm hier entgegen. Müller aber, der franz. Revolution vom Anfange an abhold, und ſeinem für die Erhaltung der alten Verfaſſungen entſchiednen politiſchen Charakter treu, verweigerte jede Theilnahme, und ging mit ſeinen größtentheils geretteten literariſchen Schätzen nach *Wien*, wo er, nachdem ſein Churfürſt ihn endlich dem Kaiſer überlaſſen hatte, als k. k. wirklicher *Hofrath* bei der geheimen Hof- und Staatscanzlei eine ſeinen Fähigkeiten mehr als ſeiner Neigung angemeßne Anſtellung fand. Daß Georg Forſter, den Müller in Caſſel kennen gelernt und in ſeinen Platz als Bibliothekar zu Mainz gezogen hatte, ſich von republikan. Fanatismus verleiten ließ, die Mainzer mit dem grundloſen Vorgeben zu täuſchen, Müller habe zu ihrer Revolution gerathen, konnte dieſem in Wien weit weniger ſchaden, als ſeine Abneigung gegen einen Uebertritt zur kathol. Kirche, der daſelbſt zuverſichtlich erwartet worden war. Gleichwohl hatte Oeſterreich an dieſem freimüthigen Proteſtanten und Schweizer den treuſten Diener. Die Flugſchriften von 1795, die *Uebereilungen* und der *Reichsfriede* bei Gelegenheit des preuß. Separatfriedens, von 1796, die *Gefahren der Zeit*, *Mantua* und die *Ausbeute von Borgoforte* und von 1797 *das ſicherſte Mittel zum Frieden*, waren Meiſterſtücke der politiſchen Beredſamkeit, den Demoſtheniſchen Philippiken vergleichbar, in denen Müller für Oeſterreichs und Deutſchlands Ehre und Rettung kühn, ſtark und herzandringend, leider aber auch vergeblich ſprach. In jenen unruhigen Tagen, wo nur die Stimme der Leidenſchaft gehört ward, und unter dem Zwange der engherzigſten Cenſur konnte Müller übrigens an größere Werke nicht denken. Auch bemächtigte ſich ſeiner bei zunehmenden Jahren immer mehr das Gefühl der Unbedeutenheit des Einzelnen im Weltruin und eine gewiſſe Schüchternheit, die ihn abhielt, mit neuen Arbeiten ins Publicum hervorzutreten. Die zweite Abtheilung des 3. Bandes der Schweizergeſchichte gab er 1795 heraus und lieferte, um doch irgendwo *vom Herzen* ſprechen zu können, fleißig Recenſionen in die Jenaiſche Literaturzeitung unter der Chiffre Ths. Neuen Kummer machte ihm das Schickſal der Schweiz. Da Oeſterreich 1796 im Begriffe ſchien, ſie zu occupiren, begehrte der gewiſſenhafte Mann ſeinen Abſchied, weil, wenn ſein Vaterland Unrecht leide, er der unterdrückenden Macht nicht glaube unverdächtig dienen zu können. Doch bald überzeugt von Oeſterreichs Redlichkeit blieb er und lehnte auch in dem J. 1798, das er im Jan-

mer über das untergehende Vaterland faſt ganz verlor, den Ruf zu einem Mitgliede des oberſten helvetiſchen Gerichtshofes, wozu Schafhauſen ihn gewählt hatte, aus Abneigung gegen den franz. Terrorismus und in der Hoffnung ab, der Schweiz beſſer in Wien die Dienſte zu leiſten, die ſeine Stellung möglich zu machen ſchien. In der That war er den Eidgenoſſen, die ſich unter jenen Unruhen nach Wien flüchteten, ein thätiger Beſchützer, wie überhaupt allen ihm nahe kommenden ſchweizeriſchen Jünglingen der ſorgſamſte Vater und Freund. In öffentlichen Angelegenheiten konnte jedoch ſein Einfluß am kaiſerl. Hofe, wo ihn eine Menge Neider und Feinde umgab und die meiſten ganz mißkannten, nie bedeutend werden, und da ſein Widerſtand gegen die wiederholten Verſuche der Proſelytenmacherei ihm jede Ausſicht auf höhere Beförderung verſchloß, trat er im Herbſte 1800 in Denis Stelle als erſter Cuſtos der kaiſerl. Bibliothek. Hier fühlte er ſich wieder in ſeinem Elemente, arbeitete mit Freuden den noch fehlenden Realcatalog dieſer prächtigen Bibliothek aus und ſetzte dabei ſeine Schweizergeſchichte munter fort. Dies Behagen wurde jedoch im Mai 1803 ſchmerzhaft geſtört. Ein junger Menſch, den er durch achtjährige Wohlthaten verpflichtet hatte, brachte ihn durch den unerhörteſten Betrug vermittelſt falſcher Briefe, in denen Müller nur den Erguß der Freundſchaft eines geachteten Mannes von hohem Stande geſehen, um den größten Theil ſeines Vermögens, und nur ein glücklicher Zufall vereitelte den Anſchlag, den man zu derſelben Zeit auf ſein Leben gemacht hatte. Da an Erſatz nicht zu denken war, ſo mußte er für ſeinen argloſen Glauben an die Menſchheit durch Geldverlegenheiten bis an ſeinen Tod büßen. So wurde ihm Wien immer mehr verleidet, und da er ſich überdies durch die Cenſur in der Fortſetzung der Herausgabe ſeiner Schweizergeſchichte gehemmt und wegen ſeines Proteſtantismus von weiterer Beförderung bei der Bibliothek abgeſchnitten ſah, ſo glaubte er den ehemaligen Ruf zum wirklichen Mitgliede der berliner Akademie und Hiſtoriographen des Hauſes Brandenburg mit dem Titel eines geheimen Kriegsraths annehmen zu dürfen. Nach einem zwölfjährigen, an Freuden der öffentlichen und literariſchen Wirkſamkeit im Ganzen genommen armen Aufenthalte, der ihm erſt gegen das Ende durch Anerkennung und Freundſchaft der Edleren angenehmer zu werden anfing, verließ er daher Wien im Mai 1804, ſah in der Schweiz noch ſeinen heißgeliebten Bruder und unter andern Jugendfreunden auch den in Genf anweſenden Amerikaner Kinloch zum letztenmale, und begann dann in Berlin ein neues, ganz den Wiſſenſchaften gewidmetes Leben. Neben ſeinen Privatſtudien und den Abhandlungen für die Akademie, von denen die über die Geſchichte Friedrichs II., über den Untergang der Freiheit der alten Völker und der Verſuch über die Zeitrechnungen der Vorwelt im 8. Bde ſeiner Werke abgedruckt ſind, waren hier die Herausgabe der Herderſchen Werke, zu denen er die Geſchichte des Cid und ſchätzbare Noten zu Perſepolis lieferte, der 4. Band der Schweizergeſchichte, der, in acht unruhigen Jahren vollendet, 1805, und die neue Ausgabe der drei erſten Bände, welche 1806 erſchien, die Frucht ſeines Fleißes. In dieſem Jahre erhielt er den Auftrag, die Geſchichte Friedrichs II. zu ſchreiben, und war eben daran, die ſchwer erhaltne Erlaubniß (der letzte Cabinetsbefehl darüber war vom 6. Okt. 1806) zum freien Gebrauche der Archive zu benutzen, als die Schlacht bei Jena alle Blicke von der Vergangenheit auf eine gewaltſam entſcheidende Gegenwart

zog. Wie in Müllers Vaterlande verſchiedne Sprachgenoſſen, die Deutſchen aber die zahlreichſten ſind, ſo hatte auch in ſeinem, die ganze europäiſche Menſchheit umfaſſenden Gemüthe Deutſchland das Uebergewicht. Er war aber lange genug in Deutſchland, um die Fehler zu kennen, die das Reichsverband zerriſſen und Frankreich groß machten; er hatte keine Gelegenheit verabſäumt, zur Eintracht zu ermahnen, und vor fremder Präponderanz zu warnen, ja noch zur letzten Zeit, da andre Wege verſperrt wurden, in der Vorrede zu Mahomeds Poſaune des heiligen Krieges von Hammer und in ſeinen Recenſionen kräftig auf den Nationalgeiſt zu wirken geſucht. Daß die Stimme der Geſchichte und der echten Staatsweisheit nicht gehört worden war, mußte ihn mehr befremden, als der Eintritt unausbleiblicher Folgen. Müllern — und welchem Aufmerkſamen nicht? — wurde jetzt klar, die Zeit der alten, ſo lange ſie beſtanden, von ihm hochgehaltnen Formen ſei nun vorüber, und er hielt es für gerathner, der neuen Zeit mit Faſſung und Hoffnung auf Gott, der ſie kommen ließ, entgegenzugehen, als einzeln unſinnig wider eine Gewalt anzuſtürmen, der das von ſich ſelbſt verlaßne Volk nichts mehr entgegenzuſetzen wußte. Die Sorge für ſein literariſches Eigenthum hielt ihn in Berlin zurück, als die Sieger einzogen. Die Humanität, mit der ſie ihn vor den Laſten des Krieges ſchützten, erheiſchte ſeinen Dank; der Geiſt und die Kenntniſſe, die Napoleon in der Unterredung, zu welcher er ihn den 20. Nov. berief, entwickelte, die Güte, mit der er ihn behandelte, flößten ihm Achtung und Vertrauen ein. Weder Verſprechungen noch Geſchenke wurden ihm gegeben, man achtete den Gelehrten und den discreten Politiker in ihm, der nur gegen das Syſtem, nie gegen Perſonen geſprochen; von den Privatabſichten und Planen, die den franz. Kaiſer und ſeine Diener bei dieſem Betragen leiten mochten, hatte Müller keine Ahnung. Dies alles trug ſich zu, ohne daß er es im mindeſten geſucht, und er baute auch nichts darauf, nur meinte er in der Rede, die er den 29. Jan. 1807 in der Akademie de la gloire de Frédéric hielt, den geſunkenen Muth der Preußen durch ſtärkende Mahnungen, und die Schonung des Siegers, der Friedrichen an Glück und Feldherrngröße damals nicht unähnlich war, durch auszeichnende Beziehungen anſprechen zu müſſen. Dieſe Rede, an Kunſt und Gemüth dem Trefflichſten, was die Alten in derſelben Gattung geleiſtet haben, vergleichbar, wurde wegen einiger den Zeitumſtänden ganz angemeßnen Wahrheiten, indeß Deutſchland ſie mit Bewunderung aufnahm und Göthe ſie überſetzte, ein Anlaß zu den gehäſſigſten Verleumdungen gegen den Verfaſſer in Berlin. Man wollte es ihm nicht verzeihen, Cicero's Rolle, da Cäſar obſiegte, dem Schickſale Cato's vorgezogen zu haben. So glücklich und ſeinen Neigungen ganz entſprechend ſeine Lage in Berlin geweſen war, konnte es ihm unter ſolchen Umſtänden und Ausſichten doch nicht ſchwer werden, auf einen Ruf des Königs von Würtemberg an die Univerſität zu Tübingen, wenn auch mit weniger Gehalt und mehr Berufsarbeit, einzugehen. Schon im Frühlinge 1807 war er zum Abgange dahin bereit, erhielt aber ſeine wiederholt geſuchte Entlaſſung von Memel erſt im Oktober. Auf der Reiſe nach Tübingen erreichte ihn ein franz. Courier, der ihn ſchon dort und in Berlin aufgeſucht hatte, den 5. Nov. in Frankfurt, mit dem Befehl, ſchleunigſt nach Fontainebleau zu kommen und ein wichtiges Amt zu übernehmen. Müller, von einem Rufe, an den er ſo wenig gedacht, daß er ſogar ſeine ganze fahrende Habe, an 120 Centner ſchwer, nach Tübingen vorausgeſchickt

hatte, aufs äußerſte überraſcht, gab im erſten Erſtaunen, daß Napoleons eigne Wahl auf ihn gefallen, und in der Nothwendigkeit, ſich auf der Stelle zu erklären, die Antwort: er komme. Am 12. Nov. war er in Fontainebleau und ſchon mit ſich einig, Tübingen und die literariſche Thätigkeit jeder andern Beſtimmung vorzuziehen. Allein umſonſt wendete er ſich mit den dringendſten Gegenvorſtellungen an den Miniſter Maret; der Wille des eben in Italien beſchäftigten Kaiſers, der den Weſtphalen einen angenehmen Miniſter zu geben dachte, litt keinen Widerſpruch, und ſchon den 17. Nov. erhielt Müller zu Paris die Beſtallung als kön. weſtphäl. Miniſter Staatsſecretär. In dieſem mit Scheu und Gram übernommnen Amte mußte er am folgenden Morgen, wo der König Jerome ihm das Großkreuz des holl. Löwenordens verlieh, zu arbeiten anfangen und im December nach Caſſel gehen. Allein hier zeigte es ſich bald, wie ſehr der Beruf, dies neue Königreich zu organiſiren und Geſchäfte zu führen, zu denen eben ſo viel Jugendkraft als Gleichgültigkeit gegen das Wohl der Einzelnen erfoderlich war, ſeiner ganzen Natur widerſtrebte. Seine Geſundheit litt, mehreremale verlor er die Beſinnung, und einſt mitten in einer Unterredung die Sprache. Endlich wurden ſeine dringenden Bitten um Entlaſſung gehört und im Jan. 1808 ernannte ihn der König zum Staatsrath und Generaldirektor des öffentlichen Unterrichts. Aber auch in dieſer ſeinen Wünſchen angemeßnern Stelle ſah er ſich in den Hoffnungen, die er von der neuen Ordnung der Dinge gefaßt hatte, ſchmerzlich getäuſcht. Die Hinderniſſe, die dem Gedeihen der Wiſſenſchaft im vormaligen Königreich Weſtphalen in den Weg gelegt wurden, ſind bekannt. Anſtatt zu bauen, mußte Müller gegen gewaltſames Zerſtören ankämpfen und für ſeine Amtstreue die bitterſten Kränkungen erfahren, doch erhielt er noch manches zum Untergang beſtimmtes wiſſenſchaftliches Inſtitut durch ſeine kühne und unermüdete Gegenwirkung. So verdankt ihm Marburg ſein Beſtehen, Göttingen und Halle die Sicherung ſeiner Dotationen, und das Corps der Profeſſoren von den aufgelöſten Univerſitäten neue Anſtellungen oder Fortdauer ihres Gehalts. Deſſen ungeachtet nagte Gram und Mißmuth über verfehlte Plane, die Sorge der Schuldenlaſt, in welche ihn die letzten Veränderungen geſtürzt hatten, der herzzerreißende Anblick der unter dem franz. Geiſtesdruck um ſich greifenden Barbarei an ſeinem Leben, und brach die Kraft ſeines Innerſten, deren letzte Funken noch in der Vorrede zu der 1808 erſchienenen 1. Abthl. des 5. Bandes der Schweizergeſchichte aufflammen. Rührende Zeugen von dem Kampfe ſeines ſonſt ſo freudigen Herzens mit ſeinen Erfahrungen ſind ſeine vertrauten Briefe aus dieſer Zeit. Sein großer, bald nach ihm vollendeter Freund Heyne ſchrieb davon an Müllers Bruder: „Hätte der Kummer ein Gewicht, das ſich in Summen bringen ließe, wie viele tauſend Centner würden in dieſen Blättern auf einander liegen!“ Noch einen Troſt gab ihm die alte Anhänglichkeit und Sorgfalt ſeiner Freunde in der Schweiz. Sie machten den Plan, ihn mit einer mäßigen Penſion ins Vaterland zu ziehen, wo er ſich in unabhängiger Muße ganz der Vollendung ſeiner Schweizergeſchichte widmen ſollte. Er war bereit; die Tagſatzung, die hierüber Beſchluß faſſen wollte, verſammelte ſich den 5. Juni 1809 und erfuhr den 8. ſeinen Tod. An den Folgen ſeiner ſitzenden Lebensart und ſtarken Anſtrengung hatte Müller ſchon in frühern Jahren gelitten und ſeine gewöhnlichen Uebel, Augenweh und Rothlauf, nicht geachtet. Seit 1808 wurde er jedoch mit dem Gedan-

ken einer nahen Auflöſung vertrauter, und ſchrieb in dieſem Gefühle ſein Teſtament, das unverdächtigſte Zeugniß ſeiner Denkungsart, nieder, worin er mit der Gewiſſenhaftigkeit eines einfachen rechtlichen Bürgers ſein Haus beſtellte und über die Tilgung ſeiner Schulden verfügte. In ſolchen Sorgen, doch geſtärkt durch ungeheuchelte Frömmigkeit, ſtarb er in ſeinem 57. Jahre an einem mit Entzündung des Geſichts und unaufhörlichem Schlucken verbundnen Gallenfieber in der Frühe des 29. Mai's 1809. Seine letzten Worte waren: Alles, was iſt, iſt von Gott und Alles kommt von Gott. Bei ſeiner Beerdigung hielt der Miniſter Simeon, der nebſt dem franz. Geſandten Reinhard, dem Staatsrathsauditor von Boſſe, Müllers Secretär und den Freunden aus der alten Zeit, Dohm und Schlieffen, zu ſeinen wenigen Vertrauten in Caſſel gehörte, eine Standrede voll von Beweiſen, wie ſehr ſein Werth auch auf dem letzten Schauplatze ſeines Wirkens anerkannt ward. Müllers äußere Darſtellung war mehr einnehmend als Ehrfurcht gebietend. Eine kleine corpulente Geſtalt, ein rundes Geſicht, eine heitre erhabene Stirn und ein Paar hervorſtehende große blaue Augen voll Munterkeit und zuvorkommender Herzensgüte milderten die Ueberlegenheit ſeines Geiſtes. Mit dem Anſtande eines feinen Weltmannes, der in der Unterhaltung jeden zu erfreuen und in die angenehmſte Lage zu verſetzen wußte, verband er die aufrichtige Theilnahme des wahren Menſchenfreundes und eine Gutmüthigkeit, die oft zu freigebig im Loben und Wohlthun, oft zu raſch im Vertrauen wohl zuweilen gemißbraucht ward und ihn unfähig machte, Intriguen anzuſpinnen und Beleidigungen zu erwiedern. Beſonders nahm er ſich gern aufkeimender Talente an und ſtand mit Rath und That edlen Jünglingen bei, die ſich an ihn anſchloſſen. Der berühmte Orientaliſt von Hammer in Wien, ein junger Theolog Stäkling in Prenzlau, die Hiſtoriker Pfiſter, Verfaſſer einer Geſchichte von Schwaben, von Hormayr und Dippold, von denen der erſtere im Quellenſtudium, die beiden andern in der Manier der Darſtellung ſeine Schüler wurden, bildeten ſich unter ſeiner aufopfernden, liebreichen Leitung heran. Verheirathet war er nie, die Stelle der Weiberliebe füllten die Wiſſenſchaften und die Freundſchaft in ſeinem Herzen aus. Freund wurde er jedem Edlen und Gleichgeſinnten, der ihm nahe kam, mit ganzer Seele Die Beſten unter den Zeitgenoſſen ſtanden mit ihm in dieſem glücklichen Verhältniſſe; am nächſten ſein würdiger Bruder, der Oberſchulherr und Profeſſor Joh. Georg Müller zu Schafhauſen (Herausgeber der Werke ſeines Bruders und Verf. mehrerer trefflicher Schriften, geb. 1759, geſt. den 20. Nov. 1819), außer ihm Bonſtetten, Gleim, H. Fr. Jacobi, Herder, Heinrich Füßli, Graf d'Antraignes, Alexander v. Humboldt, Niclas Voigt, Heyne und viele andere Gelehrte und Staatsmänner. Wie redlich er es meinte, zeigen ſeine vertrauten Briefe, die im 4. bis 7. und 13. bis 18. Bde ſeiner Werke aufbewahrt ſind und einen Schatz merkwürdiger Notizen und genialer Gedanken enthalten. Daß auch der Erzherzog Johann, der bei Saalfeld gefallne Prinz Louis von Preußen und der Kronprinz von Bayern unter ſeine Freunde gehörten, gereicht dieſen Prinzen nicht weniger als Müllern zur Ehre. Allerdings blieb das Gefühl ſeines eignen Werthes nicht ohne Antheil an dieſen Bündniſſen und ſeine von Jugend auf entſchiedne Vorliebe für den Umgang der höchſten Stände, ſeine Freude an hohen Ehrenſtellen, ſein Streben nach Ruhm wurde ihm

nicht ſelten als Stolz ausgelegt. Doch wird man den nicht eitel nennen dürfen, der die Vorzüge, die er empfand und anerkannt wiſſen wollte, wirklich beſaß. Eine Vereinigung von Genialität und Gründlichkeit, von eiſernem Fleiß und ſchöpferiſcher Phantaſie, von kritiſchem Scharfſinn und willigem Glauben, von ruhigem Ernſt und glühender Empfindung, Eigenſchaften, wie ſie die Natur und der menſchliche Wille ſelten hervorbringt und noch ſeltner in einem Individuum verbindet, wurden an Müllern bewundert. In einer Zeit, die ſich entſchieden zur Oberflächlichkeit neigte, drang er in die Tiefen des Wiſſens und führte die Werke ſeiner hiſtoriſchen Kunſt auf dem Grunde und in der Farbe der Zeiten ſelbſt auf, die er beſchrieb. So entſtand die Geſchichte ſchweizeriſcher Eidgenoſſenſchaft, ein Werk, das von Anbeginn zwar nur bis auf 1489 fortgeführt, doch reich und groß genug iſt, ſeinen Verfaſſer unſterblich zu machen. Selbſtſtändigkeit, Tiefe, Vollſtändigkeit, ein reines, ſtarkes Wahrheitsgefühl, das nie einer Neigung dienſtbar ward, und eine Beſcheidenheit, die ihn auch in mancher als fabelhaft verſchrienen Quelle noch Goldkörner hiſtoriſcher Wahrheit finden ließ, zeichnen ſeine Forſchung, hohe Würde und Originalität, Leben und Feuer, gedrungene Kraft und fruchtbare Kürze ſeinen Vortrag aus. Was dieſer hier und da Dunkles und Schwerfälliges hat, muß eher Müllers Gewohnheit, aus Excerpten vorliegender Urkunden zu componiren und mit Wenigem viel zu ſagen, als irgend einer Nachahmung zugeſchrieben werden. Die durch eigne Studien erworbene Kenntniß der Kriegskunſt und die lebenvolle Anſchaulichkeit in ſeiner Beſchreibung der Schlachten iſt ganz einzig in ihrer Art und unter den Vorzügen ſeiner hiſtoriſchen Methode hervorragend das Verdienſt, die Schauplätze der Begebenheiten, Sitten und Bildungsgang der Völker, mit einem Worte, das ganze Leben der Vorwelt mit allen ſeinen Bedingniſſen in das Gebiet der Geſchichte gezogen und ihr die Würde einer Lehrerin des Menſchengeſchlechts wiedergegeben zu haben. In dieſem Sinne wollte er die Weltgeſchichte ſchreiben, und begann zu dem Ende 1781 alle Alten, deren die meiſten und beſten ſchon ſeine Vertrauten waren, von Moſes und Homer an nach der Zeitfolge in den Urſprachen zu leſen und hiſtoriſche Materialien daraus zu excerpiren. Bei dieſem großen Unternehmen ging ihm aus der Lectüre der bibl. Schriften über den unendlichen Werth der poſitiven Religion und des Chriſtenthums inſonderheit, welchen ihm ein Anfall von Aufklärerei und der Verkehr mit der franz. Literatur ſeit 1771 in Etwas verſchattet hatte, ein neues Licht auf, und die Begeiſterung der Religioſität, die ihn damals ergriff, reifte in der Schule der Erfahrung zu der innigen, unerſchütterlichen Frömmigkeit heran, die ſeinem nie unterlaßnen Morgengebete erfriſchende Kraft, ſeinem Innern die Weihe eines heiligen Ernſtes und ſeinem Leben mit der Welt die bei großen Genien neuerer Zeit oft vermißte feſte Haltung des guten Chriſten und ehrlichen Mannes gab. So durchwandelte er mitten unter den Geſchäften und Zerſtreuungen ſeiner äußern Verhältniſſe, ohne der Gegenwart jemals fremd zu werden, beharrlichen Schrittes das Gebiet der hebräiſchen, griech. und römiſchen Literatur, die Reihen der Kirchenväter und der Schriftſteller des Mittelalters im Orient und Occident, und hatte eben, durchgedrungen bis auf die Periode der Reformation, den 1833. Autor excerpirt, als der Tod dieſe unermeßliche hiſtoriſche Vorarbeit, deren Ertrag bei 17,000 enggeſchriebene Folioſeiten anfüllt, unterbrach. Dieſem Hauptgeſchäfte ſeines Lebens, auf welches der Plan

ſeiner geſammten geiſtigen Thätigkeit gebaut war, verdankte er eine Gelehrſamkeit, in der kein Hiſtoriker ſeiner Zeit ihm gleichgekommen. Die bekannten Jahrtauſende der Vergangenheit waren in ſeinem bewunderungswürdigen Gedächtniſſe vollkommen geordnet, eine Welt von Thatſachen und Daten ſtand vor ſeiner Einbildungskraft in lebendiger Gegenwart wie Erinnerungen von geſtern, und in der Schweiz gab es kein Dorf, kein adeliches Geſchlecht, deſſen Geſchichte er nicht wußte. Bei ſolch gründlichem Wiſſen des wirklich Geſchehenen und einer gereiften Einſicht in den Zuſammenhang aller menſchlichen Dinge konnte ſein Widerwille gegen die Metapolitik revolutionärer Staatskünſtler und gegen den Terrorismus philoſophiſcher Conſtruenten in der Geſchichtſchreibung nicht befremden. Gegen den Mißbrauch, den ihre ſcholaſtiſche Spitzfündigkeit mit dem Schiboleth der allgemeinen Principien der höhern Kritik und der innern Gründe auf dieſem ihm eigenthümlichen Gebiete trieb, hat er, obwohl voll Achtung für wahre Philoſophie, und der Unzulänglichkeit ſeines Talents zu ſpeculativen Forſchungen gern geſtändig, ſich laut und ſtark erklärt. Es ſcheint daher mehr das Bemühen, den Widerſpruch gegen eigne Anſichten zu rächen und eine überlegene Größe herabzuwürdigen, als vorurtheilsfreie Einſicht in das Weſen der echten hiſtoriſchen Kunſt und redlicher Wahrheitsſinn geweſen zu ſein, was dem allzuſcharfſichtigen Woltmann in ſeiner ſonſt geiſtvollen Schrift über Joh. von Müller, Berl. 1810. 8. die Feder geführt hat. Gerechter und mit mehr Achtung gegen das Heiligthum eines edlen Gemüths haben Heeren, in ſeiner Schrift: Müller, der Hiſtoriker, Leipz. 1809, und der Akademiker Roth zu München in ſeiner Lobſchrift auf Müller das Verdienſt und die Mängel dieſes großen Geſchichtſchreibers gewürdigt, den der Parteigeiſt und die Unbilligkeit einiger kritiſchen Blätter wohl verkleinern, aber noch keiner unter den Zeitgenoſſen erreichen konnte. Mit den unſterblichen Alten, unter denen Müller dem Thucydides am nächſten ſteht, wird er die Periode, wo es Mode ward, gering von ihm zu denken, überleben und bei der Nachwelt das Bedauern erwecken, daß er mitten in der Entwickelung der größten Idee, zu der die Muße der Geſchichte begeiſtern kann, hinweggerafft wurde, ohne einen Erben ſeines Geiſtes, ſeiner Kenntniſſe und Entwürfe zu hinterlaſſen. Sein Bildniß ſteht vor dem 75. Bde der Allg. d. Bibl. und vor dem 9. St. d. Journ. von u. für Deutſchl. 1789. und vor dem 1. Bde der Ausg. ſ. ſämmtl. Werke. Tüb. 1810—19. 27 Bde. E.

Müller (Joh. Gottwerth), geb. am 17. Mai 1744 zu Hamburg, früher Buchhändler zu Itzehoe in Holſtein, wo er jetzt als Privatgelehrter lebt, war in den achtziger Jahren des vorigen Jahrh. einer unſerer geleſenſten Romanendichter. Sein Kreis iſt der des täglichen Lebens, welches er im Siegfried von Lindenberg (zuerſt 1779), im Ringe (1777) und in den komiſchen Romanen aus den Papieren des braunen Mannes (1784 ff. 8 Bde), ſtets in den Schranken ſittigen Anſtands ſich haltend, mit vieler Wahrheit und Natürlichkeit, oft auch mit Witz und guter Laune ſchildert. Aber ſeine Wahrheit verſchmäht mit zu großer Sprödе den Reiz der Erfindung und Mannigfaltigkeit, ſeiner Natürlichkeit fehlt es an Anmuth, und, den Zweck der Belehrung zu ſehr im Auge behaltend, ermüdet er oft durch langweilige moraliſche Digreſſionen. Weniger lebendige Darſtellung und eine unerfreuliche Eintönigkeit bereiteten ſeinen ſpätern Schriften (Selim der glückliche, 1792, Friedrich Brack 1793 u. a.) eine ſo kalte Aufnahme, daß über ihren Mängeln

das Verdienſtliche ſeiner frühern Werke faſt vergeſſen worden zu ſein ſcheint.

Müller (Joh. Gotth. von), Profeſſor um Ritter in Stuttgart, einer der trefflichſten jetzt lebenden Kupferſtecher Deutſchlands, wurde im J. 1747 zu Bernhauſen in Würtemberg geboren. Seine Neigung zur Kunſt führte ihn frühzeitig von der Theologie, der er ſich widmen ſollte, ab, und nach Stuttgart. Da ſein großes Talent ſich bald entwickelte, ſo erhielt er kurz darauf vom damaligen Herzog einen Gehalt, der ihn in den Stand ſetzte, 1770 nach Paris zu gehen. Hier machte er unter unſers berühmten Landsmannes Wille Leitung die ſchnellſten Fortſchritte. Sechs Jahre ſpäter nahm ihn die dortige Akademie zu ihrem Mitgliede auf, bei welcher Gelegenheit er die Bildniſſe der beiden Profeſſoren dieſer Akademie, des Lerambert und Galoche, als Receptionsblätter lieferte. Gleich darauf rief ihn der Herzog nach Stuttgart zurück, und ernannte ihn zum Profeſſor der daſigen Kunſtſchule. Hier lieferte Müller von Zeit zu Zeit die Meiſterwerke, durch die er ſich berühmt gemacht hat. Vor allen verdient den Vorzug ſein Bildniß Ludwigs XIV., welches in Hinſicht der Reinheit und Zartheit des Grabſtichels, der netten Ausführung und der vortrefflichen Haltung den Berwikſchen Kupferſtich noch übertrifft, ungeachtet man letztern hinſichtlich der Aehnlichkeit vorziehen will. Seine Hauptblätter im hiſtoriſchen Fache ſind: das Treffen bei Bunkershill, wobei Gen. Waren ſein Leben verlor, nach einer Zeichnung Trumbulls; und die Madonna della Sedia, nach Rafael, die er für das Muſée françois lieferte. Für das Beckerſche Auguſteum hat Müller ebenfalls mehrere Blätter gearbeitet. In der, von ihm in Stuttgart geſtifteten Kupferſtecherſchule haben ſich mehrere treffliche Künſtler gebildet; vorzüglich ſein Sohn. (ſ. d. fg. Art.)

Müller (Joh. Fried. Wilh.), des Vorigen Sohn, kön. würtemberg. Hofkupferſtecher und Profeſſor an der kön. ſächſ. Akademie der Künſte in Dresden, war geb. zu Stuttgart den 11. Dec. 1782. Schon in ſeinem zweiten Lebensjahre untergruben die bösartigſten Pocken ſeine Geſundheit und ließen den Keim einer unheilbaren Kränklichkeit zurück, die ſich ſchon in ſeinen Jünglingsjahren als Hypochondrie äußerte. Aber dieſe Hinderniſſe hemmten keineswegs die frühe Entwickelung ſeines tiefgreifenden lebendigen Geiſtes. Er beſuchte das Gymnaſium zu Stuttgart bis zu ſeinem 18. Jahre, und empfing nebenher von ſeinem Vater Unterricht in der Geometrie und Perſpective. Immer mehr neigte er ſich aus freiem Triebe der Kunſt zu. Seine Verſuche mit dem Grabſtichel gelangen über Erwarten, wie eine Copie nach Edelink und eine zweite nach Macret bezeugt. Gleich darauf ſtach er das bekannte Porträt von Hufeland, nach Tiſchbein. Aber nicht auf das kunſtgerechte Eingraben in Kupfer beſchränkte er ſich, er hatte nach ſeines Vaters Anweiſung und Vorgang das Zeichnen für den noch wichtigeren Theil ſeiner Kunſt erkannt und wandte allen Fleiß an, ſich immer mehr darin zu vervollkommnen. Zwanzig Jahre alt ging er nach Paris, um dort den akademiſchen Unterricht zu genießen. Sein brennender Eifer für die Kunſt verleitete ihn hier ſchon zu übermäßigen Anſtrengungen, deren Folge eine ſehr bedenkliche Erſchlaffung ſeines Geiſtes und Körpers war. Ein wackerer Freund, der Mahler Kymli, rettete ihn damals, indem er ihn theils durch ländliche Freuden zerſtreute, theils ihm durch leichtere Beſchäftigungen mit der Oelmahlerei Unterhaltung verſchaffte. Müller mahlte zu jener Zeit drei Bildniſſe nach der Natur, darunter ſein eignes, und hatte den für

ſeine Kunſt ſo unſchätzbaren Vortheil davon, die Eigenthümlichkeiten der Oelmahlerei practiſch kennen zu lernen. So geſtärkt und an Kenntniſſen bereichert, kehrte er nach Paris zurück und ſtach für das Musée de Paris die Vénus d'Arles, und für Robillard eine moderne Statue, mit der Unterſchrift La Jeunesse. Bei der letztern erfand er eine höchſt glückliche Manier, das Eigenthümliche des Marmors im Kupfer nachzuahmen und auszudrücken. Im J. 1805 mahlte und ſtach er das Bild des Kronprinzen, jetzt Königs von Würtemberg, fing zugleich den ſo berühmt gewordnen Johannes nach Dominichino an, zeichnete die heil. Cäcilia nach demſelben Meiſter, die nachher ſein Vater in Kupfer ausführte. Im J. 1806 ging er wieder nach Stuttgart und beendigte ſeinen herrlichen Johannes. Im J. 1808 ward ihm von dem Kunſthändler Rittner in Dresden der Antrag zu dem großen Werke gemacht, das ihn bis an das Ende ſeines Lebens beſchäftigte. Durchdrungen von der Größe dieſer Unternehmung beſchloß er, ihr ſeine ganze Kraft, ſein ganzes Talent zu widmen, zuvor aber die Kunſt aufs neue an der Quelle ſelbſt, in Italien, zu ſtudiren. Seinen Weg dahin nahm er über Dresden und Wien. Die Zeichnung, welche er von der Rafaelſchen Madonna aus Dresden erhalten hatte, genügte ſeinem geübten Auge nicht; ſeine eignen Studien nach dem Original bezeugen, wie er nicht nur den äußern Umriß treu, ſondern auch das Eigne der ganzen mahleriſchen Schöpfung im Geiſte des Urbildes wieder zu geben ſtrebte. Eingeweiht in alle Tiefen der Kunſt kehrte er 1809 aus Italien zurück und unternahm ſogleich das wahrhaft unermeßliche Werk, das ſein raſtloſer Fleiß bald ſichtbar förderte. Manches liebliche Bild fertigte er nebenher und gleichſam zur Erholung, als die Bildniſſe von Jacobi, Schiller (nach Danneckers coloſſaler Büſte) und Hebel (nach dem Leben), und ein größeres Blatt, Adam und Eva, nach einem Rafaelſchen Deckengemählde in den vaticaniſchen Logen. Im J. 1814 erhielt er einen Ruf an die Kunſtakademie in Dresden, den er um ſo lieber annahm, als er dort im täglichen Anſchauen des herrlichen Urbildes ſeine große Kupferplatte vollenden konnte, und die Hoffnung hatte, durch Unterricht auch Andern zu nützen. Leider ſollte ſeine Wirkſamkeit nur von kurzer Dauer ſein. Sein Lieblingswerk mit allen Vollkommenheiten auszuſtatten, erſchöpfte er auch den letzten Funken von Geiſtes- und Körperkraft. Um ſo empfindlicher berührten ihn die äußern Verhältniſſe. Mit Vollendung jenes Werks hörte auch für ihn die Möglichkeit zu arbeiten, ja zu leben auf. Eine gänzliche Verzehrung, in der er faſt ganz ohne Nahrung hinſchmachtend einem Träumenden, von dunkeln Phantaſien Bewegten glich, löſte ſeinen Organismus auf. Er ward der Pflege eines eben ſo berühmten als liebreich bemühten Arztes auf dem Sonnenſtein bei Pirna übergeben, und wirklich fing man an, einige Hoffnung der Geneſung zu faſſen, als er am 3. Mai 1816 entſchlief. Sein Werk, von dem er keinen Abdruck ſah, wird ſtets als ein Edelſtein in den Sammlungen der Liebhaber und Kenner glänzen und vielleicht nie übertroffen werden. Er hinterließ eine Frau, eine Nichte von Dannecker, mit der er ſich 1811 verheirathet hatte, und zwei Kinder. Ein chronologiſches Verzeichniß ſämmtlicher von ihm in Kupfer gebrachten Werke, nebſt einigen ſeiner hinterlaſſenen Zeichnungen, ſiehe im Tübinger Morgenblatt, Kunſtblatt Nr. 1., Jahrg. 1817; vergl. mit Nr. 7., 1816, und Morgenblatt, Nr. 290. 1816.

Müller (Friedr.), unter dem Namen Mahler Müller bekannt, verdient als Mahler, Kupferſtecher und Dichter eine rühmliche Auszeichnung. Er iſt 1750 zu Kreuznach geboren, ſtand früher in herzogl. zweibrückſchen Dienſten, und gab ſchon von ſeinem 18. Jahre an mehrere Sammlungen radirter Blätter heraus. Sie ſtellen meiſt Thiere, Compoſitionen in niederländiſchem Geſchmack, Hirtenſcenen u. ſ. w. vor, und wurden wegen ihrer originellen Ideen und der Freiheit der Behandlung mit ziemlichem Beifall aufgenommen. Im J. 1776 ging er nach Rom, um ſeine angefangnen Studien als Künſtler fortzuſetzen. Dort ſtudirte er beſonders nach Michel Angelo. Allein auch er ſcheint an dieſer, für junge Künſtler ſo gefahrvollen Klippe geſcheitert zu ſein. „Die Nachahmer des Michel Angelo pflegen faſt allemal, anſtatt der wirklichen ächten Großheit ſeines Styls, blos ſeine Manier aufgreifend, ins Uebertriebene zu verfallen." So kam es, daß die Hoffnung, welche ſein Talent früher erweckte, nicht ganz erfüllt wurde. Seine ſpätern Arbeiten, welche ſich durch wilde romantiſche Ideen auszeichnen, haben wenig Beifall gefunden. Deſto größere Verdienſte hat ſich Müller als Dichter erworben, ungeachtet auch ſie nicht ſogleich und nach Verdienſt anerkannt worden ſind. Zu einer Zeit, wo ſich unſre Literatur in einer faden Langweiligkeit gefiel, und wo die Dichtkunſt größtentheils in eine verſificirte Proſa ausgeartet war, trat unter den kräftigen Geiſtern, welche einen neuen Schwung in unſere Literatur brachten (Göthe, Bürger, Herder, Stolberg, Heinſe, Klinger), auch unſer Müller auf, welcher mit den meiſten der Genannten in vertrautem Verhältniß lebte. Als er, noch in den 70ger Jahren, einige ſeiner Gedichte bekannt machte, ſchienen ſeine Poeſien noch zu früh gekommen zu ſein; ſie wurden nur unter großem Widerſtreit und mit getheiltem Beifall aufgenommen. Erſt ſpäterhin und nachdem Müller mit ſeinen, nunmehr geſammelten Poeſien (Mahler Müllers Werke, 3 Bde, Heidelb. 1811.) aufs neue hervorgetreten iſt, hat man ſein Verdienſt gebührend gewürdigt. Schon unter ſeinen Idyllen findet man einige vortreffliche Stücke, wie z. B. die ächt deutſchen, „Ulrich von Koßheim," „die Schafſchur," und „das Nußkernen." Allein ſeine Meiſterwerke bleiben doch die „Niobe," ſodann „Fauſt," und ſeine „Genovefa;" Dichtungen, welche neben Göthes und Tiecks Bearbeitungen in eignem Werthe beſtehn und ſeine ſchöpferiſche Kraft beurkunden. In ihnen findet man eine hinreißende Kraft, Begeiſterung der Leidenſchaft und große Charakterzeichnung, freilich mitunter etwas wild und fragmentariſch. (Vgl. Schlegels deutſ. Muſeum, Sept. Heft, 1813. S. 247.) Müller lebt gegenwärtig in Rom, und beſchäftigt ſich beſonders damit, die dorthin kommenden Fremden als Führer mit den Werken der Kunſt vertrauter zu machen.

Müller (Adam), vorzüglich durch ſeine Vorleſungen und Schriften über Gegenſtände der Staatskunſt bekannt, iſt geb. den 30. Junî 1779 zu Berlin, erzogen, wiſſenſchaftlich vorgebildet und für das Studium der Theologie beſtimmt von ſeinem mütterlichen Großvater, dem als Orientaliſten und Ueberſetzer des Hiob und Joſias bekannten Prediger Cube zu Berlin; dann des Philologen Wetzel (durch ſein antiquariſches Lexicon und mehrere Ausgaben des Cicero bekannt), hierauf Gedike's, Spaldings und Heindorfs Schüler. Durch die Leidenſchaft für das Studium der damals herrſchenden Philoſophie von den poſitiven Wiſſenſchaften abgeleitet, führte ihn in ſeinem 18. Jahre die Freundſchaft von Friedr. Gentz zu dem beſſeren Intereſſe an den großen politiſchen Begebenheiten der Zeit zurück. So betrat er in

ſeinem 19. Jahre ſeine dreijährige akademiſche Laufbahn in Göttingen. In dem Studium der Rechte gab ein gelegentlicher Zweifel Hugo's an der Haltbarkeit der Idee des abſoluten Eigenthums ſeinem ganzen Studium eine neue Richtung. Er fühlte die Nothwendigkeit, das deutſche und das Lehnsrecht, und das brittiſche Privatrecht neben dem röm. nicht zu verſäumen. Burke's Werke griffen um dieſe Zeit mächtig und nachhaltig in ſein Leben: ſo entſtanden die Vorleſungen gegen die franz. Revolution und für die Sache der alten Ordnung von Europa, die er im J. 1800 zu Göttingen einigen ſeiner Freunde hielt. Aehnliche Forſchungen führten in die Philoſophie des Rechts, ſo zur Idee des *Gegenſatzes*, als der Grunderſcheinung der Welt, daher nach ſeiner Rückkehr nach Berlin zum Verkehr mit Naturforſchern und zu einem zweijährigen Studium der Naturwiſſenſchaften, das den bürgerlichen Fortkommen eben nicht günſtig war. Zurückgeführt durch Gentz betrat er den Dienſt als Referendarius der churmärk. Kammer in Berlin. Aber der einmal begonnene wiſſenſchaftliche Trieb konnte durch die damalige preuß. Cameralverfaſſung nicht niedergehalten werden. Eine Reiſe nach dem Norden, nach Schweden und Dänemark, und hierauf ein zweijähriger Aufenthalt auf dem Lande in Polen mußten ihm die contemplative Ruhe gewähren, um alle ſeine politiſchen, wiſſenſchaftlichen und religiöſen Ueberzeugungen in Uebereinſtimmung zu bringen. Entſchloſſen, unter der allgemeinen Unterdrückung an die Ausarbeitung großer und umfaſſender Werke in der ländlichen Einſamkeit ſeines Aufenthaltes in Polen ſein Leben zu ſetzen, begab er ſich, um Gentz noch einmal wiederzuſehen, nach Wien, trat am 31. April 1805 zur römiſch-catholiſchen Kirche über, und kehrte an dem darauf folgenden Tage zu ſeinem ländlichen Aufenthalte zurück. Aber die größere Wendung, welche die Angelegenheiten von Europa in demſelben Jahre nahmen, ließen ahnen, daß auch der practiſchen Wirkſamkeit noch nicht alle Ausſicht verſchloſſen ſei. Adam Müller begab ſich nach Dresden, wo er großentheils im Umgange von Gentz drei Jahre verlebte und Anfangs des J. 1806 ſeine Vorleſungen über die deutſche Literatur, 1807 ſeine Vorleſungen über die dramatiſche Poeſie, 1808 dergleichen über die Idee der Schönheit, und 1809 über das Ganze der Staatswiſſenſchaften hielt. Sie ſind ſämmtlich gedruckt; die letzteren unter dem Titel: *Elemente der Staatskunſt*. Sein Antheil an dem Kriege von 1809 trieb ihn von Dresden nach Berlin. Von den damaligen preuß. Miniſtern wie ſpäterhin von Hardenberg mit Auszeichnung behandelt, konnte unter den gegebenen politiſchen Verhältniſſen dennoch ſeine Anſtellung nicht erfolgen: außer ſeinen *Vorleſungen über Friedrich II.*, hat er während dieſes zweijährigen Aufenthaltes durchaus in keiner öffentlichen Beziehung geſtanden. Im Mai 1811 ging er nach Oeſterreich, lebte dort durch zwei Jahre, mit dem Wohlwollen und der Freundſchaft des Erzherzogs Maximilian von Oeſterreich-Eſte beehrt, in deſſen Hauſe für die Wiſſenſchaften und einem Cirkel auserleſener Freunde. Im Frühlinge des J. 1812 hielt er vor einer Verſammlung von mehrern hundert Perſonen, Vorleſungen über die Beredſamkeit. Das glückliche J. 1813 berief ihn zur öffentlichen Wirkſamkeit. Er wohnte als k. k. Landescommiſſär und tyroliſcher Schützenmajor der letzten Befreiung von Tyrol bei. 1814 ward er als Regierungsrath und erſter Referent in allen Organiſationsangelegenheiten dieſes Landes verwendet, bis er, im April 1815 vom Fürſten Metternich nach Wien berufen, dem Feldhoflager des Kaiſers nach Heidelberg und Paris folgte.

Dort ernannte ihn der Kaiſer zu ſeinem Generalconſul in Sachſen, welche Stelle er noch gegenwärtig bekleidet. Zugleich iſt er kaiſ. öſtr. Geſchäftsträger an den herz. Anhaltiſchen und fürſtl. Schwarzburgiſchen Höfen. Er wohnt zu Leipzig und redigirte hier ſeine 1816 begonnenen und 1818 geſchloſſenen Staatsanzeigen. Im J. 1819 wohnte er den Miniſterial-Conferenzen in Carlsbad, hierauf denen in Wien bei. Seine neueſte Schrift: Von der Nothwendigkeit einer theologiſchen Grundlage der Staatswiſſenſchaft und der Staatswirthſchaft, erſchien zu Leipz. 1819. Auch ſtehn von ihm Beiträge im wiener deutſchen Beobachter, in Fr. Schlegels Concordia, in den Zeitgenoſſen (Franz I. Kaiſer von Oeſterreich und Horner) und in andern Zeitſchriften.

Müller (Adam, mit dem ganzen Namen Johann Adam), ein 1770 zu Meckesheim im Großherzogthum Baden geborner Landmann, der als Prophet Aufſehn gemacht hat. Er wurde chriſtlich erzogen. Nach ſeiner Angabe war er neunzehn Jahr alt, als ſein Vater plötzlich ſterben wollte, auf ſein inbrünſtiges Gebet zu Gott, denſelben nur noch vier Jahre leben zu laſſen, aber wieder zum Leben erwachte. Wirklich ſtarb derſelbe gerade vier Jahre ſpäter. Nach ſeines Vaters Tode diente er als Knecht und heirathete. Er führte ein ordentliches und gottesfürchtiges Leben. In der Neujahrsnacht 1805 hatte er zuerſt eine Erſcheinung, welche ihm den bevorſtehenden Krieg offenbarte; dieſelbe Erſcheinung hatte er 1806. Im J. 1807 aber erſchien ihm ein Greis in Lichtgeſtalt, der ihm befahl, zum Kaiſer von Rußland und Könige von Preußen zu gehn, und ihnen zu ſagen, daß ſie thun ſollten, wie im Propheten Jeſaias, Cap. 58 — 64. ſtünde. Derſelbe fügte noch mehrere Vorherſagungen hinzu, zeigte ihm den Weg an u. ſ. w. Auf die wiederholte Erſcheinung dieſes Geſichts machte Müller ſich, wie er ging und ſtand, in Gottes Namen auf den Weg, und kam glücklich nach Königsberg. Er ward vor den König und die Königin gelaſſen und vollzog ſeinen Auftrag; dann ging er nach Memel, wo er beinahe ein Jahr blieb, während welcher Zeit er in vielen vornehmen Häuſern Auslegungen aus der Bibel machte, und noch mehrere Erſcheinungen hatte, welche ihm die Zukunft deutlicher zu erleuchten ſchienen. Viele ſeiner damaligen Prophezeihungen ſind aufgeſetzt worden und ſcheinen allerdings eingetroffen zu ſein; andre ſind es augenſcheinlich nicht. Müller kehrte darauf in ſeine Heimath zurück, wo er auf ſeinem Hofe blieb. Seine prophetiſche Gabe hatte ihm einen ſolchen Ruf erworben, daß er in der verhängnißvollen Zeit ſeit 1812 täglich von Vornehmen und Niedern beſucht und befragt wurde. Als der König von Preußen nach Heidelberg kam, begab ſich Müller zu ihm, um ihm Glück zu wünſchen und ihn an ſeine Vorherſagungen zu erinnern. Wir übergehen ſeine ſpätern Erſcheinungen und die darauf gegründeten Prophezeihungen und fügen nur hinzu, daß die Vereinigung der Religionen, die Theilung Frankreichs in vier Theile, die Erbauung einer Bundesſtadt u. dgl. ſeine ſtets wiederkehrenden Gedanken ſind, und daß er im November 1816 abermals nach Berlin ging, und dem König von Preußen mehreres prophezeihet haben ſoll. Die Meinungen über dieſen räthſelhaften Mann ſind ſehr getheilt; einige Vorherſagungsgabe möchte ihm nicht ganz abzuſprechen ſein. Genauer ſchildert ihn die Schrift: Geſchichte, Erſcheinungen und Prophezeihungen des J. A. Müller, aus ſeinem eigenen Munde aufgeſetzt, womit die Schrift von Hoffbauer: J. A. Müller der Prophet und ſein Vater ꝛc. Halle 1817 zu verbinden iſt.

Müllner (Amandus Gottfried Adolph, K. preuß. Titul. Hofrath, einer der vorzüglichſten jetzt lebenden dramatiſchen Dichter, geb. zu Langendorf bei Weißenfels d. 18. Oct. 1774, der einzige Sohn des Amtsprocurators Heinrich Adolph Müllner. Seine Mutter war die Schweſter des berühmten Bürger. Er erhielt ſeinen erſten Unterricht auf der Stadtſchule zu Weißenfels, und las in ſeinem eilften Jahre Wielands Oberon, über welchen er gerathen war, mit dem größten Eifer und Verſäumung ſeiner Schulſtunden durch. Im J. 1789 bezog er die Fürſtenſchule Pforta, wo ſein Lieblingsſtudium die Mathematik war. Sein Lehrer in dieſer Wiſſenſchaft, der noch lebende Schmidt, hielt auch Vorträge für freiwillige Zuhörer über deutſche Dichtkunſt, worin er beſonders Proſodie und Reimlehre entwickelte. Dieſe zogen Müllnern vorzüglich an, und reizten ihn zum Leſen deutſcher Dichter, ſo wie zu eignen Verſuchen in deutſcher Verskunſt, welches ſeine übrigen Lehrer ſehr mißbilligten. Daß ihn zu gleicher Zeit die trockne Mathematik und die Dichtkunſt anzog, bewies er dadurch, daß er (etwa im 16. Jahre) die Entſtehung der elliptiſchen Curve (der Planetenbahn) aus der Kreislinie in gereimten Verſen beſang. Während ſeiner Schuljahre war er mehreremale im Hauſe ſeiner Aeltern zugleich mit Bürger anweſend. Einen tiefen Eindruck machte es auf ihn, als dieſer bei einer freundſchaftlichen Veranlaſſung ſeine Ballade Lenore mit dem ihm eignen Feuer recitirte. Bürger, der dies bemerkte, wurde dadurch ſeinem jungen Neffen geiſtig näher gebracht, und ſchrieb ihm über mehrere poetiſche Verſuche, die ihm Müllner nach Göttingen ſendete, unter andern über eine Ueberſetzung der Horaziſchen Ode an den Blanduſiſchen Quell, nebſt Anmerkungen. Hierdurch veranlaßt, äußerte ihm Bürger ſchriftlich: „Ich geſtehe dir gern, daß ich in deinen Jahren ſo weit noch nicht war; aber ich glaube, wer in voller Jugendkraft ſo viel Mühe und Fleiß auf die Ueberſetzung eines fremden Gedichts wenden kann; der hat ſelten viel eigne Erfindung.“ Dieſe Aeußerung wirkte entmuthigend auf den Schüler, und er gab von dieſer Zeit an alle Verſuche in der Dichtkunſt, bis auf unbedeutende Gelegenheitsverſe, auf; nicht ſo die Lectüre von Schillers Dichterwerken, die ihn am meiſten befriedigten. 1793—97 ſtudirte er in Leipzig die Rechte und lernte im Schauſpielhauſe Shakſpeare's Werke in Schröders Bearbeitungen kennen. Von 1797 arbeitete er als überzähliger Actuarius im Amte Delitzſch bei Leipzig, zog aber 1798 nach Weißenfels und begann dort als Advokat zu practiciren. Jetzt wurde ihm die dramatiſche Kunſt ganz aus den Augen gerückt. Er verheirathete ſich 1802. Im J. 1803 ſchrieb er Erinnerungen über den eben im Druck erſchienenen Entwurf einer neuen Gerichtsordnung für Churſachſen, unter dem Titel: Modeſtinus 60 Gedanken über den Entwurf ꝛc. (1804 bei Hennig in Greitz gedruckt). Auch war er ſeitdem Mitarbeiter mehrerer literariſchen Inſtitute im juriſtiſchen Fache. Im J. 1805 erwarb er ſich durch Vertheidigung einer Diſſertation, ad LL. 10 et 24. C. de procurat. in Wittenberg die Doctorwürde. Das für Norddeutſchland verhängnißvolle Jahr 1806 brachte ihn auf das Studium der franzöſiſchen Sprache, die ihm bis dahin völlig fremd geblieben war, und aus deren Claſſikern er von nun an häufig überſetzte. Sobald er ſie ohne Wörterbuch verſtand, zogen ſie ihn wenig mehr an. Er nahm ſchon 1808 wieder an der Rechtswiſſenſchaft lebhaften Antheil, und ſchrieb im Gefühle der geiſtloſen Handwerksmäßigkeit, womit er die Urtheilsfabrikation betrieben ſah, die allgemeine Elementarlehre der

richterlichen Entſcheidungskunde (Leipzig 1812). — Das Hoftheater von Weimar, welches zur Sommerzeit zu Lauchſtädt ſpielte, weckte in ihm die Neigung zur Ausübung der Bühnenkunſt, und ein Privattheater, welches er im J. 1810 in Weißenfels errichtete, wurde die Veranlaſſung, daß er ſich als Luſtſpieldichter verſuchte. Er ſchrieb das kleine Stück: der angoliſche Kater, dann (nach Voltaire) die Zurückkunft aus Surinam, ſpäter (1811) die Vertrauten, welche zuerſt auf dem Burgtheater in Wien großen Beifall erhielten; (1812) die Zweiflerin, oder die gefährliche Prüfung (ſ. Spiele für die Bühne, Leipz. 1815 und Almanach für Privatbühnen, Leipz. 1817). Um dieſe Zeit machte das genannte Privattheater auf Müllners Veranſtaltung einen Verſuch im Tragiſchen durch die Aufführung des vierundzwanzigſten Februars von Werner. Die Beſchäftigung mit dieſem Gedichte, welches eine vorherrſchende Richtung auf das Schickſalsprincip enthält, führte ihn zum Nachdenken über die antike und moderne Tragödie. Aus derſelben ging im Mai 1812 ſeine erſte Tragödie, der neun und zwanzigſte Februar, hervor. Dieſe verſchaffte ihm Ifflands perſönliche Bekanntſchaft, der wiederhohlt in ihn drang, eine Tragödie zu dichten, die den Theaterabend füllen möchte. Eben damals beſchäftigte Müllnern eine in Eduard Henke's Schrift über die Strafrechtstheorie aufgeworfene Frage, ob es nicht Verbrecher gebe, deren überſinnliche Exiſtenz nur auf Koſten der ſinnlichen zu retten, und auf welche die Bemerkung des Seneca anwendbar ſei: ingeniis talibus vitae exitus remedium est, optimumque est abire ei, qui ad se nunquam rediturus est. Dieſer Zufall gab ihm den Hauptgedanken ſeiner zweiten Tragödie, die Schuld, die in dem Monat October 1812 angefangen und vollendet wurde. Sie erſchien zuerſt ebenfalls auf dem Burgtheater in Wien (im April 1813) und hat auf den erſten deutſchen Theatern den ausgezeichnetſten Beifall erhalten. Auch erſchien ſie in Leipzig 1816 im Druck, und erhielt trotz zweier Nachdrücke im erſten Halbjahre die zweite Auflage. Eine dritte iſt bald auf die zweite gefolgt. Bald nach der Schuld ſchrieb Müllner das Luſtſpiel, die großen Kinder, und ein Duodrama, der Blitz, desgleichen ein kleines Luſtſpiel: die Onkeley. Der Umſtand, daß Müllner den Weltbegebenheiten von Lützen und Leipzig im J. 1813 ſo nahe wohnte, und während des großen Kampfes zwiſchen Heldenthum und Königthum die innere Welt des Dichterthums anſchaute, ſcheint ſeiner dritten Tragödie von der heroiſchen Gattung König Yngurd das Daſein gegeben zu haben. Sie iſt im Druck erſchienen, Leipzig bei Göſchen 1817 (2te Aufl. 1819). Im J. 1820 erſchien ſeine Albaneſerin, ein Trauerſpiel in 5 Aufz. Die Eigenthümlichkeit dieſes Dichters beſteht nach dem, was ſich aus ſeinen Werken abnehmen läßt, in einer vorzüglichen Macht des Gedankens, und einer Tiefe der Reflexion, welche ihn meiſtens zu großen, zum Theil wahrhaft originellen Anſichten der Welt und des Lebens führt. In ſeinen Tragödien herrſcht ein ſtrenger, oft düſtrer Ernſt, allein ſie zeichnen ſich aus durch eine ſinnreiche Erfindung der Fabel und geſchickte Behandlung derſelben zu Verſinnlichung des Hauptgedankens, durch feſte Charakterzeichnung, und durch eine würdige, gediegene, ächtpoetiſche Diction, welche ſich nur zuweilen zu ſehr ans Epigrammatiſche wendet, dafür aber oft durch glänzende Bilder und ergreifende Wendungen überraſcht. In ſeinen Luſtſpielen iſt das Sinnvolle der Erfindung und Compoſition

verbunden mit einem ſcharfen, oft ſatyriſchen Witze, und einer fein gearbeiteten Ausführung des Einzelnen. Sie ſind meiſtens in Verſen geſchrieben, welche der Dichter geſchickt zu behandeln weiß. Vielen derſelben liegen franzöſiſche Originale zum Grunde, aus denen jedoch meiſtens nur die Hauptidee entnommen worden. Außerdem darf Müllner auch als ein ſcharfer aber auch ſcharfſinniger Kunſtrichter, beſonders im dramatiſchen Fache genannt werden. Die Zeitung für die eleg. Welt, die halliſche Lit. Zeitung, das Morgenblatt u. a. Zeitſchriften enthalten viel geiſtreiche Aufſätze dieſer Art, darunter mehrere gelungene ſatyriſch-humoriſtiſche Darſtellungen. Im J. 1820 übernahm er die Redaction des mit dem Morgenblatt verbundenen Literaturblattes. Ueber ſeine literariſchen, nur zu oft ins Perſönliche und Gemeine von ihm herabgezogenen Streitigkeiten, ſ. d. Anhang zum X. Bde. dieſes Lexicons.

Multipliciren, heißt in der Rechenkunſt eine Zahl ſo vielmal nehmen, als eine andere anzeigt. Z. B. 3 mal 4 iſt 12. Hier wird die Vier ſo vielmal genommen, als Einheiten in der drei enthalten ſind. Das Zeichen der Multiplication iſt (.) oder (X) und wird geleſen multipliciret. Die Zahl, die multipliciret, heißt insbeſondere der Multiplicator, die multipliciret wird, der Multiplicandus, beide zuſammen die Factoren, und das, was herauskommt, das Product.

Mumien, einbalſamirte Körper der alten Aegypter, welche durch das Einbalſamiren vor der Verweſung geſchützt worden ſind. Ihre Farbe iſt braun, der Körper ſo trocken und hart, wie Holz, und von einem ſchwach gewürzhaften Geruch. Der ganze Körper iſt in ſchmale Binden aus Baumwolle von verſchiedenen Farben über und über eingewickelt, wozu an manchen Mumien über tauſend Ellen Bänder gehören ſollen. Gewöhnlich iſt das Geſicht freigelaſſen, welches bisweilen ſo gut erhalten iſt, daß die Augen ihre völlige Geſtalt behalten haben. Die Binden ſind ſo feſt umgewickelt, durch die Länge der Zeit von den Balſamen ſo durchdrungen, und eben ſo braun, wie die Mumien gefärbt, daß ſie mit dem Körper in eine Maſſe verwandelt zu ſein ſcheinen. Man findet die Mumien in dem mittlern Theile von Aegypten, theils in den Pyramiden, theils in deren Nähe in unterirdiſchen Begräbnißgewölben. Die Art des Einbalſamirens war ungefähr folgende: Eigens dazu beſtimmte und unterrichtete Menſchen entledigten den todten Körper ſeiner Eingeweide, zogen das Gehirn durch die Naſenlöcher mit einem eiſernen Haken, und goſſen balſamiſche Flüſſigkeiten in die Hirnhöhlen. Die gereinigten Eingeweide wurden, nachdem man ſie mit Palmwein gewaſchen hatte, wieder in den Leib geſteckt, hierauf der ganze Körper ſiebenzig Tage lang in Salpeter gelegt. Dann geſchah das eigentliche Einbalſamiren; der Unterleib wurde mit Balſamen verſehen, der ganze Körper mit Binden umwunden, welche mit Zedernharz, wohlriechenden und balſamiſchen Oelen getränkt waren. Die Koſten betrugen gegen 4000 Thaler, daher auch auf dieſe Art nur die Leichen der Vornehmern und Reichen einbalſamirt wurden. Der Körper wurde nun in einen ausgeſchnitzten, mit mancherlei Mahlerei verzierten Sarg gethan, deſſen Deckel gemeiniglich mit einer Mumiengeſtalt bemahlt war. Die Mumie wurde im Sarge noch mit einer Decke umgeben, die oft ſelbſt ſehr koſtbar war. Sie beſtand aus vielfach zuſammengepapptem Byſſus, oder einer Art Kattune, war ſehr künſtlich gearbeitet, und ebenfalls mit Mahlerei verſehn, oft ſogar mit Gold und Edelſteinen geſchmückt.

Die Leichen wurden jedoch auch auf wohlfeilere Art zu Mumien gemacht, indem die Eingeweide nicht aus dem Körper genommen wurden, ſondern derſelbe bloß mit Zedernharz ausgeſpritzt, dann einige Zeit in Salpeter oder Natrum gelegt, und hierauf mit Binden umwickelt wurde, die man mit einer Art Gummi überſtrich. Noch einfacher war eine dritte Art, wo man die Körper blos ſiebenzig Tage hindurch in Salpeter, und hierauf in den Sarg legte. — Noch zu unſrer Zeit werden zuweilen die Leichen fürſtlicher Perſonen durch Einbalſamiren der Verweſung entriſſen. (S. Balſamiren.) Auch iſt in einem Kapuzinerkloſter bei Palermo in Sicilien ein Begräbnißort, in welchem Mumien noch zu unſrer Zeit aufbewahrt werden, merkwürdig. Es iſt nämlich in demſelben ein unterirdiſches großes Gewölbe, das in viele breite und hohe Gänge eingetheilt iſt. An den Wänden ſind nach der Reihe hohe, ſchmale Niſchen angebracht, in welchen mehrere hundert menſchliche Körper aufrecht ſtehen, die hinten an der Wand befeſtigt und mit ihrem gewöhnlichen Anzuge bekleidet ſind. Die Mönche dieſes Kloſters wiſſen durch beſondere Mittel, die ſie ihres Vortheils wegen geheim halten, die Leichen vor der Verweſung zu verwahren, und es werden deren noch immer daſelbſt aufgeſtellt. — Außer den künſtlich bereiteten Mumien gibt es auch an verſchiedenen Orten natürliche, welche es durch Austrocknung der Luft geworden ſind. So findet man z. B. in einem Gewölbe der Domkirche zu Bremen, welches der Bleikeller genannt wird, weil man vordem das Blei zu den Dachrinnen und Orgelpfeifen darin ſchmelzte, die nach der Zeit darin beigeſetzten Leichen noch unverweſt. In dem St. Bernhardskloſter auf dem Bernhardsberge werden die Leichname der Reiſenden, welche in dem hohen Schnee umgekommen ſind, in einer Capelle, welche mit Gittern verſehene offene Fenſter hat, verſammelt, wo ſie in ſitzender Stellung, einer an des andern Bruſt lehnend, aufbewahrt werden. Die ſcharfe, kalte Luft verhindert die Verweſung der Körper, und läßt ſie nur langſam eintrocknen. — Außer den menſchlichen Körpern machten die alten Aegypter den Körper eines gewiſſen von ihnen verehrten Vogels, des Ibis, zur Mumie, und verwahrten ihn in Gefäßen, deren man viele in kleinen Gewölben findet, welche bei jenen Begräbniſſen angebracht ſind. — Die Mumien wurden ſonſt, ihres Balſams wegen, als Arzneimittel gebraucht, wovon man aber längſt abgekommen iſt. In Dresden hat man zwei ganze Mumien, die noch vollkommen gut erhalten ſind, und zu den koſtbarſten gehören. Ihre treuen Abbildungen nebſt einer ausführlichen Schilderung der verſchiedenen Einbalſamirungsarten ſiehe in Beckers Auguſteum, 1r Bd. Auch in der Leipziger Rathsbibliothek bewahrt man eine auf. H.

Mumme, auch Braunſchweiger Mumme, iſt ein ſtarkes Hopfenbier, von dicker Conſiſtenz und ſüßem Geſchmack, das in Braunſchweig zur Zeit des hanſeatiſchen Bundes von einem Brauer gleiches Namens erfunden, und ſchon damals weit verfahren wurde.

Mummius (Lucius), mit dem Beinamen Achaicus, ein römiſcher Feldherr, berühmt durch die Zerſtörung Corinths, das an der Spitze des achäiſchen Bundes ſtand (im J. 146 v. Chr.).

München, die Haupt- und Reſidenzſtadt des Königreichs Bayern, breitet ſich beinahe in der Mitte des Iſarkreiſes, auf dem linken Ufer der Iſar, in einer Ebne aus, welche nur auf der öſtlichen Seite von niedrigen Hügeln umgrenzt iſt, und hat über 60,000 Einwohner. Die innere Stadt umgeben ſechs Vorſtädte: die Au, die

St. Anna-Vorſtadt (Lehel), das Schönfeld, die Max-Vorſtadt, die Ludwigs-Vorſtadt und die Iſar-Vorſtadt. Seiner ſüdlichen Lage (= 48° 9′ 12″ Br.) verdankt München kein ſo angenehmes und freundliches Klima, als andere, mit ihm unter gleicher Breite liegende Städte. Das Klima iſt wegen der hohen Lage der Stadt über der Meeresfläche, und der Nähe der tyroler Gebirge, mehr rauh als mild, und wegen der Veränderlichkeit der Luft der Geſundheit nicht beſonders zuträglich. Im 11ten, und im Anfange des 12ten Jahrhunderts war München ſchon von einigem Umfange und unter dem Namen Munichen bekannt. Zu ſeiner Erweiterung, Verſchönerung und ſeinem Wohlſtande trugen Heinrich der Löwe, Herzog Otto der Erlauchte, Herzog Ludwig der Strenge, die Herzoge Ludwig und Rudolph, des Vorigen Söhne, Herzog Wilheln V., Herzog Maximilian I., Albrecht IV., und der jetzt regierende König Maximilian I. viel bei. Die Stadt iſt unausgeſetzt in ihrer Vergrößerung und Verſchönerung begriffen. Ueberall zeigt ſich an den Gebäuden ein guter Geſchmack, und der Ausdruck beſcheidner Bequemlichkeit. Die vorzüglichſten öffentlichen Plätze ſind; der Marktplatz, auch ſchlechthin Platz genannt, der Max Joſephplatz, der Promenadeplatz, der Maximilianplatz, der Carolinenplatz, der Königsplatz und der Ludwigsplatz. Zu den ausgezeichnetſten Kirchen gehören: die Theatiner- oder katholiſche Hofkirche, die Kirche zu U. L. Frau mit dem Grabmale Kaiſer Ludwigs des Baiern, die St. Stephanskirche, mit einem ſchönen Begräbnißplatze und Leichenhauſe, die Peterskirche die königl. Hofkirche zum h. Michael, einer der ſchönſten Tempel in Deutſchland, die königliche Hofcapelle und die evangeliſche Hofkirche in der Reſidenz, und der Bürgerſaal. Unter den Paläſten zeichnen ſich aus: das königliche Reſidenzgebäude, ein herrlicher, weit umfaſſender Palaſt, voll Würde und Hoheit, im doriſchen Style, im Innern auf das prächtigſte und geſchmackvollſte geſchmückt; der Herzog-Maxpalaſt, der Herzoggarten, der Fuggerſche, oder Herzog-Wilhelmspalaſt, der Ständeſaal und mehrere Hotels des hohen Adels. München iſt der Sitz der fünf Miniſterien, des Oberappellationsgerichts, und eines Erzbiſchofs, ſo wie aller obern Behörden und Einrichtungen. In der Reihe der Anſtalten für Beförderung der Wiſſenſchaft ſteht die königliche Akademie zu München oben an, welche ſchon im J. 1759 vom Churf. Maximilian Joſeph III. gegründet, und vom Könige Maximilian I. im J. 1807 mit einer neuen Verfaſſung und reichen Dotation begabt wurde. Unter der Aufſicht der königl. Akademie ſtehen: die Hofbibliothek, das Muſeum der Naturgeſchichte, und die phyſikaliſchen, mathematiſchen und polytechniſchen Sammlungen, der botaniſche Garten, das Münzcabinet, das Antiquarium u. A. Die königl. Studienanſtalt, als Lehranſtalt für höhere Bildung, beſteht aus einem Lyceum, Gymnaſium und Realinſtitute; ferner blühen hier als beſondere Lehr- und Erziehungsanſtalten die königl. Pagerie, das Cadettencorps, das ſtatiſtiſch-topographiſche Büreau, mit einer topograph. Schule, die Blindenanſtalt, die Erwerbſchule, das Studenten-Seminar, das Athenäum für Neugriechen, mehrere Volks- und Feiertagsſchulen, und die Maximilians-Anſtalt weiblicher Erziehung für höhere Stände; als Lehranſtalten verdienen noch genannt zu werden: die landärztliche Schule, die Central-Veterinärſchule, die männlichen und weiblichen Feiertagsſchulen. Unter den Anſtalten zur Bildung in Künſten ſteht obenan die Akademie der bildenden Künſte, mit der Kunſtcomité; hierzu gehören: der Antikenſaal nebſt der vom Kron-

prinzen von Bayern errichteten Glyptothek, welche Bildhauerwerke enthält, die Modell-, Zeichnung- und Mahlzimmer, und das Kupferſtichcabinet. Die koſtbaren Sammlungen der königl. Bildergallerie ſind in ſieben, theils größern, theils kleinern Sälen auf eine planmäßige Art vertheilt. Sehr intereſſant ſind auch die Sammlungen von Handzeichnungen, Miniatur-, Email- und Muſivgemählden und elfenbeinernen Schnitzwerken. Unter den übrigen Kunſtanſtalten zeichnen ſich beſonders aus: das mechaniſche Inſtitut von Reichenbach und von Utzſchneider, wo vortreffliche aſtronomiſche und mathematiſche Inſtrumente verfertigt werden, wozu die Glasfabrik in Benedict-Bayern gehört; ferner die lithographiſchen Anſtalten, die, von Sennefelder gegründet, immer weiter ſich ausdehnen und an bewunderungswürdiger Vollkommenheit und Gemeinnützigkeit gewinnen. Was die Veredlung und Verſchönerung des Lebensgenuſſes und der Geſelligkeit betrifft, ſo ſteht München im Beſitz ſolcher Anſtalten gewiß keiner Stadt in Deutſchland nach. München beſitzt zwei ſtehende Theater (das königl. Nationaltheater von Fiſcher erbaut, und das Theater am Iſarthor); an dem Muſeum und der Harmonie, zwei Geſellſchaften, welche bei zweckmäßiger Befriedigung des Geiſtes auch den Genuß geſelliger Unterhaltungen verſchaffen; zu verſchiedenen Zeiten werden muſikaliſche Akademien und Concerte gegeben, und die Münchner Capelle iſt eine der vorzüglichſten, wenn nicht die erſte in Deutſchland; der engliſche Garten iſt das für München, was der Prater für Wien, der Thiergarten für Berlin iſt. Unter den Wintervergnügungen verdienen die Carnevals-Beluſtigungen den erſten Platz, und wer München in ſeiner vollen Luſt beobachten will, der muß zu dieſer Zeit in deſſen Mitte ſein. Um die Stadt herum liegen viele Gärten, wo Erfriſchungen und Beluſtigungen aller Art zu genießen ſind. Die beſuchteſten Vergnügungsörter in der Nähe ſind: Großheſſellohe, Obervöhring, Bogenhauſen, Hartaching, Grünwald und Thalkirchen. In größerer Entfernung liegen die königl. Luſtſchlöſſer: Nymphenburg, die gewöhnliche Sommerreſidenz des königl. Hofes, Schleisheim und Fürſtenried. Ausgezeichnete Erwähnung verdienen auch die Unterſtützungs- und Wohlthätigkeitsanſtalten. Die wichtigſte und zugleich umfaſſendſte Anſtalt dieſer Art iſt das allgemeine Krankenhaus — einzige Anſtalt für die Verpflegung und Heilung ſolcher Kranken aus dem Civilſtande der Einwohner Münchens und deſſen Umgebungen, welche nicht an unheilbaren und ſehr langwierigen körperlichen Krankheiten leiden. Es enthält einen Raum für 7 bis 800 Kranke, 54 Commun-Krankenſäle, und überdies 60 abgeſonderte Zimmer für Gäſte, die ihre Verpflegung und Heilung bezahlen. Andre Anſtalten dieſer Art ſind: das Militär-Lazareth, das heilige Geiſt-Spital, das Joſeph-Spital, das bürgerliche und Polizei-Lazareth, das Waiſenhaus, das Irrenhaus, das Findelhaus, die Entbindungsanſtalt. Das königliche Strafarbeits-(Zucht-) Haus iſt beſtimmt zur Strafe und Beſſerung grober Verbrecher, welche zur Arbeit angehalten werden. Eine der vorzüglichſten und kunſtvollſten Anſtalten ſind die Waſſerleitungen und Brunnenwerke. Das Waſſer wird von der Iſar hergeleitet; die Canäle, ungemein zahlreich und mit vielen Koſten unterhalten, treiben Maſchinen, Mühlen, bewäſſern Wieſen und Gärten, dienen zum Flößen, und ſichern vor Ueberſchwemmungen. Fabriken und Manufacturen ſind in München nicht

zahlreich; man findet daſelbſt einen Kupfer- und zwei Eiſenhämmer, eine Kattun- und Zitzfabrik, zwei leoniſche Spitzenfabriken, drei Meubelnfabriken, zwei Siegellack- und fünf Tabaksfabriken, Hautelißetapetenfabriken, ſechs Lederfabriken, unter welchen ſich die von Utzſchneiderſche auszeichnet, zwei Wagen-, vier Spielkarten- und zwei Seidenſtrumpffabriken, eine Farben- und eine Pinſelfabrik u. A. Die Papierfabrik in München (ſeit 1347) iſt wahrſcheinlich die älteſte in Deutſchland. Buchdruckereien enthält München acht, Buchhandlungen ſieben. Die zahlreichſten Gewerbe niederer Art beſtehen in vier und ſechzig Bäckereien, in neunzehn Branntwein- und ſechzig Bierbrauereien u. ſ. w. Die in der Vorſtadt Au beſtehenden Gewerbe ſind hier nicht mitgerechnet. München hält des Jahrs zwei große Dulten (Meſſen), um heilige Dreikönig und um Jakobi, jede dauert vierzehn Tage. Um das Publicum über die Beſchlüſſe der Regierung, Beförderungen, Belohnungen und wichtige Staatsveränderungen zu belehren, erſcheint in München ein **Regierungsblatt**. Unter der Leitung der Polizeidirection wird ein Polizeianzeiger herausgegeben, durch welchen das Publicum von Nachfragen, Dienſtanerbietungen, Polizeiverfügungen, Warnungen u. ſ. w. Kenntniß erhält. Außer dieſen Zeitungen erſcheinen noch: die königlich bayerſche Nationalzeitung, die politiſche Zeitung, das Geſellſchaftsblatt für gebildete Stände, das Wochenblatt für den landwirthſchaftlichen Verein in Bayern, der muſikaliſche Jugendfreund, das Theater-Journal, die Iſarblätter ꝛc. Die neueſte Beſchreibung von München iſt D. **Müllers** Gemählde von München und Bayern.

Münchhauſen (Gerlach Adolph, Freiherr von), hat ſich als Premierminiſter des hannöverſchen Landes und als Curator der Univerſität Göttingen dauernden Ruhm erworben. Er ſtammte aus einem der älteſten und verdienſtvollſten adelichen Geſchlechter, und wurde den 19. October 1688 geboren. Nachdem er ſeine akademiſchen Studien zu Jena, Halle und Utrecht vollendet hatte, wurde er im J. 1714 Appellationsrath in Dresden, im Jahre darauf Oberappellationsrath in Zelle, und 1726 hannöverſcher Comitialgeſandter in Regensburg. Vom J. 1728 an war er Mitglied des geheimen Rathscollegiums zu Hannover. Die mannichfaltigen Verdienſte, die er entwickelte, erhoben ihn im J. 1765 zum Premierminiſter, in welcher Stelle er den 26. November 1770 zu Hannover ſtarb, nachdem er in einer Reihe von 55 Dienſtjahren den drei Herzogen die wichtigſten Dienſte geleiſtet hatte. Man kann mit Wahrheit ſagen, daß die blühende Periode der im J. 1734 geſtifteten Univerſität Göttingen, deren Curator er 32 Jahre lang war, ganz Münchhauſens Werk war. Eine Menge von Inſtituten dieſer Univerſität, als z. B. die Errichtung der Akademie der Wiſſenſchaften, die Feſtſetzung der von ihr vertheilten Preiſe, die Herausgabe ihrer Abhandlungen, die Göttingiſchen gelehrten Anzeigen, die Bibliothek, deren Hauptſaal noch jetzt ſein wohlgetroffenes Bildniß zeigt, verdanken ihm theils ihre Entſtehung theils ihren Flor. Was aber für die Blüthe der Univerſität wohlthätiger war, als alle dieſe Inſtitute, war der liberale große Geiſt, mit dem er über das Ganze wachte, und vorzüglich die Anſtellung der Lehrer leitete. Münchhauſens Scharfblicke und ſeiner Wahl iſt es zuzuſchreiben, daß Göttingen unter ſeiner

Curatel eine ſo große Anzahl von Männern aufzuweiſen hat, von denen jeder in ſeinem Fache groß und originell war. Hier fand nicht die Urſache Statt, welche ſo oft den Ruhm der Univerſitäten allmählig verdunkelt, daß irgend ein Lehrer der Univerſität ſelbſt den Curator in der Beſetzung der Stellen leitet, um ſie mittelmäßigen Creaturen und dienſtbaren Geiſtern ertheilen zu laſſen. Münchhauſen beſaß ſelbſt einen großen, aufgeklärten und univerſellen Geiſt. In der Verwaltung des Landes zeichnete er ſich durch Milde und die Sorgfalt für Alles aus, was nur auf eine entfernte Weiſe zum Flor des Landes beitragen konnte.

Mund iſt diejenige natürliche Oeffnung des menſchlichen Kopfes, welche zum Athmen, zum Eſſen und zum Sprechen dient, und oben von der Gaumenhaut, unten von der Schleimhaut begrenzt iſt, welche letztere ſie gänzlich bekleidet und ſich in die Luftröhre und den Schlund fortſetzt. Vorn zeigt ſich die Oeffnung in die Quere, die ſich durch die Trennung der Lippen vergrößert, und durch ihre Zuſammenfügung völlig ſchließt; hinten geht ſie in den Schlund. Man unterſcheidet einen vordern und hintern Theil des Mundes. Erſterer reicht von den Lippen bis zur Baſis der Zunge, enthält dieſes Organ, und iſt von den Zähnen und Lippen umgeben; er wird beſtändig von dem aus den Drüſen (deren äußere Canäle ſich in ſeinem Innern öffnen), fließenden Speichel angefeuchtet. Letzterer reicht bis in den Schlund und enthält die Gaumendecke, die Gaumenpfeiler, in welchen die Mandeln ſich befinden, das Zäpfchen und die Mündungen der Euſtachiſchen Röhre. Durch letztere hängt der Mund mit dem Ohre zuſammen; eine andere Verbindung findet mit der Naſe Statt durch die innern Naſenlöcher. Zu den Krankheiten des Mundes gehören die zu große Kürze des Zungenbandes, die verſchiedenen Zahnkrankheiten, das wilde Zahnfleiſch, die ſogenannte Fröſchleingeſchwulſt, die Verletzungen der Speichelcanäle und die pathologiſchen Affectionen des Zapfens und der Mandeln, die Zerſtörung der Gaumenbedeckung, und die Durchbohrung ſeines Knochengewölbes ſelbſt in ſyphilitiſchen Krankheiten.

Mündigkeit, ſ. **Majorennität** und **Minorennität**.

Municipal, Municipalitäten. Das Wort Municipal wird im gewöhnlichen Sinne mit ſtädtiſch gleichbedeutend gebraucht, ſo Municipalverfaſſung ſtatt ſtädtiſche Verfaſſung, Municipalbehörde ſtatt ſtädtiſche Behörde. Eben ſo verſteht man unter dem Ausdrucke **Municipalität** oft nichts weiter, als eine Stadtgemeinde. In unſern Tagen hat jedoch dies zuerſt in Frankreich viel gebrauchte Wort dort eine verſchiedne Bedeutung erhalten, indem man mit dieſem Namen die Verwaltungsobrigkeit einer oder mehrerer Gemeinden zuſammengenommen bezeichnete, ohne weiter darauf Rückſicht zu nehmen, ob dieſe Oerter Städte waren oder nicht. So beſteht daher in Frankreich die Municipalität an jedem Orte aus dem Maire, deſſen Adjuncten und, wo es die Bevölkerung erfodert, aus einem oder mehreren Polizeicommiſſärs, neben welchen Behörden, die zuſammengenommen den Titel der Municipalität führen, ſich noch ein Municipalrath findet, der ſeinem urſprünglichen Zwecke gemäß die Controllen über die von dem Maire geführten Rechnungen über die Ausgaben und Einnahmen des

Orts führen und zugleich über die Bedürfniſſe der Gemeinde Vorſchläge thun ſollte, der aber gegenwärtig größtentheils zu einer leeren Form geworden iſt. Cz.

Municipien, municipia, hießen diejenigen Städte im römiſchen Reiche, welche unter ſelbſtgewählten Obrigkeiten (Duumviri, collegium decuricnum) entweder nach römiſchen, oder nach eignen Geſetzen regiert wurden, und im erſtern Falle das römiſche Bürgerrecht im weiteſten Umfange hatten (municipia cum suffragio), im letztern nur zu militäriſchen Ehrenſtellen gelangen konnten.

Munition oder **Ammunition**, Alles, was zum Gebrauche des großen und kleinen Geſchützes vom Militär nothwendig gebraucht wird, als: Pulver, Kugeln, Kraut und Loth, und was auf den **Munitionswagen** fortgeſchafft wird.

Münnich (Burkhard Chriſtoph Graf von), ruſſiſcher Staatsminiſter und Generalfeldmarſchall, ward zu Neuhuntorf im Herzogthum Oldenburg am 9. Mai 1683 geboren, wo ſein Vater als oſtfrieſiſcher Geheimerath lebte. Nach einem ſorgfältigen Unterrichte machte er eine Reiſe nach Frankreich, und trat 1701 als Hauptmann unter die darmſtädtiſchen Truppen. 1705 begab er ſich in caſſelſche Dienſte, avancirte in denſelben, nach ſeiner Befreiung aus der franzöſiſchen Kriegsgefangenſchaft, in welche er 1712 in dem Treffen bei Denain gerathen war, bis zum Oberſten, und baute den Canal und die Schleuſe zu Carlshaven; 1716 trat er als Oberſter in ſächſiſche Dienſte, und wurde 1717 zum königlich polniſchen und churfürſtlich ſächſiſchen Generalmajor ernannt. Von hier durch die Intriguen und den Neid des Generalfeldmarſchalls Grafen von Flemming vertrieben, ging er in ſchwediſche, und nach Carls XII. Tode 1720 in ruſſiſche Dienſte. Im Februar 1721 begab er ſich nach St. Petersburg, wo ihn ſein Glück erwartete. Schon am 22. Mai ernannte ihn Peter der Große zum Generallieutenant, Catharina I. ertheilte ihm den Alexanderorden, und Peter II. erhob ihn nicht nur 1727 zum General en Chef, ſondern auch 1728 in den ruſſiſchen Grafenſtand; 1731 ward er Generalfeldzeugmeiſter, und im folgenden Jahre Generalfeldmarſchall und Präſident des Reichskriegscollegiums. Als ſolcher gab er der ruſſiſchen Landarmee eine neue Verfaſſung, und richtete das adeliche Cadettencorps ein. 1734 belagerte und eroberte er Danzig, ward bei ſeiner Rückkehr nach Warſchau geſandt, um die in Polen ausgebrochnen Unruhen beizulegen, und machte 1735 den Feldzug gegen die Türken. In dieſem Kriege verwüſtete er 1736 die Crimm, eroberte Otſchakow, ging am 30. Auguſt 1739 bei Sinkowza über den Dneſtr, durch den engen Weg bei Prekop, ſchlug am 28. Auguſt die Türken bei Stewutſchan, und bemächtigte ſich am 30ſten der Feſtung Chotſchin. Die Frucht dieſes Sieges war die Moldau. Münnich ging noch mit großen Planen um, welche aber durch den Frieden, den der deutſche Kaiſer mit den Türken ſchloß, vernichtet wurden. Darauf wurde der Friede zwiſchen Rußland und der Türkei am 18. September 1739 zu Belgrad geſchloſſen, deſſen Urkunde jedoch niemals öffentlich bekannt gemacht worden iſt. Münnich wurde bei ſeiner Rückkehr zum Oberſtlieutenant der preobraſchenskiſchen Garde erklärt, auch überreichte ihm die Kaiſerin eigenhändig einen koſtbaren Degen, ein

diamantnes Ordenskreuz und einen Stern, und vermehrte ſeinen Gehalt. Als dieſe Monarchin auf dem Todbette lag, brachte er es dahin, daß der Herzog Ernſt Johann von Curland von ihr zum Regenten des ruſſiſchen Reichs erklärt wurde, weil er hoffte, der Herzog ſolle blos den Namen führen, er ſelbſt aber die Gewalt haben. Da er ſich in dieſer Hoffnung getäuſcht fand, ſo ſtürzte er den Herzog wieder, und ließ ihn gefangen nehmen, worauf die Prinzeſſin Anna dem Scheine nach die Regentſchaft führte. Da er nicht Generaliſſimus werden konnte, ſo ließ er ſich zum Premierminiſter erklären, und betrieb als ſolcher das Vertheidigungsbündnis mit Preußen. Als aber die Regentin mit Wien und Dresden in Verbindung trat, fand er ſich ſo beleidigt, daß er im Mai 1741 ſeinen Abſchied ſoderte. Ehe derſelbe erfolgte, ſchenkte ihm die Großfürſtin die Herrſchaft Wartenberg, und nach demſelben verlieh ſie ihm ein Gnadengeld von 15,000 Rubeln, ſo daß er jährlich 70,000 Rubel Einkünfte hatte. In demſelben Jahre erhob ihn auch der Churfürſt von Sachſen als Reichsvicarius in den deutſchen Reichsgrafenſtand, er erhielt aber die Urkunde erſt 1762. Denn als er nach Erhaltung ſeines Abſchieds nach Königsberg wollte, wurde er auf Eliſabeths Befehl arretirt, zum Tode verurtheilt, aber mit Verluſt ſeiner Güter begnadigt, und nach Pelim in Sibirien gebracht, wo er ſehr dürftig mit einem täglichen Gehalt von drei Rubeln zubrachte, bis ihn 1762 Peter III. zurückberief. Als er am 24. Mai 1762 in Petersburg eintraf, ſchickte ihm der Kaiſer ſeinen Degen, ſetzte ihn wieder in den Beſitz ſeiner vorigen Würden, und gab ihm am 31 März Audienz, bei welcher er ihm den Andreasorden umhing. Catharina II. ernannte ihn 1762 zum Generaldirector vom baltiſchen, revaliſchen und narviſchen Hafen und einigen Canälen und Waſſerfällen. Er ſtarb am 16. October 1767 in der Reſidenz, im 84ſten Lebensjahre. Man hat von ihm: Ebauche pour donner une idée de la forme du gouvernement de l'Empire de Russie. Copenhag. 1774. 8.

A—s.

Muñoz (Juan Baptiſta), ein berühmter ſpaniſcher Gelehrter, geboren 1745 zu Muſeros bei Valencia, ſtudirte zu Madrid und wurde ſchon in einem Alter von zwanzig Jahren Profeſſor der Philoſophie zu Valencia. Er war es, der die Ariſtoteliſch-ſcholaſtiſche Philoſophie ſtürzte, und eine geſunde Logik, eine gründliche Phyſik und eine ſichere Methode, in die Wiſſenſchaften einzudringen, an ihre Stelle ſetzte. Als er zwei und zwanzig Jahre alt war, ſchrieb er die Vorreden zu der Rhetorik des P. Luis de Granada, und zu der Logik von Vernei, in denen er eine umfaſſende Gelehrſamkeit entwickelte. In der Folge ernannte ihn die Regierung zum Cosmographen von Indien. Dieſem Amte ſtand er mit Auszeichnung vor, bis der Miniſter Galvez ihm den Auftrag gab, die Geſchichte von Amerika zu ſchreiben. Um die Materialien dafür zu ſammeln, unterſuchte er die Archive von Simancas, Sevilla, Cadix, Liſſabon u. ſ. w., deren reiche Schätze noch völlig unbekannt, und ſeinen Vorgängern unzugänglich geblieben waren. Die Ausbeute dieſer Nachforſchungen waren 130 Bände von Documenten, Originalbriefe von Columbus, Pizarro, Ximenes u. ſ. w. Auf dieſer Baſis begann er ſein herrliches Gebäude. Aber der Tod unterbrach (19. Jul. 1799) ſeine Arbeit, von der nur der erſte Band erſchienen iſt (Historia del nuovo mundo, Madr. 1793, deutſch

von Sprengel); von dem zweiten hat er zwei Bücher ganz, und das dritte faſt ganz beendigt hinterlaſſen.

Münſter (Monasterium), ehemaliges Hochſtift im weſtphäliſchen Kreiſe von 230 Q. M. mit 380,000 Einwohnern, 361,000 Rthlr. Steuer- und 439,000 Rthlr. fürſtbiſchöfliche Domänen- und Regalien-Einkünfte, zerfiel ſonſt in die beiden, nur durch einen ſchmalen Strich Landes zuſammenhängenden Haupttheile: Ober- und Niederſtift, jenes mit den neun Aemtern Wolbeck, Saſſenberg, Stromberg, Werne, Dülmen, Horſtmar, Ahaus und Bocholt; dieſes mit den drei Aemtern Meppen, Cloppenburg und Vechte. Einige wenige Hügel ausgenommen, iſt das Land durchaus eben, und noch voller Haiden, worin im Niederſtift die bebauten Striche wie einzelne Oaſen im Sand- und Torfmeer ſich herausheben; aber auch hier und da, zumal an der Lippe, ſehr bebaut und fruchtbar. Es hat Ueberfluß an Getraide, Holz, Torf und Flachs, Pferden, Rindvieh, Schweinen, Schaafen, Gänſen, kleinem Wildpret, und an den Producten der im Niederſtift ſehr beträchtlichen Bienenzucht, entbehrt aber faſt aller Mineralien. Eine große Merkwürdigkeit iſt, daß die Bauern noch immer nicht in Dörfern zuſammen wohnen, ſondern ihre Höfe einzeln, oder höchſtens in Bauerſchaften zuſammenliegen haben, von ihrer Feldmark umgeben, gerade wie Tacitus von den alten Germanen ſchreibt: colunt discreti ac diversi, ut fons, ut campus, ut nemus placuit. Germ. I. 16. Das Land wird von der Ems der Länge nach durchfloſſen. An dieſem Fluſſe liegen: Warendorf mit 4000 Einwohnern, wo mehrere Fabriken und unter andern Leinwandbleichen ſind, die nur denen bei Bielefeld nachſtehen; Rheine mit 2,100 Einwohnern und lebhaftem Handel; Meppen am Einfluß der Haſe in die Ems, mit 1,600 Einwohnern, einem neu-organiſirten catholiſchen Gymnaſium und gutem Handel, vorzüglich in Cichorien; Papenburg an einem Canal, der in die von hier aus erſt für Seeſchiffe fahrbare Ems führt, eine ſonſt blühende Colonie von Schiffbauern, Schiffern und Torfgräbern, mitten in einem dem Freiherrn von Landsberg-Velen gehörenden Meilen langen Torfmoor. Andere Flüſſe ſind: die Berkel, an welcher Coesfeld mit 3000 Einwohnern und einem Gymnaſium, eine Stadt, welche, ſonſt die zweite im Münſterland, jetzt durch einige neue Fabriken ſich wieder zu heben ſcheint; mehrere Flüſſe, die den Namen Aa führen, an deren einem Bocholt, ſchön gebaut, mit 3000 Einwohnern, mit Kattun- und Baumſeiden-Webereien, Branntweinbrennereien, Ackerbau und Kornhandel, in deren Nähe ein Eiſenwerk, welches das einzige im ganzen Lande iſt; an einer andern Aa liegt Ahaus mit einem ehemalig fürſtbiſchöflichen Jagdſchloſſe, und 1,400 Einwohnern, die vom Ackerbau und von Linnenfabrikation leben; an einer dritten Aa Burgſteinfurt, dem Fürſten von Bentheim-Steinfurt gehörig, mit 2000 Einwohnern, einem Schloſſe und ſchönem engliſchen Garten; an einer vierten Aa die Hauptſtadt Münſter ſelbſt. Außerdem ſind noch zu merken die Vechte, die Werſe, daran zwei Ackerbau und Kornhandel treibende Städte, Alen und Beckum, die Hunte, die Stever, und endlich die die Südgrenze bildende Lippe. Auch grenzt an das Amt Vechte der $1\frac{1}{2}$ Q. M. große Dümmerſee. — Im J. 791 (oder 802) ſetzte Carl der Große den heiligen Lüdger als erſten Biſchof zu Mimigardefurth, Mimigard

oder *Milingard* im alten Lande der Sachſen ein. Dieſer berühmte Mann lebte mit ſeinem Clerus in klöſterlicher Zucht. Seine Kirche, mit den herumliegenden Wohnungen ſeiner Geiſtlichen, unter dem gemeinſchaftlichen Namen monasterium, *Münſter*, wurde bald ſo berühmt, daß ſie ſchon im 11ten Jahrhundert den alten Namen Mimigardefurth oder Milingard verdrängte, und den Gattungsnamen *Münſter* zum Eigennamen für die Stadt, und ſpäter für das ganze Biſthum machte. — Die Geſchichte des Landes in den erſten fünf Jahrhunderten iſt die aller Biſthümer des nördlichen Deutſchlandes. Fehden und Eroberungen, Ankäufe, Verträge und Schenkungen, erweiterten allmählig die Rechte und Beſitzungen des Biſchofes ſo ſehr, daß er nach dem Sturze Heinrichs des Löwen (1180), welcher als Herzog der Sachſen die Biſchöfe noch ſehr in Schranken hielt, ſeine Anſprüche auf einen großen Theil der Gerechtſame dieſes Fürſten geltend machen und als Fürſt des deutſchen Reichs nicht blos dem Titel nach, auftreten konnte. Beſondere Merkwürdigkeitten der Geſchichte dieſes Landes in den darauf folgenden Zeiten ſind die Unruhen der Wiedertäufer und die Regierung des kriegeriſchen Biſchofs Chriſtoph Bernhard von Galen, worüber die Art. *Wiedertäufer* und *Galen* nachzuſehen ſind. Die glücklichſte Periode war unter den beiden letzen Biſchöfen, die zugleich Erzbiſchöfe und Churfürſten von Cöln waren, Maximilian Friedrich, aus dem Hauſe der Grafen von Königseck und Maximilian Franz, Erzherzog zu Oeſterreich, wo unter dem unvergeßlichen Miniſter Franz Friedrich, Freiherrn von Fürſtenberg, (S. d. A.) die Einwohner von den Stürmen des ſiebenjährigen Krieges ſich erholend, aller Vortheile eines langen Friedens und einer trefflichen Verfaſſung genoſſen, wo der Ackerbau blühete, (denn das münſteriſche Leibeigenthum war im Vergleich mit andern Staaten kaum ein ſolches zu nennen), wo die Geiſtesbildung durch treffliche Organiſation des Schulweſens, wie durch Gründung der münſterſchen Univerſität, die nach Aufhebung der Jeſuiten erfolgte, immer höher ſtieg, wo das ganze größtentheils wohlhabende, ſehr wenig ſteuernde Land das Sprichwort rechtfertigte: *unter dem Krummſtab iſt gut wohnen!* — Da brachte das J. 1802 die Säculariſation des Hochſtiftes, und Münſterland ward zerſplittert. Der beſte und größte Theil fiel an *Preußen*; das Amt *Meppen*, 22 Q.M. und 31,000 Einw. an den Herzog von *Ahremberg*; die Aemter *Cloppenburg* und *Vechte*, 25 Q.M. und 30,000 Einw., an den Herzog von *Oldenburg* als Erſatz für den erſt d. 7 Mai 1820, aufgehobenen Weſerzoll bei Elsfleht; die Aemter *Ahaus* und *Bocholt*, 28 Q.M. und 57,000 Einw., an die Fürſten von *Salm-Salm* und *Salm-Kyrburg*; ein Theil des Amtes *Rheine* und *Wolbeck*, 8 Q.M. und 12,000 Einw., an den Herzog von *Looz-Corswaren*; das Amt *Horſtmar*, 31 Q.M., 50,000 Einw., an die *Rhein- und Wildgrafen von Salm*; das Amt *Dülmen*, 5½ Q.M. 9500 Einw., an den Herzog von *Croy*. — Jetzt wurden die ſämmtlichen Abteien und Stifter aufgehoben, und die Beneſiziaten penſionirt; nur die Bettelklöſter, deren Aufhebung dem Seckel nichts eingebracht haben würde, und das Domcapitel, deſſen jährliches Einkommen auf 80,000 Thaler berechnet werden, blieben einſtweilen in statu quo. Aber die Aufhebung des letztern war auch ſchon von den Preußen, denen es ſich mißfällig gemacht, decretirt, als das verhängnißvolle J. 1806 das Schickſal des

ganzen Landes wieder änderte. Es wurde nämlich ein großer Theil, unter dem Namen Ems-Departement, zum Großherzogthum Berg geſchlagen, bis im J. 1810 Napoleon den ſüdlichen Theil, weſtlich von der Ems, unter dem Namen des Lippe-Departements, und den nördlichen, öſtlich von der Ems, unter dem Namen des Ober-Ems-Departements ſeinem Kaiſerreich unmittelbar einverleibte, und die kleinern Fürſten kaum ihre Domainen behalten ließ. Jetzt wurden 1811 auch die letzten Reſte geiſtlicher Corporationen, und mit ihnen das Domcapitel zu Münſter aufgehoben. (Zwar ward ein neues Domcapitel geſtiftet, aber im J. 1814 vom Papſte nicht anerkannt, und ſomit, weil die preußiſche Regierung von Berlin aus die Bekanntmachung und Vollſtreckung der päpſtlichen Bulle anbefahl, wieder aufgehoben; die noch lebenden Domherren wurden in geiſtlicher Hinſicht, ſo viele von ihnen wollten — wieder in ihre Würden geſetzt, aber in ſonſtiger Hinſicht blieben ſie nichts als Penſionirte. Die Domherren, Canonici und übrigen Weltprieſter wurden anſtändig penſionirt, die Mönche aber und Nonnen der Bettelklöſter zum Theil mit 100 Franks Reiſegeld in die Welt geſtoßen, zum Theil mit einem kärglichen Gehalt von 500 — 600 Franks entlaſſen. — Der November des J. 1813 ſetzte nach Vertreibung der Franzoſen den König von Preußen wieder in Beſitz des Landes. Außerdem erhielt der Herzog von Oldenburg Vechte und Cloppenburg wieder zu ſeinem unmittelbaren Beſitz, das Amt Meppen aber fiel als mediatiſirtes Ahrembergiſches Beſitzthum nebſt einem kleinen Theile des Amtes Rheine an Hannover. — Der jetzige (1818) königl. preußiſche Regierungsbezirk Münſter, welcher zur Provinz Weſtphalen gehört, umfaßt 124 Q. M. mit 353,000 Einw. und iſt in 11 Kreiſe, Stadt- und Landkreis Münſter, Warendorf, Beckum, Recklinghauſen, Lüdinghauſen, Coesfeld, Borcken, Ahaus, Steinfurth und Tecklenburg eingetheilt. An unmittelbaren Landen befaßt dieſer Bezirk das Fürſtenthum Münſter, und die Grafſchaften Tecklenburg und Ober-Lingen, an mediatiſirten aber die Fürſtenthümer Rheina-Wolbeck (mit Ausnahme eines kleinen an Hannover gefallenen Theils, worin der Hauptort Emsbüren), Salm-Ahaus und Salm-Bocholt; die Grafſchaften Salm-Horſtmar, Ahremberg-Recklinghauſen und Steinfurth, und die Herrſchaften Anholt, Gehmen, Dülmen und Gronau, und hat 38 Städte, 15 Flecken und 732 Dörfer.

Münſter (Monasterium), ehemalige Hauptſtadt des Hochſtifts gleichen Namens, jetzt die Hauptſtadt der königl. preußiſchen Provinz Weſtphalen, liegt am Fluſſe Aa, der ungefähr drei Stunden davon bei Greven in die Ems fällt, in einer ebenen mittelmäßig fruchtbaren Gegend. Die ehemaligen Feſtungswälle, welche einen Kreis von ungefähr einer Stunde Umfang bilden, ſind unter dem verewigten Miniſter von Fürſtenberg zu einer rings um die Stadt gehenden, von vier Reihen Linden beſchatteten Allee umgeſchaffen, und auf der ehemaligen Citadelle prangt der fürſtbiſchöfliche Palaſt mit ſchönen Gartenanlagen. Die Stadt hat 2,200 großen Theils gut gebaute Häuſer, wovon die am Markt ſtehenden mit Arkaden verſehen ſind, reinliche, breite Straßen, 15,100 Einwohner. Zu den vornehmſten Kirchen gehören die Domkirche, auf dem geräumigen, von anſehnlichen Gebäuden umgebenen

Domplatz, mit ſehenswürdigen Bildhauerarbeiten und einer eigenen beträchtlichen Bibliothek; wie auch die im ſchönſten gothiſchen Styl gebaute Lambertuskirche am Markt, an derem hohen Thurm man noch die drei eiſernen Käfige ſieht, in welchen die Leichname Johanns von Leiden, Knipperdollings und Krechtings (1536) aufgehangen worden. Außerdem hat die Stadt noch ſechs Pfarrkirchen, eine Gymnaſiumskirche, zwei Spitalkirchen und mehrere (aufgehobene) Klöſter, von denen einige ſchon Ruinen ſind. Von weltlichen Gebäuden zeichnen ſich aus: das Rathhaus mit ſeiner hohen ächt gothiſchen Façade, worin der noch unveränderte Saal, auf welchem 1648 den 24. October der weſtphäliſche Friede geſchloſſen wurde, mit den Porträts der ſämmtlichen Geſandten ausgeziert iſt; ferner die Paläſte der Freiherrn von Romberg und Droſte, und die Wohnhöfe mehrerer anderer Adelichen. Die catholiſche Univerſität, welche zuletzt noch über 300 Studirende zählte, ward im Auguſt 1818 aufgehoben, und ihre Fonds dem biſchöflichen Seminarium für catholiſche Geiſtliche und dem Gymnaſium in Münſter und Paderborn zugetheilt. Das Gymnaſium in Münſter hat eine Bibliothek von 25,000 Bänden, zählt in fünf Claſſen über 250 Schüler, und hat neun Lehrer nebſt einem Director. Die vorherrſchende Religion in der Stadt wie auf dem Lande iſt die catholiſche, doch haben die neuern Regierungsveränderungen die Zahl der Proteſtanten ſehr vermehrt. Den Verluſt, den die Erwerbquellen der Bürger durch die Säculariſation des Hochſtifts und reichen Domcapitels (welches aus 41 nur mit 16 Ahnen wahlfähigen Domherren beſtand) erlitten haben, machte bisher der große Wohlſtand der Einwohner erträglich, und erſetzt ihnen jetzt völlig das bedeutende Perſonale der Regierung, des Oberlandsgerichts, des Oberpräſidiums und Militärgouvernements der Provinz Weſtphalen, und mehr als alles dieſes der ſeit 20 Jahren ungemein geſtiegene Handel, welcher durch die Schiffbarmachung der Ems, und durch die Verbindung derſelben mit der Lippe über Münſter (woran ſchon vorgearbeitet wird) noch höhern Flor erhalten, und die Stadt vielleicht in die Zeiten zurückverſetzen wird, worin ſie, als Mitglied des Hanſebundes die erſte Handelsſtadt zwiſchen Weſer und Rhein war. K.

Münſter-Meinhövel, ein altes jetzt reichsgräfliches Geſchlecht, welches ſich vormals in mehrere Linien theilte, und deſſen allgemeiner Ahnherr, Hermann, welcher im J. 781 von Carl dem Großen bei Harſtatt erſchlagen wurde, der Heerführer der Sachſen geweſen ſein ſoll. Es blüht jetzt nur eine Linie dieſes Geſchlechts, deren Stammvater Edgard, edler Herr zu Meinhövel und Nünen, 1522 ſtarb. Dieſe Linie, die 1794 von Churpfalzbayern, als Reichsvicarius, in den Reichsgrafenſtand erhoben wurde, theilt ſich in drei Aeſte: Langelage, Königsbrück und Lodenburg. Aus der zweiten ſtammte Georg Werner, Auguſt Dietrich, Freiherr von Oer und Schade ꝛc., geboren zu Osnabrück 1751, königl. dän. und fürſtl. osnabr. geh. Rath, bis 1780 churcöln. geh. Rath ꝛc., Ritter des deutſchen und Johanniterordens, auch ſeit 1796 des preußiſchen rothen Adlerordens. Er ging 1798 als preuß. Geſandter nach Neapel, fiel 1800 bei dem preußiſchen Hofe in Ungnade, verlor ſeine Orden und ſtarb in Wien 1801. Er zeichnete ſich durch einen freimüthigen Geiſt aus. Aus dem letztern Zweige ſtammt Ernſt

Friedrich Herbert, Reichsgraf zu Münſter, Freiherr von Grothaus, Herr zu Lodenburg, Holte u. ſ. w., geboren den 1. März 1766 im Hannöverſchen. Er hat die ganze Stufenleiter des Civildienſtes durchgemacht, war zuerſt Kammerauditor, dann Hofrath, Kammerrath, Geheimerath, ferner churhannöverſcher Geſandter zu St. Petersburg, und zuletzt vortragender churfürſtlicher Miniſter in London. So hat er ſich zu einem vollendeten Staatsmann gebildet. Er war als königl. hannöverſcher Geſandter beim Wiener Congreß. Die ihm von ſeinem Souverain verliehene Ehrenſtelle eines Landmarſchall des Churfürſtenthums (jetzt Königreichs) Hannover iſt eine neue Würde, indem es ſonſt nur Special-Marſchälle gab. Auch iſt er Kanzler des im J. 1815 errichteten Guelfen-Ordens. Seine Gemahlin iſt eine Prinzeſſin von Bückeburg. Die Angelegenheiten der braunſchweigiſchen Lande ſtehen während der Minderjährigkeit des Erbprinzen und der Vormundſchaft des Prinz-Regenten ebenfalls unter ſeiner Leitung. DH.

Münſter (Straßburger). Der Name Münſter iſt aus dem lateiniſchen verdorbenen Worte monasterium (Kloſter) entſtanden, und bedeutet alſo eigentlich den abgeſchloſſenen Ort, wo die Mönche zuſammen leben. Sodann hat man auch hin und wieder den hohen Stiftskirchen oder Kathedralen dieſen Namen beigelegt, weil nämlich ehemals die Geiſtlichen und Stiftsperſonen bei ſelbigen unter einer gewiſſen Regel, wie die Mönche, zuſammenzuleben pflegten. Vor allen berühmt iſt das Straßburger Münſter, nebſt dem Cölner Dom und einigen andern Rieſengebäuden, welche der Nachwelt die hochſinnige Religioſität unſerer Altvordern bewähren, das erhabenſte Denkmal der ſogenannten gothiſchen, richtiger altdeutſchen Baukunſt. Es iſt ein Rieſengebäude von ungeheuern Dimenſionen. Die beiden Thürme werden ſchon fernhin dem Wandrer ſichtbar, noch lange, ehe er etwas von den übrigen gottesdienſtlichen Gebäuden und Thürmen Straßburgs wahrnimmt; allein hier iſt, wie Göthe ſagt, die unnatürliche und ſcheinbar unmögliche Verbindung des Ungeheuern mit dem Gefälligen gelöſt. In dem Grundriſſe hat der Münſter nichts von ähnlichen Gebäuden bedeutend Abweichendes. Von Morgen tritt man in einen Hofraum, der ungefähr dreimal ſo breit als tief iſt, und von des Biſchofs Wohnung und den dazu gehörigen Gebäuden, ſo wie der Geiſtlichen Zellen umſchloſſen wird. Von da ſtößt man auf die Kirche ſelbſt, in welche drei in gleichmäßige Zwiſchenräume vertheilte Eingangsthüren führen. Ueber der mittelſten iſt der Chor der Geiſtlichen, aus welchem wieder zwei Thüren in das Schiff der Kirche führen; zwiſchen ihnen iſt der Predigtſtuhl, dem gegenüber an der entgegengeſetzten Wand eine Thür gegen Abend in den der Kirche angebauten Raum führt, worin die Büßenden ihren Stand hatten. Aus dieſem gehen weiter gegen Abend wieder zwei Ausgangsthüren. Hinter den beiden andern Eingangsthüren rechts und links von jener mittlern ſind zwei Altäre, und von da an läuft neben dem Schiff an der Mittagsſeite die für die Weibsperſonen beſtimmte Abtheilung der Kirche, gegen Mitternacht die für die Mannsperſonen. Aus jeder der beiden Abtheilungen führt neben dem beſchriebenen Raum für die Büßenden gegen Abend eine Thür. Zu der Thurmkrone des Münſters, einer der höchſten Pyramiden, führen 725 Stufen. Ueber die Ausführung des Gebäudes läßt ſich ſchwerlich etwas Beſſeres ſagen, als

was ſich in Göthe's Leben B. 2. S. 411 ff. darüber findet, ſo wie in deſſen dem Baumeiſter des Münſters, Erwin von Steinbach, gewidmetem Aufſatz, welcher ſich in Herders Schrift von deutſcher Art und Kunſt findet. Wir begnügen uns, hier nur das Reſultat ſeiner Anſchauung mitzutheilen. Göthe rühmt (ganz dem entgegen, was man ſonſt ohne allen Unterſchied jedem Werk der ſogenannten gothiſchen Baukunſt vorwerfen zu können glaubte) „nicht nur das richtige Verhältniß der größern Abtheilungen, die ſo ſinnige als reiche Verzierung bis in das kleinſte, er erkennt auch die Verknüpfung dieſer mannichfaltigen Zierrathen unter einander, die Hinleitung von einem Haupttheile zum andern, die Verſchränkung zwar gleichartiger an Geſtalt, aber doch höchſt abwechſelnder Einzelnheit, vom Heiligen bis zum Ungeheuer, vom Blatt bis zum Zacken.“ Schon 504 nach Chr. Geb. ward, wo jetzt das Münſter ſteht, ein ſolcher unter dem fränkiſchen König Chlodwig erbaut und in ſechs Jahren, ſchlecht aus Stein und Holz aufgeführt, vollendet. 1015 fing der Bau des jetzigen Münſters damit an, daß man ein neues Fundament legte. Der Bau ſelbſt ward unter gottesfürchtiger Unterſtützung und Mitwirkung des ganzen Landes aus lauter gehauenen Quadern aufgeführt, 260 Jahre wurde daran gearbeitet, bevor der Bau des ſogenannten neuen Thurms anhub, welcher von Erwin von Steinbach viſirt und angelegt worden iſt. Nach deſſen Tode, den 16. Februar 1318, ſetzte ſein Sohn Johannes das Werk fort. Er ward von ſeiner Schweſter Sabine dabei unterſtützt, als welche der Vater ebenfalls in der Baukunſt unterrichtet hatte. Von ihrer eignen Hand iſt das ſchöne Sinnbild an dem Portal auf den Gräben bei dem Uhrwerke gehauen. Hier iſt zur rechten Hand die chriſtliche Kirche durch eine gekrönte Jungfrau dargeſtellt, die in der Linken das Kreuz und in der Rechten den Kelch hält, links aber die jüdiſche Synagoge, als ein Frauenbild mit herabgeſenktem Haupte und verbundnen Augen, die in der Rechten einen zerbrochenen Pfeil, und in der Linken die Geſetztafeln Moſis hält, indem ihr die Krone zu den Füßen herabfällt. Zu beiden Seiten ſtehen die heiligen zwölf Apoſtel. Auch Johannes von Steinbach erlebte die Vollendung des Werks nicht. Er, ſein Vater und ſeine Mutter liegen im Kreuzgange des Münſters an St. Johannis Capelle begraben. Erſt im J. 1365 war das Münſter zu ſeiner jetzigen Vollendung gebracht, indem der Baumeiſter Johann Hiltzen von Cöln, nebſt noch einem andern Meiſter aus Schwaben deſſen Ausführung anderweit übertragen bekommen hatten. Dm.

Münſterſcher Friede, abgeſchloſſen im J. 1648, ſ. Friedensſchlüſſe.

Münter (Balthaſar), geboren zu Lübeck den 24. Oct. 1735, der Sohn eines reichen und angeſehenen Kaufmanns daſelbſt, der aber in ſeinen Glücksumſtänden plötzlich zurückkam. Letzteres war dem jungen Münter ein Sporn zu doppelter Anſtrengung in den Wiſſenſchaften. Er beſuchte zuerſt das Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt, wo er ſich beſonders in der lateiniſchen Beredtſamkeit und Poeſie auszeichnete, und ging 1754 nach Jena, um Theologie zu ſtudiren. Hier entwickelten ſich unter Daries ſeine Anlagen zum ſyſtematiſchen Denken, auch erwarb er ſich Fertigkeit im Predigen. Nachdem er ſich durch mehrere akademiſche Schriften, meiſt philoſophiſchen Inhalts, und ihre öffentliche Vertheidigung ſchon als Student

bekannt gemacht hatte, wurde er 1757 Privatdocent, und bald darauf Adjunct der philoſophiſchen Facultät in Jena. Mit einer faſt unglaublichen Anſtrengung hielt er täglich acht bis zehn Vorleſungen, und würde ſich dem akademiſchen Leben ganz gewidmet haben, wenn ihm nicht 1760 ſeine ſeltenen Predigergaben einen Ruf als Waiſenhausprediger und Hofdiaconus nach Gotha verſchafft hätten. Hier genoß er die Gunſt des Hofes und die allgemeine Liebe Aller, und mußte auch, als er drei Jahre ſpäter als Superintendent nach Tonna verſetzt wurde, jeden Monat einmal vor dem Herzoge predigen. Er verheirathete ſich hier mit einem Fräulein von Schlottheim, und lebte ſehr zufrieden mit ſeinem Schickſale, als er 1765 den Ruf als Prediger bei der deutſchen Petrigemeinde in Copenhagen erhielt. Dieſes Amt bekleidete er bis an ſeinen Tod den 5. Oct. 1793 zur großen Zufriedenheit ſeiner Gemeinde. Das jugendliche Feuer, welches man ſeinen Predigten vielleicht nicht ohne Grund vorwarf, verwandelte ſich allmählig in milde, durchdringende Wärme, und ſein edler Anſtand, ſeine durch eine männliche Stimme gehobene Declamation feſſelten die Aufmerkſamkeit ſeiner Zuhörer eben ſo ſehr, als der gehaltreiche Inhalt ſeiner Predigten ſelbſt. Seine Verdienſte beſchränkten ſich nicht auf ſeine Gemeinde, für deren religiöſe und moraliſche Ausbildung er zunächſt thätig war; er hat überhaupt zur Verbreitung geläuterter Religionsbegriffe in Dänemark und Deutſchland mächtig beigetragen. Unter den vielen und bändereichen Predigtſammlungen, die er ſelbſt herausgab, zeichnen ſich beſonders die Vorträge über die Reden und Begebenheiten Jeſu nach den vier Evangeliſten aus, welche einen Schatz von praktiſchen Bemerkungen enthalten. Durch den Umgang mit Cramer, Klopſtock, Gerſtenberg ꝛc. erwachte ſein poetiſcher Geiſt aufs neue. Zuerſt gab er 1769 ſeine geiſtlichen Cantaten, dann in den Jahren 1773 und 74 zwei Sammlungen geiſtlicher Lieder heraus, die poetiſcher und ſtärker, als Gellerts, weniger lyriſch und wortreich, als Cramers, aber ihrer Beſtimmung zum Gottesdienſte vielleicht angemeſſener als Beider Lieder ſind. Sie ſind zum Theil von den beſten Meiſtern der damaligen Zeit in Muſik geſetzt worden. Im J. 1772 wurde ihm die traurige Pflicht, den unglücklichen Grafen Struenſee zum Tode auf dem Blutgerüſte vorzubereiten, und die Bekehrungsgeſchichte dieſes Staatsmanns, welche er bald darauf heraus gab und welche faſt in alle Sprachen überſetzt und mit Begierde geleſen wurde, machte ſeinen Namen in Europa berühmter, als alle ſeine übrigen zahlreichen Schriften. In ſeinen letzten Lebensjahren erwarb ſich Münter durch Einrichtung des Armenweſens in ſeiner Gemeinde und durch Errichtung einer Freiſchule für Töchter ein neues und großes Verdienſt. Sein Sohn iſt der als Theolog, Orientaliſt und Alterthumsforſcher rühmlich bekannte Friedrich Münter, geboren zu Gotha 1761, gegenwärtig Biſchof des Stiftes Seeland, und Ordensbiſchof und Commentur des Danebrogordens; ſeine Tochter, die durch ihre Reiſebriefe und gefühlvollen Lieder bekannte Friederike Brunn, geborne Münter.

Münzbedarf (nach dem gemeinen Sprachgebrauch **Geldbedarf**.) Die Maſſe von Münze, deren ein Volk in einem gewiſſen Zeitraume zu ſeinem Verkehr bedarf, iſt der Summe von Zahlungen gleich, welche in demſelben Zeitraume von ihm mittelſt Münze geleiſtet werden müſſen, dividirt durch die Anzahl der Male,

da die Münze ihren Eigenthümer verändert. Dies iſt das Geſetz, welches ſtets bei Unterſuchung der Frage zum Grunde gelegt werden muß: ob ein gegebener Staat ſeinen Bedarf an Münze wirklich beſitze, oder in wiefern er Mangel oder Ueberfluß daran habe? Iſt nämlich jene Summe von Münze in einem Lande vorhanden, ſo iſt daſſelbe hinlänglich damit verſehn; iſt die Summe nicht vollſtändig da, ſo hat das Land Mangel; iſt mehr als die Summe vorhanden, ſo hat daſſelbe Ueberfluß an Münze. Was aber die Menge der mittelſt Münze zu leiſtenden Zahlungen betrifft, ſo richtet ſich dieſelbe nicht nach der Menge und Größe der Tauſchgeſchäfte überhaupt, ſondern vielmehr nach der Menge und Größe derjenigen Tauſchgeſchäfte, welche vermittelſt Münze abgemacht werden müſſen, denn in unzähligen Fällen vertritt der Credit die Stelle der Münze; die Tauſchgeſchäfte kommen ſchon vermöge gegenſeitiger Beſprechungen zu Stande, und wirkliche Zahlungen finden gar nicht Statt. Namentlich werden beim Weltverkehre die großen Tauſchgeſchäfte meiſtentheils durch Wechſel abgemacht. Wird nun bei zwei mit einander verkehrenden Nationen das Wechſelgeſchäft mit der gehörigen Lebhaftigkeit betrieben, ſo bedarf es zu dieſem Verkehre keiner größern Münzmaſſe, als gerade erfoderlich iſt, um den Unterſchied (die Differenz) der gegenſeitigen Schulden auszugleichen. Auch im National-Verkehre werden unzählige Handelsgeſchäfte blos mittelſt der Wechſelbriefe abgemacht, und es treten bloße Foderungen einzelner Privatleute an einander häufig an die Stelle wirklicher Münze; je öfter aber ein ſolcher Fall eintritt, deſto weniger Münze wird zur Ausgleichung der in den Tauſch gebrachten Werthe erfodert. Auf gleiche Weiſe wie die Wechſelbriefe können auch alle Arten von Bankactien, Privat- und Staatsſchuldſcheine, welche einen anerkannten Credit haben, in vielen Fällen bei Zahlungen die Stelle der Münze vertreten; daher bedarf man in Ländern, wo viele dergleichen öffentliche Verbriefungen umlaufen, bei weitem nicht ſo viel Münze, als da, wo ſolche Urkunden nicht in Ueberfluß vorhanden ſind. Es iſt jedoch nicht blos die Menge wirklicher Zahlungen, welche in einem gewiſſen Zeitraume mittelſt Münze zu leiſten ſind, wodurch der Bedarf der letztern in einem Lande beſtimmt wird, ſondern zugleich die Anzahl der Male, da die zur Zahlung anzuwendenden Münzſtücke während deſſelben Zeitraums ihren Eigenthümer verändern; je öfter eine ſolche Veränderung eintritt, deſto geringer iſt der Bedarf an Münze. Es geht zugleich hieraus hervor, wie unmöglich es iſt, über den Münzbedarf eines Volkes zu ſeinem innern und auswärtigen Verkehre ein nur einigermaßen richtiges Urtheil zu fällen, und wie trüglich die Berechnungen ſind, welche man hin und wieder in dieſer Hinſicht anzuſtellen verſucht hat; denn als weſentliche Bedingungen hierzu ſind erfoderlich nicht nur eine vollkommene Kenntniß vom Umfange des wertherzeugenden Bodens des Volks, der Höhe ſeiner Bevölkerung und der Maſſe ſeiner Erzeugniſſe, ſondern zugleich eine genaue Bekanntſchaft mit dem Grade ſeines Kunſtfleißes, ſeinem Hange zum Lebensgenuſſe, ſeiner ſittlichen Bildung und vorherrſchenden Leidenſchaften; Bedingungen, deren Daſein in dem erfoderlichen Grade nirgends zu erwarten ſteht. Wem möchte es wohl gelingen, nur die Summe von Ausgleichungen in Erfahrung zu bringen, welche in einer einzigen kleinen Stadt an einem einzigen Tage vorfallen, und wie oft dort dieſelben Zahlungsmittel an dieſem Tage ihren Eigenthümer

verändern? Und iſt dieſes ſchon in Hinſicht des eintägigen Verkehrs einer einzigen kleinen Stadt ſehr ſchwer, wie unendlich ſchwerer, ja unmöglich, muß es ſein, die Münzmaſſe in Erfahrung zu bringen, welche ein ganzes Land an jedem Tage des Jahrs zu ſeinem innern ſowohl als auswärtigen Verkehre nöthig hat, und aus dem Bedarfe der einzelnen Tage den Durchſchnittsbedarf für das ganze Jahr auszumitteln. (S. Münze.) KM.

Münze (im weitern Sinne) oder allgemeines Werthausgleichungsmittel iſt derjenige ſinnliche Gegenſtand, welcher eine nach dem allgemeinen Werth- oder Vermögensmeſſer (dem Gelde) berechnete Anweiſung auf die in den Tauſchverkehr kommenden Güter oder Genußmittel jeder Art enthält. Es gehört alſo zum Weſen der Münze 1. daß ſie etwas Sinnliches oder Körperliches, kein bloßer Begriff ſei, wie es beim Gelde der Fall ſein kann; 2. daß ſie eine Anweiſung auf die in den Tauſchverkehr kommenden Güter jeder Art enthalte und 3. daß dieſe Anweiſung nach dem allgemeinen Vermögensmeſſer (dem Gelde) berechnet ſei. Aber es liegt nicht nothwendig in dem Weſen der Münze, daß ſie die Eigenſchaft eines wirklichen Genußmittels beſitze, und daß ſie einen Vermögenstheil nicht blos ausdrücke, ſondern auch wirklich enthalte. Dieſe Eigenſchaft klebt der Münze nur in ſo fern an, als ſie zugleich Waare iſt, als reines Tauſchmittel hingegen betrachtet, bedarf ſie derſelben durchaus nicht. Staaten älterer und neuerer Zeit liefern uns Beiſpiele genug von Münzen, welche, ohne zugleich Waare zu ſein, den Dienſt allgemeiner Werthausgleichungsmittel verrichteten. Das Weſen der Münze, als reines Tauſchmittel betrachtet, ſpricht ſich lediglich in der Anweiſung aus, welche ſie ihrem Beſitzer auf den Erwerb der in den Verkehr kommenden Güter gibt; in ihr erſcheint blos etwas Ideales, und in dem Augenblicke, wo irgend eine Waare in den Kreis der allgemeinen Tauſchmittel übertritt, hört ſie auf Genußmittel zu ſein, wenn ſie es auch ihrem Stoffe nach vorher war und demnächſt, wenn ſie nicht mehr Münze iſt, wieder werden kann. Beſitzt der ſinnliche Stoff, woraus das allgemeine Tauſchmittel verfertigt iſt, einen eigenthümlichen Tauſchwerth, ſo ſchadet dieſe Nebeneigenſchaft, welche daſſelbe zugleich zur Waare macht, ſeiner Haupteigenſchaft als Münze zwar durchaus nicht, ja ſie iſt derſelben vielmehr in den meiſten Fällen ſogar nützlich, aber im Augenblicke des Tauſches, alſo gerade da, wo die Münze ihren Dienſt verrichtet, kommt jene Nebeneigenſchaft gar nicht in Betracht, und iſt ſo gut wie gar nicht vorhanden. Inzwiſchen ſind die Wirkungen, welche das Daſein oder die Abweſenheit jener Nebeneigenſchaft in anderer Beziehung hervorbringt, ſo mannichfaltig und bedeutend, daß es nothwendig ſcheint, hiernach verſchiedene Claſſen von Münzen feſtzuſetzen. Am paſſendſten laſſen ſich in dieſer Hinſicht drei Hauptgattungen von allgemeinen Tauſchmitteln annehmen, nämlich: 1. ſolche, welche bloße Anweiſungen auf in den Tauſchverkehr kommende Güter, alſo reine Tauſchmittel ſind; man nennt dieſelben Ideal-Münzen; 2. ſolche, welche neben der ihnen als Münze zukommenden Eigenſchaft einer allgemeinen Anweiſung auf die in den Verkehr gebrachten Güter zugleich die Eigenſchaft einer Waare, und zwar einer ſolchen beſitzen, deren verglichener Tauſchwerth dem verglichenen

Tauſchwerthe der Güter, worauf ſie eine Anweiſung geben, gleichkommt oder denſelben überſteigt; dieſe heißen *Realmünzen*; 3. ſolche, welche neben der als eigentlicher Münze ihnen zukommenden Eigenſchaft zwar gleich den Realmünzen die Eigenſchaft einer Waare beſitzen, aber einer ſolchen, deren verglichener Tauſchwerth geringer iſt als der verglichene Tauſchwerth der Güter, worauf ſie als Münze eine Anweiſung enthalten, die alſo zum Theil als *reine* Tauſchmittel (*Idealmünze*), zum Theil als *gemiſchte* Tauſchmittel (*Realmünze*) den Dienſt der Werthausgleichung verrichten; dieſe Münzgattung läßt ſich am beſten durch *Idealrealmünze* bezeichnen. Die Münze muß, ſoll ſie anders ihren Zweck erfüllen, nämlich den verſchiedenen verglichenen Tauſchwerth der Güter, deren Beſitz ſich verändert, auszugleichen, als Anweiſung auf den *möglich-geringſten* Vermögenstheil vorhanden ſein, d. h. ſie muß ſo weit abgetheilt werden können, daß der geringſte Vermögenstheil durch ſie vorgeſtellt werden kann, durch die Vervielfältigung (Multiplication) aber muß ſie bis zur höchſten Stufe des verglichenen Tauſchwerthes und alſo auch des Preiſes zur Ausgleichung brauchbar ſein. Wenn alſo z. B. ein Landgut für 100,000 Rthlr. angeſchlagen wird, ſo ſagt das eigentlich ſo viel: dies Landgut iſt, 12 Pfennige zu einem Groſchen und 24 Groſchen zu einem Thaler gerechnet, 28 Millionen und 800,000 Pfennige oder eben ſo viele geringſte Vermögenstheile werth. Wird nun dies Landgut für 100,000 Rthlr. verkauft, ſo gibt der Käufer und erhält der Verkäufer eine Anweiſung auf 28 Millionen und 800 000 geringſte Vermögenstheile. — Geld (*Vermögensmeſſer*) läßt ſich recht wohl denken ohne *Münze* (*Vermögensausgleichungsmittel*); zum Begriff der *Münze* aber iſt der Begriff von *Geld* weſentlich nothwendig. Man kann alle Güter der Erde nach einem *idealen* Maßſtabe ſchätzen, z. B. nach Makuten, wie die Neger an der Goldküſte von Afrika thun, ohne dabei auf irgend eine Gattung von *Münze* Rückſicht zu nehmen; um ſich aber eine richtige Vorſtellung von einer *Münze*, z. B. von einem Speciesthaler, zu machen, muß man die Idee vom *Gelde* zum Grunde legen, muß man wiſſen, daß der Speciesthaler eine nach dem Vermögensmeſſer (dem Gelde) beſtimmte Anweiſung auf in den Tauſchverkehr kommende Genußmittel enthalte, deren Tauſchwerth nach demſelben Maßſtabe (dem *Gelde*) berechnet iſt. Geſetzt alſo, da, wo Silber zum allgemeinen Werthmeſſer (*Geld*) und Tabak zum allgemeinen Werthausgleichungsmittel (*Münze*) gewählt worden, ſei ein Münzſtück, welches in einem Pfund Tabak beſteht, eine Anweiſung auf 20 kleinſte Vermögenstheile, ſo können wir uns keinen Begriff vom verglichenen Tauſchwerthe der Güter machen, worauf dieſe Anweiſung lautet, wenn wir nicht eine klare Idee vom verglichenen Tauſchwerthe des Stückchens Silber haben, welches als kleinſter Vermögenstheil zum Werthmeſſer der Güter iſt angenommen worden. (S. Geld.) Auf doppelte Weiſe wirkt die Münze höchſt wohlthätig auf den Tauſchverkehr: 1. *indem ſie die Vergleichung des Tauſchwerthes der in den Verkehr gebrachten Güter erleichtert*, und 2. *indem ſie eine Anweiſung nicht auf ein beſtimmtes, ſondern auf alle in den Verkehr kommende Genußmittel von gleichem Tauſchwerthe mit der Münze enthält*. Was die erſte der angeführten wohlthätigen Wirkungen

der Münze auf den Verkehr betrifft, ſo geht dieſelbe aus Folgendem hervor: der Umtauſch der Waaren wird dadurch häufig erſchwert, daß die Tauſchenden über den Tauſchwerth der in den Verkehr gebrachten Genußmittel verſchiedenartig urtheilen, und daß es nicht ſelten viel Mühe und Zeit erfodert, ehe beide Parteien in dieſer Hinſicht ſich vereinigen können; tritt aber an die Stelle der einen Waare, wofür die andere eingetauſcht werden ſoll, die Münze, ſo wird die Schwierigkeit, welche vorher Statt fand, ſogleich zur Hälfte gehoben, denn es kommt dann nur darauf an, ſich über den Tauſchwerth der zu vertauſchenden Waare zu vereinigen; der Tauſchwerth derjenigen Waare hingegen, worauf die Münze eine Anweiſung enthält, iſt keinem Zweifel unterworfen, denn dieſe Anweiſung iſt nach dem allgemein bekannten Werthmeſſer, dem Gelde, berechnet. Nicht minder wichtig iſt die zweite wohlthätige Wirkung der Münze auf den Verkehr, nämlich als Anweiſung auf ſämmtliche in den Tauſchverkehr kommende Güter. Beim Umtauſche von Waaren nämlich iſt es eine Hauptſchwierigkeit, denjenigen aufzufinden, der das Genußmittel, welches man gerade braucht, überflüſſig beſitzt und zugleich desjenigen Genußmittels bedarf, welches man ihm zum Tauſche anzubieten vermag. Noch ſchwerer iſt es für den, der nicht Waare, ſondern nur Dienſte und Arbeit anbieten kann, den aufzufinden, der ſeine Dienſte braucht und ihm dafür das geben kann, was er nöthig hat; und vollends unmöglich iſt es, ein Tauſchgeſchäft zu Stande zu bringen, wenn ſich keine zweckmäßige Theilung der in den Verkehr gebrachten Waaren denken läßt, z. B. wenn man ein lebendes Thier beſitzt und einen Scheffel Salz dafür umzutauſchen ſucht. Dieſe Schwierigkeit verſchwindet größtentheils, ſobald die Ausgleichung vermittelſt der Münze geſchieht, welche in der Regel Jeder gern gegen Waaren und Dienſte anzunehmen bereit und von der Jeder zugleich gewiß iſt, daß er wieder bei Andern ſeine Bedürfniſſe jeder Art dagegen einzutauſchen vermöge. — Der Spielraum einer Münze iſt entweder auf den gegenſeitigen Tauſch einzelner Privaten beſchränkt, oder er dehnt ſich über den Handel ganzer Nationen aus, oder er umfaßt endlich den Verkehr der geſammten gebildeten Menſchheit. Die Münze der erſten Art heißt Privatmünze, die der zweiten National- oder Staatsmünze, und die der letzten Weltmünze. Jede Weltmünze kann zu gleicher Zeit Privat- und Nationalmünze ſein, aber nicht umgekehrt kann jede Privat- und Nationalmünze zugleich den Dienſt der Weltmünze verrichten, und eben ſo wenig läßt jede Privatmünze zugleich als Nationalmünze ſich gebrauchen. (Siehe Privatmünze — Nationalmünze — Weltmünze). Münze, im engern Sinne, richtiger Metallmünze, iſt diejenige Gattung der Münze, zu deren ſinnlichem Stoffe irgend eine Art von Metall gewählt worden iſt. Die Metalle, beſonders die edeln, vereinigen in ſich alle Eigenſchaften, welche zu einer guten Realmünze erfoderlich ſind, denn 1. ſie beſitzen ſowohl einen poſitiven als auch einen hohen relativen Werth und zugleich einen ziemlich regelmäßigen und dauerhaften Tauſchwerth; ſie ſind nämlich im Verhältniſſe anderer Güter ſelten und verdanken ihr Daſein nicht dem bloßen Zufalle; ohne einen bedeutenden Aufwand von Fleiß und Capital laſſen ſie ſich dem Schoße der Erde nicht entreißen und zu der Feine bringen, welche ſie für menſchliche Zwecke

brauchbar macht, die Zwecke ſelbſt aber, zu welchen ſie als Mittel taugen, ſind höchſt mannichfaltig; wegen ihrer Schönheit und ihres innern Adels befriedigen ſie zu Schmuck verarbeitet die Eitelkeit, wie ſie als Werkzeug und Hausgeräth zur Bequemlichkeit des Lebens und zur Verbeſſerung unſeres äußern Zuſtandes dienen; 2. ſie ſind leicht von dem einen Orte zu dem andern zu ſchaffen, denn ſie beſitzen in einem kleinen Umfange einen großen verglichenen Tauſchwerth, daher ſind die wirklichen Preiſe derſelben faſt in allen Ländern gleichförmig; 3. ſie ſind faſt ins Unendliche theilbar, alle ihre Theile haben gleiche Natur mit dem Ganzen, ſo daß ſich der Tauſchwerth der einzelnen Stücke blos durch das Verhältniß ihrer Größe beſtimmt, und wie ſie ohne Verluſt vielfach getheilt werden können, ſo können ihre Theile auch ohne Verluſt wieder vereinigt werden; 4. ſie ſind höchſt dauerhaft, verlieren durch den Gebrauch äußerſt wenig und widerſtehen jeder Art von Zerſtörung. — Bei dieſen vortrefflichen Eigenſchaften der Metalle iſt es kein Wunder, daß die Metallmünze im Weltverkehre wie im Binnenverkehre eine ſo große, vor allen übrigen Gattungen der Münze ausgezeichnete Rolle ſpielt. Im beſondern Sinne nennt man **Münze** gewöhnlich auch die von Korn geringere Scheidemünze im Gegenſatze des groben klingenden **Current**. Erſtere iſt immer ſchlechter, weil die Ausprägung derſelben mehrere Koſten macht. Die vorzüglichſten Schriften über das Münzweſen ſind: **Büſch's** Abhandlung über den Geldumlauf, 2. Auflage (Kiel und Hamburg 1800); **Adam Müllers** Verſuch einer neuen Theorie des Geldes (Leipzig und Altenburg bei Brockhaus 1816) und **Carl Murhards** Theorie des Geldes und der Münze (Leipzig und Altenburg bei Brockhaus 1817). KM.

Münzen, antike, moderne, griechiſche, römiſche, conſulariſche, Kaiſermünzen, ſiehe den Artikel **Münzkunde.**

Münzer (Thomas). Dieſer berühmte Schwärmer war zu Stolberg am Harz geboren, in welchem Jahre, iſt unbekannt. Wäre die unverbürgte Sage wahr, daß ſein Vater von einem Grafen zu Stolberg ungerechter Weiſe hingerichtet worden, ſo würde ſich daraus die Richtung, die ſein Geiſt ſpäter nahm, um ſo leichter erklären laſſen. Wahrſcheinlich ſtudirte er zu Wittenberg, wo er auch Magiſter ward. Nach geendigten Studien ward er Schullehrer zu Aſchersleben. In Halle war er Caplan in einem Nonnenkloſter, ging dann wieder nach Stolberg, wo er mit Beifall predigte, ward im Jahr 1520 als erſter Prediger nach Zwickau berufen, ging ſchon im folgenden Jahre nach Prag, um ſich unter den Huſſiten Anhänger zu verſchaffen, und ward ein oder zwei Jahre ſpäter Prediger zu Altſtedt. Allenthalben zeigte er ſich als einen unruhigen Kopf und einen wüthenden und fanatiſchen Gegner des Papſtthums. Anfangs erwärmte ihn die Leſung myſtiſcher Schriften, wie des Taulerus, des prophetiſchen Abts Joachim und Anderer. Sein Eifer gegen ſcholaſtiſche und päpſtliche Theologie brach zuerſt in ſeinen Predigten aus, und in Böhmen ſchlug er eine noch vorhandene heftige Intimation contra Papistas an, die er mit eigener Hand geſchrieben hatte. Luthers Lehre fing um dieſe Zeit an die Gemüther von der Tyrannei des päpſtlichen Gewiſſenszwanges zu entfeſſeln, aber auf der andern

erhob ſich der Geiſt der Schwärmerei. Während Luther zurückgezogen auf der Wartburg lebte, Karlſtadt in Wittenberg die ausſchweifendſten Gewaltthätigkeiten beging, bildete ſich zu Zwickau die Secte der Wiedertäufer (Feinde der Kindertaufe), an deren Spitze Klaus Storch, ein Tuchmacher, ſtand, und zu welcher ſich bald Marx Stübner, Martin Kellner und Thomas Münzer geſellten. Sie drangen mit ihrem Anhange nach Wittenberg; aber Luther, der dahin eilte, brachte es durch ſieben Predigten ſo weit, daß Storch und Karlſtadt Wittenberg verlaſſen mußten. Mit mehr Feuer und Glück breitete hingegen Münzer ſeine Lehre zu Altſtedt in Thüringen aus, wo er ſeit 1523 Prediger war. Er beſtritt nicht nur das Papſtthum, ſondern auch Luthers Lehre, und reizte die Unterthanen zum Ungehorſam gegen ihre Obrigkeiten, beſonders wenn ſie ihnen verboten, ſeine geiſtlichen Reden zu beſuchen. Er überredete den Pöbel leicht, daß Gott ſeine Chriſtenheit bald von dem Joche, unter welchem ſie ſeufze, befreien werde. Mit jedem Tage vermehrten ſich ſeine Anhänger und wuchſen bald ſo ſehr an, daß der Churfürſt von Sachſen, Friedrich, und der Herzog Johann zu Weimar im J. 1524 Münzern nach Weimar fodern ließen, um ſich zu verantworten. Man entließ ihn und begnügte ſich, dem Amtmann und Rath zu Altſtedt zu befehlen, einen für die öffentliche Ruhe ſo gefährlichen Schwindelkopf aus ihren Mauern zu entfernen. Münzer entwich aus der Stadt, ließ ein Jahr lang nichts von ſich hören, und trat zuerſt wieder in Nürnberg auf. Hier nicht geduldet, ging er nach Schaffhauſen, wo er ſich ein halbes Jahr aufhielt. Im Jahr 1525 kam er nach Sachſen zurück. Er predigte zu Mühlhauſen, gewann die Volksmenge, ſetzte den alten Rath, der ihm das Predigen verbot, ab und einen neuen ein, ließ die Klöſter und die Häuſer der Reichen plündern und proclamirte eine allgemeine Gütergemeinſchaft. Ein anderer ähnlicher Schwärmer, Namens Pfeifer, fiel mit ſeinem räuberiſchen Anhang ins Eichsfeld und vereinigte ſich mit Münzer. Dieſer Vorfall und die Nachricht, daß ſich 40,000 Bauern in Franken zuſammengerottet, 150 adeliche Schlöſſer und 23 Klöſter geplündert und verbrannt hatten, entflammten Münzers Muth. Er rief ſeine Anhänger in Frankenhauſen, die Bergleute im Mannsfeldiſchen und ſämmtliche Bauern zu Mühlhauſen, Langenſalza und Tennſtedt auf und rüſtete ſich eiligſt zum Kriege. Er verſprach ihnen, ſie ſämmtlich in den Herrenſtand zu erheben. Nachdem er Pfeifern als Statthalter in Mühlhauſen zurückgelaſſen, begab er ſich mit dreihundert Auserwählten nach Frankenhauſen, brach die von den Frankenhäuſern mit dem Grafen von Mansfeld eröffneten Unterhandlungen ab und erhitzte aufs neue die Gemüther. In dieſer Kriſe ſtarb Churfürſt Friedrich der Weiſe. Sein Nachfolger Johann entſchloß ſich zu kräftigern Maßregeln. Er, der Herzog Georg zu Sachſen, der Landgraf Philipp von Heſſen und der Herzog Heinrich von Braunſchweig verbanden ſich und beorderten 1500 Reiter und einige Fahnen Fußvolk gegen die Aufrührer. Dieſe waren an Zahl überlegen — gegen 8000 Mann — und ſtanden vortheilhaft auf einer Anhöhe bei Frankenhauſen, geſchützt von einer Wagenburg. Die vereinigten Fürſten boten nochmals den Weg der Güte an, aber Münzer gab kein Gehör, ſondern befeuerte den Muth der Seinigen durch die wüthendſten Reden, und verſprach ihnen den Beiſtand Gottes. Am 15. Mai 1525 kam es zur Schlacht, in welcher die Aufrührer nach einer hartnäckigen Gegenwehr gänzlich geſchlagen wurden. Nach Einigen verloren ſie 5000, nach Andern 7000 an Todten; die

Uebrigen, worunter auch Münzer war, warfen ſich nach Frankenhauſen. Muthlos verbarg er ſich hier auf dem Boden eines Hauſes, warf ſich in ein Bette, und ſtellte ſich krank. Die fürſtlichen Truppen beſetzten und plünderten die Stadt. Münzer wäre unbeachtet geblieben, wenn nicht ein Soldat in ſeiner Reiſetaſche das Schreiben des Grafen Mansfeld an ihn gefunden hätte. Dieſer Zufall entdeckte ihn. Er wurde gefangen genommen und nach Heldrungen gebracht, wo er auf der Folter ſeine Verbündeten endlich nannte. Auch Pfeifer, der ſich von Mühlhauſen hatte flüchten wollen, wurde bald gefangen zurückgeführt. Thomas Münzer wurde von Heldrungen dahin abgeliefert, und ihm und Pfeifern, nebſt vierundzwanzig andern Rebellen, das Schwert zuerkannt. Der zuvor ſo trotzige Münzer verlor auf dem Hingange zum Richtplatze allen Muth; er konnte die Glaubensartikel nicht ſelbſt ausſprechen, ſondern der Herzog Heinrich von Braunſchweig betete ſie ihm vor. Ein anderer Geſchichtſchreiber erzählt, daß er auf dem Todtengerüſte noch zwölf Maß Waſſer ausgetrunken habe. Sein Körper wurde nach der Enthauptung geſpießt, und ſein Kopf auf einen Pfahl geſteckt. Die Städte Langenſalza, Mühlhauſen und Tennſtedt wurden um anſehnliche Geldſummen geſtraft, und noch mehrere Aufrührer, unter denen Bürgermeiſter und Rathsherrn, hingerichtet. (Vergl. d. Art. *Bauernkrieg*.)

Münzfuß heißt *die geſetzliche Beſtimmung des Gewichts (Schrots) und Feingehalts (Korn) der Metallmünze*; er beſtimmt 1. die Schwere der einzelnen Münzſtücke und 2. die Menge des zugeſetzten unedlen, ſo wie die Menge des edlen Metalls derſelben. — Beſtänden die Metallmünzen aus reinem edeln Metall, ſo könnte von einem Münzfuße gar nicht die Rede ſein. Da es aber faſt in allen Staaten für nützlich erachtet wird, dem *edeln Metall ein unedles beizumiſchen*, ſo iſt die Unterſcheidung des Münzfußes überall von hohem Intereſſe. Ein *ſchwerer* Münzfuß unterſcheidet ſich vom *leichten* dadurch, daß nach dem erſtern *weniger* Stücke von gleicher Benennung aus einem beſtimmten Gewichte edeln Metalls, z. B. einer Mark fein geprägt werden, nach dem letztern *mehrere*. Das charakteriſtiſche Unterſcheidungszeichen beider beſteht alſo eigentlich nur in der Größe des Maßſtabes für die in den Verkehr kommenden Güter. — Daß für den *Welt*-Verkehr, wo jede Münze blos als Waare erſcheint, die Abtheilung, Form und Benennung der Metallmünze kein Intereſſe habe, daß für ihn alſo der Münzfuß ganz gleichgültig ſei, iſt einleuchtend, aber auch im Nationalverkehre kann es, wenn nur Wahrheit und Redlichkeit dem Ausmünzungsſyſteme zum Grund liegt, in der Regel keinen Unterſchied machen, ob die Münze nach einem ſchweren oder leichten Fuße geprägt worden, ob z. B. aus einer Mark Silber zwanzig oder einundzwanzig Gulden verfertigt werden; denn ein Gulden, von welchem 21 auf die Mark fein gehen, wird natürlich nie ſo viel gelten, als ein Gulden, deren 20 eine Mark fein ausmachen. Indeſſen wird überall einerlei Werth weggegeben werden, wenn eine gleiche Anzahl feiner Marken gezählt wird, man mag eine Mark fein 20, 21 oder 24 Gulden benennen und ſie in ſo viel Einheiten zerſtückeln, als man will. Höchſt wünſchenswerth wäre es, wenn alle handeltreibende Völker ſich eines und deſſelben Münzfußes bedienten, denn dadurch würde ihr gegenſeitiger Verkehr ungemein erleichtert und Irrthümern mancherlei Art vorgebeugt werden. Eben ſo wäre es, wenn ſämmtliche handeltreibende Nationen dahin übereinkämen, jedem Münzſtück das

Gewicht, den Feingehalt und den Betrag der geſetzlichen Prägkoſten aufzudrücken. Die Geſchichte des Ausmünzungsweſens zeigte bisher ein ewiges Ringen der Regierungen, ſich wechſelsweiſe zu täuſchen und von einander zu gewinnen, und es iſt zwiſchen den verkehrenden Nationen eine Gattung Krieg ausgebildet worden, um durch die Formen der Werthsausgleichungsmittel (Münze) ſich gegenſeitig zu plündern. Kein Wunder iſt es daher, wenn die Geltung mancher Metallmünze oft nur auf den Umfang der Stadt beſchränkt iſt, wo ſie geprägt worden, wenn jede Regierung die Münzunternehmungen ihrer Nachbarn mit der größten Sorgfalt belauſcht, und oft wegen Mangels an einerlei Münze der Verkehr zwiſchen zwei Ländern nicht gedeiht, zwiſchen welchen er ihrer Lage und ihren übrigen Verhältniſſen nach äußerſt lebhaft ſein könnte. So lange ſich aber die Nationen noch nicht wegen Annahme eines gemeinſchaftlichen Ausmünzungsſyſtems vereinigt haben, iſt es einem jeden Volke zu rathen, ſich desjenigen Münzfußes zu bedienen, welcher in dem Lande Statt findet, mit welchem es ſeinen Hauptverkehr treibt. Uebrigens bleibt es ausgemacht, daß jede Abänderung des einmal eingeführten Münzfußes große Verwirrung in die Geſchäfte bringt, wenn die Regierung nicht zugleich beſtimmte, auf richtige Grundſätze gebaute Regeln feſtſetzt, wornach alle Zahlungsverbindlichkeiten, die nach dem alten Münzfuße geſchloſſen werden, geordnet ſein müſſen. — Es iſt ein ziemlich allgemein verbreiteter Irrthum, daß in dem Lande, wo ein leichter Münzfuß angenommen worden, der gemeine Mann, welcher ſeine Metallmünze im kleinen Verkehr ausgibt, für weniger Silber lebe, als in demjenigen, deſſen Metallmünze nach einem ſchweren Fuße geprägt worden; hieraus hat man dann gefolgert, daß es den Ländern, welche einen ſchweren Münzfuß haben, rückſichtlich ihrer induſtriellen Production durchaus unmöglich falle, im auswärtigen Verkehre mit denen Preis zu halten, welche den Tagelohn der Arbeiter in geringhaltiger Münze bezahlen, und eine Beſtätigung dieſes Satzes darin zu finden geglaubt, daß im ſüdlichen Deutſchlande, wo ein leichter Münzfuß Statt findet, die Manufacturen beſſer gedeihen, als im nördlichen, welches einen ſchweren Münzfuß hat. Aber der Grund, warum in Norddeutſchland der Arbeitslohn in Metallmünze ausgedrückt beträchtlicher ſein muß, als in Süddeutſchland, iſt nicht in der Verſchiedenheit des Münzfußes, ſondern vielmehr in der Verſchiedenheit der Sachpreiſe aller Lebensbedürfniſſe zu ſuchen. Zwar kann es geſchehen, daß nach erfolgter Vertauſchung des ſchweren Münzfußes gegen einen leichten der gemeine Mann einige Zeit hindurch fortfährt, für die leichtere Münzeinheit daſſelbe zu thun, zu leiſten und zu geben, was er für bisherige ſchwerere that, leiſtete und gab; allein es wird dies nicht von langer Dauer ſein: der Kaufmann, welcher bei den vom Auslande bezogenen Waaren blos nach reinem Gold und Silber rechnen, und daher ſeine Waaren um ſo viel ſteigern muß, als die Münze leichter geworden, wird bald auch ſeine übrigen Mitbürger über das wahre Verhältniß der Dinge aufklären und die Preiſe aller Waaren gegen Metallmünze werden bald um ſo viel höher werden, als ſich der Münzfuß verringert hat. Den Beleg hierzu liefert die Geſchichte. Jede Verringerung des Münzfußes hat eine Erhöhung der Metallpreiſe der Waaren zur Folge gehabt; unter übrigens gleichen Verhältniſſen aber lebt der gemeine Mann um eben ſo viel Silber in dem Lande, wo ein leichter Münzfuß Statt hat, als in dem, wo ein ſchwerer an-

genommen iſt, wie man dies überall an der Grenze derjenigen Länder bemerken kann, von welchen das eine einen ſchweren, das andere einen leichten Münzfuß hat. — Die merkwürdigſten Veränderungen des deutſchen Münzfußes ſind folgende: 1. der Zinniſche Fuß vom Jahre 1667, wornach Sachſen und Brandenburg (zu Zinna, einem brandenburgiſchen Städtchen und Kloſter) die feine Mark Silber zu $10\frac{1}{2}$ Rthlr. oder zu 15 Fl. 45 Kr. ausmünzen wollten. Ihn behielt Churbraunſchweig bei; 2. der Leipziger Fuß von 1690, oder der 18 Guldenfuß, zwiſchen Sachſen, Brandenburg und Braunſchweig feſtgeſetzt, wornach die feine Mark Silber zu 12 Rthlr. in Zweidritteln und Eindritteln ausgeprägt wurde. Im Jahre 1738 ward dieſer zum Reichsfuß angenommen; 3. der Preußiſche oder Graumannſche Fuß, wornach im Jahre 1750 die feine Mark Silber zu 14 Rthlr. ausgeprägt wurde; 4. der Conventionsfuß oder 20 Guldenfuß vom Jahr 1753, wornach vermöge einer zwiſchen dem Wiener und Münchner Hofe geſchloſſenen Convention die feine Mark Gold zu 283 Fl. 5 Kr. $3\frac{4}{7}$ Pf., und die feine Mark Silber zu 20 Fl. oder $13\frac{1}{3}$ Thaler ausgeprägt wird. Ihn hat Oeſterreich, Sachſen und Braunſchweig-Wolfenbüttel angenommen. — Der ſogenannte 24 Guldenfuß iſt kein beſonderer Münzfuß, ſondern nur eine Erhöhung des äußern Werthes der nach dem 20 Guldenfuß ausgeprägten Münzen. Darnach werden alſo 20 Fl. für 24, die 20 Kreuzerſtücke werden für 24 Kr., die 10 Kr. für 12 Kr., und die 5 Kr. für 6 Kr. gerechnet. Dieſe Rechnungsart ward im Jahre 1776 von Baiern und den benachbarten Staaten angenommen, wiewohl ſie nichts Weſentliches ändert und nur eingebildete Vortheile haben kann. — KM.

Münzkunde, Numismatik, iſt die Wiſſenſchaft von den Münzen. Münzen im engern Sinne nennt man ſolche Stücke edeln oder unedeln Metalls, denen allerhand Zeichen aufgeprägt ſind, wodurch ſie als gemeinſchaftliches Maß für den Werth und Preis der Dinge bezeichnet werden. Als ſolche kündigt ſie ſchon ihr Name an, denn unſer deutſches Wort Münze kommt her von dem lateiniſchen Moneta, welches urſprünglich ein Erinnerungszeichen bedeutet, deſſen nämlich, was ein ſolches Metall im Verkehr gilt. Von dieſem Gelten heißt im Deutſchen eine gewiſſe Art von Münzen auch Geldmünzen, von welchen wir die Denkmünzen oder Medaillen (ſ. d. Art.) unterſcheiden. Die Geldmünzen hießen bei den Römern auch Nummi, von dem griechiſchen Worte *νομος* (doriſch *νουμος*) oder *νομισμα*, welches eigentlich alles bedeutet, was durch Sitte oder geſetzliche Beſtimmung angenommen oder gebräuchlich iſt, und hier den geſetzlich geltenden Werth einer Münze bezeichnet. Nach dieſem Worte wird die Wiſſenſchaft von den Münzen oder die Münzkunde auch Numismatik genannt. Dieſe lehrt die verſchiedenen Gattungen der Münzen kennen und beurtheilen, 1. nach ihrem Gehalt und Handelswerthe, 2. nach ihren geſchichtlichen Merkmahlen, und iſt demnach entweder a) bürgerliche oder b) hiſtoriſche Numismatik. Die bürgerliche, welche den Werth der Münzen nach ihrem Gehalt und im Handel bei allen Völkern beſtimmt, hat auf drei Stücke zu ſehen, 1. auf die Materie, 2. das Gewicht und 3. den Werth der Münzen. Was die Materie betrifft, ſo war Metall faſt überall der eigentliche Stoff zum Prägen der Münzen; anderer Stoffe ſcheint man ſich blos im Nothfalle bedient zu haben, wie in neuer Zeit des Papieres. Unter den Metallen gebrauchte man vorzüglich Gold, Silber und Erz,

worunter man alle Arten Münzen von niedrigem Metalle, Kupfer, Meſſing, Compoſition u. a. verſteht. Von Eiſen hatten die Spartaner und Byzantiner, von Zinn die Syrakuſer Münzen. Schrot und Korn, d. i. Gewicht (weil mit Schroten gewogen wird), und innerer Gehalt der Münzen beſtimmen den Werth als Kaufmannswaare, was ſie aber als gangbare Münze in einem Staate gelten ſollen, beſtimmt die Staatsgewalt. Die bürgerliche Münzkunde hat demnach die Gewichte und deren Unterſchiede bei den verſchiedenen Völkern und die Verſchiedenheit des Münzfußes anzugeben. Den Geſchichtforſcher intereſſiren an den Münzen vorzüglich die hiſtoriſchen Data, das Alter, Vaterland und Gepräge derſelben. In Rückſicht des Alters theilen ſich die Münzen in antike und moderne. Antike werden alle genannt, welche vor 1400 unſerer Zeitrechnung geprägt ſind, moderne, die aus den letzten vier Jahrhunderten. Bei den Phöniciern, als dem vorzüglichſten Handelsvolke der alten Welt, dürfte mit Wahrſcheinlichkeit der Urſprung der Münzen zu ſuchen ſein. Indeß bedienten ſie ſich wohl nur geſtempelter Silberbarren, die Griechen aber hatten eigentliche Münzen; doch ſind Erfinder und Zeit der Erfindung ungewiß. Von Königen, Republiken und Städten wurden die griechiſchen Münzen geſchlagen. Bei den Römern führte Numa oder Servius Tullius die Münzen ein, welche pecunia hießen, weil Bildniſſe von Thieren (pecus) darauf geprägt waren. Im Jahre Roms 244 fingen die conſulariſchen und die kaiſerlichen Münzen mit Julius Cäſar an, welcher, gegen das Verbot des Staats, zuerſt ſein Bild auf die Münzen prägen ließ. Dieſe, theils lateiniſchen, theils griechiſchen Kaiſermünzen dauerten bis zur Einnahme Conſtantinopels durch die Türken im Jahr 1453. Außerdem hatten auch die römiſchen Colonien ihre eignen Münzen. Das Land oder die Münzſtätte, wo ſie geprägt ſind, nennt man das Vaterland der Münzen. Das Vaterland der ältern Münzen war gewöhnlich Griechenland oder Italien. Münzen mit griechiſcher Schrift wurden größtentheils in Griechenland ſelbſt oder den griechiſchen Inſeln geſchlagen, und das eigentliche Vaterland beſtimmt näher der Name des Volks, der oft ganz, oft mit den Anfangsbuchſtaben ausgedrückt iſt, oder die aufgeprägten Symbole der Völker und Städte. Die römiſchen Münzen laſſen ſich zwar an Inſchrift und Gepräge leicht erkennen, die Münzſtätte ſelbſt hingegen läßt ſich ſchwer bemerken. Bei den modernen Münzen hat es hierin eben ſo wenig Schwierigkeit, als in Anſehung des Alters, weil dieſes meiſt durch die Jahrzahl, jenes durch die Aufſchrift und, wenn ein Land mehrere Münzſtädte hat, durch ein beſonderes Zeichen beſtimmt wird. Das Gepräge auf den Münzen beſteht entweder aus Bildwerk oder Schrift, und zwar, die Bracteaten oder Hohlmünzen ausgenommen, auf beiden Seiten, deren eine die Vorderſeite, Avers, die andre die Kehrſeite, Revers, genannt wird. Auf der Vorderſeite findet man die Bilder von Göttern, Helden, berühmten Weiſen und Gelehrten, Regenten, Frauenzimmern und verſchiedenerlei Symbole und Monumente. Die Bilder der Fürſten prägten ſchon die Griechen auf ihre Münzen, bei den Römern erſt die Kaiſer ſeit Julius Cäſar. Die Conſularmünzen trugen indeß als Hauptfigur das Bild des berühmten Urhebers eines römiſchen Geſchlechts, z. B. die Juliſche Familie die Venus, die Familie Calpurnia den Numa u. ſ. w. Auf der Kehrſeite der älteſten Münzen waren Thiere oder Schiffsſchnäbel (daher pecunia und nummi ratiti von ratis), dann

prägte man verſchiedene Gottheiten und ihre Attribute darauf, oder als Siegeszeichen eine im Wagen fahrende Victoria (nummi Victoriati, Bigati, Quadrigati), allerlei Denkmahle und Denkzeichen, Triumphe, Gebäude u. ſ. w., und wenn ſich ein Gegenſtand nicht auf natürliche Weiſe bildlich darſtellen ließ, allerhand ſymboliſche Zeichen, worunter eine Menge perſonificirter Tugenden und andere Abſtracta ſich befinden. Bei den modernen Münzen füllen Wappen dieſe Stellen aus, die ebenfalls als Sinnbilder von Ländern und Städten zu betrachten ſind. Außerdem findet man auf den Münzen mit Ausnahme der allerälteſten, auch Schrift, und zwar kreisförmig am Rand umherlaufende Umſchrift, welche man Legende nennt, und horizontale Inſchrift auf der Mitte. Die Legende der Vorderſeite ſtellt Namen, Titel und Würde deſſen dar, deſſen Bild die Münze trägt, und wenn die Kehrſeite keine Fortſetzung davon iſt, ſo enthält ſie entweder die Erklärung des Symbols, oder einen Wahlſpruch u. dgl. Bei den griechiſchen Münzen findet man viele ohne Legende auf der Vorderſeite, beſonders wenn ſie das Bild einer Gottheit tragen; ſeltner findet ſich dies bei den römiſchen. In der Regel ſind dieſe Legenden ſchwer zu entziffern, weil ſie meiſt mit bloßen Anfangsbuchſtaben geſchrieben, und wohl auch mit Monogrammen untermiſcht ſind. (S. Barthelemy Essai d'une paléographie numismatique.) Es bedarf wohl nicht erſt der Verſicherung, daß dieſe Münzkunde für den Geſchichtforſcher von erheblicher Wichtigkeit iſt, allein ſie iſt es auch für den Alterthumsforſcher, den Künſtler und Archäologen, und man hat deshalb nicht Unrecht gethan, die antike Numismatik als einen Theil der Archäologie zu betrachten. Natürlich kommen hier nicht blos die Geld-, ſondern auch die Denkmünzen in Betrachtung, die vor andern eine äſthetiſche Würdigung verdienen. Aus dieſen und jenen aber lernen wir mit größerer Sicherheit als ſonſt die Gottheiten der Alten mit ihren Attributen und Beinamen, die Ceremonien und Geräthſchaften ihres Cultus, das Coſtume ihrer Prieſter, kurz faſt alles, was mit ihren religiöſen, bürgerlichen und militäriſchen Gebräuchen in Beziehung ſteht, kennen. Auf Denkmünzen findet man mehrere berühmte Kunſtwerke des Alterthums dargeſtellt, z. B. den Farneſiſchen Hercules, die Knidiſche Venus u. a. m., und auch hier findet man Gelegenheit, die verſchiedenen Epochen des Styls zu unterſcheiden, die Fortſchritte der Kunſt bei den civiliſirten Völkern zu beobachten, und ſie mit dem Zuſtande bei den Barbaren zu vergleichen. Grund genug, eigne Sammlungen von ihnen anzulegen. Die berühmteſten Cabinets dieſer Art ſind zu Paris, Wien und Gotha. (Stieglitz Verſuch einer Einrichtung antiker Münzſammlungen zur Erläut. der Geſch. der Kunſt des Alterthums. Leipzig 1809.) Ueber die Literatur dieſes Zweiges der Gelehrſamkeit und Kunſt etwas zu ſagen, iſt um ſo weniger nöthig, da man in den Werken von Banduri, Hirſch und Lipſius Befriedigung findet. Ueber die alte Numismatik ſind die Werke von Jac. Geßner, Spanheim, Morelli, Frölich, Wachter, Eckhel (ſ. d. Art.) dem Schöpfer der Numismatik als Wiſſenſchaft, Millin, Dominico Seſtini und Raſche's Lexicon, über die Numismatik überhaupt, die von Jobert, Olearius, Praun, Hirſch und Joachim, über die neuere die von Döberlin, Köhler, Ludewig u. A. die namhafteſten. Mit ihnen kann man verbin-

den Harls Encyclopädie der Geldwiſſenſchaft, erſter Theil (Erlangen 1806). Wichtig ſind für dieſes Studium die Beſchreibungen verſchiedener Münzſammlungen von Lazara, Beger, Liebe, Venuti, Havercamp, Pelerin, Eckhel, Seſtini, Hayn, Zoega u. m. A. Eben ſo die Beſchreibung einzelner Arten von Münzen, z. B. Lilienthals Thalercabinet, das Köhlerſche Ducatencabinet, das Höllesche Groſchencabinet u. A. dd.

Münzreduction, ſo viel als Münzdevalvation; ſiehe Devalvation.

Münzregal. Es iſt höchſt zweckmäßig, daß das Recht, Münzen zu ſchlagen, ein Regal (ſ. d. Art.) ſei. Denn da die Münze mit dem Wohlſtand eines Volkes in ſo naher Verbindung ſteht, und Credit dazu gehört, den Münzen einen Curs zu verſchaffen, welchen die Regierung in der Regel mehr als Privatleute beſitzt, im Gegentheile aber mit dem Recht zu münzen durch Eigennutz ſo leicht Mißbrauch getrieben werden kann, wenn der wirkliche Gehalt der Münzen geringer iſt, als der auf dem Stempel angezeigte Werth, auch die Aufſicht hierüber, wenn dies Recht mehreren Privaten zuſtehen ſollte, ſchwer, ja faſt unmöglich ſein würde, ſo wird daſſelbe weit ſicherer und zum Wohl des Ganzen von der anerkannten Regierung gehandhabt. Daraus ergibt ſich aber auch zugleich die Pflicht der letztern (ſ. d. Art. Münzfuß).

Münzſtätte, der Ort, wo Münzen geſchlagen werden, die Münze. Man erkennt die Stadt, wo die Münze geſchlagen worden, gewöhnlich an einem darauf geſetzten Buchſtaben, der ihr eigen iſt. So bezeichnet A auf franzöſiſchen Münzen Paris, auf öſterreichiſchen Wien, auf bayriſchen Bamberg, auf preußiſchen Berlin; B auf franzöſiſchen Rouen, auf preußiſchen Breslau, auf öſterreichiſchen Kremnitz; BB auf franzöſiſchen Straßburg; C auf franz. Caen, auf preuß. Cleve, auf öſterreich. Prag; CC auf franz. Beſançon; D auf franzöſiſchen Lyon, auf preußiſchen Aurich, auf öſterreich. Grätz; E auf franz. Tours, auf preuß. Königsberg, auf öſterreich. Carlsburg; F auf franz. Angers, auf preuß. Magdeburg, auf öſterreich. Hall in Tyrol; G auf franz. Poitiers, auf preuß. Stettin, auf öſterreich. Nagy-Banya in Ungarn; H auf franzöſiſchen Rochelle, auf öſterreich. (ſonſt) Günzburg; I auf franzöſiſchen Limoges; K Bordeaux; L Bayonne; M Touloufe; N Montpellier; O Riem; P Dijon; Q bis 1709 Narbonne, nachher Perpianan; R Orleans; S Troyes; T Nantes; U Pau; V Troyes; W Lille; X Amiens; Y Bourges und Z Grenoble.

Münzumlauf (gewöhnlich, wiewohl unrichtig, Geldumlauf genannt). Die Münze läuft um, ſofern ſie wiederholt veräußert wird; jede Veräußerung derſelben macht gleichſam einen Schritt oder ein Moment ihres Umlaufes und die Aufeinanderfolge ſolcher Veräußerungen macht den Umlauf ſelbſt aus. Die Menge der Veräußerungen und folglich auch die Lebhaftigkeit des Münzumlaufs hängen größtentheils ab von der Theilung der Arbeit, der Verbreitung des Wohllebens, dem Anwachſe des Nationalvermögens und der Zunahme der Bevölkerung. Die Maſſe der bei einer Nation vorhandenen, zur Ausgleichung der in den Verkehr gebrachten Güter beſtimmten Münzen iſt die Umlaufsmünzmaſſe der Nation. Mit

der Zunahme und Abnahme der Umlaufsmünzmaſſe eines Volks hat die Zunahme und Abnahme ſeiner Capitalmünzmaſſe durchaus nichts gemein, beide beruhen vielmehr auf völlig verſchiedenen Grundſätzen. Es kann in einem Lande die Maſſe der umlaufenden Münze bedeutend zunehmen, während die Maſſe der Münzcapitale abnimmt, und umgekehrt kann die Maſſe der Münzcapitale einer Nation ſich vermehren, während die Maſſe der bei ihr umlaufenden Münze ſich vermindert. Die Beantwortung der Frage, ob die Maſſe von umlaufender Münze bei einem Volke groß oder gering ſei, beruht auf einer Kenntniß ſowohl des Umfangs und der Ausdehnung der Tauſchgeſchäfte, als auch der Beſchaffenheit des Umlaufs; die Größe oder Geringfügigkeit des Capitalmünzvorraths hingegen iſt lediglich zu beurtheilen nach dem Verhältniſſe, welches Statt findet zwiſchen Angebot und Nachfrage von Münzcapitalien. Die Verwechslung der Begriffe von Capitalmünzvorräthen und Umlaufsmünzvorräthen hat häufig zu Irrthümern und Mißverſtändniſſen Anlaß gegeben. Manchem wird es bei aller Sicherheit, welche er zu leiſten vermag, ſchwer, zu geringen, wenigſtens mäßigen, Zinſen Münzcapitale zu erborgen, während alle Tauſchgeſchäfte im Lande mittelſt gewöhnlicher Münze abgemacht werden und es einem jeden, welcher Waaren anzubieten hat, leicht wird, dieſelben zu hohen Preiſen zu verkaufen. Die Schwierigkeit, welche jener Münzſuchende antraf, iſt nicht im Mangel an Münze überhaupt, ſondern vielmehr in dem Umſtande zu ſuchen, daß entweder gerade zu der Zeit, da er das Darlehn zu erhalten wünſchte, wenige Münzcapitale unbenutzt vorräthig lagen, oder darin, daß viele Staatsbürger Gelegenheit fanden, Münzcapitale auf eine vortheilhafte Weiſe anzulegen, oder endlich darin, daß beide Urſachen vereint wirkten. Dagegen können in demſelben Lande zu einer andern Zeit, wenn weit weniger Münze überhaupt dort vorhanden iſt, Münzcapitale zu geringern Zinſen und mit mehr Leichtigkeit, als vorher, zu bekommen ſein, weil gerade entweder viele Münzcapitale unbenutzt in den Händen der Nation befindlich ſind, oder weil weniger Gelegenheit als vorher ſich zeigt zu nützlicher Anlegung von Capitalen. In ſtaatswirthſchaftlicher Hinſicht hat die Lebhaftigkeit des Münzumlaufes nur in ſo fern einen Werth, als die Veräußerungen einen ſolchen haben, von welchen jener Umlauf die Folge iſt. Geſchehen die Veräußerungen ohne allen, oder wenigſtens ohne hinlänglichen Gegenwerth, wie z. B. bei zweckwidrig verwandten öffentlichen Abgaben, bei Theurung ꝛc., geſchehen ſie ſo, daß das Nationalcapital dabei gefährdet iſt, ſo ſind ſie keineswegs zu rühmen und die Lebhaftigkeit des Münzumlaufes iſt vielmehr eine traurige als erfreuliche Erſcheinung. Geſchehen dieſelben auf ſolche Weiſe, daß dabei das Capital und eben dadurch das Einkommen der Nation vermehrt wird, ſo ſind die Veräußerungen und der durch ſie veranlaßte Münzumlauf höchſt preiswürdig. Ein lebhafter Münzumlauf beweiſt auch nicht immer einen hohen Wohlſtand des Volkes, ſondern vielmehr nur einen bedeutenden Umfang von Tauſchgeſchäften, welcher bei ihm Statt hat. Zu einer Zeit, da der Wohlſtand des Volkes im höchſten Grade zerrüttet iſt, kann ein ſtarker und lebhafter Münzumlauf bei ihm Statt finden, während zu einer andern, da derſelbe in ſeiner Blüthe ſteht, nur wenig Münze im Umlauf ſein kann. So iſt während eines das Land mit allen erſinnlichen Drangſalen heimſuchenden Krieges viel Münze im Umlauf, und dennoch ſinkt der Na-

tionalwohlſtand von Tag zu Tag tiefer herab, während in den glücklichen Zeiten des Friedens, wenn der Wohlſtand im Wachsthum begriffen iſt, wenigſtens ſtill ſteht, weit weniger Münze umläuft. Die Zunahme des Münzumlaufes kann zwar eine Folge des erhöhten Nationalwohlſtandes ſein und iſt es in der That auch gewöhnlich, aber ſie kann auch in ganz andern Urſachen ihren Grund haben. Der Irrthum, als ob die Lebhaftigkeit des Münzumlaufes an ſich wohlthätig auf den Nationalreichthum wirke, hat öfters die Regierungen zu den verkehrteſten und abgeſchmackteſten Maßregeln verleitet. Man wähnte, die Nation ſchon bereichern zu können, wenn man nur den Münzumlauf verſtärkte, und dieſen Zweck ſuchte man insbeſondere dadurch zu erreichen, daß man die ländlichen und ſtädtiſchen Gewerbe und die verſchiedenen Gewerbsarten ſelbſt ſcharf von einander trennte und auf ſolche Weiſe die Bürger zu häufigen Ausgleichungen mittelſt Münze nöthigte. Auch meinte man, die Finanzüberſchüſſe nicht nützlicher verwenden zu können, als auf öffentliche Bauten und Anſtalten ähnlicher Art, wobei eine große Maſſe von Münze in Umlauf geſetzt wird, ohne Rückſicht darauf zu nehmen, in wiefern die Anſtalten ſelbſt nothwendig, wenigſtens nützlich, waren oder nicht. Selbſt **Friedrich der Große** wähnte den Nationalwohlſtand in dem lebhaften Umlaufe der Münze zu finden und verwendete einen großen Theil des Staatseinkommens auf Errichtung oder Palläſte und andere nutzloſe Bauten. Der Nationalreichthum kann auf keine andere Weiſe erhöht werden, als durch Vermehrung der Güter; von der Vermehrung der letztern aber iſt die Belebung des Münzumlaufes ſtets die unmittelbare und natürliche Folge. Denn je mehr Güter oder Genußmittel vorhanden ſind, deſto ſtärker iſt auch der Reiz zum Genuß, deſto mehr Ausgleichungen nnd Veräußerungen müſſen Statt finden. Auf dieſem Wege wird daher immer der Zweck, den Münzumlauf zu verſtärken, am ſicherſten und ſchnellſten erreicht. Aber Auflagen erheben, alſo den Staatsbürgern einen Theil ihres Privateigenthums entziehen, um es ihnen für Müßiggang oder werthloſe Arbeit wieder zurückzugeben, iſt eine Taſchenſpielerei, durch welche die werthſchaffende Arbeit gelähmt wird und bei der auf jeden Fall die Erhebungs- und Verwaltungskoſten für den Nationalreichthum verloren gehen. Beſſer wäre es, wenn der Staat dergleichen Auflagen gar nicht erhöbe, ſondern die Münze in den Händen der Bürger ließe, welchen es wohl nie an Gelegenheit fehlen wird, davon einen für den Nationalwohlſtand nützlichern Gebrauch zu machen, als der Staat. Mit der **Lebhaftigkeit** oder **Stärke** des Münzumlaufes iſt jedoch nicht die Schnelligkeit oder Raſchheit deſſelben zu verwechſeln. Es kann nämlich bei einem Volke **wenig** Münze im Verkehre ſein, aber ſie kann **ſchnell** umlaufen, und umgekehrt kann **viel** Münze im Verkehre ſein, aber ſie kann langſam umlaufen. Die **Lebhaftigkeit** des Münzumlaufes richtet ſich nach der Menge und dem Umfange der Veräußerungen **überhaupt**, welche mittelſt Münze vorgenommen werden, die **Schnelligkeit** deſſelben hingegen beruht auf der Menge von Veräußerungen, welche **während eines gewiſſen Zeitraums mittelſt eines und deſſelben Münzſtückes geſchehen**. Wenn, wie oben gezeigt worden, die **Lebhaftigkeit** oder **Stärke** des Münzumlaufes an ſich keinen Einfluß auf den Nationalwohlſtand hat, ſo iſt dagegen der wohlthätige Einfluß, welchen die **Schnelligkeit** des Umlaufes in dieſer Hinſicht äußert, ganz unverkennbar. Es bewirkt derſelbe nämlich, daß die Münzmaſſe nicht in

demſelben Verhältniſſe vergrößert zu werden braucht, als die Maſſe der Veräußerungen zunimmt, daß alſo ein Volk, wenn die Maſſe der Veräußerungen ſich verdoppelt, die Münzmaſſe nicht ebenfalls zu verdoppeln, ſondern vielleicht nur um die Hälfte zu vermehren braucht, alſo die Anſchaffungskoſten der Hälfte von der vorigen Münzmaſſe zu erſparen und auf andere Gattungen der Wertherzeugung zu verwenden im Stande iſt. (S. Münze.) KM.

Münzwardein (Guardein), das Amt deſſen in der Münze, welcher das Korn und Schrot der Münzen (ſ. Münzfuß) beſtimmt, berechnet und probirt. Er iſt von dem Münzmeiſter verſchieden, der die Aufſicht über das Mechaniſche des Münzens führt, aber oft mit jenem eine Perſon.

Murat (Joachim), der Sohn eines Gaſtwirths zu Cahors, geb. den 25. März 1771, war ein ſchöner Mann voll Feuer und Leben, allein er beſaß mehr Muth und Einbildungskraft, als Scharfblick und Charakter, daher wurde er endlich ein Opfer ſeines abentheuerlichen Schickſals. Als Knabe entlief er aus dem Collegium zu Toulouſe, wo er ſich dem geiſtlichen Stande widmen ſollte; ſpäter wurde er gemeiner Chaſſeur und deſertirte; diente in der conſtitutionellen Garde Ludwigs XVI., trat dann als Lieutenant in das 12. Regiment Jäger zu Pferde, ſtieg als eifriger Jacobiner in der Armee bis zum Obriſtlieutenant, ward als Terroriſt abgeſetzt, und irrte hin und her, bis ihn ſein Stern in Buonaparte's Nähe führte. Er war ſein Adjutant 1796 in Italien, zeichnete ſich als Cavallerieofficier durch kühne Entſchloſſenheit aus, und folgte dem Feldherrn nach Aegypten. Hier entſchied er den Sieg bei Abukir gegen die Türken, und kehrte als Diviſionsgeneral mit Buonaparte zurück. Am 18. Brumaire vertrieb er mit dem Bajonnet die Fünfhundert aus dem Saale in St. Cloud, und heirathete 1800 Marie Annonciade Caroline, die Schweſter des Oberconſuls. So trat er ein in die Laufbahn des glücklichen Corſen. Er kämpfte für ihn bei Marengo, und ward durch ihn 1804 Reichsmarſchall, Großadmiral und Prinz des franzöſiſchen Reichs. Der Feldzug von 1805 gegen Oeſtreich, wo er an der Spitze des Heeres in Wien einzog, gab ihm 1806 das Großherzogthum Berg; der Krieg mit Preußen 1806 und mit Rußland 1807, wo er mit der Cavallerie unaufhaltſam die Siege ſeines großen Meiſters verfolgte, gab ihm die Auszeichnung, mit einem franzöſiſchen Heere 1808 Madrid zu beſetzen, und die Krone Ferdinands nach Bayonne auszuliefern. Dafür erhob ihn Napoleon 1808 (den 15. Julius) auf den Thron von Neapel. Hier regierte Murat, als König Joachim I. genannt, klug und thätig. Viele Mißbräuche wurden abgeſtellt; aber der Eroberungszug gegen Sicilien 1810 mißlang. Dagegen beförderte ſeine Gemahlin, eine Frau von Geiſt und Charakter, manches Gute in der innern Verwaltung; denn Murat ſelbſt mußte, an der Spitze der geſammten Reiterei, mit Napoleon 1812 nach Rußland ziehn. Hier ward er bei Tarutina (den 18. Oct) geſchlagen. Auf dem Rückzuge gab ihm der fliehende Napoleon im December den Oberbefehl über die Trümmer des Heeres. Es war unmöglich, die Weichſel zu behaupten; aber der Kaiſer klagte deshalb im Moniteur die Unfähigkeit des Königs Joachim an. Voll Unmuth kehrte Murat nach Neapel zurück, und ſuchte ſeitdem Oeſtreichs Freundſchaft. Noch einmal mußte er 1813 den Entſcheidungskampf in Deutſchland mitkämpfen.

Nach der Schlacht bei Leipzig zog er ſich mit ſeinem Contingent in ſein Königreich zurück, und unterhandelte für deſſen Fortdauer mit Oeſterreich und England. Jenes ſchloß auch wirklich mit ihm (den 11. Junius 1814) einen Bund, dem 1815 Preußen und Rußland beitraten; allein England ging nur einen Waffenſtillſtand ein, denn Ferdinand von Sicilien, Englands Bundsgenoſſe, wollte für Neapel keine Entſchädigung annehmen. Dadurch wurde Murats Lage zweideutig. Zwar rückte er mit ſeinem Heere im Febr. 1814 bis an den Po vor; aber ſein Zögern, die Franzoſen anzugreifen, erregte eben ſo ſehr Englands Mißtrauen, als Englands Zögerung, ihn als Bundesgenoſſen anzuſehen, das ſeinige erregt hatte. Daher ſein diplomatiſches Abentheuer auf dem Wiener Congreſſe, wo die Bourbons ſeine Entthronung verlangten, und England ihn des Verraths beſchuldigte. Er trat alſo, während er noch in Wien unterhandelte, im J. 1815 mit Napoleon auf Elba in geheime Verbindung, und machte Plane, Italiens (wenigſtens bis an den Po) ſich zu bemächtigen. Als nun Napoleon in Frankreich eingefallen war, rückte er mit einem Heere über Rom, Florenz und Modena vor, griff die Oeſterreicher an, und rief die Völker Italiens zur Unabhängigkeit auf, und das in demſelben Augenblicke, wo endlich Oeſterreich und die Verbündeten in Wien, auf Murats im März wiederholte Verſicherung, daß er dem Bunde mit ihnen gegen Napoleon treu bleiben wolle, ihn als König von Neapel anzuerkennen ſich entſchloſſen hatten. Es war zu ſpät! Alſo mußte Oeſterreich gegen ihn zu Felde ziehen. Zurückgeſchlagen von Bianchi (den 12. April) bei Ferrara, umgangen von Nugent, geſchlagen von Bianchi bei Macerata (den 2. und 3. Mai), ward Murat vom größten Theile ſeines Heeres verlaſſen. Als ein Flüchtiger kam er den 19. Mai nach Neapel. Das Land war in vollem Aufſtande. Alſo entwich er verkleidet auf die Inſel Iſchia, von wo er nach Frankreich abſegelte. Seine Familie begab ſich auf die engliſche Flotte und fand Schutz und Aufenthalt in Oeſterreich. Ihm ſelbſt erlaubte Buonaparte nicht, nach Paris zu kommen. Er unterhielt alſo von Toulon aus einen Briefwechſel mit ſeinen Anhängern in Italien. Nach Buonaparte's Sturz rettete er ſich aus vielfacher täglicher Lebensgefahr nach Corſica, während ſein Agent Macironi für ihn bei den Verbündeten um einen Zufluchtsort unterhandelte. Aber in Corſica als Rebell verfolgt, von ſeinen Anhängern in Neapel zur Rückkehr eingeladen, und von kühnen Officieren, die ihn umgaben, dazu aufgemuntert, entſchloß er ſich, mit 250 Anhängern auf einigen Schiffen nach der Küſte von Neapel zu ſegeln, um die verlorne Krone wieder zu ergreifen. Schon war alles bereit, als ſein Generaladjutant, Macirone, ihm öſterreichiſche Päſſe und das Anerbieten eines Schutzortes in Oeſterreich brachte. Abermals zu ſpät! In derſelben Nacht (den 28. Sept.) ſegelte Murat ab. Ein Sturm zerſtreute ſeine Fahrzeuge. Mit 30 Officieren ging er endlich bei Pizzo den 8. October ans Land. Aber ſein Ruf: Ich bin Joachim, euer König! bewirkte keinen Aufſtand. Man verfolgte ihn. Er ſchlug ſich durch, warf ſich in ein Boot, um zu ſeinem Fahrzeuge zu gelangen, ward aber eingeholt, und gefeſſelt nach Pizzo geführt, wo man ihn vor ein Kriegsgericht ſtellte. Er ward nach dem Ausſpruche deſſelben den 13. October erſchoſſen, und ſtarb mit dem Muthe eines Königs. (Vergleiche die Skizze vom Leben Murats in den Zeitgenoſſen, Heft XVI., und des Generals Orloff Memoiren über Neapel.) K.

Muratori (Lodovico Antonio) war zu Vignola im Modeneſiſchen im J. 1672 geboren. Die Natur hatte ihm die glücklichſten Fähigkeiten ertheilt; geſchickte Lehrer entwickelten ſie. In einem Alter von 22 Jahren wurde er von dem Grafen Carlo Borromeo nach Mailand berufen, und trat an die Spitze des Ambroſianiſchen Collegiums und der damit verbundenen Bibliothek. Hier ſtudirte er die Alten und machte ſich mit dem Vorzüglichſten der neueren Zeit bekannt. Im Jahr 1700 rief ihn der Herzog von Modena als ſeinen Unterthan zurück, und machte ihn zu ſeinem Bibliothekar und Archivar. In dieſem doppelten Amte widmete ſich Muratori mit dem größten Eifer ſeinen Studien. Die Zahl ſeiner Freunde vermehrte ſich. Der berühmte Cardinal Noris, die Ciampini und Magliabechi, die Benedictiner Mabillon und Montfaucon, der Jeſuit Papebrock, der Marquis Maffei, der Cardinal Quirini und viele andere ausgezeichnete Männer zogen ihn bei ihren gelehrten Arbeiten zu Rathe. Die Akademien wetteiferten um die Ehre, ihn unter ihren Mitgliedern zu zählen. Die Akademie der Arkadier, die Akademie der Crusca, die etruſciſche Akademie zu Cortona, die königliche Geſellſchaft zu London, die kaiſerliche Akademie zu Olmütz überſandten ihm faſt zu gleicher Zeit das Diplom. Die Verläumdungen ſeiner Feinde, daß er ein Ketzer und Atheiſt ſey, fanden bei einem ſo aufgeklärten Papſte, wie Benedict XIV., keinen Eingang, welcher Muratori ſogar in einem eignen Schreiben darüber beruhigte. Muratori ſtarb im J. 1750. Er beſaß die umfaſſendſten Kenntniſſe in der Jurisprudenz, Philoſophie, Theologie, Poeſie, Alterthumskunde, neuern Geſchichte u. ſ. w. Sechsundvierzig Folio-, vierunddreißig Quart- und dreizehn Octavbände enthalten ſeine zahlreichen Werke, von denen wir nur folgende namhaft machen wollen: 1. Anecdota quae ex Ambroſianae bibliothecae codd. nunc primum eruit L. A. Muratorius; 2. Anecdota Graeca; 3. Rerum italicarum ſcriptores; 4. Antiquitates Italicae medii aevi; 5 Novus theſaurus veterum inſcriptionum; 6. Annali d'Italia dal principio dell' era volgare ſino all' anno 1500; 7. Della perfetta poeſia italiana.

Murcia, ein ehemaliges Königreich, jetzt eine Provinz Spaniens. S. Spanien.

Muret, mit der lateiniſchen Endung Muretus (Marc Antoine), wurde am 12ten April 1526 zu Muret, einem Dorfe bei Limoges (von welchem er auch ſeinen Namen haben ſoll), geboren. Seine erſten Studien trieb er wahrſcheinlich zu Limoges. Von ſeinem achtzehnten Jahre an lehrte er die humaniſtiſchen Wiſſenſchaften zu Agen, dann zu Villeneuve, Poitiers, Bordeaux, Paris und Toulouſe, an welchem letztern Orte er ſich auch auf die Jurisprudenz legte. 1554 ging er nach Venedig. Hier und zu Padua lebte er wechſelsweiſe ſechs Jahr, und theilte ſeine Zeit zwiſchen Unterricht und Bücherſchreiben, bis ihn der Cardinal Hippolyt von Eſte zu ſich nach Rom berief, um ihn zu verſchiednen Geſchäften zu brauchen. Mit ihm machte er 1562 eine Reiſe nach Frankreich, und fing nach ſeiner Rückkehr nach Rom im Jahr 1563 an, ſowohl über Claſſiker und Philoſophie, als über das bürgerliche Recht öffentlich zu lehren. 1576 ließ er ſich zum Prieſter weihen, und 1584 legte er ſeine Lehrſtelle nieder, und brachte in ſtiller und frommer Ruhe ſein übriges Leben zu, das er am 4ten Juni 1585 in ſeinem neun und funfzigſten Jahre beſchloß. Er war ohne Widerrede einer der

trefflichſten lateiniſchen Styliſten neuerer Zeit, ein Mann von Scharfſinn und Geſchmack, und verdient unter den Philologen und Kritikern einen ausgezeichneten Rang. Neben ſeinen variis lectionibus (von F. A. Wolf zu Halle, 1791, gr. 8. neu herausgegeben) und Erklärungen einzelner Claſſiker hat er ſich vorzüglich durch ſeine Reden berühmt gemacht, welche ganz das Gepräge des claſſiſchen Alterthums an ſich tragen. Seine ſämmtlichen Werke ſind zuſammengedruckt zu Verona 1727, 5 Bände 8., welche Sammlung aber kaum die Hälfte derſelben enthält, und äußerſt nachläßig gemacht iſt. Weit vollſtändiger, genauer und kritiſcher iſt die ſchöne von David Ruhnken zu Leyden 1789, in 4 Großoctavbänden beſorgte Ausgabe. A—s.

Murias (franzöſiſch muriate) wird in der Chemie die Verbindung der Salzſäure mit Metallen, oder der in Säuren auflöslichen Erden genannt; daher muriatiſch, z. B. muriatiſche Waſſer, Salzſäure enthaltend.

Murillos (Bartholomeo Eſteban), ein berühmter ſpaniſcher Mahler, geboren zu Sevilla im Jahr 1618, zeigte ſchon früh eine außerordentliche Kunſtanlage, empfing den erſten Unterricht im Zeichnen von ſeinem Anverwandten, Juan del Caſtillo, machte ſchnelle Fortſchritte, arbeitete, als ſein Lehrer ſich in Cadix niedergelaſſen hatte, für ſich allein, was ihm aufgetragen wurde, und erwarb ſich eine große Fertigkeit des Pinſels und ein gefälliges, jedoch etwas manierirtes Colorit. Außer dieſer erſten Periode ſieht man Mehreres von ihm zu Sevilla. Eine Menge ſeiner Heiligenbilder ging nach Indien; von dem daraus gelöſten Gelde erſparte er ein hinlängliches Reiſegeld, um nach Madrid zu gehn, wo ſein Landsmann Velasquez ihn 1643 ſehr wohlwollend aufnahm, und ihm die Erlaubniß verſchaffte, die Meiſterwerke eines Titian, Rubens, Van Dyk, Ribera, ſo wie ſeine eignen, zu copiren. Im J. 1645 kehrte Murillos nach Sevilla zurück, wo er durch ſeine Gemählde im Kloſter Franzisco allgemeines Erſtaunen erregte. Sie waren in dem den Spaniern noch unbekannten Style der Van Dyk, Spagnolet und Velasquez ausgeführt, und erwarben ihm viele Aufträge. Seine ruhmvollſte Periode war indeß von 1670—80, während welcher er neben andern acht große Werke für die Kirche des Hoſpitals San Jorge della Caridad mahlte. In dieſen Bildern zeigt ſich ſein großes Verdienſt; ſeine gründliche Kenatniß der Anatomie in der Figur des Gichtbrüchigen; die ſchönen Maſſen ſeines Licht- und Schattenſpiels in der Erſcheinung der Engel bei Abraham; der Adel in dem Charakter ſeiner Köpfe, beſonders des Chriſtus und Moſes und in dem Vater des verſchwenderiſchen Sohns; der Ausdruck in der innigen Reue dieſes Letztern; die herrliche Compoſition, die richtige Perſpective, und das Colorit in allen. Eine Arbeit von ähnlicher Vollkommenheit war diejenige für die Kirche de los Venerables, ferner in dem Kloſter der Capuziner. Für eben dieſen Orden mahlte er zu Cadix ein großes Altarblatt, aber noch vor Vollendung deſſelben that er einen unglücklichen Fall, der ihm eine gefährliche Krankheit zuzog. Er kehrte nach Sevilla zurück, und ſtarb daſelbſt 1682. Er brachte aber nicht allein durch ſeine zahlreichen und trefflichen Arbeiten die Mahlerkunſt in Spanien in Aufnahme, ſondern auch durch eine Akademie, deren Stiftung ihm trotz aller Hinderniſſe gelang, und deren Präſident er ſeit 1660 war. Seine Schüler wichen jedoch nur zu bald von dem großen Styl ihres Meiſters

ab, um ſich einem bequemern Naturalismus zu überlaſſen. Viele ſeiner Werke ſind nach Frankreich und England gegangen. Auch in der königlichen Dresdner Gallerie findet ſich von ihm eine herrliche Madonna mit dem Kinde.

Murky iſt eine veraltete Art kleiner Tonſtücke für das Clavier, in welchen der Baß durchgehends aus gebrochnen Octaven beſteht, daher Murkybäſſe. Ihr Charakter iſt luſtig. In dem 36ſten der kritiſchen Briefe über die Tonkunſt findet man eine ſehr genaue Angabe der Entſtehungsart dieſer Tonſtücke, deren Grundloſigkeit aber ſchon dadurch bewieſen wird, daß berits Shakſpeare des Murky erwähnt.

Murmelthier (mus marmotta, mus alpinus, franz. marmotte), ein Thier, das vornehmlich in Rußland im Kaſanſchen Gouvernement, und an der Wolga, ſo wie an dem Donfluſſe, in Menge zu finden und an Größe und Farbe ſehr verſchieden iſt. Die gemeinſten haben braungelbe Felle, ſeltener ſind die ſchwarzen, am ſeltenſten die weißen. Die Felle werden gemeiniglich ſchwarz gefärbt und liefern ein gutes Pelzwerk. Auch America, beſonders Canada liefert dergleichen. Die Schweiz liefert die Häute für die Rauchhändler und das Fett für die Apotheken. Das Murmelthier lebt geſellig auf den höchſten Schneegebirgen in der Schweiz, Tyrol, den Pyrenäen und Appenninen, baut ſich in die Erde, und ſchläft in ſeinen Höhlen während des kalten Wetters. Sie werden bei hartem Froſte aufgeſucht, und ſind leicht zu zähmen, aber heftige Feinde der Hunde. Man richtet ſie leicht zu Kunſtſtücken ab.

Murner (Thomas), als deutſcher Satyriker des ſechzehnten Jahrhunderts ausgezeichnet. Er war, wie ſein Muſter in der didaktiſchen Satyre, Sebaſtian Brand, zu Straßburg geboren und zwar im Jahr 1475. Er ſtudirte Theologie, wurde dann Franziscaner, und hatte die Ehre vom Kaiſer Maximilian I. 1506 als Dichter gekrönt zu werden. Seine ſatyriſchen Schilderungen, beſonders ſeine Angriffe auf die damals verderbten Geiſtlichen zogen ihm viele Verfolgungen zu. Doch war er ein eifriger Catholik und Gegner Luthers, wie ſeine Invectiven gegen dieſen und ſein Kirchen = und Ketzeralmanach von 1536 zeigen. Auch folgte er der Einladung Königs Heinrich VIII. nach England und nahm an den Diſputationen über Catholicismus und Proteſtantismus Theil. Nachher hielt er ſich in der Schweiz auf, predigte gegen den Proteſtantismus, wurde aber auch von den katholiſchen Cantonen dieſes Landes verwieſen, und ſtarb als Doctor der Theologie um 1536, nach Einigen ſchon 1531. Er war überhaupt ein unruhiger Kopf, voll redlichen Eifers, aber heftig, ungeſtüm, derb, grob und perſönlich, und in dem Bedürfniß, ſeinen Witz auszuſchütten, umſtändlich und geſchwätzig. Seine Sprache iſt kräftig und oft neu. Die vorzüglichſte ſeiner Satyren iſt die Narrenbeſchwörung, Straßburg 1512 und nachher mehrmals; hier zeigt er ſich als Kenner der menſchlichen Narrheiten, die er ohne Ordnung geißelt, und liefert manches kräftige Sittengemählde ſeiner Zeit. Seine Schelmenzunft (1512. 4. und ebenfalls in mehreren ſpätern Ausgaben, mit Erklärungen und Gloſſen, Halle 1788. 8.) entlarvt den Orden der Betrüger. Zu ſeinen übrigen Schriften, die man in Kochs Compendium der deutſch. Lit. Th. I. S. 154 findet, gehört auch die Gäuchmatt oder die Geckenwieſe, und ſeine geiſtliche Badefahrt (Straßb. 1514) ein religiöſes Gedicht in Reimen. Auch hat er den Tyll Eulenſpiegel bearbeitet.

Vergl. Waldau von Th. Murners Leben und Schriften, Nürnberg 1775.

Murphy (Arthur), ein engliſcher Dramatiker, geboren zu Elphin in Irland 1730. Er wurde in einem franzöſiſchen Seminar zu St. Omer erzogen, und ſollte dann in London die Handlung erlernen. Allein Garricks Ruhm zog ihn zum Theater. Er ſpielte 1752 und 1753 zu Drury-Lane, fiel aber durch, entſagte der Bühne und wurde Schriftſteller. Sein Antheil an dem Journal, The Gray's-Inn Journal, machte ihn bekannt und verſchaffte ihm Johnſons Freundſchaft. Er zeigte ſich in den öffentlichen Blättern als einer der heftigſten Feinde des unglücklichen Admiral Byng; dies erwarb ihm die Gunſt des Lord Holland, der ihm die Aufnahme unter die engliſchen Advocaten, wiewohl mit großer Mühe, verſchaffte. Aber auch als Rechtsgelehrter machte er kein Glück; er fing alſo nun an, für das Theater zu ſchreiben, und verpflanzte viele ausländiſche Producte glücklich auf engliſchen Boden. Seine Stücke gefielen. Sein griechiſches Mädchen gehört zu den beliebteſten Trauerſpielen in England; ſein Styl iſt edel, einfach und elegant, aber wenig kräftig. Seine beſten Komödien ſind: Alle Welt hat Unrecht; die Schule der Vormünder; der Feind ſeiner ſelbſt; die Wahl u. ſ. w. Sie ſind ziemlich treue Sittengemählde in einem leichten und correcten Styl. Mehr komiſches Talent hat der Verfaſſer in ſeinen Farcen als in ſeinen Luſtſpielen gezeigt. Die beſte derſelben iſt betitelt: Drei Wochen nach der Hochzeit. (Works, Lond. 1786. Voll. VII. 8.) Seiner Ueberſetzung des Tacitus fehlt es an Genauigkeit und Treue, doch hat ſie ihm in England mehr Ruhm gebracht, als ſeine andern Arbeiten und ſelbſt die Biographie Johnſons (Essay on the life and genius of S. Johnson, Lond. 1792. 8.). In den letzten Jahren ſeines Lebens genoß er eine jährliche Penſion von 200 Pf. St. Er ſtarb 1805 in London.

Murr (Chriſtoph Gottlieb von), als Geſchichts- und Alterthumsforſcher berühmt wurde in Nürnberg d. 6. Aug. 1733 geboren, bildete ſich zum künftigen Gelehrten anfangs in Nürnberg, ſpäterhin auf der hohen Schule zu Altdorf, und kehrte nach vollendeten Studien an den erſtern Ort zurück, wo er in der Folge die Stelle eines Zollamtmanns bekleidete. Das erſte größre Werk, wodurch er ſich in der literariſchen Welt bekannt machte, war ſeine Bibliothèque de Peinture etc., welche im J. 1770 erſchien. Vor allen ſeinen Schriften aber zeichnet ſich ſein im J. 1775 angefangnes, und bis zum Jahr 1789 fortgeführtes „Journal zur Kunſtgeſchichte und zur allgemeinen Litteratur" aus. Es umfaßt ſiebzehn Theile; eine in den J. 1798 und 1799 angefangne Fortſetzung dieſes Werks, unter dem Titel: „Neues Journal ꝛc." wurde ſchon mit dem zweiten Bande beſchloſſen. In dieſem Journal iſt ein großer Schatz von einzelnen Abhandlungen über die älteſte Geſchichte der Oelmahlerei, der Kupferſtecher- und Formſchneidekunſt, Beſchreibungen ſeltner Werke, Beurtheilungen der vorzüglichſten in fremden Sprachen erſchienenen Bücher, oder Auszüge aus den koſtbarſten derſelben, Nachrichten über die neueſten Fortſchritte der Künſte und Wiſſenſchaften ꝛc. enthalten, die ſich durch Gründlichkeit, kritiſchen Geiſt, Unparteilichkeit und würdige Darſtellung aufs vortheilhafteſte auszeichnen. Vorzüglich reichhaltig und brauchbar ſind die Forſchungen über die Geſchichte der deutſchen Kunſt; denn Nürnberg, als die Vaterſtadt der

deutſchen Kunſt, bot dem Verfaſſer eine reiche Fundgrube dar, um Unterſuchungen darüber anzuſtellen. Man muß Murr das Verdienſt laſſen, daß er die Bahn zu dergleichen, in den neueſten Zeiten mit ſo vielem Glücke behandelten Unterſuchungen hat brechen helfen. In ſpätern Jahren gab der unermüdete Literator noch andere ſehr intereſſante Schriften heraus: die Abbildungen der Herculaniſchen Alterthümer; eine Geſchichte des dreißigjährigen Kriegs; die Beſchreibung der Merkwürdigkeiten Nürnbergs und Altorfs; und noch im J. 1805 eine Schrift: die Mediceiſche Venus und Phryne. Er ſtarb d. 8. Apr. 1809. BC.

Murrhiniſche oder **Murrheniſche Gefäße**, vasa murrhina, gehören zu den Prachtgefäßen der Alten, welche ſich durch Koſtbarkeit des Stoffes, wie durch Schönheit der Bearbeitung auszeichneten. Sie waren durch Pompejus aus Aſien nach Rom gebracht worden, als dieſer den Mithridates beſiegt hatte, und wurden mit ungeheuren Preiſen bezahlt. Ueber ihren Stoff ſind die Alterthumsforſcher verſchiedener Meinung. Einige haben denſelben für ein Foſſil aus der Claſſe der Sardonyxe und Achate, Andere für ein Artefact, eine Art Porzellan, gehalten. (S. Plaſtik.)

Murten (franz. Murat, lat. Muratum), Stadt im Schweizer-Canton Freyburg, in der Landvoigtei Murten, liegt an dem durch die Broye mit dem Neuenburger-See verbundenen Murten-See, ſechs Stunden von Bern, hat 1300 Einw. und ein altes Schloß, in welchem der Landvoigt (oder Schultheiß) reſidirt. Im letzten Viertel des funfzehnten Jahrhunderts entſpann ſich eine heftige Fehde zwiſchen der Eidgenoſſenſchaft und **Karl dem Kühnen**, Herzoge von Burgund. Die nähere Veranlaſſung gab ein dem Haus Savoyen angehöriger Graf von Romont, der zwei Wagen mit Kaufmannswaren, das Eigenthum Nürnbergiſcher Kaufleute, anhalten ließ. Drei Tage nachher waren acht Bürger aus Freiburg und Bern in dem wälſchen Schweizerlande, oder dem ſogenannten Waatlande (Pays de Vaud) ermordet worden. Der Verdacht fiel auf den Grafen, und mochte wohl nicht ungegründet ſeyn, denn dieſer begab ſich nach Bern, und bot eine vollkommne Genugthuung an. Bei der Zurückkunft in ſeine Grafſchaft fand er aber die erfreuliche Nachricht vor, daß **Carl der Kühne** ihn zum Marſchall beſtellt habe. Dies war genug, um ihn für ſeinen neuen Herrn zu gewinnen. Den Schweizern entfiel bei den Zurüſtungen und dem Andringen ihres mächtigen Feindes der Muth. Sie erboten ſich zur Zurückgabe deſſen was ſie ihm bereits abgenommen hatten, und ſprachen den König Ludwig XI. um ſeine Vermittlung an. Dieſe blieb aber erfolglos und der Krieg begann. **Carl** ging über den Berg Jura, drang bis Lauſanne vor, belagerte Grandſon, eine Stadt an einer Anhöhe beim Neuenburger See, nahm ſie ein, und ließ einen Theil der Beſatzung aufhängen, indem er den andern Theil in die Tiefe des Neuenburger Sees zu ſtürzen befahl. Dieſe Barbarei erbitterte die bedrohte Schweiz. Achtzehn- bis zwanzigtauſend Mann ſtellten ſich dem tyranniſchen Sieger entgegen, deſſen Heer mehr als funfzigtauſend Mann betrug. Es kam am 2. März 1476 zur Schlacht. Die Burgunder hatten die Unvorſichtigkeit, ſich in einen ſchmalen von Anhöhen eingeengten Weg zu begeben, die Schweizer fielen ſie an, ſchlugen todt, was nicht weichen wollte, nahmen dem Herzoge ſein Geſchütz, ſein Kriegsgeräth, ſeine ganze Feldcaſſe, ſelbſt ſeine Edelſteine wurden ihnen zu Theil. Grandſon wurde von ihnen wieder genom-

men, doch leider! berichtet die Geſchichte, daß ſich die Schweizer, ſtatt den Herzog durch Edelſinn zu beſchämen, auf das Grauſamſte rächten. Auch ſie hängten zum Theil die gefangen genommene burgundiſche Beſatzung auf, und ertränkten den Reſt in dem Neuenburger See. Nun nahm der Krieg einen noch feindſeligern Charakter an. Der erbitterte Carl erſetzte ſo gut, als es ſich bewirken ließ, ſeinen Verluſt. Vierzigtauſend Mann waren in Kurzem wieder zuſammengebracht, und ſchon am 10. des Brachmonats zeigten ſie ſich vor den Thoren von Murten. Zur Hülfe der Schweizer eilten die Contingente der mit ihnen verbundenen rheiniſchen Städte, Straßburg, Baſel, Colmar, Schlettſtadt, Kaiſersberg, des Sundgaus und der Grafſchaft Pfridt in Eilmärſchen herbei. Den Oberbefehl erhielt Renatus, Herzog von Lothringen, ein kluger und herzhafter Mann. Ihnen gegenüber ſtand Carl von Burgund. Die Annalen jener Zeit geben ſeinen Vortrab auf 80,000, und ſeinen Nachzug auf 30,000 Mann an. Renatus von Lothringen fürchtete dennoch den Verwegnen nicht. Durch einen Ueberläufer von der Stellung des Feindes benachrichtigt, rückte er ihm mit ſchnellen Schritten entgegen, drang auf die Vorwachen ein, brach durch, ſtürzte ſich mit den ihm voraneilenden Flüchtigen in das Lager der Burgunder, wurde durch die Beſatzung von Murten verſtärkt, und erkämpfte ſo einen Sieg, deren es wenige giebt. Er wurde Herr des feindlichen Lagers, Geſchützes und Reichthums. Auch hätte er beinahe den beſiegten Carl als Gefangnen zu ſeinen Füßen geſehn, aber der Vernichtete ſprengte, von zwölf ihm übrig gebliebenen Reitern begleitet, mit verhängtem Zügel davon, und ſah nicht eher rückwärts, als bis er ſich zu Soigne, einer ſechzehn Meilen von Murten entfernten, in der Champagne belegenen Stadt, befand, von da er nach Beſançon ging. Die dankbaren Sieger machten den braven Renatus mit des Beſiegten Zelte, ſo wie mit ſeinem Geräthe und allem Geſchütze ein Geſchenk, verſprachen ihm Hülfe, wo und wann er ſie brauchen werde, und hielten als Männer von Treue und Glauben ihr gegebnes Wort. So hat ſich Murten in der Geſchichte der Eidgenoſſenſchaft und des funfzehnten Jahrhunderts einen Namen gemacht. In dem, eine Viertelſtunde von der Stadt an der Reichsſtraße belegenen Dorfe Merlach befand ſich eine verſchloſſene Capelle mit vielen Todtenbeinen und Hirnſchädeln, an welcher man folgende Inſchrift las: Caroli inclyti et fortiſſimi Ducis exercitus, Muratum obſidens, ab Helvetiis caeſus, hoc ſui monumentum reliquit. Anno 1476. Und weiter unten folgende Reime:

Dies Gebein iſt der burgundiſchen Schaar,
Im vierzehnhundert ſiebzig und ſechsten Jahr,
Vor Murten durch ein Eidgenoßſchaft
Erlegt mit Beiſtand Gottes Kraft.
Auf der zehntauſend Rittern Tag
Geſchah dies große Niederlag.

Dieſes Beinhaus wurde 1798 von den Franzoſen verbrannt; im J. 1820 beſchloß die Tagſatzung, ein Nationaldenkmal an die Stelle deſſelben zu ſetzen. Von dem Herzoge von Burgund ſagte man: „Er habe in der Schlacht bei Grandſon ſeinen Reichthum, bei Murten ſeine beſte Mannſchaft, und bei Nancy ſein Leben verloren.“ DH.

Muſagetes, Muſenführer, ein Beiname des Apollo, den er gleichſam als Vorſteher und Lehrer der Muſen führt. Indeß findet man in ſpätern Zeiten dieſen Beinamen noch öfter dem *Hercules* ſowohl in Inſchriften, auf Gemmen u. ſ. w., als auch bei Schriftſtellern ertheilt; in neuern Zeiten gibt man dieſen Ehrennamen auch einem Gönner der Wiſſenſchaften und Künſte.

Muſaiſche Mahlerei, ſ. *Moſaik*.

Muſäos Muſäus, ein berühmter griechiſcher Dichter aus dem mythiſchen Zeitalter. Er war aus Athen gebürtig. Einige nannten ihn einen Sohn des Eumolpus und der Selene, Andre des Antiphemus und der Selene, noch Andre des Linus oder Orpheus. Ein Sohn des Orpheus heißt er wahrſcheinlich nur, weil er deſſen Nachfolger und Schüler war. Er war nicht nur Dichter, ſondern auch Philoſoph und ſoll die gottesdienſtlichen Gebräuche nach der Vorſchrift des Orpheus, insbeſondre bei den Eleuſinien und andern Myſterien eingeführt haben. Die Alten ſchreiben ihm mehrere Werke zu, von denen nur einige Verſe auf uns gekommen ſind. — Von einem ſpätern Muſäus, der in den Handſchriften der Grammatiker genannt wird, und wahrſcheinlich im vierten oder fünften Jahrhundert nach Chr. Geb. gelebt hat, haben wir ein erotiſches Epos von der Liebe der *Hero* und *Leanders* (Ausgaben von Witford, Lond. 1655, von Röwer, Leyden 1737 u. A. und neuerdings von *Heinrich*, Hannov. 1793; *Paſſow*, 1810; und *Möbius*, Halle 1814. 12.), dem es nicht an Schönheiten fehlt, und welches mehrmals ins Deutſche überſetzt worden iſt (z. B. von *Fulda* und von *Paſſow*).

Muſäus (Johann Carl Auguſt). Dieſer originelle deutſche Schriftſteller war 1735 zu Jena geboren, ſtudirte daſelbſt viertehalb Jahre Theologie, wurde darauf Magiſter und Mitglied der deutſchen Geſellſchaft, kehrte ſodann zu ſeinen Aeltern zurück und lebte einige Jahre in Eiſenach als Candidat des Predigtamts. Auch ſollte er Landpfarrer bei Eiſenach werden, aber die Bauern widerſetzten ſich — weil er einmal getanzt hatte. — Richardſons Grandiſon machte damals allgemeines Aufſehn und verrückte manchem ſchwachen Leſer den Kopf. Gegen dieſes Unweſen ſchrieb Muſäus im J. 1760 ſeinen *Grandiſon den Zweiten*, eine ſatyriſche *Parodie*, Eiſenach 1760, 3 Th., umgearb. 1780. 8., welche viel Beifall fand. Im J. 1763 wurde er Pagenhofmeiſter am Waimarſchen Hofe und ſieben Jahre nachher Profeſſor am dortigen Gymnaſium. Dabei gab er Privatunterricht und nahm Koſtgänger zu ſich. Nach langem Zwiſchenraume trat er von neuem als Schriftſteller auf, um eine andre Thorheit der Zeit, die Verirrungen der Phyſiognomik zu ſtrafen. Er that dies in ſeinen *phyſiognomiſchen Reiſen* (in vier Heften, Altenb. 1778, 79. 8.), die ihm einen verdienten Ruhm erwarben. Aufgemuntert durch den allgemeinen Beifall, faßte er jetzt den Gedanken, *Volksmährchen der Deutſchen* zu ſchreiben, welchen er auf gleich originelle Weiſe ausführte. Er ſammelte ſie unmittelbar aus dem Munde des Volks ſelbſt, und gab ſie in ihrer ganzen Kunſtloſigkeit und Naivetät wieder. Durch dieſe Volksmährchen wurde er *Nationalſchriftſteller*. Seine Abſicht bei dieſer Unternehmung war, der weinerlichen Empfindſamkeit freie Spiele der Phantaſie entgegenzuſtellen und das gelangweilte Publicum durch den bunten Wechſel lieblicher Dichtungen zu ergötzen, die um ſo mehr gefielen, als ſie mit den in der Jugend empfange-

nen Eindrücken übereinſtimmten. Sie ſind neu von Wieland herausgegeben worden (zuerſt erſchienen 1782; N. A. 1787. 5 Th. 8.). Freund Heins Erſcheinungen in Holbeins Manier, die er 1785 herausgab, ſind mehr betrachtend als erzählend. Eine neue Reihe von Erzählungen begann er unter dem Titel: Straußfedern, wovon aber nur der erſte Band aus ſeiner Feder kam, denn er ſtarb gleich nach ſeiner Erſcheinung an einer höchſt ſeltnen Krankheit, einem Herzpolypen, den 28. October 1787. Auf ſeinem Grabe wurde ihm ein einfaches, aber ſchönes Denkmal von einem Unbekannten errichtet. Die Gutmüthigkeit, Heiterkeit und Harmloſigkeit, welche Muſäus im Leben beſaß, ſind auch in ſeinen Schriften ausgedrückt. Er wurde dieſer Eigenſchaften wegen allgemein geliebt; obgleich er Satyren ſchrieb, wollte ihm doch niemand übel, denn ſeine Laune war nie mit Galle gemiſcht, die Pfeile ſeines Witzes nie in Gift getaucht. Als Schriftſteller iſt er eben ſo unterhaltend als belehrend. Die gefälligſte munterſte Laune, deutſche Offenheit und Biederherzigkeit, ungeſuchte Anſpielungen und eine Heiterkeit, die zuweilen zur poſſierlichſten Lebhaftigkeit wird, drückte Allem, was er ſchrieb, den Stempel auf. Dabei hatte er die deutſche Sprache vollkommen in ſeiner Gewalt und gebrauchte ſie mit Leichtigkeit nach ſeinem jedesmaligen Zweck. Muſäus nachgelaſſene Schriften hat Kotzebue herausgegeben und Nachrichten von ſeinem Leben hinzugefügt.

Muſcateller oder Muſcatweine ſind eine Art ſüßer franzöſiſcher und italieniſcher Weine. Von jenen ſind der Riveſaltes und Lunel die feinſten; ihnen folgt der Frontignan, der Montbaſin u. ſ. w. Von den italieniſchen nennen wir den Syrakuſer von Sicilien, den Moscato, Giro und Cannanao von Cagliari, den Muscat von Algheri und Oliaſtra in Sardinien; auch Toſcana, Lipari, Corfu, Cypern und Candia liefern mehrere Sorten.

Muſcatennuß, die gewürzreiche Frucht des Muſcatennußbaums, der ſonſt auf allen moluckiſchen Inſeln wild wuchs, von den Holländern aber an vielen Orten ausgerottet und beſonders auf Banda, Neyro, Lantoer und Pulo-ay angebaut wurde. Auch die Engländer und Franzoſen haben ihn in ihren Beſitzungen, letztere namentlich auf Cayenne, angepflanzt. Die Blüthen dieſes Baums, welche ohne Geruch ſind, kommen einzeln nach und nach zum Vorſchein. Es ſitzen deren mehrere auf einem in Zweige getheilten Blüthenſtiele in den Winkeln der Blätter. Die Früchte, welche neun Monate nach der Blüthe zur Reife kommen, gleichen einer mittelmäßigen Pfirſiche an Geſtalt und Größe; nach dem Stiel hin aber ſind ſie zugeſpitzt, wie eine Birn, und der Länge nach wie die Pfirſiche durch eine Vertiefung getheilt. Bei völliger Reife iſt die äußere Haut fettglatt und blaßgelb, nach Andern röthlich. Unter derſelben liegt ein dickes, hartes, herbes, weißliches Fleiſch, welches unbrauchbar iſt. Zur Zeit der Reife zerplatzt daſſelbe und läßt die Nuß fallen, welche, wie die welſche Nuß, mit einem markigen, netzartigen Gewebe von röthlicher Farbe umgeben iſt. Dieſes Gewebe macht die im Handel bekannte Muscatenblüthe oder Macis aus. Der Name Muſcatenblüthe iſt alſo uneigentlich. Dieſes koſtbare Gewürz nimmt man von den ihres Fleiſches entledigten Nüſſen mit einem Meſſer ſorgfältig ab, trocknet es im Schatten, beſprengt es mit Seewaſſer und trocknet es wieder, wodurch es die röthlich gelbe Farbe erhält. Endlich wird es in Säcke zum Verkauf eingepackt. Die Nüſſe enthalten unter einer

ſchwarzen, holzigen, leicht zerbrechlichen Schale unmittelbar den Samenkern, den man die Muscatennuß nennt. Sie wird getrocknet, auf Horden gelegt, dem Rauche ausgeſetzt und dann aufgeſchlagen, ſortirt, in Körbe geſchüttet und einigemal in ein Gemiſch von Kalk- und Seewaſſer getaucht, um ſie vor dem Ranzichtwerden zu verwahren. — Man ſammelt die Früchte dreimal des Jahrs, im Julius und Auguſt, im November und im März und April. Die letzte Ernte gibt die reichſte Ausbeute. Man preßt aus den Nüſſen das koſtbare Muscatenöl.

Muſcheln, ſ. Schalthiere.

Muſchenbroek (Peter von) oder Muſſchenbroek, war 1692 zu Leyden geboren, und ſtarb daſelbſt 1761. Er ſtudirte an ſeinem Geburtsort Medicin, Phyſik und Mathematik und promovirte daſelbſt 1715. Nachdem er eine Reiſe nach London gemacht hatte, wo er Newton kennen lernte und von Desaguliers manchen Aufſchluß erhielt, kehrte er nach Holland zurück, wo er bald angeſtellt wurde. Die Univerſität Utrecht war ſeit lange durch ihre Rechtslehrer berühmt; Muſſchenbroek, der zum Profeſſor der Phyſik und Mathematik ernannt worden, erwarb ſich auch in dieſen Wiſſenſchaften einen Namen. Bald wurde er nach Leyden berufen, um dort denſelben Lehrſtuhl anzunehmen. Mehrere Akademien, namentlich die Pariſer und Londner, ernannten ihn zum Mitgliede. Die Könige von England, von Preußen und von Dänemark verſuchten umſonſt ihn in ihre Staaten zu ziehen. In der Experimentalphyſik erwarb ſich Muſſchenbroek bleibende Verdienſte; durch ſeine Bemühungen wurden die Fortſchritte der Naturlehre ungemein befördert. Auch erfand er das nachher von Lambert verbeſſerte Pyrometer. In ſeinen Verſuchen wie in ſeinen Rechnungen ſieht man viel Scharfſinn und Genauigkeit. Seine Werke ſind: Elementa Physices; Tentamina Experimentorum; Compendium physicae experimentalis; Introductio ad philosophiam naturalem; Institutiones physicae.

Muſelmann verſtümmelt für Moslemin, ſ. d. Art.

Muſen, Musae, die Göttinnen der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften, urſprünglich die Nymphen begeiſternder Quellen. Ihre Abſtammung wird verſchieden angegeben. Auch in den Namen und Perſonen der Muſen ſelbſt findet ſich große Verſchiedenheit. Die bekannteſten ſind die Töchter Jupiters und der Mnemoſyne, welche auch Moneta, Memoria und Mens genannt wird. Ihre Pflegemutter ſoll Eupheme geweſen ſein. Beim Homer wohnen ſie auf dem Olymp. Eigentlich ſtammten dieſe Göttinnen aus Pierien in Thracien, von da kamen ſie nach Böotien und dann ins übrige Griechenland. Wahrſcheinlich iſt der Grund davon, daß man den Urſprung der Sängercultur nach Nordgriechenland ſetzte. Anfangs kannte man nur drei Muſen: Melete (das Nachſinnen bei der Arbeit), Mneme oder Arche (das Gedächtniß zur Verewigung großer Thaten) und Aoide (der Geſang zur Begleitung der Erzählung) *). Endlich brachte Pierus, ein Macedonier, neun Muſen nach Theſpien, die man für ſeine Töchter hielt, und daher auch nach Pauſanias Pierides (Pierinnen) nannte. Andre leiten dieſen Namen von Pieria am Olympus in Macedonien her, wo ſie am früheſten verehrt wurden. Ihre Namen waren Clio, Euterpe, Thalia, Melpomene, Terpſichore, Erato, Polyhymnia, Urania und Kalliope.

*) Nach Cicero noch eine vierte, Thelxiope (de nat. deor. III. 21).

Die Dichtung erzählt, Jupiter brachte mit der Mnemoſyne neun Nächte in Pierien zu, und zeugte in dieſen die neun Muſen. Gleich nach ihrer Geburt kamen ſie ſingend und tanzend in den Olymp, wo Jupiter ſie zur göttlichen Würde erhob. Nicht weit von der Spitze des Olympus iſt ihr Pallaſt neben den Pallaͤſten der Grazien und des Himeros, wo ſie ſingen und tanzen. Gewöhnlich werden ſie als Jungfrauen dargeſtellt; bisweilen aber werden ſie auch Kinder der Muſen genannt. Nur Urania bleibt Jungfrau, außer daß ſie bei Euſtathius die Mutter des Linus genannt wird. — Unter den Begebenheiten der Muſen werden vorzüglich drei Wettſtreite erzählt, die ſie mit den Sirenen, den Töchtern des Pierus, und dem alten Barden Thamyris hatten. Die Sirenen mußten, als ſie überwunden wurden, ſich die Federn aus den Flügeln rupfen laſſen, woraus ſich die Muſen Kränze fertigten. Die Töchter des Pierus flogen beſchämt als geſchwätzige Elſtern hinweg. Als die Muſen in dem Wettſtreite mit ihnen ſangen, ſtanden der Himmel und die Geſtirne, die Flüſſe und das Meer ſtill, und der Berg Helicon hüpfte vor Wonne, ſo daß Neptun, damit er nicht gar bis zum Sitze der Himmliſchen ſteigen möchte, den Pegaſus abſchickte, der ihm mit dem Fuße auf den Scheitel ſchlug; bei dem Geſange der unglücklichen Pieriden aber deckte ſchwarze Finſterniß weit umher die Gefilde. Der Barde Thamyris, der einen Wettſtreit mit ihnen einging, hatte als Bedingung feſtgeſetzt, daß, wenn er als Sieger davon ginge, jede von ihnen eine Nacht in ſeinen Armen ruhen ſollte; würde er aber beſiegt, ſo ſollten ſie ihm eine willkührliche Strafe auferlegen. Der letztere Fall trat ein, und er verlor zur Strafe ſeiner Vermeſſenheit die Augen und die Kunſt, die Cither zu ſpielen. Eine gewiſſe Völkerſchaft, erzählt die Sage, hörte den Geſängen der Muſen mit ſo viel Vergnügen zu, daß ſie das Eſſen darüber vergaß, und, dem Hungertode nahe, aus Mitleiden von den Göttinnen in Heuſchrecken verwandelt wurde, welche immer ſingen, ohne, wie man glaubte, der Nahrung zu bedürfen. — Die gewöhnliche und gemeinſchaftliche Beſchäftigung der Muſen war Geſang und Tanz. Erſt in ſpätern Zeiten ſchrieb man jeder einzelnen eine beſondre Verrichtung zu, wovon die Alten nichts wußten. Calliope wurde nunmehr die Göttin des Heldengedichts. Sie war die vorzüglichſte unter den Muſen, die Beſchützerin der Könige, denen ſie die Gabe der Beredſamkeit und des Geſanges ſchenkte. Clio war die Göttin der Geſchichte, Euterpe der Flöte, Thalia der Komödie, Melpomene der Tragödie, Urania der Sternkunde, Erato der Liebesgeſänge, Polyhymnia der Beredſamkeit und Mimik, und Terpſichore des Tanzes. Wollte man ihre Namen überſetzen, ſo könnte Erato die Liebliche, Kalliope die Schönredende, Euterpe die Wohlgefallende, Thalia die Fröhlichkeit, beſonders bei Gaſtmählern, Melpomene die Gernſingende, Polyhymnia die Mannichfaltigkeit des Geſanges, Terpſichore die Tanzliebende, und Clio den Ruhm bezeichnen. (Vergl. die beſondern Artikel.) Ihre meiſten Beinamen erklären ſich von ihren Wohnſitzen, dem Helicon, Pindus, Parnaſſus, und den heiligen Quellen daſelbſt (daher Caſtaliden, Pimpleiden ꝛc.). Im Allgemeinen werden ſie als ſchöne, bekleidete Jungfrauen mit Kränzen von Palmlaube oder Lorbeern oder Roſen, oder den Federn der Sirenen abgebildet. Sie tanzen im Kreiſe verbunden um den Apoll. (S. Museum Pio-Clementinum T. I. tab. 17-28. u. T. IV. tab. 14-15.) Ihre Verehrung verbreitete ſich von Griechenland nach Italien; die Römer nannten ſie eigentlich Camö-

nen. In Rom hatten ſie verſchiedene Tempel und einen heiligen Hain. Von den Thieren waren ihnen die Schwäne, die Nachtigallen, und die Heuſchrecken heilig. Sie hatten Kunde der Vorzeit und wurden von dem Dichter am Eingange ſeines Geſanges angerufen.

Muſette (lateiniſch Musa, italieniſch Musetta), bedeutet 1. eine Sackpfeife (ſ. d. Art.). Im vorigen Jahrhundert eigneten ſich die Franzoſen die Erfindung derſelben zu, und nannten ſie Muſette de Paris. Ein Schweizer, Hirt, aus Solothurn, brachte das Inſtrument nachher nach Rußland an den Hof der Kaiſerin Eliſabeth, fand aber durchaus keinen Beifall; 2. ein kleines Tonſtück, das zum Tanzen eingerichtet iſt, gemeiniglich in $\frac{6}{8}$ Tact, von etwas langſamer Bewegung, naiver Einfalt und einem ſanften ſchmeichelnden Geſange, oft auch über einen anhaltenden Baßton geſetzt. Tanz und Muſik iſt für ländliche Luſtbarkeit beſtimmt.

Muſeum nennt man eine Sammlung ſeltner und intereſſanter Gegenſtände aus dem ganzen Gebiet der Naturgeſchichte und Künſte, welche in einem Gebäude zur Anſicht der Kenner, zum Genuſſe der Kunſtfreunde, zur Befriedigung der Neugierigen und zur Belehrung von Schülern und Meiſtern aufgeſtellt iſt. Zuerſt wurde dieſe Benennung, die eine Muſengrotte oder einen Muſentempel bezeichnet, dem Theile des königlichen Pallaſtes in Alexandrien gegeben, welchen Ptolemäus Philadelphus für die Bibliothek beſtimmte. Im engern Sinne ſind die Muſeen Schatzkammern alter claſſiſchen Kunſtdenkmale, und wurden zur Aufbewahrung der größern plaſtiſchen Werke, und deſſen, was uns von der Bildhauerkunſt der Griechen und Römer blieb, beſtimmt. Die ſchönſten Zwecke der Kunſtwerke zu begeiſtern und ſinnig zu ſchmücken, ſind verfehlt, wenn ſie in Muſeen aufgehäuft und eingekerkert werden; hier bleibt die Kunſt wohl Lehrerin, aber ſie iſt nicht mehr Prieſterin, nicht mehr Spenderin der reinſten, entzückendſten Freuden. Als die Urbilder der hohen Götter noch einzeln und in coloſſaler Größe in ihren herrlichen Tempeln thronten, als des Alkamenes Venusbilder unter den Blumenlauben der Gärten, die Hermes, Eros-, und Herculesgeſtalten in den Gymnaſien, Diana mit ihren hochgeſchürzten Nymphen in ſchattigen Hainen, Myron's Nereidenzüge am Seegeſtade, und Apollo, Bacchus und die Muſen in den Theatern wohnten; da war alles an rechter Stelle, wo es erſt die volle, vom Künſtler beabſichtigte Wirkung thun konnte. Eben ſo ging es den neuern Werken chriſtlicher Kunſt, als man ſie mit dem ſtillen Schatten der hochgewölbten Dome, dem Schutze der Altäre, dem kindlich frommen Kerzenſchein entriß. — Die erſten Kunſtſammlungen finden wir freilich ſchon in den Periſtylen alter Tempel; Delphi mit ſeinen nach Volksſtämmen getheilten Schatzkammern, der Tempel der ſamiſchen Juno und die palladiſche Akropolis zu Athen, waren überreich an Kunſtwerken, aber es waren Weihgeſchenke, ſinnig und ſchicklich geordnet und aufgeſtellt. Alexanders Nachfolger häuften Bildwerke aller Art in ihren Königsſitzen, um ſie bei ihren Siegeszügen in unabſehbaren Prunkzügen herumzuführen; die Kunſt diente, aber ſchmückend und belebend. Aehnlich war das Schickſal der Kunſtwerke im alten Rom; die gefangnen Götterbilder wurden als Sklaven aufgeführt und unter den römiſchen Kaiſern gab es mehr als einen Nero; der allein aus Delphi 500 Statuen zur Schmückung ſeines goldnen Hauſes kommen ließ. Doch Muſeen wurden hier noch nicht errichtet, öffentliche Gebäude und Palläſte wurden mit ſinniger Auswahl geſchmückt, und in das Leben ging immer noch die Kunſt über. Doch

bald ging auch dieſer letzte Schimmer alter Größe unter, und in der guten, allverbergenden Mutter Erde bildete ſich das erſte Muſeum, welches rettend und ſchützend die alten Kunſtwerke vor den Anfeindungen der Vandalen bewahrte. Zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts waren in Rom ſelbſt an fünf antike Marmorbilder und eine einzige Statue von Bronze bekannt. Von Florenz aus ging ein neuer Tag für die Künſte auf. Das Zeitalter der Mediceer begann. Cosmus I. ſammelte ſchon Antiken, und legte den Grund zum berühmten Florentiniſchen Muſeum. Bald wetteiferten die andern kunſtliebenden Fürſten hierin. Einer der Mediceer, Papſt Leo X., verpflanzte die ſeinem Hauſe ſo eigne Kunſtliebe nach Rom. Die Villa der Mediceer auf dem Monte Pincio wurde der Mittelpunct der gefundnen Kunſtſchätze. Ein edler Wetteifer ergriff alle großen Familien Roms und ganz Italiens, durch fleißige Nachgrabungen das Köſtlichſte der Vorwelt zu gewinnen und ihre Palläſte damit zu ſchmücken. Alle dieſe Sammlungen hatten mit Münzſammlungen angefangen. Die Familie Eſte machte die erſte Gemmenſammlung; ſie waren durch ihre Inſchriften beliebt, denn von Buchſtabenſchrift ging die neuere Cultur aus, wie die ältere von Muſik. Von den Münzen ging man zu Sammlungen von Büſten über, doch blieben dieſe meiſt, wo ſie hinpaßten, in Bibliotheken und Thronſälen, ſo wie man die übrigen gefundnen Bildwerke noch gern in geräumige Hallen und offene Höfe vertheilte, wie das Cortile im Belvedere und die Villen in und bei Rom es zeigen. Muſterhaft war in dieſer Hinſicht die Aufſtellung der Antiken in den neun Stanzen der Villa Borgheſe, welche leider bei der Rückkehr der Kunſtwerke nach Italien nicht wieder hergeſtellt werden konnte, da dieſe Borgheſiſchen Kunſtſchätze von den Franzoſen gekauft und nicht geraubt wurden. Unter Italiens Himmel blieb Manches möglich, was das rauhe nordiſche Clima ganz verbietet und mit Recht rief einer unſerer Schriftſteller ſcherzend: „der Winter hielt Hochzeit mit der Armuth, und erzeugte eine zahlreiche Nachkommenſchaft, unter welcher ſich die Muſeen, Antikengallerien und Alterthumscabinette befinden!“ Die vielen ſinnloſen, nur durch engen Raum und eitle Willkühr geordneten Zuſammenſtellungen ganz heterogener Gegenſtände ſtören bei ſolchen Vorrathskammern und Kunſtſpeichern am meiſten. Doch ſie ſelbſt ſind ein nothwendiges Uebel geworden, deſſen böſer Einfluß aber wieder gehoben iſt, wenn wir nur mit vollem, reinem Sinn und wahrem Enthuſiasmus hineintreten, das Herrliche einzeln genießen und fühlen, daß überall, wo göttliche Kunſt waltet, auch ein Tempel iſt! Die berühmteſten Muſeen in Italien ſind: das Muſeum im Vatican, welches faſt alle Zimmer dieſes ungeheuren Palaſtes einnimmt, da alle berühmteſten Gemählde, Statuen, Reliefs, Bücher und Handſchriften hierzu gehören. Die Stanzen und Logen enthalten die berühmten Frescogemählde Rafaels, im Cortile iſt der Apoll und der Laokoon, nebſt unzähligen der herrlichſten Bildwerke, in die Vaticaniſchen Säle kam Rafaels Transfiguration, ſeine Madonna di Foligno, und die meiſten der berühmten Gemählde, die nach Paris entführt waren. Das Muſeum in Florenz wetteifert mit dem Vaticaniſchen, ſeine ſchönſte Zierde iſt die Mediceiſche Venus und der Farneſiſche Hercules. Das Muſeum in Paris war zu der Zeit, wo alle höchſten Kunſtſchätze darin aufgehäuft waren, das reichſte der Welt; es iſt aber auch jetzt noch beträchtlich. Die herrliche Diana, Apollo's echte Schweſter, die majeſtätiſche Pallas von Velletri und die coloſſale tragiſche Muſe ſind deſſen höchſte Zier-

den. Da man in Frankreich (wohl mit Recht) auch die Gemähldegallerieen mit unter dem Titel Musée verſteht, ſo müſſen wir hier der herrlich verzierten Gallerie des Louvre gedenken, die über den Antikenſälen von Pont des Arts bis Pont Royal ſich erſtreckt, und deren größte Zierden jetzt, außer den von Franz I. erkauften Gemählden von Rafael und Leonardo, die Werke von Pouſſin, Le Brun und Le Sueur, ſo wie die Gemählde der ehemaligen Gallerie des Luxemburg von Rubens ſind. Außerdem hatte Paris noch ein Muſeum von Nationaldenkmälern, welches höchſt intereſſant war. Alle die Monumente, welche die Volkswuth während der Revolution den Kirchen entriſſen hatten, wurden hier von Le Noir, einem Mann von Kenntniſſen und Geſchmack, aufbewahrt, und nach Jahrhunderten geordnet in Sälen aufgeſtellt, wovon jeder im Geſchmack ſeines Jahrhunderts gebaut und verziert war; es war ein Garten dabei zu den Grabmälern, die zu groß für die Säle waren; das Ganze war höchſt merkwürdig, und es iſt zu bedauren, daß jetzt Alles wieder an die alten Stellen zurückkehrte. Unter Englands Muſeen iſt das Oxforder das älteſte. Es wurde 1679 angelegt, und verdankt einen großen Theil ſeiner Schätze dem Elias Aſhmole, deſſen Namen es auch ſeitdem führt. Das Brittiſche Muſeum in London wird durch Schenkungen ſowohl als Ankäufe immer reicher. Sir Robert Cotton legte durch ſeine ſchöne Handſchriftenſammlung den Grund dazu; ſeitdem ließ die Regierung keine Gelegenheit das Muſeum zu bereichern, unbenutzt: ſo kaufte ſie die Sammlungen Hamiltons, die Marmor und Basreliefs Townleys und neuerlich noch die reiche Sammlung des Lord Elgin und die Frieſenreliefs von Phigalia. In Deutſchland ſind die Muſeen in Dresden die berühmteſten, nämlich die daſige Antikenſammlung, das Auguſteum genannt, deſſen höchſte Zierde die drei herrlichen Herculanerinnen ſind, die Gemähldegallerie mit der berühmten Himmelskönigin von Rafael und heiligen Nacht von Correggio, und das Muſeum der Mengſiſchen Gypsabgüſſe. Ferner ſind in München und Wien ſchöne Muſeen; an erſterm Orte ſind die trefflichen Antiken, welche der kunſtliebende Kronprinz kaufte, noch nicht aufgeſtellt, die Gemähldegallerie iſt an niederländiſchen und deutſchen Meiſtern beſonders reich, ihre höchſte Zierde iſt Guido's Himmelfahrt der Madonna. In Berlin wurde 1820 ein Muſeum geordnet, deſſen Hauptreichthum die Gemählde ſind, die ſonſt dem Prinzen Giuſtiniani gehörten. In Cöln iſt ein in ſeiner Art einziges Muſeum altdeutſcher Gemählde in der Sammlung der Herrn Boiſſerée gegenwärtig in Stuttgart. Frankfurt hat den Grund zu einem Nationalmuſeum durch die Gemähldeſammlung des Herrn Städtel. In Caſſel und Darmſtadt ſind zwar nicht große, aber gutgewählte Muſeen von Gemählden In Stuttgart iſt ein Muſeum trefflicher Gypsabgüſſe, welche der jetzige König kaufte. In Copenhagen ſowohl als in Stockholm ſind Muſeen, doch nirgends im Norden ſind ſo viel Kunſtſchätze aufgehäuft, und zugleich ſo ſchön aufgeſtellt, als in der kaiſerlichen Eremitage zu St. Petersburg. Wl.

Muſik. Unter Muſik (μουσική) verſtanden die Griechen die ſogenannten Muſenkünſte, vorzüglich Tonkunſt, Dichtkunſt, Redekunſt. Und die ἀγῶνες μουσικοί (muſikaliſche Wettſtreite) fanden in allen dieſen Künſten Statt. Späterhin wurde der Name Muſik und muſikaliſch blos auf die Tonkunſt beſchränkt. Wenn wir uns von dem Weſen dieſer Kunſt einen richtigen Begriff machen wollen, ſo müſſen wir verſuchen, ihren Urſprung in der Natur auszuforſchen. Die-

ſes wird uns dadurch erleichtert, daß wir dieſe Kunſt einigermaßen noch täglich entſtehen ſehen, ſo wie wir denn auch den erſten noch ganz rohen Geſang gegenwärtig bei allen noch halb wilden Völkern antreffen. Die Natur ſcheint eine unmittelbare Verbindung zwiſchen dem Herzen und dem Gehöre geſtiftet zu haben. Jede Stimmung kündigt ſich durch eigne, ihr angehörige Töne an, und eben dieſe Töne erwecken in dem Herzen deſſen, der ſie vernimmt, die Empfindung, aus welcher ſie entſtanden ſind. Ein Angſtgeſchrei ſetzt uns in Schrekken, und frohlockende Töne erzeugen Fröhlichkeit. Ja unter den beiden edlen Sinnen hat das Gehör die größere Kraft, auf das Gefühl zu wirken. Denn wer wird ſagen, daß ihm irgend eine Art unharmoniſcher oder widriger Farben eine ſo ſchmerzhafte Empfindung der Seele verurſacht habe, als unharmoniſche Töne. Setzt man nun noch hinzu, daß in vielen Fällen der in Affect verſetzte Menſch ſich gern in demſelben zu beſtärken, daß er ſich zu beſtreben ſcheint, dieſen Affect immer mehr und mehr zu äußern, wie z. B. in der Freude, zuweilen auch im Zorne und in andern Affecten geſchieht; ſo wird es ſehr begreiflich, wie auch die roheſten Menſchen, wie ſogar Kinder darauf verfallen, durch eine Reihe leidenſchaftlicher Töne ſich ſelbſt in ihrer Stimmung zu beſtärken und ſie immer mehr zu entflammen. Dieſes iſt nun freilich noch kein Geſang, aber der erſte natürliche Keim dazu. Wenn zu dieſer Andeutung nach einige eben ſo leicht zu machende Bemerkungen und einiger Geſchmack hinzukommen: ſo wird man bald den förmlichen Geſang entſtehen ſehen. Die Bemerkungen, von denen wir hier reden, betreffen die Kraft der abgemeſſenen Bewegung, oder des Rhythmus, und die ſehr enge Verbindung, welche zwiſchen dieſem und den Tönen vorhanden iſt. Die abgemeſſene Bewegung, die in gleichen Zeiten gleich weit fortrückt, und ihre Schritte durch den Nachdruck, den jeder beim Auftreten bekommt, merklich macht, iſt unterhaltend und erleichtert die Aufmerkſamkeit, die ſonſt bald ermüden würde. Daher in allen den Verrichtungen, die eine Anſtrengung erfodern, die tactmäßige Bewegung, wie z. B. bei denjenigen, die Schiffe ziehen, oder durch Ruder fortſtoßen. Aber noch mehr Aufmunterung gibt dieſe tactmäßige Bewegung, wenn ſie rhythmiſch iſt, d. h., wenn in den zu jedem Schritt oder Tact gehörigen kleinen Rückungen verſchiedne Abwechſelungen in Stärke und Schwäche ſind und aus mehrern Schritten größere Glieder, wodurch das Fortdaurende mannichfaltig wird, entſtehen. Daher das Rhythmiſche in dem Hämmern der Schmiede und in dem Dreſchen, das Mehrere zugleich verrichten. Dadurch wird die Arbeit erleichtert, weil das Gemüth vermittelſt der Luſt, die es an Einförmigkeit, mit Abwechſelung verbunden, findet, zur Fortſetzung derſelben ermuntert wird. Dieſe tactmäßige und rhythmiſche Bewegung aber kann unmittelbar mit einer Folge von Tönen verbunden werden, weil eine ſolche Folge ſtets den Begriff von Bewegung mit ſich führt. Und ſomit iſt demnach der Urſprung des förmlichen, mit Tact und Rhythmus begleiteten Geſanges und ſeine natürliche Verbindung mit dem Tanze begreiflich. Die Muſik iſt alſo eine Kunſt, die, ſo wie jede andere Kunſt, in der Natur des Menſchen gegründet iſt. Obige Ideen über die Entſtehung der Muſik ſind die bisher gangbarſten geweſen und aus dem Grunde hier angedeutet worden. So verdienſtlich nun auch darin beſonders die Nebenbemerkungen über den Urſprung des Tacts und der Ereigniſſe deſſelben ſind, ſo möchte der letzte Grund aller Erfindung der Inſtrumentalmuſik doch vielleicht blos in dem Triebe der Nachahmung zu ſu-

chen ſeyn. Der Geſang, der vielleicht ſo alt wie das Menſchengeſchlecht ſelbſt iſt, war urſpünglich der Trieb des Menſchen, ſeine Gefühle und Empfindungen, beſonders, wenn deren Heftigkeit ihn vorzüglich ſtark afficirte, gleichſam aus dem Herzen durch den Mund auszuſtoßen und ſich überhaupt des unangenehmen Gefühls ſowohl als des angenehmen zu entledigen. Die geiſtige Natur des Menſchen, durch Freude wie durch Schmerz in ihrer Ruhe und in ihrem Gleichgewichte gleich ſehr geſtört, ſtrebt, beider Empfindungen Herr zu werden und ſie zu unterdrücken. Der Geſang, ſowohl der der Freude als der des Schmerzens, iſt das Beſtreben, ſich der Empfindungen, die dem Herzen zu mächtig werden, durch das kräftigſte Mittel, wodurch die Natur ſich zu äußern pflegt, durch die Stimme zu entledigen. Auf welche Weiſe man nun eine äußere geſetzmäßige Zweckmäßigkeit in dieſelbe übergetragen, iſt theils durch die oben angedeuteten und bisher gangbaren Ideen erklärt worden, theils iſt dabei hier noch nachzuholen, daß der Geiſt des Schaffens, der in der menſchlichen Natur verborgen liegt, ſtets dahin ſtrebt, das, was er wiederholt thun muß, nach einer gewiſſen Ordnung und Regelmäßigkeit zu thun. Und ſomit mußte nun bald in dem Geſange Tact und Rhythmus entſtehen, die vielleicht ſchon in dem Pulsſchlage ein natürliches Urbild vorfanden. Eine Nachahmung des Geſanges war nun die Inſtrumentalmuſik (ſ. d. A.). — Wir gehen auf die Grundbeſtandtheile der Muſik und ihre Natur über. Da die Muſik vorzüglich auf die Empfindung des Menſchen wirkt, ſo iſt es dem Zwecke derſelben unangemeſſen, durch ſie eigentliche Gedanken und Vorſtellungen darſtellen zu wollen, und jedes Tonſtück, das nicht Empfindung erweckt, iſt kein Werk der echten Tonkunſt. Nächſtdem kommen auch die Mittel in Betrachtung, auf deren Kenntniß und Gebrauch dieſe Kunſt beruht. Sie ſind dreifach: die Melodie und mit ihr die Tonart, der Rhythmus, und endlich die Harmonie. Die Melodie (oft auch Geſang im weitern Sinne) iſt die Folge einzelner Töne, welche nach der beſondern Natur der Empfindung langſamer oder geſchwinder fortfließen, geſchleift oder geſtoßen, in größern oder kleinern Intervallen von einander getrennt, ſtärker oder ſchwächer, höher oder tiefer, mit mehr oder weniger Einförmigkeit des Ganges vorgetragen werden. Aus mehrern ſolcher Töne nun, die in und durch ſich ſelbſt zu einem Ganzen verbunden ſind, entſtehen melodiſche Sätze, aus mehrern ſolcher Sätze, deren jeder das Gepräge der Empfindung hat, beſteht die Melodie (ſ. d. Art.). Die Tonart, in welcher eine Melodie vorgetragen wird, iſt darum wichtig, weil eine jede Tonleiter ihren beſondern Charakter hat. Die Empfindungen des Herzens haben einen ſehr ſtarken Einfluß auf die Werkzeuge der Stimme: nicht nur wird die Kehle dadurch mehr oder weniger geöffnet, ſondern ſie bekommt auch eine mehr oder weniger wohlklingende Stimmung. Dieſes empfindet man, wenn man Menſchen, die in Affect geſetzt ſind, reden hört. Wenn alſo unter den mannichfaltigen Tonleitern allemal diejenige gewählt wird, deren Stimmung mit dem Gepräge der jedesmaligen Empfindung übereinkommt, ſo wird dadurch der wahre Ausdruck dieſer Empfindung noch verſtärkt. Der Rhythmus der Melodien dient dazu, Einheit und Mannichfaltigkeit in denſelben zu erhalten. Der Geſang bekommt dadurch jenen Reiz, wodurch das Gehör veranlaßt wird, auf die Folge deſſelben fortdauernde Aufmerkſamkeit zu verwenden. Aber auch zum Ausdruck der Empfindung hat der Rhythmus eine große Kraft, weil die Empfindungen überhaupt eine ſchnellere oder

langſamere Bewegung bwirken. Die **Harmonie**, d. h. derjenige Theil der Muſik, welcher in den gleichzeitigen Tönen und Tonreihen beſteht und die Melodie unterſtützt, ſchließt ungemein viel Kraft zum Ausdruck deſſelben in ſich. Denn ihrer innern Natur nach gibt es beruhigende und beunruhigende Harmonien, und auch durch ſie kann Ruhe und Unruhe, Schrecken oder Fröhlichkeit in dem Gemüthe der Zuhörer erweckt werden. Dies ſind, im Ganzen genommen, die Mittel, durch deren Verbindung die Tonkunſt ihre unerklärbaren Wirkungen hervorbringt. In Betreff dieſer Wirkungen ſelbſt iſt die Tonkunſt unerklärbar. Wenn jede andre Kunſt mehr oder weniger zum Verſtande ſpricht, dieſer ſich aber der empfangnen Eindrücke ſtets bewußt iſt und die Gründe davon aufzuzählen vermag; ſo wirkt dagegen die Muſik vorzüglich auf das Gemüth und iſt im Stande, daſſelbe bis zur höchſten Leidenſchaftlichkeit zu entflammen. Sie erweckt in uns keine durch den Verſtand begreifliche Geſinnungen und Meinungen, ſie iſt fern von der Hervorbringung logiſcher Begriffe in unſrer Seele, ſie wirkt vielmehr auf das Unbewußte, auf die bloße Ahnung in uns; dies iſt das unendliche Gebiet, wo die Muſik ihre wunderbare, mit nichts zu vergleichende Herrſchaft ausübt, und ſie iſt darum rein **romantiſcher Natur**. Daraus wird auch erklärbar, warum die Griechen in dieſer Vollendung keine Muſik gehabt haben können. Bei den Werken der Tonkunſt unterſcheiden wir die muſikaliſche Erfindung (**Compoſition** im eigentlichen Sinne, zu welcher Kenntniß der äſthetiſchen und techniſchen Bedingungen der Tonkunſt, und **muſikaliſches Genie** gehör) von der **Ausführung** (Execution oder Darſtellung). Letztere iſt durch erſtere bedingt, und in Hinſicht der Darſtellungsmittel **Vocal**- oder **Inſtrumentalmuſik**, oder beides (ſ. die beſondern Art.). In Hinſicht des Orts der Ausführung und des damit zuſammenhängenden beſondern Zwecks derſelben iſt die Muſik **Kirchenmuſik** oder religiöſe Muſik) und **weltliche Muſik**; dieſe **Theater**-, **Concert**- oder **Kammer**- und **Tanzmuſik**. Pq. — Seit Euler iſt die Muſik als eine Wiſſenſchaft erkannt worden, die ein Anrecht hat, unter die mathematiſchen aufgenommen zu werden, obſchon ſie aus dieſem Geſichtspuncte noch nicht völlig ausgebildet zu ſein ſcheint. Sie bewegt ſich in dem Elemente des Raumes wie der Zeit auf eine Art, welche im Sinne der Mathematik ausgemeſſen werden kann. Ihre Töne ſind in Bezug auf ihre Dauer und abgeſehn von ihrer übrigen Beſchaffenheit Zeitgrößen, welche von der ganzen Note 𝅝 bis zum 𝅘𝅥𝅲 und in thesi noch weiter, in einer abſteigenden, geometriſchen Progreſſion ſtehen, deren Exponent 2 iſt: 1 $\frac{1}{2}$. $\frac{1}{4}$. $\frac{1}{8}$. $\frac{1}{16}$. $\frac{1}{32}$. u. ſ. f. Ihre Tactarten ſind durch Brüche ausdrückbar ($\frac{4}{4}$, $\frac{3}{4}$, $\frac{2}{4}$. $\frac{5}{4}$, $\frac{3}{8}$ Tact. u. ſ. w.) welche in Zahlen anzeigen, wie viel Theile von der Zeiteinheit 𝅝 in jedem Tactabſchnitt enthalten ſind. Im Elemente des Raumes laſſen ſich ihre Töne als Schallgrößen betrachten, und ihre Entfernungen von einander in der Scala (dem ideellen Raume von Höhe und Tiefe) werden in Zahlen ausgedrückt, die auf eine mathematiſche Eintheilung dieſes ideellen Raumes ſich beziehen (Octave, Tertie, Septime u. ſ. f.). Aehnliche Verhältniſſe finden unter den Stimmſtufen von Discant bis Baß, und unter den Tonarten (Klanggeſchlechtern) Statt. In der Inſtrumentalmuſik hängt die Höhe und Tiefe der Töne von den Verhältniſſen der Stärke, Länge und Anſpannung der Saiten, der Beſchaffenheit und der Entfernung der verſchließbaren Schallöff-

nungen u. dgl. ab, und alle dieſe Verhältniſſe laſſen ſich nach mathematiſchen Regeln beſtimmen und ausmeſſen. In dieſer Regelmäßigkeit ihrer Bewegung in Raum und Zeit, man kann ſagen, in der mathematiſchen Meßbarkeit ihrer weſentlichen Schritte in jenen beiden elementariſchen Anſchauungsformen, liegt ihr Hauptunterſchied von der lebendigen Rede, und vielleicht der oberſte Grund ihrer größeren Wirkſamkeit auf unſer Nervenſyſtem. Dagegen entbehrt ſie natürlich der Freiheit, womit die lebendige Rede im Elemente der Zeit und im Gebiete des Schalles ſich bewegt, und darin dürfte die letzte Urſache des Umſtandes zu ſuchen ſein, daß ſie unſere Empfindungen nicht ſo fein abſtufen und ſchattiren kann, als es die lebendige Rede durch das Medium unſeres Vorſtellungsvermögens vermag. Sie erregt Empfindungen auf einem mehr phyſiſchen als pſychiſchen Wege, und überbietet die Qualität der Wirkung, deren die Rede fähig iſt, durch Quantität, durch Stärke und Dauer. Dieſe Anſicht ſollte mehr, als bis jetzt geſchehen iſt, berückſichtigt werden, wo von der Verbindung der Muſik mit der Rede die Frage iſt, zumal in der Oper, die ſo ſehr mit der redenden Dichtkunſt über den Fuß geſpannt iſt. A. Mnr.

Muſik (Geſchichte der). Die Muſik iſt eine der älteſten aller ſchönen Künſte; hauptſächlich darum, weil das Darſtellungsmittel derſelben, der Ton, dem Menſchen auf die vollkommenſte Weiſe angehört, und jedes lebhafte Gefühl ſich in Tönen zu veräußern ſtrebt. Es ſcheint daher widerſinnig, die Erfindung der Muſik in eine Nachahmung der Naturtöne und Thierſtimmen zu ſetzen, die doch weit unvollkommner ſind, als die des Menſchen. Faſt eben ſo gut könnte man den Urſprung der Tanzkunſt in eine Nachahmung thieriſcher Geberden ſetzen. Eins nur ſcheint jener Annahme zum Grunde zu liegen, was der Erfahrung und der vernünftigen Reflexion gemäß iſt; nämlich, daß die Verſchiedenheit der Naturtöne und die Mannichfaltigkeit der Thierſtimmen insbeſondere auf die Ausbildung des menſchlichen Ohres, wie der Einfluß einer Umgebung überhaupt auf die ſich entwickelnde Thätigkeit, eingewirkt, und man durch äußere, auf Naturveranlaſſung erfundene Inſtrumente zuerſt die beſtimmten Abmeſſungen der Töne gefunden habe, auf welchen die Muſik beruht. Aber ſo wie jenes die Muſik als Kunſt noch nicht erklärt, ſo ſetzt dieſer mittelbare Einfluß der Natur ſchon ein ausgebildetes Gehör voraus. Letzteres beſtätigt ſich aber auch dadurch, daß, wo wir Muſik bei einem Volke finden, Inſtrumente nicht fehlen. Laſſen wir alſo die alten Meinungen, daß z. B. der Wind, das Geräuſch der Baumblätter, der Luftzug in dem Schilfrohre, das Geräuſch des Waſſers, und der ſogenannte Geſang der Vögel Veranlaſſung zur Erfindung der Muſik gegeben habe, und geſtehen wir ein, was unläugbar iſt, daß die Natur auf mannichfaltige Weiſe auf das Gehör des Menſchen einwirken, und durch dieſe Einwirkung zur Ausbildung deſſelben, ſo wie zur Uebung der eigenen Lautfähigkeit beitragen mußte, indem er vorzüglich durch fremde Töne auf das Annehmliche gewiſſer Klänge aufmerkſam gemacht, dieſelben ſelbſt hervorzubringen ſich beſtrebte. Aber gewiß iſt es, daß die Muſik als Kunſt erſt begann, als der Menſch in unmittelbarem oder mittelbarem Beſitz mannichfaltiger Töne dieſelben zum ſprechenden Ausdruck ſeines Innerſten auf eine geſetzliche und dem Ohre wohlthuende Art zu verbinden verſtand. Dies aber ſetzt voraus eine Ausbildung des Gehörs, vermöge welcher man den Abſtand und die Eigenthümlichkeit einzelner Töne genau zu unterſcheiden fähig iſt, welche Unterſcheidungsfähigkeit, wie wir ſagten, durch

äußere Inſtrumente erleichtert wird, an welchen das Verhältniß der Töne gleichſam ſichtbar wahrgenommen werden kann. Hiernach ſcheint allerdings die Vocalmuſik, oder die Hervorbringung muſikaliſcher Töne durch die menſchliche Stimme, die älteſte; und die erſte Art der Inſtrumente ſcheint bei dem ruhigen Leben des Hirten, den das Windgeräuſch im Schilfe, oder eine andere zufällige Veranlaſſung auf das Tönen hohler Körper durch Einblaſen der Luft aufmerkſam macht, ſo wie der Klang ausgeſpannter Sehnen auf Saiteninſtrumente führt, erfunden worden zu ſein. Auch dienten die Inſtrumente früher nur zur Begleitung. Nach der Bibel ſoll ſchon Jubal, Lamechs Sohn, vor der Sündfluth auf Inſtrumenten muſicirt haben. Allein es fragt ſich hier wohl, ob nicht die Moſaiſche Urkunde Vieles aus ihrer Zeit auf die ältere überträgt. Das Gewiſſere iſt Folgendes: Wie überall, ſo auch bei den Hebräern, waren Dichter und Sänger Eine Perſon, und bei ihnen finden wir auch häufig die abwechſelnden Liederchöre (2. Moſ. 15 20). Die muſikaliſchen Inſtrumente, welche dieſe Geſänge begleiteten, waren Harfe, Cither, Trompete und Pauke oder Trommel. Als einer der älteſten Geſänge mit Inſtrumentalbegleitung wird der Lobgeſang der Mirjam (Moſes Schweſter), geſungen nach dem Durchgange durchs rothe Meer, angeführt. Zu Davids und Salomons Zeiten hatte die Muſik bei den Hebräern ihren höchſten Gipfel erreicht; und ein Theil ihres Gottesdienſtes, welcher namentlich den Leviten übertragen war, beſtand in ſingendem Vortrage feierlicher Pſalmen mit Inſtrumentalbegleitung. So viel wir aus den aufbehaltenen Nachrichten und ſelbſt aus der Einrichtung der hebräiſchen Poeſie, bei welcher ein gewiſſer Parallelismus der Glieder herrſchend war, ſchließen können, ſo hatte die Muſik der Hebräer einen ſehr beſtimmten Rhythmus, vielfache Melodie, aber eine, wenn auch ſtarke, doch einförmige Begleitung, wie die der meiſten alten Völker. Auch hatten ſie eigene Muſikzeichen, welche über den poetiſchen Text geſetzt wurden, und nach welchen man auch declamirte; wovon man mehr leſen kann in Georg Bentky's Gedanken von den Noten oder Tonzeichen der alten Hebräer (in Mitzlers muſik. Bibliothek Thl. III.). Auch hat Anton einen Verſuch gemacht, die Melodien der alten hebräiſchen Geſänge zu entziffern (in Paulus neuem Repert. für bibl. und morgenländiſche Literatur, 1. Thl. S 160 u. 2. Thl S. 80 ff.). Allein die Muſik wurde nicht blos zum öffentlichen Gottesdienſte angewendet, für welchen Gebrauch es beſonders ſeit David eine große Anzahl von Sängern, Sängerinnen und Inſtrumentaliſten gab, ſondern auch bei weltlichen Feſten, z. B. bei feierlichen Gaſtmählern und bei Leichenbegängniſſen fehlte es nicht an Muſik. Um dieſe Zeit hatte ſich auch die Zahl der Inſtrumente ſelbſt vermehrt, unter denen die dreieckige Harfe (Kinnor) und die Cymbel vorzüglich angeführt wird. (Man vergleiche Herder vom Geiſt der hebräiſchen Poeſie, II. Bd., Pfeiffer über die Muſik der alten Hebräer, Erlang. 1779, 8.) Wie bei den Hebräern, ſo auch bei andern Völkern läßt ſich keine beſtimmte Zeit des Urſprungs der Muſik angeben, da die Uebergänge des bei noch ungebildeten Stimmen überall vorkommenden rohen Geſangs und lärmenden Getöſes in eine kunſtmäßige Muſik ſo mannichfaltig ſind, und was die Sagen der Völker über den Urſprung der Muſik berichten, entweder ſich auf jene rohen Anfänge bezieht, oder ſpätere Allegorie iſt. In Hinſicht der Aegypter aber hat Pauw (Recherch. I, 244) übertrieben behauptet, daß ſie weder Poeſie noch Muſik geübt haben. Die Sage, daß Thaut oder Thot

(Hermes) die Muſik der Aegypter erfunden habe, kann keine beſondere Bedeutung haben, da Thaut überhaupt (nach Creuzer) als Genius der Wiſſenſchaft und Kunſt angeſehen wird. Die im Grabe des Oſymandias bei Theben gefundenen muſikaliſchen Inſtrumente, aus welchen man ſchließt, daß die Aegypter bereits 2000 Jahre vor Chr. Geb. Muſik gekannt haben müſſen, beweiſt wie die Erfindung der Lyra durch Hermes blos für den Gebrauch muſikaliſcher Inſtrumente, aber gar nichts für die Betreibung der muſikaliſchen *Kunſt* in Aegypten. Ob die Hebräer ſie daher von ihnen empfangen haben, iſt ſehr zweifelhaft. — Daß der Name Muſik ſelbſt den Griechen ſeinen Urſprung verdankt, und daß man unter ihm nicht blos die Tonkunſt, ſondern überhaupt die *Künſte* und *Wiſſenſchaften der Muſen*, mithin auch die Poeſie und den Tanz, oder die dem Geſange urſprünglich verſchwiſterte lebhafte Mimik, ja ſelbſt die Beredtſamkeit, Grammatik und Philoſophie darunter verſtanden habe, iſt eine bekannte Sache. Nach Ariſtides Quintilianus, der unter Trajan über die Muſik ſchrieb, iſt ſie eine Kunſt des *Anſtändigen in Stimme und Bewegung*. Auch Andere erklären ſie als die Kunſt der ſchönen Bewegung. Hieraus erhellt ſchon, daß der Rhythmus, durch welchen der Tanz mit Muſik verwandt iſt, das Hervorſtechendſte in der Muſik der alten Griechen und Römer geweſen ſein müſſe. Die mythiſchen Nachrichten über die Muſik ſetzen, wie ſchon angedeutet, die Muſen, bald den Apoll (in welchem man ſonſt den *Jubal* erblicken wollte), der durch den Klang des Bogens ſeiner Schweſter Diana zur Erfindung des Saitenſpiels oder der Cither veranlaßt worden ſein ſoll, bald den *Hermes* oder *Mercurius*, der am Nile die ſiebenſaitige Lyra erfunden haben ſoll, indem er die Schale der getödteten Schildkröte mit Saiten überzogen, bald *Minerva* als Erfinderin der einfachen Flöte, welche ſie aber, da ſie ſich durch Flötenſpiel entſtellt geſehen, weggeworfen haben ſoll, bald den Hirtengott *Pan*, des Mercurius Sohn, als Erfinder der Hirtenpfeife, welche nach Einigen ſchon ſiebenröhrig geweſen ſein ſoll, mit dem Urſprung der Muſik in Verbindung, ſo wie überhaupt alle Völker den Künſten einen göttlichen Urſprung geben. Dahin deutet auch die Sage von den durch *Amphion* und ſeinen Bruder *Zethus* (erſterm ſoll Mercur eine ſiebenſaitige Lyra geſchenkt haben), durch *Orpheus*, *Linus* u. A. bewirkten Wundern der Muſik. Was die Ausübung der Muſik unter den Griechen anlangt, ſo weiſen uns die Sagen jedoch vorzüglich auf *Lydien* (wo Amphion ſeine Kunſt erlernt haben ſoll) und *Arkadien*, wo das Hirtenleben das Spiel der Flöte, Pfeife und Cither begünſtigte, hin. Aus den Provinzen von Kleinaſien ſchreibt man die verſchiedenen Tonarten — die *phrygiſche*, die Einige dem *Marſyas*, der die Flöte der Minerva gefunden, und die Doppelflöte erfunden haben ſoll; die *doriſche*, die der Thracier Thamyras oder Thamyris verbreitet haben ſoll, die lydiſche, äoliſche und ioniſche her (ſ. *Tonart*). Es iſt aber ſchwer auszumachen, woher die Griechen jedes einzelne Element ihrer Muſik erhalten, da ſie aus ſo verſchiedenen Colonien zuſammengeſchmolzen ſind. So iſt es z. B. wahrſcheinlich, daß Cadmus die lärmende Opfermuſik, die in einer rhythmiſchen Bewegung des Krotalon (der Klapper), der Trommel und Klingel beſtand, aus Phönicien eingeführt habe. So viel wir ferner aus den Nachrichten der Alten über die griechiſche Muſik abnehmen können, ſo beſtand der *Geſang* in einer muſikaliſchen Declamation des Gedichts, welche von den Inſtru-

menten einfach und mehr zur Erhöhung des Rythmus begleitet wurde. Unter den frühern Sängern und Muſikern werden außer den ſchon genannten mythiſchen Perſonen angeführt der Phrygier Olympus, dem Einige die Erfindung des enharmoniſchen Klanggeſchlechts beilegen wollen, der Flötenſpieler Saccades u. A. Vom 6. Jahrhundert vor Chr. Geb. an ſcheint man die Muſik ſchon wiſſenſchaftlich unterſucht, und beſonders die Töne beſtimmt abgemeſſen zu haben. Laſus von Hermione im Peloponnes, der um 546 vor Chr. Geb. lebte, und der Lehrmeiſter des Pindarus war, ſoll ſchon etwas Theoretiſches über die Muſik geſchrieben haben. Von Pythagoras, der die Muſik von den ägyptiſchen Prieſtern erlernt haben ſoll (was aber unwahrſcheinlich iſt), und der die Sphärenmuſik in der Tonkunſt wiederfand, iſt es bekannt, daß er ſich mit den mathematiſchen Verhältniſſen der Töne beſchäftigt hat (ſ. Pythagoras); und eine von Vielen verworfene Sage erzählt, daß er dazu durch den Klang der Schmiedehämmer veranlaßt worden ſei. Das Inſtrument, welches er zur mathematiſchen Beſtimmung der Töne erfand, wurde der Pythagoriſche Kanon genannt. Auch ſoll er den Saiten der Harfe die achte hinzugefügt haben, denen man nachher in der Höhe und Tiefe mehrere hinzufügte. Damon wird als einer der berühmteſten Muſiklehrer zu Perikles und Sokrates Zeiten angeführt. Von ihm behauptete Plato, daß ſeine Muſik nicht geändert werden könne, ohne die Verfaſſung des Staats ſelbſt zu verändern. Plato ſelbſt ſoll ſich um die Muſik ſehr verdient gemacht haben. Um ſeine Zeit wurde die Tonleiter ſehr vermehrt; aber man klagte auch ſchon damals über die Verweichlichung der Muſik und der Volksſitten durch dieſelbe. Eine ſolche Klage wird ſchon gegen Phrynis geführt, der zu Sokrates Zeit lebte. Wahrſcheinlich gilt dieſe Klage ſelbſt der Anwendung der Muſik zum Ausdrucke ſanfter Empfindungen des Herzens, da früherhin die Muſik mehr vorherrſchend zur Erweckung religiöſer und patriotiſcher Geſinnung, wie bei den Lacedämoniern, angewendet worden war. Eine wahrſcheinlich ſchon damals bekannte Eintheilung der Muſik war die in theoretiſche und praktiſche. Die theoretiſche begriff ſowohl die arithmetiſchen und phyſiſchen Unterſuchungen über Klang und Tonverhältniſſe, als auch die muſikaliſche Harmonielehre (harmoniſche Muſik genannt), welche die allgemeinen Regeln von allen Arten der Accorde lehrt. Von ihr hing die Compoſition und der Geſang ab. Letzterer und mithin die Muſik überhaupt wurde nach den Tonverhältniſſen, deren man in jeder Gattung bedurfte, in die diatoniſche, chromatiſche und enharmoniſche getheilt. In der diatoniſchen Muſik durfte man nur durch semitonia majora; in der enharmoniſchen Muſik durfte man durch die halben semitonia fortſchreiten; in der ſpäter eingeführten chromatiſchen durch die semitonia minora fortſchreiten. In Anſehung des Tons, aus welchem die Compoſitionen gingen, nahm man modos an, und benannte ſie, wie ſchon angedeutet, nach den Ländern, in welchen ſie vorzüglich üblich waren. Ferner theilte man die Muſik in Hinſicht der Compoſition, 1. in die Melpöie, Kunſt der Verfertigung des Geſanges, d. h. die Kunſt, den Gedichten einen eigentlichen Geſang oder muſikaliſche Declamation zu geben, denn die Declamation wurde ebenfalls in Noten verzeichnet; 2. in die Rhythmopöie, Kunſt den Bewegungen des Körpers und der Stimme einen beſtimmten Rhythmus zu geben, und 3. in die Poetik, als die techniſche Theorie der Poeſie, die mit der Muſik innigſt verbunden war; wohin die Metrik gehörte. In Hinſicht der Ausübung theilte man die Muſik in die

organiſche (Inſtrumentalmuſik, Kunſt, die Inſtrumente zu ſpielen), ĕodiſche (Vocalmuſik, Singekunſt) und in die hypokritiſche (pantomimiſche, nachahmende, Geberdenkunſt in Verbindung mit der Muſik). Zur Zeit Alexanders des Großen zeichnete ſich Ariſtoxenus, ein Schüler des Xenophilus und Ariſtoteles, aus. Er ſchrieb eine große Anzahl Abhandlungen über die Muſik, wovon noch drei übrig ſind, und brachte die Tonleiter bis auf achtzehn Saiten, die man nach Tetrachorden und Pentachorden eintheilte. Seine Schüler (die Ariſtoxenianer genannt) verwarfen die ſtrenge Meſſung der Verhältniſſe des Pythagoras, und bedienten ſich der Intervallen von ganzen und halben Tönen blos nach der Empfindung. Auch führte Ariſtoxenus das chromatiſche Klanggeſchlecht (ſ. Ton, Tonart ꝛc.), deſſen Erfindung in dieſe Zeit fällt, ſtatt des enharmoniſchen ein. Euklides (277 vor Chr. Geb.) hat die mathematiſche Klanglehre zuerſt als Schriftſteller wiſſenſchaftlich behandelt. Mit dem Verfall der Freiheit ſank auch die Muſik bei den Griechen gleich den übrigen Künſten; aber gewiß iſt der Schluß, welchen man häufig von der Ausbildung der übrigen ſchönen Künſte auf die Vortrefflichkeit der griechiſchen Muſik gemacht hat, ſehr ſchwankend, und wird durch die vorhandenen Nachrichten über dieſelbe nicht beſtätigt. Denn die fabelhaften und übertriebenen Erzählungen über die Wunderwirkungen der Muſik laſſen ſich auch aus der Wirkung der bloßen Melodie und des Rhythmus erklären; ja es ſcheint ſogar, als ob die Muſik ohne künſtliche Harmonie auf den Naturmenſchen und auf die Maſſe des Volks, welches die Muſik nicht als Kunſt treibt, weit größer ſei; wie auch die Anwendung der einfachſten und rohſten Muſik bei wilden Stämmen bewährt. Es ſcheint vielmehr die Muſik der Griechen die Harmonie in ihrer ganzen Fülle, und jene durch die virtuoſenmäßige Cultur der Inſtrumentalmuſik vermittelte Pracht und Mannichfaltigkeit der neuern Muſik entbehrt zu haben. Ferner ſcheint ihr Geſang vielmehr eine notirte, einfach begleitete rhythmiſche Declamation, in welcher der Ton weniger eine muſikaliſche, als eine declamatoriſche Länge hatte, die reine Inſtrumentalmuſik aber noch von beſchränktem Umfange geweſen zu ſein. Sonſt muß man überhaupt geſtehen, daß die ſo vielfältig angeſtellten Unterſuchungen der Neuern über die alte griechiſche Muſik uns wenig Aufklärung über dieſelbe geben, und die vorhandenen Schriften der Alten darüber uns durch vielfache Widerſprüche und Dunkelheiten zum größten Theil noch räthſelhaft ſind. Hierher gehört die von Meibom herausgegebene Sammlung der alten Muſiker (Antiquae musicae scriptores VII. Amst. 1652. 4.) und Claud. Ptolemäus. Ueber die Blasinſtrumente der Alten hat Caspar Bartholin geſchrieben (De tibiis veterum). Die Römer ſcheinen ihre Opfermuſik mit dem Opfercultus von den Hetruskern empfangen zu haben; die Inſtrumentalmuſik aber, deren ſie ſich auf der Bühne und im Felde bedienten, von den Griechen. Die Saiteninſtrumente ſollen erſt 186 vor Chr. Geb. nach Rom gekommen ſein. Ueberhaupt haben die kriegeriſchen Römer vorzüglich die Feldmuſik ausgebildet, deren es verſchiedene Gattungen gab. Früher ſtand der Kunſt im Wege, daß ſie hauptſächlich nur von den Leibeignen geübt ward. Bei den Römern bezeichnet canere und carmen die muſikaliſche Recitation, welche mit Inſtrumenten begleitet wurde, und die ſich zu der oratoriſchen Declamation verhalten zu haben ſcheint, wie der poetiſche Rhythmus zum Numerus der Proſa, wobei noch zu bemerken iſt, daß ſich auch Redner beim Anfange und während ihres Vortrags durch Inſtrumentaliſten den Ton angeben ließen. Als Ro-

tenzeichen bedienten ſich die Römer ihrer Capitalbuchſtaben. Auf der Bühne begleitete man mit Flöten den Geſang, und zwar präludirten erſt die Inſtrumente, dann begann der Schauſpieler, und die Inſtrumentalbegleitung ging höchſt wahrſcheinlich nur in einfachen Accorden fort, oder machte kurze Pauſen, und unterſtützte oder erhöhte dann den emphatiſchen Vortrag durch neues Eintreten. Die Chöre ſcheinen anders als der Dialog und Monolog begleitet worden zu ſein. Dieſe Begleitung beſtand aus Flöten und andern Blasinſtrumenten, welche die Römer unter dem Namen tibiae begriffen, zuweilen auch Leiern und Cithern. Der Gebrauch der Flöten war auch nach Verſchiedenheit des komiſchen oder tragiſchen Stoffs verſchieden, daher gab es tibias dextras und sinistras, von denen erſtere mehr für das Ernſthafte, letztere bei heiteren Stellen und in luſtigen Stücken angewendet wurde. Horaz in ſeiner epistola ad Pisones ſagt, daß man ſich ehedem nur einfacher Blasinſtrumente, die nur wenige Löcher hatten, keiner Flöten, die mit Ringen von Meſſing belegt, mit der Trompete (tuba) wetteifern, bedient habe; Rhythmus und Melodie wären ungebundener geworden. Und ſpäterhin klagte man noch mehr darüber, daß die ſtarken Inſtrumente den Schauſpieler nöthigten, ſich gewaltig anzuſtrengen. In allem dieſen waren die Griechen den Römern vorangegangen. Die Chriſten bedienten ſich anfänglich, nach Vorgang der Juden, bei ihren gottesdienſtlichen Verſammlungen nur der heiligen Geſänge, d. h. der Pſalmen, Hymnen, welche in den Büchern des alten Teſtaments befindlich, und an welche die Judenchriſten ſchon gewöhnt waren. Auch wurde bei den Liebesmahlen oder Agapen geſungen, dann auch beim Abendmahle. Daß man in den Verſammlungen der Chriſten auch vielen alten griechiſchen Melodien geiſtliche Geſänge unterlegte, iſt unbezweifelt, und einige unſerer Choralmelodien ſollen noch daher ſtammen. Auf der Kirchenverſammlung zu Laodicea 364 nach Chr. Geb. wurden regelmäßige Geſänge eingeführt, welche von beſondern Cantoren und Canonicis nach Noten geſungen werden ſollten. Der Kirchengeſang bildete ſich aber im Occident verſchieden von dem im Orient. Für den im Orient hat Ephrem der Syrer, zur Feſtſtellung und Verbeſſerung des occidentaliſchen vorzüglich Ambroſius (der Erzbiſchof von Mailand) im 4ten Jahrhundert gewirkt. Dieſer ſammelte die authentiſchen Melodien. Im 4ten oder 5ten Jahrhundert kamen die Antiphonien (kirchliche Wechſelgeſänge) auf. Im 6ten und zu Anfange des 7ten Jahrhunderts gab Gregor der Große dem Kirchengeſang eine neue Form, ſo daß er daher der Gregorianiſche oder römiſche genannt wurde, und ſorgte für den Unterricht in der Muſik durch Errichtung einer Geſangſchule. Mehrere Päpſte ahmten ihm in Beförderung der Kirchenmuſik nach. (S. übrigens die Art. Kirchenmuſik und Italieniſche Muſik.) Die Choralmuſik, welche einſtimmig oder in Octaven vorgetragen wurde, iſt die Grundlage der neuern Muſik. Spätere Erfindung iſt die mehrſtimmige Muſik (Figuralmuſik oder figurirte Muſik). Dem engliſchen Mönch Dunſtan (ſtarb um 988) ſchrieben Mehrere die erſte vielſtimmige Compoſition zu Die Muſik war im Mittelalter vorzüglich dadurch begünſtigt, daß ſie dem Gottesdienſt gewidmet war, und zu dem Quadrivium gehörte, welches auf den Schulen getrieben wurde. Eben deshalb wurden auch mehrere Unterſuchungen über dieſelbe angeſtellt, welche man in Mart. Gerberti scriptoribus ecclesiasticis de musica sacra findet (vergl. Forkels allgem. Lit. der Muſik ꝛc. Leipz. 1792). Guido von Arezzo (deſſen Schriften über die

Muſik man ebenfalls in der eben angeführten Sammlung findet) hat große Verdienſte um die neuere Muſik. Die Berichtigung und Erweiterung des Tonſyſtems, Abtheilung der Tonleiter in Hexachorde, Verbeſſerung der Notenſchrift und Erfindung der Solmiſation (ſ. d. Art.) wird ihm gemeiniglich zugeſchrieben. Johann de Muris ſoll im 14ten Jahrhundert die Notenſchrift und die Figuralmuſik verbreitet und vervollkommnet haben. Franco von Cöln im 11ten Jahrhundert aber wird als Erfinder des muſikaliſchen Zeitmaaßes und der ſogenannten Menſuralmuſik genannt (ſ. d. Art.), einer der wichtigſten Erfindungen für die Ausbildung der neuern Muſik, wovon die Erfindung des Contrapuncts und der Fuge abhing. Im 15ten Jahrhundert wurde die Muſik wiſſenſchaftlich in Italien und Frankreich betrieben. Die Orgel unterſtützte den Geſang, und trug zur Ausbildung der Harmonie viel bei. Doch herrſchte bis dahin die Kirchenmuſik in feſter Regelmäßigkeit. Vom 16ten und 17ten Jahrhunderte an bildete ſich aber der freiere Concert- und Theaterſtyl, und die Erfindung der Oper im 16ten Jahrhunderte iſt es vorzüglich, welche die Pracht und den Reichthum der neuern Geſangsmuſik, ſo wie die bewundernswürdige Ausbildung der mannichfaltigſten Inſtrumente, welche die Inſtrumentalmuſik, und damit zugleich die Harmonie in der letzten Hälfte des 18ten Jahrhunderts auf den höchſten Gipfel gehoben hat. (S. darüber die Art. Italieniſche, Franzöſiſche und Deutſche Muſik.) Erſteres eignen ſich vorzüglich die Italiener, letzteres die Deutſchen und Franzoſen zu. Was die neuern mathematiſchen Syſteme der Muſik anlangt, ſo ſind hier als Erfinder derſelben zu nennen: Huygens, Saveur (um 1701), Rameau (um 1722) und Euler (Mathematiſche Unterſuchungen über die Muſik). Die Geſchichte der Muſik iſt von Giamb. Martini (Storia della musica, Bologna 1757 u. f.), Marpurg (kritiſche Einleitung in die Geſchichte und Grundſätze der alten und neuern Muſik. Berlin, 1759 8.), Burney, Hawkins, J. N. Forkel (allgemeine Geſchichte der Muſik. 2 Bde. 4., leider unvollendet) ausführlich behandelt worden. Von der Muſik anderer weniger Epoche machenden Völker gibt es faſt nur Beiträge in Reiſebeſchreibungen. Beiträge zur Geſchichte der orientaliſchen Muſik gibt v. Hammer in den Fundgruben des Orients IV. Bd. S. 383 aus dem Perſiſchen; vergl. de Paw's Recherches, und über Aegypten und Abyſſinien einen Brief von Bruce in Burneys allgemeiner Geſchichte der Muſik.

Muſikaliſche Automate, ſ. Automate und Kaufmann (J. G. und F.)

Muſikaliſche Mahlerei. Die Verwandtſchaft der Töne und Farben, welche auch eine Verwandtſchaft der Mahlerei und Tonkunſt begründet, und in dem Gebiete der erſtern verſchiedene Ausdrücke, welche von Tönen hergenommen ſind (z. B. Farbentöne, Harmonie der Farben), eingeführt hat, begründet auch eine Vergleichung der Tonkunſt mit der Mahlerei, und ſo redet man nicht mit Unrecht von einem Tongemählde, wodurch eine ausgeführte und treffende Schilderung gewiſſer Seelenzuſtände verſtanden wird. Von dem Tongemählde aber, dergleichen jedes größere Tonſtück eigentlich ſein ſollte, iſt wohl zu unterſcheiden die muſikaliſche Mahlerei, womit man tadelnd die Schilderung ſichtbarer Gegenſtände durch Töne, oder die Nachahmung ſolcher Töne verſteht, welche unvollkommener ſind, als die der Muſik. Die Muſik iſt eine Kunſt der Zeit und kann an das Räumliche nur mittelbar erinnern, d. h. in ſo fern es

zugleich etwas Hörbares iſt, oder eigenthümliche Stimmungen gewiſſer Perſonen veranlaßt, welche der Tonkünſtler auszuſprechen vermag (ſo z. B. die Morgenſcene in der Schweizerfamilie von Weigl). In der Nachahmung des Hörbaren aber, ſo fern dies niedriger ſteht als die Muſik, und nicht ſcherzend oder nur andeutend aufgefaßt (Donner, Rollen des Waſſers, Stampfen der Mühle), ſondern zum Zwecke gemacht wird (wie in den ſogenannten Schlachtgemählden oder Schlachtmuſiken, in welchen man das Getös einer beſtimmten Schlacht vergegenwärtigen will), erniedrigt ſich die Muſik durch dieſe kleinliche Mahlerei zu einer bloßen Darſtellung des Hörbaren, die ſelbſt bei der größten Vollkommenheit der Nachahmung immer noch etwas Unvollkommnes bleiben würde. Aus dieſem Grunde antwortete der König Ageſilaus von Sparta einem Manne treffend, welcher ihm rieth, einen Künſtler zu hören, der die Nachtigall täuſchend nachahme: „ich habe die Nachtigall ſelbſt gehört.“ In einigen muſikaliſchen Werken, wo die muſikaliſche Mahlerei ins Kleinliche übergeht, z. B. in Haydns Schöpfung und in den Jahreszeiten, trägt der zum Grunde gelegte Text einen Theil der Schuld. T.

Muſivgold, iſt ein Product, welches größtentheils aus Zinn, dann aus Queckſilber, Salmiak und Schwefelblumen bereitet und blos wegen der ſchönen goldgelben Farbe zum Vergolden, Mahlen und Verzieren von den Mahlern gebraucht wird, welche es auch meiſtentheils ſelbſt bereiten. Auf gleiche Weiſe wird auch das Muſivſilber von Zinn, Wismuth und Queckſilber zuſammengeſetzt und angewendet.

Muſiviſche Arbeit, ſ. Moſaik.

Muskeln (von musculus), ſind eigentlich alles dasjenige, was wir Fleiſch nennen, und worauf die Bewegung beruht. Die Muskeln beſtehen aus walzenförmigen, parallel neben einander liegenden, feuchten, weichen, nur wenig elaſtiſchen, halb durchſichtigen Fäden von röthlicher Farbe, und ſind durch Zellſtoff in einander verwebt. Durch ſie hin laufen in mannichfaltigen Richtungen Puls-, Blut- und Saugadern und Nerven. Im Ruheſtande ſind ſie ſchlaff, äußern aber im lebenden Zuſtande bei der Berührung eine eigne Bewegung. — Ueberhaupt iſt die Bewegung des thieriſchen Körpers doppelter Art, willkührlich und unwillkührlich; als eine dritte Art kann man die gemiſchte Bewegung anſehn. Unwillkührlich iſt z. B. die Bewegung des Herzens, des Magens, der Gedärme u. ſ. w. Die willkührlichen Bewegungen bedürfen keiner Erläuterung. Zu den gemiſchten rechnet man das Athmen, das Winken mit den Augen u. ſ. w. Alle dieſe Bewegungen geſchehen durch ein wechſelweiſes Zuſammenziehn und Erſchlaffen der Muskeln. Sobald irgend ein Reiz auf ſie wirkt, ziehn ſie ſich zuſammen, d. i., ſie verkürzen ſich, werden breiter, dicker, runzlich oder erzittern auch. Die Zuſammenziehung geſchieht allemal nach der Richtung, in welcher ſich die Fäden oder Faſern der Muskeln mit den Sehnen vereinigen, alſo meiſtentheils in gerader Linie. Dieſes Spiel der Muskeln iſt wahrhaft bewundernswürdig. Wenn nach Hallers Verſuchen eine Perſon in einer Minute Worte von 1500 Buchſtaben ausſpricht, ſo erfodert dies in derſelben Zeit wenigſtens 1500 Zuſammenziehungen mit eben ſo viel Erſchlaffungen der Zungenmuskeln. Nicht weniger erſtaunenswürdig als die Schnelligkeit iſt die Kraft, mit welcher ſich die Muskeln bewegen. Doch iſt dieſe Kraft nicht in allen Muskeln gleich ſtark. Zu den ſtärkſten gehören die Muskeln, welche die Kinnladen

in Bewegung ſetzen. Es gibt Menſchen, welche Pfirſichkerne zerbeißen, die ein Gewicht von 300 Pfund erfordern, um zerdrückt zu werden. Ferner gehören hierher die Arm- und Beinmuskeln, die um ſo mehr unſer Erſtaunen erregen müſſen, wenn wir erwägen, daß die durch ſie in Bewegung geſetzten Knochen als Wurfhebel zu betrachten ſind, wobei die Kraft eine ſehr geringe Entfernung vom Ruhepuncte und eine ſchiefe Richtung, mithin ein ſehr geringes Moment oder Product der bewegenden Kraft hat, weshalb die angewandte Kraft ſehr groß ſein muß, um nur einen geringen Widerſtand zu überwältigen. — Sowohl die Muskelkraft als die Reizbarkeit ändern ſich mit den Jahren. Geſchwächte Körper ſind in der Regel in ihren Muskeln reizbarer als ungeſchwächte. Dies gilt auch von natürlich ſchwächern; daher iſt der weibliche Körper im Allgemeinen reizbarer als der männliche. Man kann die Reizbarkeit der Muskeln ſtärken und ſchwächen; jenes geſchieht durch mäßige, dieſes durch übermäßige Spannung oder Zuſammenziehung. — Die Frage, wovon die Reizbarkeit der Muskeln abhängt, iſt noch nicht befriedigend beantwortet worden. Wollte man ſie von dem Einfluſſe der Nerven herleiten, wofür allerdings manche Erſcheinungen zu ſprechen ſcheinen, ſo ſetzt das Herz, der allerreizbarſte Muskel, nicht geringe Schwierigkeit entgegen, da in demſelben bekanntlich faſt gar keine Nerven ſind. Bei den willkührlichen Bewegungen ſcheint der Einfluß der Nerven erforderlich zu ſein, denn wenn man den in einem Muskel ſich verbreitenden Nerven abſchneidet oder unterdrückt, ſo iſt der Muskel gelähmt. Die Frage aber: wann äußert der Nervenſtamm ſeinen Einfluß auf den Muskel, hat man nur durch Hypotheſen zu beantworten geſucht. Andere haben geglaubt, die Reizbarkeit der Muskeln aus dem Einfluſſe des Bluts herleiten zu müſſen, wogegen jedoch der Augenſchein bei Inſecten und Würmern ſtreitet. Neuerlich hat man die Urſache der Muskelbewegung in einem eignen chemiſchen Proceſſe finden wollen, der im thieriſchen Körper vorgehen ſoll. Dies ließe ſich hören; aber wo iſt dieſer Proceß, und worauf beruht er? Sauvages nimmt die Electricität als Urſache an. Nach Girtanner iſt die Reizbarkeit der Muskelfibern das Lebensprincip, und der Grundſtoff dazu der Sauerſtoff, der ſich während des Athmens mit dem Blute in den Lungen verbinde und durch den Umlauf deſſelben allen Theilen mitgetheilt werde. Wollte man dieſer Meinung auch beitreten, ſo bleibt doch wieder die Frage zu beantworten: durch welchen Mechanismus wirkt der Sauerſtoff auf das Lebensprincip? — Die neuern Entdekkungen des Metallreizes (ſ. Galvanismus) ſcheinen dieſen Gegenſtand einigermaßen ins Licht zu ſetzen. Verſuche haben dahin geleitet, eine eigne Flüſſigkeit im thieriſchen Körper anzunehmen, die man einſtweilen Galvaniſches Fluidum genannt hat, welche von den Nerven bei ihrer Berührung mit Metallen hergegeben werde und in genauer Verbindung mit dem Lebensprincip ſtehe. — Mit dem Leben hört ſowohl die Reizbarkeit als die Bewegung auf. Indeß dauert beides nach Abſonderung geſunder Muskeln von einem lebendigen oder friſch getödteten Körper noch ſo lange fort, als ſie noch einen merklichen Antheil der natürlichen Lebenswärme beſitzen.

Muskete, der Name der gemeinen Soldatenflinte, welcher von dem neulateiniſchen Muschetus, der Sperber, herkommen ſoll, indem man anfänglich die Geſchoſſe nach allerlei Raubthieren benannte, z. B. Feldſchlangen, Falconet u. ſ. w. Schon im J. 1521 waren die Musketen bei den ſpaniſchen Armeen eingeführt, und ſogenannte

Handbüchſen waren noch früher im Gebrauch. Mousquetaires hießen die Reiter von der ehemaligen königl. franzöſiſchen adelichen Leibgarde.

Musketon, ſ. Mousqueton.

Muſſeline, ſ. Mouſſeline.

Muſtag (bei den Alten Imaus) ein hohes Gebirge Aſiens, das ſich durch ganz Dſchagatai erſtreckt, aber noch wenig unterſucht iſt.

Muſtapha Bairaktar. Dieſer in der neuern Geſchichte der Türkei merkwürdig gewordene Mann war zu Rasgrab von armen Aeltern geboren, und anfangs Bauer, hernach Pferdehändler geweſen. Der Umſtand, daß er in dem vorletzten Türkenkriege eine Fahne, deren Träger gefallen und die in Feindeshände gerathen war, wieder nahm und ungeachtet ſeiner Wunden behauptete, hatte ihm den Namen Bairaktar (Fahnenträger) und das Vertrauen ſeines Vorgeſetzten, des Ayan von Ruſtſchuk erworben, dem er in allen ſeinen Fehden, vorzüglich wider Paswan-Oglu, zur Seite war und dem er 1804 in ſeiner Statthalterſchaft folgte. Er wollte den entſetzten Sultan Selim III. wieder auf den Thron erheben, aber Muſtapha IV. ließ ihn ermorden. Doch verrückte dies des Muſtapha Bairaktar Plan nicht. Das Serail wurde erſtürmt, Muſtapha IV. vertauſchte den Thron am 28. Julius 1808 mit dem Kerker, und Bairaktar hob deſſen Bruder Mahmud auf den Thron. Von dieſem zum Großvezier ernannt, verfolgte er mit Energie die Einſchränkung der Janitſcharen und die Organiſirung der türkiſchen Armee auf europäiſchen Fuß, worüber Selim den Thron und das Leben verloren hatte. Aber auch er unterlag nach einer viermonatlichen Herrſchaft, während welcher er viel Einſicht, Kraft und Conſequenz gezeigt hatte, indem er ſich am 14. November 1808, um den eindringenden Janitſcharen nicht in die Hände zu fallen, ſelbſt in die Luft ſprengte.

Muſtoridi (Andreas), Correſpondent der Akademie der Inſchriften zu Paris, ein gelehrter Grieche, geboren auf Corfu im J. 1785. Er beſuchte 1797 Venedig, und begab ſich von da nach Mailand, das er in der Folge zu ſeinem Wohnorte wählte. Sein italieniſch geſchriebenes Werk Notizie per servire all' istoria Corcirese dai tempi eroici al secolo XII. verſchaffte ihm 1806 von Seiten der Regierung der ſieben Inſeln die Ernennung zu ihrem Hiſtoriographen. Zu Paris, das er beſuchte, wurde er von Napoleon mit beſonderer Achtung ausgezeichnet. In den Jahren 1811 und 1814 gab Muſtoridi die zwei erſten Bände ſeiner Illustrazioni Corciresi heraus, wofür er viel Lob ärntete. Im J. 1816 erſchien zu Padua ein Brief von ihm, worin er zu beweiſen ſuchte, daß die vier bronzenen Pferde zu Venedig auf der Inſel Chio ſeien verfertigt worden. Er begann in demſelben Jahre in Gemeinſchaft mit einem andern jungen Griechen, Demetrius Schinas, zu Venedig eine periodiſche Sammlung noch ungedruckter griechiſcher Schriften. Sein neueſtes Werk iſt ein italieniſch geſchriebenes Leben Anakreons, das mit Lob erwähnt wird. Er erwartet den Ruf als Profeſſor bei der in ſeinem Vaterlande zu errichtenden Univerſität.

Muth iſt die aus Kraftgefühl entſpringende Empfänglichkeit für Unternehmungen, die nicht nur das Maaß gewöhnlicher Kräfte überſteigen, ſondern auch mit Hinderniſſen und Gefahren verbunden ſind, oder die Stärke des Gemüths, vermöge welcher man entgegenſtehende Gefahren mit Ueberlegung übernimmt. Ehre, Pflichtgefühl, Gewohnheit oder Affect haben auf den Muth und ſeine Aeußerung großen

Einfluß. Aus dem Muthe ſtammen wie aus ihrer Wurzel Geduld, Unerſchrockenheit und Beſtändigkeit. Die Geduld iſt die ruhige und vernünftige Ertragung aller Beſchwerden und Schmerzen, die in dem menſchlichen Leben vorkommen; Unerſchrockenheit iſt die Gegenwart und Feſtigkeit des Geiſtes in der Mitte der Gefahr. Beſtändigkeit iſt das Beharren in allen Beſtrebungen, die er mit Ueberlegung gewählt oder übernommen hat. Wer nicht leicht in Furcht geſetzt wird, iſt unerſchrocken. Das Gegentheil iſt Feigheit. Wer nicht erſchrickt, iſt herzhaft; weſſen Muth in Gefahren anhaltend iſt, heißt tapfer. Wer ſich leichtſinnig in Gefahr begibt, iſt ein Wagehals; wer bei ſichtbarer Unmöglichkeit, der Gefahr zu entkommen, ſich darein begibt, iſt tollkühn.

Muthen, ein altdeutſches Wort, welches ſo viel bedeutet, als um eine Sache förmlich anhalten, etwas verlangen. So heißt bei Handwerkern muthen, wenn ein Geſell um das Meiſterrecht oder um die Aufnahme in die Innung förmlich anſucht (daher auch das Muthjahr); im Lehnsweſen, ein Lehen muthen ſo viel, als bei dem Lehnsherrn um Ertheilung des Lehns (Inveſtitur) anſuchen; im Bergbau, eine Fundgrube muthen, um Erlaubniß anhalten, eine aufgefundene Grube bauen zu dürfen, und damit belehnt zu werden. Daher heißt auch der Muthzettel im Bergbau ein Zettel, worin der Muther genau den Ort, Gang u. ſ. w. anzeigt, den er zu muthen gedenkt; bisweilen heißt aber auch Muthzettel, Muthſchein, ein dem Lehnsmann, wenn er um die Lehnsreichung gehörig angeſucht hat, von der Lehnskanzlei ertheilter Schein, worin das geſchehene Anſuchen beſcheinigt wird.

Mutiren (von mutare, verändern), ſagt man vorzüglich von dem Uebergange der Diſcantſtimme der Knaben in die männliche zur Zeit der Pubertät. Man ſollte um dieſe Zeit gar nicht ſingen, ſondern die Stimme ruhen laſſen, damit ſich die Natur ſelbſt für eine andere Stimme entſchiede.

Mutter, ein weibliches Weſen in Beziehung auf ein anderes von ihm zur Welt gebrachtes lebendiges Weſen; im Bergbaue die Lagerſtätte der Erze. Bei einer Form heißt Mutter der hohle untere Theil (vergl. Matrize), ſo auch bei einer Schraube die mit Schraubengängen verſehene Höhlung, welche die Schraube aufnimmt.

Mutterkirche, ſ. Filial.

Mutterlauge, in der Chemie diejenige Lauge, woraus alles, was von den darin befindlichen Salzen ſich kryſtalliſiren läßt, geſchieden worden iſt. Der Seifenſieder nennt Mutterlauge diejenige Lauge, die er ſchon einmal zum Seifenkochen gebraucht hat. So auch der Vitriolſieder und Salpeterſieder, bei denen ſie Hecklauge heißt.

Muttermahle. Wenn neugeborne Kinder gewiſſe Beſonderheiten der Farbe, Flecken auf der Haut u. ſ. w. mit auf die Welt bringen, ſo hat man dies Muttermahle genannt. Für die Sache ſelbſt ſpricht die Erfahrung, und die gemeinen Leute ſchreiben dies einem Verſehen der Mutter zu. Bringt das Kind einen dunkelrothen Fleck auf der Haut mit, ſo heißt es, die Mutter müſſe in ihrer Schwangerſchaft an dem Orte, wo das Kind den Fleck hat, eine Kirſche getroffen haben. Zum Beweiſe beruft man ſich ſogar auf Jacobs Kunſt, bunte Lämmer zu erzielen. Die Philoſophen haben verſucht, nicht allein die Muttermähler, ſondern auch andere Beſonderheiten, als Verſtümmelung, Geſtalt, Vermehrung oder Verminderung der Gliedmaßen u. ſ. w. aus dem Einfluſſe der Einbildungs-

kraft und alſo der Seele der Mutter auf das Kind zu erklären. Allein genaue und richtige Zergliederung lehrt, daß von der Mutter keine Nerven nach dem Kinde gehen, welches doch erfoderlich wäre, wenn die Seele der Mutter auf die Bildung des Kindes einen Einfluß haben ſollte. Vielmehr haben genaue Beobachtungen gelehrt, daß die Beſonderheiten und Verunſtaltungen des Kindes, welche man für die Folge einer imaginariſchen Idee hält, natürliche Wirkungen ſolcher Beſchaffenheiten in dem Körper und der Lage des Kindes waren, welche theils vor der äußern Veranlaſſung der imaginariſchen Idee ſchon anweſend waren, theils ſelbſt nach der Hypotheſe derer, welche dieſe Wirkungen der mütterlichen Einbildungskraft annehmen, dadurch nicht entſtanden ſein konnten. Man ſieht auch dergleichen Beſonderheiten ohne vorhergegangene Einbildung der Mutter, ingleichen auch bei Geburten im Pflanzenreiche, wo keine Seele und alſo auch keine Einbildungskraft an der Bildung Theil haben kann. Es ſind mithin alle deraleichen Dinge weiter nichts, als eine Folge einer vorhergegangenen Unordnung in dem organiſchen Leben, aber nicht in der Seele der Mutter.

Mutuum, ſ. Darlehn.

Mycenä, Provinz und Stadt im Peloponnes; Perſeus ſoll letztere erbaut haben. Sie war die Reſidenz des Agamemnon und ward in der 78ſten Olympiade von den Argivern zerſtört. (S. Argolis.)

Mylitta, hieß die Venus der Aſſyrer (bei den Arabern Alitta, bei den Perſern Mithra). Sie war als Mondgöttin das weibliche Princip der Zeugung. In dem üppigen Babylon war ihr Dienſt Volksdienſt, indem die Sitte beſtand, daß jede Frau ſich einmal in ihrem Leben einem Fremden Preis geben mußte für eine Summe, welche ſie in den Tempelſchatz lieferte. Mit einem Blumenkranze auf dem Haupte, erzählt Herodot, ſetzten ſich die Weiber in den Gallerien des Tempels nieder, durch welche die Fremden gingen, ſich eine der Harrenden zu wählen. Keine durfte zurück nach Hauſe kehren, bis ihr ein Fremder das Geld mit den Worten in den Schooß geworfen: Ich rufe für dich die Göttin Mylitta an. (Vergl. Mondgöttin.)

Myologie, Muskellehre, ſ. Anatomie.

Myops, ſ. Kurzſichtig.

Myriade, eine Zahl von zehntauſend; in der poetiſchen Sprache bezeichnet man damit überhaupt eine unzählige Menge.

Myriagramm, Myrialitre, Myriameter, ſ. Franzöſiſches Decimalſyſtem.

Myrmidonen, ein Völkerſtamm in Phthia in Theſſalien. Sie ſollen vom Myrmidon, nach der Sage einem Sohne des Jupiter und der Eurymeduſa, Vater des Actor, ihren Namen haben, der auch als ein Abkömmling des Pelasgus und Nachfolger des Teutamides, Königs von Lariſſa, genannt wird. Die Myrmidonen bewohnten vorher mit dem Aeacus (ſ. d. Art.) die Inſel Aegina, kamen mit Peleus, Sohn des Aeacus und Enkel des Actor, nach Theſſalien, waren mit Achilles, Peleus Sohn (ſ. d. Art.), vor Troja und zeigten ſich als tapfre Krieger. Die alte Sage ließ ſie aus Ameiſen entſtehen.

Myrrha, des aſſyriſchen Königs Cinyras Tochter. Den Uebermuth der Mutter, die ſich vermaß, ſchöner als Venus ſein zu wollen, ſtrafte die Göttin dadurch, daß ſie die Tochter zu unnatürlicher

Liebe gegen den eignen Vater reizte. Nachdem die Unglückliche lange mit ſich gekämpft hatte, ward ſie durch Vermittelung ihrer Amme ihres Wunſches gewährt. Der Vater umarmte ſie zu wiederholtenmalen, ohne ſeine geheime Geliebte zu kennen. Als er aber durch ein heimlich mit ſich genommenes Licht ſie erkannt hatte, griff er im Zorne zu ſeinem Schwerte, die Frevelhafte zu tödten. Da verwandelte ſie Venus aus Mitleid (nach Einigen ſogleich, nach Andern erſt nach neunmonatlicher Verfolgung) in einen Myrrhenbaum; ihr Vater durchbohrte ſich ſelbſt. Sie aber gebar noch nach ihrer Verwandlung den Adonis.

Myrte (myrtus), die bekannte Zierpflanze, welche ihrer immergrünen Blätter und ihres gewürzhaften Geruchs wegen beliebt iſt. Man findet davon mehrere Spielarten, als die italieniſche mit weißgerandeten, mit großen oder mit Buchsbaumblättern; die andaluſiſchen und portugieſiſchen ſchmalblätterigen, rosmarinblättrigen, thymianblättrigen, lorbeerblättrigen Myrten. Die Früchte ſind Beeren, die unreif grün, dann roth, bei der Reife aber ſchwarz ausſehen und ehedem als Arzneimittel gebraucht wurden. Die Blätter können als Gerbemittel dienen.

Myſien (Myſia), ehemals eine Landſchaft Kleinaſiens, getheilt in Kleinmyſien, worin Lampſacus, und Großmyſien, worin Pergamus.

Myſore (Mayſur), ein ſonſt anſehnlicher, aber bis zur Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Europa wenig bekannter Staat in der vordern oſtindiſchen Halbinſel, weſtlich von Carnatik, innerhalb der Gauts oder großen Gebirgsketten, welche durch die ganze Halbinſel von Norden nach Süden laufen. Myſore hatte eigne Regenten (Rajahs), die früher von den benachbarten Reichen abhängig waren. Die Fürſten, welche im Anfange des vorigen Jahrhunderts regierten, waren aus braminiſchem Stamme, die Unterthanen aber meiſtens Mohamedaner. Hyder Ali (ſ. d. Art.) ſetzte ſie 1760 ab, und bemächtigte ſich der Herrſchaft. Ihm folgte ſein Sohn Tippo Saib (ſ. d. Art.), welcher 1799 Leben und Reich durch die Engländer verlor. Dieſe theilten nun den Staat von Myſore, behielten, nebſt der Hauptſtadt Seringapatnam, ungefähr 800 Q. M. Land, mit $2\frac{1}{2}$ Millionen Lack Rupien Einkünften für ſich, einen faſt gleichen Antheil überließen ſie ihren Bundesgenoſſen, dem Subah von Dekan und den Maratten, und aus dem Reſte des Landes, von 1199 Q. M. mit 1,566,000 Einwohnern und etwas über vier Mill. Rupien Einkünften, wurde das jezige Reich Myſore gebildet, zu deſſen Regenten die Engländer einen Nachkommen des ehemaligen, von Hyder Ali abgeſetzten Regentenſtammes, einen fünfjährigen Prinzen, Raja Maha, machten, der jedoch ganz von der brittiſchen Regierung zu Madras abhängt, 700,000 Gulden Tribut zahlt, und in ſeinen Feſtungen engliſche Garniſonen unterhält. Die wichtigſten Städte dieſes Reichs ſind: Myſore, die Haupt- und Reſidenzſtadt an einem Arm des Kaveri, und Hydernagor.

Myſtagog, bei den Myſterien derjenige, der den Einzuweihenden einführte, ſo wie auch derjenige, der das Innere des Tempels zeigte — daher bei uns ein Geheimnißvoller, oder Geheimnißkrämer.

Myſterien, waren bei den Griechen und in der Folge auch bei den Römern geheime religiöſe Zuſammenkünfte, ein geheimer Gottesdienſt, denen kein Ungeweihter nahen durfte. Ihre Entſtehung fällt in die allerälteſten Zeiten. Ihr Zweck war Aufklärung ſolcher Lehren und Gebräuche der Religion, deren eigentlichen Sinn man vor

dem Volke dunkel und verborgen zu halten für gut fand. Sie wurden daher für nützlich und wohlthätig für den Staat gehalten, und waren auch vielleicht ein nothwendiges Bedürfniß in einem Zeitalter, worin man dem Volke seinen Aberglauben, ſeine Unwiſſenheit und ſeine Vorurtheile ohne Nachtheil für die öffentliche Ruhe nicht entreißen durfte. Aus dem Grunde wurden ſie auch von den Regierungen nicht allein geduldet, ſondern auch geſchützt. Ihr erſtes Grundgeſetz war tiefe Verſchwiegenheit. In allen Myſterien gab es dramatiſche Vorſtellungen, die ſich auf die Thaten der Gottheiten bezogen, zu deren Ehren ſie gefeiert wurden. Die wichtigſten griechiſchen Myſterien waren: 1. die eleuſiniſchen, über welche der Art. Eleuſis nachzuſehen iſt. 2. Die ſamothraciſchen Myſterien ſtammten aus Creta und Phrygien her, und wurden im erſtern Lande dem Jupiter zu Ehren gefeiert. Aus dieſen Ländern kamen ſie zu den Thraciern oder Pelasgern auf der Inſel Samothracien, und pflanzten ſich von da weiter in Griechenland fort. Man feierte ſie bald zu Ehren des Zeus, bald des Dionyſus, bald der Ceres. 3. Die Dionyſiſchen kamen aus Thracien nach Theben, und haben mit den vorigen große Aehnlichkeit. Man feierte ſie ein Jahr um das andere, und es ſollte in ihnen gleichfalls der Uebergang des Menſchen aus der rohen Wildheit zu der Cultur vorgeſtellt werden. Die Weiber kleideten ſich in Thierhäute, nahmen mit Epheu umwundne Stäbe (Thyrſus) in die Hände, und zogen ſo auf den Berg Cithäron, wo nach begangnen religiöſen Ceremonien wilde Tänze angeſtellt wurden, die ſich mit Zerſtreuung der Prieſterinnen und der Eingeweihten in die nahen Wälder endeten. Auch ſie hatten Symbole, die ſich größtentheils auf den Bacchus oder Dionyſus bezogen, welcher der Held dieſer Myſterien war. Sie wurden als der öffentlichen Sache und den guten Sitten nachtheilig ſchon zu Epaminondas Zeiten in Theben und in der Folge in ganz Griechenland verboten. 4. Die Orphiſchen zeichnen ſich, als wahrſcheinliche Grundlagen der eleuſiniſchen, vor dieſen nicht aus. 5. Die Myſterien der Iſis (ſ. d. Art.) fanden in Griechenland nie, wohl aber in Italien, beſonders in Rom vielen Beifall. Die heidniſchen Myſterien verſchwanden im zweiten und dritten Jahrhunderte der chriſtlichen Zeitrechnung nach und nach, wie die Orakel. — Auch nannte man vormals in manchen chriſtlichen Ländern die geiſtlich-komiſchen Schauſpiele, worin Gott, Engel, Heilige und Teufel auftraten, Myſterien (ſ. Franzöſiſche Literatur). In einer guten Myſterie dieſer Art mußten wenigſtens vier Teufel erſcheinen, woher das franzöſiſche Sprichwort entſtanden iſt: Faire le Diable à quatre, einen teufliſchen Lärm machen. DH.

Myſticismus, in religiöſer Hinſicht, ward bisher allgemein diejenige Verirrung des religiöſen Gefühls genannt, vermöge welcher der Menſch das Göttliche, das er nur im Glauben zu ergreifen vermag, entweder durch den innern oder auch durch den äußern Sinn anſchauen zu können wähnt und in eine fühlbare Verbindung mit der überſinnlichen Welt zu treten ſtrebt. Einige neuere Schriftſteller indeß wollen alles das, was in der Religion Sache des Gefühls, oder wie ſie ſich lieber ausdrücken, des Gemüths iſt, Myſticismus genannt wiſſen, und da die Religion aus dem Gefühle eben ſo wohl als aus dem Verſtande hervorgeht, ſo iſt der Myſticismus, wenn man das Wort in dieſem Sinne nimmt, mit der Religion unzertrennlich verbunden. Gewöhnlich aber verſteht man unter Myſticismus die beſchriebene Verirrung des religiöſen Gefühls, welche aus einer unge-

zügelten Phantaſie und einem überſpannten Gefühle entſpringt, durch ſinnliche Religionsvorſtellungen genährt wird, und oft mit der Flucht der Welt und der Ertödtung des Fleiſches verbunden war. Nicht immer indeß iſt der Myſticismus finſter und in ſich zurückgezogen, es gibt auch einen heitern, das Gemüth beglückenden Myſticismus; die Sprache aber, welche er redet, iſt allemal, aus leicht erklärbarem Grunde, dunkel und bilderreich, oft verworren und ſpielend. Am beſten lernt man den Myſticismus theils aus der Geſchichte des *Neuplatonismus*, theils aus der Kirchengeſchichte kennen. Spuren der Myſtik zeigen ſich ſchon in den erſten Jahrhunderten der chriſtlichen Zeit. Vorzüglich aber ward ſie durch die unter dem Namen Dionyſius des Areopagiten im vierten Jahrhundert verbreiteten Schriften befördert. Als die Scholaſtiker im Mittelalter die Religion ausſchließend als Verſtandesſache behandelten, war es ſehr heilſam, daß neben ihnen *Myſtiker* auftraten, und unläugbar haben ein *Johann Tauler* und ein *Thomas a Kempis* mehr als ein *Petrus Lombardus* oder ein *Albertus Magnus* für die Beförderung der Religioſität gewirkt. — Daß auch unſere Zeit in Poeſie, Naturwiſſenſchaft und Religion ſich zu den Anſichten des Myſticismus hinneigt, iſt unläugbar Thatſache. Geſchieht dies in ſo fern, daß wir in allen Erſcheinungen der ſichtbaren Welt nur Andeutungen des Unendlichen ſehn, und in den vergänglichen Formen, Farben und Tönen derſelben nur das unendliche in ihnen verborgne Leben anſchaun, den ewigen Geiſt, der ſich überall auf das Mannichfaltigſte abbildet, aber nur dem in Andacht beſchauenden Gemüthe offenbar werden kann, ſo iſt dies die Myſtik poetiſcher Geiſter, ohne die kein Kunſtwerk, kein Naturgebilde vollkommen verſtanden werden kann, und die, ohne das Einzelne zu vernachläſſigen, dennoch das Gemüth in fortdauernder Beſchauung des Ganzen erhält. Nur hüte man ſich vor jenem groben Myſticismus, der den Geiſt lähmt, den Verſtand irre führt, die Urtheilskraft befängt, die Vernunft zur Dienerin der Phantaſie und des Gefühls herabwürdigt, und an die Stelle einer freithätigen edlen Wirkſamkeit eine unſichere Gefühlstugend ſetzt, die allen Verirrungen ausgeſetzt iſt, da ihr jedes feſte Princip fehlt. N.

Myſtificiren, die Leichtgläubigkeit eines Menſchen benutzen, um ihm allerlei lächerliche Dinge aufzuheften. Man vergleiche den Art. *Poinſinet*.

Mythen, Mythologie. Der aus dem Griechiſchen entlehnte Ausdruck *Mythus*, *Mythen* bedeutet im Grunde nichts anders als *Sage* (wie *Fabel*, fabula, von fari, ſagen), *Sagenerzählung*, *Sagengeſchichte*. Gewöhnlich aber macht man bei dieſem Begriffe eine Einſchränkung, die aus Griechenland ſtammt, und zwar aus der Zeit, wo Sagenerzählung, in der Poeſie vorgetragen, der eigentlichen Geſchichte (ἱστορια) wich, die durchaus auf *Wahrheit* der erzählten Thatſachen ging. Da befaßte man nämlich unter *Mythologie* eine *Sammlung mündlicher Ueberlieferungen alles deſſen, was die Vorwelt bis auf die Zeit, wo man andre Mittel kannte, Geſchehenes auf die Nachwelt zu bringen, in ihrer Vorſtellungsart und Sprache Denkwürdiges aufbewahrt hatte*. Dieſes Denkwürdige beſtand in Allem, was der ungebildete Naturſohn über Welt, Natur und Leben fühlte und dachte, was er erfahren hatte, was er als Vorſtellung und Erfahrung der Väter wußte, und von der Zukunft zu wiſſen glaubte; und dies wäre alſo der In-

halt der Mythologie. Man ſieht, daß ſie aus ſehr verſchiedenen Beſtandtheilen zuſammengeſetzt, und auf eine eigne Weiſe vorgetragen ſein muß. Die Beſtandtheile der Mythologie ſind: 1. hiſtoriſche, denn ſie bewahrte die Begebenheiten der Urzeit auf, wo ſie den Enkeln von den Vätern überliefert wurden; 2. philoſophiſche, denn ſie enthält die früheſten Verſuche des menſchlichen Denkvermögens, ſich die mannichfaltigen Erſcheinungen der Natur am Himmel und auf der Erde, die Urſachen dieſer Erſcheinungen, die Triebfedern des menſchlichen Willens, die Fügungen und Verkettungen des in Dunkel gehüllten Schickſals zu erklären. Man könnte deshalb den philoſophiſchen Beſtandtheil der Mythologie wieder zerlegen in den phyſikaliſchen oder naturphiloſophiſchen, den aſtronomiſchen, moraliſchen und metaphyſiſchen. Hieraus folgt, daß in der Mythologie enthalten iſt: 1. die älteſte, in Dunkel gehüllte, Geſchichte unſers Geſchlechts, und 2. die älteſte Philoſophie. Beides wird urſprünglich religiös gefaßt. Schon in dieſer doppelten Beziehung erſcheint ſie ungemein wichtig; noch wichtiger aber, wenn wir die Art des Vortrags der Mythologie berückſichtigen. Iſt Mythologie Erzählung der Begebenheiten oder Meinungen der Nationen in ihrem Kindesalter, in der Sprache dieſes Kindesalters vorgetragen, ſo fragt ſich: wie war dieſe Sprache beſchaffen? Da hier der Verſtand noch ungeübt iſt im abſtracten Denken, ſo zeigt ſich bei dem Naturmenſchen die Phantaſie deſto lebhafter, ſie, die alles Innere veräußert, alles Aeußere verinnert. Anfangs mangelt der eigentliche Ausdruck des Geiſtigen gänzlich. Was in dieſes Gebiet gehört (Empfinden, Vorſtellen, Begreifen, Schließen u. ſ. w.), wird in die Körperwelt übergetragen. Aber auch, was als äußere Erſcheinung ſich den Sinnen darſtellt, muß meiſtentheils erſt umgeprägt werden, ehe es Eigenthum dieſes dürftigen Beobachters werden kann. Die Einbildungskraft trägt auf Gegenſtände der Natur oder menſchlichen Kunſt die innern Zuſtände des Menſchen über, leiht ihnen menſchliches Gefühl, Bewußtſein und Sprache. In dem einen Falle wird der Verſtandesbegriff als Anſchauung dargeſtellt, in dem andern ein Gedanke aus einer Sphäre in eine andere übergetragen, alſo ſymboliſirt, allegoriſirt. Der Kreis von Wahrnehmungen, woran jener Naturmenſch ſein Bezeichnungsvermögen übt, iſt ſo enge, daß auch das minder Seltne aus Mangel einer Benennung für die Erinnerung verloren wäre, wenn es ſich daſſelbe nicht durch ein Symbol in ſeine Nähe rückte. So wird in dieſer Sprache der Menſch der Maaßſtab aller Dinge, und ſtellt gleich die Phantaſie das Unbekannte als übernatürlich vor, ſo wird doch ſelbſt das Uebernatürliche vermenſchlicht. Nichts als anſchauliche Vorſtellungen der Einbildungskraft alſo, und nichts als anſchauliche, für den Sinn bezeichnende, Ausdrücke finden wir in jener Sprache, die deshalb die Sprache der Poeſie iſt. Der Menſch lernte alſo in der Poeſie zuerſt ſeine Gedanken und Empfindungen ausdrücken und ordnen; ihr übergab jedes frühere Zeitalter den ganzen Schatz ſeiner Erfahrungen und Gedanken. Daß hierdurch die hiſtoriſchen Sagen zu poetiſchen wurden, ſpringt in die Augen, aber eben dieſe poetiſche Anſicht und Darſtellungsart der Dinge wurde auch die Mutter jener älteſten Philoſophie, die man mit Recht die poetiſche nennt. Auch ſie ermangelte natürlich der abſtracten Begriffe, und verkürzte ſich daher ihre Unterſuchungen durch dichteriſchen Ausdruck. Da ihr nun für die ſehr abſtracten Begriffe von Urſache und Wirkung der Ausdruck mangelte, ſo

gab die Phantaſie das Gegenbild von Vater und Sohn, wodurch die ganze Speculation über Entſtehung der Dinge und Wechſelwirkung derſelben zur Genealogie wurde, die, wenn die Speculation ſich zur Weltentſtehung erhob, nothwendig die Kosmogonie (Weltentſtehungslehre) in Theogonie (Göttererzeugung) verwandeln mußte, da alle Kräfte zu einer menſchenähnlichen Kraft geworden waren. Unausbleiblich mußte nun dieſe Philoſophie zu einer Theologie werden, nach welcher, wenn die Speculation den höchſten Punct erreichte, die Natur der Körper des Göttlichen, die Gottheit Seele der Welt, der Menſch aber Maßſtab der Gottheit wurde. Durch ſolche Theologie wurde der Menſch des mythiſchen Zeitalters der Religion in die Arme geführt, und mehrere Umſtände vereinigten ſich, dieſer einen bleibenden, Alles beſiegenden Einfluß zu verſchaffen. Glaube an eine Gottheit iſt dem Menſchen natürlich, Ergreifen einer Religion unentbehrlich. Mag nun, wie ein Alter ſagt, Furcht die Götter geſchaffen haben oder Dankbarkeit oder überwältigende Bewunderung, ſo kam der Menſch zur Idee von höheren Weſen doch gewiß immer auf dem Wege des Gefühls. Einmal von dem Gefühl erzeugt, hielt die Begierde dieſe Idee feſt; Hoffnung und Furcht feſſelten den Menſchen an ſie. Wohlſeyn iſt der Wunſch des Menſchen, den er nur mit dem Leben ſelbſt aufgibt; und ahnet oder weiß er nun, ſein Wohlſein hange von unſichtbaren, höheren Mächten ab, ſo iſt ſein Verhältniß zu ihnen unauflöslich, und dringend der Wunſch, ſich jene Mächte geneigt zu machen. Wer, wenn der Menſch bis auf dieſen Punct geführt war, über dem Andern durch eine größere Kraft des Geiſtes ſtand, der unterwarf ſich jetzt den ungebändigten Sinn. Wer zuerſt ordentlich zu beten, durch Zauberformeln zu wirken vermochte, der erſchien jetzt als ein Vertrauter jener höheren Mächte und ſelbſt ein Weſen höherer Art. Der Prieſter entſtand, Schamane, Seher, als Mittler zwiſchen Gottheit und Menſchheit, zugleich Arzt, Richter, Prophet, Dichter und Aufbewahrer deſſen, was die Vorzeit wußte. Im Geſange ließ er die Sagen der Vorzeit leben, gab in Liedern Rath, Lehre, Warnung, Geſetz, und dichtete den feierlichen Hymnus am geweihten Feſttag. So entſtand denn aus dieſer poetiſchen Philoſophie die öffentliche Religion, die in ihren Elementen eben ſo poetiſch als die Philoſophie, alſo keineswegs eine Religion innerhalb der Grenzen der Vernunft, ſondern eine Religion der Einbildungskraft war. Entblößt von Allem, was eine tiefere Betrachtung, langbewährte Erfahrung, Erkenntniß der Natur ihr bieten können, ſtand auch ihr nichts zu Gebot, als eine dürftige Kenntniß der Menſchennatur in ihrem Begehren und Verabſcheuen, Streben und Wirken, und dieſe Erkenntniß trug die Einbildungskraft über in die Natur, dichtend, wo die wirkliche Erkenntniß noch verſagt war. Ein Schein trat an die Stelle des Weſens, ein ſchöner Traum an die Stelle der Wahrheit. Alle Religion jener Zeiten konnte nichts Anderes als Mythologie werden, weil die Kosmogonie ſich als Genealogie der Götter geſtaltet hatte. Demnach erſcheint als einer der wichtigſten Beſtandtheile der Mythologie noch 3. der religiöſe, der bald ſo vorherrſchend darin wurde, daß er der alleinige ſchien, weshalb man Mythologie geradezu als Götterlehre oder Theologie der polytheiſtiſchen Religionen erklären zu können glaubte. Der Grund jenes Vorherrſchendwerdens liegt in der unbezweifelbaren Hierarchie jener Zeiten. Durch die Prieſter und ihr Amt trat die eigentliche Sagengeſchichte,

die Philoſophie, die Aſtronomie in enge Verbindung mit der Religion; Alles erhielt ein religiöſes Colorit, Sagengeſchichte und Philoſophie wurden dadurch geheiligt und verfloſſen endlich zu der Zeit, wo man nöthig fand, das bisher Vereinzelte in ein Syſtem zuſammenzufaſſen, ſo ganz in die Religion, daß ſie nun wirklich Theile derſelben ausmachten. Daß dies bei verſchiednen Nationen auf eigenthümliche Weiſe geſchah, läßt ſich leicht denken, im Ganzen und Weſentlichen aber geſchah es überall, und daher kommt es, daß die Mythologie zugleich als älteſte Religionsgeſchichte betrachtet werden muß. Nach dieſer Entwickelung des Weſens der Mythologie ſpringt ihr Nutzen und ihre Wichtigkeit von ſelbſt in die Augen; freilich aber wird ſie in einem ganz andern Geiſte behandelt werden müſſen, als ſie faſt noch gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts behandelt wurde, wo man die Mythologie nur bei den Griechen und Römern, höchſtens noch bei den Aegyptern ſuchte, und bald als ein Spielwerk für müßige Köpfe, bald als ein nothwendiges Uebel zum Verſtändniß der alten Dichter betrachtete. Heyne, mag er auch im Einzelnen mannichfaltig geirrt haben, hat hier um beſſeres Verſtändniß und Würdigung unſterbliche Verdienſte ſich erworben, ſo wie auch Meiners durch ſeine zuſammenſtellenden Vergleichungen. Nur nach ſolchen Vorarbeiten waren Unterſuchungen möglich, wie ſie jetzt Böttiger und Creuzer anſtellen. Allerdings gibt es noch überall im Einzelnen gar viel zu thun, weshalb man mit reinem Danke Allem begegnen wird, was hier ein Voß, Eichel, Zoega, Dornedden, Buttmann, Lobeck, Manſo, Kanne, Gurlitt, Hermann u. A. geliefert haben und noch leiſten; allein einzig auf dem hiſtoriſchen Wege iſt doch am Ende zu gewinnen, was hier gewonnen werden kann und ſoll. Die Mythologie hat keinen geringern Umfang als die Geſchichte ſelbſt, denn jede Nation, die ſich aus ſich ſelbſt herausgebildet hat, hat ihre Mythologie, andere Nationen haben zwar keine urſprüngliche aber eine klimatiſch umgebildete. Ob Alles von einer einzigen Urmythologie ausgegangen ſei, iſt freilich noch problematiſch. Wagners Ideen zu einer allgemeinen Mythologie und Görres Mythengeſchichte der aſiatiſchen Welt, obſchon im Detail noch nicht völlig befriedigend, zeigen doch beide den Weg, der fortan zu verfolgen ſein dürfte. Zur näheren Kenntniß des Details nach dem jetzigen Zuſtande der Mythologie dient das allgemeine mythologiſche Lexicon, deſſen erſte Abtheilung von F. Majer die indiſche, tibetaniſche, chineſiſche, japaniſche, perſiſche, hebräiſche und nordiſche Mythologie, nebſt der der Völkerſchaften America's und Africa's, die zweite Abtheilung aber von J. G. Gruber die Mythologie der Aegypter, Araber, Phönicier, Syrer, Babylonier, Phrygier, Lydier, Scythen, Griechen, Etrusker, Römer und Gallier, oder die claſſiſche Mythologie enthält. Thöricht würde es ſein, die ganze Mythologie als ein Gewebe willkührlicher Erdichtungen anzuſehen, alle Mythen entweder wörtlich zu verſtehen, oder ſie ſämmtlich auf eine und dieſelbe Art (hiſtoriſch, aſtronomiſch, phyſikaliſch, moraliſch u. ſ. w.) zu deuten, oder überhaupt ſich anzumaßen, alle ohne Unterſchied erklären zu können.

dd.

N.

N, der vierzehnte Buchſtabe des deutſchen Abc, welcher mit Anſtoßung der Zunge an den Gaumen und die Zähne, und Ausſtoßung der Luft durch den Mund und die Naſe ausgeſprochen wird. Zugleich iſt er der dritte der ſogenannten Halblauter oder fließenden Buchſtaben.

Nabe, der ausgehöhlte Cylinder in der Mitte des Rades, woran die Speichen befeſtigt ſind, und durch den die Achſe geht.

Nabis, ein ſpartaniſcher König um 200 vor Chr. Geb., berüchtigt als einer der grauſamſten Tyrannen, der zugleich ſchlau genug war, anfangs ſich ruhig zu verhalten und ſelbſt den Schein eines gerechten Fürſten anzunehmen. Er ahmte übrigens in ſeinem ganzen Aeußern den aſiatiſchen Despoten nach, wußte die Einen durch Schmeicheleien und Verſprechungen zu gewinnen, die Andern durch Drohungen zu ſchrecken. Eine bewaffnete Leibwache umgab ihn, und eine Menge geheimer Auflaurer ſtand in ſeinem Dienſt. Jeder Verdächtige wurde ſofort gemordet oder verbannt. Meſſina und Argos ließ er plündern, und würde ſeine Herrſchaft über den Peloponnes durch Liſt und Gewalt immer weiter ausgebreitet haben, wenn nicht die Römer endlich in Verbindung mit den Achäern ihm den Krieg erklärt hätten. Doch vermochte Quint. Flaminius nicht, ihn zu bezwingen; glücklicher war Philopömen gegen ihn mit dem Heere des achäiſchen Bundes. Endlich wurde der Tyrann durch ſeine eignen Bundesgenoſſen, die Aetolier, die er zu Hülfe gerufen, in Sparta getödtet, und erhielt ſo den verdienten Lohn für ſeine Grauſamkeit und Treuloſigkeit.

Nabob. Unter dieſem Worte, welches eigentlich eine Verfälſchung von Navaub iſt und einen Deputirten bedeutet, verſteht man in Indien den Statthalter einer Provinz, oder den Befehlshaber über die Truppen derſelben, wiewohl in Indien auch viele Perſonen den Titel Nabob annehmen, ohne ein Recht dazu zu haben. Die Nabobs waren nach der alten indiſchen Verfaſſung dem Soubadar, dem Vicekönig einer großen Landſchaft, untergeordnet; dennoch dienten ſie zu einer Stütze des Throns gegen die möglichen Anmaßungen der Soubadars. Die Nabobs machten ſich zwar ſeit dem Einfalle des perſiſchen Shahs Nadir unabhängig vom Großmogul, allein blos um in eine viel drückendere Abhängigkeit von England zu gerathen. In der Converſationsſprache vorzüglich in England, nennt man jeden Großen, der außerordentliche Reichthümer in Indoſtan erworben hat, oder überhaupt mit einer gewiſſen orientaliſchen Pracht lebt, einen Nabob.

Nabonaſſar, ein König von Babylon, mit deſſen Regierungsantritt eine neue Jahrrechnung (aera Nabonassarea) anfängt, weil er an der Spitze der alten Regentenverzeichniſſe ſteht, die man unter des Ptolemäus Namen beſitzt. Man ſetzt ihren Anfang 747 vor Chr. Geb. den 26. Februar, nach Andern 746, oder noch höher hinauf.

Nachahmung. Die Nachahmung, welche häufig ein Gegenſtand der Unterhaltung und des Streits wird, wenn von ſchönen Künſten und Künſtlern die Rede iſt, kann aus einem doppelten Geſichtspunct, einem objectiven und einem ſubjectiven, betrachtet werden. Im erſtern Falle wird unterſucht, in wiefern die Nachahmung an ſich zum Weſen der ſchönen Künſte gehöre, im zweiten, in wiefern der Künſtler nachahmen dürfe. Was nun die Nachahmung als etwas Objectives in den Künſten betrifft, ſo hat es Aeſthetiker gegeben, welche die Theorie der ſchönen Künſte auf den Begriff der Nachahmung der Natur überhaupt oder der ſchönen Natur zurückführen wollten. Selbſt das Vergnügen, das uns Werke der ſchönen Kunſt gewähren, wollte man aus dem Wohlgefallen über die gelungene Nachahmung der Natur herleiten. Allein dieſe Anſicht war zu wenig in der Sache ſelbſt gegründet, als daß ſie ſich lange hätte behaupten können; auch hat ſie im dramatiſchen Fache vieles Unheil angerichtet. Wenn aber auch das Weſen der Kunſt nicht auf der Nachahmung der Natur im gewöhnlichen Sinne, das iſt, in ihren einzelnen Erſcheinungen beruht, ſo iſt doch nicht zu leugnen, daß die erſten rohen Anfänge der Kunſt in ſolcher Nachahmung der Natur ihren Urſprung haben (ſ. d. Art. Kunſt). In ſubjectiver Hinſicht, wo gefragt wird, in wie fern der Künſtler andere Werke und Meiſter ſeiner Gattung nachahmen dürfe, unterſcheidet man die freie Nachahmung von der ſclaviſchen und von der kindiſchen Nachäffung. Nachäffungen oder kindiſche Nachahmungen waren z. B. ſo viele neuere Anakreontiſche Trink- und Liebeslieder. Der ſclaviſche oder ängſtliche Nachahmer iſt der bloße Mann von Talent, der, ohne Genie, oft ohne Vermögen, das Weſentliche von dem Außerweſentlichen zu unterſcheiden, mit Mühe und Abſicht irgend einem Vorbilde nachſtrebt. Von dieſer Art waren ſchon im Alterthum die meiſten rhetoriſchen Stücke nach Untergang der alten Verfaſſungen. Der freie Nachahmer iſt der Mann von Genie, der, von einem fremden Vorbilde begeiſtert, oft ohne es zu wollen, den Geiſt deſſelben in ſeine eignen Hervorbringungen aufnimmt (ſ. d. Art. Copie). In der Muſik nennt man Nachahmungen mehrere ähnliche melodiſche, auf einander folgende Sätze in verſchiedenen Stimmen. Die ſtrengern Nachahmungen dieſer Art kommen gewöhnlich in den Fugen und fugenartigen Sätzen, die freiern in allen figurirten Muſikſtücken vor.

Nachdruck, in der Rede, ſo wie in den Künſten der Rede und des Tons, iſt jeder Ausdruck von beſonderer Kraft und Bedeutſamkeit, wodurch der auf das Gemüth zu bewirkende Eindruck erhöht oder verſtärkt, dem erſten Druck gleichſam ein zweiter hinzugefügt wird. Daß dies nur in Fällen von Wichtigkeit geſchehen ſolle, ſpringt in die Augen, denn wer wird ſich ſelbſt überbieten, wenn er es um den erſten Preis haben kann? Die Mittel, Nachdruck zu bewirken, ſind ſehr verſchieden; allein wir zweifeln nicht, daß alle unter folgende vier Claſſen zu bringen ſein werden: 1. **Wiederholung**, ſei es, um nur überhaupt Etwas dem Gedächtniſſe tiefer einzuprägen und dem Herzen näher zu legen, oder um die Nebenideen, die ſich bei einer Hauptidee aufdrängen, mehr hervorzuheben, wobei ſogar eine Art von Zergliederung Statt finden kann, wie z. B. in Hamlets berühmtem Monolog: Sein oder Nichtſein; 2. **Verſtärkung** des vorigen Ausdrucks, weil er noch nicht genugſam angemeſſen ſcheint; hierher rechnen wir zugleich die **Steigerung** (Klimax, Gradation); 3. **Abbrechung** (Apoſiopeſis), ſei es, um durch befehlende Kürze

zu imponiren, wie z. B. in Virgils Quos ego! oder weil der Redende im Begriff war, etwas Gefährliches zu ſagen, es aber nur ſo weit ſagt, daß es errathen werden kann. In vielen Fällen wird 4. ein Gleichniß (Fabel, Parabel) alle Wirkungen des Nachdrucks hervorbringen. Leſſings Nathan, Schillers Fiesko, Göthe's Taſſo werden dies Jedem zur Genüge beweiſen. Den Nachdruck, welcher durch dieſe Mittel hervorgebracht wird, nennen wir den Gedankennachdruck, von welchem noch unterſchieden werden kann der Nachdruck des Tons, welcher dadurch entſteht, daß das Bedeutende des Ausdrucks durch den Accent hervorgehoben wird, je nach ſeiner größern oder geringern Bedeutſamkeit (ſ. Accent). Daß der Nachdruck des Tons aber mit dem Gedankennachdruck zuſammenfallen müſſe, verſteht ſich übrigens von ſelbſt, ſo wie es von ſelbſt in die Augen ſpringt, daß die Muſik des Nachdrucks ſo fähig ſei als die Poeſie. Falſch iſt es hingegen, von einem Nachdruck in den bildenden Künſten zu reden, die nur des Ausdrucks fähig ſind; die Mimik allein, als eine ſucceſſiv darſtellende Kunſt, theilt dieſen Vorzug mit der Muſik und Poeſie. Die ganze Lehre von dem Nachdruck iſt aber eine von denen, worin noch die irrigſten Meinungen herrſchen, weil man Nachdruck theils mit Ausdruck, theils mit dem verwechſelte, was die griechiſchen Rhetoriker Emphaſis nannten. Daß dieſe aber keineswegs mit dem, was wir Nachdruck nennen, einerlei, ſondern höchſtens entfernt mit ihr verwandt ſei, hätte Jedem ſchon die Erklärung Quintilians zeigen können, der zufolge Emphaſis ein Ausdruck iſt, der einen höhern Sinn bei ſich führt, als die Worte an ſich bezeichnen. Er nimmt zwei Arten derſelben an, eine, welche mehr bedeutet als ſie ſagt, und eine andere, die auch Etwas bedeutet, was ſie nicht ſagt. (Instit. or. 8. 3, 83. 9. 2, 64.) Da die erſtere Art Quintilians offenbar auf einer verſteckten Vergleichung beruht, die andre aber auf der Abbrechung, ſo könnte man allenfalls dieſe der dritten, jene der vierten der obigen Claſſen zurechnen, jedoch nur allenfalls, obſchon es ſehr gebräuchlich iſt, Emphaſe für Nachdruck, und emphatiſch für nachdrücklich zu nehmen. dd.

Nachdrucker, eine Spießgeſellſchaft übel berüchtigter Leute, die mitten unter den ehrlichen Deutſchen das Drucken und Verkaufen fremder Verlagswerke öffentlich ungeſtraft ſich zueignen, um durch den Schaden des ehrlichen und rechtmäßigen Unternehmers dieſer Werke, ohne Kunſt und Mühe, mit Sicherheit reich zu werden. — Vor lauter Buchſtabenwitz und Formelnkram verkennt nämlich der deutſche „beider Rechte" Doctor oft die nackte Wahrheit des kleinen Katechismus des geſunden Menſchenverſtandes, oder er ſiehet am hellen Tage die Sonne und den Wald vor lauter Bäumen nicht. Daher die unbegreifliche, mit der Druckerpreſſe faſt zu gleicher Zeit entſtandene Umkehrung der einfachſten Begriffe von Beſitz, Recht und Eigenthum in literariſchen Dingen. „Was ſoll das ſein, meine liebe Druckerherren, fragte ſchon Luther, daß einer dem andern ſo öffentlich raubet und ſtiehlt das Seine, und ihr unter einander euch verderbet? Seid ihr nun auch Straßenräuber und Diebe worden?" — Gefährlicher als die Wegelagerer und Raubritter im Mittelalter, welche vom Stegreife lebten, — denn dieſen Unholden konnte der Kaufmann, wenn auch nicht ſein gutes Recht, doch ſein gutes Schwert entgegenhalten — ſicherer als der Freibeuter auf offner See — denn dieſer wird, wenn ein ehrlicher Schiffer ihn bewältigt, an den Maſtbaum ſeines Raubſchiffs gehenkt — machen die Nachdrucker, insbeſondere unter der

Flagge Würtembergs (wir wollen mit ihren Namen dieſes Buch nicht beſudeln) in ganz Deutſchland auf alle Bücher Jagd, die neue Auflagen hoffen laſſen. Die Eigenthümer — Schriftſteller und Verleger — verlieren aber dadurch nicht etwa *eine* Ernte *ihrer* Ausſaat, ſondern alle Ernten, und der Verleger noch die Saatkoſten obendrein; höchſtens bleibt dem Letzteren eine Stoppelleſe. Und dies iſt nicht die einzige Schuld jener Harpyienzunft mit Geierflügeln und großen krummen Nägeln. Sie rauben dem Verleger nicht blos das Eſſen von dem Tiſche weg, ſondern beſchmeißen auch Alles mit ihrem Unflathe auf das Häßlichſte! Oder ſollen wir die Fälle einzeln anführen, wo die Geiſteswerke unſerer erſten Schriftſteller auf grau Papier nachläſſig gedruckt, oft verſtümmelt, dem In- und Ausländer zu niedrigen Preiſen dargeboten worden ſind, ſo daß der rechtmäßige Verleger auf die würdige Ausſtattung derſelben keine Koſten weiter verwenden konnte, vielmehr, um nur Einiges zu retten, den Preis ſeines gefährdeten Verlags höher, als er gewollt, ſtellen mußte? Sollen wir erſt daran erinnern, daß Schiller ſtarb, ohne ſeinen Kindern ein Erbtheil zu hinterlaſſen, er, der die ganze Nation bereichert hat? Im 18. Artikel der deutſchen Bundesacte vom J. 1815 wurde endlich feſtgeſetzt, daß ſich der Bundestag in ſeinem *erſten* Zuſammentritt mit Abfaſſung gleichförmiger Verfügungen über die Sicherſtellung der Schriftſteller und Verleger *gegen den Nachdruck* beſchäftigen ſolle. *Dieſes Fürſtenwort* wurde aber nicht gehalten, und namentlich iſt der Verleger dieſes Werks in dieſem Zeitpuncte auf die ſchamloſeſte Weiſe durch den berüchtigten Nachdrucker Macklot (ſeinem eigentlichen Namen nach *Carl Erhard*) in Stuttgart unter dem Schutz, ja unter förmlicher Autoriſation ſeiner Regierung durch einen zweimaligen Nachdruck deſſelben auf eine unerhörte Weiſe verletzt und beraubt worden. Noch iſt (1821) kein Anſchein vorhanden, daß das Verſprechen der Bundesacte in Erfüllung gehen werde. Die deutſche Bundesverſammlung hat zwar im Jahre 1818, auf den Vorſchlag des oldenburgiſchen Geſandten, des Herrn von Berg, als Referenten in der Sache, zwei Commiſſionen ernannt, welche nach Anleitung der Bundesacte Vorſchläge machen ſollen, wie in Deutſchland das literariſche Eigenthum gegen den Nachdruck geſichert und die Freiheit der Preſſe mit den Rechten der Privatperſonen ſowohl als ganzer Geſellſchaften in Einklang zu bringen ſein möchte. Die erſtere Commiſſion, welche aus den B. T. Geſandten, den HH. von *Berg*, von *Berkheim* und von *Martens* beſtand, hatte hierauf einen vorläufigen Bericht erſtattet, der eine Ueberſicht der zeitherigen Geſetzgebungen in den deutſchen Bundesſtaaten, das Verlagsrecht und den Nachdruck betreffend, enthielt. Darauf ward von dem genannten Ausſchuſſe *den 11. Febr.* 1819 der Bundesverſammlung ein *Geſetzentwurf gegen den Nachdruck* vorgelegt, der das Recht des literariſchen Eigenthums — die Ernte für den, welcher das Feld beſtellt und ausſäet — in Schutz nahm. Allein wir können den Inhalt jenes Entwurfes, der mit den trefflichen franzöſiſchen Geſetzen über dieſen Gegenſtand in vielen Puncten übereinſtimmt, hier übergehen, da er, wiewohl er im Ganzen allgemeinen Beifall gefunden hat, noch nicht von den einzelnen Souverainen des Bundes als ein allgemeines deutſches Bundesgeſetz angenommen worden iſt. Hoffentlich wird dies bald geſchehen, damit endlich das Verlags*recht* gegen offnen Raub *geſichert*, dadurch aber dem hohen Bücherpreiſe (den allein die Unſicherheit des mit Koſten, Mühe und Gefahr ver-

bundenen rechtmäßigen Buchhandels erzeugt hat) geſteuert, und die würdige Ausſtattung claſſiſcher Nationalwerke zur Ehre der deutſchen Literatur befördert werde. In jedem Falle aber wird die Nachwelt es unbegreiflich finden, daß der geſunde Menſchenverſtand vieler deutſchen Rechtsgelehrten ſo ſpät zur Ueberzeugung gelangen konnte, auch für das Schriftſteller und Verlagseigenthum, für das Koſtbarſte und Edelſte der höheren geſellſchaftlichen Thätigkeit, müſſe das uralte Geſetz gelten: „Du ſollſt nicht ſtehlen!"*) K.

Nachſchlag wird in der Muſik theils der Anhang, welcher dem Triller beigefügt wird, theils überhaupt eine oder mehrere kleine Noten genannt, welche einer melodiſchen Hauptnote als Verzierung angehängt und nach ihr angeſchlagen werden. Ihre Dauer wird von der Hauptnote abgezogen.

Nachſteuer, ſo viel als Abzugsgeld, ſ. **Abzugsrecht**.

Nacht. In der Aſtronomie bezeichnet man mit dem Worte Nacht den Zeitraum vom Untergang bis zum Wiederaufgang der Sonne, wo die Erde von dieſem Weltkörper nicht erleuchtet wird. Dieſer Zeitraum iſt bekanntlich eben ſo verſchieden in Hinſicht der verſchiednen Jahreszeiten, als in Hinſicht der verſchiednen Länder, welches von dem verſchiednen Stande der Erde gegen die Sonne herrührt. Unter der Linie herrſcht beſtändig Tag- und Nachtgleiche, ſo daß der Tag zwölf Stunden und eben ſo viel die Nacht dauert. Hingegen verurſacht die Schiefe der Ekliptik zwiſchen den Polen und dem Aequator eine ungleiche Dauer der Nächte und Tage. Hier fällt nur zweimal im Jahre, und zwar um den 21ſten März und 23ſten September, die Tag- und Nachtgleiche ein. Die längſte und kürzeſte Nacht fällt zur Zeit der Sonnenwenden, den 21ſten Junius und den 21ſten December. Die Verſchiedenheit der Dauer der Nächte iſt um ſo größer, je näher ein Ort nach den Polen zu liegt. Innerhalb der Polarkreiſe gibt es einmal im Jahre einen Tag ohne Nacht und eine Nacht ohne Tag. Unter den Polen ſelbſt herrſcht eine Nacht von einem halben Jahre, welcher am Nordpol um die Zeit der Frühlingsnachtgleiche, und am Südpol um die Zeit der Herbſtnachtgleiche ein eben ſo langer Tag folgt. Die genaue aſtronomiſche Beſtimmung des Anfangs der Nacht richtet ſich nach dem Augenblicke, wo der Mittelpunct der ſcheinbaren Sonnenſcheibe unter den Horizont hinabſinkt, indem bekanntlich ein optiſcher Betrug die Sonne oft noch ſchwebend am Horizont erſcheinen läßt, während ſie ſchon untergegangen iſt. Die darauf erfolgende Abenddämmerung macht die eigentliche Scheidewand der Nacht in aſtronomiſcher Bedeutung und in der Sprache des gemeinen Lebens.

Nacht (in der Mythologie), die Tochter des Chaos, Schweſter des Erebus, mit welchem ſie den Tag und den Aether zeugte. Alles Unbekannte, Dunkle, Schreckliche gehört zu ihrer Nachkommenſchaft, mithin Tod und Schlaf, Träume, Schickſale, Krankheiten und Pla-

*) Der königl. würtemb. Miniſter v. O — o hat dagegen den Grundſatz, daß die Nachdrucker die wackerſten Staatsbürger ſein, und Würtemberg ihnen insbeſondere die hohe Stufe der Aufklärung verdanke, auf der es (ſeiner Meinung nach) ſteht. Man ſehe meine kleine Schrift über die Geſchichte des Nachdrucks dieſes Lexicons, die ſich hinter dem 10. Bande der frühern Auflagen, und hinter dem 1. Stück des **Hermes** befindet. B.

gen; ferner Zank, Streit, Zwietracht, Krieg, Mord, Betrug und Tadelſucht. Sie bewohnt abwechſelnd mit dem Tage einen ſchauervollen Palaſt in der Unterwelt. Die neuere Mythologie läßt ſie auf einem Wagen über den Himmel fahren und gibt ihr einen beſtirnten Schleier.

Nachtfalter, Nachtvögel, ſ. Schmetterlinge.

Nachtgleiche, ſ. Aequinoctium.

Nachtgleichepuncte, ſ. Aſtronomie.

Nachtigall (luscinia), eine Art der Gattung Motacilla. Sie iſt ein Zugvogel und kommt muthmaßlich aus Aſien zu uns; mit Ende Auguſts verläßt ſie unſre Gegenden wieder. Ihr Geſang, worin ſie alle Singvögel übertrifft, hört ſchon zu Johannis wieder auf.

Nachtrab, ſ. Arrieregarde.

Nachtſchatten, Solanum L., iſt ein Pflanzengeſchlecht, das ſehr viele Arten umfaßt und ſich durch ſeine Blume auffallend unterſcheidet. Dieſe iſt nämlich fünftheilig-ſpitzig, flach ausgebreitet, und aus ihrer Mitte ragen die anders gefärbten Staubbeutel kegelförmig zuſammengelegt hervor. Mehrere Arten zeigen betäubende Wirkungen; die merkwürdigſten ſind die Kartoffel, Sol. tuberosum, und die Kratatſcha; andere, wie das Bitterſüß, Sol. dulcamara, und der gemeine Nachtſchatten, Sol. nigrum, dienen zu Arzneimitteln. F.

Nachtſtücke ſind Gemälde oder Zeichnungen, in denen die Scene nicht von der Sonne oder dem gewöhnlichen Tageslichte, ſondern vom Monde oder einem künſtlichen Lichte, als Fackeln u. dergl. erleuchtet wird. Ein ſolches Nachtſtück erfodert eine beſondre Kunſt, vorzüglich deswegen, weil in ihm alle Farben wegfallen, deren eigentliche Stimmung von dem Tageslicht herrührt, und die Farbe ſich größtentheils nach Beſchaffenheit der Materie richtet, wodurch das brennende Licht unterhalten wird. Unter allen vorhandenen Nachtſtücken iſt das berühmteſte das von Correggio, welches vorzugsweiſe unter dem Namen der Nacht bekannt iſt. Unter den deutſchen Malern, welche ſich in Nachtſtücken ausgezeichnet haben, wird Gottfried Schalken beſonders geſchätzt.

Nachtvögel, ſ. Schmetterlinge.

Nachtwandler, ſ. Mondſüchtig.

Nacktes. Mit dieſem Ausdruck bezeichnet man in der bildenden Kunſt 1. den von Kleidung entblößten menſchlichen Körper, und ſagt dann: das Nackte ſtudiren, zeichnen, Kenntniß des Nackten haben, das Nackte unter der Draperie bemerken (ſ. d. Art. Plaſtiſch). Daß das Studium des Nackten auch dann unerlaßlich ſei, wenn drapirte Figuren dargeſtellt werden, erhellt daraus, weil der Bekleidungen Form und Verhältniſſe durch das Nackte beſtimmt werden. Von einer ganz vorzüglichen Wichtigkeit aber erſcheint 2) das Nackte in der Malerei — Fleiſch. Man nennt die Farbengebung, in ſofern ſie ſich mit der Nachahmung des Nackten, d. h. hier, der Farbe und materiellen Beſchaffenheit des Fleiſches beſchäftigt, die Carnation; und wem braucht es geſagt zu werden, wie viel auf ſie bei maleriſcher Darſtellung menſchlicher Figuren ankomme? Will der Künſtler hierin den Anforderungen der ſchönen Kunſt Genüge leiſten, ſo muß er zuvörderſt die Localtöne richtig treffen, d. h. die natürliche Farbe des Gegenſtandes ſo wiedergeben, wie ſie auf ihrem Standort erſcheint. So ſind an einem geſunden Körper gewöhnlich die Wangen lebhaft geröthet, Bruſt, Nacken und Oberarme von zarter Weiße, der Unterleib gelblicher; an den äußern Theilen wird die Farbe allmählig kälter und geht in den Gelenken derſelben,

wegen des durchſcheinenden kühleren Blutes, in eine veilchenröthliche Dinte über. Dieſe verſchiedenen Abſtufungen müſſen aber in dem Hapttone der Carnation harmoniſch vereint ſein. Uebrigens kann der Ton der Fleiſchfarbe unendlich verſchieden ſein. Der Nord- und Südeuropäer haben ein verſchiedenes Colorit, Weiber und Kinder ein zarteres als Männer und Alte; jedes Temperament zeichnet ſich durch ſeine beſondere Farbe aus, und jeder einzelne Menſch hat einen eigenthümlichen Farbenton. Bei all dieſen unendlichen Modificationen aber bleibt der Stoff immer Fleiſch, und es kommt daher ferner darauf an, den materiellen Charakter dieſes Stoffes richtig auszudrücken. Hier kann gegen die Wahrheit gefehlt werden entweder durch zu viel Härte, wie in den Werken der ältern Maler des 15. Jahrhunderts, oder durch zu große Mürbheit (morbidezza), die ſich vornehmlich bei Guido Reni findet, deſſen Fleiſch häufig blutleer, ſchleimig, grünlich ausſieht. Die franzöſiſche Schule iſt darin bis zur Verblaſſenheit gegangen, daß man nicht mehr Fleiſch, ſondern Porzellan oder Wachs zu ſehen meint. In der wahren Carnation iſt bis jetzt Tizian immer noch ein unübertroffenes Muſter. dd.

Nadel (kalte), ſ. Kupferſtecherkunſt.

Nadelholz, oder auch Schwarzholz, Pinus. Die Nadelhölzer bilden im Linnéiſchen Syſtem die neunte Ordnung der 21. Claſſe, und begreifen alle diejenigen Bäume, deren Blätter die Geſtalt der Nadeln oder Tangeln haben (daher auch Tangelholz), und deren Frucht in einem holzartigen Zapfen beſteht, welcher unter jeder Schuppe zwei mit Flügeln verſehene Nüſſe oder Saamenkerne hat. Die männlichen Blumen, welche von den weiblichen getrennt, jedoch auf Einem Stamme mit ihnen ſtehen, und gleich ihnen keine Krone haben, ſtehen in einem vierblätterigen Keich, während das Kätzchen, welches die weibliche Blüthe bildet, aus ſpitzigen Schuppen beſteht, deren jede zweiblumig iſt. Man kennt 30 Gattungen Nadelhölzer, welche wieder in vier Familien eingetheilt werden. Das unterſcheidende Kennzeichen der erſten iſt, daß die Nadeln in Büſcheln zuſammenſtehn (Lerchenbaum, Ceder); bei der zweiten kommen zwei bis fünf Nadeln aus Einer Scheide (Kiefer, Krummholzbaum); in der dritten ſtehen die weichen und breiten Nadeln einfach und kammartig auf zwei Seiten der Zweige (Tanne); in der vierten ſitzen die Nadeln, welche hier ſchmal und ſteif ſind, rund um die Zweige (Fichte).

Nadeln. Vor Erfindung der Nadeln und noch jetzt bei uncultivirten Völkern mußten und müſſen Fiſchgräthen, zugeſpitzte Knöchelchen und Dornen die Stelle der Nadeln vertreten. Die Erfindung der Nadeln wurde bei den Alten ſo hoch geachtet, daß ſie gleich andern wichtigen Erfindungen einer Gottheit und zwar, nach Hygin, der Bellona zugeſchrieben wurde. Da die Babylonier und Phrygier ſchon den Luxus der geſtickten Kleider kannten, ſo müſſen auch bei ihnen die Nähnadeln in Gebrauch geweſen ſein. Schon um das Jahr 1370 findet man in Nürnberg Nadler, welche ſich bloß von dieſem Erwerbszweige nährten. (Die Nadler, welche ein geſchenktes Handwerk haben, müſſen in Nürnberg als Meiſterſtück in einer beſtimmten Zeit 3000 Nadeln mit viereckigen Oehren verfertigen.) Lange Zeit hatten kleine hölzerne Stiftchen ſtatt der Stecknadeln dienen müſſen. Die erſten metallenen Stecknadeln wurden in England um das Jahr 1543 gemacht.

Nadir, ein arabiſches Wort, bezeichnet in der Aſtronomie den Fußpunct oder Ferſenpunct, welcher ſich ergibt, wenn wir von unſerm Standpuncte in Gedanken eine gerade perpendiculäre Linie

durch die Erdkugel hindurch in die entgegengeſetzte und von uns nicht geſehene Hemiſphäre des Himmels ziehen. Dem Nadir iſt das Zenith oder der Scheitelpunct entgegengeſetzt. Jeder Punct auf der Erde hat alſo ein eigenes Nadir und Zenith.

Nadir Shah, ſ. Kulichan.

Nägelein, ſ. Gewürznelken.

Nagelflühe, eine Art von Mengſteinen, welche aus Kieſeln von verſchiedenen Farben beſtehen und aus Jaſpis oder verhärtetem Thon zuſammengeſetzt ſind, auch Nagelfels.

Nagelklavier, ein 1792 von Träger in Deſſau erfundenes Tonwerkzeug, an welchem eiſerne, in einem Stimmſtock befindliche Stifte durch ein mit Geigenharz beſtricknes, vermittelſt eines Schwungrades und Fußtrittes in Umtrieb geſetztes Band geſtrichen werden. Der Umfang iſt von fünf vollen Octaven, und der Ton dem der Harmonica ähnlich. Die von Wilde in Petersburg erfundene Nagelgeige beſteht aus einem Bretchen mit eiſernen oder meſſingenen Stiften verſchiedener Länge, die mit einem Violinbogen intonirt werden.

Näherrecht, ſ. Retractrecht.

Nahl (Johann Auguſt), ein zu ſeiner Zeit ſehr geſchätzter Bildhauer wurde im Jahr 1710 zu Berlin geboren. Er bildete ſich daſelbſt unter dem berühmten Schlüter. Nachdem er ſich auf einer Reiſe durch Frankreich und Italien weiter ausgebildet, und zu Straßburg einige Zeit aufgehalten hatte, kehrte er im Jahr 1741 nach Berlin zurück, wo man noch jetzt ſo wie in Potsdam, Sansſouci und Charlottenburg viele ſeiner Arbeiten findet. Von 1746 an hielt er ſich neun Jahre in der Schweiz, und zwar meiſtens zu Bern auf. Hier machte er ſich vorzüglich berühmt durch das Grabmal des Schultheißen von Erlach in der Kirche Hindelbank, noch mehr aber durch das Denkmal, welches er in derſelben Kirche der verſtorbenen Paſtorin zu Hindelbank errichtete, und welches von Haller und Wieland beſungen, ſo wie von unzähligen Reiſebeſchreibern geſchildert worden, von keinem Reiſenden aber unbeſucht gelaſſen werden darf, um ſo mehr, da die ſchlechte Beſchaffenheit des Steins, woraus es gearbeitet iſt, die allmählige Vernichtung deſſelben befürchten läßt. Im Jahr 1755 wurde er Profeſſor an der Akademie der Künſte zu Caſſel, welche damals unter Leitung des kunſtliebenden Landgrafen Friedrich blühte. Hier verfertigte er um das Jahr 1778 die Bildſäule des Landgrafen, welche mitten auf dem ſchönen Friedrichsplatz in Caſſel, dem Museo Fridericiano gegenüber, aufgeſtellt wurde und daſelbſt einen vortrefflichen Effect machte. Nachdem der König von Weſtphalen das Muſeum in den Ständepalaſt verwandelt und dem Friedrichsplatz den Namen Ständeplatz gegeben hatte, wurde dieſe Statue von dem Poſtament heruntergenommen und in einen Stall neben der Poſt hingeworfen, wo ſie bei offnen Thüren von Pferden, Poſtknechten und Vorübergehenden verunreinigt und verſtümmelt wurde. Nahl erlebte indeſſen dieſes Schickſal ſeines Werks nicht, indem er ſchon im Jahr 1781 zu Caſſel ſtarb.

Nahrungsmittel ſind alle Producte des Naturreichs, die der Menſch zu ſeiner Ernährung gebrauchen kann. (S. den Art. Ernährung.) Man nennt ſie auch Lebensmittel (ſ. d. Art.), indeſſen ſollte man doch den Unterſchied zwiſchen beiden Benennungen ſo beſtimmen, daß man unter der letztern alles das, was überhaupt das Leben zu erhalten dient, verſtände. Die Nahrungsmittel werden den

Verdauungswerkzeugen übergeben, damit dieſe die nährenden Stoffe ausziehen, welche alsdann in das Blut übergehn und ſowohl zum Erſatz der verlornen Theile, als auch zur Ausbildung und zum Wachsthum des Körpers verbraucht werden. (Vergl. den Art. Verdauung.) Man nennt die Nahrungsmittel Speiſen, wenn ſie in feſter oder halb feſter Geſtalt, Getränke, wenn ſie in flüſſiger genommen werden; roh, wenn ſie ſo, wie die Natur ſie liefert, zubereitet, wenn ſie durch Kunſt verfertigt genoſſen werden. Sie ſind theils aus dem Pflanzenreiche, vegetabiliſche, theils aus dem Thierreiche, animaliſche Nahrungsmittel. Die vegetabiliſchen beſtehen entweder aus den Wurzeln (Rüben, Zuckerwurzeln), den an den Wurzeln ſich bildenden Knollen (Erdäpfel, Erdbirnen), oder aus den Stengeln (Spargel), oder aus den Blättern (die verſchiedenen Gemüſe), den Blüthen (z. B. der Blumenkohl), den unreifen Früchten (die Gurken), oder den reifen Früchten, deren eine unzählige Menge iſt, und bei denen theils das die Saamen umgebende Fleiſch oder das ſäuerlich-ſüße Mark, theils die mehligen oder öligen Saamen ſelbſt zur Nahrung dienen. Die animaliſchen Nahrungsmittel werden beinahe aus allen Thierclaſſen genommen; manche Thiere werden ganz, von andern werden nur beſondre Theile genoſſen. Nach Gewohnheit und Herkommen, Klima und Bedürfniß ſind auch die Nahrungsmittel bei verſchiednen Völkern ſehr verſchieden. Bei manchen Nationen ſind gewiſſe Nahrungsmittel ſehr gewöhnlich, die bei andern unter die ſeltenen gehören; bei manchen ſind Dinge ſehr beliebt, vor denen andre einen Abſcheu haben. Noth und Hunger machen manche Dinge zu Nahrungsmitteln, welche außerdem nicht dazu gebraucht werden, z. B. in lange belagerten Städten, auf Schiffen, welche länger zur See ſein müſſen, als ihre Nahrungsmittel berechnet waren, fängt man oft Mäuſe und Ratten zuſammen, um ſie zu eſſen. Das Hundefleiſch wird in China gewöhnlich gegeſſen; in verſchiednen Gegenden von Africa gehört das Fleiſch der Schlangen, namentlich der Klapperſchlange und Rieſenſchlange, unter die Nahrungsmittel. Auch die Heuſchrecken werden faſt überall in Africa verzehrt, ſo wie die Neger auf der Guineaküſte außer dieſen auch Eidechſen, Mäuſe, Ratten, Schlangen, Raupen und andre Inſecten und Gewürme gern verzehren. Von den Otomaken erzählt Humboldt, daß ſie eine Art von Letten oder Thonerde ſammeln und ſie in der Regenzeit, ihrem Winter, verzehren. Von allen dieſen ungewöhnlichen Nahrungsmitteln kehren wir zu den bei uns gewöhnlichen zurück. Die Nahrungsmittel, welche ihrem Zwecke entſprechen ſollen, müſſen nährende, d. h. ſolche Stoffe in ſich enthalten, welche, durch die Verdauung ausgezogen, in das Blut übergehn, aſſimilirt und zur Ernährung des Körpers verbraucht werden können. (S. d. Art. Aſſimilation.) Hierzu gehört, daß Alles, was als Nahrungsmittel dienen ſoll, ſolche Theile in ſich enthalte, welche den thieriſchen Stoffen gleich kommen oder in ſelbige verwandelt werden können. Darin unterſcheiden ſich die Nahrungsmittel von den Arzneimitteln, daß Letztere ihre eigenthümliche Qualität gegen den Organismus behaupten, ſich durch die Verdauungsorgane nicht überwältigen laſſen, nicht den thieriſchen Stoffen gleich werden, ſondern als fremdartige Stoffe beſondre Organe oder Syſteme des Organismus aufregen. Alle Dinge, welche als Nahrungsmittel dienen ſollen, müſſen demnach einen Antheil von den leicht aufzulöſenden Stoffen beſitzen, welche den allgemeinen Grundſtoffen des Körpers entſprechen, und

ihre eigenthümlichen Qualitäten durch den Einfluß der Verdauungsorgane vernichten laſſen. Dieſe Stoffe in ihrer Einfachheit ſind Schleim, Gallerte, Kleber, Eiweißſtoff, Mehl-, Faſer und Zuckerſtoff. Davon enthalten die Planzenſpeiſen am meiſten Schleim-, Zucker- und Mehlſtoff, welcher beſonders in Verbindung mit dem Pflanzenkleber, wodurch beide zur Gährung geſchickt und ſo zur Auflöſung und Verdauung vorbereitet werden, die Grundlage von ſehr nahrhaften Speiſen iſt. Die Obſtarten ſind blos vermöge ihres Antheils an Zuckerſtoff und etwas Schleimſtoff nährend. In den animaliſchen Speiſen iſt beſonders die Gallerte reichlich enthalten. Die Nahrhaftigkeit der Speiſen richtet ſich alſo nach dem größern oder geringern Antheil von jenen Stoffen, und der Verbindung unter einander, welche ihre Auflöslichkeit befördern oder erſchweren. Verdauungsorgane, deren Kräfte noch ungeſchwächt ſind, zerlegen die Nahrungsmittel leichter in ihre einfachen Stoffe und nehmen die abgeſonderten nahrhaften reichlicher auf, als ſolche, deren Energie ſchon herabgeſetzt iſt, welche folglich die eigne Natur der Nahrungsmittel nicht überwältigen, und deren chemiſche Entwickelung nicht beſchränken können. Die Beſtimmung, welche Nahrungsmittel geſund oder ungeſund ſeien, bleibt daher immer relativ und kann nur in Beziehung auf die Nahrhaftigkeit, auf die Auflöslichkeit der Nahrungsmittel und den Zuſtand der Verdauungskraft einer Perſon angegeben werden. Oft nennt man eine Speiſe oder ein Getränk geſund, weil es eine beſtimmte Wirkung auf den Körper äußert, und gerade dieſe Beſtimmung iſt falſch; denn alsdann wirkt daſſelbe nicht als Nahrungsmittel, ſondern als Medicament, und kann daher nur ſolchen Perſonen zuträglich ſein, deren körperliche Beſchaffenheit dieſem Medicament entſpricht. Die Auflöslichkeit eines einfachen Nahrungsmittels wird aber auch oft durch die künſtliche Zubereitung vermindert, und daher ein an ſich geſundes Mittel zu einem ſchwer verdaulichen und ungeſunden gemacht. Beſonders ſind hierin die ſchon für ſich zu fetten, oder mit vielem Fett zubereiteten Speiſen ungeſund, weil das Fett ſchwerer von dem Magenſaft aufgelöſt und verdaut wird. Eben ſo macht der Zuſatz von zu vielem Gewürze ſonſt geſunde Nahrungsmittel ungeſund, weil die Gewürze gar keine ernährenden Stoffe ſind, ſondern ihre eigne Natur gegen die Verdauungskraft behaupten, und als beſondre Reize auf beſondre Theile des Organismus wirken. Den Gebrauch der Gewürze hat der Luxus und verwöhnte Geſchmack leckerhafter Menſchen eingeführt, die nicht mehr, um ſich zu ernähren, ſondern um den Gaumen zu kitzeln, aßen, und die Eßluſt auch ohne das Bedürfniß aufzuregen ſuchten. Endlich iſt bei Beſtimmung der Geſundheit eines Nahrungsmittels noch die Rückſicht auf den Stand der Verdauungskraft nothwendig. Für einen ganz geſunden kräftigen Menſchen iſt manche Speiſe noch leicht verdaulich und nahrhaft, die ein ſchwächlicher nicht gut verdauen und zur Ernährung benutzen kann. Im Allgemeinen kann man alſo nur ſagen, ein Nahrungsmittel ſei geſund, wenn es hinlänglich mit ernährenden Stoffen verſehen, leicht auflöslich, mithin verdaulich und der Verdauungskraft des Menſchen angemeſſen ſei. Es iſt eine Pflicht der Polizei, darauf zu ſehen, daß Nahrungsmittel, welche zum Verkaufe gebracht werden, keine ſchädlichen Eigenſchaften haben. Beſonders iſt dies bei den allgemein nothwendigen Nahrungsmitteln der Fall, welche Volksbedürfniſſe ſind. Daher muß eine gute Polizei darüber wachen, daß das Getraide nicht verdorben, ſtockend und

angelaufen, das Korn beſonders nicht mit dem ſogenannten Mutterkorn oder Kornzapfen, mit Schwindelhafer (der ſich vorzüglich oft in der Gerſte befindet) und dergleichen verunreinigt ſei. Das Mehl darf nicht mit fremdartigen Theilen, Sand, Gyps u. dergl., verfälſcht ſein. Das Brot muß gut geſäuert und völlig ausgebacken, nicht mit Alaun, um es weiß zu machen, und mit Jalappenpulver, um die ſtopfende Eigenſchaft wieder aufzuheben, verſetzt ſein. Unter den Gemüſen dürfen keine giftigen ſein, z. B. Schierling anſtatt der Peterſilie, Schierlingswurzeln anſtatt der Paſtinakwurzeln, giftige Schwämme unter den eßbaren. Beim Verkauf des Obſtes muß darauf geſehen werden, daß es gehörig reif und nicht zu bald eingeſammelt worden ſei, wie z. B. häufig mit den Heidel-, Preiſelsbeeren, Erdbeeren, Pflaumen u. m. a. geſchieht. In Anſehung der Fleiſchnahrung muß die Polizei darauf ſehen, daß kein krankes Vieh geſchlachtet werde, daher jedes Stück von eigens dazu beſtellten Fleiſchbeſchauern erſt unterſucht werden ſollte, ehe es geſchlachtet werden darf. Auch den Förſtern ſollte es durchaus verboten ſein, das ſogenannte Fallwildpret, das oft ſchon in Fäulniß übergegangen und der Geſundheit höchſt nachtheilig iſt, aus Gewinnſucht verkaufen zu laſſen. Auch auf den Verkauf der Fiſche muß die Polizei Acht haben, damit todte Fiſche und Krebſe, kranke, eingeſalzene und verdorbene Fiſche, ſolche, die durch betäubende Mittel gefangen worden ſind, u. ſ. w., nicht verkauft werden. Die Nahrungsmittel haben beſtimmten und wichtigen Einfluß auf die Geſundheit, das Leben, ſelbſt auf den Charakter des Menſchen. Er iſt ſeiner phyſiſchen Anlage nach ſowohl zur vegetabiliſchen als animaliſchen Nahrung angewieſen. Indeſſen lehrt ſowohl Theorie als Erfahrung, daß animaliſche Koſt die feſten Theile des Blutes, den Faſerſtoff und daher die Energie des Muskelſyſtems ſchneller vermehrt, zu entzündlichen, fauligen und ſcorbutiſchen Krankheiten geneigt macht, und ſelbſt zu einer merklichen Rohheit und Heftigkeit des Charakters beiträgt; dagegen Pflanzennahrung ein leichteres, flüſſigeres Blut erzeugt, aber ſchwächere Muskelfaſern bildet, zu Krankheiten von Erſchlaffung und Schwäche geneigt macht, und ſelbſt zu Sanftheit und Gelaſſenheit im Charakter Anlaß gibt. Nordiſche Nationen ſind meiſtens mehr zu Fleiſchnahrung, ſüdliche mehr zu Pflanzenkoſt geneigt. Die ſüdlichen und morgenländiſchen Nationen ſind überhaupt, wenigſtens im natürlichen, durch Uebercultur noch nicht verderbten Zuſtande, zu mäßigerm und einfacherm Genuſſe der Nahrungsmittel geneigt. H.

Nahum, einer der ſogenannten zwölf kleinen Propheten, deſſen Geſang die Zerſtörung Ninive's zum Gegenſtande hat, die er in einem geſchichtlichen Gemälde, mit poetiſchen Farben ausgeſchmückt, zu ſchildern ſcheint. Der Zweck Nahums ſcheint nach neuern Unterſuchungen geweſen zu ſein, ſeinem ſeufzenden Volke unter einer ſich ganz natürlich darbietenden Vergegenwärtigung der ſchrecklichen Leiden, welche ſie unter den Aſſyrern erduldet hatten, den grauſenvollen Untergang der ſtolzen Monarchie durch die gänzliche Zerſtörung der übermüthigen Hauptſtadt als ein gerechtes Strafgericht Jehovah's in ergreifenden Zügen zu ſchildern. Sonſt ſetzte man ſein Leben gewöhnlich vor dieſe Begebenheit und betrachtete ſein Buch als eine Weiſſagung derſelben. Wahrſcheinlicher aber war er Zeitgenoſſe derſelben und lebte als hebräiſcher Exulant in Elkoſch auf der Oſtſeite des Tigris in der Nähe von Ninive. Die neueſten beſondern Ueberſetzungen des Nahum ſind von Middeldorpf (Hamburg 1808. 8.)

und Neumann (Breslau 1808. 8.) beide mit Anmerkungen; die Abhandlung von Everard Kreenen (Nahumi vaticinium philologice et critice expositum etc. Harderwyk 1808) folgt noch der alten Meinung.

Najaden, Najades oder Naiides (aus dem Griechiſchen von νάω, ich fließe), eine Gattung von Nymphen (ſ. d. Art.), welche die Schutzgöttinnen oder Bewohnerinnen der Quellen und kleinern Landgewäſſer waren. Die Begriffe und Sagen, die man von den Najaden hatte, gleichen in manchen Puncten denen, die in Hinſicht unſrer ſogenannten Waſſernixen herrſchen, beſonders darin, daß beide zuweilen einen ſchönen Gegenſtand (ſo die Najaden den Hylas, den Liebling des Hercules) entführen. Man ſtellt ſie als reizende Mädchen dar, das Haupt mit Schilf bekränzt, und auf Urnen liegend, aus welchen Waſſer ſtrömt.

Naiv, Naivetät. Dieſes Wort, welches Gellert zuerſt aus dem Franzöſiſchen (naïf, naiveté) uns zugebracht hat, iſt lateiniſchen Urſprungs, von nativus (angeboren, natürlich), im Mittelalter naivus. Viele haben es erklärt für den höchſten Grad des Natürlichen im Ausdrucke der Gedanken und Empfindungen; allein der Begriff, der mit dieſem Worte bezeichnet wird, iſt viel zuſammengeſetzter, und dieſe Zuſammenſetzung ſelbſt veranlaßt einige Nebenbedeutungen, die außerdem nicht füglich vorhanden ſein könnten. Die weſentlichen Beſtandtheile der Begriffe, welche durch das Wort Naivetät ausgedrückt werden, ſind: natürliche, ungekünſtelte Empfindungen und Gedanken einer argloſen, unverſtellten und anſpruchloſen Seele, geäußert ohne Rückſicht auf das, was durch Uebereinkunft für ſchicklich oder unſchicklich gehalten wird, durch Ausdrücke, welche mehr zu erkennen geben, als die ausdrückende Perſon ſelbſt dabei gedacht hat. Wollen wir nun die Erklärung des Naiven ganz kurz faſſen, ſo werden wir wenigſtens ſagen müſſen, es ſei das Natürliche im Gegenſatz des Künſtlichen (blos durch Uebereinkunft Geltenden). Daraus ergibt ſich denn, daß das Naive nur aus einem beſondern Standpunct als ſolches erſcheint, und daß es der am künſtlichſten gebildete (oder verbildete) Beobachter am leichteſten bemerkt, weil ihm der Contraſt am fühlbarſten iſt; dem Naiven ſelbſt iſt ſeine Naivetät Natur. Aus dem Verhältniſſe des naiv Handelnden oder Redenden zu dem künſtlich gebildeten Beobachter erklären ſich alle Eigenſchaften, die man mit dem Ausdruck des Naiven und der Naivetät zu bezeichnen gewohnt iſt: 1. Der künſtlich gebildete Menſch iſt dem Naiven an Verſtand und Welterfahrung überlegen, wie ein Mann dem Kinde. Dieſe Verſtandesüberlegenheit iſt die Urſache, warum ihm die Aeußerungen der Naivetät, die den Stempel der natürlichen Einfalt an ſich tragen, als Einfältigkeit erſcheinen. Aus derſelben Urſache müſſen ſie ihm als lächerlich erſcheinen, zumal wenn ſie als Abweichungen von der Verſtandesregel ihn bei Perſonen überraſchen, bei denen er eine Kenntniß und Beachtung derſelben vorausſetzen zu müſſen geglaubt hätte. Deſſen ungeachtet iſt das Naive keineswegs lächerlich an ſich, und man kann es nur unter Einſchränkungen, die doch vielmehr einer Abart deſſelben gelten, als eine Art des Lächerlichen anſehn. Iſt aber der künſtlich gebildete Menſch dem Naiven an Verſtand und Welterfahrung überlegen, ſo ſteht hingegen 2. der Naive eben ſo hoch an Geſinnung und Empfindung über dem künſtlich Gebildeten, denn Unſchuld der Sitten und Begierden, Offenheit und Treuherzigkeit,

reines Mitgefühl hat er voraus, wie das Kind vor dem Manne. Schien er in Hinſicht des Verſtandes kindiſch, ſo erſcheint er in Hinſicht des Gemüths kindlich, und hat etwas unausſprechlich Anziehendes, aber zugleich auch Rührendes. Wie ferner Nachhall verſchwundener Kinderjahre tönt uns ſeine Stimme; denn was er iſt, das waren auch wir einſt, und ſind es nicht mehr durch Schuld und Unglück. Die Unbefangenheit eines unſchuldigen, argloſen und reinen Herzens öffnet uns einen Blick in das verlorne Paradies, und der Contraſt deſſelben mit unſerer Beſchaffenheit und Lage, die uns mit Zurückhaltung, Verſtellung, Falſchheit, Verſchlagenheit, Arglist und Lüge in gefährlichen Kampf geſtellt haben, iſt die Quelle jener Rührung. „Das Naive," ſagt Schiller, „verbindet die kindliche Einfalt mit der kindiſchen; durch die letztere gibt es dem Verſtande eine Blöße und bewirkt jenes Lächeln, wodurch wir unſre theoretiſche Ueberlegenheit zu erkennen geben. Sobald wir aber Urſach haben zu glauben, daß die kindiſche Einfalt zugleich eine kindliche ſei, daß folglich nicht Unverſtand, nicht Unvermögen, ſondern eine höhere praktiſche Stärke, ein Herz voll Unſchuld und Wahrheit die Quelle davon ſei, welches die Hülfe der Kunſt aus innerer Größe verſchmähte, ſo iſt jener Triumph des Verſtandes vorbei, und der Spott über die Einfältigkeit geht in Bewunderung der Einfachheit über. Wir fühlen uns genöthigt, den Gegenſtand zu achten, über den wir vorher gelächelt haben, und, indem wir zugleich einen Blick in uns ſelbſt werfen, uns zu beklagen, daß wir demſelben nicht ähnlich ſind. So entſteht die ganz eigne Erſcheinung eines Gefühls, in welchem fröhlicher Spott, Ehrfurcht und Wehmuth zuſammenfließen." Indeß bringt das Naive doch nicht überall dieſe gemiſchte Empfindung hervor; denn in den Fällen, wo es unſre Ehrfurcht, unſre Bewunderung in Anſpruch nimmt, da hat es alle Wirkung des Erhabenen, mit welchem es dann auch in Wahrheit verwandt iſt. Faſſen wir alle dieſe Umſtände genau ins Auge, ſo erkennen wir, daß zur Naivetät gehöre Unwiſſenheit des Welttons bei geſundem Menſchenverſtande und eine gewiſſe treuherzige Zuverſicht auf die Güte der Menſchen, weil ein gutes wohlwollendes Herz ſeine urſprüngliche Einfalt bewahrte. Dieſe Eigenſchaften ſind aber theils nicht jedesmal alle vereinigt, theils erſcheinen ſie dem Beobachter nicht immer in demſelben Lichte, und daher kommen mehrere Nebenvorſtellungen die man häufig, wiewohl nicht eben richtig, mit dem Naiven zu verbinden pflegt. Man findet entweder nur ein Naives des Verſtandes, oder nur ein Naives des Herzens; jenes und dieſes ſcheint ſeine Natur zu verändern, wenn der künſtlich gebildete Beobachter ihm ſeine Anſichten, ſeine Ueberzeugungen, ſeine Erfahrungen unterlegt, oder das Naive nach ihnen beurtheilt. So tritt z. B. bei dem Naiven des Verſtandes der ſonderbare Fall ein, daß man bald die Dummheit und Albernheit, bald einen gewiſſen Witz für Naivetät erklärt, und daß die naive Dummheit und Albernheit ſelbſt in gewiſſem Betracht als witzig erſcheint, und man Naivetät beinahe als Witz des Dummen erklären könnte. Mit nicht größerm Rechte hat man gewiſſe unanſtändige Zweideutigkeiten für Naivetäten erklärt; was kann die Unſchuld dafür, daß der Verdorbene ihre reinen Aeußerungen unrein deutet? In dieſer Deutung, dieſer Unterlegung liegt es aber überhaupt, daß die Aeußerungen des Naiven mehr zu erkennen geben, als der Naive ſelbſt dabei gedacht hat, und es wäre ſonderbar zu glauben, daß keine Aeußerung naiv ſein könne,

die nicht einen verborgnen Sinn enthalte, oder gar eine epigrammatiſche Pointe habe. Wie aber, hat denn jede Naivetät ihre Quelle in der Unſchuld und Reinheit eines Herzens, welches ſich bewußt iſt, daß es nichts zu verhehlen brauche? Entwiſcht nicht auch bisweilen aus Mangel an Ueberlegung, in der Verblendung einer nichtswürdigen Leidenſchaft einem Menſchen ein Ausdruck, der, ihm ſelbſt unbemerkt, eine Geſinnung offenbart, die ſo niedrig iſt, daß er das größte Intereſſe gehabt hätte, ſie zu verbergen? — Es wäre hier ſo ziemlich derſelbe Fall mit dem Naiven des Herzens, wie er es vorhin mit dem Naiven des Verſtandes war; allein wir müſſen auch hier ſagen, daß nicht jede Unüberlegtheit eine Naivetät iſt, obſchon jede Naivetät in den Augen des künſtlich gebildeten Beobachters den Schein der Unüberlegtheit haben wird. Hier haben Einige eine Naivetät genannt, was von Seiten des Verſtandes eine wahre Dummheit, und von Seiten des Herzens ein roher Ausbruch des Affects iſt, worin das Natürliche uns nicht gefallen kann, weil es uns mit Abſcheu gegen den moraliſchen Charakter der Perſon erfüllt. Es iſt eine Aufrichtigkeit hier, aber dieſe unwillkührliche Aufrichtigkeit hat ihre Quelle nicht in der ſchönen Einfalt des Herzens, und wir fühlen uns nicht angezogen, ſondern abgeſtoßen; es iſt ein Sieg der Natur und Wahrheit hier über Kunſt und Verſtellung, aber dieſe Natur iſt verdorben, und die Wahrheit darum empörend. Wollte vielleicht Jemand in dieſem Fall an Schiller appelliren, ſo zweifeln wir doch, daß er den Proceß gewinnen würde. Bekanntlich hat Schiller zwei Arten des Naiven unterſchieden. „Zum Naiven,“ ſagt er, „wird erfordert, daß die Natur über die Kunſt den Sieg davon trage, es geſchehe dies nun wider Wiſſen und Willen der Perſon, oder mit völligem Bewußtſein derſelben. Im erſtern Fall iſt es das Naive der Ueberraſchung und beluſtigt; in dem andern iſt es das Naive der Geſinnung und rührt.“ Jenes Naive würde demnach ein Naives der Ueberraſchung ſein, aber — beluſtigt es? Wer auch nur dieſem kleinen Fingerzeige weiter nachgehen will, der wird finden, daß alles Naive der Ueberraſchung ein Naives des Verſtandes ſein müſſe, denn nur als ſolches kann es beluſtigen oder aus einem andern Geſichtspunct als lächerlich erſcheinen. Ein Naives der Geſinnung, das zugleich ein Naives der Ueberraſchung wäre, iſt, nach Schiller ſelbſt, im Widerſpruch, indem Etwas nicht zugleich wider Wiſſen und Willen und mit völligem Bewußtſein geäußert werden kann. Es dürfte daher wohl bei der oben gegebenen Erklärung bleiben, und Schillers Erklärungen werden einige Modificationen erhalten müſſen. dd.

Näke (Guſtav Heinrich), ein hoffnungsvoller Hiſtorienmaler, oder vielmehr, wie die Franzoſen ſich ausdrücken, peintre de genre, geboren zu Dresden im Jahr 1786, Sohn des daſigen Hofraths und Oberamtmanns. Sein ſchon frühzeitig offenbartes Talent zur Kunſt bildete er auf der dortigen Malerakademie, die er von dem Jahre 1802 an beſuchte, und ſpäterhin unter beſondrer Leitung Graſſi's aus. Schon in ſeinem 20ſten Jahre erhielt ein öffentlich ausgeſtelltes Gemälde, „Amor, der dem Jupiter den Donnerkeil raubt,“ vielen Beifall; und im J. 1808 wurde dieſer ihm ungetheilt gezollt, als er mit einem „Beſuch der Eliſabeth bei Maria“ hervortrat. Die Einfachheit der Darſtellung, die beſondre Anmuth, Gemüthlichkeit und Lieblichkeit, welche dieſes Gemälde umſchweben, wirkten auf alle Beſchauer gleich mächtig, ungeachtet noch manche

Mängel daran zu finden waren. Es iſt dieſes Bild durch einen zwar kleinen, aber netten Kupferſtich in dem Taſchenbuch Urania für 1810 bekannt. In dem darauf folgenden Jahre ſtellte der junge Künſtler ein zweites Gemälde, welches denſelben Gegenſtand unter bedeutenden Veränderungen behandelte, aus, und bewährte durch die Fortſchritte, welche man im Vergleich ſeiner frühern Arbeit darin fand, die gemachten Hoffnungen. Nach einer mehrjährigen Pauſe erſchien endlich das Gemälde, welches ſeinen Beruf zur Kunſt vollkommen bewährte und ſeinen Ruf begründete: „Fauſt und Gretchen," nach Göthe's Dichtung. Kenner ſowohl als Nichtkenner waren von dem edlen Charakter, der Wahrheit und Einfachheit der Darſtellung, dem tiefen Gefühl, welches überall hervorleuchtete, der Anmuth des Colorits, der ganzen ſeelenvollen und fleißigen Behandlung, überraſcht und entzückt. Gleichen Beifall fand es auf der Kunſtausſtellung zu Weimar im J. 1812, ja ſelbſt der Dichter des Fauſt hat ihm dieſen Zoll nicht verſagt. Es iſt dieſes Bild ebenfalls in der Urania für 1815 in Kupfer geſtochen zu finden, desgleichen eine von Näke gezeichnete andre Scene aus dem Fauſt. Außerdem hat er dieſen Gegenſtand in einigen größern Bildern vortrefflich behandelt. Zu dem Beckerſchen Auguſteum hat dieſer Künſtler, welcher ſeit einigen Jahren in Rom lebt, mehrere Zeichnungen nach den beſten Antiken geliefert. RL.

Namur, vormals eine Grafſchaft und eine der ſiebzehn Provinzen der Niederlande, welche, größtentheils Oeſterreich unterwürfig, durch den Lüneviller Frieden mit an Frankreich abgetreten wurde; ſeit 1814 eine zum Königreiche der Niederlande gehörige Provinz, zu welcher noch einige Theile von Lüttich, Luxemburg, Brabant, Hennegau und Altfrankreich gekommen ſind. Nach dieſem Umfange enthält ſie auf 44½ QM. eine Bevölkerung von 120,000 Seelen. Der Boden, von außerordentlicher Fruchtbarkeit, iſt theils eben, theils erhebt er ſich zu niedrigen Hügeln, die man als die Vorberge der Ardennen anſehen kann, und die mit anſehnlichen Waldungen bedeckt ſind. Außer den Producten des Ackerbaues und anſehnlicher Viehzucht gibt es auch viel Eiſen, Kupfer, Blei, Galmei, Steinkohlen und Marmor. — Die Hauptſtadt Namur liegt am Einfluſſe der Sambre in die Maas, mit faſt ganz abgetragenen Feſtungswerken und einer Citadelle auf einem ſteilen Felſen; ſie enthält eine Kathedralkirche, 16 andere Kirchen und 16,000 Einwohner, welche beſonders viele und gute Meſſer verfertigen und einen bedeutenden Handel mit denſelben, ſo wie mit andern Eiſenwaaren unterhalten. Auch ſind hier Leder- und Tabaksfabriken, eine Glashütte und ſechs Meſſinghütten. Namur iſt der Sitz eines Biſthums, welches unter dem Erzbiſchof von Mecheln ſteht. Von 1715 bis 1782 gehörte Namur zu den ſogenannten Barriereplätzen. Die Stadt iſt in den Kriegen zwiſchen Frankreich, Deutſchland und Holland verſchiedene Male belagert und eingenommen worden.

Nancy, vormals die Haupt- und Reſidenzſtadt der Herzoge von Lothringen, jetzt die Hauptſtadt des franzöſiſchen Departements Meurthe, enthält 6000 Häuſer und über 28,000 Einwohner. Die Altſtadt iſt ſchon im J. 1070, und die Neuſtadt 1591 zu bauen angefangen worden. Die von Natur ſchöne Lage der Stadt zur Linken der Meurthe in einer angenehmen Ebene wird durch die Schönheit der Gebäude noch erhöht, die ſie vorzüglich dem König Stanislaus (dem Schwiegervater Ludwigs XV.), welcher hier ſeine Reſidenz hatte,

zu verdanken hat. Die Altſtadt iſt zwar unregelmäßig gebaut und finſter; die Neuſtadt aber eine der ſchönſten Städte, von einer ganz regelmäßigen Anlage, mit prachtvollen Gebäuden, ſchönen öffentlichen Plätzen und reizenden Spatziergängen. Beſonders zeichnet ſich der Königsplatz aus, von welchem eine Triumphpforte in den Platz Carriere führt, in deſſen Mitte eine Promenade und an deſſen Ende der Gouvernementspalaſt iſt, und von welchem ein ſchönes Thor in die Altſtadt und ein anderes in die Pepiniere, einen reizenden Spaziergang führt. Ferner iſt der Allianzplatz zu bemerken, welcher von zwei Säulen den Namen hat, die zum Andenken der berühmten Allianz zwiſchen Frankreich und Oeſterreich von 1756 errichtet wurden. Unter den Kirchen ſind die Hauptkirche und die Franziscanerkirche mit ihrer Rotunde ſehenswürdig, worin der letzte Herzog von Burgund, Carl der Kühne, ruht, der in der Schlacht bei Nancy 1477 gefallen war. Von wiſſenſchaftlichen Anſtalten befinden ſich hier eine Akademie, ein Lyceum, eine Geſellſchaft der Künſte und Wiſſenſchaften, eine öffentliche Bibliothek von 50,000 Bänden, ein phyſikaliſches Cabinet und ein botaniſcher Garten. Die Induſtrie beſteht in Fabriken von wollenen Zeugen, Strümpfen und gemalten Papieren; die Lichter von Nancy werden wegen ihrer vorzüglichen Güte bis nach Rußland verſendet.

Nangaſaki, wichtige Handelsſtadt im japaniſchen Reiche, auf der Inſel Kiu-Siu (Saikof, auch Ximo) mit einem Seehafen in der Mitte der durch zwei Vorgebirge gebildeten Bai Kiuſju, iſt mit ſehr hohen Bergen umringt. Die innere Stadt beſteht aus 26 Straßen und hat 62 Tempel, unter welchen der Suwatempel der berühmteſte iſt. Die Gaſſen ſind eng, krumm und uneben. Die Fremden werden in die Vorſtädte verwieſen und dort wie Gefangene bewacht; die Niederländer auf der Inſel oder Klippe Deſima, welche durch eine Brücke mit der Stadt verbunden iſt; die Chineſen auf Jakujin, am ſüdlichen Ende der Stadt. Im ganzen japaniſchen Reiche iſt dieſer Hafen allein den Chineſen und den Niederländern geöffnet; denn dieſe Letztern ſind unter den Europäern die Einzigen, welchen die Japaner erlauben mit ihnen zu handeln, doch auf ſo harte Bedingungen, daß die in Japan befindlichen Niederländer mehr Gefangenen als freien Leuten gleichen, die mit einem befreundeten Staate in Handelsverkehr ſtehen. Die Niederländer bringen hieher Zucker, Gewürze, Elfenbein, Eiſen, Arzneimittel, Salpeter, Alaun, Farben, Tuch, Glas, Uhren, Spiegel, mathematiſche Inſtrumente. Dagegen erhalten ſie Kupfer, Lack, Reis und einige Erzeugniſſe der japaniſchen Fabriken, als lackirte Waaren, Porzellan ꝛc. Sobald ein chineſiſches oder niederländiſches Schiff in Nangaſaki einläuft, werden nach Beendigung der gewöhnlichen Ceremonien und der gebräuchlichen Fragen die Waaren ausgeladen. Dann unterſuchen die kaiſerlichen Beamten (denn der auswärtige Handel iſt ein Monopol des Kaiſers) die Güte und Menge der Waaren und ſetzen den Preis dafür in denjenigen Waaren feſt, welche die Eigenthümer der Schiffe dagegen verlangen. Dieſe müſſen ſich dann entweder in die Vorſchläge der Japaner fügen oder ihre Waaren zurückführen; denn Dingen iſt unmöglich. Auf dieſe Art kauft der Kaiſer durch ſeine Commiſſionaire ausländiſche Waaren und verkauft ſie im Großen an die japaniſchen Kaufleute, die dann im Kleinen mit ihnen handeln. Nach den hohen Preiſen zu urtheilen, die man in Japan für die niederländiſchen Waaren gibt, muß man glauben, daß entweder

die Niederländer ſehr theuer dafür bezahlt werden oder daß der Kaiſer und ſeine Kaufleute hohe Preiſe ſetzen.

Nänie, Nänia, bedeutet 1. den Trauer- und Klaggeſang, welcher im Alterthum bei dem Begräbniſſe der Verſtorbenen geſungen wurde. Gewöhnlich wurden dieſe Leichengeſänge von Weibern geſungen, welche dazu gedungen waren und ſie ſelbſt verfertigt hatten. Da dieſe Lieder meiſtens keinen großen Werth hatten, ſo wurde das Wort Nänie oft für jedes ungereimte Lied von Ammen und Kindern, einen weinerlichen, klagenden Geſang, u. dergl. gebraucht; 2. bedeutet Nänie die Klagegöttin, welche beim Begräbniſſe der Greiſe angerufen wurde, und deren Capelle außerhalb Rom vor dem Viminaliſchen Thore ſtand.

Nankin, Nanking oder Nanquin, ein oſtindiſcher baumwollner, glatter Zeug von gelblicher, auch röthlicher Farbe. Er hat ſeinen Namen von der Stadt Nanking in China, woher ihn die Portugieſen zuerſt brachten; jetzt bringen ihn die Holländer, Engländer und Franzoſen in großer Menge zum Verkauf. Die Baumwolle, welche zu dieſem Zeuge verarbeitet wird, iſt von Gossypium religiosum L. Die Farbe derſelben iſt die natürliche und daher auch echt. Engliſcher Nankin iſt feiner von Geſpinnſt, wird aber aus weißer Baumwolle bereitet und gefärbt; weshalb ſeine Farbe verbleicht. In Frankreich, in der Schweiz und in Sachſen macht man jetzt den Nankin häufig nach. In der Schweiz druckt man verſchiedene Farben und Muſter darauf, und ſchickt viel davon nach America.

Nanking, oder Kiangning-fou, die Hauptſtadt der chineſiſchen Provinz Kiangnan, am Ausfluſſe des Yang-tſe-kiang, war die alte Reſidenz der chineſiſchen Kaiſer, ehe Peking dazu erwählt wurde. Ungeachtet ein Drittheil der Stadt in Ruinen liegt, ſo ſoll ſie doch noch eine Million Einwohner enthalten. Die Einwohner ſind mit den feinern Künſten des Luxus bekannt und zeichnen ſich durch ihre Sitten und Cultur aus. Sie hat ſchöne Thore, mehrere Bibliotheken, mediciniſche Akademien, Fabriken in einfachen und geblümten Atlaſſen, baumwollenen Zeugen (daher Nankin), Porzelan, Lack und vielen andern Waaren, überhaupt lebhafte Gewerbe und Handel. Das merkwürdigſte Gebäude iſt der 200 Fuß hohe Porzellanthurm, welcher von Backſteinen, mit Porzellan ausgelegt, erbaut, achteckig, neun Stockwerke hoch und von außen mit Schellen behangen iſt. Jedes Stockwerk iſt mit einer Gallerie umgeben, die mit Götzenbildern und Gemälden ausgeſchmückt iſt. Die Materialien dieſes ſchönen Gebäudes ſind ſo innig mit einander verbunden, daß es ſcheint, als ob es aus einem Stücke gemacht wäre.

Nannini (Agnolo), bekannter unter dem Namen Firenzuola, den ſeine Familie von ihrem Stammorte angenommen hatte, ein berühmter italieniſcher Schriftſteller, war 1493 zu Florenz geboren. Er ſtudirte zu Siena und Perugia, begab ſich darauf nach Rom, trat in den Orden von Vallombroſa und erhielt nach und nach die beiden Abteien von St. Maria di Spoleto und S. Salvador de Vajano. Er war von Jugend auf ein Freund des mehr berüchtigten als berühmten Pietro Aretino, dem er trotz ſeines geiſtlichen Standes in Anſehung der Sitten ähnlich war. Die Zeit ſeines Todes iſt unbekannt. Seine Werke, die nach ſeinem Tode erſchienen, tragen das Gepräge eines lebhaften, zur Satyre und Zügelloſigkeit geneigten

Geiſtes; ſie ſind theils in Verſen, theils in Proſa, und werden häufig von der Cruſca angeführt. Man findet darunter zwei Luſtſpiele, eine Nachahmung von Apulejus goldnem Eſel, acht Novellen, ein Geſpräch über die Schönheiten der Frauen, u. ſ. w. Die vollſtändigſte Ausgabe erſchien 1763 zu Florenz, 3 Bde. 8.

Nantes, Hauptſtadt des franz. Depart. Unterloire, von 13,000 Häuſern und 77,000 Einwohnern, liegt in einer ſehr ſchönen Gegend, zehn franz. Meilen von der Mündung der Loire, welche innerhalb der Stadt die Erdre und Chozinne aufnimmt, in der ehemaligen Oberbretagne. Sie iſt mit geebneten Wällen umgeben und hat fünf Vorſtädte, welche die Stadt an Umfang und Schönheit übertreffen, ein feſtes Schloß zur Beſchützung des Hafens, elf öffentliche Plätze, ſiebzehn Kirchen und überhaupt viele ausgezeichnete Gebäude. In Nantes befinden ſich der Stab der 12. Militairdiviſion, eine Handelskammer, ein Handelsgericht und ein Biſchof; — ferner: ein Lyceum, eine anatomiſche und chirurgiſche Schule, eine Schiffahrtsſchule, eine öffentliche Bibliothek, ein naturhiſtoriſches Cabinet und ein botaniſcher Garten. Sehr wichtig iſt die Induſtrie; denn es werden anſehnliche Fabriken in Piké, Kattun, gedruckter Leinwand, Hüten, Leder, Marokin, große Seilereien, Spinnmaſchinen, eine Zuckerraffinerie, Liqueurfabriken ꝛc. unterhalten. Auch verfertigt man viele Nägel, Plantagengeräthſchaften, Zuckermühlen und Keſſel für die Colonien. Der Handel, ſowohl mit Landesfabricaten und Producten, als auch der Speditions- und Zwiſchenhandel mit dem innern und ſüdlichen Frankreich, und beſonders der Seehandel, welcher mit 800 Schiffen betrieben wird und nach mehreren Theilen von Europa, Weſtindien und Africa geht, iſt von großer Wichtigkeit. Die größten Schiffe können zur Mündung der Loire hereinkommen, und gehen bis Paimboeuf, wo die Waaren abgeladen und auf kleinern Schiffen zu dem nicht weit davon entlegenen Nantes gebracht werden. In der Geſchichte iſt die Stadt wegen des Edicts von Nantes berühmt, durch welches König Heinrich IV. im J. 1598 den Reformirten des Königreichs die freie Ausübung ihrer Religion geſtattete, welches Edict aber von Ludwig XIV. im J. 1685 widerrufen wurde. In der Zeit der Revolution hat dieſe Stadt theils durch den bis unter ihren Thoren geführten Krieg der Vendée, theils durch die grauſamen Executionen (Noyaden und republicaniſchen Hochzeiten) des berüchtigten Carrier, theils durch die völlige Unterbrechung des Handels ſehr gelitten. Eine beſondere künſtleriſche Merkwürdigkeit von Nantes ſind die mit den 56 Wunderwerken Chriſti bemalten Fenſterſcheiben der Kirche zu St. Nicolas, die von Liebhabern und Kennern der Glasmalerei ſehr geſchätzt werden.

Najäen, ſ. Nymphen.

Naphtha, auch Bergbalſam genannt, iſt die feinſte Art des Bergöls, welches an durchdringender Feinheit beinahe dem Weingeiſte gleich kommt und wegen ſeiner Leichtigkeit ſelbſt auf geiſtigen Flüſſigkeiten ſchwimmt. Vorzüglich zeichnet ſie ſich durch die anziehende Kraft aus, die ſie gegen das Feuer zeigt, wodurch ſie ſich entzündet. Dieſe Eigenſchaft der Naphtha iſt von jeher häufig zu Feuerkünſten und Taſchenſpielereien benutzt worden. Sie verdünſtet ſchnell, riecht ſtark und durchdringend, iſt vollkommen durchſichtig und hat gewöhnlich eine gelbliche Farbe. Die weiße Naphtha iſt die ſeltenſte und vorzüglichſte, und ſcheint in ihrer

beſten Güte ein eigenthümliches Product von Aſien zu ſein, wo ſie in Perſien und auf einer Inſel des caspiſchen Meers, deren Namen Kämpfer Hanway und andere Reiſende verſchieden angeben, gefunden wird. Die gewöhnliche Naphtha findet man auch in vielen Gegenden des ſüdlichen Europa, z. B. Italien (bei Modena) und Frankreich (beſonders Elſaß und Lothringen), wo ſie, wie andres Bergöl, aus Felſenritzen quillt. Die Chemiker nennen auch den Vitriolähter Naphtha, und Andre verwechſeln dieſes Wort mit der mineraliſchen Mumie (einer ſeltnen Art des Erdpechs oder Aſphalts), welches in Perſien gefunden und hier oft mit Gold aufgewogen, ja ſogar demſelben vorgezogen wird.

Napier oder Naper (John) war der älteſte Sohn des Barons Archibald von Marchiſton in Schottland und wurde im J. 1550 geboren. Nachdem er von ſeinem Vater eine ſorgfältige Erziehung erhalten und auf der Univerſität St. Andrews ſeine Studien vollendet hatte, machte er eine große Reiſe durch Frankreich, Italien und Deutſchland. Weit entfernt, nach ſeiner Rückkehr die Bahn des Ehrgeizes in der öffentlichen Verwaltung zu betreten, überließ er ſich ganz der gelehrten Muße, deren Früchte die Welt in den mannigfaltigen Entdeckungen erkennt, die er machte. Mathematik war ſein Hauptſtudium. Nächſt dieſem machte die Bibel einen vorzüglichen Gegenſtand ſeiner Forſchungen aus. Die Entdeckung der Logarithmen in der Trigonometrie, welche von ſo großem Einfluß auf die Aſtronomie, Schiffahrt und praktiſche Geometrie geweſen iſt, hat ihn am meiſten berühmt gemacht. Der Titel des Handbuchs, worin er ſeine Lehre von den Logarithmen aus einander geſetzt hat, iſt: Mirifici Logarithmorum canonis constructio etc., wovon ſeit der erſten vorzüglichen Ausgabe von 1619 noch viele andere Ausgaben erſchienen ſind. Auch diejenigen, welche nicht in das Innere der mathematiſchen Wiſſenſchaften eingedrungen ſind, kennen Napier wenigſtens als den Erfinder der Naperſchen Stäbchen, auf deren jeder Seite ein Stück vom Einmaleins ſteht, wodurch man auf eine leichte Art multipliciren, dividiren und die Wurzeln ausziehen kann. Napier legte dieſe Erfindung in dem Werke: Rhabdologia seu numerationis per virgulas libri duo 1617 nieder. Wie angeſehn Napier ſchon bei ſeinen Lebzeiten im Auslande war, kann man daraus ſehen, daß der große Aſtronom Kepler ihm ſeine Ephemerides dedicirte. Napier ſtarb auf ſeiner Baronie zu Marchiſton im Jahre 1617.

Napoleon, ſ. Buonaparte (Napoleon).

Narbonne (Louis), aus dem Geſchlechte der alten Grafen von Narbonne, deren Stammtafel bis in das zehnte Jahrhundert hinauf verfolgt werden kann, war vor der Revolution Oberſt eines pieronteſer Infanterieregiments. Als dieſe ausbrach, ſchlug er ſich auf die Seite der Gemäßigten, welche eine conſtitutionelle Monarchie wollten, ward Oberſter der Nationalgarde von Beſançon, bald darauf Maréchal de Camp, und wurde 1791 von Ludwig XVI. zum Kriegsminiſter ernannt. Als ſolcher machte er im J. 1791 in Geſellſchaft der Frau von Staël eine militairiſche Inſpectionsreiſe an die Gränzfeſtungen am Rhein und die feſten Küſtenplätze an der See. In ſeinem Miniſterium erhielt er ſich trotz aller Anfechtungen, die er erfahren mußte, durch die Unterſtützung ſeiner Freunde, und beſonders des Abbé Fouchet, bis im März 1792, wo er ſich mit

Bertrand de Moleville, dem Miniſter der Marine, entzweite und vom König, der Letztern ſehr ſchätzte, entlaſſen wurde. Ein gerichtlicher Angriff, den man auf ihn machte, war fruchtlos, und er erhielt bei ſeinem Abgange vom Miniſterium eine ehrenvolle Erklärung der Nationalverſammlung. Nach einer kurzen Dienſtzeit bei der damals errichteten Armee des Centrums kam er nach Paris zurück, wo er einer gegen das Finanzielle ſeiner frühern Miniſterialverwaltung gerichteten Anklage aufs Neue glücklich entging. Um jedoch ähnlichen Stürmen auszuweichen, flüchtete er nach London, wo er, während Ludwigs XVI. Proceß in Paris verhandelt wurde, eine Rechtfertigungsſchrift dieſes Monarchen herausgab. Nach einem mehrjährigen Aufenthalte in der Schweiz kehrte er in Folge der Revolution des 18ten Brumaire, gleich einer Menge andrer Emigranten, nach Frankreich zurück. Im Jahre 1802 wurde er Diviſionsgeneral, im Jahre 1809 auf kurze Zeit Commandant der Feſtung Raab, nach Beendigung des Kriegs von 1809 franzöſiſcher Geſandter in München und im Jahre 1812 an der Stelle des Grafen Otto franzöſiſcher Ambaſſadeur in Wien. In demſelben Jahre vor Ausbruch der Feindſeligkeiten gegen Rußland ſchickte ihn Napoleon zum Kaiſer Alexander nach Wilna, um Verwilligungen zu erhalten, die den Krieg verhindern ſollten. Von dieſer fruchtloſen Miſſion zurückgekehrt, machte er den Feldzug gegen Rußland mit Auszeichnung mit, ward dann nach Berlin zum Könige von Preußen geſchickt, um denſelben in der Allianz mit Frankreich feſtzuhalten, und ging hierauf 1813 als Geſandter nach Wien Im Julius deſſelben Jahrs befand er ſich beim Prager Congreß, und als dieſer aus einander gegangen, folgte er wieder der Armee. Endlich ward er Commandant der Feſtung Torgau, wo er den 17ten November 1813 an den Folgen eines Sturzes mit dem Pferde ſtarb.

Narciſſe, ein bekanntes Blumenzwiebelgewächs, wovon mehrere Sorten in Deutſchland einheimiſch ſind. Man liebt ſie theils wegen des angenehmen Geruchs, theils wegen der zeitigen und ſchönen Blüthe. Den Vorzug verdienen die kleine gelbe Jonquille, die größere Tazette, die im Freien dauernden weißen (Narcissus poëticus) und gelben gefüllten (N. Bulbocodium).

Narciſſus. Narciſſus war nach der alten Mythologie der Sohn des Flußgottes Cephiſus und der Nymphe Liriope (oder nach einer ſeltneren Angabe Lirioeſſa). Tireſias, der Seher, hatte ihm nur dann ein hohes Alter prophezeiht, wenn er ſich ſelbſt nicht kennen lernen würde. Die ſchöne Geſtalt des jungen Narciß bewegte die Herzen aller Jünglinge und Nymphen. Echo verzehrte ſich und ward zur bloßen Stimme, als ihre Liebe zu ihm keine Gegenliebe fand. Aber da hatte auch ſeine Stunde geſchlagen. Von der Jagd erhitzt will er aus einer Quelle trinken, erblickt in derſelben zum erſten Mal ſeine eigne Geſtalt, und nichts kann nun den unglücklichen Jüngling von dieſer Quelle trennen. Die raſende Leidenſchaft zu ſich ſelbſt verzehrt ihn, und die mitleidigen Götter verwandeln ihn in die Narciſſe mit gelben Blättern. Dieſes iſt die gewöhnliche Sage, die am reizendſten von Ovid in den Metamorphoſen Lib. III. 339 — 510 beſungen worden iſt. Noch ſpät zeigte man bei Theſpiä in Böotien (in einer Gegend, wo noch jetzt nach Ausſage der Reiſenden viele Narciſſen wachſen) die unglückliche Quelle, die den Narziß zuerſt ſich ſelbſt gezeigt hatte. Man ſieht,

daß es eigentlich ein Mißbrauch dieſer alten Sage iſt, wenn die neuere Converſationsſprache oft einen ſelbſtgefälligen, in ſeine Geſtalt verliebten jungen Menſchen einen Narciß nennt.

Nardini (Pietro), einer der größten Violiniſten ſeiner Zeit, ward geboren zu Livorno im Jahre 1725. Er bildete ſich zu Padua unter Tartini, und brachte es bald dahin, daß er für den vorzüglichſten Schüler dieſes Künſtlers, dem ganz Europa den Rang des erſten Virtuoſen auf der Violine zugeſtand, gehalten wurde. Im Jahre 1762 wurde er bei der damals glänzenden Capelle an dem herzoglich würtembergiſchen Hofe zu Stuttgart angeſtellt. Als dieſe indeſſen im Jahre 1767 eine bedeutende Reduction erlitt, ging Nardini nach Livorno zurück. In dem darauf folgenden Zeitraum ſchrieb er ſeine meiſten Compoſitionen. Im Jahre 1769 beſuchte er ſeinen Lehrer Tartini zu Padua und pflegte ihn in ſeiner letzten Krankheit mit wahrhaft kindlicher Zärtlichkeit. Unter ſehr vortheilhaften Bedingungen ging er 1770 als erſter Violiniſt der Capelle des Großherzogs von Toscana nach Florenz, wo er den 7ten Mai 1796 ſtarb. Wir haben von ihm viele Compoſitionen für die Violine und auch einige Trio's für die Flöte. Seine Compoſitionen haben im Ganzen einen ernſten Charakter und verlieren, wenn ſie nicht im Geiſte der alten Tartiniſchen Schule vorgetragen werden. Nardini glänzte vorzüglich im Vortrage des Adagio; hier glaubte man oft mehr Geſang, als ein Inſtrument zu hören.

Narkotiſch, betäubend (von dem griechiſchen Worte ναρκοω). Es gibt mehrere Pflanzen, deren Geiſt die Verrichtungen des Nervenſyſtems in ſo hohem Grade ſtört oder gar unterdrückt, daß die Empfindung verändert wird oder ganz aufhört, bei fortgeſetzter Wirkung aber der belebende Einfluß des Nervenſyſtems auf den Organismus aufhört und das Leben ſelbſt zerſtört wird. (Vergl. den Art. **Gift**.) Dieſe Pflanzen enthalten ein ſolches narkotiſches Gift theils rein und hervorſtechend, theils mit andern ſcharfen oder aromatiſchen Säften vermiſcht, denen es untergeordnet iſt. Die Wirkung der narkotiſchgiftigen Pflanzen iſt daher auch nicht gleichförmig; manche wirken geradezu betäubend und ſtörend auf das Nervenſyſtem, wie das Bilſenkraut, der Schierling; andre wirken zuerſt auf das Blutſyſtem und ſelbſt auf das Gehirn erregend und hinterher oder nur in größern Gaben erſt betäubend, wie das Opium. Die äußern Erſcheinungen von dieſen Wirkungen ſind verſchieden, je nachdem die Portionen des genoſſenen Giftes groß oder klein, die Wirkung deſſelben ſich mehr auf die Empfindungs- oder auf die Bewegungsnerven wirkt. Manche narkotiſchen Gifte erregen Schwindel, Dunkelheit der Augen, andere heftige convulſiviſche, oft ſehr wunderliche Bewegungen aller Glieder, oder reizen zum unwillkührlichen heftigen Lachen; andre machen die Menſchen toll und raſend, andre verſetzen ſie in ſtille Verzuckungen; auf alle aber folgt endlich Lähmung und gänzliches Abſterben der angegriffenen Nerven. Die Anwendung **narkotiſcher** oder nervenbetäubender Mittel bedarf daher der größten Vorſicht. H.

Narr. Dieſes Wort bezeichnet zuerſt einen Menſchen, der durch allerhand luſtige Streiche, Reden und Poſſen ſich vor Andern auffallend macht. In dieſer Bedeutung zeigt es ſich häufig in den Zuſammenſetzungen, wie z. B. Hofnarr, Schalksnarr, und wird im

Diminutiv, wo man es beſonders vom weiblichen Geſchlechte gebraucht, als Närrchen oft etwas Liebenswürdiges. Zweitens verſteht man unter Narr einen Menſchen, der willkührlich den Regeln des geſunden Menſchenverſtandes oder der Klugheit zuwider handelt. Ein ſolcher iſt beſonders Gegenſtand des Lachens. Dieſer Begriff iſt in der Anwendung auf einzelne Individuen oft ſchwer zu behaupten, indem oft einzelne Menſchen von ihrem Zeitalter oder von ihrer Nation für Narren gehalten worden ſind, die von einem andern Volke oder von einer andern Zeit vergöttert wurden oder vergöttert worden ſeyn würden, wenn man ſie gekannt hätte. Zu dieſer zweiten Bedeutung des Worts Narr, wo es ein Ueberſchreiten der gewöhnlichen Straße anzeigen ſoll, gehören die Ausdrücke Weibernarr, Putznarr u. dgl. In einem engern Sprachgebrauche bezeichnet endlich Narr einen Menſchen, der des Gebrauchs ſeiner Vernunft gänzlich unfähig iſt, und iſt dann gleichbedeutend mit Wahnwitziger, Wahnſinniger. Ueber die pſychologiſchen Erſcheinungen der **Narrheit** vergleiche man die Art. **Geiſteskrankheiten, Melancholie, Irreſeyn, Wahnſinn.**

Narrenfeſt nannte man das Feſt, welches vom fünften bis zum ſechzehnten Jahrhundert in mehrern chriſtlichen Ländern Europa's regelmäßig mit den größten Narrheiten von Geiſtlichen und Laien gefeiert wurde, und eine der merkwürdigſten Erſcheinungen der Culturgeſchichte bleibt. Zu den Feſten der Heiden, welche die chriſtliche Religion nicht ſobald verdrängen konnte, gehörten die bekannten Saturnalien, die in der völligen Miſchung und Umkehrung aller Stände und der ausgelaſſenſten Fröhlichkeit ſelbſt unſere freieſten Carnevals übertrafen. Die Narrenfeſte waren eine chriſtliche Nachahmung der Saturnalien, die auch in der Zeit wenig von einander verſchieden waren, da dieſe im December, die Narrenfeſte um Weihnachten gefeiert wurden. Die Hauptfeierlichkeiten fielen auf den Tag der unſchuldigen Kindlein oder auf den Neujahrstag; ſie dauerten aber im Ganzen von Weihnachten bis auf den letzten Sonntag nach Epiphanias. Nachdem anfangs nur Chorknaben und junge Sakriſtanen die Hauptacteurs dabei gemacht hatten, nahmen bald alle Unterbedienten der Kirche und ſelbſt Laien Antheil daran, während der Biſchof oder der vornehmſte Geiſtliche des Orts mit den übrigen Canonicis die Zuſchauer abgaben. Die jungen Leute, welche die Hauptrolle bei dieſem Narrenfeſte, welches die Schriftſteller der damaligen Zeit auch das Feſt der Unterdiaconi, die Decemberfreiheit oder das Feſt der Calendä nennen, ſpielten, wählten aus ihrer Mitte einen Biſchof oder Erzbiſchof der Narren, und weihten ihn unter vielen lächerlichen Ceremonien in der Kathedralkirche ein. Der erwählte Narrenbiſchof nahm hierauf den gewöhnlichen Sitz des Biſchofs auf dem Throne ein und ließ in ſeiner Gegenwart das Hochamt halten, wenn er nicht vorzog es ſelbſt zu halten und dem Volke unter lächerlichen Grimaſſen den Segen zu geben. Während dieſer Zeit übten die in allerlei Maskenkleidungen eingehüllten Narren in der Kirche tauſend Thorheiten und Poſſenſtreiche aus; man ſang in der Kirche die obſcönſten Lieder, führte die üppigſten Tänze auf, und nahm die verdächtigſten Stellungen an. Wie ſich dieſes Alles mit der ſo gerühmten echten Religioſität des Mittelalters reimen läßt, mag man ſich ſelbſt beantworten. Wir haben noch die Ceremonienbücher oder Ritualien, nach welchen an vielen Orten das Narrenfeſt begangen wurde. In einem derſelben wird die Proſe, die man an dem St. Stephans-

tage auf dem Narrenfeſte in der Kirche ſang, Eſelsproſe, und die, welche an dem Tage Johannes des Evangeliſten geſungen wurde, die Ochſenproſe genannt. Nach dem Ritual des Narrenfeſtes in der Stadt Sens ſpielten die Prieſter, während der Narrenbiſchof das Hochamt hielt, auf dem Altar mit Würfeln und warfen ſtinkendes Räucherwerk in das heilige Rauchfaß. Die erſte Entſtehung dieſes Feſtes ſoll in Frankreich zu ſuchen ſein. Was Deutſchland betrifft, ſo haben wir nur noch von den am Rhein befindlichen Städten Nachricht, daß das Narrenfeſt daſelbſt gefeiert worden; woraus man aber nicht ſchließen darf, daß es in den übrigen deutſchen Kirchen nicht gefeiert worden ſei. So allgemein herrſchend indeſſen das Narrenfeſt geweſen zu ſein ſcheint, ſo iſt es doch von einzelnen Päpſten, Biſchöfen, franzöſiſchen und ſpaniſchen Concilien häufig verdammt und verboten worden. Auch die Sorbonne verbot es im J. 1444. Aber alle dieſe Verbote rühren erſt aus einer Zeit her, wo die Dämmerung des neuen Lichtes ſchon angebrochen war, welches Europa vom ſechzehnten Jahrhundert an völlig erleuchtete. Indeſſen fehlte es auch zur Zeit dieſer Verbote nicht an eifrigen Vertheidigern des Narrenfeſtes, von denen einer erklärte, daß das Narrenfeſt eben ſo heilig und Gott angenehm ſei, als das Feſt der unbefleckten Geburt der Mutter Gottes.

Narrenkappe,
Narrenkolben, } ſ. Hofnarren.

Narrenſchiff, ſ. Brant (Sebaſtian).

Narſes, ein Verſchnittener am Hofe des Kaiſers Juſtinian I. zu Konſtantinopel, deſſen Vaterland unbekannt iſt. Durch ſeine Talente ſchmeichelte er ſich bei dem Kaiſer ſo ein, daß dieſer ihn zum Kammerherrn und kaiſerlichen Privatſchatzmeiſter machte. Im Jahre 538 wurde er an die Spitze eines Corps geſtellt, welches den kaiſerlichen Feldherrn Beliſarius in Italien bei der Vertreibung der Oſtgothen unterſtützen ſollte. Allein die Uneinigkeit, welche ſich bald zwiſchen ihm und Beliſarius zeigte, veranlaßte ſeine Zurückberufung. Indeſſen wurde er im Jahr 552 aufs Neue nach Italien geſchickt, um den Fortſchritten des Gothen Totila Einhalt zu thun. Er eroberte Rom, nachdem er den Totila geſchlagen hatte. Mit gleichem Glücke beſiegte er den Tejas, den die Gothen an die Stelle des Totila zu ihrem Könige erwählt hatten, und im Frühjahr 554 den Anführer der Alemannen Buccellinus. Nachdem Narſes auf dieſe Weiſe faſt ganz Italien von den Oſtgothen und andern mit ihnen verbündeten Barbaren gereinigt hatte, erhielt er die Statthalterſchaft über dieſes Land, welche er funfzehn Jahre lang verwaltete. Indem er den öffentlichen Schatz auf alle Weiſe zu bereichern ſuchte, erregte er das Mißvergnügen der ihm untergebnen Provinzialen, die ihre Klagen durch Deputirte von Rom vor den Thron des Kaiſers Juſtinian II. brachten. Narſes wurde in ſchimpflichen Ausdrücken ſeiner Statthalterſchaft entſetzt und rächte ſich an dem kaiſerlichen Hofe dadurch, daß er die Lombarden zu jenem Einfall in Italien einlud, welcher nicht lange nachher unter dem Lombardenkönig Alboin erfolgte. Doch haben einige Schriftſtellre und insbeſondere Muratori gezweifelt, ob Narſes wirklich Antheil am Einfall der Lombarden gehabt habe. Nach ſeiner Entſetzung hielt er ſich in Neapel und Rom auf, und ſtarb in hohem Alter im Jahre 567.

Naruszewicz (Adam Stanislaus), als Dichter und Hiſtoriker in der Literargeſchichte Polens gleich ausgezeichnet, war am 20ſten October 1733 aus einer alten Familie in Litthauen geboren, trat 1748 in den Jeſuitenorden, und ward nach ſeiner Rückkehr von einer Reiſe durch Deutſchland, Frankreich und Italien Vorſteher bei dem damaligen Collegium nobilium der Jeſuiten in Warſchau. Nach Aufhebung dieſes Ordens trug ihm der König, welchem ſeine vorzüglichen Talente nicht unbemerkt geblieben waren, im J 1773 auf, von den erſten wichtigen Theilungsverhandlungen Polens Alles gehörig zu Papiere zu bringen. Seine Arbeit, von welcher nichts gedruckt erſchienen iſt, fand bei dem Könige ſolchen Beifall, daß dieſer ihn zu einer vollſtändigen Geſchichte von ganz Polen ermunterte und ihn bei ihrer Ausarbeitung auf das großmüthigſte unterſtützte. Dieſes mit ſcharfſinniger Kritik, ausgebreiteter Beleſenheit, und in einem gedrängten, ſchmuckloſen und nach dem Tacitus gebildeten Style abgefaßte Geſchichtswerk iſt das wichtigſte, das je über die polniſche Geſchichte erſchienen iſt, und zugleich ein Meiſterſtück der polniſchen Literatur Es enthält die Geſchichte der Piaſten Leider iſt es bei weitem nicht beendigt. Der erſte Band, der ungewiſſen früheſten Geſchichte Polens beſtimmt, welcher am Schluſſe des Ganzen nachgeliefert werden ſollte, iſt nie erſchienen. Naruszewicz hinterließ eine Sammlung von Materialien zu dieſem Werke, die er aus verſchiednen öffentlichen und Familienarchiven zuſammengetragen hatte, in 360 Foliobänden. Sie iſt nach den Regierungsjahren der einzelnen Könige geordnet und befindet ſich jezt bei dem berühmten Thadäus von Czaky, dem Verfaſſer eines trefflichen Werks über die litthauiſchen Geſetze, der Naruszewicz Geſchichte fortſetzen wird. Als Dichter zeichnete ſich Naruszewicz in mehrern Gattungen höchſt rühmlich aus, beſonders fanden ſeine Idyllen großen Beifall. Noch beſitzt man von ihm eine polniſche Ueberſetzung des Tacitus in 4 Bänden, in welcher er nicht nur den Geiſt des Originals ſehr richtig aufgefaßt, ſondern auch die kräftige Kürze des Styls zum Bewundern glücklich nachgebildet hat; ein Leben des litthauiſchen Feldherrn Joh. Carl Chodkiewicz (Warſchau 1805, 2 Bde. 8.); Tauryka oder Geſchichte der Tatarn, und mehrere andre Schriften Er ſtarb aus Gram über das Schickſal ſeines unglücklichen Vaterlandes am 8. Julius 1796 zu Warſchau im 63ſten Jahre, und wurde auch wegen ſeines edeln und menſchenfreundlichen Charakters allgemein betrauert. A—s.

Narwa, Stadt und Feſtung zweiter Claſſe, im ruſſiſchen Gubernium St. Petersburg, am weſtlichen Ufer der Narowa, die aus dem Peipusſee kommt, bei Joala einen Waſſerfall bildet, und zwei Meilen von hier in den finniſchen Meerbuſen fließt. Sie hat einen Hafen, eine Börſe, ein Zeughaus, 450 Häuſer von guter Bauart und 3600 Einwohner, größtentheils Deutſche, welche eine Nägelfabrik, eine Reppſchlägerei und ſieben Sägemühlen unterhalten. Wichtiger iſt der Handel. Jährlich kommen an 100 Schiffe an. Man verſendet vornämlich Balken, Bretter, Flachs, Hanf und Getraide. Die Narwaſchen Neunaugen und geräucherten Lachſe ſind bekannt und beliebt. Auch iſt dieſe Stadt merkwürdig durch den großen Sieg, welchen König Carl XII. von Schweden über die Ruſſen im J. 1700 erfocht. Leztere eroberten 1704 Narwa mit Sturm.

Naſe iſt ein Theil des Geſichts und enthält das Organ des Geruchs. Ihr äußrer, zwiſchen den Backen hervorragender Theil hat zur Hälfte eine aus zwei Naſenknochen beſtehende Grundlage, die ſich zwiſchen den Augen an das Stirnbein anſetzen. Die Spitze aber iſt von Knorpel und macht den Eingang zur Naſenhöhle. Die Höhle wird durch eine knöcherne Wand der Oberkinnlade und durch die Gaumenbeine vom Munde getrennt, öffnet ſich aber hinter den Mandeln und dem Zapfen mit ihm gemeinſchaftlich in den Schlund; nach oben ſteht ſie mit den Stirnhöhlen in Verbindung, ſo wie mit den Zellen des Siebbeines (Labyrinth), womit ſie gleichſam eine Höhle auszumachen ſcheint, indem nicht nur die papierdünnen Seitenknochen des Siebbeines nebſt den Thränenbeinen die Augen und Naſenhöhlen trennen, ſondern auch die mittlere Scheidewand des Siebbeines (ſenkrechte Platte) ſich in den Pflugſchaar, d. i. die Scheidewand der Naſe, fortſetzt. Noch ſtehen zu beiden Seiten die in der Oberkinnlade befindlichen Highmorshöhlen und die hintern Höhlen des Keilbeins mit der Naſenhöhle im Zuſammenhange. Vom Labyrinthe des Siebbeins ragen zwei Paare muſchelförmig gewundene Knochen parallel mit der Scheidewand in die Naſe herab, ein drittes Paar ſteht tiefer und bedeckt gerade die Oeffnungen der Highmorshöhlen. Die ganze innere Fläche der Naſe und ihrer Seitenhöhlen iſt mit einer ſchleimabſondernden Haut (der Schneiderſchen Haut) ausgekleidet, in der ſich der Nerv für das Geruchsorgan verbreitet. Er zeichnet ſich durch große Weichheit aus, dringt durch die obern Oeffnungen des Siebbeins aus der Schädelhöhle herab, zertheilt ſich hier in 12 bis 14 Aeſte, und geht von hier, wo ſeine Maſſe die Härte anderer Nerven angenommen hat, in die Schneiderſche Haut, größtentheils in die Mitte der Naſe und ihre Scheidewand. Hier iſt demnach hauptſächlich der Ort, wo das Geruchsorgan die Düfte der riechenden Körper appercipirt; auch müſſen die muſchelförmigen Knochen, die zu beiden Seiten herab liegen, darauf großen Einfluß haben, denn ihre Geſtalt ändert ſich auffallend in den Thieren, nachdem die Natur ihnen die Naſe zum Wegweiſer für thieriſche oder vegetabiliſche Speiſe gab. Vergl. den Art. **Geruch**. F.

Nashorn, Rhinoceros, ein großes vierfüßiges Thier, welches ſich in allen Gegenden der alten Welt findet, die an und zwiſchen den Wendekreiſen liegen. Es iſt faſt ſo lang als der Elephant, aber niedriger. Seine Haut iſt ſparſam mit Haaren beſetzt; auf der Naſe ſitzt ein krummes zurückgebognes Horn, deſſen ſich das Thier als Angriffs- und Vertheidigungswaffe bedient. Daſſelbe iſt zwei Fuß lang, von Farbe dunkelgrün, und wie ein Pflugſchaar gekrümmt. Aus dieſen Hörnern werden viele kleine Werkzeuge, und am Vorgebirge Becher gedrechſelt, die eine gifttreibende Kraft beſitzen ſollen. Man findet ſie auch in Kunſt- und Naturalienſammlungen. Die Haut wird zu Schilden, Meſſerſcheiben ꝛc. benutzt. — Im Innern von Africa hat vor Kurzem ein engliſcher Reiſender eine Nashornart mit zwei Hörnern entdeckt und Rhinoceros Simus benannt.

Naſſau. Die Wiege des Hauſes Naſſau iſt das Schloß Laurenburg an der Lahn, in der ſeit 1643 ſo benannten Grafſchaft Holzapfel. Als den Stifter des Geſchlechts nennt man mit großer Wahrſcheinlichkeit **Otto von Laurenburg**, den Bruder des Königs Conrad I. (im zehnten Jahrhundert). Unter ſeinen Nach-

kommen wurde Walram I. (ſt. 1020) durch ſeine Söhne der Stifter zweier Linien. Der ältere, Walram II., pflanzte die Linie Laurenburg fort, die in der Folge nach dem 1181 gebauten Schloſſe Naſſau ſich nannte; der jüngere, Otto, vermählte ſich mit der Erbin von Geldern, und ſtiftete die Linie Naſſau-Geldern, welche 1523 erloſch. Die naſſauiſchen Erblande theilten 1255 die Söhne Heinrichs II., des Reichen. Walram, der ältere, nahm die ſüdlichen; Otto, der jüngere, nahm die nördlichen Länder. Dieſe beiden Linien, die Walramiſche und Ottoiſche, blühen noch jetzt; die jüngere, welche durch Heirath und Teſtament 1531 auch das kleine Fürſtenthum Orange (Oranien in der Dauphiné) erwarb, regiert über die Niederlande. Walrams Sohn Adolf wurde zum deutſchen Kaiſer erwählt 1292, und verlor das Leben in der Schlacht bei Gellheim 1298, durch ſeinen Mitbewerber Albrecht von Oeſterreich. Seine Nachkommen theilten ſich in mehrere Zweige, von denen der jüngſte endlich 1605 in der Perſon des Grafen Ludwig II. alle Länder wieder vereinigte. Seine Söhne gründeten drei Linien: a) Saarbrück, die ſich 1735 in die Aeſte Saarbrück-Uſingen (ſtarb aus 1816) und Saarbrück-Saarbrück (ſtarb aus 1797) ſpaltete; b) Idſtein, welche ſchon 1721 erloſch; und c) Weilburg welche ſeit 1816 alle Beſitzungen der Walramiſchen Linie wieder vereinigt hat. Die Grafen der Walramiſchen Linie machten zuerſt 1688 und 1737 Gebrauch von der erneuerten, aber ſchon 1366 von Carl IV., einem Grafen von Naſſau, ertheilten Fürſtenwürde; doch konnten ſie erſt 1803 Sitz und Stimme im Fürſtencollegium auf dem Reichstage erlangen. Durch die franzöſiſche Revolution hatten ſie die Grafſchaft Saarbrück und mehrere Aemter auf dem linken Rheinufer (zuſammen 20 Quadratmeilen mit 53,000 Einwohnern) verloren. Dafür entſchädigte der Receß von 1803 die Linie Uſingen mit 36 Quadratmeilen und 93,000 Einwohnern. Naſſau-Weilburg erhielt für 8 Quadratmeilen mit 19,000 Einwohnern, die es verlor, 16 Quadratmeilen mit 37,000 Einwohnern. Auch der Rheinbund, den ſie 1806 mit ſtiften halfen, vergrößerte ihr Gebiet mit 31 Quadratmeilen und 84,500 Einwohnern, und gab dem Senior des Hauſes den Herzogstitel. Sämmtliche naſſauiſche Länder wurden zu einem ſouverainen, vereinten und untheilbaren Herzogthum erklärt. Durch Tauſchverträge, den 31ſten Oct. 1815, mit Preußen erhielten der Herzog und der Fürſt von Naſſau einen Theil der Länder der Ottoiſchen Linie (Dietz, Hadamar, Dillenburg ohne Burbach, einen Theil von Siegen u. ſ. w.) und die niedre Grafſchaft Katzenelnbogen. Auch beſtätigte die Wiener Congreßacte ihr Erbrecht auf das Großherzogthum Luxemburg nach dem Ausſterben der Ottoiſchen Linie. Als ſouverainer Fürſt des deutſchen Bundes theilt der Herzog von Naſſau mit Braunſchweig den dreizehnten Platz. Im Plenum hat er zwei Stimmen und den vierzehnten Platz. — Das Herzogthum Naſſau gränzt an die preußiſche Provinz Niederrhein, das Großherzogthum Heſſen und Frankfurt. Der Rhein umfließt ſüdlich das Land und nimmt bei Lahnſtein die ſchiffbar gemachte Lahn auf. Es beſteht 1. aus den alten naſſauiſchen Beſitzungen: Uſingen, Weilburg, Dietz, Dillenburg ohne Burbach; aus Hadamar, Antheil an Siegen, Beilſtein und Antheil an Hachenburg, 50 Quadratmeilen mit 161,000 Einwohnern; 2. aus neuen Erwerbungen im Mainziſchen, Trierſchen u. ſ. w., dann Sulzbach, niedre Grafſchaft Katzenelnbogen, Soden,

Weiperfelden u. a. Reichsrittergüter, 45 Quadratmeilen mit 120 000 Einwohnern, 3. die Souverainitäts- oder ſtandesherrlichen Länder: Antheil an Runkel, Holzapfel und Schaumburg, Weſterburg und Schadeck, 9 Quadratmeilen mit 21,000 Einwohnern. Das Ganze enthält 104⅘ Quadratmeilen mit 302,769 Einwohnern. Ein Drittel davon ſind, wie der Hof, reformirt; ein Drittel Lutheraner; beide haben ſich 1817 zu einer „evangeliſch-chriſtlichen Kirche" vereinigt, die übrigen ſind katholiſch. Das mehr bergige als ebene Land, welches der Taunus mit ſeinen Waldhöhen und romantiſchen Thälern ſchmückt, iſt ſehr fruchtbar. Es erzeugt im Rheingau die edelſten Weine zu Hochheim, Rüdesheim, Johannisberg, St. Marcusbrunnen, u. ſ. w. Auch ſind die Mineralquellen zu Wisbaden, der Hauptſtadt, Niederſelters, Geilnau, Fachingen, Ems, Langenſchwalbach und Schlangenbad berühmt. Die Einkünfte des Herzogthums wurden 1817 auf 1,557,784 Gulden geſchätzt, die Staatsſchuld auf 6 Millionen Gulden. Als Contingent zur Bundesarmee werden 1680 Mann geſtellt, 3000 Mann aber gehalten. Der regierende Herzog Wilhelm (geboren 1792) von Naſſau reſidirt zu Weilburg und in dem ſchönen Schloß Biberich, trat d. 25. April 1817 zu dem heiligen Bunde und gab ſeinem Lande d. 27. Januar 1818 eine landſtändiſche Verfaſſung in zwei Kammern; der Adel bildet die Herrenbank; und zweiundzwanzig Deputirte werden vom Lande gewählt. Zur Landesuniverſität iſt, nach einem Vertrage mit der hannöverſchen Regierung, Göttingen erklärt worden. Von der Uſingiſchen und von der Saarbrückiſchen Linie ſind nur noch Prinzeſſinnen am Leben. Ueber die jüngere Linie des Hauſes Naſſau, die Ottoiſche, ſ. d. Art. Niederlande.

Nation. Nationalität. Nationalcharakter. Die Natur begründet mancherlei Verſchiedenheiten unter den Menſchen, welche erſt bei erreichter höherer Cultur erkannt und immer freier ausgebildet werden. Zu dieſen gehört auch die Nationalität (das Nationſeyn) oder das Leben der Menſchen unter der Form und Eigenſchaft einer Nation, woraus dann der Nationalcharakter oder die in dem Leben und in der Geſchichte der Nation ausgebildete Eigenthümlichkeit einer Nation hervorgeht, welche wir in gewiſſen übereinſtimmenden und unwillkührlich wiederkehrenden Aeußerungen ihrer Glieder wahrnehmen. Die Beſtandtheile der Nationalität aber oder das, was die Nationalität begründet, iſt die gleiche Abſtammung und Sprache der auf verſchiednen Erdtheilen wohnenden Menſchen; daher man auch die Nation beſchreiben kann als einen durch gleiche Abſtammung und Sprache ausgezeichneten Theil der erdbewohnenden Menſchheit. Alſo angeſehen iſt die Menſchheit die Idee, welche alle Nationen umſchlingt, und die Nationalität ſollte nur als Form der Menſchheit erſcheinen. Wie nun aber vorzüglich Abſtammung und Sprache ſo große Verſchiedenheiten begründen, kann ſchon aus folgenden Andeutungen einleuchten. Die Abſtammung iſt es, welche in Verbindung mit beſondern Klimaten und Erdtheilen, in welche die anwachſende Menſchenmenge ſich verbreitete, eine beſondere Bildung der Körper vorzüglich begünſtigt. Letztere tritt als Allgemeines der Familienähnlichkeiten einer Nation, z. B. in den Nationalphyſiognomien, ſichtbar hervor. Dieſe Beſonderheit der Bildung ſteht dann wieder mit einem beſondern Verhältniſſe der Menſchen zur Natur, mit beſondern Neigungen, herrſchenden Temperamen-

ten u. ſ. w. in Verbindung. Vorzüglich wichtig aber iſt der Einfluß auf die Sprachorgane, ohne deren Verſchiedenheit unter den Menſchen mehrere Sprachen nicht möglich ſein würden. Deſſen ungeachtet wäre es thöricht, dieſe Verſchiedenheit der Sprachen blos von dem Aeußern, und nicht auch vorzüglich von der unter Raum- und Zeitverſchiedenheiten ſich entwickelnden Eigenthümlichkeit des innern Zuſammenlebens aller durch Abſtammung und gemeinſamen Erdaufenthalt vereinigten Menſchen ableiten zu wollen. Denn wie das Innere und Aeußere überall in Wechſelwirkung ſteht, ſo muß eben ſowohl die gemeinſame und verſchiedne Bildung der Sprachorgane und des hiermit in natürlicher Verbindung ſtehenden Gehörs die Verſchiedenheit der Sprachelemente, als die gemeinſame und verſchiedne Richtung, welche das Denken, Fühlen und Begehren nimmt, auf die Bildung, Verbindung und Gliederung dieſer Sprachelemente zu einem gemeinſchaftlichen Bezeichnungsſyſtem des innern und äußern Lebens einen unverkennbaren Einfluß äußern. Die Sprache iſt es alſo vorzüglich, welche die Glieder einer Nation verbindet und ſie von andern Nationen unterſcheidet; denn in der Sprache wird, namentlich in der Aſſociation der Worte mit Begriffen und in den ihr eigenthümlichen Geſetzen der Wortbildung und Worfügung, ſo wie in den gangbaren Sprüchen und Redensarten eines Volks, die in ihr herrſchende Denk- und Gefühlsweiſe gegenſtändlich und zur Norm erhoben. In der Sprache wird das Edelſte mitgetheilt, und wie ſich Wiſſenſchaft, Poeſie, Gewerbe und Privatleben ihre Sprache bilden, verſchieden durch die Herrſchaft des Begriffes oder der Anſchauung, ſo beſtimmt auch wieder die Sprache das Denken und Dichten des Gelehrten, Künſtlers und Geſchäftsmannes auf verſchiedne Weiſe und meiſt unwillkührlich. Allgemein iſt dies auch in unſerer Zeit ausgeſprochen worden in dem Satze: die Sprache iſt Nationaleigenthum und Nationalheiligthum eines Volks und Dasjenige, was alle Glieder deſſelben auf das innigſte verbindet. Hier muß jedoch bemerkt werden, daß die Begriffe des Volks und der Nation oft verwechſelt werden. Denn wenn man unter Volk nicht überhaupt eine unbeſtimmte Menſchenmaſſe oder eine Vereinigung mehrerer Familien verſteht, welche in einem gewiſſen Landſtriche verbunden lebt, ſo fällt auch der Begriff des Volks mit dem Begriffe der Nation keinesweges zuſammen. Denn nicht immer beſteht ein Volk aus einer Nation, ſo wie nicht immer eine Nation ein Volk bildet. Der Begriff des Volks im engern Sinne nämlich deutet auf einen Staat hin, welcher (wie der preußiſche) eben ſowohl mehrere Nationen begreifen kann, als eine Nation (z. B. die deutſche) mehrere Völker oder Staaten umfaßt. Das günſtigſte Geſchick iſt einer Nation dann zu Theil geworden, wenn ſie (wie die franzöſiſche) zugleich nur einen Staat, mithin ein Volk bildet, das, unter einer Verfaſſung und Oberherrſchaft vereinigt, ſtark und kräftig jedem äußern Feinde widerſtehen kann und mit mächtigem Anſehn ausgerüſtet iſt. Dann wird auch ihr Nationalcharakter und die Nationalehre feſter und entſchiedner ſich ausſprechen, ohne durch Trennungen und innere Reibungen der Glieder der Nation verwiſcht oder geſchwächt zu werden, wie dieſes z. B. bei den Deutſchen der Fall iſt. Letzteres iſt oft der Grund, warum man einer Nation ſogar den Nationalcharakter völlig abgeſprochen hat; obgleich, wie ſchon aus dem Obigen hervor-

geht, wo nur immer eine Nation beſteht, ſie auch nicht ohne dieſen gedacht werden kann, nur daß derſelbe ſich mehr oder weniger ausgezeichnet äußert und hervortritt. Ja das Beſtehen einer Nation ſcheint nur durch Staatseinheit, Nationaltugend und Religion vollkommen geſichert. — Von dem Nationalcharakter ſcheint noch wichtig anzuführen, welchen Einfluß er auf das Individuum habe, oder wie er ſich zur Individualität verhalte, und wie man ihn demnach aufzufaſſen hat. Was Erſteres anlangt, ſo iſt der Nationalcharakter nicht Etwas, das ſich dem Individuum ſo nothwendig aufdringt, daß nicht ein Individuum durch ſeine Richtung demſelben mehr oder weniger entgegenwirken könnte. Daher gibt es auch Individuen verſchiedner Nationen, welche ſich in nationellen Zügen ähnlich ſind, wie Glieder einer Nation. Am meiſten wirkt der Nationalcharakter auf Diejenigen ein, welche ſich deſſelben nicht bewußt werden, mithin auf die kräftige und unverdorbene Maſſe des Volks, welche (wenn nicht ſelbſt geſellige Cultur die Hauptſeite des Nationalcharakters iſt) durch geſellige Verhältniſſe den kräftigen Charakter ihrer Nation noch nicht abgeſchliffen hat. Daraus folgt alſo das Zweite, daß man das Edle des Nationalcharakters in dem kräftigern und unverdorbenern Volke, ſeine Schattenſeiten aber unter den höhern Ständen finde und aufzufaſſen habe. Weil aber eine Nation nicht blos aus allen ihren gleichzeitigen, ſondern auch aus allen ihren nach einander lebenden Gliedern beſteht, und jeder Charakter, alſo auch der Nationalcharakter, oder die beſondre Richtung und Individualität, welche eine Nation als Ganzes zeigt, und wodurch ſie eben ſowol ihre Glieder verbindet, als ſie ſich eben dadurch von andern Nationen unterſcheidet, in dem Leben der Nation ſich allmählig entwickelt; ſo muß, wer den Charakter einer Nation entwickeln will, auch ihre Vergangenheit und Gegenwart kennen. Im letztern Falle iſt es erſt vollkommen möglich, die urſprünglichen Züge des Nationalcharakters von den abgeleiteten, ſo wie das Weſentliche von den zufälligen Aeußerungen einer Nation, und was einer Nation eigenthümlich angehört, (das Nationale) von dem, was ſie mit andern gemein hat, zu unterſcheiden. (Ueber verſchiedne Nationalcharaktere ſiehe Kants pragm. Anthropologie, S. 295.) Hier bleibt noch immer die Frage übrig, ob der Nationalcharakter Etwas ſey, was die Natur aus der Nation gemacht, oder vielmehr Etwas, was die Nation aus ſich ſelbſt gemacht und gegeben habe. Denn ob zwar Abſtammung und Sprache die Grundlagen der Nationalität ſind, welche jedes Nationalglied ohne ſein Zuthun empfängt, ſo läßt ſich doch das Gegebene weiter fortbilden und zur eigenthümlichen Geſtalt erheben. Darum pflegen wir auch z. B. zu ſagen: Dichter und Philoſophen bilden die Sprache. Allein auch hier darf die herrſchende Wechſelwirkung zwiſchen Freiheit und Naturnothwendigkeit nicht überſehen werden. Wo nämlich in irgend einer Nation ein großer Mann aufſteht, der nach außen lehrend, bildend oder herrſchend wirkt, und dem Staate, der Kunſt, der Wiſſenſchaft auf lange Zeit ſeinen unſterblichen Geiſt einhaucht und ſeiner Sphäre einen neuen Schwung gibt, da wird derſelbe erſt aus dieſer Nation entwickelt und gebildet, und das Geſammtleben der Nation wirkt auf ihn (denn in dem Genius ſind Empfänglichkeit und Selbſtthätigkeit in gleicher Energie vorhanden) eben ſo kräftig ein, als er mit Freiheit das Geſammtleben ſeiner

Nation ergreift, es eigenthümlich geſtaltet oder in irgend einer Sphäre kräftig ausprägt. Von großen Geiſtern ſagt man, ſie ſtehen über einer Nation. Dies heißt eben ſowohl: in ihnen lebt und ſammelt ſich die Nationalkraft in eigenthümlicher Form (Individualität) und wirkt in der beſondern Sphäre, als: ſie bilden und leiten die Nation und beſtimmen ſo den Nationalcharakter durch ihr freies Wirken. Was Erſteres anlangt, ſo finden wir oft, daß auch die größten Geiſter, ſelbſt wo es darauf ankam, die Beſchränktheit ihres Nationalcharakters in Beziehung auf Gehalt oder Form zu überwinden (z. B. die franzöſiſchen und deutſchen Dichter), ihre Nationalität nicht verleugnen konnten und derſelben häufig ihren Zoll abtrugen. Eben ſo finden wir auf der andern Seite Kunſt, Wiſſenſchaft und jedes wahrhaft Menſchliche einer Nation, was in ihr äußeres Leben eingreift, wenn wir die Geſchichte derſelben überblicken, an das Leben und die Erziehung ihrer genialen Geiſter angeknüpft und von ihnen gleichſam ausgehend und verbreitet. Hier alſo zeigt ſich, was die Freiheit aus der Nationalität macht, und wie ſie auf die Bildung des Nationalcharakters einwirkt. Und hier treffen Freiheit und Nothwendigkeit abermals zuſammen. Denn einen großen Mann nennen wir wahrhaft den, welcher Ideen in gegebnen und geſchaffnen Verhältniſſen mit eigenthümlicher, ungemeiner Energie durchführt und zu realiſiren ſich beſtrebt. Die Natur oder das Schickſal hat ihm vorgearbeitet, er findet Verhältniſſe, und ſein Platz iſt ihm in ſeiner Nation beſtimmt, die er nicht wählen, ſondern als die ſeinige, als mit ihm verwandt, umfaſſen ſoll. Auch die hier gegebnen Verhältniſſe und das Eigenthümliche ſeiner Nation faßt der große Geiſt mit ſcharfem Blicke und im Lichte der Ideen auf, die ihn beſeelen. Er betrachtet ſie nicht als etwas Zufälliges und Willkührliches, ſondern etwas Nothwendiges und Ehrwürdiges; er ſieht in dem Gegebnen der Nation Anlage und Beſtimmung; er durchſchaut, was die Nation in irgend einem Kreiſe werden kann, und er leitet nun mit gottähnlicher Kraft und durch freieres Eingreifen in die gegebnen Verhältniſſe ſeine Nation in Thaten und Werken unverrückten Blicks zu dieſem Ziele hin. Darum ſcheint in Zeiten, wo unter einer Nation große Männer entſtanden ſind, dieſelbe ein ſchnelleres und bewegteres Leben zu führen und ſich raſcheren Gangs ihrer Beſtimmung zu nähern, als ſonſt in Jahrhunderten. Lange dauert noch der Schwung in dem Nationalleben fort, wenn der Beweger nicht mehr iſt, und es entwickelt ſich eine Zukunft, die der Genius ſchon geſehen; denn vor ihm ſchließt ſich Vergangenheit und Zukunft auf. In dieſer Entwickelung aber tritt der Nationalcharakter vorzüglich in der Maſſe hervor, auf die ſein Geiſt belebend wirkte. — Aus dem oben Geſagten kann auch klar ſeyn, wie ſich die Bildung des Individuums zu der Nationalbildung und Erziehung verhält, und wie dieſe zur Menſchheit. Denn wenn Nationalität die Menſchheit iſt, ſofern ſie ſich bei einer Nation in einer beſondern Form oder beſtimmten Beſchaffenheit findet, mithin die Menſchheit über oder vielmehr in der Nationalität ſeyn ſoll, ſo darf auch der Nationalcharakter nie ſo weit gehen und Erziehung und Bildung ihn dahin führen wollen, daß er dem freien Verkehre der Völker und Menſchheit Eintrag thut, und ſteten Haß zwiſchen ihnen nährt. Eine Nation, welche ſich auf dieſe Weiſe abſchließt und von der Gemeinſchaft in der Menſch-

heit abgeſondert, würde ſelbſt geiſtig zurückbleiben, und ſich eine freie humane Entwicklung verſchließen. Ein warnendes Beiſpiel ſtellte die alte Zeit in der hebräiſchen Nation auf. In das **entgegengeſetzte Extrem** fällt die Volksbildung und Erziehung, wenn ſie aus vorgeblicher Humanität zu einer ſchwächlichen Allerweltsliebe erhoben wird, die oft, beſchönigend Univerſalität genannt, ſich ohne Haltung und Kraft jedem Fremden anſchmiegt und anhängt, wodurch der Nationalcharakter mit der Nationaleinheit zerfallen und verſchwinden muß. Die wahre Erziehung iſt daher Erziehung des **Individuums** unter der Form der kräftigen Nationalität zur **Menſchheit**. Sie iſt **individuelle** Erziehung, ſofern ſie die ſchon gegebene Individualität nicht vernichten, ſondern berückſichtigen und zu einer eigenthümlichen Menſchheitsform erheben will. Sie iſt **Nationalerziehung**, wiefern dies unter dem Charakter der Nation geſchieht, und in wie fern ſie hauptſächlich das Gefühl der Nationalehre und Nationaleinheit ohne Haß und Verblendung zu beleben und zu erhalten ſucht. Eine ſolche iſt auch den Deutſchen Noth! T.

Nationalbewaffnung, ſ. **Landwehr**.

Nationalbildung. Gemeinſame Eigenthümlichkeiten der Abſtammung, der Landesart, des Wohnſitzes, der Sprache und Sitte drücken den Gliedern jedes zur Nation zuſammengewachſenen Menſchenvereins das Gepräge einer beſondern Nationalität auf, deren Merkmale ſich in demſelben Grade allmählig zu verwiſchen pflegen, in dem der Verkehr mit andern Nationen die Anſichten freier und das Emporſteigen der Cultur zur reinen Humanität die Formen des Lebens milder und idealiſcher macht. Eben ſo wenig, als einem vernünftigen Erzieher einfallen kann, ein Kind zu der Individualität, mit der es geboren iſt, erſt bilden zu wollen, wird die Nationalität (ſ. d. vorigen Art.), welche bei einer ganzen Nation daſſelbe iſt, was bei dem Einzelnen die Individualität, zum Endzwecke der Nationalbildung gemacht werden dürfen; denn wenn Bildung überhaupt ein abſichtliches Richten des Strebens der geſammten Menſchenkraft zum Vollkommnern und dieſes wiederum immer das Allgemeine und Ideale iſt, ſo hat das Beſondere der Natur und Art des Individuums, in dem alle ſeine Unarten und Mängel wurzeln, für den Bildner nur den Werth einer Grundlage, auf die er bauen, oder einer rohen eckigen Form, die er veredeln und abrunden ſoll. Dieſe von der Natur gegebene Grundlage und Form, die Nationalität, muß der Nationalbildner ſorgfältig erforſchen, als den Gegenſtand ſeines Geſchäfts behandeln und bei der Wahl der anzuwendenden Bildungsmittel genau berückſichtigen, um ſowohl die Idee der Menſchenbildung (ſ. d. Art.) mit dem Leben ſeiner Nation in ungezwungenen Zuſammenhang zu ſetzen und ihre Ausführung unter den Localitäten, die ſeine Wirkſamkeit bedingen, möglich zu machen, als auch jede Einmiſchung von Elementen einer fremden Nationalität, die die Perſönlichkeit und Freiheit der ſeinen zugleich gefährden würde, abzuwehren. Wahre Nationalbildung iſt daher das von dem Charakter ſeiner Nationalität bedingte Streben eines Volks, die Idee der reinen Menſchheit in allen ſeinen Gliedern möglichſt zu verwirklichen und dadurch eine intellectuell, ſittlich und bürgerlich vollkommene Nation zu werden, dies Streben gehe nun ohne Verabredung und Abſicht durch ſelbſtändiges Fortſchreiten einzelner Genien und freie, gelegentliche Mittheilung

der von ihnen geſchaffenen Bildungsmittel an die Uebrigen oder unter der Leitung öffentlicher, für einen geſetzlich aufgeſtellten Zweck berechneten Anſtalten durch Uebereinkunft, Gewöhnung und Zwang von Statten. Der erſte dieſer beiden Fälle iſt der gewöhnliche und der glücklichere. Die Cultur der Originalvölker des Alterthums wuchs und entwickelte ſich zugleich mit ihrer Nationalität, und nur darum wurde die Nationalbildung der Griechen ſo muſterhaft, weil ſie aus dem innern Leben dieſes glücklich organiſirten Volkes ſelbſt hervorgehend mit genialiſcher Kraft und in behaglicher Freiheit zum Ziele der Menſchheit fortſchritt. Minder glücklich gedeiht die Nationalbildung in dem andern Falle, wo ſie als eine Angelegenheit der Regierungen behandelt, unter die Leitung der Fürſten geſtellt und wohl gar mit politiſchen Nebenzwecken vermengt wird. Welche Früchte der aſiatiſche Despotismus, der ſcheu vor dem Lichte ausländiſcher Bildung und eiferſüchtig auch auf einheimiſche hervorragende Kräfte unaufhörlich beſchäftigt iſt abzuſchneiden und niederzudrücken, für die Bildung der Völker hervorbringt, iſt auch unſern Zeiten bekannt, und um den engherzigen Sinn und das ſteife kleinliche Weſen, das er erzeugt, in der Nähe zu ſehen, dürfen wir nicht erſt zu den Chineſen und Japanern gehen. Andrer nicht zu gedenken zeigt das unglückliche Spanien, wie die ſchönſten nationellen Anlagen und Kräfte unter den Feſſeln einer inhumanen, finſtern Regierung verkümmern müſſen. Aber auch ſelbſt da, wo der gute Wille der Fürſten miniſterielle Bureaux der Aufklärung und Volksbildung in Thätigkeit ſetzte, hat man bis jetzt nur ſpärliche Treibhauspflanzen geſehen, und noch immer leidet die deutſche Nation an den Nachwehen jenes Mißgriffs ihrer Großen, ihr einen überrheiniſchen Nationalgeiſt einzuimpfen, der ſie in Widerſpruch mit ſich ſelbſt verwickelte und über ihre eigne Nationalität ungewiß machte. Die gegenwärtige Organiſation der Staatsverfaſſungen und das mächtige Vordringen des Zeitgeiſtes erlaubt den Regierungen freilich nicht, bei dem Streben ihrer Völker zur Bildung, wie wohl ſonſt häufig geſchehen, müßige Zuſchauer abzugeben; aber ſoll ihr Einfluß wohlthätig bleiben, ſo mögen ſie ſich damit begnügen, den Communen, aus denen ihr Volk beſteht, hinreichende Fonds zur Unterhaltung ihrer Bildungsanſtalten zu laſſen, über die Einſtimmigkeit der Tendenz deſſen, was in dieſen Anſtalten geſchieht, zur veredelten Menſchheit zu wachen, den in ihrer Gewalt ſtehenden Geiſt der bürgerlichen Verfaſſung und Verwaltung dieſer eines Volkes allein würdigen Tendenz immer mehr anzupaſſen, das vaterländiſche Große und Gute ins Licht zu ſtellen und der egoiſtiſchen Präponderanz einzelner Claſſen und Stände nicht minder ſorgfältig, als dem Einſchleichen fremdartiger, unverträglicher Elemente in das Leben des Volks zu wehren. Wie aber eine Nation, die in mehrere ſich gegenſeitig mit unbrüderlicher Eiferſucht betrachtende Staaten zerfallen und dadurch jeder fremden Willkühr blosgeſtellt iſt, je dahin kommen ſoll, ſich eines gemeinſamen nationalen Lebens zu erfreuen und inniger, als bisher durch das Band gleicher Sprache und Literatur geſchehen konnte, für den Zweck einer in allen Provinzen gleichmäßig fortſchreitenden Nationalbildung zu vereinigen, läßt ſich nicht abſehen. Das Wiederaufregen ihrer alterthümlichnationalen Kunſt und Poeſie, das Dringen und Ermahnen ihrer Schriftſteller wird wenig vermögen, ſo lange die directen und indirecten Gegenwirkungen fortdauern, die

von den Mächtigen ausgehen und durch das Privatintereſſe der Einzelnen unterhalten werden. Was in dieſem Artikel von der Nationalbildung geſagt iſt, gilt größtentheils auch von der Bildung eines Volks im engern Sinn, in wie fern der Volkscharakter im engern Sinn, der auf der Gemeinſchaft einer bürgerlichen Verfaſſung (oder darin, daß eine Menſchenmaſſe einen Staat ausmacht,) beruht, mit dem Nationalcharakter (ſ. d. vorigen Art.) zuſammenfällt. E.

Nationalconvent, ſ. Frankreich.

Nationalfeſte. Der glücklichſte Himmelsſtrich für die ſchöneren Keime der Bildung des geſelligen Menſchen iſt die Freude; daher greifen National- oder Volksfeſte tief ein in die heitere Entwicklung des Volkslebens und des Nationalcharakters zur Gutmüthigkeit und zum Gefühle der Geſammtkraft. So wie aber jene Feſte aus dem Volksleben ſelbſt und aus dem Nationalcharakter hervorgehen, eben ſo müſſen ſie auch in dieſer doppelten Hinſicht von der Regierung beachtet und geachtet, gehegt und gepflegt, und wenn nun einmal die Polizei um dieſelben ſich bekümmern ſoll, durchaus nur auf Volksleben und Nationalcharakter bezogen werden. Man zeige alſo dabei dem Volke Vertrauen; man laſſe es nach eigener Luſt gewähren; man bewache nicht die innere Ordnung, den Gang des Feſtes, ſondern nur die Grenzen der Freiheit, innerhalb deren ſich die Volksfreude unbelauert und ungeſtört bewegen darf. Alle Volksfeſte waren in ihrem Urſprunge religiös; oft auch in ihrer Form. Dann bezogen ſie ſich auf das Schickſal des Vaterlandes, und was damit zuſammenhing, auf die Großthaten der Altvordern, oder auf folgenreiche Ereigniſſe; noch andere waren der Feier der Natur, dem Wechſel der Jahreszeiten und der Freude gemeinſchaftlich vollbrachter Werke geweiht. Wohl dem Volke, das viel ſolcher Feſte in ſeinem Schooße erzeugt hat! Darum ordneten alle Erzieher roher Völker, und die weiſeren Geſetzgeber der alten und der neuern Zeit öffentliche Feſte an, in denen der Einzelne ſich als das Glied eines Ganzen erkennen und dieſer edleren Genoſſenſchaft ſich erfreuen lernte. Durch ſolche Feſte verband Moſes die Stämme der Israeliten; daher die Wallfahrten der Chriſten und der Mohamedaner; das große Feſt der Sonne, durch welches Manco Capak die Peruaner entwilderte. Doch vor allen verſtanden es die lebensfrohen Griechen, durch Volksfeſte und Volksſpiele den Nationalſinn zum gemeinſamen Streben für alles Gute, Schöne und Große anzuregen. Bekannt ſind ihre olympiſchen, pythiſchen, iſthmiſchen und nemeiſchen Feſtſpiele, wo Wettkämpfe aller Art den Genuß eines friſchen, kräftigen Lebens erhöhten und das Gefühl der Volkseinheit in den verſchiedenen Staatsgeſellſchaften lebendig und rege erhielten. Bei den Römern arteten die früheren religiös-politiſchen Volksfeſte, als Mittel einer herrſchſüchtigen Politik der Imperatoren, nur zu bald in bloße Schauſpiele roher Sinnenluſt aus. Unter den neueren Völkern beſitzt keine Nation ſo viel Sinn und Gemüth (nichts weniger als bloße Schaubegierde) für die Feſte des öffentlichen Geſammtlebens, als die deutſche. Sie hat es bewieſen bei der Feier des 18. Octobers, am Jubelfeſte der Reformation, bei dem Feſte der Freiwilligen in dem preußiſchen Staate; und wie mancher deutſche Fürſt hat nicht bei Regierungs- und Hoffamilienfeſten die Liebe ſeines fröhlichen Volks in den rührendſten

Aeußerungen erkannt! Das froheſte Volk in Deutſchland iſt wohl das öſterreichiſche, ſo wie unter den größeren Städten Europa's Wien gewiß die fröhlichſte iſt. Aber keine Stadt hat auch ſolche volksfeſtliche Tage als Wien; daher die große Gutmüthigkeit ſeiner Einwohner, und doch dabei welche Kraft, welche Charakterſtärke in den Zeiten der Gefahr, und welche Anhänglichkeit an ihre milde Regierung! Nur für die deutſche Nation als ſolche gibt es noch kein allgemein veranſtaltetes Nationalfeſt. Die Aufrichtung des deutſchen Bundes iſt freudelos vorübergegangen, als ob er nicht ſei, denn eine kalte publiciſtiſche Form! Die Feier des 18. Octobers ſogar wurde in manchen Ländern ungern geſehen oder verhindert. So wenig hat man die Vorſchläge beherzigt, welche von mehreren Seiten her zur Anorduung allgemeiner deutſcher Volksfeſte gemacht worden ſind! K.

Nationalgarden. Was ehemals in Deutſchland die noch jetzt in mehreren europäiſchen Staaten übliche Landmiliz, d. i. ein zum Felddienſt auf den Nothfall beſtimmter, heerpflichtiger Volkstheil, welcher das ſtehende Heer ergänzen und unterſtützen ſoll, auf keine Art leiſtete, und was die neuere Form der Landwehr und des (z. B. im Großherzogthum Weimar) wieder aufgehobenen Landſturms eben ſo wenig beabſichtigt *) — das unnatürlich erweiterte Heerweſen, eine Erfindung der Machtpolitik, welche die Streitkraft des Volks vom Volke und von der Conſtitution, wo eine vorhanden iſt, gänzlich getrennt, und in ein blindes Werkzeug der höchſten Gewalt verwandelt hat, auf die urſprüngliche Idee einer geſetzlichen, der Civilbehörde untergeordneten, Volksbewaffnung zum Dienſte und Schutze der Nation zurückzuführen, — das hat zuerſt die franzöſiſche conſtituirende Nationalverſammlung in der Bildung der Nationalgarden auf eine dem Begriffe des wahren Bürgerthums angemeſſene Art beſtimmt und geſetzlich aufgeſtellt. Sie erklärte ſchon den 12. Junius 1790, daß nur derjenige die Rechte eines wirklichen Bürgers ausüben könne, welcher ſeine Dienſtpflicht in der Nationalgarde erfülle. Hierauf wurde den 29. September 1791 eine ſtehende (sédentaire) Orts = und Departements = Nationalgarde organiſirt, welche aus einer freien Werbung — je Ein Mann von zwanzig Bürgern — gebildet, ihre Officiere ſelbſt wählte, und Sold, Waffen und Uniform erhielt; damit ward die feierliche Erklärung der Nationalverſammlung (den 29. December 1791) verbunden: „die franzöſiſche Nation entſage jedem Eroberungskriege, und werde nie ihre Streitkräfte gegen die Freiheit irgend eines Volks gebrauchen." Im Mai 1792 ward die Zahl der Bataillone der Departements = Nationalgarden auf 216 beſtimmt. Allein bald nöthigten die diplomatiſchen Maßregeln Oeſterreichs und Preußens, ſo wie die Rüſtungen der Emigranten an den Grenzen Frankreichs, die franzöſiſche Regierung, ebenfalls eine kriegeriſche Stellung anzunehmen; das ſtehende Heer wurde der Hebel der neuen Republik, und der Ruhm der franzöſiſchen Waffen erweckte wiederum die alte erobernde Staatskunſt. So geſchah es, daß die Nationalgarde ſelbſt ein bloßes Mittel wurde, um das ſtehende Heer gegen innere und äußere

*) Beide ſind nämlich nichts als Surrogate, um die Maſſe der koſtbaren ſtehenden Heere, ohne große Koſten, im Nothfalle ſchnell zu verdoppeln und zu vervielfachen.

Feinde, zur Unterdrückung wie zur Eroberung, zu verſtärken. Dies bewirkte vorzüglich der 13. *Vendemaire* (5. October 1795) — an welchem Tage Bonaparte mit den Linientruppen des Convents die Nationalgarden der pariſer Sectionen (welche ſich gegen den Terrorismus, d. i. den Despotismus der vollziehenden Gewalt, erklärt hatten) beſiegte und das ſtehende Heer wieder zu einem blinden Werkzeuge der höchſten Gewalt erhob. In Folge dieſes Tages ward (d. 8. October) der Generalſtab der pariſer Nationalgarde aufgelöſt, und ihre oberſte Leitung dem General der Armee des Innern übergeben, dadurch aber die Idee einer geſetzlichen, der Civilbehörde untergeordneten, zum Schutz und Dienſt der Bürger beſtimmten, Volksbewaffnung vernichtet. Nun konnte, einige Monate ſpäter, das Directorium mobile Colonnen aus der ſtehenden Orts-Nationalgarde errichten. Endlich, im Auguſt 1797, gelang es den beiden geſetzgebenden Räthen, der ſtehenden Nationalgarde wiederum eine geſetzliche Organiſation zu geben. Bei dieſer ließ es auch Napoleon der Form nach; doch unterwarf er das ganze Inſtitut ſeiner Militairpolitik. Denn indem er mit den conſcribirten Heeren das Ausland überzog, bildete er aus den Nationalgarden zahlreiche Legionen, welche die Küſten und Grenzfeſtungen bewachten, oder den Dienſt im Innern verſahen; für eine ſchnelle und durchgreifende Policei aber errichtete er eine, in dem Heerweſen mitbegriffene, von der Nationalgarde gänzlich getrennte, zahlreiche Gendarmerie. Allmählig wußte er auch der Nationalgarde den kriegeriſchen Stolz der Linientruppen einzuflößen. Als er nämlich im Jahre 1810 aus den Nationalgarden der nördlichen Departements, welche bei den Landungen der Engländer ſich brav gehalten, ein Regiment von vier Bataillonen bildete, und daſſelbe der kaiſerlichen Garde unter dem Namen *Nationalgarde der Garde* einverleibte, galt dies in Frankreich als Ehre und Belohnung! Im J. 1812 aber ging er noch weiter. Denn am 13. März erfolgte das merkwürdige Senatsdecret zur Bildung der Nationalgarde in drei Bans, wovon der *erſte* alle junge Männer von 20 bis 26 Jahren, die nicht zum activen Dienſte berufen worden, der *zweite* alle waffenfähige Männer von 26 bis 40 Jahren und der *dritte*, oder Arrier-Ban alle tüchtige Leute von 40 bis 60 Jahren umfaßte. Doch berief er aus dem erſten Ban nur 100 Cohorten, jede zu 1000 Mann, zum activen Dienſte, auch ſollten ſie nicht außer dem Gebiete des Reichs fechten, wozu ſie jedoch (1813) theilweiſe freiwillig ſich zu erklären bewogen wurden. Zugleich nahm er durch die Verordnung vom 14. März 1812, welche ſeine Staatsgewalt in eine vollendete Militairgewalt umſchuf, die ganze Kraft des waffenfähigen Theils der Nation in ſeine Hand. Darum erhielten auch ſämmtliche Schulen eine militairiſche Disciplin. Gleichwohl konnten alle dieſe Einrichtungen ſeinen Sturz nicht aufhalten! Nach der Rückkehr der Bourbons ſuchte die Partei der Royaliſten die Bildung der Nationalgarde von ihrem Einfluſſe abhängig zu machen. Der Bruder des Königs erhielt den Oberbefehl über dieſelbe in ganz Frankreich. Sie durfte nicht einen ihrer Officiere ernennen u. ſ. w. (Siehe Frankreich im J. 1818.) Endlich ſiegte auch hier die Macht der öffentlichen Meinung, und die Nationalgarden erhielten eine der Conſtitution angemeſſenere Einrichtung. Es wurde nämlich 1818 der Generalſtab der Nationalgarden in

Frankreich aufgelöſt und Monſieur legte die Stelle eines Generaloberſten derſelben nieder; ſie ſelbſt wurden wieder den Präfecten und dem Miniſterium des Innern untergeordnet. Werden ſie nach ihrer urſprünglichen Idee vollends geſetzlich ausgebildet, und wird das ſtehende Heer auf den nothwendigen Stamm beſchränkt, ſo gibt Frankreich das erſte Beiſpiel, wie der Schutz der Bürger und der Ordnungsdienſt für die Nation den Bürgern ſelbſt am zweckmäßigſten geſetzlich anzuvertrauen ſei. K.

Nationalgeld iſt der *Vermögensmeſſer*, welcher beſtimmt iſt, *den Werth der beim Nationalverkehr in den Tauſch kommenden Waaren zu meſſen und mit einander zu vergleichen.* Dieſer Vermögensmeſſer kann in ſinnlichen Dingen (*Realgeld*), er kann aber auch in bloßen Begriffen (*Idealgeld*) beſtehen. Wie die edlen Metalle zum *Weltgeld* (ſ. d. Art.) ganz vorzüglich geſchickt ſind, ſo ſind ſie es auch zum *Nationalgeld*, ſie machen jedoch nicht die einzigen Genußmittel aus, welche dieſe Fähigkeit beſitzen, ſondern alle Güter von einem dauerhaften und ziemlich gleichförmigen Werthe laſſen ſich dazu anwenden. So diente bei allen Völkern älterer Zeit das Vieh, und bei den Römern, zu *Julius Cäſars* Zeiten, ſogar das Grundeigenthum als allgemeiner Vermögensmeſſer der Nation. Von den beiden Hauptgattungen der edlen Metalle aber, dem Golde und Silber, eignet ſich Letzteres weit mehr zum Nationalgeld als Erſteres, denn die größere Menge dieſes Metalls iſt auf der Erdoberfläche gleichmäßiger vertheilt und läßt den Preis deſſelben beſſer überſehen und verfolgen, der größere Raum, welchen es einnimmt, macht die Verſendung, ſo wie das Einſchmelzen, ſchwieriger und den Gewinn dabei unbeträchtlicher, es iſt alſo ſeiner Natur nach träger und aus demſelben Grunde muß in einem gegebenen Zeitraum der Goldpreis allenthalben viel größern Schwankungen unterworfen ſein, als der Silberpreis. (S. *Geld*.) KM.

Nationalgüter, im ſtaatswirthſchaftlichen Sinne, ſind Grundſtücke, über welche die Nation als Eigenthümerin vermittelſt eines Geſetzes verfügen kann. Dieſe Benennung kann nur in repräſentativen Staaten vorkommen. In allen übrigen heißen Landgüter, die dem Staate gehören, Domainen oder Kammergüter. (S. d. Art. *Domainen*.) Die Nationalgüter gehören alſo nicht zu dem Nationalvermögen (d. i. zu dem Vermögen, das alle Staatsglieder als ihr Privateigenthum zuſammen beſitzen), ſondern zu den unmittelbaren Quellen des öffentlichen Eigenthums oder des *Staatsvermögens*. Wenn man das letztere, der Natur der Sache gemäß, in ſeinen weſentlichen Beſtandtheilen für unveräußerlich anſehen muß, ſo hören die Nationalgüter, die durch ein Geſetz für *unveräußerlich* erklärt worden ſind, auf, Nationalgüter zu heißen; ſie werden dadurch *Staatsgüter* oder unveräußerliche Domainen. Indeß unterſcheiden die Staatswirthſchaftslehrer dieſe Begriffe nicht ſo genau, als es die franzöſiſchen Geſetzgeber gethan haben. Dieſe haben gewiſſe Nationalgüter für unveräußerliche Staatsgüter erklärt, z. B. die Krondomainen; andre dagegen, z. B. die Staatswaldungen, ſind (mittelſt eines Geſetzes, das im Budget beſonders enthalten ſein muß) veräußerlich, oder Nationalgüter geblieben. — Die Geſchichte der Nationalgüter in Frankreich iſt wichtig, um zu begreifen, wie die Revolution mit dem von Sieyes

ausgeſprochenen Worte zuſammenhing: il faut que les propriétés reſtent, mais que les propriétaires changent, und wie der veränderte Zuſtand der Grundeigenthümer in Frankreich jetzt eine Wiederherſtellung der Ordnung vor 1789 unmöglich macht, wenn man nicht Land und Volk in eine neue Revolution ſtürzen will. In Frankreich entſtanden die Nationalgüter durch mehrere conſtitutionelle Beſchlüſſe, welche das dringende Bedürfniß, der Finanznoth abzuhelfen, nothwendig gemacht hatte. Daher beſtätigte der König den Beſchluß der Nationalverſammlung vom 2. Nov. 1789, daß alle geiſtliche Güter (man ſchätzte ſie auf mehr als 3000 Mill. Livres) zur freien Verfügung der Nation ſtänden, und den Beſchluß vom 19. Dec. 1789, nach welchem alle königliche Domänen (bis auf neun Luſtſchlöſſer) in die Maſſe der Nationalgüter geworfen wurden. Zugleich erlaubte ein Geſetz den Verkauf dieſer Güter bis auf den Belauf von 400 Mill., und wies darauf eben ſo viel Aſſignaten (ſ. d. Art.) an, welche nach Mirabeau's Vorſchlag (den 17. April 1790) als National-Papiermünze in Umlauf kamen. Kurz vorher (den 13. Febr.) war die Maſſe der Nationalgüter durch die Einziehung der Klöſter vermehrt, und zugleich (den 18ten März) beſchloſſen worden, eine Anzahl Nationalgüter den verſchiedenen Municipalitäten zu verkaufen; ein wichtiger Beſchluß, der alle Städte an die neue Staatsform feſſelte. Endlich erklärte man, noch vor Neckers Abgang, den 29ſten Junius, alle Nationalgüter, mit Ausnahme der Krondomainen und der Waldungen, für veräußerlich. Damit wuchs auch die Zahl der Aſſignate. Dieſe wurde den 12ten Septbr. 1790 bis auf 1300 Mill. geſetzt, ſtieg aber nach und nach bis auf nahe an 40 000 Mill. Livres (im Febr. 1796). Hierdurch wurde der größte Theil der Käufer der Nationalgüter zu eifrigen Anhängern der Revolution gemacht, und eine beinahe gänzliche Umwälzung in dem Privatvermögen bewirkt. Damit begann aber auch der unſichere Stand des Papiergeldes und die Spielwuth der Agiotage. Endlich kam noch dazu die Unſicherheit des Beſitzes ſolcher Nationalgüter, die zu den am 27. Julius 1792 eingezogenen Gütern der Emigranten gehört hatten. Denn im Weſten und Süden war der Ankauf derſelben beinahe unvermeidlich mit der äußerſten Gefahr verknüpft. Auch erfolgten Ausſtreichungen von der Emigrantenliſte, und die Zurückkehrenden erhielten zum Theil ihre Güter zurück, wenn ſie noch nicht verkauft waren. Die erſten Käufer von Nationalgütern ſuchten daher dieſelben bald wieder zu verkaufen, ſo daß faſt nur der dritte, vierte Beſitzer ſein Eigenthum an denſelben für geſichert hielt. Auch wurden ſie in dieſer Abſicht zerſtückelt und theilweiſe verkauft. Als Ludwig XVIII. auf den Thron zurückgekehrt war, unterließ er durch eine beſondere Erklärung die Sicherheit des gegenwärtigen Beſitzſtandes der Grundeigenthümer feierlich anzuerkennen und zu gewähren. Vielmehr wurde die Zurückgabe der unverkauften Emigrantengüter durch ein Geſetz ausgeſprochen. Sofort verbreitete ſich die Meinung, den zurückgekehrten Emigranten müßten ihre ſämmtlichen Güter zurückgegeben werden. Nun ſtand das Intereſſe von wenigſtens drei Millionen Menſchen, in deren Händen ſolche Güter waren, auf dem Spiel, und dies trug nicht wenig zu der Kataſtrophe vom 20. März 1815 bei. Ein Glück war es, daß die Kammern vom Jahr 1816 u. f. und daß das Miniſterium Ludwigs XVIII. im Geiſte

der Conſtitution die Rechtmäßigkeit der Käufe von Nationalgütern anerkannten. Seitdem hat die Legislatur die noch vorhandenen Nationalgüter als Staatsdomaine von der Krondomaine getrennt, und nur von jener in außerordentlichen Fällen, z. B. zur Bezahlung der Contribution an die fremden Mächte, und zur Dotation des Majorats des Herzogs von Richelieu, eine Veräußerung mittelſt eines beſondern Geſetzes geſtattet. Ueber die deutſchen Domainenkäufe (ſ. d. Art.). K.

Nationalhypothekenbank. Wir verdanken die Idee zu dieſer, beſonders für alle Grundeigenthümer wichtigen, das geſammte Grundvermögen einer Nation umfaſſenden Creditanſtalt dem um die Vervollkommnung der Nationalökonomie hochverdienten Grafen von Soden. (S. deſſen Nationalökonomie B. 2. S. 439, und deſſen zwei nationalökonomiſtiſche Ausführungen: 1. das ideäliſche Getraidemagazin und 2. die Nationalhypothekenbank. Leipzig 1813) Die Hauptgrundſätze, worauf dies Inſtitut beruht, ſind folgende: 1. Es wird ein allgemeines Nationalgrundbuch errichtet, in welches das geſammte Grundeigenthum der Nation mit Einſchluß der Gebäude nach dem zu ergründenden Werthe des Ertrags der Rente bei einem gewöhnlichen Anbau und nach dem mittlern Grade des verglichenen Werths der Metallmünze (als Vermögensmeſſers) eingetragen wird. 2. Jeder Grundeigenthümer erhält auf Verlangen für den vollen Betrag dieſes Werths Bankzettel, die an den Inhaber zahlbar ſind und in kleinen Summen nach den Ortsverhältniſſen z. B. bis auf zehn Rthlr. abgetheilt werden. 3. Dieſe Zettel tragen den gewöhnlichen höchſten Zins hypothekariſcher Anleihen, z. B. Fünf vom Hundert. 4. Die Bank kann dieſe Noten, wenn ſie ihr angeboten werden und wenigſtens ſechs Monate im Umlaufe geweſen ſind, mit Metallmünze einlöſen; nur dann kauft ſie, ſie verkauft nur diejenigen, welche ſie eingelöſt hat. 5. Um der Bank das zur Realiſirung ihrer Noten erforderliche Münzmetall auf jeden Fall zu verſchaffen, müſſen alle gerichtlich hinterlegte, alle vormundſchaftliche Vorräthe, ſo wie auch alle Capitale milder Stiftungen in Banknoten umgewechſelt werden; alle andere gerichtliche Hypothekverſchreibungen müſſen aufhören, alle außerordentlichen ohne rechtliche Wirkung ſein. 6. Die Bank verkauft keine Noten, als die ſie den Grundeigenthümern ausgeſtellt hat, und kauft keine, als die bei ihr wieder zur Zahlung eingereicht werden. Jeder Grundeigenthümer kann alſo ſeine eigenen Banknoten im Verkehre zu jeder Zeit wieder ankaufen oder auch andere kaufen und dieſe der Bank zurückbringen, welche ſie dann vernichtet und ihm eine gleiche Summe gut ſchreibt. 7. Die Banknoten werden auf beſtimmte Zeit, z. B. drei oder ſechs Jahre gültig ausgeſtellt. Nach deren Ablauf müſſen ſie gegen neue ausgetauſcht werden. 8. Die Zinſen ſind von ſechs Monaten zu ſechs Monaten zahlbar; im Verkehre vergüten ſich dieſelben die Umtauſchenden; wer die Banknoten nach ſechs Monaten im Beſitz hat, hebt von dem Grundeigenthümer die Zinſen ein und dieſer bemerkt die Zahlung auf der Rückſeite der Note. 9. Um den Credit dieſer Noten zu erhöhen, zahlt die Bank vier Wochen nach der Verfallzeit die Zinſen für den Grundeigenthümer, indem ſie für ihn auf deren Betrag neue Banknoten ausſtellt, wenn die Zahlung nicht auf der Note bemerkt iſt. Um dieſe Zinszahlung zu ſichern, erhält jeder Grundeigenthümer den Betrag

dreijähriger Zinſen weniger an Banknoten, als er nach dem geſchätzten Werthe ſeines Grundeigenthums zu gut hat. Hat die Bank dreijährige Zinſen auf dieſe Weiſe bezahlt, ſo werden zwar die Banknoten erneuert, aber auch das Grundeigenthum von der Gerichtsſtelle in Beſchlag genommen und für Rechnung der Bank verpachtet; dieſer Beſchlag hört auf, ſobald der Betrag dreijähriger Zinſen berichtigt und gedeckt iſt, er wird alſo nie auf den Hauptſtock erſtreckt. 10. Die mit dem Grundeigenthume vorgehenden Veränderungen durch Erbfälle oder Veräußerungen intereſſiren der Bank gar nicht. Im Falle der Veräußerung, ſie geſchehe im Ganzen oder theilweiſe, iſt es die Sache eines jeden neuen Erwerbers, ſich bei ihr zu unterrichten, wie viel Banknoten auf das Grundeigenthum ausgegeben ſind, und den Betrag entweder einzulöſen oder ſtehen zu laſſen, eben ſo viel aber auch am Kaufſchillinge zurückzubehalten. 11. Um den Banknoten den Charakter eines lebendigen Capitals, ja ſelbſt eines allgemeinen Werthausgleichungsmittels (Münze) zu geben, und ſie für den Verkehr brauchbar zu machen, müſſen dieſelben auf den Inhaber ſprechende Papiere ſein; um aber zugleich das Nachtheilige, was in dem Verluſte dieſer Papiere läge, zu mindern, kann man die Ausſtellung einer neuen Banknote Statt finden laſſen, wenn das Eigenthumsrecht des letzten Beſitzers und der Verluſt bewieſen, die alte Banknote aber öffentlich für vernichtet erklärt iſt. 12. Alle Geſchäfte und Unternehmungen der Bank tragen den Charakter der größten Oeffentlichkeit, ihre Bücher ſtehen Jedem, der ein Intereſſe beweiſt, alſo jedem Grundeigenthümer, jedem Banknoteninhaber, ſtets zur Einſicht offen. — Unberechenbar groß ſind die Vortheile, welche aus einer Creditanſtalt dieſer Art für die Nation, bei der ſolche eingeführt worden, entſpringen müſſen; wir wollen nur einige der bedeutendſten erwähnen. I. Der Preis des Grundeigenthums wird dadurch gegen den von ſo manchen zufälligen Verhältniſſen abhängigen Wechſel der Maſſe von allgemeinen Werthausgleichungsmitteln (Münze) und namentlich der Maſſe von Metallmünze geſichert; die Nothwendigkeit dieſer Sicherung aber fällt von Tage zu Tage mehr in die Augen. II. Dem Landbauer wird dadurch die zur Aeußerung ſeiner ſchaffenden Kraft unentbehrliche Maſſe von lebendigem Capitale verſchafft; dies iſt höchſt nützlich, denn außerdem wird gerade die thätigſte und arbeitſamſte Volksclaſſe, die dürftige, vom Beſitze des Grundeigenthums ausgeſchloſſen, das Grundeigenthum in die Hände der Reichen, der Capitaliſten gewaltſam gedrängt, mithin die Urproduction ausnehmend gehindert. III. Es wird dadurch auf eine dem allgemeinen Wohle höchſt vortheilhafte Weiſe unter den niedern Volksclaſſen die Sparſamkeit, das ſo wichtige Zurücklegen von Vorrath oder Capital, gar ſehr begünſtigt. Nach den zeitherigen hypothekariſchen Einrichtungen konnte nur der Beſitzer einer beträchtlichen Münzmaſſe auf Hypothek darleihen, es konnte ferner nur derjenige ſein Münzcapital auf hypothekariſche Anleihen hingeben, welcher es eine lange Zeit hindurch zu entbehren vermochte; bei der Nationalhypotheken-Bank kann jeder Unbemittelte ſein kleines Eigenthum, ſeine Erſparniſſe in kleinen Summen, jeden Augenblick ſicher und auf eine Gewinn bringende Weiſe hingeben, er kann es eben ſo jeden Augenblick wieder zurückbekommen und zu beliebigem Gebrauche verwenden. IV. Durch die Mobiliſirung des Grundeigenthums der Nation wird eine alle Gattungen der Wertherzeugung, alſo auch den Verkehr überhaupt, er-

höhende Maſſe von feſtbegründeten Werthausgleichungsmitteln herbeigeſchafft, eben dadurch aber alle andere, minder feſt begründete, mehr vom Zufalle abhängige, Tauſchmittel, z. B. die Papierideal-münze, entbehrlich gemacht. — Einen auf Sodens Idee geſtützten, aber genauer beſtimmten und nach Localverhältniſſen modificirten Plan einer Nationalhypothekenbank für das ehemalige Königreich Weſtphalen hat Murhard in ſeiner Schrift: Ueber Geld und Münze überhaupt und in beſonderer Beziehung auf das Königreich Weſtphalen, (Caſſel und Marburg 1809) in Vorſchlag gebracht. (Vergl. d. Art. Hypothekariſche Creditinſtitute.) KM.

Nationalinſtitut, ſ. Inſtitut.

Nationalcapital oder Volkscapital iſt der Vorrath von Gütern oder Genußmitteln, welche im Beſitze einer Nation oder eines Volks ſind, alſo die geſammte Verlaſſenſchaft ſowohl früherer Geſchlechter des Volks, als auch früherer Jahre und Tage, welche auf den jetzigen Augenblick herabgekommen iſt und dem jetzigen Geſchlechte zur Benutzung dargeboten wird, um Zwecke in der Zukunft zu erfüllen. Dieſe Verlaſſenſchaft früherer Geſchlechter und früherer Epochen begreift demnach Alles in ſich, was dem Volke von den Erzeugniſſen der Natur und der menſchlichen Thätigkeit bei dem Genuſſe (der Conſumtion) übrig geblieben iſt, damit es die neue Thätigkeit des Menſchen verſtärke, vermehre und beflügele. (S. Capital.) KM.

Nationalmünze, Staatsmünze, Volksmünze, iſt diejenige Gattung von Münze, welche von der Regierung eines Landes gewählt worden iſt, um bei ſämmtlichen zwiſchen den Bürgern des Staats unter einander vorkommenden Tauſchgeſchäften den Dienſt der Werthausgleichung zu verrichten. Gleich der Privatmünze kann auch die Nationalmünze eben ſowohl zur Claſſe der Idealmünze, als zu der der Realmünze und der der Idealrealmünze gehören, denn es kann die Regierung irgend einem Dinge ohne allen Tauſchwerth, oder einem Dinge, deſſen Tauſchwerth dem der Güter, worauf daſſelbe die Anweiſung enthält, gleichkommt, oder einem ſolchen, deſſen Tauſchwerth den dieſer Güter nur zum Theil ausgleicht, zur Münze für den Nationalverkehr wählen. — Wäre nicht der Verkehr aller Staaten neuerer Zeit zugleich mehr oder weniger Weltverkehr, wäre der Handel gegenwärtig nicht das Band, das alle Völkerſchaften der Erde mit einander vereint, ſo könnte die Nationalmünze einzig und allein aus Idealmünze beſtehen, es hinge dann lediglich von der Regierung ab, irgend einem beliebigen Gegenſtande, möchte derſelbe einen eigenthümlichen Tauſchwerth beſitzen oder nicht, den Charakter der Münze beizulegen. Anders aber verhält ſich die Sache, wenn, wie es bei allen cultivirten Völkern der Erde jetzt der Fall iſt, die Bürger eines Staats nicht blos unter ſich, ſondern zugleich mit dem Auslande in Verkehr ſtehen. Im Auslande fehlt der Idealmünze der im Inlande anerkannte Charakter eines allgemeinen Werthausgleichungsmittels; es können daher auch die Fremden niemals geneigt ſein, ihre Waaren dafür wegzugeben, es ſey denn in der Abſicht, jene Idealmünze dem Lande, wo ſie als Nationalmünze umläuft, entweder unmittelbar oder mittelbar wieder zuzuführen und auszutauſchen gegen deſſen einheimiſche Waaren.

Eine Nation, welche ſichs zum Geſetz machen wollte, blos mittelſt der Idealmünze ihren Verkehr zu treiben, würde ſich allen den Unbequemlichkeiten im Handel und Wandel unterwerfen müſſen, welche in den ältern Zeiten bei Völkern, die keine Weltmünze kannten, den Verkehr erſchwerten. Daher iſt bei den gegenwärtigen Verhältniſſen der Staaten unter einander eine gewiſſe Maſſe von Realmünze, oder wenigſtens von Idealrealmünze und namentlich von ſolcher, deren Stoff zugleich ſinnlicher Stoff der Weltmünze iſt, für eine jede Nation dringendes Bedürfniß. (S. Münze, Weltmünze.) K.M.

Nationalökonomie, Nationalwirthſchaftslehre oder Volksbereicherungskunde iſt die Wiſſenſchaft derjenigen Form und Verwaltungsart des Staatsvereins, bei welcher die größtmögliche Zahl der Glieder deſſelben den höchſtmöglichen Grad von Wohlſtand zu erringen und zu bewahren vermag, ohne alle Rückſicht jedoch auf die beſondern Verhältniſſe eines beſtimmten Staates. Sie beſchäftigt ſich eines Theils mit der Analyſe des Nationalreichthums, d. h. mit Unterſuchungen über die Elemente und Urſachen, woraus derſelbe beſteht und erzeugt wird, andern Theils mit Darſtellung der Geſetze und Vorſchriften, welche aus jenen Unterſuchungen hervorgehen, damit Nationalreichthum entſtehen und bewahrt werden könne. Wenn man, belehrt durch Geſchichte und Erfahrung, in Erwägung zieht, welchen unzuberechnenden nachtheiligen Einfluß dunkle und undeutliche Vorſtellungen von Nationalwohlſtand und deſſen Quellen auf das phyſiſche und moraliſche Wohl der menſchlichen Geſellſchaft gehabt haben und hin und wieder noch gegenwärtig haben, ſo kann man nicht lange zweifelhaft bleiben über die hohe Wichtigkeit der Wiſſenſchaft, welche die Unterſuchung und Aufhellung dieſer Begriffe zum vorzüglichſten Gegenſtand hat. Die Ausdrücke Nationalökonomie und Staatswirthſchaft werden häufig mit einander verwechſelt; beide Wiſſenſchaften ſind aber, wenn gleich nahe verwandt, doch weſentlich von einander verſchieden; jene verhält ſich zu dieſer gewiſſermaßen wie das Naturrecht zum poſitiven Rechte. Die Nationalökonomie hat es mit dem Wohlſtande der geſelligen Menſchheit überhaupt, die Staatswirthſchaft mit dem eines Staatsvereins zu thun. Die Nationalökonomie iſt eine über alle Zweige der Staatshaushaltung waltende Wiſſenſchaft und erhält eben dadurch dieſen Rang, weil ſie alle ihre Lehren aus der Natur und dem phyſiſchen ſowohl als moraliſchen Organismus des Menſchen ableitet. Das Studium der Nationalökonomie iſt: den leiſen, aber ſichern, Gang des Naturgenius zu belauſchen, der, gleich einem freundlichen Weſen, nur durch Wohlthaten ſichtbar, unter der Menſchheit einherſchreitet, deſſen Hand zu faſſen und nicht von ſeiner Seite zu weichen. — Der Wirkungskreis der Staatswirthſchaft iſt durch die Geſetze der Nationalökonomie beſchränkt, ſie muß dieſelben in Rückſicht des Wohlſtandes der Einzelnen mit heiliger Ehrfurcht ſchonen und Alles, was ihrem Spielraume im Wege ſteht, zu entfernen ſuchen. Lange Zeit hindurch konnte die Staatswirthſchaft nichts als eine rhapſodiſche Zuſammenſtellung mancherlei zum Theil wahrer, zum Theil irriger oder halbwahrer Lehrſätze ſein, weil man ihr oberſtes Princip, nämlich die Nationalökonomie,

nicht als eine eigene Wiſſenſchaft anerkannt hatte. Die Nationalökonomie darf vermöge ihres Princips idealiſiren, die Staatswirthſchaft hingegen muß allenthalben, wo es Natur und Verhältniſſe gebieten, zu der proſaiſchen Wirklichkeit zurückkehren. Die Nationalökonomie ſchließt alles Empiriſche aus, ſie iſt eine rein geiſtige Abſtraction, die auf richtig abgewogenen Grundſätzen unbeweglich ruhend, in den menſchlichen Verhältniſſen und Leidenſchaften den allgemeinen Regulator aufſucht, nach ihm gleich dem allwaltenden Genius der Weltſchöpfung die Räder ordnet, dann aber ſie ruhig rollen läßt und nur ihren ſtillen, aber feſten, Gang ſorgfältig beobachtet. Dagegen muß in der Staatswirthſchaft Alles Empirie ſein, was nicht als unmittelbares Reſultat jener Wiſſenſchaft rein in dieſe herübergetragen werden kann, die letztere muß die Formen, welche Gewohnheit, Sitten und Verfaſſung geheiligt haben, achten, aber raſtlos dahin ſtreben, ſich die Geſetze der Nationalökonomie anzueignen, ſo wie es der Zeitgeiſt, die Regierungsform, der Charakter des Volks ohne gewaltſame Erſchütterung geſtatten. Was Nationalökonomie verbietet, darf in der Staatswirthſchaft keine Stelle finden und die Geſetze jener müſſen der Markſtein des ſtaatswirthſchaftlichen Zwangrechts ſein, jene muß daher allenthalben dieſe in die Gränzen der Rechtlichkeit ihres Princips zurückbannen. — Die Frage: was Wohlſtand und Reichthum ſei, wie derſelbe entſtehe und vermehrt werde, hat ſeit mehreren Jahrhunderten die denkendſten Köpfe beſchäftigt und iſt auf höchſt verſchiedene Weiſe beantwortet worden. Den Völkern des Alterthums hat es durchaus an richtigen Begriffen in dieſer Hinſicht gefehlt; ihre Geſetzgebung im Innern, ihre Verträge mit dem Auslande und ihre Verwaltung der eroberten Provinzen beweiſen ihre gänzliche Unbekanntſchaft mit den Urquellen des Nationalreichthums. Mit Verachtung blickten die Römer auf Künſte und Gewerbe, nur den Ackerbau ſchätzten ſie; ihre Verordnungen über das Münzweſen ſind die ſchlechteſten von allen. Auch die Völker der neuern Zeit, ſelbſt noch nach der Epoche des Mittelalters, waren hierin nicht viel weiter gekommen; dies beweiſt ihre alberne Geſetzgebung hinſichtlich der Juden, des Geldzinſes und der Münze. Erſt durch die glücklichen Handelsunternehmungen der Portugieſen und Spanier im funfzehnten Jahrhunderte, durch die lebendige Gewerbthätigkeit der Einwohner von Venedig, Genua, Florenz, Piſa und Flandern, ſo wie der deutſchen Hanſeſtädte in jener Periode, wurden nach und nach die Ideen einiger Philoſophen auf die Lehre vom Reichthum geleitet. Italien machte auch hier, wie ſeit der Epoche des Wiederaufblühens der Cultur in faſt allen Zweigen der Wiſſenſchaften und ſchönen Künſte, den Anfang. Im Jahre 1613 erſchien von Antonio Serra eine Schrift unter dem Titel: Breve Trattato delle cause che possono far abbondare li regni d'oro e d'argento, dove non sono miniere, worin die productive Kraft der Induſtrie dargethan werden ſollte; aber ſchon der Titel des Werks deutet auf deſſen Irrthümer, denn nur Gold und Silber galten dem Verfaſſer als Reichthum. Bald nach ihm ſchrieb Davenzati über Münze und Wechſelbriefe und zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts bewies Bandini von Siena mittelſt Theorie und Erfahrung, daß von jeher nur in den Ländern Getraidemangel Statt gefunden, deren Regierungen ſich in die Verſorgung des Volks mit Getraide eingemiſcht haben. Im Jahre

1750 gab der römiſche Banquier Belloni eine Schrift über den Handel heraus, welche zwar einen in Wechſel und Münzſachen erfahrenen Geſchäftsmann verräth, aber in Vorurtheilen befangen hinſichtlich der Handelsbilanz; dennoch ernannte ihn der Papſt wegen dieſer Schrift zum Marquis. Dagegen ſuchte Carli in einer andern Abhandlung darzuthun, daß die Handelsbilanz zu nichts führe und nichts beweiſe. Auch Algarotti, welcher uns beſonders durch Voltaire bekannt geworden, ſchrieb über Nationalökonomie; und was er davon dem Publicum übergeben, zeugt von einem guten Vorrathe poſitiver Kenntniſſe und richtiger Beurtheilung. Im Jahre 1750 erſchien von dem durch ſeine Dialogen über den Getraidehandel berühmt gewordenen Galiani eine Abhandlung über die Münze, welche ausgebreitete Kenntniſſe und großes Talent verräth; dieſe Schrift iſt beſonders dadurch merkwürdig, daß ſie bereits mehrere Hauptgrundſätze der erſt ſpäter auf die Bahn gebrachten Smithiſchen Theorie enthält, unter andern den Satz: daß menſchliche Arbeit die einzige Quelle des Werths der Dinge, folglich auch des Reichthums ſei. Im Jahre 1764 eröffnete Genoveſi in Neapel zuerſt einen beſondern Lehrvortrag über die Nationalökonomie; ſeitdem ſind in Mailand und faſt auf allen deutſchen, franzöſiſchen, engliſchen und ruſſiſchen Univerſitäten Lehrſtühle für dieſe Wiſſenſchaft errichtet worden. — In Spanien haben Alvarez Oſorio und Martinez de Mata nationalökonomiſche Abhandlungen geſchrieben, deren Herausgabe man dem aufgeklärten Patriotismus von Campomanes (ſ. d. Art.) verdankt; auch von Moncada, Navareta, Uſtariz, Ward und Ulloa ſind ähnliche Druckſchriften erſchienen. Alle dieſe ſpaniſchen Schriftſteller haben, gleich den italieniſchen, in ihren Werken treffliche Ideen an den Tag gelegt, wichtige Thatſachen begründet und ſchätzbare Berechnungen geliefert, aber außer Stande, ihre Behauptungen auf echte Grundprincipien der Nationalökonomie zu ſtützen, woran es damals noch mangelte, haben ſie häufig in Zweck und Mitteln gefehlt und über die Wiſſenſchaft ſelbſt ein nur unvollkommenes und trügeriſches Licht verbreitet. — In Frankreich hat man lange Zeit hindurch die Nationalökonomie blos in Beziehung auf die Finanzen bearbeitet. Der edle Miniſter Sully erkannte zwar Ackerbau und Handel als die Hauptquellen des Staatseinkommens, aber ſeine Begriffe darüber waren dunkel und verworren; auch der berühmte Kriegskünſtler Vauban, in Trauer verſetzt über das Unglück, in welches Ludwigs XIV. Verſchwendung Frankreich geſtürzt, brachte Mittel in Vorſchlag, durch eine gleichmäßigere Vertheilung der öffentlichen Abgaben den Druck der Völker zu erleichtern. Allmählig bildete ſich inzwiſchen unter des großen Colbert's Miniſterium dasjenige Staatsverwaltungsſyſtem, welches unter dem Namen des mercantiliſchen (ſ. d. Art.) allgemein bekannt geworden. Dieſes Syſtem, von wahrem Wohlwollen ſeines berühmten, für ſeiner Mitbürger Glück raſtlos thätigen Stifters in Ausführung gebracht und nachher faſt in allen Staaten nachgeahmt, iſt jedoch ſo wenig mit glücklichem Erfolge gekrönt worden und hat ſo unſelige Reſultate hervorgebracht, daß man es mit Recht die ſchreckliche Geißel des achtzehnten Jahrhunderts nennen kann. Es ging daſſelbe von der täuſchenden Vorausſetzung aus: edles Metall allein ſei Reichthum,

und folgerte, daß davon ſo viel nur möglich ins Land gezogen, das bereits vorhandene aber im Lande erhalten werden müſſe. Deshalb ſchränkte das Syſtem die Einfuhr von Gütern ein, wofür man ja Metallmünze weggeben mußte, begünſtigte dagegen die Ausfuhr, für die man ja dem Anſchein nach immer Metallmünze erhielt, und als Folge davon diejenigen Gewerbe, welche für die Ausfuhr am meiſten zu arbeiten ſchienen, alſo die ſtädtiſchen Gewerbe vor den ländlichen, folglich die Manufacturen und den Handel, beſonders den auswärtigen; der innere Handel ward nur als ein Mittel begünſtigt, durch das man zum Ausfuhr- oder Zwiſchenhandel gelangen konnte. Es ward dieſe irrige Anſicht zum Theil durch die Täuſchung unterſtützt, daß man ſah, wie ſchnell ſich oft überhaupt, und noch mehr gerade mit Hülfe des Syſtems, die Manufacturiſten und Kaufleute bereicherten; denn man glaubte nun, durch dies ſchnelle Reichwerden einer einzelnen Claſſe von Staatsbürgern müſſe die ganze Nation an Reichthum gewinnen. Aus jener Theorie, die nur gar zu dreiſt und ungeſchickt ins Werk geſetzt worden, ging dann hervor die Erſchwerung des Handelsverkehrs der eigenen Nation mit Fremden, die Hintanſetzung aller übrigen Claſſen gegen die Claſſe der Reichen, der Capitaliſten, Kaufleute und Manufacturherrn, die Unterdrückung der Colonien in fremden Welttheilen, die Beneidung des Wohlſtandes anderer Völker, das Streben nach Begünſtigung im auswärtigen Verkehre, die Schließung darauf zielender Handelsverträge und gar mancher blutige Krieg; aber dieſer unſeligen Wirkungen ungeachtet läßt ſich nicht läugnen, daß die rein und entſchieden ausgeſprochene Aufſtellung und durchgängige Einführung des Mercantilſyſtems das eigentliche Signal gegeben habe zu allen ſpätern, mit glücklicherem Erfolge gekrönten Unterſuchungen über den Nationalreichthum. — Nach Ludwigs XIV. Tode, während der Regentſchaft des Herzogs von Orleans, geriethen in Frankreich die Ideen über Nationalökonomie in gänzliche Verwirrung; Sparſamkeit ward lächerlich und Verſchwendung zum Grundſatz erhoben; der Luxus galt ſogar als das ſicherſte Mittel, die Nation zu bereichern. Von dem unglücklichen Zuſtande, in welchen Frankreich durch Verkennung der echten nationalökonomiſtiſchen Grundſätze geſtürzt worden, konnte ſich dieſer Staat während einer langen Friedensepoche nur allmählig wieder erholen. Inzwiſchen äußerten die Fortſchritte, welche zu jener Zeit der menſchliche Geiſt in den Wiſſenſchaften überhaupt machte, auch auf die Nationalökonomie ihren wohlthätigen Einfluß. Monteſquieu, der die Geſetze in aller Beziehung zu prüfen unternommen, bemühte ſich auch, ihre Wirkungen auf den Nationalwohlſtand zu erforſchen; in dieſer Hinſicht mußte er damit anfangen, die Natur und Quellen des Reichthums zu erörtern, aber leider fehlte es ihm gerade hierüber an richtigen Begriffen; dennoch verdankt man es dieſem ausgezeichneten Schriftſteller, die Philoſophie in das Gebiet der Geſetzgebung eingeführt zu haben, und eben dadurch hat er auch der Nationalökonomie einen ſehr weſentlichen Dienſt geleiſtet. Weil indeſſen der Reichthum ſo oft bei den einzelnen Staatsbürgern unter der Geſtalt des Geldes (oder vielmehr der Metallmünze) erſcheint und faſt immer nach Geldeswerth berechnet wird, ſo hat man, irre geführt durch die Grundſätze des Mercantilſyſtems, eine lange Zeit hindurch ſich verleiten laſſen, Geld und Vermögen mit einander zu verwechſeln, bis es endlich

einem Locke, Hume und beſonders Stewart (Inquiry into the principles of political oeconomy II. Voll. Lond. 1764. 4. überſ. Hamb. 1769 — 72. 3 Bde.) gelang, die Vorſtellungen vom Gelde zu berichtigen und aufzuklären. Dennoch vermochten dieſe berühmten Schriftſteller durch ihre Unterſuchungen dem Gelde nur einen Theil ſeines bisherigen Anſehns zu nehmen, denn ſie ſelbſt waren noch nicht von dem blendenden Irrthume, daß Geld allein wahrer Reichthum ſei, ganz zurückgekommen. Nachdrücklicher und mit beſſerm Erfolge ward dieſes Syſtem gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts angegriffen und der theoretiſche Götzendienſt des Geldes gleichſam umgeſtürzt von der ſtaatswirthſchaftlichen Schule der franzöſiſchen Oekonomiſten oder Phyſiokraten (ſ. Phyſiokratiſches Syſtem), an deren Spitze Ludwigs XV. Leibarzt Quesnay (Tableau économique avec son explication, 1758; erläutert unter dem Titel: La Physiocratie ou constitution naturelle du Gouvernement le plus avantageux au genre humain. Paris 1767 — verbeſſert Iverdun 1768, 6 Bde.) ſtand. Dieſer letztere und nach ihm vorzüglich du Pont, le Trosne, de la Riviere, Turgot, Mirabeau der Aeltere ꝛc. leiteten allen Reichthum von der Natur ab und behaupteten, in den Gütern ſei kein anderer Werth enthalten als der, welcher von den in ſie verwandelten Erzeugniſſen der Natur herrühre. Eine Zeit lang richtete die phyſiokratiſche Schule die Blicke von ganz Europa auf ſich, und es glückte ihr, die Fehler des Mercantilſyſtems in ihrer ganzen Blöße darzuſtellen, aber auf der andern Seite ließ ſich ebenfalls nicht verkennen, daß auch ihrer Lehre große Irrthümer zum Grunde lagen und das Verunglücken von praktiſchen Verſuchen, welche ihre Theorie veranlaßte, zog viele Gemüther wieder von derſelben ab. Voltaire, welcher recht gut verſtand, die lächerliche Seite an jeder Sache zu entdecken, ſpottete zwar in ſeinem: Homme aux quarante écus, recht derb über das Syſtem der Oekonomiſten, aber er vermochte nicht zu ſagen, worin daſſelbe eigentlich Unrecht habe. Seit dem Jahre 1760 ſind faſt alle franzöſiſche Staatsphiloſophen von einigem Rufe mehr oder weniger in die Fußſtapfen der Phyſiokraten getreten; ſo z. B. Raynal, Condorcet und ſelbſt Condillac; aber nicht blos in Frankreich, ſondern auch in Italien und Deutſchland, iſt der Einfluß dieſer Schule auf die Wiſſenſchaft ſichtbar geworden. In Italien lehrte Beccaria zuerſt in einem zu Mailand gehaltenen öffentlichen Vortrage die eigentlichen Wirkungen der productiven Capitale, und deſſen Freund Varri iſt in ſeinen Meditazioni sulla économia politica mehr als irgend einer ſeiner Vorgänger den wahren Geſetzen der Entſtehung und Vernichtung der Güter nahe gekommen; ſpäterhin im Jahre 1780 ſind Varri's Grundſätze von Filangieri in deſſen berühmtem Werke über Geſetzgebung weiter ausgeführt und entwickelt worden. In Deutſchland haben beſonders der letztverſtorbene Großherzog von Baden, Iſelin, Schlettwein, Mauvillon, Springer, Schmalz und Krug durch ihre Schriften zur Verbreitung der phyſiokratiſchen Grundſätze beigetragen. Allein, wie geſchickt auch immer das phyſiokratiſche Syſtem war, die großen Mängel des mercantiliſchen aufzudecken, ſo überzeugte man ſich doch bald, daß auch jenes in mehrfacher Hinſicht keine volle

Befriedigung gewähre. Da trat im Jahre 1776 der Schotte Adam Smith auf und ſuchte, ſich gleichſam in die Mitte ſtellend zwiſchen Mercantiliſten und Phyſiokraten, ein Syſtem zu begründen, beider Vorzüge theilend und frei von ihren Fehlern. Der hochgefeierte Britte ſuchte einen andern Grund des Werths der Güter und des Reichthums auf, als ſeine Vorgänger, und glaubte ihn zuletzt in der menſchlichen Arbeit gefunden zu haben. Von der Erſcheinung ſeines berühmten Werks über den Nationalreichthum (Inquiry into the nature and causes of the wealth of nations, Lond. 1776, und ſeitdem öfters von neuem aufgelegt; — ins Deutſche überſetzt von Garve und Dörrien, Breslau 1794, 2. Ausg. 1799. 3 Bde. 8.) hebt eine neue Epoche an in der Literatur der Nationalökonomie. Bis auf den Augenblick, da dieſes Werk erſchien, hatte man die Lehre von der Natur und den Urſachen des Nationalreichthums gleichſam nur als einen Anhang der Politik oder der Staatswiſſenſchaft betrachtet. Da der Staat Abgaben verlangte, und man einſah, daß dieſe um ſo leichter und ſicherer erhoben werden könnten, je wohlhabender und reicher die Unterthanen wären, ſo wurde man natürlicher Weiſe aufmerkſam auf die Mittel, wodurch der Reichthum des Volks vermehrt werden kann, und nahm die Lehre von dieſen Mitteln in die Staatswiſſenſchaft auf, hauptſächlich aber nur in der Abſicht, um den Regierungen eine Anweiſung zu geben, wie ſie durch Beförderung des Nationalwohlſtandes ihre eigene Stärke vermehren können. Dieſe Anweiſung beſtand größtentheils in Vorſchriften, wie die Regierung gewiſſe Gewerbe, die man vorzüglich für gewinnbringend hielt, begünſtigen und andere einſchränken ſollte; es war dieſelbe mehr ein rhapſodiſches Chaos mannigfaltiger, mitunter richtiger Bemerkungen, die man bei Entwicklung der Finanzgrundſätze vorbrachte, als eine wiſſenſchaftliche Auflöſung der letzten Urſachen der Entſtehung und Vermehrung des Reichthums der Völker. Adam Smith war es, der zuerſt die Lehre von den Elementen und Urſachen des Nationalreichthums abgeſondert von der Finanz- und Policeiwiſſenſchaft zu zergliedern unternahm und eben dadurch die Bahn brach zur Gründung einer neuen Wiſſenſchaft. Wird gleich der Smithiſchen Theorie in mehrfacher Hinſicht mit Recht der Vorwurf der Einſeitigkeit gemacht, und iſt ſie gleich nicht ganz frei zu ſprechen von Irrthümern und Mängeln, ſo beſitzt dieſelbe doch unläugbar große Vorzüge vor allen frühern nationalökonomiſtiſchen Theorien und iſt der Wahrheit ungleich näher gekommen als ſie. — Vor dem Ausbruche der franzöſiſchen Revolution hatte man in Frankreich zwar Smith längſt geprieſen, aber nur wenig geleſen; in jener Epoche vorzüglich ward die Aufmerkſamkeit der Franzoſen auf ſein Werk geleitet; man brachte eine alte Ueberſetzung von Blavel wieder in Gang, bearbeitete und erläuterte das Original von neuem und war bemüht, deſſen Grundſätze zu befolgen. In Deutſchland iſt Smith oft genannt worden, aber erſt die Literatnr der neueſten Zeit beweiſt, daß man ihn geleſen und gehörig verſtanden habe. Bald nach Erſcheinung des Smithiſchen Werks ſchrieb Büſch (Abhandlung von dem Geldumlaufe in anhaltender Rückſicht auf die Staatswirthſchaft und Handlung, 2 Thle. Hamb. 1780 — 2. Aufl. Hamb. und Kiel, 1800); er hatte Manches von Stewart, aber nicht Alles, benutzt, ſprach in der erſten Ausgabe

ſeines Werks von Smith, geſtand aber doch in der zweiten, deſſen Buch vor jener erſten nicht hinlänglich geleſen zu haben, und gab dann wieder in dieſer zweiten neue Beweiſe, daß er blos darin geblättert habe. Nur etwa Schmalz, der jedoch in der Hauptſache Phyſiokrat geblieben, gab ſchöne Beweiſe ſeiner Bekanntſchaft mit der Smithiſchen Theorie. Die Periode eines allgemeinen Studiums des Smithiſchen Werks in Deutſchland fängt erſt an mit der Erſcheinung des Auszugs von Sartorius (Handbuch der Staatswirthſchaft zum Gebrauch bei akademiſchen Vorleſungen nach Ad. Smiths Grundſätzen, Berlin 1796. — 2te veränderte Aufl. unter dem Titel: Von den Elementen des Nationalreichthums und von der Staatswirthſchaft nach Smith, Göttingen 1806.) Auf dem Wege, welchen Smith eröffnet, iſt man ſeitdem in Frankreich und Deutſchland mit gutem Erfolge fortgeſchritten. In Frankreich ſind es vorzüglich Canard (Principes d'économie politique, Paris 1801, ins Deutſche überſetzt, Ulm 1806.), Garnier, (Recherches sur la nature et les causes de la richesse des nations, par Ad. Smith, traduction nouvelle avec des notes et observations, Paris 1802. V. Voll.), Say (Traité d'économie politique ou simple exposé de la manière dont se forment, se distribuent et se consomment les richesses. Paris 1803 2. Voll. — ins Deutſche überſetzt v. L. H. Jakob, Halle 1807. — 2te Aufl. des Orig. Paris 1815. — 3te Aufl. Paris 1817.) und Sismondi (De la richesse commerciale, ou principes d'économie politique appliquée à la législation du Commerce, Paris 1803. (N. Aufl. 1819.) 2. Voll.); in Deutſchland Kraus (Staatswirthſchaft, nach deſſen Tode herausgegeben von H. v. Auerswald, Königsberg 1898. 5 Bde.), Lüder (über Nationalinduſtrie und Staatswirthſchaft nach Ad. Smith. Berlin 1800—1804. 3 Bde.), Murhard (Ideen über wichtige Gegenſtände aus dem Gebiete der Nationalökonomie und Staatswirthſchaft. Göttingen 1808.), Sartorius (Staatswirthſchaftliche Abhandlungen, die Elemente des Nationalreichthums und die Staatswirthſchaft betreffend. Göttingen 1806.), Chriſtian v. Schlözer (Anfangsgründe der Staatswirthſchaft oder die Lehre vom Nationalreichthum. Riga, 1805—1807. 2 Bde.) und Voß (Handbuch der Staatswiſſenſchaft. Leipz. 1798), welche zur Verbreitung und Vervollkommnung der Smithiſchen Theorie kräftig beigetragen haben. Insbeſondere gebührt Lüder das Verdienſt, dieſe Theorie gereinigt von einzelnen Irrthümern, erläutert durch neue treffende Beiſpiele und zuſammengerückt zu einem leichter zu überſehenden Ganzen, in einer neuen Geſtalt dargelegt zu haben. Auch verdient eine kleine Schrift von Fulda (über Nationaleinkommen, Stuttgart 1805) ausgezeichnet zu werden, worin das phyſiokratiſche Syſtem mit dem Smithiſchen in Verbindung geſetzt und gegen viele ungegründete Vorwürfe ſiegreich vertheidigt wird. — In Großbritannien iſt das Smithiſche Werk wiederholt von Neuem aufgelegt und bearbeitet worden, aber die Grundſätze deſſelben ſind dort bisher nur höchſt ſelten zur praktiſchen Ausführung gekommen, und es läßt ſich faſt behaupten, daß die ganze brittiſche Geſetzgebung in geradem Widerſpruch mit ihnen ſtehe. — Einen Hauptgegner fand Smith an ſeinem Landsmann, Lord Lauderdale, deſſen Werk (An inquiry into the nature and origin of public wealth and

into the means and causes of its increase. Edinb. and Lond. 1814. — ins Deutſche überſetzt, Berlin 1808) nichts Geringeres zur Abſicht hatte, als den gänzlichen Umſturz der Smithiſchen Lehre. Scharfſinn, aber auch ſophiſtiſchen Witz, kann man dieſem Schriftſteller nicht abſprechen, und wenn der letztere, ſo wie die Anhänglichkeit an eine politiſche Partei ſeines Vaterlandes, ihn öfters verblendete und zu Irrthümern verleitete, ſo iſt doch die Verbreitung mancher ſeiner Anſichten und deren Erörterung der Wiſſenſchaft förderlich geweſen. Insbeſondere iſt Lauderdale's Angriff auf Smith gegen deſſen Anſicht vom Werthe der Dinge und ſeine Behauptung gerichtet, daß menſchliche Arbeit allein einen ſichern Maßſtab des Werths abgebe; dieſe Behauptung iſt allerdings ein Flecken in Smith's Theorie, und es bleibt immer verdienſtlich, darauf aufmerkſam gemacht zu haben, denn auch die Sonne hat Flecken, und wer ſie zeigt, benimmt ihr nichts von ihrem Glanze. — So groß und allgemein anerkannt inzwiſchen die Verdienſte ſind, welche ſich Adam Smith durch die Herausgabe ſeines unſterblichen Werks um die Nationalökonomie erworben hat, ſo iſt dieſes Werk doch weit entfernt, auf den Namen eines eigentlichen Syſtems dieſer Wiſſenſchaft Anſpruch machen zu können; die Begründung eines ſolchen Syſtems war vielmehr dem Grafen v. Soden vorbehalten. Die Ueberzeugung, daß für die Staatswirthſchaftskunde ein allgemeines, die ganze geſellige Menſchheit umfaſſendes Grundprincip oder Geſetz vorhanden ſei, welches von jeder Nation, unter jedem Verhältniſſe, in Beziehung auf die ganze Menſchheit, beachtet werden müſſe, wenn der Zweck der Staatswirthſchaft, nämlich Bereicherung der Nation, erfüllt werden ſolle, führte den Grafen v. Soden auf die Idee, der Staatswirthſchaft müſſe noch eine eigene Wiſſenſchaft zum Grunde liegen, die jenes Geſetz umfaſſe und die Grenzen der Staatswirthſchaft bezeichne; dieſe Wiſſenſchaft nannte er zuerſt Nationalökonomie. Das Lehrgebäude, welches der Graf v. Soden unter dieſem Namen (die Nationalökonomie, ein philoſophiſcher Verſuch über die Quellen des Nationalreichthums und über die Mittel zu deſſen Beförderung. Leipzig, 1805—1811 und Aarau 1816—1817. 7 Bde.) aufgeſtellt hat, beruht auf dreierlei zum Theil verſchiedenartigen Grundſätzen; nämlich 1. auf ethiſchen, indem unterſucht wird, ob der Staat in Anſehung des Wohlſtandes der Nation Pflichten habe, und welches das Princip dieſer Pflichten ſei. Das Reſultat dieſer Unterſuchung iſt, daß der Staat allerdings verpflichtet ſei, nicht blos für innere und äußere Sicherheit, ſondern auch dafür zu ſorgen, daß ſich die Staatsgeſellſchaft nicht von ihrem Zwecke, dem allgemeinen Wohlſtande, entferne, vielmehr dem höchſtmöglichen Grade deſſelben nachſtrebe; 2. auf juridiſchen, indem unterſucht wird, was für Rechte dem Staate in Beziehung auf ſeine Pflichten, den Wohlſtand der Bürger durch Geſetze zu befördern, zuſtehen. Das Reſultat davon iſt: alle diejenigen Rechte, welche ſich mit dem Begriffe des allgemeinen Willens im Bürgervereine vertragen, müſſen auch dem Staate zukommen; der allgemeine Wille aber iſt, daß kein Stand durch geſetzliche Unterdrückung des andern reich werden ſolle, daß folglich auch kein Verhältniß der Perſonen und des Eigenthums als rechtsbeſtändig geduldet werden müſſe, was dieſem Willen widerſpricht; 3. auf phyſiſchen und pſychologiſchen, indem theils

die Elemente des Nationalreichthums beſtimmt, theils die Urſachen deſſelben, welche ſowohl in der Natur und dem Menſchen als in den geſelligen Verhältniſſen liegen, entwickelt werden. — Gleichzeitig mit dem Grafen v. Soden hat Jakob die Aufführung eines wiſſenſchaftlichen Gebäudes unter dem Namen: Nationalökonomie (Grundſätze der Nationalökonomie oder Nationalwirthſchaftslehre. Halle, 1805) verſucht. Auch dieſer Schriftſteller verſteht darunter gleichſam eine Phyſik des Nationalreichthums, eine Unterſuchung über die Elemente und Urſachen deſſelben; nur glaubt er die ethiſchen und juridiſchen Grundſätze in das Gebiet des Staatsrechts und der Politik der Geſetzgebung verweiſen zu müſſen, läugnet indeſſen nicht, daß die Nationalökonomie durch Verbindung mit jener Theorie noch mehr Intereſſe gewinnen müſſe. — Was die Gegenſtände betrifft, welche in der Nationalökonomie abgehandelt werden, ſo ſind es vorzüglich folgende: I. Entwickelung der Grundbegriffe: Güter, Vermögen, Reichthum, Werth, Preis, Stoff, Capital, productive Kraft, Bevölkerung. II. Unterſuchung über die Art und Weiſe, wie die productive Kraft verwandt wird: 1. auf den Urſtoff, Urproduction (Landbau, Fiſcherei, Jagd, Bergbau); 2. auf Verarbeitung und Veredlung der Urproducte, induſtrielle Production (Künſte, Manufacturen, Fabriken und Handwerke); 3. auf den Umſatz und Vertrieb der Ur- und induſtriellen Producte, commerzielle Production (Handel, Schifffahrt, Canäle, Heerſtraßen). III. Darſtellung und Prüfung der Bewegmittel der geſammten productiven Kraft der Nation (Geld, Münze, Creditinſtitute, Banken). IV. Erörterung der productiven Kraft der Nationalgeſammtheit (nationalökonomiſtiſche Verfaſſung, Geſetzgebung und Verwaltung, hinſichtlich a) der Juſtiz, b) der Polizei, c) der Finanzen, Nationalſchuld, öffentlicher Credit). — Höchſt erfreulich iſt es, wahrzunehmen, mit welchem regen Eifer und zugleich glücklichen Erfolge in unſern Tagen mehrere der wichtigſten und intereſſanteſten Zweige der Nationalökonomie in Deutſchland bearbeitet worden, und wie ſich die Zahl ihrer Verehrer mit jedem Tage vermehrt; man möchte beinahe behaupten, dieſes wiſſenſchaftliche Feld ſei ein Lieblingsgegenſtand der Beſchäftigung unſerer denkendſten Köpfe geworden. Insbeſondere haben in der neueſten Zeit die eigentlichen Elemente dieſer Wiſſenſchaft, die Lehren von der Natur und dem Weſen der Güter, vom Werthe und Preiſe ꝛc. einer ſorgfältigen Pflege ſich zu erfreuen gehabt; und bedeutend ſind die Verdienſte, welche ſich in dieſer Hinſicht Hufeland (neue Grundlegung der Staatswirthſchaftskunſt. Gießen und Wetzlar, 1807 — 1813. 2 Thle.), Lotz (Reviſion der Grundbegriffe der Nationalwirthſchaftslehre. Coburg und Leipzig, 1811 — 1814. 4 Thle.) und Adam Müller (die Elemente der Staatskunſt, Berlin 1809. 3 Thle.) erworben haben. Aber das Feld iſt groß, ja unermeßlich, und Vieles bleibt noch zu leiſten übrig, ehe ein durchaus befriedigendes Syſtem für dieſen Zweig der Staatswiſſenſchaften aufgeführt werden kann. Dagegen hat man leider auf der andern Seite täglich Gelegenheit, die ſchmerzliche und niederſchlagende Erfahrung zu machen, daß in demſelben Verhältniſſe, als dieſe Wiſſenſchaft unter uns raſche Fortſchritte macht, die Regierungen ſich immer mehr von deren Grundſätzen entfernen zu wollen ſcheinen, ihre Vorſchriften gleichſam nur ausnahmsweiſe befolgen und hochwichtige

47*

Wahrheiten derſelben oft gänzlich unbeachtet laſſen. Betrachtet man insbeſondere die Feſſeln und Hinderniſſe, welche unweiſe Geſetzgebungen ſo häufig der freien Anwendung des Fleißes und der freien Benutzung des Capitals der Nationen in den Weg legen, ſo darf man weniger ſich wundern über die niedrige Stufe, worauf wir in unſern Tagen faſt alle Zweige der Werthſchaffung (Production) erblicken, als vielmehr über die Höhe, welche manche derſelben trotz jener widrigen Verhältniſſe hin und wieder wirklich erreicht haben. Nicht befremden aber kann es zugleich, daß in Ländern, wo dergleichen Hemmniſſe und Schranken unbekannt ſind, wie z. B. im freien America, die Nation mit raſchen Schritten dem Wohlſtande und Reichthume zueilt. Die Haupturſache jener traurigen Erſcheinung iſt ohne Zweifel in der geringen Verbreitung gründlicher wiſſenſchaftlicher Kenntniſſe unter den Geſchäftsmännern neuerer Zeit zu ſuchen, und dieſe Urſache muß fortfahren Unheil zu verbreiten und die ſchönſten Entdeckungen der Theorie großentheils fruchtlos machen, ſo lange von Seiten der Regierungen noch ſo wenig Bedacht darauf genommen wird, daß Alle, welchen der hohe Beruf zu Theil werden ſoll, über Gewerbe und Handel, über öffentliche Leiſtungen, Induſtrie und Wohlſtand des Volks die Aufſicht zu führen und Verfügungen zu treffen, mit theoretiſchen Kenntniſſen gehörig ausgeſtattet und in die Grundſätze der Nationalökonomie eingeweiht ſind. Auch verdient bemerkt und gerügt zu werden, daß dieſe erhabene Wiſſenſchaft noch zur Zeit nur auf wenigen Akademien Deutſchlands zweckmäßig, auf manchen ſelbſt gar nicht gelehrt und vorgetragen wird. So lange die Regierungen fortfahren, hierin ihre Pflicht zu verſäumen, darf es Niemand Wunder nehmen, wenn er ſo häufig die öffentliche Geſchäftsführung den Vorſchriften der Theorie geradezu entgegenhandeln, der Nationalökonomie heiligſte Geſetze mit Füßen treten, und elende Routine und Schlendrian über Vernunft und Wiſſenſchaft das Haupt erheben ſieht. (Vergl. den Art. Staatswirthſchaft.) K. M.

Nationalreichthum, ſ. Nationalcapital.

Nationalſchuld iſt unterſchieden von Staatsſchuld. Wenn das von der Regierung auf Zinſen oder auf Werthzeichen (Papiergeld) geborgte Capital durch den Credit des Staats unmittelbar geſichert wird, d. h. durch das Vermögen der Regierung (ausdrücklich, mittelſt eingeſetzten Pfandes von Einkünften oder Staatsgütern, oder ſtillſchweigend durch das Vertrauen der öffentlichen Meinung auf das Worthalten der Regierung und auf die Weisheit ihrer Finanzverwaltung), ſo nennt man es Staatsſchuld. Wird aber das von der Regierung aufgeborgte Capital durch das Nationalvermögen geſichert, ausdrücklich, mittelſt beſtimmter Abgaben zur Deckung der Zinſen, oder ſtillſchweigend, mittelſt des Vertrauens der öffentlichen Meinung auf den Werth der Staatspapiere im Handel (in England Stocks), ſo heißt es Nationalſchuld. Auch verſteht man unter letzterem Ausdrucke die von den Ständen genehmigten und verbürgten oder übernommenen Schulden der Regierung, und nennt ſie daher Landesſchulden. Eine Nationalſchuld im eigentlichen Sinne des Worts, die von der Regierung für die Nation und mit Einwilligung der Nation gemacht, die ferner aus dem Vermögen der Nation genommen und durch daſſelbe geſichert iſt, beſitzen Großbritannien und der nordamericaniſche Freiſtaat. Die brittiſche Nationalſchuld entſtand zu gleicher

Zeit mit Großbritanniens Weltmacht im Handel und auf der See, und ſtieg, ſo wie der brittiſche Volksreichthum und mit ihm Englands politiſche Macht ſtieg (ſeit Wilhelms III. Thronbeſteigung im J. 1689); denn der Volksreichthum iſt die Säule des brittiſchen Staatscredits, auf dieſem aber ruht wiederum das Anleihſyſtem, welches Großbritanniens Einfluß auf die Angelegenheiten des Feſtlandes aufrecht erhalten hat. Bei der brittiſchen Nationalſchuld iſt nicht die Frage davon, wann und wie ſie wiederbezahlt, ſondern wie der öffentliche Credit durch ſie nicht erſchüttert werde. Das eine Mittel, die Schuld zu fundiren, d. h. ihre Verzinſung auf gewiſſe Abgaben zu begründen, ohne daß das Capital zurückgefodert werden kann, welches nun eine Waare für den Rentenhandel wird, — reichte aber nicht hin, um dieſe Waare (die Stocks) in Werth zu erhalten. Daher errichtete Pitt den Tilgungsfonds (sinking fund) zur Einlöſung der Stocks, oder zur Abbezahlung der Staatsſchuld. Dieſer Fonds kann die eingelöſten Stocks entweder vernichten, oder ſie als rentetragende für ſich benutzen; mittelſt des letztern wächſt er durch ſich ſelbſt und die Tilgung der Schuld iſt nur ſcheinbar, während der Werth der Stocks in der Höhe gehalten wird. So lange nun der Welthandel den Nationalreichthum der Britten aufrecht erhält, daß die Nation die Steuern für die Zinſen bezahlen kann und die Stocks nicht zu tief fallen, ſo lange iſt an einen Staatsbankerott in England nicht zu denken. Colquhoun hält vielmehr die engliſche Staatsſchuld für eine Wohlthat, denn ſie verdoppelt die Maſſe und den Umlauf des beweglichen Nationalcapitals. Er ſieht daher ihre ſchnelle Abzahlung für ein Unglück an. Auch hat der Wohlſtand bisher mit der Staatsſchuld zugenommen. Im J. 1689 betrug letztere 1,054,925 Pf. St., im J. 1697 21,515,742 Pf., im J. 1714 53,683,076 Pf., im J. 1763 133,959,270 Pf., im J. 1783 238,231,248 Pf., im J. 1802 499,753,063 Pf. Bis auf 17 Mill. iſt das Volk zugleich Gläubiger und Schuldner. Die Zahl aller Staatsgläubiger Englands beläuft ſich auf 900,000; die fundirte Schuld betrug im J. 1815 780,686,658 Pf. St., ungefähr 4684 Mill. Thaler, und nach dem Berichte des Parlaments vom 1. Febr. 1817 über 900 Millionen Pf. St. mit Einſchluß der Schuld von Irland. Die Zinſen beliefen ſich auf 32,392,889 Pf., wovon die engliſche Schuld allein 27,996,585 Pf. erfoderte. Das Ausland beſitzt nur 18,598,666 Pf. in den Stocks. Das Uebrige gehört inländiſchen Gläubigern. Irlands fundirte Staatsſchuld verhält ſich zur engliſchen wie 1 : 6; das Einkommen des Tilgungsfonds in Irland hingegen zu dem in England wie 1 : 62. Irlands fundirte Staatsſchuld betrug im J. 1815 127,865,000 Pf. Der Tilgungsfonds überhaupt 2,087,000 Pf. Während des Krieges hatte der engliſche Tilgungsfonds für 260 Mill. Pf. Stocks eingelöſt, und ſeit 1786 bis 1816 überhaupt 320,384,000 Pf. St. Der Betrag des Sinking Fund iſt jährlich 14 Mill. Pf., die zu 5 Procent Zinſen, auf Zinſen in 10 Jahren, ſich zu 176,325,000 Pf. erhoben, womit in 3 Procent Renten, zu 70 Procent gerechnet, in 27 Jahren die ganze Schuld getilgt werden kann. Die Verwaltung der Nationalſchuld iſt der Bank von England (errichtet 1694) anvertraut (ſ. d. Art. Londoner Bank); denn das erſte Capital der gegenwärtigen Nationalſchuld ward der Regierung von der Bank geliehen, und belief ſich auf 1,200,000 Pf. Dieſer ſogenannte Bank-Stock iſt bis auf 11,642,400 Pf. St. angewachſen, und bildet die Grundlage des erſtaunlichen Gebäudes, auf welchem alle übrigen Stocks

(die 3. 4. 5. p. C. consolidated Annuities, und die Leibrenten oder terminable Annuities) ruhen. Die ſchwankende Schuld (floating Debt), der man noch keinen beſtimmten Platz in einem jener Stock- oder Schuldfächer angewieſen hat, iſt aus den Caſſenſcheinen (Exchequer Bills) und aus den noch nicht liquidirten und fundirten Schulden entſtanden. Vergl. Joſ. Hamilton's Inquiry concerning the national debt, 3te Aufl. Edinb. 1818 ſo wie die Art. Amortiſiren, Exchequer, Fonds und Großbritannien.
K.

Nationaltheater. In den letzten Decennien ſprach man in Deutſchland viel von Nationaltheatern, und insbeſondere die Berliner nannten ihr deutſches Schauſpielhaus gewöhnlich das Nationaltheater. Es ſcheint, daß dieſes einer jener dunkeln Begriffe geweſen ſei, von welchen diejenigen vielleicht am wenigſten Rechenſchaft geben könnten, die den Ausdruck Nationaltheater am häufigſten brauchten. Nur dann, wann eine Nation eine eigenthümliche dramatiſche Literatur beſitzt, kann ſie ein Nationaltheater haben. Eine eigenthümliche nationelle dramatiſche Literatur ſetzt aber Nationalſitten, Nationalcharakter, Nationalintereſſe, große Nationalbegebenheiten, eine vollſtändig gebildete Nationalſprache, einen Nationalgeſchmack voraus. Ein Theater, auf welchem die Stücke einer dramatiſchen Literatur, die auf dieſen Grundlagen beruht, aufgeführt werden, kann ein Nationaltheater genannt werden. In dieſem Sinne iſt das Théâtre français zu Paris ein wahres Nationaltheater, ungeachtet es von den Franzoſen nicht ſo genannt wird.

Nationalvermögen, Nationalreichthum, Volksvermögen, Volksreichthum, iſt die Maſſe der im Beſitze der Bürger eines Staats vorhandenen, ſowohl ſinnlichen als geiſtigen Güter. Nicht die Maſſe von Dingen überhaupt, in deren Beſitz ein Volk ſich befindet, ſondern lediglich die Maſſe von Gütern, welche daſſelbe beſitzt, beſtimmt die Größe des Volksvermögens. So lange nicht die in einem Lande vorhandenen Dinge von deſſen Bewohnern als Güter, d. h. als Mittel zur Beförderung ihrer Zwecke ſind anerkannt worden, können dieſe Dinge weder dem Lande einigen Vortheil gewähren, noch ſeinen Reichthum befördern. Im Schooße der reichſten Natur, und umringt von ihren Schätzen, bleibt ein Volk arm und dürftig, welches entweder keine Zwecke hat, zu deren Erreichung jene Schätze brauchbar ſind, oder dem die Kenntniß fehlt, wie dieſe Schätze als Mittel zu ſeinen Zwecken angewandt werden können. Das Beſtreben einer Regierung, welche den Nationalreichthum zu befördern wünſcht, muß daher nicht ſowohl auf die Hervorbringung von Dingen überhaupt, als vielmehr auf die Hervorbringung ſolcher Dinge gerichtet ſein, welche zugleich Güter ſind, und ſie muß in dieſer Hinſicht durch Geſetze dahin zu wirken ſuchen, daß auf der einen Seite der Kreis der Zwecke möglichſt erweitert werde, zu deren Erreichung die im Beſitze des Volks befindlichen Dinge anwendbar ſind, und auf der andern Seite die Tauglichkeit dieſer Dinge zur Erfüllung bereits bekannter Zwecke immer mehr vom Volke anerkannt werde. K. M.

Nationalverſammlung, ſ. Frankreich.

Nativitätſtellen, ſ. Horoſcop.

Natolien, Anadoli, eine türkiſche Provinz in Aſien. S. Osmaniſches Reich.

Natrum, iſt das feuerbeſtändige Mineralalkali (ſ. d. Art. Alkali). In Sibirien, Ungarn und vorzüglich in Aegypten finden ſich

mehrere Seen, an deren Ufern, wenn ſie einzutrocknen anfangen, eine Menge Natrum in Kryſtallen anſchießt. Der Kalkſteinboden, der den Seegrund ausmacht, zerſetzt nämlich das im Seewaſſer befindliche Kochſalz, und macht das Natrum frei, das ſich dann in Kryſtallform an feſte Körper, als Steine, Schilf, anſetzt. Nater oder Sadium iſt das Metall, welches mit Sauerſtoff verbunden das Natrum darſtellt.

Natter (Johann Lorenz) einer der berühmteſten Steinſchneider ſeiner Zeit, ward 1705 zu Biberach in Schwaben geboren. Als gelernter Juwelier ging er erſt in die Schweiz und dann nach Italien, wo er, vorzüglich auf Ermunterung des großen Gemmenkenners, Baron von Stoſch, ſich auf die Nachahmung der alten geſchnittenen Steine legte, in welcher er eine ſolche Uebung erlangte, daß einige ſeiner Copien von den Originalien kaum zu unterſcheiden ſind. Bald wurde der Werth ſeiner Arbeiten ſo allgemein anerkannt, daß faſt alle Fürſten Europa's ihm Beſchäftigung gaben. Nach einem mehrjährigen Aufenthalte in verſchiedenen Städten Italiens (von 1732—35 war er in Dienſten des Großherzogs von Toscana) ging er nach London (wo er die Stempel des Königs ſchnitt, und Mitglied der Geſellſchaft zu Erklärung der Alterthümer ward), und machte dann verſchiedene Reiſen nach Holland, Dänemark, Rußland und Schweden, wo er überall fürſtlich belohnt wurde. Im J. 1762 wurde ihm unter vortheilhaften Bedingungen der Antrag gemacht, ſich in Petersburg niederzulaſſen, den er auch annahm. Aber kaum angekommen, endigte er am 16. October 1763 ſein Leben. Seine Sammlungen von geſchnittenen Steinen, Abdrücken, Medaillen, Büchern und Kupferſtichen wurden für den Großfürſten um 1140 Pf. Sterl. erkauft. Er ſchnitt vorzüglich Bildniſſe. Zu ſeinen Hauptwerken gehören eine Schaumünze zu Ehren des Sir Robert Walpole, und eine ſiegende Britannia auf einer Gemme. Er hat ſich an den ſchwerſten Theil ſeiner Kunſt gewagt, indem er einmal für den Lord James Cavendiſh zu London ein Gefäß auf einen kleinen Diamanten grub; und er würde auch Bildniſſe in Diamanten geſchnitten haben, wenn er dazu Aufmunterung gefunden hätte, über deren Mangel er oft klagte. Auch hat er zu mehrern Medaillen die Stempel geſchnitten, und einige Zeit lang die Stelle eines Obermedailleur der Staaten von Holland verwaltet. Geiſt und Natürlichkeit bei fleißiger Ausführung bezeichneten ſeine Werke. Er kannte die Alten genau und kann als Wiederherſteller ſeiner Kunſt angeſehen werden. Er hat auch geſchrieben. Sein Traité de la méthode antique de graver en pierres fines, comparée avec la méthode moderne (Lond. 1755. kl. Fol. mit 37 Kupferſtichen, auch in engliſcher Sprache), iſt eben ſo trefflich, als er ſelten iſt, weil Natter kein Exemplar unter zwei Guineen verkaufte, daher nur wenig Abſatz hatte, den Reſt aber verbrannte. Der zweite Theil des Werks liegt noch zu Petersburg in der Handſchrift. A—s.

Natur. Schon dem früheſten Alterthum erſchien die Sinnenwelt mit allen ihren mannichfaltigen Elementen und Geſchlechtern, theils (und hier war eigentlich zunächſt nur von ihrem Urbilde die Rede) als eine Offenbarung und Erzeugung aus Gott (als Dionyſos und Zagreus der älteſten Geheimlehren), ein Wort, eine Sprache Gottes zu dem Menſchen, theils (und hier war mehr die jetzige Natur gemeint) erkannten die alten Geheimlehren in dem bunten Sinnenreich des Dionyſos den einſtweiligen, vorübergehenden Aufenthaltsort der

zu ihrem ewigen Urſprung heimkehrenden Seelen, reich ſowohl an Hülfsmitteln, welche jene Heimkehr begünſtigen, die Sehnſucht dazu erwecken, als auch an Mitteln, welche die Seele durch ihren falſchen Reiz feſſeln, von der Heimkehr abführen, und ſie derſelben in ſinnlicher Trunkenheit vergeſſen machen könnten. Auch unſerm Gefühle offenbart ſich die Natur in beiderlei Bedeutung. Die Schriftſteller über thieriſchen Magnetismus erzählen, daß nach der Ausſage der Clairvoyanten dieſen in den Zuſtänden ihrer Entzückung öfters ſchöne Gegenden, reizende Naturanſichten vor den Augen der Phantaſie erſcheinen, und bei mehrern beſtand das Angenehme jenes Zuſtandes vorzüglich in dem Erſcheinen und geiſtigen Beſchauen jener Naturbilder. Auch der ehrwürdige Stilling erzählt von ſich ſelbſt, daß ihm bei dem Schreiben ſeines merkwürdigen Heimwehbuchs vorzüglich oft himmliſch ſchöne Landſchaften, reizende Naturanſichten vor der Seele geſchwebt hätten, und hält dieſe innern Erſcheinungen für Einwirkungen und Rührungen aus einer höheren Region. Die Sprache der Poeſie und des Prophetenthums beſteht vorzüglich in ſolchen Naturbildern, und auf der höchſten Begeiſterungsſtufe des letztern verwandeln ſich die Worte ganz in Naturbilder und Geſtalten, worin ſich einem ſolchen Clairvoyanten höherer Art die Begebenheiten der Zukunft und die Worte einer höheren Region kund thun. Auch zu uns ſpricht zuweilen die äußere Natur bei dem ſtillen einſamen Betrachten einer ſchönen, großartigen Landſchaft, oder einer vorzüglich impoſanten Naturerſcheinung, eine ſolche, nicht leicht in Worte zu überſetzende Geiſterſprache, und das Sehnen, die Vorahnungen, die dann zuweilen in uns erwachen, finden wohl ihre Befriedigung und Erfüllung nicht in dem jetzigen Daſein, ſondern ſind uns Boten aus einer fernern höhern Zukunft. Sie ſind uns jene beſſeren Becher des Dionyſos, der uns die Augen über Gegenwart und Zukunft von Neuem öffnet, und die Sehnſucht nach der Heimkehr wieder in uns weckt. Von dieſer Seite iſt uns demnach die Natur noch immer, was ſie den Lehrern des Alterthums war: eine Bilder- und Hieroglyphenſprache, worin die Gottheit mit und zu uns redet, uns ermahnt, erweckt, belehrt und tröſtet, obgleich von jenen hohen Hieroglyphen viele verwiſcht und unkenntlich, viele entſtellt und zu einer gerade umgekehrten Bedeutung gemißbraucht worden. Aber auch in der andern oben erwähnten Bedeutung zeigt ſich uns die Natur noch jetzt als bergender und wohlthätiger, aber auch zugleich als verführeriſcher, gefährlicher Aufenthaltsort auf der Pilgerreiſe der Seelen zur Heimath. Ein Theoſoph und Philoſoph der neuern Zeit (St. Martin) vergleicht die Natur mit einer bergenden Decke, welche eine höhere wohlthätige Hand über die Schrecken und Gefahren eines furchtbaren Abgrundes, die ſich öfters durch jene Decke hindurch zu uns herauf erheben, hinweggebreitet und gebaut habe, welche aber zugleich auch von oben die Strahlen einer höheren Sonne zwar leicht hindurch laſſe, aber dieſelben auf mannichfaltige Weiſe breche und trübe. In der That kennt Jeder von uns aus der frühern phantaſtiſchen Zeit der Kindheit jenes Gefühl der Sicherheit und des Schutzes, welches uns nach dem Erzählen und Anhören geſpenſterhafter Mährchen dann anwandelt, wann wir von dem grauſenerregenden einſamen Orte in eine geräuſchvolle, lebhafte Umgebung kommen; jenes Gefühl, das uns auch dann erfüllt, wann nach der lebhaften Furcht einer in Einſamkeit durchwachten Nacht endlich der helle Tag anbricht, der uns die ganze lebendige Umgebung in ihrer bunten Mannichfaltigkeit wieder ſichtbar macht.

In ſolchen nächtlich einſamen oder ſonſt Furcht erfüllten Augenblicken war es uns, als ob jener Abgrund, jene Region des Schreckens mit ihren Furchtgeſtalten uns näher getreten wäre, und in den darauf folgenden wieder beruhigenden Momenten, als ob die bergende, ſchirmende Decke wieder über jenen Abgrund hinweggezogen, die Zwiſchenmauer zwiſchen ihm und uns von Neuem aufgeſtellt würde. Auf der andern Seite haben die Myſtiker der höhern und niedern Art zu allen Zeiten behauptet, daß die möglichſte Erhebung über jene Decke, die möglichſte Enthüllung derſelben nöthig ſey, wenn die Strahlen der höhern Region rein und ungetrübt zu uns gelangen ſollen. Jene verhüllende Decke, welche in den Geheimlehren des Alterthums als der eine, der Taumelbecher des Dionyſos (des Repräſentanten und Herrſchers der Sinnenwelt) erſcheint, muß in unſrer Zeit durch die über alle Theile der Naturkunde ſo reiche Aufſchlüſſe gebende Geſchichte des magnetiſchen Hellſehens und der damit verwandten Erſcheinungen eine neue Deutung erhalten. Wenn die Seelen jenen einen Becher des Dionyſos leeren, heißt es, vergeſſen ſie der Heimath, erliſcht in ihnen die ſchmerzliche Sehnſucht nach ihrem Urſprunge, verlieren ſie die Kenntniß ihrer Vergangenheit, bis der andere, beſſere Becher ihnen gereicht wird, der auf einmal die entſchlafene Sehnſucht nach Rückkehr, die verloren gegangene Erinnerung an die Heimath wieder aufweckt. Auch der gewöhnliche (ſogenannte wache) Zuſtand des Lebens ſcheint im Vergleich mit jenem des Hellſehens, wobei gewöhnlich eine deutliche Erinnerung aller im Wachen längſt vergeßnen Momente der Vergangenheit, und ein ungewöhnlich klarer und deutlicher Blick in alle höhern und niedern Geheimniſſe des Lebens und in das Räthſel ſeiner Beſtimmung Statt findet, in einem beſtändigen Vergeſſen und nur momentanen Wiedererinnern des eigentlichen Loſungswortes unſers Daſeins zu beſtehen. Beim Erwachen aus dem Zuſtande des Hellſehens wiſſen die magnetiſch Hellſehenden nichts mehr von Allem, die Decke, welche alle jene geiſtigen Erkenntniſſe verhüllt, zieht ſich von Neuem vor, und nur der Tod nimmt dieſelbe ganz hinweg. Hierin ſcheint die zerſtreuende, den äußern Sinn in Anſpruch nehmende äußere Umgebung des alltäglichen Lebens, wie der Taumelbecher des Dionyſos zu wirken, das ſtärkere Geräuſch macht das leiſere unhörbar, das hellere Licht überglänzt das ſchwächere, das ſinnliche Leben in uns armen beidlebigen Weſen das erſt aufkeimende geiſtige. Der Zuſtand des magnetiſchen Hellſehens wird dadurch möglich, daß die Seele von der äußern Sinnenwelt zurück in ihr Inneres gezogen wird. Dieſe Zurückgezogenheit ins Innere wird hier nicht durch den freien Willen und durch einen höhern Act der Selbſtverläugnung bewirkt, ſondern geſchieht unwillkührlich, nach dem Wirkungsgeſetz körperlich-organiſcher Kräfte. (Man ſehe den Art. Magnetismus.) Es gibt aber eine andere, freiwillige Zurückziehung aus dem die innere leiſe Stimme übertäubenden Geräuſch der Sinnenwelt ins Innere, welche nur durch Selbſtüberwindung möglich wird; und durch jene freiwillige Zurückziehung gelangt die Seele zu einer ganz neuen, höheren Art des Hellſehens, welche durch kein Wiedererwachen unterbrochen wird, weil ſie ſelbſt der eigentliche und urſprüngliche Zuſtand des Wachens unſrer Natur iſt. In der That, nur Erfahrungen dieſer Art ſind es, welche jenen andern, für uns ſehr demüthigenden, daß z. B. ſchon der volle Magen, Unverdaulichkeit und andre krankhafte Zuſtände dieſer Art uns auf einmal die Region unſrer Erkenntniſſe verengern und unzugänglicher machen können, ein tröſten-

des Gegengewicht zu halten vermögen. Der Taumelbecher, den uns Dionyſos als Herrſcher der Sinnenwelt reicht, iſt Liebe und Anhänglichkeit zu dem Sinnlichen; der im jetzigen Zuſtande des Daſeins meiſt überwiegenden Anneigung zum Sinnlichen muß die höhere Liebe (und mit ihr das höhere Erkennen) weichen. Sobald aber im reinern Menſchen ihrer Seits die höhere Liebe das Uebergewicht gewinnt, kehrt auch mit ihr das höhere Erkennen (das oben erwähnte Hellſehen höherer, beſſerer Art) wieder. Wenn demnach ſchon nach den Lehren des Alterthums die uns umgebende Sinnenwelt auf doppelte, ganz entgegengeſetzte Weiſe auf uns einwirkt, einmal als Sprache und Stimme einer höheren Region, die durch ihre dunkeln, aber das Gefühl mächtig ergreifenden Hieroglyphen die Sehnſucht nach dem Höhern und Beſſern (das Heimweh) mächtig in uns weckt und verſtärkt, auf der andern Seite aber als betäubender (jene höhere Stimme übertäubender) Schlaftrunk; ſo ſteht dieſes mit der eben ſo alten Anſicht, nach welcher die Sinnenwelt durch den Kampf zweier ſich entgegengeſetzter Kräfte, der böſen und guten, des Lichts und der Finſterniß, entſtanden und ein Zuſammenfluß aus beiden iſt, in tiefem Zuſammenhang, und unſer eignes Gefühl, unſre innerſte Erfahrung widerſpricht jenen alten Lehren und Anſichten nicht. Wir haben uns mit Abſicht hier länger, als es vielleicht vielen Leſern erwünſcht war, bei den Anſichten der älteſten Zeit über die Natur und das Verhältniß derſelben zum Menſchen verweilt, weil in der That das Alterthum in dieſes Geheimniß tiefere Blicke gethan als die letzten Menſchenalter, und die eben erwähnten Anſichten, über welche man das Nähere in Creuzers Symbolik und Mythologie nachleſen kann, jenen Gegenſtand mit vollkommener Wahrheit und Helle auffaſſen. Auch das, was der Menſch der Natur urſprünglich war und ſein ſollte, hatte die alte Zeit richtig erkannt, und es ließe ſich bei dieſer Gelegenheit viel über eine Magie höherer und niederer Art ſagen, wenn dieſer Artikel hierzu hinlängliche Gelegenheit darböte. In neuerer Zeit iſt das Verhältniß des Menſchen zur Natur, und der Natur zum Menſchen zum Theil auf andere Weiſe aufgefaßt worden. Indeß hat es auch von dieſem Geſichtspuncte aus einem aufmerkſamen Auge nicht entgehen können, wie ſehr die Natur ein geſetzgebendes und belehrendes Wort der Gottheit an den Menſchen ſei. Beſonders hat Herder in dem trefflichen erſten Theile ſeiner Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit genügend gezeigt, wie der Menſch ſo oft äußere Einrichtungen, Künſte und Kunſtfertigkeiten der ihn umgebenden äußern Natur, beſonders der Thierwelt abgelernt, wie das bauende Thier den Menſchen bauen (ein kleiner Käfer ihn das Begraben der Todten) gelehrt habe. In ſo weit jene Anſicht in der Wahrheit begründet iſt, zeigt ſich hier abermals, daß der Menſch erſt durch Zurückſtrahlung aus einer untergeordneten Region das ihm urſprüngliche, jetzt verloren gegangene Licht wieder empfangen konnte. — Vergl. übrigens die Art. Kunſt, Welt, Phyſiologie, Naturgeſetze u. ſ. w. Eg.

Naturalien, Naturaliencabinet (Naturalienkammer, Naturalienſammlung). Naturalien, Naturproducte, ſind alle von der Natur hervorgebrachten Körper, in ſo fern ſie beſonders durch die Kunſt noch keine weſentliche Veränderung erlitten haben; dann aber nennt man ſo die ſeltenern oder wohl erhaltenen Naturerzeugniſſe, welche in Naturalienſammlungen aufgenommen werden. Hierzu gehören daher Muſcheln, Steine, getrocknete,

in Weingeiſt geſetzte, oder ausgeſtopfte Thiere, Kräuter. Ein Naturaliencabinet iſt daher eine Sammlung von allerlei Gegenſtänden aus den drei Reichen der Natur, welche entweder öffentliche Anſtalt iſt, oder von Privatperſonen angelegt wird. Die erſte Veranlaſſung ſolcher Sammlungen ſcheint im Alterthume die Sitte geweſen zu ſein, außerordentliche Werke oder ſeltene Naturgegenſtände in den Tempeln aufſtellen zu laſſen. So ließ König Philipp von Macedonien die Hörner jenes wilden Ochſen, welcher lange das Land verheert hatte, im Tempel des Hercules aufhängen. So unterſuchte Plinius in einem Tempel zu Rom ein großes Stück Wurzel des Zimmtbaums. Daß bei dieſen naturhiſtoriſchen Gegenſtänden in den Tempeln viel Mythologiſches unterlief, begreift ſich leicht, und man braucht ſich deßfalls nur an den Schulterknochen des Pelops zu erinnern, der im Tempel zu Elis gezeigt wurde. Wer aber im Alterthume zuerſt eigene naturhiſtoriſche Sammlungen zur Beförderung der Wiſſenſchaft angelegt, iſt unbekannt. Wahrſcheinlich iſt es, daß Ariſtoteles eine ſolche Sammlung hatte, da ihm auf Alexanders Befehl das Seltenſte aus allen drei Reichen der Natur zugeſchickt werden mußte. Was indeſſen im Alterthume der Einrichtung von Naturaliencabinetten vorzüglich entgegengeſtanden haben muß, ſcheint die Unzulänglichkeit der Mittel geweſen zu ſein, die man damals zur Aufbewahrung der der Fäulniß unterworfenen Gegenſtände hatte. Noch unbekannt mit dem Gebrauch des Weingeiſtes, welcher alle Fäulniß abhält, und bei ſeiner Durchſichtigkeit die vollkommne Beſchauung des in ihm aufbewahrten Körpers verſtattet, legte man die faulbaren Naturalien in Salzwaſſer oder in Honig, oder man übergoß ſie mit Wachs. Im Mittelalter war die Anlegung von Naturalienſammlungen gewöhnlich die Sache der Kaiſer, Könige und Fürſten, denen man aus dem Auslande ſeltene Naturgegenſtände zum Geſchenk mitbrachte, wozu die Ausbreitung des Handels immer mehr Gelegenheit gab. Als ſich die Vorurtheile verloren, welche ſich anfangs der Anatomie entgegenſetzten, und die Akademien die Erlaubniß bekamen, menſchliche Körper zu zerlegen, ſcheint man zuerſt den Nutzen des Weingeiſtes zur Aufbewahrung faulbarer Naturalien erkannt zu haben. Erſt ſpäter wurden Naturalienſammlungen von Privatperſonen angelegt. Solche Oerter, wo ein lebhafter Handelsverkehr herrſchte, waren hierzu vorzüglich geeignet. Es iſt daher nicht unwahrſcheinlich, was Herr von Stetten in ſeiner Kunſtgeſchichte von Augsburg ſagt, daß dieſer Sammlungsgeiſt in Deutſchland in dem vor Entdeckung des Seewegs nach Oſtindien durch ſeinen Handel ſo blühenden Augsburg zuerſt rege geworden ſei. Die erſten einigermaßen bedeutenden Privatſammlungen kommen indeſſen erſt im 16ten Jahrhunderte vor. So hatten H. Corn. Agrippa von Nettesheim, Paracelſus, Cardanus, Conrad Geßner, Georg Agricola u. A. nicht unbedeutende Naturalienſammlungen. Den erſten Catalog von Privatſammlungen gab Samuel Quickelberg, ein Arzt aus Antwerpen, der um das Jahr 1553 in Ingolſtadt in großem Anſehen ſtand, im J. 1565 zu München in Quart heraus. Jetzt iſt ganz Europa mit öffentlichen und Privatnaturaliencabinetten angefüllt. Als die vorzüglichſten bemerken wir dasjenige, welches einen Theil des Muſeums zu Paris ausmacht, das Naturaliencabinet der Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin, das auf dem königlichen Schloſſe zu Berlin, und das der Geſellſchaft naturforſchender Freunde ebendaſelbſt, das kaiſerlich-königliche Cabinet der Naturgeſchichte zu Wien, die Cabinette zu München, Jena, Dresden, Hannover und Zelle, das Cabi-

net, welches einen Theil des brittiſchen Muſeums in London ausmacht, das Naturaliencabinet von Banks ebendaſelbſt, die Cabinette in Haag, Barcelona, Madrid, das kaiſerliche Naturaliencabinet in St. Petersburg. In Dänemark und Schweden gibt es keine ausgezeichnet großen Naturalienſammlungen, und blos in dem letztern Reiche iſt das auf der Univerſität Upſala befindliche Cabinet zu bemerken, um welches ſich der berühmte Linné beſonders verdient gemacht hat. Der mannichfaltige Nutzen ſolcher Sammlungen ſpringt von ſelbſt in die Augen.

Naturaliſiren (zuweilen auch nationaliſiren), heißt, Jemand in einem Lande einheimiſch machen, oder ihm als Fremden die politiſchen Rechte eines im Lande Gebornen mittheilen. Das Recht, welches dem Naturaliſirten auf dieſe Weiſe ertheilt wird, heißt das jus indigenatus, oder das Recht eines indigena (eines im Lande Gebornen). Sehr ſelten ſchließt aber die Naturaliſirung oder die Ertheilung des Indigenats (ſ. d. A.) die Mittheilung aller politiſchen Rechte eines Eingebornen oder Landeskindes in ſich, und oft iſt der Indigenat noch vom eigentlichen Bürgerrecht verſchieden. In jedem Lande ſind gewöhnlich die Fälle, in welchen man naturaliſirt werden kann, durch allgemeine Landesgeſetze beſtimmt, von denen jedoch in monarchiſchen Staaten die Gunſt des Fürſten häufig dispenſirt. Gewöhnlich gibt eine Reihe von Jahren, die man in einem Lande zugebracht, oder eine Stelle, die man darin erlangt, oder ein Verdienſt, das man ſich darum erworben hat, den Indigenat. Bei den Republiken des Alterthums bemerkt man, daß ſie in ihrer erſten Entwickelungsperiode, um ſich in der Zahl zu verſtärken, mit Ertheilung des Bürgerrechts eben ſo freigebig waren, als ſie ſtreng und ſparſam damit wurden, wenn der Staat feſt gegründet und in ſeiner blühenden Periode war. Der Verfall der alten Republiken führte auch mit ſich, daß man mit Ertheilung des Bürgerrechts wieder äußerſt freigebig wurde, indem der Luxus, die vermehrten Communicationen, der verminderte Werth einer ſinkenden Freiheit, das Iſolirungsſyſtem ſchwächte und das Bürgerrecht weniger ſchätzbar machte. Wenn man in England naturaliſirt wird, ſo erhält man damit noch nicht das Recht, Parlamentsmitglied oder Glied des Miniſterconſeils oder irgend ein öffentlicher Beamter zu werden. Die Handelsvortheile, welche der geborne Engländer im Handel mit auswärtigen Nationen genießt, könnten jedoch allein viele Ausländer bewegen, ſich naturaliſiren zu laſſen. Auch dafür iſt in England geſorgt. Erſt ſieben Jahre nach der geſchehenen Naturaliſation darf der Naturaliſirte an jenen Handelsprivilegien der gebornen Engländer in fremden Ländern Theil nehmen. In einer übergetragenen Bedeutung gebraucht man das Wort naturaliſiren auch von Naturproducten eines Landes, welche in ein anderes verpflanzt werden, und von Wörtern einer fremden Sprache, welchen man das Bürgerrecht in einer andern ertheilt.

Naturalismus. Unter dieſem Worte verſteht man gewöhnlich die Ausübung einer Kunſt, nicht nach Studium oder den bewußten Regeln derſelben, ſondern nach natürlicher Anlage. So iſt z. B. derjenige ein Naturaliſt im Fechten, der dieſe Kunſt nie nach den Regeln gelernt hat und doch mit einem Andern zu fechten unternimmt. So iſt man Naturaliſt ſogar in der Philoſophie, wenn man blos mit Hülfe des geſunden Menſchenverſtandes, ohne hiſtoriſche und theoretiſche Kenntniſſe dieſer Wiſſenſchaft, die Probleme derſelben zu unterſu-

chen und zu unterſcheiden unternimmt. Alle Künſte ſind in dieſem Sinne von Naturalismus oder Naturaliſterei ausgegangen; früher waren es die vom Inſtinct oder zuweilen vom Genie eingegebnen Verſuche, aus deren wiederholter Beobachtung kältere Beobachter mit der Zeit die Kunſtregeln entwickelten. Die erſten Künſtler waren alſo Naturaliſten (d. i. ſie arbeiteten ohne regelmäßige Anweiſung nach natürlicher Anlage), die nachfolgenden bildeten die Kunſt ſo aus, daß es oft ſchien, als ob man ſie ohne natürliche Anlage, und blos durch Kunſtregeln erlernen könne. So gebildete mittelmäßige Künſtler haben im Gegenſatz geiſtvoller und genialer Naturaliſten oft den im Grunde thörichten Streit veranlaßt, ob es beſſer ſey, Naturaliſt oder Künſtler in einer Sache zu ſein (vergl. d. Art. Naturdichter). In einer jetzt ſeltener gewordnen und wiſſenſchaftlichen Bedeutung verſteht man unter Naturalismus, im Gegenſatze des Supernaturalismus (ſ. d. Art.), die Anſicht, daß der Menſch durch Gebrauch und geſchickte Anwendung ſeiner natürlichen Kräfte, ohne eine offenbarte Religion, zur Vollendung in dieſem und zur Seligkeit in jenem Leben gelangen könne.

Naturaliſt, ſ. Naturalismus und Naturdichter.

Naturbeſchreibung, ſ. Naturgeſchichte.

Naturdichter, Naturpoeſie. Daß man dieſen Namen in unſrer Zeit ſehr gemißbraucht hat, darin ſind alle Gebildeten vollkommen einverſtanden. Indeſſen könnte man noch fragen, ob dieſer Name überhaupt einen verſtändigen Sinn gewähre, und darum wird die genauere Entwickelung der Begriffe über dieſen Gegenſtand nicht überflüſſig ſeyn. Wenn die Poeſie, wie allgemein angenommen werden muß, eine Kunſt iſt, ſo kann, ſcheint es, kein Dichter ein Naturdichter ſeyn, und wenn jeder Dichter, wie man ſagt, „geboren wird," oder „ein geborner Dichter ſeyn muß," ſo muß jeder Dichter auch Naturdichter ſeyn. Wahr iſt es nun, daß die Dichtkunſt ein Naturell vorausſetzt, welches kein Menſch ſich geben kann; es gibt aber auch Manches an der Kunſt, was nur durch Fleiß, Uebung und freie Richtung des Naturells erworben werden kann. Wo aber beide, Natur und Freiheit, glücklich zuſammentreffen, iſt das Höchſte in der Poeſie möglich. Jeder iſt alſo zwar durch ſeine Natur, aber Keiner durch bloße Natur Dichter, und es gibt in dieſer Beziehung gar keinen Naturdichter, oder Jeder iſt einer. Aber es laſſen ſich Grade der Kunſtbildung unterſcheiden, mit welchen jemand die Kunſt ausübt. Der Eine empfängt eine ſchulmäßige Anleitung in dem Gebrauche ſeines Kunſtmittels, oder übt ſich ſelbſt nach beſtimmten Grundſätzen in der fehlerfreien und richtigen Anwendung deſſelben, um es dereinſt zur freien Darſtellung des Schönen zu erheben; einem Andern wird ohne Studium und fremde Anweiſung ſchon der Verſuch zu einem gelungnen Werke, und jede Uebung eines ſpielenden Krafttriebes ein angenehmes, gefälliges Product. Wollte man dieſen Naturdichter nennen, ſo würde entweder der höhere Grad der Genialität das Charakteriſtiſche deſſelben, oder der Naturdichter nichts anders, als ein Naturaliſt in der Dichtkunſt ſeyn. Denn es ließe ſich wohl auch denken, daß Jener, der die vollkommne Schule (das eigentlich Techniſche oder Grammatiſche oder Erlernbare der Kunſt) mit Ernſt und Freiheit mehr oder minder ſchnell durchlaufen, deſſelben Grades der Energie ſich rühmen dürfte, und daß er den, welcher ſchon früh faſt ſpielend und ohne planmäßige Anleitung und Uebung ein angenehmes, gefälliges Product hervorbringt, ſpäter-

hin durch Tiefe, Gründlichkeit und Klarheit ſeiner Werke weit übertreffe. In dieſer Rückſicht würden wir einen Naturaliſten in der Poeſie als einen noch nicht fertigen und ausgebildeten Dichter betrachten, der, wenn ihn der oberflächliche Reiz ſeines Products und der Beifall der Menge bezwingt, vielleicht niemals zur höhern Ausbildung gelangt, wie man überhaupt Jeden einen Naturaliſten zu nennen pflegt, dem die kunſtmäßige Ausbildung ſeines Talents mangelt, und welcher in den mehr oder weniger ſichern Uebungen deſſelben das aufſtellt, was er für Kunſtwerk hält oder im Kunſtgebiete zu leiſten entſchloſſen iſt. Wer alſo ſeinen Talenten Alles überläßt, und mit flüchtiger Einſicht in das Kunſtgebiet, ohne tieferes Studium der Kunſt und ihrer Gegenſtände zum Darſtellen eilt, wo er noch üben ſollte, der iſt Naturaliſt. In der Poeſie, Declamation und in den mimiſchen Künſten zeigt ſich hauptſächlich dieſer Naturalismus, weil in dieſen das Kunſtmittel von dem darſtellenden Subject ungetrennt iſt, und Jeder im Leben ſchon unwillkührlich gebraucht. Deshalb entſteht ſo leicht die Meinung, als ſei in dieſen Künſten das Studium nicht nöthig, und deshalb könnte es auch ſcheinen, als ſei ein jeder Dichter und Schauſpieler Naturaliſt. Blicken wir aber in das Leben der größten Dichter, ſo ergibt ſich bald, mit welchem gewiſſenhaften Studium, mit welcher wahrhaft religiöſen Vertiefung in die Gegenſtände der Dichtkunſt ſie ihren Naturberuf entfaltet und ihrer Kunſt obgelegen haben; und wir würden, wenn auch die Meiſten, welche als Dichter täglich auftreten, das Studium der Sprache, der Rhythmik u. ſ. w. nicht betrieben hätten, und alſo Naturaliſten wären, doch unzweckmäßig und nur mißbrauchsweiſe den Namen des Naturdichters auf ſie übertragen. Sonach würde derſelbe zunächſt denjenigen bezeichnen, der, mit einem hohen Grad der poetiſchen Anlage ausgeſtattet, auch ohne eignes, tiefes Studium, ohne fremde Anweiſung (als Autodidakt) zu dem Charakter des Dichters gelangt. — Endlich ſcheint ſich dieſer Name, ſo wie der Ausdruck Naturpoeſie, auf die verſchiedenen Arten der Bildung zu beziehen, unter deren Bedingung die Poeſie geübt wird; denn ohne alle Cultur hat es nirgends und zu keiner Zeit Poeſie gegeben. Es gibt nämlich eine Art der Bildung, welche mehr den Charakter der lebendigen Anſchauung und der allſeitigen Vertiefung in die Gegenſtände trägt. Sie iſt dem Künſtler vorzugsweiſe eigen und förderlich. In Beziehung auf die Perſönlichkeit des Künſtlers aber iſt ſie mehr bewußtlos und hat den äußern Anſchein eines inſtinctartigen, aber freien Hingebens und Hingezogenſeins an die Gegenſtände. Sie findet ſich unter Menſchen und Völkern da, wo ihre Einbildungskraft, der klare Spiegel der Natur, die Dinge in ihrem reinen, ungetrübten Schimmer lebendig auffaßt, wo ſich der Menſch nur erſt allmählig über die Naturgewalt erhoben hat, und wo er alſo der Natur noch näher ſteht. Eine andere entgegengeſetzte Art der Cultur findet Statt, wo einſeitige, das Geiſtige und Körperliche, Idee und Wirklichkeit trennende Reflexion herrſchend geworden iſt. Man kann ſie die künſtlichere Bildung nennen. Bei jener herrſcht überhaupt die Kunſt, bei dieſer die Wiſſenſchaft vor. Dieſer Gegenſatz aber tritt ein 1. in Hinſicht ganzer Geſchichtsperioden, z. B. der alten (d. i. vorchriſtlichen), und der neuern Zeit, ſo daß man die griechiſche Poeſie im Gegenſatze der Poeſie der neuern Völker überhaupt vorzugsweiſe Naturpoeſie, letztere Kunſtpoeſie nennen könnte, in ſo fern

ſie eine künſtlichere Bildung vorausſetzt; dann 2. in Hinſicht der Geſchichtsperioden *einzelner Völker*, ſo daß die Homeriſche Poeſie durch ihren reinnatürlichen Charakter im Gegenſatze der ſpätern und ausgebildetern *Lyrik* und Dramatik, ferner die altdeutſche Poeſie, namentlich die Poeſie der Volkslieder oder die volksmäßige Poeſie im Gegenſatze der Dichtungen ſpäterer und unſerer Zeit *Naturpoeſie* genannt werden dürfen; endlich 3. in einer und derſelben Zeit bei verſchiedenartiger Bildung der Individuen, in denen entweder jene oder dieſe Anſicht die poetiſche und lebendige, oder die verſtändige und reflectirende Anſicht vorherrſcht. So könnte man z. B. Bürger, ja ſelbſt Göthe, als wahren Naturdichter einem Schiller, als mehr reflectirendem Dichter (Einige ſagen philoſophiſchem Dichter), entgegenſtellen. Erſtere nämlich faſſen ihre innere Welt im Drange ihres poetiſchen Gefühls in lebendigen, ſcharf beſchloſſenen Zügen und Geſtalten auf; in Schillers Poeſien findet man dagegen *oft* nur eine erhabne und geiſtvolle *Reflexion* über die Gegenſtände, ja über die Poeſie ſelbſt, ſtatt Darſtellung derſelben, ferner einen Gegenſatz des Idealen und der Wirklichkeit, welche der Dichter in ſeiner Welt vereinigen muß, und überhaupt ein Schwanken zwiſchen Poeſie und Philoſophie, das freilich erſt nach ſeinem Hingang an Dichtern von weniger Energie und Gedankenfülle beſonders unangenehm bemerkt, und zum Gegenſatz der Poeſie in der Poeſie geworden iſt. Aus dieſer Culturverſchiedenheit iſt es auch begreiflich, warum die wahren Dichter unter uns ſo ſelten ſind und immer ſeltner erſcheinen werden, da im Gegentheil die Kunſtphiloſophen und Kritiker ſich vermehren. Denn die *Reflexion* über das Geſchaffene folgt dem Schaffen nach und erſcheint vorherrſchend, je mehr die Schöpfungskraft eines Volks ſich *erſchöpft*. Ferner iſt es auch erklärbar, warum erſt zu unſrer Zeit der Unterſchied der Naturpoeſie und des Naturdichters von der Kunſtpoeſie gemacht worden iſt. Denn da der Naturdichter als ſolcher weniger über ſich ſelbſt reflectirt, was erſt der Charakter einer ſpätern Cultur iſt, in welcher der Verſtand zum vorherrſchenden Princip erhoben wird, ſo konnte eben auch der Charakter der Naturpoeſie den Menſchen jener Zeit nicht zum Bewußtſein kommen, wohl aber der ſpätern Zeit, der Zeit der herrſchenden Reflexion, die jenen Gegenſtand erſt bildet und begreift. Zu den Merkmalen der *Naturpoeſie* in der zuletzt angeführten Bedeutung würden wir es rechnen, daß ſie mehr oder weniger volksmäßig iſt, und alle Claſſen und Stände einer Nation gleich anſpricht, begeiſtert und *erhebt*; dahingegen die *Kunſtpoeſie* einen höhern Grad beſonders der intellectuellen und geſelligen Cultur verlangt, und daher mehr für die höhern Stände geeignet iſt. Wenn jene mehr an ſich ſelbſt *erhebt* und erfreut, ſo muß man ſich zu dieſer *erheben* und bilden. Endlich kann der Name *Naturpoeſie* und *Naturdichter* auch auf den *Gegenſtand* der Dichtung bezogen werden, doch nicht *ohne Rückſicht* auf die bisher angeführte Bedeutung dieſer Ausdrücke. Denn die Natur in ihren Wirkungen und Erſcheinungen kann nur da *ſelbſtändig* von der Poeſie erfaßt und behandelt werden, wo ſie nicht im Gegenſatze des Geiſtes und blos durch Reflexion, ſondern ſymboliſch, und gleichſam als Perſonificirung des Geiſtigen durch Phantaſie aufgefaßt wird. Dieſes iſt gewöhnlich in der *beſchreibenden* oder *mahlenden Poeſie* am allerwenigſten der Fall; ſie iſt im Gegentheil öfter Product einer einſeitigen Reflexion, welcher die Phantaſie kümmerlich untergeordnet wird, als ein freies Reſultat der

gefühlvollen und phantaſiereichen Naturanſchauung, daher wir das beſchreibende Gedicht, wie es iſt, am wenigſten zur Naturpoeſie und den beſchreibenden Dichter am wenigſten zu den Naturdichtern rechnen möchten. Wir würden aber in Verlegenheit gerathen, wenn uns Jemand um ein fehlerfreies Muſter der Naturpoeſie in letztem Sinne fragte. Was man übrigens heutzutage hier und da mit dem Namen Naturdichter belegt hat, können unſere Leſer aus dem Art. Hiller ungefähr erſehen.

Naturell. Unter dieſem oft ſchwankend, bald für Temperament, bald gar für Charakter genommenen, Ausdruck befaßt man am richtigſten alle jene Eigenthümlichkeiten der Menſchennatur, die aus den körperlich-organiſchen Anlagen hervorgehen. Vom thieriſchen Leben geht Alles bei uns aus; unſer erſtes Leben iſt bloße Vegetation. Aber auch wenn das Empfindungs- und geiſtige Leben ſich entwickelt hat, dauert das vegetative fort und hat einen weſentlichen Einfluß auf das höhere Empfindungs- und geiſtige Leben. Wie oft ſind wir ein Spiel unſers Mechanismus! Kann aber ſchon ein vorübergehender Zuſtand Veränderungen in uns bewirken, wie viel mehr wird es nicht eine bleibende Beſchaffenheit! Menſchen, die ſchon in der phyſiſchen Anlage nichts mit einander gemein haben, können unmöglich in Gefühl, Meinung und Vorſtellung ſich gleichen. Bei Beurtheilung eines Menſchen hat man demnach Rückſicht zu nehmen auf ſeinen Organismus, die beſondre Beſchaffenheit der feſten und flüſſigen Theile, deren Verbindung und Verhältniß, und alles dasjenige, was dadurch Veränderungen im geiſtigen und moraliſchen Menſchen hervorbringt. Man kann auch ſagen, daß man Rückſicht zu nehmen habe auf Conſtitution, Bau und Beſchaffenheit der feſten Theile des Körpers, und die Complexion, d. i. das Flüſſige, durch die Lebenskraft geſetzmäßig Bewegliche im Körper, mit Inbegriff der Wärme oder Kälte in Bearbeitung dieſer Säfte. Beide ſind noch nicht das Naturell ſelbſt, ſondern nur die Bedingungen deſſelben, denn je nachdem dieſe verſchieden ſind, kommen auch verſchiedne Erſcheinungen des Gemüths zum Vorſchein. S. auch den Art. Temperament. dd.

Naturforſchung, ſ. Naturgeſetze.

Naturgeſchichte, richtiger Naturbeſchreibung (in ſo fern der Begriff Geſchichte ſich auf Veränderungen und Begebenheiten in der Menſchheit bezieht), iſt diejenige Naturwiſſenſchaft, welche die Schilderung aller Naturkörper zum Gegenſtande hat. Andere unterſcheiden die Naturbeſchreibung als bloße Schilderung der Geſtalt der claſſificirten Naturkörper von der Naturgeſchichte, als der Wiſſenſchaft der Veränderungen, welche mit den Geſchöpfen vorgehn (d. i. des Entſtehens, Wachsthums und Vergehens der Erdgeſchöpfe), ſo wie ihrer Eigenſchaften. Da Letzteres das Erſtere vorausſetzt, indem die Geſchichte der Geſchöpfe nicht zuverläſſig ſein kann, bevor man nicht die Geſchöpfe erkannt und die Naturbeſchreibungen auf ſie angewendet hat, beides aber die Naturgeſchichte umfaßt, ſo kann man auch jenen Namen beibehalten. Doch muß bemerkt werden, daß man von der Naturbeſchreibung die Schilderung des innern Baues der Geſchöpfe (wenigſtens die Zergliederung des menſchlichen Körpers — Anatomie), von der Naturgeſchichte in engerer Bedeutung die Unterſuchung über das Leben der Naturkörper durch Zuſammenarten ihrer innern Theile (Phyſiologie), ſo wie die Unterſuchung der Grundſtoffe der allgemeinen Veränderungen der Körper (Phyſik und Chemie) als beſondere Wiſſenſchaften abgeſondert hat. So lehrt uns alſo die Naturgeſchichte die zuſammengeſetzten Erzeugniſſe der Erde nach ihrer

äußern Geſtalt, den Gebrauch, welchen der Menſch von ihnen machen kann, und den Schaden, welchen ſie anrichten, kennen. Die unzählige Menge der Erdgeſchöpfe aber, welche kein Gedächtniß zu umfaſſen im Stande iſt, und eine Verwirrung vermeidende Ueberſicht macht eine Eintheilung derſelben nothwendig, welche in der allgemeinen Naturgeſchichte nach feſten Principien angenommen werden muß. Hierbei werden die Verhältniſſe von Geſchlechtern, Gattungen, Ordnungen, Claſſen, Familien, zur Aufſtellung eines Syſtems angewendet, welche jedoch ohne vorhergegangene treue und möglichſt vollſtändige Beobachtung des Einzelnen und ſeiner Verhältniſſe zu andern Geſchöpfen ohne Werth iſt. Ein ſolches Syſtem iſt künſtlich einſeitig, wenn es einzelne willkührlich herausgehobene Unterſcheidungspuncte feſthält und durchführt; es iſt natürlich (Naturſyſtem), wenn es ſich an die Unterſchiede, welche die Natur ſelbſt darbietet, und die wahrnehmbare Verwandtſchaft der Naturkörper anſchließt. Die drei Hauptclaſſen der Erderzeugniſſe, welche man die drei Naturreiche nennt, ſind die Claſſe der unorganiſchen Weſen (Mineralien im weitern Sinne), und unter den organiſchen die der empfindungsloſen und der empfindenden (Pflanzen und Thiere). Die ſpecielle Naturgeſchichte zerfällt daher in Mineralogie, Botanik und Zoologie, wovon beſondere Artikel handeln. Wir führen noch als allgemeine Handbücher über die Naturgeſchichte an: Blumenbachs Handbuch der Naturgeſchichte, Göttingen, ſeit 1779 in mehreren Auflagen; J. M. Bechſteins kurzgefaßte gemeinnützige Naturgeſchichte des In= und Auslandes, 2 Thle. Leipzig 1797. Zum Unterrichte: Funke's Naturgeſchichte und Technologie ꝛc. 4. Aufl. Braunſchw. 1802. 3 Bde. 8., Okens Lehrb. der Naturgeſchichte, Leipzig 1812 u. 15, und Wrede's Anfangsgründe der Naturgeſchichte. Berlin 1806. x.

Naturgeſetze. Der forſchende Menſchengeiſt ſucht eigentlich in allen Gegenſtänden des Wiſſens und Erkennens nur jene ewige Wahrheit, zu welcher ihn ein ſeiner Natur eingepflanztes, unwiderſtehliches Sehnen hintreibt. Nur wo er ihre Spuren findet, vermag er ſich zu beruhigen; anders findet er in allen ſeinen Beſtrebungen und Forſchungen keine Genüge, keine Zufriedenheit. Auch in der Natur ſucht der forſchende Geiſt nur die Gottheit, und die Spuren ihres ordnenden, liebenden Einfluſſes, und erſt, wo er dieſe gefunden, gewährt ihm die Naturbetrachtung Genüge und Freude. So lange uns die Natur noch ein nach zufälliger Begegnung zuſammengefügtes Gemenge der Atomen iſt, das ſich gegenſeitig ausweicht oder an einander reiht, begünſtigt oder auffrißt, ein vielbeweglicher und bewegter Klumpen, ohne Seele, ohne ein allbelebendes und alliebendes Auge der Gottheit; ſo lange muß der nach Wahrheit ſtrebende Geiſt in ihr ein offnes Todtengrab, das ihn anekelt, finden. Wie aber der Liebende ſich an allem herzlich erfreut, woran er die Spuren ſeiner Liebe und ihrer Berührung und Einwirkung erkennt; ſo wird auch die Natur dem reinen Menſchengemüthe theuer und werth, wenn es in ihr die Geſetze und die Einwirkung einer höhern Liebe wieder erkennt. Die chaotiſche Maſſe, ohne Gott, entſtanden aus Zufall, wäre auch ohne Ordnung und ohne Geſetz; ein Geſetz bei der Bildung und Aneinanderfügung der Atome vorausſetzen, heißt auch zu gleicher Zeit einen höhern, ordnenden (göttlichen) Einfluß annehmen, und das, was wir Naturgeſetze nennen, ſind die Spuren einer ewigen Ordnung, Weisheit und Liebe. Es iſt gewiß nicht ohne Bedeutung und abermals ein Zeichen, daß dem Geiſte unſrer ehrwür-

digen Nation jenes Sehnen nach der höhern Wahrheit, jene höhere Liebe vorzüglich tief und lebendig eingepflanzt ſei; es iſt, ſagen wir, nicht ohne Bedeutung, daß vorzüglich Deutſche es waren, welche in allen Theilen der Naturwiſſenſchaft zuerſt ein höheres Geſetz anerkannten. Von ungemeinem Einfluß auf das geſammte Gebiet der Naturkenntniß waren beſonders die von unſerm großen Keppler entdeckten Geſetze der Bewegung der Planeten um die Sonne; und die geſammte höhere Aſtronomie der neuern Zeit hat ihr Gebäude auf den Grund jener großen Entdeckungen errichtet. Keppler, der in den drückendſten Zeiten des 30jährigen Krieges, arm und nur Wenigen bekannt, lebte und ſtarb, entdeckte nach mehrjährigem unermüdet fortgeſetzten Forſchen zuerſt an dem Planeten Mars, dann auch an andern Planeten unſers Sonnenſyſtems, das Geſetz, daß die Bahnen, welche die Planeten bei ihrem Laufe um die Sonne beſchreiben, keinen Kreis bilden, ſondern (eiförmig) eine Ellipſe ſeien, in deren einem Brennpuncte die Sonne liege. Die Planeten ſind demnach an dem einen Puncte ihrer Bahn der Sonne näher, als an dem andern (jenes die Sonnennähe, dies die Sonnenferne), und wenn ſie der Sonne näher ſind, bewegen ſie ſich ſchneller als in der Sonnenferne. Aber auch für dieſe hier ſchnellere, dort langſamere Bewegung fand Keppler ein Geſetz; jenes nämlich, daß eine von der Sonne aus nach dem jedesmaligen Stande des Planeten hingezogene Linie (der radius vector genannt) immer in derſelben Zeit (z. B. in einem Tage) denſelben Raum abſchneidet, der Planet mag in der Sonnennähe oder in der Sonnenferne ſtehen, indem im letztern der radius vector länger iſt und deshalb ſchon ein geringeres Weiterrücken des Planeten auf ſeiner Bahn ein eben ſo großes Stück der Bahnfläche abſchneidet, als der kürzere in der Sonnennähe bei einem ſchnelleren Fortrücken des Planeten. Ein drittes Geſetz, das Keppler fand, war, daß ſich die Quadrate der Umlaufszeiten der Planeten verhalten wie der Cubus ihrer Entfernungen, und daß z. B. ein Planet, der viermal ſo weit von der Sonne entfernt wäre, ein achtmal längeres Jahr habe (das Quadrat von 8 wie der Cubus von 4 iſt beides 64), ein Geſetz, das den Aſtronomen bei ihren Berechnungen auf vielfältige Weiſe zu Hülfe kommt. Keppler hatte während ſeines Lebens zwar mit Galilei in freundſchaftlichem Briefwechſel geſtanden und ſcheint von dieſem, ſo wie noch von einigen andern wenigen Zeitgenoſſen anerkannt worden zu ſein, aber dennoch ſcheinen ſeine großen Entdeckungen anfangs wenig Aufmerkſamkeit erregt zu haben; er ſtarb faſt unbekannt. Etwas mehr Aufſehen erregte gleich bei ſeiner Entdeckung das Galileiſche Geſetz des Falles, nach welchem ſich die von einem Körper in ſeinem Herabfallen durchlaufenen Räume verhalten wie die Quadrate der dazu gebrauchten Zeiten, indem z. B. ein Körper in zwei Secunden viermal, in dreien neunmal, in vieren ſechzehnmal ſo viel Raum durchlaufe, als in einer. Aus dieſen, ſo wie aus den Keppleriſchen Geſetzen, leitete im darauf folgenden Jahrhunderte der berühmte Newton ſein Geſetz der Schwere ab (daß dieſe ſich umgekehrt wie das Quadrat der Entfernung verhalte, und z. B. ein viermal ſo weit von der Sonne entfernter Planet als die Erde von der Sonne ſechszehnmal weniger angezogen werde, gegen dieſelbe eine ſechszehnmal geringere Schwere habe als die Erde). Dieſes Geſetz der Schwere iſt es denn vorzüglich geweſen, was von den rechnenden Aſtronomen der neueſten Zeit aufs ſcharfſinnigſte und fruchtbarſte angewendet worden. Faſt gleiches Schickſal mit Keppler

hatte der Keppler der Chemie, unſer großer **Richter**, auf welchen die deutſche Gelehrtenwelt gleiche Urſache hat ſtolz zu ſein. Er lebte, ſelbſt in der Nähe des geiſtvollen und gebildeten Berlins nur Wenigen bekannt, ja von den Meiſten verkannt, ein Mißgeſchick, zu welchem vielleicht eine gewiſſe Unbehülflichkeit ſeiner äußern Natur, nicht aber eine Gebrechlichkeit ſeines innern Menſchen Veranlaſſung gegeben; denn Naturgeſetze kann nur ein reines, frommes Auge, ein redliches Gemüth erkennen. So wie es in der Aſtronomie ein den Deutſchen nahe verwandtes Volk, die Engländer, waren, welche die Entdeckung Kepplers freundlich aufnahmen und weiter bildeten, ſo waren es auch diesmal vorzüglich nächſt dem trefflichen Schweden, **Bergolbus**, engliſche Chemiker, welche die Richteriſchen Entdeckungen weiter bei ſich ausbildeten und vervollkommneten. Durch dieſe fortgeſetzten Bemühungen iſt jetzt die Richteriſche Entdeckung zu einem bereits von den größten Chemikern unſerer Zeit anerkannten Naturgeſetze erhoben worden. Der Inhalt dieſes Naturgeſetzes iſt: daß irgend zwei chemiſche Stoffe ſich nicht nach ganz zufälligem Verhältniſſe mit einander verbinden, ſo daß z. B. daſſelbe Metall einmal 10 Hundertheile Sauerſtoff oder Schwefel, ein andermal 12, 13, 14 oder auch nur 9 Hunderttheile zur Sättigung aufnehme, ſondern daſſelbe Metall verbindet ſich immer zur Sättigung, z. B. mit 10 Hunderttheilen Sauerſtoff, oder gerade mit dem Doppelten, Dreifachen, Vierfachen (20, 30, 40), und ein Metall, das im gewählten Beiſpiel 10 Hunderttheile Sauerſtoff bedarf, braucht gerade das Doppelte, Vierfache, Sechsfache an Schwefel zu ſeiner Vererzung, nämlich 20, 40, 60 u. f. Hunderttheile; daß demnach bei allen wahrhaft chemiſchen Vermiſchungen beſtimmtes Maß und Zahlen Statt finden. So iſt denn auch aus dem für die geſammte Naturkunde ſo wichtigen Gebiete der Chemie der blinde Zufall verſcheucht, die höhere göttliche Ordnung anerkannt worden, und dies abermals durch einen redlichen, oft verkannten Deutſchen. Jacob Böhme hält die Sonne ſo wie die Fixſterne nicht für eigne Weltkörper, ſondern für Oeffnungen der Lichtwelt; mit demſelben Ausdrucke könnte man ſolche Entdeckungen, wie die Keppleriſchen und Richteriſchen, ein Eröffnen, ein Durchſichtigwerden einer bis dahin undurchſichtig geweſenen Region des Wiſſens nennen, Oeffnungen, durch welche das im Dunkeln weilende Menſchenauge die Strahlen des ewigen Lichts ſeines Urſprunges zu ſich herabfallen ſieht, und durch welche daſſelbe mit freudiger Sehnſucht hinaufblickt in ſeine ewige Heimath. Mit jenen eben erwähnten Geſetzen verwandt, aber zum Theil noch nicht ganz zum Range von Naturgeſetzen erhoben, ſind jene, nach welchen die Entfernungen der Planeten von der Sonne faſt nach einer geometriſchen Proportion wachſen (wie 2, 4, 8, 16 u. f.). Hieher gehören auch die Perioden und **Geſetze** der Wirkungen des **Magnetismus** und der **Elektricität**, welchen letztern jetzt durch Oerſtedt eine neue Berichtigung und Erweiterung bevorſteht. Weitere Belehrung ſowohl über jene von Richter entdeckten, als die zuletzt erwähnten Geſetze kann man in Schweiggers Journal der Chemie, beſonders in mehrern Heften des Jahrgangs 1814, finden. Daß auch in der organiſchen Natur ähnliche Geſetze herrſchen, wie jene in der anorganiſchen Natur aufgezeigten, läßt ſich aus mehrern Thatſachen ſchließen, obgleich ſie in jener noch nicht ſo in beſtimmter Zahl und Abgränzung nachgewieſen ſind als in dieſer. Dem von Richter entdeckten Verhältniſſe der chemiſchen Verbindungen analog bemerkt man, daß die Pflanzenarten der einen na-

48 *

türlichen Familie entweder 2 oder 4 Staubfäden, die einer andern entweder 5 oder 10, die einer dritten entweder 3 oder 6 oder 9 oder 12 haben. Pflanzen, welche 10 Staubfäden haben, haben auch meiſt 5 oder 10 Blumen und Kelchblätter; Pflanzen mit 8 Staubfäden haben meiſt 4 oder 8 ſolche Blätter, die mit 6 oder 9 u. ſ. haben 3 oder 6 u. ſ., kurz immer faſt eine Zahl, welche in die geometriſche Reihe der Zahl der Staubfäden paßt. Selbſt den Ausnahmen ſcheint wieder eine merkwürdige Regel zum Grunde zu liegen. — Im Thierreich bemerkt man ein ähnliches Verhältniß der Zeiten. Die Eier der Schmetterlinge und anderer Inſecten kriechen, nach Röſel, zum Theil ſchon am 7., oder auch am 14., 21. u. ſ. Tage aus. Die Raupen häuten ſich bei vielen Schmetterlingsarten am 7., 14., 21., 28. u. ſ. Tage. Auch bei den Vögeln findet ſich zum großen Theil die Periode des Brütens in Tagen als ein Multiplum der Zahlen 7 oder 9, und viele Krankheiten haben nach ältern Beobachtungen eine ſiebentägige Periode zum Grunde liegen; entſcheiden ſich meiſt am 7., 14., 21. u. ſ. Tage, ſo wie auch die drei= und viertägige Periode durch die meiſten hindurchgeht, und auch in den Perioden des Trächtiggehens, Säugens, Wachsthums und der Lebenslänge der Thiere ſich ähnliche Verhältniſſe finden. Wir wären auch in den Forſchungen dieſer Art viel weiter, wenn ſich nicht bei vielen (ſogenannten) Naturforſchern, beſonders in den nächſtvorhergehenden Menſchenaltern, ein Geiſt des Widerſpruchs gegen alles, was auf Geſetz und höhere Ordnung in der Natur hindeutet, gefunden hätte. Der Grund jenes Widerwillens mag tiefer gelegen haben, als man glaubte, und wenn wir den Begriff der Naturgeſetze auf die oben geſchehene Weiſe fortſetzen, muß jener Grund als eine Art von feinem Atheismus erſcheinen, welcher, ohne ſich ſeiner ſelbſt immer klar bewußt zu werden, allgemeiner verbreitet war, als das vorige Zeitalter es wußte. Daher auch die Weiſe, wie jener Streit geführt wurde. Naturgeſetze anderer Art, welche, obgleich ſie ſich nicht ſo auf Zahl und feſt beſtimmtes Maß zurückführen laſſen, wie die Geſetze Keplers, Galilei's, Newtons und Richters, dennoch auf eine höhere und ewige Ordnung der Dinge hindeuten, ſind theils mehrere entdeckt, theils läßt ſich auf ihr Daſein aus verſchiednen Beobachtungen ſchließen, wozu die frühere, ernſter geſinnte Zeit mehr aufgelegt war, als die ſpätere. Jedem Weſen in der Natur iſt ſein beſtimmter Ort, ſeine beſtimmte Zeit des Entſtehens u. ſ. angewieſen, und ſeine ganze innere und äußere Einrichtung verbietet ihm ſtreng, über die Gränzen des natürlichen Klima's und die ihm beſtimmten Zeiten weit hinauszuweichen. Wie in gewiſſer Hinſicht Alles auf den Menſchen ſich bezieht, als auf ein gemeinſchaftliches Centrum, ſo findet ſich vorzüglich über alle Theile der Erde jene merkwürdige Vertheilung der Thiere und Pflanzen, vermöge welcher keiner ohne die nothwendigſte Nahrung für den Menſchen erſcheint, den in den nördlichſten Gegenden der Erde zahlloſe Heerden von Waſſervögeln und Fiſchen mit Fleiſch, Liliengewächſe mit ihren mehligen Zwiebeln verſorgen, und für deſſen Bequemlichkeit ſelbſt in jenen Ländern durch den treuen Hund und das Rennthier, ſo wie in den Sandwüſten der heißen Welt durch das ganz für dieſe Gegenden gemachte Kameel geſorgt iſt. Für jene höhere Ordnung ſprechen auch beſonders Beobachtungen der Art, wie die von Steller, nach welchen z. B. in Kamtſchatka, wo die vorzüglichſte Nahrung einiger Küſtengegenden in Fiſchen und den Zwiebeln eines Liliengewächſes beſteht, die letztern allezeit in den Jahren in vorzüglicher Menge

gedeihen, in denen die Ausbeute des Fiſchfanges geringer iſt, und umgekehrt weniger gut gerathen, wenn das Jahr in Hinſicht auf Fiſchfang ſehr reich iſt; ſo daß jedes Jahr auf ſeine eigene Weiſe für die Ernährung jener Küſtenbewohner ſorgt. Selbſt in der Vertheilung der ſchädlichen und giftigen Thiere und anderer Naturplagen für den Menſchen erkennt man jene Policeiordnung einer höhern Art, nach welcher jene Plagen nur in ſolchen Ländern am häufigſten ſind, worin die Natur den Menſchen auf andere Weiſe, durch eine Fülle von Genüſſen und Bequemlichkeiten entſchädigt. Ein Streben nach Gleichgewicht, das ſich, nach ältern Beobachtungen, auch darin zeigte, daß nach gewiſſen allgemein verheerenden Peſtkrankheiten eine deſto größere Fruchtbarkeit eintrat, ſo daß die entſtandene Minderzahl des Menſchengeſchlechtes bald wieder ausgefüllt wurde. Auch die größere Fruchtbarkeit, größere Körpermaſſe und zum Theil längere Lebensdauer der pflanzenfreſſenden Thiere im Vergleich mit den minder zahlreichen, kleinern, kürzer lebenden fleiſchfreſſenden gehört hieher. — Naturgeſetze einer andern Art, denen zum Theil noch eine weitere Begründung und innere Verbindung mit einander bevorzuſtehen ſcheint, ſind das Camperiſche, nach welchem der untere und vordere Theil des thieriſchen und menſchlichen Geſichtes in Beziehung auf Stirn und Schädel deſto mehr zurücktritt, je vollkommner organiſirt und geiſtvoller die Weſen ſind; das Sömmeringiſche, nach welchem das Gehirn im Verhältniſſe zur Maſſe und Dicke des Rückenmarks und der Nerven an Größe und Maſſe um ſo bedeutender iſt, je vollkommner organiſirt die Thiere ſind; das Galliſche, nach welchem der äußere Gehörgang bei pflanzenfreſſenden Thieren hinter, bei fleiſchfreſſenden vor jener Mittellinie liegt, durch welche man den Hirnſchädel der Länge nach in zwei gleiche Theile theilen kann, und noch mehrere andere, die bis jetzt zum Theil noch zu ſehr iſolirt ſtehen. Im Einzelnen laſſen ſich an jedem einzelnen organiſchen Weſen ſeine eignen Geſetze, nach welchen ihm gerade dieſe Nahrung, dieſes Maß derſelben, dieſes Verhältniß zur übrigen Natur angewieſen iſt, nachweiſen. Die Wanderungen, geſellſchaftlichen Vereine, natürlichen Feindſchaften, Kunſtfertigkeiten und ihre Ausübung ſtehen vornehmlich unter jenen Geſetzen. Außer jenen allen gibt es nun auch noch eine höhere Art von Naturgeſetzen, welche eigentlich ſchon in das Gebiet der geiſtigen Natur gehören, z. B. jenes, daß die ſinnliche Liebe, die ſinnliche Wolluſt im ganzen Thierreiche, und ſelbſt noch beim Menſchen, in genaueſter Verwandtſchaft mit Blutdurſt und Grauſamkeit ſteht; daß die wollüſtigſten Völker und Individuen zugleich die grauſamſten, die Thiere in der Zeit der Brunſt am ſtreitſüchtigſten und grimmigſten ſind, und ſelbſt die Waffen und Werkzeuge der Vertheidigung und des Zorns bei ihnen in Verbindung mit den Secretionen der Zeugungsorgane im Wechſelverhältniſſe mit dieſen ſtehen ſollen, ſo daß dem Hahn die Sporen, dem Hirſch das Geweih nicht wachſen, ſobald ſie an jenen Organen von Natur oder durch Kunſt verſtümmelt ſind. Hieher gehört auch die Verwandtſchaft des Hochmuths mit Wahnſinn und überhaupt des einen Laſters mit andern Laſtern, der einen Tugend mit andern Tugenden. In dieſes Gebiet und in die Erkenntniß ſolcher höchſten Naturgeſetze bringt nur das geſchärftere Auge ein, welches ſich nicht geſcheut, jene Augenſalbe zu gebrauchen, welche jetzt Niemand mehr kaufen mag. Eg.

Naturlehre oder Phyſik heißt der Theil der Naturkunde, welcher die allgemeinen Eigenſchaften, Kräfte und Wirkungen der

Naturkörper kennen lehrt. Die Gränzen dieſer Wiſſenſchaft laſſen ſich jedoch nicht mit völliger Beſtimmtheit ziehen, da ſie auf vielen Seiten mit der Mathematik, Chemie und Naturgeſchichte zuſammenfließt. Der Grund zur Naturlehre wurde ſchon im frühen Alterthume gelegt. Der häufige und unentbehrliche Gebrauch der Naturkörper führte von ſelbſt dahin, ihre Eigenſchaften und Kräfte kennen zu lernen. Dieſe Kenntniß aber war unvollſtändig, oberflächlich. Es verſtrich über ein Jahrtauſend, bis man die gemachten Beobachtungen wiſſenſchaftlich ordnete. Dies geſchah zuerſt von den Chaldäern und Aegyptern, die auch in der Kenntniß der Naturkörper und ihrer Kräfte ſich vor den übrigen Völkern der Vorwelt auszeichneten. Die Griechen, welche von ihnen lernten, ließen ſie bald hinter ſich zurück. Sie waren, ſo viel wir wiſſen, die erſten, welche die vorhandenen phyſikaliſchen Kenntniſſe als eine beſondere Wiſſenſchaft behandelten und ſtudirten, die ihnen ein Theil der Philoſophie war. Was ihnen an Beobachtungen und Erfahrungen fehlte, ſuchten ſie durch Hypotheſen, Speculationen und Subtilitäten zu erſetzen, und geriethen dadurch auf unzählige Abwege. Von den Römern wurde die Naturlehre wenig bearbeitet. Sie ſchlummerte darauf, wie alle übrige Wiſſenſchaften, bis zu den Zeiten der Araber. Dieſe ſchöpften ſie aus dem Ariſtoteles, deſſen Werke ſie vielfältig bearbeiteten und commentirten. Unter den Chriſten des Mittelalters hinderte religiöſer Aberglaube das Aufblühen der Naturlehre; der Verdacht der Zauberei traf denjenigen, der ſich nur einigermaßen durch Kenntniß der Natur über ſein Zeitalter erhob. Außerdem aber befand man ſich auf durchaus falſchem Wege; ſtatt die Natur zu beobachten, verfolgte man die leeren Ariſtoteliſch-ſcholaſtiſchen Grillen. Erſt zu Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts fing man endlich an die richtige Methode zu befolgen. Damals bemühte ſich Baco von Verulam mit Nachdruck zu zeigen, wie nothwendig es ſei, ſich, um die Natur kennen zu lernen, von der Erfahrung leiten zu laſſen. Schon vor ihm hatten Copernicus und Tycho de Brahe das Ariſtoteliſche Lehrgebäude angegriffen und die Schwächen deſſelben aufgedeckt. Bald traten nun auch Galilei, Keppler u. A. auf, und eiferten muthig für die Wahrheit. Sie öffentlich zu behaupten, war indeß in jenem Zeitalter mit großer Gefahr verbunden. Nur langſam ſiegte die Wahrheit, wozu die Erfindung mehrerer phyſikaliſcher Inſtrumente nicht wenig beitrug, indem man mit Hülfe derſelben genauere Verſuche anzuſtellen vermochte. Carteſius ſtürzte das alte Syſtem gänzlich, wiewohl ſeine Begierde Alles zu erklären, ihn auf andere Abwege führte. Das meiſte Licht verbreitete in der Naturlehre unſtreitig Newton am Ende des 17. Jahrhunderts. Seine ſcharfſinnigen Entdeckungen in der Lehre vom Lichte, von der Strahlenbrechung, ſeine Farbentheorie und die Auffindung des Geſetzes der allgemeinen Anziehung oder Schwere haben die Naturlehre zu der Höhe erhoben, auf welcher ſie ſich gegenwärtig befindet.

Natürliche Magie, ſ. Magie.

Natürliches Recht, ſ. Naturrecht.

Natürliche Religion, natürliche Theologie, ſiehe **Religion, Religionsphiloſophie** und **Phyſikotheologie**.

Naturphiloſophie heißt überhaupt philoſophiſche Naturwiſſenſchaft im Gegenſatz der Naturkunde, jede Speculation

über die Natur, mag ſie abgeſondert als ein beſonderer Theil der Philoſophie, oder als ein Capitel der beſondern Methaphyſik abgehandelt werden. Im engern Sinne hat man Schellings philoſophiſche Naturwiſſenſchaft, welche die erſte von ihm ausgebildete Seite ſeines philoſophiſchen Syſtems ausmacht, ja oft aus Mißverſtand oder Unverſtand ſein ganzes philoſophiſches Syſtem Naturphiloſophie, und ſeine Schüler Naturphiloſophen genannt (ſ. Schelling). Gemeine Empiriker und unpoetiſche Verſtandesmenſchen haben dieſe Anſicht am meiſten befehdet, und ihr, größtentheils wegen der Ausſchweifungen, welche jede große Anſicht veranlaßt, Oberflächlichkeit und Myſticismus vorgeworfen. Indeſſen ſcheint jetzt, da der lebhafte Streit der Anhänger und Gegner dieſer Anſicht ſich etwas gelegt hat, dieſelbe immer mehr als allgemeine Grundanſicht von der Natur, ſelbſt bei denen durchzubrechen, welche ſie befeindet haben, meiſt ohne mit ihr bekannt zu ſein.

Naturrecht iſt die Wiſſenſchaft, welche die Idee des Rechts oder des von der Vernunft gebotenen rechtlichen Verhältniſſes unter den Menſchen, abgeſehen von den im Staate geltenden Rechten, entwickelt. Sie iſt alſo eine Vernunftwiſſenſchaft oder eine philoſophiſche Wiſſenſchaft, und weil ſie ſich auf das bezieht, was Menſchen durch Handeln bewirken ſollen, ein Theil der praktiſchen Philoſophie. Schicklicher wird ſie Rechtsphiloſophie oder philoſophiſche Rechtslehre genannt. Der obige Name aber ſchreibt ſich von einer irrigen Vorſtellung her, welche beim Entſtehen dieſer Wiſſenſchaft und lange nachher noch herrſchend war. Man glaubte nämlich, um das, was an ſich Recht ſei (das Weſen des Rechts) zu faſſen, müſſe man unterſuchen, was vor allem poſitiven Rechte, in dem ſogenannten Naturſtande der Menſchen, gegolten habe. So hing dieſe Wiſſenſchaft von den vielen und mancherlei Vorſtellungen eines Naturſtandes (ſ. d. Art.) ab, der bald als Zuſtand der ganzen Menſchheit, bald als Zuſtand der einzelnen, nicht in Staaten lebenden Völker, bald dichteriſch und moraliſch, bald hiſtoriſch vorgeſtellt wurde. In einem dichteriſchen und moraliſchen Naturſtande war kein Recht nöthig, weil Jeder aus freiem Willen, ohne äußern Zwang, die Pflichten gegen Andere erfüllte und von keinem Conflicte der Handlungen die Rede war, welcher die Beſtimmung des Rechts nothwendig macht; im gewöhnlich ſogenannten hiſtoriſchen Naturſtande, d. h. im wilden Zuſtande der Völker, herrſchte nur die Gewalt oder das Recht des Stärkern, welches im ſtrengen Sinne kein Recht iſt. Da es nun ſehr willkührlich ſein würde, die bloße Abſtraction vom Staate Naturſtand zu nennen, ſo haben die einſichtsvollern Philoſophen den zweideutigen Namen Naturrecht oder natürliches Recht durch andere Benennungen zu erſetzen geſucht und die philoſophiſche Wiſſenſchaft des Rechts z. B. Vernunftrecht genannt, weil die Vernunft (verſteht ſich, in Beziehung auf die Sinnlichkeit) Grund und Quelle des Rechts iſt. Das poſitive Recht iſt hiernach zwar nicht ohne Vernunft geſetzt, — im Gegentheil erfodert die Aufſtellung einer Rechtsgeſetzgebung im Staate außer dem Bewußtſein jener Idee noch eine Menge von Kenntniſſen und Einſichten, in deren Anwendung ſich ein höchſt vernünftiger Geiſt offenbart; — aber es iſt doch nicht blos durch die Vernunft geſetzt, wie die Idee des Rechts und rechtlicher Verhältniſſe, und die Willkühr hat bei der Aufſtellung wirkli-

cher Geſetzgebungen immer einen bedeutenden Einfluß. Dieſes Vernunftrecht nun, oder, um bei dem weniger zweideutigen Namen zu bleiben, dieſe *Rechtsphiloſophie* hat zu entwickeln: 1. die Idee des Rechts, 2. die dadurch geſetzten Bedingungen jedes Rechtsverhältniſſes oder die aus der Idee der Menſchheit fließenden *Rechte*. Die reine Wiſſenſchaft des Rechts hat man nun auf den Staat angewendet und bald die Idee des Staats aus dem Begriffe des *Rechts* einſeitig ableiten wollen (da doch das Recht nur als Form der Menſchenverbindung in dem Staate anzuſehen iſt), bald richtiger aus der Idee des Staats die nähern Beſtimmungen des Rechts, oder die aus der Natur des Staats entſpringenden Rechtsverhältniſſe und Rechte abgeleitet. Beides hat man *angewandtes Naturrecht*, richtiger *angewandte* oder *hypothetiſche Rechtsphiloſophie* genannt. Da nun die Rechtsverhältniſſe, welche aus der Natur des Staats hervorgehen, entweder Rechtsverhältniſſe der Einzelnen im Staate unter einander und in Beziehung auf den Staat, in welchem ſie leben, oder Verhältniſſe der Staaten und ihrer Glieder gegen andere Staaten ſind, ſo hat man dieſe Lehre wieder in das *Staatsrecht* und *Völkerrecht* abgetheilt (ſ. d. Art.). — Was die Geſchichte dieſer Wiſſenſchaft und ihre vorzüglichſten Bearbeiter anlangt, ſo iſt klar, daß vorzüglich die Vergleichung, oft die Mangelhaftigkeit der poſitiven Geſetzgebung die Theorie einer idealen Rechtsgeſetzgebung begründete. In den neuern Zeiten ſonderte ſich vorzüglich das *Rechtliche*, *Moraliſche* und *Politiſche*, als verſchiedene Elemente des menſchlichen Handelns und Lebens, ab, die neuere Zeit alſo hat auch die Betrachtung des Rechts an ſich zu einer *beſondern* wiſſenſchaftlichen Aufgabe gemacht. Lange blieb dieſe Wiſſenſchaft noch mit der poſitiven Jurisprudenz, beſonders der römiſchen, verbunden, nach ihrer Trennung von derſelben näherte ſie ſich bald der *Moral* und *poſitiven Theologie* (in ihrer *erſten* Periode), bald der *Politik* (in ihrer letzten Periode) an. Das Völkerrecht gab die nächſte Veranlaſſung zur Entſtehung des Naturrechts. *Grotius*, der die völkerrechtlichen Verhältniſſe im Krieg und Frieden (in ſeinem berühmten Werke jus belli et pacis) behandelte und aus allgemeinen Betrachtungen über das Recht abzuleiten verſuchte, wird daher als Vater des Naturrechts gemeiniglich angeſehen. Noch mehr verdient dieſen Namen *Sam. Pufendorf*, der über alle Rechtsverhältniſſe eine ſelbſtändige Betrachtung anſtellte, welche er auf moraliſche Anſichten gründete. *Chr. Thomaſius* ſchied das Rechtliche (justum) von dem *ſittlich Guten*, und charakteriſirte das Recht als das vernünftiger Weiſe *Erzwingbare*. Durch *Nic. Hieron. Grundling* u. A. wurde dieſe Trennung des Rechts von der Moral weiter ausgeführt, und ſo hieß das Naturrecht ſeit *Achenwall* die Wiſſenſchaft der Zwangs- oder Rechtspflichten und Zwangsrechte. *Wolf*, *Nettelbladt* u. A. ſuchten bis auf *Meiſter* das Syſtematiſche zu vervollkommnen. Durch *Kant* und *Fichte* hauptſächlich begann eine neue Epoche dieſer Wiſſenſchaft. Beide ſuchten die Wiſſenſchaft unmittelbar auf *Principien der praktiſcher Vernunft* und in derſelben zu *gründen*; Letzterer noch ſelbſtändiger, indem er das Recht nicht aus dem Sittengeſetz herleitete. Die Wahrnehmung, daß ein abſtractes, vom Staate, der Sittlichkeit und Politik getrenntes Recht leer und ohne Anwendung ſei, bewog die neuern Bearbeiter der philoſophiſchen Rechtslehre, das Recht wieder in ſei-

ner Verbindung mit Moral und Politik darzuſtellen, ſo daß ſie von Einigen als Theil der Staatslehre, von Andern in *Hobbes* Geiſte als *Politik* im engern Sinne behandelt worden iſt. Zu dieſen gehören die geiſtvollſten Bearbeiter, nämlich *Fries*, *Hugo*, der nur eine Philoſophie (oder Kritik) des poſitiven Rechts geſtatten will, und Gottlob Ernſt *Schulze*. Der Verfaſſer dieſes Artikels glaubt, daß man die Idee des Rechts und der darauf gegründeten allgemeinen rechtlichen Verhältniſſe des Menſchen zwar in Verbindung, aber ohne *Vermiſchung* mit den politiſchen und moraliſchen Beziehungen entwickeln könne und hat einen Verſuch in ſeinen Grundzügen der philoſophiſchen Rechtslehre (Leipzig 1811) aufgeſtellt; auch iſt er der Hoffnung, daß das richtige Verhältniß jener Beziehungen auch in der Wiſſenſchaft leichter und richtiger werde aufgefaßt werden, wenn in der Wirklichkeit ſich Sitte, Recht und Klugheit wieder inniger verbinden, und Fürſten und Völker immer mehr eins werden. T.

Naturreiche, ſ. *Naturgeſchichte*.

Naturſtand. Daß die Völker und die Menſchheit, wie der Einzelne, ſich aus dem Schooße der Natur entwickeln, und die Natur über die Menſchen ihre Herrſchaft äußert, bis ſich dieſe durch Freiheit und Bewußtſein über ſie erheben, und durch Erkenntniß ihrer Geſetze den Zauber löſen, der ſie immerfort gefangen hielt, dies iſt der Grund, warum wir einen *Naturſtand* der Völker und Menſchheit annehmen. Daß man von dieſem Zuſtande ſehr verſchieden denkt, davon liegt der Grund in mehrern Umſtänden; hauptſächlich darin, ob man ihn mehr *philoſophiſch*, *poetiſch* oder *hiſtoriſch* auffaßt, und im erſten Falle, *welcher* philoſophiſchen Anſicht man folgt, im letzten, in welcher Periode ſeiner frühern Entwickelung der Menſch betrachtet wird. Die poetiſchen Schilderungen aber laufen alle auf das Lob eines goldnen Zeitalters hinaus. — Ferner könnte doch zwiſchen dem Naturſtande der *Menſchheit* (oder der *erſten Menſchen*) und dem Naturſtande *einzelner Völker* eine Verſchiedenheit angenommen werden, wenn man, wie die heiligen Urkunden, an eine *unmittelbare Leitung* der Menſchen durch die Gottheit und einen Sündenfall oder Abfall glaubt. Auch ſcheint dieſe Annahme durch Vergleichung des Lebens der Menſchheit mit dem Leben des Einzelnen gewiſſermaßen beſtätigt zu werden, indem die Hülfloſigkeit erſter Menſchen bei dem Mangel eines menſchlichen Erziehers auf eine ſolche unmittelbare Erziehung durch die Gottheit hinzudeuten ſcheint. Durch dieſelbe Vergleichung vermögen wir auch die Periode eines ſolchen Zuſtandes zu erkennen, deren Verwechſelung mit andern viele Streitigkeiten und entgegengeſetzte Meinungen über dieſen Gegenſtand erzeugt hat. Der *primitive* Zuſtand der *Völker* nämlich iſt den Geſetzen der Natur zufolge ein Zuſtand der *Kindheit*; ein Zuſtand, der von dem *Knabenalter* wohl zu unterſcheiden iſt, welches ſich durch Heftigkeit und Wildheit dem thieriſchen Inſtincte in dem Maße nähert, als ſich jene durch Sanftheit und Milde von ihm unterſcheidet. Dies iſt ohne Zweifel der Grund, warum mehrere Pſychologen und Bearbeiter der Geſchichte der Menſchheit einen ſogenannten Stand der *Unſchuld* und der *Wildheit* unterſchieden haben. Letzterer iſt eigentlich mit dem Naturſtande gemeint, wie ihn ein *Hobbes* vorſtellte, als Krieg Aller gegen Alle, richtiger Herrſchaft der Gewalt und des Triebes, oder der phyſiſchen

Kraft. Erſterer aber würde dennoch nicht mit dem von Rouſſeau geſchilderten Naturſtande zuſammenfallen, deſſen Schilderung aus einer hypochondriſchen Anſicht der bürgerlichen Cultur hervorging. Denn da die Erhebung des Menſchen über die Natur die natürliche Beſtimmung des Menſchen in ſich faßt, ſo iſt es eine irrige und der Menſchheit unwürdige Behauptung, daß der Menſch, um ſeine Beſtimmung zu erreichen, die erworbene Cultur aufgeben und zum Naturſtande zurückkehren müſſe. Wir enthalten uns übrigens einer ausgeführten Schilderung dieſes Zuſtandes, da bei einer ſolchen die individuelle Anſicht und die durch Cultur modificirte Denkweiſe ſich unvermerkt einzumiſchen pflegen, und beſchreiben den Naturſtand im Allgemeinen nur als den Zuſtand der Menſchen und Völker, vermöge deſſen ſie ohne geſellige und höhere Cultur, die nur im Staate eintritt, unter Herrſchaft des Naturtriebes einzeln oder zuſammenleben, und ſich mithin dieſes Lebens nicht bewußt ſind. Daß in dieſem Zuſtande der Menſch auf Vieren gegangen ſei ꝛc., iſt eine durch nichts zu beweiſende Hypotheſe, welche ſchon der Bau des Menſchen widerlegt. Mit dem, was wir im anthropologiſchen Sinne Naturſtand genannt haben, fällt auch das zuſammen, was man im Naturrechte (ſ. d. Art.) den Naturſtand genannt hat; obgleich weder ein fingirter noch hiſtoriſcher Naturſtand nothwendig iſt, um das Naturrecht, oder richtiger die philoſophiſche Rechtslehre zu begründen. Denn der Naturſtand in dieſem Sinne iſt dem bürgerlichen oder dem Zuſtand im Staate entgegengeſetzt, und ein außerrechtlicher. In Beziehung auf einzelne Thätigkeiten des Menſchen, welche durch Kunſt zur Vollkommenheit erhoben werden, könnte man ebenfalls bei jedem einzelnen, ſelbſt im Staate lebenden Menſchen einen Naturſtand annehmen, z. B. einen philoſophiſchen, in welchem der gemeine Menſchenverſtand ſich befindet; oder der Menſch, ſo lange er ſich noch nicht von der Natur durch Bewußtſein abſondert und über den Gegenſatz des Bewußtſeins fragt, mit welchen Fragen und Unterſuchungen die Philoſophie entſpringt, welche Keinem angeboren wird, ſondern Werk der freieſten Selbſtthätigkeit des Erkennens iſt; ferner einen künſtleriſchen und poetiſchen, den man auch den Naturalismus in der Kunſt zu nennen pflegt (ſ. d. Art. Naturdichter). T.

Naubert (Benedicte), Deutſchlands fruchtbarſte Romanendichterin, war die Tochter des Doctor Hebenſtreit zu Leipzig, und gegen das Jahr 1760 daſelbſt geboren. Verheirathet an einen Kaufmann in Naumburg, lebte ſie in ſtillbürgerlicher Eingezogenheit bis an ihren Tod 1818 und erfreute die Leſewelt mit einer großen Anzahl geiſt-, phantaſie- und gemüthreicher Romane. Ihr erſter Verſuch in dieſer Gattung war Walther von Montbarry, in welchem die Geſchichte der Roſamunde und der Gefangenſchaft und Befreiung des Richard Löwenherz mit hoher Darſtellungskunſt behandelt ſind. Dieſem folgte Thekla von Thurn, woraus ſelbſt Schiller in ſeinem Wallenſtein Manches, ſogar wörtlich, benutzte; Amalgunde, Königin von Italien, eine höchſt intereſſante Geſchichte aus der erſten chriſtlichen Zeit; Eliſabeth, Erbin von Toggenburg, Herrmann von Unna, Conradin von Schwaben, Hatto, Biſchof von Mainz, Gebhard, Truchſeß von Waldburg und viele andere, von denen wir hier

nur noch ihre lieblichen Volksmährchen und ihr letztes Werk: Azaria zu nennen uns begnügen müſſen.

Naumachie (aus dem Griechiſchen von ναῦς, das Schiff, und μάχομαι, ich ſtreite), war die Nachahmung eines Seetreffens, oder ein künſtliches Seegefecht, welches eine Gattung der feierlichen und öffentlichen Spiele bei den Römern ausmachte. Cäſar war der erſte, der dem römiſchen Volke das Schauſpiel eines ſolchen Seegefechtes gab, und das Volk liebte bald dieſes Schauſpiel mit eben der Leidenſchaft, mit der es an ſeinen übrigen öffentlichen Spielen hing. Da der Circus Maximus, in welchem zuweilen dieſe Seegefechte gegeben wurden, zu unbequem dazu war, ſo wurden unter den Kaiſern eigene Plätze dazu eingerichtet, welche man daher Naumachien (und dieſes iſt die zweite Bedeutung des Worts) nannte. Dieſe Naumachien glichen in der äußern Form der Bauart den Amphitheatern. Sie wurden, wie dieſe, anfangs aus Holz erbaut. Der Kaiſer Domitian ſoll der erſte geweſen ſein, der eine Naumachie von Stein anlegte. Schon aus dem Gebrauche, wozu die Naumachien beſtimmt waren, kann man ſchließen, daß es Gebäude von anſehnlichem Umfange ſein mußten. Die Länge einer Naumachie, welche Auguſtus anlegen ließ, und in welcher außer vielen kleinen Fahrzeugen 50 Schiffe mit drei Reihen von Ruderbänken Platz hatten, betrug 1800, und die Breite 200 Fuß. Die Naumachien wurden, ſo wie der Circus Maximus, wenn eine Naumachie darin gegeben wurde, durch unterirdiſche Canäle plötzlich unter Waſſer geſetzt, ſo daß ſich oft vor den Augen der Zuſchauer die auf dem Trocknen liegenden Schiffe in die Höhe hoben. Dieſes Waſſer wurde gewöhnlich aus der Tiber (daher die Naumachien oft in der Nähe derſelben angelegt wurden), zuweilen aber auch durch Waſſerleitungen zugeführt, und floß mit eben der Schnelligkeit wieder ab, mit der es herbeigeſtrömt war. Diejenigen, welche in dieſen Naumachien fochten und daher Naumachiarii hießen, waren, wie gewöhnlich die Gladiatoren, Sclaven, oder Leute aus der niedrigſten Claſſe, Gefangene und zum Tode verurtheilte Verbrecher. Ihre Beſtimmung war zu ſterben, und nur ein günſtiger Zuruf des Volks oder des Präſidenten der Spiele konnte ſie, wie die Gladiatoren, retten. Blos am Fuße des Berges Griffone bei Salerno in Sicilien hat man in der Bildung eines kleinen Sees Spuren einer alten Naumachie zu entdecken geglaubt.

Naumann (Joh. Gottlieb oder Amadeus), einer der größten Kirchencomponiſten, churfürſtlich-ſächſiſcher Capellmeiſter zu Dresden, ward in der Nähe dieſer Stadt zu Blaſewitz im Jahre 1741 geboren. Sein Vater, ein unbemittelter Landmann, erlaubte ihm, da er die vorzüglichen Anlagen des Knaben zur Muſik bemerkte, ſtatt der Schule ſeines Dorfes eine Schule in Dresden zu beſuchen, wohin er jeden Morgen ging und wo er beſſern Unterricht und mehr Gelegenheit fand, ſeine muſikaliſchen Talente auszubilden. Ein Mitglied der königlich-ſchwediſchen Capelle zu Stockholm durch Zufall in das Haus ſeines Vaters geführt erſtaunte, hier ein Clavier und Muſikſtücke zu finden, deren Ausführung er für ſehr ſchwer hielt, erfuhr von dieſem, daß ſein dreizehnjähriger Sohn dieſe Stücke ſpiele, und erbot ſich, den jungen Menſchen, der ſo viel Anlage verrieth, mit ſich nach Italien zu nehmen. Der Vater gab nur mit Mühe ſeine Einwilligung dazu. Das neue Verhältniß, in welches der junge Naumann trat,

war mit vielen Unannehmlichkeiten verknüpft. Er mußte bald ſeinem Herrn die niedrigſten Dienſte leiſten und war oft dem Mangel Preis gegeben. Kaum konnte er Zeit finden, ſich auf der Bratſche auszubilden. Zu Fuß folgte er ſeinem Herrn, der mit der Poſt reiſte, im Jahre 1758 nach Italien, und während dieſer zu Padua den Unterricht Tartini's benutzte, mußte Naumann ſeinen Unterhalt mit Notenſchreiben verdienen. Einſt als er, wie gewöhnlich, das Inſtrument ſeines Herrn zu Tartini trug, wagte er es, dieſen großen Virtuoſen um die Erlaubniß zu bitten, an der Thür ſeines Zimmers der Lehrſtunde zuhören zu dürfen. Tartini nahm ihn ſogleich unter ſeine Schüler auf. Bald darauf erhielt er einen gütigern Herrn. Nach einem Aufenthalte von drei Jahren und zwei Monaten zu Padua verließ er dieſe Stadt, um in Geſellſchaft des Herrn Pitſcher, der auf Koſten des Prinzen Heinrich eine Reiſe durch Italien machte, ſich weiter auszubilden. In Neapel, wo er ſich 6 Monate aufhielt, erwachte ſeine Vorliebe für theatraliſche Muſik. In Bologna benutzte er die Freundſchaft des berühmten Pater Martini und des nach Italien geflüchteten Haſſe, um ſeine Kenntniſſe zu erweitern. Als Pitſcher ſeine Rückreiſe antreten mußte, ließ ſich Naumann, da ihm der fortdauernde ſiebenjährige Krieg die Rückkehr nach Sachſen widerrieth, in Venedig nieder, wo er Unterricht ertheilte und mit Beifall einige theatraliſche Compoſitionen gab. Der Wunſch, ſeine Aeltern und ſein Vaterland wiederzuſehen, in dem er Dienſte zu erhalten hoffte, bewog ihn, nach einem Aufenthalte von acht Jahren in Italien, ſeinen Aeltern eine ſeiner Compoſitionen mit der Bitte zuzuſchicken, ſie dem ſächſiſchen Hofe vorlegen zu laſſen. Naumanns Mutter überbrachte die Compoſition der Churfürſtin Mutter, Maria Antonia. Dieſe Fürſtin zweifelte anfangs als Kennerin der Kunſt, ob der Sohn der Bäuerin dieſe Compoſition gemacht habe; allein durch Erkundigungen, die ſie in Italien einziehen ließ, davon überzeugt, berief ſie den jungen Naumann nach Dresden, wo er im Jahre 1765 als churfürſtlicher Kirchencomponiſt mit 220 Thalern Gehalt angeſtellt wurde. Bald darauf erhielt er die Stelle als churfürſtlicher Kammercompoſiteur und den Auftrag, eine zweite Reiſe nach Italien zu machen, die er in Geſellſchaft Schuſters und Seidelmanns antrat. Auch auf dieſer Reiſe verweilte er am liebſten zu Neapel. Hier componirte er für das Theater zu Palermo den Achilles in Scyros, arbeitete dann in Venedig an der Oper Alexander. Im Jahre 1769 kehrte er nach Dresden zurück, um zur Vermählung des Churfürſten die große Oper: la Clemenza di Tito, zu componiren. Im Jahre 1772 machte er, um ſeinen Bruder, einen Mahler, zu Mengs nach Rom zu führen, ſeine dritte Reiſe nach Italien, wo er ſich zwei Jahre aufhielt und binnen 13 Monaten 5 Opern componirte, nach deren Beendigung er zum Capellmeiſter mit einem Gehalte von 1200 Thalern ernannt wurde, welche Beſoldung ſpäter auf 2000 erhöht ward. Zur Geburtstagsfeier des Königs von Schweden, Guſtavs III., componirte er im Jahre 1776 die große Oper Amphion, zur Einweihung des neuen Theaters zu Stockholm 1780 die Oper Cora, ſeine berühmteſte Oper, und Guſtav Waſa, welche Oper er ſelbſt dirigirte. Auch organiſirte er das Orcheſter zu Stockholm, welches eines der ausgezeichnetſten in Europa wurde. Für den däniſchen Hof componirte er im Jahre 1785 die Oper Orpheus. Die Könige von Schweden, Dänemark und Friedrich Wilhelm II., König von

Preußen, gaben ihm beſondere Merkmale ihrer Gewogenheit. Er wurde mehreremale bei beſondern Gelegenheiten nach Berlin berufen, führte hier mehrere ſeiner Compoſitionen (Medea, Proteſilaus ꝛc.) auf, und erwarb ſich um die Berliner Capelle noch ein beſonderes Verdienſt durch die Bildung des nachherigen Capellmeiſters Himmel und der Demoiſelle Schmalz. Als eine Entſchädigung für die abgelehnten Vocationen ertheilte ihm ſein Churfürſt 1786 die Stelle eines Obercapelldirectors mit 3000 Thlrn. Gehalt. Zu ſeinen vorzüglichſten Opern gehören auch Tutto per amore und la Dama Soldato. In ſpätern Jahren wurde Kirchenmuſik immer mehr ſein Lieblingsfach, wiewohl er noch im Winter 1800 ſeine Oper Acis und Galatea, eine Compoſition voll jugendlicher Munterkeit und männlicher Fülle, aufs dresdner Theater brachte. Am 21. October 1801 wurde er auf einem einſamen Spaziergange in dem großen Garten zu Dresden vom Schlage gerührt, blieb die ganze Nacht betäubt und hülflos liegen, woran er den 23. deſſelben Monats ſtarb. Das in der Geſchichte der Künſtler und insbeſondere der Muſiker ſeltne Schickſal, unter glücklichen Verhältniſſen ſeine Tage beſchloſſen zu haben, verdankt Naumann vorzüglich der Sanftheit und Mäßigung ſeines Charakters. Er hat eine Menge von Compoſitionen für die Kirche, worunter wir beſonders ſein Vater unſer (Text von Klopſtock), mehrere Pſalmen und Miſſen, Oratorien und Veſpern auszeichnen (größtentheils Eigenthum der dresdner Hofcapelle), für das Theater und die Kammer hinterlaſſen. Auch auf der Harmonika hatte er eine bewundernswürdige Fertigkeit, und ſetzte für dieſes Inſtrument ſechs Sonaten, die einzigen, die überhaupt in dieſer Gattung exiſtiren. (Vergl. A. G. Meißners Bruchſtücke zur Biographie J. G. Naumanns, Prag, 1803 u. f. 2 Theile).

Naumburg, mit dem Beiſatze an der Saale, eine alte, anſehnliche Stadt, mit ungefähr 1200 Häuſern und 8800 Einwohnern, in einer ſehr angenehmen Gegend, unweit des Einfluſſes der Unſtrut in die Saale, ſonſt zum thüringiſchen Kreiſe des Königreichs Sachſen, jetzt zum Regierungsbezirk Merſeburg des preußiſchen Herzogthums Sachſen gehörig. Sie iſt der Sitz des Oberlandesgerichts für die Regierungsbezirke Merſeburg und Erfurt, des Handelsgerichts und des Grenzpoſtamts. Unter den öffentlichen Gebäuden iſt die ungefähr 1028 erbaute Domkirche merkwürdig. Die hieſige Domſchule hat immer in gutem Rufe geſtanden. Die Einwohner beſchäftigen ſich mit verſchiedenen Fabrikarbeiten, vorzüglich mit Tuch- und Leinweberei, Seifeſieden ꝛc. und mit Handel. Einige Häuſer machen bedeutende Geſchäfte im Wollhandel. Es wird jährlich zu Peter Paul eine Meſſe gehalten; auch iſt im Jahr 1818 von der preußiſchen Regierung der Stadt eine zweite oder Wintermeſſe bewilligt worden, welche den 1. December anfängt. Das hier gewöhnliche jährliche Kinderfeſt, das Kirſchfeſt genannt, ſoll durch einen Angriff der Huſſiten auf die Stadt im Jahr 1432 veranlaßt worden ſein. Dieſe Sage iſt von Kotzebue zu dem bekannten Schauſpiel benutzt worden. — Das hieſige Stift war ehemals ein Bisthum, welches 1029 von Zeitz hieher verlegt worden war. Nach dem Tode des letzten katholiſchen Biſchofs, des bekannten Julius Pflug (1564), kam die Adminiſtration des Stifts an Churſachſen, welches immer die Schutzgerechtigkeit über daſſelbe behauptet hatte. Im J. 1656 wurde es der Seitenlinie des

ſächſiſchen Hauſes, Sachſen-Zeitz, zugetheilt, nach deren Abſterben es, vermöge einer beſondern Capitulation, 1726 wieder an Churſachſen kam. Der Sitz der vormaligen Biſchöfe war gewöhnlich in Zeitz, der des Domcapitels aber in Naumburg. Das vereinigte Stift von Naumburg und Zeitz hatte, wie Merſeburg, bis zum Jahre 1814 ſeine eigene Verfaſſung, Regierung, Kammer, Conſiſtorium u. ſ. w. Das Domcapitel beſteht aus 21 Mitgliedern, worunter zwei Leipziger Profeſſoren ſind. — Der rothe Wein, der in der Gegend um Naumburg wächſt, iſt gut, und wird zum Theil ausgeführt.

Nautik, ſ. Schiffahrtskunde.

Navarra. Das Königreich Navarra entſtand, als die Nachfolger Carls des Großen die nach Weſten bis zum Ebro ausgedehnte Monarchie dieſes großen Fürſten nicht zu behaupten verſtanden. Ungeachtet es aus zwei Theilen, Obernavarra auf der Südſeite der Pyrenäen, und Niedernavarra auf der Nordſeite dieſes Gebirges, beſtand, ſo ſtanden beide Theile doch unter einem Könige, bis Ferdinand von Aragonien Obernavarra im J. 1512 an ſich riß. Von dieſer Zeit an hatten die Könige von Navarra nur Niedernavarra. Als Heinrich IV., König dieſes Landes, den franzöſiſchen Thron beſtieg, wurde es auf dieſe Weiſe mit Frankreich (zu dem es ſchon unter Carl dem Großen gehört hatte) vereinigt, und die Könige von Frankreich nennen ſich daher Roi de France et de Navarre. Obernavarra, welches auch jetzt noch das Königreich Navarra heißt, ungeachtet es eine Provinz der ſpaniſchen Monarchie iſt, gränzt gegen Süden an Aragonien, gegen Oſten an die Pyrenäen, gegen Norden an Biscaya und gegen Weſten an Altcaſtilien. Es enthält auf 122 Quadratmeilen 227,000 Einwohner, iſt alſo eines der gut bevölkerten Länder, und ungeachtet es bergig iſt, doch ziemlich fruchtbar. Hier entſpringt der Ebro, der die Arga und den Aragon aufnimmt. Das Clima iſt gemäßigt und geſund. Metalle, Getraide, Salz, Holz, Wein, Oel, Wildpret, Bären, Wölfe und Gemſen machen die Hauptproducte des Landes aus. Die Hauptſtadt Pampelona (ſ. d. Art.) iſt der Sitz des Vicekönigs. — Das zu Frankreich gehörende Niedernavarra von ungefähr 21 Quadratm., machte vor der Revolution mit Bearn ein beſonderes Gouvernement aus, und bildet jetzt einen Theil des Departements des basses Pyrénées. Dieſe Provinz iſt bergig und nicht ſehr fruchtbar. Ehemals wurde ſie von den Basken bewohnt, und die ſo merkwürdige baskiſche Sprache wird hier noch geſprochen. — Neunavarra iſt eine Provinz von Neu-Mexico, im ſpaniſchen Nordamerika.

Navigationsacte. Dieſes berühmte engliſche Schiffahrts- und Seehandelsgeſetz, die Grundlage aller nachherigen, wurde von Cromwell, dem nachmaligen Protector im engliſchen Parlamente, 1651 eingeleitet und durchgeſetzt. Dieſe Acte war beſonders gegen die Holländer gerichtet. Der Geiſt der Handlungspolitik Englands, die unter der Königin Eliſabeth den erſten Grad der Ausbildung erlangt hatte, ward von dem umſichtigen Cromwell ſehr gut durchdrungen, und für das Intereſſe der Britten weislich benutzt. Die dort entſtandene Idee der Alleinherrſchaft auf dem Meere, zu welcher der Beſitz der Oſtſeefahrt eine unerlaßliche Bedingung war, die dazu nothwendige Vernichtung der holländiſchen Schifffahrt nach England und den

Colonien, die ſeit dem Verfall der Hanſa ſich ſo ſehr ausgebildet hatte, verbunden mit dem perſönlichen Haſſe Cromwells gegen die Holländer, wegen ihrer Theilnahme, die ſie für die Stuarte gezeigt hatten, gab die Veranlaſſung zur Navigationsacte, deren Wirkungen die ihr unterliegende Abſicht ganz erreichten. In ihr wurde verordnet: 1. daß kein fremdes Schiff Güter nach engliſchen Häfen führen ſollte, als die Producte des Landes, von denen das Schiff herkomme; 2. daß ein ſolches Schiff in brittiſchen Staaten gebaut ſein, und deſſen Mannſchaft wenigſtens zu zwei Drittheilen, nebſt dem Capitän, geborne oder nationaliſirte Britten ſein müſſen; 3. daß kein fremdes Schiff eine Rückfracht von England, jedes engliſche Schiff aber doppelte Fracht von andern Ländern ſolle nehmen dürfen. Dieſe Acte verurſachte der Handlung der Holländer einen unerſetzlichen Verluſt, ſie mußten aber der überlegenen Macht Cromwells nachgeben, und bei dem Friedensſchluſſe mit ihm (1654) ſich dieſen und andern Bedingungen unterwerfen. Als Carl II. den väterlichen Thron (1660) wieder beſtieg, war es eine ſeiner erſten Handlungen, die Navigationsacte aus Haß gegen die Holländer zu erneuern. Für die drei Hanſeſtädte, Lübeck, Hamburg und Bremen, und für Danzig hob er jedoch im Jahr 1661 die Wirkungen dieſer Acte wieder auf. Allein ſchon im Jahre darauf (1662) verlor Lübeck dieſe Befreiung wieder, da es (wie vordem Holland) den Britten dadurch gefährlich zu werden drohte, daß es einen bedeutenden Theil der Oſtſeefahrt und Handlung an ſich gezogen hatte. Für Hamburg, Bremen und Danzig blieb jedoch Carls II. Befreiungsbrief beſtehen, indem dieſe immerfort auf jeden Hafen Großbritanniens ſchiffen durften, nur daß in der Folge durch einzelne Parlamentsbeſchlüſſe der Vortheil davon ſehr beeinträchtigt wurde, da die Einfuhr deutſcher Waaren auf engliſchen Schiffen begünſtigt ward. So ungültig nun an und für ſich Carls II. Befreiungsbrief nach dem engliſchen Staatsrechte auch war, da der König ohne das Parlament ihn eigentlich nicht geben konnte, ſo wurde er doch in dem erſten von Wilhelm III. (1689) gehaltenen Parlamente, neben der Beſtimmung, daß fernerhin keine ſolchen Privilegien mehr ertheilt werden ſollten, ohne weitere Unterſuchung beſtätigt und blieb auch in ſeiner Gültigkeit, bis die Maßregeln, welche Großbritannien, nach dem Ausbruche der Revolution in Frankreich, gegen dieſes Land und namentlich gegen deſſen nachheriges ſogenanntes Continentalſyſtem ergreifen mußte, jenes Privilegium in ſich ſelbſt vernichteten. So wie aber früher aus dem herriſchen Gedanken, der in der Navigationsacte ausgeſprochen worden iſt, die ſtrengen engliſchen Handelsverbote in jenem durch den Ryswiker Doppelfrieden (20. September und 30. October 1699) beendigten neunjährigen Kriege, und the rule of 1756, gefloſſen ſind, ſo iſt ſie auch als die Hauptgrundlage aller der berühmten Geheimenrathsverordnungen (ordres of council) zu betrachten, welche in der neueſten Geſchichte des europäiſchen See- und Landhandels eine ſo tief eingreifende Rolle geſpielt haben. Zur ausführlichern Kenntniß der Geſchichte dieſer merkwürdigen Acte empfehlen wir die Abhandlung des Profeſſor Büſch im 2. Bande der von ihm und Ebeling herausgegebenen Handlungsbibliothek und Engelbrechts Corpus juris nautici. Der Congreß der vereinigten Staaten von Nordamerika hat ſeit Kurzem auch eine Navigationsacte bekannt gemacht, die nach dem Muſter der engliſchen eingerichtet iſt, und derſelben in Allem

gleicht. Sie wurde am 1. März 1817 von dem Präſidenten der vereinigten Staaten unterzeichnet, und der 1. October 1817 wurde als der Termin feſtgeſetzt, an welchem ſie in Wirkſamkeit treten ſollte. Die Acte beſteht aus ſieben Artikeln; in dem erſten derſelben iſt feſtgeſetzt, daß kein Schiff Waaren oder Producte in die vereinigten Staaten einführen darf, die nicht aus dem Lande ſtammen, welchem das Schiff angehört. Eine gewiſſe feindliche Abſicht gegen England iſt dabei nicht zu verkennen; es läßt ſich aber auch mit Grund erwarten, daß die ſtets wachſende Seemacht der vereinigten Staaten dadurch noch mehr gewinnen werde. I.

Naxos, in den älteſten Zeiten Dia und Strongyle, in der jetzigen neugriechiſchen Sprache Naxia (Nachſia) genannt, iſt die größte Inſel (8⅖ Quadratmeile mit 10000 Einwohnern) in der Inſelgruppe der Cykladen im Aegeiſchen Meere. Sie hat eine Stadt gleiches Namens, 40 Dörfer, ein Caſtell, einen Hafen, und iſt der Sitz eines griechiſchen und eines katholiſchen Erzbiſchofs. Ihre außerordentliche Fruchtbarkeit und der Mythus des Bacchus, dem ſie geweiht war, machten ſie ſchon im Alterthume berühmt. Noch ſieht man neben der Quelle Ariadne die Trümmer eines Bacchustempels. Sie war reich an Getraide, an Wein, der zu dem beſten von ganz Griechenland gerechnet wurde, an edeln Baumfrüchten und an Marmor, von welchem die unter dem Namen Ophaltes oder Ophites bekannte Gattung häufig gebraucht wurde. Man nannte ſie, um ihre Fruchtbarkeit zu bezeichnen, oft Kleinſicilien. Dem Bacchus, als dem Schutzgott der Inſel, ſchrieben ihre Bewohner dieſe außerordentliche Fruchtbarkeit zu. Bacchus hatte hier die vorzüglichſten Feſte, Tempel und Altäre. Hier war es, wo er die vom Theſeus verlaſſene Ariadne (ſ. den Art.) tröſtete; eine Mythe, welche von Einigen ſo erklärt worden iſt, als ob Ariadne bei einigen Flaſchen Wein (Bacchus ſteht bekanntlich oft für Wein) die Treuloſigkeit des Theſeus vergeſſen habe. — Die erſten Bewohner der Inſel ſollen Thracier geweſen ſein, welche ſpäter von Theſſaliern unter Anführung des Otus und Ephialtes unterjocht wurden. Nachdem die Theſſalier wegen einer anhaltenden Dürre die Inſel wieder verlaſſen hatten, ließen ſich bald nach dem trojaniſchen Kriege Karier, deren Anführer Naxos geheißen haben ſoll, daſelbſt nieder. Piſiſtratus unterwarf die Inſel der athenienſiſchen Oberherrſchaft. Nach dem Tode des Piſiſtratus erlangte Naxos ſeine Freiheit wieder und wurde außerordentlich blühend. Bald aber theilte auch Naxos das Schickſal der meiſten Inſeln des Archipelagus, indem es unter die Oberherrſchaft der Perſer gerieth. Als dieſe indeſſen unter Xerxes das eigentliche Griechenland zu unterjochen verſuchten, benutzten die Naxier dieſe Gelegenheit, um in den Schlachten bei Salamis und Platäa auch ihre Freiheit zu begründen. Als Athen in der Folge und beſonders während des peloponneſiſchen Krieges die kleinen Inſeln des Archipelagus und auch Naxos unter dem Namen der Bundesgenoſſenſchaft zu ſehr bedrückte, verſuchten die Naxier vergeblich, ſich dieſer Oberherrſchaft zu entziehen. Während des Mithridatiſchen Krieges ward die Inſel von den Römern erobert. Dann unterwarf ſie der Triumvir Antonius dem Protectorat der Rhodier, entzog ſie jedoch dieſem bald wieder, als ſie ihre Oberherrſchaft zu ſehr mißbrauchten. So blieb Naxos in einem Zuſtand

von Freiheit bis zu den Zeiten Veſpaſians, der ſie zu einer römiſchen Provinz ſchlug. Hierauf folgte ſie dem Schickſale des oſtrömiſchen Kaiſerthums, und gerieth nach dem Sturz deſſelben, wie die übrigen Inſeln des Archipelagus, unter die Oberherrſchaft der Türken; ſie gehört zur Statthalterſchaft des Capucken-Paſcha, dem ſie 10 Beutel jährlich Tribut zahlt. Das Volk wählt, ſo wie auf den meiſten griechiſchen Inſeln, ſeine Obrigkeit aus ſich ſelbſt.

Nazarener wurden die erſten Chriſten bisweilen von ihren Gegnern genannt, und noch jetzt gibt es im öſtlichen Aſien chriſtliche Gemeinden dieſes Namens. Die ſchon zu Anfang des 2. Jahrhund. in Paläſtina entſtandene Secte der Nazarener glaubte das jüdiſche Ceremonialgeſetz mit den Vorſchriften Jeſu vereinigen zu müſſen, und hielt ſich an ein hebräiſches Evangelium des Matthäus. Noch weiter gingen die Ebioniten (Arme, Dürftige) in der Beobachtung des Moſaiſchen Geſetzes, verwarfen dabei die Briefe des Apoſtels Paulus und zweifelten an der Gottheit Chriſti, den ſie nur für einen vorzüglichen Menſchen hielten. Wie die Nazarener, mit denen die Ebioniten Vaterland und Zeit der Entſtehung gemein hatten, aber durchaus nicht zu verwechſeln ſind, beſaßen ſie auch ein hebräiſches Urevangelium. Beide übrigens unbedeutende Secten ſcheinen im 4. Jahrhunderte erloſchen zu ſein. E.

Nazareth, ein Landſtädtchen in Galiläa, 12 deutſche Meilen nördlich von Jeruſalem auf einem Gebirge, deſſen ſchöne Gegenden von den Reiſenden noch jetzt gerühmt werden. Es war der Aufenthaltsort der Eltern Jeſu, die nach ihrer Rückkehr aus Aegypten dahin zurückkehrten, und ihn daſelbſt erzogen. Daher wurde er von den Juden ſpottweiſe der Nazarener genannt, weil dieſes Städtchen nicht im Rufe beſondrer Bildung ſtand. Dies zeigte ſich an der Unempfänglichkeit der Nazarener für ſeine Lehren, und er hatte Urſache, ſich nach dem Antritte ſeines Lehramts nicht weiter daſelbſt aufzuhalten. E.

Neapel, Königreich, ſ. Sicilien (Königreich beider).

Neapel, Napoli, (40°, 50' Br.) die Hauptſtadt des Königreichs beider Sicilien, gehört ihrer einzigen Lage, Volksmenge und mannichfachen Schätze wegen zu den herrlichſten Städten der Welt. Prachtvoll am Rande des majeſtätiſchen Golfs gelagert, aus dem die Inſeln Capri und Iſchia in kühnen Umriſſen nicht allzufern ſich emporheben, rechts vom Veſuv bewacht und bedroht, links in den Arm des Poſilip geſchmiegt, ſcheint ſie, des Genuſſes nimmer müde, in den reichen Segnungen zu ſchwelgen, welche der Himmel auf das glückliche Land herabſtrömt. Schon die Alten erkannten den Zauber dieſer Gegend, und fabelten von dem hier befindlichen Tempel und Grabe einer Sirene, Namens Parthenope; doch deuten Mythus und Benennung wohl nur auf die magiſchen Reize der jungfräulichen Schönheit dieſes Eldorado's. Auch der heutige Neapolitaner iſt ſtolz auf ſein Vaterland; er nennt es ein auf die Erde gefallenes Stück Himmel, oder ruft in ſeiner patriotiſchen Begeiſterung: Sieh Neapel und ſtirb dann! (Vedi Napoli e poi muori!) Und wirklich iſt kein Erdſtrich im Beſitze ſo vieler Vorzüge wie dieſer. Die Luft mild, balſamiſch und geſund; die Hitze des Sommers gemildert durch die Kühlung des Meeres, deſſen blauer Spiegel ewig den Blick anzieht und erfreut, wie ſein Schooß reiche Gaben aller Art ſpendet; die Felder prangend und blühend von Getraide und Wein,

der in mahleriſchen Gewinden ſich um Ulmen und edle Obſtbäume rankt; ein reges betriebſames Volk, kurz Leben und Fülle überall und aller Glanz und Reichthum des Südens entfaltet. Mehr als 350,000 Menſchen tummeln ſich in den Straßen der Stadt, in welcher Nacht und Tag der rauſchende Lärm nicht ſchweigt; die Straße Toledo, die größte und prächtigſte unter allen, gleicht einem beſtändigen Markte, durch deſſen Gewühl man ſich drängen und ſtets der Gefahr ausweichen muß, von den blitzſchnellen Curricoli (einſpännigen Cabriolets) überfahren zu werden. Im Hafen, der übrigens nicht groß iſt, wimmelt es von Schiffen aus allen Welttheilen, und der Hafendamm oder Molo iſt ſtets von Menſchen voll, die entweder Geſchäfte treiben, oder müßig vor einer Pulcinellenbude, um einen Taſchenſpieler, oder Sänger und Improviſator verſammelt ſind. Die vornehme Welt wohnt und bewegt ſich, zumal des Abends, in prächtigen Wagen in den längs dem Meere ſich erſtreckenden Straßen S. Lucia und Chiaja; namentlich iſt letztere reich an ſtattlichen Paläſten, vor denen unmittelbar am Meere Villa reale, ein königlicher Garten, ſich hinzieht, den unter andern die berühmte Gruppe des Farneſiſchen Stieres ſchmückt. Die Ausſicht von hier über das Meer hin nach dem Veſuv und den Küſten von Sorrento iſt einzig. Aber auch nur die Natur und die Regſamkeit des gegenwärtigen friſchen Lebens nebſt den mancherlei Denkmalen eines verfloſſenen, macht Neapel und ſeine Umgebung ſo bezaubernd; der ſinnige Reiſende, der von Florenz und Rom kommend, dort die Wunder der Kunſt und die noch in ihren Trümmern großen Monumente einer ſtolzen Vergangenheit beſchaut hat, findet hier nur ſparſame Anregungen, aber deſto häufigere Beleidigungen ſeines Gefühles für Schönheit und Kunſt. Die üppige Triebkraft der Natur ſcheint hier auch dem Style der Kunſt ſich mitgetheilt und denſelben zu Ausartung und Uebertreibung angeregt zu haben. Dies gilt namentlich von der Baukunſt; wir kennen kein bedeutendes Gebäude in Neapel, das nicht mehr oder minder von außen wie von innen durch Ueberladung, Schnörkeleien und andere unangemeſſene Zuthaten den entarteten Geſchmack verriethe, oder im Gegentheile durch Kahlheit und Einförmigkeit das Gepräge der Bedeutungsloſigkeit an der Stirn trüge. Nicht glücklicher ſind Bildhauerkunſt und Mahlerei; größere Gunſt ward der Muſik, der es hier nie an geweihten Prieſtern fehlte, doch iſt uns ſeit Paeſiello's Tode († 1816) kein namhafter bekannt. Jene trefflichen Zierden Roms, die Obelisken und Springbrunnen, erſcheinen hier in fratzenhafter Nachbildung; ſtatt der erſtern ſogenannte Aguglie, wunderliche, überladene Zwitterformen von Säule, Obelisk und Pyramide, ſtatt der letztern kleinlich und geſchmacklos verzierte Brunnen, den römiſchen auch nicht ferne vergleichbar. Ja ſelbſt die öffentlichen Inſchriften, namentlich die aus der ſpaniſchen Zeit, zeugen von dem übertriebenſten Style und ſind mit orientaliſchem Schwulſte abgefaßt. — Zur näheren Kenntniß der Stadt wollen wir nur das Bedeutende ausheben, für das Uebrige auf ausführliche Beſchreibungen verweiſend (z. B. Napoli antica e moderna di Romanelli, 1815, 3 Vol.). Unter den 121 Kirchen, von denen keine ſich durch ihre Bauart auszeichnet, 130 Capellen und mehrern Klöſtern in Neapel, ſteht oben an die des heil. Januar oder der Dom. Sie ward nach der Zeichnung des Nicolò Piſano im J. 1299 erbaut; doch hat man ſich bemüht, ihren gothiſchen Charakter ſo viel als möglich auszutilgen. In einer unterir-

diſchen Capelle unter dem Chor ruht der Leichnam des Heiligen; ſein Blut wird in der prächtigen Capelle des Schatzes aufbewahrt, die durch vier Altargemählde von Domenichino geſchmückt iſt. Für die ſchönſte Kirche in Neapel hält man il Geſu nuovo; wenigſtens hat ſie die beſte Kuppel, doch iſt auch ſie mit ſinnloſen Zierrathen überladen. Die Kirche des reichen Frauenkloſters S. Chiara gleicht eher einem Ballſaal als einem Tempel; ehemals beſaß ſie Freskobilder von Giotto. S. Domenico iſt groß, S. Filippo Neri reich an Marmor und Mahlereien, S. Paola maggiore zeigt an der Vorderſeite Reſte eines ehemaligen Tempels des Caſtor und Pollux; bewundert wird SS. Apoſtoli. Klein, aber durch Sanazars Grabmal geweiht, iſt die von ihm geſtiftete Kirche S. Maria del Parto in Mergellina. Wir erwähnen zuletzt noch der Carthauſe S. Martino, die auf einem Berge unter dem Caſtell S. Elmo liegt, der herrlichſten Ausſicht genießt und jetzt die Wohnung der Invaliden iſt. Das ganze Gebäude iſt überaus prächtig, und die Kirche koſtbar geſchmückt vor allen andern. Ueber der Carthauſe liegt das Schloß S. Elmo, welches die ganze Stadt beherrſcht und mit ſeinen Kanonen jede frevelnde Bewegung der Lazzaroni zur Ruhe verweiſt. Aber auch gegen äußere Feinde iſt Neapel geſichert, beſonders nach dem Meere zu; denn öſtlich erhebt ſich das Caſtello nuovo, weſtlich erſtreckt ſich auf einem Felſen Caſtell dell' Uovo (ſo von ſeiner eiförmigen Geſtalt genannt) in das Meer. Unter den Paläſten zeichnet ſich das königliche Schloß durch ſeine ziemlich edle Bauart vortheilhaft aus; ein anderer königlicher Palaſt zu Capo di Monte iſt unvollendet, enthält aber viele Gemählde und andere Kunſtſachen. Die alte Reſidenz der Beherrſcher Neapels, la Vicaria, iſt jetzt der Sitz des Tribunals, mehrerer Dikaſterien und Gefängniſſe. Unter den übrigen Paläſten nennen wir noch Maddaloni, Fancavilla, Gravina, Tarſia, welcher letztere eine anſehnliche, auch dem Publicum geöffnete Bibliothek beſitzt. Die bedeutendſten Sammlungen für Wiſſenſchaft und Kunſt enthält das Gebäude degli Studj, (Muſeum Bourbon, durch das Decret von 1816, königl. Allodialeigenthum) deſſen untere Räume die antiken Statuen einnehmen, aus deren Menge wir blos den Farneſiſchen Hercules, die Farneſiſche Flora, die Ritterſtatuen der beiden Balbus, die Venus *καλλίπυγος* (aux belles fesses) und einen trefflichen Ariſtides nambaft machen. Im zweiten Stockwerk befindet ſich eine bedeutende Sammlung hetruriſcher Vaſen, eine Gemähldegallerie und die königliche Bibliothek. Die 1224 von Friedrich II. geſtiftete Univerſität iſt — als Gebäude bedeutend, aber die wiſſenſchaftliche Bildung ſcheint daſelbſt eben nicht vorzüglich zu gedeihen. Auch ſie beſitzt manche gute Sammlung, z. B. eine mineralogiſche; der botaniſche Garten hebt ſich immer mehr und mehr. In Hinſicht der Anzahl wohlthätiger Stiftungen kann ſich ſchwerlich eine andere Stadt mit Neapel meſſen; denn ſie beläuft ſich auf ſechzig. Unter dieſen ſind zwei große Spitäler: degli Incurabili, wo übrigens Kranke aller Art aufgenommen werden, und della Sma. Annunziata, welches ſehr reich iſt und meiſtentheils Findlinge, weibliche Büßende ꝛc. aufnimmt und verſorgt. Außerdem ſind noch fünf Spitäler, viele fromme Brüderſchaften und mehrere Conſervatorien vorhanden, welche letztere eine Zeit lang die berühmten Pflanzſchulen der Muſik für ganz Europa waren. Das Albergo dei Poveri nebſt einer Schule des wechſelſeitigen Unterrichts für 400

Kinder, gehört zu den größten Gebäuden dieſer Art. — Aber nicht der Ernſt, ſondern die Freude hat in Neapel ihren Wohnſitz; denn Leben und Luſt herrſchen dort überall, und Genuß iſt die allgemeine Loſung. Für das müßige Volk fehlt es nirgends an Kurzweil, Pulcinellen, Muſik, Orangen, Maiskuchen und einem Plätzchen ſich hinzuſtrecken und auszuſchlafen, denn der Reiz des Far niente iſt groß. Für die gebildeten Stände gibt es vier Theater, unter welchen S. Carlo, das größte, im J. 1815 abgebrannt, aber wieder aus ſeinen Trümmern prächtig erbaut iſt; bei voller Beleuchtung gewährt das Haus einen zauberiſchen Anblick. Außerdem beſtehen noch Teatro nuovo, de' Fiorentini und S. Carlino. Sie ſind ſämmtlich in Hinſicht auf Muſik und Darſtellung kaum mittelmäßig zu nennen, doch die Ballette glänzend. In keiner andern italieniſchen Stadt ſind die Zuſchauer während des Stückes ſo laut, aber auch nirgends ſtiller und andächtiger bei Lieblingsarien, als hier. — Der Adel iſt größtentheils reich und prachtliebend, unter den Bürgern herrſcht Wohlſtand, und die völlig Unbemittelten der unterſten Volksclaſſe oder die Lazzaroni ſind in der Regel ſo mäßig, daß ſie bei der Wohlfeilheit der Lebensmittel mit dem geringſten Erwerbe oder Almoſen bequem und ſorglos den Tag verleben, etwas noch für divertimenti auf dem Molo erübrigen, und wenn ſie kein anderes Obdach haben, der Milde des Clima's vertrauen und unter dem Portal eines Palaſtes oder Porticus einer Kirche die Nacht zubringen können. Manufacturen und Fabriken ſind im Verhältniſſe zur Anzahl der Einwohner unbedeutend; auch der Handel könnte für die Lage des Orts ſich auf einer höheren Stufe befinden. Frauenſchönheit gehört in Neapel zu den größten Seltenheiten; deſto edler und kräftiger iſt die Bildung der Männer, beſonders in den Jahren der Reife. Der Charakter des Volks iſt übrigens nicht ſo arg, als manche Reiſende ihn geſchildert haben. Im Ganzen herrſcht viel Gutmüthigkeit, drollige Treuherzigkeit und nachahmenswerthe Mäßigkeit; bei aller Leidenſchaftlichkeit hört man nur ſelten von Ermordungen. Die Unſittlichkeit iſt hier nicht größer als in andern Hauptſtädten, und der Hang zur Trägheit wie zum Genuſſe findet ſeinen Grund und ſeine Entſchuldigung in der Natur des Südens:

> Das Land der Reize, Luſt und üpp'gen Fülle
> Bringt ähnlich die Bewohner auch hervor.
>
> Taſſo's befr. Jeruſ. 1, 62.

Neapels Umgebung iſt reich an Wundern der Natur, Kunſt und unzähligen Ueberreſten des Alterthums. Wir beginnen unſere Wanderung von der Abendſeite der Stadt, wo der Bergrücken des Poſilippo ſich hinzieht. Seiner Schönheit, bei deren Anblick aller Gram ſchweigt, ſoll er den Namen verdanken (απο της παυσεως της λυπης). Merkwürdig iſt die Grotte deſſelben, oder ein gewölbter, durch ihn geführter, wohl tauſend Schritt langer dunkler Weg, deſſen die Alten öfters erwähnen, den aber Alfons I. erweitern, und der Vicekönig Peter von Toledo pflaſtern ließ. Ueber derſelben liegt in einem Garten das ſogenannte Grabmal des Virgil, ein Columbarium mit mehreren Niſchen, worin ſonſt Urnen geſtanden. Der Lorbeer, der ehedem darauf grünte, aber ſein Laub jedem Reiſenden Preis geben mußte, iſt ausgegangen. Den Weg durch die Grotte des Poſilippo verfolgend gelangt man

bald an den See von Agnano, der mahleriſch von Bergen eingeſchloſſen wird, unter welchen derjenige, auf welchem das Kloſter Camaldoli liegt, der höchſte iſt. Die Ausſicht von dieſer Höhe, die Niemand zu erſteigen unterlaſſe, erſtreckt ſich über die ganze Campania Felix, weit hinaus über die Inſeln und das Meer, und gehört unſtreitig zu den erhabenſten, reichſten und entzückendſten der Welt. Der Agnaner See beſitzt die Eigenſchaft, an einzelnen Stellen aufzuwallen, ohne jedoch heiß zu ſein. Im Sommer, wo aller Hanf der ganzen Nachbarſchaft in ſeinem Waſſer geröſtet wird, iſt die Luft hier äußerſt ungeſund. An ſeinen Ufern befinden ſich ferner die Schwitzbäder von S. Germano, verſchiedene Gewölbe, in welchen ein ſchwefeliger Dunſt aus der Erde emporſteigt, und die berühmte Hundsgrotte (Grotta del cane*), deren Boden eine Schicht von kohlenſaurer Luft bedeckt, in welche die Führer gewöhnlich einen Hund tauchen, und ihn dann, wann er eben erſticken will, hervorziehen und an der freien Luft wieder zu ſich kommen laſſen. Durch einen Hohlweg kommt man von hier in ein anderes, wildes, von den leukogäiſchen Felſen umſchloſſenes Thal. Am Fuße dieſer Berge trifft man die Acqua delle Piſciarelle, ein mit Geräuſch aus dem Boden hervorquellendes, ſchwefelhaltiges, ſehr warmes Waſſer. Von der andern Seite der Felſen liegt die Solfatara (Forum Vulcani, Campi Phlegraei), ein höchſt merkwürdiges vulcaniſches Thal. Wahrſcheinlich iſt einſt ein feuerſpeiender Berg hier zuſammengeſtürzt, aber nicht völlig erloſchen. Unter dem Boden, der mit einer weißlichen Thonerde bedeckt iſt und beim Auftreten erzittert, iſt Alles hohl; aus allen Löchern und Ritzen dringen Schwefeldämpfe hervor, die im Finſtern leuchten ſollen; der Anſatz des natürlichen Schwefels mit bunten, ſchillernden Farben an dem wilden Geſtein erhöht vollends das Grauſige dieſer Gegend. Wie man ſie aber verläßt und ſich gen Pozzuoli wendet, wird man wieder durch alle Reize ſüdlicher Fluren und den Anblick des Meeres entſchädigt. Man nähert ſich Pozzuoli auf den Reſten einer alten Straße und bewundert unterweges manches Ueberbleibſel ehemaliger Pracht, namentlich die Ruinen einer Piſcina (gemeinhin Labyrinth genannt), eines großen Amphitheaters, und der Thermen. Die alte Via Campana iſt zu beiden Seiten mit den mahleriſchen Trümmern alter Grabmäler eingefaßt, die größtentheils aus Columbarien beſtehen und noch Spuren von Mahlerei aufweiſen. Die Stadt Pozzuoli liegt auf einer kleinen Halbinſel und zählt ungefähr 10,000 Einwohner. Der Dom war einſt ein dem Auguſt geweihter Tempel und enthält noch mehrere antike Säulen; von einer Statue des Tiberius hat ſich blos der überaus ſchöne Piedeſtal auf dem Markte erhalten. Bei weitem das ſchönſte Andenken an das römiſche Alterthum zu Pozzuoli machen die Ruinen eines Tempels des Jupiter Serapis aus, der unter Domitian erbaut wurde. Nur drei Säulen von Cipollinmarmor ſtehen noch aufrecht und ſchauen über ein Chaos ſchöner Bruchſtücke traurig hin. Die ſogenannte Brücke des Caligula im Hafen zu Pozzuoli beſteht aus einer Reihe von Pfeilern, die aus der See hervorragen und wahrſcheinlich Trümmer eines Molo ſind. Von der andern Seite der Stadt liegt der Monte Barbaro (der ehemals wegen ſeiner köſtlichen Weine berühmte Mons Gaurus), an deſſen Fuß Cicero's Akademie und Cumanum ſtanden. An dieſen reiht ſich der Monte nuovo, welcher 1538 in einer Nacht bei

einem Erdbeben entſtand und das naheliegende Dorf Tripergole ganz zu Grunde richtete. Bei dieſer Gelegenheit wurde auch der benachbarte Lucriner-See, deſſen Auſtern und Fiſche bei den leckern Alten in ſo hohem Anſehen ſtanden, faſt ganz verſchüttet, ſo daß er jetzt nur einen kleinen Teich ausmacht. Unfern von hier ſind die Schwitzbäder von Tritola, auch Stufe di Nerone genannt, eine Reihe von Grotten, die ein erſtickend heißer Dunſt erfüllt, wohin viele Kranke aus Neapel wallfahrten. Durch die Höhle der cumaniſchen Sibylle, deren Virgil erwähnt, gelangt man vom Lucriner an den Averner See, der ein rundes, von waldigen Hügeln umfaßtes Becken darſtellt, welches wahrſcheinlich der Krater eines ausgelöſchten Vulcan's iſt. Verfolgt man den Weg längs dem Puzzolaniſchen Meerbuſen, ſo kommt man nach Baja, dem bei den Römern ſo hochgefeierten Bajä, deſſen Herrlichkeit die alten Dichter nicht genug zu erheben wußten. Noch haben ſich hier mehrere Ruinen erhalten, die nicht ſo wohl Tempel, wofür man ſie ausgibt, als vielmehr Reſte der berühmten Thermen zu ſein ſcheinen. In der Nähe liegt der Lago di Fuſaro, der in dieſer mythenreichen Gegend den Alten der Acheron war (Acherusia palus bei Virgil), und in der Gegend zwiſchen dieſem und dem Avernus Cuma nur wenig Spuren des alten Cumä noch aufweiſend. Zwiſchen Baja und dem Dorfe Bacola (das Bauli der Alten) trifft man auf die Piſcina mirabile, merkwürdige Reſte eines alten Waſſerbehältniſſes und die ſogenannten Cento Camerelle (hundert Kammern), eine Reihe von 12 bis 13 unterirdiſchen Gemächern, die höchſtwahrſcheinlich zur Grundlage eines großen Gebäudes gehörten. Seitwärts von Bacola liegt ein See, Mare morto genannt und nur durch eine ſchmale Enge mit dem Meere zuſammenhängend, an deſſen Ufer man die elyſäiſchen Felder verlegte. An der öſtlichen Spitze des Golfs von Pozzuoli endlich liegt Capo Miſeno, wo ehemals eine Stadt war und jetzt die räthſelhafte Grotta Dragonara das Erheblichſte iſt. — Zwiſchen Cuma und dem Fluß Vulturno zeigt man noch an einem großen Sumpfe, Lago di Patria, einen Thurm, Torre di Patria genannt, den man für das Grabmal Scipio's des Africaners hält. Wir wenden uns jetzt nach der Oſtſeite Neapels, und betreten den Weg, der zum Veſuv, nach Herculanum und Pompeji führt (man ſ. dieſe Art.). Wir verweilen indeß nur in dem drei Miglien von Neapel entfernten Luſtſchloß Portici, deſſen Bauart höchſt geſchmacklos und obenein unhaltbar iſt; lächerlich war der Einfall, die Heerſtraße mitten durch den Hof gehen zu laſſen. Merkwürdig iſt hier die in 16 Zimmern enthaltene Sammlung von mehr als 1500 herculaniſchen Wandgemählden; wahrſcheinlich werden auch die andern aus Herculanum gewonnenen Schätze des Alterthums jetzt aus Sicilien, wohin man ſie vor der franzöſiſchen Beſitznahme geflüchtet hatte, zurückgekehrt ſein. In Caſerta hat Carl III. ein prächtiges Schloß durch Vanvitelli erbauen laſſen, das zwar durch ſeine Größe imponirt, aber mit ſeiner geiſtloſen Gleichförmigkeit eher einem Hoſpital und einer Caſerne, als einer fürſtlichen Wohnung gleicht. Herrlich iſt die Lage; einzig in ihrer Art und dem kühnſten Römerwerke vergleichbar iſt die berühmte Waſſerleitung (Aquedotto Carolino), welche zwölf Meilen weit das Waſſer vom Monte Taburno nach Caſerta bringt. — Wenn das Land um Neapel einem blühenden Wundergar-

ten zu vergleichen iſt, ſo iſt auch das Meer hier reicher als ſonſt irgendwo mit heiligen Reizen ausgeſtattet. Eine Fahrt im Golf von Neapel längs der Küſte oder nach den Inſeln gehört zu den herrlichſten Genüſſen der ganzen italieniſchen Reiſe. Capri, welches ſo wunderbar den Blick feſſelt, iſt entfernter (ſ. d. Art.); bequem zu näheren Ausflügen liegen die kleinen Inſeln Lazaretto und Niſida, und unfern von Baja und Miſeno Procida und Iſchia. Wem wäre dies romantiſche Eiland durch den Titan J. Pauls nicht vertraut und werth! Und gewiß, der phantaſiereiche Dichter konnte als Scene für den glänzendſten Theil ſeines Romans keine reizendere Stätte erſinnen, als hier die Wirklichkeit gewährt. Vignen, Gärten, Haine und Dörfer wechſeln freundlich mit einander ab; in ihrer Mitte erhebt ſich majeſtätiſch der Berg Epomeo oder Nicolo, vormals ein Vulcan; doch ſeit dem Jahre 1302 hat er den Frieden der ſchönen Inſel nicht geſtört. Kranke finden in den hieſigen Bädern Geneſung, wie überhaupt jeder nicht ganz Unempfängliche von hier und dem feſten Lande eine Fülle von Erquickung und einen Bilderreichthum mitnimmt, die ihm den Aufenthalt zu Neapel und in deſſen Umgebung ewig unvergeßlich machen. XX.

Nebel (aus dem Lateiniſchen) ſind die zuweilen über der Oberfläche der Erde ſichtbar ſchwebenden Dünſte, welche eigentlich ein Niederſchlag der Auflöſung des Waſſers in der Luft oder niedriger ſtehenden Wolken ſind. Da dieſer Niederſchlag nur dann Statt finden kann, wenn die obere Luft ſchon mit Waſſertheilen hinlänglich geſättigt iſt, ſo zeigen ſich die Nebel nur bei ſehr feuchter Luft. Die auf Wärme erfolgende Erkältung der Luft iſt die gewöhnliche nähere Veranlaſſung der Nebel, die daher bei uns im Herbſte, wo die Tage oft noch ſehr warm und die Nächte kalt ſind, am häufigſten bemerkt werden, weshalb auch die aufgehende Sonne durch die Kraft der wiederkehrenden Wärme ſie gewöhnlich wieder zerſtreut. Hier tritt ein doppelter Fall ein: iſt durch die Sonnenwärme die Auflöſungskraft der Luft hinlänglich verſtärkt, ſo fällt der Nebel als Heu- und Staubregen zur Erde nieder, und es wird heiteres Wetter; wird hingegen die Luft in den obern Regionen ſchwerer, ohne mehr Auflöſungskraft zu erhalten, ſo zieht ſich der Nebel in die Höhe und wird zur Wolke, welche dann ſehr oft als Regen wieder herabkommt. In den Ländern, wo der Boden ſtärker ausdünſtet, z. B. wo viele Sümpfe, Flüſſe und Seen ſind, zeigen ſich natürlich die Nebel häufiger. — Mit den eigentlichen Nebeln muß der Höherauch oder Heiderauch nicht verwechſelt werden. (S. d. Art.)

Nebelſterne, Nebelflecke, ſind gewiſſe, einem weißen Wölkchen ähnliche kleine Flecke, die man am geſtirnten Himmel wahrnimmt und die, durch das Fernrohr betrachtet, eine dreifache Verſchiedenheit zeigen. Es ſind entweder einzelne in Nebel gehüllte Sterne, oder ſie werden aus kleinen Sternhaufen gebildet, oder ſie zeigen nichts als einen lichtähnlich ſchimmernden Nebel. Dies ſind die eigentlichen Nebelſterne, welche die Aſtronomen für Fixſternſyſteme halten, deren es unzählige in dem unermeßlichen Weltenraume geben mag. Herſchel will nicht alle für Sterngruppen gehalten wiſſen. Man kennt ihrer ein paar tauſend.

Nebenſonnen, Nebenmonde, eine Lufterſcheinung, wenn neben der Sonne oder dem Monde noch mehrere Abbilder derſelben erſcheinen. S. Meteor.

Nebenwohner nennt man die Bewohner ſolcher Oerter auf der Erde, die unter gleichen Breiten, aber unter entgegengeſetzten Meridianen liegen. Sie haben einerlei Jahreszeiten, aber entgegengeſetzte Tageszeiten.

Nebucadnezar, König von Babylon und großer Eroberer in Aſien, regierte von 606 bis 563 vor Chriſto. Er war der Sohn jenes Nabopalaſſar, welcher (630 — 626) das babyloniſche Reich aufs neue von der aſſyriſchen Monarchie unabhängig gemacht hatte. Nebucadnezar erweiterte das babyloniſche Reich durch ſeine Eroberungen bis zu den weſtlichen Gränzen von Aſien. Er ſchlug den König von Aegypten Necho bei Karchemiſch, eroberte und zerſtörte Jeruſalem, Tyrus und Sidon. Nach Art der aſiatiſchen Eroberer, welche beſiegte, unruhige Völkerſtämme in andre Gegenden verſetzten, ließ er eine große Anzahl von Juden nach Babylonien verpflanzen, deren Aufenthalt daſelbſt unter dem Namen des Exils, oder der babyloniſchen Gefangenſchaft bekannt iſt. Fabelhaften Sagen zufolge ſoll er durch Libyen bis zur Weſtküſte von Africa vorgedrungen ſein. Die Sage, daß er ſieben Jahre lang ein Ochſe geweſen ſei, ſcheint weniger aus der Krankheit der Lykanthropie (einer Krankheit, nach welcher ein Menſch ſich in einen Wolf oder in ein andres Thier verwandelt glaubt) hergeleitet werden zu müſſen, als vielmehr mit irgend einer orientaliſchen Symbolik in Verbindung zu ſtehen. Vergl. die Art. Aſſyrien und Babylon.

Necho oder Neko, einer der berühmteſten ägyptiſchen Könige, um das Jahr 600 vor Chr. Geb. Er machte ſich berühmt vorzüglich durch ſeinen Verſuch, das mittelländiſche Meer mit dem rothen durch einen Canal zu verbinden, was ihm jedoch mißlang. Nach einer alten Nachricht, die wir bei Herodot finden, ſollen die Aegyptier unter ſeiner Regierung Africa umſegelt haben. Auch als Krieger war er anfangs glücklich und unterwarf ſich Syrien und Paläſtina; aber er wurde in der Folge von Nebucadnezar beſiegt und verlor ſeine Eroberungen ſämmtlich wieder.

Neckar, einer der beträchtlichſten Flüſſe im ſüdlichen Deutſchland, entſpringt oberhalb des Dorfes Schwenningen im Schwarzwalde, nicht weit von der Quelle der Donau, nimmt viele Bäche und kleine Flüſſe, als Murr, Kocher, Enz, Jaxt, Filz, in ſich auf, wird bei Kanſtadt im Würtembergiſchen ſchiffbar, daher der Handel durch ihn, vorzüglich bis Heilbronn, ſehr lebhaft wird, und ergießt ſich bei Mannheim in den Rhein. Sowohl im Würtembergiſchen als im Badiſchen bietet der Neckarfluß die reizendſten und mahleriſcheſten Umgebungen dar. Von ihm hat im Badiſchen der Neckarkreis ſeinen Namen, ſo wie auch einer im Würtembergiſchen.

Neckarweine, deren Vaterland die vom Neckar durchſtrömten Landſchaften ſind, ſind leichte, geſunde und wohlſchmeckende Weine. Die beſten Sorten wachſen im Würtembergiſchen, im Badiſchen und der Unterpfalz, namentlich bei Affenthal, Baaden, Durlach, Eyburg, Gretzingen, Mündelsheim im Neckarthal, Remsthal, bei Stuttgart, Sulzberg, Wangen und Weinsberg.

Necker (Jacques), Ludwigs XVI. Finanzminiſter, geb. 1734 zu Genf, wo ſein Vater (ein geborner Brandenburger) Profeſſor des deutſchen Staatsrechts war, kam früh als Commis nach Paris zu ſeinem Oheim Vernet, dann zu dem Banquier Theluſſon, und erwarb ſich durch ſeine Klugheit und Geſchicklichkeit ſehr bald die Ach-

tung der größten Handelshäuſer und das Vertrauen Thelluſſons, deſſen Compagnon er wurde. In Zeit von 12 bis 15 Jahren übertraf er an Vermögen die reichſten Banquierhäuſer. Geſchickte Contracte mit der indiſchen Compagnie und Speculationen auf die engliſchen Fonds im Augenblick des Friedens von 1763, von dem er früher als Andre unterrichtet war, vermehrten ſein Vermögen bis auf ſechs Millionen. Da ihn die oſtindiſche Compagnie, deren Mitglied er war, erwählt hatte, um ihre Sache bei der Regierung zu führen, ſo gab er 1769 ein Werk über die indiſche Compagnie heraus. Er vertheidigte dieſe Compagnie, indem er an die Dienſte erinnerte, die ſie dem Staate in den bedrängteſten Zeitpuncten geleiſtet hatte. Morellet und Lacretelle waren ſeine Gegner, welche, indem ſie die ausſchließlichen Privilegien angriffen und die Freiheit des Handels forderten, der öffentlichen Meinung ſchmeichelten, die Allem, was der Regierung widerſprach, günſtig war. Dennoch gewann Necker zahlreiche Anhänger, und ſelbſt die Tadler ſeines Syſtems ließen ſeinen Talenten Gerechtigkeit widerfahren. Er legte darauf ſeine Handelsgeſchäfte nieder, und nahm die Stelle eines Reſidenten der Republik Genf am franzöſiſchen Hofe an; in dieſer Eigenſchaft kam er in Geſchäftsverhältniſſe mit dem Herzog von Choiſeul, dem er ſich durch ſeine Talente zu empfehlen wußte. Um durch einen literariſchen Ruf die Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen, ſchrieb er ſeine Eloge de Colbert, welche 1773 von der franz. Akademie gekrönt wurde. Sein Werk: Essai sur la législation et le commerce des grains 1775 (in etwa 20 Auflagen) machte Aufſehen und wurde von den Oekonomiſten (Phyſiokraten) lebhaft angegriffen, weil er ſich für einige Einſchränkungen der Getraideausfuhr erklärt hatte. Trotz der Incorrectheit und Schwulſt ſeines Styls, trotz des Unbeſtimmten in ſeinen Ideen, gefiel er dem großen Haufen der Leſer durch die Popularität, womit er die Gegenſtände der Finanzen zu behandeln wußte. Necker wußte ſeinen Ruf noch zu vermehren, indem er den Marquis von Pezay, der mit Ludwig XVI. eine geheime Correſpondenz hatte, in ſein Intereſſe zog. Er ließ durch denſelben dem Könige eine Denkſchrift zuſtellen, in welcher er von den Hülfsquellen des Staats ein zu vortheilhaftes Bild entwarf. Dieſes Mittel beſchleunigte die Erreichung ſeiner Plane. Am Ende des J. 1776 wurde er dem Generalcontroleur Taboureau als Director des königl. Schatzes zugegeben, der nach achtmonatlicher Amtsführung ſich genöthigt ſah, ihm im Juli 1777 ſeinen Platz einzuräumen. Maurepas, der ungeachtet ſeines hohen Alters, ſeiner anſcheinenden Sorgloſigkeit und ſeines Epikurismus auf eine lang gewohnte Macht nicht verzichten konnte, begünſtigte ſeine Erhebung, indem er einen unterwürfigen Diener in einem Manne zu finden glaubte, der durch ſeine Geburt die Großen zu Gegnern, und durch Religion die Geiſtlichen zu Feinden haben mußte. So wurde Necker in dem ſchwierigſten Zeitpuncte Director der Finanzen. Die Veruntreuungen unter der letzten Regierung hatten in den Finanzen des Staats einen großen Ausfall verurſacht, der americaniſche Krieg führte neue Ausgaben herbei; durch neue Auflagen hätte er leicht ſeine Popularität verlieren können; er bemühte ſich, durch Anleihen und Verbeſſerungen zu helfen. Aber die Anhänger Turgots, die er durch ſeine Grundſätze über den Getraidehandel von ſich entfernt hatte, tadelten ſeine Neuerungen. Turgot ſelbſt ging in den Streit ein. Man warf Neckern eine übertriebene Vorliebe für die Caiſſe

d'escomte vor; man ſtellte die Abſchaffung der Generaleinnehmer als eine treuloſe Maßregel dar, den König unter die Vormundſchaft der Financiers zu ſetzen; die Abſchaffung der Treſoriers als die Erneuerung einer Idee des Schotten Law, deſſen Name die ſchrecklichſten Erinnerungen weckte; die Reform des königl. Hauſes als das Attentat eines republicaniſchen Geiſtes gegen die Majeſtät des Throns; die Anleihen als einen zur Untergrabung des Staats geeigneten Ausweg. Der Plan, Provinzialverſammlungen zu berufen, den Necker nach Turgot erneuerte, beunruhigte die Anhänger der Monarchie und die Parlamenter, die er zu bloßen Gerichtsbehörden zu machen drohte. Doch fand Necker auch zahlreiche Vertheidiger, beſonders unter den Gelehrten. Im J. 1781 gab er ſeinen Comte rendu au roi (deutſch von Mylius, mit Anm. von Dohm, Berlin 1781) über ſeine Verwaltung heraus; mehr als 200,000 Exemplare wurden von dieſer Broſchüre in Umlauf geſetzt, die man ihres blauen Umſchlags wegen ſpottweiſe le Comte bleu nannte. Jetzt ſuchte Necker, von Ehrgeiz getrieben, in das Conſeil einzutreten. Man machte wegen ſeiner Religion Schwierigkeit; er glaubte unentbehrlich zu ſein, und drohte ſeinen Platz verlaſſen zu wollen, ward aber nicht wenig überraſcht, als man in ſeine Entlaſſung willigte. Dies geſchah im Mai 1781. Er begab ſich in die Schweiz, wo er die Baronie Copet kaufte und ſein Werk über die Administration des Finances, 3 Bde. 8., herausgab, wovon in wenig Tagen 80,000 Exemplare verkauft wurden. Diejenigen, die ſchon mit ſeinem Comte rendu unzufrieden geweſen waren, erbitterte er durch dieſes Werk noch mehr. Sie ſchilderten ihn als einen Ehrgeizigen, der die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen wollte, der die Volksgunſt durch Geſtändniſſe erkaufte, der die Grundlagen der Monarchie durch Enthüllung der Regierungsgeheimniſſe verriethe, und der, die Rolle eines Rathes des Fürſten mit der Rolle eines Tribunen vertauſchend, von dem Monarchen an das Volk zu appelliren ſchien. Calonne's Fehler und Freigebigkeiten vermehrten Neckers Ruf. Dieſer kehrte 1787 nach Frankreich zurück, und ſchrieb gegen Calonne, der ihn als den Urheber des Deficits angeklagt hatte. In Folge dieſes Streits wurde Necker exilirt. Als aber im J. 1788 die Angriffe auf Brienne den Hof in Schrecken ſetzten, rief man ihn als Generalcontroleur zurück; indeß nahm er dieſe Stelle nur unter der Bedingung an, nicht mit dem Premierminiſter arbeiten zu dürfen. Aus Ueberzeugung erklärte er ſich für die Berufung der Reichsſtände, welche der Wunſch der Nation war. Der Bericht, den er am 27. December 1788 über die Zuſammenberufung der Generalſtände abſtattete, kann als der erſte Funke betrachtet werden, der den ſchon lange vorbereiteten Brennſtoff entzündete. Auch ſtimmte er für die doppelte Zahl der Deputirten des Tiers-Etat; der Adel und der Clerus ſollten nämlich jeder 300, der dritte Stand dagegen 600 Abgeordnete ſchicken. Allein er vergaß, die Form der Berathung und Abſtimmung im voraus geſetzlich zu beſtimmen. So geneigt er übrigens der Sache des Volks war, ſo wenig wollte er der Monarchie etwas vergeben; daher das Schwankende in ſeinen Maßregeln. Fand man doch in ſeinen Schriften Stellen genug, welche ihn der Neigung zum Despotismus verdächtig machten. Gewiß iſt es, daß er ohne feſten Plan handelte, und daß er oft mit zu wenig Vorausſicht öffentlich ſich ausſprach. Im J. 1789 warf man ihm vor, zur Hungersnoth beigetragen zu haben, indem er ungegründete Beſorg-

niſſe an den Tag legte. Seine Feinde behaupteten, daß von den 39 Millionen, für die er Getraide aufgekauft habe, 28 Millionen aus dem Verkauf dieſes Getraides wieder eingekommen wären, und daß er darüber nicht Rechnung abgelegt; ja man ging ſo weit zu behaupten, daß er ſie für ſeine ehrgeizigen Abſichten angewendet habe. Am 5. Mai hielt er bei Eröffnung der Reichsſtände eine lange Rede, und legte darin einen Plan für die Arbeiten dieſer Geſellſchaft vor, die er nach ſeiner Willkühr leiten zu können hoffte. Den 11. Julius, als die Regierung Maßregeln gegen die Factionen nehmen zu müſſen glaubte, wurde Necker, der ſich enſchieden gegen dieſe Maßregeln erklärt hatte, beſonders durch den Einfluß des Baron Breteuil entlaſſen, und bekam den Befehl, in vierundzwanzig Stunden das Königreich zu verlaſſen. Kaum aber wurde ſeine Entfernung bekannt, als ganz Paris in Flammen ſtand. Die Erſtürmung der Baſtille erfolgte, und es zeigten ſich ſolche Symptome von Volkswuth, daß der König ſich genöthigt ſah, ihn auf der Stelle zurückzuberufen. Necker empfing die Einladung in Baſel, und beſchloß ihr zu folgen. Seine Reiſe bis Paris glich einem Triumphzug. Sein erſtes Geſchäft war, ſeinen Einfluß zur Stillung der Unruhen anzuwenden, und Sicherheit der Perſon und des Eigenthums wieder herzuſtellen. Allein er mußte als Finanzminiſter Mittel vorſchlagen, die der Menge nicht gefallen konnten. Seine gemäßigten Meinungen über Staatsverwaltung hielten mit den Grundſätzen derer, die an der Spitze des Volks ſtanden, nicht gleichen Schritt. Vor Allem untergrub Mirabeau, der bei ſeiner Schonungsloſigkeit allerdings fähiger war die öffentliche Meinung zu beherrſchen, Neckers Anſehen bei der Nation. Bei den Berathungen über eine neue Conſtitution ſchlug Necker ein ſuſpendirendes Veto, das der König haben ſolle, vor, und widerſprach der Abſchaffung der Adelstitel. Auch trug er auf Errichtung einer Nationalbank an. Als die Nationalverſammlung das ſogenannte rothe Buch (das Privatverzeichniß der königlichen Penſionen und Ausgaben) bekannt machte, erklärte er ſich heftig gegen dieſes Verfahren und vertheidigte den Inhalt dieſer Liſte. Aus allen dieſen Umſtänden aber entſtand die Meinung, daß er ein Ariſtokrat ſei; ſeine eigne Sicherheit war bedroht, ſein Einfluß vernichtet. Dadurch ſchlug auch ſein Plan zu einer Anleihe auf 4½ Procent Zinſen fehl. In dieſer beunruhigenden Lage ſchrieb er im September 1790 an die Nationalverſammlung, und bat um ſeine Entlaſſung. Er erbot ſich, die der Regierung vorgeſchoßnen zwei Millionen Livres nebſt ſeinem Hauſe und Zubehör als ein Unterpfand ſeiner Rechtſchaffenheit in ihren Händen zu laſſen. Man nahm ſeine Reſignation mit Gleichgültigkeit auf, und Necker verließ Paris mit dem ſchmerzlichen Gefühl, ſeine ehrgeizigen Plane und glänzenden Ausſichten vernichtet zu ſehen. Seine Tochter, die Frau von Staël (ſ. d. Art.) hat in ihren Considérations das Betragen ihres Vaters als Staatsmanns überall als vollkommen darzuſtellen verſucht; allein Bailleul hat in ſeinem Examen critique dieſes Werks die Schwäche und Unzulänglichkeit der Maßregeln Neckers in den kritiſchen Momenten hinlänglich gezeigt. Necker irrte beſonders darin, daß er die Nation für eine Partei hielt. Nicht ohne Schwierigkeit, ſogar vom Volke an mehreren Orten beſchimpft, reiſte Necker durch Frankreich und begab ſich nach Copet, wo häusliche Unglücksfälle ſeinen Kummer noch vermehrten. Er verlor nach einer langen Krankheit ſeine geliebte Gattin. Sich aufzurichten, nahm er zu ſei-

ner Lieblingsbeſchäftigung, dem Schreiben, ſeine Zuflucht. Er ſchrieb eine Vertheidigung ſeiner Verwaltung: Sur l'Administration de M. Necker par lui-même. Den König vertheidigte er in ſeinen Réflexions addressées à la Nation française. Seine Ideen über die ausübende Gewalt legte er in einer Abhandlung: Du pouvoir exécutif dans les grands états, 2 Voll. 8. 1792 nieder, die ſelbſt von denen empfohlen wird, die ihm eben nicht geneigt ſind. Nicht minder intereſſant iſt ſein Werk: De la révolution française, 1796, 4 Voll. 8. Sein Cours de la morale religieuse, 1800 in 3 Bden. iſt nicht ohne Beredſamkeit geſchrieben, ſo wie die vielgeleſene Schrift: De l'importance des opinions religieuses (Lond. et Par. 1788. 8.) u. a. m. Noch 1802 gab er ein Werk gegen die conſulariſche Gewalt heraus, das damals viel Aufſehen machte. Seine Schreibart iſt ſtets ſorgfältig, aber oft einförmig und gezwungen, wiewohl es ihm nicht an wahrer Beredſamkeit fehlt. Er ſtarb zu Genf den 8. April 1804 mit Hinterlaſſung eines Vermögens, das trotz der großen Verluſte, die er erlitten hatte, noch ſehr bedeutend war. Seine Tochter hat mehrere ſeiner hinterlaſſenen Werke, wie auch Memoiren aus ſeinem Leben herausgegeben. S. Zeitgenoſſen. Heft 3.

Necker (Suſanne) des Vorigen Gattin, war die Tochter des evangeliſchen Predigers Naaz zu Genf, nach Andern des Predigers Curchod zu Nyon im Canton Bern. Ohne Vermögen, hatte ſie eine treffliche Erziehung genoſſen, und wurde von Mad. Vermenoux nach Paris mitgenommen, um ihren Sohn im Lateiniſchen zu unterrichten. Hier lernte ſie Necker kennen. Beider Verbindung (1765) war die Folge gegenſeitiger Zuneigung, welche ungeſchwächt bis an ihren Tod fortdauerte. Madame Necker war eine Frau von dem trefflichſten Charakter, unter allen Umſtänden eine zärtliche, liebevolle, treue Gattin, Mutter und Freundin, an Geiſt und Herzen gleich ausgebildet. Als das Glück ihren Gemahl erhob, bediente ſie ſich ihres Anſehens und Vermögens nur zu Zwecken der Wohlthätigkeit und Menſchenliebe. Sie hatte in der Nähe von Paris auf eigne Koſten ein Hospital gegründet, dem ſie ihre ganze Sorgfalt widmete. Unter den Gelehrten hatte ſie ihres gebildeten Geiſtes wegen viele Freunde und Verehrer, beſonders gehörten dahin Thomas, Buffon und Marmontel, welcher Letztere ſie ſehr genau geſchildert hat. Sie ſtarb zu Copet im Jahr 1794, und iſt die Verfaſſerin folgender Werke: 1. Des Inhumations précipitées 1790; 2. Mémoire sur l'établissement des hospices; 3. Réflexions sur le divorce 1793. Sie behauptet, den Grundſätzen der proteſtantiſchen Religion entgegen, die Unauflöslichkeit der Ehen. Man findet im Ganzen in dieſer Schrift mehr Gefühl als Räſonnement und oft eine ſchwülſtige, überladene Schreibart; 4 Mélanges extraits des manuscrits de Mad. Necker, 1798, 3 Bde. und Nouv. Mélang. 1801, 2 Bde. 8. ſind nach ihrem Tode herausgegeben. Im Allgemeinen findet man in ihren Werken viele wahre und feine Bemerkungen, verſtändige und gut ausgedrückte Rathſchläge, aber auch eben ſo bedeutende Mängel.

Neefe (Chriſt. Gottlob) ein zu ſeiner Zeit geſchätzter Componiſt. Er war gebürtig aus Chemnitz, (geb. d. 5. Febr. 1748) und ſtudirte in Leipzig Jurisprudenz, womit er unter Hiller Muſik

verband. Letzteres Studium zog in der Folge allein ſeine Neigung an, beſonders da ihn Hiller in derſelben ermunterte. Hierauf kam er zurück nach Leipzig, machte mehrere Verſuche in der komiſchen Operette, welche damals auf der deutſchen Bühne Eingang fand, und componirte einige Sammlungen Lieder, worunter eine Melodien zu Klopſtockſchen Oden (1776) enthält. Nachdem er Leipzig verließ, wurde er 1777 bei der Seyler'ſchen, darnach Großmannſchen Operngeſellſchaft Muſikdirector und Hoforganiſt in Bonn. In ſpäterer Zeit ward er 1797 Muſikdirector der herzoglich-Deſſauiſchen Geſellſchaft, und ſtarb in Deſſau den 26 Jan. 1798. Er hat einige muſikaliſche Abhandlungen in verſchiedene Journale geſchrieben.

Neefs (Peter), zwei berühmte niederländiſche Mahler, Vater und Sohn. Der Vater, welcher berühmter geworden iſt, ward zu Antwerpen 1580 geboren und lernte die erſten Anfangsgründe der Mahlerei bei Steenwyk. Er legte ſich beſonders auf Architectur und Perſpectivmahlerei, und hat ſich durch ſeine gothiſchen Kirchenperſpective den größten Ruhm erworben. Van Tulden und Teniers mahlten gewöhnlich die Figuren in ſeine Bilder.

Neer, van der, (Arthur) berühmter Landſchaftmahler zu Amſterdam. Er mahlte Landſchaften im Mondſchein, Winterſtücke, Feuersbrünſte. Sein Sohn Eglon van der Neer (geb. zu Amſterd. 1643) lernte bei Vanloo, mahlte hiſtoriſche Bilder und Landſchaften, auch treffliche Geſellſchaftsſtücke; anfangs in Paris, dann zu Orange, endlich an dem churpfälziſchen Hofe zu Düſſeldorf, wo er 1703 ſtarb.

Negativ heißt überhaupt ſo viel als verneinend, daher auch eine Negative, d. i. verneinende Antwort oder Meinung. — In einem höhern und philoſophiſchen Sprachgebrauche bedeutet negatio dasjenige, was, ohne ſelbſt irgend etwas zu beſtimmen, blos etwas andres Beſtimmtes (oder Poſitives) ausſchließt. So ſind z. B. Menſch, ſchwarz, klug etwas Beſtimmtes, es ſind poſitive Begriffe; die negativen Begriffe davon ſind Nicht-Menſch, nicht-ſchwarz, nicht-klug. Indem man einen dieſer negativen Begriffe ſetzt, gibt man ſchlechterdings nichts Beſtimmtes; ein Nicht-Menſch kann ein Tiſch, ein Buch, ein Haus u. ſ. w. ſeyn; man ſchließt blos den poſitiven Begriff Menſch aus. Es ergibt ſich hieraus, daß eine ſolche negative Vorſtellung etwas entgegenſtehendes Poſitives (oder Beſtimmtes) vorausſetzt und ohne daſſelbe nicht gedacht werden kann. — Negative Urtheile ſind in der Logik ſolche, in denen ausgeſagt wird, daß die Materie (der Stoff) des Urtheils, d. h. die Vorſtellungen, deren Verhältniß durch das Urtheil ausgeſprochen wird, ſich nicht im Bewußtſein vereinigen laſſe; nach Andern ſolche, deren Prädicat ein negativer Begriff iſt. — Negative und poſitive Größen in der Mathematik ſind ſolche, welche einander in ſo fern entgegengeſetzt ſind, als ſie auf die einander entgegengeſetzten Seiten des Indifferenzpunctes fallen. Der Indifferenzpunct der Reihe aller möglichen Zahlen iſt 0. Drückt man z. B. die Activſchulden und die Paſſivſchulden einer Perſon in Zahlen aus, ſo fallen jene auf die eine, dieſe auf die andere Seite der Null, jene ſind poſitive, dieſe negative Größen. Denkt man ſich einen Winkel, deſſen einer Schenkel um den Punct der Winkelſpitze herum beweglich iſt, ſo laſſen ſich durch deſſen Bewegung alle im Flächenraume möglichen Winkelgrößen vorſtellen. Der Indifferenzpunct

dieſer Größenreihe iſt der Zuſammenfall beider Schenkel in eine gerade Linie. Auf beiden Seiten deſſelben (auf beiden Seiten des unbeweglichen Schenkels) werden nun Winkel durch die Drehung des beweglichen Schenkels dargeſtellt, und in der Mathematik oft als poſitive und negative Größen betrachtet. Ueberhaupt wird ein Winkel bald als hervorſpringend, bald als hohl angeſehen, und nach Graden ausgemeſſen. Die Grade der Höhlung und die Grade des Vorſprungs bedingen einander wechſelſeitig; 45° Höhlung geben auf der entgegengeſetzten Seite 315° Vorſprung (angle saillant). Eine geſchloſſene, geradlinige und gezackte Figur z. B. hat innere und äußere Winkel, und wo in der Mathematik von beiden die Rede iſt, da nennt man, oft nach willkührlicher Annahme, die eine Art poſitive, die andere negative Winkel, und bezeichnet ſie mit + und — (plus und minus), um ſie in der Vergleichung nicht zu verwechſeln. In demſelben Verhältniſſe ſtehen in der Mechanik Laſt und Kraft (am Hebel), in der Statik Druck und Widerſtand u. ſ. f. Die höhere Arithmetik dehnt die Lehre von den vier Rechnungsſpecies, Addition, Subtraction, Multiplication und Diviſion, auf die Rechnung mit poſitiven und negativen Größen aus, welches denn das Hauptfundament der ſogenannten Buchſtabenrechenkunſt ausmacht. Die ganze fruchtbare Lehre von den vier Rechnungsſpecies mit Größen verſchiedener Zeichen iſt in folgenden allgemeinen Formeln enthalten: $(+a)+(-b)=a-b.$ $(-a)+(+b)=b-a.$ $(+a)-(-b)=a+b$ $(-a)-(+b)=-(a+b).$ Ferner: $+a\times-b=-(a\times b.)$ $+a:-b=-(a:b).$ Sind hingegen in der Aufgabe die Zeichen gleich, ſo iſt die Addition ganz wie in der gemeinen Rechenkunſt, und das Aggregat (die Summe) behält das Zeichen beider Größen. Eben ſo in der Subtraction, wenn das Kleinere von dem Größern ſubtrahirt werden muß. Iſt das Größere vom Kleineren zu ſubtrahiren, ſo ſucht man blos nach der gemeinen Rechenkunſt die Differenz ohne Rückſicht auf die Zeichen, und gibt ihr dann das entgegengeſetzte. In der Multiplication und Diviſion geben gleiche Zeichen das Product und den Quotienten allezeit poſitiv. Sind die Zeichen +, ſo iſt dies von ſelbſt klar; ſind ſie —, ſo folgt es aus dem ſtrengen Begriffe der Multiplication und Diviſion, nach welchem eine verneinte Größe mit einer verneinten multipliciren oder dividiren nichts anders heißen kann, als jene mit dieſer unter Aufhebung der Verneinung multipliciren oder dividiren. Die Vergleichung dieſer Lehren der höheren Arithmetik mit denen der gemeinen Rechenkunſt iſt geeignet, über das Weſen der Begriffe von Satz und Gegenſatz, von Wechſelbedingung und von Relativität die Philoſophie aufzuklären, welche überhaupt in der neueren Zeit um ſo leichter in das Leere ſich verirrt, je mehr ſie von der Methode der Matheſis ſich entfernt. A. Mnr.

Neger nennt man eine Menſchenrace in Africa, die ſich durch mittlere Statur, plattgedrückte Naſe, ſchwarzes Haar, platten Hirnſchädel und ſchwarze Farbe auszeichnet, und hauptſächlich auf der Nordweſtküſte von Africa, in Nigritien, Ober- und Unterguinea, Monomotapa, Aethiopien, Sofala und Zanguebar gefunden wird. Ihre Feinde, die **Mohren**, unterſcheiden ſich von ihnen durch Farbe, Haare, Geſichtsbildung und Sitten. Schon das Aeußere des Mohren in Africa iſt viel ſchöner und edler. Auch ſteht der Neger in Hinſicht auf geiſtige Kraft unter dem Mohren. Die Neger ſind

meiſt Fetiſchanbeter, die Mohren Mohammedaner; dieſe unterhalten vielfache Verbindungen mit den Küſtenländern und mit gebildeten Völkern; jene leben an den einſamen Ufern des atlantiſchen Meers, oder in den öden Binnenländern eines von dem Völkerleben der alten wie der neuen Welt faſt gänzlich geſchiedenen und wichtiger Lebensbedürfniſſe (z. B. des Salzes) entbehrenden Erdtheils; daher, die Einflüſſe des tropiſchen Clima's ungerechnet, der allgemeine Stumpfſinn der Negervölker, welchen manche Beobachter, doch ohne Grund, für eine natürliche Unfähigkeit gehalten haben. Diejenigen, welche, wie Meiners, verſchiedne Menſchenracen behaupten, ſuchen ſowohl aus der phyſiſchen Organiſation, als aus den Aeußerungen der Neger zu erweiſen, daß ſie nie den vollkommnen Culturzuſtand werden erreichen können, den andre günſtiger organiſirte Nationen, z. B. die celtiſchen Völkerſchaften, erreicht haben. Im Allgemeinen ſind die Neger indolent; ſie weinen höchſt ſelten, und bei ihnen äußert ſich der moraliſche Schmerz durch ein tiefes Stillſchweigen, der phyſiſche durch Geſchrei oder Geſang. Doch ſind ſie rachſüchtig und ſcheinen nur zu mechaniſchen Arbeiten geſchickt. Ueberhaupt iſt eine Miſchung von Regſamkeit und Schlaffheit Charakter aller Südvölker. Wenn indeß die Vertheidiger der Neger einige Züge von Gutmüthigkeit, Gaſtfreiheit, kindlicher Liebe und Anhänglichkeit an das Vaterland anführen, ſo vergeſſen ſie, daß dieſe Tugenden, welche zum Theil im höhern Grade bei gewiſſen Thiergattungen gefunden werden, noch keine Anlage zu einer höhern Ausbildung verrathen. Wenn ſich auf einem Sclavenſchiff von 130 Negern einmal 25 fanden, welche arabiſch ſchreiben konnten, ſo beweiſt dieſes nur das mechaniſche Talent dieſer Menſchen. Dagegen beweiſen mehrere Beiſpiele, daß dem Neger keine geiſtige Anlage fehlt. Nur der Umſtand, daß die Negervölker, ſeit undenklichen Zeiten in größere oder kleinere Haufen zerſtreut, ohne feſte Gränzen gelebt haben, und daß ſie durch den ſinnloſeſten Aberglauben mit dem gröbſten Despotismus im Bunde in einem faſt thieriſchen Naturſtand niedergedrückt worden ſind, erklärt ihr einförmiges Pflanzenleben, in das höchſtens die Karawanenzüge der Mohren und innere Raubkriege einige Bewegung bringen. Wenige Stämme machen eine Ausnahme durch geringe Kunſtbildung, und dieſe mißhandeln die übrigen. Zu ihrer gänzlichen Verwilderung hat der Sclavenhandel (ſ. d. u. d. Art. Wilberforce) das Meiſte beigetragen, indem er Krieg, Betrug und Raub unter ihnen vervielfältigte. Die Uebel der despotiſchen Verfaſſung der kleinen Negerſtaaten, in welchen der Despotismus der kleinen Könige nicht einmal Ruhe im Innern gewährt, waren ſchon von Anfang an vorhanden, und ſchwerlich möchten die Neger, ſich ſelbſt überlaſſen, zu einer erträglichen Verfaſſung kommen. Zwar hat ſich ſeit mehrern Jahren in England eine africaniſche Geſellſchaft gebildet, welche die Ausbildung der Neger zum Zweck hat (ſ. d. Art. Sierra Leona); allein ihre Reſultate ſind bis jetzt ſehr unbedeutend. Der beredteſte Vertheidiger der Neger iſt der Biſchof Gregoire (ſ. d. Art) in ſeiner Schrift: De la Littérature des Nègres, ou recherches sur leurs facultés intellectuelles, leurs qualités morales etc. (Paris 1809, und 2 Ueberſ. Tüb. und Berl. 1809.) Nur vermiſcht er oft Mohren, und Negervölker. — Die bekannteſten Nationen der Neger ſind: die Mandingoes, ein zahlreiches Volk, das ſich von der Küſte wahrſcheinlich bis zum Urſprung des Gambia hinzieht; die Jaloſi oder Qualoſi an der Nord-

ſeite des Gambia in Senegambien; die Dahomer, welche ſeit 1724 ſich auch der kleinen Reiche Whidah und Ardoa bemächtigt haben; die Kongier in Niederguinea, wozu auch noch die Angolaer und Bengualer gehören; die Karrous in Oberguinea, welche ſich von den Fulahs getrennt haben und das Land vom Cap Monte bis zum Fluß Sierra Leone behaupten; die Anziſko's im obern und niedern Aethiopien auf der öſtlichen Seite von Kongo; die Jagga's, welche von Einigen mit den Anziſko's verwechſelt werden, von den Gränzen von Abyſſinien bis zum Gebiete der Kaffern; die Gella's, deren Sprache mit keinem äthiopiſchen Dialekte übereinkommt, bilden ſechs Völkerſchaften in ihrem urſprünglichen Gebiete an den Gränzen von Abyſſinien und Ajan (ein Theil von ihnen beſitzt ſeit 1537 die ſüdlichen Provinzen von Abyſſinien); die Mambo's und Zimbo's in Mono Emugi; die Mokaranjis, der herrſchende Stamm in Monomotapa, aus welchem die Kaiſer dieſes Reichs gewählt werden; die Sarnkolez in Galani, einer Landſchaft in Nigritien. Außer dieſen Hauptſitzen der Neger befinden ſich auch noch Reſte und Zweige dieſer Nation in Marocco, Biledulgerid, auf der Küſte von Ajan, in Tunis, wo ſie unter den Abuchefs (1206 — 1575) herrſchend wurden, in dem größern Theile von Madagaskar, auf mehreren oſtindiſchen und in den Südſeeinſeln, wo ſie die älteſten Einwohner zu ſein ſcheinen. In America führen viele von ihnen, denen es gelang, ſich in Freiheit zu ſetzen, in einem wilden und unabhängigen Zuſtand, da wo unzugängliche Gebirge und Waldungen es erlauben, einen kleinen Krieg mit der benachbarten Civiliſation. Dagegen haben ſie ſich in Hayti (ſ. d. Art.) theils republicaniſch, theils monarchiſch bürgerlich geordnet.

Nehemiah, ein vornehmer und frommer Hebräer, der in der Gefangenſchaft geboren, aber von Artaxerxes Longimanus zum Mundſchenken ernannt worden war. Er benutzte ſeinen Einfluß zum Vortheil ſeiner unglücklichen Landsleute, deren Wohlthäter er ward. Auf ſeine Bitte ward er als Statthalter nach Jeruſalem geſchickt, mit dem Auftrage die Mauern und Thore dieſer Stadt wieder aufbauen zu laſſen. Nicht ohne Schwierigkeiten, die theils aus der Armuth der niedern Volksclaſſen, theils aus den Gegenwirkungen der Moabiter und Ammoniter hervorgingen, erreichte er ſeinen Zweck binnen zweiundfunfzig Tagen. Darauf traf er Maßregeln, die Stadt mit mehr Einwohnern zu bevölkern und wieder zu ihrem vorigen Glanze zu erheben, was ihm ebenfalls wohl gelang. Auch traf er viele andre nützliche Einrichtungen. Nachrichten darüber gab er ſelbſt in einem Buche, welches von jeher zum jüdiſchen Kanon gerechnet worden iſt und als eine Fortſetzung der im Buche Esra enthaltenen Erzählung anzuſehen iſt. Es umfaßt einen Zeitraum von 49 Jahren.

Neigung. Daß die Neigungen ſich auf das Vermögen der Seele, zu begehren, gründen und eine Art der Begehrungen ausmachen, wird allgemein angenommen. Nicht ſo übereinkommend ſind die Beſtimmungen dieſes Begriffs ſelbſt. Kant erklärte die Neigung als eine habituell (d. i. zur Gewohnheit) gewordne ſinnliche Begierde. Abgeſehen davon, daß man den Ausdruck Begierde nur von ſtarken, ſinnlichen Begehrungen gebrauchen ſollte, ſo geht nicht jede Neigung blos auf das Sinnliche an einem Gegenſtande (z. B. Liebe, Freundſchaft), wohl aber überhaupt auf einen individuellen Gegenſtand, oder eine beſtimmte Art der Thätigkeit (z. B. Spiel). Wir möchten daher die Neigung lieber

bezeichnen als die poſitive und habituelle Begehrung eines individuellen Gegenſtandes. Es geht hieraus hervor, daß nicht dem Thiere, ſondern nur dem Menſchen Neigungen beigelegt werden dürfen. Denn das Thier wird inſtinctmäßig zu dem Gegenſtande hingezogen, der ihm nicht als individueller gilt; im Menſchen aber, deſſen Trieb die Heftigkeit des thieriſchen Inſtincts abgelegt hat, und in dem die Willkühr hervortritt, vermöge welcher ſich das Individuum mit Bewußtſein für den individuellen Gegenſtand entſcheiden und an ihn gewöhnen kann, entſteht die Neigung (inclinatio), die nur ein Hinneigen iſt, das auf dem Gewichte (Intereſſe) beruht, welches für den mit Willkühr begabten Geiſt nach Maßgabe ſeiner ganzen Entwickelung und Bildung ein vorgeſtellter Gegenſtand empfängt. Daher iſt auch die Neigung, ſo wie die ihr entgegengeſetzte Abneigung von dem ganzen übrigen Leben und Weſen eines Menſchen abhängig, und gehört zu ſeinem pſychologiſchen Charakter; und daher haben wohl Einige (obſchon unrichtig) den innern fortdauernden Grund etwas zu begehren oder zu verabſcheuen, ſtatt der Begehrung ſelbſt, Neigung oder Abneigung genannt. In dem hier entwickelten Sinne kann es nun keine angebornen Neigungen geben, indem kein Menſch eine entſchiedene Hinneigung zu einem individuellen Gegenſtande, als ſolchem, mit auf die Welt bringt: — denn ihm mangelt noch Willkühr, Erkenntniß und Bewußtſein; — auch iſt die Begehrung des Menſchen nicht mit ſeiner Geburt habituell. Man müßte alſo, um angeborne Neigungen zu behaupten, entweder den Ausdruck angeboren in einem ſehr weiten Sinne nehmen und ſo verſtehen, daß es Neigungen gebe, welche in der beſondern Anlage des Menſchen, z. B. in der individuellen Beſchaffenheit des Körpers, mit welcher der Menſch geboren wird, wenigſtens mittelbar ihren Grund haben; oder eben ſo den Ausdruck Neigung in einem ſehr unbeſtimmten Sinne für menſchliche Begehrungen überhaupt nehmen, oder mit den Trieben verwechſeln, — dann könnte man den Trieb eine angeborne Neigung nennen, und umgekehrt. Allein auch die Erfahrung ſcheint dagegen zu ſprechen. Neigungen nehmen wir erſt wahr, wo der Menſch ſich geiſtig zu entwickeln anfängt, und ſein Weſen immer beſtimmter wird; Triebe zeigen ſich mit der Geburt. — Durch fortdauernde Gewöhnung wird die Neigung zum Hang, wenn ſie immer wiederkehrt und ihren Gegenſtand nicht ändert. Der Hang iſt eine heftige, fortdauernde Neigung. Von der Leidenſchaft unterſcheidet ſich die Neigung dadurch, daß ſie an ſich ſanft iſt, verändert werden kann, und mehrere Neigungen wohl neben einander beſtehen; die Leidenſchaft aber eine herrſchende, alles andere Intereſſe verſchlingende, und durch fortdauernde Gewöhnung faſt unwillkührlich gewordene Begehrung iſt, wodurch, wie der Name ausſagt, die Selbſtthätigkeit des Geiſtes, oder der Wille geſtört und unterdrückt wird, und die Seele ſich in dieſer Hinſicht mehr leidend verhält.

Neigung in mathematiſcher Bedeutung, ſ. Inclination.

Neigung der Magnetnadel, ſ. Magnetnadel.

Neipperg (Graf), k. öſterreich. Feldmarſchall-Lieutenant, hat ſich ſowohl durch diplomatiſche Verhandlungen als durch Waffenthaten in den letzten italieniſchen Feldzügen ausgezeichnet. Am 11. Januar

1814 ſchloß er mit Murat, damaligem König von Neapel, eine Off- und Defenſiv-Allianz ab, durch welche ſich letzterer verbindlich machte, mit einer Armee von 30,000 Mann die Alliirten zu unterſtützen. Im Feldzuge von 1815 commandirte er eine Diviſion gegen Murat und trug zu dem glänzenden Ausgange dieſes kurzen Feldzuges durch die Klugheit ſeiner Dispoſitionen weſentlich bei. Nach der Beſitznahme der Hauptſtadt wurde er vom Obergeneral Grafen Bianchi zum Commandanten von Neapel ernannt, jedoch bald nachher zu dem öſterreichiſchen Corps, welches das ſüdliche Frankreich beſetzt hielt, verſetzt. Er zeichnete ſich hier durch energiſche Maßregeln aus; ſo ließ er in Nimes und der Umgegend die ganze Bevölkerung entwaffnen. Späterhin wurde Neipperg nach Parma zur Erzherzogin Marie Louiſe abgeordnet. — Das Stammhaus des alten reichsritterſchaftl., durch Carl VI. in den Reichsgrafenſtand erhobenen Geſchlechts Neipperg iſt Schloß und Dorf Neipperg im würtemb. Neckarkreiſe.

Neiſſe, ſchleſiſches Fürſtenthum (40 Q. M. 93,000 Einw.), wovon der größere Theil (25 Q. M. 82,000 Einw.) zu dem preußiſchen Regierungsbezirke Oppeln, der kleinere Theil zum öſterreichiſchen Schleſien (mähriſchen Kreiſe Troppau) gehört. Der Biſchof von Breslau beſitzt dieſes Fürſtenthum als Standesherrſchaft. Die Hauptſtadt Neiſſe liegt in dem preußiſchen Antheile an der Mündung der Biela in die Neiße, 55 Meilen von Berlin. Sie iſt eine der wichtigſten Feſtungen des preußiſchen Staates. Die Friedrichsſtadt zwiſchen der eigentlichen Feſtung und dem Fort Preußen iſt allein königlich, die ganze übrige Stadt aber biſchöflich. Ganz Neiſſe enthält 650 Häuſer und 7300 Civil- und 1400 Militär-Einwohner. Die Feſtungswerke ſind weitläufig und werden wegen ihrer vortrefflichen Waſſergräben für die ſtärkſten in Schleſien gehalten; auch kann durch eine Schleuſe die umliegende Gegend unter Waſſer geſetzt werden. Das Fort Preußen und eine kaſemattirte Batterie, die mit der Feſtung verbunden ſind, beherrſchen die Höhe jenſeits der Neiſſe vollkommen. Unter den fünf katholiſchen Kirchen der Stadt iſt die Stadtpfarrkirche die merkwürdigſte. Sie hat ein majeſtätiſch hohes Gewölbe, welches auf ungewöhnlich dünnen Pfeilern ruht, und enthält verſchiedene gute Gemählde. Die inwendig al Fresco gemahlte Kreuzkirche enthält ebenfalls gute Gemählde. Auch das vormalige Jeſuitencollegium iſt ein ſchönes Gebäude. Man findet ferner hier ein fürſtbiſchöfliches Schloß, ein katholiſches Gymnaſium, die fürſtbiſchöfliche Mediatregierung, eine evangeliſche Kirche, ein anſehnliches Hoſpital und ſechs Kaſernen. Die Hauptnahrung beſteht in Gemüſebau, Bierbrauerei, Branntweinbrennerei und Handel mit Garn, Getraide und Wolle. Unter den Handwerkern befinden ſich viele Leinweber, Tuchmacher und Strumpfſtricker. Bekannt ſind die Belagerungen von 1741, 1758 und 1807.

Neïth, Neïtha, eine der jüngern Gottheiten Aegyptens, deren Dienſt zu Sais (in Unterägypten) blühte, als deſſen Gründerin und Schutzgöttin ſie betrachtet wurde. Plato nennt ſie im Timäus die Athene der Griechen. Auch ſoll eine Colonie in Sais (Cekrops) die Neïth nach Athen gebracht haben. Sie ſcheint ſpäterhin mit der Iſis identificirt worden zu ſein. An ihrem prächtigen Tempel zu Sais, welcher an ihrem Feſte jährlich erleuchtet wurde, ſtand die berühmte Inſchrift: „Ich bin Alles, was war, was iſt und was ſein wird;

kein Sterblicher enthüllte meinen Schleier. Die Sonne war mein Kind."

Nekrolog, Nekrologie, aus dem Griechiſchen, wo es ein Todtenverzeichniß bedeutet, nennt man die Nachrichten von dem Leben verſtorbener merkwürdiger Männer. Am häufigſten ſind die Nekrologe, welche verſtorbene Gelehrte betreffen. In Deutſchland iſt der von Schlichtegroll herausgegebene Nekrolog beſonders geſchätzt worden. In den Klöſtern und geiſtlichen katholiſchen Stiftungen nennt man Nekrolog das Verzeichniß der Aebte, Vorſteher und derjenigen, die ſich durch Wohlthaten und Vermächtniſſe beſonders um die Stiftung verdient gemacht haben.

Nekromantie (von νεκρομαντεία, auch νεκυομαντεία ſagt man) bezeichnete im Alterthume das Vorherſagen der Zukunft durch Befragen der Todten, und war eine Art der Divination bei den Alten. Dieſe Sitte ſtammt, wie faſt alle abergläubiſch ſcheinenden Gebräuche, aus dem Orient, und verliert ſich in das graueſte Alterthum. So lange wir über die Entſtehung desjenigen, was wir Aberglauben nennen, und ſeinen Uebergang aus Aſien und Aegypten in die griechiſchen Sitten noch keine vollſtändigen und genugthuenden Aufſchlüſſe haben, ſo lange werden wir auch nicht im Stande ſein, den urſprünglichen Begriff, die Beſchaffenheit und mannichfaltige Abartung der alten Nekromantie genau anzugeben. Einige haben zwar behauptet, daß die Nekromantie nicht erſt aus Aegypten oder Perſien nach Griechenland gekommen, ſondern in dieſem Lande ſelbſt entſtanden ſei. Allein dieſes möchte ſchwer zu beweiſen ſein. Der erſte griechiſche Schriftſteller, bei dem wir ein Beiſpiel der Nekromantie finden, iſt Homer, der im elften Buche ſeiner Odyſſee den Schatten des Tireſias vom Ulyſſes aus der Unterwelt hervorrufen läßt. Die Gebräuche, welche daſelbſt beſchrieben werden, enthalten durchaus nichts Zauberiſches, und beſtehen im Grunde blos in einem mit beſondern Ceremonien vollzogenen Opfer. Die Beſchreibung dieſer Nekromantie beim Homer beweiſt indeſſen, daß dieſe Art der Divination ſelbſt ſchon weit früher in Griechenland üblich geweſen ſein muß. In manchen Orten dieſes Landes gab es Todtenorakel, deren Urſprung ſich in das Dunkel der Geſchichte verlor, und ſelbſt die Sage vom Herabſteigen des Orpheus in die Unterwelt iſt von Einigen auf Nekromantie bezogen worden. Indeſſen ſcheint es zweifelhaft, ob der von vielen griechiſchen Heroen vorkommende Ausdruck, ſie ſeien in die Unterwelt hinabgeſtiegen, ſo viel bedeute, als ſie hätten ein Todtenorakel befragt. Während im übrigen Griechenland die Nekromantie unter Leitung der Prieſter oder gottgeweihter Perſonen in Tempeln ausgeübt wurde, beſchäftigten ſich in Theſſalonien, dem Vaterlande aller Zauberei, damit eigne Perſonen, welche ψυχαγωγοι (Herausführer der Schatten) genannt wurden, und zauberiſche Gebräuche dabei anwandten. Dieſe zauberiſchen Gebräuche führten in ſpätern Zeiten in dieſem Lande zu den größten Grauſamkeiten, indem die Zauberer dem menſchlichen Blute und allem, was vom Galgen und aus den Gräbern kam, eine höhere Kraft zuſchrieben, und dadurch zu den empörendſten und widerlichſten Handlungen verleitet wurden. So riſſen ſie halbverbrannte Menſchen vom Scheiterhaufen, begruben andre lebendig, ſchnitten unzeitige Früchte aus dem Mutterleibe und dergl. Oft ſchlachtete man Menſchen, um ihre Geiſter, noch ehe ſie zur Unter-

welt hinabeilen könnten, zu befragen. Inſofern die hervorgerufenen Schatten (und dies war die alte und gewöhnliche Sitte) ſich dem Beſchwörer wirklich zeigten, nannte man die Nekromantie auch σκιομαντεία und ψυχομαντεία, d. h. Wahrſagen der Schatten (σκιαι) oder abgeſchiedner Seelen (ψυχαι). Erſt zur Zeit des gänzlichen Verfalls des Heidenthums begnügte man ſich zuweilen mit derjenigen Art der Nekromantie, bei der man blos die Stimme des Abgeſchiednen aus dem Grabe hervortönen hörte.

Nektar, der ſüße, balſamiſch duftende Göttertrank, der im Olympus geſpendet wurde und Unſterblichkeit verlieh; dann hieß auch ein aus reinem Honig und ſüßem Weine bereiteter Trank Nektar, und alles Vortreffliche, dem Sinne Wohlthuende ward nektariſch genannt. Auch noch jetzt führt den Namen Nektar ein griechiſcher ſüßer Wein, der auf der Inſel Scio gewonnen, und aus getrockneten Trauben bereitet wird.

Neleus, Sohn Hippokoons oder Neptuns und der Tyro, und Zwillingsbruder des Pelias, zog vertrieben von ſeinem Bruder nach Meſſenien und baute Pylos. Vermählt mit Chloris, des Amphion und der Niobe Tochter, erzeugte er zwölf Söhne, unter welchen der berühmteſte Neſtor. Homer preiſt den Neleus als des Zeus Liebling, und den ritterlichſten Helden. — Mit ſeinem Bruder Pelias ſoll er die olympiſchen Spiele erneuert haben. In einem Streite mit Hercules, den er wegen des Iphitos Ermordung zu ſühnen verweigert hatte, verlor er faſt alle ſeine Söhne. Dann führte er einen Krieg mit den Arkadiern. Auch nennt man ihn unter den Argonauten. Er ſoll nach Pauſanias zu Korinth begraben ſein, wo ihm Siſyphos ein Grabmahl errichtete.

Nelken (caryophyllum) wachſen theils wild, theils werden ſie in den Gärten gezogen. Die gefüllten Nelken ſind beſonders wegen ihrer mannichfaltigen Farben, ihres angenehmen Geruchs und ihrer Dauer unſtreitig unter die ſchönſten Blumenarten zu zählen. Es wird deshalb auch mit ihnen eine ſehr ausgebreitete Liebhaberei getrieben. Es gibt verſchiedene Sorten der wilden Nelken, z. B. gemeine Federnelken mit weißen Blumen, Feldnelken mit bunten Blumen und breiten, auch ſchmalen Blättern; Berg- oder Steinnelken u. ſ. w. Der Gartennelken zählt man einige hundert Sorten. Mit Nelkenſamen wird aus Holland nach verſchiedenen Ländern Handel getrieben.

Nelſon (Horatio), Lord Viscount, einer der tapferſten und ſiegreichſten Seehelden in den britiſchen Annalen, war der fünfte Sohn des Pfarrers Edmund Nelſon von Burnham-Thorpe in der Grafſchaft Norfolk, und daſelbſt den 29. September 1758 geboren. Sein Schulunterricht, den er zu Norwich und North Walſham empfing, wurde ſchon in ſeinem 12. Jahre unterbrochen, indem ſein Oheim Suckling, Capitän des Reaſonable von 64 Kanonen, ihn als Midſhipman an Bord nahm. Dieſes Schiff wurde in Folge des Streites mit Spanien über die Falklandsinſeln mit andern ausgerüſtet; und wiewohl dieſer Zwiſt bald beigelegt wurde, ſo gewann doch Nelſon in der kurzen Zeit eine entſchiedene Vorliebe für das Seele-

ben. Sein Oheim gab ihn daher zu dem Capitän eines Weſtindienfahrers, der eben in See gehen wollte. Mit ihm machte der Knabe ſeine erſte Seereiſe, von der er 1772, mit mancher Kenntniß bereichert, zurückkehrte. Bald darauf nahm Capitän Suckling ihn an Bord ſeines Schiffes, the Triumph, welches damals zu Catham lag. Hier war ſein Hauptgeſchäft, den Cutter in den Canal der Themſe zu führen. Die im J 1773 ausgerüſtete Expedition, um möglichſt weit gegen den Nordpol vorzubringen, wirkte ſo mächtig auf den unternehmenden Geiſt des jungen Nelſon, daß er ſeinen ganzen Einfluß bei dem Capitän Lutwidge, einem der Befehlshaber, anwandte, um ſein Cockſwain (Führer des Beiſchiffs) zu werden. Dies gelang ihm, und er ging in demſelben Sommer mit der Expedition ab, deren Reſultate der Welt bekannt ſind. Als Nelſon von dieſer Reiſe zurückgekommen war, verſchaffte ihm ſein Oheim eine Station unter Capitän Farmer, der ein Schiff in dem unter Sir Edward Hughes Befehl nach Oſtindien beſtimmten Geſchwader führte. Er ſegelte dahin; da aber das Klima nachtheilig auf ſeine Geſundheit wirkte, fand man es nöthig, ihn nach England zurückgehen zu laſſen, wo er 1776 ankam. Wiewohl er damals erſt achtzehn Jahre alt war, ſo hatte er doch ſchon bedeutende Erfahrungen zur See gemacht, und wurde im September deſſelben Jahres ausgewählt, als Lieutenant am Bord des Worceſter von 64 Kanonen zu dienen, mit der Beſtimmung nach dem mittelländiſchen Meere. Nelſon blieb bis zum April 1777 in See; bald darauf beſtand er die Prüfung zur Lieutenantsſtelle und wurde ſogleich als zweiter Lieutenant auf dem Loweſtoffe von 32 Kanonen angeſtellt. Dieſes Schiff kreuzte vor Jamaica, und zwang bei einem heftigen Sturme einen Amerikaner, die Segel zu ſtreichen. Der erſte Lieutenant, der an Bord des eroberten Schiffes gehen ſollte, kam unverrichteter Sache zurück, da er bei der hochgehenden See es zu gefährlich fand. Unwillig rief der Capitän: „Habe ich denn keinen Officier, der die Priſe beſteigt?" — Der Schiffsmeiſter wollte ins Boot ſpringen, als Nelſon ihn mit der Aeußerung zurückhielt, die Reihe ſei an ihm. Seine Geſchicklichkeit überwand alle Schwierigkeit. Er erhielt darauf das Commando des zu der Fregatte gehörigen Schoners. Im J. 1778 nahm ihn Sir Peter Parker, der ihn ſchätzte und liebte, als dritten Lieutenant an Bord ſeines eignen Flaggenſchiffes und machte ihn in kurzer Zeit zum erſten Lieutenant. Noch vor Ablauf des Jahres gab er ihm das Commando der bewaffneten Brigg Badger, mit welcher er zur Beſchützung der Honduras-Bay und der Mosquitoküſte kreuzte. Im Jahr 1779 wurde Nelſon Poſtcapitän und erhielt bald darauf den Befehl des Hinchinbroke. Die Unternehmung gegen die ſpaniſchen Beſitzungen in Südamerika, welche im J. 1780 von Jamaica ausging, gab Nelſon die erſte Gelegenheit, ſeinen kriegeriſchen Muth zu zeigen; doch würde er, wie alle ſeine tapfern Gefährten, eine Beute des unter dieſem Himmelsſtrich gewöhnlichen Fiebers geworden ſein, wenn er nicht nach Jamaica wäre berufen worden, um daſelbſt das Commando des Janus von 44 Kanonen zu übernehmen. Seine geſchwächte Geſundheit nöthigte ihn bald zur Niederlegung dieſes Commando's, um nach England zurückzukehren. Im Winter 1781 kreuzte er in der Nordſee, ſegelte den nächſten Frühling nach Quebeck und kreuzte den Sommer vor Boſton. Bei Annäherung des Winters wurde er nach Neu-York beordert, von wo er zu Lord Hood in Weſtindien

ſtieß. Nichts Merkwürdiges begegnete ihm bis zum Frieden 1783. Im März 1784 wurde er zum Befehl der Fregatte Boreas berufen, die als Kreuzer unter dem Oberbefehl von Sir Edward Hughes nach den Inſeln unter dem Winde beſtimmt war. Die Strenge, mit der er die Navigationsacte in Anwendung brachte, verwickelte ihn in einen Prozeß auf Schadenerſatz, in welchem er aber losgeſprochen wurde. Im Jahr 1787 verheirathete er ſich zu Nevis mit einer Weſtindierin, der Wittwe des Doctors Nesbit, und kam noch in demſelben Jahre nach England zurück. Hier führte er zu Norfolk ein häusliches und zurückgezogenes Leben, bis der 1793 gegen Frankreich ausgebrochene Krieg ihn wieder auf den Schauplatz rief. Er bekam das Commando des Norfolk von 64 Kanonen. Man führt, um ſeine Sinnesart zu bezeichnen, an, daß er dem Sohne eines Freundes, den er als Midſhipman mit ſich nahm, damals folgende Ermahnungen gab: „Drei Dinge mußt du beſtändig im Sinne haben: erſtlich mußt du ſtets blindlings den Befehlen gehorchen, ohne eine eigne Meinung über ihre Zweckmäßigkeit haben zu wollen; zweitens mußt du jedermann als deinen Feind anſehen, der ſchlecht von deinem Könige ſpricht; drittens mußt du jeden Franzoſen eben ſo ſehr haſſen als den Teufel.“ Er ſegelte nach dem mittelländiſchen Meere unter dem Befehle des Lords Hood, von dem er im Auguſt 1793 mit Aufträgen an Sir W. Hamilton nach Neapel geſchickt wurde. Hier ſchloß er mit dieſem und der Gemahlin deſſelben jene vertraute Freundſchaft, die in der Geſchichte ſeines Privatlebens von großer Wichtigkeit iſt. Nachdem er einige neapolitaniſche Truppen nach Toulon geführt hatte, ging er nach Corſica, wo er zur Einnahme von Baſtia und Calvi thätig mitwirkte. Vor letzterm Orte hatte er das Unglück, ein Auge zu verlieren. Nach Lord Hoods Rückkehr nach England fuhr Capitän Nelſon fort, im mittelländiſchen Meere unter deſſen Nachfolger, Lord Hotham, zu dienen, und bekam zufällig das Commando eines Geſchwaders von Fregatten, womit er ſo wichtige Dienſte leiſtete, daß er zur Belohnung zum Marineobriſten ernannt wurde. Als Sir John Jarwis (Lord St. Vincent) im November 1795 im Commando folgte, wurde er von dieſem zum Comodore ernannt und erhielt den Befehl des Captain von 74 Kanonen. In der Schlacht vom 14. Februar 1797 bei dem Vorgebirge St. Vincent that ſich Nelſon auf das glänzendſte hervor, und trug weſentlich zu den großen Erfolgen dieſes Tages bei. Er eroberte ein Schiff von 64, und ein anderes von 112 Kanonen, und empfing auf dem Verdeck des letztern den Degen des ſpaniſchen Capitäns. Ihm wurde dafür der Rang eines Contreadmirals und der Bathorden zu Theil. Nachdem er den Auftrag, die Garniſon von Porto Ferrajo abzuführen, vollzogen hatte, erhielt er das Commando des innern Blockadegeſchwaders vor Cadix. Auf die Nachricht, daß ein überaus reiches ſpaniſches Schiff in dem Hafen von Santa Cruz liege, wurde Nelſon im Juli 1797 mit drei Linienſchiffen und einigen Fregatten abgeſchickt, die Wegnahme deſſelben zu verſuchen. Obgleich die Unternehmung mit großer Klugheit geleitet wurde, ſo ſchlug ſie doch fehl, da die Spanier zu wohl vorbereitet waren. Nelſon ſelbſt, der ſich dem furchtbarſten Feuer ausſetzte, erhielt einen Schuß in den rechten Arm, und mußte ſich der Amputation unterwerfen. Um ſeine Wunde zu heilen, kehrte er nach England zurück, und erhielt zur Belohnung ein Jahrgeld von 1000 Pfund. Im folgenden December wurde ihm befohlen, ſeine Flagge am Bord

des Vanguard aufzuſtecken und ins mittelländiſche Meer zu gehen; er traf im April mit Lord St. Vincent vor Cadix zuſammen. Nelſon bekam den Auftrag, mit einigen Schiffen Toulon zu bewachen, wo die ägyptiſche Expedition ausgerüſtet wurde. Während ein Sturm ihn zwang, ſeine Station zu verlaſſen, war die franz. Flotte ausgelaufen. Am 8. Jun. ſtieß Capitän Trowbridge, den Lord St. Vincent augenblicklich zu Nelſons Verſtärkung detachirt hatte, mit acht Linienſchiffen zu ihm, und überbrachte ihm den Befehl, die franzöſiſche Flotte ſofort aufzuſuchen und anzugreifen. Die in Sicilien eingezogenen Nachrichten wieſen ihn nach der ägyptiſchen Küſte; er kam daſelbſt früher als die Franzoſen an, und kehrte, da er den Hafen von Alexandrien leer fand, nach Sicilien zurück. Hier erfuhr er mit Gewißheit, daß die feindliche Flotte nach Aegypten geſegelt ſei, eilte zum zweitenmal dahin, fand ſie bei Abukir vor Anker, und lieferte hier jene denkwürdige Schlacht, die mit ihrer gänzlichen Zerſtörung endigte. (S. Abukir) Die politiſchen Folgen dieſes großen Sieges der Britten waren außerordentlich. Der Dank beider Häuſer, ſeine Erhebung zur Pairwürde unter dem Titel Baron Nelſon vom Nil und eine Penſion von 2000 Pfund waren die weſentlichen Beweiſe von der Dankbarkeit ſeines Fürſten und Vaterlandes. Von dem türkiſchen Kaiſer erhielt er eine Aigrette von Diamanten nebſt einem koſtbaren Pelz, von Kaiſer Paul deſſen in Diamanten gefaßtes Bild, eine goldene Doſe und ein eigenhändiges Schreiben, und von dem König von Neapel und Sicilien mehrere reiche Geſchenke. In Neapel wurde Nelſon mit großen Feſtlichkeiten empfangen, und offen erklärte ſich dieſer Hof gegen Frankreich. Allein das Glück entſchied ſich für die Franzoſen, und Nelſon führte, als er die Hauptſtadt bedrängt ſah, die königliche Familie nach Palermo über. Sein Eifer war eben ſo unbegränzt, als ſeine Anhänglichkeit an den neapolitaniſchen Hof. Als daher bald nach der Umſchaffung des Königreichs Neapel in die parthenopeiſche Republik eine Gegenrevolution ſich vorbereitete, wirkte Nelſon kräftig mit, und beorderte den Capitän Trowbridge, in der Bay von Neapel zu kreuzen und die naheliegenden kleinen Inſeln wegzunehmen. Am 24. Junius 1799 erſchien Nelſon ſelbſt in der Bay, vernichtete den von Cardinal Ruffo und dem Comodore Foote mit den Republikanern eingegangenen Waffenſtillſtand, zwang die Forts zur Uebergabe und ließ mehrere Neapolitaner als Rebellen gegen ihren König hinrichten; ein Benehmen, das mit Recht getadelt worden iſt, wie überhaupt Nelſon in Palermo und Neapel unter einem ſeinem Ruhme nicht günſtigen Einfluß der Lady Hamilton ſtand. Nachdem Lord Keith das Commando im mittelländiſchen Meere erhalten hatte, reiſte Nelſon mit Lady Hamilton über Trieſt durch Deutſchland, ſchiffte ſich zu Cuxhafen ein und kam nach einer dreijährigen Abweſenheit den 6. November 1800 zu Yarmouth an. Allenthalben wurde er mit ausgezeichneten Ehren aufgenommen. In den erſten Tagen des J. 1801 wurde er Viceadmiral der blauen Flagge, und bald wehte die ſeine vom San Joſef von 112 Kanonen, den er ſelbſt erobert hatte. Das engliſche Cabinet beſchloß damals, um die nordiſche Seeconföderation zu trennen, eine große Flotte unter Sir Hyde Parker in die Nordſee zu ſchicken; Nelſon willigte ein, als der Zweite im Commando der Unternehmung beizuwohnen. Er pflanzte ſeine Flagge auf dem St. Georg von 98 Kanonen auf. Die Flotte paſſirte ohne Verluſt den Sund und kam vor dem Hafen von Copenhagen an, der

von 19 Linien- und Blockſchiffen und ausgedehnten Batterien gedeckt wurde. Nelſon erhielt den Befehl, mit 12 Linienſchiffen und mehreren Fregatten einen Angriff zu machen. Nach einem fünfſtündigen Gefechte, in welchem beide Theile an Heldenmuth wetteiferten, war die ganze Linie der däniſchen Schiffe geſchlagen. Nur die Kronbatterien und die Schiffe am Eingange des Hafens waren noch unverſehrt; aber auch den Engländern waren zwei Schiffe geſtrandet, und mehrern drohte dieſelbe Gefahr. In dieſem kritiſchen Augenblicke ſandte Nelſon einen Parlamentär ab mit dem Anerbieten, den Kampf einzuſtellen, um gütliche Verhandlungen zu pflegen, ſonſt müſſe er die genommenen Batterien in Brand ſtecken, ohne die tapfern Vertheidiger derſelben retten zu können. Der Vorſchlag ward angenommen; Nelſon kam ans Land, beſprach ſich mit dem Kronprinzen und ſetzte die Präliminarien zu einem Vergleiche feſt, der den Streit beilegte. Nachdem er auch mit Schweden und Rußland ſich verſtändigt hatte, kehrte er nach England zurück. Seine großen Verdienſte bei dieſer Unternehmung wurden durch die Erhebung zur Würde eines Viscount belohnt. — Als bald darauf die Rüſtungen auf der franzöſiſchen Küſte in England Beſorgniſſe wegen einer feindlichen Landung erweckten, wurde Nelſon zum Oberbefehlshaber eines zwiſchen Orfordneß und Beachy Head ſtationirten Geſchwaders und der dazu gehörigen Flotille von Kanonenböten u. ſ. w. ernannt. Er beſchloß, die franzöſiſchen Fahrzeuge vor Boulogne anzugreifen; aber dies Unternehmen, das er den 16. Auguſt 1801 ausführte, mißlang. Der Friede von Amiens gewährte ihm eine kurze Ruhe. Als die Feindſeligkeiten aufs neue begannen, trat Lord Nelſon wieder in Thätigkeit, und übernahm das Commando im mittelländiſchen Meere. Im Mai 1803 ſegelte er mit ſeinem Flaggenſchiff, dem Victory, nach Gibraltar. Sein Hauptaugenmerk mußten die Bewegungen der Toulouer Flotte ſein; aber er verſchmähte eine enge Blockade, um dem Feinde zum Auslaufen Gelegenheit zu geben. Sein Wunſch wurde endlich im März 1805 erfüllt. Der franzöſiſche Admiral verließ, ohne bemerkt zu werden, mit der ganzen Flotte Toulon, vereinigte ſich mit einem ſpaniſchen Geſchwader vor Cadix, und ſegelte nach Weſtindien. Sobald Nelſon davon unterrichtet war, eilte er ihm nach, durchflog mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit den atlantiſchen Ocean, fand jedoch den Feind nicht, der auf die Kunde von ſeiner Annäherung unverrichteter Sache den Rückweg angetreten hatte. Er ging darauf nach England zurück, wo er erfuhr, daß die feindliche Flotte nach einem unbedeutenden Gefechte mit dem Admiral Calder wieder in Cadix eingelaufen ſei. Im September ſtieß Nelſon mit dem Victory zu Collingwood vor Cadix und übernahm das Obercommando. Endlich den 19. October lief die franzöſiſch-ſpaniſche Flotte von neuem aus und ſegelte, von Nelſon mit 27 Linienſchiffen verfolgt, am 20., 33 Linienſchiffe ſtark, die Straße von Gibraltar vorbei. Am 21. früh um 9 Uhr hatten beide Flotten bei dem Vorgebirge Trafalgar ſich auf Schußweite genähert. Die größte Seeſchlacht der neuern Zeit erfolgte, und endigte mit der gänzlichen Niederlage der Spanier und Franzoſen. (S. Trafalgar, Schlacht bei.) Nie wurde ein größerer und vollſtändigerer Sig zur See erfochten. Aber als der bereits für die Engländer entſchiedene Kampf noch am lebhafteſten entbrannte, traf ein unglücklicher Musketenſchuß aus dem Maſtkorbe des feindlichen Schiffes, mit welchem das engliſche Admiralsſchiff engagirt war, Nelſon in die

Schulter, drang durch die Lunge, und zerſchmetterte das Rückgrath. Mit Ruhe hörte er von dem Wundarzte, daß keine Rettung möglich ſei. Noch erkundigte er ſich angelegentlich, wie die Schlacht ſtehe, lächelte, als er vernahm, daß ſchon zwölf feindliche Schiffe geſtrichen hätten, und verſchied als ein chriſtlicher Held in freudiger Hoffnung, einzig bedauernd, daß ihm nicht vergönnt ſei, die engliſche Flotte noch in Sicherheit zu bringen. Der Leichnam des gefeierten Helden wurde in Spiritus geſetzt, auf dem Schiffe Victory, wo er gefallen war, in dem Sarge nach England gebracht, den er ſich ſelbſt nach der Schlacht bei Abukir aus dem großen Maſte des franzöſiſchen Admiralsſchiffes L'Orient hatte fertigen laſſen. Unter den rührendſten Trauerfeierlichkeiten wurde er den 8. Juni 1806 auf der Themſe nach London geführt, und in der St. Paulskirche mit dem ſeinen hohen Verdienſten angemeſſenen Gepränge beſtattet. Sieben Prinzen von Geblüt waren im Gefolge. Das dankbare Vaterland ertheilte den Verwandten des Verſtorbenen Ehrenzeichen und Belohnungen. Der Lordstitel ging auf ſeinen Bruder über. Die Lebensbeſchreibungen Nelſons von J. Charnock und J. White ſind auch ins Deutſche überſetzt worden. Am ausführlichſten iſt die von Clarke; gedrängter und lesbarer die von Rob. Southey (2 Bde. 12. Lond. 1813.) Die neueſte iſt von Harriſon.

Nemeiſcher Löwe, ſiehe Hercules und den folgenden Artikel.

Nemeiſche Spiele. Die nemeiſchen Spiele hatten ihren Namen von dem kleinen Orte, wo ſie gefeiert wurden, Nemea (jetzt Nemeo) in Argolis, einer Landſchaft des Peloponnes. Ihre Entſtehung hatten ſie nach der Sage in Leichenſpielen, die zu Ehren des in ſeiner Jugend von einem Drachen getödteten Opheltes (ſ. Hypſipyle), welcher nachher Archemorus hieß und ein Sohn des Lykurgus und der Eurydile war, gehalten wurden. Leichenſpiele am Grabe berühmter Männer oder geliebter Perſonen waren bekanntlich im Alterthume gewöhnlich genug. Die des Opheltes hatten, wenn jene Sage gegründet iſt, nur das Eigenthümliche, daß ſie auch in der Folge von Zeit zu Zeit, und zwar alle drei Jahre, erneuert wurden. Nach einer andern Sage hingegen waren die nemeiſchen Spiele von Hercules nach Beſiegung des nemeiſchen Löwen, der in einer Entfernung von funfzehn Stadien von Nemea ſeine Höhle gehabt hatte, zu Ehren des Jupiter geſtiftet worden. Eine dritte Angabe vereinigt dieſe beiden Sagen dahin, daß die nemeiſchen Spiele zwar aus den Leichenſpielen des Archemorus entſtanden, aber von Hercules erneuert und dem Jupiter gewidmet worden ſein ſollen. Da die nemeiſchen Spiele weniger feierlich und berühmt waren, als die olympiſchen und pythiſchen, ſo hatte die Sitte, nach Nemeaden die Zeit zu beſtimmen (wie man ſie bekanntlich nach Olympiaden und Pythiaden beſtimmte), nie allgemein gebräuchlich werden können. Indeſſen gibt das Chronikon des Euſebius das zweite Jahr der 53ſten Olympiade als die Anfangsepoche der Nemeaden an. Die nemeiſchen Spiele ſelbſt waren theils gymnaſtiſch (körperlich), theils muſikaliſch (geiſtig), und glichen in ihrer Einrichtung den berühmten olympiſchen Spielen (ſ. den Art.). Die Kampfrichter (Agonotheten) bei den nemeiſchen Spielen waren aus Argos, Sicyon und Korinth gewählt und trugen zum Andenken des Urſprunges der Feier ſchwarze Trauerkleider.

Sie waren wegen ihrer ſtrengen Gerechtigkeit und Unparteilichkeit berühmt. Anfangs war der Preis des Siegers in dieſen Spielen ein Kranz von Oelzweigen, ſpäter von grünem Epheu.

Nemeſis. Eine philoſophiſch=moraliſche Aneinanderreihung der oft ſehr feinen Begriffe, welche das Alterthum mit dem Namen dieſer Göttin verband, hat Herder in den zerſtreuten Blättern (II. 221.), und eine mehr hiſtoriſch=kritiſche Manſo im N. deutſchen Mercur (1810, Stück 7.) verſucht. Die Nemeſis iſt die Göttin des Maßes und des Einhalts, der Vergeltung, die Zähmerin der Begierden, die Feindin des Uebermuths und des Stolzes, die Bewahrerin der Scheu und Achtung gegen Andere, die Herſtellerin des Gleichgewichts zwiſchen dem Glücklichen und Unglücklichen, die Belohnerin guter Handlungen und die göttliche Rächerin der aus Uebermuth entſprungenen Unthaten. Ein beſonderes Attribut iſt, daß ſie über die den Todten ſchuldigen Ehrenbezeigungen wacht, weshalb das zum Andenken der Todten jährlich in Griechenland gefeierte Feſt Nemeſia hieß. Die Angabe ihrer Genealogie iſt ſo mannichfaltig wie die der meiſten mythologiſchen Perſonen. Bald iſt ſie eine Tochter des Erebus und der Nacht, bald eine Tochter der Nacht allein, bald der Dike, bald des Oceans und der Nacht, bald Jupiters und der Nothwendigkeit. Sie wurde abgebildet in der Geſtalt einer majeſtätiſchen Frau in der Tunica und dem übergeworfenen Peplum, mit einer Krone auf dem Haupte, auf welcher zuweilen Hirſche und eine Victoria befindlich ſind. In der linken Hand hält ſie bald eine Schale, bald einen Zaum, bald einen Eſchenzweig, in der rechten einen Maßſtab, zuweilen ſieht man auch das Glücksrad und einen Greif daneben zu ihren Füßen. Auf Münzen erſcheint ſie auf einem mit zwei Greifen beſpannten Wagen, zuweilen mit einer Mauerkrone, zuweilen mit einem Scheffelmaß auf dem Haupte. Am ſeltenſten erſcheint ſie geflügelt. Wie ausgebreitet und angeſehen ihre Verehrung war, ſieht man aus der Menge der Münzen und Gemmen, auf denen ſie erſcheint. Sie führt auch den Namen Adraſtea, von Adraſtos, welcher ihr nach der einen Sage in Adraſtea, nach der andern in Kyzikus, den erſten Tempel errichtete. Da bei Rhamnus, einem Flecken in Attika, welcher nur 16 Stadien von Marathon entfernt lag, die Bildſäule ſtand, welche Phidias aus demſelben pariſchen Marmor, welchen die Perſer unter Datis und Artaphernes, um damit ein Siegeszeichen aufzurichten, mitgebracht hatten, der Göttin Nemeſis als Denkmahl des geſtraften Uebermuths der Barbaren gefertigt hatte, ſo bekam dieſe Göttin auch den Beinamen Rhamnuſia. Ob ſich auf verſchiedene Localverehrungen dieſer Art die Erwähnung und Abbildung mehrerer Göttinnen unter dem Namen Nemeſis beziehe, iſt noch ungewiß. — Eine eigne Claſſe von Mythen bilden diejenigen Sagen, welche die Nemeſis als die Geliebte des Jupiters aufführen, der ſie in Geſtalt eines Schwans verfolgte, und von dem ſie ein Ei gebar. Ob und wie dieſe Sagen mit der obigen Ideenreihe, die bei dem Begriffe der Nemeſis zu Grunde liegen, zuſammenhängen, gehört zu den vielen noch nicht aufgeklärten Puncten der alten Mythologie.

Nenndorf, ein Dorf im churheſſiſchen Antheile der Grafſchaft Schaumburg in Weſtphalen, welches wegen ſeines Bades und kalten Schwefelwaſſers berühmt iſt. Die Quelle des Bades entſpringt an der Landſtraße, welche von Hannover in die Grafſchaft Lippe und

das Fürſtenthum Minden führt, und die umliegende Gegend iſt von der Natur beſonders begünſtigt. Schon der Arzt Georg Agricola erwähnt in einer Schrift vom J. 1546 dieſe Bäder als ſehr alt. Die jetzigen Anlagen wurden erſt in den Jahren 1789 und 1790 zu einiger Vollkommenheit gebracht. An ſchönen Spaziergängen fehlt es nicht. Der Brunnenarzt hält ſich vom Mai bis zum September hier auf. Ungeachtet das Waſſer kalt aus der Quelle kommt, gefriert es doch im Winter nie. Es riecht wie faule Eier und ſchmeckt durchdringend, ſchweflich, balſamiſch, gelind bitterlich, etwas ſalzig. Die Farbe deſſelben iſt in der obern Quelle nach Beſchaffenheit der Witterung bald hell und klar, bald milchich, bläulich, grünlich und ſchwärzlich, hingegen in dem unterſten ſogenannten Trinkbrunnen meiſtens klar. Seinen Nutzen zeigt es in Bruſtbeſchwerden, verſchiednen Hautausſchlägen, ausbleibendem Monatsfluß, in Hämorrhoidalbeſchwerden, Kacherie, Bleichſucht, Gicht, Lähmung, Steiſigkeit der Gelenke und bei fehlerhafter Verdauung.

Nenner iſt diejenige Zahl in einem Bruche, welche das Ganze nennt oder anzeigt, von welchem ein oder mehrere Theile genommen werden ſollen, während der Zähler anzeigt, wie viele Theile von dieſem Ganzen genommen werden ſollen. Der Nenner eines Bruches wird unter den Zähler geſchrieben und durch einen Strich davon getrennt. So iſt z. B. in dem Bruche $\frac{9}{10}$ die Zahl 10 der Nenner, indem ſie das Ganze nennt oder bezeichnet, von welchem etwas genommen werden ſoll; die Zahl 9 iſt der Zähler, indem ſie anzeigt, daß 9 Theile von jener Größe (10) genommen werden ſollen.

Nennwerth, ſ. Nominalwerth.

Neologie (a. d. Griech.) bezeichnet urſprünglich eine Sprachneuerung. In jeder geſchloſſenen Sprache, in jeder Literatur, die eine claſſiſche Epoche aufzuweiſen hat, ſind die Kritiker äußerſt ſtreng gegen den Gebrauch neuer Redensarten, Ausdrücke und Wendungen. Schon die Rhetoriker des Alterthums ſuchten Grundſätze darüber aufzuſtellen, in wie fern die glückliche Kühnheit des Genies ſich Sprachneuerungen erlauben könne. Unter den neuern Sprachen iſt man in keiner ſo ſtrenge gegen Neologie, als in der franzöſiſchen, ſelbſt dann, wenn ſie, wie zuweilen die der Frau von Staël, einen gewiſſen Anſtrich von Genialität haben. Die Unempfindlichkeit gegen Neologien findet ſich gewöhnlich in den beiden entgegengeſetzten Endpuncten der Bildung einer Sprache, einmal in der erſten Periode, wo ſie noch mit ſich ſelbſt kämpft und ſich zu bilden und zu fixiren ſtrebt, und dann in der Periode des gänzlichen Geiſtesverfalls. — In einer abgeleiteten Bedeutung bezeichnet man mit dem Worte Neologie Neuerungen überhaupt, jedoch gewöhnlich mit einer gehäſſigen Nebenbedeutung des Gefährlichen, Verderblichen und Verächtlichen. Dieſer Nebenbegriff des Wortes neu findet ſich ſchon in den alten Sprachen bei novus und νεος und rührt daher, daß die alten Staaten in ihrer blühenden Periode hauptſächlich auf Erhaltung des Alten, der alten Sitten, Gebräuche, Verfaſſung und Staatsmaximen beruhten, welche durch jede Neuerung gefährdet werden. Nach dieſer Maxime handeln noch jetzt mehrere Staaten Aſiens, welche aus dieſer Urſache jede Verbindung mit Fremden ſorgfältig vermeiden. — In der Mitte des vorigen Jahrhunderts brandmarkten die Orthodoxen die Meinungen der Heterodoxen (Neologen) oft mit dem Worte Neologie.

Neoptolemus, ſ. Pyrrhus.

Nepaul oder Nepal, ein faſt 3000 Quadratmeilen großes Land in Hochaſien, das man gewöhnlich zu Hindoſtan rechnet. Es iſt erſt durch die neueſten Kriege der Britten mit dem Rajah oder Beherrſcher deſſelben bekannter geworden. Der Rajah wurde 1815 von dem brittiſchen General Sir David Ochterloup überraſcht, welcher ſchon am 28. Februar vor Mukwampoor, der Hauptfeſtung der Nepaleſen, erſchien. Sie wichen, wollten zwar am 29. die aufgegebenen wichtigen Anhöhen wieder nehmen, wurden aber mit Verluſt zurückgeſchlagen, und am folgenden Tage eroberte die brittiſche Armee die Vormauer von Mukwampoor, das Fort Hurriapor mit Sturm. Durch dieſes ſchnelle Vordringen beendigte der General Ochterloup einen Feldzug, deſſen Erfolg bei den unter den brittiſchen Truppen herrſchenden Krankheiten zweideutig ſchien, und nöthigte den Rajah, Mahara, Sah Bikam Sah, ſich zu dem ſchon früher von ſeinem Bruder unterzeichneten Frieden, den er bisher nicht hatte ratificiren wollen, am 4. Mai 1816 zu bequemen, wodurch die Kette von Forts an der ſüdlichen Gränze nebſt mehreren Diſtricten an die oſtindiſche Compagnie abgetreten und derſelben die Marſchroute durch Nepal nach China verſtattet wurde. Auch verſprach der Rajah, nie weder Europäer noch Nordamerikaner in ſeine Dienſte zu nehmen. Der Rajah von Nepaul beſitzt auch noch die Ghorkaländer, welche eigentlich das Stammland der jetzt regierenden Dynaſtie ſind, denn bis 1768 ſtand Nepaul unter verſchiedenen Newarfürſten, denen aber durch die Ghorkafürſten die Herrſchaft entriſſen wurde. Nepaul ſelbſt iſt ein 3900 Fuß hohes angenehmes Alpenland zwiſchen zwei gegen Norden und gegen Süden mit einander parallel laufenden Gebirgen, und gränzt gegen Norden und Oſten an Tibet und gegen Süden und Weſten an die brittiſchen Beſitzungen in Hindoſtan zur Präſidentſchaft Calcutta gehörig und an Raebutenfürſtenthümer. Da es von allen Seiten mit Gebirgen (gegen Norden zieht ſich beſonders das Himallehgebirge, welches man für das höchſte auf der Erde hält) umgeben iſt, ſo kann man nur durch Gebirgspäſſe in dieſes Land eindringen. Dieſe Abgeſchiedenheit von den übrigen Ländern iſt daher auch die Urſache geweſen, daß bisher dies Land den Europäern ſo wenig bekannt war. Man braucht von der bengaliſchen Ebene von Behar aus drei bis vier Tagereiſen, die Gränzgebirge zu erſteigen. Dann gelangt man zu dem Hochpaſſe, von welchem aus man das Thalland von Nepaul, die reichſte Schweizerlandſchaft, erblickt. Der Boden iſt fruchtbar und gut bewäſſert, das Klima heiter und geſund, im Sommer, wenn die Sonne von den hohen Gebirgen abprallt, ſehr heiß. Der Winter bringt wenig Froſt. Nie weht der Nordwind in dieſen Thälern. Die Jahreszeiten ſind dieſelben, wie im höhern Hindoſtan; nur fangen die Regen früher an. Die Producte ſind: indiſche Hausthiere, vortrefflicher Honig, Reiß, Ingwer, Spezereien, Oel, Baumwolle, Kupfer, Eiſen, Jaſpis, Marmor und Bergkryſtall. Die Hauptclaſſen der Einwohner (ungefähr 1,200 000) beſtehen aus Hindus und Newars, welche letzteren wahrſcheinlich von mongoliſcher und chineſiſcher Abkunft ſind. Außer dieſen beiden Hauptclaſſen gibt es noch verſchiedene andere wenig bekannte Stämme. Die Einwohner zeichnen ſich durch Einfachheit des Charakters und der Sitten aus, vornehmlich die Newars, größtentheils Handwerker. Die Religion der Einwohner weicht wenig von der der Hindus in Bengalen ab. Auch herrſcht die grauſame

Sitte, daß ſich die Frauen, mit den Leichnamen ihrer Männer verbrennen. Die Hinduſprachen ſind die nepaliſche, die viel Aehnlichkeit mit der Hauptſprache hat, und die Nogari, die noch älter als die Sanskritta ſein ſoll. Die Induſtrie beſteht in Verfertigung grober Baumwollenwaaren und Eiſen- und Kupferarbeiten. Ihre Meſſer, Säbel und Degen ſind gut; ſie zeichnen ſich im Vergolden aus, und gießen für ihre Tempel große Glocken. Aus der Rinde einiger Bäume und Pflanzen machen ſie Papier, und deſtilliren Branntwein aus Reis und Wein. Der Handel zwiſchen der engliſch-oſtindiſchen Compagnie und Tibet wird durch dieſes Land betrieben. Die Regierung iſt deſpotiſch, aber gemäßigter als in andern Ländern Aſiens. Das reguläre Heer zählt ungefähr 7000 Mann, welche zum Theil mit Flinten bewaffnet ſind und ſich durch Tapferkeit auszeichnen. Die Hauptſtadt des Landes heißt Khatmandu am Biſchmutty mit 50,000 Einwohnern.

Nepenthe, ein Mittel, das auf eine Zeit lang von allem Seelenſchmerze entbindet, wie die Homeriſche Helena einſt ihren Gäſten bot.

> Aber ein Neues erſann die liebliche Tochter Kronions:
> Siehe, ſie warf in den Wein, wovon ſie tranken, ein Mittel
> Gegen Kummer und Groll und aller Leiden Gedächtniß.
> Koſtet einer des Weins, mit dieſer Würze gemiſchet,
> Dann benetzet den Tag ihm keine Thräne die Wangen.

Odyſſ. IV, 219 ff. Für ein ägyptiſches Mittel, und zwar aus dem Pflanzenreiche, gibt es die Dichtung ſelbſt aus. Ob es aber eine Art Opium, oder etwas dem Aehnliches ſei, darüber haben die Gelehrten verſchiedene Meinungen aufgeſtellt. F.

Nephele, ſ. Athamas.

Nephthys, eine ägyptiſche Gottheit, die Schweſter des Oſiris und der Iſis, und Gemahlin des Typhon. Sie zeugte mit Oſiris den Anubis.

Nepomuk (Johann von), Johannes Nepomucenus, einer der berühmteſten Heiligen und Schutzpatron des Königreichs Böhmen. Er wurde 1320 zu Nepomuk, einer kleinen Stadt in Böhmen, geboren, ſtudirte zu Prag und wurde daſelbſt Prediger in der Altſtadt und Canonicus. Aus chriſtlicher Demuth und Beſcheidenheit wollte er kein Biſchofthum annehmen, und wurde in der Folge Dechant an der Collegiatkirche Aller-Heiligen, königlicher Almoſenier und Beichtvater der Königin. Da einige Hofleute dem König Wenceslaus die eheliche Treue des erhabenen Beichtkindes Nepomuks verdächtig gemacht hatten, verlangte der König von Nepomuk den Inhalt der Beichte ſeiner Gemahlin zu wiſſen, und ließ den Beichtvater auf ſeine Weigerung erſt ins Gefängniß und dann an Händen und Füßen gebunden am 16. Mai 1383 in die Moldau hinabwerfen. Als Märtyrer wurde hierauf Nepomuk in ganz Böhmen verehrt. Der Papſt Innocenz XIII. erkannte ihn nach der vorhergegangenen gewöhnlichen Unterſuchung im J. 1721 für einen Heiligen, und dieſe Canoniſation wurde auf Inſtanz Kaiſers Carl VI. von Benedict XIII. im J. 1729 vollzogen. — Man hat ihm zu Ehren eine eigne Brüderſchaft errichtet. Als Heiliger wird er gegen Verleumdungen,

Anſchwärzungen und Verkleinerungen angerufen. Der Jeſuit Balbin hat in ſeinen Miscell. hist. Boh. ſein Leben beſchrieben, welches auch in franzöſiſcher Sprache von dem Jeſuiten de Marne bearbeitet worden iſt. Neuerlich hat man behauptet, daß nie ein Nepomuk, ſondern Johann von Pomuk exiſtirt habe, welcher 1393 Erzbiſchof zu Prag geweſen. Jene Sage von der Beichte aber wird für eine Fabel gehalten.

Nepos, ſ. Cornelius Nepos.

Nepotismus. Unter Nepotismus wird die übertriebene Begünſtigung eigner Verwandten und Freunde auf Koſten Dritter verſtanden. Es iſt der Ausdruck von den Päpſten hergenommen, die ihre Neffen oder Nepoten (unter dieſem Worte wurden nicht nur ihre ſonſtigen Anverwandten, ſondern auch ihre natürlichen Söhne begriffen) gewöhnlich auf Koſten des Staats und anderer Familien übertrieben zu begünſtigen pflegten, ſie auf jede Weiſe zu bereichern und in den Beſitz der beſten Aemter und Pfründen zu ſetzen ſuchten u. ſ. w. Es mußte dies Gebrechen vor allen immer in geiſtlichen Staaten fühlbar ſein, da hier der Beſitz der Regierung auf die Lebensdauer des erwählten Fürſten beſchränkt blieb, ſeine Familie aber nach ſeinem Tode durchaus in den Privatſtand zurückkehrte. Daher ging das Beſtreben dieſer Fürſten hauptſächlich immer darauf, ihren Familien, ſo viel ſie nur konnten, bleibende Vortheile zuzuwenden. Doch hat man auch in andern Staaten häufig Klagen über Nepotismus gehört, vorzüglich in ſolchen, deren Regent nicht ſelbſt gegenwärtig war. Nepotismus iſt allerdings ein oft drückendes, aber unvermeidliches Gebrechen in der bürgerlichen Geſellſchaft. Es iſt ſehr natürlich, daß Jeder zuerſt für ſeine Familie, für ſeine Freunde zu ſorgen ſucht, ſeinen Einfluß zuerſt und vornehmlich zu ihrem Vortheile verwendet. Bei Gleichheit der Verdienſte zumal kann es Niemand unbillig finden, daß der Mächtige ſeinen Verwandten und Freunden vor Unbekannten und Fremden den Vorzug gibt. Erſetzt freilich Verwandtſchaft und freundſchaftliche Verbindung bei ihm auch den Mangel an Verdienſten, wird der verdiente Mann, der in keiner ſolchen Verbindung ſteht, vernachläſſigt und zurückgeſetzt, ſo iſt dies allerdings ein nie zu duldender Mißbrauch, der aber nie ganz aufhören wird, ſo lange es noch Menſchen gibt, — und deren wird es immer geben, — die ihr Privatintereſſe dem öffentlichen Beſten vorziehen.

Neptun ſcheint von den Römern in den älteſten Zeiten nur als Gott der Pferde gekannt und verehrt, und als ſolcher anfänglich mit dem alten italieniſchen Gott Conſus vermiſcht worden zu ſein. Als die Römer eine Art von Seemacht bekamen und mit der griechiſchen Mythologie bekannt wurden, trugen ſie die in dieſer Mythologie vorhandenen Ideen vom Poſeidon auf ihren Neptun über, ſo daß Neptun und Poſeidon für verſchiedene Namen einer und derſelben Gottheit galten. Neptun war ein Sohn des Kronos (Saturn) und der Rhea oder Opis; über die Art, wie ihn ſeine Mutter dem Schickſal entzog, daß ſein Alles verſchlingender Vater ſeinen Kindern bereitet hatte, ſind die Sagen verſchieden; nach der einen wird er von Kronos wieder ausgeſpien, nach andern erhält Kronos ein Füllen zum Verſchlingen, und Neptun wird heimlich in Böotien erzogen u. ſ. w. Nach der Empörung, welche ſein Bruder Jupiter gegen ihren

gemeinſchaftlichen Vater unternahm, fiel dem Neptun bei der Theilung der Welt die Herrſchaft über das innere Meer zu. Ob die Sage, daß er im Wettſtreit mit der Minerva über den Beſitz von Attika das Pferd zuerſt geſchaffen, daher entſtand, daß der Gebrauch des Pferdes zugleich mit der Verehrung Poſeidons, einer urſprünglich phöniciſchen Gottheit, von Seeräubern dieſes Volkes zuerſt auf den Küſten des Peloponnes, Attika's und Theſſaliens bekannt worden war, oder ob das aus dem Meer geborne Roß ſich auf eine eigene Symbolik von Ideen bezieht, muß unentſchieden bleiben. Er bewegt, beruhigt, erſchüttert und beſänftigt das Meer, und ſelbſt zuweilen die Erde. Auf Inſeln (beſonders auf der Inſel Euböa) und Küſtenplätzen war daher ſeine Verehrung am häufigſten. Ihm wurden zu Ehren die iſthmiſchen Spiele (ſ. den Art. Iſthmus) gefeiert. Außer den Delphinen und Seethieren waren ihm das Pferd und zuweilen auch die Eule geheiligt. In den älteſten Kunſtdarſtellungen wird er nackt, in mehr furchtbarer Geſtalt mit ſpitzem Barte abgebildet. In der Hand hält er den Dreizack (tridens), deſſen ſich ſchon in den älteſten Zeiten die Seefahrer des mittelländiſchen Meeres zum Harpuniren, und als eines Zeichens der Beſitznahme einer Küſte bedienten. Auf einem mit zwei Roſſen beſpannten Wagen von Nereiden und Seeungeheuern umgeben, wird er, die Oberfläche des Meeres befahrend, vorgeſtellt. Mit ſeiner Gemahlin Amphitrite zeugte er den Triton und die Rhode. Die Kinder, welche man ihm außerdem beilegt, erklärt man aus der Gewohnheit, die durch Seeräuber geſchehenen Entführungen dem Neptun zuzuſchreiben. Schon Größe, Stärke, Rohheit und eine Heldenthat zur See gaben Anſprüche, für einen Sohn des Neptun gehalten zu werden. Die Beiwörter, welche die Dichter dem Neptun beilegen, beziehen ſich meiſt auf die See und die Schifffahrt, auf die Erſchaffung des Pferdes und die Beſchützung der Wettrennenden, ſo wie auf ſeine Macht, Erdbeben zu erregen. Nachdem er an dem unglücklichen Verſuche der Götter, ſich gegen Jupiter zu empören, Theil genommen hatte, wurde er von dieſem verdammt, in Gemeinſchaft mit Apollo dem Könige von Troja Laomedon zu dienen. Neptun baute dem Laomedon die Mauern von Troja, und als er den bedungenen Lohn nicht erhielt, ſchickte er eine Ueberſchwemmung und ein furchtbares Seeungeheuer. Im trojaniſchen Kriege war er auf Seiten der Griechen, und im Götterſtreite vor Troja ſtand er dem Apollo gegenüber.

Neptuniſten nennt man diejenigen Geologen, nach deren Anſicht oder Syſtem (Neptunismus genannt) die Revolutionen, die unſere Erde geſtaltet und namentlich die Flötzgebirge erzeugt haben, durch Waſſer und Ueberſchwemmungen bewirkt worden ſind, im Gegenſatz der Vulcaniſten, welche das Feuer für die Urſache derſelben halten. Daher ſagt man auch, ein Gebirge iſt neptuniſchen Urſprungs (hat ſeine Geſtalt durch die Wirkung des Waſſers erhalten). Zu den Neptuniſten gehört Werner nebſt ſeinen zahlreichen Anhängern.

Nereus, eine Untergottheit des Meers, oder das Meer, in ſo fern es ſtill und ruhig iſt. Er war der älteſte Sohn des Pontus (Meer) und der Gäa (Erde). Die Dichter ſchildern ihn als wahrhaft und milde, als einen Freund des Rechts, der Billigkeit und Mäßigung,

und als einen Feind der Gewaltthaten. In einem höhern Grade als alle Götter der drei Grundelemente, Luft, Erde und Waſſer, hat er die Gabe zu weiſſagen, und, gleich andern Waſſergöttern, verwandelt er ſich in allerlei Geſtalten. Mit der Doris, der Tochter des Oceanus, ſeiner Gemahlin und andern Göttinnen zeugte er die Nereiden (ſ. den folgenden Artikel). Seine Wohnung iſt im ägeiſchen Meere. Als Paris mit der geraubten Helena dieſes Meer durchſchiffte, weiſſagte ihm, nach jener ſchönen Ode des Horaz, Nereus den Untergang von Troja. In den alten Kunſtdarſtellungen ſowohl als von Dichtern wird er als ein bärtiger, mit Schilf bekränzter Greis, auf den Wogen ſitzend mit einem Scepter in der Hand, vorgeſtellt.

Nereiden, Meernymphen, die funfzig Töchter des Nereus, welche gleich ihrem Vater die Gabe der Weiſſagung und Verwandlung beſaßen (vergl. Meergötter).

Nero (Lucius Domitius Ahenobarbus, nach ſeiner Adoption Claudius Druſus), war der Sohn des Cajus Domitius Ahenobarbus und der Tochter des Germanicus, Agrippina, und wurde zu Antium den 15. December 37 nach Chriſto geboren. Als Agrippina ſpäter den Kaiſer Claudius heirathete, wurde er von dieſem adoptirt und folgte ihm in der Regierung im Jahr 54 nach Chriſto. Auguſt, der erſte römiſche Kaiſer aus der Familie der Cäſarn, hatte ſeine Regierung grauſam begonnen, aber gemäßigt und mild geendigt. Nero, der letzte römiſche Kaiſer aus der Familie der Cäſarn, begann mild und endigte grauſam. Er hatte eine vortreffliche Erziehung erhalten. Burrhus hatte ihn mit allen Kenntniſſen und Grundſätzen ausgerüſtet, die den großen Feldherrn und Staatsmann bilden, während Seneca ihn mit der Philoſophie und ſchönen Literatur bekannt machte. Der Anfang ſeiner Regierung übertraf ſelbſt die Erwartungen, die man ſich nach einer ſolchen Erziehung von ſeinen großen Talenten machen konnte. Als man ihm ein Todesurtheil zur Unterzeichnung vorlegte, äußerte er den Wunſch, nicht ſchreiben zu können. Allein der ſiebzehnjährige Herr der Welt ſollte ſich nicht lange in dieſen Schranken halten. Die Schmeicheleien und Verführungen der Höflinge, beſonders des Freigelaſſenen Narciſſus, brachten einen Charakter, der bis dahin nur geſchlummert zu haben ſchien, bald zum Ausbruch. Bald ergab er ſich den gröbſten Ausſchweifungen der Wolluſt und Grauſamkeit. Zuerſt ließ er den Britannicus, den Sohn des Claudius, zu deſſen Nachtheil er durch Begünſtigung der Agrippina den Thron beſtiegen hatte, vergiften, und endlich auch ſeine Mutter, deren Herrſchſucht er fürchtete, ermorden. Unter allen Leidenſchaften aber beherrſchte ihn vorzüglich die lächerliche Begierde, für einen großen Künſtler in der Muſik gehalten zu werden. Er ließ ſich öffentlich hören, und durch ausgeſtellte Soldaten diejenigen beobachten, welche nicht geneigt ſchienen, ſeine Stimme und ſein Spiel zu bewundern. Auch im Wagenrennen wollte er glänzen. Er durchzog mit einem Gefolge von Künſtlern ganz Griechenland und gewann natürlich in allen feierlichen Wettkämpfen und Spielen dieſes Landes die erſten Preiſe. Der Genuß machte ihn erfinderiſch in der Schwelgerei und in der Befriedigung unnatürlicher Lüſte, die Verſchwendung habſüchtig, die Gefahr grauſam. Die berühmteſten Opfer ſeiner Grauſamkeit ſind, außer dem Britannicus und der Agrippina, ſeine Lehrer

Burrhus und Seneca, der Dichter Lucan und ſeine Gemahlinnen Octavia (Tochter des Claudius und der Meſſalina, die er unter dem Vorwande der Unfruchtbarkeit verſtieß, um die Poppäa zu heirathen, dann auf die Inſel Pandaleria verwies und ihr hier bald darauf die Adern öffnen ließ) und die Poppäa Sabina. Meine Vorgänger, ſagte er, haben die Rechte der Alleinherrſchaft noch nicht gekannt. Man mag mich haſſen, wenn man mich nur fürchtet. Er ließ in einer unſinnigen Laune Rom anzünden, blos um, wie man ſagt, eine lebendige Vorſtellung des Brandes von Troja zu bekommen. In dieſem Brande, welcher neun Tage dauerte, gingen die ſchönſten Denkmäler der Kunſt und der Geſchichte zu Grunde. Auf die Chriſten wälzte er die Schuld dieſes Brandes, und ließ ſie dafür im ganzen Reiche auf das heftigſte verfolgen. Den eingeäſcherten Theil der Stadt ließ er ſchöner und herrlicher wieder aufbauen, denn die gewöhnliche Leidenſchaft der Großen, die Bauwuth, beherrſchte auch ihn im höchſten Grade. Das merkwürdigſte Denkmal dieſer Bau- und Verſchönerungswuth wurde der Palaſt, den er ſich ſelbſt in Rom erbauen ließ, und der unter dem Namen domus aurea bekannt iſt. Seine Verſchwendung in andern Dingen, in ſeinen Kleidern, Jagdgeräthſchaften u. ſ. w., war eben ſo grenzenlos, als die Freigebigkeit gegen das Volk in Rom, das er in der erweiterten Form der (zur Zeit der Republik nur bei gewiſſen Gelegenheiten üblichen) Spendungen (largitiones) durch die koſtbarſten Geſchenke bereicherte, während die Provinzen von der Laſt der Abgaben zu Boden gedrückt wurden. Mehrere Verſchwörungen in Rom ſelbſt endigten zum Verderben derjenigen, die ſie begonnen hatten. Endlich glückte die Empörung des Galba, des Statthalters in Spanien, für welchen ſich auch der Senat erklärte. Der Tyrann kam der gerechten Strafe zuvor, die ihn erwartete, und ermordete ſich ſelbſt im Jahre 68. So groß und gerecht auch die Freudensbezeigungen über Nero's Sturz waren, ſo fehlte es ihm doch auch nicht an ſolchen, die ihn ſelbſt nach ſeinem Sturze noch bewunderten, vergötterten und zurückwünſchten. Man beſtreute ſein Grab mit Blumen, man ſtellte ſeine Statue neben die Rednerbühne; kurz Nero's Andenken war einem großen Theile des Volks und der Soldaten, bei dem er ſich durch ſeine Freigebigkeit und Nachſicht beliebt gemacht hatte, ſo theuer, daß mehrere Betrüger eine Zeit lang Glück machten, indem ſie ſich für Nero ausgaben. Gegen geiſtreichen Spott war Nero um ſo weniger grauſam geweſen, als er ſelbſt viel Geiſt beſaß, ungeachtet er der erſte römiſche Kaiſer war, der ſich zu den Reden, welche er hielt, einer fremden Feder bediente. Wir müſſen es beklagen, daß derjenige Theil des Tacitus, worin die genauere Schilderung des Charakters und der Regierung des Nero enthalten war, nicht auf uns gekommen iſt.

Nerva, Domitians Nachfolger auf dem römiſchen Kaiſerthron, einer der tugendhafteſten unter den Imperatoren. Er bekleidete früher ſchon das Conſulat, und war ein Mann von gebildetem Geiſte, auch nicht ohne Dichtertalent. Er hatte wirklich die Abſicht, ſich den Ruhm eines guten Regenten zu erwerben; leider aber war er ſchon ein Greis, als er im Jahre Roms 849 den Thron beſtieg. Doch machte er manche wohlthätige Verordnungen, ſorgte für die öffentliche Ruhe und die Handhabung der Gerechtigkeit, und unterſtützte die Armen. Gleichwohl waren Viele unzufrieden mit ihm, beſonders von

den Soldaten der Leibwache, und es bildete ſich ſogar eine Verſchwörung gegen ihn. Er ſtarb, nachdem er nicht viel über ein Jahr regiert hatte.

Nerven. Nervenſyſtem. Nerven ſind weißliche markige Fäden in dem thieriſchen Körper, die in Bündeln gleichlaufend neben einander liegen, ſo daß mehrere ſolcher Bündel einen Nerven ausmachen. Jedes Bündel iſt mit einer beſondern zarten Scheide umgeben, das Neurilem genannt, welches der Gefäßhaut des Gehirns ähnlich und eben ſo voll von Blutgefäßen iſt, deren feinſte Zweige ſich in die Subſtanz des Nerven ſelbſt endigen. Dieſe Nerven ſind im ganzen thieriſchen Körper verbreitet und ſtehen durch mannigfaltige Verbindung mit einander in Gemeinſchaft. Nur die Hirnhäute, das Oberhäutchen, die Haare und Nägel haben, wenigſtens im geſunden Zuſtande, keine Nerven. Die Nerven ſelbſt ſind von unterſchiedner Stärke, je nachdem mehrere oder wenigere Markbündel ſich zu einem Nerven vereinigen. An beſtimmten Stellen des Körpers nähern ſich mehrere Nerven einander ſo, daß ſie gleichſam an einander geklebt erſcheinen, und die Bündel des einen mit denen des andern ſich ſo durchkreuzen und verflechten, daß ihre Verbindung ohne gewaltſame Trennung nicht aufgehoben werden kann. Dies ſind die Nervengeflechte, die vorzüglich im Unterleibe, hinter dem Magen und in der Gegend der Herzgrube, bei der Leber, Milz, dem Gekröſe, ſo auch bei dem Herzen u. ſ. w. ſich finden. (S. d. Art. **Ganglienſyſtem.**) Die letzten Enden der Nerven ſind verſchieden, beſonders die der Sinneswerkzeuge. In dem Gehörorgan z. B. verliert ſich der Nerve in eine breiartige, mit Feuchtigkeit umgebne Maſſe; der Sehnerve endigt ſich in eine markige Haut; der Geſchmacksnerve in kleine Wärzchen; eben ſo endigen die Gefühlsnerven in den Fingerſpitzen; die zu den Muskeln gehörigen Nerven verlieren ſich in das Gewebe derſelben, ſo daß man ihre Endigungen nicht beſtimmt wahrnehmen kann. Alle Nerven des ganzen Körpers begreift man unter dem Namen des **Nervenſyſtems.** Dieſes hängt aufs genaueſte mit dem Gehirn und dem Rückenmarke, als einer verlängerten Fortſetzung des Gehirns, zuſammen, welches als der oberſte Centralpunct des Ganzen anzuſehen iſt, von welchem alles im Nerven Wirkende ausgeht, und in welchem, als dem Mittelpuncte, ſich Alles ſammelt. Die Maſſe der Nerven ſelbſt iſt übrigens der nämliche markige Stoff, aus welchem das Gehirn beſteht, eine Art eiweißartigen Stoffes, welcher ſtärker oxydirt iſt, als der im Blute befindliche, und welcher ſeine Nahrung aus dem ihm zugegebnen und es umkleidenden Gefäßnetze zieht. Der feinſte, ätherähnliche Stoff des Blutes dient dazu, das Nervenmark zu erhalten, die materiellen, durch die Verrichtung deſſelben zerſetzten und unbrauchbar gewordnen Theile wieder zu erſetzen. Der Reichthum des Neurilems an arteriellen Blutgefäßchen und deren Endigung in das Nervenmark zeigt deutlich an, daß die Nerven von demſelben und nicht vom Gehirn ernährt werden, daß folglich das Leben des Nerven unabhängig vom Gehirn exiſtirt, ja daß jede Nervenpartie als das Gehirn des Theils anzuſehen iſt, zu welchem ſie geht. So wie das ganze Nervenſyſtem ſeine Centralendigung im Gehirn und Rückenmark hat, ſo iſt dagegen die peripheriſche Endigung theils auf der Haut, theils im Innern der Organe ausgebreitet. — Das Nervenſyſtem iſt durch die höhere Stufe des Le-

bens, auf welchem das Thier und der Menſch ſteht, bedingt. Dieſe erfoderte nämlich vollkommnere Organiſation, kräftigere Behauptung der Individualität, größere, freiere Thätigkeit der Functionen, eine vollkommnere Abſonderung von der geſammten übrigen Natur, von der Außenwelt. Dieſe Abſonderung führt nothwendig eine Trennung mit ſich, eine Veränderung im Raume, eine willkührliche Bewegung, einen Gegenſatz zwiſchen der Außenwelt und dem Individuum, welches ſtufenweiſe von einem dunkeln Gewahrwerden des eignen Körpers und der Umgebung bis zur hellen Anſchauung der Außenwelt, bei dem Menſchen bis zur klarſten Unterſcheidung derſelben von der innern Empfindung und bis zum Bewußtſein ſeiner ſelbſt, oder der Vorſtellung dieſer innern Empfindungen und ihres Unterſchiedes von der Außenwelt ſteigt. Alle dieſe Erforderniſſe des thieriſchen und menſchlichen Lebens werden durch das Nervenſyſtem vermittelt. Denn 1. die ſo mannigfaltigen, iſolirten, zum Theil fremdartigen Gebilde des thieriſchen Körpers, die durch Zellgewebe, Membranen und Bänder mechaniſch zuſammengeknüpft ſind, werden durch das Nervenſyſtem ein zuſammenhängendes Ganzes. Das Gefäßſyſtem verbindet ſie nur in ſo fern mit einander, als es allen den zu ihrer Ernährung und ihrer eigenthümlichen Verrichtung erforderlichen Antheil von Blut zuführt; allein das Nervenſyſtem iſt es eigentlich, welches allen das Leben mittheilt, ihre Verrichtungen regiert, zu einem gemeinſchaftlichen Zwecke hinleitet, ſie in wechſelſeitige Beziehungen ſtellt und ihre Mitleidenſchaften und gegenſeitigen Einwirkungen auf einander gründet. Die Beſorgung dieſer Functionen des Nervenſyſtems iſt dem Theil deſſelben zugetheilt, welcher im Unterleibe ausgebreitet iſt, viele Netze und Geflechte bildet und das reproductive oder vegetative Nervenſyſtem genannt wird, weil das Wachsthum und die Erhaltung des Körpers durch daſſelbe regulirt wird. Dieſer Theil des Nervenſyſtems iſt durch die Nervenknoten oder Ganglien gewiſſermaßen iſolirt und von dem Gehirnſyſteme abgeſondert, ſo daß er gleichſam eine für ſich beſtehende Region, das Gangliensyſtem, ausmacht, welches vom Gehirne unabhängig iſt, indem ſeine Thätigkeit weder vom Gehirn aus regiert wird, noch auf daſſelbe reflectirt, oder von ihm empfunden wird. 2. Ein andrer Theil des Nervenſyſtems bewirkt den vollkommenſten Gegenſatz zur Außenwelt, die willkührliche Bewegung und Veränderung im Raume, und die Anſchauung der Außenwelt bei dem Menſchen bis zum Bewußtſein. Dies iſt das Gehirn- oder Cerebralſyſtem, welches alle Nerven begreift, die aus dem großen und kleinen Gehirn, und zum Theil aus dem verlängerten Mark und Rückenmark entſpringen. Ihre Verrichtung hängt von der Willkühr ab, indem beſtimmte Willensreize von dem Gehirn, als dem Centrum, aus auf diejenigen Nerven wirken, welche zu den zu bewegenden Muskeln hingehen. Andre Nerven des Cerebralſyſtems kehren ſich nach der Oberfläche des Organismus, nach der Außenwelt hin, um die mannigfaltigen Eindrücke der Gegenſtände derſelben aufzunehmen, bis zum Gehirn fortzupflanzen und daſelbſt die Vorſtellungen hervorzubringen. Dies ſind die Sinnesnerven, welche paarweiſe von dem Gehirn zu den verſchiednen Sinnorganen abgehen. So iſt das erſte Nervenpaar für die Naſe beſtimmt, und heißt der Geruchsnerv, indem er in der Naſenhöhle ſich ausbreitet und für die Ausdünſtungen empfänglich iſt. Das zweite Nervenpaar iſt der Sehnerv (Nervus opticus). Dieſer iſt von beträchtlicher Dicke, rund, geht gegen die Augenhöhle hin, bringt an

der hintern Seite des Augapfels durch eine runde, mit vielen klei- nen Löchern verſehene Platte der feſten Haut des Augapfels in den- ſelben ein und bildet größtentheils die Nervenhaut des Auges, welche zum Auffaſſen der Bilder im Auge beſtimmt iſt, und Netzhaut (re- tina) heißt. (S. d. Art. Auge.) Das achte Nervenpaar bilden die Gehörnerven, welche in dem Innern des Ohrs ſich ausbreiten und für die Bewegung der Luft empfindlich ſind. Von den vielfachen Ver- äſtelungen des fünften Nervenpaars kommen die Nerven der Zunge, welche den Sinn des Geſchmacks bilden. Das Gefühl im Allgemeinen iſt der unterſte Sinn und vielmehr die Wurzel aller andern Sinne, welche nur beſondre Qualitäten und höhere Stufen des Gefühlsſinnes ſind. Insbeſondre iſt es aber in die äußere Haut, und vorzugsweiſe in die Spitzen der Finger gelegt, als die eigentlichen Betaſtungsor- gane, durch welche die Seele die materielle Exiſtenz und Form der äußern Gegenſtände mittelſt unmittelbarer Berührung wahrnimmt. Das Gefühl wird durch viele Nerven, welche in der Haut ſich verbrei- ten, bewirkt, und diejenigen Stellen, wo das Gefühl ſich am zarte- ſten äußert, ſind auch mit den meiſten Nerven verſehen, welche ganze Reihen von neben einander liegenden Nervenpapillchen bilden, wie z. B. an den Lippen, den Fingerſpitzen, u. ſ. w. Endlich wird noch durch das geſammte Nervenſyſtem, beſonders aber durch das Ganglienſyſtem, das Gemeingefühl vermittelt. (Ueber deſſen Func- tion ſ. d. Art. Gemeingefühl.) So iſt alſo die Thätigkeit des Nervenſyſtems wechſelſeitig von außen nach innen, und von innen nach außen. Von außen, indem die Sinneseindrücke (Anſchauungen) ſich von den Nerven zum Gehirn fortpflanzen und zu Vorſtellungen und Empfindungen werden; von dem Centrum nach der Peripherie, indem von dem Gehirn aus die willkührlichen Bewegungen erregt werden, während das reproductive Nervenſyſtem in ſtiller Thätigkeit die Erhaltung der ganzen Maſchine regiert, und in geſundem Zu- ſtande nur durch die Wirkungen des Gemeingefühls, durch Wohlbe- finden, durch Inſtinct, die Triebe, den Hunger und Durſt, im krankhaft erhöhten Zuſtand durch Uebelbefinden und Schmerz ſich of- fenbart. In der Thätigkeit des geſammten Nervenſyſtems unter- ſcheiden wir die Reizbarkeit oder Empfänglichkeit (Receptivität), und die Energie (Reaction) deſſelben. Von der Reizbarkeit hängt die Schnelligkeit ab, mit welcher die Thätigkeit deſſelben erregt wird, von der Energie hängt die Stärke und Ausdauer der Thätigkeit ſelbſt ab. Die Idee des Nervenſyſtems und ſeiner Functionen und Kräfte wird auch begriffen unter der Benennung Senſibilität, und das Nervenſyſtem ſelbſt in dieſer Hinſicht als die reelle Of- fenbarung der Senſibilität ausgeſprochen. Das Verhältniß der Receptivität und Energie der Senſibilität bedingt die Verſchie- denheit der Temperamente ſowohl der Individuen als ganzer Natio- nen. (S. d. Art. Temperament.) Die Kraft des Nervenſyſtems hat aber auch ſelbſt keinen feſten Punct, ſondern iſt beweglich und ver- änderlich ſelbſt in einem und demſelben Subjecte. Im Schlafe z. B. iſt die Reizbarkeit des Cerebralſyſtems geſchwächt, hingegen die des reproductiven Nervenſyſtems erhöht. Daher ruhen im geſunden Schlafe die Sinne, und die willkührlichen Bewegungen hören auf, hingegen die Thätigkeit der Organe des Athmens, des Blutlaufs, der Verdauung, Abſonderung und Ernährung gehen kräftiger von Statten. Das Gemeingefühl dagegen iſt im Schlafe eben deswe- gen erhöht und wird lebhafter afficirt, als im wachenden Zuſtande.

(S. d. Art. Traum.) — Aus dem bisher Geſagten erhellt, daß das Nervenſyſtem ein eigenthümliches Leben beſitzt, ja daß alles Leben von ihm ausgeht, daß alle Thätigkeit der Seele ſelbſt erſt auf dem Leben des Nervenſyſtems beruht. Die Thätigkeit des Organismus aller einzelnen Organe wird von ihm belebt und regulirt; Gefühl, Empfindungen, Sinnesanſchauung, Vorſtellung werden durch daſſelbe vermittelt; reges Leben des Nervenſyſtems hat abwärts reges Leben des Körpers, und aufwärts reges Leben des Geiſtes zur Folge. Auch im Materiellen ſtellt das Nervenſyſtem ein abgeſondertes, in den übrigen Organismus gleichſam eingeſchobnes Syſtem dar, welches nur auf zwei Berührungsflächen mit jenem ſich verbindet: einmal um die Blüthe deſſelben, die feinſten und zarteſten Entfaltungen des Arterienſyſtems um ſich zu verſammeln und den ätheriſchen Nahrungsſtoff aus ihm zu ſaugen, und dann um ſeinen belebenden Geiſt über den ganzen Organismus wieder auszuhauchen, alle Verrichtungen deſſelben zu beherrſchen, damit ſie alle regelmäßig zu ſeinem höhern Dienſte, dem Vermittlungsgeſchäfte zwiſchen Geiſt und Welt, und im Dienſte des Geiſtes wirken können. Das Nervenſyſtem erſcheint uns alſo als der wahre Leib unſers Ichs, und der übrige Körper als der Leib dieſes Leibes, als ſeine ſchützende, nährende und ihm dienende Rinde. Selbſt das ſichtbare, als weißliches Mark erſcheinende Gewebe dieſes Syſtems iſt nur die Wohnung des ihm verwandten, zugegebnen, unſichtbaren Nervengeiſtes, deſſen höhere Natur unſern Sinnen entgeht, und nur irgend einen, der Seele verwandten ätheriſchen, vielleicht verkörperten Lichtſtoff ahnen läßt. Daß dieſer ätheriſche Nervengeiſt nicht völlig an die bis jetzt bekannten Geſetze der Körperwelt gebunden iſt, daß ihm unter gewiſſen Umſtänden ein freieres Walten zukommt, beweiſt ſchon der Umſtand, daß der Wirkungskreis der Nervenenden ſich über ihre körperliche Exiſtenz erſtreckt und eine Art von ſenſibler Atmoſphäre des Nervenfluidums um ſich bildet, wie ſchon gewöhnliche Wahrnehmungen am Organismus zeigen. So z. B. gehen zwar Nervenfäden in die Muskeln, ohne jedoch ſich ſo ſubtil zu vertheilen, daß jede Muskelfaſer einen eignen Nervenfaden bekäme; deſſen ungeachtet iſt der ganze Muskel dem Einfluſſe des Nerven unterworfen, und zieht ſich in allen ſeinen Faſern zuſammen. Jeder Punct der Haut iſt empfindlich, ungeachtet dieſe nicht mit einem zuſammenhängenden Blatt von Nervenmark verſehen iſt, ſondern nur ein Gewebe von Fäden bekommt. Von Humboldt hat dieſen ſenſiblen Kreis von Lebensfluidum um die Nerven auch durch galvaniſche Verſuche erwieſen. Noch auffallendere Beweiſe davon zeigen manche Erſcheinungen des animaliſchen Magnetismus. (S. d. Art.). H.

Nervenkrankheiten ſind ſolche Krankheiten, welche urſprünglich im Nervenſyſteme ihren Grund haben, in einer Abweichung der Organiſation oder der Function deſſelben von der Norm beſtehen, und ſich durch eine Störung ſeiner eigenthümlichen und für uns wahrnehmbaren Verrichtungen offenbaren. Die wirklich vorhandene Nervenkrankheit iſt entweder in einer verletzten Organiſation oder Veränderung ihrer Kräfte gegründet. Beide können in einander übergehen und auch zugleich vorhanden ſeyn. Das feine Gefäßnetz des Neurilems kann zu reizbar werden, zu viel Blut und Nahrung den Nerven zuführen oder zu unthätig ſein, wodurch die Ernährung des Nerven leidet, es können von geſchwächter Einſau-

gung Stockungen und Anhäufungen ſchädlicher Stoffe an den Nervenfäden Statt finden, welche hartnäckige Schmerzen, Krämpfe, Lähmungen verurſachen. Iſt die Reizbarkeit des Nervenſyſtems zu groß, die Senſibilität alſo krankhaft erhöht, ſo machen alle Eindrücke zu ſchnelle und heftige Empfindungen, erregen eine heftige, aber ungeregelte Thätigkeit. Daher ſind gewöhnliche Gefühle ſchon ſchmerzhaft, die Sinne bewirken unangenehme Empfindungen, die Vorſtellungen ſind grell und folgen in ſtürmiſcher Unordnung, die Imagination iſt zu lebhaft, die Bewegungen ſind unwillkührlich, zuckend. Iſt die Kraft des Nervenſyſtems zu ſehr vermindert, ſo gehen auch die Verrichtungen deſſelben zu ſchwach von Statten, oder hören ganz auf. Gewöhnliche Eindrücke erregen keine Empfindungen, die Sinne werden ſtumpf, die Imagination wird gelähmt, die Muskelbewegung erſchlafft. Die Kräfte des Nervenſyſtems können aber auch ohne Ab- oder Zunahme eine krankhafte Stimmung erhalten, ſo daß gewiſſe Eindrücke ganz andre als die gewöhnlichen Reactionen erregen. Dies ſind die ſogenannten Idioſynkraſien. Die wahrnehmbaren Zufälle der Nervenkrankheiten ſind verſchieden, je nachdem gewiſſe Partien und Regionen des Nervenſyſtems vorzüglich leiden. Trifft dies die Nerven des reproductiven Syſtems des ganzen Körpers, ſo entſteht ein Schmerz, der ſich nach Verſchiedenheit der Theile unter verſchiednen Formen, als Hunger, Durſt, Müdigkeit, Ekel, Froſt, Hitze, Angſt, als juckender, ziehender, drückender, ſchneidender, ſtechender, klopfender, bohrender, nagender Schmerz, die Empfindung der Taubheit und des Einſchlafens der Glieder, das Prickeln in denſelben, wie Nadelſtiche, äußert; beſondre krankhafte Regungen des Inſtincts, Appetit nach Kreide, nach ſäuerlichen Dingen, die ſonderbaren Gelüſte mancher Schwangern; Krankheit des Gemeingefühls, wodurch die Theile des Körpers anders vorgeſtellt werden, als ſie wirklich ſind, wie z. B. Kranke ſich vorſtellten, ſie ſeien halb getheilt, oder ein zweites Ich läge neben ihrem eigentlichen Körper, oder ſie beſtänden aus Glas oder Wachs, hätten Beine von Stroh. In Rückſicht der krankhaften Sinnesäußerungen gibt es gleichfalls mehrere Verſchiedenheiten, nach Verſchiedenheit der Theile ſelbſt und den Veränderungen ihrer Nervenkräfte. Bei Manchen iſt das Gefühl in der Haut ſo ſtumpf, daß ſie weder warm noch kalt, weder hart noch weich unterſcheiden können. Andre haben ein zu zartes Gefühl; Geruch und Geſchmack können zu ſtumpf oder zu ſcharf werden. Andere können gewiſſe Gerüche durchaus nicht vertragen, lieben dagegen andre, welche andern Menſchen gewöhnlich zuwider ſind. Eben ſo iſt es mit dem Gehör. Noch mannigfaltiger ſind die Erſcheinungen von Krankheit der Geſichtsnerven. Uebermäßige Empfindlichkeit, ſo wie Schwäche und Stumpfheit der Augen, Flecken, Funken, Bogen, Perlenſchnüre u. ſ. w., Doppelſehen, Phantasmen und Figuren vor den Augen. Von der Erkrankung des innern Sinns, der Empfindungen, Vorſtellungen und Imagination gibt es gleichfalls mannigfaltige Aeußerungen. Krankhafte Empfindungen erzeugen falſche Vorſtellungen und fehlerhafte Bilder der Phantaſie. Dieſe können die Stärke wirklicher Sinnesanſchauungen erhalten, und wenn die Krankheit ſich bis auf das Gehirn und das Seelenorgan fortpflanzt, ſo unterſcheidet der Kranke ſeinen ſubjectiven Zuſtand nicht mehr von den Objecten außer ihm, die kranken Vorſtellungen regieren dann ſelbſt den Willen und erregen die ihnen entſprechenden Begierden. Daher

die krankhaften Empfindungen ohne äußere hinlängliche Veranlaſſungen, Traurigkeit und Luſtigkeit in ausſchweifender Art, periodiſche Muthloſigkeit, ängſtliche lebhafte Träume, Delirien, die Erſcheinungen des Alpdrückens. Mannigfaltig ſind auch die Aeußerungen der Nervenkrankheiten in dem Muskelſyſtem, die ſich als Zuckungen, Krämpfe und Convulſionen zeigen, bald nur örtlich, bald allgemein, vorübergehend oder anhaltend ſind. In manchen Fiebern, z. B. in denen die Nerven mit angegriffen ſind, kommt ein beſtändiges krankhaftes, unwillkührliches Spiel der Geſichtsmuskeln zum Vorſchein, eben ſo an andern Theilen des Körpers, z. B. das ſogenannte Sehnenhüpfen. Die Augen werden mannigfaltig bewegt. Auch in den unwillkührlichen Muskeln entſtehen allerhand Krämpfe, z. B. der Magenkrampf, krampfhaftes Erbrechen, krampfhafte Bruſtbeklemmungen, Krampf des Zwerchfells, Herzklopfen u. ſ. w. Die Anlage zu Nervenkrankheiten kann angeboren, ſie kann aber auch durch fehlerhafte Lebensart, übertriebenen Luxus, Verweichlichung, übermäßige Anſtrengung des Nervenſyſtems erworben ſeyn. Die Gelegenheitsurſachen ſind theils unter den vielfältigen Einflüſſen der Außenwelt zu ſuchen, z. B. die Luft und ihre verſchiednen Miſchungen, ihr Antheil von elektriſchem Stoff, ihre elaſtiſche Spannung, ihr Grad von Trockenheit oder Feuchtigkeit; die Nahrungsmittel, z. B. Fleiſchſpeiſen, erhitzende gewürzte Speiſen und Getränke erhöhen die Reizbarkeit der Nerven, vegetabiliſche Nahrungsmittel vermindern ſie. Die mehrſten animaliſchen, und alle vegetabiliſchen Gifte bewirken heftige Nervenkrankheiten (vergl. den Art. Narkotiſch). Theils wirken fremde Dinge im Körper als Urſachen der Nervenkrankheiten, z. B. ſehr oft Würmer im Darmcanal, eingeſperrte Luft, ſelbſt ſcharfe Unreinigkeiten mancherlei Art in demſelben. Endlich ſind auch oft Affectionen des Körpers ſelbſt und des ganzen Nervenſyſtems Urſachen nachfolgender Nervenkrankheiten, z. B. zu vieles Wachen, das die Nervenkraft erſchöpft; Krankheiten, beſonders Fieber; gewiſſe Perioden des weiblichen Geſchlechts, während derer die Reizbarkeit des Nervenſyſtems erhöht iſt; Anſtrengung der Gehirnthätigkeiten durch übertriebne Geiſtesarbeit; Schwangerſchaft; allzuheftige Affecten und Leidenſchaften. H.

Neſſeln ſind Pflanzen mit ſtechenden Haaren, die beim Berühren in die Haut eindringen, abbrechen und einen beißenden Saft unter ſie ergießen, der ſtarkes Brennen verurſacht. Mehrere Neſſeln haben urintreibende Kräfte, viele dienen als geſundes Futterkraut, andere geben fadenartige Faſern, die gleich dem Flachſe verſponnen werden können und ſehr dauerhaft ſind. Daher auch das Neſſelgarn, ein zartes, aus dem Baſte von den Stengeln der großen Neſſel geſponnenes Garn, und daher überhaupt ein zartes, gleiches Garn. Die Wogulen am Twobafluß bereiten aus Neſſeln ungebleichte Leinwand, Netze und Stricke; daſſelbe thun die Baſchkiren, Samojeden und die Tataren am Jeniſei.

Neſſelrode (Graf Carl Robert), Miniſter-Staatsſecretair Sr. Maj. des Kaiſers Alexander, iſt gegen 1780 in Liſſabon, wo ſein Vater ſich als ruſſiſcher Geſandter befand, geboren. Er erhielt unter Gedicke's Leitung in Berlin ſeine Bildung, machte dann verſchiedene Reiſen und trat hierauf unter Paul, der ihm günſtig war, in die militäriſche und diplomatiſche Laufbahn. In dem

Jahre 1806 war er noch als Legationsſecretair bei der ruſſiſchen Geſandtſchaft im Haag. Alexander zog ihn nach dem preußiſchen Kriege in ſeine Nähe und beehrte ihn mit dem größten Vertrauen, beſonders von der Zeit an, wo neue Spannungen mit Frankreich eintraten. In dem Feldzuge von 1812—1814 verließ er den Kaiſer nie, der ihm die wichtigſten Geſchäfte übergab, und ihn förmlich zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ernannte. Am 15. Junius 1813, nachdem er früher den unbekannt gebliebenen Frieden von Kaliſch mit Preußen abgeſchloſſen hatte, ſchloß er in Reichenbach mit Lord Cathcart einen Subſidienvertrag ab, dann mit dem Fürſten Metternich den wichtigen Tractat über den Beitritt Oeſterreichs zur großen Coalition. In Chaumont unterzeichnete er am 1. März 1814 für den Kaiſer die ſogenannte Quadrupel-Allianz. Neſſelrode und Graf Par bekamen am 29. März die wichtige Sendung, Paris zur Uebergabe aufzufodern, und von dem Erſtern waren ſämmtliche Declarationen contraſignirt, welche in dieſem ewig wichtigen Zeitpuncte von Alexander ausgingen. Auf gleiche Weiſe nahm er ſpäterhin an den Unterhandlungen auf den Congreſſen in Wien, Aachen, Troppau und Laibach, als Miniſter-Staatsſecretair, Antheil, obgleich in dieſer Zeit Capo d'Iſtria eigentlicher Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten war.

Neſſeltuch, Netteltuch, iſt der deutſche Name für das franzöſiſche Wort Mousseline (ſ. d. Art.). Man machte ehemals in der Picardie aus den großen Brenneſſeln, die wie Flachs behandelt wurden, eine graue Leinwand, die aber jetzt nicht mehr gefertigt wird. Eben ſo machte man auch ehemals in Deutſchland und in der Schweiz Neſſelzwirn und Neſſelgarn.

Neſſus, einer der Centauren (ſ. d. Art.), ein Sohn des Irion und der Nephele (oder Wolke). Bei dem Gefechte der Centauren und Lapithen auf der Hochzeit des Pirithous rettete er ſich mit der Flucht. Ueber ſeinen Tod ſ. d. Art. Dejanira.

Neſtel, Neſtelknüpfen. Unter Neſtel, einem im Hochdeutſchen etwas veralteten und mehr im Oberdeutſchen üblichen Worte, verſteht man ſowohl die Neſtform, welche das weibliche Geſchlecht zuweilen den Haaren des Kopfes gibt, als auch die Schnüre oder ſchmalen Riemen, deren man ſich zum Zuſchnüren und Zubinden der Kleidungsſtücke bediente. In dieſer letzten Bedeutung von Schnüren iſt das Wort Neſtel in Neſtelknüpfen genommen. Man verſtand unter dieſer Handlung die magiſche Operation, wodurch man Jemanden durch Knüpfung von Neſteln zum Beiſchlafe untüchtig machen wollte. Gewöhnlich machte man zu dieſem Behufe drei Knoten unter Herſagung gewiſſer Zauberformeln an einem Leichenſtein oder andern heiligen Orte. Eben ſo hatten diejenigen eigne Gebräuche zu beobachten, welche von der furchtbaren Wirkung des Neſtelknüpfens erlöſt ſein wollten. Die Sitte des Neſtelknüpfens verliert ſich in das graueſte Alterthum. Welche Vorfälle dadurch zuweilen in der neuern Zeit veranlaßt worden ſind, kann man in Franks mediciniſcher Polizei B. IV. S. 554 finden.

Neſter, indianiſche Vogelneſter, ſind Neſter von indianiſchen Vögeln, die in ſo fern einen Gegenſtand des Handels

ausmachen, weil dieſelben für Leckereien geachtet und jährlich zu Tauſenden in die Küchen indianiſcher und ſineſiſcher Großen, auch wohl nach Europa verkauft werden. Der Vogel, der ſie baut, iſt eine Schwalbe (Hirundo esculenta), wohnt auf Java, den Philippinen, zu Tunking, Cochinchina ꝛc., und befeſtigt ſein Neſt in den Höhlen am Meeresufer. Die beſten und geſuchteſten ſind weiß, durchſcheinend, wie Hauſenblaſe, von der Größe eines Enteneies und beſtehen faſt ganz aus einer nahrhaften, gallertartigen Subſtanz, die der Vogel aus halbverdauten und ſo gegen Fäulniß geſchützten Würmern erzeugen ſoll. Man ſtößt ſie entweder zu Pulver und miſcht dieſes andern Speiſen bei, oder kocht ſie mit Fleiſchbrühe weich. F.

Neſtor iſt derjenige unter den griechiſchen Helden vor Troja, der ſich durch ſeine Klugheit, die Frucht ſeines hohen Alters, (daher der Ausdruck ein Neſtor), eben ſo ſehr als durch ſeine ſanfte und eindringende Beredtſamkeit auszeichnete. Dieſes ſind die Eigenſchaften, die ihm Homer in der Iliade beilegt. Neſtor war der Sohn des Neleus und der Chloris, wurde zu Gerania erzogen und folgte ſeinem Vater als Fürſt von Pylos. In ſeinen jungen und männlichen Jahren zeichnete er ſich, gleich andern Helden ſeiner Zeit, durch allerlei Großthaten und kühne Unternehmungen aus, erwarb ſich aber auch ſchon früh den Ruhm eines klugen Rathgebers und eindringlichen Redners. So zeigte er ſich unter andern den Lapithen, denen er im Kampfe gegen die Centauren beiſtand. Nachdem Lynceus und Idas, die Söhne des Aphareus, von den Dioskuren getödtet worden waren, wurde er auch König von Meſſenien. Ungeachtet er ſchon zwei Menſchenalter durchlebt hatte, als der Kriegszug gegen Troja unternommen wurde, ſo nahm er dennoch Antheil an demſelben, und führte die Mannſchaft ſeines Gebiets in 20, oder nach andern Sagen in 90, oder 92 Schiffen nach Troja. Wenn man auch das Wort Menſchenalter nicht, wie ſchon einige Alte gethan haben, für einen Zeitraum von hundert Jahren hält, ſondern, wie dieſes jetzt gewöhnlich iſt, nur eine Zeit von ungefähr dreißig Jahren darunter verſteht, ſo war Neſtor ſchon zu alt, um großen perſönlichen Antheil an den Gefechten vor Troja zu nehmen. Die Rolle, die ihm daher in der Iliade zugetheilt wird, iſt vielmehr die eines klugen und beredten Greiſes und erfahrnen Rathgebers. Er ſucht den Agamemnon zur Verträglichkeit mit Achill zu bewegen, er ermuntert, warnt, belehrt und tadelt die griechiſchen Helden. Ohne ihn würden die Griechen mehr als einmal Troja unverrichteter Sache verlaſſen haben. Nach der Eroberung von Troja ſegelte er wieder nach Hauſe. Nach der Odyſſee beſuchte ihn hier Telemach, um Nachrichten vom Ulyſſes einzuziehen. Seine Gemahlin war nach Homer Eurydice, die älteſte Tochter der Klymene, nach Andern Anaxibia, die Tochter des Kratikus. Es werden auch mehrere ſeiner Söhne und Töchter genannt, die jedoch in den Sagen nicht merkwürdig ſind. Nachdem Neſtor drei Menſchenalter durchlebt hatte, ſtarb er ruhig zu Pylos, wo man noch ſpät ſein Haus und Grabmal zeigen zu können behauptete.

Neſtor, ein berühmter ruſſiſcher Geſchichtſchreiber, geboren in Rußland um 1056, lebte als Mönch im petſcheriſchen oder Höhlenkloſter in Kiew, und ſtarb nach 1116. Außer den Lebensbeſchreibungen einiger Aebte und andrer frommen Bewohner ſeines Kloſters

(welche nur in interpolirten Fragmenten vorhanden ſind) ſchrieb er in ſeiner Mutterſprache eine Chronik, welche für die Geſchichte des Nordens von höchſtem Intereſſe iſt, mit ſichtbarer Benutzung und Nachahmung byzantiniſcher Hiſtoriker in Rückſicht der älteſten Geſchichte. Die übrigen Quellen, aus denen er ſchöpfte, ſind unbekannt; Vieles ſchrieb er als Zeitgenoß oder aus der mündlichen Ueberlieferung eines alten Mönchs ſeines Kloſters, Jan. Die Darſtellung iſt dem Geiſte ſeiner Zeit angemeſſen, fromme Betrachtungen und bibliſche Sprüche ſind in die Erzählung häufig verwebt, und die Perſonen werden gewöhnlich redend eingeführt. Da der Urtext ſeiner Chronik verloren und durch die Interpolation ſeiner Fortſetzer (des Abts Sylveſter zu Kiew und mehrerer Ungenannten) in unglaublichem Grade entſtellt iſt, ſo läßt ſich kein ſichres Urtheil über ſein hiſtoriſches Verdienſt fällen, bevor nicht ſorgſame kritiſche Unterſuchungen ausgemittelt haben, wie viel von dem jetzt Vorhandnen des alten Neſtors Eigenthum iſt. Es läßt ſich nicht einmal mit Gewißheit beſtimmen, bis zu welchem Jahre ſeine Arbeit reiche. Ein unſterbliches Verdienſt um dieſen Vater der ruſſiſchen Geſchichte hat ſich Schlözer nach mehrern frühern Vorarbeiten in dem, leider nicht vollendeten, Werke erworben: Neſtor's ruſſiſche Annalen in ihrer ſlavoniſchen Grundſprache verglichen, von Schreibfehlern und Interpolationen möglichſt gereinigt, erklärt und überſetzt, Göttingen 1802 — 1809, 5 Bde. 8., womit als Auszug und Verbeſſerung zu verbinden iſt: Joſeph Müllers altruſſiſche Geſchichte nach Neſtor, mit Rückſicht auf Schlözers ruſſiſche Annalen, die hier berichtigt, ergänzt und vermehrt werden, Berlin 1812. 8. A—s.

Neſtorius, Neſtorianer, ſ. **Secten, Syriſche Chriſten** und **Thomaschriſten**.

Netſcher (Caspar), einer der vorzüglichſten Maler ſeiner Zeit, wurde zu Heidelberg im Jahre 1639 geboren. Da er ſeinen Vater (Johann Netſcher), einen Bildhauer, ſehr früh verlor, ſo ward er von Tullekens, einem Arzte zu Arnheim bei Utrecht, an Kindesſtatt angenommen. Sein Pflegevater beſtimmte ihn zur Arzneikunde, allein ſeine Neigung und ſein Talent entſchied für die Malerei. Den erſten Unterricht ſoll er von Koſter, einem Vögel- und Wildpretmaler, erhalten, und ſich ſpäter unter Gerard Terburgh und Gerard Douw, den er an Genie und Geſchmack bald weit übertraf, weiter ausgebildet haben. Um dieſe Bildung zu vollenden, unternahm er eine Reiſe nach Italien, blieb aber ſchon zu Bordeaux, wo er ſich verheirathete, und von da nach Holland zurückging. Hier ließ er ſich im Haag nieder. Die Nothwendigkeit, eine zahlreiche Familie zu ernähren, beſtimmte ihn, Porträtmalerei zu ſeiner gewöhnlichen Beſchäftigung zu machen, ungeachtet er, wie ſchon allein ſeine Mort de Cléopatre beweiſen kann, Talent und Neigung genug hatte, ſich in höhern Gattungen auszuzeichnen und ſich über den Geſchmack der niederländiſchen Schule, zu welcher er gehört, zu erheben. Auch in dem, worin dieſe Schule eine eigenthümliche Stärke beſitzt, in der getreuen Nachahmung der Natur, beſonders der Stoffe, übertraf er die niederländiſchen Maler. Der weiße Atlas in den Gewändern und Draperien ſeiner Gemälde und das Haarichte der türkiſchen Teppiche hat eine täuſchende Wahrheit. Er hat einen friſchen Pinſel und einen vortrefflichen Farbenton. Seine kleinen Cabinetſtücke werden am meiſten ge-

ſchätzt. In der hiſtoriſchen Malerei wählte er ſeine Gegenſtände gewöhnlich aus der römiſchen Geſchichte. Er ſtarb zu Haag im Jahre 1684 und hinterließ zwei Söhne, Conſtantin und Theodor, genannt der Franzoſe, welche beide ſich ebenfalls als verdienſtvolle Maler gezeigt haben, jedoch hinter dem Ruhme ihres Vaters weit zurückgeblieben ſind.

Nettelbeck, ein patriotiſcher Bürger zu Colberg, der als ein Mann von 70 Jahren ſeine Vaterſtadt und ihre Feſtung 1807 gegen die Franzoſen rüſtig vertheidigen half, ſo wie er dieſelbe als Jüngling ſchon in den drei denkwürdigen Belagerungen des ſiebenjährigen Krieges vertheidigt hatte. Er war überall zur Hülfe bereit. Zündete der Feind durch ſeine Haubitzgranaten ein Haus an, ſo ſtand er mit der Spitze des Schlauchs hoch oben auf der gefährlichſten Stelle, und ging nicht eher von dannen, als bis das Feuer gelöſcht war. Griff der Feind eine Schanze oder die Vorpoſten an, ſo ſaß er zu Pferde, ritt wie ein Centaur, ermunterte die Truppen im heftigſten Feuer, holte Munition herbei, und war eben ſo ſchnell wieder bei dem Feſtungscommandanten, um ihm Bericht über das Gefecht abzuſtatten. Hörte das Feuern auf, ſo ſchaffte er Lebensmittel für die ermatteten Truppen heraus. Zeigte ſich ein Schiff, auf welchem man Zufuhr von Mund- und Kriegsbedürfniſſen vermuthete, ſo war er ungeachtet des Wellenſchlags der erſte am Bord, und der erſte zurück, um Nachricht davon zu bringen. Auf den Böden und in den Häuſern der Bürger hielt er Nachſuchungen, damit nicht etwa leicht entzündbare Sachen dort angehäuft würden. Der Commandant übergab ihm die Obhut über die Ueberſchwemmungen, welche er auch mit der pünctlichſten Sorgſamkeit verwaltete. Ueberall feuerte er durch Einſicht, Muth und Patriotismus ſeine Mitbürger an, und zwar ohne Beſoldung, und überhaupt ohne Vermögen. Alles bewunderte des Greiſes jugendliche Kraft und Regſamkeit, den nichts als die Uebergabe der Feſtung zu Boden gedrückt haben würde.

Netz, jedes aus Fäden künſtlich zuſammengeſchlungne Gewebe. In der Anatomie nennt man den häutigen, von Gefäßen netzförmig durchkreuzten Theil in den Eingeweiden der Säugthiere das Netz oder die Netzhaut. Gemeiniglich erſtreckt es ſich vom Magen bis nach der Nabelgegend, und dient vermöge ſeines Fettes dazu, die nahe liegenden Eingeweide beſtändig ſchlüpfrig zu erhalten und ſie vor dem nachtheiligen Aneinanderreiben bei den Preſſungen und Bewegungen der untern Bauchmuskeln zu bewahren. — In der Meß- und Zeichenkunſt nennt man Netz die netz- oder gitterförmig, d. h. in gleichen Entfernungen unter rechten Winkeln kreuzweiſe gezogenen geraden Linien, welche das genaue Zeichnen und Entwerfen erleichtern. So nennt man auch Netz die auf den Landkarten ſich durchkreuzenden Kreiſe und Linien der mathematiſchen Geographie. In der Perſpective bedeutet Netz eine in kleine Fächer getheilte Figur, entweder wie ſie an ſich ſelbſt iſt, oder auch wie ſie von einem Spiegel, geſchliffenen Glaſe oder aus andern optiſchen Urſachen hingeworfen wird. Im erſtern Falle nennt man es craticulam Prototypi, im andern aber craticulam Ectypi. — In der Tuchweberei nennt man Netz die Verwickelung zerriſſener und durch Unachtſamkeit des Tuchmachers nicht wieder zuſammengeknüpfter Kettenfäden mit andern Fäden.

Netzhaut, ſ. d. vor. Art. und die Art. Auge und Nerven.

Neu-Albion, eine von Franz Drake 1578 entdeckte Landſchaft am Auſtralocean, weſtlich von den Rocky Mountains, welche die Küſte des großen Miſſurilandes oder Louiſiana's ausmacht und von den Nordamericanern zu ihren Beſitzungen gerechnet wird.

Neubeck (Valerius Wilhelm), als Lehrdichter bekannt, wurde zu Arnſtadt im Schwarzburg-Sondershauſiſchen, wo ſein Vater Hofapotheker war, den 21. Januar 1765 geboren. Nachdem er die Schule ſeiner Vaterſtadt und die Ritterakademie zu Liegnitz in Schleſien beſucht hatte, ſtudirte er zu Göttingen und zu Jena, an welchem letztern Orte er im Jahre 1788 die mediciniſche Doctorwürde erhielt. Von Liegnitz, wo er nach Beendigung ſeiner akademiſchen Studien eine Zeit lang als ausübender Arzt gelebt hatte, wurde er als Kreisphyſikus nach Steinau in Niederſchleſien berufen. Das Werk, wodurch er ſich einen gewiſſen Ruf erworben hat, iſt das Lehrgedicht, die Geſundbrunnen, welches zuerſt zu Breslau 1795 erſchien. Der erſte Geſang enthält die Entſtehung der Mineralquellen, der zweite die Beſchreibung der vorzüglichſten Quellen dieſer Art in Deutſchland, und der dritte und vierte Vorſchriften für die Brunnencur ſelbſt. Das Gedicht iſt in ziemlich wohlklingenden Hexametern. Man hat in dieſem Werke alle die Eigenſchaften gefunden, wodurch das philoſophiſche Lehrgedicht ſeinen Gegenſtand intereſſant, lebendig und poetiſch machen kann. Außerdem ſind von ihm erſchienen vermiſchte Gedichte, die Zerſtörung der Erde nach dem Gerichte, und mehrere kleine in Zeitſchriften zerſtreute Aufſätze und Gedichte. Er ſtarb im J. 1820.

Neuber (Friederike Caroline), berühmt durch ihre Verbeſſerungen der deutſchen Schauſpielkunſt, in der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Sie war die Tochter des Advocaten Weißenborn zu Zwickau, wo ſie um das Jahr 1700 geboren wurde. Ihre Neigung zum Theater und ihr Talent für das Tragiſche entwickelten ſich früh. Sie verheirathete ſich in der Folge mit einem gewiſſen Neuber, einem Schauſpieler von äußerſt mittelmäßigen Talenten, und errichtete eine eigne Schauſpielergeſellſchaft, der ſie einen für die damaligen Zeiten in Deutſchland ungewöhnlichen, höhern Geiſt einzuflößen ſuchte. Der damals ſich zum Dictator der deutſchen Schöngeiſter aufwerfende Gottſched verfolgte mit ihr gemeinſchaftlich den Hanswurſt, der bis dahin noch ſein Weſen auf der deutſchen Bühne trieb, und Beide verbannten ihn feierlich und auf immer vom Theater (1737). Ueber tragiſche Declamation hat die Neuberin zuerſt in Deutſchland eigne Ideen aufgeſtellt und die Ausführung derſelben gezeigt. Mit ihrer Geſellſchaft ſpielte ſie abwechſelnd in den vorzüglichſten Städten von Deutſchland; allein der ſiebenjährige Krieg führte die Auflöſung dieſer Geſellſchaft herbei, und ſie ſelbſt ſtarb in den dürftigſten Umſtänden 1763 in dem Dorfe Laubegaſt bei Dresden, wo ihr auch ein Denkmal errichtet worden iſt. Sie hat ſelbſt für das Theater mehrere Vorſpiele und Prologe geſchrieben, wovon einige gedruckt worden ſind.

Neu-Britannien, 1. der Name von Labrador, ſ. d. Art.; 2. eine zu Auſtralien gehörige Inſelgruppe, welche im Norden der Louiſiade und öſtlich von Neu-Guinea liegt, wovon ſie durch die Dampiersſtraße getrennt wird. Sie erſtreckt ſich vom 1° 30′ bis

zum 6° 30′ S. Br. Die Holländer Le Maire und Schouten entdeckten zwar ſchon 1617 einige von dieſen Inſeln, aber vorzüglich bekannt wurden ſie durch den Seefahrer Dampier im J. 1699. Genauere Beſtimmungen über dieſe Inſelgruppe verdanken wir dem Weltumſegler Bougainville und der Dentrecaſteauxſchen Expedition, welche in den Jahren 1792—93 unternommen wurde. Außer vielen kleinern Inſeln gehören die größern Inſeln Neu=Britannien, Stephens, Neu=Irland und Neu=Hannover dazu. Die Producte dieſer Inſeln ſind: Hunde, Schweine, Tauben, Papageien, viele Fiſche, Ingwer, Muskatbäume, Pfeffer, Kokosnüſſe, Yams, Piſangs, Zuckerrohr, Brotfrucht, Guajaven ꝛc. Die Inſel Neu=Britannien iſt die größte von dieſen ſämmtlichen Inſeln, und die Südküſte derſelben erſtreckt ſich über achtzig Meilen weit. Das Land iſt von Bergen durchſchnitten, deren Gipfel ſich in den Wolken verlieren; allein die Ufer liefern den ſchönſten Anblick von der Welt, indem ſie mit ſchönen Bäumen geziert und mit einem reizenden Grün bekleidet ſind. Der Boden ſcheint ſehr fruchtbar, und iſt von anmuthigen Thälern und Bächen durchſchnitten. Die Einwohner ſind mißtrauiſche und verrätheriſche Papuas, von gelblicher Farbe, groß, mit langen, ſchwarzen, wolligen Haaren, ſehr lebhaft und ſtreitbar, und haben regelmäßigen Anbau und ſchöne eingehegte Pflanzungen von Piſang, Ymas, Zuckerrohr ꝛc.

Neu=Caledonien, eine 325 Q.M. große auſtraliſche Inſel, welche Cook auf ſeiner zweiten Entdeckungsreiſe im J. 1772 auffand. Sie iſt ſeitdem nur vom Admiral Dentrecaſteaux beſucht worden, der die Weſtſeite derſelben aufgenommen hat. Sie liegt vom 20° bis 22° 30′ ſüdlicher Br. und vom 182° bis 185° öſtlicher Länge, iſt 55 bis 60 Meilen lang und 10 bis 15 Meilen breit. Die ſüdlichen, weſtlichen und nördlichen Küſten ſind mit furchtbaren Felſenriffen umgeben, welche den Zugang bis jezt unmöglich gemacht haben; blos an der Oſtſeite können ſich die Schiffer mit weniger Gefahr der Küſte nähern, obgleich auch da ſich mehrere Corallenriffe zeigen. Eine fortlaufende Kette von Bergen, die ſich ſtufenweiſe 3200 Fuß hoch erheben, durchzieht die ganze Inſel, und wird nur an einigen Stellen durch Thäler unterbrochen. Im Ganzen hat die Inſel ein trauriges und einförmiges Anſehen. Außer den gewöhnlichen auſtraliſchen Producten gibt es auch hier Granaten, Sandſtein, Asbeſt, Seifenſtein, Serpentin, und man vermuthet hier auch Metalle. Die 50,000 kaſtanienbraunen Einwohner ſind Papuer, haben in der Phyſiognomie viele Aehnlichkeit mit den Bewohnern von Van=Diemens=Land, und reden eine von allen Sprachen der Südſeeinſeln abweichende Sprache. Sie gehen faſt ganz nackt und tragen nur einen Strick um die Mitte des Leibes. Sie bauen Yams, Arum, Zuckerrohr und Piſangs, welche letztere man in regelmäßigen Alleen gepflanzt fand; genießen aber auch eine Art großer ſchwarzer Spinnen, welche ſie auf Kohlen röſten, und eſſen ſelbſt Stücke von einem weichen Speckſtein (Steatit). Auch fand Cook die unleugbarſten Anzeigen, daß ſie das Fleiſch ihrer erſchlagenen Feinde verzehren. Ihre Wohnungen gleichen in der Form einem Bienenkorbe, und ſind inwendig mit Matten von Kokosblättern bedeckt. Die größte Induſtrie ſcheinen die Einwohner auf Verfertigung der Waffen zu verwenden. Sie haben keine Bogen und Pfeile, ſondern nur Sagaien oder Lanzen, die bis funfzehn Fuß lang ſind; dieſe werfen ſie mit ziemlicher Kraft und Sicherheit mittelſt eines elaſtiſchen Stricks, den ſie um die Mitte

der Lanze legen und mit dem Daumen einen Schneller geben. Sie haben auch Streitkolben von ſehr hartem Holze, die zum Theil artig geſchnitzt und polirt ſind. Endlich bedienen ſie ſich auch der Schleudern, und runden zu dieſem Behufe die Steine mit beſonderem Fleiße. Ueber den Character der Neu-Caledonier weichen die Berichte der beiden Seefahrer, welche die Inſel beſuchten, von einander ab. Cook ſchildert ſie als gutartig, ohne Mißtrauen und freundlich zuvorkommend. Dentrecaſteaux beſchreibt ſie als freche Diebe, wild und ſtreitſüchtig und als Menſchenfreſſer.

Neu-Dietendorf, im Amte Ichtershauſen, nahe bei Alt-Dietendorf, einem Pfarrdorfe von ungefähr 250 Einw., im gothaiſchen Amt Wachſenburg, iſt eine Colonie der evangeliſchen Brüdergemeine, (28 Häuſer 420 Einw.) wurde 1742 angelegt und erhielt 1764 von Herzog Friedrich III. eine förmliche Verſicherung des landesherrlichen Schutzes. Dieſer Ort liegt in einer angenehmen Gegend, an dem Flüßchen Apfelſtedt, und iſt regelmäßig und ſchön gebaut, wohl gepflaſtert und des Nachts durch Laternen erleuchtet. In allen Häuſern herrſcht Reinlichkeit, Induſtrie und Ordnung. Die Einwohner zeichnen ſich durch Kunſtfleiß aus, ſie unterhalten viele Fabrikanſtalten, in Wollen- und Baumwollenzeugen, in Strümpfen, Federſpulen, Siegellack, buntem Papier ꝛc., eine Flanelldruckereie, eine Schönfärberei, eine Fiſchbeinreißerei ꝛc.

Neufchatel, oder Neuchatel, in der deutſchen Schweiz Neuenburg oder Welſchneuburg genannt, ein helvetiſcher Canton und preußiſches Fürſtenthum, enthält mit der dazu gehörigen Grafſchaft Valengin 16½, nach andern Angaben nur 15 Q.M. mit 51,600 Einwohnern, und wird von Frankreich und der Schweiz begrenzt. Dieſes Land gehörte nach verſchiedenem Wechſel der Beſitzer der alten franzöſiſchen Familie Longueville. Als dieſe mit dem Tode der Herzogin von Nemours, Maria von Orleans 1707 erloſch, wurde der König von Preußen, als Erbe des Hauſes Oranien, deſſen alte Rechte auf das Fürſtenthum anerkannt waren, von den Ständen deſſelben zur Herrſchaft berufen, und die darauf erfolgte Beſitzergreifung in dem Utrechter Frieden beſtätigt. Im J. 1806 trat Preußen dieſes Fürſtenthum an Frankreich ab, deſſen Kaiſer den Marſchall Berthier, nachherigen Fürſten von Neufchatel-Wagram, damit belehnte. Im Pariſer Frieden von 1814 wurde es vergrößert an Preußen zurückgegeben (ſ. Preußen). Es huldigte am 2. Julius 1814 dem Könige von Preußen, der ihm von London aus (18. Junius 1814) eine Charte constitutionelle gegeben und ihm die Rechte eines für ſich beſtehenden, von dem preußiſchen Staatsintereſſe ganz getrennten Staats erneuert hat. Das Fürſtenthum wurde den 12. Septbr. 1814 als der 22. Canton in die Eidgenoſſenſchaft aufgenommen. Es iſt der einzige monarchiſche Canton des Schweizerbundes. Mehrere Ketten des Jura durchziehen das Land; der neuenburger See, welcher ſechs Meilen lang, 1½ Meile breit, 400 Fuß tief und ſehr fiſchreich iſt, verbindet es durch mehrere andre kleine Seen und Flüſſe mit dem Rhein. Je ärmer das Land an Naturproducten iſt, indem es zwar beträchtliche Rindviehzucht hat, auch Wein, Obſt, Hanf und Flachs, aber bei weitem nicht hinlängliches Getraide erbaut, deſto mehr zeichnet es ſich durch ſeine Fabrikarbeiten aus. Mit Spitzen, Borten, Meſſern, mechaniſchen Inſtrumenten, Zitz und andern Baumwollenſtoffen, vorzüglich

aber mit Uhren wird ein ſehr einträglicher Handel getrieben. Die von uralten Zeiten an hier beſtehende Freiheit und Milde der Verfaſſung zieht eine Menge von Fremden und Arbeitern hieher. Man zählt in dieſem kleinen Lande an 12000 Uhrmacher, darunter über 3300 Meiſter, deren Arbeiten durch ganz Europa verbreitet werden. — Die Religion iſt die reformirte bis auf 2 katholiſche Gemeinden, und die Landesſprache franzöſiſch; doch wird auch Deutſch geſprochen. Die jährlichen Einkünfte des Landesherrn ſollen 40,000 Thaler betragen. Die Hauptſtadt Neufchatel liegt am Fuße des Jura, da wo der brauſende Seyon ſich in den neuburger See ergießt, in einer ſehr ſchönen Gegend. Die Stadt ſelbſt iſt nicht übel gebaut und zählt 547 Häuſer mit 4509 Einwohnern. Sie iſt der Hauptſitz des Handels im Fürſtenthum. Die Vorzüglichkeit der hieſigen Erziehungsanſtalten und andrer Stiftungen iſt vornämlich den reichen Dotationen eines Legats von drei Millionen Gulden beizumeſſen, welches ihnen ein geborner Neufchateler, der ſpäter in Liſſabon etablirte Kaufmann Pury, gemacht hat. Der Kaufmann von Pourtales hat ein Hospital mit 700,000 Fr. geſtiftet. Zu der königl. preußiſchen Garde in Berlin gehört gegenwärtig auch ein Bataillon Neufchateler. Zum helvet. Bundesheere ſtellt Neuchatel 1000 Mann.

Neu-Foundland, vormals Terreneuve, eine Inſel von 2090 □M. und 26,000 Einwohnern, welche von Nordamerica durch die Straße Belleisle getrennt wird. Schon Normänner ſollen ſie im 11. Jahrhundert entdeckt und ſich daſelbſt angeſiedelt haben. Im J. 1497 wurde ſie von Johann und Sebaſtin Cabotto entdeckt, und iſt alſo eine der erſten engliſchen Entdeckungen. Als im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts ſich auch die Franzoſen hier feſtſetzten, welche ihr den Namen Terre=neuve gaben, entſtanden unaufhörliche Streitigkeiten, welche 1713 durch den Utrechter Frieden beendigt zu werden ſchienen, indem durch dieſen Frieden die Inſel an England abgetreten wurde. Da indeſſen die Franzoſen ſich zugleich das Recht vorbehalten hatten, an den Küſten der Inſel von Bonaviſta bis Cap Riche an dem ſo äußerſt einträglichen Fiſchfang Antheil nehmen, und deshalb an denſelben auch Gebäude und Hütten anlegen zu dürfen, ſo dauerten die Streitigkeiten zwiſchen England und Frankreich über die Ausführung dieſes Punctes fort. Durch den Pariſer Frieden von 1783, welcher auch den Nordamericanern Antheil an dieſer Fiſcherei gab, erlangten die Franzoſen einige vortheilhafte Bedingungen in Anſehung dieſes berühmten Fiſchfangs, der aber ſeit dem Revolutionskriege ganz in die Hände der Engländer gekommen iſt. Ungeachtet alle Küſten dieſer Inſel den reichlichſten Fiſchfang darbieten, ſo iſt doch in dieſer Hinſicht am ergiebigſten die ſogenannte große Fiſchbank, welche in einiger Entfernung von Cap Race, der ſüdlichſten Landſpitze, liegt, und faſt immer von kalten dichten Nebeln bedeckt iſt. Ungeachtet hier eine ungeheure Menge von Fiſchen aller Art gefangen werden, ſo geht man doch hauptſächlich auf den Fang der Stockfiſche aus, welche durch Fiſche, die ihnen zur Nahrung dienen, hieher gezogen werden. Die vorzüglichſten Geſchäfte dieſer Art werden von Anfang des Februars bis in den Julius in den mittäglichen Gegenden der großen Bank gemacht. Der eingeſalzene und ungetrocknet nach Europa verführte Stockfiſch heißt Kabljau. Von der Wichtigkeit dieſes Handelszweigs kann man ſich daraus einen Begriff machen, daß zu der Zeit, als England und

Frankreich ſich noch in dieſe Fiſcherei theilten, England allein jährlich über 600,000 Centner Stockfiſche verführte, deren Werth auf drei bis vier Millionen Thaler angeſchlagen wird, während ſelbſt die Franzoſen in der Periode, wo ſie in der Theilnahme an jener Fiſcherei ſehr eingeſchränkt waren, gegen drei Millionen Livres jährlich mit dieſem Handel gewannen. Schon damals beſchäftigte dieſer Zweig des Handels in England allein über 20,000 Menſchen. — Nur der nördliche und weſtliche Theil der Inſel zeigt einen heitern Himmel. Der Winter iſt äußerſt rauh und ſtrenge, der Sommer kurz und unerträglich heiß. St. Jean und Plaiſance oder Placentia ſind die beiden Hauptorte. Der Hafen von St. Jean faßt an 200 Schiffe, und hier wird die ſtärkſte Fiſcherei getrieben. Das Land iſt unfruchtbar, voller Berge, Sümpfe und Moräſte.

Neu-Granada, ſ. Südamerica.

Neugriechiſche Sprache iſt diejenige verfälſchte griechiſche Sprache, deren die Bewohner des heutigen Griechenlands, in ſo fern ſie von den alten Griechen abſtammen (denn es gibt hier auch Türken, Albaneſer u. dgl.), ſich bedienen. Die erſte Veranlaſſung zur Verfälſchung der alten griechiſchen Sprache lag darin, daß Byzanz unter dem Namen Conſtantinopel die zweite Hauptſtadt des römiſchen Reichs und die Reſidenz eines urſprünglich lateiniſchen Hofes wurde. Daher erklären auch die griechiſchen Grammatiker des Mittelalters das Wort barbarismus gewöhnlich durch: Graeco-Latinum. Wie konnte dies auch anders ſein, da die Griechen ſich von jener Zeit an *Ρωμαῖοι* und ihre Sprache *ῥωμαϊκή* nannten. Die Kreuzzüge trugen noch mehr dazu bei, das reine Griechiſche durch Einführung ausländiſcher Wörter, Redensarten und Wendungen zu verfälſchen. Die Concilien, welche der Patriarch von Conſtantinopel in dieſer Stadt hielt, und bei welchen ſich auch die in dem aſiatiſchen Theile ſeiner Diöceſe befindlichen Biſchöfe einfinden mußten, wirkten ebenfalls zum Verderben der Sprache, indem ſie ſogar orientaliſche Barbarismen in dieſelbe brachten. So wurde die griechiſche Sprache im gemeinen Leben ſchon vor der Eroberung von Conſtantinopel durch die Türken (1453) und die dadurch erfolgte gänzliche Vernichtung des griechiſchen Kaiſerthums verderbt, und blos aus dem Munde der Weiber, welche im ganzen Alterthume bei ihrer Abſonderung die urſprüngliche Echtheit der Sprache am getreueſten bewahrten, und in den höhern Ständen zu Conſtantinopel hörte man noch einen reinen griechiſchen Dialekt, deſſen ſich nach der Verſicherung des Philelphus, der kurze Zeit vor Eroberung von Conſtantinopel daſelbſt lebte, kein Athener aus der blühenden Zeit würde zu ſchämen gehabt haben. Außerdem erhielt ſich das echte Griechiſche noch immer als Büchersprache durch die Sorgfalt der Grammatiker in großer Reinheit. Die Unterjochung Griechenlands durch die Türken vollendete das Verderbniß der griechiſchen Sprache, welche in dieſer verdorbnen Geſtalt auch ſogar Bücherſprache zu werden anfing. Da es indeſſen noch immer gelehrte Griechen gibt, die ſich im alten Dialekt zu ſchreiben bemühen, und da die Sprache der Liturgie der griechiſchen Kirche nicht ganz und gar durch das allgemeine Verderbniß der griechiſchen Sprache gelitten hat, ſo gibt es jetzt dreierlei Arten von Griechiſch: 1. das gewöhnliche Neugriechiſche, wie es jetzt von den Griechen über drei Millionen Menſchen) geſprochen und in vielen ihrer Bücher geſchrieben wird; 2. die Kirchenſprache (lingua ecclesiastica), deren ſich die Prieſter

und zuweilen auch die Gelehrten in ihren Schriften bedienen; 3 das echte alte reine Griechiſche, deſſen viele neugriechiſche Gelehrte noch jetzt ſehr kundig ſind. Die Reiſenden, welche in neuern Zeiten Griechenland beſucht haben, richteten ihre Aufmerkſamkeit mehr auf die Reſte der alten Denkmäler, als auf jene ſelbſt in ihrer Verdorbenheit noch immer intereſſante Sprache. Erſt ſeit einigen Jahren hat ſich ein lebhafteres Intereſſe dafür gezeigt. Mehrere Engländer, die durch das Continentalſyſtem vom übrigen Europa ausgeſchloſſen waren, richteten ihre Wanderungen nach Griechenland und wendeten hier ihre Aufmerkſamkeit vorzüglich auch auf die neugriechiſche Sprache. So iſt z. B. eins der vorzüglichſten Werke entſtanden, das wir über dieſen Gegenſtand beſitzen in den Researches in Greece by William Martin Leake, London 1814. 4. Während die neugriechiſche Sprache reiſende Engländer beſchäftigte, arbeiteten einige gelehrte Neu-Griechen, vorzüglich von Paris und Wien aus, für dieſe Sprache, ihre Reinigung, ihre Ausbildung in Griechenland ſelbſt größeres Intereſſe zu erregen. Korai hat ſich unter dieſen Neu-Griechen am meiſten ausgezeichnet. Es hat ſich ein großer Bund: die Geſellſchaft der Menſchenfreunde, gebildet, der ſchon zwei Lyceen, eins zu Athen, das andere am Pelion in Theſſalien, errichtet hat. Wer jährlich drei Conventionsthaler zahlt, wird Mitglied und erhält einen kupfernen Ring mit einer Inſchrift; wer mehr zahlt, kommt in die Claſſe der Wohlthäter und erhält einen goldnen Ring. Diejenigen, welche beitreten wollen, ſenden ihre Namen mit den Geldbeiträgen an den Archimandriten Anthimos Gazi zu Wien, erſten Vorſteher des theſſaliſchen Lyceums. Bis jetzt hat ſich dieſe Geſellſchaft mit ihren Lyceen blos durch die Großmuth reicher Britten erhalten. Es würde höchſt undankbar ſein, wenn das übrige Europa nichts für eine Nation und Sprache thun wollte, der ſie die erſten Anfänge ihrer eignen Cultur zu verdanken hat. Seit 1816 erſcheint auch in Wien ein neugriechiſches Journal: *Ἑρμης ὁ λογιος*.

Neu-Guinea, große auſtraliſche Inſel, welche ſüdlich durch die Endeavour- und Torresſtraße von Neu-Holland, öſtlich durch die Dampiersſtraße von Neu-Britannien, und von Gilolo durch die Pittsſtraße geſchieden wird. Obgleich dieſe Inſel unter allen Ländern Auſtraliens am früheſten, — von ſpaniſchen Seefahrern 1528 und 1543 — entdeckt wurde, ſo iſt ſie doch bis jetzt noch ſehr unbekannt. Man weiß nicht, ob ſie aus einer oder mehreren Inſeln beſteht. Nur Forreſt legte ſich in einer Bai an dem nördlichen Ufer vor Anker, und Cook landete an der Südküſte. Dampier, Carteret, Bougainville, Dentrecaſteaux traten nicht ans Land, ſondern beſuchten nur einige benachbarte Inſeln. Le Maire und Schouten, welche den größten Theil der Nordküſte beſchifften, hatten mehrere Zuſammenkünfte mit den Eingebornen der benachbarten Inſeln, aber landeten auch nicht auf der Hauptinſel. Man ſchätzt die Größe von Neu-Guinea (148 — 170° öſtl. L. und 1 — 10° ſüdl. Br.) gewöhnlich auf 13,000 Q. M. Die Nordküſte hat mit allen ihren Ausbeugungen wahrſcheinlich eine Länge von 450 Meilen. An dem weſtlichen Ende deſſelben liegen mehrere kleine Inſeln, die im Zuſammenhange mit den molukkiſchen Inſeln ſtehen. Die Küſten erſcheinen hoch und bergig. Im Innern zeigen ſich hohe, zum Theil mit ewigem Schnee bedeckte Berge und rauchende Vulkane. In einigen Gegenden erheben ſich Gebirge in dreifacher Ordnung über einander. Die Beſchaffenheit dieſer Gebirge iſt zur Zeit noch völlig unbekannt. Es iſt eine alte

Sage, daß hier Gold zu finden ſei, indeſſen haben die Schiffer keins geſehen. Die Producte beſtehen in Schweinen, Hunden, Paradies- und Promeropsvögeln, Tauben, Papageien, Meergänſen, Fiſchen, Gewürznelken, Ingwer, Muskatnüſſen, Kokos, Betel, Sago, Brotfrüchten, Piſangs, Platanen, Bambus ꝛc. Die Einwohner gehören zu der negerartigen Race; ſie haben aufgeworfene Lippen, platte, breite Naſen, einen großen Mund, große Augen und glänzend ſchwarzes Wollhaar. Sie ſind ſtark gebaut und haben eine ſehr ſchwarze, rauhe Haut. Sie gehen faſt nackt. Einen dünnen Zeug, welcher aus den Faſern der Kokosnüſſe verfertigt wird und einem groben Tuche ähnlich iſt, binden ſie vorn um die Mitte des Leibes und ſchlagen ihn nach hinten zwiſchen die Schenkel durch zurück. Die Wohnungen ſind auf Pfählen gebaut, und aus denſelben geht eine lange Art von Brücken, ſo weit als die Fluth zu ſteigen pflegt. Eine ſolche Wohnung dient für mehrere Familien. Der Hausrath beſteht in einigen Matten, einem Heerde, einem irdenen Topfe ꝛc. Die Männer ſcheinen ſich blos mit Jagd und Kriegen zu beſchäftigen. Sie haben Pfeile und Bogen von Bambusrohr. Eine ſonderbare Waffe bemerkte Cook in einer Gegend bei den Einwohnern, indem ſie kurze Stöcke in der Hand hatten, welche ſie zu beiden Seiten ſchwenkten; in demſelben Augenblicke ſah man Feuer und Rauch, wie wenn eine Flinte losgeſchoſſen wird, aber es gab keinen Knall und dauerte nur kurze Zeit. Durch die Chineſen, welche mit den Einwohnern Handel treiben, ſcheinen einige Gebräuche der Religion des Fo hier Eingang gefunden zu haben. Die Reiſenden unterſcheiden dreierlei Arten von Einwohnern, nämlich Papuas (von der negerartigen Race), Haraforas, die auf Bäumen im Innern der Inſel leben ſollen, und Badſchuer oder Oran-Badſchus, ein wanderndes Fiſchervolk, die theils an den Mündungen der Flüſſe, dicht an den Küſten, theils auf den benachbarten Inſeln leben.

Neuhof (Theodor, Baron von), König von Corſica. Dieſer merkwürdige Mann ſtammte aus einer adelichen Familie in Weſtphalen. Sein Vater, Leopold von Neuhof, Hauptmann der biſchöflich-münſterſchen Garde, ſtarb 1695. Theodor von Neuhof lag anfangs im Jeſuitercollegio zu Münſter, und dann zu Cöln am Rhein den Studien ob. Er flüchtete von hier, nachdem er einen jungen Menſchen aus einem bedeutenden Hauſe im Zweikampf getödtet hatte, und nahm ſeinen Weg über Leyden und Utrecht nach dem Haag. Hier wendete er ſich an den ſpaniſchen Geſandten, durch deſſen Fürwort er vom König in einem Regiment, das zur Beſiegung der Mohren in Africa beſtimmt war, eine Lieutenantsſtelle erhielt, und worin er bald wegen ſeines Wohlverhaltens zum Hauptmann befördert wurde. Sein Unſtern wollte aber, daß er bei einem Ausfall aus der Feſtung in Oran in die Hände der feindlichen Mohren gerieth, von denen er dem Dey nach Algier ausgeliefert wurde, wo er 18 Jahre als Dolmetſcher Dienſte geleiſtet haben, und überdies zu den wichtigſten und geheimſten Angelegenheiten gebraucht worden ſein ſoll. Als die Corſicaner nach früher mißlungenen Verſuchen, ſich und ihre Inſel von den Bedrückungen Genua's zu befreien, im J. 1735 einen Plan zu einer gänzlich von Genua getrennten Regierungsform entworfen hatten, ſprachen ſie die Deys von Tunis und Algier um Hülfe an, die ihnen auch, unter des Barons von Neuhof Oberbefehl zwei Regimenter und alle Kriegsbedürfniſſe, die ihnen mangelten, zukommen ließen. Neuhof wurde von den Corſicanern mit

Dank und Freude empfangen, und 1736 von ihnen zum Herrn und König ihrer Inſel erklärt. König Neuhof wurde mit einer Krone von Lorbeeren gekrönt, ließ als Beweiſe ſeiner königlichen Macht und Gewalt Münzen von Kupfer und Silber ſchlagen, und ſtiftete einen Ritterorden unter dem Namen des Ordens der Erlöſung. Bald nachher, im November 1736, verließ er, um auswärtige Hülfe zu ſuchen, Corſica, kam auch ſchon im folgenden Jahre, und zwar mit vielem Kriegsgeräthe zurück, das er in Holland von einigen dortigen Handelshäuſern, denen er zu einem vortheilhaften Baumölhandel mit Corſica Hoffnung gemacht hatte, zu erhalten ſo glücklich geweſen war. Im J. 1738 kamen franzöſiſche Hülfstruppen auf Corſica an, unter deren Mitwirkung die Ruhe hergeſtellt wurde. Als aber dieſe im J. 1741 abzogen, entſtanden daſelbſt in des Königs Abweſenheit, der ſich bald in Holland, bald zu Florenz, bald in Venedig ſehen ließ, neue Unruhen, die ſein Brudersſohn, den er zu einem Prinzen von Geblüte hatte erklären laſſen, eben ſo wenig als ſein Vetter, der Baron von Droſt, der auf einer neapolitaniſchen Felouque auf der Inſel ankam, und zum Oberbefehlshaber ſämmtlicher Truppen ernannt wurde, zu dämpfen im Stande war. Baron Neuhof, oder vielmehr König Theodor, kam endlich im J. 1743 aus England an, beförderte und unterhielt die Beſtrebungen der Corſicaner, der genueſiſchen Partei zu widerſtehen, ſah ſich aber bald das Königreich zu verlaſſen genöthigt, und fand in einem Gefängniſſe in London, das ihm ſeine unbefriedigten Gläubiger zum Aufenthalte angewieſen hatten, ſeinen Tod.

Neu=Holland, das Continent Auſtraliens (ſ. d. Art.), und die größte Inſel der Erde, hat ſeinen Namen von den Holländern, die 1615 das Land wieder entdeckten, nachdem es beinahe ein Jahrhundert früher von den Portugieſen ſchon gefunden worden war. Neu=Holland liegt zwiſchen 130° bis 171° öſtl. L. und zwiſchen 10° 37′ bis 39° ſüdl. Br., wird durch die Straße des Torres von Neu=Guinea (wovon es nur 30 Meilen entfernt iſt) und durch die Baſſesſtraße von Van=Diemensland geſchieden und an ſeinen nördlichen, weſtlichen und ſüdlichen Küſten vom indiſchen, und an ſeinen öſtlichen Küſten vom ſogenannten ſtillen Meere oder dem großen Ocean umfloſſen. Die Größe wird auf 162,000 Q. M., wovon auf Van=Diemensland 1,250 kommen, geſchätzt, iſt alſo wenig von der Größe Europens verſchieden. Man kennt nur ſchmale Küſtenſtriche dieſes großen Landes. Auf der Süd=, Weſt= und Nordküſte erſchweren Untiefen oder heftige Brandungen das Landen. Es gibt daſelbſt keinen ſichern Hafen, und das ganze bis jetzt bekannte weſtliche Küſtenland ſcheint eine ſumpfige Niederung zu ſein. Einige Küſten haben ein rauhes, unfruchtbares Anſehn; andere enthalten große, fruchtbare Strecken, wo Pflanzen und Thiere, die dahin verſetzt worden ſind, trefflich gedeihen. Das noch wenig unterſuchte Innere enthält viele Gebirge, von welchen man die blauen Berge kennt, eine im Weſten der brittiſchen Colonie von Norden nach Süden fortſtreichende, wilde Gebirgskette, die jedoch die Schneelinie nicht erreicht. Sie zeigt überall unzugängliche Schluchten, ſehr hohe und ſteile Felſenwände und ſchauerliche Abgründe, ſo daß es erſt 1813 dem Britten Evans gelang, von der Colonie Sidney aus die blauen Berge zu überſteigen, worauf der Gouverneur Maquarie eine 100 engliſche Meilen lange Bergſtraße anlegen ließ, auf der er im J. 1815 zuerſt in das Innere eine Entdeckungsreiſe unternahm und die erſte weſtliche Niederlaſſung, die

Stadt Bathurſt, in einer ſehr fruchtbaren Gegend gründete. Das Klima iſt im Ganzen angenehm und dem Menſchen höchſt zuträglich. Oft iſt die Hitze im Sommer außerordentlich. Im Winter fallen heftige Regen. Stürme und Donnerwetter ſind beinahe zu allen Jahreszeiten außerordentlich häufig und heftig; auch Erdbeben hat man geſpürt. An großen Strömen fehlt es. Als der größte war bisher der Hawkesbury bekannt. Kürzlich jedoch haben die Britten einen Fluß der erſten Größe entdeckt, der eine Gegend von ungemeiner Schönheit durchſtrömt, die reich iſt an fettem Boden, Kalkſtein, Schiefer und gutem Bauholze. Die Britten nennen dieſen Fluß Lachlan, und man glaubt, daß es der ſchon früher nach den Quellen zu entdeckte Fluß Macquarie iſt. Er iſt ſchiffbar und nimmt mehrere beträchtliche Flüſſe auf. Im J. 1817 u. f. unterſuchte Lieutenant Oxley von Bathurſt aus den Lauf des Lachlan und des Macquarie; beide verloren ſich weſtwärts in einen großen Moraſt. Wahrſcheinlich nimmt ein ungeheurer Landſee, den man im Weſten ſah, alle Flüſſe des Binnenlandes auf. Das Land ſcheint nur 200 engliſche Meilen weit nach Weſten hin zu Niederlaſſungen geeignet zu ſein, dann weiter weſtwärts iſt alles eine große Waſſer-, Sumpf- und Dünenſteppe. An Meerbuſen, Baien und Buchten fehlt es Neu-Holland nicht. Der größte Meerbuſen iſt der von Carpentaria an der Nordküſte, der 80 Meilen breit und 120 Meilen lang iſt. Die Producte ſind: das Känguruh, der Wombat, das Schnabelthier, die Schweifthiere, der Dingo oder neuholländiſche Hund, das neuholländiſche fliegende Eichhorn, die Beutelmaus, Papageien, der neuholländiſche Caſuar, die prächtige Manura, das weiße Waſſerhuhn, der ſchwarze Schwan und andere Vögel, an den Küſten See-Elephanten, Haifiſche, Wallfiſche, Robben, Stachelrochen, Perlmuſcheln; aus dem Pflanzenreiche Palmkohl, Sago, Pfeffermünze, rothe und gelbe Gummibäume, eine Art Mahagonyholz, eine neue Art von Kajaputbaum, Yams, wilder Flachs ꝛc. Man hat Spuren von Eiſen und Kupfer, Granit, Porphyr, Baſalt, Kalkſtein, Steinkohlen, die in Bengalen und auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung abgeſetzt werden, und Steinſalz gefunden. In den europäiſchen Colonien gedeihen ſehr gut die europäiſchen Hausthiere, Getraidearten und Gartengewächſe, Obſt, Wein, Tabak, der dem weſtindiſchen nicht nachgibt, edle Südfrüchte, Hanf, Flachs und aus der heißen Zone hieher verpflanzte Gewächſe. Die Ureinwohner ſtehen auf der niedrigſten Stufe der Ausbildung und gehören zu der negerartigen Race. Sie gehen nackt oder leicht mit Thierfellen bekleidet, verzehren faſt Alles roh, ſchlafen meiſt unter freiem Himmel oder in einer erbärmlichen Hütte, oder verkriechen ſich in Felſenhöhlen, und ziehen ihre meiſte Nahrung aus den Flüſſen und dem Meere. Die Oſtküſte von Neu-Holland heißt **Neu-Süd-Wallis**. Hier haben die Britten ſeit 1787 eine Verbrechercolonie angelegt, die ſich nach und nach ſehr erweitert hat, ſo daß jetzt mehrere Städte ſich hier befinden, und ein Gouvernement von 3,300 □ M. entſtanden iſt, welches durch die Ueberſteigung der blauen Gebirge noch mehr vergrößert worden, und wozu auch die Colonien auf Van-Diemensland gehören. Nach dem Auſtralien-Magazin, welches zu Sidney erſcheint, betrug im Nov. 1818 die Bevölkerung 25,050 Seelen, davon 3,214 in Van-Diemensland. In Neu-Süd-Wallis waren 32,000 Acres Land bebauet, und an Vieh zählte man 3,600 Pferde, 55,450 Stück Rindvieh, 201,240 Schafe und 22,630 Schweine. Die Hauptſtadt Sidney liegt

an der Südſeite der herrlichen Port-Jackſons-Bai, iſt der Sitz des Gouverneurs, hat einen Hafen, eine Sternwarte, eine Mühle, die von einer Dampfmaſchine getrieben wird, eine Zeitungsexpedition, Schiffswerft, Magazine, 250 Häuſer und 2600 Einwohner, welche mehrere Fabriken, beſonders in Leinwand und Tuch, unterhalten. Auch wurde kürzlich hier eine Bank errichtet. Zwiſchen Neuholland, Neuſeeland und Otaheite iſt bereits ein lebhafter gegenſeitiger Handelsverkehr.

Neujahrsgeſchenke. Noch jetzt kann man im Orient Niemandem, am wenigſten einer höhern Perſon einen Beſuch abſtatten, ohne ein Geſchenk mitzubringen. Wie ſollte dieſes alſo nicht ſchon früh am erſten Tage des Jahres der Fall geweſen ſein! In Rom gehörte es zu den Vorrechten der Patricier, daß jeder Client dem Patricier, welchen er als Patron angenommen hatte, am Neujahrstage ein kleines Neujahrsgeſchenk bringen mußte. Die römiſchen Kaiſer verlangten einen Tribut dieſer Art von allen Einwohnern Roms. Caligula trat ſogar in eigner Perſon vor die Thür ſeines Palaſtes, um die Neujahrsgeſchenke einzuſammeln. Auch die älteſten Deutſchen kannten die Sitte der Neujahrsgeſchenke, welche ſich beſonders in Franken und Bayern am längſten erhalten hat. Doch wurden die Neujahrsgeſchenke nach Einführung des Chriſtenthums durch die Weihnachtsgeſchenke vermindert. In neuern Zeiten finden ſie meiſt nur gegen Geiſtliche (von ihren Beicht- und Pfarrkindern) und Aerzte (von ihren Apothekern) Statt. Daß die Gewohnheit höchſt verwerflich ſei, welche den geringern öffentlichen Dienern und andern Untergebenen verſtattet, Neujahrsgeſchenke als eine Accidenz ihrer Beſoldung einzuſammeln, iſt längſt anerkannt worden.

Neujahrswünſche. Der Urſprung unſrer, in den neueſten Zeiten durch bloße Viſitenkarten erleichterten Neujahrswünſche iſt bei den Römern zu ſuchen. Die Magiſtratsperſonen nahmen ſchon in den älteſten Zeiten am erſten Tage des Jahres eine feierliche Aufwartung an, die nicht, wie diejenigen, welche ſich die Patricier von ihren Clienten an demſelben Tage machen ließen, mit Geſchenken begleitet, ſondern auf eine bloße Ceremonie und Glückwünſchung eingeſchränkt war. Dieſer Gebrauch ging aus dem Heidenthum in das Chriſtenthum über, und da er nicht blos, wie anfänglich, in den Gränzen einer Ehrfurchtsbezeugung gegen Staatsbeamte ſtehen geblieben war, ſo wurde er eine wahre Laſt und in Deutſchland beſonders höchſt pedantiſch betrieben. Die gedruckten Neujahrswünſche, welche vor dreißig Jahren ſehr ſtark Mode waren, ſcheinen nach und nach wieder abzunehmen und zu einem Gegenſtand der vertraulichen Sitte oder der ſinnreichen Eleganz geworden zu ſein.

Neukomm (Sigismund), ein jetzt lebender genialer Componiſt, geboren den 10. Julius 1778 zu Salzburg, zeigte ſchon in ſeinem ſechsten Jahre große Fähigkeit zur Muſik. Sein Lehrer war der wackere Organiſt Weißauer in Salzburg, welchen er bald in ſeinem Amte unterſtützte. In ſeinem 15ten Jahre wurde er Univerſitätsorganiſt in Salzburg, wo er ſeine Studien fortſetzte. Sein Vater, Lehrer der Schönſchreibekunſt an derſelben Univerſität, trug für ſeine wiſſenſchaftliche und muſikaliſche Bildung große Sorge. Seine Mutter war mit der Gattin Michael Haydns verwandt, der ſich mit dem ihm eigenthümlichen Wohlwollen erbot, dem jungen Neukomm Unterricht in der Compoſition zu geben, und ihn öfters ſeine Stelle

als erſter Hoforganiſt verſehen ließ. Im 18ten Jahre wurde Neukomm als Correpetitor der Oper beim Hoftheater in Salzburg angeſtellt, welche Beſchäftigung in ihm den Entſchluß befeſtigte, ſich ausſchließend der Tonkunſt zu widmen. Im J. 1798 ging er nach Wien, wo ihn Joſeph Haydn auf Empfehlung ſeines Bruders zu ſeinem Schüler aufnahm, und wie ſeinen Sohn behandelte. Sieben Jahre benutzte er dieſe glückliche Lage mit dem ſteten Beſtreben, die Liebe ſeines Lehrers zu verdienen. Im J. 1804 reiſte er nach St. Petersburg, wo er als Capellmeiſter und Director der deutſchen Oper angeſtellt wurde. Eine ſchwere Krankheit nöthigte ihn dieſe Stelle aufzugeben, worauf er ſich ungeſtört muſikaliſchen Arbeiten widmete. Er wurde im J. 1807 zum Mitglied der Akademie der Muſik zu Stockholm und im folgenden Jahre zum Mitglied der philarmoniſchen Geſellſchaft zu St. Petersburg ernannt. Während ſeiner Anweſenheit in Petersburg führte er mehrere Werke von ſeiner Compoſition mit großem Beifall auf, konnte aber erſt auf einer Reiſe in ſein Vaterland 1808 auf Zureden der Kenner und beſonders ſeines würdigen Meiſters, Joſeph Haydn, zur Herausgabe einiger ſeiner Compoſitionen bewogen werden. Hierzu gehört vor Allem ſeine große Phantaſie für das ganze Orcheſter, ein eben ſo kühnes, als kräftig und ſicher ausgeführtes Werk, wodurch er ſich eine neue Gattung ſchuf (Leipz. bei Kühnel). Auch ſind von ihm ein ſchönes Quintett für Clarinette oder Oboe ꝛc. (Leipz. ebendaſ.) und mehrere kleinere Stücke (z. B. Schäfers Klagelied von Göthe, mit Begleitung des Pianoforte, Leipz. ebendaſ.) bekannt. Verſchiedene Stücke für das deutſche Theater, z. B. eine intereſſante declamatoriſche Muſik zu den Chören in Schillers Braut von Meſſina, und eine große Oper Alexander, ferner mehrere Cantaten (z. B. Circe), Pſalmen, Arien, Stücke für Pianoforte und blaſende Inſtrumente ſind noch Manuſcript. Alle ſeine Producte ſind eben ſo mannigfaltig und anmuthig, als originell, kräftig und gründlich behandelt; doch ſcheint er für die ernſte Gattung die meiſte Anlage zu haben. Sein neueſtes Meiſterwerk iſt ſein Requiem oder Missa pro defunctis (Leipz. bei Peters). Neukomm iſt zuletzt nach Frankreich und von da nach Braſilien gegangen, wo er ſich noch gegenwärtig befindet.

Neu-Mexiko, ſ. Mexiko.

Neumond, ſ. Mondphaſen.

Neunaugen, Bricken, Steinſauger, Petromyzon Fluviatile, gehören zu den Knorpelfiſchen. Sie ſind daumendick und fußlang, werden zu Lüneburg, in Meklenburg, Liefland, Pommern häufig in Flüſſen gefangen, mit Eſſig, Salz und Gewürzen eingelegt und in Fäſſern verſchickt. Man liebt ſie wegen ihres weichen Fleiſches. An der Seite des Kopfes hat die Bricke ſieben Oeffnungen, die man ſonſt für Augen anſah (daher der Name Neunauge), von denen man aber jetzt weiß, daß ſie zum Ausſpritzen des eingeſogenen Waſſers dienen. Steinſauger heißen ſie, weil ſie ſich mit Hülfe vieler kleinen Zähne an Klippen feſtſaugen können. F.

Neuplatoniker. Die Philoſophie des Plato (ſ. d. Art.), welche nach ihm in der Erkenntniß des Allgemeinen, Nothwendigen und Unbedingten, und des Zuſammenhanges und Weſens aller Dinge beſtand, enthielt ſowohl in den meiſten ihrer Sätze, als auch in der Form, in welcher ſie zuletzt von ihrem Stifter vorgetragen worden

war, den Keim zum Myſticismus und zur Schwärmerei, und aus Mangel an ſtrenger ſyſtematiſcher Form Begünſtigung des Synkretismus. Die Secte der Platoniker war unter allen, die aus der Sokratiſchen Schule ſtammten, die zahlreichſte. Allein ihr Eifer erſchlaffte, während andere neben ihnen, vorzüglich die Skeptiker, ein größeres Intereſſe zu erregen anfingen. Im 3ten Jahrhunderte nach Chr. Geburt erhob ſich aber unter den Platonikern eine eigene Secte, die der Neuplatoniker, auch der alexandriniſchen Neuplatoniker (weil ſie anfangs vorzüglich zu Alexandria zu Hauſe war). Der Schwung, den die platoniſche Philoſophie in einer veränderten Geſtalt jetzt auf einmal nahm, iſt aus dem Genie der erſten Neuplatoniker, des Ammonius Saccas und Plotinus, aus dem Mangel an Befriedigung, die man im Skepticismus geſucht hatte, aus dem Hinneigen des durch Luxus entarteten Zeitgeiſtes zur Myſtik und orientaliſchen Schwärmerei, und aus dem Beſtreben, dem immer mehr ſiegreichen Chriſtenthum durch eine philoſophiſche Begründung des Heidenthums einen Damm entgegenzuſetzen, zu erklären. Die Neuplatoniker ſtrebten nach dem Höchſten, nach Erkenntniß des Abſoluten und inniger Vereinigung mit demſelben, um dadurch die Beſtimmung des Menſchen, vollkommen gewiſſe Erkenntniß des Alls, Heiligkeit und Seligkeit zu erreichen, wozu nur Anſchauung des Abſoluten (θεωρια) führen ſollte. Ammonius Saccas aus Alexandrien, ein Mann von außerordentlichem Genie, der durch Laſttragen ſeinen Unterhalt verdienen mußte, erfüllte ſeine Schüler, unter denen Longin, der berühmte Kritiker, Plotin, Origenes und Herminius die vorzüglichſten waren, mit demſelben dichteriſch-philoſophiſchen Enthuſiasmus, von dem er ſelbſt durchdrungen war. **Plotin**, geboren zu Lykopolis in Aegypten 205 nach Chr. Geb., hat hauptſächlich die Theorie der neuplatoniſchen Philoſophie durch ſeine Schriften begründet. Er ging von dem Gedanken aus, daß Philoſophie nur dann möglich ſei, wenn das Erkennen und das Erkannte, Subjectives und Objectives, identiſch ſind, die Vernunft die Dinge an ſich unmittelbar aus ſich durch intellectuelle Anſchauung erkennt. Die Philoſophie ſoll nach ihm das Eine, was Grund und Weſen aller Dinge iſt, mit welchem ſie ſelbſt zum Theil identiſch iſt, aus ſich ſelbſt, nicht durch Denken und Reflexion, ſondern auf eine vollkommene Weiſe, durch Anſchauung, die dem Denken vorangeht, erkennen. Wie alle Philoſophien den Fehler haben, daß ihre erſten Sätze unerweisbar ſind (eine Philoſophie ohne dieſen Fehler würde mathematiſche Gewißheit haben und alle übrigen verdrängen), ſo hat man auch gefunden, daß die Philoſophie Plotins auf zwei unerweislichen Vorausſetzungen beruhe, daß nämlich das Abſolute, Ueberſinnliche der erkennbare Grund der Welt, und daß es durch intellectuelle Anſchauung, die noch vor dem Denken hergeht, erkennbar ſei. Unter den Schülern Plotins zeichneten ſich **Porphyrius** (Malchus) und **Amelius** aus. Jamblichus, ein Schüler des Porphyrius, hatte eine große Anzahl von Schülern, unter welchen Euſtathius, Aedaſius und der Kaiſer Julian die vornehmſten waren. In der Folge wurde **Athen** der Hauptſitz der Neuplatoniker. Unter den ſpätern Neuplatonikern zeichnete ſich Proklus aus Conſtantinopel (412—485) am meiſten aus. — Zwei Dinge ſind es hauptſächlich, wodurch die Neuplatoniker beſonders intereſſant werden. Einmal jene dichteriſch-philoſophiſche Erhabenheit des Gemüths, die dann am meiſten an-

ſpricht und in der Philoſophie auch nur dann erlaubt iſt, wann man alle übrigen dogmatiſchen Syſteme und zuletzt auch den Skepticismus durchwandert hat, ohne die geſuchte Befriedigung gefunden zu haben. Das Zweite was die Neuplatoniker auch dem Hiſtoriker intereſſant macht, iſt die Uebereinſtimmung, welche ſie ihrer Philoſophie mit der Urphiloſophie der Menſchheit, der älteſten Symbolik des Orients, den heidniſchen Gebräuchen aller Art (denen urſprünglich eine tiefe Philoſophie der Religion zum Grunde lag) und mit den älteſten philoſophiſchen Schulen zu geben ſuchten. Eben dieſes ihres Strebens wegen hat man bisher viele der von ihnen zur Unterſtützung dieſer Uebereinſtimmung beigebrachten hiſtoriſchen Notizen verworfen und behauptet, daß ſie in ihrem ſpätern Zeitalter nicht mehr Zeugen für Thatſachen abgeben könnten, die ſich zum Theil in das Dunkel der Geſchichte verlieren. Allein viele dieſer antiquariſchen und mythologiſchen Notizen, welche wir zuerſt und allein bei den Neuplatonikern finden, tragen zu ſehr das individuelle Gepräge der Wahrheit, als daß wir ſie als von ihnen erdichtet anſehen können, und ſie dürften daher leicht aus frühern echten Quellen geſchöpft ſein, welche für uns verloren gegangen ſind. Der Ueberdruß an der während des Mittelalters herrſchend geweſenen ſcholaſtiſchen Verſtandesphiloſophie und dialectiſchen Subtilität, und die Sehnſucht nach einer das ganze Weſen des Menſchen befriedigenden Philoſophie veranlaßten am Ende des funfzehnten Jahrhunderts das Wiedererwachen der platoniſchen Philoſophie in der Umbildung, die ſie durch die Neuplatoniker erhalten hatte. Der größte Geiſt in dieſer neuen, von den Mediceern zu Florenz begünſtigten italiſch platoniſchen Philoſophie war **Marſilius Ficinus**.

Neu-Schottland iſt der Name eines brittiſchen Gouvernements in Nordamerica, welches ſonſt mit dem Gouvernement Neu-Braunſchweig den Namen Acadien führte. Es begreift eine zwiſchen 43° 30′ und 48° nördl. Br. liegende Halbinſel, die durch die ſchmale Meerenge Canſo im Norden von der Inſel Cap Breton getrennt wird und blos im Weſten mit Neu-Braunſchweig zuſammenhängt. Der atlantiſche Ocean, welcher auf drei Seiten Neu-Schottland umgibt, macht hier tiefe Einſchnitte, worunter beſonders die Foundy-bai tief eindringt. Ebbe und Fluth ſind hier ſo reißend, daß das Waſſer nicht ſelten auf vierzig Fuß Höhe ſteigt. Die Größe dieſes Gouvernements beträgt 653 Q. M., worauf 80,000 Menſchen wohnen, die größtentheils brittiſchen Urſprungs ſind, doch gibt es auch viele Deutſche und Franzoſen. Die Halbinſel hat von weitem wegen ihrer hohen und felſigen Küſten ein rauhes Anſehen. Das Innere hat blos geringe Hügelketten, iſt ſtark bewaldet und blos an den Küſten und Flüſſen angebaut; doch iſt der Boden ſehr fruchtbar. Das Klima iſt ziemlich gemäßigt, an den Küſten feucht und nebelig. Da, wo der Anbau ſtärker iſt, die Waldungen gelichtet und die Sümpfe ausgetrocknet worden ſind, ſpürt man ſchon eine merkliche Veränderung und eine geſündere Atmoſphäre als zuvor. Schnee fällt genug, aber der Himmel iſt, beſonders in den ſüdlichen Theilen, klar, und der Sommer heißer als in England. Die Kälte dauert vier bis fünf Monate. Die Wälder liefern im Ueberfluß Eichen, Tannen, Fichten, Cedern, Buchen, Zuckerahorn ꝛc. Man bauet Getraide, Erbſen, Bohnen, Hanf, Flachs, Gartengewächſe, Obſt. Beſonders wird Mais gewonnen. An Vieh,

Fiſchen und Pelzthieren iſt kein Mangel. Die benachbarten Sandbänke wimmeln von Stockfiſchen. Biber, Fiſchottern, Lachſe, Schellfiſche, Hummern, Makreln, Störe, Heeringe werden in Menge gefangen. Hauptartikel des Handels ſind: Pelzwerk, Holz, Fiſche, auch etwas Potaſche. Der Gewerbfleiß iſt von keiner Bedeutung. Außer Viehzucht und Ackerbau wird mit Erfolg Fiſcherei getrieben. Auch werden Schiffe gebaut. Die gewöhnlichſten und unentbehrlichſten Handwerker findet man. Das Land hat viele und gute Häfen. Dem Gouverneur ſind ein Rath und eine Verſammlung beigegeben, welche aus zwölf von den dazu berechtigten Gutsherren erwählten Repräſentanten des Volks beſteht. Neu Schottland zerfällt in ſieben Grafſchaften. Die erſte Entdeckung dieſes Landes wurde von Sebaſtian Cabot im J. 1497 gemacht, einem Venetianer, der in Dienſten Königs Heinrich VII. von England ſtand. Da die Engländer indeſſen die Cultur des Landes vernachläſſigten, ſo ließen ſich auch Franzoſen daſelbſt nieder, welche aber im J. 1613 von den Engländern vertrieben wurden. Sieben Jahre lang blieb das Land ohne alle europäiſche Niederlaſſung. König Jacob I. ſchenkte es hierauf (1621) dem ſchottiſchen Ritter Sir William Alexander Menſtrie, nachherigem Grafen von Sterling und Staatsſecretär von Schottland, von dem es Neu Schottland genannt wurde, weil Schotten es anbauen und bevölkern ſollten. Allein dieſe Culturverſuche blieben unausgeführt. Nachdem Frankreich vermittelſt eines zwiſchen Carl I., Könige von England, und Ludwig XIII., Könige von Frankreich, geſchloſſenen Tractats im J. 1632 in den Beſitz von Neu-Schottland gekommen war, erhielt es ſich darin bis zum J. 1654, wo die Franzoſen durch Cromwell wieder daraus vertrieben wurden. Indeſſen wurde das Land durch den Tractat von Breda 1667 von Carl II. abermals an Frankreich abgetreten. Im J. 1690 eroberten während des Kriegs zwiſchen Frankreich und England die Einwohner von Neu-England die Provinz Neu-Schottland für England. Die völlige Abtretung von Seiten Frankreichs erfolgte im Utrechter Frieden (1713), jedoch ohne genaue Angabe der Grenzen. Dieſes verurſachte in der Folge unaufhörliche Streitigkeiten zwiſchen beiden Mächten, welche endlich den Ausbruch des Kriegs von 1755 veranlaßten, mit welchem der im folgenden Jahre ausgebrochne ſiebenjährige Krieg zuſammenhing. Dieſer Krieg wurde von Seiten Frankreichs ſo unglücklich geführt, daß es im Frieden von Fontainebleau 1763 Acadien ganz nach den von England beſtimmten Gränzen abtreten mußte. Halifax, die Hauptſtadt, liegt am Meere, iſt gut gebaut und hat einen prächtigen Gouvernementspalaſt, einen ſehr ſichern und guten Hafen, worin Kriegsſchiffe liegen können, wichtige Schiffswerfte, 1000 Häuſer und 8000 Einwohner, welche Handel mit Nordamerica und Weſtindien treiben. — Es gibt auch noch ein Neu Schottland, welches ein Flecken bei Danzig oder eine Vorſtadt dieſer Feſtung iſt und in den Belagerungsgeſchichten derſelben oft erwähnt wird.

Neu-Seeland, anſehnliches Land in Auſtralien vom 34° bis 48° ſüdl. Breite und vom 183° bis 197° öſtl. Länge, das durch die Cooksſtraße in zwei Inſeln getheilt wird, welche zuſammen 4,300 Q. M. enthalten, und wovon die nördliche Eaheinomauwe und die ſüdliche Tovy oder Tavai-Poenamoo heißt. Der erſte Entdecker war der Holländer Tasman, welcher 1642 an der öſtlichen

Küſte hinfuhr, aber nicht landete, weil er von den Einwohnern feindlich empfangen wurde. Die nähere Kenntniß dieſes Landes verdankt man Cook, welcher auf ſeinen dreimaligen Weltumſegelungen daſſelbe beſuchte. Nach ihm iſt es von mehreren Seefahrern beſucht worden, die uns ſchätzbare Nachrichten über das Land und die Bewohner geliefert haben. Doch beſchränkt ſich unſere Kenntniß blos auf die Küſtenſtriche. Die ſüdliche Inſel iſt ein ſehr gebirgiges, unfruchtbares und wenig bevölkertes Land, wo die Gipfel der Gebirge mit Schnee bedeckt ſind, und die Felſen, künſtlich behauenen Wänden gleich, bis an das Meer reichen, ohne Häfen oder Buchten zu bilden, und ohne irgend eine Spur von der Mündung eines Fluſſes zu zeigen. Die nördliche Inſel hat ein freundlicheres Anſehen. Die Berge, worunter der nach Forſter 14,750 Fuß hohe Pic Egmont, ſind weniger ſchroff und mehr mit Holz bedeckt, und Ebenen nebſt von kleinen Flüſſen und Bächen bewäſſerten Thälern bringen eine angenehme Abwechſelung hervor. Auch ſind an den Küſten Häfen und Baien. Das Klima iſt gemäßigt. Stürme, Waſſerhoſen und Gewitter ſind hier ſo häufig als heftig. Die Winde wechſeln oft in der Richtung, welches durch die hohen mit Schnee oder ewigen Nebelwolken bedeckten Gebirge bewirkt zu werden ſcheint. Die Producte Neu-Seelands ſind: wenige Säugthiere (Hunde, Ratten und Fledermäuſe), eine große Menge von Vögeln, ſehr viele Fiſche und Schalthiere, desgleichen Wallfiſche, Seebären und Seelöwen. Aus dem Pflanzenreiche fand Forſter 250 neue Gewächſe. Zu den nützlichen Gewächſen gehören: neuſeeländiſcher Flachs, der einen vortrefflichen Faden gibt, wilder Sellerie, Arumwurzeln, Pataten, Theemyrthen, Sproßtannen (die Blätter von beiden geben einen antiſcorbutiſchen Thee), Kohlpalmen, überhaupt nur wenige fruchttragende Bäume. Ferner findet man Marmor, Granit, Quarz, Feuerſteine, Chalcedone, Achate, Eiſenſtein und Ocher. Ein merkwürdiges Product iſt der Jade oder orientaliſche Nierenſtein, woraus die Einwohner ihre Waffen bereiten, daher er auch ein Gegenſtand des innern Handels iſt. Die Einwohner (etwa 100,000), gehören zu der zweiten Hauptrace der Auſtralbewohner, die mit der malajiſchen Aehnlichkeit hat. Sie ſind groß und ſtark, größtentheils von brauner Farbe. Beide Geſchlechter haben angenehme Geſichtszüge; in ihrem Betragen gegen einander zeigen ſie ſich leutſelig; nur gegen ihre Feinde ſind ſie unverſöhnlich und ſchenken ihnen nie das Leben. Sie führen oft Kriege, und verzehren auch die gefangenen Feinde. Beide Geſchlechter tätowiren ſich und bezeichnen den Leib mit ſchwarzen Flecken und ſchneckenförmigen ſchwarzen Furchen, beſonders die Männer, wodurch ſie ein abſcheuliches Anſehen bekommen. Ihre Kleidung beſteht in einer groben zottigen Matte, von einer Art von Schwertlilie verfertigt. Ihre Wohnungen ſind einfach und bilden Dörfer, welche ſämmtlich auf ſteilen Landſpitzen oder Bergen liegen, und mit einer doppelten Einfaſſung von Palliſaden und einem Graben, ſo wie auch mit Thoren, verſehen ſind. Im Innern des Dorfes ſieht man einen freien Platz mit drei öffentlichen Gebäuden und einer Art Statue, welche die Mitte des Platzes zieret. Sie bauen ſich große Piroguen mit allerlei Schnitzarbeit, und beſchäftigen ſich, beſonders in den nördlichen Gegenden, mit Ackerbau und Weberei. Sie haben Oberhäupter, Prieſter und einige Religionsvorſtellungen.

Neuſiedler See, ungariſch **Fertö**, auch Nuſter- und Oedenburger See in Ungarn, zwiſchen der Oedenburger und Wieſelburger Geſpannſchaft, 4 Meilen lang, 2 bis 2½ Meilen breit, hat ohne den Hanſag 13 Meilen im Umfange, mit dieſem doppelt ſo viel, und iſt 9 bis 13 Fuß tief und ſalzig. Man findet darin Karpfen, Hechte, Welſe, Karauſchen, und in dem großen Rohrgebüſche eine Menge wilder Gänſe und Enten, Rohrhühner, Schnepfen ꝛc. Das Rohrwerk benutzen die Einwohner der benachbarten Ortſchaften zur Deckung der Häuſer und zur Feuerung. Die gräflich Szecheniſche Familie hat über dieſen See das Waſſerrecht, und die Fiſcher müſſen jährlich etwas Gewiſſes an die Herrſchaft abgeben. Weſtlich iſt dieſer See mit Reben, Waldhügeln und Bergfluren begrenzt, öſtlich verflacht er ſich in beſchilfte Moräſte. Die ſüdöſtliche Grenze des 8 Q. M. großen Sees bildet ein 6 Q. M. großer Sumpf, auf ungariſch Hanſag genannt. Ein 10,400 Schritte langer Damm, auf deſſen Rücken eine Fahrſtraße führt, trennt den offenen See von dem Hanſag, welcher ſich weit in die Raaber Geſpannſchaft erſtreckt und eigentlich als Theil und Fortſetzung des Sees ſelbſt betrachtet werden muß. Dieſer Sumpf iſt eigentlich eine kaum drei Fuß hohe ſchwimmende Erdlage, unter welcher das Seewaſſer fluthet; er wankt unter den Füßen und läßt den, der ihn betritt, fürchten, zu verſinken. Er hat viele offene Teiche oder vielmehr Seen, unter denen der Königſee der größte und tiefſte iſt. Auch der Fluß Rabnitz fließt aus demſelben hervor, und geht in die Donau. Der Hanſag enthält viel Rohrgebüſch und Raſen, auf welchem jährlich viele hundert Fuhren Heu gemacht werden. In ſtrengen Wintern können die Beſitzer dieſer Wieſen ihr Rohrwerk und Heu bei froſtiger Witterung nach Hauſe führen; iſt der Winter aber gelinde, ſo werden nur Schafe und Hornvieh hingetrieben, die hier überwintern und den Vorrath des Heues verzehren, weil man mit keinem Laſtwagen im Stande iſt dieſe Wieſen zu befahren. An den Ufern des Sees und zwar auf der Seite gegen Wieſelburg findet man alkaliſches Salz. Es liegt in den Frühlings-, Sommer- und Herbſtmonaten vor Sonnenaufgang auf der Oberfläche der Erde als ein friſchgefallener Schnee und wird eingeſammelt.

Neuſüdwales, ſ. **Neuholland**.

Neutraliſiren, Neutraliſirung, ein Kunſtausdruck der Chemie. Wenn wir eine gegebene Quantität Schwefelſäure mit Waſſer vermiſcht nehmen und davon nach und nach einzelne Doſen mit einer Auflöſung von Soda vermiſchen, ſo werden wir bei der nach jedesmaliger Beimiſchung anzuſtellenden Unterſuchung finden, daß die Soda die Eigenſchaften einer dem Geſchmacke bemerkbaren Säure annimmt, welche Vegetabilien blau färbt. Dieſe Eigenſchaften nehmen nach jeder neuen Beimiſchung der alkaliſchen Auflöſung ab und verſchwinden zuletzt ganz. Setzen wir die Beimiſchung zu der Soda fort, ſo nimmt die Miſchung allmählig alkaliſche Eigenſchaften an, verwandelt blaue Vegetabilien in grüne und bekommt einen urinartigen Geſchmack. Dieſe Eigenſchaften zeigen ſich immer ſtärker, je größer die Quantität von Soda iſt, mit welcher die Miſchung geſchieht. Aus dieſem ganzen Proceß geht hervor, daß, wenn Schwefelſäure und Soda mit einander gemiſcht werden, die Eigenſchaften der einen Subſtanz die der andern nach dem Verhältniſſe ihrer

Quantität überwiegen, und daß, wenn dieſe Verhältniſſe völlig gleich ſind, beide Subſtanzen ihre eigenthümlichen Eigenſchaften wechſelſeitig zerſtören oder die Sichtbarwerdung derſelben verhindern. Wenn nun Subſtanzen auf dieſe Weiſe ihre eigenthümlichen Eigenſchaften wechſelſeitig aufheben oder verbergen, ſo ſagt man, daß ſie ſich neutraliſiren (von neutrum, keins von beiden) und nennt dieſen chemiſchen Proceß Neutraliſation oder Neutraliſirung. Sie findet bei ſehr vielen Körpern Statt, doch zeigt ſie ſich am ſtärkſten und wurde zuerſt beobachtet an Erden, Säuren und Alkalien. Man vergleiche den Art. Mittelſalze. Man hat das Wort neutraliſiren zuweilen auch in politiſcher Bedeutung genommen, in welcher es mit Neutralität zuſammenhängt und ſo viel bedeutet, als Jemanden neutral machen. So ſagt man, eine gewiſſe Macht wolle eine andere in gewiſſen Streitigkeiten oder Kriegen neutraliſiren, d. i. in den Zuſtand der Parteiloſigkeit verſetzen oder unthätig, unwirkſam machen.

Neutralität nennt man im Allgemeinen denjenigen Zuſtand, nicht ſowohl des Gemüths, als der äußern Verhältniſſe, in welchem die Verlautbarung des Urtheils über einen gewiſſen Gegenſtand, ſie mag nun durch Thaten oder Worte geſchehen, zurückgehalten wird. Man kann die ſtrengſte Neutralität beobachten und doch von der Unparteilichkeit weit entfernt ſein; man kann aber auch vollkommen unparteiiſch und doch nicht neutral ſein. Der Unparteiiſche kann es ſeinen Umſtänden oder gar der Pflicht gemäß finden, ſich für eine offenbar gerechte Sache zu erklären; der Neutrale hingegen ſetzt ſich vor, ſelbſt zwiſchen dem Gerechten und Ungerechten äußerlich nicht zu entſcheiden. Im völkerrechtlichen Sinne verſteht man darunter den Zuſtand eines Volkes, welches an dem Kriege zweier benachbarten Völker weder mittelbar noch unmittelbar Antheil nimmt, ſondern während des Kampfes beider, über deſſen Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit es äußerlich nicht entſcheidet, ſeinen eigenen Friedenszuſtand behauptet. Um ſich dieſe Nichttheilnahme an dem Kriege zu erhalten, muß ein ſolches Volk oft gegen die benachbarten kriegführenden Völker eine drohende Stellung annehmen, um jeden möglichen Angriff des einen und andern im Nothfalle mit Gewalt abzuhalten; eine ſolche Neutralität heißt dann eine bewaffnete. Eine ſolche kam 1780 in dem engliſch-franzöſiſchen Kriege auf Rußlands Betrieb zu Stande. Aus dem neutralen Zuſtande eines Volks gegen zwei kriegführende entſpringen gewiſſe gegenſeitige Rechte und Pflichten. Das Hauptſächlichſte derſelben beſteht in Folgendem. Ein neutrales Volk darf einem Jeden der kriegführenden alles Dasjenige leiſten, was es ihm nicht nothwendiger Weiſe in der Abſicht leiſtet, um ſeine Kräfte gegen ſeinen Feind zu verſtärken, folglich keine Lieferung von Truppen, Waffen, Munition u. ſ. w., oder es darf wenigſtens dem einen nicht abſchlagen, was es dem andern bewilligt, z. B. Durchzüge, Lebensmittel u. ſ. w. Mit jedem der kriegführenden Völker darf das neutrale alle Völkerverträge, ſelbſt während des Krieges, eingehen, wofern ſie nicht nothwendig in Beziehung auf den wirklichen Krieg ſtehen, oder deren Abſchließung und Erfüllung nicht nothwendiger Weiſe einen Krieg vorausſetzt. Damit indeß der neutrale Staat von den kriegführenden auf keinerlei Weiſe in ſeinen Rechten gekränkt werden möge, ſo bleibt ſtets das Gerathenſte, durch

Neutralitätsverträge mit den kriegführenden Staaten ſich in Rückſicht auf die zu beobachtende Neutralität feſt zu ſetzen, indem hier aus leicht begreiflichen Urſachen die ſtreitigen Fälle ſich gar ſehr häufen. Zu dieſen ſtreitigen Fällen gehören vornämlich folgende: Ob der neutrale Staat den kriegführenden Werbungen, Geldanleihen und Handel geſtatten könne; welche Waaren eigentlich als Contrebande zu betrachten ſeien; ob man dieſelben confiſciren dürfe; ob die Durchzüge durch neutrales Gebiet zu geſtatten ſeien; wie man ſich bei Erzwingung derſelben zu verhalten habe; welche Sicherheit deshalb zu fodern ſei; vom Schadenerſatz bei Feindſeligkeiten im neutralen Gebiet u. ſ. w. Bei Seekriegen kommen die Fragen wegen Viſitirung neutraler Schiffe, wegen feindlicher Effecten auf einem neutralen, und neutraler Effecten auf einem feindlichen Schiff u. ſ. w. in Anregung. Die neueſten Kriege und das ſogenannte Continentalſyſtem haben vielfache Veranlaſſung gegeben, alle die ſtreitigen Puncte neuerdings zu beſprechen und zu unterſuchen. Was aber helfen alle Unterſuchungen, wo die Gewalt des Rechts ſpottet? Gut iſt es freilich auch ſchon, daß die Gewalt wenigſtens in der öffentlichen Meinung Unrecht behält. — Ueber die bewaffnete Neutralität vom J. 1780, zu welcher wohl Graf Bernſtorf die erſte Idee gegeben hat, ſ. Mémoire sur la neutralité armée etc. par le Comte à Goerz, Basle 1801; — Dohms Materialien für die Statiſtik Th. VI. 1782. und desſelben Denkwürdigkeiten meiner Zeit B. II. Cap. 12. 1815.

Neutralſalze, ſ. Mittelſalze.

Neuwied, die Haupt- und Reſidenzſtadt der Grafſchaft Neuwied (3 Q.M. 11,000 Einw.) am Rhein, über welchen hier eine fliegende Brücke geht, und welcher in dieſer Gegend ſelten zufriert, eine Stunde von Andernach, drei Stunden von Coblenz, in einer ſchönen Ebene, wo an beiden Ufern die bis Coblenz den Rhein begleitenden Berge ſich zurückgezogen haben und dieſe Ebene begrenzen. Die kaum ein Jahrhundert alte Stadt hat breite, ſich in rechten Winkeln durchſchneidende Straßen, freundliche Wohnungen, und iſt voll Leben und Gewerbfleiß. Der Fürſt Alexander von Neuwied hob den Ort dadurch, daß er allen Anſiedlern freie Religionsübung geſtattete; daher findet man hier unter den Einwohnern Proteſtanten, Katholiken, Herrnhuter, Mennoniten, Quäker, Inſpirirte und Juden. Neuwied hat 700 Häuſer und 4 400 Einwohner, welche vielerlei Fabriken in Seide, Baumwolle, Wolle, Hüten, Tapeten, Strümpfen, Meublen, Blech, Sanitäts- und Kochgeſchirr betreiben. Unter den Fabriken hat die Kunſttiſchlerei vorzüglich durch den berühmten Röntgen einen hohen Grad von Vollkommenheit erlangt. Mit Röntgen hatte ſich eine Zeit lang der geſchickte Uhrmacher Kinzing verbunden. Mit dieſen Fabriken, ſo wie mit Eiſen, Gußwaaren, Pottaſche, Pfeifenerde, Bleichert ꝛc., treibt die Stadt Handel auf dem Rheine. Sehenswerth ſind in der Stadt das Reſidenzſchloß mit einer höchſt intereſſanten Sammlung von römiſchen Alterthümern, welche in der Umgebung der Stadt gefunden wurden, als Speere, Pfeile, Trinkgläſer, Schlüſſel, Spiegel, Ringe, Armbänder, Haarnadeln, Schreibgriffel, Inſchriften, Götterbilder; ferner der Hofgarten und das Haus der mähriſchen Brüdergemeinde oder Herrnhuter. Außerhalb der Stadt verdienen Aufmerkſamkeit die

Ueberreſte einer Römerſtadt und römiſcher Straßen, und das Luſtſchloß Monrepos. Die Erſtern wurden 1791 entdeckt. Hinter Biber, eine halbe Stunde von Neuwied, auf einer Anhöhe, fand man zuerſt die Spuren eines Caſtells. Das Caſtell iſt 631 Fuß breit, 840 Fuß tief und mit einer 5 Fuß dicken, ſehr feſten Vertheidigungsmauer, welche vorſpringende Thürme hat, umgeben. Im innern Raume deſſelben iſt ein geräumiges Badehaus, deſſen ehemalige Schönheit noch aus den Ruinen erkannt wird. Das um das Caſtell herliegende Feld iſt voll von Trümmern römiſcher Architektur, über welche der Pflug hingeht. Das Luſtſchloß Monrepos liegt auf einem Berge, eine Stunde nordöſtlich von der Stadt. Das Schloß iſt ein einfaches Gebäude von einem Stockwerk und bietet eine weite und mannigfaltige Ausſicht dar. Hinter demſelben iſt ein Luſtwald, der ſich in ſieben Schattengänge theilt. Am Ende des einen Ganges wird man durch ein tiefliegendes, romantiſches kleines Thal überraſcht, wo an einem klaren Waldbache einige freundliche Häuſer ſtehen. Neuwied ſteht unter preußiſcher Hoheit und gehört zum Regierungsbezirke Coblenz der Provinz Niederrhein.

Neu-York, eine von den Provinzen des vereinigten nordamericaniſchen Freiſtaats. Dieſe Provinz, welche urſprünglich eine engliſche Kolonie und von England abhängig war, erhielt während der ſtürmiſchen Regierung des ſpäter hingerichteten Carls I. von der niederländiſchen Compagnie in Holland, welche ſich des Landes bemächtigt hatte, den Namen Neu-Belgien oder Neu-Niederland. Indeß kehrte das Land unter der Regierung Carls II. wieder unter engliſche Herrſchaft zurück, anfangs mittelbar, indem Carl II. es ſeinem Bruder, dem Herzog von York, ſchenkte, und endlich unmittelbar 1689. Von Zeit zu Zeit äußerte ſich indeſſen in der Provinz Mißvergnügen mit der engliſchen Oberherrſchaft wegen der eingeführten Abgaben, beſonders bei Gelegenheit der Stempeltaxe im J. 1765. Als endlich 1775 ein faſt allgemeiner Aufſtand in den engliſchen Colonien in Nordamerica ausbrach, nahm auch die Provinz Neu-York Theil daran, ungeachtet die Hauptſtadt der Provinz von 1776 an während des ganzen americaniſchen Kriegs von engliſchen Truppen beſetzt war, bis endlich durch den Frieden von 1783 das ganze Land als integrirender Theil des neuen americaniſchen Freiſtaates anerkannt wurde. — Neu-York gränzt gegen Norden an den Ontario-See und Canada, gegen Oſten an Vermont, Maſſachuſets und Connecticut, gegen Süden an den atlantiſchen Ocean, Neu-Jerſey und Penſylvanien und gegen Weſten an den Eriſee und Obercanada. Es enthält 2,100 Q. M. und zählte (1817) 1,486,739 Einwohner, da es hingegen 1810 nur 918,690 Einwohner hatte. Der ſehr abwechſelnde Boden iſt größtentheils gut, vorzüglich im Weſten. Gegen Südoſten iſt die Oberfläche mit angenehmen Anhöhen vermiſcht, in der Mitte bergig, indem die Alleghanygebirge ſich hindurchziehen; gegen Nordweſten wellenförmig, gegen die Seen hin flach und hügelig am ſüdlichen Ende. Das Land hat eine reichliche Bewäſſerung, denn außer den Seen Ontario, Erie, Champlain und Oneida, durchfließt der ſchiffbare Hudſon mit dem Mohawk das Land. An der nördlichen Gränze ſind der Lorenzſtrom und an der ſüdlichen der Susquehannah, Delaware und Alleghany. Das Klima iſt im Südoſten veränderlich; zwiſchen den Gebirgen iſt der Winter lang und ſtreng;

im Weſten iſt das Klima gemäßigter und angenehm. Nur ein Theil des Bodens wird zum Ackerbau benutzt und bringt vorzüglich Waizen; außerdem andere Getraidearten, Flachs, Hanf, Obſt, Gartengewächſe und Holz hervor. Es fehlt auch nicht an den gewöhnlichen Hausthieren, Wild, Geflügel, Fiſchen und Bienen. Vortreffliche Weiden finden ſich überall. Das Mineralreich enthält Eiſen, Blei, Kupfer, Zink, Marmor, Quaderſteine, Kalkſtein, Schiefer, Gyps, Talkſtein, Schwefel. Die Induſtrie liefert vorzüglich Tücher, Leder, Branntwein, Papier, Hüte, Glas, Pulver, Zucker, Oel und Eiſengeräthe. Die Ausfuhr iſt beträchtlich und überhaupt der Handel ſehr bedeutend. Die ausübende Gewalt iſt in den Händen eines Gouverneurs und Lieutenant-Gouverneurs, welche beide auf drei Jahre gewählt werden. Die geſetzgebende Gewalt iſt einem Senate, deſſen Mitglieder auf vier Jahre, und einem Hauſe der Repräſentanten, die jährlich erwählt werden, anvertraut. Die Hauptſtadt Neu-York iſt eine der wichtigſten Städte der vereinigten Staaten. Sie liegt auf einer Inſel, an der Mündung des Hudſonsfluſſes und hat dreiunddreißig Kirchen, worunter ſich die Pauls- und Dreieinigkeitskirche auszeichnen, 9000 Häuſ. und 130 000 Einw. worunter 9000 freie Neger, 15000 Engländer und 7000 Fremde. Sie iſt meiſtens gut und regelmäßig gebaut; unter den Gebäuden iſt Föderalhall der ſchönſte Palaſt, wo Waſhinton an der Spitze des Congreſſes den 30. April 1780 Treue der Conſtitution ſchwor. In Neu-York befindet ſich der Sitz der Regierung und der hohen Gerichtshöfe. Von den wiſſenſchaftlichen Anſtalten bemerken wir: die Univerſität (Columbia-Collegium), mit einer Bibliothek, Muſeum, anatomiſchem Theater und Druckerei, ferner eine lateiniſche Schule, zwei Zeichenſchulen, eine Geſellſchaft zur Beförderung nützlicher Kenntniſſe, eine mediciniſche und ökonomiſche Geſellſchaft. Mancherlei Fabriken werden hier unterhalten, als in Tuch, Hüten, Leder, Zucker, Gold-, Silber- und Eiſenwaaren ꝛc. Wichtiger noch als die Induſtrie iſt der Handel, zu deſſen Beförderung fünf Banken, neun Aſſecuranzgeſellſchaften, das Handelscollegium, der vortreffliche Hafen und Rhede mit ſchönen Kaien, Docken, und die Schiffswerften dienen. Die jährliche Einfuhr ſteigt auf 56 Millionen Dollars, und in manchen Jahren laufen an 2000 Schiffe ein. Dieſer große und ausgebreitete Handel wird nach Europa, Oſt- und Weſtindien und China getrieben. Auch befinden ſich 30 Buchhändler und 20 Druckereien hier, jährlich wird eine Buchhändlermeſſe gehalten. Viele geſchmackvolle Landhäuſer umgeben die Stadt.

Nevrologie, die Nervenlehre, ſ. Anatomie.

Newa, ein fiſchreicher Fluß im Gouvernement St. Petersburg, iſt eigentlich der Abfluß des Ladoga-Sees, kommt bei Schlüſſelburg aus dem Ladoga-See, durchſtrömt in mehrern Armen (namentlich die große und die kleine Newa) die Hauptſtadt Petersburg und ergießt ſich nach einem Laufe von 9 Meilen, von ſeinem Entſtehen an gerechnet, in den kronſtädtiſchen Meerbuſen. Die Newa erhält durch den Woxa die Gewäſſer des Saima, und durch den Wolchow die Gewäſſer des Ilmen-Sees. Sie iſt ungefähr 200 Faden breit und 2 Faden tief und kann folglich große Schiffe tragen, die daher auch oft auf der Werfte von Petersburg erbaut werden. Man

rühmt das Waſſer dieſes Fluſſes wegen ſeiner Klarheit und Leichtigkeit, weshalb es in Petersburg ſelbſt zum Trinken und zur Bereitung der Speiſen gebraucht wird. Dieſer Fluß iſt in Petersburg mit herrlichen Brücken geziert, denen der Eisgang, welcher gewöhnlich erſt im April eintritt, oft ſehr gefährlich wird. Jährlich gehen mehr als 1000 Barken aus der Reſidenz auf dieſem Fluſſe in das Innere des Reichs ab, und eben ſo viele verſorgen St. Petersburg mit den Producten des innern.

Newcaſtle, Hauptſtadt der Shire Northumberland in England, die auch Newcaſtle upon Tyne genannt wird, um ſie von Newcaſtle under Line in Staffordſhire zu unterſcheiden. Sie liegt zehn Meilen von der Mündung des Fluſſes Tyne, am nördlichen Ufer deſſelben. Die Anſicht der Stadt iſt ſehr mahleriſch. Rechts und links liegen am diesſeitigen Ufer des Fluſſes hin zahlreiche Manufacturen und Fabriken, Glashütten und Eiſengießereien. Am jenſeitigen Ufer dehnt ſich bis zu einer beinahe unabſehbaren Weite der breite Kay hin, auf dem ein unaufhörliches Gewühl herrſcht, und der in ſeiner ganzen Länge mit Kähnen beſetzt iſt, welche entweder die Ladung des Schiffes an das Ufer befördern, oder die zahlreichen Fahrzeuge, welche auf dem Fluſſe liegen, befrachten helfen. Dampfboote kommen und gehen, und man ſieht überall ein Gewühl von geſchäftigen Menſchen. Mit der eigentlichen Stadt iſt Gateshead, die Vorſtadt von Newcaſtle, durch eine ſchöne ſteinerne Brücke von 9 Bogen verbunden, welche in der Mitte eine Schleuſe von Eiſen hat. Die Stadt liegt größtentheils am Abhange eines ſanft zum Fluſſe hinablaufenden Hügels und iſt von keiner hübſchen Bauart. Die Zahl der Häuſer beträgt 3,300, und die der Einw. 28,000. Zu den geſchmackvollſten öffentlichen Gebäuden gehört das Sitzungshaus, wo die Gerichtsſitzungen für die Grafſchaft Northumberland gehalten werden. Unter den Kirchen verdient hauptſächlich die am Markte ſtehende Hauptkirche St. Nikolas die Aufmerkſamkeit der Freunde gothiſcher Baukunſt. Der 194 Fuß hohe Thurm derſelben iſt auf der Spitze mit vier kleineren, auf den Ecken ſtehenden Thürmchen verziert, von denen zwei einen leichten Bogen tragen, auf welchem eine ſehr luftige und zierliche Laterne ruht, auf der wieder zwei kleine Thürme ſtehen, zwiſchen denen ſich eine einzelne hohe und ſchöne verzierte Spitze erhebt, welche das ganze künſtliche Gebäude krönet. In Newcaſtle ſind Zuckerſiedereien, Glashütten, Papiermühlen, Thranſiedereien, Tabaksfabrikeen; auch verfertigt man Steinzeug, Leim, Salmiak, Soda und Theer aus Steinkohlen. In der Nähe der Stadt ſind mehrere Bleiweißwerke, wo zugleich Mennige und Silberglätte fabricirt wird. Farbenwerke und viele große Eiſengießereien. Aber der urſprüngliche und fortdauernde Haupterwerb von Newcaſtle beſteht in der vortheilhafteſten Benutzung der unerſchöpflichen Steinkohlengruben, womit dieſe Stadt umgeben iſt. Die Flötze werden an beiden Seiten des Fluſſes Tyne, von Shields bis Lammington bearbeitet. Die beſten liegen auf ungefähr neunzig Lachter Tiefe und ſind ſelten über fünf Fuß mächtig. Die Lager beſtehen meiſtens aus verſchiedenen Sandſtein- und Schieferarten. Das Waſſer wird mittelſt Dampfmaſchinen weggeſchöpft. In manchen Gruben findet man funfzig bis hundert Pferde zum Transport der Steinkohlen. Dieſer geſchieht auf eiſernen Wegen, von den Gruben bis an das nächſte Ufer des Fluſſes Tyne, wo jedes

Bergwerk ſein eigenes Magazin oder Werft hat. Gewiſſe Perſonen in Newcaſtle haben das Recht, Fahrzeuge vom Werft mit Kohlen zu verſehen. Sie machen ſeit undenklichen Zeiten eine eigene Zunft aus. Die größten Schiffe, und insgemein die Kohlenſchiffe, kommen nicht höher als bis Shields. Zum Transport der Kohlen von den Werften nach den Kohlenſchiffen gibt es eigene Flußfahrzeuge mit plattem Boden, die Keels genannt werden. Am Fluſſe Tyne haben, unter und über Grund, 38 475 Menſchen ihre Beſchäftigung vom Steinkohlenweſen. Newcaſtle hat 400 Steinkohlenſchiffe mit 1547 Bootsleuten. Die Steinkohlenausfuhr betrug 1800 an ſiebzehn Millionen Dresdner Scheffel. Sie gehen vorzüglich nach den Niederlanden, Frankreich, Dänemark, Hamburg, Schweden, Norwegen, Rußland, Portugal und Weſtindien. Newcaſtle treibt auch mit 100 Schiffen Wallfiſchfang und Kornhandel. Im J. 1800 klarirten 7969 Schiffe von Newcaſtle aus.

Newgate, das große Gefängnißhaus in London, und zwar im eigentlichen London oder der City, iſt berühmt wegen der Menge der Gefangenen, die es faſſen kann, und wegen der bewundernswürdigen Ordnung, welche daſelbſt herrſcht.

Newmarket, ein Flecken mit 500 Einwohnern, der nur in einer langen Gaſſe beſteht, von welcher der nördliche Theil zur Grafſchaft Suffolk, der ſüdliche aber zu Cambridgeſhire gehört, liegt 64 engl. Meilen von London und iſt berühmt wegen der Pferdewettrennen, welche hier unter einem großen Zuſammenfluſſe von Menſchen gehalten, und bei denen die größten Summen in Wetten verloren und gewonnen werden. (S. d. A. *Wettrennen*.)

Newton (Iſaak), einer der originellſten und ſcharfſinnigſten Phyſiker und Mathematiker, die jemals gelebt haben, wurde den 25. December 1642 zu Walſtrope in Linkolnſhire geboren. Er verlor ſehr früh ſeinen Vater; allein ſeine Mutter, ungeachtet ſie ſich zum zweitenmale verheirathete, erſetzte ihm dieſen Verluſt durch die Sorgfalt, die ſie ſeiner Erziehung widmete. Im zwölften Jahre ſeines Alters bezog er die Schule zu Grantham. Schon hier zeigte er einen großen Hang zu philoſophiſchen und mathematiſchen Gegenſtänden. Wenige Jahre nachher wurde er zu ſeiner Mutter zurückberufen, um in Gemeinſchaft mit ihr das Hausweſen zu verwalten. Allein da hier ſeine Neigung zu den Studien noch ſtärker hervorbrach, erhielt er die Erlaubniß, im J. 1660 nach Cambridge zu gehen. Euklid war ihm ſchon zu leicht. Er beſchäftigte ſich hier vorzüglich mit Kepplers und Descartes Werken. Im J. 1664 erfand er die Rechnung der unendlichen Größen und wurde Baccalaureus. Die genauere Beobachtung des Prisma führte ihn zu einer neuen Theorie des Lichts. Im J. 1665 nöthigte ihn eine epidemiſche Krankheit, Cambridge zu verlaſſen. Während eines kurzen Aufenthaltes auf dem Lande veranlaßte ihn der Anblick eines fallenden Apfels, über die *Geſetze der Schwere* nachzudenken. Im Jahr 1669 ward er an D. Barrows Stelle Profeſſor der Mathematik zu Cambridge. Hier hatte er die nöthige Muße, ſeinen höhern Unterſuchungen über die philoſophiſchen und mathematiſchen Gegenſtände, mit denen er ſich beſchäftigte, die erwünſchte Reife und Vollendung zu geben. Im J. 1675 ſandte er der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu London ſein neuerfun-

denes Spiegelteleſkop zu. Im Winter von 1676 und 1677 entwickelte er zuerſt vollſtändig ſeine Unterſuchungen über die Centripetalkraft, Unterſuchungen, die ihm durch das Studium Kepplers und deſſen Entdeckungen in Hinſicht der elliptiſchen Bahn der Planeten um die Sonne ſehr erleichtert wurden. Im Jahr 1680 machte er mehrere aſtronomiſche Beobachtungen über den berühmten Cometen, welcher damals erſchien und welchen er anfangs für zwei Cometen zu halten geneigt war. Seine Unterſuchungen über die Centripetalkraft erſchienen öffentlich erſt im Jahre 1687 in dem berühmten Werke: Philosophiae naturalis principia mathematica. Dieſes Werk, in welchem Newton auf die tiefſten Abſtractionen der Mathematik ein neues Syſtem der Naturwiſſenſchaft gründete, erhielt nicht ſogleich den Beifall, den es verdient und den es ſpäter erhalten ſollte. Die Carteſianiſche Philoſophie, welche das, was ihr zuweilen an Tiefe und Gründlichkeit der Unterſuchung abging, durch Imagination erſetzte, war damals an der Tagesordnung. Newtons Werk drang mit philoſophiſch mathematiſcher Strenge in die innerſten Geſetze der Natur ein und entwickelte ſie in einer Kürze und Gedrängtheit, die das Werk dem großen Haufen beinahe unverſtändlich machte. Selbſt die beſten Mathematiker mußten es ſtudiren, ehe ſie es faſſen konnten. Als man es aber würdigen lernte, kannte auch die Bewunderung keine Grenzen mehr. „Ißt, trinkt und ſchläft denn Newton wie ein andrer Menſch?“ fragte der Marquis de l'Hospital, einer der größten Mathematiker ſeiner Zeit, die Engländer, welche ihn beſuchten. „Ich ſtelle ihn mir als einen himmliſchen Genius vor, der nichts mehr mit der Materie gemein hat.“ Der Eifer, womit ſich Newton der von Jacob II. angegriffenen Privilegien der Univerſität Cambridge annahm, verſchaffte ihm im Jahr 1688 eine Stelle im Parlament. Im Jahr 1696 wurde er Münzwardein und 1703 Präſident der königlichen Societät der Wiſſenſchaften zu London. Die Reſultate ſeiner Unterſuchungen über Optik und Differentialrechnung, die er ſeit dem Jahre 1672 fortgeſetzt hatte, gab er erſt im Jahr 1704 heraus. Dies verwickelte ihn in einen Streit mit Leibnitz, der ſich die Ehre der Erfindung der Differentialrechnung beimeſſen zu können glaubte. Leibnitz appellirte in dieſer Sache an die königliche Societät der Wiſſenſchaften zu London, und dieſe glaubte für ihren Präſidenten entſcheiden zu müſſen. Im J. 1705 erhielt Newton von der Königin Anna die Ritterwürde. Als das hannöverſche Haus im Jahr 1715 den engliſchen Thron beſtiegen hatte, erwarb ſich Newton die beſondere Gewogenheit der Prinzeſſin von Wales, Carolina, auf deren Auffoderung er auch ein chronologiſches Werk verfaßte, welches ungedruckt zu bleiben beſtimmt war, aber durch die Indiscretion des Signor Conti, eines venetianiſchen Edelmanns, im Druck erſchien. Dieſe chronologiſchen Arbeiten ſind, ſo wie ſeine theologiſchen (z. B. Bemerkungen über den Propheten Daniel und die Offenbarung Johannis), bei weitem des Ruhmes nicht würdig, den er ſich im Felde der Philoſophie und Mathematik mit ſo vielem Rechte erworben hat. Er ſtarb den 20. März 1727 im 85. Jahre ſeines Alters. Newton war von mittler Statur, ſein Aeußeres angenehm und Hochachtung einflößend. Doch erkannte man in ihm nicht den Scharfſinn, den ſeine Werke verrathen. Sein Character war ſanft und gleichförmig. — Newton war nie verheirathet; die Liebe, ſowohl die geiſtige als phyſiſche, war ihm ſtets fremd geblieben. Sein Leichnam wurde in die

Weſtminſterabtei zu London gebracht und ihm hier ein treffliches Denkmahl errichtet.

Ney (Michel), Herzog von Elchingen, Fürſt von der Moskwa, Reichsmarſchall und Pair von Frankreich, Großkreuz der Ehrenlegion, St. Ludwigs- und mehrerer fremden Orden Ritter. Wenn uns der Anblick der Ruinen einſt großer und herrlicher Gebäude mit einem niederſchlagenden Contraſt ergreift, wie viel ſchmerzlicher muß nicht das Gefühl getroffen werden, wenn wir den ſchönen Glanz eines langen, ruhmerfüllten Lebens durch eine That moraliſcher Verirrung beflecken, ja faſt verlöſchen ſehen. Eine Betrachtung, die dem Anwald des Königs beim Eingange ſeiner Anklage gegen Ney ſich aufdrängte, und die auch unzertrennlich iſt von der Erinnerung an dieſen, durch ſeine Heldenlaufbahn und ſein derſelben ſo unwerthes Ende gleich berühmten Mann. Er war den 10. Januar 1769 in Saarlouis im Moſeldepartement von geringen Aeltern geboren und trat früh in Militärdienſte. Vom gemeinen Huſaren lief er ſchnell durch alle Grade, und war 1794 Capitän, als General Kleber ſeine außerordentliche Tapferkeit und ſeinen militäriſchen Ueberblick bemerkte, ihn zum Escadronschef machte und zu ſich als Generaladjutant nahm. Er übertraf bald Klebers Erwartungen, und ward 1796 auf dem Schlachtfelde an der Rednitz zum Brigadegeneral erhoben. Auch jetzt noch riß ihn oft ſein Muth zu den Waffenthaten eines gemeinen Soldaten fort. Er trug viel zum Siege von Neuwied 1797 bei, ward nach einer tapfern Gegenwehr bei Diernsdorf gefangen und nach ſeiner Auswechſelung 1798 Diviſionsgeneral. Als ſolcher commandirte er 1799 am Rhein, und unterſtützte durch ſeine Diverſion bei Mannheim Maſſena's Sieg über den ruſſiſchen General Korſakow bei Zürich. Auch unter Moreau, und insbeſondere an dem heißen Tage von Hohenlinden, zeichnete er ſich aus. Die Aufzählung aller einzelnen Fälle, in welchen Ney ſich durch taktiſche Geſchicklichkeit oder perſönlichen Muth Ruhm erwarb, würde zu weit führen; hier kann nur auf die Hauptmomente ſeiner kriegeriſchen Laufbahn hingedeutet werden. Im Jahr 1802 war er auf kurze Zeit Geſandter bei der helvetiſchen Republik, und gab dieſer die Richtung, zu welcher er nach der franzöſiſchen Politik ſie hinneigen ſollte. Nach ſeiner Rückkehr 1803 commandirte er das Lager bei Montreuil, und ward vom Kaiſer zum Reichsmarſchall und Großkreuz der Ehrenlegion ernannt. Glänzend eröffnete er 1805 den Feldzug gegen Oeſterreich durch ſeinen Sieg bei Elchingen, wofür er den Titel eines Herzogs von Elchingen erhielt. Seine Manoeuvres führten die Capitulation von Ulm herbei. Er beſetzte Tyrol und drang bis Kärnten vor, als der Presburger Friede ſeinen Lauf hemmte. In dem folgenden Kriege von 1806 und 1807 focht er mit gleichem Erfolge bei Jena, und nachdem er Magdeburg genommen (wozu er freilich, bei dem Unſtern, der bekanntlich damals über Preußen waltete, ſeines militäriſchen Talentes nicht bedurfte), bei Eylau und Friedland, deſſen er ſich bemächtigte. 1808 ging er nach Spanien und behauptete auch hier ſeinen alten Feldherrnruhm. Aber Napoleon, immer mißtrauiſch und veränderlich, rief ihn zurück, und hielt ihn bis zur Eröffnung der Feindſeligkeiten gegen Rußland in einer gewiſſen Entfernung. Da erhielt er das Commando des 3. Armeecorps. In der Schlacht an der Moskwa verdiente er ſich den Beinamen le brave des braves, den ihm Napoleon gab, und deſ

ihm Niemand abſprechen konnte. Nach dem Brande von Moskau führte er den Vortrab und rettete durch ſeine meiſterhafte Leitung wenigſtens die Trümmer dieſes vor kurzem noch ſo prachtvollen Heeres. Sein Betragen während dieſes langen und gräßlichen Rückzuges übertrifft vielleicht Alles, was er früher gethan. Napoleon, welcher der Vernichtung ſeiner Legionen durch die Verewigung des Andenkens daran zu ſpotten und der Meinung der Welt zu trotzen ſchien, ernannte den Marſchall Ney zum Fürſten von der Moskwa und dotirte ihn mit dem Schloſſe Tarent in Italien, welches zu dieſem Behufe Moskwa getauft wurde. Alexander I., dem die Erinnerung an jene Begebenheit aus gültigen Gründen merkwürdig war, beſtätigte bei ſeiner Anweſenheit in Paris 1814 ſeinerſeits dieſen Titel. Im folgenden Frühjahre reorganiſirte Ney die Armee, welche die Schlachten bei Lützen und Bautzen gewann, und drang mit ihr hart auf Berlin vor; aber General Bülow ſchlug ihn bei Dennewitz. Er mußte ſich gegen Torgau zurückziehen, verjagte aber bald darauf die Schweden aus Deſſau, und focht dann bei Leipzig (wo er verwundet ward) und bei Hanau, wenn auch das Unglück der ganzen Armee theilend, doch mit gewohnter Tapferkeit. Auch als der Feind hernach den franzöſiſchen Boden betrat, wich er nur Schritt vor Schritt. Brienne, Montmirail, Craonne und Chalons-ſur-Marne ſind glänzende Namen in der Geſchichte ſeiner kriegeriſchen Laufbahn. Als endlich Napoleons Kataſtrophe eingetreten, Paris ſchon eingenommen war, und der Kaiſer immer noch zwiſchen Entwürfen und Entſchlüſſen ſchwankte, war Ney der erſte, der es wagte, ihm nachdrücklich vorzuſtellen, daß der Krieg, nun noch fortgeſetzt, den Charakter eines Bürgerkrieges annehmen würde, und einen bedeutenden Einfluß auf deſſen Thronentſagung hatte. Nach dieſer huldigte Ney dem Könige, empfing die Pairwürde, das Ludwigskreuz und das Commando über die königlichen Küraſſiere, Dragoner, Chaſſeurs und Chevauxlegers Lanciers von Frankreich, genoß das königliche Vertrauen und die höchſte Auszeichnung bei Hofe, und ſchien den Bourbons völlig ergeben zu ſein. — Aber Napoleon landete in Frankreich, und von da an erſcheint Ney mit einer unauslöſchbaren Schuld beladen. Andere Feldherrn haben im Drang der Umſtände auch des Uſurpators Fahnen ergriffen; aber keiner hat dem Könige den Eid mit einer auffallendern Doppelzüngigkeit gebrochen. Ney zog ſogleich eine beträchtliche Armee zuſammen, eilte zum Könige, ward von ihm an die Spitze derſelben geſtellt, und verließ ihn mit den wiederholten Betheurungen ſeiner Treue und ſeines Eifers, den Kronräuber zu vernichten. Aber anſtatt ſich Napoleon entgegenzuwerfen, führte er in Lyon am 13. März das ganze Heer ihm zu, und gab ſo das Signal des allgemeinen Abfalls. Als nachher die Feindſeligkeiten eröffnet wurden, erhielt er das Commando des linken Flügels der Armee, der bei Quatre-Bras mit den Engländern focht. Die Beſchuldigung des Generals Gourgaud (aus Buonaparte's Munde) in dem Feldzuge von 1815, als ob Ney ſchuld ſei an dem Unglück des ganzen Feldzuges, hat Gamot mittelſt Abdrucks der ſchriftlichen Befehle, welche Ney an jenem Tage empfangen, völlig widerlegt. Bei Waterloo blieb er, nachdem fünf Pferde unter ihm getödtet worden, der Letzte auf dem Schlachtfelde; ſeine Kleider waren von Kugeln durchlöchert, und er focht zu Fuß bis in die Nacht, umringt von Leichen. Nach der Niederlage eilte er nach Paris, wo er in der Pairskammer dem Rapport des Kriegsminiſters

Davouſt, daß 60,000 Mann unter den Mauern von Guiſe angekommen wären, öffentlich widerſprach und gerade heraus erklärte, daß Alles verloren ſei. Nach des Königs Rückkehr traf natürlich auch ihn die Verordnung vom 24. Julius 1815. Eine Zeit lang entging er glücklich den Verfolgungen der Polizei, indem er ſich in dem Schloſſe eines Freundes bei Aurillac in Ober-Auvergne verſteckt hielt. Bei einem Gaſtmahle aber, das ſein Freund, um keinen Verdacht zu erregen, wie gewöhnlich, gab, hatte Jemand einen vorzüglich prächtigen Säbel bemerkt, der, als die Beſchreibung davon zu den Ohren des Unterpräfecten kam, für Ney's Säbel erkannt wurde und nach einer Hausſuchung des Marſchalls Arretirung veranlaßte. Er ward nach Paris gebracht und vor ein Kriegsgericht geſtellt, das ſich aber für incompetent ihn zu richten erklärte. So ward ſein Proceß der Kammer der Pairs übergeben, wo der Miniſter, Herzog von Richelieu ſelbſt ſeine Beſtrafung dringend verlangte. Seine Vertheidigung war ſchwach; die That ſprach zu laut; man konnte nur die Capitulation von Paris, welche Amneſtie zuſicherte, für ihn anführen. Am 6. December ward das Todesurtheil über ihn geſprochen. Mit der beſonnenen Ruhe und Unerſchrockenheit, die er im ganzen Laufe der Unterſuchung gezeigt hatte, und die ihn auch im Tode nicht verließ, hörte er es an, und als der Vorleſer, Herr Couchy, an ſeine Titel kam, unterbrach er ihn und ſagte: à quoi ici encore des titres! Michel Ney! et bientôt un tas de poudre! Da man ihm einen Geiſtlichen anbot, erwiederte er: „ich bedarf keines Prieſters, um zu ſterben; ich habe es in der Schule der Schlachten gelernt;" ließ ſich aber doch auf Zureden durch den Pfarrer von St. Sulpice auf ſeinem letzten Gange begleiten, den er mit den Worten in den Wagen nöthigte: „Steigen ſie nur zuerſt ein, Herr Pfarrer; oben komme ich doch früher an als Sie." Am 7. December Morgens um 9 Uhr ward er im Garten des Luxemburg erſchoſſen. Man wollte ihm die Augen verbinden, aber er riß das Tuch weg und rief unwillig: „Habt ihr vergeſſen, daß ich 26 Jahre lang unter Kugeln geſtanden?" wendete ſich gegen die Soldaten, erklärte feierlich den gegen ihn ergangenen Urtheilsſpruch für unrecht, legte dann die Hand aufs Herz und ſagte mit feſter Stimme: „Fehlt nicht! Es lebe Frankreich! — Feuer!"

Niagara, ein Fluß in Canada in Nordamerika, der Canada von Newyork ſcheidet. Er kommt aus dem See Erie und ergießt ſich in den See Ontario. Bald nach dem Austritt aus dem See Erie bildet er bei dem Fort Chippeway den größten Waſſerfall in der bekannten Welt. Er fällt hier nämlich in einer Breite von 2226 Fuß von einer ſenkrechten Höhe von 137 Fuß mit einer ſolchen Gewalt herunter, daß man den Erdboden zittern fühlt und das Getöſe des Falls in einer Entfernung von 5 Meilen hört. Die Ziegeninſel, zu der eine Brücke führt, theilt den Waſſerfall in zwei Theile. Im J. 1751 erbauten die Franzoſen, welche damals im Beſitze von Canada waren, am rechten Ufer das Fort Niagara, welches jetzt zu dem Freiſtaate Newyork gehört. Am linken Ufer, an der Mündung des Fluſſes, entſtand die feſte Stadt Niagara oder Newark von 100 Häuſern, ein für den Pelzhandel mit den Wilden im Nordweſten bedeutender Stapelort. Höher am Fluſſe liegt das Fort Georges.

Nibelungenlied, ein altes deutſches Heldengedicht, von den **Nibelungen** oder **Niflungen** ſo genannt, einem altburgundiſchen

mächtigen Heldenſtamme und deutſchen Grundvolk — ein Name, der wahrſcheinlich auch in den älteſten mythiſchen Ideen von einem nordiſchen Nebellande begründet ſein mag! Das durch große wilde Leidenſchaft, beſonders die Liebe zweier Paare, herbeigeführte grauſige Schickſal dieſes Stammes iſt Gegenſtand des Gedichts. Das eine Paar iſt der hörnerne Siegfried, Sohn Königs Siegmund von Heunen: oder Hunnenland, und Chriemhild; das andere Brunhildis und Gunnar oder Günther. Siegfried wird theils durch beleidigten Stolz der Brunhildis, welche er für Günther gefreiet und als mächtiges Hünenweib, ihr unbewußt, gebändigt, theils um ſeines ungeheuern Nibelungenhorts oder Schatzes willen von ſeinem Schwager, Hagen von Tronege, mit Zuſtimmung der andern Brüder gemordet. Chriemhild, in unſterbliche Liebe verſunken, brütet, als nachmalige Gemahlin Etzels, oder Etzelins (Attila's, einer mythiſch in mancherlei Verwandlungen wiederkehrenden ausgebildeten Figur) unverſöhnliche blutige Rache, durch welche der ganze Stamm untergeht. Die Zeit, in welche die Begebenheit dieſes Gedichtes fällt, iſt die gegen 430 oder 440; die Scene am Rhein und auf Oeſterreichs und Ungarns Grenze. Die urkundlichere Wiedererſcheinung dieſes Gedichts iſt, auch abgeſehen von der dichteriſchen Trefflichkeit, ſchon deshalb wichtig, weil ſie tiefere Forſchungen über die germaniſche Urzeit und deren Zuſammenhang mit der großen allgemeinen Weltreligion, ſo wie über Alter, Bühne, Zeit und muthmaßlichen Verfaſſer des Gedichtes veranlaßt hat. Das Nibelungenlied ruht auf vielfach verſchlungenen, in dem Strome der Zeiten zu uns herabgeſchwommenen, namentlich auf Veranlaſſung des norwegiſchen Königs Hakon durch Biörn von Nidaros (Drontheim) geſammelten, und von Peringsſkiold (Stockholm 1715) herausgegebenen zwei Mähren, der (neuerlich wieder von Hagen in 3 Bänden mitgetheilten) Wilkina und Niflungaſaga, welche letztere auch in der Edda vorkommt. So macht es ein Glied der Heldenurzeit aus, über deren Zergliederung das Heldenbuch mehr Aufſchluß gibt. Eine jüngſte, vielleicht vierte Umgeſtaltung jener Niflungaſaga iſt unſer Heldenlied, wie A. W. von Schlegel aus ſeinem Gehalt, als Geſchichtswerk, aus Vergleichung deutſcher mit ſkandinaviſchen und ungariſchen Sagen, ſo wie aus manchen die Zeit eines in Oeſterreich heimiſchen Dichters verrathenden Spuren geſchloſſen hat. Eben ſo hat dieſer Kunſtrichter gezeigt, daß weder Wolfram von Eſchenbach, der offenkundige Gegner und Spötter deſſelben, noch der unter Rudolph von Habsburg, mithin zwei Menſchenalter ſpäter lebende Conrad von Würzburg, noch endlich der in der Mitte des 13. Jahrhunderts blühende Marner Verfaſſer ſein konnten. Vielmehr hat er aus des Dichters einſeitiger örtlicher Kenntniß, die mehr das ſüdliche als nördliche Deutſchland, beſonders genau aber Oeſterreich kannte, aus dem entſchiedenen Wohlwollen für Ungarn und Abneigung gegen die Bayern, welche er mit einem herrſchenden Fürſtenhauſe theilte, endlich aus ſchmeichelhaften Beziehungen auf daſſelbe (babenbergiſche) Fürſtenhaus, auf Klingsohr aus Ungarland, oder Heinrich von Ofterdingen geſchloſſen, welche beide dem Dichterwettſtreit an Landgraf Herrmanns Hofe zu Wartburg 1207 beiwohnten. Die Fabel des Gedichtes ausführlicher anzugeben, enthalten wir uns um ſo mehr, da ſie auch durch Fouqué's Norderheld uns aufs neue vorgeführt worden iſt. Wüßte man aber nicht, daß jedes Dichterwerkes Verſtändniß und ſinnige Aufnahme eine innige Liebe und Hingebung fodert, durch welche man in ſein Gefüge eindringen muß, und wäre

dies gerade nicht um ſo ſchwerer, je entfernter Zeit, Ort und Darſtellungsgabe von den unſern liegen; wäre nicht Geſetz aller Welterſcheinung, daß das Treffliche und Edle ſich am Unedeln und Gemeinen hervorhebt; wäre überhaupt der Deutſche nicht ſo gleichgültig gegen die eigenen Urerzeugniſſe ſeines tiefen Geiſtes, ſo müßte allerdings die Herabſetzung befremden, welche dies nur erſt wieder erweckte herrliche Dichtwerk zum Theil unter uns erfahren hat, das tiefe ſtolze Lebenskraft, wie kecke Todesluſt, ſchlichte Gediegenheit mit großartiger feiner Sitte und Zartheit, herztiefe Liebe und Treue in allen, auch den ſtürmiſchſten Verhältniſſen des Lebens, würdige hohe Männlichkeit, wie anmuthiges, holdſeliges Frauenthum in tief verſchlungenem, großartigen Lebenszuſammenhange durchaus offenbart. Da iſt nichts Unbedeutendes trotz alles kindlichen Spiels und Verweilens in den Zierrathen des Lebens. Die Gemüther enthüllen, ihres unerſchöpflichen Liebereichthums gewiß, mit der ſicherſten, das Herbſte nicht ſcheuenden Kraft ſelbſt die ſchauerlichſte Tiefe, die durch den Ton frommer Hingebung an das Alle Ueberſchwebende zum duftigſten Hintergrunde wird. Die hier auftretenden Männer und Frauen ſind durch die Weihe der Mähr, in welcher ſie leben, die anſchaulichſten, gedrungenſten Stellvertreter der Urzeit eines großen Volkes, das Mark eines urkräftigen Lebens, wogegen die kleinliche Schwäche und loſe Zerſtreutheit des unſern grell abſticht; weshalb, da Alles ſeinen Gegenſatz fodert, gar nicht zu verwundern war, daß endlich die der Gegenwart überdrüßigen Gemüther an jener alten Zeit ſich kräftigten und erfreuten. — Die metriſche Form dieſes Gedichtes iſt die vierzeilige iambiſche und trochäiſche Strophe in Reimpaaren mit ſechsfachem Hauptaccent, auch ſpondeiſchen, anapäſtiſchen und daktyliſchen Rhythmen und weiblichem Einſchnitt in der Mitte. — Der die Klage betitelte Theil iſt unſtreitig Werk eines andern ſpätern Dichters und anderer Form. Wa. — Zwei vollſtändige Handſchriften des Nibelungenliedes beſitzt die Münchner Bibliothek; eine andere iſt in den Händen von Privatperſonen. Letztere und eine der Münchner waren zuvor in Hohenems; eine vierte Handſchrift iſt in St. Gallen, eine fünfte hat Bernh. *Hundeshagen* aufgefunden. Aus der Münchner, welche damals in Hohenems war, ließ Bodmer den hintern Theil der Nibelungen und die Klage nebſt ſieben Fragmenten des vordern Theiles abdrucken. Das Ganze theilte zuerſt Chr. Heinr. Müller in ſeiner Sammlung, ohne jedoch dabei die geringſte Kritik anzuwenden, mit. Größeres Verdienſt erwarb ſich von der *Hagen*, der zuerſt eine Ueberſetzung des Nibelungenliedes (nach dem Muſter von Tiecks Minneliedern) und ſpäter (Berlin 1810) eine kritiſche Ausgabe des Urtextes lieferte. Hierauf gab Zeune in einer kleinen Handausgabe den Urtext mit einem Gloſſar (1815 12.) heraus. Ein anderes Gloſſar (von Arndt) erſchien abgeſondert. Darauf erſchien der Nibelungen Lied zum erſtenmal in der älteſten Geſtalt aus der St. Galler Handſchrift mit Vergleichung der übrigen Handſchriften herausgegeben von Friedrich Heinrich von der Hagen, 2. mit einem vollſtändigen Wörterbuche vermehrte Auflage, Breslau 1816, 8. (1 Thlr. 12 Gr.). Zur neueſten Literatur über dieſes Gedicht gehören: *Göttling* über das Geſchichtliche im Nibelungenliede, Rudolſtadt 1814, und *deſſelben* Nibelungen und Gibelinen, ebendaſelbſt 1816. Carl *Lachmann* über die urſprüngliche Geſtalt des Gedichts von der Nibelungen Noth, Berlin 1816. 8. Außerdem haben wir eine Bearbei-

tung von Hinsberg, eine proſaiſche Ueberſetzung von Zeune, und eine dem Original treu nachgebildete metriſche von Büſching (1815).

M.

Nicäa (Isnik), eine ehemals anſehnliche, jetzt unter türkiſcher Herrſchaft nur noch 300 Häuſer zählende Stadt, in der kleinaſiatiſchen Provinz Bithynien, iſt durch zwei daſelbſt gehaltene Kirchenverſammlungen merkwürdig. Die erſte veranſtaltete Conſtantin der Große 325, hauptſächlich zu Beilegung der Arianiſchen Streitigkeiten. Sein perſönlicher Einfluß hatte, wie die Beredtſamkeit des alexandriniſchen Diakonus Athanaſius, den meiſten Antheil an dem Verdammungsurtheile, welches die dabei anweſenden 318 Biſchöfe gegen die Arianiſche Lehre ausſprachen. (Vergl. den Art. Arianer.) Unter den 20 Kanons oder Beſchlüſſen dieſes Conciliums iſt der wichtigſte das auf den Grund des alten apoſtoliſchen Symbolums gebaute Glaubensbekenntniß, welches unter dem Namen des nicäniſchen mit dem zu ſeiner Erläuterung ſpäter von Athanaſius abgeſetzten Glaubensbekenntniſſe noch jetzt bei allen chriſtlichen Religionsparteien außer den Antitrinitariern das Anſehen einer unveränderlichen Glaubensregel hat. Außer dieſem Symbolum wurde zu Nicäa noch über die Meletianiſchen Streitigkeiten zu Gunſten des Patriarchen von Alexandrien, deſſen Diöceſanrecht über ganz Aegypten Meletius verletzt hatte, entſchieden, die Gleichzeitigkeit der Oſterfeier in allen chriſtlichen Gemeinden angeordnet und Mehreres über die Verhältniſſe des Klerus und die Kirchenzucht feſtgeſetzt. Der Antrag, den Klerus zum Cölibat zu verpflichten, ging jedoch auf dieſem Concilium nicht durch, und es erlaubte den bereits verheiratheten Geiſtlichen die Fortſetzung ihrer Ehe. Das zweite nicäniſche Concilium hielt die Kaiſerin Irene 787, und ſetzte dabei gegen die Bilderſtürmer den folgenreichen Beſchluß durch, daß den Bildern zwar kein Gottesdienſt, aber doch eine durch Küſſen, Kniebeugen, Räuchern und Lichteranzünden zu erzeigende Verehrung zu widmen ſei. Auch wurde auf dieſem Concilio das Aufbewahren der Reliquien in den Kirchen angeordnet. Carl der Große proteſtirte gegen dieſe Beſchlüſſe in ſeinem Buche de impio imaginum cultu, und unterſagte auf der Synode zu Frankfurt a. M. 794 die Bilderverehrung in der fränkiſchen Monarchie.

Nichols (John). Dieſer gelehrte Veteran Englands, dem wir außer ſeinen eigenen Schriften (z. B. Gedichte, biographiſches Wörterbuch, topographiſche Bibliothek von England ꝛc.) auch ſehr ſchätzbare Ausgaben von Werken anderer brittiſcher Schriftſteller (Shakeſpeare und Swift) verdanken, wurde den 2. Februar 1744 oder 1745 zu Islington geboren, dort in einer Erziehungsanſtalt gebildet und zuerſt zum Seedienſt unter ſeinem Mutter-Bruder, dem Seelieutenant Wilmot, beſtimmt, aber als letzterer ſtarb, in ſeinem dreizehnten Jahre in der Officin des berühmten Buchdruckers Bowyer angeſtellt, der ihm bald die völlige Leitung ſeiner Druckereigeſchäfte überließ, und ihn 1767 zu ſeinem Compagnon annahm. Nach des letztern Tode, im Auguſt 1778, verband ſich Nichols mit David Henry zur Uebernahme des Gentleman-Magazins. Jedes Blatt dieſer Zeitſchrift lieferte Beweiſe ſeiner Thätigkeit und ſeiner Talente. 1787 wurde er von der antiquariſchen Societät zu Edinburg, und 1788 von einer ähnlichen Geſellſchaft zu Perth zum Mitgliede erwählt. 1804 wurde

er von dem Stadtviertel Farringdon zum Mitgliede des Stadtraths erwählt, und 1807 zum Deputirten dieſes Viertels ernannt. 1804 ward er Vorſteher der Buchhändlergeſellſchaft, aber den 8. Februar 1808 hatte er das Unglück, ſeine Buchdruckerei und Buchhandlung in einer Feuersbrunſt zu verlieren. Durch dieſes Ereigniß wurden viele ſchätzbare Werke ein Raub der Flammen. Doch ſeine unermüdete Thätigkeit ſetzte ihn in den Stand, ſeine Verbindungen mit dem Publicum auf die ehrenvollſte Weiſe wieder anzuknüpfen.

Nicholſon (William), einer der ausgezeichnetſten engliſchen Mathematiker, geboren 1753, erhielt auf einer Schule im nördlichen Yorkſhire ſeine erſte Erziehung, verließ ſie im 16. Jahre, und machte bis 1773 zwei Reiſen nach Oſtindien, beſorgte darauf die Handlungsangelegenheiten des verſtorbenen Wedgewood auf dem Continent, widmete ſich dann ganz den gelehrten Beſchäftigungen, errichtete in London und an mehrern Orten Englands Erziehungsinſtitute, und hat mehrere mechaniſche Kunſtwerke verfertigt. Auch hat er viele naturwiſſenſchaftliche Werke geſchrieben, und andere von Chaptal, Fourcroy ins Engliſche überſetzt. Eines ſeiner letzten Werke iſt the british Encyclopaedia, 6 Voll. 1807—1809. 8. Er war wegen Schulden, in die er ſich durch viele Entwürfe und übernommene Geſchäfte geſtürzt hatte, im Gefängniſſe, als dieſelbe erſchien. Er ſtarb im Junius 1815.

Nichtigkeitsklage, ſ. Nullität.

Nichtleiter, ſ. Elektricität.

Nickel oder Nickelmetall nennt man eine Art Halbmetall, welches der ſchwediſche Akademiker Kronſtadt oder Cronſtedt zuerſt im J. 1751 entdeckt und beſchrieben hat. Die genauere Kenntniß deſſelben verdanken wir den Unterſuchungen Bergmanns, der ſich 20 Jahre ſpäter damit beſchäftigte. Ungeachtet nicht jedes Nickelmetall von gleicher Beſchaffenheit iſt, ſo kann man doch im Allgemeinen folgende Kennzeichen angeben. Es iſt hart, ſpröde, dicht im Bruche, feinkörnig und glänzend, hält wenig Schwefel, aber Arſenik genug, iſt im Feuer beſtändig und für ſich allein eben ſo ſchwer zu verkalken, als es von dem beigemiſchten Eiſen und Kobalt zu reinigen iſt, zerfällt durch Verkalkung in einen grünen Kalk und gibt ein röthlich braunes Glas, ein hyacinthfarbenes aber, wenn man den Kalk des reinen Nickels mit Borax ſchmelzt. Das ſpecifiſche Gewicht des gereinigten Nickelmetalls, welches einen vollkommen metalliſchen Glanz gibt, iſt in Vergleichung mit dem Waſſer wie 9000 zu 9333. Es gibt zwei Gattungen des Erzes, welches das Nickelmetall liefert: der Kupfernickel und der Nickelocker. Das erſtere, welches am häufigſten iſt und gewöhnlich beim Glanzkobalt gefunden wird, iſt ungeformt, ſtumpfeckig, hat meiſtentheils eine blaſſe kupferrothe Farbe, zeigt auf dem Bruche gleichſam Facetten, ſeltner Strahlen, und enthält außer dem Nickel noch Eiſen, Arſenik, Kobalt und Schwefel. Indem man glaubte, daß das Wort Nickel vom heiligen Nicolaus komme, hat man den Kupfernickel zuweilen cuprum Nicolai genannt. Allein dieſer Name kommt entweder daher, daß man ſich in den Verſuchen, Kupfer daraus zu ſchmelzen, immer getäuſcht fand, oder, welches wahrſcheinlicher iſt, daher, weil Nickel im alten Deutſch ſo viel als unecht bedeutet (woher man noch jetzt lüderliche Weibsperſonen ſo nennt), daß man auf dieſe Weiſe die unechte Kupferſtufe ganz paſſend damit be-

zeichnen konnte. — Der Nickelocker wird, wie der Kupfernickel, in mehreren Bergen Deutſchlands bei dieſem gefunden. Er findet ſich gewöhnlich nur als Ueberzug bei andern Mineralien, iſt mager, apfelgrün, zerreiblich und färbt ab.

Nickhaut, eine dünne, oft durchſcheinende und bewegliche Haut, welche mehrere Thiere unter dem obern Augenlide haben, und womit ſie das Auge im Schlafe gegen Staub, Licht u. ſ. w. verwahren. Sie bewegt ſich beim Blicken auf und nieder.

Nicolai (Chriſtoph Friedrich), ein berühmter deutſcher Schriftſteller und Buchhändler, welcher durch die Gründung der allgemeinen deutſchen Bibliothek vorzüglich dazu beitrug, die deutſchen Völker durch das Band der wiſſenſchaftlichen Unterſuchung zu einem geiſtigen Intereſſe zu vereinigen, und den katholiſchen Theil der Nation mit dem proteſtantiſchen in vielfache geiſtige Berührung zu ſetzen, der aber auch, indem er nebſt ſeinen Freunden die Freiheit der Unterſuchung in wiſſenſchaftlichen Dingen ſtandhaft vertheidigte, mancherlei Reibungen veranlaßte, die Abneigung der Süddeutſchen gegen die „freidenkenden“ Berliner aufregte, und, da zumal politiſche Urſachen hinzukamen, eine Art Volkswiderwillen in Deutſchland gegen die Preußen hervorbrachte. Man konnte es ihm nicht vergeben, daß er nicht allein ſelbſt verſtändiger ſein, ſondern auch die geſammte Nation weiter führen wollte. Doch wenn er ſich auch viel Anmaßung dabei zu Schulden kommen ließ, ſo war es ihm doch mehr um die Sache zu thun, als um ſeine Perſon. Fr. Nicolai war den 18. März 1733 zu Berlin geboren. Vom fünften Jahre an lebte er, entfernt von jugendlichen Vergnügungen, ziemlich einſam in dem Hauſe ſeines Vaters, der ihn an ſtrengen Gehorſam und ſelbſtthätigen Fleiß gewöhnte. Auf den gelehrten Schulen zu Berlin und Halle lernte er bei ſeiner Faſſungskraft und ſeinem Gedächtniſſe vielerlei unter einander. Mehr Befriedigung fand ſein Geiſt in der damals errichteten Realſchule zu Berlin. Im J. 1749 ſchickte man ihn nach Frankfurt a. d. O., um die Buchhandlung zu lernen. Hier fand er durch Entäußerungen und Beharrlichkeit Muße, um für ſich lateiniſch, griechiſch und engliſch zu lernen. Er las die beſten Dichter in dieſen Sprachen; zugleich ſtudirte er Mathematik, Geſchichte und Philoſophie, am eifrigſten Gelehrtengeſchichte. Im J. 1752 kehrte er nach Berlin in die väterliche Buchhandlung zurück. Die deutſche Literatur war damals durch Gottſched und Bodmer in zwei Parteien getheilt. Er entdeckte bald das Einſeitige jeder Partei, und ſtellte ſeine Anſichten davon auf in den Briefen über den jetzigen Zuſtand der ſchönen Wiſſenſchaften, die im J. 1755 erſchienen. Leſſing ward ſein Freund und machte ihn mit Moſes Mendelsſohn bekannt. Die drei Freunde folgten jetzt ganz ihrem wiſſenſchaftlichen Eifer ohne Rückſicht auf das Anſehen der Meinung. Leſſing war lebhafter und kühner, Moſes bedächtiger und ſicherer. Nicolai war ihnen wenigſtens gleich an Wahrheitsliebe und Muth. An ihren Bund ſchloſſen ſich in der Folge die meiſten guten Köpfe Deutſchlands an. Im Jahr 1757 entſagte Nicolai der Handlung, und lebte von einem kleinen Einkommen, das dem Mäßigen genügte, in den theuern Jahren des Krieges ganz den Wiſſenſchaften. Winckelmanns Schriften machten ihn mit den bildenden Künſten bekannt. Sein Freund Marpurg unterrichtete ihn in der Tonſetzkunſt. Uebrigens trieb ihn ſeine Wißbegierde von Sprache zu Sprache, von Wiſſenſchaft zu

Wiſſenſchaft. Als aber im Herbſt 1758 ſein Bruder, der Beſitzer der väterlichen Handlung, ſtarb, mußte er die Handlung ſelbſt übernehmen. Mit Mendelsſohn verbunden, hatte er die Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften (4 Bde. Leipz. 1757 bis 1760) herausgegeben. Vom 5. Bande an übertrugen ſie die Herausgabe ihrem Freunde Weiße in Leipzig. Mit dieſer Bibliothek hat die beſſere Kritik in Deutſchland begonnen. Hierauf gaben die drei Freunde, unterſtützt von Abbt, Reſewitz, Grillo und Sulzer, die Briefe, die neueſte Literatur betreffend (24 Thle., Berl. 1761—1766) heraus. Im J. 1765 brachte Nicolai den Plan einer allgemeinen deutſchen Bibliothek zur Ausführung. In dieſer Zeitſchrift (107 B. und 21 B. Anhang, Berlin 1765—1792) machte die damals ſich ausbildende deutſche Gelehrtenrepublik ihr freies Stimmrecht zuerſt geltend. Sie unterwarf jedes neue Syſtem einer ſtrengen Unterſuchung und wirkte bei einer vierzigjährigen Dauer auf den Fortgang der wiſſenſchaftlichen Cultur aller deutſchen Sprachgenoſſen weſentlich ein. Mit dem 107 B. hörte Nicolai auf, Herausgeber zu ſein. Die Fortſetzung erſchien zu Kiel unter dem Titel: Neue allgemeine d. B. Vom 56. Bande an übernahm Nicolai die Redaction aufs neue. Merkwürdig iſt ſeine Vorrede zu dieſem Bande. Er ſchloß das Werk im Jahr 1805. Der ſtrenge und herbe Ton dieſer Zeitſchrift verwickelte ihn in viele Streitigkeiten. Wir nennen unter denen, welche gegen ihn ſchrieben, Garve, Herder, Wieland, Fichte, Lavater, der ihn einen unendlichen Streiter nannte, und Sailer. Am lebhafteſten wurde der Streit, vorzüglich mit dem Oberhofprediger Stark in Darmſtadt, als Nicolai, Bieſter u. a. Gelehrte in der Berliner Monatsſchrift u. a. a. O. auf die unmerkliche Verbreitung des Katholicismus und auf das Daſein verkappter Jeſuiten aufmerkſam machen wollten. Seit dem Jahre 1770 wandte Nicolai ſeine Studien auf die Finanz- und Handlungsverfaſſung des preußiſchen Staats. Die charakteriſtiſchen Anekdoten von Friedrich II. und von einigen Perſonen, die um ihn waren, nebſt Berichtigungen über ſchon gedruckte Anekdoten, welche Nicolai zu Berlin in 6 Heften von 1788—1792 herausgab, haben hiſtoriſchen Werth. Der Staatsminiſter von Herzberg geſtattete ihm den Gebrauch des königlichen Archivs, um ſeine im Jahr 1769 erſchienene topographiſch hiſtoriſche Beſchreibung von Berlin und Potsdam zu verbeſſern. So ward dieſes Werk nach ſeiner dritten Ausgabe (Berl. 1786, 8. 3 Bde.) ein Muſter für ähnliche Topographien. Hierauf bewährte Nicolai ſeine hiſtoriſche Kritik in ſeinen Freimüthigen Anmerkungen über des Ritters von Zimmermann Fragen über Friedrich den Großen (2 Thle. Berl. 1791 und 1792). Seine Romane haben keinen dichteriſchen Werth, gehören aber dennoch in die Literärgeſchichte der damaligen Zeit. Sein vorzüglichſter: Leben und Meinungen des Magiſters Sebaldus Nothanker (4. A. 1799 mit K. von Chodowiecki), ſollte die Verfolgungsſucht der Orthodoxen in ihrer Blöße zeigen, Schwärmer zur geſunden Vernunft führen und das Zeitalter von ſeiner Empfindelei heilen. Man überſetzte ihn ins Franzöſiſche, Däniſche, Holländiſche und Schwediſche. Von ſeinen Widerſachern vielfach gereizt, ſchrieb Nicolai 1794 die Geſchichte eines dicken Mannes (2 Bde. mit Kupf. von Meil), in welcher er die Geißel gegen literariſche Gecken ſchwang. Zu den größern Werken,

die ihm heftigen Widerſpruch zuzogen, gehört ſeine in ſtatiſtiſcher Hinſicht und wegen ihres freymüthigen Tones verdienſtvolle Beſchreibung einer Reiſe durch Deutſchland und die Schweiz im J. 1781 (3. A. 1788). Sie wuchs mit dem J. 1796 bis zu zwölf Bänden an. Blumauer ſchüttete über dieſes Werk, das die Eigenliebe der Oberdeutſchen etwas unſanft rüttelte, ſeine Galle in einigen Schmähſchriften aus. Doch gab Nicolai bei allem Wahrheitsſinn auch manche Blöße, am auffallendſten, als er ſich gegen die kritiſche Philoſophie erklärte, deren Werth er über dem Mißbrauch verkannte, welchen die Schule mit dunkeln Kunſtwörtern trieb. Durch ſeinen Umgang mit Mendelsſohn an populäre Philoſophie gewöhnt, konnte er die neue Sprache der Kritik der reinen Vernunft nicht faſſen, ob er gleich dem Scharfſinne ihres Urhebers Gerechtigkeit widerfahren ließ. In ſeinem Romane: Leben und Meinungen Sempronius Gundiberts, eines deutſchen Philoſophen, wollte er die Abſchweifungen der Kantiſchen Schule lächerlich machen (Berl. 1793). Dagegen ſchrieb Fichte: Fr. Nicolai's Leben und ſonderbare Meinungen, herausgegeben von A. W. Schlegel, Tübingen 1801. Indeß erhielt der verdienſtvolle Greis mehrere Beweiſe der öffentlichen Achtung. Er wurde Mitglied der Akademien zu München, Berlin und Petersburg. Auch viele ſeiner Gegner ließen ſeiner guten Abſicht Gerechtigkeit widerfahren. Sein thätig kräftiges Leben ward durch eine feſte Geſundheit unterſtützt. Doch im Jahr 1791 griffen Schwindel und heftige Gemüthsbewegungen ſein Nervenſyſtem ſo an, daß er einige Wochen lang bei vollem Bewußtſein mehrere Phantasmen, wie er die unwillkührlichen Gaukelſpiele ſeiner Einbildungskraft nannte, ſah und hörte. In ſeinem 71. Jahre verlor er den Gebrauch des rechten Auges. Indeß ſtörte nichts ſo ſehr die Lebenskraft des würdigen Greiſes, als das unglückliche Schickſal ſeines Vaterlandes. Er ſtarb 1811. Die durch ihn in der Geſchichte der deutſchen Kultur unvergeßlich gewordene Buchhandlung blüht fort unter der Leitung ſeiner Erben. Unter Nicolai's vielen Schriften zeichnen wir noch aus: ſeine biographiſchen Gedächtnißſchriften auf Kleiſt, Abbt, Möſer, Engel und Zeller; ſeinen Verſuch, naive Volkslieder aus der Dunkelheit zu ziehen, in dem feynen kleynen Almanach Vol ſchönerr echterr liblicherr Volkslider u. ſ. w. geſungen von Wunderlich ꝛc. Berlin 1777 und 78, 12.; mit Melod. Sein Verſuch über die Beſchuldigungen, welche dem Tempelherrnorden gemacht worden, nebſt einem Anhange über das Entſtehen der Freimaurer, Berlin 1782, iſt gründlich, obgleich nicht ohne zu gewagte Hypotheſen, z. B. über den Baffomet der Tempelherrn. — Ueberhaupt betraf ein großer Theil der geſchichtlichen Forſchungen Nicolai's die geheimen Geſellſchaften. Man vergl. ſeine Bemerkungen über die Geſchichte der Roſenkreuzer und Freimaurer, Berlin 1806. — Noch verdient ſeine Schrift: Ueber den Gebrauch der falſchen Haare und Perucken genannt zu werden (mit Kupfern. Berlin 1801). Mehrere ſchätzbare Aufſätze hiſtoriſchen Inhalts finden ſich von ihm in der neuen Berliniſchen Monatsſchrift. Eine Selbſtbiographie von Fr. Nicolai hat Löwe herausgegeben in ſeinen Bildniſſen jetzt lebender Berliner Gelehrten, III. 3. Auch höre man ihn ſelbſt in der Schrift: Ueber meine gelehrte Bildung, über meine Kenntniß der kritiſchen Philo-

ſophie und meine Schriften dieſelbe betreffend, und über die Herren Kant, J. B. Erhard und Fichte. Berl. 1799. Mehr über ihn in Göckings Leben Nicolai's. Berl. 1820. K.

Nicolay (Ludwig Heinrich von), machte ſeine gelehrten Studien auf der Univerſität zu Straßburg, wo er d. 29. Dec. 1737 geboren war. Hier wurde er Profeſſor der Logik, nachdem er eine Zeit lang franz. Geſandtſchaftsſecretär geweſen war. Indeſſen machte er ſeine eigentliche Laufbahn erſt in Rußland, wo er im J. 1770 Cabinetsſecretär und Bibliothekar des Großfürſten, im J. 1796 kaiſerl. Staatsrath, im J. 1798 Director der Akademie der Wiſſenſchaften, und nach Niederlegung dieſer Stelle im J. 1801 Geheimerrath wurde. Zugleich war er Ritter mehrerer Orden. Alle dieſe Staatsämter hinderten ihn nicht, ſeinen Hang zur Dichtkunſt in mannichfaltigen Verſuchen, in Fabeln, Erzählungen, Elegien, Epiſteln, Rittergedichten zu verſuchen; doch behauptet er höchſtens den zweiten Rang der Dichter jener Gattungen. Im Allgemeinen zeichnet er ſich durch feine Beobachtungen, Witz und Einbildungskraft, und vorzügliches Talent für die komiſche Erzählung aus. Die erſte vollſtändige Sammlung ſeiner poetiſchen Arbeiten: Vermiſchte Gedichte und proſaiſche Schriften, 7 Thle., Berlin und Stettin (1792—1795), hat durch Ramlers Verbeſſerungen ſehr an Correctheit gewonnen. Seine theatraliſchen Werke erſchienen zu Königsberg 1811. 8. Er lebt jetzt auf ſeinem Gute bei Wiborg in Finland, noch in ſeinem 83. Jahre mit jugendlicher Liebe der dramatiſchen Dichtkunſt.

Nicolini, der Name mehrerer italieniſchen Componiſten und Sänger, unter welchen Carlo Nicolini, mit dem Beinamen delle Cadenze, um 1770 in Italien blühte, Franceſco, ein Componiſt, von 1669—1685 zu Venedig mehrere Opern ſchrieb, und ein jetzt lebender Theatercomponiſt, Giuſeppe Nicolini, nebſt mehrern Scenen, unter andern I Baccanali di Roma 1800 für das Theater von Mailand ſchrieb.

Nicolo, auch Nicolo Iſouard genannt, einer der beliebteſten theatraliſchen Componiſten unſerer Zeit. Sein eigentlicher Name iſt Iſouard und ſein Vaterland Malta, wo er im J. 1777 geboren wurde. Ungeachtet ſein Vater, ein angeſehener Geſchäftsmann, eine zahlreiche Familie hatte, ſo wandte er doch viele Koſten auf die Erziehung ſeiner Kinder und ließ mehrere derſelben in Frankreich erziehen. Conſtant de Campion, Commandeur des Malteſerordens, nahm den jungen Iſouard mit nach Paris in eine Penſionsanſtalt, in welcher er ſich für die Marine vorbereiten ſollte. In den Nebenſtunden, die ihm ſeine ernſtern Studien übrig ließen, beſchäftigte er ſich mit dem Fortepiano, auf welchem ihm Pin Unterricht gab. Er war ſchon als Aſpirant der Marine aufgenommen, als ihn der Ausbruch der Revolution bewog, im J. 1790 nach Malta zurückzukehren. Ungeachtet ihn hier ſein Vater zum Handel vorbereitete, ſetzte er doch ſeine muſikaliſchen Beſchäftigungen mit großem Erfolge fort. Michel Angelo Vella und Franceſco Azopardi unterrichteten ihn im Accompagnement und der Theorie des Contrapuncts. Von Malta ging er nach Palermo, wo er einige Jahre als Commis zubrachte und in den Nebenſtunden ſeine muſikaliſchen Studien unter Amendola's Leitung fortſetzte. Von hier begab er ſich nach Neapel zu den deutſchen Banquiers Kutler und Heigelin. Hier vollendete er ſein Studium der Compoſition durch den Unterricht des berühmten Sala. Die Empfehlung der Prinzeſſin Belmonte bewog den großen Guglielmi, ihn in der drama-

tiſchen Compoſition zu unterrichten. Hierauf entſchloß er ſich, wider den Willen ſeiner Aeltern, ganz ſeiner Lieblingsneigung zu folgen, und begab ſich nach Florenz, wo er ſeine erſte Oper, L'avviso ai mariti, componirte, deren außerordentlicher Beifall ihn in ſeinem Entſchluſſe beſtärkte. Um ſeine Aeltern indeſſen nicht zu beleidigen, gab er ſeine Compoſitionen unter dem Namen Nicolo heraus, dem erſt ſpäter in Paris der eigentliche Name Iſouard beigeſetzt wurde. Von Florenz begab er ſich nach Livorno, wo er für den Sänger Seneſino die ernſthafte Oper Artaserse componirte. Der damalige Großmeiſter des Malteſerordens, aus dem Geſchlechte der Rohans, berief ihn nach Malta und ernannte ihn nach dem Tode des berühmten Vincenzo Alfoſſo zum Organiſten der Ordenskirche und dann zum Capellmeiſter des Ordens, welche Stelle er bis zur Aufhebung des Ordens nach Ankunft der Franzoſen behielt. Er blieb nun als Privatmann zu Malta, wo er mehrere kleine franzöſiſche, ins Italieniſche überſetzte Opern, als il Tonneliere, l'Improvisata in campagna, il Barbiere di Seviglia, componirte. Als die Franzoſen Malta wieder räumen mußten, nahm ihn der General Vaubois als ſeinen Privatſecretär mit nach Paris. Hier bildete er ſich nach Monſigny's und Gretry's Compoſitionen noch weiter aus und verband ſich mit dem bekannten dramatiſchen Dichter Etienne. Beide arbeiten zu ſchnell. Von allen Compoſitionen Nicolo's hat keine ſo ausgezeichneten Beifall erhalten, als die Oper Cendrillon (Aſchenbrödel), welche zuerſt in Paris mehr als hundertmal hinter einander gegeben wurde; ein Erfolg, der in den Annalen des Théâtre de l'Opéra comique beiſpiellos iſt. Unter ſeinen übrigen Compoſitionen ſind außer den genannten noch un jour à Paris, les deux Avares, Michel Ange, le Médecin turc, la Ruse inutile, l'Intrigue au serail, les Rendez-vous bourgois und die liebliche Oper Joconde. In dieſer leichten dramatiſchen Gattung iſt Iſouard durch die Mannichfaltigkeit und Lieblichkeit ſeiner Melodie, durch das Blühende ſeiner Imagination, und eine geſchickte Verſchmelzung des neuern italieniſchen Geſchmacks mit dem franzöſiſchen einer der ausgezeichnetſten Componiſten. Er ſtarb zu Paris 1818.

Nicomedes, ſ. **Bithynien** und **Mithridates**.

Nicot (Jean), ſ. **Tabak**.

Niebuhr (Carſtens), geb. zu Lüdingworth im Lande Hadeln am 17. März 1733, wurde 1760 zum Ingenieurlieutenant zu Copenhagen ernannt. Als auf des Orientaliſten Michaelis Antrag und des Grafen Bernſtorf Empfehlung der König von Dänemark, Friedrich V., eine Geſellſchaft Gelehrter auf ſeine Koſten nach Arabien zu ſchicken beſchloß, um neue Entdeckungen über dieſes bisher nur aus unſichern Nachrichten bekannte Land zu machen, wurde Niebuhr für das Fach der Geographie dazu beſtimmt. Die Geſellſchaft ging am 4. Januar 1761 von Copenhagen ab, und über Conſtantinopel durch Aegypten nach Jemen. Allein binnen einem nicht vollen Jahre ſtarben hier und auf dem Wege nach Indien Niebuhrs ſämmtliche Gefährten (Cramer, Forskål, Baurenfeind, von Hagen), und der Zweck der ganzen Unternehmung wäre vereitelt geweſen, hätte nicht Niebuhr mit ſeltner Entſchloſſenheit die Reiſe allein fortgeſetzt und die Arbeiten und Beobachtungen aller ſeiner bisherigen Gefährten übernommen und in ſich vereinigt. Erſt 1767 kehrte er zurück und legte in ſeiner *Beſchreibung von Arabien* (Copenhagen 1772. 4.), *Reiſebeſchreibung nach Arabien und andern umliegenden Ländern*

(ebendaſ. 1774, 78, II. 4. beide Werke ſind auch in das Däniſche, Franz., Holländ. und Engl. überſ.) und in ſeinen Ausgaben von P. Forskål descriptiones animalium etc. quae in itinere orientali observavit (Hafn. 1775. 4.) und deſſen Flora Aegyptiaco-arabica (ib. 1776. 4.) die Reſultate von ſeinen und ſeiner Gefährten Forſchungen nieder. Aeußerſte Genauigkeit, überall blos auf eigene Anſicht, nie auf fremde Nachrichten gegründete Unterſuchung, hohe Wahrheitsliebe und völlige Entfernung von allem Hang zum Wunderbaren und zur Uebertreibung geben ſeinen Nachrichten einen hohen Werth, und haben ſie zu einer Hauptquelle über die Lage und Verfaſſung der von ihm bereiſten Länder gemacht. Wenn ſie nicht allen Parteien gleich befriedigend ſind, ſo kann dies einem Manne nicht zum Vorwurf gereichen, der weit mehr geleiſtet hat, als ihm aufgetragen war und man von ihm erwarten konnte. Nach ſeiner Rückkehr wurde er 1768 zum Ingenieurcapitän zu Copenhagen, dann 1778 zum k. däniſchen wirkl. Juſtizrath und Landſchreiber im Süderdithmarſchen zu Meldorf, 1808 zum Etatsrath und 1809 zum Ritter des Danebrogordens ernannt. Auch nahm ihn das Nationalinſtitut in Frankreich unter ſeine Mitglieder auf. Er ſtarb d. 30. April 1815. A—s.

Niebuhr (B. G.), des Vorigen Sohn, k. preußiſcher geh. Staatsrath und Mitglied der königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin, geb. zu Meldorf in Holſtein. Er vereinigt die gründlichſten gelehrten Kenntniſſe von ſeltnem Umfang (er iſt nicht nur Hiſtoriker, ſondern auch ein ſehr guter Orientaliſt) mit den trefflichſten praktiſchen Kenntniſſen der Staatskunde, des Handels ꝛc. Er war eine Zeit lang Director der Bank in Copenhagen, und hat genaue Kenntniß der Finanzverwaltung, daher er auch in den wichtigſten Geldgeſchäften des preußiſchen Staats oft gebraucht worden iſt. In der verhängnißvollſten Periode Preußens hat er ſich im Leben eben ſo wahr und unerſchütterlich treu gezeigt, als er ſich in Schriften kräftig und geiſtvoll ausgeſprochen hat. Seine Geſchichts- und Sprachkunde iſt umfaſſend. Seine Schreibart hat ſich zu ſehr nach dem Engliſchen gebildet, das ihm ganz eigen iſt, und leidet hin und wieder an Härte und Dunkelheit. Außer einzelnen gehaltvollen archäologiſchen und hiſtoriſchen Aufſätzen im Muſeum der Alterthumswiſſenſchaften (Bd. 2. St. 3.) und den deutſchen Blättern hat er in ſeiner römiſchen Geſchichte (Berlin 1811 ff.) ein an Tiefe der Forſchung, Größe des Ueberblicks, Kraft und edler Gediegenheit der Darſtellung eines Gibbons würdiges Werk geliefert. Auch ſind von ihm die Flugſchriften: Preußens Recht gegen den ſächſiſchen Hof (Berlin 1814, 8.) und über geheime Verbindungen im preußiſchen Staate und deren Denunciation (Berlin 1815, 8.). Im Jahr 1816 zum preußiſchen Geſandten beim Papſte ernannt, beſchäftigt er ſich in Rom zugleich mit literariſchen Arbeiten und Unterſuchungen. Wir verdanken ihm unter andern die Entdeckung von zwei ungedruckten Bruchſtücken des Cicero und eine kritiſche Ausgabe der von Majo ans Licht gezogenen Werke des Fronto.

Niederdeutſch, ſ. Plattdeutſch.

Niederlande (Königreich der). I. Geſchichte der Niederlande: 1. bis zum J. 1548 oder bis zur Vereinigung unter dem Hauſe Oeſterreich. Die bezeichnend ſo benannten

Niederlande umfaſſen die große Niederung oder den nordweſtlichen Abhang des weiten Beckens, geformt von Weſten nach Oſten durch den Ardenner Wald, die Vogeſen, den Hundsrück, das Siebengebirge, den Speſſart, Odenwald und Harz, in deſſen Tiefe der Rhein die Niederlande hinabſtrömt. Der ſüdliche Theil dieſer Niederungen gehörte zu Cäſars Zeiten zu Gallien und war damals unter der Namen des belgiſchen Galliens (Gallia Belgica) bekannt; dieſer große Feldherr erklärte die Einwohner für das ſtreitbarſte unter den galliſchen Völkerſchaften. Der nördliche zwiſchen der Maas, der Waal und dem Rhein liegende Theil hieß die Inſel der Bataver und gehörte nebſt Friesland zu Deutſchland. Den Namen der Bataver hat man von einem angeblich ſchon vor Chr. Geb. lebenden, wahrſcheinlich fabelhaften Stammvater, Namens Bato, deſſen Andenken jetzt nur noch bei den holländiſchen Dichtern lebt, ableiten wollen. Wahrſcheinlicher und einfacher iſt die von neuern holländiſchen Geſchichtsforſchern angenommene etymologiſche Ableitung vom Zeitworte baaten (Nutzen bringen) und dem davon abſtammenden Beiworte: baatig, zuſammengeſetzt mit dem deutſchen und auch altniederländiſchen Worte Auen oder Wieſen, die ſchon in der Gegend der am linken Rheinufer liegenden Betuwe den Römern als charakteriſtiſches Merkzeichen des Landes erſchienen und in dem Namen Batavi latiniſirt wurden. Den nördlich vom Rheine liegenden Theil der Niederlande bewohnten die Frieſen, gleich den Batavern ein deutſches Volk; beide lernen wir zuerſt aus dem Kampfe kennen, den ſie unter Civilis Anführung mit den Römern ſo ehrenvoll beſtanden. Späterhin kommen ſie theils als handelnde, theils als ſeefahrende Nationen und als Seeräuber vor, die endlich den Römern unterlagen. Im 5. Jahrhundert wurden die Bataver und im 6. die Belgier der fränkiſchen Herrſchaft unterworfen; die Frieſen aber ſehen wir erſt im 8. Jahrhundert von den Franken beſiegt (ſ. die Art. Belgier, Bataver und Frieſen). Durch den Frieden zu Verdun 843 (ſ. Frankreich) wurden Batavien und Friesland zu dem neuerrichteten Königreich Deutſchland geſchlagen und durch Statthalter regiert, die anfangs nur lehnbar, in der Folge aber unabhängig wurden. Vom J. 1000 bis ans Ende des 11. Jahrhunderts zerfiel das Land in Herzogthümer, mehrere kleine Grafſchaften und Reichsſtädte; Brabant oder Niederlothringen, und ſpäter auch Luxemburg, Limburg und Geldern werden durch Herzoge, Flandern, Holland, Seeland, Hennegau, Artois, Namur und Zütphen durch Grafen regiert; das eigentliche Friesland blieb eine freie Häuptlingſchaft (Heerlykkeid); Utrecht ward ein Bisthum, welches auch ſeine weltliche Herrſchaft über Overyſſel und Gröningen erſtreckte. Unter allen dieſen Herrſchern waren die Grafen von Flandern die mächtigſten, und nachdem 1383 dieſe Grafſchaft an das noch mächtigere Haus Burgund gefallen war, ſetzte ſich dieſes theils durch Heirathen, theils durch Gewalt oder ſcheinbar freiwilligen Abſtand in den Beſitz der meiſten niederländiſchen Gebiete. Der letzte Herzog von Burgund, Carl der Kühne (ſ. d. Art.), fiel 1477 unter den Schwertern der tapfern Schweizer; ſeine dem Kaiſer Maximilian vermählte Tochter Maria brachte die Niederlande an Oeſterreich, und Carl V., ein geborner Niederländer, vereinigte alle jetzigen ſiebzehn Provinzen (1548) unter dem Namen des burgundiſchen Kreiſes mit dem römiſchen Reiche deutſcher Nation. Oſtfriesland blieb unter der Herrſchaft eigner Fürſten beim weſtphäliſchen Kreiſe. —

2. Bis 1810, oder bis zur Vereinigung unter dem franzöſiſchen Kaiſerreiche. — Unter Carls V. Regierung verbreitete ſich in den bataviſchen und belgiſchen Provinzen der Proteſtantismus, wiewohl hart bedrückt; denn man rechnet die Zahl derer, die ſchon unter ſeiner Regierung in dieſen Ländern als Ketzer ums Leben gebracht wurden, auf 100 000. Immer hatten die Beherrſcher der Niederlande, ſelbſt Carl V., die Gerechtſame und alten Freiheiten geehrt, wodurch das Land blühend und für die Beſitzer eine unerſchöpfliche Quelle reicher Beiſteuern geworden war; Carls Sohn und Nachfolger, der kalte Tyrann Philipp II., folgte nicht den Grundſätzen ſeines klügern Vorgängers. Ein geborner Spanier, behandelte er die fernen Niederlande mit ſtiefväterlicher Härte. Die alten heiligen Rechte der Provinzen taſteten ſeine Stellvertreter, und beſonders der grauſame Granvella freventlich an; durch die Inquiſition ſollte jede freie Religionsmeinung ausgerottet werden. Da erwachte der Grimm des freien Volkes; die große Anzahl gewerbfleißiger Manufactur-, beſonders Wollarbeiter, flüchtete in andere Länder, vorzüglich nach England und Sachſen; der Adel trat zum Schutz ſeiner Rechte zuſammen, und die Nichtkatholiken feierten mit dem Trotze angefachter Schwärmerei ihren Gottesdienſt öffentlich. Als Granvella 1564 zurückberufen wurde, war es ſchon zu ſpät, den von ihm angefachten Brand durch gelinde Mittel zu löſchen; er ſollte alſo durch Gewalt gedämpft werden. Philipp ſandte den blutgierigen Alba, und unter ſeinem Henkersbeile fielen die Häupter der Edelſten des Volkes, Egmont und Horn. Nur der kluge Prinz von Oranien war frühzeitig entwichen, um mit gewaffneter Hand zur Rache wieder zu erſcheinen, während Alba ſeiner fanatiſchen Wuth Tauſende opferte. Selbſt ſeines weiſen Nachfolgers Zuniga Mäßigung konnte, ſchlecht unterſtützt vom ſpaniſchen Tyrannen, die empörten Gemüther nicht wieder beruhigen, und der ſtaatskluge Wilhelm von Oranien blieb, zwar oft geſchlagen von Don Juan d'Auſtria und Alexander von Parma, doch zuletzt Sieger in dem ungleichen Kampfe für Freiheit, Religion und vaterländiſches Recht. Sicher wäre früher der Kampf beendigt worden, hätten nicht der niederländiſchen Provinzen verſchiedene Localität, die Eiferſucht der Großen, deren jeder nur ſeine Zwecke erreichen wollte, und der unglücklich angefachte Religionsargwohn der Katholiken und Proteſtanten gegen einander den Sieg unendlich erſchwert. Zwar ſchloſſen ſich ſchon 1576 zu Gent faſt alle übrigen Provinzen dem offnen Aufſtande Hollands und Seelands an, allein die ausgezeichnete Gewandtheit des damaligen ſpaniſchen Statthalters, Prinzen von Parma, wußte die ſüdlichſten oder ſogenannten walloniſchen Provinzen zur Unterwerfung unter die ſpaniſche Herrſchaft zu vermögen und bald auch Brabant und Flandern durch Gewalt der Waffen zu unterjochen, welches ihm durch die Flucht der aufgeklärteſten und einflußreichſten Einwohner, die ſich größtentheils nach Holland begaben, ſehr erleichtert ward. Erſt im J. 1579 ſchloſſen die fünf nördlichen Provinzen, Holland, Seeland, Utrecht, Geldern und Friesland, die berühmte Union von Utrecht, wodurch ſie ſich von Spanien unabhängig erklärten. Ihnen trat 1580 Overyſſel und 1594 Gröningen bei. So entſtand die Republik der vereinigten Niederlande, in der Folge gewöhnlich, wenn gleich nicht mit ſtaatsrechtlicher Genauigkeit, nach der durch Umfang, Bevölkerung, Reichthum und Einfluß vorherrſchenden Provinz Holland genannt. Als Wilhelm von Oranien

durch Meuchelmord im Jahre 1583 fiel, trat Moritz als Statthalter in des Vorgängers Fußſtapfen. Seine Siege bei Nieuport und im Brabantiſchen, der niederländiſchen Admirale kühne und ſiegreiche Thaten gegen Philipps II. Seemacht, Frankreichs und Englands gleichzeitige Kriege gegen Spanien und Philipps II. Schlaffheit führten im Jahre 1600 den ruhmvollen Antwerper Frieden herbei. Doch mußten die Holländer, ehe ihre errungene Freiheit durch den weſtphäliſchen Frieden ganz geſichert wurde, den furchtbaren dreißigjährigen Krieg noch mit durchkämpfen. Holland bot, während Religionswuth faſt alle europäiſche Staaten zerrüttete, jedem Unterdrückten ein ſicheres Aſyl. Alle Religionen wurden geduldet. Für die ſich immer mehr anhäufende Menſchenzahl mußte Erwerb jenſeit des Weltmeeres geſucht werden. Aus Noth erſt glückliche Corſaren gegen des ſpaniſchen Tyrannen Geſchwader, wurden die Republicaner bald treffliche Seehelden und kühne, unermüdet thätige Kaufleute, die alle Meere durchſchwärmten, und denen kein Gewinn zu entfernt, kein Hinderniß zu abſchreckend war. Der Handel von Cadix, von Antwerpen und von Liſſabon fiel in ihre Hände, und ſo wurden die vereinigten Niederlande in der Mitte des 17. Jahrhunderts der erſte Handelsſtaat und die erſte Seemacht der Erde; denn mit etwa 100 Kriegsſchiffen trotzten ſie damals jeder nebenbuhleriſchen Gewalt, während England ſowohl als Frankreich, kurzſichtig für ihren eigenen Vortheil, über die Demüthigung des allgemein gefürchteten ſpaniſchen Rieſenreichs frohlockten. Die oſtindiſche Geſellſchaft eroberte Inſeln und Königreiche in Aſien mit einem Fonds von nur 6 Millionen 459,840 Gulden. Mit etwa 200 Schiffen betrieb ſie den Handel nach dem ſonſt unzugangbaren China und ſogar nach Japan. Mit allen Producten der Gewürzinſeln verſorgte ſie allein Europa. Das Gold, die Perlen, die Edelſteine des Orients gingen gleichſam nur durch ihre Hände. Ihr konnte die weſtindiſche Compagnie nicht gleich kommen; denn als dieſe geſtiftet wurde, war Englands und Frankreichs Eiferſucht ſchon erwacht. Holland behauptete indeß noch lange ſein altes Uebergewicht zur See; Tromp und Ruyter fochten ſiegreich, und ſelbſt jener ſtolze Ludwig XIV., der den Plan zur Demüthigung der kühnen Republicaner ſo ernſt und tief angelegt hatte, mußte endlich erſchöpft den Frieden erbitten. Aber dieſe Kämpfe, bald mit England, bald mit Frankreich, und die wirklich unpolitiſche, zu thätige Theilnahme am ſpaniſchen Succeſſionskriege erſchöpften Holland, während republicaniſche Eiferſucht gegen das Streben des Hauſes Oranien zur Herrſchaft im Lande ſelbſt unzählige Funken der Parteiwuth und des Bürgerkrieges anfachte. Darum konnte die Regierung nie zur Einheit, nie zur Conſequenz und Energie echt politiſcher Grundſätze gelangen. Seit Moritzens und Oldenbarnevelds Zeiten hatten ſich die beiden Hauptparteien, die oraniſche und die ſtaatsgeſinnte oder antioraniſche, allmählig in verſchiedenartige Abſchattungen zertheilt, deren Führer durch eigennützige Abſichten geleitet wurden. Aus gleichen Antrieben ward die Religion mit ins Spiel gemiſcht, und in der Regel waren die ſtrengen Calviniſten oraniſch, die Andersdenkenden ſtaatsgeſinnt; daher die häufigen Staatsumwälzungen, welche bald durch die Anmaßungen einiger Statthalter, bald durch den aufgewiegelten Pöbel veranlaßt wurden, und denen ſtets entweder Druck durch Willkür oder unglücklich geführte Kriege vorangingen. Dies hatte ſich ſchon in den Jahren 1618, 1672 und 1702 bewahr-

beitet, und beſtätigte ſich 1747. Das Haus Oranien ſiegte in dieſem Jahre über die republicaniſche Partei. Es gelang ihm, die Statthalterwürde für alle ſieben Provinzen auf männliche und weibliche Nachkommen erblich zu machen. Die ſpaniſchen oder katholiſchen Niederlande waren inzwiſchen der unſelige Zankapfel geweſen, um den ſich Oeſterreich und Frankreich zwei Jahrhunderte hindurch ſtritten. Endlich ſah ſich Spanien genöthigt, durch den pyrenäiſchen Frieden 1659, und durch den Aachner 1668, an Frankreich ganz Artois, einige Plätze von Flandern, Hennegau, Namur und Luxemburg abzutreten, welche Länder ſeitdem die franzöſiſchen Niederlande genannt wurden. Durch den Frieden von Utrecht, welcher den ſpaniſchen Succeſſionskrieg 1713 endigte, kamen die ſpaniſchen Niederlande wieder an das Haus Oeſterreich, welches ſie bis zur franzöſiſchen Revolution beſaß, obgleich ſie ſich gegen Joſeph II., vornehmlich unter van der Noot, empörten. Dieſer Monarch brach im J. 1782 den ſogenannten Barrieretractat von 1715, welcher der Republik der vereinigten Niederlande das Beſatzungsrecht in einigen belgiſchen Feſtungen an der franzöſiſchen Grenze einräumte; er nöthigte die holländiſchen Beſatzungen zum Abzuge und ließ jene Grenzfeſtungen größtentheils ſchleifen, was in der Folge den Franzoſen — Siegern bei Jemappes und Fleurus — die Eroberung Belgiens in den J. 1792 und 1794 ſehr erleichterte, welches ihnen 1797 im Frieden von Campo Formio abgetreten wurde und mit Frankreich 16 Jahre vereint blieb. — Immittelſt waren in der Republik der vereinigten Niederlande die innern Gährungen nicht unterdrückt. Die Antioranier oder Staatsgeſinnten, durch die Erblichkeitserklärung der oraniſchen Statthalterwürde keinesweges vernichtet, hoben im Jahr 1786, von ihren Gegnern jetzt Keeſen (Spitzbunde) geſcholten, aufs neue ihr Haupt empor. Die Händel von 1781 mit dem Herzog Ludwig von Braunſchweig, der ſeit 30 Jahren Feldmarſchall der vereinigten Niederlande geweſen war und eine Zeit lang die Vormundſchaft über den Erbſtatthalter Wilhelm V. geführt hatte, waren nur Vorſpiele des wüthenden Kampfes, der nun entſtand. Des Statthalters Gemahlin, Königs Friedrich Wilhelm II. von Preußen Schweſter, rief, beleidigt von heftigen Patrioten, des Bruders Schutz an; eine preußiſche Armee von 25,000 Mann erſchien, um den Hohn zu beſtrafen und Wilhelms V. Rechte zu ſichern. Vergeblich war der Patrioten übel geleiteter Widerſtand. Nach dem Sturme von Amſtelveen fiel Amſterdam in die Gewalt der Preußen. Das Uebergewicht der ſtatthalteriſchen Partei war entſchieden, und in noch größerer Ausdehnung wurden nun die Rechte des Hauſes Oranien beſtätigt. Die antioraniſche Partei war indeſſen auch jetzt nur eingeſchüchtert, nicht aufgelöſt, noch weniger war ihr alter Haß beſänftigt. Als daher 1794 die Fahnen des republicaniſirten Frankreichs ſiegreich an Hollands Grenzen wehten, erhoben ſich alle Mißvergnügte mit Ungeſtüm. Pichegru eroberte Holland leicht, durch den ſtrengen Winter von 1795 und durch die den Franzoſen günſtige Volkspartei unterſtützt. Der Erbſtatthalter floh mit ſeiner Familie nach England, und es entſtand die bataviſche Republik (o. 16. Mai 1795). Die bisherige Provinzialabtheilung ward in einen einzigen Freiſtaat verſchmolzen, die Macht der Geſetzgebung nach franzöſiſchem Muſter einer ſtellvertretenden Verſammlung, und die Vollziehung einem Directorium von fünf Männern übergeben. Die neue Republik mußte einige ſüdliche Land-

ſtriche, namentlich Maſtricht, Venloo, Staats=Limburg und Staats=Flandern, an Frankreich abtreten, ſich mit dieſem Reiche durch eine beſtändige Allianz verbinden, eine Summe von 100 Millionen Gulden an daſſelbe entrichten, und den franzöſiſchen Truppen die Beſetzung ihres Gebietes verſtatten. Dieſe aufgedrungene Verfaſſung mußte nach ſechsjährigem Beſtande ſchon wieder geändert werden (d. 18. October 1801). Man theilte die Republik wieder in ihre alten ſieben Provinzen und fügte die Generalitätslande als eine achte hinzu. Man vereinfachte das Regierungsperſonale, reducirte die geſetzgebende Verſammlung auf 35 Deputirte und erweiterte die vollziehende Gewalt zu einem Staatsbewind von zwölf Männern. Allein trotz dieſen Veränderungen ſah die bataviſche Republik, unfähig, mit dem geringen Ueberbleibſel eigner Kraft nach eignen Zwecken zu handeln, ihre Flotten durch Großbritanniens Seemacht verdrängt, ihre Kolonien verheert, ihren Commerz auf bloße Küſtenfahrt und Landhandel beſchränkt, und die Bank von Amſterdam bis zur Vernichtung erſchüttert. Ueberdies raubte ihr der Friede von Amiens 1802 eine der reichſten ihrer Kolonien, Ceylon. Kaum war die Hoffnung einer beſſern Zukunft erwacht, als Holland wieder in den neu beginnenden Krieg Frankreichs gegen Großbritannien fortgeriſſen wurde. Surinam und das Cap fielen in der Britten Hände, brittiſche Schiffe blockirten Hollands Küſten, und ſo ſchien der letzte Nerv des holländiſchen Wohlſtandes zerſchnitten zu ſein. Zum drittenmale (den 29. April 1805) mußte die holländiſche Staatsverfaſſung umgeändert werden. Nun ſollten acht Departements und ein geſetzgebendes Corps von 19 Mitgliedern mit einem auf fünf Jahre erwählten Rathspenſionär (Schimmelpenninck), der die vollziehende Gewalt handhabte und die Souverainität repräſentirte, beſtehen; ihm ward ein Staatsrath von fünf bis neun Mitgliedern beigegeben, und fünf Miniſter beſorgten die Geſchäfte. Der Penſionär erhielt eine unbeſtimmte Summe, über deren Verwaltung er keine Rechenſchaft abzulegen brauchte. Doch war ſelbſt Schimmelpenninks Tugend in dieſem Sturme unvermögend ein Vaterland zu retten, welches durch den Verluſt ſeiner alten Selbſtſtändigkeit und ſeiner mannichfaltigen Hülfsquellen ſchon an den Rand eines unabwendbaren Verderbens gebracht war. In ſolcher Noth ſchien die einzige Hülfe zu ſein, Holland dem franzöſiſchen Reiche gänzlich einzuverleiben. Der Schritt, lange vorbereitet, geſchah endlich proviſoriſch im J. 1806. Man trug dem Bruder des Kaiſers, dem Prinzen Louis Napoleon, Hollands Beſitz unter dem Titel eines ſouverainen Königreichs an (der Antrag holländiſcher Seits war abſolut erzwungen), und am 5. Jun. 1806 ward er als König von Holland ausgerufen. Der mit Frankreich den 24. Mai deswegen geſchloſſene Tractat beſagte: Louis Napoleon ſolle erblicher, conſtitutioneller König von Holland, und ſeiner rechtmäßigen männlichen Nachkommenſchaft der Thron geſichert ſein; doch dürften nie die Kronen von Frankreich und Holland auf Einem Haupte vereinigt werden. Der König blieb erblicher Connetable von Frankreich und mit allen ſeinen Kindern dem franzöſiſch=kaiſerlichen Familienſtatut unterworfen. In Holland beſaß er ohne Einſchränkung die vollziehende Gewalt, die Macht der Ernennung zu Civil= und Militärſtellen, das Begnadigungsrecht und die ausſchließliche Regierung der Kolonien. Auch wurde ein Staatsrath errichtet von 13 Mitgliedern, worunter vier Staatsminiſter. Das geſetzgebende Corps beſtand aus 30 Mitgliedern, und dabei war feſtgeſetzt, daß es nach Maßgabe der Vergrößerung des Staats

gebiets vermehrt werden könne. Aber Holland ward als Königreich nicht glücklicher; es blieb ausgeſchloſſen von Frankreichs Handelsvortheilen und mußte doch allen Kriegen Napoleons folgen. Die Staatsſchuld wuchs auf 1200 Millionen Gulden; der Kaufmann lebte nur noch vom Schleichhandel, welcher zu England hinzog. Faſt alle Quellen des ehemaligen Wohlſtandes waren jetzt verſtopft; und als Napoleons Decret vom 11. Nov. 1807 aus Mailand erſchien, als der Tarif von Trianon mit ſeinen ſchrecklichen Folgen eintrat, da war Holland vollends mercantil verloren. Es erhielt 1807 zwar Oſtfriesland und Jever, mußte aber dafür das zwiſchen der franzöſiſchen Grenze und der Maas gelegene Gebiet nebſt einem Theile von Seeland mit den Feſtungen Bergen-op-Zoom, Breda, Herzogenbuſch, Gertruidenberg, Middelburg und Vließingen abtreten. Der neue Krieg gegen Oeſterreich im J. 1809 brachte jene bekannte Invaſion der Engländer auf Seeland (Walchern) hervor, die Hollands Verderben nur beſchleunigte. Fürchterliche Unglücksfälle kamen hinzu. Im Januar 1809 ſtand die ganze Gegend von Emmerich an bis Dordrecht und Rotterdam, ein Strich von 50 Q. M. Landes, unter Waſſer, über 300 Menſchen verloren ihr Leben in den Fluthen, und mehrere Tauſend Stück Vieh, viele Häuſer und Mühlen, ja ganze Dörfer wurden weggeſchwemmt. Umſonſt waren die Anſtrengungen des guten (aber ſchwachen) Königs, das allgemeine Elend zu mildern; um ſo mehr nach der engliſchen Invaſion, da er die Freundſchaft ſeines Bruders verlor. Die Spannung wuchs, und der pariſer Tractat vom 16. März 1810 hielt den letzten Schlag nur wenige Wochen auf. Ludwig, um nicht das Land in ſeine perſönliche mißliche Lage zu verwickeln oder einen Krieg mit Frankreich herbeizuführen, deſſen Reſultate ſich mit Gewißheit vorherſehen ließen, legte freiwillig und unerwartet die Königskrone zu Gunſten ſeines älteſten unmündigen Sohnes nieder (den 1. Juli 1810) und begab ſich ins öſterreichiſche Gebiet als einfacher Privatmann. Napoleon erkannte jedoch ſeines Bruders Verfügung nicht an. Schon am 4. Juli beſetzten franz. Truppen Amſterdam, und durch das kaiſerliche Decret vom 10. Juli 1810 wurde Holland mit dem franz. Reiche vereinigt, Amſterdam zur dritten Stadt des Reichs erhoben, die Zahl der Senatoren auf ſechs, der Deputirten im Staatsrathe gleichfalls auf ſechs, der Richter im Caſſationshofe auf zwei, und der Deputirten im geſetzgebenden Körper auf 25 beſtimmt. Die Officiere der Land- und Seemacht traten, wie das ganze Militär, in kaiſerlich-franzöſiſche Dienſte; die Zinſen der öffentlichen Schuld wurden auf ein Drittel reducirt, und der Erzſchatzmeiſter des Reichs, Herzog von Piacenza, erſchien als des Kaiſers Stellvertreter in Amſterdam, um bis zum 1. Januar 1811, wo die ganze Verfaſſung nach franzöſiſchem Muſter geformt ſein ſollte, das Land proviſoriſch zu verwalten. Die holländiſchen Departements, welche früher ſchon unter dem Königthum geſchaffen waren, bildeten nun zwei neue Militärdiviſionen, die Conſcription ward eingeführt, und die Hälfte der ausgehobenen Mannſchft zum Land-, die andere Hälfte zum Seedienſte beſtimmt. — 3. **Bis 1815, oder bis zur Vereinigung der Niederlande unter der Herrſchaft des Hauſes Oranien.** So waren alſo die ſämmtlichen 17 ehemaligen Provinzen der Niederlande unter der nämlichen Herrſchaft mit Frankreich vereinigt. Allein dieſer (durch die Umſtände unglückliche) Zuſtand dauerte nur bis zum Ende des J. 1813. Napoleons Beſiegung bei Leipzig änderte das Schickſal Belgiens und Hollands; die Heere der

Verbündeten rückten gegen Frankreich vor; ein vereinigtes preußiſch-ruſſiſches Armeecorps unter dem Gen. Bülow ward von der Nordarmee gegen die Niederlande detaſchirt, und eine unter dem Gen. Graham aus England übergeſchiffte Truppenabtheilung ſchloß ſich demſelben an. Am 20. Nov. 1813 erließ der General Bülow eine Proclamation an die Holländer, in welcher er ſie auffoderte, mit den Verbündeten gemeinſchaftlich gegen die Franzoſen zu handeln. Schon am 18. deſſelben Monats hatte Gysbrecht Carl van Hogendorp, einer der Gemäßigten aus der altoraniſchen Partei, eine Anzahl ehemaliger Regierungsmitglieder, welche von 1788 bis 1795 das Staatsruder in Händen gehabt hatten, insgeheim in ſeiner Wohnung verſammelt und ſie zu überreden geſucht, ſich einſtweilen als die ehemaligen Generalſtaaten zu conſtituiren; allein der lange Druck hatte die angeborne Aengſtlichkeit in einen paniſchen Schrecken verwandelt. Jeder wollte gern das Werk vollbracht ſehen, wagte aber nicht, ſelbſt Hand anzulegen, aus Furcht, daß ſich das Blatt wieder wenden könne. Jetzt lud Hogendorp auch die anfangs ausgeſchloſſenen Männer ein, welche die Zügel des Staates in den J. 1786 und 1787 und nach 1795 lenkten, und die, wie antioraniſch auch in frühern Zeiten geſinnt, ſich jetzt dem altrepublicaniſchen oraniſchen Syſteme gern angeſchloſſen hätten, wären ſie nicht durch die erſte Ausſchließung mißtrauiſch geworden. Nach zwei mißlungenen Verſuchen blieb den 17 zuerſt Verbündeten, unter denen ſich der Graf Limburg Styrum, die Herren von Perponcher, Fagel und Changuion, die Generale Sweerts, van Landas und de Jonge, der Profeſſor Kemper und der Advocat Fannius Scholten auszeichneten, kein anderes Mittel übrig, als aus ihrer Mitte in den Perſonen der Herren Gysbrecht van Hogendorp und des Freiherrn v. d. Duyn v. Maasdam, eines freiſinnigen, redlichen Mannes, ein Duumvirat zu ernennen, welches als proviſoriſche Regierung das Staatsſchiff der verjüngten Republik vor dem Untergange bewahren ſollte, bis der Prinz von Oranien aus England, wohin am 19. Nov. die Herren von Perponcher und Fagel, ihn einzuladen, abgeſandt waren, eingetroffen ſein würde. Die zwei Männer verſäumten Nichts, um das angefangene Werk zu vollenden. Sie ſandten einen Abgeordneten in das Hauptquartier des Gen. von Bülow nach Münſter und nach Frankfurt a. M. zu den verbündeten Monarchen, welche hierauf die kräftige Unterſtützung der ehrenvollen Unternehmung der Holländer beſchloſſen; ſie ſuchten das mächtige Amſterdam durch ihre Commiſſarien Kemper und Scholten zu einer offnen Erklärung zu bewegen, die zwar wegen der Nähe des franzöſiſchen Hauptquartiers zu Utrecht, unter dem Gen. Molitor, noch nicht die gewünſchte Ausdehnung erhielt, wohl aber die größte Anhänglichkeit für das Haus Oranien ausſprach. Der langerſehnte, am 30. Nov. mit offnen Armen jubelnd im Haag empfangene Erbſtatthalter verweilte nur einen Tag in der Reſidenz ſeiner Vorfahren, und kam bereits im December in Amſterdam an, einer Stadt, deren öffentliche Meinung er mit Recht als den Barometer der allgemeinen politiſchen Stimmung anſah. Allein ſchon war es zu ſpät, um die nicht mehr verborgenen Abſichten einiger Wenigen mit dem wahren Volksgeiſte vergleichen zu können. Die Commiſſarien des Duumvirats (Kemper und F. Scholten) hatten, man glaubte aus eigner Bewegung — — eine Proclamation erlaſſen, welche ſich mit der Erklärung endigte: „Niederland iſt frei, und Wilhelm I. iſt der ſouveraine (!) Fürſt dieſes freien (!) Landes.“ Es koſtete anfangs Mühe, den rechtſchaffenen Fürſten zu bewegen,

ſich der unberathenen Proclamation zu fügen, und ihn zu überzeugen, daß es der Wille der Nation ſei, nicht den Statthalter Wilhelm VI., ſondern den ſouverainen Fürſten Wilhelm I. an ihrer Spitze zu haben; und nachdem bei den erhitzten Köpfen alle ſeine Gegenvorſtellungen umſonſt geweſen waren, willigte er in den ohne die mindeſten Einſchränkungen ihm gemachten Antrag nur unter der Bedingung ein, daß dieſe Machtertheilung durch eine Staatsverfaſſung gemildert würde, welche" — dies waren des Fürſten denkwürdige Worte, — „die Vorrechte und Freiheiten des Volkes verbürge, und es gegen jeden Eingriff in dieſelben ſicher ſtelle." Eine Commiſſion von 14 Mitgliedern, unter denen ſich die bisherigen Zweimänner befanden, ward mit dem Entwurfe dieſer Staatsverfaſſung beauftragt, welcher jedoch die Erwartungen unbefangener und einſichtsvoller Vaterlandsfreunde nicht ganz erfüllte. Mehr als ein Drittheil umfaßte die Rechte und Vorzüge des regierenden Hauſes; die hauptſächlichſten ſtaatsbürgerlichen Einrichtungen, namentlich die der Provinzialſtände, wurden auf beſondere, ſpäterhin zu erlaſſende Verfügungen verwieſen, und ſo wenig die Grundſätze der Rechtspflege als die der Finanzen erſchöpfend aufgeſtellt. Zwar ward dieſer erſte Entwurf vor der Abſtimmung öffentlich bekannt gemacht; allein durch die Beſtimmung, welche aus der Verſammlung der aus allen Departements der ehemals vereinigten Niederlande zur Abſtimmung zuſammenberufenen 600 Notabeln alle Bemerkungen und Unterſuchungen verbannte, ward jede Vervollkommnung der Conſtitution ausgeſchloſſen. Von den einberufenen Notablen erſchienen nur 475. Unter den fehlenden 125 fanden ſich ausgezeichnete Männer, die ſich zum Theil jene blos bejahende oder verneinende Abſtimmungsweiſe nicht gefallen ließen, zum Theil ſich auch nicht berechtigt glaubten, ohne ausdrückliche Vollmacht, oder ohne den laut ausgeſprochenen Willen der geſammten Nation über die Veräußerung und Uebertragung der Souverainität ein Gutachten abzugeben. Unter den Erſchienenen gaben manche nur bedingt ihre Zuſtimmung, die ohne Beifügung der Bedingung niedergeſchrieben ward. Das ſchlüſſige Reſultat war, daß ſich von den Stimmenden nur 26 unbedingt gegen den Verfaſſungsentwurf erklärten, welcher daher durch eine Mehrheit von 449 Stimmen angenommen ward. Durch den Beſchluß des wiener Congreſſes wurden die durch den pariſer Frieden von Frankreich getrennten ehemaligen belgiſchen Provinzen mit den vereinigten Niederlanden verbunden. Beide zuſammen ſollten nun das Königreich der Niederlande bilden, und der ſouveraine Fürſt wurde als König der Niederlande von allen Mächten anerkannt. Auch wurde ihm zur Entſchädigung für die in Deutſchland abgetretenen naſſauiſchen Länder das Herzogthum Luxemburg unter dem Titel eines Großherzogthums überlaſſen, doch ſo, daß dieſes Land zu den Staaten des deutſchen Bundes gehören ſollte; daher auch der König der Niederlande, als Großherzog von Luxemburg, die eilfte Stelle in der Bundesverſammlung und im Plenum drei Stimmen hat. Da jedoch nach dem Tractat des wiener Congreſſes vom 31. Mai und der Schlußacte vom 9. Jun. 1815 dies Großherzogthum nach dem Tode des jetzigen Königs ſowohl dem Prinzen Friedrich von Oranien, jüngerm Bruder des Kronprinzen, als letzterem zufallen kann, und in einem Zuſatze zum dritten Artikel des erwähnten Tractats dem Könige ausdrücklich freigeſtellt iſt, wegen der Erbfolge in das Großherzogthum diejenigen Familieneinrichtungen unter ſeinen Söhnen zu treffen, welche er dem Intereſſe der Monarchie und ſeinen väterlichen Abſichten am angemeſſenſten hält, ſo ſcheint die Meinung, daß Luxemburg

nur einſtweilen als integrirender Theil des neuen Königreichs angeſehen werden könne, nicht ohne Grund zu ſein. Die Grenzen dieſer Länder wurden durch die Generalacte des wiener Congreſſes Art. 66 ff. genau beſtimmt. Dieſen Beſitzungen wurde noch das ehemalige Bisthum Lüttich hinzugefügt. 4. **Seit 1815.** Die Hauptmomente der **Geſchichte des Königreichs ſeit ſeiner Errichtung** ſind folgende. Am 8. Junius 1815 trat der König der Niederlande dem deutſchen Bunde bei. Am 18. Junius wurde auf dem Boden des Königreichs die furchtbare, aber entſcheidende Schlacht bei Waterloo gekämpft, durch welche der Eroberer, der ſchon die Niederlande wieder erworben zu haben glaubte, zurückgetrieben, geſtürzt, und das neue Königreich neu befeſtigt wurde. Die Einverleibung ſo vieler Provinzen, bewohnt von Völkerſchaften, die, wenngleich alterthümlich von einerlei Urſprung, dennoch an Sitten, Gewohnheiten und Religionsgrundſätzen ſehr von einander abweichen, machte natürlicher Weiſe eine Reviſion und Abänderung der einjährigen Conſtitution nothwendig. Dem 143. Artikel derſelben zufolge wurden zu dem Ende die 55 Mitglieder der Generalſtaaten durch die Provinzialſtände verdoppelt, um ſich über die zu treffenden Abänderungen zu berathen und mit einer Mehrheit von zwei Dritttheilen ihren Beſchluß darüber zu faſſen, welchen der Fürſt nachher noch zu beſtätigen hatte. Zur Abſtimmung über den neuen Verfaſſungsentwurf ward, nachdem der König die vorgeſchlagenen Abänderungen genehmigt hatte, in Brüſſel eine Verſammlung von Notablen zuſammenberufen, unter denen ſich aus den neuen ſüdlichen Provinzen eine weit größere, ihrer Bevölkerung angemeßnere Anzahl befand, von welchen jedoch ⅕ ausblieb, ſo daß die Geſammtheit der Erſchienenen ſich auf 1323 belief, wovon 527 für, und 796 gegen die Conſtitution ſtimmten; allein man fand, daß nicht nur mehrere Stimmen verordnungswidrig bedingt, ſondern auch 126 derſelben blos aus Religionsgründen die Verwerfung ausgeſprochen hatten. Letztere, nebſt den 280 Ausgebliebenen fand man für gut, zu den Einſtimmenden zu zählen, und hiedurch eine Mehrheit für die neue Conſtitution herauszubringen, welche am 24. Auguſt für angenommen erklärt wurde. Am 11. October wurde zwiſchen dem König der Niederlande und Oeſterreich ein Vertrag wegen belgiſcher Staatsſchulden geſchloſſen. In dem zweiten pariſer Frieden (20. Nov. 1815) mußte Frankreich auch diejenigen Stücke, welche es von den ehemaligen öſterreichiſchen Niederlanden noch behalten hatte, namentlich einen an Mineralproducten ergiebigen Landſtrich zwiſchen Hennegau und Namur in der Mitte der Ardennen, deſſen Verluſt von den Einwohnern der niederländiſchen Provinz Hennegau und insbeſondere der Stadt Mons empfindlich gefühlt war, mit den Feſtungen Marienburg und Philippeville an das Königreich der Niederlande abtreten. Auch erhielt dieſes die Souverainität über das kleine jetzt unter der Mediatherrſchaft des Fürſten von Rohan Monthazon ſtehende Herzogthum **Bouillon** (ſ. d. Art.) zwiſchen Luxemburg und Champagne. Durch den Staatsvertrag mit England von 29. Oct. 1814 wurden Wilhelm I. gegen Abtretung der Rechte Hollands auf das Vorgebirge der guten Hoffnung und auf die Colonien Demerary, Eſſequebo und Berbice, die ſämmtlichen übrigen Colonien, welche Holland vor 1794 in Aſien, Africa und America beſeſſen hatte, zurückgegeben. Am 29. Oct. 1815 lief ein niederländiſches Geſchwader unter dem Admiral Buyskens mit einer Diviſion Truppen, nach Batavia beſtimmt, aus dem Texel. Am 17. Mai 1816 verband ſich eine niederländiſche Flotte unter dem

Admiral van der Capellen mit der engliſchen unter Lord Exmouth in der Bai von Algier und erkämpfte mit dieſer wichtige Bedingungen von dem Dey von Algier durch ein hitziges Bombardement. Am 25. wurde zu Sevenaer zwiſchen dem Könige von Preußen und dem der Niederlande die Convention wegen Abtretung eines Landſtriches an den letztern geſchloſſen. Den 21. Jun. 1816 trat der König der Niederlande dem heiligen Bunde bei. — Der Mangel an Gemeinſinn unter den Bewohnern der neuen Monarchie zeigte ſich bei mehreren Veranlaſſungen auf eine unverkennbare Weiſe und würde ohne die ruhmwürdige Mäßigung und Feſtigkeit des Königs vielleicht zu ernſten Ausbrüchen gekommen ſein. Die unbeſchränkte Geiſtesbeherrſchung, welche die belgiſche Geiſtlichkeit, abhold dem nicht katholiſchen Herrſcherſtamme, ſelbſt über die höhern Claſſen ausübt, die wechſelſeitige Abneigung zwiſchen den Belgiern und Holländern, die Unzufriedenheit der letzteren mit dem langen Aufenthalte des Hofes in Brüſſel und die ſeit Errichtung der Monarchie in den nördlichen Provinzen bemerkbar gewordene Trennung der erklärten Anhänger des Regentenhauſes in Altoranier oder Freunde des erbſtatthalteriſch-republicaniſchen Syſtems, und Neuoranier oder Anhänger der jetzt beſtehenden Monarchie, wohin beſonders die Mehrheit des Adels und das Militär gehört; dies Alles ſind Veranlaſſungen zu manchen innern Unzufriedenheiten, welche jedoch von dem immer allgemeiner werdenden Vertrauen in die Perſönlichkeit und in die milden verſöhnenden Regierungsgrundſätze des Königs in Schranken gehalten werden, bei allen unbefangenen ordnungsliebenden Niederländern aber den Wunſch veranlaſſen, dies treffliche Syſtem auf den Thronfolger übergehen und die unlängſt Statt gefundenen, dem Publicum nicht fremd gebliebenen Mißhelligkeiten in der königlichen Familie nie wiederkehren zu ſehen. — Die neueſten äußern Staatsverhältniſſe des Königreichs ſcheinen bis jetzt noch nicht erwünſcht zu ſein. Noch iſt die Minderung der politiſch-commerciellen Abhängigkeit der Niederlande von England nicht abzuſehen. Die Abtretung der holländiſchen Colonien in Weſtindien, Demerary und Eſſequebo, wozu die Engländer das befreundete Oranien nöthigten, anſtatt ihm die früheren Eroberungen in Oſtindien, das Vorgebirge der guten Hoffnung und Ceylon zurückzugeben, war eben ſo ſehr gegen den Willen des Königs als die unverhältnißmäßigen Koſten des Kriegsbauweſens der ſüdlichen Feſtungen und des mehr als nachdrücklich empfohlenen, überſpannten Kriegsetats, deſſen Verminderung daher der König, mancher Einwendungen ungeachtet, neuerlich durchgeſetzt hat. — Durch die Impfung des oraniſchen Zweiges auf den ruſſiſchen Herrſcherſtamm ſind Verhältniſſe mit dieſem Reiche erwachſen, die während der Lebensdauer Alexanders, trefflich unterſtützt durch ſeinen redlichen und einſichtsvollen Geſandten, den General von Pfull, nicht anders als wohlthätig ſein konnten, und bei verſchiedenen Gelegenheiten wirklich geweſen ſind. Ob für die Zukunft ein näheres Anſchließen an Rußland, vorzüglich auch als Gegengewicht gegen Englands überwiegenden Einfluß, den Niederlanden zuträglich ſei, darüber ſind die Meinungen getheilt, und nur die fernere Geſtaltung des Syſtems der europäiſchen Politik vermag darüber zu entſcheiden. Nicht erheblich ſind die Verhältniſſe der Niederlande zum deutſchen Bunde in Mitrückſicht auf die ungewiſſen Beſtimmungen Luxemburgs. Doch zeichnete ſich auf dem Bundestage der niederländiſche Geſandte, der verdienſtvolle Freiherr von Gagern, durch freiſinnige Grundſätze und Sprache aus, und ſein Nachfolger (von

Grüne) ſcheint in ſeine Fußſtapfen zu treten. Mit Oeſterreich haben die Niederlande keine directen Berührungspuncte, indem das vormalige belgiſche Schuldenweſen durch genaue Beſtimmungen geregelt iſt und die nicht ſehr erheblichen wechſelſeitigen mercantiliſchen Verhältniſſe ziemlich paſſiv unterhalten werden. Mit Preußen beſteht eine oſtenſible Freundſchaft; doch will man in der, den preußiſchen Rheinprovinzen ſehr fühlbaren Hinneigung der niederländiſchen Regierung zur Unterdrückung des preußiſchen Handels durch nachtheilige Mautheinrichtungen, denen, ungeachtet der von preußiſcher Seite gezeigten Nachgiebigkeit bei der Grenzberichtigung an der Maas, nur ſehr unvollkommen abgeholfen iſt, eine aus früheren Zeiten herrührende Spannung zwiſchen dieſen ſo nahe verwandten Höfen wahrnehmen. Frankreichs dermalige Lage, welche für jetzt noch jede drohende Haltung ausſchließt, macht die politiſchen Verhältniſſe dieſes Landes mit ſeinem neuen königlichen Nachbar in dieſem Augenblicke noch nicht ſehr bedeutend, und wenn nicht der Aufenthalt einiger Bonapartiſten im ehemaligen Belgien und die niederländiſche Preßfreiheit einige Unzufriedenheit bei Ludwig XVIII. erweckt hätte, ſo würden ſie ſich lediglich auf einige Handelsgegenſtände oder bloße Förmlichkeiten beſchränkt haben, indem das auf andern Wegen eingeleitete Liquidationsweſen nicht dahin gehört. Mit Schweden und Dänemark ſind die Staatsverhältniſſe, ſo wie mit Spanien und Portugal blos mercantiliſch. In den vereinigten Staaten von Nordamerica ward der niederländiſche Geſandte, der freiſinnige Changuion, den wir oben als thätigen Beförderer der jüngſten vaterländiſchen Staatsumwälzung kennen lernten, mit ganz beſonderer Auszeichnung aufgenommen, und ſeine unerwartet ſchnelle Zurückberufung wird dem Anbringen des engliſchen Miniſteriums zugeſchrieben, welches ſeinen perſönlichen Einfluß auf die Begünſtigung des Intereſſes der Niederlande gefürchtet haben ſoll. Am ſchwierigſten ſind die politiſch-religiöſen Verhältniſſe mit dem römiſchen Hofe, zumal ſeit der Einverleibung Belgiens, deſſen Geiſtlichkeit durch ihren Einfluß um ſo gefährlicher wird, je mehr ſie ſich in Rom unterſtützt glaubt. So weigerte ſich der Biſchof von Gent, Prinz Broglio, der Beſchwörung der neuen Staatsverfaſſung und des vorgeſchriebenen Kirchengebetes für den König. Allein durch die Feſtigkeit der Regierung, welche das gegen den Flüchtigen ausgeſprochene Strafurthel durch Scharfrichters Hand öffentlich anſchlagen ließ, auf der andern Seite gemildert durch die Gewandtheit und Vorſicht des zur Leitung der Verhältniſſe mit dem römiſchen Hofe gewählten Staatsmannes, ward bis jetzt jeder Ausbruch von Mißhelligkeiten vermieden und man ſieht dem Abſchluſſe eines Concordats entgegen. — II. Geographiſch-ſtatiſtiſcher Zuſtand der Niederlande. Das Königreich der Niederlande macht gegenwärtig einen völlig gerundeten Staat aus, beſtehend aus den unter Carl V. vereinigten 17 Provinzen, doch nicht ganz nach ihrer damaligen Unterabtheilung und Begrenzung. Die ehemalige Grafſchaft Zütphen iſt mit Geldern, die Herrſchaft Mecheln mit der Markgrafſchaft Antwerpen zuſammengeſchmolzen und die Grafſchaft Artois war ſchon im pyrenäiſchen Frieden (1659) an Frankreich abgetreten. Dagegen ſind Brabant und Flandern wegen ihres Umfanges in Nord- und Südbrabant, Oſt- und Weſtflandern getheilt; die Landſchaft Drenthe, ſonſt zu Gröningen gehörig, iſt eine eigne Provinz geworden. Die Provinz Holland iſt zwar in ihrer innern Adminiſtration in zwei Theile, Süd- und Nordholland, geſondert, bil-

det aber in ſtaatsrechtlicher Hinſicht nur eine Provinz. Im ehemaligen Belgien hat man bei der Provinzialeintheilung die vorgefundnen franzöſiſchen Departementsgrenzen zum Grunde gelegt. Die jetzigen Provinzen haben verfaſſungsmäßig folgende Ordnung: 1. Nordbrabant (ehemals Staatsbrabant), 2. Südbrabant (ehemaliges Depart. der Dyle), 3. Limburg (Depart. der Niedermaas nebſt einem Theile des Roerdepart.), 4. Geldern, 5. Lüttich (Depart. der Ourthe), 6. Oſtflandern (Depart. der Schelde), 7. Weſtflandern (Depart. der Lys), 8. Hennegau (Depart. von Jemappes), 9. Holland, 10. Seeland, 11. Namur (Depart. der Sambre und Maas mit Ausnahme von Luxemburg), 12. Antwerpen (Depart. der beiden Nethen), 13. Utrecht, 14. Friesland, 15. Oberyſſel, 16. Gröningen, 17. Drenthe. Die Bevölkerung ſämmtlicher niederländ. Departements (mit Inbegriff Luxemburgs) ward unter der franzöſiſchen Regierung (im J. 1813) auf 5,384, 805 Seelen angegeben. Nach dem niederl. Staatsalmanach von 1817 beläuft ſie ſich auf 5,226,857; nach amtl. Angaben vom J. 1820 enthält das Königreich mit Luxemburg 1223 geogr. Q. M., auf welchen 5,459,600 Einw. am Ende des J. 1818 lebten, alſo im Durchſchnitt 4428 Seelen auf die Q. M. Das Königreich mit Einſchluß Luxemburgs grenzt in Süden und Südweſten an Frankreich, in Oſten an Deutſchland, namentlich an die preußiſchen Rheinprovinzen und das Königreich Hannover, in Norden und Weſten an die Nordſee. Es erſtreckt ſich von 49°, 30′ bis 53° 45′ nördl. Breite und von 19° 20′ bis zu 25° 48′ weſtl. Länge, ſo daß die größte Diſtanz vom Dollart bis an die ſüdlichſte Spitze von Luxemburg 80 Stunden Weges (von 1500 Ruthen rheinl.) ausmacht. Die Geſtaltung des Bodens iſt größtentheils in Nordweſten ſehr niedrig, wo die aus der Schweiz und dem nördlichen Frankreich herſtrömenden großen Flüſſe, Rhein, Maas und Schelde, ſich ins Meer ergießen, ein oſtenſibler Vorwand für den Kaiſer Napoleon, dieſe vorgeblichen Anſchwemmungen franzöſiſcher Ströme mit Frankreich zu vereinigen. Der Rhein, ehemals bei Schenkenſchans, jetzt durch den ſogenannten Canal von Pannerden, in das Gebiet der Niederlande einſtrömend, theilt ſich unmittelbar in zwei Arme, den ſüdlichen, die Waal, ſchon zu Cäſars Zeiten unter dem Namen Vahalis bekannt, und den nördlichen, der den Namen Rhein behält. Aus letzterem führt ein Canal, merkwürdig durch ſeinen Urheber, den römiſchen Feldherrn Druſus, in die aus dem Münſterſchen kommende alte Yſſel, der, unter dem allgemeinen Namen der Yſſel mit dieſem Fluſſe vereinigt, zwiſchen Zütphen, Oberyſſel und der Velüwe hin, in den Zuyderſee ſtrömt, wodurch er nebſt dem Rhein und Leck die Provinzen Holland und Utrecht nebſt der Velüwe zu einer Inſel macht und ihnen eine natürliche Vertheidigungslinie gewährt. Der jenſeits Arnheim weſtwärts fließende Rhein nimmt bei Wyk te Duurſtede den Namen Leck an; ein kleines Gewäſſer, welches dort mittelſt einer Schleuſe mit dem Leck Gemeinſchaft hat, nimmt hier den Namen des krummen Rheins und zwiſchen Utrecht und Leyden den Namen des Rheins an. Vormals war dies die Hauptmündung, die ſich bei Katwyk ins Meer ergoß; doch nachdem die furchtbare Ueberſchwemmung vom J. 860, welche auch wahrſcheinlich den größten Theil der Dünen aufwarf, dieſen Arm verſandet hatte, nahm der Leck die Hauptgewäſſer auf und der ſogenannte alte Rhein ward zum inländiſchen Canal ohne erhebliche Strömung. Um den Bezirk von Rhynland ſeiner überflüſſigen Gewäſſer zu entla-

ſten, dachte man ſchon vor länger als zwei Jahrhunderten auf die Herſtellung der alten Rheinmündung bei Katwyk, allein erſt 1804 kam dies äußerſt ſchwierige Unternehmen zu Stande, welches in drei Jahren glücklich vollendet ward. Nordwärts vom alten Rhein fließt ein Arm dieſes Stromes unter dem Namen der Vechte in die Zuyderſee. Die Maas entſpringt in den lothringiſchen Gebirgen, nimmt zu Namur die Sambre, bei Lüttich die Ourthe und bei Roermonde die Roer auf, bekommt nach ihrer Vereinigung mit der Waal den Namen Merwe, welche die Rheinarme Waal und Leck aufnimmt, in ihren Mündungsarmen mannichfaltig verſchlungen und benannt wird und endlich bei Briel in einer anſehnlichen Breite in die Nordſee ſtrömt. Die Schelde entſpringt in der Picardie, nimmt die Lys, Dender und Rupel auf, trägt bei Antwerpen ſeit 1795, nachdem ſie faſt zwei Jahrhunderte lang der Schifffahrt tractatenmäßig verſchloſſen geweſen, auf ihrem breiten Fahrwaſſer wiederum die größten Schiffe aller Nationen, vertheilt ſich bei Sandvliet, wo ihre Breite 18,000 Fuß beträgt, in zwei Arme (die Oſt- und Weſtſchelde), welche Seeland umfaſſen und ſich in der mächtigen Breite eines americaniſchen Weltſtromes beinahe unvermerkt mit der Nordſee vermiſchen. Auch die Ems und Moſel berühren einen kleinen Theil des Landes. Zu den Nebenflüſſen deſſelben gehören, außer den ſchon genannten, die Demer, Senne, Dyle und Haine in den ſüdlichen, Amſtel, Eem, Schie, Sparen und Zaan in den nördlichen Provinzen. Hier iſt außerdem das Land mit einer Unzahl von Canälen durchſchnitten, welche meiſtens mit Barken, von Pferden gezogen (Trekſchuiten), beſchifft werden, und worin ſich die anliegenden Polder (eingedämmte, tiefliegende, durch Entwäſſerung urbar gemachte Ländereien) des zuſtrömenden Waſſers durch Schöpfmühlen entlaſten. Unter den Canälen des ehemaligen Belgiens ſind bemerkungswerth: der Canal von Mons nach Condé, eröffnet am 27. Nov. 1814; er verbindet Mons mit der Schelde und iſt für die Ausfuhr der Niederlande von Wichtigkeit; ferner der Nordcanal, der die Schelde mit dem Rhein verbinden und ſich von Antwerpen über Venloo und Neuß erſtrecken ſollte, und von welchem der Theil, welcher die Schelde und Maas verbindet, vollendet iſt. Durch das Zuſtrömen der Gewäſſer, insbeſondere des Rheins und der Maas, ſind vor andern Geldern und Holland faſt jährlich Ueberſchwemmungen ausgeſetzt, welche, die Flußdämme oder Deiche durchbrechend oder überſtrömend, ganze Landſtriche mit Waſſer und Sand bedecken und nicht ſelten auf eine Reihe von Jahren unfruchtbar machen. Noch gefährlicher iſt den Seeprovinzen, Holland, Seeland, Friesland und Gröningen die Nordſee, welche höher iſt als das Land. Theilweiſe wird dieſe Gefahr durch eine Reihe von Sandhügeln (Dünen), 14 bis 30 Toiſen hoch, die ſich von Dünkirchen (im franz. Flandern) bis an den Texel erſtrecken, gemindert; die übrigen Seeküſten müſſen durch hohe, äußerſt koſtſpielige Seedeiche geſchützt werden, deren Unterhaltung allein längs der Weſtküſte der Süderſee und der Nordküſte des Y von Wiringerward bis Beverwyk in 55 Jahren (von 1732 bis 1788) 18 Millionen 571,000 Gulden gekoſtet hat. Hierunter ſind die Deiche der Süd- und Oſtküſte dieſes Meerbuſens, ſo wie die von Gröningen, Friesland, Seeland und Südholland nebſt allen Flußdeichen nicht mitbegriffen. Im J. 1816 wurden fünf Millionen Gulden auf den Waſſerbau in jenen Gegenden verwendet. Die niedrigſten Gegenden ſind Gröningen, Friesland, Holland, Seeland und Weſtflandern.

durch Hennegau, Namur und Luxemburg erſtreckt ſich aus Frankreich her der Ardennerwald. Auch Limburg enthält einige Berge, und Brabant nebſt Oſtflandern mehrere hohe Waldgegenden. Die Mitte der Niederlande iſt eine Fortſetzung der großen, ſandigen Heide, die ſich von der Oſtſee durch Brandenburg, Lüneburg und Weſtphalen bis an die Schelde erſtreckt, durch die fruchtbare Betüwe unterbrochen wird, ſich dann aber wieder über Nordbrabant ausdehnt. Südwärts erſtreckt ſich das aus Heide, Sand und Moraſt beſtehende Peel- und Kempenland bis tief in das ehemalige Bisthum Lüttich. Die fruchtbarſten Gegenden ſind: an Getraide Flandern, Südbrabant, Seeland und Geldern; an Wieſen und Viehweiden: Holland, Friesland und Gröningen. — Das Klima iſt in den höher liegenden ſüdöſtlichen Gegenden, ſo wie auch in Brabant, Lüttich, Oſtflandern, Geldern, Utrecht, Oberyſſel und Gröningen ſehr geſund; hingegen in Weſtflandern, Seeland, Holland und Friesland verurſachen die Unbeſtändigkeit der Witterung, die Seedünſte, die ſtehenden Gewäſſer, das ſchlechte Trinkwaſſer, verbunden mit dem häufigen Genuſſe der Fiſche, unaufhörliche Fieberkrankheiten. — An Getraide brachten die ehemals vereinigten Niederlande bis 1788 nur ein Drittheil ihres Bedürfniſſes hervor, doch ſeit die Abnahme des Handels die Einwohner zur eifrigern Betreibung des Ackerbaues antrieb, welcher überdies durch das unermüdliche Streben der beiden trefflichen Geſellſchaften zur Verbeſſerung der Landwirthſchaft (Vaderlandsche Maatschappij tot bevordering van den Landbouw und Nederlandsche Huishoudelijke Maatschappij) ſehr befördert ward, berechnete man ſchon im J. 1804 den Mangel an Kornbedarf nur auf 50 bis 60,000 Laſt. Seit der Einverleibung Belgiens, welches in Südbrabant, Flandern und Hennegau einen Ueberfluß vortrefflichen Waizens hervorbringt, überſteigen die Getraideproducte der niederländiſchen Monarchie bei weitem ihren innern Bedarf, und es werden beträchtliche Waizenvorräthe nach England und Spanien ausgeführt. Beſonders liefern Roggen: Holland und Oberyſſel; Hafer: Gröningen; Buchwaizen: die nördlichen Provinzen und Brabant; Rübſamen: die ſüdlichen Provinzen, insbeſondere Flandern, welches auch Flachs von ausgezeichneter Güte hervorbringt; Hanf: Holland, Flandern und Brabant; Krapp: Seeland, Flandern und Holland; Tabak: Utrecht und Geldern und einige Diſtricte von Belgien. Baumfrüchte und Gartengewächſe ſind faſt im ganzen Umfange der Monarchie, und vorzüglich in den waſſerreichen Gegenden im Ueberfluß vorhanden, und Gartenſämereien ſind ein beträchtlicher Ausfuhrartikel nach England, Spanien, Frankreich und Deutſchland. Wein wächſt in Luxemburg unfern der Moſel und in Lüttich. Waldungen ſind nur in Luxemburg, Namur, Hennegau, Lüttich und Brabant. Die ehemalige Republik iſt ſehr arm an Holzwachs, den ſie durch Anpflanzungen weicher Holzarten an ihren vielen Gewäſſern nur ſpärlich erſetzt. Unter den Producten des Thierreiches ſtehen die holländiſchen Kühe, die man für die beſten in der Welt hält, oben an. Im J. 1803 zählte man in der damaligen bataviſchen Republik mehr als 900,000 Stück Rindvieh und 700,000 Morgen Weideland. Auch in Limburg und im öſtlichen Lüttich iſt die Viehzucht beträchtlich. Pferde liefert vorzüglich Friesland, die an Größe, Stärke und Ausdauer wenig ihres Gleichen haben. Die Schafzucht iſt in den ſandigen Gegenden von Brabant und Holland, vorzüglich auf der Inſel

Texel, ſehr beträchtlich. Die Schweinezucht wird ſtark betrieben, und Speck iſt ein Hauptnahrungsmittel der niedern Volksclaſſen. In den Seedünen halten ſich unzählige wilde, ſehr ſchmackhafte Kaninchen auf; anderes vierfüßiges Wildpret iſt in den nördlichen Provinzen ſparſam, deſto häufiger aber in den holzreichen ſüdlichen Provinzen, Brabant, Hennegau, Namur und Luxemburg zu finden. Wildes und zahmes Geflügel, insbeſondere Waſſervögel, ſind im Ueberfluſſe vorhanden. Die Bienenzucht iſt auf den Heiden in Geldern und Utrecht nicht unbeträchtlich. In Drenthe findet man Schlangen, doch von unſchädlicher Gattung. Die Fiſcherei iſt eine der Hauptnahrungszweige der Niederlande, und noch im J. 1804 rechnete man, daß ungeachtet des damaligen Krieges mit England 20,000 Familien in den vereinigten Niederlanden ihren Unterhalt davon zogen. Der ſeitdem ganz verfallene Wallfiſch-, und Heringsfang fängt an wieder in Aufnahme zu kommen. Die im Jahr 1601 mit dem Heringsfange beſchäftigten 1500 Schiffe oder Heringsbuiſen waren im J. 1795 bis auf 1807 u. 1808 auf 30 herabgeſunken, hatten ſich aber ſchon im J. 1814 wieder auf 98 und 1818 auf 157 vermehrt. Auſtern und Muſcheln (zu Kalk benutzt), ſo wie alle Arten von See- und Flußfiſchen ſind in großer Fülle an den Küſten, ſo wie in den zahlreichen Flüſſen und inländiſchen Gewäſſern vorhanden. An Mineralien enthalten die nördlichen Provinzen meiſtens nur Torf, der in größter Fülle in Holland und Friesland gegraben wird, ferner Thon- und Pfeifenerde; in den ſüdlichen Provinzen, Namur, Hennegau, Lüttich und Limburg, findet man Eiſen, Blei und Kupfer, Gallmei, Schwefel, Steinkohlen, Kalk, Marmor und Mineralwaſſer. Die niederländiſchen Fabriken gehören noch immer zu den wichtigſten in Europa und liefern faſt Alles, was zu den Bedürfniſſen und Bequemlichkeiten des Lebens gehört. Zwar ſind die ſonſt ſo blühenden holländiſchen und beſonders Leidenſchen Wollfabriken, ſo wie die zu Tilburg in Brabant ſehr geſunken, dagegen ſind die Tuchfabriken zu Verviers im Lüttichiſchen, die Leinwandfabriken in Flandern, die Spitzen-, Gold- und Silberſtoff- und Hutfabriken in Brabant, die Kammertuchfabriken in Hennegau, die berühmten Leinwandbleichen bei Haarlem, und die belgiſchen und holländiſchen Färbereien noch ziemlich blühend, und blos die brabanter Spitzenfabriken bringen jährlich viele Millionen Gulden in Umlauf. Bemerkenswerth ſind außerdem die nordholländiſchen Papier-, Holz- und Sägemühlen, die holländiſchen Rauch- und Schnupftabakfabriken und die ſo ſehr als jemals blühenden Branntweinbrennereien in den Provinzen Holland, Brabant und Lüttich, ferner die Tabakspfeifenfabriken zu Gouda mit 2400 Arbeitern, die jährlich für $1\frac{1}{2}$ Million Fl. Pfeifen liefern. Die Bierbrauereien ſind in der Provinz Holland ſehr in Verfall gerathen, in Brabant und Oberyſſel hingegen noch ziemlich blühend. Der niederländiſche Handel begann ſeine Blüthe im 14. und im Anfange des 15. Jahrhunderts zu Brügge in Flandern, zog ſich aber am Ende dieſes Jahrhunderts größtentheils nach Antwerpen, welches der erſte Handelsplatz der Welt wurde. Doch nur ein Jahrhundert währte ſeine Blüthe; die Verheerungen des Freiheitskrieges gegen Spanien und die Eroberung der Stadt im Jahr 1585 trieben die reichſten Kaufleute in die Niederlande und vorzüglich nach Amſterdam, deſſen Handel am Ende des 16. und im Anfange des 17. Jahrhunderts auf eine nie gekannte Höhe ſtieg, von welcher er erſt gegen das Ende des 18. Jahrhunderts etwas herabſank, bis die Staatsumwälzung von 1795 ihm den Todesſtoß gab und Amſter-

dems Nebenbuhlerin, London, auf den Trümmern des niederländiſchen Handels zur Königin der Meere erhob. Nach der neuen Staatsumwälzung von 1813 hat ſich zwar der niederländiſche Handel ſchon merklich gehoben, doch iſt er noch ſehr fern von ſeiner vorigen Größe. Der im *Texel* und *Vlie* eingelaufenen Schiffe waren im J. 1792 2805, im J. 1794 2479, im J. 1814 1426. Die Geſammtzahl der 1814 in allen holländiſchen Häfen eingelaufenen Schiffe betrug 2710, die der ausgelaufenen 2883. Im J. 1818 liefen 3800 Schiffe aus. Dagegen waren von 1775 bis 1795 (die zwei Kriegsjahre mit England ausgenommen) im Durchſchnitt jährlich 4140 Schiffe ein- und ausgelaufen. Im Jahr 1790 waren von 9734 Schiffen, die den Sund paſſirten, 2009 holländiſche und 3788 engliſche; 1796 von 12,113 Schiffen, die jene Straße befuhren, 4456 engliſche und *ein* holländiſches; im J. 1814 hingegen unter 8181 Schiffen 2319 engliſche und 551 holländiſche, und 1815 von 8815 Schiffen 2398 engliſche und 450 holländiſche. Der belgiſche Handel ſtockte ſeit Antwerpens Fall und mehr noch ſeit der Schließung der Schelde, und dieſe Provinzen blühten nur durch den innern Reichthum ihres Bodens und durch die in den letzten Jahren der öſterreichiſchen Regierung ſichtlich zunehmenden Fabriken. Die im Friedenstractate von 1795 beſtimmte Wiedereröffnung der Schelde und das Streben der franzöſiſchen Regierung zur Beförderung des belgiſchen Handels auf Koſten des holländiſchen, ward durch den dauernden Seekrieg mit England faſt nutzlos für die begünſtigten Länder. Die Tractaten von Paris und Wien von 1814 und 1815 ſetzten die Handelsrechte der nördlichen und ſüdlichen Niederlande auf gleichen Fuß. Noch immer ſind die Holländer die Commiſſionshändler Großbritanniens für einen großen Theil Deutſchlands und der Schweiz, in Hinſicht der beträchtlichen Waarentransporte auf dem Rhein; auch verſehen ſie England (größtentheils über Rotterdam) mit Butter, Käſe, Flachs, Getraide und Krapp. In Hinſicht des meiſtens über *Antwerpen* gehenden Handels nach Frankreich iſt jetzt die Bilanz im Durchſchnitt etwa um 12 Millionen Gulden zum Nachtheil der Niederlande; zu ihrem Vortheil iſt ſie hingegen im Handel nach Spanien, Portugal, Italien und der Levante. Der Handel nach Nordamerica iſt von Seiten der Niederlande paſſiv, und der dahin ausgeführte Wachholderbranntwein und einige andere Fabricate können die von dorther eingeführten Tabaksblätter, Häute ꝛc. nicht aufwägen. Der niederländiſche Handel nach den oſt- und weſtindiſchen Colonien hat große Umwandlungen erlitten, theils durch den Verluſt von Berbice, Demerary und Eſſequebo (obwohl die britiſche Regierung den Niederländern in Hinſicht des Handels nach dieſen Colonien mit ihren eigenen Unterthanen gleiche Rechte bewilligt hat), theils durch den Fall der oſtindiſchen Compagnie und der allen Unterthanen ertheilten Handelsfreiheit nach Oſtindien (mit Ausnahme der Molucken und des der Regierungsverwaltung des niederländiſchen Indiens vorbehaltenen Handels nach Japan); ferner durch die unter dem Gouvernement des Generals Dändels ſehr verminderten innern Hülfsquellen von Java. Zwar iſt der ehemals ſehr einträgliche Schleichhandel über *Curaçao* nach dem ſpaniſchen America durch die Unabhängigkeitserklärungen des beträchtlichſten Theiles dieſer Länder einſtweilen vernichtet, und mit ihm der ganze Werth dieſer letztern Colonie; allein dagegen ſind dem niederländiſchen Handel in *Braſilien*, der *Havana* und *Hayti* neue Quellen eröffnet. Der *inländiſche Handel* der Niederlande iſt durch den Austauſch der verſchieden-

artigen Erzeugniſſe unter den nördlichen und ſüdlichen Provinzen von großem Belang; die Bilanz deſſelben iſt jetzt zum Vortheil der letzteren. — Die vornehmſten Handelsplätze ſind außer Amſterdam und Antwerpen, Rotterdam, Brügge, Brüſſel, Gent, Oſtende und Middelburg; die wichtigſten Handelshäfen: Antwerpen, Oſtende, Briel, Delfshaven, Dordrecht, Enghuiſen, Medemblick und Zirickzee. Handelsgerichte ſind zu Amſterdam, Gröningen, Middelburg, Rotterdam und Schiedam. Nach dem Decret vom 25. März 1814 iſt vom 1. April an neben der alten Amſterdamer eine Bank der vereinigten niederländiſchen Provinzen auf 25 Jahre errichtet worden. Ihre Urfonds beſtehen in 5 Mill. Gulden, vertheilt in 5000 Actien; ſie beſchäftigt ſich vorzüglich mit dem Discontiren der Wechſel. Unterm 14. Jan. und 25. Febr. 1815 ſind über die Ein- und Ausfuhrabgaben und den Colonialhandel die jetzt beſtehenden Hauptregulative erlaſſen worden. — In dem nämlichen Jahre ward in Amſterdam eine Handelsgeſellſchaft mit dem ausſchließlichen Rechte, den chineſiſchen Theehandel zu betreiben, auf 25 Jahre patentirt. Die Finanzen der vereinigten Niederlande waren während des 32jährigen Friedenszuſtandes von 1748 bis 1780 in einen ſo blühenden Zuſtand gekommen, daß die Staatspapiere (bei einem Zuſchuß von 2½ Proc.) bis auf 10 Proc. über den Nominalwerth geſtiegen waren. Durch den Krieg gegen England, die innern Unruhen (von 1786), den Krieg gegen Frankreich und deſſen nachtheilige Folgen entſtand ein jährliches Deficit von reichlich 8 Mill. Gulden, nebſt einer neuen Schuldenlaſt von 22 Mill., welche nach der Eroberung Hollands furchtbar anwuchs und die Zinſen der Staatsſchuld von 1795 bis 1804 von 18 bis auf 34, und ſeitdem bis auf 42 Mill. vermehrte, ſo daß man von 1795 bis 1805 zur Deckung des jährlichen Deficits 41 Proc. vom Eigenthum und 53 Proc. (direct und indirect) von den Einkünften der Angeſeſſenen heben mußte. Nur geringen Einfluß hatte auf die Milderung dieſes ſchrecklichen Finanzzuſtandes die Zuſammenſchmelzung der bisher getrennten Provinzialſchulden im J. 1798; wohlthätiger war das 1805 durch den Rathspenſionär Schimmelpennink eingeführte Abgabenſyſtem; allein die Verſchwendungen des Königs Ludwig, welcher 1807 40, 1808 30 und 1809 20 Mill. zur Deckung des Deficits anlieh, brachten, verbunden mit dem Einfall der Engländer im J. 1809, das Land in einen ſo kläglichen Zuſtand, daß Napoleon daſſelbe bei der Einverleibung in das franz. Kaiſerreich (1810) durch Reducirung der Staatsſchuld auf ein Drittheil gewiſſermaßen für bankerott erklärte. Dieſer Schlag, ſo hart er auch die einzelnen Staatsgläubiger traf, hatte, einmal überſtanden, wenigſtens die heilſame Folge, daß bei der Wiederherſtellung des niederländiſchen Staates auch an eine Wiederherſtellung der Finanzen zu denken war. Zwar ward die Napoleoniſche Reducirung der Wirklichkeit nach beibehalten, indem nur ein Drittheil der Schuld für zinstragend erklärt ward; allein die reducirten zwei Drittheile wurden als aufgeſchobene (uitgestelde, nicht zinstragende) Schuld anerkannt. Die wirkliche (werkelijke) Schuld trägt vom 1. Jan. 1815 an 2½ Proc. Zinſen; jährlich ſollen 4 Mill. von der letzteren abgetragen und eben ſo viele von der erſteren an ihre Stelle treten. Die wirkliche, von der ehemaligen Republik Holland herrührende Staatsſchuld beträgt: 573,153,530 Fl.; die aufgeſchobene: 1,719,460,591 Fl. — zuſammen 2,292,614,121 Gulden. Die auf dem ehemaligen Belgien ruhende öſterreichi-

ſche Schuld iſt durch eine Convention vom 11. October 1815 übernommen zu 34,466,679 Fl. Als Maßſtab des Staatscredits iſt zu bemerken, daß nach dem bis jetzt nicht erheblich veränderten Preiſe der Staatspapiere vom October 1815 der *innere* Werth der *wirklichen* Schuld ſich auf 237,858,715 Fl., der der *aufgehobenen* Schuld aber auf 46,568,721 Fl. belief. Bei einer ſolchen Schuldenlaſt mußte noch vor der Einverleibung Belgiens im erſten Jahre der fürſtl. Souverainetät (1814), wo der Handel kaum anfing ſich wieder zu erheben, von einer Bevölkerung von 1,800,000 zum Theil ſehr verarmter Menſchen und einem Lande, deſſen Flächeninhalt von 1148 Q.M. $\frac{5}{16}$ an Waſſer und $\frac{3}{16}$ an Heiden, Dünen, Steppen und Moräſten, mithin nur die Hälfte an Vortheil bringendem Lande enthält, drei und ſechzig Millionen an Staatsabgaben aufgebracht werden. Nimmt man nach der Einverleibung Belgiens die directen und indirecten Steuern zu 56,200,000 Gulden an, ſo ergibt ſich, daß jeder Kopf im Königreich der Niederlande 11 Gulden 4 Stüber (6 Thlr. 13 Gr. Conventionsmünze) entrichtet, nach A. kamen im Jahr 1819, auf jeden Kopf 16 Fl. (8 Thlr. 16 Gr.) jährl. Steuern. Die Staatsſchuld überſteigt mehr als 6 mal den Ertrag der jährl. Einkünfte, wobei nicht einmal die bisher nicht fundirte Schuld in Betracht kommt. Nach dem Budget von 1818 betrug die Ausgabe des Königreichs 74,000,000 Fl. Davon 2,600,000 Fl. für das Haus des Königs; 1,170,000 Fl. für die hohen Collegien; 320,000 Fl. für das Staatsſecretariat; 853,000 Fl. für das Departement der auswärtigen Angelegenheiten; 3,700,000 Fl. für das Departement der Juſtiz; 2,000,000 für das Departement der inländiſchen Angelegenheiten; 1,325,000 für das Departement des nichtkatholiſchen, und 1,875,000 für das des katholiſchen Gottesdienſtes; 1,200,000 Fl. für das Departement des Unterrichts, der Künſte und Wiſſenſchaften; 25,000,000 für das Finanzminiſterium; 5,500,000 Fl. für das Marineminiſterium; 22,000,000 für das Kriegsminiſterium; 4,700,000 für das Waſſerbauweſen (Waterstaat) und 1,657,000 Fl. für unvorhergeſehene Ausgaben. Die *Einnahmen* fließen aus directen Steuern (Grund-, Perſonal-, Mobiliar-, Thüren-, Fenſter- und Patentſteuern) und indirecten Abgaben auf Salz, Seife, Weine, aus- und inländiſche deſtillirte Getränke, Bier, Eſſig, Torf, Steinkohlen, inländiſches Getraide (Laſtgeld) Wag- und Abmeſſungsgebühren; ferner Enregiſtrements-, Stempel- und Hypothekengebühren, Erbſchaftsſteuern und Abgaben von verarbeitetem Gold und Silber. Die Grundſteuer wird nach einem 1805 entworfenen Cataſter gehoben, deſſen Unrichtigkeiten gegenwärtig die Ausarbeitung eines neuen höchſt nothwendig gemacht haben. — Die *Seemacht* der vereinigten Niederlande, welche in den Jahren 1652, 1665 und 1672 aus 66, 75, 100 und ſelbſt 150 Kriegsſchiffen aller Art beſtand, war ſchon im Jahre 1776 bis auf 25 Linienſchiffe, 23 Fregatten und 20 kleinere Kriegsfahrzeuge herabgeſunken; im Kriege gegen England von 1781 hob ſie ſich einigermaßen, ſo daß ſie im Jahre 1792 wieder 66 Linienſchiffe, und Fregatten und 46 kleinere Kriegsfahrzeuge zählte. Doch durch Abdankung einer großen Anzahl der geſchickteſten Seeofficiere im J. 1795, durch die ungeheueren Verluſte in der Saldanha Bai und bei Kamperduin, und durch die Uebergabe der Flotte an die Engländer im September 1799 war ſie ſchon im Anfange dieſes Jahrhunderts faſt gänzlich vernichtet. Unter der franzöſiſchen Herrſchaft lagen im Nieuwe Diep und vor Antwerpen ziemlich be

deutende Geſchwader, wovon nach dem Pariſer Frieden vom 31. Mai 1814 das erſtere ganz und das letztere zu einem Drittheil wieder an den niederländiſchen Staat gekommen iſt, ſo daß im Mai 1814 der Staat in Allem 30 Kriegsſchiffe jeder Gattung beſaß. Gegenwärtig ſind im activen Dienſt nur 19 Kriegsſchiffe, worunter 9 Linienſchiffe (der Evertſen von 80 Kanonen, Amſterdam von 80 K., Brabant von 74 K., Ruyter von 74 K., Wilhelm I. von 74 K., Naſſau von 74 K., Prinz Friedrich von 74 K., Tromp von 68 K., und Seeland von 68 K.,) 6 Fregatten (Friderica Sophia Wilhelmina von 44 K., Wilhelmina von 44 K., Amſtel von 44 K., Eurydice von 32 K., Maria Reigersberg von 32 K., und Kenau-Haſſelaer von 32 K.) und 4 Briggs und Corvetten (Eintracht von 18 K., Schwalbe von 18 K., Irene von 18 K. und Koſak von 8 K.) Außerdem liegen einige Schiffe auf dem Stapel, andere befinden ſich zur Ausbeſſerung auf den Werften oder liegen in den Dokken, ohne in dienſtfähigem Zuſtande zu ſein. — Das Perſonale der Marine beſteht aus 270 Officieren: 1 Admirallieutenant, 7 Vice-, 8 Contreadmiralen (holländ. Schout by nacht), 1 Commandeur der breiten Flagge, 28 Capitainen, 40 Capitainlieutenants, 95 Lieutenants erſter und 90 Lieutenants zweiter Claſſe. Sowohl in den höheren als niederen Graden gibt es viele treffliche durch nautiſche Kenntniſſe und Seetaktik ausgezeichnete Officiere. — Die Landmacht beläuft ſich an Linientruppen (außer der Landmiliz, welche auch zum ſtehenden Heere ein Contingent von 20,000 Mann liefert, die aber durch ein bloßes Aufgebot des Königs jederzeit auf 80 bis 100,000 Mann gebracht werden kann) jetzt nicht höher als auf 30,000 Mann; ſie beſteht aus 17 Diviſionen Infanterie in 68 Bataillons ohne die Depots, 1 Regiment und 11 Bataillons für Oſt- und Weſtindien, 4 Schweizerregimentern, 10 Garniſoncompagnien, 1 Reg. Naſſau leichter Infanterie, 14 Bat. Artillerie, und 1 Corps leichter Artillerie, 1 Bat. Pontoniers, Mineurs und Sappeurs, dem Geniecorps, 3 Reg. Carabiniers, 2 Reg. leichter Dragoner, 3 Reg. Huſaren, 1 Reg. Carabiniers Landwehr und der Marechauſſee. Bei dem Kriegsſtaat ſind angeſtellt: der Herzog von Wellington, der in den Niederlanden den Titel Fürſt von Waterloo führt, als Feldmarſchall der Kronprinz als General der Cavallerie, der Prinz Friedrich als Generalfeldzeugmeiſter und Chef der Artillerie, der Landgraf Chriſtian von Heſſen-Darmſtadt als General der Infanterie, 28 Generallieutenants, 54 Generalmajors und 21 Generaladjutanten des Königs und der beiden Prinzen. Das Königreich iſt in 6 Generalcommando's eingetheilt: 1. Nord- und Südholland, Utrecht; Hauptquartier Amſterdam. 2. Geldern, Oberyſſel, Friesland, Gröningen, Drenthe; Hauptq. Deventer. 3. Seeland, Oſt- und Weſtflandern; Hauptq. Gent. 4. Nord- und Südbrabant, Antwerpen; Hauptq. Antwerpen. 5. Lüttich, Limburg; Hauptq. Maſtricht. 6. Luxemburg, Namur, Hennegau; Hauptq. Namur. Zu den Militaircontingenten liefern die ſüdlichen Provinzen 67 Mann, wenn die nördlichen 40 ſtellen, mithin verhält ſich die Anzahl der beiderſeitigen Mannſchaften in der Armee wie 327 zu 200. Dennoch iſt bei dem niederländiſchen Kriegsheere die Anzahl der Oberofficiere aus den belgiſchen Provinzen weit geringer, als aus den altholländiſchen. Uebrigens werden die Truppen gut bezahlt, und beſonders ſind die Officiersbeſoldungen anſehnlich. — In keinem Lande der Welt gibt es auf einem gleichen Flächenraume ſo viele große und kleine Feſtungen, einzelne Forts und ausgedehnte Vertheidigungslinien. Ueber die Inſtandſetzung und Erhaltung der-

ſelben ward im October 1815 zwiſchen England und der niederländiſchen Regierung eine Convention abgeſchloſſen. Hiernach ſollen in den Ardennen und dem Luxemburgiſchen Arlon, Rochefort und Dinant in gehörigen Vertheidigungsſtand geſetzt werden; Namur und Charleroi in Feſtungen des erſten Ranges verwandelt, ſollen nebſt Philippeville und Marienburg die Maas und Sambre vertheidigen. Beaumont, Chimay, Mons, Ath, Doornick, Cortryk, Menin, Ypern, Fürnes und Oſtende ſollen dieſe Vertheidigungslinie vervollſtändigen. Gedeckt in der äußerſten Linie durch eine Feſtungsreihe in Flandern, Hennegau und Namur, in der äußerſten linken Flanke durch Luxemburg, in zweiter Linie durch die ſeeländiſchen Ströme, Bergen-op-Zoom, Breda, Grave und Herzogenbuſch, in der dritten durch die Rhein- und Maas-Armee, ſo wie längs der Maas durch Maſtricht und Venloo, und an der Oſtſeite Althollands durch eine vierfache, durch willkührliche Ueberſtrömungen zu verſtärkende Linie (die Moräſte von Drenthe, die Yſſel, den Greb und die doppelte holländiſche Waſſerlinie) iſt der niederländiſche Staat zu einem Vertheidigungszuſtande von ſeltener Stärke geeignet. — Die *auswärtigen Beſitzungen* der Niederlande ſind: 1. in *Aſien*: die Inſel Java (theils unter mittelbarer Herrſchaft heimiſcher, den Niederländern zinsbarer Fürſten); die unter der Generalſtatthalterſchaft zu Batavia ſtehenden, in die drei Gouvernements Amboina, Banda und Ternate eingetheilten molucciſchen Inſeln (deren Werth jedoch ſeit der Verpflanzung der Muskatennuß- und Gewürznelkenbäume durch die Engländer und den dadurch verurſachten Verluſt des früheren holländiſchen Alleinhandels mit dieſen Producten ſehr vermindert iſt); ferner Macaſſar auf Celebes, Palimbang auf Sumatra (Banjermaſſing auf Borneo iſt als nutzlos verlaſſen) ꝛc. Die geſammten aſiatiſchen Beſitzungen betragen 4700 Quadratmeilen und enthalten 1,376,000 Einwohner; 2. in *Africa*: 13 feſte Plätze und Comtoire auf der Küſte von Guinea, worunter St. George del Mina und Naſſau, zuſammen mit 10,000 Einwohnern; 3. in *America*: die Kolonie Surinam auf dem feſten Lande von Guyana mit 520 Quadratmeilen und 310,000 Einwohnern, und die weſtindiſchen Inſeln Curaſſao, St. Euſtache und St. Martin, zuſammen 15 Quadratmeilen mit 39,000 Einwohnern. Die Geſammtheit des Flächeninhalts der auswärtigen Beſitzungen beträgt ungefähr 5236 Quadratmeilen und die der Einwohner 1,735,000. Der Sclavenhandel iſt verfaſſungsmäßig abgeſchafft. — III. *Verfaſſung*. Das Königreich der Niederlande iſt eine eingeſchränkte conſtitutionelle Monarchie, die Krone iſt erblich in dem Hauſe Oranien-Naſſau, und zwar in des erſten Königs Wilhelm Friedrich (geb. 24. Aug. 1772) männlicher Nachkommenſchaft nach dem Rechte der Erſtgeburt und durch Repräſentation. In Ermangelung männlicher Nachkommenſchaft geht ſie auf die Töchter des Königs nach dem Rechte der Erſtgeburt über. Wenn der König keine Tochter hat, ſo bringt die älteſte Tochter von der älteſten abſteigenden männlichen Linie des letztern Königs die königliche Würde auf ihr Haus und wird, wenn ſie früher verſtorben iſt, durch ihre Nachkommen repräſentirt. Iſt aber keine männliche abſteigende Linie des letztern Königs vorhanden, ſo erbt die älteſte abſteigende weibliche Linie, jedoch ſo, daß der männliche Zweig vor dem weiblichen und der älteſte vor den jüngeren und in jedem Zweige Männer vor Frauen und der

ältere vor dem jüngeren den Vorzug haben. Der König kann keine fremde Krone tragen. Er genießt ein jährliches Einkommen von 2,400,000 Gulden holländiſch aus der Staatscaſſe; ſeine Reſidenzen ſind zu Amſterdam und Brüſſel; doch werden ihm auch andere Sommer- und Winterwohnungen eingerichtet, allein zum Unterhalt jeder derſelben kann jährlich nicht mehr als 100,000 Fl. aus der Staatscaſſe verwandt werden. Eine verwittwete Königin hat ein jährliches Einkommen von 150,000 Fl. Der älteſte Sohn des Königs oder muthmaßliche Thronerbe führt den Titel: Prinz von Oranien (jetzt Wilhelm Friedrich Georg Ludwig, geb. d. 6. Dec. 1792) und genießt von ſeinem vollendeten 18. Jahre an eines jährlichen Einkommens von 100,000 Fl., welches nach ſeiner Verheirathung verdoppelt wird. Die Volljährigkeit des Königs iſt das vollendete achtzehnte Jahr. Ueber die Vormundſchaft eines minderjährigen Königs, in ſofern von ſeinem Vorgänger darüber keine Anordnung getroffen ſein ſollte, ſo wie auch über die Regentſchaft verfügen die Generalſtaaten, und ſo lange, bis dieſe Verfügungen getroffen ſind, übt der Staatsrath die höchſte Gewalt aus. Die Generalſtaaten, welche das niederländiſche Volk repräſentiren, beſtehen aus zwei Kammern. Die Mitglieder der erſten, welche vom Könige auf Lebenszeit ernannt werden und wenigſtens 40 Jahr alt ſein müſſen, dürfen an der Zahl nicht über 60, und nicht unter 40 ſtark ſein; die zweite Kammer beſteht aus 110 Mitgliedern, mindeſtens 30 Jahre alt, gewählt durch die Provinzialſtaaten, welche aus den drei Ständen der Ritterſchaft, Städte und Landleute zuſammengeſetzt ſind. Die Staatsminiſter haben Sitz in beiden Kammern, entweder als Miniſter, in welchem Falle ſie nur eine deliberative Stimme haben, oder als Mitglieder. Der König ſendet ſeine Vorſchläge an die zweite Kammer, die ſie zur Sanction an die erſte ſendet. Beide Kammern führen den alten Titel: Edel- und Hochmögende Herren. Die Generalſtaaten haben das Recht, dem Könige Vorſchläge zu machen, in welchem Falle die Initiative der zweiten Kammer zuſteht. Sobald ein vorgeſchlagenes Geſetz verworfen iſt, wird deſſen Entwurf nie bekannt gemacht, ſondern eingezogen. Aus ihr tritt jährlich ein Drittheil heraus, die Austretenden können aber ſogleich wieder gewählt werden. Zur Wahlfähigkeit wird außer dem Alter von mindeſtens 30 Jahren erfodert, daß der zu Wählende in der Provinz, welche ihn ernennt, anſäßig und mit keinem Mitgliede der Verſammlung näher als im dritten Grade verwandt ſei. Der König übt alle Acte der Souverainetät aus, nachdem die Angelegenheiten dem Staatsrathe zur Berathung vorgetragen ſind, der aus höchſtens 24 ordentlichen Mitgliedern beſteht, welche, ſo viel es thunlich iſt, aus allen Provinzen genommen werden müſſen; in Hinſicht der außerordentlichen iſt dem Könige freie Hand gelaſſen. Der König entſcheidet und macht dem Staatsrathe ſeinen Beſchluß kund. Er wählt und entläßt die Mitglieder des Staatsraths und die Miniſter. Die oberſte Leitung der Kolonien und außereuropäiſchen Beſitzungen gehört ihm ausſchließlich zu. Er erklärt Krieg, ſchließt Frieden, ratificirt die Verträge; doch kann er ohne Zuſtimmung der Generalſtaaten in Friedenszeiten keine integrirenden Theile des Reichs oder der Kolonien veräußern oder vertauſchen. Der König ernennt die Geſandten und Conſuln und ruft ſie zurück; er verfügt über die Flotten und Armeen, ernennt die Officiere und gibt ihnen ihre Entlaſſung;

doch muß er von dem, was Krieg oder Frieden betrifft, die Generalſtaaten in Kenntniß ſetzen. Der König hat die oberſte Leitung der Staatsfinanzen und das Recht, Münzen mit ſeinem Bildniſſe ſchlagen zu laſſen. Er kann adeln und Ritterorden ſtiften. Seine Unterthanen können ohne ſeine Erlaubniß von keinem fremden Fürſten Orden, Titel oder Würden annehmen. Er hat das Begnadigungsrecht. Nur in ſeinem Namen wird Recht geſprochen. Es ſoll ein allgemeines Geſetzbuch des bürgerlichen Rechts, des Handels, des peinlichen Rechts und des rechtlichen Verfahrens eingeführt werden. Jede Verhaftung der Polizei muß dem örtlichen Richter ſogleich angezeigt und der Verhaftete demſelben in drei Tagen überliefert werden. Die Einziehung der Güter kann in keinem Falle verhängt werden. In allen Criminalurtheilen muß das Verbrechen und der in Anwendung gebrachte Artikel des Geſetzes angeführt werden. Alle Civilurtheile müſſen die Entſcheidungsgründe enthalten. Jede Provinz hat einen Gerichtshof, Criminal- und Civilgerichte. Jedem wird vollkommene Freiheit gottesdienſtlicher Begriffe und Meinungen zugeſichert, und alle Religionsparteien genießen gleichen Schutz, gleiche bürgerliche und politiſche Vorrechte und haben gleiche Anſprüche auf alle Würden, Aemter und Bedienungen. Alle und jede offenbare Gottesdienſtübungen ſind erlaubt, in ſo fern dadurch die öffentliche Ordnung oder Sicherheit nicht geſtört wird. Den Lehrern aller Religionsparteien werden ihre bisherigen Einkünfte geſichert, und denen, welche kein hinreichendes Einkommen beſitzen, kann ſolches aus der Landescaſſe bewilligt oder erhöht werden. Der König trägt Sorge, daß kein Unterthan in der freien Ausübung des Gottesdienſtes, welche ihm die Grundverfaſſung ſichert, geſtört werde, zugleich aber auch, daß alle Religionsparteien ſich innerhalb der Schranken des Gehorſams gegen die Staatsgeſetze halten. Keine Abgaben können zum Behuf der Staatscaſſe erhoben werden als kraft eines Geſetzes, und in Steuerangelegenheiten dürfen keine Privilegien ertheilt werden. Fremde Truppen werden nur nach gemeinſchaftlicher Berathung des Königs und der Generalſtaaten in Dienſt genommen. Von der Nationalmiliz wird in Friedenszeiten der fünfte Theil entlaſſen. Sie kann auf keinen Fall nach den Kolonien und nur mit Zuſtimmung der Generalſtaaten über die Grenzen des Königreichs geſchickt werden, es wäre denn in einer augenblicklich dringenden Gefahr oder wenn bei Garniſonsveränderungen die kürzeſte Marſchroute über ein fremdes Gebiet geht. Alle Ausgaben für die Truppen des Reichs werden aus den Staatscaſſen bezahlt. Die Einquartierungen und der Unterhalt des Kriegsvolks, Transporte und Lieferungen, von welcher Natur ſie auch ſein mögen, für die Armeen oder Feſtungen des Königs können nicht einem oder mehreren Einwohnern oder Gemeinden auferlegt werden. Geſchieht ſolches in unvorhergeſehenen Fällen, ſo ſoll das Königreich ſie reglementmäßig ſchadlos halten. In Hinſicht des Waſſerbauweſens iſt genau beſtimmt, was der Generaldirection deſſelben, den Provinzialdirectionen und den Provinzialſtänden dabei obliegt. Auch die Rechte des Torfſtechens ſind genauer als bisher geregelt. Die Einkünfte aus den Weg-, Brücken- und Schleuſengeldern ſollen ausſchließlich zur Unterhaltung und Verbeſſerung der Wege, Brücken, Canäle und ſchiffbaren Flüſſe, wo dieſelben bezahlt werden, verwendet werden. Es ſteht einem Jeden frei, ſeine Gedanken und Meinungen durch den Druck, als ein zweckmäßiges

Mittel zur Verbreitung von Kenntniſſen und zur Beförderung der Aufklärung, bekannt zu machen; jedoch bleibt Jeder wegen deſſen, was er ſchreibt, druckt, herausgibt oder verbreitet, der Staatsgeſellſchaft oder den beſondern Perſonen, in ſo fern deren Rechte dadurch gekränkt ſein möchten, ſtets verantwortlich. Ueber Veränderungen und Zuſätze der Conſtitution darf die zweite Kammer nicht anders berathſchlagen, als wenn zwei Drittel der Mitglieder gegenwärtig ſind und nur mit einer Mehrheit von drei Viertheilen der Anweſenden darf ſie über dieſe Gegenſtände Beſchlüſſe faſſen. Während einer Regentſchaft dürfen in der Verfaſſungsurkunde oder in dem Erbfolgerecht keine Veränderungen gemacht werden. Diejenigen Veränderungen oder Zuſätze, welche durch den König und die Generalſtaaten in der Conſtitutionsacte beſchloſſen werden, ſind feierlich bekannt zu machen und dem allgemeinen Fundamentalgeſetze beizufügen. Der **Titel** des Monarchen lautet: König der Niederlande, Prinz von Oranien-Naſſau, Großherzog von Luxemburg. Das **Wappen** des Königreichs beſteht in einem aufrechtſtehenden Löwen von Gold, der mit einer königlichen Krone geziert iſt, in der rechten Klaue ein bloßes Schwert und in der linken ein Bund Pfeile hält. Die Deviſe des Königs und ſeiner männlichen Deſcendenten iſt: Je maintiendrai. — IV. **Verwaltung.** Der König hat die ganze ausübende Gewalt in Händen, und von ihm hängt die Leitung aller Staatsgeſchäfte ab. Ihm zur Seite ſteht ein Staatsminiſterium, beſtehend aus dem erſten Präſidenten des erſten Gerichtshofes oder des **hohen Raths der Niederlande** als Juſtizminiſter, dem Vicepräſidenten des Staatsraths (der König wird verfaſſungsmäßig als Präſident deſſelben angeſehen,) und den Miniſtern der Marine, des Innern, der Finanzen, der auswärtigen Angelegenheiten, des Waſſerbaues (Waterstaats) und des öffentlichen Unterrichts. Hiezu kommt ein Generalcommiſſair des Kriegsdepartements, als deſſen Chef der Kronprinz angeſehen wird, der Staatsſecretair (Algemeene Secretaris van Staat) und vier Generaldirectoren für Handel und Kolonien, für die indirecten Steuern, für Convoyen und Licenzen, und für den catholiſchen Cultus. Alle dieſe Staatsbeamten bilden zugleich das geheime Cabinet des Monarchen. Die zweite höchſte Centralbehörde, in welcher alle Geſetze und Verordnungen zur Erörterung kommen, iſt der Staatsrath, deſſen Attribute in der Conſtitution beſtimmt ſind, und der gegenwärtig mit Inbegriff der außerordentlichen aus 46 Mitgliedern beſteht. Eine beſondre, aus drei oder vier katholiſchen Mitgliedern deſſelben gebildete Commiſſion wacht über den Cultus und über die Freiheiten der belgiſchen Kirche. Es beſteht nämlich in den ſüdlichen Provinzen faſt die ganze Bevölkerung aus Katholiken. In den altholländiſchen Provinzen machen die Reformirten vier Siebentel, die Katholiken hingegen zwei Siebentel der Bevölkerung aus; der Reſt beſteht aus Lutheranern, Remonſtranten, Janſeniſten, Anabaptiſten, Griechen, Armeniern, portugieſiſchen und ſogenannten hochdeutſchen Juden, welche Letztern in den Niederlanden bürgerliche Rechte genießen. Die kirchlichen Angelegenheiten der Reformirten werden geleitet durch **Kirchenräthe**, deren Repräſentanten ſogenannte **Claſſen** bilden, wovon eine gewiſſe Anzahl die Synode jeder Provinz ausmacht. Nordbrabant gehört in kirchlichen Angelegenheiten zu verſchiednen Provinzen. In Geldern wird die Synode durch die Claſſen von Nimwegen, der

Betüve, Thiel, Zaltbommel, Thielewaard, Zütphen, Ober- und Nieder-Velüve, Herzogenbuſch nebſt Peel- und Kempenland gebildet. Unter die Synode von Südholland gehören die Claſſen von Dordrecht, Delft und Delfland, Leyden, Niederrhynland, Gouda, Schieland, Gorkum, Boom und Putten, Haag, Buren und Breda; unter der Synode von Nordholland ſtehen die Claſſen von Alkemaar, Harlem, Amſterdam, Hoorn, Enkhuizen und Edam; zur Synode von Seeland gehören die Claſſen Walcheren, Schouwen, Duiveland und Zuidbeveland. Die Synode der Provinz Utrecht befaßt die Claſſen von Utrecht, Amersfort, Rhenen und Wyk; die Synode von Friesland die Claſſen von Leeuwarden, Dokkum, Franeker, Sneek, Bolsward, Workum und Zeevenwonden. In Overyſſel beſteht die Synode aus den Claſſen von Deventer, Kampen, Zwoll, Vollenhoven und Steenwyk, und in Gröningen aus den Claſſen zu Appingadam, Lopperſum, Meddelſtum de Marne, dem Weſterkwartier, Oldampt und Weſtwoldingerland, und endlich in Drenthe aus den Claſſen von Emmen, Meppel und Rolden. Die Reformirten in Staatsflandern ſtehen unter den drei Conſiſtorialkirchen von Sluis, Yzendyk und Axel. Die franzöſiſchen, walloniſchen, engliſchen und ſchottiſchen Reformirten haben ihre beſondern Einrichtungen. Die Katholiken in den nördlichen Provinzen ſtehen unter einer ſogenannten Miſſion, welche unmittelbar vom Papſte abhängt und nach Ordnung der altholländiſchen Provinzen in ſieben Erzprieſterſchaften eingetheilt iſt. Doch gehören mehrere Grenzgegenden in geiſtlichen Angelegenheiten unter die biſchöflichen Kirchſprengel von Münſter, Roermonde, Lüttich, Herzogenbuſch, Antwerpen und Gent. In den ſüdlichen Provinzen ſtehen die Katholiken unter dem Erzbiſchof von Mecheln, der auch Biſchof über Antwerpen und Südbrabant iſt, und unter welchem die Biſchöfe von Gent, Flandern, Hennegau, Namur und Lüttich ſtehen. (Ueber die Bildungsanſtalten ſ. d. Art. Niederländiſche Sprache und Literatur und Niederländiſche Schule.) Derſelbe rechtliche Sinn, wodurch ſich die alten holländiſchen Gerichtshöfe vor denen mancher andern Länder ruhmvoll auszeichneten, bewahrt ſich auch noch jetzt im neuen Königreiche. Mit Recht ſteht daher auch in dieſem Lande der richterliche Stand in einem hohen Anſehen. Bis jetzt beſteht in den Niederlanden noch der Code Napoleon; allein es iſt bereits eine Commiſſion mit der Ausarbeitung eines peinlichen Geſetzbuches beſchäftigt, welchem bald ein bürgerliches folgen wird. Die Streitfrage, ob es im Criminalproceſſe Geſchworne und öffentliche Verhandlungen der Gerichtshöfe geben ſolle, theilt die Belgier und Altholländer, indem die Erſteren ſolche bejahen, die Letzteren aber beharrlich verneinen. Der königliche Hofſtaat in beiden Reſidenzen, Haag und Brüſſel, beſteht aus einem Obermarſchall, Oberkammerherrn, Oberſtallmeiſter, Oberjägermeiſter und Hofmarſchall, einem Ceremonienmeiſter im Haag, 37 Kammerherrn daſelbſt und 41 in Brüſſel, 4 Kammerjunkern im Haag, zwei Hofcapellanen, 5 Leib- und Hofärzten im Haag, 3 in Brüſſel, 8 Pagen an jedem Orte, 10 Generaladjutanten ꝛc. Zum Hofſtaat der Königin gehören noch 2 Oberhofmeiſter, 2 Palaſtdamen, 2 Hofdamen im Haag, 6 Palaſtdamen und 2 Hofdamen in Brüſſel. Durch die Verordnung vom 30. April 1815 erneuerte der König zur Belohnung ausgezeichneter Verdienſte bei der Land- und Seemacht den militairiſchen Wilhelmsorden und verlieh die erſten Decorationen ſolchen

Feldherren und Kriegern, deren Talente und Tapferkeit die Niederlande befreit haben. Der König iſt Großmeiſter des Ordens, der aus vier Claſſen beſteht. Die Ritter der erſten Claſſe heißen Großkreuze, und die der zweiten Commandeurs. Die Decoration beſteht aus einem weißen emaillirten Kreuze mit acht goldnen Puncten; an den Armen des Kreuzes ſtehen die Worte: „Für Muth, Auszeichnung und Treue"; in der Mitte iſt ein W. in einem Lorbeerkranz unter einer goldnen Königskrone; das Band iſt orange mit zwei ſchmalen dunkelblauen Streifen. Diejenigen Militairs zu Waſſer und zu Lande, die keinen Officierrang haben, bekommen, wenn ſie zu Rittern der vierten Claſſe ernannt ſind, ein erhöhtes Einkommen, welches der Hälfte ihres Soldes gleich iſt. Für die zu Rittern der dritten Claſſe Ernannten wird der Sold verdoppelt. Zur Bezahlung der Koſten des Ordens wird jährlich eine Summe unter den Staatsbedürfniſſen in Rechnung gebracht. Einige Monate ſpäter, im September 1815, errichtete der König einen Orden des Civilverdienſtes unter dem Namen Löwenorden, der aus Großkreuzen, Commandeurs, Rittern ꝛc. beſteht. Letztere genießen einen Jahrgehalt von 200 Fl., wovon die Hälfte auf ihre Wittwen fällt. Das Ordenszeichen führt die Umſchrift: Virtus nobilitat. (Tugend adelt.) H—m.

Niederländiſche Schule nennt man die Geſammtheit der Maler, welche ſeit dem 14. und 15. Jahrhundert in den Niederlanden ihre Kunſt auf eine eigenthümliche Weiſe auszubilden befliſſen waren. Sie theilt ſich in die holländiſche und die flandriſche oder flamändiſche Schule. Der letzteren ſchreibt man gewöhnlich zu die Wiederherſtellung der Oelmalerei durch Johann van Eyck, ſonſt auch Johann van Brügge genannt (geb. zu Maſeyk am Ufer der Maas im 14. Jahrhundert). Dieſe Schule unterſcheidet ſich durch glänzende Farbengebung, Magie des Helldunkels, umſichtig bearbeitete, aber ſchlecht gewählte Zeichnung, durch Größe der Compoſition, durch einen eigenthümlichen Adel der Geſtalten und einen ſtarken, aber natürlichen Ausdruck, kurz, durch eine Art von nationaler Schönheit, welche gefällt, ohne Etwas von der Antike oder von irgend einer andern Schule an ſich zu haben. Als ihren Gründer muß man den erwähnten Johann van Eyck anſehen. Zu dieſer Schule gehören: Franz Floris (geb. 1520, geſt. 1570), den man den flandriſchen Rafael nannte; der Geſchicht- und Jagden-Maler Stradan (de Straet) aus Brügge (geb. 1536), Martin de Vos (geb. 1536), Spranger (geb. 1546), Peter und Franz Porbus, Vater und Sohn, Hinr. Steenwyk, der Perſpectivmaler (geb. 1550), Dionyſius Calvart (geb. 1555), die Brüder Paul und Matthias Bril, Van-Oort (geb. 1557), Peter Breughel und ſein Sohn Johann, Roland Savery aus Courtray (geb. 1576). Nach allen dieſen kam Peter Paul Rubens, ein Mann von unerſchöpflichem Fleiß, von rieſenhafter Phantaſie und Darſtellungskraft, dem man gegen 4000 bekannte Gemälde zuſchreibt. Mit ihm hob ſich die flamändiſche Malerei auf ihren Gipfel. Mehrere ausgezeichnete Künſtler folgen: Franz Snyders (geb. 1579), deſſen Jagdſtücke alle andere an Kühnheit übertreffen; Jodocus Momper (geb. 1580), deſſen Bergthäler dem Auge angenehme Fernen zuführen; Peter Neefs, der berühmte Kirchenmaler; David Teniers, Vater und Sohn,

die in Darſtellung von Bauerngeſellſchaften, Dorffeſten, Wachtſtuben u. dgl. kaum ihres Gleichen haben; Caspar de Crayer (geb. 1582), der ſich in ſeinen hiſtoriſchen Gemälden an Ausdruck und Colorit dem Rubens nähert; Gerhard Segers, als Hiſtorienmaler eben ſo groß, wie ſein Bruder Daniel als Blumen- und Inſectenmaler. Alle Nacheiferer von Rubens übertraf jedoch Jacob Jordans (geb. 1594). Abraham Janſſen und ſein noch beſſerer Schüler, Theodor Rombouts, kommen Rubens an Colorit, nicht aber an Größe der Gedanken gleich. Der emſige Lucas van Uden verfertigte die Landſchaften zu Rubens Malereien, und ſeine Morgenröthen ſind jedem Künſtler zu empfehlen. Anton van Dyk (geb. 1599) erwarb ſich den Namen des Königs der Portraitmaler. Cornelius Schüt, dem Johann Wildens oft die Landſchaften verfertigte, zeichnet ſich als Hiſtorienmaler aus; Adrian Brouwer erwarb ſich Ruhm durch ſeine edlen Darſtellungen gemeiner Scenen; Johann van der Meer durch ſeine Hirtenſtücke; Anton Franz van der Meulen durch ſeine Schlachten; Franz und Johann Milet, Vater und Sohn, durch ihre Landſchaften. Außerdem haben ſich in dieſer Schule ausgezeichnet: Johann Bol, Wenceslaus Koeberger, Heinrich Goltzius, Heinrich van Balen, Franz Hals, Wilhelm Nieuwland, Jacob Fouquières, Philipp von Champagne, Erasmus Quellin, Abraham Diepenbeck, Theodor van Thulden, Johann Goetmar, Jacob von Artois, Bonewent Peters, David Kickaert, Gonzalez Coques, Peter Boel, Samuel van Hoogſtraten, Johann Baptiſt Monnoyer, Abraham Genoels, Gerhard Laireſſe, Arnold von Buez, Johann van Cleef, Peter Eykens, Richard van Orley, Ludwig von Deyſter, Johann Franz van Bloemann, Nicolaus Largillière, Verendael, Robert van Oudenaerde, Johann Anton van der Leepe, Caspar Verbrügen, Johann van Breda. — Die holländiſche Schule zeichnet ſich aus durch treue Abbildung ſelbſt der niedrigeren Naturgegenſtände, durch große Vollendung, gutes Helldunkel, zweckmäßige Abſtufung und gehörigen Abſtich der Farben und Zartheit des Pinſelſtrichs; allein man tadelt an ihr die öftere Wahl unedler Gegenſtände, und den Mangel an Correctheit in der Zeichnung. Ihr Stifter iſt Lucas van Leyden (geb. 1494). Folgendes iſt die Reihe ihrer vorzüglichſten Künſtler: Octavius van Veen aus Leyden (geb. 1586, geſt. 1634) verdient ſchon als Rubens Lehrer Erwähnung. Abraham Bloemart von Gorkum (geb. 1567, geſt. 1647) malte Hiſtorien, Landſchaften und Thiere in gutem Geſchmack; Cornelius Poelenburg aus Utrecht (geb. 1586, geſt. 1663) war beſonders glücklich in kleinen Landſchaften mit kleinen Figuren. Würdige Schüler von ihm ſind: Daniel Vertange und Johann van Haensberge. Vortheilhaft zeichneten ſich aus: Johann Weynants aus Harlem (geb. 1600) als Landſchafter, und Johann Daniel de Heem aus Utrecht (geb. 1604, geſt. 1674) durch ſeine täuſchenden Nachahmungen von Blumen, Früchten, Teppichen, Gefäßen u. ſ. w. Berühmter als ſie Alle wurde Rembrand, welcher kühn genug war, durch ſeine Meiſterſchaft im Colorit alle andere Fehler ſeiner Gemälde zu verdecken;

Herrmann Sachtleven (Zachtleevens), den ſeine Landſchaften als einen Liebling der Natur zeigen, verdient den größeren Ruhm. In Geſellſchaftsſtücken zeichneten ſich aus: Gerhard Terburg aus Zwoll (geb. 1608, geſt. 1681), in Landſchaften Johann Both aus Utrecht (geb. 1610, geſt. 1650), Herrmann Swanevelt aus Woerden (geb. 1620, geſt. 1690). Aſſelyn (geb. 1610, geſt. 1680) malte Schlachten, Landſchaften und Hirtenſtücke mit glühendem Colorit und weichem Auftrag. Schwerlich aber kann man bei richtiger Zeichnung ſchöner färben und genauer beleuchten, als Gerhard Dow (Douw, geb. 1613, geſt. 1680). Peter van Laar wurde der Urheber der Bambocciaden; Gabriel Metzu, in Terburgs Manier arbeitend, übertraf dieſen noch im markigen Pinſelſtrich; die Landſchaften Benenbergs von Utrecht ſind voll Leben und Friſchheit. Philipp Wouvermann (geb. 1620, geſt. 1668), der berühmteſte Pferdemaler, lieferte Schlacht- und Jagdſtücke, Pferdemärkte, Reiſende und Räuber, und alle werden in gleichem Maße geſchätzt. Seines Schülers Johann Griffers herrliche Rheingegenden ſind unvergeſſen; Anton Waterloo's Landſchaften, welche Weenix mit Figuren und Thieren ſtaffirte, ſind zwar zuweilen froſtig, gefallen aber wegen der Genauigkeit, mit welcher er das Licht zwiſchen Bäumen durchſcheinen zu laſſen und den Wiederſchein ſeiner Gegenſtände in dem Waſſer vorzuſtellen weiß. Berghem erwarb ſich den Namen des Theokrits der Maler, und vielleicht kann allein Paul Potter mit ihm um den Vorzug ſtreiten. Während Ludolph Backhuyſen ſo ſchön als ſchrecklich ſeine Seeſtürme malte, zeichnete ſich Franz Mieris durch eine äußerſt feine und richtige Behandlung vieler Gegenſtände des häuslichen Lebens aus, und kaum war Johann Peter Slingeland genauer. Gottfr. Schalken von Dordrecht iſt noch bis jetzt in Beleuchtung nächtlicher Scenen nicht übertroffen worden. Treffliche Marktplätze, Thiere und Landſchaften malte Carl du Jardin; Adrian van de Velde Landſchaften und Thiere mit faſt unerreichbarer Vollkommenheit. In Darſtellung einſam ſchöner Natur zeichnete ſich Jacob Ruisdael, in ſtillen, lieblichen Mondſcheingemälden van der Neer aus. Zarter hat kein anderer Maler ſeine kleinen Geſchichten bis auf unbedeutende Nebenſtücke ausgearbeitet, als Adrian van der Werf. Der Blumenmaler Peter van Hulſt aus Dordrecht wurde übertroffen von dem, welchen in dieſer Gattung kaum ein andrer erreicht, geſchweige übertroffen hat, von Jacob van Huyſum. Dieſen ſind noch beizuzählen: Cornelius Ketel, Johann van Raveſtein, Johann Torrentius, Johann van Boyen, Anna Maria Schuurmans, Adrian van Oſtade, Johann Booth, Bartholomäus van der Helſt, Otto Marcellis, Johann Goedaert, Albert van Everdingen, Heinrich Rokes, Gerbrandt van den Eekhout, Theodor Helmbreker, Jacob Lavecq, Heinrich Verſchuuring, Marie van Oſterwyk, Wilh. Kalf, Adrian van der Kabel, Johann Steen, Melchior Hondekoeter, Johann van der Heyden, E. van der Neer, Johann Glauber, Johann van Huchtenburg, Auguſt Terweſtein, Johann Verkoolie, Corn. de Bruyn, Carl de Moor, Franz Peter Verheyden, die

beiden *Honbraken*, *Rachel Ruiſch*, *Corn. du Sart*, *Friedrich Moucheron*, *Diedrich Valkenburg*, *Conrad Roepel*, *Johann de Witt*, und *Cornelius Trooſt*. — Merkwürdig iſt es, daß die niederländiſche Malerkunſt nach langem Verfall ſich ſowohl in den nördlichen als ſüdlichen Provinzen des Königreichs in unſern Tagen gleichzeitig wieder erhebt. Eine ehrenvolle Erwähnung verdienen unter den neueren Künſtlern die Maler *van Os*, *van Spaendonk*, *Scheffer*, *Pieneman*, *Hodges*, *Kuipers*, *Ommegang* und *Wonder*; allein die Niederlande haben weder einen Miereveld noch Honthorſt, viel weniger denn einen van Dyk oder Wouvermann wieder hervorgebracht. Doch darf man ſich von der unter den künſtleriſchen Inſtituten der Niederlande ausgezeichneten Malerakademie zu Antwerpen die günſtigſten Einwirkungen verſprechen. Den Vorwurf, daß Darſtellung der *gemeinen Natur* das Charakteriſtiſche der niederländiſchen Schule ſei, haben Manche ausſchließlich gegen die *holländiſche* Schule geltend machen wollen, die ſich beſtrebt habe in der kleinen Cabinetsmalerei ihre Farbenkunſt zu zeigen, dagegen die *flandriſche* in größeren Gemälden auch die hohe, edle Natur gar oft dargeſtellt habe. Man hat geglaubt, die flandriſche Schule dadurch gegen die holländiſche zu erheben; allein es könnte gar wohl ſein, daß eben dasjenige, wodurch man ſie zu erheben gedachte, ihr zum Nachtheil gereichte, weil es nicht auf das *Was*, ſondern auf das *Wie* der Darſtellung ankommt. Wie nun, wenn Georg Forſter Recht hätte, welcher ſagt: die Werke der flamändiſchen Maler ſeien größtentheils der Art, daß man in dem vortrefflichen Handarbeiter den Dichter, in dem Bildner des Körperlichen den Seelenſchöpfer vermiſſe? Käme es denn nicht darauf an, ob die holländiſche Schule bei ihren Darſtellungen gerade *das* zeigte, was man dort vermißt? Daß aber dies gar oft der Fall ſei, vermag wohl Niemand zu leugnen. Beſſer würde man daher *Mangel an Idealiſirung bei höchſter Befriedigung der Wirklichkeitsfoderungen, bisweilen auf Koſten der Schönheit*, als allgemeinen Charakter der niederländiſchen Schule angeben. Zwiſchen der flandriſchen und holländiſchen bleibt deshalb immer noch ein Unterſchied. Die flandriſche hat in großen Compoſitionen glänzende Farbengebung, Magie des Helldunkels und einen kräftigen Ausdruck; die holländiſche copirt die Natur bis zur Bewunderung, auch in geringfügigen Kleinigkeiten, und hält ſich in Zeichnung und Farbengebung mit möglichſter Treue an die Natur. Daß ſich beide Schulen weſentliche Verdienſte um das Praktiſche und Techniſche der Malerei erworben haben, iſt niemals in Zweifel gezogen worden; daß aber auch die äſthetiſchen Foderungen von ihnen weit häufiger ſind befriedigt worden, als man gemeiniglich ſich einbildet, das kann nur der leugnen, welcher keine *Arten* des Schönen annehmen will.

Niederländiſche Sprache, Literatur und Poeſie. Die Sprache der Niederlande, eine Mundart der deutſchen, ſtammt von der alten ſächſiſchen oder ſaſſiſchen ab, deren Töchter die angelſächſiſche (von welcher das Engliſche abſtammt), die niederſächſiſche oder plattdeutſche, die *holländiſche* und die *flämiſche* ſind. Die flämiſche Sprache hat die Hauptgrundzüge und Wurzelwörter mit der hol-

ländiſchen gemein und entlehnt nur manche Wörter von der franzöſiſchen, unterſcheidet ſich auch in der Ausſprache dadurch, daß dieſe mehr naſal, die der holländiſchen mehr guttural iſt. Allein es gibt in den Niederlanden eine von der niederdeutſchen ganz abweichende Mundart, nämlich die walloniſche, eine verderbte Abart der franzöſiſchen. In ganz Flandern, Nordbrabant und einem Theile von Südbrabant iſt das Flämiſche die Volksſprache. Die Grenzſcheidung iſt in der Stadt Brüſſel ſelbſt, wo in der niedern Stadt flämiſch, in der oberen walloniſch geſprochen wird. Südwärts von Brüſſel, in dem deshalb ſogenannten walloniſchen oder Wälſch-Brabant, in Hennegau, Namur, Lüttich und einem Theile von Limburg iſt das Walloniſche immer noch die Volksſprache. Bemerkenswerth iſt es, daß ſelbſt in demjenigen Theile von Flandern, der ſchon lange unter franzöſiſcher Herrſchaft ſtand, das Flämiſche bis nach Dünkirchen hin immer noch die Volksſprache blieb, während bis dieſen Augenblick in Brabant, Hennegau und beſonders in Lüttich ungeachtet der Verbindung mit Deutſchland walloniſch geſprochen wird. Die in den Niederlanden gangbaren Zweige der niederdeutſchen Sprache kann man im Ganzen in fünf weſentlich verſchiedene Mundarten abtheilen. Nämlich 1. das eigentliche Holländiſche, welches ſchon gegen das Ende des 15. Jahrhunderts zur Bücherſprache der ſieben nördlichen Provinzen erhoben war; 2. das ſogenannte Bauernfrieſiſche (einſt die Schriftſprache Gysbert Japiks), eine Mundart, deren Gebrauch jedoch immer mehr und mehr abnimmt; 3. die gelderſche oder ſogenannte niederrheiniſche; 4. die gröningiſche (wozu auch die oberyſſelſche gehört) und 5. die flämiſche Mundart, welche letztere die vorherrſchende Schriftſprache der nördlichen Provinzen geblieben iſt, obwohl unendlich ärmer als die holländiſche und noch überladen mit dem ganzen Schwall von Baſtardworten, wovon Coornhert, Spiegel und Hooſt die holländiſche Sprache gereinigt haben. Jene Sprachvertheilung in Belgien betrifft jedoch hauptſächlich nur das platte Land und die kleineren Städte; in den größeren Städten iſt das Gebiet der niederdeutſchen Sprache vorzüglich durch die letzte, beinahe zwanzigjährige Herrſchaft der Franzoſen, insbeſondere in Brabant, immer mehr und mehr beſchränkt worden. — Durch die begonnene Cultur der holländiſchen Sprache iſt zugleich der Anfangspunct einer in derſelben möglichen Literatur bezeichnet. Schon gegen das Ende des 15. Jahrhunderts war ſie durch zahlreiche Bibelüberſetzungen, Volks- und Streitſchriften und Dichterwerke mannichfaltig ausgebildet. Gansfort und Agricola in Gröningen waren unter den Erſten, die ſich als Gottesgelehrte und Literatoren auszeichneten. Ihren Spuren folgend machte Erasmus von Rotterdam noch weit größere Fortſchritte und trug nicht minder durch ſeine Satyre, als durch gründliche Gelehrſamkeit zur Verbreitung der großen Kirchenreformation bei. Ein noch vielſeitigeres Genie, Hugo de Groot (Grotius), umfaßte im Anfange des 17. Jahrhunderts, als die Wiſſenſchaften, gehemmt durch den langen Freiheitskampf, wieder aufzublühen begannen, gleichzeitig Sprach- und Alterthumskunde, Dichtkunſt, Geſchichte, Philoſophie, Gottesgelahrtheit und Rechtskunde in allen ihren Zweigen. Lange mußten die nördlichen Provinzen einer hohen Schule entbehren; die zu Löwen in Brabant diente für die geſammten Niederlande, bis

König Philipp auch zu Douai für ſeine walloniſchen Unterthanen eine Hochſchule ſtiftete, welche jedoch, nachdem ſie unter franzöſiſche Oberherrſchaft gekommen war, ſehr in Verfall gerieth. Dagegen verbreitete die Hochſchule zu Leyden, geſtiftet im J. 1575 durch den Prinzen Wilhelm I., um dieſe Stadt für den von ihren Einwohnern im J. 1574 durch ihre tapfere Vertheidigung gegen die Spanier bethätigten Patriotismus zu belohnen, bald ihre wohlthätigen Einwirkungen über die geſammten vereinigten Niederlande. Männer, wie Scaliger, Lipſius, Daniel und Nikolaus Heinſius, Gronovius, van Baarle, Spanheim und Andere in der alten Literatur, Erpenius und Golius im Arabiſchen, Arminius, Druſius, Coccejus und Andere in der Gottesgelahrtheit, die beiden Snellius in der Mathematik, verbreiteten ihren Ruf über ganz Europa. Es wurden auch zu Franeker (1585), Gröningen (1614), Utrecht (1636) und Harderwyk (1647) Hochſchulen geſtiftet, deren Wetteifer mit Leyden den Wiſſenſchaften ſehr vortheilhaft war. Am Ende des 17. Jahrhunderts zeichneten ſich in der Natur- und Sternkunde Huygens, Leeuwenhoek, Zwammerdam, Hartſoeker und Andere aus. Mit dem Anfange des 18. Jahrhunderts, oder vielmehr nach dem Frieden von Utrecht 1713 begann ſich über die orientaliſche, griechiſche und niederdeutſche Sprachkunde nebſt der Heilkunde durch Albert Schultens, Tiberius Hemſterhuis, Lambert Ten Kate und Herrmann Boerhave ein neues Licht zu verbreiten, und durch eine Reihe trefflicher Nachfolger dieſer großen Männer blühten dieſe Wiſſenſchaftszweige mehr als jemals, insbeſondere auf der Hochſchule zu Leyden, welche während des ganzen 18. Jahrhunderts der Univerſität zu Franeker manchen ausgezeichneten Lehrer verdankte. Auch Utrecht hatte ſeinen Weſſeling, Duker, Drakenborch und Saxe. Unter den Rechtsgelehrten glänzten Matthäi, Huber, Noot und Voet. Um die holländiſche Sprache erwarben ſich beſondre Verdienſte durch Grammatiken, außer dem oben benannten Lambert Ten Kate, Sewels, Zeydelaar, Kramer und van Moerbeck; durch Wörterbücher: Kramer, Sewels, Halma, Moerbeck, Weidenbach und Weiland. In der Philologie, Geſchichte, Geographie, Mathematik, Phyſik und Medicin haben ſich die Holländer durch Talent, Gelehrſamkeit und Fleiß aufs rühmlichſte ausgezeichnet, und um das Civil- und Staatsrecht ſich entſchieden große Verdienſte erworben. Insbeſondere haben in der alten ſchönen Literatur die Holländer von jeher Männer vom erſten Range gehabt. Indeß geben Werke dieſer Art noch keine Nationalliteratur, zumal wenn ſie, wie hier meiſt der Fall war, in einer fremden Sprache oder von gebornen Ausländern geſchrieben waren. So waren unter den großen Männern, die auf der Univerſität zu Leyden als Sterne erſter Größe glänzten oder noch glänzen: Scaliger und Luſſac von franzöſiſcher Abkunft, Albinus ein Deſſauer, Voſſius ein Pfälzer, Gronovius (eigentlich Grönhof) ein Hamburger, Ruhnken ein Pommeraner, Vorſtius ein Cölner, und der große Philolog Wyttenbach iſt ein Schweizer. In der eigentlichen Nationalliteratur mangelt freilich den Holländern Originalität, denn ſie bildeten ſich meiſt nach den Deutſchen, Engländern und Franzoſen; allein ſie bildeten

ſich in der That und haben Werke aufzuweiſen, deren ſie ſich gegen andere Nationen zu ſchämen nicht Urſache haben. Im 17. Jahrhundert ſtand ihre Poeſie in einer ſchönen Blüthe; ihre naive Volkspoeſie ſteht keiner andern nach, und andere poetiſche Werke zeichnen ſich durch Energie, Fülle und Schönheit der Darſtellung und Sprache aus. Vorzüglich wurde von 1640 bis 1750 ihr Nationalſchauſpiel ausgebildet und erreichte durch mehrere talentvolle Dichter einen hohen Grad von Vollkommenheit. Bis 1750 war die holländiſche Bühne an Originalen weit reicher als die deutſche, und die Stücke eines van der Gon, Rotgans, Duyf, Lescalilje, Bernagie und de Marre waren ungleich vorzüglicher, als was uns die Gottſchediſche Periode geliefert hat. Indeß ſind viele jener holländiſchen Stücke blos franzöſiſchen nachgebildet. Unter den Dichtern, die ſich vornehmlich hervorgethan haben, verdienen bemerkt zu werden: Jan van der Does (Janus Douza aus Norwik, ſtarb 1604), rühmlich bekannt als Philolog, Hiſtoriker und lateiniſcher Dichter, hier aber hauptſächlich als einer der Erſten namhaft, welche poetiſche Verſuche in der Mutterſprache wagten, worin ihm Dan. Heinſe aus Gent (ſtarb 1655) mit glücklicherem Erfolge nachging. Peter Cornelius van Hooft aus Amſterdam (ſtarb 1647), geachtet als Hiſtoriker durch ſeine Geſchichten Königs Heinrich IV., Belgiens, und eine treffliche Ueberſetzung des Tacitus, war in ſeinen Trauerſpielen und andern Gedichten zu gekünſtelt, und ſeine Sprache zu überladen; dagegen athmet in allen Gedichten des Jacob Cats aus Brouwershaven in Seeland (ſtarb 1660), eines der fruchtbarſten und geiſtvollſten der holländiſchen Dichter, den die Holländer ihren Ovid nennen, ein origineller Geiſt der Heiterkeit, Lebensklugheit und Religioſität. Die Gedichte von Jan Antonides van der Goes (ſtarb 1687) haben den Ruhm der Correctheit und Eleganz. Jooſt van der Vondel aus Cöln (ſtarb 1679) hat in einer, wenn auch nicht immer correcten, doch kräftigen und reichen Sprache metriſche Ueberſetzungen der Pſalme, des Virgil und Ovid, eine Poetik, Satyren, Lobgedichte, viele Trauerſpiele, auch eine Epopöie: Adam und Lucifer u. a. m. geliefert und ſich den Ruhm des zweiten claſſiſchen Dichters der Holländer erworben. Unter ſeinen Trauerſpielen iſt auch eine Maria Stuart. Eine vollſtändige Sammlung dieſer Trauerſpiele erſchien 1720 zu Amſterdam in zwei Bänden. Conſtantin Huygens (ſtarb 1687) wurde durch Sinngedichte, Jacob Weſterbann (ſtarb 1670) und Joh. Adolph Dans (ſtarb 1674) durch erotiſche Gedichte rühmlich bekannt. Als ſcherzhafte Dichter thaten ſich Joh. van der Veen (ſtarb 1660) und Joh. Decker (ſtarb 1664) hervor. Nach den alten Claſſikern bildete ſich Lucas Rotgans aus Amſterdam (ſtarb 1710), und ſein epiſches Gedicht in acht Geſängen: Wilhelm III., ſo wie ſeine Trauerſpiele zeugen hinlänglich von ſeinen Muſtern. Jan van Brockhuyzen aus Amſterdam (ſtarb 1707), als Kritiker und lateiniſcher Dichter rühmlich bekannt, hinterließ auch in holländiſcher Sprache Oden, Idyllen und andere Gedichte. Die lyriſchen Gedichte von Arn. Moonen und die Idyllen von Wellekens dürfen nicht überſehen werden. Ein talentvoller Naturdichter war Hubert Corneliszoon Poot aus Abtwout bei Delft (ſtarb 1733), und ſehr geachtet ſind Adrian van der Vliet, welcher außer bib-

liſchen Gedichten ein Gedicht in drei Geſängen: „Die Spanier in Rotterdam" — ſchrieb (ſtarb 1780); Piet. Nieuwland (ſtarb 1794) u. A. m. Von einer ungenannten Dame erſchien 1780 ein Heldengedicht in ſechzehn Geſängen: Germanicus. Außer dieſen werden unter den ältern Dichtern Burmann, Smits, und unter den neuern Hieronymus de Boſch, Theodor van Kooten, Klein, Kleinhoff, Kaldenbach, Bellamy, Nieuwland, Feith, Bilderdyk, Hellmers, Spandaw, van Hall, Tollens, Kinker und Witſen Gysbeek immer einen wohlverdienten Ehrenplatz auf dem niederländiſchen Parnaß einnehmen. Bilderdyk iſt zugleich ein Gelehrter vom erſten Rang und von weitumfaſſenden Kenntniſſen. Schon aus dieſen kurzen Angaben ſieht man, wie ſehr man ſich bemüht hat die holländiſche Sprache zu edlerem Gebrauche auszubilden; und in welchem hohen Grade dies gelungen ſei, beweiſt vielleicht Nichts beſſer als der Umſtand, daß keine andere Nation eine ſo gelungene Ueberſetzung von Klopſtocks Meſſias aufzuweiſen hat, als die holländiſche von Groeneveld, Amſterdam 1784, 1785, auch 1791, 2 Bde., 8. in Hexametern. Eine andere gleich ſchätzbare in Proſa erſchien zu Amſterdam 1798. Die Proſa der Holländer hat indeß auf den Ruhm des Wohlklangs und der Eleganz wenig Anſprüche zu machen, iſt jedoch in ihrem ſchlichten Weſen gut dazu geeignet, brauchbare Wahrheiten einfach und gemeinverſtändlich darzuſtellen. Unſtreitig würden die Holländer auch hierin noch größere Vollkommenheit erreicht haben, wenn z. B. ihre philoſophiſchen Proſaiker ſich nicht oft einer fremden Sprache bedient hätten. Erasmus, Lipſius, Grotius, Wyttenbach u. A. ſchrieben aber lateiniſch, und Franz Hemſterhuis, dieſer liebenswürdige Sokratiſche Philoſoph und eben ſo geſchmackvolle als geiſtreiche Schriftſteller, franzöſiſch. Wie mit der Philoſophie, ſo mit der Geſchichte. Es iſt kein Zweifel, daß die holländiſche Proſa durch die zumal in neuerer Zeit ſo häufigen Ueberſetzungen ausländiſcher claſſiſcher Geiſteswerke, vornehmlich der deutſchen, nicht anders als gewinnen kann. An gutem Willen, ernſter Thätigkeit und mehrern gelungenen Werken mangelt es den Holländern nicht, und die Verſchmelzung mit den Belgiern muß nothwendig die vereinten verwandten Kräfte erhöhen. Dies iſt vorzüglich den ſüdlichen Provinzen zu wünſchen; denn während die Wiſſenſchaften in den nördlichen Provinzen ſo große Fortſchritte machten, blieben jene weit hinter ihnen zurück. Der Unterricht auf der Hochſchule zu Löwen ging durchaus nicht mit der Zeit vorwärts, ſondern hielt ſich an die todten Formen des Mittelalters. Auch hier ſah man die heilloſen Folgen der lichtſcheuen ſpaniſchen Regierung; und einige Verbeſſerungen, welche Joſeph II. einführen wollte, brachten einen allgemeinen Aufſtand hervor. Die Aufhebung der Hochſchule zu Löwen während der franzöſiſchen Regierung und die Stiftung der Atheneen zu Brüſſel und Lüttich, Gent und Brügge vermochten den Geiſt der Finſterniß nicht zu bannen, welcher ſich noch im Jahre 1814 durch die Freude über die Wiederherſtellung der Jeſuiten nur zu deutlich an den Tag legte. — Indeſſen fehlt es eben ſo wenig in den ſüdlichen als in den nördlichen Provinzen an zahlreichen Bildungsanſtalten. Die jetzige Regierung ſtellt die Univerſität zu Löwen wieder her und ſtiftet neue Hochſchulen zu Lüttich und Gent. In den nördlichen Provinzen hatte die franzöſiſche Regierung im Jahr

1811 die Univerſitäten zu Utrecht, Franeker und Harderwyk aufgehoben und blos die zu Leyden und Gröningen beſtehen laſſen; jetzt iſt auch die Hochſchule zu Utrecht wieder hergeſtellt, die beiden andern hingegen werden durch Gymnaſien erſetzt. Athenäen oder Gymnaſien ſind außerdem zu Middelburg, Breda, Deventer und Amſterdam. Unter den Specialſchulen des Königreichs verdienen bemerkt zu werden: die Artillerie- und Ingenieurſchule zu Amſterdam, die Militairſchule zu Delft, die Taubſtummenanſtalt zu Gröningen, die Schiffbauſchule zu Antwerpen, die Schiffahrtsſchulen zu Antwerpen, Amſterdam und Helvoetſluys. An andern wiſſenſchaftlichen Anſtalten findet man: zu Amſterdam das Muſeum (eine Sammlung von Gemälden, Zeichnungen, Werken der Bildhauerkunſt, geſchnittnen Steinen und Alterthümern, und eine öffentliche Bibliothek;) ferner das niederländiſche Inſtitut für Wiſſenſchaften und Künſte (Nederlandsch Instituut van Wetenschappen Letterkunde en schoone Kunsten), vertheilt in die vier Claſſen der Wiſſenſchaften, der Sprache, Literatur und Dichtkunſt, der Geſchichte und Alterthümer, und der bildenden Künſte; zu Leyden: öffentliche Bibliotheken, anatomiſche, chirurgiſche, mathematiſche und phyſikaliſche Sammlungen; zu Harlem: die Geſellſchaft der Wiſſenſchaften (geſtiftet 1752), Teylers Stiftung zur Beförderung der Gottesgelahrtheit und einiger andern damit verwandten Wiſſenſchaftszweige, und eine ökonomiſche Geſellſchaft (Hollandsche Huishoudelijke Maatschappij); zu Gröningen: die Geſellſchaft pro excolendo jure patriae, ferner eine phyſikaliſch-chemiſche, eine naturforſchende Geſellſchaft; eine Akademie der Zeichen-, Bau- und Schifffahrtskunſt; zu Arnheim: eine Geſellſchaft der Zeichen- und Baukunſt, und eine phyſikaliſch-literariſche Societät; zu Zütphen: eine phyſikaliſche Geſellſchaft; zu Bergen op Zoom: ein Zeichen- und Architekturinſtitut; zu Utrecht: eine Geſellſchaft der Künſte und Wiſſenſchaften, und ein Malercollegium; zu Amſterdam: noch eine Geſellſchaft unter der Benennung: Concordia et libertate, eine Stadt-Zeichenakademie, eine Geſellſchaft der Zeichenkunſt, eine Geſellſchaft zur Beförderung der Landwirthſchaft; eine wiſſenſchaftliche Geſellſchaft mit dem Wahlſpruch: Felix meritis, die Maatschappij tot nut van't Algemeen (Geſellſchaft für das allgemeine Beſte, 1784), zu Enkhuyzen vom Prediger Jan Nieuwenhuyzen zur Verbeſſerung der Erziehung, der Sitten, der niedern Volksclaſſen geſtiftet, zählte im Jahr 1810 über 8000 Mitglieder; das Monnikhoffſche Legat, Geſellſchaft zur Beförderung der Chirurgie, Geſellſchaft unter der Benennung: Doctrina et Amicitia, Geſellſchaft zur Beförderung der Kuhpockenimpfung, Geſellſchaft der freien Künſte und Wiſſenſchaften (auch in den Städten Rotterdam und Leyden vertheilt), Geſellſchaft Eene onvermoeide Arbeid koomt alles te boven (Unermüdete Arbeit beſiegt alle Hinderniſſe), Geſellſchaft zum Nutzen und zur Bildung, mathematiſche Geſellſchaft; zu Rotterdam: Geſellſchaft unter dem Titel Verscheidenheid en Overeenstemming, (Verſchiedenheit und Uebereinſtimmung), Geſellſchaft unter dem Namen Proefondervindelijke Wijsbegeerte (Experimentalphiloſophie oder Erfahrungswiſſenſchaften), Zeichengeſellſchaft, Geſellſchaft zur Vertheidigung der chriſtlichen Religion, Geſellſchaft für Naturkunde und Literatur; zu Dordrecht: Geſellſchaft unter dem Namen Pic-

tura; zu Leyden: das Stolpſche Legat, Geſellſchaft der niederländiſchen Literatur, Geſellſchaft der freien Künſte und Wiſſenſchaften, Akademie zur Beförderung der Zeichen-, Maler-, Bildhauer- und Kupferſtecherkunſt, Geſellſchaft der theoretiſchen und praktiſchen Geometrie, Bau-, Natur-, Rechen- und Zeichenkunde; zu Middelburg: die ſeeländiſche Geſellſchaft der Wiſſenſchaften, Geſellſchaft zur Beförderung der Maler-, Bildhauer- und Baukunſt, naturforſchende Geſellſchaft; zu Zierickſee: das phyſiſche Collegium; zu Breda, eine Zeichenakademie; zu Luxemburg und Maſtricht: Ackerbaugeſellſchaften; — Sociétés d'émulation zu Antwerpen und Brüſſel; Société d'histoire naturelle zu Brüſſel; Sociétés de médecine, chirurgie et santé zu Brüſſel, Gent ꝛc.; Sociétés et Instituts de littérature, sciences et arts zu Brüſſel. Was den gegenwärtigen Zuſtand der wiſſenſchaftlichen Bildung in den Niederlanden anbetrifft, ſo iſt es in der Gottesgelahrtheit mit der Aufklärung der reformirten Theologen noch ſo weit zurück, daß ſie ſchon dies Wort faſt als einen Gräuel betrachten; und auffallend iſt es, daß die intoleranteſten am meiſten in Anſehen ſtehen. Zwar gibt es hierin ſeit einiger Zeit einige ehrenvolle Ausnahmen, allein ſie dürfen aus gegründeter Furcht vor Verfolgung nicht wagen, ihr Licht leuchten zu laſſen. Mit der katholiſchen Geiſtlichkeit ſteht es, mit Ausnahme einiger Wenigen, im Allgemeinen nicht viel beſſer, insbeſondere in Belgien; ein Theil der lutheriſchen Geiſtlichkeit ſteht auf einer hohen Stufe von Geiſtesbildung; ein anderer tappt in der Finſterniß herum, welche von ihm ſelbſt das „alte Licht“ genannt wird. Die meiſte Cultur, Toleranz und Kenntniſſe unter den niederländiſchen Geiſtlichen findet man bei den remonſtrantiſchen und mennonitiſchen Predigern, die aber dafür von ihren andersdenkenden Amtsbrüdern der übrigen Secten mit Haß und Verachtung angeſehen werden. Die Rechtskunde iſt in einem blühenden Zuſtande, der Richter- und Advocatenſtand gut beſetzt und angeſehen; unter den berühmten praktiſchen Rechtsgelehrten zeichnen ſich unter andern aus: de Rhoer, Cuperus, Bondt, van Hall, van der Linden, van der Spyk, Scheppman und Elout. Auch die Arzneikunde zählt in ihrem Bereich viele gelehrte Praktiker. Auf Manchem ruht noch Boerhave's Geiſt, und die Vorzüglichſten hängen noch an ſeinen Lehrſätzen. In keinem Lande hat das Browniſche Syſtem weniger Glück gemacht, als in Holland; aber nichts deſto weniger ſchreitet der niederländiſche Arzt mit dem Geiſte der Zeit fort. Zu den vorzüglichſten der jetzt lebenden gelehrten Aerzte zählt man die Herren Kroy und Cappadoce in Amſterdam, Ontyd und Mirandolle im Haag, Stiprian zu Delft, Profeſſor Bleuland zu Utrecht, de Ruuck in Arnheim, Rogge zu Nimwegen u. A. m. An geſchickten Wundärzten, Operateurs und Anatomen hat Holland keinen Mangel, und die Pharmacien ſind durchgängig ſehr gut beſtellt. Die Kenntniſſe der Gelehrten in den übrigen Künſten und Wiſſenſchaften gründen ſich auf eine große Solidität, ſind aber nicht ſo vielſeitig als die der Deutſchen. An guten Philologen fehlt es auch jetzt nicht unter den holländiſchen Gelehrten. Wyttenbach und van Heusden und der 93jährige Sebaldus Rau, ein großer Orientaliſt, der Neſtor der Univerſität Utrecht, verdienen vor Andern genannt zu werden. In der Philoſophie ſteigt das Wiſſen der Holländer nicht viel höher als bis zum Carteſianiſchen Syſtem, und nir-

gends gibt es wohl weniger Spinoziſten, als in dem Lande, wo dieſer große Philoſoph das erſte Lebenslicht erblickte; ohne den Lärmen, welchen die reformirte Geiſtlichkeit gegen einen van Hemert, Kinker und einige andere neuere Philoſophen gemacht hat, würde die Mehrzahl der Holländer kaum noch wiſſen, daß es einen Kant und Fichte und eine kritiſche Philoſophie gäbe. Daher die wenigen Fortſchritte, welche die Philoſophie neuerlich in Holland gemacht hat. Weit beſſer ſieht es im Fache der Phyſik und Naturgeſchichte aus, worin ſich die Holländer noch jetzt vortrefflicher Männer und Dilettanten rühmen können. Als Aſtronom zeichnet ſich der Freiherr von Utenhoven aus. In der Geſchichte, außer der ihres Vaterlandes, vorzüglich in der neuern, werden die Holländer durch unſere deutſchen Gelehrten bei weitem übertroffen. An viele Wiſſenſchaften, die bei uns ſchon ſeit vielen Jahren Hauptgegenſtände einer akademiſchen Erziehung ſind, wie Statiſtik, Polizei-, Cameral-, Handlungs- und Finanzwiſſenſchaft, Landwirthſchaft, Technologie, Heraldik, Diplomatik u. a. m., haben die Holländer kaum angefangen zu denken, wenigſtens ſie als Wiſſenſchaften zu betrachten, die auf Univerſitäten docirt werden müſſen. In der Mechanik und Hydraulik haben es die Holländer ſehr weit gebracht, und ihre Mühlen-, Schleuſen- und Waſſerbaue können davon zu unwiderleglichen Beweiſen dienen. In Hinſicht der militäriſchen Kenntniſſe iſt es gegenwärtig in der niederländiſchen Armee, ſeitdem ſie, einige Schweizertruppen abgerechnet, aus lauter Landeskindern, und nicht mehr aus einem Amalgam aller Nationen beſteht, ſo gut als in irgend einem Lande beſtellt, und unter den höhern Officieren würden, beſonders in dieſer Hinſicht, die Generale Janſen, Pyman, Alting, Heiligers, Tindal, Chaſſé, Bruce, Gunkel, Evens, Krayenhof, Dupont, van der Plaat, Conſtant de Rebecque und mehrere Andere jedem Heere Ehre machen. Unter den jetzt lebenden Dichtern verdient Bilderdyk zugleich als Gelehrter vom erſten Range und als ein Genie von weit umfaſſenden Kenntniſſen, wiewohl mit einer heterogenen Miſchung von religiöſer Schwärmerei, beſondere Aufmerkſamkeit. Gelehrte Buchhändler gibt es wenige mehr; die Zeiten der Elzevire und Wettſteine iſt vorüber; und wenn gleich ein Holtrop, ein Wild und Altheer, Loosjes, ein Uylenbroek, Allart, Covens, Gartman, van Spaan, Immerſeel, van der Hey, van Kleef und einige wenige Andere eine ehrenvolle Ausnahme machen, ſo ſind ſie doch keineswegs mit den großen deutſchen Buchhändlern zu vergleichen. Bildhauer von einigem Rufe gibt es jetzt nicht in den geſammten Niederlanden. Von den Malern ſ. d. Art. Niederländiſche Schule. Die Muſik iſt zwar ſehr geliebt, aber der Tonkünſtler eben ſo wenig als der Schauſpieler geachtet, und man nennt keinen Holländer als ausgezeichneten Virtuoſen. Ihre Schauſpielkunſt iſt ganz nach franzöſiſchem Schnitte geformt, und als eine der vorzüglichſten tragiſchen Schauſpielerinnen nennt man Madame Zieſenis. — Für die Fortſetzung der Wiſſenſchaften im Allgemeinen erwartet man von der allmähligen Verwirklichung des von der Regierung bereits im J. 1814 mit Zuziehung einer wohlgewählten Commiſſion entworfenen, in der Folge auf die einverleibten Länder ausgedehnten Studienplans wohlthätige Wirkungen. H—m.

Niederrhein, eine preußiſche Provinz, mit dem Titel eines Großherzogthums, kam durch die wiener Congreßacte 1815 an Preu-

ßen. Der zweite pariſer Frieden fügte noch einen kleinen Theil von Altfrankreich hinzu. Sie liegt zum Theil auf dem linken, zum Theil auf dem rechten Rheinufer, und grenzt an die preußiſchen Provinzen Jülich, Cleve, Berg und Weſtphalen, die naſſauiſchen, großherzoglich-heſſiſchen, heſſen-homburgiſchen, oldenburgiſchen, coburgiſchen und bayeriſchen überrheiniſchen Lande, Frankreich und das Königreich der Niederlande. Sie umfaßt den größten Theil von Kurtrier, einen Theil vom Erzſt. Cöln, vom Herzogth. Jülich, Reichsſtadt Aachen, Simmern, Veldenz, Saarbrück, Ottweiler, Sayn Altenkirchen, einige fürſtlich wiedſche und ſolmſiſche Beſitzungen, Wetzlar und einige Bezirke des vormaligen Lothringen u. ſ. w., zuſammen 272 Q. M. mit 933,200 Einwohnern. Der Boden iſt zwar im Ganzen mehr gebirgig, enthält aber auch Ebenen und viele fruchtbare Thäler am Rhein, der Moſel und der Nahe, und überhaupt viele romantiſch-ſchöne Gegenden. Zwiſchen der Nahe und der Moſel iſt die Provinz von den rauhen waldigen Bergreihen des Hundsrücks (ſ. d. A.) durchzogen, welcher ſich an das vogeſiſche Gebirge anſchließt. Von Prüm und Malmedy zieht ſich bis faſt an den Rhein die Eiffel, ein gebirgiger Landſtrich, aus welchem die Flüſſe Aar, Nette und Erft dem Rheine zueilen. Noch nördlicher, zwiſchen Malmedy, Montjoie und Eupen, iſt das hohe Veen, der höchſte Bergrücken zwiſchen der Maas, Moſel und dem Rhein. Die beiden letztern Bergketten ſind Fortſetzungen der Ardennen. Der natürliche Reichthum beſteht in Wildpret, Fiſchen, Getraide, Obſt, Gartengewächſen, Flachs, Hanf, Hopfen, Tabak, Wein, beſonders an der Moſel (Moſelweine), Aar (Bleichert) und an der Nahe, und anſehnlichen Waldungen, vorzüglich im ſüdlichen Theile. Das Mineralreich liefert Silber, Eiſen, Kupfer, Blei, Galmei, Marmor, Schiefer, Tuff-, Sand- und Mühlſteine, Baſalt, Traß, Porphyr, Alaun, Braunſtein, Schwefel, Steinkohlen, Salz- und Mineralwaſſer. Der Fabrikfleiß iſt beſonders in den Gegenden von Aachen, Eupen und Montjoie verbreitet, wo die Tuchfabriken auf eine hohe Stufe der Vollkommenheit gebracht ſind, und nicht nur für das In-, ſondern auch für das Ausland arbeiten. Ferner gibt es Leinen-, Wollen- und Seiden-, Band-, Farben-, Hut-, Leder-, Tabak-, Porzellanfabriken ꝛc., Eiſen-, Stahl-, Kupfer- und Meſſingwerke. Auch wird ein lebhafter Handel mit den Naturproducten und Fabricaten getrieben. Die Einwohner reden meiſtens die deutſche Sprache, die in einigen Gegenden, beſonders im Süden, mit der franzöſiſchen vermiſcht iſt, und ſind größtentheils Katholiken; doch gibt es auch viele Proteſtanten und Juden. Die Provinz hat drei Regierungsbezirke: Aachen, Coblenz und Trier. Die Hauptſtadt iſt Aachen (ſ. d. Art). — Das franzöſ. Departement Niederrhein beſteht aus dem Niederelſaß, 88 Q. M. mit 438,000 Einwohnern, die eine deutſche Mundart ſprechen.

Niederſchlag, Präcipitat. Eine chemiſche Auflöſung beſteht aus dem aufgelöſten Körper und dem Auflöſungsmittel. Um den aufgelöſten Körper aber wieder in eine dichte iſolirte Subſtanz zu verwandeln und von dem Auflöſungsmittel abzuſondern (welches in der Chemie fällen, niederſchlagen oder präcipitiren genannt wird), bedient man ſich einer Subſtanz, welche das Fällungs- oder Niederſchlagungsmittel heißt. Der durch Hinzutreten dieſer dritten Subſtanz von ſeinem Auflöſungsmittel geſchiedene und in eine dichte Subſtanz verwandelte Körper heißt der Niederſchlag oder das Präcipitat. Die Präcipitation (Präcipitirung) kann geſchehen: entweder indem

das Niederſchlagungsmittel näher mit dem Auflöſungsmittel als mit dem aufgelöſten Körper, oder indem es näher mit dem aufgelöſten Körper als mit dem Auflöſungmittel verwandt iſt. In beiden Fällen entſteht eine Iſolirung und Verdichtung des aufgelöſten Körpers. Iſt die vom aufgelöſten Körper zu ſcheidende Auflöſung ohnehin flüſſig, ſo geſchieht der Niederſchlag auf naſſem Wege; auf trocknem Wege hingegen, wenn ſie erſt durch Feuer flüſſig gemacht werden muß. Die Präcipitirung iſt einer der wichtigſten chemiſchen Proceſſe, um die urſprünglichen Beſtandtheile der Körper zu erkennen, die verſchiednen Grade ihrer Verwandtſchaft zu beurtheilen und neue Subſtanzen zu bilden, welche von andern ihnen früher beiwohnenden Kräften getrennt, zu eignen Zwecken gebraucht werden können. Viele große Operationen der Natur, vorzüglich in jener Epoche, als die gegenwärtige Geſtalt der Erde durch gewaltſame Operationen beſtimmt wurde, beruhen urſprünglich auf dem Niederſchlagungsproceß. So glaubt man z. B., daß der Granit durch eine ſolche allgemeine Niederſchlagung gebildet worden ſei. — Im Gebiete der Rhythmik (ſowohl der eigentlichen Metrik als der Verskunſt) bezeichnet das Wort Niederſchlag ſo viel als die Theſis und iſt dem Aufſchlag oder der Arſis entgegengeſetzt, worüber der Art. Rhythmus zu vergleichen iſt.

Niemcewicz (J.), einer der ausgezeichnetſten jetzt lebenden polniſchen Gelehrten, deſſen Werke auch in die von dem Grafen Moſtowski herausgegebene Sammlung der polniſchen Claſſiker aufgenommen ſind, hat ſich zugleich durch ſeinen Antheil an den Staatshändeln Polens bekannt gemacht. Als Nuncius von Litthauen ſpielte er auf dem Reichstag von 1788—1792 eine große Rolle. 1794 war er einer der Adjutanten Kosciusko's, wurde mit ihm gefangen und nach Petersburg geführt, wo er bleiben mußte, bis Paul bei ſeiner Thronbeſteigung ihm wie ſeinen Gefährten die Freiheit gab. Jetzt begleitete er Kosciusko nach den vereinigten Staaten, wo ſich beide eine Reihe von Jahren aufhielten. Er ſo wenig als jener nahm an den Begebenheiten in Polen unter Napoleons Leitung Antheil; einen um ſo größern aber ſeit dem Zeitpuncte, wo Polen als Königreich mit Rußland vereinigt iſt. Er war Präſident der Conſtitutions-Comitée und hatte den größten Einfluß auf die Abfaſſung der Verfaſſungsurkunde ſelbſt. Ihm wurde auch der ehrenvolle Auftrag, Kosciusko nach ſeinem Tode eine Gedächtnißrede zu halten; dieſelbe iſt für ein Meiſterſtück erklärt worden.

Niemen iſt der polniſche Name des Fluſſes Memel. Er entſpringt im ruſſiſchen Gouvernement Grodno bei Slonim, theilt ſich bei Perwalkiſchken, zwei Meilen hinter Tilſit, in zwei Arme, die Ruß und die neue Gilge genannt, welche die wegen ihrer Fruchtbarkeit berühmte ſogenannte tilſiter Niederung bilden und ſich in das curiſche Haff ergießen. Dieſer Fluß, welcher im Sommer ſchiffbar iſt und den Handel mit Memel und Königsberg belebt, wurde in der neuern Zeit merkwürdig durch die Zuſammenkunft Napoleons mit dem Kaiſer Alexander und König Friedrich Wilhelm von Preußen auf demſelben 1807. Später ſah er die franzöſiſche Armee im Sommer 1812 über ſich hin, und im Winter deſſelben Jahres in ganz verſchiedener Geſtalt zurückgehen.

Niemeyer (Auguſt Herrmann), als Theolog, Erziehungsſchriftſteller und geiſtlicher Liederdichter rühmlich bekannt, geb. den 1. Sept. 1754 zu Halle im Saalkreiſe, wo ſein Vater Archidiakonus war, beſuchte das königl. Pädagogium zu Halle, und bildete ſich auf der da-

ſigen Univerſität, vorzüglich unter Semler und Nöſſelt, zu den theologiſchen Wiſſenſchaften. Im J. 1780 wurde er ebendaſelbſt außerordentlicher Profeſſor der Theologie und Inſpector des theolog. Seminariums, 1784 ordentl. Profeſſor und Aufſeher des königl. Pädagogiums, 1785 Mitdirector des Pädagogiums und des berühmten halliſchen Waiſenhauſes, welches bei dem Antritte ſeiner Aufſicht ſehr in Verfall gerathen war, 1787 Director des pädagogiſchen Seminariums, 1792 k. preuß. Conſiſtorialrath, 1794 Doctor der Theologie, 1800 Director des Almoſencollegiums, 1804 wirkl. k. preuß. Oberconſiſtorialrath und Mitglied des berliniſchen Oberſchulcollegiums, 1808 Mitglied der Reichsſtände im Königreich Weſtphalen, und in eben dieſem Jahre Kanzler und Rector perpetuus der Univerſität Halle. Im J. 1813 verlor er dieſen Poſten, da das franzöſiſche Gouvernement die Univerſität Halle wegen ihrer für die Alliirten im April 1813 gezeigten patriotiſchen Geſinnungen aufgelöſt hatte; 1814 wurde er bei Wiederherſtellung der Univerſität durch die preußiſche Regierung wieder eingeſetzt, legte aber nachher die Stelle eines Kanzlers nieder, wurde 1816 Conſiſtorialrath und auswärtiges Mitglied des Conſiſtoriums zu Magdeburg, und erhielt im J. 1817 den rothen preußiſchen Adlerorden. Die größten Verdienſte hat er als pädagogiſcher Schriftſteller. Als Theolog war er ſtets bemüht, geläuterte Begriffe über die Lehren der Religion zu verbreiten. Seine vorzüglichſten Schriften, außer vielen Abhandlungen, Ueberſetzungen und Predigten, ſind: die Charakteriſtik der Bibel; Philotas, oder Beiträge zur Beruhigung und Belehrung für Leidende und Freunde der Leidenden; Timotheus, zur Erweckung und Beförderung der Andacht nachdenkender Chriſten; die populäre und praktiſche Theologie; die Briefe an chriſtliche Religionslehrer; Leitfaden der Pädagogik und Didaktik, Halle 1802, 8.; Anſichten der deutſchen Pädagogik und ihrer Geſchichte im 18. Jahrhundert, Halle 1801, 8.; die Grundſätze der Erziehung und des Unterrichts für Aeltern, Hauslehrer und Schulmänner, 7. Aufl. 3 Thle. 1819, 8.; Originalſtellen griechiſcher und römiſcher Claſſiker über die Theorie der Erziehung, Halle und Berlin 1813, 8.; das Religions- und das Geſangbuch für höhere Schulen; die Feierſtunden während des Krieges; religiöſe Gedichte, Halle und Berlin 1814, 8. Seine Reiſe nach England im J. 1820 hat er lehrreich beſchrieben.

Nieren ſind Eingeweide des thieriſchen Körpers, beſtimmt, das Blut vom überflüſſigen Waſſerſtoff, Stickſtoff und andern Stoffen zu befreien. Die Nieren des Menſchen ſind länglichrunde, bohnenförmige Körper, in ihrer Größe nach Verſchiedenheit des Alters auch verſchieden, doch ungefähr von zwei bis drei Zoll Länge und einem, auch anderthalb Zoll im Durchmeſſer. Auf jeder Seite des Körpers liegt eine Niere, die hintere Fläche einer jeden liegt mit ihrem obern Theile an dem Lendentheil des Zwerchfells, vom elften Bruſtwirbelbein bis zum fünften Lendenwirbel. Der äußere Rand der Niere iſt gewölbt und ſieht gegen die Lendentheile des Zwerchmuskels und gegen die innere Fläche der Bauchmuskeln an deren hintern Umfang. Der innere Rand iſt gegen die großen Gefäßſtämme gerichtet, und an ſeinem vertiefteſten Rande mit einem etwas eingebogenen länglichen Einſchnitte verſehen, in welchen die Nerven und Blutgefäße der Nieren eingehen. Jede Niere iſt an ihre benachbarten Theile durch zellgewebige Haut angeheftet, welche mit vielem Fette ausgefüllt iſt. Die Subſtanz der Niere iſt dicht, feſt und von blaßröthlicher Farbe, an

dem ganzen Umfang aber dunkler, und beſteht aus einer Verwickelung der zarteſten Blutgefäße. Aus der Rindenſubſtanz entſteht die innere röhrige Subſtanz, in welcher acht bis elf pyramidenförmige Abtheilungen unterſchieden werden können, welche aus den zarten Canälen der Uringänge zuſammengeſetzt ſind, und mit ihren gegen den innern Rand der Niere gerichteten Spitzen zuſammenſtoßen und Nierenwärzchen genannt werden. Dieſe ergießen ihre abgeſonderte Flüſſigkeit in gemeinſchaftliche häutige Röhren, die Nierenkelche, in dem Einſchnitte der Niere ſich verſammelnd, die ſich hier alle in einer ſackförmigen Erweiterung endigen, welche das Nierenbecken genannt wird. Es hat die Form eines Trichters und verlängert ſich in eine ziemlich geräumige Röhre, welche ſich bis in die Beckenhöhle zur Urinblaſe herab fortſetzt, dieſelbe durchbohrt und mit ihr vereinigt, ſo daß der abgeſonderte Urin beſtändig in die Blaſe herabtröpfelt. Jede Niere enthält einen Arterienzweig unmittelbar aus dem Stamme der Aorte; die Nierenarterie tritt in dem Einſchnitte der Niere in dieſelbe ein, verbreitet ſich in unzählbaren Verzweigungen zuerſt auf der Oberfläche derſelben, bildet die Rindenſubſtanz, gibt die Röhrchen ab, welche die Nierenwärzchen bilden, und vereinigt ſich zum Theil wieder in zurückführende Zweige, welche in einen Venenſtamm vereinigt, das übrige Blut wieder in den Stamm der Hohlvene zurückbringen. Die Function der Niere, den Urin aus dem Blute abzuſondern, wird regiert durch das ihr beigegebene Nervenſyſtem, welches in einem, von mehreren Nervenfäden des Geflechtes der Unterleibsnerven gebildeten Nervennetze beſteht, das die Nierenarterie bis in das Innere der Nierenſubſtanz begleitet, und das Organ mit ſeinem ihm eigenthümlichen Leben begabt. Die Nothwendigkeit dieſes Organs in dem thieriſchen Körper leuchtet aus der Einrichtung ſeiner organiſchen Selbſterhaltung hervor. Indem zu ſeiner Ausbildung gewiſſe Stoffe nothwendig ſind und von außen durch Nahrung und Getränke aufgenommen werden, müſſen als Gegenwirkung auch beſtimmte Organe ſein, welche ſich der Herrſchaft dieſer Stoffe widerſetzen, ſie aufnehmen, bezwingen und verändert fortſchaffen. Der Körper bedarf zwar zu ſeiner Erhaltung eines Antheils von Stickſtoff, der ſich in der Phosphorſäure reichlich vorfindet und mit der Kalkerde verbunden als phosphorſaurer Kalk die Knochen bildet. Der Ueberſchuß des Stickſtoffs, der freien und mit Knochenerde verbundenen Phosphorſäure, ſo wie der durch den Wechſel der Stoffe ſelbſt unbrauchbar gewordene, wird nun als Harnſtoff, als freie und gebundene Phosphorſäure in vielem Waſſer aufgelöſt, abgeſchieden und als Urin ausgeleert. Würde dies nicht geſchehen, ſo würden dieſe Stoffe ſo überhandnehmen, daß das Leben nicht dabei beſtehen könnte. Störungen in dem Leben der Nieren verurſachen Nierenkrankheiten, die theils den allgemeinen Charakter an ſich tragen, z. B. Entzündung, Vereiterung und Brand, theils durch die Beſonderheit dieſer Organe beſtimmt werden. Unter dieſe gehört die Steinkrankheit. Da mit dem zunehmenden Alter der Knochenbau vollendet iſt, folglich die Quantität von phosphorſaurer Knochenerde zu deren Ausbildung nicht mehr nöthig iſt, ſo folgt hieraus von ſelbſt, daß ein Ueberſchuß davon als frembartiger Stoff in den Säften des Körpers zurückbleiben muß. Dies muß noch mehr der Fall ſein, wo durch Uebermaß an Speiſen und Getränken ein zu großer Antheil an Stickſtoff in die Circulation kommt, wie dies bei luxuriös und ruhig lebenden Perſonen Statt findet, wo denn nicht ſelten die Arthritis ihren Urſprung

hernimmt (ſ. d. Art.), welche durch übermäßige Erzeugung von phosphorſaurer Kalkerde ſich auszeichnet. So lange dieſe bei völliger Energie der Function der Nieren durch den Urin ausgeleert wird, kann ſich keine Krankheit erzeugen. Sinkt aber bei zunehmenden Jahren die Energie der Lebensthätigkeit in den Nieren, ſo ſteigt dagegen die Herrſchaft des irdiſchen Stoffes, ſeine Neigung zur Kryſtalliſation, die um ſo mehr wächſt, je weniger verdünnt der Urin iſt, wird überwiegend, und ein Kern von phosphorſauerm Kalk oder von phosphorſauern Salzen, zuweilen mit etwas Gallerte verbunden, fängt an ſich zu bilden, um welchen ſich nun rindenartig immer mehr ſolche irdiſche Theile anſetzen. Der Ort dieſes Anſatzes iſt bei dem Nierenſtein gewöhnlich das Nierenbecken. Oft gleiten ſie von hier durch die Harnleiter bis in die Blaſe hinunter, nicht ſelten aber bleiben ſie auch, vergrößern ſich ſo ſehr, daß ſie das ganze Nierenbecken ausfüllen und deſſen Form annehmen, ja mit mehreren Aeſten bis in die Nierenkelche ſich fortſetzen. H.

Nierenſteiner, ſ. Rheinweine.

Nieswurz, Nieswurzel. Zwei Arzneipflanzen, deren Wurzeln ſcharfe Beſtandtheile haben und heftiges Nieſen erregen, führen dieſen Namen. Die ſchwarze, Helleborus niger, wegen ihrer Blüthzeit im Winter auch Chriſtwurz genannt, hat fadenförmige Wurzeln; die weiße, Verateum album, iſt weit heftiger. Sie wuchs häufig in Anticyra und ward gegen den Wahnſinn als Purgirmittel gegeben; auch vergiftete, nach Pauſanias, Nebrus von Kos einſt den Fluß Pliſtus damit und zwang dadurch die belagerte Stadt Kirrha, welcher er das Trinkwaſſer verdarb, zur Uebergabe. F.

Nießbrauch oder Nutznießung, ususfructus, der Gebrauch des Ertrags oder Genuſſes einer Sache, das Recht, dieſelbe nach gewiſſen Beſtimmungen zu benutzen. Man unterſcheidet nämlich beim Eigenthumsrechte (jus dominii): 1. den wirklichen, vollſtändigen Beſitz der Sache, 2. das Eigenthum oder Proprietät, und 3. das Benutzungsrecht. Die Proprietät gibt dem Eigenthümer Rechte über die Beſtandtheile, woraus die Sache beſteht; der Nießbrauch enthält das Recht, ſich allen Nutzen, den man aus der Sache ziehen kann, zuzueignen, und iſt daher eine Art der ſogenannten perſönlichen Servitut. Die Verhältniſſe des Eigenthümers zum Nießbraucher oder Nießnutzer (usufructuarius), welche gewöhnlich durch den Vertrag, der die Servitut beſtellt, feſtgeſetzt ſind, haben indeſſen oft viele ſtreitige Fragen veranlaßt, wohin vorzüglich die gehört, ob der Nießnutzer in der zu nießbrauchenden Sache, ſeinen Einſichten nach, nützliche Veränderungen ohne Vorwiſſen und Einwilligung des Eigenthümers vorzunehmen berechtigt ſei.

Nieſen, im Niederſächſiſchen pruſten, bezeichnet die mit einem gewiſſen ziſchenden Geräuſch und plötzlicher Zuſammenziehung der Muskeln des Unterleibes und derer, welche auf die Lunge wirken, verbundene Ausſtoßung der Luft, vorzüglich aus der Naſe, deren Geruchsnerven in Bewegung geſetzt worden ſind. Unter den Thieren nieſt nur der Hund vollkommen wie der Menſch. Ein anhaltendes heftiges Nieſen, welches von dem Einziehen eines fremden Körpers in die Naſe, oder wie beim Schnupfen von krankhaft erhöhter Reizbarkeit der die Naſe inwendig bekleidenden Schleimhaut entſteht, kann bisweilen, beſonders bei ſchwächlichen Perſonen, gefährlich, aber durch

das Einſpritzen lauwarmer Milch oder lauen Waſſers, oder durch das bloße Einziehen des Dampfes von warmem Waſſer gehoben werden. — Die Gewohnheit, Jemandem beim Nieſen Geſundheit zu wünſchen, iſt ſo alt, daß ſchon der große Forſcher Ariſtoteles zu Alexanders Zeit ihren Urſprung nicht mehr anzugeben wußte. Es iſt daher wohl möglich, daß die Sitte bei einer Krankheit entſtanden iſt, in welcher das Nieſen das Aufhören der gefährlichen Kriſis verkündigte; nur beweiſen läßt es ſich nicht mehr.

Niethammer (Friedrich Immanuel), der Philoſ. und Theol. Doctor, der königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu München außerordentl. wirkliches Mitglied, k. bayeriſcher Central-, Schul-, Studien- und Kirchenrath bei dem geh. Miniſterium des Innern, iſt zu Beilſtein im Würtembergiſchen d. 24. März 1766 geboren. Im J. 1793 trat er zu Jena nach erlangtem Doctorate in der Philoſophie und Theologie als Profeſſor dieſer Wiſſenſchaften öffentlich auf. Ein Geiſt gründlicher, umſichtsvoller und parteiloſer Unterſuchung, und eine Methode, welche immer den Stand der jedesmaligen Frage aus dem hiſtoriſchen und wiſſenſchaftlichen Standpuncte genau beſtimmte, und den Gegenſtand derſelben in ſcharfer und lichtvoller Erörterung erſchöpfend abhandelte, offenbarte ſich deutlich in den Vorleſungen und Schriften deſſelben. Damals drückten Deutſchland zwei Uebel: eine anmaßende Aufklärerei, welche ſich mit dem Verdienſte der Verſcheuchung des Aberglaubens ſtolz blähte, im Grunde aber alles ſpeculative Denken zu verdrängen ſuchte; dann aber eine faſt ausſchließende Richtung der Cultur auf Induſtrie und Gewerbfleiß. In der kleinen, aber muthigen Schaar der geiſtreichen Streiter gegen dieſen verderblichen Zeitgeiſt erſchien damals als einer der Erſten auch Niethammer. Theils für ſich, theils vereint mit Fichte und andern Edeln kämpfte er in Schriften und öffentlichen Lehrvorträgen ſiegreich gegen das damalige verwegene Eindringen eines plumpen und gefährlichen Realismus in den ganzen Umkreis menſchlicher Bildung, und ſuchte ſeinen Zeitgenoſſen zu zeigen, daß die Idealität der Wahrheit und die Wahrheit des Idealen in Wiſſenſchaft und Kunſt, in Philoſophie und Religion und im ganzen menſchlichen Leben etwas von aller Vernunft als Wahrheit Gefodertes und Vorausgeſetztes ſei. Durch ſeine Wirkſamkeit in dem Gebiete der Wiſſenſchaften zog er die Aufmerkſamkeit der k. bayeriſchen Regierung auf ſich, und war einer der auswärtigen Gelehrten, die ſie 1803 nach Würzburg berief, um zu einem neuen Aufſchwung der Wiſſenſchaften und Künſte in ihren Staaten mitzuwirken. Als dieſes von Bayern 1805 im preßburger Frieden abgetreten wurde, wurde er von da als proteſtantiſcher Kreis-, Conſiſtorial- und Schulrath nach Bamberg im Mainkreiſe, und von da 1807 als Central-, Schul- und Studienrath nach München verſetzt. Längſt ſchon hatte er geſehen, wie, in Folge des blos auf Erwerb gerichteten Zeitgeiſtes, faſt überall in Deutſchland die Unterweiſung über materielle Gegenſtände den Unterricht über geiſtige Gegenſtände aus den Schulen verdrängte, und wie man über dem Erwerbzweck und dem Brodſtudium das Studium der alten claſſiſchen Welt und mithin aller echten Philoſophie vernachläſſigte, wodurch die Schulen allgemeiner Bildung faſt in bloße Berufsſchulen ausarteten. Bei dieſem verkehrten Zuſtande der Pädagogik geboten Zeit und Vernunft eine Reform des Schulweſens. Niethammer, dem die Stelle, worauf er jetzt ſtand, die nachdrücklichſte Mitwirkung an derſelben zur nachdrücklichſten Pflicht zu machen ſchien, ſprach ſeine ſchon längſt ge-

nährten Ideen darüber in ſeiner vortrefflichen Schrift über **Philanthropinismus** und **Humanismus** öffentlich aus. Verwirklicht erſchienen ſie in dem neuen Schulplane, welchen das allgemeine Normativ im J. 1808 überall im Königreiche einführte, um dem Sprach- und Realſtudium eine veredelte geiſtige und zeitgemäße Richtung zu geben.

Nilfhelm, ſ. **Nordiſche Mythologie**.

Niger, auch Joliba oder das **große Waſſer**, der größte Steppenfluß in Mittelafrica, der beſonders Nigritien oder Sudan durchfließt, deſſen Quelle ſowohl als Mündung uns bis jetzt unbekannt geblieben ſind. Vor mehr als zwei tauſend Jahren zeichnete Herodot die erſte richtige Nachricht über den Lauf dieſes größten Stromes von Africa auf und ſagte, daß er von Weſten nach Oſten fließe. Die Folgezeit glaubte es nicht mehr, bis der Lauf deſſelben von neuem entdeckt, und die Behauptung des Vaters der Geſchichte beſtätigt wurde. Mungo Park, ein zur Unterſuchung dieſes Problems von der africaniſchen Geſellſchaft zu London abgeſchickter Reiſender, war der erſte Europäer, der dieſen Fluß ſah und bemerkte, daß er von Weſten nach Oſten fließe. Bei ſeiner zweiten Reiſe, die er 1805 unternahm, um das Ende des Nigers zu entdecken, erreichte er auch wieder dieſen Fluß, kam weiter als das erſtemal und befuhr ihn mit dem Vorſatze, entweder ſeinen Plan auszuführen, oder zu ſterben. Sein letzter Brief iſt von Sanſanding, einer anſehnlichen Stadt an dieſem Strome, vom 17. Nov. 1805. Nachher hat man keine weitern Nachrichten von ihm ſelbſt, und man weiß jetzt, daß er bei dieſer Unternehmung ſein Leben verloren hat. Bei Sego, wo Mungo Park auf ſeiner erſten Reiſe den Niger zuerſt erblickte, ſtrömte er ſchon ſo breit wie die Themſe bei London. Von Sego abwärts folgt am Strome nun Ort an Ort. Große Handelsſtädte liegen an demſelben, als Jenne, Timbuktu (ungefähr eine Stunde davon), Hauſſa, und nach den neueſten Nachrichten Waſſanah. Die Städte an demſelben, beſonders Timbuktu und Waſſanah, ſind die großen Marktplätze für das ganze Nordafrica; denn regelmäßige Karawanen gehen von Gambia und Senegal, von Marocco und Fez, Tunis, Tripolis und Fezzan, von Cairo und Dar-Fur zu ihnen hin. Seine Ufer ſind tiefer landeinwärts bebaut und äußerſt bevölkert. Dieſer Strom erregt daher mit allem Recht den Wunſch, ſeinen Lauf und ſein Ende kennen zu lernen; die Verſuche der Britten zur Auflöſung dieſes geographiſchen Problems ſind jedoch noch mit keinem glücklichen Erfolge gekrönt worden. So wurden 1816 zwei Expeditionen von ihnen ausgerüſtet. Die eine ſollte auf dem Congofluſſe bis in das Innere von Südafrica eindringen, indem man vermuthete, daß der Niger mit dem Congofluſſe ein und derſelbe ſei. Die andere ſollte von Senegal aus bis an den Niger gehen, und beide ſich im Innern treffen. Aber beide Unternehmungen ſind geſcheitert. Bei dieſer Ungewißheit über das Ende dieſes Stromes ſind unter den Geographen verſchiedene Anſichten verbreitet. Einige glauben, daß der Niger mit dem ägyptiſchen Nile in Verbindung ſtehe, Andere nehmen an, daß er ſich in einen großen Binnenſee endige, Andere behaupten, daß er das mittlere Gebirgsland durchbreche, nach Südweſten fließe und ſich (vielleicht als der Congo) in den Guinea-Buſen ergieße. Die letztere Hypotheſe beruht auf der Erzählung des James Riley, Supercargo auf der nordamericaniſchen Brigg Commerce, welche an der Weſtküſte von Africa 1815 Schiff-

bruch litt. Riley fiel nebſt ſeinen Schiffbruchsgenoſſen in die Hände einer Horde Araber. Da ein anderer Araber, Sidi Hamet, zu ihnen kam, ſo wendete er ſich an dieſen, daß er ſie kaufen und nach Mogadore, einer Stadt im Kaiſerthum Marocco, bringen möchte, wo er hoffte, durch Europäer aus der Sclaverei gerettet zu werden. Sidi Hamet, ein mitleidiger Mann, kaufte ihn nebſt vier ſeiner Gefährten und brachte ſie glücklich nach Mogadore, wo ſie losgekauft wurden. Riley hat ſeine Reiſeabenteuer 1817 ſchriftlich herausgegeben: Der Untergang der americaniſchen Brigg Commerce ꝛc. Das 25. Capitel dieſes Buches enthält die Reiſen eben dieſes Arabers Sidi Hamet, welche Riley ihm ſelbſt, mit Zuziehung eines ſpaniſch redenden Dolmetſchers, nachgeſchrieben hat. Sidi Hamets Erzählung gibt nicht nur über die große Handelsſtadt Timbuktu Aufklärungen, ſondern macht uns ſogar mit einer noch tiefer im Innern Africa's liegenden und noch größern Stadt Waſſanah bekannt. Da ſie an den Ufern des Nigers erbaut und ungefähr ſechzig Tagereiſen ſüd- und oſtwärts von Timbuktu entfernt iſt, ſo iſt zugleich ihre Entdeckung auf die Entſcheidung der ſo wichtigen Frage, welchen Lauf der Niger nehme, von großem Einfluſſe. Sidi Hamet erzählt, daß er zweimal in Timbuktu geweſen ſei, daß dieſe Stadt einen lebhaften Handel treibe mit allen Karawanen, welche von Marocco und den Küſten des mittelländiſchen Meeres kommen, und daß ſie eine große Stadt von mehr als 200,000 Einwohnern ſei. Bei ſeinem zweiten Aufenthalte zu Timbuktu mußte er auf Befehl des Königs mit einer großen Karawane nach Waſſanah, einer noch weiter am Niger gelegenen noch größern Stadt, mit welcher Timbuktu in lebhaftem Handelsverkehr ſteht, reiſen. Nach ſechzig Tagereiſen gelangten ſie zur Stadt Waſſanah, von welcher Sidi Hamet ſagt: „ſie iſt unfern des Ufers des Fluſſes erbaut, welcher im Süden vorbeiſtrömt, zwiſchen hohen Bergen auf beiden Seiten, jedoch nicht ganz dicht am Fluſſe. Die Einwohner von Timbuktu nennen den Fluß Joliib, und die von Waſſanah nennen ihn Zadi. Sie haben Boote, die aus großen ausgehöhlten Bäumen gemacht ſind, welche zehn, funfzehn oder zwanzig Neger in ſich faſſen; der Bruder des Königs ſagte einem meiner mich begleitenden Glaubensgenoſſen, der ihn verſtand (denn ich konnte ihn nicht verſtehen), daß er in einigen Tagen mit ſechzig Booten eine Reiſe den Fluß hinab machen werde, um fünfhundert Sclaven zum großen Waſſer (Ocean), wohin ihre Richtung erſt ſüdlich, dann weſtlich zu nehmen ſei, zum Verkauf zu bringen, weil man dort in großen Booten viele Weiße antreffe, welche Musketen, Pulver, Tabak, blaues Tuch und Meſſer und dergleichen bringen. Er ſagte, es ſei ein weiter Weg, und er werde drei Monate zu dieſer Reiſe brauchen. Wir ſahen eine große Menge von Leuten, welche mit Sclaven und Elephantenzähnen den Fluß hinabgereiſt waren, um zum großen Waſſer zu kommen und nun zurückkamen. Sie ſagten, das weiße Volk lebe in großen Booten und habe Schießgewehr ſo dick wie ein Menſch, welches ein Getöſe wie Donner mache, und wohl die ganze Mannſchaft von hundert Negerbooten bald vernichten würde, wenn ſie ihm zu nahe kämen.“ Nach dieſer Erzählung nimmt Riley an, daß das große Waſſer, zu welchem die Einwohner Waſſanahs erſt ſüdwärts, dann weſtwärts gehen, der atlantiſche Ocean ſein müſſe, und daß der Niger in ſeinem Laufe oſtwärts durch hohe Berge in den Centralregionen dieſes unerforſchten Continents gehemmt und ſüdwärts zu gehen genöthigt werde, daß er ſüdwärts längs hinab zwiſchen jenen

Gebirgen fortgehe, deren von Senegal nach dem Meerbuſen von Guinea ſich erſtreckende und dieſen Meerbuſen umgebende Kette ſchon bekannt ſei, und daß er immer mehr verengt und eingezwängt werde durch jene unermeßliche Bergkette, in welcher, wie bekannt ſei, der Nil ſeinen Urſprung habe, daß mithin ſein ſo gedrängtes und immer höher ſteigendes Waſſer (nachdem er zumal eine Menge anderer Ströme in ſich aufgenommen) endlich über die weſtliche und ſchwächſte Barriere der Gebirge hinausbreche, zum Fuße derſelben hinabſtürze, ſich den Weg immer weiter weſtwärts zum atlantiſchen (äthiopiſchen) Meere bahne, und endlich nichts anderes ſei, als der Fluß, der jetzt den Namen Congo hat. Dagegen hat der Britte **Ritchie** auf ſeiner Reiſe von Tripolis nach Murzuck, der Hauptſtadt von Fezzan, wo die Auctorität der Regierung von Tripolis anerkannt iſt, nur ſo viel erfahren, daß der Niger mit dem Nil Ein Fluß ſei. Allein auch dieſer Meinung hat die zu Freetown in Sierra Leone erſcheinende Zeitung widerſprochen; ein Prieſter, der quer durch Africa gereiſt ſei, habe nämlich behauptet, daß der Niger in das rothe Meer falle. Die häufigen Karawanen zwiſchen Murzuck und Burnu am Niger ſcheinen den Uebergang aus Fezzan in das große Reich von Burnu zu erleichtern. Sind die Britten (Ritchie iſt leider in Murzuck geſtorben) einmal bis Burnu gelangt, ſo werden ſie entweder bis Waſſanah vordringen, oder Nachrichten einziehen können, wodurch die Angaben über Waſſanah und den ferneren Lauf des Nigers entweder beſtätigt oder widerlegt werden.

Nikander, ein gelehrter griechiſcher Arzt und Dichter im zweiten Jahrhundert vor Chr., nach einigen Angaben aus Kolophon gebürtig. Vom ihm ſind uns noch zwei Gedichte übrig: **Theriaka**, von den giftigen Thieren und den Mitteln gegen ihren Biß; und: **Alexipharmaka**, von Gegengiften überhaupt. Beide ſind naturhiſtoriſch merkwürdig. Hauptausgabe von J. G. **Schneider**, Halle, 792. Mehrere verloren gegangene Schriften werden von den Alten angeführt, unter andern eine mit der Aufſchrift **Georgika**, welcher Cicero mit vielem Lobe gedenkt (de orat. 16).

Nike nannten die Griechen die Göttin, welche den Römern unter dem Namen Victoria bekannt war. (S. **Victoria**.)

Nikolaiten ſind nach der gewöhnlichen, nicht ſymboliſchen Auslegung der Stelle in der Offenbarung Johannis (Cap. 2, 6.), wo Irrlehrer dieſes Namens vorkommen, und nach den Berichten der Kirchenväter Irenäus und Clemens von Alexandrien, Ketzer geweſen, die ſich im 1. Jahrhunderte in Syrien und Kleinaſien verbreiteten. Nikolaus von Antiochien, den die Apoſtelgeſchichte unter den ſieben Diakonen zu Jeruſalem nennt, ſoll dadurch Anlaß zu ihrer Entſtehung gegeben haben, daß ſein guter Rath, das Fleiſch zu mißbrauchen, d. h. die ſinnlichen Triebe zu unterdrücken, von einigen heidniſch geſinnten Chriſten ganz verkehrt aufgefaßt wurde. Sie erlaubten ſich den Genuß heidniſcher Götzenopfer und zügelloſer Ausſchweifungen der Wolluſt. Dieſe Secte, wenn ſie, was noch zweifelhaft iſt, wirklich exiſtirte, ging bald unter. Die Gnoſtiker können ihre Reſte aufgenommen haben. Weil Nikolaus nach Irenäus ſeine ſchon verlaſſene Ehefrau als Diakonus wieder zu ſich genommen haben ſoll, wurden Prieſter, die ihren Stand verließen, um heirathen zu können,

auch Nikolaiten genannt. Eben ſo hießen die Anhänger des Wiedertäufers Nicolai. (S. den Art. Liebesfamilie.)

Nikomedes, der Name dreier Könige von Bithynien, von denen der dritte während des Krieges der Römer mit dem Könige von Pontus, Mithridates dem Großen, es mit Jenen hielt. Ein beſonderes inniges Verhältniß fand zwiſchen ihm und dem jungen Julius Cäſar Statt, was dieſem manchen harten Vorwurf zuzog. Nikomedia hieß die Hauptſtadt Bithyniens nach ihrem Erbauer, dem Erſten dieſes Namens.

Nikopolis (Siegesſtadt), der Name mehrerer im Alterthume bekannten Städte, unter andern zweier in Aegypten, und zwei anderer in Möſien und Dacien. Eine der berühmteſten und anſehnlichſten iſt die, welche Auguſtus nach ſeinem entſcheidenden Siege über Antonius bei Actium in der Nähe dieſes Vorgebirges in Epirus erbauen ließ, zum Andenken und zur Verherrlichung dieſes Triumphes, der ihn zum unumſchränkten Gebieter des römiſchen Reiches machte. Noch ſieht man anſehnliche Trümmer dieſer Stadt unweit Preveſa.

Nil, großer Fluß in Africa, durchſtrömt ganz Nubien und Aegypten, in welchem Lande er ſich unterhalb Cairo, wo er 3000 Fuß breit iſt, in zwei Haupttheile theilt, die ſich wieder in verſchiedene andere Arme theilen, von denen die beiden äußerſten nach Oſten und Weſten dem untern Theile von Aegypten die Geſtalt eines Delta geben (ſ. d. A. Delta). Im Alterthume zählte man ſieben Hauptmündungen, in denen er ſich in das mittelländiſche Meer ergoß, von denen aber jetzt nur die Arme bei Damiette und Roſette noch ſchiffbar geblieben, die andern hingegen, da ſie verſchlämmt ſind, nur mit Schwierigkeit noch aufgefunden werden. Die Quellen des Nil zu beſtimmen, hat ſchon ſeit den älteſten Zeiten zu den ſchwerſten Aufgaben der Geographen gehört. In der neuern Zeit hat der Schottländer Bruce in ſeiner Reiſebeſchreibung behauptet, die Quellen des Nil in der Provinz Gojam in Abyſſinien im November 1770 wirklich geſehen zu haben; ein Vorgeben, dem jedoch von Andern widerſprochen worden iſt. Gewöhnlich nimmt man an, daß er in den abyſſiniſchen Gebirgen im Lande der Agows aus drei Sumpfquellen entſpringe. Schon d'Anville machte darauf aufmerkſam, daß der Fluß, der ſich oberhalb Sennar mit jenem Fluſſe Abyſſiniens, dem Abawi (d. i. Vater der Ströme), vereinigt, weit beträchtlicher ſei und leicht der wirkliche Nil ſein könne; auch ſtimmen alle neuere Geographen darin überein, daß der Nil der Alten, der nach Ptolemäus auf dem nördlichen Abhange der Mondsgebirge entſpringe, der Bahr el Abiadh der Araber ſei. Der weſtliche Nilarm, Bahr el Abiadh, der weiße Strom, dieſer größte, aus weiteſter Ferne herſtrömende Quellſtrom des Nils, entſpringt (7° N. Br.) aus vielen Quellen auf dem Mondgebirge, Jibbel Kumri, fließt anfangs in nordöſtlicher, dann aber in ganz nördlicher Richtung und nimmt viele Flüſſe auf. Etwa acht Tagereiſen nordwärts von Shilluk, unter 16° N. Br., vereinigt er ſich mit dem Bahr el Azrek (blauer Fluß, auch Abawi), dem öſtlichen Nilarme. Obgleich der letztere kleiner iſt, ſo heißt es doch im Lande allgemein, der Abiadh falle in den Azrek. Der letz-

tere behält ſeinen Namen, da hingegen jener ihn verliert. Der Bahr el Azrek iſt es, deſſen Quellen Bruce aufgefunden hat, nämlich drei waſſerreiche Brunnen auf einer ſumpſigen grasreichen Alpenhöhe in einem Thale im Lande der Agows. Hierauf ergießt er ſich in der habeſſiniſchen Landſchaft Dembea in den See von Tzana, in einer Breite von 260 Fuß. Er durchſtrömt ihn 5 Meilen lang, ohne daß ſich ſein Waſſer mit dem des Sees vermiſcht. Aus dieſem See ſtrömt er gegen Südoſten, macht dann eine große Spirallinie gegen Südweſten und hierauf nach Norden, bis er nach einem Laufe von 29 Tagereiſen ſich wiederum ſeiner Quelle bis auf eine Tagereiſe, doch weiter gegen Weſten genähert hat. In drei verſchiedenen Waſſerfällen durchbricht er die Grenzgebirge Habeſſiniens. Bei Sennaar bildet er ein ſehr fruchtbares Stromthal und vereinigt ſich bei dem Orte Hojile mit dem größern Bahr el Abiadh. Der Name Nil wird nach dieſer Vereinigung gewöhnlich, und er behält ihn auf ſeinem ganzen weitern Laufe. Der Nil ſtrömt nun von 16° bis zum 30° N. Br. in meiſt nördlicher Richtung fort, durchfließt Nubien und ſenkt ſich, nachdem er zuvor den einzigen großen Zuſtrom, den wir kennen, den Tacazze, aufgenommen hat, in drei Stromſchnellen, bei Syene (das heutige Aſſouan) in das Thal von Aegypten hinab. Die Gebirgskette, welche der Nil hier durchbricht, Gebel el Silſily, ſtreicht von Oſten nach Weſten und beſteht in geringer Breite aus Granitfelſen, den einzigen im Nilthal, in welchen man noch die Steinbrüche findet, aus denen die alten Aegypter ihre coloſſalen Obelisken brachen. So wie der Nil aus dem höhern Nubien durch dieſe Felſenpäſſe herabgeſunken iſt, beginnt eine neue Landſchaft, durch welche er nirgends als wilder Gebirgsſtrom rauſcht, ſondern in ſtiller Majeſtät als ein ſegnendes fruchtbringendes Waſſer über hundert Meilen weiter gerade nordwärts fortgleitet. Gleich an dieſer ſüdlichen Grenze von Aegypten verkünden die Ruinengruppen von Philae und Elephantine durch ihre Größe und Pracht das Wunderland. Merkwürdig und einzig in ſeiner Art iſt von hier an die Bildung des Nilthales. Von Aſſouan bis Cairo, wo die Stromſcheidung iſt, fließt nämlich der Nil in einem Thale von einer mittlern Breite von zwei Meilen, das von zwei Höhenzügen begrenzt wird, davon der eine gegen Oſten das ganze Land bis zum rothen Meere füllt; der andere im Weſten ſteigt von Libyen auf und zieht wie ein platter, furchtbar öder Damm dem Nil entlang, in einer Breite, die zwiſchen Aſſiout und der großen Oaſe etwa vier Tagereiſen beträgt. Dieſer Wall von Aegypten ſchützt das Nilthal gegen die Wüſten des weſtlichen Libyen. Die öſtliche Begrenzung des Nilthales ſteigt ſenkrecht empor und wird darum in ihrer ganzen Länge Gebel Mokattam, die ſteile Felſenwand, genannt. Dieſer öſtliche Höhenzug iſt durch mehrere Querthäler von Oſten nach Weſten durchſchnitten. Außer ihnen finden ſich noch ſehr viele mehr und minder breite Schluchten, welche den Mokattam von Zeit zu Zeit durchbrechen. In Mittelägypten erweitert ſich das Nilthal etwas mehr. Doch iſt es an der breiteſten Stelle bei Fajum nur 4½ Meilen breit. Aber von hier an zieht ſich die libyſche Hügelkette immer mehr gegen Weſten; die öſtliche verſchwindet bei Cairo ganz und es breitet ſich die unabſehbare Fläche des Delta aus. Dasjenige, was den Nil für Aegypten beſonders wohlthätig macht, iſt ſein jährliches Austreten, wodurch er das zwiſchen der arabiſchen und libyſchen Bergkette liegende, 756 Quadratmeilen große, ſtark von Salztheilen

durchzogene Nilthal überſchwemmt und zu doppelten Aernten befruchtet, welche Fruchtbarkeit indeſſen nicht ſo ſehr dem Schlamm (dem allmähligen Anſatz des Nilſchlamms haben Einige die Entſtehung von ganz Unterägypten zugeſchrieben) des Nils, als vielmehr der Wäſſerung ſelbſt zuzuſchreiben iſt. Vom 18. und 19. Junius fängt er an allmählig zu ſteigen, erreicht im September ſeine höchſte Höhe, und fällt dann wieder eben ſo allmählig und in eben ſo viel Zeit, als er geſtiegen war. Durch Canäle wurde ſchon im höchſten Alterthume das Waſſer des ausgetretenen Nils gleichförmiger vertheilt, und man hatte an mehreren Orten ſogenannte Nilmeſſer angebracht, an denen man das Steigen und Fallen des Fluſſes ſorgfältig beobachtete. Die Urſache dieſer periodiſchen Ueberſchwemmung ſuchte man ſchon im Alterthume in dem in Abyſſinien vom März bis zum September fallenden Regen und den um dieſelbe Zeit das Waſſer nordwärts treibenden Winden. Das Waſſer des Nil, welches während des Steigens verſchiedene Farben zeigt, iſt zwar ſchlammig, aber ſehr ſüß und angenehm im Geſchmack; doch muß es, da es das einzige Getränk der Aegypter iſt, zum Trinken, oder zur Bereitung der Speiſen mit geſtoßnen bittern Mandeln oder Tropfſtein klar gemacht werden. Der jetzige Paſcha von Aegypten hat den Nil durch einen 45 Meilen langen Canal im Jahr 1820 wieder mit Alexandrien in Verbindung geſetzt. — Wegen ſeines regelmäßigen Austretens konnte der Nil im alten Aegypten eine Zeit- oder Calenderbeſtimmung werden. In der ägyptiſchen Mythologie wurde er als Landesgottheit verehrt. Die Griechen machten ihn zum Sohne des Pontos und der Thalaſſa oder des Oceanus und der Tethys. Als ſeine Tochter wird Memphis genannt, denn die Stadt dieſes Namens lag am Nil. Man ſah ihn als den Erzeuger aller Hauptgötter des Landes an. Um die Zeit der Sonnenwende, wo ſein Anſchwellen anfing, feierte man ihm das Feſt Nilca, opferte ihm ſchwarze Stiere, ſtreute Lotosblumen auf das Waſſer ꝛc. In der Stadt Nilopolis hatte er einen Tempel. Man bildete ihn gewöhnlich von ſchwarzem Marmor zum Andenken ſeines äthiopiſchen Urſprungs. Um ihn her ſpielen 16 Kinder, als Hieroglyphe, daß er ſo viel Ellen wachſen muß, wenn er ganz wohlthätig für Aegypten werden ſoll. Auch hat man den Nil in coloſſaler Größe als Flußgott gebildet, ruhend auf einer Sphinx von der größten Schönheit, von 16 Kindern umſpielt und mit Lorbeern und Aehren bekränzt. Attribute von ihm ſind auch das Krokodil und Nilpferd, die Sphinx und der Delphin.

Nilpferd, Flußpferd (Hippopotamus amphibius), der Behemoth der Iſraeliten, ein plumpes, unförmliches Säugthier, das im Nil und andern africaniſchen Flüſſen gefunden wird und von Vegetabilien lebt.

Nimbus nennt man den Strahlenkranz oder Schimmer, mit dem man im Alterthume die Häupter gewiſſer Gottheiten, Könige und Kaiſer, ſeit dem Chriſtenthume das Haupt Chriſti und der Heiligen (weßhalb Nimbus auch oft Heiligenſchein heißt) vorgeſtellt hat. Viele erklären dieſe Sitte daher, daß Nimbus urſprünglich bei den Römern eine Stirnbinde bedeutet habe, mit der die Römerinnen zuweilen eine zu hohe Stirn verbargen, daß man daher ferner auch die kleine Bedachung ſo genannt habe, mit der man das

Haupt der Götterbildſäulen gegen Schmutz und Verunreinigung ſchützte, und daß man an dieſer kleinen Kopfbedeckung blos zur Zierde anfangs Strahlen angebracht habe, aus welchen zuletzt ein wirklicher Strahlenkranz geworden ſei. Allein es iſt durch viele Mythen, in welchen gottgeweihte Kinder ſchon mit ſolchem Schein in der Wiege vorgeſtellt werden, wahrſcheinlich, daß die Idee des Nimbus einer uralten orientaliſchen Symbolik ihre Entſtehung verdankt, deren urſprüngliche Bedeutung für uns verloren iſt. Gegenwärtig heißt **Nimbus** figürlich oft der Glanz, der eine Perſon umgibt.

Nimes, Nismes, die Hauptſtadt des Departements Gard, im ehemaligen Nieder-Languedoc, liegt in einem fruchtbaren, von zwei Hügelreihen eingeſchloſſenen, von Nordoſten nach Südweſten geöffneten Thale. Die Anzahl der Häuſer iſt 4500, und die der Einwohner 40,000, unter denen man 25,000 Calviniſten zählt. Sie beſteht aus der eigentlichen Stadt und den weit größeren acht Vorſtädten. Die Stadt ſelbſt iſt ſchmutzig und ſtellt ein Labyrinth von engen, ſich in unzähligen Richtungen durchkreuzenden Straßen dar; die Häuſer ſind zwar von Stein, aber klein und unbequem; regelmäßiger und ſchöner ſind die Vorſtädte, vorzüglich die von Crucimele und Richelieu. Die öffentlichen Gebäude, außer dem wegen ſeiner Uhr merkwürdigen Rathhauſe und der Domkirche, ſind unbedeutend und die großen Plätze unregelmäßig. Merkwürdig ſind die römiſchen Alterthümer in und bei Nimes, als die Tourmagne, ein uralter Wartthurm auf einer Anhöhe, an deren Fuße ſich die ſogenannte Fontaine von Nimes befindet, mit einem prächtigen Spaziergange, wo man römiſche Bäder gefunden und erneuert hat, wohin der Cours, eine vierfache Allee, führt; ferner der Dianentempel oder das Pantheon, das ſogenannte viereckte Haus (ein alter Tempel), welches Ludwig XVIII. im Jahr 1820 hat reſtauriren laſſen, das prachtvolle Amphitheater, ein ſchönes Oval mit vier Thoren und 120 in Doppelreihen über einander gebauten Arkaden. Es befinden ſich zu Nimes ein königlicher Gerichtshof, eine Akademie, ein königliches Collegium mit einer Bibliothek, eine Geſellſchaft der Künſte und Wiſſenſchaften und eine mediciniſche Societät. Wichtig ſind die Fabriken, beſonders die in Seidenzeugen; daher man den Seidenhandel auf ſechzehn Millionen Livres berechnet. Auch die Fabriken in Baumwolle und Halbbaumwolle, in Strick- und Stickzwirn, in Leder ſind bedeutend. Der jährliche Umſatz der Stadt beträgt über 21 Millionen Fr. In neueſter Zeit, beſonders ſeit dem Julius 1815, zeichnete ſich die Stadt durch die ſchauderhaften Verfolgungen der Proteſtanten eben ſo als durch die Anhänglichkeit an die Bourbons aus. Uebrigens iſt bekannt, daß Jean Nicot, welcher als franzöſiſcher Geſandter 1559 den erſten Tabak aus Portugal nach Frankreich ſandte (woher der Tabak noch herba Nicotiana genannt wird), daß der berühmte reformirte Prediger Jacques **Saurin**, daß der Gelehrte Samuel **Petitus**, der ſich vorzüglich durch ſein Werk de legibus Atticis berühmt gemacht hat, und daß der Dichter **Florian** (ſtarb 1794) in Nimes geboren ſind. Ein Haupthandel der Stadt beſteht in den umher theils wild aufkommenden, theils gezogenen Gewächſen, wovon die Saamen, die Blüthen und Blätter und die getrockneten Wurzeln weit

verſandt werden. Klima und Boden laſſen hier dieſe Vegetabilien den höchſten Grad der Güte erreichen.

Nimrod, ein tapfrer Krieger, der nach der moſaiſchen Urkunde um 2000 vor Chriſti Geburt lebte, wird gemeiniglich für den erſten Eroberer gehalten, der an die Stelle der patriarchaliſchen Unabhängigkeit nomadiſcher Urſtämme das Joch der Monarchie geſetzt habe. Babylon (ſ. d. Art.) und die Monarchie dieſes Namens wurde von ihm gegründet, und durch die Eroberung der Städte (befeſtigte Horden) Erech, ſpäter Edeſſa, Accad, ſpäter Niſibis, und Chalne, ſpäter Kteſiphon in Meſopotamien, vergrößert. Herder nennt ihn den Unternehmer des babyloniſchen Thurmbaues und ſieht in dem Umſtande, daß er ein gewaltiger Jäger war, nur eine bildliche Andeutung der Tyrannei, mit der er die wild umherſchweifenden Nomaden zuſammengelockt und ſich durch Liſt und Gewalt unterworfen habe. Nimrod bedeutet im chaldäiſchen und arabiſchen Dialekt einen Empörer; die vergleichende Mythologie kann daher Recht haben, wenn ſie in ihm den Rieſen der Finſterniß (er war ein Nachkomme des zum Stammvater der Schwarzen verurtheilten Ham) und die Perſonification der Entſtehung einer königlichen Gewalt unter den Menſchen, die ſich gegen die göttliche, das Licht, aufgelehnt und die Stelle Gottes auf Erden einzunehmen gewagt habe, zu entdecken glaubt, und ihn als mythiſches Weſen mit dem Bel der Chaldäer und dem mediſch-perſiſchen Kaiumaras für gleichbedeutend hält. E.

Nimwegen, Nimmegen, Nimègue, die Hauptſtadt eines Bezirkes der niederländiſchen Provinz Geldern, iſt befeſtigt und liegt auf mehreren Hügeln an der Waal, über welche eine fliegende Brücke führt, in einer reizenden Lage. Sie enthält neun Kirchen, 1900 Häuſer und 13,300 Einwohner, welche Gerbereien, eine Leimſiederei, Bleichen und berühmte Weißbierbrauereien (der bekannte Moll, ein weißes Sommerbier, wird außerhalb der Stadt verſendet) unterhalten, auch viele gemeine meſſingne Rauchtabaksdoſen verfertigen und einen anſehnlichen Speditionshandel treiben, der jedoch ſonſt weit lebhafter war. Auf einem ziemlich hohen Hügel an der Flußſeite erblickt man die mit jedem Jahre mehr verfallenden Trümmer des Falkenhofes, einer alten Burg, die Carl der Große erbaut haben ſoll, und die vor Zeiten das Hoflager der fränkiſchen Könige war. Das Rathhaus enthält eine reiche Sammlung römiſcher Alterthümer; auch ward hier der 1678 und 1679 geſchloſſene Friede unterzeichnet, welcher für Holland und Deutſchland eben ſo nachtheilig war, als er vortheilhaft für Ludwig XIV. ausfiel. Der Kalverboſch, ein anmuthiger Spaziergang, und das Belvedere ſind angenehme öffentliche Spaziergänge.

Ninive, ſ. Ninus.

Ninon, ſ. Lenclos.

Ninus. Nach alten ungewiſſen Sagen war Ninus ein aſſyriſcher König, Nachfolger des Belus, und einer der größten Eroberer in Aſien. Er erweiterte das aſſyriſche Reich bis an die Grenzen von Indien, an den Nil und an den Tanais, heirathete die

Semiramis, die Gemahlin des Mecon, eines ſeiner Statthalter, die ihm durch Anſchläge zur Eroberung von Baktra, der Hauptſtadt von Baktrien, behülflich geweſen war, und erbaute Ninive, die Hauptſtadt ſeines Reichs. Sein Sohn war Ninyas. Ihm folgte ſeine Gemahlin Semiramis. Die Stiftung ſeines Reichs wird zwiſchen das J. 2200 und 2100 vor Chr. geſetzt.

Niobe, Tochter des Tantalus und der Dione, war die Gemahlin Amphions, der mit Zethus gemeinſchaftlich das von ihnen erbaute Theben beherrſchte. Sie hatte (nach der gewöhnlichen Angabe) ſieben Söhne und ſieben Töchter, und vergaß ſich in dem Stolz auf ihre blühende Nachkommenſchaft ſo ſehr, daß ſie ſich über die Latona, die Mutter von nur zwei Kindern, des Apoll und der Diana, erhob, und zur Strafe dieſes Uebermuths ihre Kinder, von den Pfeilen des Götterzwillingspaars getroffen, dahin ſinken ſehen mußte. Schmerz und Verzweiflung verwandelten die unglückliche Mutter nach langem Umherirren in einen Stein, den man noch am Berge Sipylus im Reiche ihres Vaters zeigte. Auch Amphion und Zethus fielen, als ſie voll Zorn in Apolls Heiligthum drangen, von den Pfeilen des Gottes durchbohrt. — Dieſes iſt die gewöhnliche Erzählung von dem Schickſal der Niobe, in deſſen Nebenumſtänden die Dichter, welche dieſe Geſchichte eben ſo oft als die bildenden Künſtler zum Gegenſtand ihrer Darſtellungen gemacht haben, häufig abweichen. Der Hauptgrund der Fabel ſelbſt ſcheint in jenem alten Sprachgebrauch zu liegen, daß man von jungen Leuten, die eines plötzlichen Todes ſtarben, ſagte, der Pfeil des Apollo oder der Diana habe ſie getroffen, ſo wie das Verſteinertwerden faſt in allen Sprachen das natürliche Bild für den höchſten Grad erſtarrender Verzweiflung iſt. Eine der ſchönſten Kunſtdarſtellungen des Alterthums hat ſich in der Gruppe der Niobe erhalten. Die dieſe Gruppe bildenden Statuen wurden 1583 bei der Porta Lateranensis in Rom ausgegraben, vom Cardinal Ferdinand v. Medicis gekauft, der ſie in der Villa Medici aufſtellen ließ, und 1772 vom Großherzog Leopold nach Florenz gebracht, wo ſie 1777 in der Rotonda la Tribuna nach der von Vincenzo Spinazzi erhaltenen Reſtauration aufgeſtellt wurde. Sie beſteht aus vierzehn Statuen und wird für denſelben Statuenverein gehalten, den ſchon Plinius beſchrieben hat. Ueber den Verfertiger aber war man ſchon damals ungewiß; Einige, wie Plinius, nannten den Scopas, Andre den Praxiteles. Winckelmann erklärte ſich für Scopas. Eben ſo wenig Gewiſſes iſt über die urſprüngliche Zuſammenſtellung der einzelnen Figuren auf uns gekommen, und ſie war bisher um ſo ſchwieriger zu errathen, als mehrere davon, die beiden ſogenannten Ringer, der Pädagog (den Fabroni ſo wunderlich für den König Amphion nahm) und die eine Tochter, die Göthe für eine Erato hält, von den trefflichſten Kunſtkennern für gar nicht zu dieſer Gruppe gehörig (obſchon ſie alle an einem Ort und zu einer Zeit gefunden wurden) erklärt worden ſind. Die zirkelförmige Stellung ſämmtlicher Statuen um die Hauptfigur der Mutter, wie ſie uns Montfaucon abgebildet liefert, beruht eben ſowohl als die von Ramdohr angenommene Zuſammenſtellung blos auf einer Vermuthung, die nicht nur durch keine Autorität unterſtützt wird, ſondern der eine genaue künſtleriſche Anſicht und Unterſuchung der einzelnen Figuren ſogar geradezu widerſpricht. Dagegen hat ein junger engliſcher Architekt, Namens Cockerell, in einer Schrift 1816, die höchſt wahrſcheinliche Hypo-

theſe aufgeſtellt, daß dieſe berühmten Statuen, auf einer Linie pyramidal neben einander gruppirt, die Decoration eines antiken Tempel-Frontiſpiz gebildet haben. Dieſe Vermuthung wird durch die Analogie in der Kunſtgeſchichte des Alterthums vollkommen beſtätigt, indem es durch die Ruinen des Parthenon zu Athen, durch die Entdeckung der Statuen des Tempels des Jupiter Panhellenius zu Aegina, durch den Theſeus-Tempel und viele andre Beiſpiele, wie auch aus den Beſchreibungen des Pauſanias vom Frontiſpiz des Tempels des Jupiter Olympius, und des Diodor von Sicilien von dem des olympiſchen Jupiter zu Agrigent hinreichend bekannt iſt, wie ſehr es die griechiſchen Baukünſtler liebten, die Frontons ihrer Tempel mit ſolchen ſtatuariſchen Decorationen auszuſchmücken. Was aber jene Vermuthung faſt zur Gewißheit erhebt, ſind die Reſultate der artiſtiſchen Unterſuchung, die der brittiſche Künſtler mit den einzelnen Statuen ſelbſt angeſtellt hat. Der Charakter ihrer Stellung zu einander, die relativen Dimenſionen derſelben, ihre nach den Linien eines Dreiecks zu beiden Seiten abſteigenden Höhenmaße, die vollkommen zu jener Zuſammenſtellung paſſenden Bewegungen, in denen ſämmtliche Figuren dargeſtellt ſind, indem ſie alle gegen den Mittelpunct, den die Mutter als die höchſte Statue bildet, ſtreben, und dann die auffallende Vernachläſſigung, ja abſichtlich unvollendete Ausarbeitung der Rückſeite der mehrſten dieſer Statuen, die offenbar zeigt, daß der Künſtler ſein zur Aufſtellung an eine Wand beſtimmtes Werk lediglich auf die Anſicht von vorn berechnet hatte, macht es augenſcheinlich, daß dieſe Gruppe zu einem ſolchen architektoniſchen Verſchönerungszwecke beſtimmt war. Cockerell hat dieſe Anordnung durch eine von ihm ſelbſt in Stein geätzte Zeichnung verdeutlicht, bei deren Anblick kein Kenner der bildenden Kunſt leugnen wird, was Jener ſo treffend über die künſtleriſche Schönheit derſelben bemerkt. Es geht daraus, ſagt er, eine ſchöne Compoſition hervor, in welcher die Mythe der Niobe ein ununterbrochnes Bild darſtellt. Die Combination ſo mannichfachen Ausdrucks, der doch dieſelben Empfindungen darſtellt, gewährt eine große außerordentliche Wirkung, läßt die ganze Geſchichte auf den erſten Anblick erkennen und bringt in der Seele des Beſchauers die Idee der erzürnten Gottheiten hervor, in dem Momente, in welchem ſie von der Höhe herab ihre unheilſchwangern Pfeile abſchießen. Die Geſetze der Eleganz und Zierlichkeit der Compoſition ſind gut beobachtet. Sechs Figuren auf jeder Seite ſymmetriſch geordnet, und die zugleich durch ſehr abwechſelnde Bewegungen und Ausdruck wunderbare Contraſte erzeugen; Alter, Geſchlecht, Handlung, Racktes und Gewänder ſind im ſchönſten Gegenſatze mit einander. Das Giebelfeld erſcheint reich decorirt, und der Raum zwiſchen den einzelnen Figuren gleich getheilt. Das Unausgefüllte durch den nahe der Mutter gefallnen Sohn iſt vielleicht eine der Schönheiten, die den Eindruck der Zuſammenſetzung noch erhöhen. Das erhabenſte und zugleich reizendſte Bild in der ganzen Compoſition aber iſt in dem Mittelpunct, der gleichſam magnetiſch die Seitengeſtalten an ſich zu ziehen ſcheint, und auf den Alles in Idee und Ausführung des Künſtlers mit bedeutungsvoller Sympathie hinſtrebt, die unglückliche, das jüngſte Kind in ihrem Gewande verzweiflungsvoll verbergende Mutter ſelbſt, in ihrer majeſtätiſch feierlich rührenden Geſtalt. — A. W. Schlegel, der in der Hauptidee der Anordnung mit Cockerell übereinſtimmt, bezweifelt jedoch die Richtigkeit ſeiner Stellung mehrerer einzelnen Figuren ſo wie ſeine

Behauptung, daß wir die Gruppe vollſtändig und im Original beſitzen.

Niſche (niche) oder **Bilderblinde**, heißt in der Architektur eine Vertiefung in einer Mauer, gemeiniglich nach einem halben Zirkelſtücke gearbeitet und mit einem halben Kugelgewölbe bedeckt. Sie werden gewöhnlich durch Statuen, Oefen und andere Verzierungen gefüllt. Auch in der Gartenkunſt hat man ſie nachgeahmt.

Nitrum, ſ. **Salpeter**.

Niveau, ſ. d. folg. Art.

Nivelliren heißt ausmeſſen, um wie viel ein Punct in der Natur höher oder tiefer als der andre liegt, oder unterſuchen, um wie viel das Waſſer an einem gewiſſen Puncte weiter vom Mittelpuncte der Erde entfernt iſt, als an einem andern. Da auf dieſer Beſtimmung der Fall des Waſſers ſo wie die Fertigung aller Profil- oder Durchſchnittsriſſe beruht, ſo ergibt ſich hieraus ſchon von ſelbſt, von welcher Wichtigkeit das Nivelliren bei Bergwerken, Waſſermühlen und allen andern Bauten und Anlagen ſei, bei denen das Gefälle des Waſſers in Betrachtung kommt. Das zu dieſem Abmeſſen erfundene Werkzeug nennt man Waſſerwage (Niveau) oder Nivellirwage, die auf verſchiedne Art gemacht oder zuſammengeſetzt iſt. — In einer abgeleiteten Bedeutung verſteht man auch unter **Niveau** oder **Waſſerpaß** (**Schrägmaß**, **Perpendicul**) das Inſtrument, von deſſen Mitte eine Bleikugel herabhängt, und deſſen ſich die Maurer und Zimmerleute bedienen, um die Horizontallinie zu nehmen, und zu ſehen, ob die von ihnen gelegten Steine oder Hölzer gleich liegen. Hieraus ergibt ſich die metaphoriſche (übergetragene) Bedeutung des Worts Niveau von ſelbſt. So ſagt man z. B. von einem Menſchen, daß er ſich nicht zum Niveau eines andern erheben könne.

Nixen. Dieſe weiblichen Gottheiten der nordiſchen Mythologie gleichen in einigen Stücken den Najaden der griechiſchen Mythologie. Wie dieſe, ſind ſie die beſchützenden Gottheiten der **kleinern Landgewäſſer**, in denen ſie ſich gewöhnlich aufhalten. Wie dieſe, miſchen ſie ſich oft in die Angelegenheiten der Menſchen, vorzüglich liebender Jünglinge und Mädchen, ein, und ſpielen daher in den Volksmährchen, die ihnen gewöhnlich einen ſchalkhaften, oft ſogar boshaften Charakter beilegen, eine große Rolle. Aber ſie ziehen auch die Menſchen bei den Füßen ins Waſſer und tödten ſie. Ihr Name rührt wahrſcheinlich von den **Nökken** oder **Nikken** her, welche in der nordiſchen Mythologie zu der böſen Gattung der Elfen (Swartelſtar) gezählt werden.

Nizza, Nice, vormals die Hauptſtadt der Grafſchaft dieſes Namens und nach der Vereinigung derſelben mit Frankreich die Hauptſtadt des Departement des Alpes maritimes, gehört jetzt wieder dem Königreiche Sardinien und iſt die Hauptſtadt einer zum Herzogthum Piemont gehörigen Provinz von 58 Quadratmeilen und 91,000 Bewohnern. Sie liegt am Fuße des Berges Montalban nicht weit vom Einfluß des Paglione in das mittelländiſche (hier ehemals liguſtiſch genannte) Meer. Sie hat einen geräumigen und befeſtigten Seehafen und 18 500 Einwohner, welche eine Tabaksfabrik und Seidenzwirnereien unterhalten und Liqueure, Parfümerien und Eſſenzen bereiten. Ihre Eintheilung in die Alt- und Neuſtadt wird, wie in vielen andern ſo eingetheilten Städten, durch die Schönheit der Gebäude der Neuſtadt gerechtfertigt, während die

Altſtadt in ſchmutzigen, krummen, winklichten Gaſſen alte, finſtre und ſchlecht gebaute Häuſer zeigt. (S. Arndts Reiſen ꝛc.) Dieſe Stadt und die umliegende Gegend ſind berühmt durch die außerordentlich reine und geſunde Luft und durch die ausgezeichnete Milde des Klima's ſelbſt mitten im Winter, welche Milde die Gegend den nördlichen Gebirgen zu verdanken hat, die mit den Alpen zuſammenhängen und das Land vor ultramontaniſchen Stürmen bewahren. Daher iſt Nizza der Lieblingsort aller derer, die ſich vor dem nordiſchen Winter retten wollen, oder die das Bedürfniß haben, eine reine Luft einzuathmen, in welcher Hinſicht ihr blos Montpellier gleich kommt. Die Luft iſt hier ſo rein, daß man bei gutem Wetter von hier aus die Gebirge von Corſica ſehen kann. Man findet hier Seebäder und die Ruinen eines römiſchen Amphitheaters. Die Stadt treibt einen nicht unbedeutenden Handel, vorzüglich mit roher geſponnener Seide, Wein, Oel und Blumen, welche im Winter von hier nach Paris, und ſogar nach London verſchickt werden. Nizza iſt der Geburtsort des berühmten Malers Carl Vanloo.

Noah war der letzte unter den Patriarchen Sethitiſchen Stammes vor der Sündfluth, den Gott wegen ſeiner Frömmigkeit zum Stammvater eines neuen Menſchengeſchlechts beſtimmte, da das erſt geſchaffne wegen ſeiner Sünden in der Fluth umkommen mußte. In einem Schiffe, das er nach der Anweiſung Gottes gebaut hatte, rettete er ſich, ſeine Familie und von jeder Gattung reiner und unreiner Thiere, die ihn umgaben, ein Paar. Nachdem das Waſſer ſich wieder verlaufen hatte, landete er auf dem Gebirge Ararat in Armenien, wo er Gott ein Dankopfer brachte und im Regenbogen das Zeichen ſah, daß eine ſolche Fluth nie wiederkehren ſolle. Das von ihm verkündigte göttliche Gebot, kein Menſchenblut zu vergießen und auch geſchlachtete Thiere nicht roh in ihrem Blute zu eſſen, machte, ſo wie der Acker- und Weinbau, den er trieb, den Anfang zur Civiliſation. Doch daß es auch nach der Fluth noch menſchliche Schwachheiten und Sünden gab, mußte Noah ſelbſt erfahren. Da er einſt im Schlummer der Weintrunkenheit entblößt in ſeiner Hütte lag, ſah ihn ſein Sohn Ham und ſpottete der Schwäche des Vaters gegen ſeine beiden ältern Brüder, Sem und Japhet. Dieſe aber nahmen ein Gewand, legten es auf ihre Schultern, und warfen es rücklings mit abgewendetem Antlitz über ihren Vater hin, ſo daß ſie ſeine Blöße nicht ſahen. Dies Zartgefühl blieb nicht unbelohnt. Da Noah erwacht war und das Vorgegangene erfahren hatte, gab er ihnen ſeinen Segen, dem Sohne Hams Canaan aber den Fluch, der Knecht ſeiner Brüder zu ſein, eine Strafe, die für das Verbrechen der beleidigten väterlichen Majeſtät nicht zu hart und beſonders zum Erweis des Rechts der Semitiſchen Israeliten auf den Beſitz des Landes Canaan in der bibliſchen Urkunde angeführt zu ſein ſcheint. Die Nachkommen Noahs bevölkerten Aſien; Herren dieſes Erdtheils wurden die Semiten, die Japhetiten breiteten ſich über Europa aus, mehrere Hamitiſche Völker aber mußten nach blutigen Kriegen, von den Semiten verdrängt, ſich nach Africa wenden, daher die Schwarzen für Nachkommen Hams angeſehen werden. Dieſe hebräiſche Sage von der Sündfluth und der Rettung Noahs, als eines zweiten Adam, findet in der Gleichheit mehrerer Umſtände ähnlicher Mythen bei andern aſiatiſchen Völkern ihre Beſtätigung. Der chaldäiſche Xeiſuthros, der indiſche Prithu oder Man-Gotti-wrata, der in der aſiatiſchen und griechiſchen Mythenwelt herrſchende Dio-

nyſos oder Bacchus iſt jener Noah der Hebräer, der Gott der Thränen (über die untergegangene Vorwelt) und des Weines. (Vgl. den Art. Sündfluth.) Den Stoff der Geſchichte Noahs hat Bodmer in ſeiner Noachide epiſch behandelt, ohne ihm dadurch ein neues Intereſſe zu geben. E.

Noetianer, ſ. Secten.

Nollet (Jean Antoine), ein Geiſtlicher, der ſich ausgezeichnete Verdienſte um Phyſik und Naturgeſchichte erwarb, wurde zu Pimbré im Kirchſprengel von Noyon den 17. Nov. 1700 von unbemittelten Eltern geboren. Nachdem er ſeinen erſten Unterricht zu Clermont (in Beauvoiſis) und Beauvais erhalten hatte, ging er nach Paris. Bald wurde er mit Reaumur, Dufay, Duhamel und Juſſieu vertraut. Im J. 1738 ſtiftete der Graf von Maurepas für ihn zuerſt die Stelle eines Profeſſors der Experimentalphyſik. Er wurde Mitglied mehrerer gelehrten Geſellſchaften und machte wiſſenſchaftliche Reiſen nach England und Italien. Im J. 1744 wurde er nach Verſailles berufen, um den Dauphin in der Experimentalphyſik zu unterrichten, welcher Unterrichtsſtunde oft der König ſelbſt mit der königlichen Familie beiwohnte. Am meiſten beſchäftigte er ſich mit Unterſuchungen über die Elektricität. Diejenigen indeſſen, welche ihn als den Vater der Experimentalphyſik in Frankreich betrachten, thun dem Pater Poliniere Unrecht, der die erſten öffentlichen Verſuche in dieſer Wiſſenſchaft zu Paris gemacht hat. Nollet ſtarb zu Paris den 25. April 1770. Seine gelehrten Arbeiten finden ſich größtentheils in den Memoiren der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris. Seine Abhandlung über das Gehör der Fiſche wird beſonders geſchätzt.

Nomaden (aus dem Griechiſchen) nennt man diejenigen Völker, welche noch keine feſten Wohnſitze haben und, gewöhnlich blos mit der Viehzucht beſchäftigt (Hirtenvölker), ihren Aufenthalt ſo oft verändern, als ſie ſich durch Veränderung deſſelben zu verbeſſern glauben. Da ſtehendes Grundeigenthum und Ackerbau die Hauptſtützen einer fortſchreitenden Cultur ſind, ſo ſtehen die nomadiſchen Völkerſchaften den Ackerbautreibenden in Hinſicht ihrer Ausbildung überall weit nach. Die Nomaden haben gewöhnlich, an ein ungebundenes Leben gewöhnt, einen großen Abſcheu vor jeder Niederlaſſung, welche ſie zu den mühſeligen Geſchäften des Ackerbaus und bürgerlichen Lebens nöthigt, und verlaſſen ihre urſprüngliche Lebensweiſe nur dann, wenn ſie, von allen Seiten eingeengt, dazu genöthigt werden, oder wenn ſie ſich der ſchon beſtehenden Niederlaſſungen eines cultivirten Volks bemächtigen können. Gewöhnlich aber geſchieht dieſe Veränderung allmählig. Die größten Revolutionen in der Geſchichte ſind oft durch ſolche Nomadenvölker hervorgebracht worden. Noch jetzt ſind Südamerica, Nordafrica und das nördliche und mittlere Aſien voll von Nomaden. Auch unter ihnen gibt es verſchiedene Grade des Culturzuſtandes. Einige halten ſehr auf Wohlhabenheit und Vermehrung ihres beweglichen Eigenthums und kennen ſchon einen gewiſſen Luxus, während andre eine mehr räuberiſche Lebensart führen. — Auch nennt man nomadiſches Leben ein herumſchweifendes Leben ohne Heimath.

Nomen (in der Mehrzahl Nomina), Nennwort. Nomina heißen in der Sprachlehre derjenige Redetheil, durch welchen man ein Ding im weiteſten Sinne, ſeinem Beſtehen und Inhalte nach,

bezeichnet. Zu ihnen gehören: 1. die Hauptwörter, Nomina substantiva, durch welche ein Ding als für ſich beſtehend gedacht wird. Die Hauptwörter ſind a) communia (auch appellativa genannt), Gemeinwörter, Gemeinnamen, Gattungswörter, welche ſich auf mehrere und zwar wirklich für ſich beſtehende (z. B. Perſonen oder Sachen im eigentlichen Sinne), oder abſtracte Dinge (allgemeine von den Dingen abgezogne Begriffe, und an ſich unſelbſtſtändige Eigenſchaften, Zuſtände, z. B. Klugheit) beziehen; daher die erſtern concreta und materialia, die andern abstracta heißen. Zu den Gemeinwörtern gehören auch die collectiva (Sammelwörter), in denen eine Mannichfaltigkeit ſolcher Dinge als Ganzes gedacht wird; z. B. Heerde, Monat, Jahr; b) die Nomina propria (Eigennamen), Namen ſchlechthin, ſind diejenigen, welche blos ein Individuum bezeichnen, z. B. Carl, Amalie, Altenburg, Schiller, u. ſ. w. — Uebrigens mögen die meiſten Gemeinnamen wohl früherhin Eigennamen geweſen ſein, woher ſich auch vielleicht der Pluralis (Mehrzahl) derſelben erklären läßt. 2. Die Bei- oder Eigenſchaftswörter (nomina adjectiva), d. h. diejenigen Nennwörter, welche ſich auf Eigenſchaften und Beſchaffenheiten der Dinge beziehen, die nicht als ſelbſtſtändig, ſondern als an dieſen haftend bezeichnet werden. Jene Beſchaffenheiten bezeichnen die Quantität oder Qualität. Durch das Adjectiv wird dem Subſtantiv eine Eigenſchaft entweder ſchlechthin oder vergleichsweiſe mit andern beigelegt. Dem gemäß erſcheint es in einer dreifachen Form, im Poſitiv, wenn es ſchlechthin eine Eigenſchaft angibt, z. B. groß, ſchön, edel; im Comparativ, wenn es einem Dinge eine Eigenſchaft vergleichsweiſe mit einem oder mehrern andern in größerm Maße beilegt, z. B. größer, ſchöner, edler; endlich im Superlativ, wenn es dieſe Eigenſchaft im höchſten Maße beilegt, das größte, ſchönſte, edelſte. — Bei den Nennwörtern kommt die Declination (Beugung), das Genus (Geſchlecht) und der Numerus (Zahl) vor. Letztere haben ſie mit den Zeitwörtern gemein. Die Formen des Zeitworts, welche als Nennwörter gebraucht werden können, d. i. das Particip oder Mittelwort und der Infinitiv, welcher zum Subſtantiv erhoben werden kann (z. B. das Leſen), nehmen hieran mit den ihnen eigenthümlichen Einſchränkungen Theil.

Nomenclator. Bei den Römern nannte man Nomenclator einen Bedienten, der bei Gaſtereien die Namen der Gerichte und deren Beſchaffenheit den Gäſten ſagte. Gewöhnlich verſteht man darunter ein bloßes Namenverzeichniß gewiſſer Gegenſtände, z. B. Pflanzen, ohne weitere Erklärung derſelben.

Nominaldefinition, Namenerklärung, iſt diejenige Erklärung, in welcher man einen Gegenſtand durch eine Unterſcheidung von andern deutlich macht; und da der Name das Unterſcheidende bezeichnet, einen Gegenſtand dem Namen (nicht der Sache) nach erklärt. Nun ſteht zwar der Name mit der Sache in Verbindung, ſo daß durch den Namen auch die Sache verſtanden wird, es kann alſo die Nominaldefinition die Realdefinition (Sacherklärung) vorbereiten, und man kann ſie an die Spitze einer Unterſuchung ſtellen, um zu wiſſen, wovon die Rede iſt; doch kann man aus ihr nichts für die Möglichkeit und das Weſen der Sache ableiten. Bei ihr wird auch die Sache ſchon vorausgeſetzt, und nur erklärt, daß oder warum ſie ſo heißt, nicht was das iſt, und wie es möglich iſt, was der Name be-

zeichnet, z. B. das Genie iſt ein ungemeines Talent; ſchön iſt, was durch ſich ſelbſt gefällt; Rechtspflicht iſt eine erzwingbare Pflicht. In den meiſten Fällen können wir jedoch nur Nominaldefinitionen geben. Von ihnen iſt noch die Verbaldefinition (die bloße Worterklärung) verſchieden, welche das Wort als Wort nach ſeiner Bedeutung, Abſtammung u. ſ. w. beſtimmt (z. B. Dreieck iſt, was drei Ecken hat, Somatologie iſt Körperlehre), dagegen die Namenerklärung die Gegenſtände eines Begriffs von andern unterſcheiden lehren will.

Nominaliſten. Die genauere Schilderung der Nominaliſten hängt mit der Schilderung der ſcholaſtiſchen Philoſophie zuſammen. Carl der Große hatte, vorzüglich zur Bildung der Geiſtlichen, Schulen (scholas) angelegt, in welchen die ſogenannten ſieben freien Künſte (das trivium und quadrivium) gelehrt wurden. Da man in dem damaligen Zeitalter in dieſen Schulen natürlich nicht über die objective Richtigkeit der geoffenbarten und von der Kirche geheiligten Wahrheiten hinauszugehen wagte, ſo mußte ſich das Weſen der in ihnen gelehrten Philoſophie, welche daher die ſcholaſtiſche hieß, zunächſt nur in der Anwendung der Philoſophie, oder im Grunde nur der Dialektik, auf die Theologie und auf die innige Verſchmelzung beider erſtrecken. Selbſt die Dialektik wurde daher anfangs durch philoſophiſchen Schulzwang und ſpäter durch theologiſche Verketzerung eben ſo unabänderlich in gewiſſe willkührliche Schranken eingeengt, als es die theologiſchen Begriffe ſelbſt waren, zu deren Begründung man ſie gebrauchte. So mußte ſich in dem engern Felde, auf welchem man ſich herumtummelte, ein ſubtiler grüblerischer Geiſt erzeugen, der in leeren Formen und einer Spielerei mit Begriffen ſeine Befriedigung ſuchte und gefunden zu haben wähnte. Den erſten großen Hauptzwieſpalt in der ſcholaſtiſchen Philoſophie erregte der ſogenannte Nominalismus, deſſen erſter Stifter Johann Roscellin, Canonicus zu Compiegne, wurde, indem er unter andern damals ſogenannten Ketzereien behauptete, die allgemeinen Begriffe ſeien bloße Worte, nomina, Namen (flatus vocis). Dagegen behaupteten die Realiſten (von res die Sache), die allgemeinen Begriffe würden nicht vom Verſtande gebildet, ſondern ſeien der Wirklichkeit nach in den Objecten gegründet, ſie würden als Realität dem Verſtande gegeben, ſie ſeien die Sachheit ſelbſt. Die Lehre des Roscellin wurde zu Soiſſons 1092 verdammt, und die Realiſten, welche unter ſich ſelbſt nur in wenig bedeutenden Puncten abwichen, wurden die herrſchende Schule. Indeſſen wurde im Anfang des 14. Jahrhunderts der Kampf der Nominaliſten mit den Realiſten durch Wilhelm von Occam aus der Grafſchaft Surrey, einem Schüler des berühmten Duns Scotus, (welcher zu Paris lehrte und nach vielen Verfolgungen zu München 1347 ſtarb), auf eine ſolche Weiſe erneuert, daß die Nominaliſten zuletzt den Sieg davon trugen. Sein Scharfſinn richtete ſich zunächſt gegen die von den Realiſten behauptete objective Realität, welche den allgemeinen Begriffen außer dem Verſtande zukommen ſolle. Dieſe haben nach Occam nur ein ſubjectives Daſein in der Seele und ſind ein Product des abſtrahirenden Verſtandes. Unter den nächſten Anhängern und Vertheidigern des Nominalismus bemerkt man auch zuerſt den berühmten Johann Buridan aus Bethune (1350), ferner Robert Holcot († 1349), Gregorius Ariminenſis († 1358), Heinrich von Oyta, Heinrich von Heſſen († 1397), Nicolaus Oresmius († 1382), Matthäus von Krakau († 1410), Ga-

briel Biel († 1495). Die Nominaliſten wurden zwar oft verfolgt (zu Paris 1339, 1340, 1409, 1473), indeſſen gewannen ſie doch nach und nach ſowohl in Frankreich als auf den deutſchen Univerſitäten die Oberhand. Die Nominaliſten ſind auch dadurch in der Geſchichte der Philoſophie des Mittelalters merkwürdig, daß, ungeachtet ihr Streit ſich eigentlich nur auf die Realität der allgemeinen Begriffe bezog, von ihnen ein freierer und von der kirchlichen Theologie unabhängiger Geiſt ausging, welcher den größern philoſophiſchen Verſuchen der folgenden Jahrhunderte zuerſt den Weg bahnte.

Nominalwerth, Nennwerth, nennt man den durch Worte oder Zahlen feſtgeſetzten Werth einer Sache und ſetzt ihn dem wirklichen Werthe (Realwerthe) derſelben, welcher oft davon verſchieden iſt, entgegen. Am häufigſten kommt dieſer Unterſchied bei den Staatspapieren vor. Iſt bei dieſen Nominalwerth und Realwerth gleich, ſo ſagt man, ſie ſtehen al pari. Iſt der Werth der Staatspapiere gefallen, ſo unterſcheidet man dasjenige, was ſie nach dem Nominalwerthe gelten ſollten, von dem Werthe, den ſie im gewöhnlichen Courſe haben.

Nominativ, Nennfall, **Benennungsfall**, iſt derjenige End- oder Beugungsfall (casus) des Nomen (ſ. d. Art.), durch welchen ein Gegenſtand blos genannt wird; wo man alſo fragen kann, wer oder was? Er iſt daher der erſte Fall oder Endung der Declination und gewöhnlich in ſeiner äußern Geſtalt dem Vocativ (Ruffall) gleich, bei welchem nur der Gegenſtand in der zweiten Perſon gedacht wird (z. B. Freund!). Beide nennt man zuſammen casus rectos, d. i. gerade Fälle oder Endungen, weil man in beiden den Gegenſtand geradezu, ohne ihn in ein abhängiges Verhältniß von andern zu ſetzen, oder ohne Beziehung auf einen andern denkt und bezeichnet.

Non (Jean Claude Richard de Saint), geb. 1727, geſt. zu Paris d. 25. Nov. 1791, Mitglied der Maler- und Bildhauerakademie zu Paris, hat ſich berühmt gemacht durch ſeine Voyage pittoresque de Naples et de Sicile, die in den J. 1782 bis 1786 in fünf Foliobänden herauskam und vorzüglich wegen der dabei befindlichen (417) Kupfertafeln geſchätzt wird. Er hatte ſeine Stelle als Parlamentsrath verkauft, um mit dieſem Gelde die Reiſe nach Italien zu beſtreiten. Er war ſelbſt ausübender Künſtler und beſaß in Arbeiten mit der Radirnadel eine vorzügliche Geſchicklichkeit. Außer den angeführten Kupfern jener Reiſebeſchreibung hat er noch eine Menge von Blättern herausgegeben, die er Antiken oder Arbeiten von Le Prince, Boucher und Fragonard nachgebildet hat.

Nonä, ſ. Calender.

Nonconformiſten, die der biſchöflichen Kirche in England entgegengeſetzte Partei, ſ. Anglicaniſche Kirche und Diſſenters.

None, in der Muſik der neunte Ton vom Grundton an gerechnet, ſ. Intervall.

Nonjurors, Nichtſchwörer, ſ. Jacobiten.

Nonne, ſ. Klöſter.

Nonnotte (Cl. Ad.), Jeſuit, Mitglied der Akademie von Beſançon, geb. daſelbſt gegen das J. 1711, widmete ſich beſonders der Kirchengeſchichte und Theologie, und machte ſich allgemein bekannt durch ſeine Erreurs de Voltaire, Lyon 1762, 2 Bände, 5. Ausg. 1770, 12. Es herrſcht darin eben ſo viel Gelehrſamkeit als

Anſtand im Tadel. Voltaire antwortete nicht in gleichem Ton. Nonnotte hatte bei dieſem Werke den Zweck, die in dem Essai sur les moeurs et l'esprit des nations, zum Theil aus Unkunde, zum Theil aus Parteilichkeit von Voltaire gemachten Fehler und falſchen Angaben zu berichtigen, und fuhr trotz der Schmähungen ſeines Gegners in ſeinen literariſchen Arbeiten mit demſelben Eifer fort. — Er ſtarb zu Anfang des J. 1790.

Nonnus, ein ſpäterer griechiſcher Dichter, gebürtig aus Panopolis in Aegypten, lebte nach Einigen zu Anfang, nach Andern zu Ende des fünften Jahrhunderts nach Chr. Geburt. Er iſt Verfaſſer eines Gedichts in 50 Büchern, Dionyſiaca betitelt, worin der Zug des Bacchus (Dionyſus) nach Indien beſchrieben wird. Nonnus hat darin nicht nur die Werke der älteren Dichter copirt, ſondern auch mehrere Fabeln von Bacchus aus den cycliſchen Dichtern hinein verflochten. Man kann nicht leugnen, daß der Dichter ein poetiſches Verdienſt in der Art der Behandlung hat; doch ermangelt er nicht der ſeinem Zeitalter anhaftenden Flecken. Die Schreibart iſt ſchwülſtig und weitſchweifig, die Beſchreibungen zu detaillirt, die Beiwörter oft ohne Noth gehäuft und geſucht. Ed. pr. gr. ed. Falkenburg, Antwerp. 1569, 4.; c. lat. vers. Lubini, Hanau 1605. auct. 1610. G. H. Moſer hat 6 Bücher (8 — 13) Heidelberg bei Mohr 1809, und Gräfe in Petersburg ein bukoliſch-erotiſches Gemälde dieſes Gedichts (Hymnos und Nikaea aus Buch XV. 170.) Petersb. 1813 nebſt Ueberſetzung beſonders herausgegeben. Ferner haben wir vom Nonnus eine verſificirte Paraphraſe des Evangeliums Johannis, die als Commentar dienen kann, da ſie ſehr deutlich, wiewohl wenig poetiſch iſt. Ed. pr. Ald. 1508, gr. et lat. ed. Sylburg 1596.

Nonpareille (wörtlich: ohne Gleichen, unvergleichlich), eine Art feiner Druckſchrift (Lettern), z. B.

Scriptorum chorus omnis amat etc.
Das Dichtervolk war je und allezeit ꝛc.

Noot (Heinrich van der) ſpielte eine merkwürdige Rolle in der Inſurrection der öſterreichiſchen Niederlande gegen Joſeph II. Geboren zu Brüſſel, ſtudirte er die Rechte zu Löwen und kehrte alsdann als Advocat nach ſeiner Vaterſtadt zurück. Ohne gründliche Kenntniſſe und richtigen Blick, war er nichts deſto weniger durch ſeine Beredtſamkeit und durch ſeine Kühnheit als Demagog zu fürchten. Schon früher waren die Niederländer durch den von Joſeph II. projectirten Tauſch der Niederlande gegen Bayern und durch die Schleifung der Barrierepläße unzufrieden; als aber der Kaiſer die durch die Joyeuſe Entrée ihnen zugeſicherten Privilegien verletzte, die Patrimonialgerichtsbarkeit abſchaffte, die Univerſität von Löwen neu organiſiren und die fanatiſche Geiſtlichkeit zur Duldung aller chriſtlichen Seelen zwingen wollte, zum größten Verdruſſe derſelben Normalſchulen anlegte, und durch die Ernennung von Intendanten die Rechte der Stände vernichtete, ſo entſtanden ſchon 1788 zu Brüſſel und an andern Orten Unruhen. Zwar wurden die erſten Bewegungen anſcheinend geſtillt; allein ſchon 1790, als Joſeph, auf die Truppenverſtärkungen ſich verlaſſend, die er indeſſen nach den Niederlanden geſandt hatte, ſeine Projecte von Neuem durchzuſetzen ſuchte, brach auch der Aufruhr mit verdoppelter Heftigkeit wieder aus und ward allgemein. Van der Noot ſtellte ſich an die Spitze des Volks und ward bald das Haupt der Inſurgenten; die eigentliche Seele des Aufruhrs aber war van Eupen, ein fanatiſcher und

ſchlauer Prieſter, der auch van der Noot gänzlich beherrſchte. England, Preußen und der Erbſtatthalter von Holland unterſtützten insgeheim die Empörer. Der Generalgouverneur der Niederlande, Herzog von Sachſen-Teſchen, mußte flüchten, die öſterreichiſchen Truppen wurden vertrieben, ein ſouverainer Congreß, beſtehend aus den Deputirten aller Provinzen, verſammelte ſich zu Brüſſel und erklärte die Unabhängigkeit der Niederlande. Allein bald entſtanden Uneinigkeiten unter den Inſurgenten ſelbſt, Ariſtokraten und Demokraten bildeten ſich in beſondre Parteien, und die unbeſonnenen Schritte der Letzteren beraubten die Niederländer des Schutzes der Mächte, die ſie bisher begünſtigt. So ward es Leopold II. leicht, im J. 1791, nachdem Joſeph geſtorben, die Niederlande wieder zu unterwerfen; und van der Noot ſank in das Dunkel zurück, nachdem er kurze Zeit eine zwar bedeutende, aber keineswegs ehrenvolle Rolle geſpielt hatte.

Nord, ſ. Norden.

Nordamerica, nach ſeinem Entdecker auch Columbia genannt (vergl. d. A. Colombo), die größere nördliche Hälfte der neuen Welt (vergl. d. A. America), iſt eine zwiſchen dem ſtillen und dem atlantiſchen Meere tief in die arktiſche Welt hinauf ausdehnte, einem Dreieck ähnlich geſtaltete Ländermaſſe, welche ungeheure Waſſerbecken einſchließt, und eine vielfache (bereits durch Dampfſchifffahrt belebte) Stromverbindung in ihren mit unermeßlichen Rohrwieſen und grasreichen Flächen, Savannen genannt, bedeckten Binnenländern bildet, die zwiſchen dem weſtlichen Bergrücken der bis zu einer Höhe von 16,500 Fuß ſich erhebenden Anden mit dem ſteinichten Gebirge (Rocky Mountain) und dem öſtlichen Alpenlande der 3000 Fuß hohen Apalachen nebſt dem Alleghany-Gebirge, von den nördlichen Quellen des Miſſiſippi bis zu deſſen Ausmündung in den Golf von Mexico hinab ſich ausbreiten. Unter dem 8° nördl. Breite iſt Nordamerica mit Südamerica durch die vierzehn Meilen breite Landenge von Panama verbunden. Vielleicht gelingt hier dem kühneren Charakter der Freiheit, was ſpaniſche Eiferſucht bisher nicht unternehmen wollte, die beiden großen Halbinſeln der neuen Welt zu trennen und das atlantiſche Meer mit dem ſtillen zu verbinden, — wodurch eine Seefahrt von tauſend Meilen um das Cap Horn herum erſpart würde, — wenn man nämlich im 12° nördlicher Breite die Quelle des Sees Nicaragua mit einem kleinen Fluſſe, der in das Südmeer fließt, vereinigte und eine ebene Fläche von ſechs Meilen durchſtäche. Um den Zuſammenhang von Nordamerica mit der Polarwelt zu erforſchen, ob nämlich eine Meerenge unter dem 80° Grönland von America ſcheide, drangen im Sommer 1818 zwei brittiſche Schiffe (Capitän Roß, vergl. d. Art. Nordpol-Expedition) in der Baffinsbai bis zu dem 79° an eine bisher unbekannte Küſte vor; allein der Lancaſter-Sund ward nicht genau von ihnen unterſucht, ob hier ſich eine nordweſtliche Durchfahrt in das Polarmeer fände. Dieſe ward erſt vom Capit. Parry im J. 1820 entdeckt. Weiter weſtwärts ſind, vom Binnenlande aus, die Britten Hearne (1771) unter dem 72°, bei der Mündung des Kupferminenfluſſes, und Mackenzie (1789) unter dem 69°, bei der Mündung des Sclavenfluſſes, bis an das Eismeer vorgedrungen. Durch die zehn Meilen breite Straße aber, welche unter dem Polarkreiſe Nordamerica von Aſien ſcheidet, ſegelte zuerſt im J. 1741 mit zwei ruſſiſchen Schiffen der Däne Bering

(ſ. d. Art.). Hierauf unterſuchten die Weſtküſte die brittiſchen Seefahrer Cook und Vancouver, woraus ſich ergab, daß ungeachtet der vielen Einbuchtungen keine nordöſtliche Durchfahrt aus dem ſtillen Meere in das atlantiſche vorhanden ſei. Endlich erforſchten, in Auftrag der vereinigten Staaten, das Innere von Nordamerica der Major Pike, welcher 1805 den Lauf des Miſſiſippi bis zu ſeinen Quellen verfolgte, und die Capitains Lewis und Clarke, welche vom J. 1805 bis 1808 in einer Strecke von 9000 engliſchen Meilen den ganzen Lauf des Miſſuri und des Columbia unterſuchten. Sie drangen mitten durch die Wildniſſe des Felſengebirges bis an die Küſte des ſtillen Meeres vor, was im J. 1793 ſchon dem Britten Mackenzie gelungen war. — Beträchtliche Meerbuſen, wie die Baffins- und die 14,000 Q. M. große Hudſonsbai (ſ. d. A.), ſo wie der mexicaniſche Golf auf der Oſtſeite, und das Purpurmeer oder Mar Vermejo auf der Weſtſeite, nebſt einer faſt zahlloſen Menge Einfahrten, und gegen 200 Landſeen, darunter die größten auf der Erde — der Ober-, Miſchigan-, Huronen-, Erie- und Ontarioſee (zuſammen 4300 Quadratmeilen), dann der Sclavenſee, aus welchem ſich der Mackenziefluß in das Eismeer ergießt, der Winipegſee und viele andre füllen Nordamerica an, vom 40 bis zum 70° nördlicher Breite. Aus jenen fünf, durch den 1200 Fuß breiten und 144 Fuß hohen Sturz des Niagara verbundenen Seen ſtrömt der 400 Meilen weit ſchiffbare Lorenzo in das atlantiſche Meer. Die übrigen Stromthäler, z. B. der 569 Meilen ſchiffbare Miſſuri, der 200 Meilen ſchiffbare Ohio und 40 andre fallen ſämmtlich in das 800 Meilen lange Gebiet des Miſſiſippi, des wichtigſten Handelscanals der 18,000 Quadratmeilen großen Binnenſtaaten von Nordamerica. Kleinere Küſtenflüſſe ſtürzen ſich von waldigen Höhen herab durch Felſenklüfte theils in das ſtille Meer, wie der Columbia, der Rio grande de los Apoſtolos u. a. m., theils in das atlantiſche, wie der Connecticut, Delaware, Hudſon, Savannah und 28 andre, theils in das Eismeer, wie der Kupferminen- und Mackenziefluß, theils in die Binnenmeere, z. B. 40 Flüſſe in den 1800 Quadratmeilen großen Oberſee, theils in den Golf von Mexico, wie der Colorado, Rio-Bravo u. a. m. Dieſe Maſſe von Gewäſſern, ſo wie die ungeheuern Waldſtrecken, welche einſt ganz Nordamerica bedeckten, erklären das kältere feuchte Klima dieſes Welttheils; daher ſtrömt in vielen Gegenden noch einmal ſo viel Waſſer aus den Wolken herab, als in den Theilen der alten Welt, die mit jenen unter einerlei Parallelkreiſe liegen, und des Nachts fällt der Thau in großen Tropfen von den Blättern der Bäume; daher hat das Rennthier, welches in Europa erſt unter dem 60° einen ihm angemeſſenen kalten Wohnſitz findet, in America ſeine Heimath ſchon unter dem 42°, und der weiße Bär, bei uns ein Bewohner der kalten Zone, wird in Nordamerica ſchon unter dem 53° geſehen; daher gedeiht in den vereinigten Staaten erſt ſeit Kurzem der Anbau des Weinſtocks; daher endlich hört in den öſtlichen Ländern Nordamerica's ſchon mit dem 60° alles Wachsthum der Pflanzen auf. Dieſer Mangel an Wärme hat auch den Fortſchritt der Cultur der urſprünglichen Bewohner von Nordamerica zurückgehalten. Die meiſten americaniſchen Nationen, Indianer genannt, lebten und leben zum Theil noch von der Jagd, unter ſich in fortwährende Familienkriege verwickelt; keine einzige hält Heerden; und auf der ungeheuern Fläche fand ſich nur Ein Volk,

das auf einige Bildung Anſpruch machen konnte: die Mexicaner oder Toltekas. Dieſes Volk ward von den Spaniern (ſ. d. Art. Cortez) ſeit 1518 unterjocht und ſpäterhin chriſtianiſirt. Doch hat man auch in den Miſſiſippiländern und am Ohio Denkmäler einer höheren Cultur der Vorzeit entdeckt, z. B. Erdwälle, die regelmäßige Feſtungswerke bilden, pyramidaliſche Erdkegel, von Ziegelſteinen aufgemauerte Brunnen und ähnliche Spuren eines früheren Anbaus, von welchem ſelbſt die Sage untergegangen iſt. Nordamerica's neuere Cultur iſt ſpaniſchen und brittiſchen Urſprungs; ſpäter ließen ſich Franzoſen (z. B. in Canada, in Louiſiana) und Deutſche in größerer Zahl daſelbſt nieder. (Vergl. d. Art. Vereinigte Staaten.) Die erſten Anſiedelungen gründete Walter Raleigh 1586, an dem Theile der atlantiſchen Küſte, den er zu Ehren ſeiner jungfräulichen Königin Eliſabeth Virginien nannte; doch gedieh dieſelbe erſt ſeit 1607, in welchem Jahre Jamestown erbaut ward. (Vergl. d. Art. Penn). Ueber die einzelnen Völker und über die Producte der verſchiedenen Landſtriche Nordamerica's ſiehe die beſondern Artikel. I. Im hohen Norden liegen innerhalb des Polarkreiſes die von Froſt und Schnee ſtarrenden, zum Theil noch unbekannten Länder an der Baffinsbai: Grönland (ſ. d. Art.) und die 1818 entdeckte Nordküſte, welche von einem Volke bewohnt wird, das — toto divisus orbe — keine Kunde von der übrigen Welt hatte und von den Eskimos auch in der Sprache ſich unterſchied. II. Die von Eskimos (ſ. d. Art.) bewohnten Länder an der Hudſonsbai, welche nebſt der Bai von den Britten als ihr Eigenthum betrachtet werden und unter dem brittiſchen Gouverneur zu Quebeck ſtehen. An der Oſtſeite liegt Labrador (ſ. d. Art.), 20,000 Quadratmeilen; an der Süd- und Weſtküſte: Neu-Wales, 15,000 Quadratmeilen, durch den Fluß Churchill in Neu-Nord-, und Neu-Süd-Wales getheilt, reich an Pelzwild, beſonders Bibern, und an Fiſchen. Es hat Waldung und eßbare Beeren. Nur im Süden gedeihen Gartengewächſe. Man findet Blei, Eiſen, Kupfer, Asbeſt, Marmor, Steinkohlen u. ſ. w. III. Prinz Williamsland, ungefähr 50,000 Quadratmeilen groß, zwiſchen der Baffins- und Hudſons-Bai, des Anbaus unfähig und nur im Süden an der Repulſe-Bai bekannt. IV. Die Länder der freien Indianer (40 — 72° nördlicher Breite) zwiſchen Neu-Wales, dem Eismeere, der Weſtküſte, den ſpaniſchen Provinzen und den vereinigten Staaten. Hier entſpringen der Miſſiſippi und der Miſſuri. Eine Menge durch Flüſſe verbundener Seen erleichtern die Waarenzüge der Pelzhändler; daher hat der von den vereinigten Staaten mit Großbritannien den 12. October 1818 abgeſchloſſene Handelstractat die Grenzen beider Völker hier ſo beſtimmt, daß der Parallelkreis des 49° weſtlich vom Miſſiſippi, vom Waldſee (Woodlake) an bis zu dem Felſengebirge (Rocky Mountains) das Gebiet der vereinigten Staaten ſüdlich von dem brittiſchen Gebiete nördlich ſcheidet, das Land jenſeit dieſer Gebirge aber bis an den ſtillen Ocean während zehn Jahre dem Handel beider Nationen geöffnet ſein ſoll. Folglich werden die Ureinwohner — mehrere hin und her wandernde Stämme unter Kaziken, z. B. die Tſchipewäer, Nadoweſſier, Miſſurier, Kniſtanoer im Süden, die Kupfer-Indianer, die Zänker-Nation, die Haſen-, die Biber-Indianer und Andere im Norden, meiſtens Jäger und Fiſcher, — wohl nur jenſeit des 68°, wo aller Baumwuchs aufhört, ihre wilde Unabhängigkeit behaupten. Die ſüdlicheren Gegenden haben herrliche Ei-

chen-, Cedern-, Ahorn- und andere Wälder. Es gibt daſelbſt Elend- und Rennthiere, Auerochſen, Ochſen, Pferde, Ziegen, wilde Schafe, ſehr viel Pelzwild und Geflügel. Auch wächſt europäiſches Gemüſe. Man findet Eiſen, Kupfer, Blei, Vitriol u. ſ. w. — V. Die Länder 600 Meilen längs der Nordweſtküſte, vom Cap Mendocino 40° bis zum Eiscap 72° nördlicher Breite mit vielen Buchten und Inſeln; dieſe ſind von rohen Jäger- und Fiſchernationen bewohnt. Hier haben ſich des Pelzhandels, beſonders des jetzt nicht mehr ſo einträglichen Seeotterfanges wegen Ruſſen, Britten und Americaner angeſiedelt. a) Die ruſſiſchen Niederlaſſungen am Norfolkſund, 57° nördlicher Breite, oder Neu-Archangel, hat der Kaufmann Berrenof, Director der Pelzwerks-Handelsgeſellſchaft, 1792 geſtiftet. Ferner gehören zum ruſſiſchen America die Halbinſel Alaſchka und die Inſel Kodjak, mit dem Sitze des Gouverneurs Alexandria oder St. Paul. Im Jahr 1818 hat Rußland den vereinigten Staaten alle ſeine Anſprüche auf die am ſtillen Ocean ſüdlich vom 56° nördlicher Breite liegenden Länder abgetreten. b) Die americaniſchen Niederlaſſungen, gegenwärtig in einer Strecke von funfzehn Breitengraden, vom 41 bis 56°; die wichtigſte davon iſt die am Columbiafluß. c) Die brittiſchen Niederlaſſungen in Neu-Albion und am Notka-Sunde beſchränken ſich auf die 1730 Quadratmeilen große Inſel Vancouver (nach dem berühmten Seefahrer ſo genannt, der dieſe Küſte genau erforſcht hat), die Königin Charlotten-, die Prinz von Wales- und die Königs Georgs III.-Inſeln. Ueber die Küſte ſelbſt vom 40° an ſüdlich behauptet Spanien ſein früheres Beſitzrecht. — VI. Das brittiſche Nordamerica (ohne Labrador und Neu-Wales), 40,000 Quadratmeilen groß, beſteht aus ſechs Gouvernements: a) Neu-Foundland (ſ. d. Art.). An den Küſten dieſer Inſel ſo wie bei Labrador ward den Americanern das Recht der Fiſcherei 1818 zugeſtanden. b) St. John begreift mehrere Inſeln im Lorenzbuſen; Hauptſtadt Charlestown. c) und d) Neu-Schottland und Neu-Braunſchweig, zuſammen Acadien. S. d. Art. Neu-Schottland. e) Cap Breton, eine unfruchtbare, aber des Stockfiſchfanges wegen wichtige Inſel vor dem Lorenzbuſen, 112 Quadratmeilen mit 3000 Einwohnern. f) Das brittiſche Canada, 36,000 Quadratmeilen mit 400,000 Einwohnern, die unter einer freien, der brittiſchen ähnlichen Verfaſſung leben; ein fruchtbares aber kaltes Land am Lorenzſtrom und den fünf Seen, mit unermeßlichen, für den Schiffbau wichtigen Wäldern, die beſonders auch Ahornzucker liefern. Die Franzoſen haben dieſes Land, das ſie zuerſt entdeckten und coloniſirten, bis zum Pariſer Frieden von 1783 beſeſſen. In Untercanada ſind die meiſten Einwohner franzöſiſcher, in Obercanada engliſcher Herkunft. Von Ureinwohnern gibt es Nigeponier, Algonkinen, Huronen und die ſogenannten ſechs Nationen oder Irokeſen. Unter ihnen haben die Britten des wichtigen Pelzhandels wegen Factoreien und Forts. Die Hauptſtadt iſt Quebeck (ſ. d. Art.); in Obercanada iſt es York am Ontario-See. Montreal und Kingſton ſind Hauptniederlagen für den Pelzhandel, bei welchem Rum ein Hauptartikel iſt, um die Wilden zu bevortheilen, daher das phyſiſche und moraliſche Verderben unter mehrern wilden Stämmen ſo zunimmt. — VII. Die vereinigten Staaten (ſ. d. Art.), nebſt den 1819 damit verbundenen Florida's, in welchen noch viele theils den Americanern befreundete, theils feindſelige, wilde und kriegeriſche Stämme

leben, z. B. in Süden die Seminoles, die Creeks, die Choctaws, die Cherokees u. A. — VIII. Das ſpaniſche Nordamerica, welches Alex. von Humboldt (ſ. d. Art.) uns zum Theil genauer bekannt gemacht hat, erſtreckt ſich nördlich bis zur Miſſion St. Francisco an der Küſte von St. Crux, und begreift a) das Vicekönigreich Neu-Spanien (ſ. d. Art. Mexico), 42,652 Quadratmeilen mit 7½ Million Einwohnern. Zu ihm gehört auch Neumexico (Hauptſtadt Santa Fé am Rio del Norte) mit der Halbinſel Californien. b) Die General-Capitanie Guatimala, 15,500 Quadratmeilen mit 1½ Million Einwohnern. Zu ihr gehört auch die Landenge Darien oder Panama. Der Boden iſt fruchtbar und mit zahlloſen Heerden bedeckt. Man baut Getreide, Mais, Zucker, Baumwolle, Cacao, beſonders Indigo. Die Hauptſtadt Guatimala mit 40,000 Einwohnern hat eine Univerſität. An der Mosquitoküſte (mit der Stadt Balize) ſo wie in Altmexico in der Provinz Yukatan an der Hondurosbai haben die Engländer einige Niederlaſſungen, aus welchen ſie die ſchönſten Holzarten, z. B. Campeſcheholz, ausführen. K.

Nordamericaniſche Freiſtaaten, Nordamericaniſcher Krieg, ſ. Vereinigte Staaten von Nordamerica.

Norden (Septentrio). Unter dem Worte Nord, Norden verſteht man: 1. die Himmelsgegend, welche dem Mittage gegenüber liegt, Mitternacht (ſ. d. Art.); 2. die Länder, welche zunächſt um den Nordpol liegen. In der letztern Bedeutung iſt es ein äußerſt unbeſtimmter Begriff, indem man bald mehr, bald weniger darunter verſteht. Es läßt ſich vom Norden, ſobald der Begriff einmal genau feſtgeſetzt iſt, eine allgemeine Charakteriſtik entwerfen, welche die gemeinſchaftlichen Eigenheiten der nordiſchen Länder und ihrer Bewohner (Nordländer) enthielte.

Norden (Friedrich Ludwig), Sohn eines Obriſtlieutenants von der Artillerie, wurde den 22. Oct. 1708 zu Glückſtadt im Holſteiniſchen geboren und trat im Jahr 1722 in das Seecadettencorps. Herr Delerche, Großceremonienmeiſter am däniſchen Hofe, bemerkte zuerſt die glücklichen Anlagen des jungen Norden, ſtellte ihn dem Könige vor, und erlangte für ihn die Erlaubniß und die Mittel zu reiſen. Der Hauptzweck der Reiſe, welche der junge Norden zunächſt in das mittelländiſche Meer machte, war, die Bauart der Ruderſchiffe zu ſtudiren. Nachdem er ſich hauptſächlich in Marſeille und Livorno hiermit beſchäftigt hatte, erhielt er in Florenz von dem damaligen Könige von Dänemark, Chriſtian VI., den Befehl, nach Aegypten zu reiſen. Einige Zeit nach ſeiner Rückkehr erhielt er die Erlaubniß, als Volontair in engliſche Dienſte zu treten. In der Abſicht, ſeine Geſundheit wieder herzuſtellen, ging er hierauf nach Paris, wo er d. 22. Sept. 1742 ſtarb. Die Reſultate ſeiner Reiſe nach Aegypten hat die königliche Akademie zu Copenhagen unter dem Titel: Voyage d'Egypte et de Nubie, 2 Bände Folio, 1751 herausgegeben. Dieſes Werk wird ſowohl wegen der Glaubwürdigkeit der darin enthaltenen Nachrichten, als wegen der äußerſt lehrreichen Kupfertafeln noch jetzt außerordentlich geſchätzt.

Norderneier Seebad, auf der Inſel Norderney an der Küſte von Oſtfriesland im J. 1801 angelegt. Die ganze Inſel ſcheint ehemals mit dem feſten Lande zuſammengehangen zu haben; denn noch

jeßt gibt es von der oſtfrieſiſchen Küſte aus dahin einen Weg, den man aber ohne Gefahr nur zur Zeit der Ebbe machen kann, und der wieder Meeresgrund wird zur Zeit der Fluth. Die ganze Inſel kann in vier Stunden umgangen werden. Sie beſteht auf der ſüdöſtlichen Hälfte aus lauter Sanddünen, 40 — 80 Fuß hoch, zwiſchen welchen ſchön bewachſene Thäler ſind, und welche die Wohnung zahlloſer Bergenten und andrer Vögel ausmachen. Sie ſchützen die nordweſtliche Seite, die bewachſen iſt, gegen Stürme, und verſchaffen ſo dem hier gelegenen Dorfe Schutz, das 106 Häuſer mit einer Kirche, einem Bade- und Converſationshauſe, 60 bewohnbare Zimmer und überhaupt 550 Einwohner, meiſt Schiffer, zählt. Die kalten Seebäder ſind am Nordweſtſtrande und haben derben, ſandigen Waſſergrund. Die warmen Bäder nimmt man in den Häuſern der Einwohner oder im Badehauſe. Ueberall herrſcht die muſterhafteſte Reinlichkeit. Nach von Halem enthalten 3 Pfund Nordſeewaſſer: Kochſalz 522 Gr., ſalzſaure Talkerde 198½ Gr., Gyps 32 Gr., Bitterſalz 3⅔ Gr., Harzſtoff 1½ Gr. Das Converſationshaus hat einen Saal, worin an der Wirthstafel geſpeiſt wird, ein Billard und einige andre Zimmer. Vor denſelben iſt ein Gehölz mit der Ausſicht nach der See.

Nordhauſen, eine vormalige, zum niederſächſiſchen Kreiſe gerechnete freie Reichsſtadt, dann von 1807 bis 1813 zum Königreich Weſtphalen geſchlagen, gehört jetzt zum preußiſchen Regierungsbezirke Erfurt in der Provinz Sachſen. Sie liegt an der ſüdlichen Seite des Harzes, am Flüßchen Zorge und am Anfange der güldenen Aue. Die Stadt, mit Mauern und Thürmen umgeben, iſt altmodiſch gebaut und liegt theils auf der Ebene, theils am Abhange eines Berges, daher die Straßen größtentheils bergab laufen. Sie beſteht aus der Ober- und Unterſtadt, und hat ein Gymnaſium, wohleingerichtete Töchterſchulen, ſieben Kirchen (mit dem jetzt aufgehobenen katholiſchen Stifte St. Crucis) 1400 Häuſer und 9000 Einwohner, welche ſich hauptſächlich vom Branntweinbrennen, vom Getreide- und Oelhandel und Viehmäſtung ernähren. Jährlich werden an 6000 Stück Ochſen und 30,000 Schweine gemäſtet. Blos die Branntweinbrennereien und der Viehhandel ſetzen über eine Million Thaler in Umlauf. Jährlich werden im Durchſchnitt 520,000 Scheffel Korn eingeführt, wovon den größern Theil die Branntweinbrennereien verbrauchen, der übrige Theil wieder ausgeführt wird. Der Oelhandel iſt gleichfalls wichtig, indem ſechzehn Mühlen jährlich über 1,700,000 Pfund Rüböl und über 2,600,000 Oelkuchen liefern. Auch befinden ſich hier Fabriken von gebrannten Waſſern, die Vitriolöl, Scheidewaſſer, Hirſchhornöl, dampfenden Salzgeiſt, Salpetergeiſt, Weinſteingeiſt, Ziegelſteinöl und Weinſteinſalz verfertigen, desgleichen Tuch-, Wollenzeug- und Lackirfabriken, anſehnliche Gerbereien und Marmorſchleifereien, die aus ſtolbergiſchem und hohenſteiniſchem Marmor und Alabaſter Waaren liefern.

Nordiſche Mächte heißen die drei Staaten Rußland, Dänemark und Schweden mit Norwegen.

Nordiſche Mythologie iſt ein Werk der Scalden, d. i. der alten nordiſchen Sänger in Dänemark, Norwegen, Schweden und Island. Wie überall die Religion und Bildung von der Poeſie ausging, ſo auch hier. Und zwar gab auch hier die Kosmogonie den Grund der Religion; eine Kosmogonie, deren Groteskes zu-

gleich von der wilden Phantaſie ihrer Urheber und der Beſchaffenheit des Landes zeugt, wo ſie entſtand. Hier iſt das Weſentliche von ihr. — Unten war nicht Erde, oben nicht Himmel, nur Abgrund war und Nebelwelt (Niflheim), worin der Brunnen floß, der nach Allem ſchnappt (Hwergelmer). Zwölf Flüſſe, Eliwagar genannt, gehen aus dieſem aus. Als dieſe ſich ſo weit von ihrem Quell entfernt, daß der darin enthaltene Saft verhärtete, da rannen ſie nicht mehr ſondern gefroren zu Reif, und ein Reif wuchs über den andern bis in die Kluft des großen Abgrundes, die davon ganz ausgefüllt wurde. Mittagwärts von der Nebelwelt war Licht- oder Feuerwelt (Mußpellheim, Miſpelheim). Aus jener kam Alles dunkel und kalt, aus dieſer heiß und hell. Da nun heißer Wind aus ihr herüberwehte auf den Reif (Sonnenſtrahlen aus Miſpelheim ſich mit dem Froſte aus Niflheim begegneten), ſo ſchmolz und troff er, und die Tropfen wurden durch deſſen Kraft, der den Wind geſendet, lebendig, und es entſtand daraus Ymer, der Rieſe des Eiſes. Dieſem wuchs unter ſeinem linken Arm ein Männchen und ein Weibchen hervor, und ſein einer Fuß zeugte mit dem andern einen Sohn. Aus ihnen entſtanden die Eisrieſen. Aus der Vermiſchung des Froſtes und der Hitze entſtand aber auch die Kuh Audumbla, deren Eiter vier Milchſtröme entfloſſen, von denen Ymer ſich nährte. Die Kuh nährte ſich vom Belecken der ſalzigen Reifſteine. Als ſie dies eines Tages that, ſiehe da wuchſen am Abend aus dem Steine Männerhaare, am andern Tag ein Menſchenhaupt, am dritten ein ganzer Mann, den man Bure nennt. Deſſen Sohn war Bör, welcher Belſta, des Rieſen Bergthors Tochter, zum Weibe nahm. Mit dieſer zeugte er drei Söhne: Odin, Wile und Ve, welche die Beherrſcher des Himmels und der Erde wurden. Die Söhne Börs waren gut, die Kinder Ymers bös; beide waren in ewiger Fehde gegen einander. Endlich erſchlugen die Söhne Börs den Rieſen des Eiſes, zogen ſeinen Leichnam in den Abgrund und ſchufen daraus die Welt; aus ſeinem Blute Meer und Flüſſe, aus ſeinem Fleiſch die Erde, aus ſeinem Haar das Gras, Felſen aus den Knochen, Steine und Klippen aus den Zähnen und den zerſchlagenen Kiefern. Aus ſeinem Kopfe aber machten ſie den Himmel, den ſie über die Erde mit ſeinen vier Enden ſetzten, an deren jedes ſie einen Zwerg ſtellten, Auſtre, Weſtre, Sudre, Nordre. Die aus Mußpellheim herübergeflogenen Lichter und Funken aber nahmen ſie und ſetzten ſie oben an den Himmel, damit ſie der Erde leuchten ſollten. Ymers Hirn warfen ſie in die Höhe, und daraus entſtanden die Wolken. Einſt aber wandelten die Söhne Böhrs am Meeresſtrande, wo ſie zwei Blöcke fanden. Dieſe hoben ſie auf und ſchufen daraus zwei Menſchen; das Männlein nannten ſie Aſkur (Eſche), das Weiblein Embla (Erle). Der Eine gab ihnen Leben und Seele, der Zweite Bewegung und Vernunft, der Dritte Antlitz, Sprache, Gehör und Geſicht. — Dieſe Weltentſtehungslehre ſpricht ſich ſelbſt aus als nordiſche Naturdichtung. Wir ſehen die Natur aus dem Tode des Winters ins Leben übergehen, und den Anfang der Welt an die Beobachtungen eines Frühlingstages geknüpft. Im Nordlande konnte ſie nicht anders als aus dem Rieſen des Eiſes hervorgehen; bös aber muß dieſer ſein, weil durch den Winter alles Schöne der Natur gehemmt wird. So weiſt uns Alles auf phyſikaliſche Allegorie hin, die in der That nicht

ſchlechter iſt als in andern Mythologien, ja zum Theil wohl ſinniger. Dahin gehören folgende Supplemente zur Kosmogonie, die noch nicht beendigt ſein kann, weil Tag und Nacht, Sonne und Mond noch nicht entſtanden ſind. Von deren Entſtehung aber lautet es alſo: Der Rieſe Finſter (Niörwi, Narfi) hatte eine Tochter, Namens Nacht (Nott), ſchwarz und düſter wie ihr Geſchlecht. Dieſe vermählte ſich dreimal und zeugte zuerſt mit Nagelfart (Luft, Aether) einen Sohn, Audur (Stoff, Vorrath), dann mit Anar (Bildungstrieb) die Jörd (Erde), endlich aber mit Dellingur (Dämmerung) den Dagur (Tag), der licht und glänzend war wie ſeines Vaters Geſchlecht. Alfadur nahm hierauf Nott und Dagur zu ſich, führte ſie hinaus an den Himmel und gab ihnen Roß und Wagen, jeden Tag die Erde zu umfahren. Nacht ritt voran auf ihrem Roſſe Dunkelmähne, das jeden Morgen die Erde mit dem Schaume ſeines Gebiſſes bethaute. Dagurs Roß, Glanzmähne, erleuchtete mit ſeiner Mähne Luft und Erde. — Zwei ſchöne Kinder hatte Mundilfari (Achſebeweger), die hießen Sool und Maan (Sonne und Mond). Stolz auf ſeiner Tochter Schönheit, vermählte er ſie an Glemur, den Gott der Freude. Die Götter, erzürnt ob dieſer Anmaßung, nahmen beide Kinder und verſetzten ſie in den Himmel. Sool mußte die Roſſe lenken, die der Sonne Wagen ziehen, Maan die Roſſe an des Mondes Wagen, und über Ab- und Zunahme deſſelben wachen. — So weit mag die älteſte Mythologie gehen, in welcher aus den Wurzeln der Natur Rieſenſtämme emporwachſen und in göttliche Aeſte und Zweige ausſchlagen. Merkwürdig iſt es, daß auch hier Rieſen um den Abgrund der Zeit lagern und die Herren des Himmels, der Erde und der Unterwelt zeugen. So ſind auch in Griechenland Giganten, Titanen und Cyclopen die Ahnherren der Götter. Hier wie dort geht es von Naturideen aus und auf ſie zurück; hier wie dort aber verdrängt ein neues Götterſyſtem das alte, und in die Naturideen miſcht ſich hiſtoriſcher Stoff. Das Alte und Neue aber ſcheint Odin zu vermitteln, wie bei den Griechen Zeus. Offenbar muß man einen ältern und jüngern Odin unterſcheiden. Jener war Symbol und Gottheit der Sonne, und man hat von ihm manche liebliche Dichtung, z. B. von ſeiner Vermählung mit dem Erdkreiſe, ſeiner täglichen Liebſchaft mit der Göttin der Gewäſſer, zu welcher er jeden Abend untertaucht, um mit ihr den goldnen Pocal ihres Elements zu trinken, von ſeinen mit den Dünſten der Mutter Erde vermählten Strahlen, wodurch der Gott des Donners erzeugt wird, u. a. m. Alle dieſe Sagen aber wurden nachher auf den jüngern Odin, den Vorſteher des Aſenrathes, übergetragen. II. Aſen (Aſiaten) heißt das neue Göttergeſchlecht, das mit dem jüngern Odin einwanderte oder von ihm abſtammte. Aus nordiſchen Chroniken ergibt ſich, daß in den erſten Jahrhunderten unſerer Zeitrechnung, wenn nicht noch zuvor, Sigge, eines Aſiatiſchen Volkes, der Aſen, Führer, vom caspiſchen Meere und dem Caucaſus her, wahrſcheinlich von den Römern gedrängt, nach Nordeuropa vordrang. Nach Nordweſt vom ſchwarzen Meere ging ſein Zug durch Rußland, dem er, der Tradition nach, einen ſeiner Söhne zum Herrſcher gab, ſo wie nachher den Sachſen und Franken. Er drang dann durch Cimbrien nach Dänemark hin vor, das ſeinen fünften Sohn, Skiöld, als Herrſcher anerkannte, und ging nun nach Schweden, wo Gylf re-

gierte, der dem wunderſamen Fremdlinge und ſeiner Lehre huldigte. Bald erhob er ſich dort zum unumſchränkten Herrſcher, baute ſich Sigtuna zum Mittelpuncte ſeines großen Reichs, begründete eine neue Geſetzgebung und einen neuen Cultus. Er ſelbſt nahm den Namen Odins an, ſetzte die Prieſterſchaft der zwölf Drottars ein, welche den Geheimdienſt und die Rechtspflege beſorgten, als Seher in die Zukunft blickten und wahrſagten. Erfinder der Runen machte er ſich auch als Zauberer gefürchtet. — Die Aſen aber, d. i. die Götter des neuern Skaldenhimmels, ſind folgende: Odin, der Gott der Götter, der erſte und älteſte Aller, der Jahrhunderte durch immerdar lebt. Er ſitzt auf dem erhabenen Throne, allein mit ſich, ſich ſelbſt betrachtend. Zwölf Hauptnamen hat er im alten Asgard und 114 andere. Sleipner heißt ſein flüchtiges Roß. Von ihm und ſeiner Gemahlin Frigga ſtammt das Göttergeſchlecht, und er heißt deshalb Alfadur, Allvater, nach Andern richtiger Valfader, Vater aller im Kampfe Gefallenen (ein Name, der ihm als Präſidenten der Valhalla gebührt). Frigga, des Götterkönigs erhabene Gemahlin, theilt mit ihm den wunderbaren Thron, von dem man in alle Lande ſehen kann. Aller Menſchen Schickſal iſt ihr offenbar, ruht aber verſchwiegen in ihrer Bruſt. Söhne beider ſind Thor, der Gott des Donners, aller Götter und Menſchen ſtärkſter, deſſen gewaltiger Fußtritt wie Sturm ertönt, deſſen Hammer, Miölner (der Zermalmer), auch das Härteſte zermalmt; und Balder, der jugendlich ſchöne Gott der Beredtſamkeit und rechtlichen Entſcheidung, der Unſchuldige, welcher im Glanze, ähnlich der Lilie, einhertritt, und dem zu Ehren die weißeſte Blume den Namen Baldrian erhalten hat. Nanna, Gewars Tochter, ſeine Gemahlin, bewundert mit beſcheidenem Auge den Geiſt des Gatten. Mit ihr erzeugte er den Forſete, den friedlichen Sohn, der dem Regenbogen vergleichbar iſt, wenn er aus der Wolke der Nacht herabſinkt. Er ſchlichtet allen Streit, denn Alle, die dem Gott der Eintracht nahen, kehren mit verſöhntem Herzen zurück. Sein Palaſt Glitner ruht auf goldnen Säulen. — Niord, der im Sturmwind die brauſenden Schwingen ſchüttelt, daß Alles erbebt, iſt der Gott der Winde, des Seeweſens, des Handels und des Reichthums; denn alle dieſe hängen dem Inſulaner vom günſtigen Winde ab. Mit ſeiner Gemahlin Skada, einer Tochter des Bergrieſen Thiaſſe, erzeugte er Frei und Freia, beide ſchön, wohlthätig und mächtig. Frei, der einher ſchwebt im Lichtkleide des Frühlings, welches glänzt wie die Flur im röthlichen Strahle, iſt Beherrſcher der Sonne, und von ſeiner Güte hängen Regen und Sonnenſchein, wohlfeile Zeit und Theurung ab. In Alfheim, wo die Elfen wohnen, herrſcht er. Statt eines Roſſes reitet er auf einem Eber mit goldnen Borſten. Gerda, Gymers Tochter, iſt ſeine Gemahlin. — Freia, Fräa, iſt eine der Göttinnen der Liebe. Ihr Auge iſt ewiger Frühling, Nacken und Wangen Licht. Die ſanfteſte und gütigſte aller Göttinnen iſt ſie eine Freundin des ſüßen Geſanges und erhört die Menſchen ſo gern. Magſt du ſie ſchauen zu Tag oder Nacht, ſo iſt ſie Freia, und ſie ſpricht, auch wenn ſie ſchweigt; die Empfindung verräth ihr Herz. Mit ihrem Gemahl Odur, den ſie verlor und um den ſie trauert, erzeugte ſie zwei Töchter: Noſſa, aller Schönheit und Anmuth Urbild, und Gerſemi. — Tyr, ein Sohn Odins, der muthige Gott, im

Blicke Todeswunden, erſcheint hoch wie die Tanne und ſchwingt den Blitz der Schlachten. Alle muthige Krieger ſtehen in ſeiner Gnade, obſchon er nicht eigentlich der Gott des Kriegs iſt, ſondern vielmehr der Stärke und Unerſchrockenheit, und kein Freund gütlichen Vergleichs. Sehr verſchieden von ihm iſt ſein Bruder Braga, der Gott der Weisheit und Dichtkunſt, die nach ihm Bragur heißt. Er erſcheint mit goldner Telyn und belebt die Saiten, daß ſie lieblich ertönen. Seine Gemahlin iſt Iduna, welche die Aepfel der Unſterblichkeit bewahrt, die ſie den Helden beim Eintritt in Walhalla in goldnen Schalen darreicht, jene Aepfel, die allein der Götter ewige Jugend erhalten. — Söhne Odins ſind ferner Hermode, der allgemeine Bote der Götter, mit Helm und Panzer bewaffnet; Vidar, ſtark wie Thor, der Gott der Verſchwiegenheit; und Wale, der Gott des Bogens. Ein Sohn des Donnerers Thor war Uller, von ſchöner Geſtalt, Meiſter im Pfeilſchießen und Schrittſchuhlaufen, der von den Zweikämpfern angerufen wurde. Ein ſilberner Reif umfließt die Blume ſeines Kinns; ſein Gebiet iſt Ydalir, d. i. die Regenthäler. — Von ſehr geheimnißvollem Weſen ſind folgende Götter: Hoder, der blinde Gott, Balders Mörder, deſſen ſtarke That die Götter nicht vergeſſen, deſſen Namen ſie aber nie mögen ausſprechen hören. Heimdall (Himindal), ein Sohn von neun Rieſenſchweſtern, am Rande der Erde geboren, ein großer, wunderbarer Gott, iſt Wächter am Bifroſt, der Himmelsbrücke (Regenbogen), gegen die Rieſen. Sein Auge ſieht bei Nacht wie bei Tage, ſein Ohr hört wachſen das Gras auf dem Felde und die Wolle auf dem Vließ der Lämmer. Er erſcheint mit tieferer Stirn, das Auge auf die ruhige Bruſt geſenkt. — Unter den Göttinnen ſind noch zu bemerken: Saga, die erſte unter den Göttinnen nach Frigga; Eyra, die Götterärztin; Geſione, Göttin der Keuſchheit, die ſelbſt Jungfrau, alle keuſche Jungfrauen ſchützt und ſie, ſterben ſie unvermählt, in ihre himmliſchen Wohnungen aufnimmt; Fylla, jungfräulich wie Geſione, mit ſchönen Locken und goldnem Stirnband, iſt Vertraute der Geheimniſſe Frigga's, ſo wie Gna, die einher fliegt mit dem Strahle der Sonne, ihre Botſchafterin. Hlyn (Lyna), die Sanfte, die im Unglück dem Freund die Thräne aufküßt, die Göttin der Freundſchaft und Huld, ſchließt ſich lieblich an mehrere Dienerinnen der Liebesgöttin an; Siöna, welche die erſten ſüßen Empfindungen in den Herzen der Jünglinge und Mädchen weckt und zu wechſelſeitiger Erhörung ſtimmt; Löbna (Löffna), mit der Macht begabt, alle entzweite Liebende zu vereinigen und zu verſöhnen; Wara, die Göttin der Hochzeit und Ehe, die die geheimen Verträge und Schwüre der Liebenden hört und, eine ſtrenge Rächerin aller Untreue, die Treuen zum Bunde einweiht. Snotra, die Göttin der Sittſamkeit, iſt die Schützerin der ſittſamen Jünglinge und Mädchen. Vor Wöra, der Allerforſchenden und Prüfenden, bleibt kein Geheimniß im innerſten Herzen verborgen; Synia, Wächterin des Himmels, eine Göttin des Rechts und der Gerechtigkeit, macht die Meineide offenbar. — Eine große Eſche (oder einen Eſchenhain) gibt es, Ygdraſil, den Weltbaum über dem Brunnen der Urzeit. Ihre Zweige verbreiten ſich über die Welt, ihr Gipfel reicht über die Himmel hinaus. Sie hat drei weit von einander entfernte Wurzeln, bei den Göttern, bei den Rieſen und unter Hela. An der mittlern Wurzel iſt der

Brunnen der Weisheit, **Mimers** Brunn; an der himmliſchen Wurzel die heilige Quelle, bei welcher die Götter Rath halten und ihre Urtheile kund thun. Immerdar ſteigen aus dieſer Quelle drei ſchöne Jungfrauen hervor, die Nornen, mit Namen **Urda**, **Werandi**, **Skulda**, Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft. Sie ſind es, die den Rath der Götter, des Menſchen Schickſal und Leben beſtimmen, und durch ihre Dienerinnen hülfreich oder ſtrafend auf ihn wirken. Oben aber auf der Eſche ſitzt ein Adler, der weit umher blickt; ein Eichhörnchen (Rotatoskr) läuft auf und ab am Baum; vier **Hirſche** (Dain, Dynair, Dualin und Dyrathor) durchſtreifen ſeine Aeſte und benagen die Rinde; die Schlange unten nagt an der Wurzel, Fäulniß an den Seiten des Baums: — aber immer ſchöpfen die Jungfrauen aus dem heiligen Brunnen und begießen ihn, daß er nicht dorre. Das Laub der Eſche thaut ſüßen Thau, die Speiſe der Bienen; über dem Brunnen ſingen zwei Schwäne. Was kann man hier Anderes hören als **Heimdalls** Lied vom Schickſal des großen Weltbaums, die Stimmen der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft im Rathe der Götter? Ewig erſchallen hier dieſe Stimmen, denn die Nornen,

> Sie ſetzen Geſetze, beſtimmen das Leben
> Den Söhnen der Zeit, und der Sterblichen Schickſal.

Die Götter ſelbſt ſuchen die Weisheit der Nornen zu erforſchen, der ernſten und erhabenen Göttinnen, die über Alles walten. Deshalb wurden ſie hoch verehrt, und man erbaute ihnen Capellen, in denen man ſie um das Schickſal befragte. Die **Walkyrien** oder **Diſen** ſind furchtbar ſchöne Weſen, weder Töchter des Himmels noch der Hölle, nicht von Göttern gezeugt, noch im Schooß unſterblicher Mütter gewiegt. Daher tiefes Schweigen über ihren Urſprung. Ihr Name heißt **Todtenwählerinnen** (von Wal, Haufen Erſchlagener, woher Wahlplatz, **Kyria**, küren, wählen). Furchtbar und ſchrecklich erſcheinen ſie im Geſange eines Skalden, daß man ſie für die grauſamſten Weſen halten möchte. Allein wir finden ſie als die ſchönen Jungfrauen Odins, ſitzend mit Helm und Panzer auf flüchtigen Roſſen. Die Helden ſchmachten nach ihrer Ankunft, bezaubert von ihren Reizen. Sie, die nach Walhalla ladeten, waren alſo keine ſchrecklichen, ſondern die angenehmſten Botſchafterinnen, wohlwollende Göttinnen, die in die Wohnung der Glückſeligkeit führten. — Wo anders konnte dieſe ſein, als bei den Göttern? Der Aufenthalt der Götter war **Asgard**, die Götterburg, wahrſcheinlich eine allgemeine Befeſtigung des Himmels, von wo die Brücke Bifroſt zur Erde niederging. Asgard umſchloß die Paläſte der Götter. Da war **Walaſkialf**, der ſilberne Palaſt Odins und alle die ſchon genannten. Mitten im Asgard, im Thale **Ida**, war der Verſammlungsplatz der Götter, wo ſie niederſaßen zum Gericht. Dieſer Platz war vor allen geſchmückt; hier war **Gladheim**, der Saal der Freude, **Wingolf**, der Palaſt der Freundſchaft und Liebe, und **Glaſor**, der Hain von goldnen Bäumen. Ein eigner Palaſt mit Hainen und ſchönen Umgebungen, **Walhalla**, war die Wohnung der Helden, die den Tod in der Schlacht gefunden. Auch hier iſt das ſelige Leben getheilt in ewig blutigen Kampf und ſchwelgenden Schmaus. Alle Wunden des Kampfes aber ſind geheilt, ſobald das Horn des Gaſtmahls ertönt; dann ſchweigen die Helden in **Enherium-Ol**, und die ſchönen Walkyrien füllen ihnen die Hörner. Die

Zahl der Helden, die ſich daſelbſt befinden, iſt unausſprechlich groß, und wird ſich ins Unzählbare vermehren; doch aber werden die Götter wünſchen, daß ſie noch größer ſein möchte, wenn einſt der Wolf Fenris kommt. Dieſer Umſtand nöthigt uns, einen Blick auf den böſen Loke zu thun. Loke, der Sohn des Rieſen Farbaute und der Laufeya, iſt, wenn kein Gott, doch ein höheres, übermenſchliches Weſen, zwar ſchön von Körper, aber arg von Geiſt. Mit der Rieſin Angerbode (Botſchaft des Unglücks) erzeugte er Hela, die Göttin der Unterwelt, halb blau, halb fleiſchfarben, von ſcheußlicher Geſtalt, den Wolf Fenris und die ungeheure midgardiſche Schlange Jormungandur, welche die ganze Erde umgibt. Hela herrſcht in Niflheim; ihr Saal heißt Elidnir (der Schmerz), ihr Bette Kör (Krankheit), ihr Tiſch Hunger (Hungersnoth), ihre Diener Ganglati und Ganghöl (Säumniß und Langſamkeit). Alle, die an Krankheit und Alter ſtarben, wanderten hinab in ihre düſtere Behauſung. So ſtehen ſich denn Asgard und Niflheim als Sein und Nichtſein entgegen, und die philoſophirende Phantaſie der Skalden fand, daß endlich die Vernichtung über alles Sein ſiegen werde. Daraus entſtand eine Sage vom Untergange der Welt, ſo nordiſch und ungeheuer wie jene von ihrer Entſtehung. Drei ſchreckliche Winter und abermals drei werden auf einander folgen, dann wird der Schnee von allen Seiten herabſtürzen, die Kälte ſtreng, der Sturm heftig, die Sonne verborgen ſein, die ganze Welt zu blutigen Kriegen entflammt. Dies iſt das Zeichen, daß die Erde zuſammenſtürzen und die große Götterdämmerung (ſo heißt der allgemeine Untergang) eintreten wird. Der Wolf Fenris, dies Ungeheuer, das, wenn es den Rachen aufſperrt, mit dem Oberkiefer an den Himmel, mit dem untern an den Abgrund ſtößt, verſchlingt dann das All, während aus Mußpellheim herüber unter Surturs Anführung ein Angriff auf Asgard geſchieht. Der Himmel wird von dieſen Rieſen erſtürmt, und die Himmelsbrücke ſtürzt zuſammen, wenn dieſe darüber reiten. Deshalb iſt Heimdall als Wächter dahin geſtellt, und deshalb freuen ſich die Götter der zahlloſen Mitkämpfer aus Walhalla. Vergebens aber iſt alle Vorſicht und Gegenwehr, denn die Götter kommen um, ſelbſt der allwaltende Odin und der mächtige Thor.

Doch aus dem Meere ſteigt von neuem
Ein lieblich grünendes Erdreich auf!

Eine neue Sonne erleuchtet die Erde, und ein errettetes Menſchenpaar, Lift und Liftraſor, von Morgenthau genährt, erneuert das Menſchengeſchlecht. Für Gerechte und Ungerechte gibt es dann neue Wohnungen zu Lohn und Strafe, Gimle und Naſtrand. Widar (der Sieger) und Wale (der Mächtige) werden der Götter Heiligthümer bewohnen, wenn Surturs Flamme verloſchen iſt. Mode (Geiſteskraft) und Magne (Stärke) erhalten den zermalmenden Hammer, wenn Thor, vom Kampfe ermattet, geſtorben iſt; Widar aber reißt dem Wolfe den Rachen entzwei. — Ueberlieferer dieſer Sagen ſind, außer der Edda, Prokopius von Cäſarea, Jornandes, Paulus Diakonus, Warnefrids Sohn, Ermoldus Nigellus, Adam von Bremen, Saxo Grammaticus. Ueber den hiſtoriſchen Werth hegen Schlözer, Adelung, Delius, Mallet, Nyerup, Gräter und Rühs ſehr verſchiedene, zum Theil widerſprechende Meinungen (ſ. Edda); die Unterſuchung kann aber noch nicht als ge-

ſchloſſen angeſehen werden. Ob dieſe nordiſche Mythologie auch germaniſche ſei, iſt eine andere Streitfrage geweſen. Auf jeden Fall ſind jene Skandinavier mit den Germanen verwandten Urſprungs, und es dürfte wenigſtens nicht zu leugnen ſein, daß, ſo wie mehrere germaniſche Völker über den Rhein gingen, von Norden und Oſten her andere Stämme nachdrangen, und daß da Gothen und Sachſen dieſe Mythologie nach Germanien brachten. Eine eigentlich germaniſche Mythologie würde freilich noch viel mehr umfaſſen müſſen als dieſe nordiſche, denn es gab allgemeine und bloße Stammesgottheiten. Die neueſten und vorzüglichſten Schriften über die nordiſche Mythologie ſind Nyerups Wörterbuch der ſkandinaviſchen Mythologie, aus der däniſchen Handſchrift von Sander, Copenhagen 1816, 8.; und die treffliche Abhandlung von Münter, die Religion des Nordens vor den Zeiten des Odin, in Stäudlins Archiv für alte und neue Kirchengeſchichte, 3. Band 2. Stück 1816. dd.

Nordlicht, Nordſchein. Dieſes intereſſante Meteor (ſ. d. Art.) beſteht in einem ſtarken hochrothen oder feuerfarbenen Lichte, welches ſich am nördlichen Horizonte ſehen läßt, und aus welchem helle Lichtſäulen gegen den Scheitelpunct emporſteigen. Seine Erſcheinung fällt gewöhnlich bald oder einige Stunden nach Sonnenuntergang und hat nach Mitternacht faſt noch nie Statt gefunden. Am häufigſten hat man die Nordlichter im Winter und zur Zeit der Frühlingsnachtgleiche beobachtet. Jedoch ſind ſie nur in den nördlichen Ländern ſichtbar. Portugal iſt das ſüdlichſte Land, wo man bis jetzt dieſe Erſcheinung bemerkt hat, die weiter nach Süden zu völlig unbekannt iſt. Je mehr man ſich dem Norden nähert, deſto häufigere und ſtärkere Nordlichter kann man ſehen. Celſius beobachtete deren von dem Jahre 1716 bis 1732 zu Upſala in Schweden 224. Schon die Alten ſind aufmerkſame Beobachter dieſer Erſcheinung geweſen. Ariſtoteles beſchreibt ein Meteor, welches unſer Nordlicht geweſen zu ſein ſcheint. Seneca und Plinius erwähnen Himmelserſcheinungen, die unſern Nordlichtern gleichen. Indeſſen hat man erſt ſeit dem fünften Jahrhunderte nach Chr. Geb. genaue Beobachtungen über dieſelben. Ueber die Urſachen dieſer Erſcheinung haben die neuern Phyſiker die verſchiedenſten Meinungen aufgeſtellt. Einige erklären das Nordlicht für eine magnetiſche Materie, die dem Nordpol der Erde entſtröme, und unterſtützen dieſe Hypotheſe durch die Beobachtung, daß ſich die Abweichung der Magnetnadel während dieſer Erſcheinung bedeutend ändere. Einige wollen auch eine ähnliche Bewegung aller meſſingenen Nadeln während des Nordlichts beobachtet haben, was von Andern geleugnet wird. Nach Eulers Hypotheſe entſteht das Nordlicht, gleich dem glänzenden Schweif des Cometen, durch die Wirkungen der Sonnenſtrahlen auf die Lufttheilchen unſerer Atmoſphäre. Einer andern Meinung zufolge beſteht es aus phosphorescirenden Dünſten in derjenigen Atmoſphäre, wo eine ſehr verdünnte Luft die Entſtehung wäſſeriger Dünſte unmöglich macht. Auch erklärt man das Nordlicht als ein bloßes optiſches Meteor daher, daß der Wiederſchein des um den Nordpol angehäuften und von der Sonne beleuchteten Eiſes und Schnees aus dem dortigen Dunſtkreis durch einen zweiten Reflex unſern Augen zugeführt werde. Noch Andere endlich haben das Nordlicht mit der Elektricität in Verbindung geſetzt. Dieſe letztere Meinung iſt in den neueſten Zeiten die gewöhnliche und von Frank-

len beſonders unterſtützt worden. Da nach ſeiner Anſicht die in einem beſtändigen Strömen von Süden nach Norden begriffene und durch Wolken dahin geführte elektriſche Materie wegen der dicken Eisrinde in den Gegenden des Nordpols ſich hier nicht in die Erde entladen kann, ſo wird ſie genöthigt, dort wieder in die Höhe zu ſteigen und ſich durch den an beiden Polen ſehr niedrigen Luftkreis einen Weg in den luftleeren Raum zu bahnen. Indeſſen hat bis jetzt keine einzige dieſer Hypotheſen alle Phänomene des Nordlichts zur Befriedigung aller Phyſiker löſen können.

Nördlingen, ehemalige freie Reichsſtadt in Schwaben, mit einem Gebiete von 1½ Q. M. und 7000 Einw., kam 1802 an Baiern und liegt im baierſchen Rezatkreiſe, am Bach Eger, mitten im Rieß. Sie iſt der Sitz eines Landgerichts und hat gute Woll-, Lein- und Zeugmanufacturen, Färbereien und ſtarken Kornhandel. Der größte Theil der Einwohner iſt evangeliſch. Hier fiel 1634 die Schlacht vor, in welcher die ſiegreichen Schweden zum erſtenmal auf deutſchem Boden geſchlagen wurden. S. **Dreißigjähriger Krieg**. Auch die Schlachten von 1645, 1796 und 1800 haben die Stadt merkwürdig gemacht.

Nordpol, ſ. **Pol**.

Nordpol-Expedition. Der Nordpol (ſ. d. Art. **Pol** und **Aequator**) fällt bekanntlich in den 90. Breitengrad. Schon vor faſt 50 Jahren ſuchte **Barrington** (ſ. deſſen Schrift: the Possibility of approaching the North Pole asserted. With an appendix, by Col. Beaufoy, Lond. 1818.) zu beweiſen, daß in gewiſſen Jahreszeiten die arktiſchen Meere vom Eiſe hinreichend frei wären, um ſich dem Pole nähern zu können. Die engliſche Regierung ſchickte daher 1773 den Capitän **Phipps**, nachherigen Lord Mulgrave, mit zwei Schiffen nach Spitzbergen; allein unter 80° 48′ nördlicher Breite hinderten ihn Eisfelder weiter nordwärts vorzudringen. Auch **Cook** wurde, als er 1778 aus der Beringsſtraße bis zum 70° 44′ nördlicher Breite oder bis zum Eiscap, der nördlichſten Spitze der Weſtküſte von Nordamerica, gelangt war, durch Eisberge aufgehalten. Dieſe und andere Verſuche der Engländer, Ruſſen und Holländer haben ziemlich zuverläſſig gezeigt, daß ſich die **nordöſtliche** Durchfahrt aus dem atlantiſchen Meere in das ſtille, oder ein ſchiffbarer Weg um Aſiens Nordküſte in die Beringsſtraße nicht ausfindig machen laſſe. *) Dagegen hoffte man, und die Poliſten, wie **Barrow** (in ſeiner Chronological History of Voyages into the polar regions, Lond. 1818.) u. A. hoffen noch jetzt, daß der viel kürzere **nordweſtliche** Weg, aus der ſogenannten Baffinsbai **), um America's Nordküſte, da

*) Zwar ſoll der Koſake **Simön Deſchnew** im J. 1648 aus dem Eismeere bis nach Anadyr durch eine Meerenge (die Beringsſtraße) geſchifft ſein; auch verſichert der ruſſiſche Hiſtoriograph **Müller**, den Bericht darüber 1736 in den Archiven von Jakutzk entdeckt zu haben, allein deſſen ungeachtet wird dieſe Seereiſe bezweifelt.

) Bekanntlich entdeckte **Davis im J. 1587 den Eingang (die Davisſtraße) in die große Bai zwiſchen der Weſtküſte von Grönland und der Oſtküſte von Nordamerica. **Forbiſher** hatte bereits 1577 eine von den vielen Einfahrten in das Binnenmeer der Hudſonsbai durchſchifft. **Baffin** unterſuchte (1616) die nördlichen und öſtlichen Gegenden des nach ihm genannten Golfs, in welchen die Davisſtraße den Weg gezeigt hatte. Auf der Weſtſeite deſſelben fand er unter dem

wo der Mackenzie- und Kupferminenfluß in das Eismeer (was aber noch bezweifelt wird) fallen (ſ. d. Art. Nordamerica), herum bis zum Eiscap und der Beringsſtraße, und daß der kürzeſte, der Polarweg ſelbſt, wahrſcheinlich nicht ganz vom Eiſe verſchloſſen ſeien. Man habe nämlich bisher immer zu nahe an den mit Eismaſſen umlagerten Küſten hingeſteuert; dagegen werde man in der Mitte des Polarmeeres, das mehr als 2000 engliſche Meilen im Durchmeſſer habe und zwiſchen Grönland und Spitzbergen von unergründlicher Tiefe, ſo wie in ſteter Bewegung ſei, und deshalb nicht ganz gefrieren könne, eine offene Straße finden. Sie berufen ſich auf folgende Thatſachen: die Polarſee iſt an Spitzbergens nördlicher Küſte offen; die Ruſſen überwintern auf Spitzbergen, unter dem 80° nördl. Breite, wo auch Damhirſche ſich vermehren. Beides iſt nicht der Fall auf Nowaja Semla (75° nördl. Breite), daraus ſchließt man, daß unter 80° die Witterung gelinder ſei als unter dem 70°. Uebrigens iſt die Kälte an der öſtlichen Küſte ſchärfer als an der weſtlichen. Nun haben ſich ſeit etwa fünf Jahren (gleichzeitig mit dem Zeitpuncte, als die Abweichung der Magnetnadel nach Weſten dauernd ward) ungeheure Eismaſſen in der Gegend von Grönland aufgelöſt; vielleicht die Folge ihrer wachſenden Schwere, oder von Erderſchütterungen, oder von mehrern auf einander gefolgten gelinden Wintern; daher die von Norden nach Süden bis in den 40° nördl. Breite hinabſchwimmenden Eisberge und Eisinſeln von weitem Umfange, welche man ſeit 1815 in dem atlantiſchen Meere angetroffen hat. Ueberdies haben mehrere Wallfiſchfänger ausgeſagt, daß ſeit Kurzem die bisher von Eisbergen umlagerte Oſtküſte von Grönland wieder ſichtbar geworden ſei. Endlich machen ſowohl die Strömungen, welche von Norden her durch die Davis- und die Beringsſtraße nach Süden ihre Richtung nehmen, wodurch eine ſtete kreisförmige Bewegung und Auswechſelung der Gewäſſer zwiſchen dem ſtillen und atlantiſchen Meere in der nördlichen Hemiſphäre erhalten wird, ſo wie das viele Treibholz, welches vom hohen Norden herab den Küſten von Island und Grönland zugeführt wird, als auch mehrere Beiſpiele von Wallfiſchen, die nach der Bezeichnung der in ihnen ſtecken gebliebenen Harpunen in der Gegend von Spitzbergen angeſchoſſen worden waren, und die man ſüdlich von der Beringsſtraße, oder im umgekehrten Falle, bei Grönland und in der Davisſtraße erlegt hat, eine Durchfahrt durch die bisher ſogenannte Baffinsbai oder durch das Polarbecken ſehr wahrſcheinlich. *) Nach hiſtoriſchen Nach-

74° 30 nördl. Br. eine Einfahrt, die er Lancaſters-Sund nannte, die er aber nicht weiter unterſuchen konnte. Hudſon (1610), Jones, Middleton (1742) u. A. beſtimmten die weſtlichen, ſüdlichen und nördlichen Grenzen der Hudſonsbai. Später drangen Hearne (1771) von der nordweſtlichen Niederlaſſung der Hudſonsbai-Compagnie, und Mackenzie (1780) von denen der Nordweſt-Compagnie aus, beide zu Lande, gegen Norden vor. Hier fanden ſie unter dem 69 bis 71° nördl. Br. ein Meer, in das ſich zwei Flüſſe ausmündeten, und Letzterer entdeckte daſelbſt die Wallfiſchinſel. Man glaubt, daß dieſes Meer das Eismeer des Nordpols ſei

*) Nach Kruſenſtern iſt im J. 1817 das Schiff Neptun bis 83° 20′ nördl. Br. gekommen; allein es hat keine Kunde gebracht von dem Lande, das nördlich von Spitzbergen unter dem 82° liegen ſoll.

richten iſt das Polarmeer an der Oſtküſte von Altgrönland erſt ſeit vier Jahrhunderten unzugänglich geworden. Denn die daſelbſt ſchon im J. 983 von Erich dem Rothen angelegte däniſche Kolonie hätte den beſten Fortgang gehabt, allein die Küſte ſelbſt war ſeit 1406 durch das Eis, welches ſich dort feſtgeſetzt hatte, ſo unzugänglich geworden, daß die Gemeinſchaft mit jener wahrſcheinlich vernichteten Anſiedelung bis jetzt nicht wieder hergeſtellt werden konnte. Seit dieſer Zeit hat auch der Boden Islands, der einſt mit undurchdringlichen Wäldern bedeckt war, die Kraft ſeiner ehemaligen Vegetation verloren. Dazu kommt, daß das Nordlicht, deſſen Veränderungen von dem Gefrieren, Aufthauen oder Zuſammenſtoßen des Polareiſes abhängen, ſich zuerſt etwa ein Jahrhundert nach der Feſtſetzung des Eiſes längs der Küſte von Grönland, in den letzten Jahren aber (ſeit der Abnahme des Polareiſes) ſehr ſelten gezeigt hat. Auf dieſe Thatſachen und Beobachtungen gründet ſich nicht nur die Meinung, daß das Polareis eben ſo, wie es allmählig ſich angehäuft habe, auch wieder abnehmen und die Fahrt nach dem Nordpole öffnen könne, ſondern auch die Vermuthung, daß Grönland, deſſen Oſtküſte man bis zum 80° nördl. Breite kennt, und deſſen Weſtküſte bisher nur bis zum 77° 30′ unterſucht war, eine Inſel ſei, und daß die Baffinsbai nach dem Eismeere hin eine Durchfahrt habe. Dagegen glaubt man nicht, daß America jenſeit des Eiscaps mit Neuſibirien und mit Nordaſien zuſammenhange. Dies Alles bewog die engliſche Regierung im Sommer 1818 eine doppelte Expedition nach dem Nordpol zu veranſtalten. Es ſollte nämlich Capitän **Buchan** mit den Schiffen Trent und Dorothea zwiſchen Spitzbergen und Nowaja Semla die Durchfahrt über den Pol in das ſtille Meer, und Capitän **Roß** mit den Schiffen Iſabella und Alexander die nordweſtliche Durchfahrt aus der Davisſtraße und dem Baffinsmeere in das Eismeer und von hier in das ſtille Meer durch die Beringsſtraße aufſuchen. Jede Expedition zählte 100 Mann. Befehlshaber und Mannſchaft waren auf das ſorgfältigſte ausgewählt und mit allem Nöthigen reichlich verſehen. Capitän Buchan kam aber nur (den 29. Juli 1818) über Spitzbergen bis zum 80° 32′; hier blieb er drei Wochen lang im Eiſe ſtecken und erreichte endlich (den 10. Oct.) die engliſche Küſte wieder. Capitän Roß, der vozüglich die Weſtküſte der Baffinsbai genau unterſuchen ſollte, drang (den 9. Aug. 1818) nur bis zum 75° 55′ nördl. Breite (65° 32′ weſtl. Länge) vor. Hier entdeckte er das von ihm ſo benannte **arktiſche Hochland**, arctic Highlands, im nordöſtlichen Winkel der Baffinsbai zwiſchen 76° und 77° nördl. Br. und 60° bis 72° weſtl. Länge. Es iſt ein 120 engliſche Meilen weit in nordweſtlicher Richtung ſich ausdehnendes Küſtenland mit vielen mit Eis bedeckten Bergen. Er fand daſelbſt Moos, Heide und grobes Gras, Wild und Haſen, auch ein großes Stück gediegenes Eiſen. Das einzige Hausthier der Bewohner, die den Grönländern gleichen, iſt der Hund, den ſie zum Ziehen der Schlitten brauchen, die ſie aus Robbenknochen verfertigen. Ihre Sprache iſt eine Mundart von der eskimoiſchen. Sie ſind von einer ſchmutzigen Kupferfarbe, fünf Fuß lang, ganz mit ranzigem Thran und Schmutz überzogen. Das Fleiſch eſſen ſie roh und gekocht. Ihr König wohnt in der Nähe einer großen Inſel in einem ſteinernen Hauſe. (?) Sie haben keine Vorſtellung von Gott, glauben aber an Zauberer. Die Weiber, welche Kinder haben,

werden ſehr geachtet. Ihre Tänze und Geſänge ſind von convulſiviſchen Verzerrungen begleitet. Von der übrigen Welt hatten ſie durchaus keine Kenntniß. Capitän Roß fand die meiſten Angaben Baffins richtig; ſeine Entdeckungen fingen eigentlich erſt jenſeit 74° 30′ nördlicher Breite an; er erreichte unter dem 77° 40′ die nördlichſte Gränze der Baffinsbai, und das Hauptreſultat ſeiner Expedition für die Geographie war die genauere Beſtimmung der Lage der Baffinsbai, welche man bisher 10° zu weit nach Oſten ausgedehnt ſich vorſtellte. Auch ihn hinderte das Eis, ſich der Nordküſte ganz zu nähern; und das Wetter war ſo neblicht, daß ſie nach zwölf Wochen den 30. Auguſt den erſten Stern erblickten, die Capella. Uebrigens hielt ſich Capitän Roß für überzeugt, daß es keine Durchfahrt aus der Davisſtraße und der Baffinsbai in das Eismeer gebe. Indeß hat er, wie man glaubt, den Lancaſterſund (74° 30′) und, wie aus ſeinem eignen Berichte erhellt, eine Strecke von 200 engl. Meilen, namentlich die Cumberlandsſtraße (63° nördl. Br.), wo ſich wirklich eine Strömung zeigte, und Middletons Repulſebai im Nordweſten der Baffinsbai noch nicht genau unterſucht; denn er kam in dieſe Gegend erſt ſpät, den 1. Oct., und mußte jetzt nach ſeiner Inſtruction die eiſige Küſte verlaſſen, um die Schiffe ſicher zurückzuführen. Die brittiſche Regierung hat daher im J. 1819 ſeinem Begleiter, dem Lieut. Parry, die Ausführung einer zweiten Expedition in die Baffinsbai übertragen. Dieſer drang aus dem Lancaſterſunde (der folglich kein Sund iſt) in das Polarmeer ein, überwinterte in dem Haſen einer unbewohnten Inſel, und kehrte 1820 nach England zurück, von wo er im Mai 1821 zu einer dritten Entdeckungsreiſe in jene Gegenden abgeſegelt iſt. Eine Durchfahrt durch das Polarbecken und nordöſtlich hält man für nicht ausführbar, und hat daher dieſen 1818 mißlungenen Verſuch nicht wiederholen wollen. Eine doppelte Expedition nach dem Nord- und dem Südpole hat 1819 auch der ruſſiſche Kaiſer veranſtaltet, ſo wie die franzöſiſche Regierung eine ähnliche Unternehmung nach dem Südpole im J. 1818 dem Capitän Freyſinet übertragen hat. Die Aufgabe ſelbſt iſt für die Wiſſenſchaft eben ſo wichtig als für die Schifffahrt. *) Darum hat eine Parlamentsacte ſchon vor längerer Zeit dem erſten Schiffe, das durch die nordweſtliche Durchfahrt in das ſtille Meer gelangt, eine Prämie von 20,000 Pf. Sterl., und 5000 Pfund dem erſten Schiffe zugeſichert, das den Nordpol erreicht oder überſchreitet. Im J. 1819 ſetzte der Prinz-Regent noch beſondere Preiſe von 5—15.000 Pfund für diejenigen Schiffe aus, die bis zu gewiſſen Puncten im arktiſchen Polarmeere vordringen würden. Sollten jedoch die antipoliſtiſchen Gegner des Herrn Barrow, an deren Spitze der Prof. Leſlie ſteht (ſ. die Gründe der Poliſten und der Antipoliſten im 1. St. des Hermes, S. XXXVI.), welche das Losreißen der Eismaſſen bei Grönland zufälligen Sommerwinden zuſchreiben und aus chemiſch-phyſikaliſchen Sätzen die Unmöglichkeit folgern, durch die Eismaſſen des Polarmeeres je durchzudringen, Recht behalten, ſo werden dieſe nautiſchen Verſuche wenigſtens den Nutzen haben, daß ſie die Beſchreibung der Nordküſte von America und der Weſtküſte von Grönland berichtigen, und daß ſie die Tiefe, Temperatur, Salz-

*) Für den Handelsweg nach Indien aber dürfte ſie keinen Nutzen haben, wie von Zach in ſeiner Corresp. astronom. aus Le Gentils Berechnung der Zeit der Paſſatwinde und des Mouſſon beweiſen will.

haltigkeit und ſpeciſiſche Schwere des Polar=Seewaſſers, die Schnelligkeit der Strömungen, ſo wie den Zuſtand der atmoſphäriſchen Elektricität und deren Zuſammenhang mit der Abweichung und Kraft der Magnetnadel in den arktiſchen Regionen vergewiſſern. Von des Cap. John Roß Voyage of discovery for the purpose of exploring Baffin's Bay and enquiring into the probability of a North West Passage, (Lond. 1819, S. 495 4.) wie auch von Parry's Reiſe ſind in Weimar und in Leipzig Ueberſetzungen erſchienen. Die antipoliſtiſche Abhandlung (mehr eine lobpreiſende Anzeige von des Cap. Roß Reiſe) im Maiſtück 1819 des New Monthl. Mag. wiederholte nur die ſchon aus dem Hermes (1. St.) bekannten Gründe von der Unmöglichkeit, nach dem Nordpole zu ſteuern. K.

Nordpunct, ſ. Mitternacht.

Nordſchein, ſ. Nordlicht.

Nordſee, Nordmeer, ſ. Deutſches Meer.

Nordſtern, Polarſtern, iſt derjenige Stern, welcher dem Nordpol am nächſten ſteht. Es iſt ein Fixſtern von der zweiten Größe, am äußerſten Ende in dem Schwanze des kleinen Bären befindlich, und dient als Zeichen, die Mitternachtsgegend und die Lage des Nordpols aufzufinden. Daher wird er auch Leitſtern genannt.

Nordwind, ſ. Winde und Boreas.

Noricum hieß bei den Römern der Theil von Süddeutſchland zwiſchen der Save, dem Pelſoſee, Rhätien, Vindelicien und der Donau; indeß waren die Grenzen nicht zu allen Zeiten dieſelben. Celtiſche Völker waren die Bewohner dieſer Länder.

Norm, die Regel, Richtſchnur, bei den Buchdruckern der abgekürzte Titel eines Buchs unten auf der erſten Seite jedes Bogens; jetzt nicht mehr durchgängig gebräuchlich.

Normaljahr heißt das Jahr 1624, da der fünfte Artikel des weſtphäliſchen Friedens den erweislichen Beſitzſtand der kirchlichen Rechte, wie er am erſten Tage dieſes Jahrs geweſen war, zur Norm annahm, nach der die kirchlichen Verhältniſſe in Deutſchland geordnet werden ſollten. Beſonders wurde durch dieſe Beſtimmung das Schickſal der geiſtlichen Güter und Stiftungen entſchieden, und die kirchliche Gerichtsbarkeit über katholiſche Unterthanen evangeliſcher Reichsſtände, ſo wie die Duldung evangeliſcher Unterthanen katholiſcher Reichsſtände nach jenem Status quo feſtgeſetzt. Auf die innern Verhältniſſe der Verwandten einer und derſelben Religionspartei hatte es jedoch keinen Einfluß, außer wo die Frage über das Recht zweier Fürſten in Religionsſachen entſtand, und die Landeshoheit ſtreitig war. Auch hat man dies Normaljahr in der Pfalz, welche ſchon vorher evangeliſch, 1624 aber in den Händen der Katholiſchen war, nicht angenommen, ſondern entſchied hier nach dem Beſitzſtande vor der Wahl des Churfürſten Friedrich V. zum König von Böhmen. Die Trennung des deutſchen Reichsverbandes und die Verwandlung der deutſchen Fürſten in europäiſche Souveräns hat Manches in den Beſtimmungen des Normaljahrs modificirt und jene kirchlichen Rechte mehr als ſonſt von der Willkühr der Fürſten abhängig gemacht. E.

Normalſchulen ſind Muſterſchulen, deren Einrichtung zur Regel der übrigen dienen ſoll. Von dieſer Art waren die auf Befehl der Kaiſerin Maria Thereſia vom Abt Felbiger in Schleſien und Böhmen eingerichteten deutſchen Normalſchulen, deren Zweck-

mäßigkeit jedoch die Folgezeit nicht hinlänglich bewährt hat. (S. d. Art. Schulen.) Jetzt gibt es in Preußen, Würtemberg und mehrern deutſchen Staaten Normalſchulen nach der Idee der Peſtalozziſchen Methode, von denen ſich, weil ſie erſt im Entſtehen ſind, noch nichts Befriedigendes ſagen läßt. Die von Napoleon errichtete und von Ludwig XVIII. im Februar 1815 neu organiſirte Normalſchule in Paris iſt eine Bildungsanſtalt für Lehre an gelehrten Schulen, zu der jede Akademie oder Univerſität in Frankreich jährlich eine verhältnißmäßige Anzahl Candidaten auf drei Jahre ſendet. Sie unterſcheidet ſich von den in Göttingen, Leipzig, Berlin, München u. ſ. w. beſtehenden philologiſchen Seminarien nur dadurch, daß die Zöglinge unter klöſterlicher Zucht zuſammenwohnen. E.

Normänner, Normannen (d. i. Männer aus Norden), hießen die Bewohner des alten Skandinavien, oder der Königreiche Dänemark, Schweden und Norwegen. Jenen Namen gab man ihnen in den Niederländen, Deutſchland und Frankreich; in England nannte man ſie Dänen. Sie waren Abenteurer, die ſich unter einem Haupte vereinigten, um auf Beute auszugehen. Die Armuth ihres Landes nöthigte ſie dazu, und der Fanatismus ihrer Religion begeiſterte ſie in ihren kühnen Unternehmungen. Denn nach den Lehren ihres Odins (ſ. Nordiſche Mythologie) wurden die im Kriege Gefallenen in das Paradies (Walhalla) aufgenommen, wo die größte Glückſeligkeit ihrer wartete. Die Normänner fingen ihre erſten Streifzüge gegen das Ende der Regierung Carls des Großen an; bald bedeckten ſie mit ihren Barken die Meere und verheerten nach einander die Küſten von England, Deutſchland, Friesland, Flandern und Frankreich. Da man ihnen nicht genug Widerſtand entgegenſetzte, wurden ſie kühner, und unter den kraftloſen Regierungen Carls des Kahlen und des Dicken drangen ſie auf den Strömen Frankreichs bis in die Mitte des Landes und plünderten ſelbſt Paris. Nur durch Geld konnte man ihren Rückzug erkaufen. Ihre Einfälle in Frankreich wurden in der Folge öfter wiederholt, und Carl der Einfältige war genöthigt (912), einen Frieden mit ihnen zu machen. Er gab ihnen einen Theil von Neuſtrien (die nachmalige Normandie) in Beſitz, und ihrem Anführer, **Rollo**, ſeine Tochter zur Gemahlin. **Rollo** nahm die chriſtliche Religion und in der Taufe den Namen Robert an, wurde der erſte Herzog der Normandie und Lehnsmann der Könige von Frankreich. Seine Normänner folgten dieſem Beiſpiele und nahmen auch die chriſtliche Religion an; ihre Streifzüge hörten nunmehr auf. Auch die übrigen Normänner in Skandinavien ſtellten nach und nach ihre Räubereien ein, als die chriſtliche Religion unter ihnen eingeführt wurde. Nur England wurde noch von ihnen heimgeſucht; Alfred der Große (ſ. d. Art.) befreite zwar ſein Land von ihnen, aber nur auf kurze Zeit, und Kanut der Große ward (1017) König von ganz England. Einer von Roberts (Rollo's) Nachfolgern, Wilhelm der Eroberer, Herzog der Normandie, eroberte im J. 1066 ganz England (ſ. d. Art.); eine Eroberung, welche durch ihren bleibenden Einfluß auf die Sitten, Sprache, Gewohnheiten der unterjochten Engländer merkwürdiger geworden iſt, als die frühern Unternehmungen der Eroberer dieſes Landes. Auch in Neapel (ſ. d. Art.) gründeten Normänner vom J. 1016 an ein neues Reich. Nach dem Zeugniſſe des ruſſiſchen Geſchichtſchreibers Neſtor waren auch die Wareger (Waräger, Waringer), welche unter Rurik (862) ein neues Reich in Ruß-

land ſtifteten, Normänner. Die auswärtigen Unternehmungen der Normänner hatten nach und nach ihre Volkszahl vermindert und ihre Kraft geſchwächt. Um ſo weniger konnten ſie bei der nachmaligen Umgeſtaltung Europa's weitere Eroberungen wagen. Ihr Name verlor ſich allmählig aus der Geſchichte, und er wird jetzt nur noch den Einwohnern Norwegens ausſchließlich beigelegt.

Nornen, ſ. Nordiſche Mythologie.

North (Lord Frederic), Graf von Guilford, geboren 1732, brittiſcher Staatsminiſter von 1767 bis 1782. — Das öffentliche Leben dieſes Staatsmannes, ſeine Talente, Fehler und Leidenſchaften, ſeine Verbindungen und Streitigkeiten mit Lord Chatam, Burke, Fox, Pitt u. A. hängen mit der Geſchichte des americaniſchen Freiheitskrieges weſentlich zuſammen. Er gab das erſte Beiſpiel in der brittiſchen Staatsverwaltung, einen Volks- und Handelskrieg unter den größten Anſtrengungen bis zur gänzlichen Erſchöpfung des Staates beharrlich fortzuſetzen, in der Ueberzeugung, daß die größere Geldmacht zuletzt ſiegen müſſe. Pitt folgte dieſem Beiſpiele in dem franzöſiſchen Revolutionskriege mit mehr Einſicht, Energie und folgerechter Feſtigkeit. Kein brittiſcher Staatsminiſter iſt ſo gehaßt worden, und keiner hat ſich ſo lange behauptet, als Lord North; ein Beweis, daß er nicht gewöhnliche Talente beſaß. Durch perſönlichen Ehrgeiz unterſchied er ſich gänzlich von Pitt, dem das Vaterland über Alles ging. Indeß darf ihm der unglückliche Gang des americaniſchen Krieges nicht zur Laſt gelegt werden. Es war der erſte Verſuch, den Großbritannien machte, in America's Wäldern einen Krieg mit ungeheuern Koſten gegen Jäger und Republicaner zu führen. Auch darf man die erſte Urſache des Abfalls der americaniſchen Kolonien dem Lord North nicht beimeſſen; denn Bute hatte zuerſt den König zur willkührlichen Beſteurung der Americaner überredet. Doch widerſetzte ſich Jener in der Folge den beſſeren Vorſchlägen zur Ausſöhnung; er machte den Bruch unvermeidlich und dehnte, um ſich in ſeinem Poſten zu behaupten, das Beſtechungsſyſtem mehr als irgend einer ſeiner Vorgänger aus. Lord North wurde nach Charles Townshends Tode im J. 1767 zum Kanzler der Schatzkammer ernannt. Er gehörte zu den Tories, oder zu den Anhängern der königlichen Gewalt; allein er dachte gemäßigt und hatte gefällige Formen. Er beſaß viel Geſchäftskenntniß und den Ruf der Rechtlichkeit. Von Natur wenig unternehmend, fehlte es ihm doch nicht an Beharrlichkeit. Indeß herrſchte in allen ſeinen Anſichten eine gewiſſe Unbeſtimmtheit und Verworrenheit der Ideen; und ob er wohl in der Regel das richtige Ziel vor Augen zu haben ſchien, ſo ward er dennoch oft dem geraden Wege einer offenen Politik untreu. Ueberhaupt verdient er den Vorwurf der Unentſchloſſenheit und Schwäche. S. Belsham Memoirs of the Reign of George III., London 1795, 2. Edit. Eine ſeiner erſten Handlungen war der Vorſchlag, die Hafenzölle vom J. 1767 in den americaniſchen Kolonien aufzuheben, mit Ausnahme des Theezolls, den man beibehielt, um das Hoheitsrecht für Großbritannien zu behaupten. Dies hatte zur Folge den Kampf mit den Kolonien und America's Freiheit! Im J. 1771 bei der Verhaftung des Lord Mayors kam Lord North in Lebensgefahr, und die City verlangte vom König die Entlaſſung ſeiner „unfähigen und deſpotiſchen" Miniſter. Doch

gewann Lord North ſeit 1772 durch die Gefälligkeit ſeines Tons und durch die ſcheinbare Geradheit ſeiner Denkart immer mehr in der öffentlichen Meinung. Der von ihm mit Spanien ehrenvoll abgeſchloſſene Vergleich, die allmählige Verminderung der Nationalſchuld, die Ernennung eines der Beſteurung der americaniſchen Kolonien abgeneigten und wegen ſeiner Rechtlichkeit ſehr geachteten Staatsmannes, des Grafen Dartmouth, zum Staatsſecretär für America erwarben ihm das öffentliche Zutrauen. Er bewirkte dadurch die Ernennung eines geheimen Ausſchuſſes zur Unterſuchung der zerrütteten Finanzangelegenheiten der oſtindiſchen Compagnie, welche die Entdeckung abſcheulicher Gewaltmißbräuche und eine Beſchränkung ihrer Regierungsrechte in Indien zur Folge hatte. Der Staat wurde jetzt Oberaufſeher und Mitregent der oſtindiſchen Compagnie, aber auch Theilnehmer an ihren Erpreſſungen. Zweckmäßig waren des Miniſters Einrichtungen, daß die Präſidentſchaft von Bengalen die politiſche Obergewalt über die übrigen Präſidentſchaften erhielt, daß die Krone der Ernennung des Gouverneurs und des Raths von Indien ihre Zuſtimmung verſagen konnte, und daß ein oberſter Gerichtshof in Indien ausſchließend von der Krone errichtet und beſetzt werden ſollte. An Vergütung der in Indien von der Compagnie verſchuldeten Erpreſſungen aber wurde nicht gedacht. Hierauf ward im März 1774, in Folge des zu Boſton über den Theezoll entſtandenen Tumults, die Boſton-Port-Bill, welche allen Handel nach Boſton unterſagte und den Sitz der Regierung von da nach Salem verlegte, ſo wie der Vorſchlag des Miniſters wegen Aufhebung der Verfaſſung und einer neuen Gerichtsverfaſſung in Maſſachuſett vom Parlamente angenommen. Deſto kräftiger erhob ſich die Oppoſition (Chatam und Burke) gegen einen vierten Vorſchlag des Miniſters, nach welchem die Krone Canada uneingeſchränkt verwalten ſollte. Indeß machte die Boſtoner Hafenbill Boſtons Sache zur Sache aller Kolonien. Dieſe verſammelten einen Generalcongreß zu Philadelphia (4. Sept. 1774), proteſtirten gegen die brittiſchen Parlamentsacten und beſchloſſen unter ſich allen Handel mit Großbritannien aufzuheben. Chatam und die Oppoſition ſprachen für die Sache der Colonien. Sie warfen dem Miniſter vor, daß er durch die den Americanern angedrohte Sclaverei den Bürgerkrieg entzünde. Lord North aber hielt den Krieg für unmöglich, oder für ſo leicht, daß die Regierung jede ernſtliche Vorbereitung auf denſelben unterließ. Indeß erklärte das Parlament im J. 1775, gegen Chatams Warnung, auf Lord Norths Vorſchlag, die Provinz Maſſachuſett ſei in Aufruhr. Als darauf Mehrere, namentlich Fox, zu gütlichen Mitteln riethen, ſo trat der Miniſter mit einem ſogenannten Verſöhnungsplane auf. England ſollte nämlich die Ausübung ſeines Beſteurungsrechts ſo lange aufſchieben, als die Americaner ſich ſelbſt den Abſichten des Parlaments gemäß beſteuern würden! Deſſen ungeachtet behauptete Lord North die Stimmenmehrheit gegen Burke's Ausſöhnungsplan, der bei dieſer Gelegenheit eine ſeiner berühmteſten Reden hielt. Unterdeſſen hatte man die friedlichen Anträge der Kolonien zurückgewieſen, und der brittiſche General Gage die Feindſeligkeiten bei Lexington den 19. April 1775 zuerſt begonnen. Einmüthig erhob ſich jetzt America unter Waſhington. — Vergebens proteſtirten mehrere Lords gegen ein ſo „ungerechtes und dem Lande verderbliches" Verfahren, durch welches die Miniſter

den Verluſt der Kolonien bewirken würden. Die Regierung mochte keinen Schritt zurückthun. Lord North trieb vielmehr die Sache aufs äußerſte, indem er durch die Capturacte alles Eigenthum der Americaner für gute Priſe erklären ließ. Auch der König hing zu hartnäckig an dem eingeſchlagenen Syſtem, als daß er auf Gründe der Vernunft und Billigkeit gehört hätte. Deſto nachdrücklicher ward für die Sache der Freiheit in ganz England geſprochen und geſchrieben; den tiefſten Eindruck auf die Nation machten des Dr. Rich. Price Observations on the Justice and Policy of the War with America. So ermuthigten Georg III. und ſein Miniſter wider ihren Willen den Freiheitsſinn der Völker. Zugleich hatte der blinde Eifer, mit welchem die brittiſche Regierung ihren americaniſchen Unterthanen das freie Bürgerrecht entreißen wollte, für Europa die nachtheilige Folge, daß die Theilung Polens im J. 1773 ohne Widerſpruch von Seiten Englands erfolgen konnte. Dabei hatte der Miniſter fortwährend mit der Oppoſition einen harten Kampf zu beſtehen, vorzüglich als er die Suspenſion der Habeas-Corpusacte in Vorſchlag brachte. Als er bald darauf die Geldhülfe des Hauſes zur Bezahlung der Kronſchulden und Vermehrung des Kroneinkommens verlangte, mußte er hören, daß dieſes Bedürfniß eine Folge des Beſtechungsunweſens und des Mißbrauchs in Ertheilungen von Penſionen ſei. Unter den Parlamentsgliedern, welche ſtets zur Ausſöhnung mit America riethen, zeichnete ſich vorzüglich Lord Chatam aus, den die Hinfälligkeit des Alters nicht abhielt, „die Unmöglichkeit, America zu erobern, ſelbſt wenn man Söldner in den Fleiſchbänken jedes deutſchen Despoten erhandle,“ zu beweiſen, und gegen die Abſcheulichkeit, daß Großbritanniens Miniſter den Tomahawk und das Skalpeiſen der Wilden als Bundeswaffen zur Unterjochung ſeiner Brüder brauchten, ſeine Stimme zu erheben. Auch Burke rief den Fluch der Nachwelt auf gegen dieſe ſchändliche Verbindung mit Canibalen. — Als nun die Kunde kam von dem Tage bei Saratoga, wo ein brittiſches Heer unter Bourgoyne (16. Oct. 1777) die Waffen ſtreckte, da brach der Zorn des Hauſes gegen den Miniſter los. Mit tiefem Schmerz, ja mit Thränen bekannte Lord North, ſeine Abſicht ſei gut geweſen; er wolle gern ſeine Stelle niederlegen, wenn er dadurch eine Ausſöhnung, die er ſtets gewünſcht, bewirken könne. Doch die Tories ſtimmten für die Fortſetzung des Krieges. Endlich ſchlug Lord North ſelbſt (17. Febr. 1778) Unterhandlungen mit America vor; er habe, geſtand er, ſtets eingeſehen, die Beſteurung America's würde nie die Staatseinkünfte vermehren; doch habe er nicht argwöhnen können, daß die von ihm in Anſehung des Theezolls genommene Maßregel ſo unglückliche Folgen haben werde u. ſ. w. Als hierauf Frankreich mit America ſich verbunden hatte, ſo wollten die brittiſchen Bevollmächtigten den Americanern mehr Rechte einräumen, als jene jemals verlangt hatten; allein es war zu ſpät. Der Congreß beſtand auf die Unabhängigkeit der Staaten. Die Unterhandlung zerſchlug ſich, und die Erbitterung war größer als je. Die brittiſchen Befehlshaber geſtatteten das wildeſte Verfahren; alles übertraf an Abſcheulichkeit die Zerſtörung von Wyoming. Zugleich beſtürmte Fox die Miniſter mit Anklagen, und Lord North ſelbſt war uneins mit dem königlichen Cabinet; indem er mit dem americaniſchen Congreß wie mit einer unabhängigen Macht einen Waffenſtillſtand einzugehen bereitwillig ſchien,

und dennoch auf die Dauer des Waffenſtillſtandes die Unabhängigkeit America's nicht anerkennen wollte. Indeß gab die Feſtigkeit, mit welcher die Regierung den von Lord Gordon gegen die Katholiken und die tolerant geſinnten Parlamentsglieder erregten Aufruhr des londner Pöbels unterdrückte, dem Miniſter ein neues Gewicht. Hierauf erklärte Großbritannien den vereinigten Niederlanden, welche der im J. 1780 von Rußland geſchloſſenen bewaffneten Neutralität beitreten wollten, den Krieg, weil die Generalſtaaten die verlangte Genugthuung nicht gegeben hatten. Nur wenige Stimmen tadelten den Miniſter wegen dieſes ſtolzen Schrittes. Das Glück ſchien damals den brittiſchen Waffen günſtig, und Holland war auf den Krieg nicht vorbereitet. Um dieſe Zeit (am 31. Oct. 1780) ſprach zuerſt William Pitt, Lord Chatams zweiter Sohn, gegen den Miniſter und für die von Burke vorgeſchlagene Beſchränkung der öffentlichen Ausgaben und des überwiegenden Einfluſſes der Krone. Am heftigſten aber griff Fox den Anleiheplan des Lords North an. Nur eine kleine Stimmenmehrheit rettete die Miniſter vor einer ſtrengen Unterſuchung ihres Verhaltens. — Auch der indiſche Krieg und das politiſche Verfahren des Generalgouverneurs Haſtings (ſ. d. Art.) ward heftig angeklagt. Man legte davon dem Miniſter die Schuld mit bei. Gleichen Tadel fand Lord Norths Benehmen gegen Irland. So ſehr er auch die iriſche Nation bei mehrern Anläſſen begünſtigt hatte, ſo ſtrebte dieſe immer zuverſichtlicher nach einer Art von Unabhängigkeit von dem brittiſchen Parlamente. Auch hier war es Pitt vorbehalten, die Fehler ſeines Vorgängers wieder gut zu machen. Endlich reizte das Unglück der brittiſchen Armee unter Cornwallis, welcher bei Yorktown (19. Oct. 1781) mit 7000 Mann kriegsgefangen wurde, die Oppoſition zu den härteſten Anklagen gegen Lord North. Auch der Landadel fing an ſich gegen den Krieg zu erklären, der bereits über 100,000 Britten das Leben gekoſtet und eine Ausgabe von 100 Millionen Pf. St verurſacht hatte. Das Haus bewilligte nur mit einer ſchwachen Stimmenmehrheit für das J. 1782 außer 100,000 Seeleuten 195,000 Mann Soldaten. Zuletzt fiel die Majorität der Miniſter bis auf eine Stimme herab. Da drang General Conway (27. Februar 1782) durch, daß die Kammer erklärte, die Fortſetzung des americaniſchen Krieges ſei dem brittiſchen Staatsintereſſe entgegen. Weil man nun als die Haupturſache des Nationalunglücks die Unfähigkeit der Miniſter anſah und den Lord North an ſeine Aeußerung erinnerte, daß er, wenn das Parlament ihm ſein Vertrauen entzöge, ſeine Stelle niederlegen wolle, ſo machte endlich der Miniſter den 19. März dem Hauſe bekannt, daß der König die Adminiſtration zu verändern entſchloſſen ſei. Alſo ward, nach Belshams Ausdruck, „dieſe infame Adminiſtration, die ſo lange der Fluch des brittiſchen Reichs geweſen, zur unausſprechlichen Freude aller Stände des Volks, gänzlich aufgelöſt." — Lord Thurlow blieb allein vom alten Miniſterium in ſeiner Stelle. Doch der Tod des Marquis von Rockingham (1. Juli 1782) und die Ernennung des Lords Shelburne löſte den Verein der Whiggs wieder auf. Fox, Burke u. ſ. w. legten ihre Stellen nieder. Unter den neuen Miniſtern befand ſich William Pitt. Das neue Miniſterium mußte ſich zum Frieden entſchließen, da der Krieg die Nationalſchuld um 121 Millionen Pfund Sterlinge vermehrt hatte. Alſo wurden den

30. Nov. 1782 die vorläufigen Friedensartikel zwiſchen Großbritannien und America unterzeichnet, und die dreizehn Staaten als unabhängig anerkannt. Gegen die Präliminarartikel des Friedens mit Frankreich und Spanien aber (21. Jan. 1783) erhob ſich im Unterhauſe Lord North; er betrachtete dieſen Frieden als nachtheilig und der brittiſchen Ehre zuwider. Man erſtaunte über die Kühnheit, mit welcher er ſich gegen einen Frieden erklärte, deſſen Nachtheile er ſelbſt verſchuldet hatte. Noch mehr erſtaunte man, als Fox ſich mit ihm verſöhnte. Dieſe „monſtröſe Coalition" ward heftig angefeindet. Fox, der Vertheidiger der Volksrechte, und North, der ſtolze Anwalt der königlichen Allgewalt, konnten unmöglich übereinſtimmen. Allein es war ſo, und ſie trugen den Sieg davon. Lord North erklärte, „ihn reue ſein Verhalten als Miniſter auf keine Weiſe; ſeiner Unſchuld ſich bewußt, fürchte er keine Anklage; da er übrigens zu dieſer Verbindung eingeladen worden, ſo könne man wohl vermuthen, daß er keinen ſeiner öffentlichen Grundſätze aufzugeben Willens ſei." Der König ſah ſich endlich durch den Einfluß der Coalition im Unterhauſe bewogen, eine andre Adminiſtration zu bilden; Pitt legte ſeine Stelle nieder, der Herzog von Portland kam an die Spitze der Verwaltung; Lord North aber und Fox wurden zu Staatsſecretairen, jener für das Innere, dieſer für die auswärtigen Verhältniſſe, ernannt. Auch Burke ward wieder angeſtellt. Die Mehrheit dieſes Miniſteriums gehörte zu den alten Whigs; Lord Stormont, Lord North und Lord Carlisle aber waren Tories. Dieſe ſonderbare Zuſammenſetzung ward bitter getadelt, ſo wie die von dem neuen Miniſterium durchgeſetzte Entſetzung des brittiſchen Parlaments auf die geſetzgebende Gewalt in Anſehung Irlands. Nun erhob ſich Pitt im Unterhauſe gegen die Finanzplane der Miniſter, und trug auf eine Parlamentsreform an. Doch ſiegte diesmal noch Lord Norths Beredtſamkeit. Aber Foxens Indiabill, welche die Compagnie aller ihrer Rechte beraubte, und die ſchon vom Unterhauſe angenommen war, wurde im Oberhauſe verworfen. — Der König ſelbſt erklärte: „er ſei damit hintergangen und getäuſcht worden!" Dies zog die Auflöſung der bisherigen Adminiſtration nach ſich, und der König ſandte (den 19. Dec. 1783) den beiden Staatsſecretairen ihre Entlaſſung; darauf ward Pitt zum erſten Lord und zum Kanzler der Schatzkammer ernannt. Indeſſen war die Oppoſition, zu der nun Lord North wieder gehörte, noch immer mächtig genug. Der König löſte daher das Parlament auf. In dem neuen gewann Pitt die Mehrheit, und vergebens wandte ſein unverſöhnlicher Feind North ſein Rednertalent an, um der Regierung entgegen zu arbeiten. Einige Jahre vor ſeinem Tode verlor Lord North, der ſeit dem Tode ſeines Vaters auch Graf von Guildford hieß, das Geſicht. Er ſtarb den 17. Aug. 1792 im 61. Jahre ſeines Alters, ohne große Reichthümer zu hinterlaſſen, indem er die großen Schätze, welche er in ſeiner langen Adminiſtration zuſammengebracht, größtentheils auf Beſtechungen verwandt hatte, um ſich in ſeinem Poſten zu behaupten. Ueber die Geſchichte der Adminiſtration des Lords North, während welcher die erſten Redner der Nation auftraten, vergl. man Histoire de l'administration de Lord North. P. I. II. London 1784, 8. K.

Northcote (James) Esquire. Dieſer vortreffliche engliſche Maler wurde 1746 zu Plymouth, wo ſein Vater ein beliebter

Uhrmacher war, geboren, und zur Erlernung eben dieſes Gewerbes beſtimmt. Aber ein unbeſiegbarer Hang zu den ſchönen Künſten vereitelte die Wünſche ſeines Vaters. Der freundſchaftlichen Vermittelung des Doctors Mudge verdankte es unſer Künſtler, daß Joſua Reynolds ihn 1771 als ſeinen Schüler aufnahm. Im J. 1776 verließ er ſeinen Lehrer, mit dem er in den angenehmſten Verhältniſſen gelebt hatte, um ſeine Kunſt für ſich zu betreiben. Nachdem er einige Zeit auf dem Lande zugebracht hatte, ließ er ſich in London nieder, und erlangte dort einen bedeutenden Ruhm. Auch ſchrieb er mehrere ſchätzbare Beiträge zu dem Artist, und die Biographical Memoirs of Sir Joshua Reynolds, welche reich an Anekdoten von verſtorbenen und noch lebenden merkwürdigen Engländern ſind, und eine kurze Analyſe von Reynolds bekannten Discourses enthalten. Dieſem Werke ließ Northcote 1813 ſeine Varieties on Art, 4. und 1815 ein Supplement to the Memoirs, 4. folgen.

Norwegen, im Schwediſchen Norrige, im Däniſchen Norge, ein mit Schweden vereinigtes Königreich auf der ſcandinaviſchen Halbinſel, wird gegen Oſten von Schweden und nach den übrigen Weltgegenden zu von der Nordſee begrenzt. Die Geſchichte Norwegens wird, ſo wie die Geſchichte der nordiſchen Reiche überhaupt, nicht eher etwas bekannter, als ſeit dem Ende des zehnten Jahrhunderts, da die chriſtliche Religion daſelbſt von Olaf I., nicht ohne Gewaltthätigkeit, eingeführt wurde. Einer ſeiner Nachfolger, Olaf II., ſetzte dieſe gezwungene Bekehrung (1020) fort, und brauchte die Religion als Mittel, mehrere kleine Könige, die mit ihm die Regierung des Landes theilten, zu unterdrücken. Canut der Große, König von Dänemark, eroberte Norwegen (1028), aber ſein Nachfolger behauptete es nicht lange, und das Land hatte wieder einheimiſche Könige, die ſelbſt eine Zeit lang Dänemark beherrſchten. Als mit Olaf V. (1387) der Mannsſtamm der norwegiſchen Könige ausſtarb, erbte deſſen Mutter, Margaretha, die Tochter Waldemars III., Königs von Dänemark, und Wittwe Königs Hakon VIII. von Norwegen, dieſes letztere Reich, und vereinigte es 1387 auf immer mit Dänemark. Doch behielt Norwegen, einige ſpätere Unterbrechungen ausgenommen, ſeine eigne Verfaſſung. Dieſe Vereinigung beider Reiche dauerte bis zum J. 1814. Als Preis des Beitritts zur Allianz gegen Frankreich war nämlich ſchon im J. 1812 von einigen alliirten Mächten das Königreich Norwegen, welches dem mit Frankreich verbundenen Dänemark entriſſen werden ſollte, der Krone Schweden zugeſichert worden. Nach der Schlacht bei Leipzig im October 1813 wandte ſich der Kronprinz von Schweden mit ſeinem Armeecorps gegen Dänemark, und nach einigen blutigen Auftritten im Holſteiniſchen wurde den 14. Januar 1814 der Friede zu Kiel geſchloſſen, in welchem Dänemark das Königreich Norwegen an Schweden abtrat. Da jedoch unterdeſſen der däniſche Prinz Chriſtian, Gouverneur von Norwegen, von den Ständen dieſes Landes, welche die im Kieler Frieden geſchehene Abtretung nicht anerkennen wollten, zum unabhängigen König von Norwegen erwählt worden war, ſo drang der Kronprinz von Schweden im Julius 1814 mit einer Armee in Norwegen ein, welches in vierzehn Tagen mit den ſtärkſten Poſitionen und Feſtungen, nach einigen nicht ſehr bedeutenden Gefechten, nicht ganz ohne Verdacht eines geheimen Einverſtändniſſes, in die Hände der Schweden fiel, nachdem das Volk ſich in allen Kirchen 4 bis 5 Monate vorher durch den feierlichſten Eid verpflichtet hatte, Blut und Leben

für ſeine Selbſtändigkeit zu laſſen. (S. die merkwürdige Geſchichte des Feldzugs 1814, von einem norwegiſchen Officier geſchrieben, überſ. im 1. H. der europäiſchen Annalen 1817). Hierauf wurde zu Moſt (am 14. Auguſt 1814) ein Waffenſtillſtand und eine Convention geſchloſſen, vermöge welcher Norwegen als ſelbſtändiges Königreich mit einer beſondern Conſtitution mit Schweden vereinigt werden ſollte. Die Conſtitution, welche der zu Eidswold (im Mai 1814) verſammelte Reichstag (Storthing) für Norwegen entworfen hatte, wurde vom König von Schweden ohne Einſchränkung angenommen. Zwar entſtanden in verſchiednen Theilen Norwegens Unruhen, aber ohne weitern Erfolg, und der zu Chriſtiania verſammelte Storthing beſchloß am 4. Oct. 1814 die Vereinigung Norwegens mit Schweden. Norwegen blieb als Königreich frei, unabhängig und ungetheilt. Ein ſchwediſcher Statthalter (Vicekönig) ſoll zu Chriſtiania reſidiren, und die Nation durch eine Deputation von drei Normännern in Stockholm vertreten werden. Der König hat die ausübende Gewalt, die geſetzgebende aber der Storthing, der aus den Repräſentanten der Nation beſteht, die in zwei Kammern, Odelsthing und Lagthing genannt, verhandeln und abſtimmen. — Norwegen iſt das eigentliche Vaterland der Normänner (ſ. d. Art.). Es enthält auf 7558 Q. M. nur 910,000 Einw. — eine ſehr geringe Bevölkerung, welche ihren Grund in dem rauhen Klima hat. In einigen Gegenden (in den Norrlanden mit Finnmarken) rechnet man nur 24 Menſchen, in andern 190 bis 196 Menſchen auf eine Quadratmeile. Das Clima iſt beſonders im öſtlichen Theile äußerſt rauh, und blos an der Küſte etwas gemäßigter. Die Luft iſt indeſſen ſehr geſund, und der Sommer, wie im ganzen Norden, kurz und brennend heiß. Das Land iſt durchgehends voll Moräſte, Wälder und Wüſteneien. In einigen Gegenden iſt gute Rindviehzucht, aber Getraide wird bei weitem nicht hinlänglich gebaut. Der Mangel deſſelben wird nicht ſelten (wie 1817) ſehr drückend, und ein großer Theil des Volks in den nördlichen Gegenden muß ſich dann blos mit getrockneten Fiſchen und Brot aus Birkenrinde ernähren. Der Haupthandel Norwegens beſteht in Holz zum Schiffbau, das vorzüglich nach England geführt wird. Die übrigen Ausfuhrartikel ſind: Eiſen, Kupfer, Pech, Harz, Salz, Butter, Pelzwerk, Aſche, trockne Fiſche und vorzüglich Heringe. Dagegen müſſen eine Menge andrer Bedürfniſſe, Getraide, Salz, Wein, Tabak ꝛc. eingeführt werden. Die dermalige Lage Norwegens iſt keineswegs günſtig. Die inländiſchen Producte finden weniger Abſatz im Auslande als ſonſt, und der Handel iſt ſehr geſunken, beſonders der ehemals ſo einträgliche im mittelländiſchen Meere. Die Bergwerke liegen größtentheils unbearbeitet, und es wird jetzt ſogar Eiſen aus Schweden eingeführt. Der Verfall des Geldweſens war ſehr fühlbar. Die Einnahme betrug im J. 1815: 542,648 Thlr. Silbergeld, und 13,047,000 Reichsbankothaler Nennwerth; die Ausgabe eben ſo viel. Die Landmacht iſt auf 12,000 Mann feſtgeſetzt, wovon aber in Friedenszeiten nur 2000 Mann unterhalten werden, jedoch ohne die Officiere zu rechnen. Außer einigen Kanonenböten hat Norwegen dermalen keine Kriegsſchiffe. Die Einwohner, eigentliche Norweger und Finnlappen, ſind durchgängig lutheriſcher Religion, und ihre Sprache iſt von der däniſchen ſehr wenig verſchieden. Das Volk theilt ſich in Adel (deſſen Fortdauer aber 1820 noch nicht entſchieden war) Klerus, Bürger und Bauern. Das Land wird in 5 Stiftsämter eingetheilt: Chriſtiania

oder Aggerthuus, in welchem Chriſtiania (die Hauptſtadt des Königreichs, mit 10,000 Einw.), Chriſtianſand, Bergen, Drontheim und Norrland mit Finnmarken (oder Norwegiſch Lappland.)

Norwich, Hauptſtadt der engliſchen Shire Norfolk, am Einfluſſe des Windsder in die hier ſchiffbare Yare. Die Stadt iſt groß, hat aber ſchlechte, unregelmäßige Straßen, 8800 Häuſer und 37,000 Einwohner. Unter 45 Kirchen iſt die Kathedrale die vorzüglichſte. Man findet hier ein ſtattliches Schloß auf einem Hügel, den Sitz eines Biſchofs, eine ökonomiſche Geſellſchaft und ein Blindeninſtitut. Norwich war ſchon gegen Anfang des 14. Jahrhunderts wegen ſeiner wollenen Zeuge, die Worſted Stuffs hießen, berühmt. Holländiſche Flüchtlinge ließen ſich hier zu verſchiedenen Zeiten nieder, und legten den Grund zum nachfolgenden Flor der Fabriken von Tüchern, wollenen Zeugen und Strümpfen in England. Von dieſen Worſtedſtuffs (unter Worſted verſteht man Langwolle, die gekämmt und geſponnen, zu wollenen Zeugen und Strümpfen angewandt wird), wohin feine Kamelotte, wollene Damaſte, wollene Atlaſſe, Kalmanke, Laſtings und Bombaſins gehörten, ging faſt alles ins Ausland und richtete ſich nach dem beſondern Geſchmack der verſchiedenen Länder. Durch die zunehmende Nachfrage von allen Theilen des Auslandes waren die Weberſtühle dermaßen in Arbeit, daß das inländiſche Garn und das der benachbarten Grafſchaften nicht mehr hinreichen wollte, ſondern überdies noch große Quantitäten Wollengarn aus Irland geholt werden mußten. Aber in den neuern Zeiten, ſeitdem die baumwollenen Zeuge wohlfeiler und beliebter wurden, und in verſchiedenen Ländern die Einfuhr der Norwichſtoffe verboten wurde, ging ein Markt des Auslandes nach dem andern verloren; daher hat auch die Zahl der Einwohner gegen die frühern Zeiten ſich vermindert. Indeß hat ſich die hieſige Induſtrie auf andere Gegenſtände gewandt. Man verfertigt beſonders Shawls, die den indiſchen nachgeahmt werden und jetzt ein beträchtlicher Handelsartikel nach allen Theilen der Welt geworden ſind. Anfangs wurden ſie aus Seide und feiner Wolle zuſammengeſetzt, in der Folge aus Seide und Baumwolle, aus Seide und Vigognewolle, wie auch aus dem feinen Haar der Seehunde. Ferner haben ſich jetzt Baumwollenfabriken hier erhoben, die zum Theil halbe Leinwand, geſtreiftes Matroſenzeug, gewürfelte Zeuge zu Betten und Schürzen, Tiſchdrell, Bauernhemden, Kattun, Bettdecken verfertigen. Seit einiger Zeit wird auch Hanfleinwand, nämlich grobe zu Sack- und Packtuch, und feinere zu Hemden und Betten, desgleichen Flachsleinwand gewebt. Auch verfertigt man eine überaus ſchwere Art von Kalmuck, wozu man den Abfall anderer Fabricate benutzt, der ſonſt verloren gehen müßte, und mehrere hundert Arbeiter haben dadurch Nahrung.

Noſairier heißt eine Mohammedaniſche Secte von der Partei der Schiiten, die ſich um 270 der Hedſchra bildete und ihren Namen von Noſraya im Gebiete Cufa, dem Geburtsorte ihres erſten Oberhauptes, erhielt. Zu den Zeiten der Kreuzzüge waren die Noſairier in Syrien und Meſopotamien weit verbreitet und wetteiferten an Macht mit den Ismaeliten. Durch die Siege der Türken wurden ſie jedoch auf den Strich des Gebirges Libanon in Syrien am Gemmack beſchränkt, den ſie jetzt noch als eine den Türken zinsbare, ſonſt aber ſelbſtändige Völkerſchaft innehaben. Ihr Hauptort Safita, acht Stunden von Tripolis (Tarablüs), iſt eine alte Feſtung mit einem Flecken von 250 Häuſern und die Reſidenz ihres weltli-

chen Sheiks, der ſie als erblicher Fürſt und Vaſall der hohen Pforte regiert. Das Gebiet der 800 Dörfer, in denen ihre ſtarke Bevölkerung unter den Statthalterſchaften Tripolis, Damask und Hamah wohnt, iſt wenig fruchtbar, aber ſehr fleißig mit Getraide, Gartenfrüchten, Feigen, Maulbeerbäumen, Pomeranzen und Wein, den ſie ſelbſt trinken dürfen, angebaut. Auch erzeugen ſie Baumwolle, Seide, Galläpfel, Krapp und andre Droguereiwaaren und treiben damit einen nicht unbedeutenden Handel. Ihre Sitten ſind roh und durch Ueberreſte heidniſcher Gebräuche, die an den Lingamdienſt erinnern, verderbt; denn ob ſie wohl die Vielweiberei für unerlaubt halten, geſtatten ſie doch an gewiſſen Feſttagen willkührliche Vermiſchung der Geſchlechter, und theilen ſich nach Art der Hindu in mehrere Caſten, von denen eine die andre drückt. Die Türken, denen ſie tapfern Widerſtand leiſten, und die Ismaeliten, ihre nächſten Nachbarn, verabſcheuen ſie, obgleich ihr Glaube von der Religionsanſicht der Letztern wenig abweicht. Sie ſind, wie dieſe (ſ. d. Art. Ismaeliten), Verehrer Ali's, nehmen die Seelenwanderung, aber keine Hölle und kein Paradies an. Die Chriſten lieben ſie und beobachten auch chriſtliche Feſte und Gebräuche, ohne jedoch ihre Bedeutung ganz zu kennen. Uebrigens zeigen ſich in ihrem Cultus noch viele Spuren des Naturdienſtes der alten Vorder-Aſiaten. Gewiſſe Thiere und Pflanzen ſind ihnen heilig, und die weiblichen Geſchlechtstheile, als Symbol aller Zeugung, ein Gegenſtand der Verehrung. Mit den Türken haben ſie aber eine Menge von Wallfahrtsörtern und Capellen gemein, in denen ihr Gottesdienſt mit großem Geräuſche geübt wird. Ein geiſtliches Oberhaupt, Scheikh Khalil, führt die Aufſicht darüber und wandert als Prophet unter ihnen umher. Die früher geltende Meinung, daß die Noſairier die ſyriſchen Sabier oder Johanniſchriſten wären, iſt durch Niebuhr und neuerdings noch durch die Nachrichten des franzöſiſchen Conſuls Rouſſeau in Aleppo vollkommen widerlegt. E.

Noſologie (aus dem Griechiſchen), nennt man in der Medicin die Wiſſenſchaft, welche ſich mit den Krankheiten an ſich, beſonders ihren Benennungen und ihrer Claſſification beſchäftigt. Einige gebrauchen dieſen Namen gleichbedeutend mit Pathologie, Andere ſehen ſie für einen Theil derſelben an. Man vergl. d. Art. Medicin und Pathologie.

Noſſa, ſ. Nordiſche Mythologie.

Nöſſelt (Johann Auguſt). Dieſer um die Univerſität Halle und um die theologiſchen Studien überhaupt hoch verdiente Gelehrte war zu Halle am 2. Mai 1734 geboren, machte ſeit 1755 eine gelehrte Reiſe durch Deutſchland, die Schweiz und Frankreich, fing dann im J. 1757 als Magiſter an, philologiſche und theologiſche Vorleſungen zu halten, und hatte ſchon als außerordentlicher Profeſſor im J. 1762 einen ſolchen Beifall, daß er den großen Hörſaal der Univerſität zu ſeinem Auditorium wählen mußte. Er blieb trotz mehrerer ehrenvollen Anträge auf dieſer Univerſität, wurde 1764 ordentlicher Profeſſor der Theologie und 1779 Director des theologiſchen Seminars. Deutlichkeit, Beſtimmtheit und Ordnung, verbunden mit tiefer Gelehrſamkeit, zeichneten ſeinen Vortrag aus; auch ſchritt er mit der Aufklärung des Zeitalters fort, und blieb noch in ſeinem hohen Alter für neue Anſichten empfänglich. Ihm war das theologiſche Syſtem kein geſchloßnes Ganzes, das keiner Vervollkommnung fähig wäre. Muthig widerſetzte er ſich allen Eingriffen, die man in Glaubens- und

Gewiſſensfreiheit zu thun verſuchte, wie er beſonders gegen die Glaubenscommiſſion unter Friedrich Wilhelm II. bewies. Der jetzige König von Preußen legte dem verdienſtvollen Greiſe den Charakter eines geheimen Raths bei und zeichnete ihn bei ſeiner Anweſenheit in Halle perſönlich als denjenigen Mann aus, dem die meiſten und vorzüglichſten Theologen in ſeinen Staaten ihre gelehrte Bildung verdankten. Um ſo ſchmerzlicher traf ihn das Schickſal Preußens im J. 1806, das er nur kurze Zeit überlebte. Er ſtarb als Senior der Univerſität am 11. März 1807. Von ſeinen Schriften ſind die vorzüglichſten ſeine *Vertheidigung der Wahrheit und Göttlichkeit der chriſtlichen Religion*, Halle, 1766; 5. Ausg. 1783, 8. Ueber den Werth der Moral ꝛc. Halle 1777 und 1783 8. *Anweiſung zur Bildung angehender Theologen*, Halle, 3 Bde. 1785 — 1789, und ſeine *Anweiſung zur Kenntniß der beſten theologiſchen Bücher*, Leipzig 1779, 4. Ausg. 1800, (fortgeſetzt von *Simon*). Die übrigen ſind exegetiſchen, moraliſchen und religiöſen Inhalts. *Niemeyer* hat ſeine Biographie geſchrieben. Halle 1809, 8.

Noſtradamus, eigentlich *Michel Notre Dame*, geb. 1503 zu St. Remy in Provence, ſtammte aus einer ehemals jüdiſchen Familie, ſtudirte Medicin, legte ſich etwas auf Quackſalberei, und fiel zuletzt auf die Lieblingskrankheit ſeines Jahrhunderts, die Aſtrologie Die Prophezeihungen, die er aus ſeiner Abgeſchiedenheit zu Salon in gereimten Quatrains zu ganzen Hunderten unter dem Titel Centurien) der Welt bekannt machte, erregten durch ihren Ton und ihre Dunkelheit ſelbſt großes Aufſehn. Heinrich II., König von Frankreich, ließ den Verfaſſer zu ſich kommen und beſchenkte ihn königlich. Als dieſer Monarch in einem Tournier durch Ungeſchicklichkeit verwundet wurde und das Leben verlor, glaubte man die Prophezeihung dieſes Todesfalls in dem 35. Quatrain der erſten Centurie des Noſtradamus zu finden, welches folgendermaßen lautetete:

Le lion jeune le vieux surmontera
En champ bellique par singulier duel,
Dans cage d'or les yeux lui crevera
Deux plaies une, puis mourir: mort cruelle!

Die angeſehenſten Perſonen ſeiner Zeit beſuchten ihn zu Salon. Carl IX. ernannte ihn zu ſeinem Leibarzt. Indeſſen fehlte es doch auch nicht an Leuten, die ſeiner Prophezeihungen ſpotteten. Jodelle machte unter andern folgendes Wortſpiel auf dieſen Propheten:

Nostra damus, cum falsa damus, nam fallere nostrum est,
Et cum fala damus, nil nisi nostra damus.

Noſtradamus, deſſen Prophezeihungen noch im J. 1781 von dem päpſtlichen Hofe verboten wurden, weil der Untergang des Papſtthums darin verkündet wurde, ſtarb zu Salon 1566. Merkwürdig iſt es übrigens, daß an demſelben Orte im ſiebzehnten Jahrhundert ein ähnlicher Zukunftverkündiger, ein gewiſſer François Michel, ſeines Gewerbes ein Hufſchmid, geboren wurde, der im J. 1697 an den Hof Ludwigs XIV reiſte und hier großes Aufſehn machte.

Notabeln (les notables), werden *die bedeutendſten Männer aller Stände* genannt. Obgleich in mehrern europäiſchen Staaten die verſchiednen Stände derſelben ſich verſammeln, wie z. B. in England das Parlament, in Holland die Generalſtaaten und in Spanien die Cortes, ſo fand nur doch in *Frankreich* die

Benennung von Notabeln Statt. Ihrer geſchieht in den ältern Annalen dieſes Staates mehrmals, der erſten Zuſammenkunft derſelben aber, die von einiger Bedeutung war, im J. 1613 Erwähnung. Eine zweite berief Richelieu im J. 1626. Seit dieſer Zeit fand kein König von Frankreich es ſeinem Intereſſe angemeſſen, eine ſolche Zuſammenkunft wieder zu veranſtalten, bis endlich im J. 1786 der Miniſter und General-Controleur Calonne auf den Gedanken gerieth, um mehrern Anordnungen, die er für nothwendig hielt, das ihnen fehlende Gewicht zu ertheilen, die Notabeln zu verſammeln. Die Verſammlung ſollte aus 7 Erzbiſchöfen, eben ſo vielen Biſchöfen, 36 Individuen aus dem Adelſtande (nach einigen Geſchichtſchreibern Frankreichs aus dem hohen Adel, 26 Herzogen), dem erſten Präſidenten und General-Procurator aller Parlamente im Reiche, 8 Staatsräthen, 4 Requetenmeiſtern, den Deputirten aus vier Provinzen und den erſten Mitgliedern der Stadtmagiſtrate von 24 Städten, überhaupt aus 136 Perſonen beſtehen. (Nach einer neuern, allen Glauben verdienenden, Geſchichte Frankreichs waren die vom 29. Dec 1786 datirten Verſammlungsſchreiben gerichtet: an 7 Prinzen von Geblüte, 9 Herzoge und Pairs von Frankreich, 8 Feldmarſchälle, 22 Edelleute, 8 Staatsräthe, 4 Maitres des Requets, 11 Erzbiſchöfe und Biſchöfe, 37 Oberrichter, 12 Deputirte der Pays d'Etats, den Civillieutenant und 25 obrigkeitliche Perſonen aus den verſchiednen Städten des Königreichs. Die Anzahl der Glieder war 144.) Nachdem ſie vom 22. Febr. bis zum 25. Mai 1787 ihre Sitzungen gehalten hatte, trennte ſie ſich wieder. Als Reſultate ihrer Arbeiten ließen ſich folgende anſehen: 1. Die Provinzialverſammlungen wurden nach der von den Notabeln vorgeſchlagnen Form eingeführt. 2. Der Finanzrath wurde ſo, wie ſie es gewünſcht hatten, eingerichtet, und folglich ſollten die Berechnungen der Einnahme und Ausgabe ſo wie die Anſchläge der Gnadenbezeugungen und Penſionen jährlich öffentlich bekannt gemacht werden. 3. Abſchaffung der Frohndienſte. 4. Abſchaffung der Abgaben von der Ein- und Ausfuhr, von einer Provinz in die andere, und Aufhebung der Barrieren zwiſchen ſelbigen. 5. Aufhebung der Salzſteuer, die nach und nach geſchehen ſollte, wie der Ertrag durch Erſparungen und Bonificationen zu erſetzen ſein werde. 6. Freiheit des Getraidehandels, und des innern Handels überhaupt. 6. Bonificationen in allen Departements und ſorgfältige, jährlich wenigſtens vier Millionen betragende Erſparungen. 8. Erſparungen im Hofſtaate der Königin und der Prinzen. 9. Eine jährliche Anleihe von 50 Millionen. 10. Eine Auflage von 50 Millionen auf ſolche Gegenſtände, die dem Volke am wenigſten zur Laſt fallen würden. 11. Die Provinzialverſammlungen ſollten keine neue Auflage ertheilen, ehe die Erſparungen bis auf 40 Millionen gebracht ſeien. So endigte ſich die Verſammlung von Männern, denen man einen guten Willen ſo wenig als den Geiſt und die Kraft, manche treffliche Ideen zu realiſiren, abſprechen kann. Sie macht in der neuern Geſchichte Frankreichs Epoche. Eine zweite Verſammlung der Notabeln wurde im Nov. 1788 berufen, um über die Form der zu verſammelnden Etats généraux zu berathſchlagen. DH.

Notarien, Notarii, (von nota das Zeichen) hießen anfangs bei den Römern diejenigen Sclaven oder Freigelaſſenen, welche als Geſchwindſchreiber (die ſich gewiſſer Abbreviaturen bedienten) vorzüglich bei den Senatsverſammlungen gebraucht wurden. Während des Ver-

falls des römiſchen Reichs nannte man notarii die Schreiber oder Secretaire der öffentlichen Behörden. In der neuern Zeit hießen notarii die vom Staat beſtellten öffentlichen Zeugen, deren ſich Privatperſonen in ihren Verhandlungen zu größerer Beglaubigung bedienen konnten und in gewiſſen Fällen bedienen mußten, und die in größerer oder geringerer Beziehung auf die Juſtizverfaſſung ſtanden. Unbedeutend waren die Notarien in England und Holland. In Deutſchland gehörte das Notariat zu den kaiſerlichen Reſervaten und konnte ſchon deswegen nie bedeutend werden, da die Juſtizverfaſſung jedes Landes die Wirkſamkeit eines kaiſerlichen Notarien (Notarius publicus S. Caesareae Majestatis) zu beſchränken ſuchte. Ihre Rechte und Pflichten beſtimmte Kaiſer Maximilian I. durch die Notariatsordnung von 1512. Bei uns iſt daher ein Notarius eine unter landesherrlicher Autorität beſtellte und vereidete Perſon, welche gewiſſe rechtliche Handlungen in Gegenwart von Zeugen zu vollziehen und darüber eine glaubwürdige Urkunde aufzunehmen die Befugniß hat. Letztere heißt das Notariatsinſtrument. In dem ehemaligen deutſchen Reiche ſtand nur dem Kaiſer oder den Reichsvicarien das Recht zu, entweder unmittelbar oder durch Pfalzgrafen Notarien zu ernennen; ſeit Auflöſung des deutſchen Reichsverbandes beſtellt ſie ein jeder deutſcher Landesherr durch ſeine Collegien. Ihre Rechte ſind jedoch in einzelnen Ländern (wie in Sachſen durch das Mandat von 1804) ſehr eingeſchränkt worden. Am bedeutendſten waren die Notarien in Frankreich ſchon vor der Revolution. Dieſe Wirkſamkeit haben ſie auch in der neuen franzöſiſchen Gerichtsverfaſſung unter genau beſtimmter Modificationen behalten. Die Organiſation der neuen franzöſiſchen Civilrechts Verwaltung beruht theils auf nicht rechtſprechenden, theils auf rechtſprechenden Anſtalten. Unter den nicht rechtſprechenden Anſtalten ſteht das Notariatsinſtitut oben an. Der franzöſiſche Notar iſt ein öffentlicher Zeuge in ſubjectivem und objectivem Sinn. Durch ihn bezeugt der Staat, und ſein Zeugniß wird für den Staat und für die ganze Geſellſchaft geführt und verwahrt. Er ſetzt Contracte, Schuldverſchreibungen und Vergleiche und alle andre, die willkührliche Gerichtsbarkeit betreffende Acten auf, die die Summe von 150 Fr. überſteigen. Notariatsbeurkundungen haben vollen Glauben, und es wird kein Zeugenbeweis gegen ſie zugelaſſen. Ihr Inhalt iſt der Rechtskraft gleich. Der Notar führt über alle von ihm vorgenommene Handlungen eine Regiſtratur und iſt für die Verwahrung derſelben den Parteien und dem Publicum verantwortlich. Hat der Gläubiger die Expedition ſeiner Schuldverſchreibung verloren, ſo findet er das Original bei dem Notar wieder. Die Notarien haben auch ein wichtiges Amt bei Erbtheilungen; denn obgleich ſie nach einem Sterbefall die Verſiegelung des Nachlaſſes nicht vornehmen, indem dieſe dem Friedensrichter obliegt, ſo verfertigen ſie doch die Inventarien, leiten das Erbtheilungsgeſchäft ein und berichtigen es. Die Notarien in dem Arrondiſſement eines Gerichtshofes erſter Inſtanz machen ein Corps aus, welches ein Collegium (chambre des Notaires) erwählt, das aus 1 bis 9 Mitgliedern (in Paris aus 19) beſteht und einen Präſidenten, einen Syndikus, einen Berichtserſtatter, einen Secretair und einen Einnehmer hat. Dieſes Collegium beſorgt nicht nur die innere Polizei, ſondern ſchlichtet auch in der Güte alle Streitigkeiten dritter Perſonen mit den Notarien über deren Amtsverrichtungen und Gebühren.

Noten, in der Muſik die Tonzeichen (notae musicae). Man bediente ſich als ſolcher ſchon im höchſten Alterthum gewiſſer Buchſtaben

des Alphabets. Die Hebräer ſollen ſich, nach der Behauptung Einiger, wie noch jetzt die Neugriechen, der Accente als Tonzeichen bedient haben. Wenn einige Männer im Alterthum, als z. B. Pythagoras oder Terpander, als Erfinder der Noten genannt werden, ſo iſt dieſes vielleicht nur aus dem in der Geſchichte der alten Künſte ſo gewöhnlichen Irrthum geſchehen, daß man denjenigen, der eine Erfindung zuerſt aus einem Lande in das andre verpflanzte, ſie verbeſſerte, oder aus der Verborgenheit des Geheimniſſes, worin ſich die Künſte anfangs fortpflanzten, ans Licht zog, für den erſten Erfinder derſelben anſah. Da die Griechen für die Töne der Vocalmuſik andre Zeichen wählten als für die Töne der Inſtrumentalmuſik, und da ſie noch nicht auf die Idee gekommen waren, ſich der Octave zu bedienen, um vermittelſt der vorgeſetzten Schlüſſel eine Menge der verſchiedenartigſten Töne auf eine analoge Weiſe zu bezeichnen, ſo ſieht man leicht ein, daß ſie einer unendlichen Menge von Noten bedurften. Und in der That belief ſich die Anzahl derſelben auf 990, wovon die eine Hälfte für die Vocal-, die andre für die Inſtrumentalmuſik beſtimmt war. Man wird fragen, wie es möglich war, mit der geringen Anzahl der Buchſtaben des Alphabets zur Bezeichnung einer ſolchen Menge von Tönen auszureichen. Allein man bewirkte dieſes dadurch, daß man den Buchſtaben eine verſchiedne Stellung und Form gab, ſie bald liegend, bald ſtehend, bald verkehrt u. ſ. w. vorſtellte. So diente allein das *Γ* durch verſchiedne Lage und Geſtaltung dazu, ſieben verſchiedne Töne zu bezeichnen. Auch nahm man die Accente zu Hülfe, indem man ſie theils allein als Noten gebrauchte, theils durch Hinzufügung derſelben zu den Buchſtaben neue Noten bildete. War ein Lied beſtimmt, mit Begleitung von Inſtrumentalmuſik geſungen zu werden, ſo ſtanden zuerſt die Noten Vocalmuſik, unter dieſen die Noten der Inſtrumentalmuſik und dann erſt der Text ſelbſt. Da die Sylben der griechiſchen Sprache größtentheils auf einer feſt beſtimmten natürlichen Quantität (Geltung in Hinſicht der Zeit) beruhen, ſo brauchten die griechiſchen Noten nicht die Dauer des Tons zu bezeichnen, welcher durch die Kürze oder Länge der Sylbe von ſelbſt gegeben war, und ſie konnten ſich daher in der Regel nur auf Bezeichnung der Höhe, Tiefe und Natur des Tons einſchränken. Bei den Sylben, welche ancipites (lang und kurz) waren, und deren Gebrauch in dem jedesmaligen Falle der mit den Geſetzen des Metrums und der Rhythmik weniger bekannte Muſiker hätte mißverſtehen können, bediente man ſich gewöhnlich des A, um den langen, und des B, um den kurzen Gebrauch der Sylbe zu bezeichnen. Die funfzehn Haupttöne des griechiſchen Tonſyſtems (die ſich von unſerm großen A bis zum eingeſtrichnen a erſtreckten) wurden zuerſt durch Papſt Gregor I. am Ende des 6. Jahrhunderts auf ſieben zurückgebracht und mit den ſieben erſten Buchſtaben des lateiniſchen Alphabets bezeichnet, ſo daß die Uncialbuchſtaben für die erſte Stimme, die kleinen Buchſtaben für die überſchlagende Stimme und die doppelten Buchſtaben für die doppelt überſchlagende Stimme gebraucht wurden. Dieſes zwar vereinfachte, jedoch immer noch ſehr unvollkommne Notenſyſtem dauerte, bis Aretin (Guido von Arezzo), ein Benedictinerabt, im J. 1022 auf die Idee gerieth, ſtatt der Buchſtaben ſich der Puncte mit fünf Linien (auch Notenſyſtem, Linienſyſtem genannt) zu bedienen, indem er die Puncte ſowohl zwiſchen die Linien als auf dieſelben ſetzte. Die Buchſtaben, deren man ſich vorher ſtatt der Noten ſelbſt bedient hatte, wurden nun Schlüſſel, claves (ſ. d. Art. Schlüſ-

ſel). Da indeſſen dieſe neuerfundenen Lintenpuncte noch nicht die Verſchiedenheit der Dauer der Töne bezeichneten, ſo blieb noch die Erfindung übrig, ihnen durch beſondre Geſtaltung auch dieſe Bedeutung beizulegen. Dieſe Erfindung wird von Einigen einem Deutſchen aus Cöln, Namens Franco, beigelegt, der gegen das Ende des 11. Jahrhunderts lebte. Andre ſchreiben ſie, oder wenigſtens ihre Vervollkommnung, dem Johann de Murs (Jean de Moeurs oder Meurs) zu, der zwiſchen den Jahren 1330 bis 50 angefangen habe, die einfachen Puncte in kleine Quadrate zu verwandeln, die bald ſchwarz, bald nicht ſchwarz waren, bald Striche, bald keine Striche hatten und bisweilen mit krummen Strichen (Schwänzen) verſehen waren, wodurch noch jetzt die Verlängerung und Verkürzung der Noten ausgedrückt wird. Die diminutio oder Verringerung und Zergliederung einer Note in Noten von geringerm Werth (z. B. wenn ein Viertel in zwei Achtel oder vier Sechzehntheile zergliedert wird) und der Gebrauch der laufenden Noten iſt zuerſt von Jean Mouton, Capellmeiſter Königs Franz I. von Frankreich, im 16. Jahrhundert erfunden worden.

Notendruck. Man muß in der Geſchichte des Notendrucks zwei Perioden unterſcheiden: die erſte, in welcher man ſich zum Notendruck ganzer Platten bediente, und die zweite, in welcher man die Noten auf eine ähnliche Weiſe ſetzte, wie man Schriften mit beweglichen Lettern ſetzt. In der erſten Zeit bediente man ſich dazu der Holztafeln. Die älteſten, wahrſcheinlich mit ſolchen Tafeln gedruckten, Noten, die man kennt, ſind vom J. 1473. Aus jenen Zeiten, wo der Notendruck mit Holztafeln noch nicht ganz vervollkommnet war, findet man gedruckte Bücher, in welche die darin vorkommenden Noten mit der Schreibfeder eingezeichnet zu ſein ſcheinen. Hierauf folgte der Notenſtich und Notendruck auf Kupferplatten und den wohlfeilern Zinnplatten, welcher Letztere zuerſt gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts ſehr gewöhnlich wurde. — Was die zweite Periode dieſer Kunſt betrifft, ſo iſt man ungewiß über den Erfinder der erſten gegoſſenen Muſiknoten. Gewöhnlich hält man dafür den Jacob Sanlecque (geboren zu Caulen in der Picardie 1558), einen berühmten Schriftgießer zu Paris, der daſelbſt im J. 1648 ſtarb. Die Kunſt, mit ſolchen Noten zu drucken, blieb indeſſen ſehr unvollkommen, ſo daß man ſich gewöhnlich lieber der Methode bediente, Noten in Zinnplatten mittelſt gewiſſer dazu gefertigter Stempel zu ſchlagen und ſie mit einer Kupferpreſſe anzuziehen, bis endlich der berühmte Breitkopf in Leipzig jene Kunſt, ſich der Noten wie der Buchdruckertypen zu bedienen, ſeit 1755 auf einen ſolchen Grad der Vollkommenheit brachte, daß er im Grunde für den erſten Erfinder derſelben gehalten werden kann. — Gegenwärtig wendet man auch den Steindruck auf Noten an.

Notenſetzer, Notenſetzmaſchine, auch **Phantaſirmaſchine.** Da es Muſiker gibt, welche in gewiſſen Augenblicken der Begeiſterung oft glücklicher auf dem Pianoforte phantaſiren, als ſie mit Abſicht und Bewußtſein zu componiren im Stande ſind, ſo hatte man ſchon längſt gewünſcht, eine Maſchine erfunden zu ſehen, welche, mit dem Fortepiano in Verbindung gebracht, die Phantaſien des Künſtlers ſogleich auf Noten ſetzte und ſo feſt hielte. Die erſte Idee eines ſolchen Inſtruments wurde der Welt in den Philosophical Transactions der Londner Akademie der Wiſſenſchaf-

ten vom J. 1747 (No. 483.) als Erfindung eines engliſchen Geiſtlichen, Namens Creed, mitgetheilt, ohne daß jedoch die nähere Angabe der Ausführbarkeit der Idee hinlänglich bewieſen war. Um das J. 1748 gerieth Unger, damals Landſyndikus und Bürgermeiſter zu Eimbeck, nachher braunſchweig-lüneburgiſcher Hofrath und erſter Geheimſecretair, ohne von Creeds Abhandlung Kenntniß zu haben, auf dieſelbe Idee; und ſeine Vorſchläge zur Ausführung wurden im J. 1752 von der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften gebilligt, jedoch nicht bekannt gemacht. Ein Mitglied dieſer Akademie, Sulzer, veranlaßte durch die Mittheilung einer unvollſtändigen Beſchreibung dieſer Ungerſchen Idee den Mechanikus Hohlfeld, einen Sachſen (geb. zu Hennersdorf 1711, geſt. 1771), ſogleich die Hand an die Ausführung zu legen. In den Nouveaux Mémoires de l'Académie royale des sciences et des belles lettres à Berlin vom J. 1771 findet ſich eine vollſtändige und mit zwei Kupfertafeln verſehene Beſchreibung der von Hohlfeld erfundnen Maſchine von Sulzer. Auch Unger gab im J. 1774 eine Beſchreibung eines Notenſetzers, wie er nach ſeiner Idee gemacht werden ſollte, heraus, ohne daß jedoch dieſer Vorſchlag von irgend einem Künſtler ausgeführt worden wäre. Die Hohlfeldiſche Maſchine enthält zwei Cylinder: um den einen dieſer Cylinder iſt das mit Notenlinien bezogne Papier gerollt, welcher ſich während des Spielens durch ein Triebwerk von der Rolle löſt, durch die angebrachten kleinen Bleiſtifte mit den Noten, deren Töne das Fortepiano angibt, bezeichnet wird und ſich ſo beſchrieben mit Hülfe jenes Triebwerks auf den zweiten Cylinder aufrollt. Die Akademie der Wiſſenſchaften hat dieſe Hohlfeldiſche Maſchine durch Kauf an ſich gebracht. Zu verwundern bleibt es, daß ein ſo nützliches Inſtrument ſeit jener Zeit nicht vervielfacht und von allen großen Künſtlern benutzt worden iſt.

Notenſtich, ſ. Notendruck.

Notenſyſtem, ſ. Noten.

Nothrecht heißt die Befugniß, aus Noth unrecht zu handeln. So widerſprechend das klingt, ſo iſt doch der Begriff in der philoſophiſchen Rechtslehre gegründet. Das oberſte Rechtsprincip: Enthalte dich jeder Handlung, (jeden Gebrauchs deiner äußeren Freiheit), neben welcher der Gebrauch der äußern Freiheit anderer Menſchen nicht würde beſtehen können, drückt die logiſche Bedingung aus, ohne welche unter Menſchen im Zuſtande der Wechſelwirkung allgemeine Rechtlichkeit nicht denkbar iſt. Hierbei wird als phyſiſche Bedingung vorausgeſetzt, daß die in Wechſelwirkung ſtehenden Menſchen in einer Sinnenwelt ſich befinden, in welcher es möglich iſt, dem Rechtsgeſetz gemäß ſich zu verhalten und bei dieſem Verhalten zugleich als Perſon (als Vernunftweſen mit innerer und äußerer Freiheit) fort zu exiſtiren. In einer Sinnenwelt, wo das überhaupt nicht möglich wäre, würde der Begriff des Rechts ohne praktiſche Realität ſein, weil er lediglich aus dem Vernunftgeſetze entſpringt, daß die Menſchen unbeſchadet ihrer Perſönlichkeit mit einander in Wechſelwirkung ſtehen ſollen. Jene phyſiſche Bedingung nun exiſtirt auf Erden im Allgemeinen; kann aber im Beſondern bisweilen mangeln. Zwei Menſchen können in eine ſolche Lage gerathen, daß der Eine die Rechte des Andern verletzen, oder aufhören muß als Perſon fort zu exiſtiren. Cicero führt als Beiſpiel zwei Schiffbrüchige auf Einem Brete an, welches

nur Einen tragen kann. Obwohl in ſolchen Fällen die Tugendlehre die Wahl zwiſchen Selbſtaufopferung und Tödtung des Andern frei läßt, ſo fällt doch das Rechtsprincip als unanwendbar weg, und es kann für Keinen von Beiden unrecht genannt werden, daß er den Andern herunter ſtoße, um ſich zu retten. Dieſe Einrede gegen den Vorwurf der Unrechtmäßigkeit heißt Nothrecht. (M. ſ. u. a. Müllners Elementarlehre der richterlichen Entſcheidungskunde §. 20 und 21.) Im Criminalrecht kommt dieſer Begriff unter dem Namen vor: moderamen inculpatae tutelae. Wer beweiſen kann, daß er einen Menſchen getödtet habe, weil außerdem er ſelbſt von ihm würde umgebracht worden ſein, iſt ſtraflos. Den übelſten Gebrauch von der Berufung auf das Nothrecht macht gewöhnlich der Staat, ſowohl in ſeinen völkerrechtlichen als in ſeinen inneren Verhältniſſen. Anſtatt es auf den Fall zu beſchränken, wo er ſelbſt als intellectuelle Perſon zu exiſtiren aufhören müßte, ſchiebt er dem Begriffe der rechtlichen Exiſtenz den ſchwankenden des ſogenannten Gemeinwohls unter und verletzt häufig die Rechte anderer Perſonen, vor allen ſeiner einzelnen Bürger, um angeblich das Geſammtwohl zu fördern. Die philoſophiſche Rechtswiſſenſchaft iſt in ununterbrochener, fruchtloſer Proteſtation gegen dieſe Staatspraxis begriffen, und Ernſt Platiner pflegte in ſeinen Vorleſungen ſcherzweiſe zu bemerken, daß dieſe Proteſtation nöthig wäre, weil ſonſt die rechtsgelehrten Staatsmänner den poſitiven Begriff einer Verjährung des Unrechts herauskünſteln würden. Mnr.

Nothlüge, ſ. Lüge.

Nothtaufe iſt diejenige Taufe, welche in dem Falle, wo ein neugebornes Kind die Ankunft des Pfarrers nicht erleben zu können ſcheint, von der Hebamme oder einer andern, eben gegenwärtigen chriſtlichen Perſon mit Ausſprechung der Taufformel und des chriſtlichen Glaubens verrichtet werden kann. Dieſe Erlaubniß hat die Kirche ſchon im 2. Jahrhunderte in der Meinung gegeben, daß ungetauft verſtorbne Kinder der ewigen Verdammniß nicht entgehen könnten. Wenn man nun auch in neuern Zeiten über das Schickſal ungetaufter Kinder liberaler denken gelernt hat, ſo iſt doch in den Kirchenordnungen zur Beruhigung der Aeltern die Erlaubniß der Nothtaufe beibehalten, und nur die Bedingung hinzugefügt worden, daß ein im Falle der Noth von einem Laien getauftes Kind, wenn es leben bleibt, in der Kirche oder zu Hauſe von dem ordinirten Pfarrer zur Beſtätigung ſeiner Taufe abermals eingeſegnet werden ſoll. Die katholiſche Kirche befiehlt auch Kindern, die noch nicht völlig geboren ſind, wenn zu fürchten ſteht, daß ſie nicht lebendig ans Licht der Welt kommen möchten, ſobald nur ihr Körper mit Waſſer erreicht werden kann, die Nothtaufe zu geben. E.

Nothwehr iſt die Abwendung dringender, einen unerſetzlichen Schaden (z. B. Verluſt der Jungfrauſchaft, eines Gliedes, des Lebens,) drohender Gefahr, in welche Jemanden der ungerechte Angriff eines Andern ſetzt, durch Gewaltthätigkeit (moderamen inculpatae tutelae). Sie iſt als ein Fall, in welchem eine Ausnahme vom Strafgeſetze Statt findet, anerkannt. Dann aber muß ſie dem Angriff angemeſſen und durch ihn hinlänglich begründet, auch obrigkeitliche Hülfe nicht vorhanden oder nicht leicht zu bewirken ſein. Denn Jeder hat ein Recht, ſeine Perſon und ſein Leben

zu vertheidigen, ſobald der Staat ihn vor der gegenwärtigen Gefahr nicht vertheidigen kann.

Notiren. Einen Wechſel notiren heißt, ſich die Aufnahme des förmlichen Proteſtes noch vorbehalten.

Notizenſchreiber nennt man in der deutſchen literariſchen Welt diejenigen, welche für die nicht politiſchen Unterhaltungsblätter Localnachrichten liefern. Dieſe Nachrichten ſelbſt heißen in der Sprache des deutſchen Journalweſens Correſpondenzen, und am häufigſten ſind die Erſcheinungen des Theaters ihr Gegenſtand. Daneben verbreiten ſie ſich nicht ſelten auch über andere Neuigkeiten der Kunſt, der Literatur und des geſellſchaftlichen Lebens. Sie ſind für das Beſtehen ſolcher Unterhaltungsblätter ſehr weſentlich, weil ſie ihnen in den Orten, woher ſie lauten, neugierige Leſer verſchaffen. Daher pflegen die Herausgeber in jedem bedeutenden Ort, wenigſtens Einen Notizenſchreiber zu dingen, der, obwohl er gewöhnlich anonym ſchreibt, dennoch im Orte ſelten lange unbekannt bleibt. Die Lage eines ſolchen Schriftſtellers hat Herr F. Raßmann in folgendem Klaglied beſungen:

Ich bin Notizenmacher Bei manchem Blatt,
Drum hab' ich Widerſacher In unſrer Stadt:
Wie Hornißſchwärme regen Sich dieſe Herrn,
Und möchten längſt mir legen Das Schreiben gern.
Der Eine, der im Zwinger Der Kirche hockt,
Ein Obſcuranten-Jünger, Im Sinn verſtockt,
Sperrt ſich, und will: es bleibe Ganz todt der Ort,
Und keine Zeitung ſchreibe Von ihm ein Wort.
Dem Andern iſt nicht Mühe Die Bühne werth,
„Wozu die lange Brühe Vom Gauklerheerd?"
Der Dritte hätt' genommen Gar gern mein Amt,
Weil er's nicht kann bekommen, Werd' ich verdammt.
Ein Vierter, ſchier beſeſſen Von ſeinem Ich,
Schmollt, daß man ihn vergeſſen So freventlich.
Ein Fünfter gar muß toben, Entbrannt im Zorn,
Wird einer vorgehoben, Der ihm ein Dorn.
Doch werd' ich fürder treiben Correſpondenz,
Von Neuigkeiten ſchreiben Die Quinteſſenz.
Die Leſer wird erfreuen Mein Mancherlei,
Stimm' ich nur nicht dem Schreien Des Pfuſchers bei.

Natürlich verführt ein ſolches Geſchäft leicht zum Mißbrauch der Publicität. Der bekannt gewordene Notizenſchreiber wird anfangs verachtet, dann gefürchtet, und endlich von denen, die gern öffentlich gelobt ſein wollen, beſtochen. In den Theaterſtädten haben die bekannten Notizenſchreiber gewöhnlich Freibillets, und die keins haben, ſuchen es durch hämiſchen Tadel zu bekommen, anderer größerer Niedrigkeiten nicht zu gedenken. Hierzu kommt, daß, ſo viel die neuen Theaterſtücke betrifft, die Lockung, öffentlich darüber zu ſchreiben, gewöhnlich für diejenigen am größten iſt, welche ſelbſt mit dem Dichten für die Bühne kein Glück gemacht haben. Daher die häufige Oppoſition gegen Dichtungen von Werth, und das unverſchämte Lob der mittelmäßigen und ſchlechten. Im Allgemeinen ſind die Uebel der Notizenſchreiberei um ſo größer, da oft ein und daſſelbe Individuum dieſes Geſchäft für mehrere Tageblätter zugleich verwaltet. Ueberhaupt thun die No-

tizenſchreiber der Dichtkunſt für die Bühne ſchon darum viel Schaden, weil die Stücke, ehe ſie noch gedruckt dem Urtheil des Publicums vorliegen, in ihre oft ungewaſchenen Hände fallen. Dieſe Schriftſtellerei, die nun einmal Mode geworden, auf beſſeren Fuß zu ſetzen, hätten die Journalredactionen in ihrer Gewalt, wenn ſie bei der Wahl ihrer Correſpondenten mehr auf Sachkenntniß ſähen und beſſer die Gründe für die Vermuthung redlicher Geſinnungen unterſuchten. Auch würden ſie wohl thun, die Notizenſchreiber nicht nach den gedruckten Zeilen zu honoriren, und aus ihrer oft ſehr breiten „Quinteſſenz von Neuigkeiten" (um mit dem Verf. des obigen Scherzgedichtes zu reden) die Quinteſſenz des Nützlichen und Angenehmen, des Belehrenden und Unterhaltenden von geſchickter Hand herausziehen zu laſſen. Daß je zuweilen ſo ein Fingerheld an das Licht gezogen, und andern zum Exempel von dem überlegnen Witz des Gegners dem Publicum in ſeiner Nudität gezeigt wird, das iſt nur ein Palliativmittel.

Notre (André le), geboren zu Paris im J. 1613, folgte ſeinem Vater in dem Amte eines Intendanten der Gärten in den Tuilerien. Er war der Erſte, der die Gartenkunſt in Frankreich auf eine hohe Stufe der Vollkommenheit brachte. (S. d. Art. Gartenkunſt.) Als der König die ſchönen Anlagen ſah, welche le Notre auf Foucquets Befehl bei deſſen Schloſſe Vaur-le-Vicomte gemacht hatte, übergab er ihm die Direction aller königlichen Parks. Jetzt hatte le Notre ein weites Feld, um ſeine Talente zu zeigen. Er verſchönerte Verſailles, Trianon, und legte zu St. Germain jene berühmte Terraſſe an, die man mit ſtets erneuerter Bewunderung wieder ſieht. Die Gärten von Clagny, Chantilly, St. Cloud, Meudon, Seaux und tauſend andre Verſchönerungen waren ſein Werk. Er reiſte nach Italien in der Abſicht, ſich daſelbſt weiter auszubilden. In Rom wurde er dem Papſt Innocenz XI. vorgeſtellt, den er umarmte, weil er, wie Einige behaupten, dieſes mit allen denen that, welche ſeinen König (Ludwig XIV.) bewunderten; ja ſogar dieſen König ſelbſt ſoll er, ſo oft er von einem Feldzuge zurückkehrte, umarmt haben. Im J. 1675 erhob ihn Ludwig XIV. in den Adelſtand. Le Notre beſaß auch Talente für die Malerei. Er hat das königliche Cabinet mit einigen Stücken bereichert, welche außerordentlich geſchätzt werden. Er ſtarb zu Paris im September 1700. Sein Neffe Desgots hat ſeine Lebensbeſchreibung herausgegeben.

Notre-Dame (der alte Ausdruck für die Jungfrau Maria, wie im Deutſchen unſre liebe Frau) iſt der Name der großen Kathedralkirche von Paris, deren zwei hohe viereckige Thürme eben ſo berühmt ſind wegen der vortrefflichen Ausſicht, die man daſelbſt hat, als wegen des feierlichen Klangs ihrer großen Glocken. Die Kirche ſelbſt enthält vier Reihen von Pfeilern, 54 Capellen, ein vortreffliches Chor und eine Menge der ausgezeichnetſten Denkmäler und Gemälde. Neben dieſer Kirche befindet ſich der Palaſt des Erzbiſchofs von Paris, der vor der Revolution über 20,000 Livres Einkünfte hatte, und mit deſſen Stelle die Pairwürde verbunden war.

Nottingham, die Hauptſtadt der Grafſchaft Nottinghamſhire, einer der angenehmſten und fruchtbarſten Grafſchaften des eigentlichen Englands, welche vom Fluſſe Trent durchſtrömt wird, und zwiſchen Linkolnſhire, Leiceſterſhire, Derbyſhire, Yorkſhire

liegt und auf einem Flächenraume von 36 Quadratmeilen 163 000 Einwohner enthält. Nottingham liegt am Trent, auf einer Anhöhe, und hat ein Schloß, einen der größten Marktplätze in England, enge und unreinliche Straßen, 5000 Häuſer und 34 000 Einwohner. Hier iſt der Hauptſitz der engliſchen Wollen- und Seidenſtrumpfmanufacturen, welche vorzüglich ſeit der Einführung von Arkwrights Spinnmaſchinen ſehr zugenommen haben. Man zählt hier über 3000 Strumpfweber, von denen einige das Paar baumwollene Strümpfe zu ½ Guinee verfertigen. Dieſe Strumpfwaaren gehen in großen Quantitäten nach America, Oſt- und Weſtindien, Deutſchland, Spanien und Rußland, auch nach Frankreich, wo man jedoch der einheimiſchen Fabriken wegen keine ſeidnen Strümpfe zuläßt. Außer Strümpfen liefern die hieſigen Fabriken Handſchuhe und Pantalons. Das Gewebe der Strümpfe wird durch Maſchinen hervorgebracht, die man in neuern Zeiten auch auf das Weben von ſeidenen Spitzen angewandt hat. Dieſe Artikel ſind: Spitzen-Handſchuhe, ſchwarze und weiße Spitzen, ſchwarze und weiße Schleier. Auch hat man angefangen aus dem feinſten Muletwiſt baumwollene Kanten zu weben. Noch beſitzt Nottingham eine Bleiweißfabrik, welche eine vortreffliche Waare liefert, die beſonders von Malern geſucht wird, weil die Zubereitung leichter von Statten geht als mit den übrigen Bleiweißſorten; ferner eine Peitſchenſchnurfabrik, Töpfereien und Alebrauereien.

Notturno's oder Notturnen ſind muſikaliſche Stücke, welche einfach geſetzt und dazu beſtimmt ſind, des Abends oder des Nachts im Zimmer oder unter freiem Himmel als **Ständchen** aufgeführt zu werden. Dahin gehören z. B. die in Spanien und Italien ſo häufigen Serenaden. In Italien gibt es Componiſten, welche in dieſer Gattung ausſchließlich arbeiten. Auch unter den Pariſern haben die Notturnen in den neueſten Zeiten viele Liebhaber gefunden, die ſie als eine Art von Converſationsmuſik behandeln.

Novalis, ſ. **Hardenberg**.

Nova-Zembla, oder **Nowaja-Semlja** (Neuland) ein 4255 Quadratmeilen großes Land, beſteht aus zwei Inſeln, welche durch die ſieben Werſte breite Straße Matotſchnoi getrennt werden, zwiſchen 70° bis 88° öſtlicher Länge, und zwiſchen 69° bis 78° Nordbreite liegen und zu dem ruſſiſchen Gouvernement Archangel gerechnet werden. Die ſüdliche Inſel iſt größer als die nördliche. Südlich von Nova-Zembla ſind die durch die Waigatſtraße vom feſten Lande getrennten Waigatz-Inſeln. Blos im Sommer wird dieſes Land von ruſſiſchen Jägern und Fiſchern beſucht, welche hier Schwäne, Gänſe, Fiſche, Wölfe, Rennthiere, weiße Bären, Steinfüchſe und Wallroſſe fangen. Das Land iſt faſt immerwährend mit Schnee und Eis bedeckt und im Winter von einer drei Monate lang ununterbrochenen Nacht umhüllt, welche blos durch die am Nordpol häufigen Nordlichter zuweilen erhellt wird. Auf der Nordküſte finden ſich ſehr hohe Berge, von denen einige weit über die Wolken hinausragen. Das Innere des Landes iſt noch unbekannt; ſo weit man es kennt, hat man darin weder Gras noch Baum, ſondern blos Moos und einige Weidenſträuche ohne Blätter gefunden. Da unbeſtimmte Nachrichten und Ueberlieferungen die Meinung verbreitet hatten, als wenn Nowogorod, dieſer mächtige altruſſiſche Handelsſtaat, in früheren Zeiten auf Nova-Zembla ergiebige Silberberg-

werke habe bearbeiten laſſen, ſo ſchickte der Reichskanzler, Graf Romanzow, auf ſeine Koſten im J. 1807 mehrere Bergwerksverſtändige nach Nova-Zembla, unter denen ſich ein Deutſcher, Namens Ludloff, befand. Dieſe Expedition fuhr in die Straße Matotſchnoi, welche beide Inſeln trennt, und Ludloff machte von hier aus mit ſeinen Bergarbeitern eine Streiferei in das Land hinein und ſtieß überall auf eine Menge verſteinertes Holz. Der Boden war mit Moos bewachſen, und nur ſelten blickte zwiſchendurch ein dünnes und niedriges Gras. Sie unterſuchten hernach die ſechs Meilen von der Nordſeite dieſer Straße entfernte Silberbucht, von wo aus ehemals die ruſſiſchen Silberflotten ausgegangen ſein ſollten. Sie fanden aber nicht das geringſte Merkmal, daß hier jemals irgend ein Bergbau betrieben worden ſei, auch durchaus keine Anzeige ſilberhaltiger Gänge. Die Ufer der Bucht beſtehen meiſtentheils aus Talkſchiefer, Glimmerſchiefer und Katzenſilber, woher dieſe Meinung von reichhaltigen Silbergruben in Nova Zembla entſtanden zu ſein ſcheint. Nach Ludloffs Meinung iſt die ſüdliche Küſte der Straße Matotſchnoi die beſte und nahrungsreichſte Gegend von ganz Nova-Zembla; denn außer mehreren fiſchhaltigen Flüſſen trifft man dort eine Menge Wallroſſe, Steinfüchſe, Eisbäre und Rennthiere an, auf den Felſenſpitzen aber halten ſich eine unglaubliche Menge verſchiedener Vögel auf.

Novatianer hießen die Anhänger des römiſchen Presbyters Novatianus, der während der Chriſtenverfolgung unter dem Kaiſer Decius behauptete, daß die aus Furcht vor zeitlichen Uebeln vom Chriſtenthume Abgefallenen auch dann, wenn ſie bußfertig zur Chriſtengemeine zurückkehrten, nicht wieder aufgenommen werden dürften. Er ſonderte ſich darum von der nachſichtigeren orthodoxen Kirche ab, und ſeine Anhänger bildeten ſeit 252 eigene Gemeinen, die ſich durch den Ruhm, keine lauen Glieder in ihrer Mitte zu dulden, beſonders in Italien und Africa bis in das 6. Jahrhundert erhielten. E.

Novation (Neuerung, Umſchaffung), heißt juriſtiſch im weitern Sinne jede Veränderung, die mit einer vorhandenen Verbindlichkeit vorgeht, im engern Sinne die Verwandlung einer alten Verbindlichkeit, welche dadurch vernichtet wird, in eine neue. Heutiges Tages wird eine Novation angenommen, wenn der ganze Grund der alten Verbindlichkeit aufgehoben wird, oder doch ſolche zufällige Stücke derſelben verändert werden, die auf ſie einen weſentlichen Einfluß haben. Eine ſtillſchweigende Novation nimmt der Gerichtsgebrauch nur an, wenn entweder zu erweiſen iſt, daß die Parteien eine Novation beabſichtigt haben, oder wenn die alte Verbindlichkeit bei Feſtſetzung der neuen erwähnt worden iſt, ſollte ſie auch nicht ausdrücklich für aufgehoben erklärt worden ſein.

Novellen nennt man im römiſchen Recht die neueren oder nachträglichen Geſetze, welche dem Juſtinianiſchen Codex angefügt wurden und einen Theil des Corpus juris ausmachen. (S. Civilrecht und Corpus juris.) Im Fache der redenden Künſte bedeuten Novellen kleine proſaiſche Erzählungen oder Romane, welche größtentheils erotiſchen und ſcherzhaften Inhalts ſind und ſich auf wenige Situationen beſchränken.

Noverre (Jean Georges), ein berühmter Balletmeiſter und Schöpfer des neuern franzöſiſchen Tanzes, wurde zu Paris den 29. April 1727 geboren. Sein Vater, Louis Noverre, welcher Adjutant Carls XII. geweſen war, beſtimmte ihn für die militäriſche Laufbahn; allein die entſchiedene Neigung des jungen Noverre zu den Künſten, insbeſondere für Muſik und Tanz, führten ihn zu einer andern Beſtimmung. Im Tanz bildete er ſich unter dem großen Dupré, und brachte es bald dahin, daß er ſchon im J. 1740 mit dem größten Beifall ſich auf dem Hoftheater zu Fontainebleau zeigen konnte. Bald darauf ging er auf einige Zeit nach Berlin, wo er von Friedrich dem Großen und dem Prinzen Heinrich außerordentlich geſchätzt wurde. Nachdem er ſich von 1749 an abwechſelnd zu Paris und Lyon aufgehalten und mehrere berühmte Ballets erfunden hatte, gab er 1760 die berühmten Lettres sur la danse et sur les ballets (Lyon, 2 Bde.; auch 1768. 8. deutſch, Hamb. und Leipz. 1769. 8.) heraus, welche auch ſein Anſehen als Schriftſteller in der Kunſt, in deren Ausübung er ſo groß war, begründeten und von Voltaire ſehr gerühmt wurden. In ihnen lehrte er, daß der Tanz mehr als eine mechaniſche Bewegung, daß er ein Kunſtwerk ſey, welches Ausdruck und Charakter verlange. Hierauf wurde er an den würtembergiſchen Hof berufen und verſchönerte durch ſeine Ballets einige Jahre lang die Feſte, die zu den ausgeſuchteſten und feinſten gehörten, welche man an europäiſchen Höfen ſehen konnte. Sein Ruf veranlaßte eine Einladung nach Wien, wo ihn die Kaiſerin Maria Thereſia mit Gunſtbezeugungen überhäufte. Von Wien aus machte er eine Reiſe nach Mailand, wo er die Feſte verherrlichte, die der Erzherzog Ferdinand nach ſeiner Vermählung gab. Einen Antrag, nach London zu gehen, ſchlug er aus und nahm dagegen in Paris die Stelle des oberſten Maître des ballets bei der Académie Royale de Musique an. Blos während der ſtürmiſchen Zeit der Revolution hielt er ſich in London auf. Durch dieſe Revolution hatte er den größten Theil ſeines Vermögens verloren. Indeſſen ertrug er dieſen Verluſt mit Standhaftigkeit. Im J. 1807 gab er die Lettres sur les arts imitateurs en général et sur la danse en particulier heraus, die er der damaligen Kaiſerin dedicirte. Seine ſämmtlichen Werke erſchienen zu Petersburg in 4 Bänden 1803, 4. Noch vor ſeinem Tode, der erſt am Ende des Octobers 1810 zu St. Germain-en-Laye erfolgte (ſein Vater ſtarb 105 Jahr alt, und ſein Bruder, auch Tänzer, wurde über 80 Jahr), arbeitete er an einem Dictionnaire de la danse. — Wie groß Noverre ſich in ſeiner Kunſt fühlte, beweiſt ſein Ausſpruch, „daß das 18 Jahrhundert nur drei große Männer aufzuweiſen habe, Friedrich den Großen, Voltaire und Noverre.“ Seine pantomimiſchen Ballette zeichneten ſich durch treffliche Gemälde und Handlungen aus und bewährten ſeinen feinen Kunſtſinn. Seine berühmteſten Schüler ſind Gardel, Gollet und Veſtris.

Noviciat iſt der Zuſtand, in dem ſich die Candidaten geiſtlicher Orden während des Probejahres befinden, das ſie vor förmlicher Ablegung der Ordensgelübde beſtehen müſſen, und während deſſen ſie noch zurücktreten können. Es wird nach der Regel des heiligen Benedicts in Mönchs und Nonnenklöſtern beobachtet und pflegt für die Novizen (ſo heißen die im Noviciat ſtehenden Neulinge) ſehr beſchwerlich zu ſeyn. Sie müſſen die geiſtlichen Uebungen und den Kirchendienſt ihres Ordens erlernen, die niedrigſten Hausarbeiten für das Kloſter verrichten, ſich außer gewiſſen dazu feſtgeſetzten Stunden des

Sprechens enthalten, dem Novizenmeiſter, einem Ordensgeiſtlichen, unter deſſen beſonderer Aufſicht ſie ſtehen, von den unbedeutendſten Handlungen Rechenſchaft geben und ſich bei dem geringſten Verſehen harten Strafen unterwerfen. Nicht alle Orden und Klöſter ſind ſich in Rückſicht der Strenge in der Behandlung ihrer Novizen gleich, und in Fällen, wo entweder die Beſorgniß, ſie könnten dadurch von der Ablegung des Ordensgelübdes abgeſchreckt werden, oder gewiſſe Familienrückſichten eintreten, hat man ihnen das Kloſterleben ſchmackhafter zu machen gewußt. E.

Novoſilzof (Baron von), gegenwärtig Präſident der Akademie der Wiſſenſchaften zu Petersburg, machte insbeſondere durch ſeine diplomatiſche Sendung an Napoleon im J. 1805 und die daraus hervorgegangenen Folgen großes Aufſehen. Sie hatte ſcheinbar die Vermittelung zwiſchen Frankreich und England zum Zweck. Da aber während ſeiner Reiſe von Petersburg nach Berlin Napoleon Genua mit Frankreich vereinigt hatte, ſo glaubte Novoſilzof, die franzöſiſchen Päſſe nicht annehmen zu dürfen, welche ihm in Berlin von dem franz. Geſandten Laforeſt eingehändigt wurden, und erließ nach einigen Tagen eine Note an den Fürſten **Hardenberg**, worin dieſe neue Anmaßung Napoleons nicht mit Unrecht in das grellſte Licht geſtellt wurde. Der Moniteur erwiederte dieſe Note mit ſeinem gewöhnlichen Hohn, und man behauptet, daß dieſe Antwort eine der wenigen ſei, die Napoleon ganz allein und mit eigner Feder entworfen habe. **Novoſilzofs** eigentlicher Zweck war aber wohl, das Bündniß mit Preußen vorzubereiten, das ſpäter im November durch Alexander ſelbſt zu Stande kam, durch die Schlacht von Auſterlitz aber getrennt wurde. Im J. 1814 war Novoſilzof Mitglied der proviſoriſchen Regierung Polens. Er iſt gegenwärtig mit dem ſchwierigen Auftrage belaſtet, ein Geſetzbuch für Rußland auszuarbeiten.

Nox, eine Gottheit bei den Römern, ſ. d. Art. **Nacht**.

Nubien, ein großes Land in Africa zwiſchen dem 45.—55.° öſtl. Länge und dem 13.—24° nördl. Br., wird gegen Oſten von dem arabiſchen Meerbuſen und der Küſte Aber, gegen Norden von Aegypten, gegen Weſten von Darfur, gegen Süden von Abyſſinien begrenzt und ſoll über 12,000 Q. M. enthalten. Es wird vom Nil durchſtrömt, der hier den Takaze aufnimmt. Im Norden des Landes befinden ſich ungeheure Sandwüſten, in welchen räuberiſche Nomaden den Karawanen auflauern. Nur der Theil des Landes, welcher zunächſt an Aegypten grenzt, mit der Küſte Habeſch oder Neuarabien, iſt dem türkiſchen Paſchalik Dſchidda in Arabien unterworfen. Im Innern des Landes befinden ſich eigne Reiche, unter denen **Dongola** und **Sennaar** die beträchtlichſten ſind. In **Dongola** oder **Dungala** liegt die Hauptſtadt gl. Namens am Nil und ſoll über 10,000 Familien enthalten. Das Reich **Sennaar** wird von einem Negerſtamm beherrſcht und hat ſich die benachbarten arabiſchen Horden tributpflichtig gemacht; der König ſoll eine ſtehende Armee von 12,000 Mann unterhalten. Die Hauptſtadt, welche ebenfalls Sennaar heißt, unterhält einen lebhaften Handelsverkehr, vorzüglich mit Arabien. Die Anzahl ihrer Einwohner wird zu 100,000 angegeben. Im Allgemeinen iſt das Klima von Nubien unerträglich heiß und blos in den öſtlichen Gebirgen etwas gemäßigt. Unter der Fülle von Producten ſind Elephanten, Cameele, Pferde, Zibetkatzen, Sclaven, Pagageien, Giraffen, Löwen, Tiger, Strauße, Hyänen, Panther, Flußpferde, Crocodille, Sennesblätter, Eben- und Sandelholz, Bambusrohr,

Gummi, Getreide, Tabak, Zucker, Reiß, Flachs, Wein, Melonen und Gold (aus Bergwerken und Flüſſen) die vorzüglichſten. Die Nubier ſind ein Negerſtamm und meiſt Jacobschriſten.

Nudeln ſind bekanntlich eine Eßwaare, aus feinem Reiß-, Mais- oder Weizenmehle verfertigt, das man mit Eidotter und Waſſer zum Teig knetet. Man hat Fadennudeln und **figurirte** oder **Schneckennudeln** (ſternförmige, kornähnliche). Jene werden durch eine Spritze, dieſe durch Formen gefertigt. Urſprünglich ſind die Nudeln italieniſches Fabricat (ſ. **Maccaroni**), ſie werden aber jetzt auch in Deutſchland, zu Nürnberg, Erfurt, Dresden, Halle, Prag u. a. O. bereitet. F.

Nugent (Graf), ein ausgezeichneter öſterreichiſcher Feldherr, der 1817 als Generalcapitain der neapolitaniſchen Landmacht in die Dienſte des Königs Ferdinand I. trat. Er hat ſich insbeſondere durch die Feldzüge in Italien in den J. 1813 bis 1815 durch Tapferkeit und durch die kluge Leitung der dort ſehr verwickelten Angelegenheiten berühmt gemacht. Seine Familie ſtammt urſprünglich aus Schottland; ſein Vater iſt als Gouverneur von Prag und als Geſandter Joſephs II. am Berliner Hofe bekannt geworden. Im Jahr 1813 leitete Nugent die Kriegsoperationen gegen den Vicekönig **Eugen** mit vieler Umſicht. Murat hatte ſich nach ſeiner Zurückkunft aus der Schlacht von Leipzig den alliirten Mächten zu nähern geſucht. Nachdem er förmlich zur Coalition gegen Frankreich überzugehen erklärt hatte, ſchloß Nugent am 7. Febr. 1814 mit deſſen Bevollmächtigtem, dem General **Livron**, eine Uebereinkunft über die Stellung ab, welche beide Armeen, die ſich nicht mehr als feindliche betrachteten, einnehmen ſollten. Als in Folge dieſer Convention Nugent dem Grafen **Bellegarde** zu Hülfe eilen wollte, widerſetzte ſich der neapolitaniſche General, der in Reggio commandirte, ſeinem Uebergang über die **Enza**. Nur durch die Drohung ſich den Weg mit dem Degen in der Fauſt bahnen zu wollen, errang Nugent den freien Durchzug. Dieſe Umſtände ſetzte er in einer Denkſchrift aus einander, die er Lord Caſtlereagh während des Wiener Congreſſes als Antwort auf eine andere des Geſchäftsführers Murats, des Herzogs von Campo Chiaro, zuſtellte und die auf die Entſchlüſſe des Wiener Congreſſes, in Beziehung auf **Murat**, großen Einfluß hatte, da ſie deſſen doppelzüngiges Betragen bis zur Evidenz ans Licht brachte. In jenem Feldzuge blieben jedoch die öſterreichiſchen Truppen mit den neapolitaniſchen vereint, und beide lieferten dem franz. Heere das glorreiche Gefecht bei Reggio, deſſen Ehre ſich Murat zueignete, ob ſie gleich dem Grafen Nugent gebührte. Als Murat im J. 1815 nach Buonaparte's Entweichung von Elba die Maske abgelegt hatte, befehligte Nugent den rechten Flügel der öſterreich. Armee, die ſich Toscana's bemächtigte. Während **Bianchi** Murat auf den Ferſen folgte, drang Nugent bis Rom vor, wo er am 4. Mai eintraf. Durch eine Proclamation vom 12. forderte Nugent das neapolitaniſche Volk auf, den Uſurpator zu verlaſſen, ſetzte ſich darauf mit ſeiner Armee in Bewegung, erfocht bei Ceprano und St. Germano glänzende Vortheile und erreichte Neapel zugleich mit Bianchi. In Neapel ſchiffte er ſich mit einer öſterreich. Truppenabtheilung nach Frankreich ein, wo er im Departement der Rhonemündungen den Befehl übernahm. Im Auguſt 1815 kehrte er nach Neapel zurück und übernahm den Oberbefehl über die neapolitaniſche Armee. In der Folge veranlaßte er durch die Abſchaffung des franzöſ. Dienſtreglements und die Einführung des öſterreichiſchen bei dem Heere

große Unzufriedenheit. Als die Inſurrection zu Montefortе den 2. Juli 1820 ausgebrochen war, rieth er, ſo auch der Miniſter Medici, am 5. dem Könige, ſich aus dem Reiche zu entfernen. Dies reizte das Volk gegen beide ſo auf, daß ſie ſich nur mit Mühe durch die Flucht ins Ausland retten konnten. Späterhin nahm General Nugent vom Könige Ferdinand ſeine Entlaſſung und trat in die öſterreich. Armee zurück, ohne jedoch an dem Zuge gegen Neapel Theil zu nehmen.

Nukahiwa, auch **Madiſonsinſel**, die größte unter den Waſhingtons-Inſeln in Auſtralien, welche 1791 der nordamericaniſche Schiffscapitain Ingraham entdeckte. Indeſſen lernten wir die Inſelgruppe und beſonders Nukahiwa erſt durch Kruſenſtern vollkommen kennen, der im Mai 1804 hier einige Tage verweilte. Nukahiwa wurde von Ingraham: Federal-Island, dann von Marchand: Isle Baux, von Hergeſt: Sir-Henry-Martins-Island, und von Roberts, einem americaniſchen Schiffscapitain: Adams-Island genannt. Die Anzahl der Einwohner wird auf 18,000 geſchätzt, von welchen 5000 Krieger ſind. Die größte Länge der Inſel von der Südoſt- bis zur Weſtſpitze beträgt 17 Meilen. Das Klima iſt zwar ſehr heiß, aber doch nicht ungeſund. Da der Mangel an Bewäſſerung, welche hier nur durch die tropiſchen Regen bewirkt wird, der Fruchtbarkeit des Bodens ungeachtet, einen Ueberfluß an Lebensmitteln verhindert, ſo entſteht, wenn jene Regen etwas länger ausbleiben, große Hungersnoth. Fiſche, Schweine, Cocosnüſſe, Brotfruchtbaum, Wurzeln und Zuckerrohr ſind Hauptproducte und Nahrungsmittel. Die Nukahiwer gehören zu dem röthlichbraunen oder weißern Stamme der Südſeeinſulaner, die man für Abkömmlinge der Malaien hält. Sie ſind die ſchönſten unter allen Auſtraliern. Kein Volk ſcheint die Kunſt des Tattowirens weiter gebracht zu haben, als dieſes. So gutmüthig ſie ſcheinen, ſo heimtückiſch und grauſam zeigen ſie ſich. Sie führen oft Kriege, blos um Menſchenfleiſch zu freſſen, wonach ſie ſehr lüſtern ſind. Die Könige haben hier nicht ſo großes Anſehen als anderwärts. Die Prieſter ſind unverletzlich, aber von ihrer Religion weiß man faſt nichts. Die Polygamie findet zwar nicht Statt, allein der Ehebruch iſt ſo gewöhnlich, daß er die Stelle derſelben vertritt. Im J. 1813 nahm Nordamerica die Inſel in Beſitz; im J. 1815 unterwarf ſie ſich den Engländern. Im Süden iſt der ſchöne Hafen Tſchitſchagoff.

Nullität (latein.), die Nichtigkeit. So nennt man **Nullitätsklage**, **Nichtigkeitsklage**, die Klage, die man gegen die Gültigkeit eines Rechtsactes anſtellt. Sie bezieht ſich auf die geſetzwidrige Handlung eines Privaten oder auf die Handlung (Urtheil) eines Gerichts, welche den Geſetzen zuwider oder gegen ein ſchon vorhandenes rechtskräftiges Urtheil vorgenommen, oder von einem incompetenten Gericht vollzogen worden iſt, und hat zum Zweck, daß eine ſolche Handlung für ungültig erklärt werde. In dem neuern franz. Rechte iſt der Begriff der Nullität überaus ſcharf gefaßt, und es ſind eine Menge von Formen vorgeſchrieben, deren Nichtbeobachtung ſogleich die Ungültigkeit des ganzen Verfahrens nach ſich zieht. Den Begriff der Nullität einer Proceßhandlung hat von Almendingen in der Metaphyſik des Civilproceſſes mit philoſophiſcher Schärfe aus dem allgemeinen Begriffe der Zweckmäßigkeit und Zweckwidrigkeit entwickelt. In Bezug auf Urtheilsſprüche findet man ihn in Müllners Elementarlehre der richterlichen Entſcheidungskunde §. 70 aus eben jenem Grundſatze erklärt. Es iſt die Eigenſchaft eines Spruches, vermöge deren er wegen gänzlicher Untauglichkeit zu

dem Zwecke des Staats, die Idee des ewigen Rechtsfriedens möglichſt zu verwirklichen, keine Rechtskraft erlangen kann. Die Eintheilungen in relative und abſolute Nullität, in poſitive und natürliche u. ſ. f., findet man dort ebenfalls von einer minder gewöhnlichen Seite beleuchtet.

Numa Pompilius, zweiter König von Rom, ſoll vom Jahr vor Chriſto 714—672 (oder nach Erbauung der Stadt 39—81) regiert haben. Er war der vierte Sohn des Pompilius Pompo, eines vornehmen Sabiners, und der Gemahl der Tatia, der Tochter jenes Tatius, der eine Zeit lang zugleich mit Romulus König war. Nachdem er 13 Jahre mit ihr in ſeinem Vaterlande als Privatmann gelebt hatte, begab er ſich nach ihrem Tode auf das Land, wo er ein einſames Leben führte, dem ihn ſeine Ernennung zum König von Rom entriß. Numa hatte nicht den kriegeriſchen Charakter des Romulus, beſaß aber alle Eigenſchaften eines großen Geſetzgebers und eines gerechten und weiſen Regenten. Er befeſtigte die entſtehende Verfaſſung von Rom vorzüglich dadurch, daß er ſie mit religiöſen Einrichtungen in genauern Zuſammenhang brachte. Ihm wird die Errichtung des Collegiums der Pontifices, der Flamines, der Veſtalen, die Verbeſſerung des Calenders (ſ. Monate), die Beſtimmung der dies fasti und nefasti, die Verehrung der termini oder Grenzſteine zur Sicherung des Eigenthums, die Stiftung der Innungen, die Abſchaffung der Menſchenopfer zugeſchrieben. Unter ihm wurde der Janustempel zum erſtenmal geſchloſſen. Die Sage machte die Nymphe Egeria (ſ. d. Art.) im Hain von Aricia zur Freundin und Rathgeberin des Numa. — Einige haben ihn zum Schüler des Pythagoras machen wollen, da doch beide wenigſtens um zwei Jahrhunderte von einander entfernt ſind.

Numantia, eine Stadt in demjenigen Theile Spaniens, welcher von den Römern Hispania Tarraconenſis genannt wurde, und deren Einwohner ſich durch ihren hartnäckigen Widerſtand gegen die römiſche Macht einen unſterblichen Ruhm erworben haben. Der Widerſtand, welchen die Römer von Seiten der Spanier von ihrem erſten Auftreten in dieſem Lande an gefunden hatten, dauerte ſelbſt nach dem Falle Carthago's, welches dieſe Stimmung der Einwohner unterhalten hatte, fort. Viriathus hatte den Plan zu einem allgemeinen Aufſtand in Spanien gemacht und die Celtiberier zur Theilnahme daran bewogen. Dieſer Plan verunglückte indeſſen in der Ausführung, und während der größte Theil der Celtiberier zur Ruhe zurückkehrte, beſchloſſen die zum Stamm der celtiberiſchen Arevacer gehörenden Bewohner der Stadt Numantia, ſich ſtandhaft zu vertheidigen. Die Lage dieſer Stadt auf einer ſteilen Anhöhe am Duero, da wo ein anderer Fluß (der Punto) ſich in dieſen ergießt, erlaubte den Angriff nur auf einer Seite, welche durch die Kunſt befeſtigt war. Die erſten Verſuche der Römer unter dem Prätor Pompejus Aulus im Jahr nach Erbauung Roms 616 waren eben ſo vergeblich als mit großem Verluſte verknüpft. Noch ſchimpflicher endigte ſich im folgenden Jahre der Angriff des Conſuls Hoſtilius Mancinus, welcher zu einer Capitulation gezwungen, und da der Senat dieſe nicht ratificirte, den Numantinern ausgeliefert, von dieſen aber wieder freigelaſſen wurde. Einige folgende Feldherren der Römer vermieden es lieber, ſich mit dieſem Volke, das nur 8000 ſtreitbare Männer aufſtellen konnte, in einen Kampf einzulaſſen. Endlich wurde der zweite Scipio Africanus, der ſich dieſen Beinamen durch die Zerſtörung von Carthago

erworben hatte, mit einem Heere von 60,000 Mann gegen Numantia geſchickt. Er beſchloß, die Stadt auszuhungern, welche noch immer auf dem Duero Zufuhr bekam und auf einen Entſatz von Seiten der zur Empörung nicht ungeneigten benachbarten Celtiberier rechnete. Nachdem Scipio den Einwohnern die Zufuhr gänzlich abgeſchnitten und ſie durch die Wirkungen des Hungers theils vermindert, theils zur äuſſerſten Verzweiflung gebracht hatte, übergab ſich endlich der Ueberreſt dem Sieger. Viele tödteten vor der Uebergabe ſich und die Ihrigen oder ſtürzten ſich freiwillig in die Flammen. So fiel Numantia, nachdem es 14 Jahre lang der ganzen römiſchen Macht widerſtanden hatte. Die Stadt wurde zerſtört, und diejenige, welche ſpäter an deren Stelle erbaut wurde, iſt nie bedeutend geworden.

Numerale nennt man eine Collectivzahl oder eine Zahl, welche eine Geſammtzahl gezählter Dinge anzeigt, z. B. Dutzend, Schock ꝛc.

Numerus in der Rede, ſ. Proſa.

Numidien, ungefähr das heutige Algier, ehemals ein mächtiges Königreich in Africa. Es begriff das Land zwiſchen den Flüſſen Tuſca (Guodilbarbac) und Molochath (Mulvia); als Reich aber die Gegenden vom Fluſſe Ampſage bis Molochath. Letztere, auch Maſſäſylia genannt, waren das eigentliche Land des Syphax. Späterhin kam es zu Mauritanien und war das ſehr fruchtbare Mauritania Cäſarienſis. Das Land Numidien hieß eigentlich Maſſylia und gehörte dem Maſiniſſa (ſ. d. A.), welcher ihm zuerſt eine hiſtoriſche Wichtigkeit gab. Sein Nachfolger war Micipſa (von 148 bis 119 vor Chr.), und dieſer hinterließ das Reich ſeinen Söhnen Adherbal und Hiempſal und dem Jugurtha (ſ. d. A.), einem natürlichen Sohne ſeines Bruders. Der letztere ermordete ſeine Miterben und bemächtigte ſich wider Willen der Römer des ganzen Reiches, entging aber der Kriegserklärung durch Beſtechung der römiſchen Großen bis 112 und ſeiner Niederlage bis 106. Cäſar machte ganz Mauritanien zur römiſchen Provinz, doch behielt es anfangs noch ſeine Könige. (S. Mauritanien.)

Numismatik, ſ. Münzkunde.

Nuntien oder Legaten heißen die Geſandten des Papſtes. Seit dem 4. Jahrhundert hatten die römiſchen Biſchöfe am kaiſerl. Hofe Geſchäftsführer unter dem Namen von Apokriſiarien und Reſponſalen, doch konnten ſie ihnen noch nicht directen Einfluß auf die kirchlichen Angelegenheiten des Reiches verſchaffen. Erſt im 9. Jahrh. gab die zunehmende Macht des röm. Stuhles Gelegenheit zur Sendung außerordentlicher Legaten zu den Provinzialſynoden und an die Höfe, wenn etwas Beſonderes zu verhandeln war. Im 11. Jahrh. ſchickten Nicolaus II und Alexander II dergleichen Stellvertreter der päpſtlichen Gewalt ad visitandas provincias, um Ketzereien zu verhüten, mit unbeſchränkter Vollmacht in die chriſtlichen Staaten; eine Maßregel, die Gregor VII. und ſeine Nachfolger mit Nachdruck und Conſequenz zu Begründung der päpſtlichen Univerſalmonarchie anwendeten. Dieſe Legaten führten auf den Synoden, die ſie ſelbſt zuſammenberiefen, den Vorſitz und entſchieden nicht nur in Appellationsſachen, ſondern zogen auch Diſpenſationsgeſuche und geiſtliche Streitigkeiten aller Art in erſter und letzter Inſtanz, ja bald die Anordnung jeder wichtigen kirchlichen Angelegenheit in den Provinzen, wo ſie reſidirten, vor ihr Tribunal. Um ſich vor dieſen immer weiter ſchreitenden Eingriffen in ihre geiſtliche Gerichtsbarkeit zu ſchützen und die Sendung päpſtlicher Legaten in ihre Sprengel zu verhindern, ließen ſich mehrere Biſchöfe

und Erzbiſchöfe ſelbſt zu dieſer Würde ernennen. Doch weder dieſer Mittelweg, noch der offne Widerſtand der deutſchen Biſchöfe, die im 11. Jahrh. einigen Legaten den Eintritt in ihre Sprengel verwehrten, konnte die Fortſchritte hemmen, durch die der Papſt ſich allmählig als einzigen Ordinarius und Oberhirten der ganzen Chriſtenheit conſtituirte. Unter neuen Vorwänden fanden ſich ſeine Bevollmächtigten ſelbſt wieder in ſolchen Provinzen ein, deren Biſchöfe ſich die Legatenwürde erkauft hatten, übten, wohin ſie kamen, die wichtigſten erzbiſchöflichen Rechte aus und erlaubten ſich unter der Firma von Diäten und Procurationen Gelderpreſſungen, einige beraubten ſogar reiche Provinzialkirchen ihrer Kleinodien und Schätze. Denn meiſt waren es ſeine Günſtlinge und Hofprälaten, denen der Papſt durch ſolche Sendungen eine gute Gelegenheit gab, ſich zu bereichern. Die Könige bemühten ſich aber, dieſe Beſuche von ihren Ländern abzuwenden; England machte ſich im 12. Jahrh. davon frei, indem es den Erzbiſchof von Canterbury zum immerwährenden Legaten ernennen ließ, und Philipp der Schöne von Frankreich wagte es ſogar im Anfange des 14. Jahrh., einen päpſtlichen Legaten zu verhaften. Dies gab Gelegenheit, daß der Papſt die Perſonen dieſer Geſandten für unverletzlich und untrüglich erklärte, wie ſeine eigne. In Deutſchland hatten die Erzbiſchöfe zwar die Anlegung beſtändiger päpſtlicher Tribunale bis in das 16. Jahrh. verhindert und die Legaten nur auf den Concilien oder als durchreiſende Viſitatoren geduldet; aber bei den Gefahren, die der Kirche durch die Reformation erwuchſen, durfte der Papſt ſich endlich auch dieſen Schritt als eine zur Aufrechthaltung der Beſchlüſſe des tridentiniſchen Conciliums und zur Gegenwirkung gegen den Proteſtantismus nothwendige Maßregel erlauben. So entſtanden vier bleibende päpſtliche Geſandtſchaften unter dem Titel von **Nuntiaturen**, 1583 zu Wien für das öſtliche Deutſchland, zu Cöln für die Niederlande, 1586 zu Lucern für die Schweiz, und 1588 zu Brüſſel für die Niederlande. Die daſelbſt aufgeſtellten Nuntien wurden geiſtliche Oberrichter in ihren Bezirken und übten in päpſtlicher Machtvollkommenheit, den deutſchen Metropoliten zum Trotz, beſonders in Diſpenſationsſachen, erzbiſchöfliche Rechte aus. Weder die wiederholten Beſchwerden der Reichsbehörden und Erzbiſchöfe, noch die Verordnungen, welche den Reichsabſchieden und Wahlcapitulationen deshalb von Zeit zu Zeit beigefügt wurden, vermochten, etwas in dieſer die Freiheit der deutſchen Kirche unterdrückenden Einrichtung abzuändern; ja 1785 errichtete Pius VI. ſogar eine neue Nuntiatur zu München, als Vormauer gegen den Illuminatismus und die überhandnehmende Aufklärung. Joſeph II. ſprach dagegen in einem Reſcripte an die deutſchen Erzbiſchöfe vom 12. Oct. 1785 den päpſtlichen Nuntien alle und jede Jurisdiction in kirchlichen Sachen ab und erklärte ſie für bloße politiſche Geſandte des Papſtes; und der in Folge dieſes kaiſerl. Ausſpruchs von den Erzbiſchöfen zu Mainz, Trier, Cöln und Salzburg im Auguſt 1786 unternommene **Emſer Congreß** beſchloß in ſeinen **Punctationen** das gänzliche Aufhören der Nuntiaturen in Deutſchland, und, obwohl mit Anerkennung des Primats der Päpſte, die Reduction ihrer Gewalt auf die Rechte, die ſie in den erſten Jahrhunderten über fremde Sprengel außer Rom ausgeübt hatten. Inzwiſchen fing der neue Nuntius Zoglio zu München unter Begünſtigung des Churfürſten von Pfalzbayern an, ſein Amt auszuüben, der Nuntius Pacca zu Cöln proteſtirte förmlich gegen den Verluſt ſeiner Diſpenſationsrechte, die Partei des anfangs vertriebenen Nun-

tius zu Brüſſel trug in den Unruhen der Niederländer gegen Joſeph II. den Sieg davon, und in Deutſchland ſelbſt bildeten die päpſtlich geſinnten Biſchöfe zu Würzburg, Speier, Hildesheim und Lüttich eine Oppoſition, die die Emſer Punctationen nicht zur Ausführung kommen ließ. Joſeph II. konnte die Erzbiſchöfe wegen der Unzufriedenheit ſeiner eignen Unterthanen nicht mehr unterſtützen; und da nach ſeinem Tode 1790 der Papſt eine förmliche Rectificationsſchrift an die Theilnehmer des Emſer Vertrages erließ, und Trier ſelbſt davon abtrat, zerfiel ihr großgedachtes Unternehmen in ſein Nichts. und die Nuntien blieben im Beſitze ihrer Gewalt, bis die franz. Revolution mit ihren Folgen den Nuntiaturen zu Cöln und Brüſſel ein Ende machte. Die zu Wien und München reſidirenden Nuntien vermögen nichts ohne Genehmigung der Höfe, und nur der in der ſchweizeriſchen Revolution zwar vertriebene, aber 1803 zurückgerufene Nuntius zu Lucern genießt noch die meiſten Ueberreſte einer Macht, die gegen die Fortſchritte der neuern Bildung vergeblich ankämpft. Die Erzbiſchöfe von Salzburg, Prag und Gran in Ungarn führen noch den Titel geborner Legaten des Papſtes, ohne darum weſentliche Vorrechte vor andern Erzbiſchöfen zu haben. Uebrigens ſind die Legaten, die der Papſt von Zeit zu Zeit an fremde Höfe ſchickt, nichts mehr als politiſche Agenten. E.

Nürnberg, dieſe vormals durch ihre vorzügliche Induſtrie und ihren ausgebreiteten Handel berühmte Reichsſtadt im fränkiſchen Kreiſe behielt ſelbſt bei den Veränderungen, die der Reichsfriedensdeputationsſchluß 1803 in Deutſchland hervorbrachte, ihre alte Freiheit, gerieth aber mit den die Stadt ſchützenden Burggrafen aus dem hohenzollerſchen Hauſe, den nachherigen Königen von Preußen, zuweilen in Zwiſtigkeiten, welche durch die preuß. Beſitzergreifung eines Theils des nürnberger Stadtgebiets in der neueſten Zeit immer drückender werden mußten, bis ſie endlich durch den 17. Art. der rheiniſchen Bundesacte (d. 12. Juli 1806) nebſt ihrem ganzen Gebiete mit voller Souverainität und Eigenthum dem Könige von Baiern übergeben, und von dieſem aus den Händen der franz. Behörde am 15 Sept. 1806 in Beſitz genommen wurde. Anfangs war ſie die Hauptſtadt des Pegnitzkreiſes; jetzt gehört ſie zum Rezatkreiſe des Königreichs Bayern und iſt der Sitz eines Landgerichts. Nürnberg liegt in einer, wenn gleich ſandigen, doch durch Cultur fruchtbar gemachten und angenehmen Gegend; ſie wird durch die Pegnitz in zwei Hälften getheilt, von denen die kleinere nördliche, nach der Pfarrkirche zu St. Sebald, die Sebalder Seite, die ſüdliche größere von der Kirche St. Lorenz die Lorenzer Seite genannt wird. Der Umfang der Stadt innerhalb der Mauern, in welchen viele öffentliche Plätze und Gärten eingeſchloſſen ſind, beträgt 1½ Stunde und in den 200 meiſtens winklichten Gaſſen ſind 3284 Häuſer mit 30,000 Einw. Die Zahl der außer der Mauer, innerhalb der Linien, in den Vorſtädten und einzeln befindlichen Häuſer iſt 843, mit 5770 Einw. Die Täuſchung, als ob man in frühere Jahrhunderte verſetzt ſey, wird in Nürnberg öfter hervorgebracht, als an einem andern Orte. Beſonders findet man hier Wohnhäuſer, deren äußerer Bau noch ganz unverändert gothiſch iſt, und deren Inneres ſelbſt noch die Spuren des ſo intereſſanten Privatlebens unſerer Väter zeigt. Dazu gehört auch das alte Schloß, die Reichsfeſte genannt, welches ſeinem Aeußern nach noch ganz erhalten iſt, und zwar Theile aus verſchiednen Jahrhunderten, aber doch alle aus der ältern Zeit, und gar keine Ruinen zeigt. Es

liegt auf einem Berge und gewährt die ausgebreitetſte Anſicht. In demſelben iſt eine öffentliche Gemäldeſammlung nebſt vielen Glasmalereien aufgeſtellt. Unter den öffentlichen Gebäuden bemerkt man das Rathhaus als eines der anſehnlichſten in Deutſchland, von zwei Stockwerken, jedes zu 30 Fenſtern, einer 275 Fuß langen Façade und vielen ſeltnen Gemälden, beſonders von Albrecht Dürer; ferner die in den J. 1711 bis 1718 nach italien. Geſchmack wieder aufgebaute Aegidienkirche, die ſchöne gothiſche St. Lorenzkirche, die ſchöngebaute Sebaldskirche, das Zeughaus u. a. m. Bei der Prediger- oder Dominicanerkirche befindet ſich die nicht unbedeutende Stadtbibliothek und bei der Aegidienkirche das Gymnaſium. Der Wohlthätigkeits- und Unterſtützungsanſtalten gibt es ſehr viele. Ehe der oſtindiſche Handel durch die Entdeckung eines Seeweges eine neue Richtung erhielt, war Nürnberg einer der größten Handelsplätze in Deutſchland und Europa, indem es die von Italien ihm zugeführten oſtindiſchen Waaren nach dem Norden vertrieb. Der öffentliche und Privatwohlſtand und der Kunſtfleiß der Stadt waren damals außerordentlich, und die **Kunſtgeſchichte Nürnbergs** iſt zur Geſchichte der Kunſt im Allgemeinen ſehr wichtig. Der veränderte Weg des oſtindiſchen Handels, die Aufmerkſamkeit anderer Staaten auf die Vortheile des Handels, die Verheerungen des 30jährigen Krieges und das Zurückbleiben der innern Verfaſſung der Stadt gegen die Fortſchritte des Zeitalters haben ſie nach und nach von jener Höhe heruntergebracht. Indeſſen iſt der Handel von Nürnberg auch jetzt noch, vorzüglich mit den einheimiſchen Manufacturwaaren, nicht unwichtig. Die Arbeiten, welche hier verfertigt werden, ſind von Meſſing, Stahl und Eiſendraht, Rothſchmiedearbeiten aller Art, Drechslerwaaren, Spiegel, Saiten, muſikaliſche und andre Inſtrumente, Landkarten und Kupferſtiche ꝛc. Der wohlfeile Preis der Nürnberger Waaren, vorzüglich der Drechslerarbeiten, Holzarbeiten und Spielſachen, welche durch ganz Europa geführt werden, rührt von der frugalen Lebensart der Nürnberger Arbeiter und der Bauern auf dem thüringer Walde her, deren Kinder während des Winters ſich mit der Verfertigung eines großen Theils der hölzernen Waaren und Spielſachen beſchäftigen (ſ. d. f. Art.). Außer dieſem Handel mit eignen Fabricaten macht Nürnberg nicht unbedeutende Speditions- und Wechſelgeſchäfte. Die jährliche Einnahme der ehemaligen Reichsſtadt Nürnberg ſchätzte man auf 800,000 Fl. Die Stadt beſaß ein größtentheils gut angebautes, mit 40,000 Menſchen bevölkertes Gebiet von 23 Q. M., in welchem ſich auch der große **Reichswald** befand. Doch betrugen die Schulden der Stadt im J. 1797 gegen 9 Millionen Fl., welche ſie größtentheils ihren eignen Bürgern ſchuldig war, und die Einkünfte reichten nicht hin, die Zinſen davon zu zahlen.

Nürnberger kurze Waaren. Unter dieſem Namen begreift man eine Menge kleiner Waaren von Holz, Metall und anderm Materiale, welche in der Gegend von Nürnberg, in Bayern und Schwaben verfertigt, und von Nürnberg aus zum Handel gebracht werden. Zum Theil ſind es Spielwaaren, geſchnitzte Thiere und andere Figuren, zum Theil nützliche Geräthſchaften, wie Knöpfe, Schnallen, Kämme, Spiegel, Stöcke u. dgl. Sie werden nicht nur in Europa ſtark abgeſetzt, ſondern auch nach den americaniſchen Freiſtaaten über Trieſt, Hamburg und nach den indiſchen Kolonien ausgeführt. F.

Nuß heißt in der Botanik jeder Samenkern, der mit einer harten Schale umgeben vorkommt; im gemeinen Leben aber verſteht man unter Nüſſen vorzugsweiſe die Steinfrüchte des Wallnußbaumes, Ju-

glans regia (Wall- oder welſche Nüſſe), und die kleinern Haſelnüſſe, von Corylus avellana. Mit Wallnüſſen insbeſondere treiben mehrere Länder bedeutenden Handel. Man unterſcheidet ſie in gemeine, in doppelte, in hart- und weichſchälige oder Grübelnüſſe, in Blutnüſſe mit rothem Fleiſch, in ſehr große Pferde- oder Polternüſſe. Mähren und Böhmen führen viel nach Preußen, die Wallachei viel nach Rußland; Frankreich, Spanien und Italien befrachten ganze Schiffe mit Nüſſen nach nördlichen Ländern. Aus den Kernen wird ein wohlſchmeckendes Nußöl gepreßt, das wegen ſeiner austrocknenden Eigenſchaft ebenfalls zum Malen benutzt wird, auch zum Verſpeiſen dient. Unreife Nüſſe werden mit Zucker eingelegt und ſind wegen ihres bittern gewürzhaften Geſchmackes ſehr beliebt. Außerdem kennt man noch folgende Nüſſe: Stachel oder Waſſernüſſe der Trapa natans, mit ſtachlicher Schale und mehligem Kern, Erdnüſſe, die knolligen Wurzeln des Bunium Bulbocastanum, einer Schirmpflanze oder des Cyperus esculentus, einer Grasart. Zirbelnüſſe, die öligen Früchte der Pinus Pinea; Muskatnüſſe, die gewürzhaft öligen Kerne von der Frucht des Muskatnußbaumes, Myristica; Pumpernüſſe, die Früchte der Staphylea, eines Strauches, der als Zierpflanze in unſern Gärten wächſt. F.

Nutkaſund, eine Bay auf der Nordweſtküſte von Nordamerica (49° 35′ N. B.) bei der Inſel Quadra Vancouver, wichtig wegen des Seeotterfanges. Hier hatten 1790 die Engländer eine neuerdings aufgegebene Niederlaſſung.

Nutznießung, ſ. Nießbrauch.

Nyerup (Rasmus), ein gelehrter däniſcher Literator, geb. auf Fühnen im J. 1759. Nachdem er zu Copenhagen ſtudirt hatte, ward er bei der königl. Bibliothek dieſer Stadt angeſtellt. Bald darauf gab er eine Sammlung lateiniſcher Abhandlungen über die ſeltnen Werke und Ausgaben, welche dieſe Bibliothek enthält, heraus. Von gleicher Art iſt ſeine Librorum, qui ante reformationem in scholis Daniae praelegebantur, notitia 1784, 8. mit einem Supplement: Mantissa ex museo Hielmsterniano, 1785. Außerdem hat Nyerup herausgegeben eine Beſchreibung von Copenhagen, eine Reiſebeſchreibung, eine Sammlung alter Poeſien (gemeinſchaftlich mit Rahbeck), ein hiſtoriſches Werk über Chriſtian IV., ein Wörterbuch der alten nordiſchen Mythologie, eine Statiſtik Dänemarks für das Mittelalter und eine große Anzahl von Gelehrtenbiographien. Alle dieſe Werke gereichen ihrem Verfaſſer zur Ehre. Gegenwärtig iſt Nyerup Profeſſor der Literargeſchichte und Bibliothekar an der Univerſität zu Copenhagen.

Nymphe (in der Naturgeſchichte), ſ. Inſecten.

Nymphen nannte der Grieche weibliche Halbgöttinnen, die durch ihre nährende und belebende Feuchtigkeit einen wohlthätigen Einfluß auf die ganze Natur ausüben. Erzeugt vom Oceanus oder vom Zeus und Andern mit Töchtern deſſelben (Oceaninen), ſind ſie ſelbſt eigentlich landwäſſernde Oceaninen, welche Wälder, Flüſſe, Quellen und Berge erhalten und ernähren. Von der Verſchiedenheit dieſer Gegenſtände rührt die Verſchiedenheit der Nymphen ſelbſt her. Leimoniaden z. B. waren Wieſennymphen, Dryaden oder Hamadryaden Baumnymphen, Oreaden oder Oreſtiaden Bergnymphen, vorzüglich Begleiterinnen der Diana, die als Jägerinnen leicht aufgeſchürzt vorgeſtellt werden; Najaden Quellnymphen, Potamiden Flußnymphen, Limniaden Seenymphen, Nereiden Meernym-

phen, Napäen, Nymphen der Waldthäler u. ſ. w. (Siehe die genauere Beſtimmung mehrerer dieſer Untergattungen an ihrem Orte.) So werden ſie ebenfalls wieder beſonders benannt von den Orten, wo ſie ſich aufhalten, z. B. dodoniſche, korycische, nyſäiſche, diktäiſche Nymphen, Nyſeiden u. a. Sie alle bilden eine Gattung weiblicher Mittelweſen zwiſchen den Göttern und den Sterblichen, und, ohne ſelbſt unſterblich zu ſein, iſt ihr Leben doch länger als das irgend eines Menſchen. Denn neunmal länger als der Menſch, ſagt Heſiodus, lebt die Krähe, viermal länger als die Krähe der Hirſch, dreimal länger als dieſer der Rabe, neunmal länger als der Rabe der Phönix und zehnmal länger als dieſer die Nymphen. Mit ihnen zugleich ſtirbt das Weſen, dem ſie die belebende und ernährende Feuchtigkeit mitgetheilt haben. Dieſer erſte Begriff des Ernährens, welcher in der Idee der Nymphen liegt, ſcheint den zweiten veranlaßt zu haben, daß ſie nämlich oft als Pflegerinnen und Erzieherinnen ihnen anvertrauter Kinder dargeſtellt werden. So erzogen ſie den Bacchus, den Aeneas und ſelbſt den Zeus. Ihre Beſchäftigungen und Beluſtigungen ſind Jagd, Tanz und weibliche Arbeiten, zu denen ſie ſich zuweilen in Höhlen verſammeln. Gleich andern Elementargeiſtern beſitzen ſie die Gabe der Weiſſagung. Die Quellen gewiſſer Nymphen haben noch überdies eine höhere Kraft der Begeiſterung. Dichter und Künſtler des Alterthums ſtellen ſie dar in jugendlicher Schönheit, in leichtem Gewande, bald in Geſellſchaft der Diana, bald tanzend mit den Faunen und der Venus. Die Waſſernymphen erſcheinen oft blos mit einer Urne oder einem Waſſerkrug. Bei dem großen Anſehn, das die Nymphen als Localgottheiten hatten, wurden ihnen häufige Opfer gebracht. Man opferte ihnen Oel, Milch, Schafe, Lämmer, Ziegen, Wein und Blumen. Auch waren ihnen die Nympheen oder Nymphäen (prachtvolle Häuſer neben Bädern) heilig.

Nymphenburg, ſ. München.

Verzeichniß
der
im ſechsten Bande enthaltenen Artikel.

M	Seite 1
Mäander	—
Maas	—
Maaß	—
Maaßſtab	2
Mabillon	—
Mably	3
Macao	4
Macartney	—
Macbeth	6
Maccabäer, ſ. Juden.	—
Maccaroni	—
Maccaroniſche Gedichte	—
Mac-Carthy Reagh	7
Macchiavelli	—
Macdonald	10
Macedonien	12
Macedonius, ſ. Geiſt (heil.)	13
Mäcenas	—
Machara, ſ. Aeſculap.	15
Mächtig	—
Machtvollkommenheit	—
Macis	—
Mack	—
Mackintoſh	17
Maçon	18
Macpherſon	—
Macrobius	19
Madagascar	—
Madai	20
Madame	—
Made	—
Madera	—
Madiſon	21
Madonna	22
Madras	—
Madrid	23
Madrigal	24
Maffei	—
Magdalena	25
Magdeburg	—
Magellan	26
Magen	28
Magie	30
Magie, natürliche	33
Magier	35
Magiſche Quadrate	Seite 35
Magismus	—
Magiſter	—
Magiſter equitum	36
Magister matheseos, ſ. Pythagoras.	—
Magiſtratus	—
Magliabecchi	37
Magna Charta, ſ. Charta Magna.	38
Magnaten	—
Magne, ſ. Nordiſche Mythologie.	—
Magneſia	—
Magneſia	—
Magnet	39
Magnetismus	42
Magnetnadel	49
Magnificat	50
Magnificenz	51
Magus, ſ. Magie.	—
Magyaren	—
Mahagony	—
Mahlerei	52
Mahlerfarben	61
Mahlergold	62
Mahleriſch, ſ. Mahlerei.	—
Mahlerſchule, ſ. Mahlerei.	—
Mahlmann	—
Mahlſatz	63
Mahomet	—
Mahomet II.	69
Mahomet IV.	71
Mährchen, ſ. Feenmährchen.	72
Mähren	—
Mähriſche Brüder, ſ. Böhmiſche Brüder.	74
Maifeld, ſ. März- u. Maifeld	—
Mailand (Herzogthum)	—
Mailand (Stadt)	75
Maimon (Moſes Ben)	76
Maimon (Salomon)	77
Main	—
Maine	78
Mainotten	—
Maintenon	79

Maire Seite 81
Maittaire —
Maja 82
Majeſtät —
Majeſtätsbrief, ſ. Calixtiner. —
Majo —
Majalika 83
Major —
Major Domus —
Majorano —
Majorat —
Majorennität 84
Majorka —
Maître des requêtes, ſ. Requetenmeiſter. —
Mäkler, ſ. Senſal. —
Makrobiotik —
Makkrele 85
Malabar —
Malacca 86
Malachias, ſ. Maleachi. —
Malaga —
Malagrida 88
Malayen —
Malchus 89
Maleachi 91
Malebranche —
Malesherbes, ſ. Lamoignon. 92
Malfilâtre —
Malherbe —
Mallet du Pan 93
Malmesbury —
Malone 94
Malpighi —
Malplaquet 95
Malta 96
Malter 97
Malteſerritter, ſ. Johanniterritter. —
Malz —
Mälzl —
Mamelucken 98
Mammuth —
Mänaden 99
Mancando —
Mancheſter —
Manco-Capac 100
Mandarin —
Mandat —
Mandeln 101
Mandeville —
Mandoline —
Mandſchu —
Manelli 102
Manes, ſ. Mani. Seite 103
Manen —
Manetho —
Manichäer, ſ. Mani. —
Mani —
Manier 106
Manifeſt 107
Manilius —
Manipel, ſ. Legion. 108
Manipulation —
Manlius —
Mann, ſ. Geſchlecht. —
Manna —
Mannbarkeit, ſ. Pubertät. 109
Manngericht, ſ. Mannrecht. —
Mannheim —
Mannrecht 111
Mannus —
Manometer, ſ. Daſymeter. —
Manſard —
Mansfeld —
Manſo 113
Manſon 114
Mantegna 118
Mantinea 119
Mantua —
Manual, ſ. Buchhalterei. 120
Manufacturen —
Manumiſſion —
Manuſcripte —
Manutius 122
Mappiren 123
Mara —
Maranen, ſ. Mauren. 125
Maranhon —
Marat —
Marathon 127
Maratten —
Maratti 130
Maravedi 131
Marbod, ſ. Markomannen. —
Marburg —
Marc Aurel, ſ. Antoninus. 132
Marcard —
Marcaſit —
Marcellinus, ſ. Ammianus Marcellinus —
Marcello —
Marcellus 133
Marcheſi 134
Marchetti-Fantozzi 135
Marcion, ſ. Gnoſis —
Marco da Siena —
Marcolini —

Marcus (Evangeliſt) Seite 137
Marcus (Adalbert Friedrich) —
Marcusplatz, ſ. Venedig 138
Marechauſſée —
Marée —
Marengo —
Maret 140
Marforio —
Margarethe (Königin von Dänemark) —
Margarethe (Königin von England) 141
Margarethe von Frankreich 143
— von Valois 144
Marggraf 145
Maria (Mutter Jeſu) 146
Maria I. (Königin von England) 149
Maria Stuart 150
— von Medicis 153
— Thereſia, ſ. Thereſia (Maria). 154
Maria Antoinette, ſ. Antoinette. —
Mariana —
Marie Louiſe Leopoldine Caroline 155
Marie Louiſe (Königin von Spanien) 156
Marienbad 158
Mariengroſchen —
Mariette 159
Marine —
Marini 160
Marino 161
Marionetten 162
Mariotte 163
Marius —
Marivaux 168
Mark —
Mark 169
Mark 170
Markbriefe —
Marketender —
Marketerie, ſ. Marqueterie. —
Markgraf —
Markig —
Markland —
Markomannen 171
Markſcheide 172
Markſcheidekunſt —
Marlborough —
Marly 174
Marmont —
Marmontel 176
Marmor Seite 178
Marmorchronik —
Marmotte, ſ. Murmelthier 179
Marocco (Kaiſerthum) —
— (Tabak) 181
Maronen —
Maroniten —
Marot 182
Marpurg —
Marqueterie 183
Marquis —
Maroquin —
Mars 184
— (Demoiſelle) 185
Marſch —
Marſchall —
Marſchallstafel 186
Marſchländer —
Marſeille —
Marſer 188
Marsfeld, ſ. Märzfeld und Rom. —
Marſh —
Marſham 189
Marſigli —
Marſyas 190
Martens 191
Martialis —
Martin (der heilige) 192
— (Päpſte) 193
— (Louis Claude St.) —
— (Sänger) 194
— (Vincenzo) 195
— (San) —
— (D. Juan) 196
Martini —
Martinique 197
Martyn 198
Marum —
Märtyrer —
Maryland, ſ. Vereinigte Staaten. 199
März- oder Maifeld —
Maſuccio 200
Maſaniello —
Maſchine 201
Maſchinen in Fabriken 202
Maſchinen 203
Maſchiniſt 204
Maſcov —
Maſern 205
Maſiniſſa —
Maske (die eiſerne) 207
Markeline 208
Masken 209

Maſon Seite 211
Maſora 212
Maſſageten 213
Maſſalianer, ſ. Meſſalianer. —
Maſſe —
Maſſe —
Maſſena —
Maſſenbach 215
Maſſillon 217
Maſſinger 218
Maſt 219
Maſtix —
Maſtricht —
Maſuriſch 220
Matador —
Matelot, ſ. Hornpfeife. —
Mater, ſ. Filial und Matrize. —
Materia medica, ſ. Medicin. —
Materie —
Material-Encyclopädie 221
Materialismus 222
Mathematik —
Mathematiſche Geographie 224
Mathilde —
Mathuriner, ſ. Trinitarier. 225
Matrikel —
Matrize —
Matrone 226
Matt —
Matte —
Matthäi —
Matthäus 227
Mattheſon —
Matthias Corvinus —
Matthias, J. v. Harlem, ſ. Wiedert. 228
Matthiſſon —
Mauer (babyloniſche) 229
Mauer (chineſiſche), ſ. China. —
Mauerbrecher —
Mauerquadrant, ſ. Quadrant —
Maulbeerbaum —
Mauleſel —
Maupertuis 230
Mauren 232
Maurepas 233
Maureſque —
Maurerthum, ſ. Freimaurer —
Mauretania —
Maurus 234
Maury —
Maus 236
Mauſoleum —
Mauth, ſ. Zoll. —
Mauvillon Seite 236
Mavors 237
Maxen —
Maxima —
Maximen —
Maximilian I. —
Maximilian II. 239
Maximilian der Große —
Maximilian Maria Emanuel 240
Maximilian Joſeph III. 241
Maximilian (Churfürſt v. Cöln —
Maximilian I. (König von Bayern) 242
Maximum 244
Maximus Planudes, ſ. Anthologie. —
Mayer (Tobias) —
Mayer (Simon) 245
Maynard 246
Maynz (Erzſtift) —
Maynz (Stadt) 247
Mazarin 249
Mazzola 252
Mazzuchelli 253
Mecca —
Mechain 254
Mechanik 255
Mechaniſch —
Mecheln (Stadt) —
— (Israel von) 256
— (Chriſtian von) —
Medaille 257
Medea 258
Media, ſ. Medien. 259
Median —
Mediante —
Mediateur —
Mediatiſirte deutſche Fürſten 260
Mediatſtädte 263
Mediceer —
Medicin 271
Medicin (gerichtliche) 279
Medicinalanſtalten 280
Medicinalcollegium, Medicinalpolizei, ſ. Medicinalverfaſſung u. Polizei (medicinische). —
Medicinalgewicht, ſ. Apothekerkunſt —
Medicinalordnung —
Medicinalverfaſſung —
Medien —
Medina 281
Medoc 282
—

Meduſa Seite 282
Meer —
Meeralpen 286
Meergötter —
Meereslänge, ſ. Länge. —
Meeresleuchten, ſ. Meer —
Meermann —
Meerſchaum 287
Megära 288
Megaris —
Mehl 289
Mehlthau —
Mehul —
Meibom 290
Meier 291
Meierei —
Meil —
Meile 292
Meilenmeſſer, ſ. Wegmeſſer —
Meiler —
Meineid —
Meiners —
Meinhard 293
Meiningen (Sachsen.) 294
Meißen 295
Meißner —
Meiſter (Leonhard) 296
Meiſterſänger 297
Meklenburg 299
Mela 302
Melampus —
Melancholie —
Melanchthon 304
Melchiſedek 308
Melchiten —
Meleager 309
Meletianer —
Melicertes —
Melismatiſch 310
Melitopolitaner —
Meliſſus —
Melodica —
Melodie 311
Melodion 314
Melodrama —
Melone 316
Melos —
Melpomene —
Melzi d'Erile 317
Membran —
Memel —
Memmi —
Memnon 318
Mémoire —
Memoria Seite 321
Memoriren, ſ. Gedächtniß. —
Memphis —
Menage —
Menagerie 322
Menander —
Mendelsſohn, ſ. Moſes Mendelsſohn. —
Mendoza —
Menelaus 324
Meneſtrels, Menetriers, ſ. Provençalen u. Troubadour. 325
Mengs —
Meninski 328
Mennige —
Menno —
Menſch 32
Menſchenbildung 33
Menſchendarſtellung 33
Menſchenkenntniß —
Menſchheit u. deren Geſchichte 33
Menſur 33
Menſuralgeſang 33
Mentor —
Menuet —
Menzikoff 34
Mephitiſch 34
Mercantilſyſtem —
Mercator 34
Mercier 34
Mercur —
Mercurialmittel, Mercurialſalze, ſ. Queckſilber u. Queckſilbermittel. 34
Mergel —
Merian —
Meridian, ſ. Mittagskreis. 34
Merinos —
Merkel 34
Merlin 35
Merope 35
Merovinger, ſ. Frankreich. —
Merſeburg —
Mesmer —
Meſopotamien 3
Meſſalianer 3
Messa di voce —
Meſſalina —
Meſſe 3
Meſſen 3
Meſſenia 3
Meſſias —
Meſſina 3
Meſſing

Meſſungen	Seite 363	Micha	Seite 390
Meſtizen	366	Michaelis (Joh. Benjamin)	—
Mesto	—	Michaelis (Joh. David)	391
Metachronismus	—	Michaud	392
Metakritik	—	Michel Angelo, ſ. Angelo.	393
Metalepſis	—	Michot	—
Metalle	—	Midas	—
Metallique, ſ. Oeſterreichiſche Staatspapiere.	368	Middelburg	—
Metallkalk, ſ. Calcination u. Metalle.	—	Middleton	394
Metallnadeln, ſ. Perkinismus.	—	Miene, ſ. Geberde.	—
Metallreiz, ſ. Galvanismus.	—	Mienenſpiel, ſ. Mimik.	—
Metallſpiegel, ſ. Brennſpiegel.	—	Mieris	—
Metallurgie	—	Miethe	395
Metamorphoſe	—	Miethkutſchen	—
Metapher	—	Mignard	—
Metaphraſe	369	Migräne	396
Metaſtaſe	370	Mikrokosmus	—
Metaſtaſio	—	Mikrometer	—
Metellus	371	Mikroſkop	397
Metempſychoſis, Metempſychoſe, Metenſomatoſis, ſ. Seelenwanderung.	372	Milch	398
Meteor	373	Milchſaft, ſ. Chylus.	399
Meteorologie	—	Milchſäure	—
Meteoroſkop	—	Milchſtein, ſ. Galaktit.	—
Meteorſteine	—	Milchſtraße	—
Meth	374	Milchzucker	—
Methode	—	Milde Stiftung, ſ. Stiftung.	—
Methodiſten	376	Milder, Hauptmann	—
Methodologie	380	Milet	400
Metonymie	—	Militärconſcription, ſ. Conſcription.	—
Metopen	—	Militärgrenze	—
Metre, ſ. Franzöſiſches Decimalſyſtem.	—	Militärſchulen	402
Metrik	—	Militärverfaſſung	405
Metrologie	381	Militärwiſſenſchaften	406
Metronom, ſ. Tactmeſſer.	—	Miliz	409
Metropolit	—	Miller	—
Metrum	—	Millin	410
Mette	—	Millot	411
Metternich	—	Milo	412
Mettrie	384	Miloradowitſch	—
Metz	385	Miltiades	413
Metze	—	Milton	414
Metzu	—	Milz	415
Meurſius	386	Mimen	417
Meuſel	—	Mimik	418
Mexiko	387	Mimiſche Darſtellungen	420
Mey	388	Mimoſa	—
Mezeray	389	Mimnermus	—
Mezzotinto	390	Mina	—
Mi	—	Minden	421
		Minderjährig, ſ. Minorennität.	422
		Mine	—
		Mineralien	423
		Mineralwaſſer	424

Minerva Seite 425
Minerval, ſ. Illuminaten. 427
Mingotti —
Mingrelien, ſ. Georgien. 428
Miniaturmalerei —
Minima —
Minimen —
Minimum —
Miniſter 429
Miniſterialen, ſ. Lehnsweſen. —
Miniſterialpartei im brittiſchen Parlamente 430
Miniſtranten —
Minne —
Minnegerichte, ſ. Gerichtsh. der Liebe. 431
Minneſinger —
Minor 433
Minorat —
Minorca —
Minorennität 434
Minoriten, ſ. Franciscaner. 435
Minos —
Minotaurus —
Minſtrels, ſ. Troubadour. —
Minute —
Miquelets —
Mirabeau (Viçomte de) 436
— (Graf von) —
— (Marquis de) 441
Miranda 442
Mirandola 444
Mirkhond, ſ. Perſiſche Literatur. —
Miſchna, ſ. Talmud. 445
Miſerere —
Miß —
Miſſa, ſ. Meſſe. —
Miſſalen —
Miſſionen —
Miſſiſippi 446
Mitau —
Mitbelehnſchaft, ſ. Geſammte Hand. —
Mithra —
Mithridates 447
Mitlauter, ſ. Conſonanten. 450
Mittag —
Mittag oder Mittagszeit —
Mittagsfläche —
Mittagshöhe —
Mittagskreis —
Mittagslinie 451
Mittagspunct —
Mittelalter 451
Mittelamerika, ſ. Weſtindien. S. 461
Mittelländiſches Meer —
Mittelſalze 462
Mittelſtimmen —
Mitteltinten, ſ. Halbſchatten u. Mezzotinto. —
Mitternacht —
Mittlere Proportionalzahl, ſ. Proportion. —
Mitylene, ſ. Lesbos. —
Mnemonik —
Mnemoſyne 463
Moallakath, ſ. Arabiſche Literatur. 464
Mobilien —
Mocca 465
Modalität —
Mode —
Modell 467
Moderato —
Modena 468
Modern 469
Modewaaren 471
Modulation —
Möglin 473
Mogul, ſ. Mongolen. —
Mohacs —
Mohammed, ſ. Mahomet. —
Mohn, Mohnſaft —
Mohn (S.) 474
Mohr —
Mohren, ſ. Neger. —
Moira —
Mola —
Molay 475
Molch —
Moldau —
Molé 476
Moleculen 477
Moliere —
Molina 481
Molinos, ſ. Quietismus. —
Molken, ſ. Milch. —
Moll —
Molla —
Möllendorf —
Mollusken 483
Molo —
Moloch —
Moloſſus, ſ. Rhythmus. —
Molke —
Molucken, ſ. Gewürzinſeln. —
Molwitz —
Molyn, ſ. Tempeſta. 484

Molza Seite 484
Moment —
Mömpelgard —
Momus 485
Monaco —
Monaden 486
Monaldeſchi, ſ. Chriſtine. —
Monarchie 487
Monat 488
Mönchslatein, ſ. Philologie. —
Mönchsſchrift 489
Mönchsweſen —
Moncrif 490
Mond —
Mondcirkel, Mondcyclus, ſ. Cyclus. 493
Mondenjahr, ſ. Jahr. —
Mondfinſterniß, ſ. Finſterniß. —
Mondflecken, ſ. Mond. —
Mondgöttin —
Mondkalb —
Mondphaſen —
Mondſteine, ſ. Meteorſteine. 494
Mondſüchtig —
Mondsviertel, ſ. Mondphaſen. 495
Mondtafeln —
Mondwechſel, ſ. Mondphaſen. —
Monge —
Mongolen 496
Moniteur 498
Monitorium 499
Monk —
Monnier —
Monochord 500
Monochromen —
Monodrama, ſ. Melodrama. —
Monogamie, ſ. Ehe. —
Monogramm —
Monokratie 501
Monolog —
Monomopata 502
Monophyſiten 503
Monopole 505
Monotheismus —
Monotonie 506
Monro 507
Monroe —
Mons 508
Monſiau 509
Monſieur —
Monſigny —
Monſoons —
Monſtranz —
Monſtrum —
Montague Seite 510
Montaigne 512
Montalembert 514
Montanus 515
Montblanc 516
Monte Caſſino —
Montecuculi —
Montemayor 518
Montenegriner —
Montenotte 519
Montereau —
Monteſpan, ſ. Rochechouart. 520
Montesquieu —
Montesquiou 522
Monte Video —
Montezuma —
Montfaucon 523
Montgelas 524
Montgolfier 525
Montgommery 526
Montholon 527
Monti —
Montloſier 528
Montmartre 529
Montmorency (Anne de) —
— (de Dam. Henry de) 530
— (Henry II. Duc de) —
Montpellier —
Montpenſier 531
Montroß 532
Montucci —
Monument, ſ. Denkmale. 533
Monvel —
Monza —
Moor —
Moore (John) —
— (Sir John) —
— (Thomas) 536
Mooſe —
Morabiten —
Moraſpiel —
Moral 537
Morales 538
Moraliſch —
Moralität, ſ. Moral. 539
Moraltheologie —
Moratorium —
Morbona —
Mord —
Mordant 541
Mordſchlag —
More —
Morea 542
Moreau (Maler) 543

Moreau (Jean Victor) Seite 543
Morellet 548
Morelli —
Morelos 549
Mören, Moiren, ſ. Parzen. 550
Moreri —
Moresken, Arabesken, ſ. Grotesken. —
Moreto —
Morgagni 552
Morgan —
Morgana, ſ. Fata Morgana. —
Morganatiſche Ehe —
Morgarten —
Morgen (Gegend) 553
Morgen (Feldmaß) —
Morgengabe 554
Morgenröthe —
Morgenſtern 555
Morgenweite —
Morghen —
Morhof 556
Morillo —
Möris, ſ. Aegypten. 557
Moriskos, ſ. Mauren. —
Moritz (Churf. v. Sachſen) —
Moritz (Fürſt v. Anhalt Deſſau) 558
Moritz (Graf von Sachſen) —
Moritz von Naſſau 561
Moritz (Carl Philipp) 562
Moritzburg 563
Morlachen, ſ. Dalmatien. 564
Mornay —
Morpheus —
Morriſon 565
Mörſer —
Mortalität —
Mortier —
Mortificiren 566
Mortuarium —
Morus (Sir Thomas) —
Morus (Sam. Fried. Nathanael) 567
Moſaik 569
Moſaiſche Religion, ſ. Moſes. 570
Moſaiſches Recht —
Moſaisk —
Moſambique 572
Moscati —
Moſchee —
Moſcheroſch 573
Moſchus (Dichter) 574
Moſchus oder Biſam —
Moscovade, ſ. Zucker. —
Moſel Seite 574
Moſer 575
Möſer 577
Moſes 579
Moſes Mendelsſohn 584
Mosheim 586
Möſien —
Moskau 587
Moskiten 592
Moslemin —
Moſt —
Moſtowski —
Motette 593
Motion —
Motiv —
Motte (Gräfin de la), ſ. Lamethe. —
Motus proprius —
Mounier —
Mouradja d'Ohſſon 594
Mousquete, Mousquetier, ſ. Muskete. 595
Mousqueton —
Mouſſeline —
Mouſſons, ſ. Monſoons. —
Mouſſon —
Moxa —
Mozambik 596
Mozaraber —
Mozart (Leopold) —
Mozart (Johannes Chryſoſtomus Wolfgang Amadeus 597
Mucius Scävola 601
Mücken 602
Müffling 603
Mufti —
Muggendorf 604
Muhamed, Muhamedaner, ſ. Mahomet. —
Mühlberg —
Mühlen —
Mühlſteine 606
Mulatten —
Müller (Carl Wilhelm) —
— (Johannes von) 607
— (Johann Gottwerth) 618
— (Johann Gotthard von) 619
— (Joh. Friedr. Wilhelm) —
— (Friedrich) 621
— (Adam) —
— (Adam) der Prophet 623
Müllner 624
Multipliciren 626
Mumien —
Mumme 627

Mummius Seite 627
München —
Münchhauſen 630
Mund 631
Mündigkeit, ſ. Majorennität u. Minorennität. —
Municipal, Municipalitäten —
Municipien 632
Munition —
Münnich —
Muñoz 633
Münſter (Hochſtift) 634
Münſter (Stadt) 636
Münſter-Meinhövel 637
Münſter (Strasburger) 638
Münſterſcher Friede, ſ. Friedensſchlüſſe. 639
Münter —
Münzbedarf 641
Münze 642
Münzen, ſ. Münzkunde. 645
Münzer —
Münzfuß 647
Münzkunde 649
Münzreduction, ſ. Devalvation. 652
Münzregal —
Münzſtätte —
Münzumlauf —
Münzwardein 655
Murat —
Muratori 657
Murcia —
Muret —
Murias 658
Murillos —
Murky 659
Murmelthier —
Murner —
Murphy 660
Murr —
Murrhiniſche oder Murrheniſche Gefäße 661
Murten —
Muſagetes 663
Muſaiſche Malerei, ſ. Moſaik. —
Muſäos —
Muſäus —
Muscateller 664
Muscatennuß —
Muſcheln, ſ. Schalthiere. 665
Muſchenbroeck —
Muſelmann, ſ. Moslemin. —
Muſen —
Muſette 667
Muſeum Seite 667
Muſik 669
Muſik (Geſchichte der) 673
Muſikaliſche Automate, ſ. Automate und Kaufmann (J. G. und F.) —
Muſikaliſche Malerei 679
Muſivgold 680
Muſiviſche Arbeit, ſ. Moſaik. —
Muskeln —
Muskete 681
Musketon, ſ. Mousqueton. 682
Muſſeline, ſ. Mouſſeline. —
Mustag —
Muſtapha Bairaktar —
Muſtoxidi —
Muth —
Muthen 683
Mutiren —
Mutter —
Mutterkirche, ſ. Filial. —
Mutterlauge —
Muttermahle —
Mutuum, ſ. Darlehn. 684
Mycenä —
Mylitta —
Myologie, ſ. Anatomie. —
Myops, ſ. Kurzſichtig. —
Myriade —
Myriagramm, Myrialiter, Myriameter, ſ. Franzöſiſches Decimalſyſtem. —
Myrmidonen —
Myrrha —
Myrte 685
Myſien —
Myſore —
Myſtagog —
Myſterien —
Myſticismus 686
Myſtificiren 687
Mythen, Mythologie —

N 691
Nabe —
Nabis —
Nabob —
Nabonaſſar —
Nachahmung 692
Nachdruck —
Nachdrucker 693
Nachſchlag 695
Nachſteuer —

Nacht (in der Aſtronomie) Seite 695
Nacht (in der Mythologie) —
Nachtfalter, ſ. Schmetterlinge. 696
Nachtgleiche, ſ. Aequinoctium. —
Nachtgleichepuncte, ſ. Aſtronomie —
Nachtigall —
Nachtrab, ſ. Arrieregarde. —
Nachtſchatten —
Nachtſtücke —
Nachtvögel, ſ. Schmetterlinge. —
Nachtwandler, ſ. Mondſüchtig. —
Nackres —
Nadel (kalte), ſ. Kupferſtecherkunſt. 697
Nadelholz —
Nadeln —
Nadir —
Nadir Schah, ſ. Kulichan. 698
Nägelein, ſ. Gewürznelken. —
Nagelflühe —
Nagelklavier —
Näherrecht, ſ. Retractrecht. —
Nahl —
Nahrungsmittel —
Nahum 701
Najaden 702
Naiv, Naivetät —
Näke 704
Namur 705
Nancy —
Nangaſaki 706
Nänie, Nänia 707
Nankin —
Nanking —
Nannini —
Nantes 708
Napäen, ſ. Nymphen. —
Naphtha —
Napier oder Näper 709
Napoleon, ſ. Bouonaparte (Napoleon). —
Narbonne —
Narciſſe 710
Narciſſus —
Nardini 711
Narkotiſch —
Narr —
Narrenfeſt 712
Narrenkappe, Narrenkolben, ſ. Hofnarren. 713
Narrenſchiff, ſ. Brant (Sebaſtian). —
Narſes Seite 713
Naruszewicz 714
Narwa —
Naſe 715
Nashorn, Rhinoceros —
Naſſau —
Nation 717
Nationalbewaffnung, ſ. Landwehr. 721
Nationalbildung —
Nationalconvent, ſ. Frankreich. 723
Nationalfeſte —
Nationalgarden 724
Nationalgeld 726
Nationalgüter —
Nationalhypothekenbank 728
Nationalinſtitut, ſ. Inſtitut. 730
Nationalkapital —
Nationalmünze —
Nationalökonomie 731
Nationalreichthum, ſ. Nationalkapital —
Nationalſchuld 740
Nationaltheater 742
Nationalvermögen —
Nationalverſammlung, ſ. Frankreich. —
Nativitätſtellen, ſ. Horoſcop. —
Natolien —
Natrum —
Natter 743
Natur —
Naturalien, Naturaliencabinet 746
Naturaliſiren 748
Naturalismus —
Naturaliſt, ſ. Naturalismus und Naturdichter. 749
Naturbeſchreibung, ſ. Naturgeſchichte. —
Naturdichter —
Naturell 752
Naturforſchung, ſ. Naturgeſetze. —
Naturgeſchichte —
Naturgeſetze 753
Naturlehre 758
Natürliche Magie, ſ. Magie. —
Natürliches Recht, ſ. Naturrecht. —
Natürliche Religion, Natürliche Theologie, ſ. Religion, Religionsphiloſophie und Phyſicotheologie. 759
Naturphiloſophie —

Naturrecht Seite 759
Naturreiche, ſ. Naturgeſchichte. 761
Naturſtand —
Naubert 762
Naumachie 763
Naumann —
Naumburg 765
Nautik, ſ. Schifffahrtskunde. 766
Navarra —
Navigationsacte —
Naxos 768
Nazarener 769
Nazareth —
Neapel, Königreich, ſ. Sicilien (Königreich beider). —
Neapel, Statt und Umgebung —
Nebel 775
Nebelſterne, Nebelflecke —
Nebenſonnen, Nebenmonde —
Nebenwohner 776
Nebukadnezar —
Necho oder Neko —
Neckar —
Neckarweine —
Necker (Jacques) —
Necker (Suſanne) 780
Neeſe 781
Neefs —
Neer —
Negativ —
Neger 782
Nehemia 784
Neigung in mathematiſcher Bedeutung, ſ. Inclination. 785
Neigung. —
Neigung der Magnetnadel, ſ. Magnetnadel. —
Neipperg —
Neiſſe 786
Neïth, Neïtha —
Nekrolog, Nekrologie 787
Nekromantie —
Nektar 788
Neleus —
Nelken —
Nelſon —
Nemeiſcher Löwe, ſ. Hercules und den folg. Art. 793
Nemeiſche Spiele —
Nemeſis 794
Nenndorf —
Nenner 795
Nennwerth, ſ. Nominalwerth. —
Neologie —
Neoptolemus, ſ. Pyrrhus. Seite 796
Nepaul oder Nepal —
Nepenthe 797
Nephele, ſ. Athamas. —
Nephthys —
Nepomuk —
Nepos, ſ. Cornelius Nepos. 798
Nepotismus —
Neptun —
Neptuniſten 799
Nereus —
Nereiden 800
Nero —
Nerva 801
Nerven, Nervenſyſtem 802
Nervenkrankheiten 805
Neſſeln 807
Neſſelrode —
Neſſeltuch 808
Neſſus —
Neſtel, Neſtelknüpfen —
Neſter, indianiſche Vogelneſter 809
Neſtor (griechiſcher Held) —
Neſtor (ruſſ. Geſchichtſchreiber) —
Neſtorius, Neſtorianer, ſ. Secten, Syriſche Chriſten und Thomaschriſten. 810
Netſcher —
Nettelbeck 811
Netz —
Netzhaut, ſ. den vor. Art. und Auge und Nerven. —
Neu-Albion 812
Neubeck —
Neuberin —
Neu-Britannien —
Neu-Caledonien 813
Neu-Dietendorf 814
Neufchatel —
Neu-Foundland 815
Neu-Granada, ſ. Südamerica und Weſtindien. 816
Neugriechiſche Sprache —
Neu-Guinea 817
Neuhof 818
Neu Holland 819
Neujahrsgeſchenke 821
Neujahrswünſche —
Neukomm —
Neu-Mexiko, ſ. Mexiko. 822
Neumond, ſ. Mondphaſen. —
Neunaugen —
Neuplatoniker —
Neu-Schottland 824

Neu: Seeland Seite 825
Neuſiedler See 827
Neutraliſiren —
Neutralität 828
Neutralſalze, ſ. Mittelſalze. 829
Neuwied —
Neu: York 830
Nevrologie 831
Newa —
Newcaſtle 832
Newgate 833
Newmarket —
Newton —
Ney 835
Niagara 837
Nibelungenlied —
Nicäa 840
Nichols —
Nicholſon 841
Nichtigkeitsklage, ſ. Nullität. —
Nichtleiter, ſ. Electricität. —
Nickel oder Nickelmetall —
Nickhaut 842
Nicolai —
Nicolay 845
Nicolini —
Nicolo —
Nicomedes, ſ. Bithynien und Mithrid. 846
Nicot (Jean), ſ. Tabak. —
Niebuhr (Carſtens) —
Niebuhr (B. G.) 847
Niederdeutſch, ſ. Plattdeutſch. —
Niederlande —
Niederländiſche Schule 872
Niederländiſche Sprache, Literatur und Poeſie 875
Niederrhein 883
Niederſchlag —
Niemcewicz 884
Niemen —
Niemeyer —
Nieren 885
Nierenſteiner, ſ. Rheinweine. 887
Nieswurz —
Nießbrauch —
Nieſen —
Niethammer 888
Niflheim, ſ. Nordiſche Mythologie. 889
Niger —
Nikander 891
Nike —
Nikolaiten —
Nikomedes Seite 892
Nikopolis —
Nil —
Nilpferd 894
Nimbus —
Nimes 895
Nimrod 896
Nimwegen —
Ninive, ſ. Ninus. —
Ninon, ſ. Lenclos. —
Ninus —
Niobe 897
Niſche 899
Nitrum, ſ. Salpeter. —
Niveau, ſ. d. folg. Art. —
Nivelliren —
Nixen —
Nizza —
Noah 900
Noetianer, ſ. Secten. 901
Nollet —
Nomaden —
Nomen —
Nomenclator 902
Nominaldefinition —
Nominaliſten 903
Nominalwerth 904
Nominativ —
Non —
Nonä, ſ. Calender. —
Nonconformiſten —
None —
Nonjurors —
Nonne, ſ. Klöſter. —
Nonnotte —
Nonnus 905
Nonpareille —
Noot —
Nord, ſ. Norden. 906
Nordamerica —
Nordamericaniſche Freiſtaaten, Nordamericaniſcher Krieg, ſ. Vereinigte Staaten v. Nordamerica 910
Norden (Gegend) —
Norden (Friedrich Ludwig) —
Norderneier Seebad —
Nordhauſen 911
Nordiſche Mächte —
Nordiſche Mythologie —
Nordlicht 918
Nördlingen 919
Nordpol, ſ. Pol —
Nordpol: Expedition —

Nordpunct, ſ. Mitternacht. Seite 923
Nordſchein, ſ. Nordlicht. —
Nordſee, Nordmeer, ſ. Deutſches Meer. —
Nordſtern —
Nordwind, ſ. Wind u. Boreas. —
Noricum —
Norm —
Normaljahr —
Normalſchulen —
Normänner 924
Nornen, ſ. Nordiſche Mythologie. 925
North —
Northcote 929
Norwegen 930
Norwich 932
Noſairier —
Noſologie 933
Noſſa, ſ. Nordiſche Mythologie. —
Nöſſelt —
Noſtradamus 934
Notabeln —
Notarien 935
Noten 936
Notendruck 938
Notenſetzer, Notenſetzmaſchine —
Notenſtich, ſ. Notendruck. 939
Notenſyſtem, ſ. Noten. —
Nothrecht —
Nothlüge, ſ. Lüge. 940
Nothtaufe —
Nothwehr —
Notiren 941
Notizenſchreiber Seite 941
Notre le 942
Notre-Dame —
Nottingham —
Notturnos 943
Novalis, ſ. Hardenberg. —
Nova-Zembla —
Novatianer 944
Novation —
Novellen —
Noverre 945
Noviciat —
Novoſilzof 946
Nox —
Nubien —
Nudeln 947
Nugent —
Nukahiwa —
Nullität 948
Numa Pompilius —
Numantia 949
Numerale 950
Numerus, ſ. Proſa. —
Numidien —
Numismatik, ſ. Münzkunde. —
Nuntien —
Nürnberg 952
Nürnberger kurze Waaren 953
Nuß —
Nutkaſund 954
Nutznießung, ſ. Nießbrauch. —
Nyerup —
Nymphe, ſ. Inſecten. —
Nymphen —
Nymphenburg, ſ. München. 955